Junge Lieder.

Von

Wolfgang Müller.

Düſſeldorf,
Verlag von J. H. C. Schreiner.
1841.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Druck von J. Wolf.

Meinen Freunden

F. Freiligrath, C. Matzerath

und

K. Simrock

gewidmet.

Inhalt.

		Seite.
1.	Jubelnd ſitzen wir und trinken	1
2.	Der Sommerabend ſchauet	3
3.	Die gegenüber ſelig trunken	5
4.	Auf eines Berges Höhen	6
5.	Heraus, heraus, kommt aus dem Haus . .	8
6.	Es ſtreckt der Wald die Zweige ſo grün . .	11
7.	Du zeigſt herab von dieſen Höhen . . .	12
8.	Die Sonne, das ewige Himmelslicht . .	13
9.	O komm hervor, du holdes Bild . . .	15
10.	Wir ſind nicht hoch und ſtolz und reich . .	18
11.	Iſt der laute Tag verſchollen	20
12.	O klingender Frühling, du ſelige Zeit . .	22
13.	Wie wild die Wolken wallen	24
14.	Vater, Mutter, laßt das Klagen . . .	25
15.	Rauſche, wie der Schnee und Regen . .	26
16.	Wie ich jüngſt mit langem Kuſſe . . .	27
17.	Lautjubelnd durchwogte der Frühling die Au .	28
18.	Auf dem ſchwanken Kahne fuhren . . .	29
19.	Wie hat noch geſtern in fröhlichem Schein .	31
20.	Der Ocean liegt ſtill und groß und hehr . .	33
21.	Wir ſind krank und bleich geworden . .	34

		Seite.
22.	Im grünen Wald, im grünen Wald	35
23.	Wär mir bald der Tod beſchieden	37
24.	Ich kann es dir nicht ſagen	38
25.	Du in mir und ich in dir	40
26.	Wir wuchſen in demſelben Thal	42
27.	Auf die dunkle Erde ſenket	44
28.	Blüthenweiß beſtreuet ſchaute	46
29.	O welch ein öded leeres Land	47
30.	Mein Herz iſt am Rheine	49
31.	Es zieht herauf die ſtille Nacht	51
32.	Die Nacht iſt mir geweſen	52
33.	Nun iſt die holde Maienzeit	53
34.	Und nenn' ich im Leben	55
35.	Der Winter war ein Deſpot den Landen	58
36.	Es läuten die Glocken ihr volles Geläut	60
37.	Alter Zecher	62
38.	O danke nicht für dieſe Lieder	65
39.	Und reiten wir ins Gefild hinein	66
40.	Tief Blick in Blick, heiß Mund an Mund	68
41.	Auf des Berges höchſter Stelle	70
42.	Soldatenabſchied	71
43.	Den Zweig an den Hut	73
44.	Im fernen Weſten weileſt du	75
45.	Du lagſt in frühlingsgrünem Schein	77
46.	Haſt du von den Fiſcherkindern	78
47.	O könnt ich einmal dich als Roß	79
48.	Ich ruh nicht in den Nächten	81
49.	Wie fließt die Luft ſo lind und lau	83
50.	Handwerksburſch	85

		Seite
51.	Wer will nach Zahl, wer will nach Zeit	87
52.	Mädchenlieder	89
53.	Es furcht das Schiff in ſtolzer Pracht	94
54.	Alle laßt uns in den Kreis	96
55.	Die Haide iſt braun, einſt blühte ſie roth.	98
56.	Die Luft ſo ſtill und der Wald ſo ſtumm	100
57.	Ach, eine dunkle Blume iſt mein Herz	101
58.	Das iſt die Stadt, ſo wie vor Zeit	102
59.	Die ſtolzen Berge ſtrecken	104
60.	Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein	105
61.	Ich wandle am gelben Strand	107
62.	Seemann	108
63.	Den Berg umglüht ein Sonnenſtrahl	111
64.	Iſt das des Schenken geprieſen Haus	112
65.	Brütet nur ob meinen Liedern	113
66.	Auf tummle dich Hengſt	114
67.	Im Weſten und im Oſten	117
68.	Der ſteife Himmel liegt tiefſommerblau	119
69.	O Liebesſegen	120
70.	Auf, preiſt den Rhein, den Rhein im Wein	123

Junge Lieder.

I.

Jubelnd ſitzen wir und trinken
In den duft'gen Rebenlauben,
Voller Ahnung reifend blinken
Ueber uns die goldnen Trauben.

Und die warme Sommerſonne
Strahlt vom blauen Himmelsdome,
Strahlet ob der Laube Wonne,
Ob den Landen, ob dem Strome.

Und die Berge heben prächtig
Ihre rebengrünen Kronen,
Graue Felſen ſtarren mächtig,
Drauf die alten Burgen thronen.

Wie im Selbſtbewußtſein ſpiegeln
Sich die Lande in dem Rheine,
Mit den Thälern, mit den Hügeln
Wogt er fort in blauem Scheine.

Aber Berg und Burg und Laube
Und des Rheines tiefe Fluthen
Spiegelt nur der Sohn der Traube
In des Römers goldnen Gluten.

Klare, lichte Bilder blühen
In dem Spiegel dieſer Becher,
Aber doppelt fröhlich glühen
Drin die jugendmuth'gen Zecher.

II.

Der Sommerabend ſchauet
So ſtill aufs Erdenreich,
Tiefer der Himmel blauet,
Des Weſtens Roth wird bleich.

An den Bergen verglühet
Der goldne Abendſchein,
Stillheimlich rauſchend ziehet
Unten der tiefe Rhein.

Es duften Reben und Roſen
Um das freundliche Haus,
Liebliche Mädchen koſen
Von dem Balkon heraus.

Sie ringen und umſchlingen
Sich ſcherzend in ſüßem Spiel,
Saiten und Lieder erklingen;
Ich ſinne und träume viel.

Ich wandle auf und nieder
In ſüßem ſeligem Traum,
Verklungen ſind längſt die Lieder,
Ich weiß es ſelber kaum.

Und wie ich erwache, dunkelt
So groß mich an die Nacht,
Der Himmel, ſternendurchfunkelt,
Die Berge in ruhiger Pracht.

III.

Dir gegenüber ſelig trunken
Sitz ich träumend manche Stunde,
Du mit lächelnd ſüßem Munde
Fragſt, warum ich ſo verſunken?

Ach in deinen tiefen blauen
Lieben Augen liegt mein Sinnen,
Zu erſchauen wähn' ich drinnen
Helle blüh'nde Himmelsauen.

Drin iſt mir die Luſt gewähret,
Mich zu ſehn im eignen Bilde;
Zu verſöhnter ſtiller Milde
Hat dein Blick mich hold verklaret.

IV.

Auf eines Berges Höhen,
Da ſteh ich hingebannt,
So weit die Blicke gehen,
Liegt abendſtill das Land,
Des Himmels Wölbung blinket
In tiefem dunkelm Blau;
Wie eine Kirche dünket
Mich jetzt der Weltenbau.

Hochroth in Purpur blühet
Der Weſten wunderbar,
Im Weltentempel glühet
Er wie ein Hochaltar,
Es ſtrahlt uns draus entgegen
Die Sonn' im Untergang,
Sie winkt den Abendſegen
Das weite Land entlang.

In Stadt und Dörfern klingen
Die Glocken vollen Klang,
Auf leiſen hellen Schwingen
Verhallt der ſüße Sang,
Da ziehn am Himmelsbogen
Gewalt'ge Wolken um,
Von Schatten wird umzogen
Des Altars Heiligthum.

Dann ſchweigt es in den Lüften,
Des Weſtens Roth vergeht,
Von ſüßen Blumendüften
Nur ſieh ich rings umweht;
Der ſchöne Tag verglühte,
Doch meiner Seele nicht:
Heim geh ich, im Gemüthe
Voll Fülle, Segen, Licht.

V.

Heraus, heraus, kommt aus dem Haus,
Zu ſchwärmen unbefangen!
Das Jahr iſt voll, des Herbſtes Zoll,
Wir wollen ihn empfangen,
Er rauſcht mit Klang und mit Geſang,
Er glänzt im Sonnenſtrahle,
Sein Ueberfluß lockt zum Genuß
Hinaus in Berg und Thale!

Dort haltet an mit euerm Kahn,
O nehmt mich mit Geſellen!
Die Wimpel wehn, die Ruder gehn,
Fort auf den grünen Wellen!
Die Waſſerbahn hinauf, hinan,
Voll blähn die Segelflügel,
O dort zum Strand, o dort zum Land,
An jenen Rebenhügel!

Da ziehn ſie hin in hellem Sinn
Mit Körben und mit Tonnen,
Und jed' Gemüth iſt froh erglüht
Zu vollen Aerndtewonnen.
O laßt mich ein in eure Reihn,
Winzer und Winzerinnen!
Ich habe Muth und friſches Blut,
O laßt mich mit euch winnen!

Die Traube lacht in ſchwerer Pracht,
Augen und Herz zu weiden;
An deiner Seit', du ſüße Maid,
Laß mich die Traube ſchneiden!
Da binden ſich ſo wonniglich
Gefühle, Worte, Lieder,
Vom Aug ein Gruß, vom Mund ein Kuß,
O nimm, o gieb ſie wieder!

Im Rebenkranz nun komm zum Tanz!
Flöten und Geigen klingen,
Vom Lichterſtrahl erglänzt der Saal,
Laß uns den Reigen ſchwingen!

Der Becher blinkt, der Zecher trinkt
Den goldnen Wein vom Rheine;
Thu mir Beſcheid, du ſüße Maid:
Ich Deiner und du Meine!

Nun Arm in Arm, umſchlungen warm,
Laß uns die Nacht genießen!
Rings Feuer glüh'n, Raketen ſprühn,
O hör ſie jauchzen, ſchießen!
Allüberall nur Freudenſchall!
O ſelge volle Stunde!
Der Himmel zeigt ſich hold geneigt
Rings unſerm jungen Bunde.

Heraus, heraus, kommt aus dem Haus,
Zu ſchwärmen unbefangen!
Das Jahr iſt voll, des Herbſtes Zoll,
Wir wollen ihn empfangen!
O Rebenblut in goldner Fluth
Hat ſprudelnd er gegeben,
Und meiner Bruſt Zier, Segen, Luſt:
Ein ſelges Liebeleben.

VI.

Es ſtreckt der Wald die Zweige ſo grün
In den blauen Frühlingsmorgen,
Die Gipfel in duftigem Lichte blühn,
Die Stämme im Schatten geborgen.

Da ſprengen die luſtigen Reiter herein,
Die flatternden Fähnlein fliegen,
Es ſchmettern der Hörner Lieder darein,
Die klingend im Walde ſich wiegen.

Und wie es wallt, und wie es ſchallt
In brauſendem Jugendgefluthe,
O du ſtolzer, grünender Frühlingswald,
So waldgrün wird mir zu Muthe!

VII.

Du zeigſt herab von dieſen Höhen
Mir Berge, Thäler, Wälder, Auen;
Mein Lieb, ſoll ich das Bild verſtehen,
Laß mich in deinem Aug es ſchauen.

Stets irdiſch bleiben Thal und Hügel,
Beſtrahlt ſie auch die hellſte Sonne,
In deines Auges Zauberſpiegel
Glänzt Alles mir in Himmelswonne.

VIII.

Die Sonne, das ewige Himmelslicht,
Sie iſt des Tages Königin,
Und wollt ihr's ſehn mit eignem Geſicht,
Geht Morgens in die Berge hin.

Wenn an des Himmels fernſtem Rand
Der erſte Purpurſtreif ſich zeigt,
Da geht ein Morgenwind durchs Land,
Der Alles draußen ſchüttelt und neigt.

Und von des Weckers leiſem Stoß
Wird die Natur auf einmal wach,
Die Blumen machen die Augen groß
Und waſchen mit Thau ſich allgemach.

Die Bäume ſchütteln ihr Gezweig
Und putzen ſich auf grüner Au,
Und ſtellen ſich ſo farbenreich,
So jugendfriſch und hell zur Schau.

Da regen ſich auch die Vögelein
Und üben in luſtigen Tönen ſich,
Als wollten ſie die beſten ſein,
Zu empfangen die Sonne feierlich.

Und ſelbſt die Flüſſe, das ganze Land
Will zeigen ſich im Feierkleid,
Und mit der Nebel ſilbernem Band
Umſchlingt und ſchmückt es ſich weit und breit.

Sie kommt und ſchaut die Feier an
Und lächelt ſtill auf Alles hin,
Und Alles freuet ſtill ſich dann
Und ſpricht: das iſt die Königin.

IX.

O komm hervor, du holdes Bild,
Aus meines Herzens Schreine:
Es war am Ruder, wo ich ſtand,
Die ſchönſte Nacht am Rheine,
In klarer Tiefe floß der Strom,
Die Luft in Balſamreine,
Und ringsum lagen Berg und Thal
Dämmrig im Mondenſcheine.

Und vor mir klang im ſchlanken Kahn
Ein friſches Jugendleben,
Jedwedes Haupt war jugendlich
Umkränzt mit Sommerreben,
Den Jünglingen ſchwoll hoch die Bruſt
In frohem muthgem Streben,
Die Mädchen ſaßen ahnungsvoll
In jungfräulichem Beben.

Und mächtig hob der goldne Wein
Die Luſt der ſelgen Stunde,
Die ſchönſte vollſte Roſe ſchwamm
Duftend im Bechers Grunde.
Vom Herzen löſte ſich das Lied
Und quoll aus jedem Munde,
Und rief die tiefſte Seele wach
Dem holden jungen Bunde.

Da ward mit friſchem freiem Muth
Manch frohes Wort geboren,
Rings ſaßen Jünglinge, die warm
Als Freunde ſich erkoren,
Hier flüſterte ein Liebespaar
In ſich ſo ganz verloren,
Dort ward geheimnißhold und ſüß
Ein neuer Bund beſchworen.

Und feierlich lag rings Natur
In großem ernſtem Schweigen,
Sie wollte höher im Gebirg,
Tiefer im Strome ſich zeigen,

Es war, als wollt zu unſrer Luſt
Sich lauſchend Alles neigen:
O, Jugend, Liebe, Freundſchaft war
So hold und ſchön uns eigen.

X.

Wir ſind nicht hoch und ſtolz und reich,
Wie mancher andre Mann;
Im Sinne ſind wir alle gleich,
Jedweder Unterthan.
Frei lieben wir das Vaterland
Frei lieben wir den Thron;
Dem Vaterland gilt nur ein Stand:
Bürger iſt jeder Sohn.

Behaltet Wappen und Geſchlecht,
Der Namen hohen Schall,
Doch fordert nicht ein größer Recht,
Als wie wir andern all;
Ihr thut nicht mehr mit Herz und Hand,
Wie wir für Reich und Kron;
Dem Vaterland gilt nur ein Stand:
Bürger iſt jeder Sohn.

Ihr Bauern kommt, ihr ſteht uns an,
Ihr pfleget Brod und Wein;
Wer ſäen und wer ärndten kann,
Soll uns Genoſſe ſein.
Ihr ſchafft wie wir in gleichem Band;
So theilt auch gleichen Lohn;
Dem Vaterland gilt nur ein Stand:
Bürger iſt jeder Sohn.

Und alle Namen ſind uns Schall,
Arm, niedrig, hoch und reich;
Wir nähren, lehren, wehren all,
So ſind wir alle gleich,
So bilden wir das Vaterland,
So dienen wir dem Thron;
Dem Vaterland gilt nur ein Stand:
Bürger iſt jeder Sohn.

XI.

Iſt der laute Tag verſchollen
Mit des Lebens lauten Fluthen,
Schaut ins Land der ſtille Abend,
Wie mit Heilgenſcheinesgluten.

Aus den Städten, aus den Dörfern
Klingen Vesperglocken nieder,
Singen für die müden Menſchen,
Für die Erde Schlummerlieder.

Und der Dämmrung Silberſchleier
Steiget aus des Rheines Spiegel,
Windet ſich durch Bergesſchluchten
Um die blühnden Rebenhügel.

Nur die ſtolzen Siebenberge
Glühn im rothen Abendſtrahle,
Und erglühend glänzen größer
Stolzer ſie in alle Thale.

Schönes Land, du Land der Heimath,
Meiner trauten, lieben, süßen,
Nur vorüberfahrend kann ich
Dich aus vollem Herzen grüßen.

XII.

O klingender Frühling, du ſelige Zeit!
Und biſt du vorüber, uns thut es nicht leid:
Wir liebten uns geſtern, wir lieben uns heut,
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut!

Einſt holten wir Burſche die Birke voll Muth
Und zogen zum Dorfe, die Maien am Hut;
Da traten die Mädchen aus jeglichem Haus,
Mir lachteſt du, Herzlieb, verſtohlen heraus.

Das Feſt ging vorüber, da gabſt du zur Stund'
Die Hand mir zum Drucke, zum Kuß mir den Mund;
Mein warſt du, o Schatz, und, o Schatz, ich war dein:
Wir wollten verbunden in Ewigkeit ſein.

Und ſieh, nicht umſonſt ſtand die Roſ' auf der Haid',
Ich brachte den Strauß dir, du wonnige Maid,
Wir theilten zur Aerndte den Tanz und das Lied,
Wir ſchnitten die Trauben und wurden's nicht müd.

Jetzt ſtürmet der Winter ſo kalt durch die Welt,
Wir können nicht jubeln durch Berge und Feld,
Wir ſitzen zu Hauſe, Ein Herz und Ein Sinn;
Im Herzen iſt Sommer, blüht Liebe darin.

O klingender Frühling, du ſelige Zeit,
Und kehrſt du, für ewig vereint ſind wir beid:
Wir liebten uns geſtern, wir lieben uns heut,
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut!

XIII.

Wie wild die Wolken wallen,
Wie jagt der Sturm hinein,
Horch, Regenſchauer fallen
Und Schloſſen zwiſchendrein!
Ich höre rings beklagen
Solch Wetter, ſolchen Wind,
Ich kann es gut ertragen,
Weils Frühlingsboten ſind.

Erſt ſäubert ſtets der Regen
Der Erde düſter Haus,
Die luſt'gen Stürme fegen
Den alten Winter draus;
Mit ſanften lauen Lüften,
Mit goldnem Sonnenſchein,
Mit Liedern, Blumen, Düften
Tritt dann der Lenz herein.

XIV.

Vater, Mutter, laßt das Klagen,
Laßt die Thränen, Schweſter, Brüder!
Auch die Freunde; ach, ſie ſchlagen
Traurig ihre Augen nieder.

Wollt' ich klagen, wollt' ich weinen,
Wie viel Thränen müßten fallen!
Ihr doch ſcheidet nur von Einem,
Und ich ſcheide von euch Allen.

XV.

Lauſche, wie der Schnee und Regen
Durch die Winterfelder geht,
All der heitre Sommerſegen
Iſt in Berg und Thal verweht;
Aber manche Blüthendolde
Seh ich dir am Buſen glühn,
Sprich, ich welchem Garten, Holde,
Läßt du dieſe Blumen blühn?

Doch du ſchweigeſt, ſtill und ſinnig,
Senkeſt ſcheu den Blick zur Bruſt;
Wohl die Liebe ſchmückte innig
Dich mit dieſer Blumenluſt.
Holde Zier — voll Sinn erleſen
In der kalten Winterzeit;
Aber ſchöner ſchmückt dein Weſen
Deine Liebeſeligkeit.

XVI.

Wie ich jüngſt mit langem Kuſſe
Mich aus deinen Armen wand,
Sah ich eine helle Thräne,
Die im treuen Blick dir ſtand.

Und ſie fiel in meine Seele,
Schwoll empor zum vollen See,
Schwoll zum Ocean von lauter
Liebesluſt und Liebesweh.

XVII.

Lautjubelnd durchwogte der Frühling die Au
In Sängen und Blüthen und Sonnenſchein,
Fern lag die Berge in duftigem Blau,
Leicht flogen die Wolken, ſtolz rauſchte der Rhein.

Die Lerche ſang in den Lüften hoch,
Wildblühende Blumen ſtanden umher,
Und Schmetterling, Biene und Käfer flog;
Rings ſchwoll ein jubelndes Wonnemeer.

In duftender Wieſe war's, wo ich lag,
Dort unter des Apfelbaums blühender Pracht,
Ich ſah in den blauenden Frühlingstag
Und ſelber nicht weiß ich es, was ich gedacht.

XVIII.

Auf dem ſchlanken Kahne fuhren
Luſtig wir hinab den Rhein,
Thal und Berg und Burg erglänzten
Blau im duftgen Morgenſchein.

An den Ufern Thürm' und Städte,
Blitzend ſchien die Sonne drauf,
Bunte, ſonntagsfrohe Menſchen
Grüßten jauchzend unſern Lauf.

Auf dem Decke klangen Lieder,
Jubelnd kreiſte der Pokal,
Froh dem Augenblick ergeben,
Dachte keiner ſeiner Qual.

Alle hatten ſich gefunden
In dem ſüßen frohen Spiel,
Auf der Fluthen Strömung lauſchend
Stand ich einſam an dem Kiel.

Wolken, Vögel ſah ich fliegen
Durch des Himmels blaue Pracht,
Und ich hab in weicher Sehnſucht
Deiner, fernes Lieb, gedacht.

XIX.

Wie hat noch geſtern in fröhlichem Schein
Der Himmel gefunkelt, die Erde gelacht,
Ueber Nacht da brach ein Froſt herein,
Hat Himmel und Erde düſter gemacht.
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Hat Himmel und Erde düſter gemacht.

An der Linde geſtern da nennt ich ſie mein,
O innig umſchlungen, o grün überdacht,
Ueber Nacht da brach ein Froſt herein,
Heut hab ich die Stunden mit Warten verbracht.
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Heut hab ich die Stunden mit Warten verbracht.

Ich gab ihr gestern die Rose rein,
Sie war von Düften und Farben entfacht,
Ueber Nacht da brach ein Frost herein,
Heut finde ich Dornen statt blühender Pracht.
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Heut finde ich Dornen statt blühender Pracht.

O gestern die Schwüre: du mein, ich dein!
O ewiger Treue fesselnde Macht!
Ueber Nacht da brach ein Frost herein,
Vorbei! — o nimm dich vor Liebe in Acht!
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Vorbei! — o nimm dich vor Liebe in Acht!

XX.

Der Ocean liegt ſtill und groß und hehr,
Die Sonne ſinkt in die kriſtallnen Fluten;
Da baut ſich eine Brücke übers Meer
Aus lichten Strahlen und aus goldnen Gluten.

Hinüber zieht gedankentief mein Sinn,
Den ſüße Mährchenträume ſelig wiegen:
Mir wird, ich ſäh im Lichtglanz fernehin
Mit goldnem Strand die ſelgen Inſeln liegen.

XXI.

Wir ſind bleich und krank geworden,
Seit wir ſo geſchieden leben,
Doch begegnend glühn wir beide,
Wagen nicht das Haupt zu heben.

Ach, begegnend jezuweilen,
Glühen Augen uns und Wangen,
Blühn die Lippen, wie vor Zeiten,
Als wir liebend uns umfangen.

In der Glut, ach, ſcheint nur wieder
Alte längſtverlorne Liebe,
Aus dem Herzen in das Antlitz
Steiget ſie geſpenſtiſch trübe.

XXII.

Im grünen Wald, im grünen Wald,
Da mag ich gerne ſchweifen,
Und durch die Eichen und Buchen bald,
Bald durch die Tannen ſtreifen.

Das iſt ein friſches Rieſengeſchlecht,
Es ſind meine Freunde, die Bäume,
Und daß ſie mich lieben von Herzen recht,
Sind keine thörichten Träume.

Sie ſtrecken die grünen Hände hervor,
Wenn ich im Wald erſcheine,
Sie wiegen mich in den Armen empor
Zu friſcher Lüfte Reine.

Da wird mir ſo heimlich, ſo wohl zu Muth,
Als wollten mich Mährchen umdüſtern,
Und wieder ſchwillt und quillt mein Blut,
Derweil die Bäume flüſtern.

Sie ſagen mir, daß ſie Boden ſchaun
Das kriechende Volk der Zwerge,
Wie ſie von Demanten und Gold erbaun
Der Erde Thäler und Berge.

Sie ſagen, daß ſie den Himmel ſehn
Mit ihrer Kronen Wipfel,
Und daß für die weite Erde wehn
Als Freiheitfahnen die Gipfel.

XXIII.

Wär mir bald der Tod beſchieden,
Jetzt im Lenze möcht' ich ſterben,
Um ein Grab mir ſtill zufrieden
In der Frühlingserde zu erwerben.

Alle Lieder, die von Liebe
Und von Lenz durch's Herz mir weben,
Würden dann als Blumentriebe
Noch aus meinem Grabe ſtill erſtehen.

XXIV.

Ich kann es dir nicht ſagen,
Wie ich ſo verloren bin,
Mein Herz iſt mir zerſchlagen,
Zerriſſen iſt mein Sinn:
Ich bin ſo krank und trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Am blauen Himmel ziehen
Die Wolken luftig hin,
Im Feld die Bäume blühen,
Die Saaten grünen drin;
Ich ſeh hinüber ſo trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Die Lüfte füllt ein Klingen,
Die Vögeln jubeln drin,
Blühende Jungfraun ſingen
Durch helle Gärten hin:

Ich lauſche hinaus ſo trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

O Lenz, dich grüßt das Leben
Durch Erd' und Himmel hin;
Was ſoll ich Armer geben?
Der Schmerz iſt mein Gewinn:
Ich traure krank und trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Ich kann es dir nicht ſagen,
Wie ich ſo verloren bin,
Mein Herz iſt mir zerſchlagen,
Zerriſſen iſt mein Sinn:
Ich bin ſo krank ſo trübe,
Dahin iſt meine Liebe,
Mein Leben iſt dahin!

XXV.

Du in mir und ich in dir,
Beide feſt im Einen,
Freundſchaft will auf Erden mir
Doch das Schönſte ſcheinen.
Hand in Hand und Bruſt an Bruſt,
Innig treu ergeben,
Wandeln wir in Leid und Luſt
Durch das junge Leben.

Auf dieſelbe helle Spur
Zogen gleiche Triebe,
O, zum Leben, zur Natur
Gleichgeſinnte Liebe.
Lernend und genießend band
Uns daſſelbe Streben,
In Gedanken, Thaten fand
Jeder rechtes Leben.

Gerne haben wir geweilt
Stets bei allem Guten,
Frohe Lieder gern getheilt,
Goldne Weinesgluten,
Lieb als liebſtes Lebenspfand
War uns immer theuer,
Für das freie Vaterland
Glühten wir voll Feuer.

Alles hat der Freundſchaft Sinn
Schöner uns gegeben,
Freund, ſo laß uns immerhin
Wandern durch das Leben,
Du in mir und ich in dir,
Beide feſt im Einen:
Freundſchaft will auf Erden mir
Doch das Schönſte ſcheinen.

XXVI.

Wir wuchſen in demſelben Thal,
Wir wohnten nahe Haus bei Haus,
Wir ſuchten uns vieltauſendmal
Und fanden uns Tag ein Tag aus.

Gebet und Mährchen, Lied und Spiel,
Das Alles lernten wir vereint,
Wir lachten und wir jauchzten viel
Und haben oft auch ſtill geweint.

Ich wuchs zum Jüngling, du zur Maid,
Wir träumten noch denſelben Traum
Und ſuchten treu wie allezeit
Den Sitz am lang umſpielten Baum.

Dort ruhten wir am Abend oft,
So voll, ſo warm, ſo reich die Bruſt,
Wie ward geahnt, wie ward gehofft
In flüſternd liebeſelger Luſt!

Wir wurden dennoch liebemüd
Und zogen beide ferne fort;
O du verglühest tief im Süd,
Und ich vereiſe hoch im Nord.

Was trieb uns über Meer und Land?
Wir wiſſens nicht und glühn vor Scham—
Du fehleſt mir, ich fehle dir,
Und beide welken wir vor Gram.

XXVII.

Auf die dunkle Erde ſenket
Sich die Chriſtnacht groß hernieder,
Und ich geh, verhüllt im Mantel,
Durch die Straßen auf und nieder.

Kerzenreiche Weinachtsbäume
Seh' ich in den Zimmern ſtehen,
Und an einem hellen Fenſter
Kann ich nicht vorübergehen.

O, wie jauchzen rings die Kinder
In dem Glanz der hellen Kerzen!
Und wie freuen ſich die Aeltern!
Jubelvoll ſind alle Herzen.

An des Vaterhauſes Freuden
Denk' ich, während ſtill ich kehre,
Leiſe zieht es durch die Seele:
Wenn ich doch ein Kind noch wäre.

Tolle Wünſche! — Sind es Thränen,
Die mir aus dem Aug gebrochen? —
Ach ein Kind bin ich geworden,
Eh der Wunſch noch ausgeſprochen.

XXVIII.

Blüthenweiß beſtreuet ſchaute
Durch das Fenſter ich die Erde,
Drüber hell der Himmel blaute.
Iſts der Frühling, welcher kehrte?
Ach ein Reif wars; in der Sonne
Warmem Strahl iſt er verſchwommen,
Und beklommen
Dacht ich an vergangnen Frühlings Wonne.

Schöne Zeiten ſteigen nieder,
Helle Blicke, heiße Küſſe,
Süß umſchlungen ruhn wir wieder.
Sinds der Liebe alte Grüße?
Ach ein Traum wars, den der Sonne
Früher Strahl hinweggenommen,
Und beklommen
Dacht ich an vergangner Liebe Wonne.

XXIX.

O welch ein ödes leeres Land!
Kein Berg, kein Thal, ein dürrer Sand,
Nicht Roſen und nicht Eichen!
Der Lenz iſt da, ich kenn ihn nicht;
Der Erd, des Himmels Angeſicht,
Hier trägt es andre Zeichen.

O welche kalte ſtolze Schaar,
Der Liebe fremd, des Glaubens bar,
Voll Zweifel und voll Rügen!
Sie prahlen mit Verſtand und Herz,
Doch kann ich mich in ihren Scherz,
In ihren Ernſt nicht fügen.

Wie ſchön war doch die Jugendzeit,
Wie ſchön die Heimath, die ſo weit
Mit allen Liebeswegen!
Hier ſchleich ich kalt und leer dahin,
Als wenn zerknickt dem jungen Sinn
Jugend und Liebe lägen.

XXX.

Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land,
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebſte mein denket mit wonnigem Glühn,
O wie ich geſchwelget in Liedern und Wein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

Dich grüß ich, du breiter, grüngoldiger Strom,
Euch Schlöſſer und Dörfer und Städte und Dom,
Ihr goldenen Saaten im ſchwellenden Thal,
Dich Rebengebirge im ſonnigen Strahl,
Euch Wälder und Schluchten, dich Felſengeſtein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

Dich grüß ich, o Leben, mit ſehnender Bruſt,
Beim Liede, beim Weine, beim Tanze die Luſt,
Dich grüß ich, o treues, o wackres Geſchlecht,
Die Frauen ſo wonnig, die Männer ſo recht,
Eur Streben, eur Leben, o mög es gedeihn:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land,
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn:
Wo die Liebſte mein denket mit wonnigem Glühn;
O möget ihr immer dieſelben mir ſein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

XXXI.

Es zieht herauf die ſtille Nacht
Und decket alles Land,
Groß ruhig liegt in Sternenpracht
Der Himmel ausgeſpannt,
Es gehet ſtill und leis die Luft,
Rings ſchlummert Blum und Baum;
O nur ein Klang, o nur ein Duft,
Ein leiſer Schöpfungstraum!

Das iſt für mich die ſüße Zeit,
Mein dunkles Herz erglübt,
Und Frieden, Schönheit, Seligkeit
Durchfühlen mein Gemüth;
Mein kühles ernſtes Herze lacht,
Das Tags erſtarret ſtand:
Mein dunkles Herz, die dunkle Nacht,
Sie ſind ſich ja verwandt.

XXXII.

Die Nacht iſt mir geweſen,
Ich ſäh ein Engelein,
Das ſegnete mildlächelnd
Ringsum die Lande ein.

Es fiel ein ſanfter Regen,
Als früh ich aufgewacht,
Und als ich ausgegangen,
Lag Alles in Blüthenpracht.

XXXIII.

Nun iſt die holde Maienzeit,
Warm geht die Luft, ſüß weht der Duft,
Nun komm heraus, du braune Maid,
Die langerſehnte Stunde ruft!
Sieh mild herab auf mein Geſchick,
Den Gram, den Kummer, löſe ſie
Mit einem Wort, mit einem Blick,
Du ſüße liebliche Marie!

Du thateſt mir ſo hold Gewalt,
Daß ich für dich in Lieb entglüht,
So wonnig biſt du von Geſtalt,
So voller Anmuth von Gemüth;
Bei dir wird arm, was hoch und reich,
O Schönres, Liebres ſah ich nie,
Du ſtehſt ob jeglichem Vergleich,
Du ſüße liebliche Marie.

Das iſt ſchon lange Jahre lang,
Daß ich dir trage dieſen Sinn,
Zu Luſt und Tanz und zu Geſang
Bin ich gefolgt dir immerhin,
Und fehlteſt du bei Feſt und Spiel,
Dann ohne mich wohl lachten ſie,
Du warſt der ſtillen Wünſche Ziel,
Du ſüße liebliche Marie.

O treib mit ihm nicht länger Scherz,
Der gern ſein Leben für dich giebt,
O quäle länger nicht mein Herz,
Das einzig fehlt, weil es dich liebt.
Ach ohne deine Liebe, Maid,
Geneſt die wunde Seele nie,
Heil mich in dieſer Maienzeit,
Du ſüße liebliche Marie!

XXXIV.

Und nenn' ich im Leben
Die Freiheit nur mein,
Dann will ich ergeben
In Jegliches ſein,
Dann bin ich beſchieden,
Wie Gott es gefügt:
Mit Wen'gem zufrieden,
Mit Meh'rem vergnügt.

O Gelder zu zählen,
Wer möchte die Noth!
Was ſoll ich mich quälen?
Ich habe mein Brod.
Sind dürftig die Kleider,
Sind flickig die Schuh,
Der Schuſter, der Schneider,
Die laſſen mir Ruh.

Und ſchaff' ich bedächtig
Bei Tag und bei Nacht,
Nie hat es mich mächtig,
Nie reich mich gemacht;
Vertrunken, verſungen,
Vertanzt ward das Geld,
War freudig durchdrungen
Stets König der Welt.

Was ſollen auch Roſſe,
Was will auch das Gold?
Mich liebt der Genoſſe,
Mein Lieb iſt mir hold;
So leben und ſterben,
An Frohſinn ſtets reich,
Das heiß ich erwerben
Das himmliſche Reich!

Drum kommt nur, ihr Sorgen,
Mir habt ihr nichts an.
Bin heute, bin Morgen
Ein fröhlicher Mann!

Stets will ich ergeben
In Jegliches ſein,
Ich nenne im Leben
Die Freiheit ja mein!

XXXV.

Der Winter war ein Deſpot den Landen,
Rings hielt er Alles in Eiſesbanden;
Die Vögel ſchwiegen, die Blumen ſanken,
Die ganze Erde wollte erkranken.

In einem Lüftchen kam gebettelt
Der Lenz, doch hat er angezettelt
Im Stillen eine große Verſchwörung;
Nicht merkt ſie der Winter in ſtolzer Bethörung.

Von Freiheit ſprach er mit Vögeln und Bäumen
Und machte ſie willig ſich im Geheimen,
Und wie er Alles abgeſprochen,
Da iſt der Aufruhr losgebrochen.

Es tönte die Erde vom Vogelſchalle,
Es dufteten blühend die Blumen alle,
Der Winter floh vor des Frühlings Gewalten
In das Gebirge, ſich dort noch zu halten.

Doch iſt der Knabe ihm nachgedrungen,
Hat waidlich mit dem Alten gerungen,
Bis er ihn aller Orten vertrieben,
Daß keine Spur zurück iſt geblieben.

Zum Freiſtaat wurde die ganze Erde,
Und Alles lebei ohne Beſchwerde;
Die Bäume und Vögel ſonder Schranken,
Sie ſingen und duften die freiſten Gedanken.

XXXVI.

Es läuten die Glocken ihr volles Geläut,
Maiabend war geſtern und Maitag iſt heut,
Und geſtern da war ich noch ledig und leer,
Heut führ' ich mein Mailieb am Arme daher.

Mein Mailieb, o geſtern, wie war es ſchön,
Wie blaute der Himmel, wie grünten die Höhn!
Wir Burſche, wir zogen zum Walde hinaus,
Und brachten im Jubel den Maibaum nach Haus.

Und als er nun ragte am Schützenhof dort,
Da wurden verſteigert die Mädchen vom Ort,
Wer auf dich geboten, ich bin's nicht allein;
Du wareſt die Theurſte, die Theurſte war mein.

Zu ſorgen für dich, war zu kurz mir die Nacht,
Dir hab ich die prächtigen Maien gebracht,
Ich ſtellte dir Blumen vor Fenſter und Thor,
Ich ſang dir mit Freunden den herrlichſten Chor.

Nun läuten die Glocken ihr volles Geläut,
Schallmeien und Flöten, ſie klingen uns heut,
Nun bringe den Strauß mir, ich bringe den Kranz,
Mein Mailieb, o folge mir fröhlich zum Tanz.

Und wenn nun mein Mailieb, die Bohnen verblühn,
Uns ſoll nicht mit ihnen die Liebe verglühn,
O nenne dich, Herzlieb, dann ferner auch mein,
Ich bin und ich bleibe in Ewigkeit dein.

XXXVII.

Alter Zecher.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Fluth,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden, glühenden Wein,
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein.

Zwar fliegt um's Haupt mir grau und alt
Der Locken ſonſt ſo dunkle Fluth,
Matt iſt der Blick, welk die Geſtalt,
Doch ſag mir einer, was es thut?
Seht nur den alten Weinſtock hier,
Er wölbt zur duft'gen Laube ſich,
Der Blätter und der Blüthen Zier
Trägt er ſo ſtolz und jugendlich.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Fluth,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden, glühenden Wein,
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein.

Welch Bild — ſeht, durch des Laubwerks Grün
Da liegt die Welt voll Sonnenſchein,
Stolz ſeh ich dort die Lande blühn,
Und glänzend zieh'n den blauen Rhein.
Ich ſehe Kähne auf der Fluth
Mit windgeſchwellnen Segeln fliehn,
Die Burg, die grau am Berge ruht,
Schaut, wie ſie weit und weiter ziehn.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Fluth,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden, glühenden Wein,
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein.

Groß fangt ſich die Erinnerung
Am Blick auf's jugendblühnde Land,
Hier war ich unter Burſchen jung,
Hier ſchloß ich manches Freundſchaftsband,
Hier zog ich jagend in den Wald,
Hier lenkte ich den leichten Kahn,
Hier hat mein Jugendlied geſchallt,
Hier führte ich den Reigen an.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Fluth,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden, glühenden Wein,
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein.

O allerſchönſte, lieb'ſte Zeit,
So kehreſt du auch mir zurück!
Ich grüß dich, ewig theure Maid;
O herzlich Leid, o ſchmerzlich Glück!
In meinen Arm, an meine Bruſt!
Stets blüht der Liebe Allgewalt.
O, welche jugendfriſche Luſt,
Iſt auch das Haupt mir grau und alt.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Fluth,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden, glühenden Wein,
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein.

XXXVIII.

O danke nicht für dieſe Lieder,
Mir ziemt es, dankbar dir zu ſein,
Du gabſt ſie mir, ich gebe wieder,
Was einſt und jetzt und ewig dein.

Dein ſind ſie Alle ja geweſen,
Aus deiner lieben Augen Licht
Hab ich ſie treulich abgeleſen;
Kennſt du die eignen Lieder nicht?

XXXIX.

Und reiten wir ins Gefild hinein,
Liegt ſtill noch die Erde im Nebelſchein,
Es rauchet der Fluß, es dampfen die Felder,
Noch ſchlafen die luſtigen Vögelein,
Blauduftig liegen die Berge und Wälder.
Friſchauf!

Da ſchallt vor dem Zuge der Hörner Laut
Und wecket des Tages prächtige Braut,
Sie blinket hervor an den Höhen die Sonne,
Und wie ſie rings in die Lande ſchaut,
Erwachet Alles in jubelnder Wonne.
Friſchauf!

Die Blumen erſtehen aus duftigem Traum,
Im Morgenwind ſchüttelt die Zweige der Baum,
Die Lerchen erheben ſich ringsum und ſingen,
Es glänzet des Landes unendlicher Raum,
Und drüber die Morgenglocken erklingen.
Friſchauf!

Durchs Städtchen geht es in Saus und Braus.
Die Mädchen ſchauen verſchlafen heraus,
Wir grüßen hinter den Lädchen die Schönen;
Wenn andre erwachen, da ziehn wir nach Haus;
Die Roſſe ſtampfen, die Hörner ertönen.
Friſchauf!

XL.

Tief Blick in Blick, heiß Mund an Mund,
Laß Herz am Herzen ſchlagen,
Doch was die Liebe iſt, mein Kind,
Das mußt du mich nicht fragen.

Wer wahrhaft liebt, der hat nicht Zeit,
Sie in das Wort zu binden,
Wer einſt geliebt, dem liegt es weit,
Er wird es nicht mehr finden.

Was ſoll das Wort? — den ſel'gen Blick,
Den ſtillen Druck der Hände,
Den heißen Kuß erſchöpfſt du nicht
In Worten ohne Ende.

O liebe nur, o liebe nur,
O ſeufze, ſchmachte, weine,
O juble, lach', in allem bleibt
Die Lieb, die ewig eine.

Tief Blick in Blick, heiß Mund an Mund,
Laß Herz am Herzen ſchlagen,
Doch was die Liebe iſt, mein Kind,
Das mußt du mich nicht fragen.

XLI.

Auf des Berges höchſter Stelle
Stehet friedlich die Kapelle,
Winkt weit mit frommem Gruße
In die Thale längſt dem Fluſſe.
Auf den mächtgen Felſenhöhen
Bleibt der Wandrer ſinnend ſtehen,
Nach der Heimath ſtill zurücke
Suchen ſich den Weg die Blicke,
Gehn zur Fremde ſtill befangen,
Halb voll Hoffen, halb voll Bangen —
Dünkt mich doch auf meinen Bahnen
Soll mich hier das Kirchlein mahnen,
Andachtsvoll hineinzutreten
Und in Demuth dort zu beten:
Für die Meinen reichen Segen,
Heil für mich auf fremden Wegen!

XLII.

Soldatenabſchied.

Weine nicht, mein ſüßes Leben,
Reiche heiter Kuß und Hand!
Ewig bleib ich dir ergeben,
Doch jetzt muß ich fürder ſtreben,
Denn mich ruft das Vaterland.

Sieh, die weißen Fahnen wallen,
Und die Trommel wirbelt ſchon,
Helle Siegesweiſen ſchallen;
Vaterland es rufet allen:
Freudig folget jeder Sohn.

Gab mein Vater mir den Degen,
Band ihn mir die Mutter um,
Deine Schärpe allerwegen
Deckt mein Herz — o reicher Segen
Leitet mich zum Heldenthum!

Alſo laß mich fröhlich reiten
Und befolgen Herz und Pflicht,
Gott vom Himmel wird mich leiten,
In der Weiten für mich ſtreiten;
Gott verläßt die Seinen nicht.

Unſer Land darf nicht verderben,
Heimath iſt die beſte Luſt,
Für ſie ſchirmen, für ſie werben,
Für ſie leben, für ſie ſterben
Will ich froh mit ſtarker Bruſt.

O es giebt nicht Lieb und Leben,
Liebchen, ohne Vaterland!
Ewig bleib ich dir ergeben —
Weine nicht — jetzt laß mich ſtreben
Für das deutſche Vaterland.

XLIII.

Den Zweig an den Hut,
In die Kehle das Lied,
Ins Herz frischen Muth,
Denn der Tag erglüht.

Mein Wandergenoß
Iſt der Morgenwind,
Er ſcheuchet den Troß
Der Nebel geſchwind.

Und in duftigem Glanz
Blüht ringsum die Welt,
Dunkler Wälder Kranz,
Saatwogendes Feld.

Dort hinter den Höhn
Wallt dunkel das Meer,
Luſtig ſegelnd gehn,
Schiffe drüber her.

Städt' und Dörfer erſtehn,
Entſchleiert vom Duft,
Vögel und Glocken wehn
Durch die ſtille Luft.

Und Leben und Kraft
Ueberall, überall,
Das wirket, das ſchafft
Duft, Farbe und Schall.

Ich habe voll Luſt
Mein Herz ausgeſpannt,
Es ſpiegelt die Bruſt
Himmel, Meer und Land.

Der jungen Natur
Schau ich ſtets ins Geſicht,
Friſch, folge der Spur,
So alterſt du nicht.

XLIV.

Im fernen Weſten weileſt du
Und ich im Oſten fern,
Ich finde weder Raſt noch Ruh,
Bei dir fänd ich ſie gern.
O als wir einſt gelacht, geſcherzt
In ſtiller Seligkeit
O als wir uns geküßt, geherzt,
Wohl war es ſchöne Zeit!

Viel Berge ſtehn, viel Flüſſe gehn,
Viel Monde ſind dis hin,
Doch über Zeiten, Länder, Seen
Steht nur nach dir mein Sinn.
O über Tag, o über Nacht
Iſt ſchwer um dich die Bruſt,
Von dir geträumt, von dir gedacht
Hab ich in Leid und Luſt.

O Alles mahnet mich an dich,
Der Wald, der Strom, die Au,
Du ſchauſt mich an ſo wonniglich
Aus Blume und aus Thau,
Du ſingſt mich an im Vogelſang,
Du hauchſt mich an in Duft;
Wir ſchwärmten ja viel Tage lang
Durch milde Frühlingsluft.

Zur Wolke und zum Vogel blick
Ich in die Lüfte hin,
Und tauſend Liebesgrüße ſchick
Ich dir aus treuem Sinn;
Ach immer denk ich nur zurück
An ferne Seligkeit,
Mein Stern, mein Himmel und mein Glück,
Wohl war es ſchöne Zeit!

XLV.

Du lagst in frühlingsgrünem Schein
Dereinst, o Erde, ausgespannt,
Gleichwie geschmückt mit Edelstein,
So glänzte blumenleuchtend dein Gewand.

Als Freier zog der Lüfte Schwarm
Aus Ost und Süd zu dir heran,
Sie herzten, küßten sich so warm,
Doch keiner hielt bei dir auf seiner Bahn.

Du bist jetzt alt, sie ziehn zurück,
Als laute Stürm' aus West und Nord,
Vergessen ist ihr Liebesglück,
Sie spotten dein und ziehen brausend fort.

Der Himmel ist dir treu allein,
Er hat umhüllt sein Angesicht,
Bedeckt des Sonnenauges Schein
Mit dumpfen schweren Wolken schleierdicht.

XLVI.

Haſt du von den Fiſcherkindern
Das alte Mährchen vernommen,
Die auf dem ſchwanken Kahne
Allein ins Meer geſchwommen?

Sie pflückten ſich Waſſerroſen,
Sie ſangen der Lieder viele,
Sie herzten und küßten einander
In ſüßem Wechſelſpiele.

Sie haben den Strand verloren,
Als ſich der Tag entſchwungen,
Sie kehrten nimmer wieder,
Ihr Name iſt verklungen. —

Und weißt du, wir ſind die Kinder,
Die Maid du, ich der Knabe,
Das Meer iſt unſre Liebe,
Die wird uns wohl zum Grabe.

XLVII.

O könnt' ich einmal dich als Roß,
Du goldne Sonne, reiten,
Und könnten dann als ſchwarzer Troß
Die Wolken uns begleiten.

Und ließe hinter uns der Nord
Die wilde Peitſche knallen,
Und ließ er, ging es ſtürmend fort,
Das laute Horn erſchallen.

Ha in dem Saus, ha in dem Braus,
Im Klang der mächt'gen Lieder,
Zög in des Meeres goldnes Haus
Ich jubelnd mit dir nieder.

Gleich dir, ſo wollt' ich baden mich
In tiefſter Fluthen Kühle,
Gleich dir wollt ich entladen mich
Der dumpfen Erdenſchwüle.

Und ſtiegen wir im Oſt empor
In frühen Morgenſtunden,
Wär frei das Aug' vom düſtern Flor,
Heil wär das Herz der Wunden.

XLVIII.

Ich ruh nicht in den Nächten,
Ich ruh nicht an den Tagen;
Es treibt mich ohne Raſten,
Durch Berg und Thal zu jagen.

Da ſeh ich ſchwarze Wolken
Am ſchwarzen Himmel fliegen,
Da ſeh ich die dunkeln Lande
Geſpenſtiſch düſter liegen.

Da hör ich der Vögel Lieder
Schmerzlich und ſchreiend ſchallen,
Da ſeh ich Trauerblumen
Von blühenden Bäumen fallen.

Und düſtre Schattengeſtalten
Verfolgen mich durch die Räume,
Wahnſinnig machen den Kopf mir
Verworrene wüſte Träume.

O könnt' ich noch einmal ſehen
Die tiefen frommen Augen,
Und Frieden, Seligkeit, Segen
Aus ihrem Himmel ſaugen!

XLIX.

Wie fließt die Luft ſo lind und lau,
So löſend um die Glieder!
Es leuchtet der Himmel durchſichtig blau,
Es wallen ſo leicht die Wolken wieder,
Die Wieſen durchſchimmert ein neues Grün,
Leiſe wonnige Lüfte ziehn,
Und über der fernen Au
Verſucht die Lerche die erſten Lieder.

Aufblühende Farbe, aufblühender Klang!
Wie löſt dabei ſich jeder Sinn:
Das Auge ſchaut empor,
Es lauſcht das Ohr,
Erwartungsfroh und bang
Harret die ganze Seele hin.

Wie durchgreift mich dies Weben!
Es iſt in Wenigem ſo viel.
So ferner Hoffnung Ziel
Kann ſolche Wonne geben:

Es dehnt ſich die Bruſt ſo weit
Entgegen
Voll ahnender Freudigkeit
Dem lichteren Frühlingsſegen.

L.

Handwerksburſch.

Die Luft wird warm, der Himmel blau,
Mich hälts nicht mehr im Haus.
Herr Meiſter und Frau Meiſterin
Ade, ich zieh hinaus!

Im Sommer und im Winter bin
Zum Werk ich froh bereit,
Doch wenn die Schwalbe kommt und geht,
Das iſt die Wanderzeit.

O komme, flüchtiger Geſell,
Du Schwalbe hoch und fern,
Das Blühen und das Aerndten ja,
Das ſeh'n wir beide gern.

Im Frühling blüht es draus und drin,
Die Erde und die Bruſt,
Im Herbſte ſchwelgt das muntre Volk
In ſeiner Aerndte Luſt.

Im Frühling liebt die Dirn' und giebt
Mir gern den ſüßen Kuß,
Der Winzer ſchenkt im Herbſte mir
Von ſeinem Ueberfluß.

Die goldne Mitte hab ich mir
Gewählt mit weiſem Sinn,
Und zwiſchen Sommer und Winterzeit,
Da liegt ſie mitten drin.

Und zwiſchen Lehr' und Meiſterei,
Da liegt ſie golden auch,
Des Handwerksburſchenleben iſt's,
Das iſt der beſte Brauch.

Halt Schwalbe! o du flieheſt weg,
Ich mache Raſt und Ruh.
Wär nur der Ranzen nicht ſo ſchwer,
Und drückten nicht die Schuh'!

LI.

Wer will nach Zahl, wer will nach Zeit
Die ſüßen Küſſe meſſen?
Ach, in den Küſſens Seligkeit
Iſt alle Welt vergeſſen;
O Liebe, Wonne, Jugend, Glück
Will ſich im Kuß vermählen;
Gieb mir den Kuß, nimm ihn zurück:
Eins werden drin zwei Seelen.

Ein heller Garten jedes Herz,
Und Blumen unſre Lippen,
Wer würde müd, mit ſüßem Scherz
Den Honig dort zu nippen?

Wie Bienen in die Kelche, Kind,
So ſind wir drein verſunken —
So emſiglich — und endlich ſind
Die Seelen wonnig trunken.

LII.

Mädchenlieder.

Die Blumen, die mich umblühten,
Der Vogel, der mich umſang,
Das Fenſter, woran ich ſchaffte,
Das war meine Welt ſo lang.

Seitdem er mich beſuchet,
Wie wandte ſich mein Gemüth!
Kaum hör ich mehr den Vogel,
Kaum ſeh ich mehr die Blüth'.

Ihr duftenden Blumen alle,
Du ſüßes Vögelein,
Du kleine Welt biſt vergeſſen,
Für mich geſunken ein.

Die Liebe, die ſchöne Liebe,
Iſt eine große Welt,
Eine Welt, die alle Sinne
Mir jetzt umfangen hält.

Du fragſt mich mein Geliebter:
Warum ſo ſtill mein Sinn?
Das thut, weil in der Liebe
Ich ſtets ein Kind noch bin.

Du kenneſt ja die Kinder,
Sie ſagen niemals viel,
Doch malt in ihren Augen
Sich jegliches Gefühl.

O ſäh doch mein Geliebter nie
Die reichen Thränenſchauer,
Die mir in mancher Stund erpreßt
Der Liebe ſtille Trauer.

Doch ſieht er ſie, wohlan, es giebt
Auch helle Freudethränen,
Daß auch die meinen ſolche ſind,
O mög er's nimmer wähnen!

Aus deinem lieben Munde
Vernahm ich's tauſendmal:
In meiner Augen Grunde
Sähſt du des Himmels Strahl.

Doch ſeh ich in den deinen
Die Welt, ſo groß und weit,
Den Himmel und die Erde
Und ihre Seligkeit.

Es ſchwindet meiner Wangen Roth
Und es verglüht mein Augenſtern,
Mir iſt, als drohte mir der Tod,
Seitdem du ziehn willſt in die Fern.

Die Tochter Jephtas todtgeweiht
Durchſchwärmte ſtille Thal und Höhn;
O in der holden Frühlingszeit
War Erd und Himmel ihr ſo ſchön!

So laß mich dein genießen noch,
Bevor ich geh in dieſe Ruh:
Mir ſüßes Leben biſt du doch,
Mir Erd und Frühling biſt doch du.

Mein altes Plätzchen ſei das Grab,
In das ich mich ſenken will hinab;
Da duften Violen und Roſen,
Da wird mein Vöglein ſingend koſen.

Des Vogels Singen, der Blumen Duft,
Es dringet wie Liebe in meine Gruft,
Bis der Herr, mich zu erwecken
Erſcheint, aufſprengend des Grabes Decken.

Das iſt für mich der jüngſte Tag,
Mein Liebſter, mein Herr löſt alle Plag
Und kommt, mich zu geleiten
In ſchöne ewige Seligkeiten.

* * *

Stilles Wähnen, ſüßes Wähnen,
Daß ſo hold die Blumen ſprießen,
Ach, von meinen heißen Thränen,
Die auf deinem Grabe fließen,
Daß mit deiner Blicke Sehnen
Mich die Blumenaugen grüßen
Und ein Seelenband noch ſchließen!
Stilles Wähnen, ſüßes Wähnen!

LIII.

Es furcht das Schiff in ſtolzer Pracht des Meeres
dunkle Wogenbahn,
Die weißen Segel bläht der Wind, es zieht dahin
ein Rieſenſchwan,
Ich ſteh gelehnet an den Maſt und ſchau verloren
weit hinaus,
Bald in die ſpiegelglatte Fluth, bald in des
Himmels ſtolzes Haus.

Es glüht der ew'ge Sternendom vieltauſendflam-
mig angefacht,
Mehr zeigt mir jeglicher Moment des Weltalls
unermeſſne Pracht;
Ein Spiegel liegt das Meer und zeigt mir noch-
mals, wie der Himmel blüht;
Gedankenbrütend unbewußt, ſo ſchau hinaus ich
luſtentglüht.

Kein ird'ſcher Laut! der Frieden liegt auf Meer
und Himmel weit und breit,
Es rauſcht vorüber unbemerkt der raſche Flügel-
ſchlag der Zeit,
In dieſer großen Einſamkeit wie wird ſo weit ſo
voll die Bruſt;
Mir leuchtet auf, was ich geahnt, doch nie gefühlt
in ſtiller Luſt.

Denn ich gewahr den Weltengeiſt, ſo groß durch-
webt er die Natur,
In jedem Hauch, in jedem Glanz lebt ſeines
Daſeins ſichre Spur;
Mit ihm ſchweb ich zur Wunderſchau gewaltiger
Unendlichkeit —
Wie thuſt du meiner Seele wohl, du große Mee-
reseinſamkeit.

LIV.

Alle laßt uns in den Kreis
Treten klaren Muthes,
Die erſtrebt mit regem Fleiß
Schönes, Wahres, Gutes,
Alle, die geliebt, geglaubt
Und gehofft im Leben,
Laßt uns kränzen hell das Haupt
Roſen oder Reben.

Froh laßt uns zuſammen ſein,
Muthge, heitre Zecher,
Herrlich blinkt der goldne Wein,
Voll ertönt der Becher,
Mächtig ſchwillt die Liederluſt
Herrlicher Genoſſen,
Warm und freudig iſt die Bruſt
Jedem aufgeſchloſſen.

Laßt für Kunſt und Wiſſenſchaft
Wir uns hier entflammen,
Denn das echte Leben ſchafft
Dieſes Paar zuſammen;
Und uns ſei des Lebens Licht
Freundſchaft, Liebe, Freiheit,
Leben wäre Leben nicht
Ohne dieſe Dreiheit.

Alſo handelnd laßt uns klar
Durch das Leben reiſen,
Denn ſo wird es offenbar,
Daß wir echte Weiſen,
Daß zu faſſen rechte Spur
Immer unſer Streben:
Rings die blühende Natur
Rings das glühnde Leben.

LV.

Die Haide iſt braun, einſt blühte ſie roth,
Die Birke iſt kahl, grün war einſt ihr Kleid,
Einſt ging ich zu zwei'n, jetzt geh ich allein,
Weh über den Herbſt und die liebloſe Zeit!
O weh, o weh,
Weh über den Herbſt und die liebloſe Zeit!

Der Fink iſt verſtummt, einſt ſang er ſo hell,
Die Nachtigall ſchlug, jetzt ſchweiget ſie müd,
Einſt ſang ich zu zwei'n, jetzt ſing ich allein,
Von meiner verlorenen Liebe ein Lied.
O weh, o weh,
Von meiner verlorenen Liebe ein Lied.

Einſt blühten die Roſen, jetzt welkten ſie all,
Voll Duft war das Kraut, jetzt zog er heraus,
Einſt pflückt ich zu zwei'n, jetzt pflück ich allein,
Es wird ein dürrer, ein duftloſer Strauß.
O weh, o weh,
Es wird ein dürrer, ein duftloſer Strauß.

Die Welt iſt ſo öd, einſt war ſie ſo ſchön,
Einſt war ich ſo reich, jetzt bin ich voll Noth,
Einſt ging ich zu zwei'n, jetzt geh ich allein,
Mein Lieb iſt falſch, o wäre ich todt!
O weh, o weh,
Mein Lieb iſt falſch, o wäre ich todt!

LVI.

Die Luft ſo ſtill und der Wald ſo ſtumm
An dieſer bewachſenen Halde,
Ein grüngewölbtes Laubdach ringsum,
Ein Wieſenthal unten am Walde.

Wildblühende Blumen ſprießen umher,
Rings fließen ſüße Düfte,
Ohne Rauſchen raget der Bäume Meer
Hoch in die ſonnigen Lüfte.

Nur Amſelſchlag einſam und weit,
Und Falkenſchrei aus der Höhe,
Und nichts Lebendiges weit und breit,
Als im Waldthal graſende Rehe.

Natur in dein Leben ſtill und kühl
Liege ich ſelig verſunken:
Ein ſüßes Kindermährchengefühl
Macht mir die Sinne trunken.

LVII.

Ach, eine dunkle Blume iſt mein Herz,
Es blüht gleich der Viol der Sommernacht,
Nachts ſchließt es auf des Kelches trübe Pracht,
Nachts haucht es aus der Düfte Balſamſchmerz.

Und jubelt Morgens Berg und Wald und Au,
Da ſteht es ſtill und träumt in ſich hinein,
Und tief darin bricht ſich der Morgenſchein
In einer Thrän' — der dunkeln Blume Thau.

LVIII.

Das iſt die Stadt, ſo wie vor Zeit
Ich ſie zurückgelaſſen,
So lagen rings in Dunkelheit
Die hohen Giebelgaſſen,
So ragte dort in ernſter Pracht
Der Dom zum Himmelsbogen,
So kam die weiche Sommernacht
Auf linder Luft gezogen.

So quoll der Roſenduft, ein Meer,
Von Mädchenfenſtern nieder,
So klangen von den Gärten her
Die Nachtigallenlieder,
So hat vom Markte nimmermüd
Der Brunnen einſt gerauſchet,
So klang das Lied, das ſüße Lied,
Dem fern ich oft gelauſchet.

Daſſelbe Bild! — doch an die Bruſt
Schlägt es nicht wie vor Jahren,
Als ich voll Jugendmuth und Luſt
Durchs Leben bin gefahren;
Dahin iſt meiner Tage Stern,
Jugend und Lieb vergeben,
Und mir iſt fremd und kalt und fern
All dieſes junge Leben.

LIX.

Die ſtolzen Berge ſtrecken
Dunkel die Häupter empor,
Und Felſenzacken recken
Wie Arme draus hervor.

Am Berge düſtert und träumet
Der Wald ſo wunderbar,
Im Thale flüſtert und ſchäumet
Rauſchend die wilde Ahr.

Und Alles ſchaut mich ſo dunkel
Geſpenſtiſch unheimlich an,
Plötzlich mit lichtem Gefunkel
Betritt der Mond die Bahn.

Die Wellen zittern und beben,
Er küßt ſie mit goldenem Kuß;
Da ſeh ich tanzen und ſchweben
Badende Elfen im Fluß.

LX.

Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein,
Denn Liebe iſt zu groß, zu reich,
Im Himmel und auf Erden iſt
Kein Schatz der Liebe gleich.

Die Bruſt gebiert ſie froh und frei,
Sie leuchtet drin mit Himmelsglanz,
Sie will nicht Gold und Edelſtein,
Nein, Liebe voll und ganz.

In ihrem träumeriſchen Reich
Trug ich der Krone dunkeln Schein,
War ich ein König mächtig ſtolz,
Ein König, mein und dein.

Doch warſt im goldnen Zauberland
Du nicht die milde Königin,
Um Liebe haſt du nicht geliebt,
Ich weiß nicht deinen Sinn.

Ich weiß nicht deinen ſtolzen Sinn
Und reiß mich blut'gen Herzens los;
Nimm, liebeleere Nacht, mich auf,
Unheimlich, düſter, groß.

Doch fern vereinſamt, wie ich bin,
Ich glüh in eigner Liebe Licht,
Ein König bleib' ich auch allein,
Und Könige betteln nicht.

Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein,
Denn Liebe iſt zu groß, zu reich,
Im Himmel und auf Erden iſt
Kein Schatz der Liebe gleich.

LXI.

Ich wandle am gelben Strand
Verdüſtert hin und her,
Schiffe, ſegelumſpannt,
Durchfliegen fern das Meer.

Sie ziehn durch den Ocean
In alle Welt voll Luſt,
Ich folge ihrer Bahn,
Von Sehnſucht voll die Bruſt.

Ich möcht in die Ferne ziehn
Von Heimath und von Haus,
Ich möcht in die Welt entflehn,
In die Welt und drüber hinaus.

LXII.

Seemann.

Ich grüße dich blaues, unendliches Meer!
Wie dehnst du so weit und gewaltig die Bruſt,
Die Lande der Erde umgürteſt du hehr,
Du ſpielſt mit den Wolken des Himmels in Luſt.
Blau oben die Lüfte, blau unten die Fluth,
Der Himmel ſo nah und die Erde ſo weit,
Und Ruh, wo der Blick auf den Waſſern ruht,
So flieh ich das Leben, vergeſſe die Zeit.

Hier herrſchet kein Fürſt, hier waltet kein Recht,
Als was in dem Herzen von Ewigkeit glüht,
Und gleich iſt der König und gleich iſt der Knecht,
Gleich machen die Fluten ein jeglich Gemüth.
Die herrliche Freiheit, ſie waltet noch hier,
Wenn längſt ſie den Städten und Ländern entflohn;
Du Freiheit, der Fluten urewige Zier,
Ich bin dein treuer, ausdauernder Sohn.

Mich trug auf dem Meere die Mutter im Leib,
Es kreuzte der Vater im Ocean draus,
Und ferne gebar mich das muthige Weib
Im Windegetose, im Wellengebraus.
Drum lieb ich die wogende Heimath so sehr,
Ob brausend sie brüllt, ob friedlich sie ruht;
Mir macht das Getobe die Träume nicht schwer,
Nicht trübet es, hoch auf dem Mast mir den Muth.

Schon fünfzig Jahre durchflog ich das Meer,
Bald lag es in Ruhe, bald schäumt' es im Wind;
Und lassen möcht' ich es nimmermehr,
Ich bleibe des Oceans stürmendes Kind.
Ich hasse die Städte, ich fliehe den Strand,
Ich schweif auf dem Schiffe hinauf und hinab,
Ich nenn euch, ihr Fluthen, mein Vaterland,
Ich will euch auch nennen mein endloses Grab.

Ich grüße dich, blaues, unendliches Meer!
Wie dehnst du so weit und gewaltig die Brust,
Die Lande der Erde umgürtest du hehr,
Du spielst mit den Wolken des Himmels in Lust.

Blau oben die Lüfte, blau unten die Flut,
Der Himmel ſo nah und die Erde ſo weit,
Und Ruh, wo der Blick auf den Waſſern ruht,
So flieh ich das Leben, vergeſſe die Zeit.

LXIII.

Den Berg umglüht ein Sonnenſtrahl,
Ein lauer Hauch erwärmt die Luft,
Es ſingt ein Finke durch das Thal,
Im Garten ſpür ich Veilchenduft.

Was ſchlägſt du Herz ſo friſch und wild?
Das iſt noch nicht des Frühlings Luft;
Und iſt er's nicht, wogt doch ſein Bild
Mir ahnungsvoll in tiefſter Bruſt.

LXIV.

Iſt das des Schenken geprieſen Haus?
Es ſieht doch gar ſo düſter aus,
Es heißet drin zum goldnen Mond,
Wohl glaub ich, daß die Nacht hier wohnt.
Giebts denn keine beſſre Schenke im Ort?
— Trag mir das Bündel wieder fort.

Doch halt, da öffnet ſich die Thür!
Ein roſig Mägdlein tritt herfür,
Ja, dieſer Augen Sternenſchein,
Er lockt mich in die Nacht hinein,
Daß ich den Wein da eben probier.
— Mit meinem Bündel halte hier.

Ein helles Kelchglas bringſt du da,
Wie ich noch nie ein ſchönres ſah;
Fürwahr, der Wein iſt klar und gut,
Er glänzt und wärmt wie Sonnenglut,
Ei, hier iſt Sonn- und Tagesſchein.
— Hier bleib ich, bring das Bündel herein.

LXV.

Brütet nur ob meinen Liedern,
Kritelt nur, ihr feinen Richter!
Sollt mir's einmal doch bekennen:
Seht, auch dieser war ein Dichter.

Heißt es nicht, man soll am Grabe
Eines luft'gen Spielmanns holpern?
Ei, da soll von euch noch Mancher
Ueber meinen Hügel stolpern.

Und dann steh er auf und fluche
Dem nichtswürdigen Gelichter,
Hat er doch bekennen müssen:
Drunten der war auch ein Dichter.

LXVI.

Auf, tummle dich, Hengſt,
Im wildeſten Braus!
Ich will in die Welt,
In das Leben hinaus!

Wer mag an die Scholle
Gefeſſelt ſein?
Duftgrünende Erde,
Blauer Himmel iſt mein.

Hochfelſige Berge,
Fruchtſchwellende Thale
Durchſtreif ich im hellen
Goldſonnenſtrahle.

Ich baue kein Haus,
Ich ſäe kein Feld,
Meine Wohnung iſt ringe
Die endloſe Welt.

Ich pflanze keine Rebe,
Ich preſſe keinen Wein,
Der ſchäumende Becher
Iſt mein, iſt mein.

Ich pflege keinen Baum,
Ich erwart' keine Blüth',
Ich haſche die Frucht,
Die über mir glüht.

Ich freie kein Weib
Zu trägem Genuß,
Ich liebe vom Roß
Den flüchtigen Kuß.

Ich liebe den Freund
Bei Schwerdt, Trunk und Scherz
Doch bind' ich mich nimmer;
Fahr wohl, Bruderherz!

Ich will nicht die Ruh,
Ich will nicht die Raſt,
Ich bin der Minute
Schnellflüchtiger Gaſt.

Fort, tummle dich, Hengſt,
Im wildeſten Braus,
Ich will in die Welt,
In das Leben hinaus!

LXVII.

Im Weſten und im Oſten,
Hinweg du böſer Geiſt!
Wir wollen es nicht koſten,
Was ihr ſo ſelig preiſt.
Wir haben deutſche Klingen
Und deutſchen Geiſt und Muth,
Und ſtoßen an und ſingen:
Wir wiſſen, was uns gut!

Bleib nur im Weſt und dreſche,
Du windiger Geſell!
Dein kunterbunt Gewäſche
Macht uns den Kopf nicht hell,
Wir ſahen auch den Schimmer
Von deiner Freiheit Glut,
So wollen wir ſie nimmer:
Wir wiſſen, was uns gut!

Bleib nur im Oſt, du Knüppel,
Wir wünſchen dich nicht her,
Du ehrſt Tyrann und Rüpel,
Das ſtänd uns wahrlich quer.
Beſtich mit deinem Gelde,
Schlag zu mit deiner Knut!
Doch bleib uns aus dem Felde:
Wir wiſſen, was uns gut!

Wir wiſſen es, es halten
Die Zeiten ihren Lauf,
Wir helfen ſie entfalten,
Die Freiheit ſteigt herauf:
Volkskräftig aufgegangen
Aus deutſchem Gut und Blut,
So ſei ſie froh empfangen:
Wir wiſſen, was uns gut!

LXVIII.

Der ſtolze Himmel liegt tiefſommerblau,
Nur eine Wolke ſegelt ſtill hinein,
Auf Berg und Thälern glänzt der Sonnenſchein,
So warm und duftig ruhen Wald und Au.

Ich wandle durch des Kornes üppig Beet,
Es wogt im Morgenhauch gleichwie ein Meer,
Im Kuß befruchtend neigt ſich Aehr' an Aehr',
Daß Blüthenſtaub ſüßduftend ringsum weht.

O ahnungsvolle Stille der Natur!
Gleich dir liegt oft der Geiſt in ſanfter Ruh;
Sich ſelbſt befruchtend ſchließt das Aug' er zu
Und ſingt erwachend Lieder durch die Flur.

LXIX.

O Liebesſegen
Allüberall!
Auf allen Wegen
Des Frühlings Schall,
So blau die Lüfte,
Die Erd' ſo grün,
So ſüße Düfte,
So volles Blühn.

Nun komm, begrüße
Den Maienſtrahl,
Nun ſchwärm', o Süße,
Mit mir ins Thal,
O laß uns gehen
Durch Wald und Feld,
Vom Berge ſehen
Weit in die Welt.

Der Lerche Lieder
Weh'n um die Höh,
Wir ſitzen nieder
Im weichen Klee,
Von Blüthenzweigen
Hell überdacht,
Wo wir uns zeigen
Der Erde Pracht;

Wo wir uns zeigen
Die eigne Luſt,
Wo wir uns neigen
Warm Bruſt und Bruſt,
Wo ſüße Küſſe
Und Blicke, Kind,
Die Herzergüſſe
Der Liebe ſind.

So ganz ergeben,
Ich dein, du mein,
Ein einzig Leben,
Lebt in uns zwein.

O ſchönſte Triebe
Im Weltenall!
O Lenz, o Liebe
Allüberall!

LXX.

Auf, preiſt den Rhein, den Rhein im Wein,
Der hell im Becher blinkt,
Zu Sang und Klang o ſtimmet ein,
Beim Sang ihr Zecher trinkt!
Der grüne Rhein, der ſtolze Rhein,
Wo iſt ein Strom ihm gleich?
Er iſt der hellſte Edelſtein
Im weiten deutſchen Reich.

Voll Wonne ſchau'n wir in die Gau'n
Entlang den breiten Strom,
Hoch ſchwellen ſegenreiche Au'n,
Stolz ragen Stadt und Dom,
Auf Bergen halten Burgen Wacht,
Die Rebe blüht daran,
Rings drüber lacht in blauer Pracht
Der weite Himmelsplan.

Mit frohem Blut, mit ſtarkem Muth
Wohnt hier ein heitrer Stamm,
Die Frauen blühen treu und gut,
Die Mädchen wonneſam,

Die Männer ſind ein ſtark Geſchlecht
Mit frohem Bürgerthum,
Verſchmähn den Knecht, dann freies Recht
Und nennen's ihren Ruhm.

Drum ſeht wie ſchwillt, drum ſeht wie quillt
Hier voll das Leben hin,
In Freundſchaft warm, in Liebe mild
Und ſtolz in freiem Sinn!
Drum unſer werther Heimathheerd,
Du aller Lande Kron',
Ein deutſches Herz, ein deutſches Schwerdt
Trägt froh dir jeder Sohn.

Auf, preiſt den Rhein, den Rhein im Wein,
Der hell im Becher blinkt,
Zu Sang und Klang o ſtimmet ein,
Beim Sang ihr Zecher trinkt!
Du grüner Rhein, du ſtolzer Rhein,
Wir ſind mit Herz und Hand,
In Freuden dein, in Leiden dein,
Du theures Vaterland.

Bruderſchaftslieder

eines

Rheiniſchen Poeten.

Darmſtadt.

Druck und Verlag von C. W. Leske.

1846.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Yo 2481

An die Lieder.

Licht! Licht! Ihr Losungswort, das große, stimmen
Jetzt Erd' und Himmel, Gott und Mensch zusammen!

Anastasius Grün.

Auf, helle Lieder, schwinget
Euch frohen Flugs hinaus,
Und singet, klinget, dringet
In jedes Menschenhaus.
Deutsch seid ihr zwar gesungen,
Deutsch klang mein Wiegenlied,
Doch Völkern aller Zungen
Weiht euch der Verseschmied.

Ihr quillt aus einem Herzen,
Das für die Menſchheit glüht,
Und das bei ihren Schmerzen
Wie eine Roſe blüht,
Das tief des Hungers Schreien,
Des Jammers Hülf'ruf fühlt,
Doch ſtets an Heucheleien
Und Stolz den Muth gekühlt.

Viel guten Herzen einet
Ihr freundlich euren Klang,
An edeln Grüften weinet
Ihr trüben Grabgeſang,
Ihr feiert große Geiſter,
Verkündend hellen Ruhm,
Doch waren ſie auch Meiſter
Im reinen Menſchenthum.

Ihr ſprecht zu manchem Volke
In Freude und in Noth,
Ihr warnt vor jeder Wolke,
Die ſchnöde Knechtſchaft droht;

Ihr wandelt mit zum Kriege,
Wo man Tyrannen höhnt,
Ihr jauchzt bei jedem Siege,
Der hell die Freiheit krönt.

In niedern Hütten weilet
Ihr gern an Bett und Tiſch,
Der gute Arme theilet
Dort Leid und Wonne friſch;
Belauſcht ihr manchen Jammer
Und manchen ſchlimmen Brauch,
Ihr traft in enger Kammer
Die beſten Herzen auch.

Zwar manchen wird es geben,
Der bitter euch verklagt,
Ihr fielt ihm ſchwül ins Leben.
Friſch auf: ihr habt's gewagt!
Ihr ſandtet ſcharfe Bolzen
Auf ekeln Uebermuth,
Und traft ihr recht die Stolzen,
Dem Schützen thut es gut.

Ihr habt die geizigen Reichen
Ins tiefſte Herz erſchreckt,
Es liegt vor euren Streichen
Die Selbſtſucht aufgedeckt,
Ihr habt die Herrn Philiſter
Der Feigheit angeklagt,
Ihr habt ihr Trugregiſter
Den Frömmlern aufgeſagt.

Die zwergenhaften Rieſen
Mit Titel, Adel, Stern,
Habt ihr zurechtgewieſen.
Wo iſt des Pudels Kern?
Doch tobtet ihr im Zorne,
Der Sünde galt eu'r Ton,
Nie trafen eure Dorne
Den Einzelnen mit Hohn.

Zur Freiheit drängt ihr alle,
Doch dringt ihr friedlich fort,
Regt ſcherzend ihr die Galle,
Ihr reizet nicht zum Mord,

Ihr droht mit keinem Brande,
Ihr rufet nicht zur Schlacht,
Ihr ſingt durch alle Lande:
Erkennt der Liebe Macht!

Nur aus der Liebe blühet
Die rechte Freiheit auf,
Die gleich der Sonne glühet
Durch aller Zeiten Lauf,
Was noch das Schwerdt erzwungen,
Es hielt nur kurze Zeit,
Was wahre Lieb' errungen,
Das hält in Ewigkeit.

Hinaus mit euern Bildern,
Dem Stolze predigt Scham,
Zur Demuth mögt ihr mildern,
Wer hart und kalt ſich nahm,
Die Armuth zeigt Verſchwendern,
Den Guten ſtählt zur Kraft,
Den Völkern und den Ländern
Lehrt frohe Bruderſchaft!

So dienet mir als Zeugen,
Daß ich als grader Mann
Mich nicht vor Reichthum beugen,
Vor Macht nicht kriechen kann,
Daß Niemand Freund ich nenne,
Wer nicht gerecht und rein,
Und andern Ruhm nicht kenne,
Als brav und frei zu sein!

Inhalt.

Seite

Erſtes Buch.

Auf Märkten und auf Gaſſen 5
Glaubensbekenntniß 8
Neue Liebe 13
Die Siegesfahne 18
Der arme Franz 22
An das Vaterland 26
Die Auswanderer 28
Der Patriot 33
Herr Judas 36
Auguſt von Platen-Hallermünde 41
Blauer Montag 48
Der Bankier 51
Begräbniß des Reichen 55
Im blauen Kamiſol 59
Frankreich 64
Auf dem Drachenfels 68
Die neue Welt 76

Zweites Buch.

Ueber hundert Jahr 81
Der Schmied 85
Irdiſche Parade 88
Irland 93
An E. F. Leſſing 99
Mittagszauber 104
Der alte Vagabund 108
Der Baron von Katzenellenbogen 112
Philiſter über uns 118
Am Grabe H. B.'s 122
Der erſte Cenſor 125
Polen 130
Nebucadnezar und ſeine Nachfolger 136
Der Weber 140
Adlig Blut 144
Die reiche Erbin 148
Hochzeitslied 152
An Karl Immermanns Grabe 156
Das alte Europa 161

Drittes Buch.

Gemein 167
An der Sorelei 171
Jagerecht 174
An Jakob Becker 181

Seite
Mutterglück 187
Der Verbannte 191
Die Kinder Israels 194
Ein Jude 198
Leichenrede 201
Gegen Osten 206
Die Martyrer 209
Hanne 213
Zum Neujahr 216
Ich werd' ein gottesfel'ger Mann 220
An meine Mutter 224
Griechenland 226
Im Fieber 233
Ein Wiegenlied 237
Gekrönte Häupter 241

Viertes Buch.

Der Völkerbund 247
Der Musikant 251
An die Reichen 255
Das Bettelweib 260
Jahrgänge 264
Der Millionär 268
Die armen Leute 271
An die Künstler 274
Studien 277
Nachruf an J. W. 282

Seite
Vermächtniß 285
Der Teufel iſt todt 289
Sprüche des Dichters I.—X. 291
Das tauſendjährige Reich 311
Bruderlied 315
Dem Volke 319

Bruderſchaftslieder.

Trotz alledem und alledem,
Es kommt die Zeit trotz alledem,
Daß rings der Mensch die Bruderhand
Dem Menschen reicht trotz alledem!

F. Freiligrath nach Robert Burns.

Erſtes Buch.

Auf Märkten und auf Gaſſen.

Le bon Dieu me dit: Chante.
Chante, pauvre petit!

Béranger.

Aus keinem ſtolzen großen Bau
Trat ich ins bunte Welttheater,
Die Mutter war die beſte Frau,
Der treuſte Mann mein ſchlichter Vater,
Ich aß mich ſatt und ſchlief geſund,
Sonſt war ich ſelbſt mir überlaſſen,
Und nach der Schule lief ich rund
Auf Märkten und auf Gaſſen.

Und als ich wuchs, blieb ſtets ich fern
Der Fürſten ſtolzem Prachtpalaſte,
Bei Herrn mit Titel, Band und Stern
Drängt' ich mich gierig nie zu Gaſte;
Dort wohnet Falſchheit, Selbſtſucht, Lug,
Die hohlen Herzen muß ich haſſen,
Sie zeigen nichts wie eiteln Trug
Auf Märkten und auf Gaſſen.

Im Volk hab' ich mich gern geregt,
Mit ihm getheilet Luſt und Schmerzen,
Sie haben tauſendmal bewegt
Mich, dieſe freien, großen Herzen;
Im ſchlichten Haus, am dürft'gen Tiſch,
Wie ſie mit Lieb' und Treue praſſen!
Ihr ſeht nur Menſchen frei und friſch
Auf Märkten und auf Gaſſen.

Ob Stellen, Rang und Gold ihr preiſt?
Das Alles hätt' ich auch gefunden.
Was brauchts? Viel Lüge, wenig Geiſt!
Doch blieb ich rein und ungebunden;
Gott gab als Amt mir den Geſang,
Die Sendung will ich froh erfaſſen,
Will ſingen all mein Leben lang
Auf Märkten und auf Gaſſen.

Und meine Lieder, recht und ſchlecht,
Weih' ich der Freiheit und der Liebe,
O wirkten ſie, daß Menſchenrecht
In jedem Buſen mächtig triebe!
Fürwahr, es wär' mein ſchönſter Lohn,
Säng einſt das Volk in lauten Maſſen,
Was friſch ich ſang als Muſenſohn,
Auf Märkten und auf Gaſſen!

Glaubensbekenntniß.

An ———

Zwar eine ſchöne Tugend iſt die Treue,
Doch ſchöner iſt Gerechtigkeit.
Platen.

Als wir zuerſt uns ſah'n, in braunen Locken,
Mit friſchen Augen, war's zur Jugendzeit,
Der Lenz des Lebens ſtreute Blüthenflocken
Auf unſer Haupt, die Herzen ſchlugen weit,
Wir ſchwärmten leicht durch Frühling, Wein und Liebe,
Berauſchten in der Dichtung hoch das Herz,
Wir wähnten, daß ſo ſtets die Strömung triebe,
Wir glaubten Freunde uns für Luſt und Schmerz.

Da rief das Leben uns in ſeine Schranken
Und fragte groß und ernſt: wer Jeder ſei?
Es trat zu dem Gefühle der Gedanken,
Wir aber wählten Beide die Partei:
Wir wollten wachſen in die Männerreihen,
Ich ſuchte hüben, drüben du den Schatz,
Dich ſah ich der Vergangenheit dich weihen,
Zur Zukunft ſchauend nahm ich meinen Platz.

Wir ſchritten vor! Heil uns, geſchah's in Ehren,
Wir geh'n geſchieden nun für Zeit und Raum,
Wir ſteh'n als Feinde in des Kampfes Heeren,
Und nur die Kraft blieb aus der Jugend Traum.
Was lange durchgelebt in der Geſchichte,
Das willſt du neu als ſtarke Burg erbau'n,
Nach neuen, friſchen Lebensformen richte
Ich meine Blicke zu der Zukunft Au'n.

Du kämpfest für der Herrschaft alte Thürme,
Für Pfaff und Fürst erhebst du laut dein Wort,
Ich streite für die Menschheit, frisch durch Stürme
Und Wogendrang such' ich des Friedens Port.
Du willst das Volk in Stände weit gegliedert,
Du willst es hoch und niedrig, arm und reich:
Der Adler ist dem Adler gleich gefiedert,
O staune nicht, ich will die Menschen gleich.

Das letzte Glück erblühet über Sternen!
Rufst du in's Volk mit leichtem Redefluß,
Ich mahn' es, wahres Erdenglück zu lernen,
Gleich sich vertheilend Arbeit und Genuß.
Du glaubst das Volk durch Himmelslohn zu binden,
Mir klingt die Tröstung wie ein herber Spott,
Ich lehr': es muß der Mensch sich wieder finden,
In sich nur findet er den rechten Gott.

Du ſagſt: die Sprüche, die ich ſetze, floſſen
Seit Urzeit durch der Menſchheit weit Geſchlecht,
Ich ſage: die Vernunft iſt auch entſproſſen,
Selbſtkräftig feſt zu bilden freies Recht.
Du hoffſt den Sieg im Streite zu erreichen,
Auch meine Hoffnung iſt kein leerer Traum,
Im Nordſturm ſinken oft die alten Eichen,
Doch fröhlich wächſt in's Licht der junge Baum.

Du fragſt: wer glücklich kämpft? Fürwahr, dich ſchmücken
Amt, Ehren, Gold in deiner Freunde Schwarm,
Mich kann der äußre Prachtglanz nicht beglücken,
Mich hebt der Geiſt des Kampf's, ſonſt bin ich arm.
Du rühmſt, daß zahllos deine Schaaren glühen,
Ich zweifle nicht an meines Häufleins Muhm,
Du magſt für Kreuze dich und Kronen mühen,
Ich ſtreite muthig fort für's Menſchenthum.

Mich traf dein Bann, du nenneſt mich verloren,
Ein Auserwählter wähnt' ich nie zu ſein;
Du rühmſt, dich habe deine Schaar erkoren;
Glaub' mir, ich nenne große Herzen mein.
Ich urt'le nicht, doch irrt die Zukunft ſchwerlich,
Hält ſie zuletzt ob uns ihr ſtreng Gericht,
Dein Himmel helfe dir, meinſt du es ehrlich,
Die Freiheit mir! Sieh, anders kann ich nicht!

Neue Liebe.

Je suis du peuple ainsi que mes amours.
Béranger.

Vier Körbe! das macht mir noch keine Noth,
Die Liebe iſt todt,
Die Liebe, die Liebe, ſie lebe!
Vier Mädchen zerbrachen mir rüſtig die Treu',
Dir trau' ich auf's Neu',
Dir, der ich mich ſelig ergebe.
Du Kind aus dem Volk, ruh mir an der Bruſt,
Den falſchen Dirnen zum Spotte,
Wir ſchaffen und küſſen und ſingen in Luſt,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Und die mir zuerſt am Herzen geruht
In ſeliger Glut,
Sie war vom älteſten Adel,
Doch als durch die Mutter den Stand ſie erkannt,
Da ward ich verbannt,
„Der Bürger“, das war mein Tadel!
Von Wappen und Schlöſſern denkſt du nicht groß,
Dort naget zerſtörend die Motte,
Du liebſt mich, den Ritter Namenlos,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Die zweite, der ich die Seele geweiht
In Luſt und in Leid,
O weh, die war von den Frommen,
Ihr Beichtiger fand mich zu luſtig gelaunt,
Kaum war ich erſtaunt:
Ich habe den Paß bekommen.

Zum Knieen und Beten haſt du kein Blut,
Du dieneſt der Menſchheit Gotte,
Du liebſt mich, den Ritter Thunichtgut,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Die dritte, mit der ich gekoſ't und geherzt,
Mit der ich geſcherzt,
O Hölle, die war von den Reichen,
Als mir in die Taſche ihr Vater geblickt,
Da ward ich geſchickt,
Leer kam ich, leer konnte ich ſchleichen.
Du kennſt nicht des pfennigfuchſenden Wichts
Papier'ne und goldene Grotte,
Du liebſt mich, den Ritter Habenichts,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Der vierten küßt' ich den ſchmollenden Mund
In luſtigem Bund,
Doch hörte ſie zu den Gelehrten;
Sie prüften mich in Romantik und Kunſt,
In Plunder und Dunſt,
Ich wußte nicht, was ſie begehrten.
Dich reizt nicht des Blauſtrumpfs ſüßliches Spiel,
Du fliehſt die kokette Marotte,
Du liebſt mich, den Ritter Weißnichtviel,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Du Kind aus dem Volk, in mir liebſt du rein
Den Menſchen allein,
Den herzensguten Geſellen,
Dem Freiheit und Liebe und Menſchenthum
Der einzige Ruhm
Bedünkt auf des Lebens Wellen.

Wir theilen uns fröhlich in Werk und Genuß
Und haſſen die dumme Rotte,
Heut lacht uns der Wein, heut rauſcht uns der Kuß,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Die Siegesfahne.

O Vaterland, dein zu getreuer Sohn,
Er büßte ſeine Liebe bitter, bitter!
G. Herwegh

Da ſaß ich Alter im Verein
Von jungen fröhlichen Genoſſen,
O Gott, wie golden iſt der Wein,
Wie fröhlich iſt das Lied gefloſſen!
Ich träumte, ach, ich alter Thor,
Den Traum von einem alten Wahne;
Daheim, allein! — nun komm' hervor,
Du Stück von unſrer Siegesfahne!

Wie ſchön entfloh'n am Neckarſtrand
Des Lebens grüne Hoffnungszeiten,
Wo Lieb' und Glauben uns verband,
Die Wiſſenſchaft uns zu erſtreiten.
Da rief in Noth das Vaterland,
Was braucht' es, daß es laut gemahne?
Anſtatt des Buch's das Schwerdt zur Hand,
Wir folgten unſrer Siegesfahne!

Und unverdroſſen Tag und Nacht
Sind wir als Wächter hingeritten,
Es kam der Tag, es kam die Schlacht,
Wie Männer haben wir geſtritten,
Der Korſe war ein mächt'ger Held,
Was half es ihm und Frankreichs Hahne?
Bei Leipzig hatten wir das Feld,
Hoch wallte unſre Siegesfahne!

Wie ſind wir doch ſo freudig fort
Zur freien Heimath aufgebrochen,
Der freie Staat, das freie Wort,
Das ward in Treuen uns verſprochen.
So ſiegt ein Volk! O keiner war,
Der ſagte, daß ihm Böſes ahne.
Doch war es Trug, und unſre Schaar
Zerriß die theure Siegesfahne!

Und Jeder nahm ein heilig Stück,
Ein Jeder hatt' es treu erworben,
O wir beneideten eu'r Glück,
Die auf dem Schlachtfeld ihr geſtorben!
Des Tages denket mancher kaum,
Ihn freuet Reichthum, Amt und Ahne,
Ich, arm und alt, pfleg' einen Traum,
Den Traum von unſrer Siegesfahne!

Du aber, friſche, junge Schaar,
Voll Luſt des Weines und der Lieder,
Das, was du hoffeſt hoch und klar,
Geb' dir als That die Zukunft wieder,
O träume nie nach Lied und Wein
Von einem ſchnöd verlornen Wahne,
O ſitze nimmer alt, allein
Mit Stücken deiner Siegesfahne!

Der arme Franz.

Das iſt die ſchwere Noth der Zeit.
Adalbert von Chamiſſo.

Der arme Franz! Er liegt im Schnee erfroren,
Ihn mordete die kalte Winternacht.
Ein todter Bettler an Palaſtes Thoren!
Hier Lumpenkleider nur, dort Gold und Pracht!
O hättet ihr eu'r Hundeloch dem Jammer
Geöffnet nur, noch ging er durch die Welt,
Es warf ſein Wirth ihn geſtern aus der Kammer,
Denn für den Miethzins fehlte ihm das Geld.

Der arme Kerl! das ließ er ſich nicht träumen,
Zur Jugendzeit ging ihm die Luſt nicht aus,
Als er noch ſpielte an den Lindenbäumen
Vor ſeiner reichen Eltern ſchlichtem Haus.
Sie ſtarben früh, ſo blieb er ohne Hüter,
Ein Vormund ward dem Knaben da geſtellt
Und ſtahl dem Unerfahr'nen Hab' und Güter;
Nichts half ihm das ererbte ſchwere Geld!

Was that es auch? Er hatte kräft'ge Glieder,
'Nen leichten Muth, ein gutes, treues Herz,
Als Schiffer ſang er bald im Kahne Lieder,
Und ſo befriedigt, fand er Brod und Scherz.
Wie liebte ihn beim Tanz die raſche Dirne,
Wie gern war ihm die Burſchenſchaar geſellt,
Ihm leuchtete von reiner, offner Stirne:
Was ſchiert mich noch des Reichen Gut und Geld!

Es war im Herbſt, zwei Jahre ſind vergangen,
Hoch Waſſer brachte der empörte Rhein,
Man ſah die tückiſch wilde Fluth voll Bangen,
Mit Recht! ſie brach der Vorſtadt Häuſer ein;
Er half im Kahn, er half ſo viele Male,
Da hat ein Balken ihm das Bein zerſchellt,
Man pflegt' ihn lange Wochen im Spitale,
Zu eigner Heilung fehlte ihm das Geld.

Ein Krüppel kam er draus, es war zerſchmettert
Sein ſtarkes Glied, das Meſſer ſchnitt es ab,
Der einſt ſo fröhlich in die Welt gewettert,
Er ſchlich ſo blaß, als ſtieg er aus dem Grab;
Das Werk verſagte, ohne Kraft die Hände,
Die Stang' und Ruder kräftig einſt geſchnellt,
O Armuth, ſchnöder Fluch! Wie ſchlimm das Ende,
Zu ſtolz zum Betteln, nahm er nimmer Geld!

So ging es an's Verkaufen seiner Habe,
Sein Leben fristend, trug er sie hinaus,
Vorlängst trug er der Mutter letzte Gabe,
Der Todten Trauring, in des Goldschmidts Haus.
Nun Alles hin, warf man ihn aus der Kammer,
So starb er unterm freien Himmelszelt
In kalter Winternacht! Ach, aller Jammer
Des Armen kommt vom schnöden Laufegeld.

An das Vaterland.

Die ganze Zukunft, liegt ſie nicht
In deiner Bruſt allein?

Platen.

Dein denk ich ſtets mein Vaterland, wie man der Mutter denkt,
So arm, verloren, wie du biſt, in dich bin ich verſenkt;
Ich liebe dich in deiner Angſt, in Sorgen, Noth und Schmerz
Mehr, wie die andre weite Welt in Jubel und in Scherz.

O wärſt du, wie ich dich gewünſcht, groß, glorreich,
mächtig, frei,
Des Welttheils Herz, des Welttheils Haupt, der
Freiheit Schlachtgeſchrei;
Ich nennte ſtolzer, freud'ger dich mit königlicher Luſt,
Doch liebte treuer dich darum nicht deines Sohnes
Bruſt.

So trüb' und traurig, wie du liegſt in ſtarrer Ket-
tenlaſt,
Hat deine Söhne mit der Lieb' das Mitleid auch
erfaßt;
In unſern Adern pocht und klopft jedweder Tropfen
Blut,
Dich zu erheben hehr und hoch, flammt rings auf
eine Glut.

Die Auswanderer.

Ein Haufe Lebensmüder
Trifft überall ein Grab.
Platen

Frisch auf, steht länger nicht erstarrt!
Der Abschied schmerzt, doch thut er Noth,
Der Heimathboden ist zu hart,
Trotz Schweiß und Fleiß gibt er kein Brod;
Leid trägt sich wohl, doch Hunger schwer,
Drum lösen muthig wir das Band:
Wir suchen über'm großen Meer
Ein neues, freies Vaterland!

Grüßt Land und Dorf zum letzten Mal,
Das Haus, das euch das Leben gab,
Den Berg, das Feld, den Fluß im Thal,
Im Kirchhof jedes liebe Grab;
Noch eine Hand voll Erde her,
Im Herzen der Erinn'rung Pfand:
Wir ſuchen über'm großen Meer,
Ein neues, freies Vaterland!

Wer unſerm Willen nicht vertraut,
Der ſeh' den ſteilen Weinberg an,
Der ſehe jeden Fleck bebaut,
Den Fleiß dem Felſen abgewann;
Ja, unſer Fleiß iſt unſre Wehr,
Er macht uns hold den fremden Strand:
Wir ſuchen über'm großen Meer
Ein neues, freies Vaterland!

Der Urwald und die Steppenflur,
Das iſt für unſre Müh' ein Feld,
O hundertfach lohnt dort Natur
Ihm, der betriebſam ſie beſtellt;
Dort fehlt uns Bauholz nimmermehr,
Des Speichers Segen hat Beſtand:
Wir ſuchen über'm großen Meer
Ein neues, freies Vaterland!

Dort ruht nicht jede Lebenslaſt
Am ſchwerſten auf dem armen Mann,
Wie hier, wo nur als Hochzeitsgaſt
Der Reiche tritt das Leben an,
Wo ihm nur Frucht wächſt im Verkehr,
Wo ihm die Steuer nur ein Tand:
Wir ſuchen über'm großen Meer
Ein neues, freies Vaterland!

Schleicht auch der Tiger durchs Gefild',
Es wuchs das Blei für ſeinen Kopf,
Das Unthier droht nicht hart und wild,
Wie hier der reiche, ſtarre Tropf.
Was hoch hier gilt, dünkt dort uns leer,
Amt, Adel, Titel, Ordensband:
Wir ſuchen über'm großen Meer
Ein neues, freies Vaterland.

Laßt uns ein helles Menſchenthum
Aufbauen dort mit gleichem Recht,
Der hohe Spruch ſei unſer Ruhm:
Herr iſt ein Jeder, keiner Knecht!
Und laſtet euch die Arbeit ſehr,
Der frohe Lohn iſt auch zur Hand:
Wir ſuchen über'm großen Meer
Ein neues, freies Vaterland!

Und dieſer Lohn, das iſt die Luſt,
Die uns bei Wein und Spiel vereint,
Gemeinſam jauchzt ſie aus der Bruſt,
Wo recht der Menſch als Menſch erſcheint.
Friſch auf, wem iſt die Fahrt noch ſchwer?
Leb' wohl, Europa's alter Strand:
Wir ſuchen über'm großen Meer
Ein neues, freies Vaterland!

Der Patriot.

Ich hab' gewählt, ich habe mich entſchieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!

Herwegh.

Ihr ſpreizet euch wie dumme Jungen
Mit deutſcher Heimatheſelei,
Ihr ſchmäht mit Papageienzungen
Auf fremde Völker, groß und frei,
Ihr ſprecht, wie's vom Katheder tönet,
Drauf der bezahlte Doctor droht,
Daß recht das Vaterland verſchönet,
Wer auf das Ausland ſchimpft und höhnet.
Klotzköpfig Volk, das thut nicht Noth,
Mit euch bin ich kein Patriot!

Wir haſſen Afternationen,
Wo Jeder ein geborner Knecht,
Ein Wille zäumet Millionen,
Und wo Gewalt herrſcht für das Recht,
Wo Tag um Tag die Knute ſchwirret,
Wo ſtündlich mordet der Deſpot,
Und wo das Volk im Geiſt verwirret
Das Joch beklatſcht, naturverirret.
Vereint euch, Freunde, das thut Noth,
Mit euch bin ich ein Patriot!

Ihr liebt das Puderquaſtenweſen,
Der Stände Zahl, der Stände Qual,
Und ſprecht mit ſicher'm Federleſen:
Geheim Gericht ſei Kapital;
Ihr glüht nach abſoluten Wiſchen,
Pfui, euch beglückt ein hoch Gebot.
So mögt ihr Knechte euch erfriſchen
An all den alten faulen Fiſchen!

Klotzköpfig Volk, das thut nicht Noth,
Mit euch bin ich kein Patriot!

Die Freiheit rühmen wir als Segen,
Sie iſt uns Wein, nicht leerer Schaum,
Sie iſt, für die wir ſtets uns regen,
Der Tage That, der Nächte Traum.
Wir wallen nur durch ſie zum Ruhme,
Getreu der hehren bis zum Tod;
Wie an der hundertjähr'gen Blume,
So pflegen wir am Menſchenthume.
Vereint euch, Freunde, das thut Noth,
Mit euch bin ich ein Patriot!

Herr Judas.

Feinde ringsum.

Herr Judas iſt ſehr räthſelhaft,
Man weiß nicht, was er täglich ſchafft,
Doch thut er ſehr geſchäftig,
Man weiß auch nicht, woher er kam
Und wo er ſeine Mittel nahm,
Doch ißt und trinkt er kräftig.
Herr Judas kommt! — Nehmt euch in Acht,
Seid ihr nicht gern geſchoren,
Man wacht, man wacht,
Die Wände haben Ohren!

Herr Judas ſcheint ſehr liberal,
Es iſt beſonders ihm fatal
Der ritterbürt'ge Adel,
Er hält auf Conſtitution,
Die Monarchie'n trifft er mit Hohn,
Sein Wort iſt gleich 'ner Nadel.
Herr Judas kommt! — Nehmt euch in Acht,
Seid ihr nicht gern geſchoren,
Man wacht, man wacht,
Die Wände haben Ohren!

Herr Judas zeigt ſich auch voll Scham,
Den Frommen that er immer gram,
Abſonderlich den Pfaffen,
Ein Fuchs iſt ihm der Jeſuit,
Die Pietiſten zählt er mit
In das Geſchlecht der Affen.

Herr Judas kommt! — Nehmt euch in Acht,
Seid ihr nicht gern geſchoren,
Man wacht, man wacht,
Die Wände haben Ohren!

Herr Judas zürnt auch der Cenſur
Und meint, ſie ſtreite der Natur
Des Menſchenrechts entgegen,
Sie bleibe Willkür immerdar,
Die freie Preſſe, ſpricht er klar,
Iſt aller Völker Segen.
Herr Judas kommt! — Nehmt euch in Acht,
Seid ihr nicht gern geſchoren,
Man wacht, man wacht,
Die Wände haben Ohren!

Herr Judas iſt der größte Feind,
Der jemals auf der Erd' erſcheint,
Der braven Poliziſten,
Gleich ſchweigt er, wenn er einen ſieht,
Seltſam, daß er nicht ſcheut und flieht,
Die im Geheimen niſten.
Herr Judas kommt! — Nehmt euch in Acht,
Seid ihr nicht gern geſchoren,
Man wacht, man wacht,
Die Wände haben Ohren!

Herr Judas reiſt bisweilen fort,
Man ſagt, daß er an anderm Ort
Mit anderm Namen wohne,
Dann heiß' er wohl Iſchariot,
Er aber ſpricht mit bitterm Spott:
Ich haſſe die Spione.

Herr Judas kommt! — Nehmt euch in Acht,
Seid ihr nicht gern geſchoren,
Man wacht, man wacht,
Die Wände haben Ohren.

Graf Auguſt von Platen-Hallermunde.

Ja, denn mag er ſterben, wie es ſchildert
euch ein früh'res Lied,
Lanzenſtiche viel im Herzen, als der Dichtkunſt Winkelried.

Platen

Rühmt der Deutſche ſeine Dichter fröhlicher Begeiſterung voll,
Platen, o dann bringt er immer deinem Geiſte hohen Zoll,
Rühmt er ſeine edeln Sänger, viele nennt er nicht mit Luſt,
Dann entquillt dein ſtolzer Name erſt mit Wonne ſeiner Bruſt.

Wen'ge ſind, wie du, des Kranzes reiner, wahrer Seelen werth,
Wen'gen hat, wie dir, gedienet auch die Leier als ein Schwerdt,
Wen'ge ſtrebten, dir gleich, raſtlos nach Vollendung ihrer Kunſt,
Wen'ge ſtanden bei der Wahrheit, bei der Freiheit ſo in Gunſt.

Harmlos waren nicht die Zeiten, denen in den wilden Schooß
Hart dich das Geſchick geworfen; Kampf und Schlachtruf war ihr Loos;
Was ein Sängerherz erquicket, Frühling, Liebe, Freundſchaft, Wein,
War verklungen, und du mußteſt in den Streit des Tag's hinein.

Denn der Dichtkunſt Zaubertempel ſtand verwildert,
wüſt und öd',
Schlechte Meiſter, in Gedanken, Form und Sprache
hart und ſpröd',
Brüſteten ſich an den Säulen; wie voreinſt der
hehre Gott,
Peitſchteſt du ſie aus den Hallen; deine Geißel war
der Spott.

Und dann ſangſt in ſtolzen Rythmen du dein klang-
erfülltes Lied,
Strotzend voll von Weltgedanken, die der Geiſt dir
reich beſchied.
Und du zeigteſt — oft gewaltſam, oft verſtimmt und
voll Verdruß —
Wie man um die reine Muſe denkend, trachtend
werben muß.

Einem Stande gar entſproſſen, der ſich rühmet ohne Recht,
Dem entwachſen wenig Helden, aber mancher feile Knecht,
Der an Höfen dient und ſchmeichelt, warfſt du ab die ekle Laſt,
Und du lud'ſt beim Menſchenthume dich als freier Mann zu Gaſt.

So verſtandeſt du der Völker reiches Leben groß und klar,
Brachteſt Dornen jeder Knechtſchaft, jeder Freiheit Roſen dar,
Um die Stirn der Menſchenhelden wandeſt du den Lorbeerkranz,
Dante gleich triebſt du zur Hölle den Deſpot trotz allem Glanz.

In der Kunſt war es die Schönheit, der du Tag
und Nacht geweiht,
In dem Leben war's die Freiheit, die du in des
Tages Streit
Stark und frei und feſt vertheidigt, ſtets ein ehren-
hafter Mann,
Der bei Dichtern, der bei Helden einen ew'gen Platz
gewann.

Und doch hat dich nicht verſtanden blöden Sinn's
dein Mitgeſchlecht,
Ha, der Dichterling und Sklave wies den freien
Mann zurecht,
Wundenvoll die edle Seele, arg zerfleiſcht das ſchöne
Herz,
Trugſt du nach den hellſten Fluren, nach Italien,
deinen Schmerz.

Doch was war damit gebeſſert, ach, dich heilte nicht das Land,
Ueber deſſen Berg und Auen leuchtend ſich der Himmel ſpannt;
Sinnend zogſt du durch die Städte, träumend gingſt du längſt der See,
Die Natur und die Geſchichte löſten nicht dein großes Weh.

Was auch half es, ſie zu ſcheuchen, war die Sorge dein Genoß?
Denn ſie ſtieg mit dir zu Schiffe, ſchwang ſich hinter dich auf's Roß;
Flohſt du auch die theure Heimath, nimmer flohſt du deine Noth,
Deine tiefe, ſtille Sorge gab dir einen frühen Tod.

An Trinakria's Geſtaden liegt ein Platz am ew'gen Meer,
Klingend bricht ſich dort die Woge, die Cypreſſe rauſchet hehr,
Dort im Grabe ruhſt du, Dichter; aber für dein Martyrthum
Blühet jetzt im deutſchen Volke feſt und groß dein ew'ger Ruhm.

Blauer Montag.

Wir wollen auf Erden glücklich ſein,
Wir wollen nicht mehr darben.
H. Heine.

Beim Handwerk reg' die ganze Woche,
Durch böſen Zank getrübt den Sinn;
Der Meiſter hielt uns ſcharf im Joche,
Noch ſchlimmer that's die Meiſterin.
Heut wird getrunken und geſungen,
Vergeſſen alle Lumperei,
Auf! thut Beſcheid mir, brave Jungen:
Am blauen Montag ſind wir frei!

Wir hielten ehrlich aus den Plunder,
Dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt,
Gott merkt es auch, iſt es ein Wunder,
Wenn Sonntags man die Meſſ' vergißt?
Doch heute mag die Stunde ſtellen,
So wie ſie will, die Polizei,
Wir bleiben; thut Beſcheid, Geſellen:
Am blauen Montag ſind wir frei!

Und warten ſollen heut' die Reichen,
Die ſchnöd' bezahlen ſauern Fleiß,
Mit Geld ſoll keiner uns erweichen,
Für heute keinen Tropfen Schweiß!
Und müßte Strümpf' und Schuhe haben
Die ganze heil'ge Kleriſei,
Es geht nicht; thut Beſcheid mir, Knaben:
Am blauen Montag ſind wir frei!

Gehört die ſchöne Welt einſt Allen,
Theilt Jeder Arbeit und Genuß,
Da ſoll das Schaffen uns gefallen,
Froh müht ſich Jeder, wie er muß;
Jedoch derweil die Reich' und Großen
Sich bläh'n in ſtumpfer Eſelei,
Bleibt es beim Alten! Angeſtoßen:
Am blauen Montag ſind wir frei!

Der Bankier.

Und der Artikel miſſeſt du nur einen:
„Das Ehrgefühl“ bei Lump und Compagnie.
Franz Freiherr Gaudy.

Die ganze Welt, ſie dreht ſich drum,
Das Geld, das iſt die Axe,
Und klingl' ich drin, ſie ſtehen ſtumm,
Die Lumpen niedrer Taxe;
Ich komm', man beugt den Rücken krumm,
Ich wußte Gold zu waſchen:
Ich ſteck die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

Mein Weibchen ſchwärmt von Rang und Blut,
Von Pröbſten, Grafen, Fürſten,
Was will der blinde Uebermuth?
Ich kann ſie alle bürſten,
Sie beugen ſich vor meinem Gut,
Bedürfen ſie Gamaſchen:
Ich ſteck die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

Mein Sohn, der faſelt was vom Staat,
Er fürchtet ſich vor Kriegen,
Einfält'ger Burſch, der Könige Rath
Hab' in der Truh ich liegen,
Und ohne mich braucht kein Soldat
Nach Heldenruhm zu haſchen:
Ich ſteck die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

Die Tochter ſchätzt Talent und Geiſt,
Die ſchönen Seelen ſchnaufen,
Geſindel iſt's, ich will ſie meiſt
Mit goldner Münz' erkaufen,
Ich locke ſie mit Auſtern dreiſt
Und mit Champagnerflaſchen:
Ich ſteck die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa in die Taſchen!

Die Zeitung nimmt ſo oft ins Maul
Das Volk, die armen Leute,
Sie gibt, im wirren Sinn nicht faul,
Ihm die Geſchichte heute,
Pah, reiten läßt ſich's, wie ein Gaul,
Pah, wie ein Hund ſich waſchen:
Ich ſteck die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

Die ganze Welt, ſie dreht ſich drum,
Das Geld, das iſt die Axe,
Und klingl' ich drin, ſie ſtehen ſtumm,
Die Lumpen niedrer Taxe;
Ich komm', man beugt den Rücken krumm,
Ich wußte Gold zu waſchen:
Ich ſteck die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

Das Begräbniß des Reichen.

Vox populi vox Dei.
Alte Sprüchwort.

Fürwahr, ein Leichenzug voll Pracht und Glanz,
Marſchälle, Wagen, Pferde, Eichenkranz,
Am Sarge Flor und reiche Wappenſchilde,
Es folgt ein langer, breiter Menſchenſtrom,
Vieltönig dröhnt der Glockenſchall vom Dom,
Der Trauermarſch erklinget ernſt und milde!

Gott, welche Lüge! In der Jugend ſchon
War er ein Burſch' voll Bosheit, Tücke, Hohn,
Der Eltern und der Lehrer ſtets betrogen,
Der hämiſch alle Schurkenſtreiche that,
Doch die Geſpielen ſchwärzte durch Verrath,
Der ſie aus Haß, der ſie aus Neid verlogen.

Als Jüngling führt' er ſtets das größte Maul,
Und doch war er zu allen Thaten faul,
Im Munde war ſein Muth und nicht im Herzen,
Scheinheilig pries er Wahrheit, pries er Recht,
Schlich aber ſelbſt geheim, verdächtig, ſchlecht,
Schalt man ihn drob, feig wußt' er's zu verſchmerzen.

Und Mann geworden, ward er Freier gleich,
Man hieß ihn glücklich, denn die Braut war reich,
Doch lag am Weib ihm nicht, ihm lag am Golde;
Sie kümmerte ihn höchſtens noch im Bett,
Sonſt trieb er Wucher, Jedem um die Wett':
Er war der treuſte Knecht in Mammons Solde.

Wie grinzt' er gierig ſtets die Münze an,
Pfui, wie er markten konnte, wie er rann,
Was hat der Schuldner nicht von ihm erduldet!
Wie münzt' er frech des armen Mannes Fleiß!
An ſeinem Golde klebt von Kind und Greis
Rachſchreiend Blut; was hat er nicht verſchuldet!

Was kehrte ihn des Hungers heiſrer Schrei,
Des Armen Krankheit war ihm einerlei,
Wittwen und Waiſen ſchmäht' er jede Stunde,
Oft bettelte vor ſeinem Thor die Noth,
Doch Steine gebend, ſprach er: das iſt Brod!
Und hetzte drauf die wohlgenährten Hunde.

Der ſtets der Armuth in das Antlitz ſpie,
Er beugte vor dem Reichern gern das Knie,
Ein Speichellecker war er bei den Großen,
Er warb um Titelkram und Ordensband:
Heut' gibt der Reichthum adeligen Stand.
Wann wird man dieſen alten Wahn verſtoßen?

Und elend war er doch, trotz allem Prunk,
Trotz Glanz und Feſt; nie hat beim hellen Trunk
Ein Freund in Luſt an ſeinem Tiſch geſeſſen.
Wer tränke mit dem Geizhals auch den Wein?
Er ſtarb verachtet, unbeweint, allein;
Wer ihn nicht haſſet, wird ihn bald vergeſſen.

Wie er teſtirt, geht er mit Pracht zur Gruft,
Er war trotz alledem ein ſchnöder Schuft,
Niemals der Menſchheit ew'gem Recht gewogen.
Es heißt: von Todten redet nichts als gut,
Der Pfarrer that es hier, ich hab' den Muth
Zu ſagen, daß er ſalbungsvoll gelogen.

Im blauen Kamiſol.

Der brave Mann, wie dürftig auch,
Iſt König doch, trotz alledem.
F. Freiligrath nach Robert Burns.

Ich lebe froh unmaßen,
Unmaßen friſch und gut,
Wer ſah auf Markt und Straßen
Mich wohl in trübem Muth?
Der Frohe ruft mich fröhlich an,
Der Murrkopf haßt mein Wohl;
Friſch auf, ich bin der ſchlichte Mann
Im blauen Kamiſol!

Seit zwanzig langen Jahren
Trag' ich den Mantel ſchon,
Der Hut iſt was zerfahren,
Ich erbt' ihn einſt als Sohn,
Doch ſchmückt im Mai ihn friſches Grün,
Als freundliches Symbol;
Ich ſeh' ſo gern die Erde blüh'n
Im blauen Kamiſol.

Mir iſt in enger Klauſe
Ein Bett, ein Tiſch genug,
Ein Tellerchen zum Schmauſe,
Mit friſchem Trunk ein Krug;
Da hängt von meinem Schatz ein Bild,
Der Koffer, der iſt hohl,
Des Nachbars Flöte grüßt mich mild
Im blauen Kamiſol.

In der Genoſſen Kreiſen
Sitz Abends ich im Krug,
Es klingen luſt'ge Weiſen,
Der Witz erhebt den Flug,
Und ſchäumt uns auch kein Wein vom Rhein,
Uns iſt unſäglich wohl,
Die Herzen ſchlagen treu und rein
Im blauen Kamiſol.

Und fehlt zum Trunk der Stüber,
So geht's zum Nachbar hin,
Bald ſeitwärts, bald genüber,
Laut grüßt die Nachbarin;
Den Dirnen ſchwatz' ich Mährchen vor,
Die Burſche freut mein Kohl,
Die Kinder leih'n mir Aug' und Ohr
Im blauen Kamiſol.

Doch warf die Krankheit nieder,
Der Arbeit Kamerad,
Ich geh' und koch' ihm Flieder
Und pfleg' ihn früh und ſpat,
Und ſtirbt er, nun, es iſt ſein Loos,
Ihm iſt im Tode wohl,
Wir bergen ihn im Erdenſchooß
Im blauen Kamiſol.

So neid' ich nicht die Reichen,
Die Großen neid' ich nicht.
Die ſtets voll Selbſtſucht ſchleichen
Durch Pracht und Glanz und Licht.
Pfui, Titel, Adel, Orden, Sold,
Sie ſind mein Gegenpol;
Es gibt nur Seelen, rein wie Gold,
Im blauen Kamiſol.

Froh bebt mir an der Morgen,
Froh ſchließt ſich mir der Tag,
Zur Arbeit ohne Sorgen,
Voll Jubel zum Gelag!
Der Frohe ruft mich fröhlich an,
Der Murrkopf haßt mein Wohl;
Friſch auf, ich bin der ſchlichte Mann
Im blauen Kamiſol!

Frankreich.

Dann beut in Freudſchaft deinem erneuten Volk
Das neue Frankreich auch den Handſchlag
Ueber dem heiligen Sarg in Aachen.
Platen.

Heil Frankreichs Volk! Heut' ſoll ein Lied dir tönen,
Ein ſtolzes Lied, voll friſcher Bruderluſt,
Mag Kleinmuth, Dummheit, Haß und Neid dich höhnen,
Es pocht dir froh des freien Mannes Bruſt.
Mit tauſendjähr'gem Ruhme hat dich mächtig
Geſchmückt dein großer Geiſt, die kühne Hand,
Vergangenheit und Zukunft blüh'n dir prächtig:
Heil Frankreichs Volk und Land!

Stolz ſchmücken dir die Stirne tauſend Narben
Und tauſend Scharten das berühmte Schwerdt.
Wer zählt die Helden, die dir muthig ſtarben,
Wer preiſet würdig ihrer Thaten Werth?
Mit jedem Volk der Welt haſt du gerungen,
Und jedes rangſt du einmal in den Sand,
Dein Neid, dein Ruhm erklingt auf allen Zungen:
Heil Frankreichs Volk und Land!

An deinem Heerde wuchſen, wie die Roſen,
Die ſchöne Kunſt, die freie Wiſſenſchaft,
Wie blühen deines Geiſt's Apotheoſen!
Dein Beiſpiel gibt den Völkern friſche Kraft.
O deiner Denker, deiner Dichter Geiſter
Verkennet nur der blöde Unverſtand,
Die Wahrheit rühmt ſie überall als Meiſter:
Heil Frankreichs Volk und Land!

Und ſchaut, wie hat der Fleiß in dieſen Gauen
Friſch, unermüdet ſtets ſein Werk vollbracht!
Rings ſchaffen die Gewerbe durch die Auen,
Voll Korn und Reben ſchwillt des Landes Pracht.
Aus ſtolzen, reichbewegten Städten fahren
Die ſchlanken Schiffe hin zum fernſten Strand,
Zur Luſt der Frei'n, zum Schrecken der Barbaren:
Heil Frankreichs Volk und Land!

Doch nicht im Frieden wuchs der ſtolze Segen,
Oft traf in's eigne Haus des Blitzes Gluth.
Wie züchtigte das Volk auf blut'gen Wegen
So löwenkühn Tyrannenübermuth!
Man ſah es ſeiner Fürſten Scepter brechen,
Zerreißen manches Wahnes ehern Band,
Laßt nur der Freiheitskämpfer Gräber ſprechen:
Heil Frankreichs Volk und Land!

Seht zu, wie ſchwärmt und jauchzt es nun in Wonne
In ſeines Wohlſtand's, ſeines Ruhmes Glanz!
Nach dunkler Nacht beſtrahlt es ſtets die Sonne,
Nach jedem Winter wuchs ihm neu ein Kranz.
Im Ernſte voller Ernſt, im Scherz voll Scherzen,
Sein reifer Geiſt iſt des Beſtehens Pfand.
O, jedem Flüchtling ſchlagen dort die Herzen:
Heil Frankreichs Volk und Land!

Und ſteht's noch nicht am Ziel, o ſeht es ſtreben!
Sein hoher Muth ringt ſich zum Menſchenthum,
In heit'rer, ſchöner Gleichheit will es leben,
Sie iſt der Freiheit letzter, höchſter Ruhm.
Was noch die Menſchheit drückt, wird es zerſchlagen,
Voll Muth der Geiſt und voller Kraft die Hand.
O mög' es bald für alle Zeiten tagen:
Heil Frankreichs Volk und Land!

Auf dem Drachenfels.

Endlich bleibt nicht immer aus.
Friedrich Günther.

Frühling, Paradieſes Vogel, wieder ſchlägſt du goldne Flügel,
Und mit Mährchenpracht phantaſtiſch ſchmücken rings ſich Thal und Hügel.
Schimmernd wogen Blüthenmeere, hold berauſchend ſtrömen Düfte,
Klänge wehen und Geſänge, Sehnſucht webet durch die Lüfte.

Frühling, hier vom ſteilen Felſen, keck vom Falken überflogen,
Wo der König Strom im Grunde wälzt den Mantel ſeiner Wogen.
Frühling, laß mein Herz dich grüßen, wo die Wiege mir geſtanden,
Wo die Jugend ſüß mich küßte in des Rheinlands ſchönſten Landen.

Ach, wie rothe Roſen blühen mir durch's Herz Erinnerungen,
Zeigt den Fleck mir, wo wir brauſend nicht geſchwärmet und geſungen!
Mit dem Becher, mit dem Liede, Reben in den blonden Locken,
Wie will da des Jugendmuthes heller, leichter Pulsſchlag ſtocken!

Seht, da dehnen ſich die Straßen, die der Roſſe Hufe ſchlugen,
Seht, dort liegen noch die Kähne, die den Strom hinab uns trugen,
Seht der Berge kühne Gipfel, wo wir Nächtens Feuer fachten,
Seht die duft'gen Rebenlauben, wo wir dachten, wo wir lachten.

Dort die Wege nach dem Walde, nach der Burg, dem Wieſengrunde,
Ach, was brachte da nicht Wonne jede einſam grüne Stunde:
Zwecklos wilde Blumen pflücken, horchen auf der Blätter Rauſchen,
An den Quellen Rehe ſcheuchen, fernem Amſelſchlage lauſchen!

Und im Thal dort liegt die Hütte, dicht umſäumt vom Roſengarten,
Die ich oft am Tag umkreiſ'te, wo ich Abends ſtand zu warten
Bis die ſüße Stimme tönte; ach, noch klingen ihre Lieder,
Ob ſie mich auch nimmer kannte, leiſ' in tiefer Seele wieder.

O Natur, o Lieb', o Freundſchaft, ihr der Jugend Blumenkrone,
Diademe, wie kein König je ſie trägt im Purpurthrone
Tauſend Tage, tauſend Freuden, ſelbſt die Schmerzen werden Wonnen;
Sorglos Daſein, mit der Welle leichtem Spiel biſt du verronnen.

Weh mir! — Weh mir? — Nein, ein Wohl mir! Wer
das Männerthum betreten,
Der vergißt das ſüße Schwärmen, frohe Jubeln,
fromme Beten,
Ihm an's Herz pocht die Geſchichte; in des Welt-
laufs volles Leben
Schaut er, wie geweckt aus Träumen, halb mit Hof-
fen, halb mit Beben.

Sprüh'n in Frühlingsgluth die Völker, ſiehſt du Blü-
thenmeere wallen,
Spürſt du Düfte, hörſt du Sänge, die der goldnen
Freiheit ſchallen?
Nein, o nein, nur Winter ſeh' ich, ſtarre, feſte Eiſes-
bande,
Kalt die Sonne, nackt die Erde, troſtlos, ſchweigend,
öd' die Lande.

Winter, jammervoller Winter, tauſend Flüche laß dir grollen;
Denn der große Völkerfrühling iſt's, den alle Herzen wollen.
Fort die Armuth, fort den Reichthum, die mit Fluch die Lande drücken;
Fort mit Hochmuth und Gemeinheit: Gleichheit ſoll die Welt beglücken!

Frohe Botſchaft! Horch, im Aether hat die Lerche angeſchlagen;
Frühlingsherold, ſüße Stimme! Wohl, nun wird das Eis zerſchlagen.
Seht, die liebevollen Herzen unſrer kühnen Jugend pochen,
Dieſer babylon'ſche Thurmbau alten Wahnſinns wird zerbrochen.

Alle ſtarren Ketten fallen und die Würger alle
ſinken,
Und die Freiheit und die Liebe ſeht ihr hold den
Ländern winken.
Gleiches Recht gilt aller Orten und es ſchweigt der
Völker Streiten,
Frohe Botſchaft, Frühlingsherold, herrlich wenden ſich
die Zeiten!

Bald ſchon läuten alle Glocken, bald ſchon jauchzen
alle Stimmen,
Freudig geh'n wir mit den Palmen rings die Feuer
zu entglimmen.
Und es tritt als Hoheprieſter Jedermann zum Feſt-
altare:
Kommt ihr Oſtertage, fliegen grau um's Haupt mir
auch die Haare!

Freiheit, Paradieſesvogel, iſt es auch im Greiſenthume,
Laß von dieſem Berg am Rheine, ob der Gegend Wunderblume,
Grüßen dich, o Menſchenfrühling, grüßen deine ſtolzen Erben,
Und ich habe, daß ich ruhig lege hin mein Haupt zum Sterben.

Die neue Welt.

Denn edeln Seelen vorzufühlen
Iſt wünſchenswertheſter Beruf.
Göthe.

Hinaus, es lockt des Lebens Fluth
Das ſegelreiche Schiff,
Die Mannſchaft jauchzt in trunknem Muth,
Nicht fürchtend Sturm und Riff;
Von Kraft und Willen voll die Bruſt,
Iſt jeder Mann ein Held,
So finden wir in Bruderluſt
Der Menſchheit neue Welt!

Es bleibt zurück die alte Zeit
Mit ihrem Quark und Dunſt,
Mit ihrer Wappenherrlichkeit,
Mit ihrer Weibergunſt,
Mit ihrem Lug, mit ihrem Trug
Um Orden, Rang und Geld,
Wer hat des Moders nicht genug?
Drum in die neue Welt!

Dort fängt das Leben an von vorn,
Dort gilt der Menſch allein,
Der Geiſt von gutem Schrot und Korn,
Das Herz getreu und rein;
Wir ſchaffen dort um gleiches Brod
Und ruh'n im gleichen Zelt,
Die Arbeit iſt das Hauptgebot
In unſ'rer neuen Welt!

Dann klingt das Bruderlied ſogleich,
Es kreiſt derſelbe Wein,
Zur Erde ſteigt das Himmelreich,
Und Jeder nennt es ſein.
Fort iſt die Noth, fort iſt der Tod
Von unſres Lebens Feld,
Friſch, ſucht mit uns auf flottem Boot
Der Menſchheit neue Welt!

Zweites Buch.

Ueber hundert Jahr.

Bei uns bleibt Alles hübſch im Gleiſe,
Wie angenagelt, rührt ſich kaum.
H. Heine.

Zum Teufel der Traum! noch ſträubt ſich das Haar,
Vor Angſt, es möchte geſchehen,
Im neunzehnhundert vierziger Jahr
Hab' im Traum ich Europa geſehen.
Dieſelbe vielfarbige Scheidung noch
Von Staaten und Fahnen und Wappen,
Und Reſidenzen in jedem Loch,
In all den Läppchen und Lappen.

Noch ſtanden die Großen ſchroff und ſtolz
Den geduldigen Völkern entgegen,
Sie führten noch das Prügelholz
Zu abſoluten Schlägen.
Am meiſten galt die abſcheuliche Brut,
Die im Dunkeln wußte zu tappen;
Es galt noch der Schranzen Uebermuth
In all den Läppchen und Lappen.

Es war noch dieſelbe Klerisei
Mit ihren verdumpften Parteien,
Sie ſprachen von chriſtlicher Liebe dabei
Und kreiſchten, ſich ſelbſt zu verſchreien.
Der Adel mit hochgeborenem Geiſt,
Er trieb's mit Doggen und Rappen,
Und blähte ſich ſtolz, als gält er zumeiſt
In all den Läppchen und Lappen.

Hofräthe gab es wo möglich noch mehr,
Die ſchmeichelnd wie Hunde thaten,
Und rings bramarbaſirte ein Heer
Geſchnürter unbärt'ger Soldaten.
Sie trugen der Kreuze und Bänder genug
Und ſpielten der Herren Knappen,
Und unter ſich ſelbſt voll Lug und Trug
In all den Läppchen und Lappen.

Der Bürger und Bauern beſter Kern,
Er fühlte ſich wie in Banden,
Die freiſten Männer irrten fern
Verbannt aus den eignen Landen.
Die andern, ach, eine feige Schaar,
Die wußte man trefflich zu kläppen,
Unmündig im Geiſt und ſcheu in Gefahr
In all den Läppchen und Lappen.

Wo war es denn, daß ein männlich Geſchlecht
Frei durfte rathen und thaten,
Mit freiem Wort und mit gleichem Recht
In freien, kräftigen Staaten?
Zu den frommen Wünſchen gehörte es noch,
Ach, dieſelben Fahnen und Wappen!
Die Menſchheit trug noch das alte Joch
In all den Läppchen und Lappen!

Der Schmied.

Es gilt dem kommenden Geſchlechte,
Es gilt dem künft'gen Morgenroth!
R. E. Prutz.

Dreiklang vom Amboß klingt,
Schwingt mir die Hämmer, ſchwingt,
Daß uns das Werk gelingt,
Burſchen haut an!

Daß frei die Menſchheit ſei,
Schlagt mir die ‚Kett' entzwei,
Hellerer Zeiten Licht
Duldet die Bande nicht.

Wer Sklaven will und ſucht,
Sei überall verflucht,
Dient wer als ſchnöder Knecht,
Haſſ ihn von Herzen recht
Jeglicher Mann.

Dreiklang vom Amboß klingt,
Schwingt nur die Hämmer, ſchwingt,
Daß uns das Werk gelingt,
Burſchen haut an!

Schmiedet mir dann das Schwerdt,
Kräftiger Männer werth,
Wer für die Menſchheit ſprüht,
Nehme das Erz erglüht,
Ziehe in's wilde Feld;
Kämpfer der jungen Welt,
Treffe mit kühnem Streich,
Edel und hoch und reich,
Jeden Tyrann.

Dreiklang vom Amboß klingt,
Schwingt mir die Hämmer, ſchwingt,
Daß uns das Werk gelingt,
Burſchen haut an!

Blühet erſt gleiches Recht,
Jubelt ein frei Geſchlecht;
Luſtig dann ſchmieden wir
Blinkende Friedenzier,
Arbeitsgeräth und Pflug,
Erde hat Brod genug;
Alle erfreu'n ſich gleich,
Der Menſchheit neues Reich
Hebt luſtig an!

Irdiſche Parade.

Wir wollen hier auf Erden ſchon
Das Himmelreich errichten.
H. Heine.

Es kam vorlängſt der liebe Gott
Auf Erden uns beſuchen,
Er war wie immer gut und flott,
Mocht' er auch etwas fluchen;
Und Arm und Niedrig, Hoch und Reich,
Als käm' ein König, machten gleich
Sich rüſtig auf die Sohlen.
Er ſprach: da iſt ja noch die Schaar!
Dacht' ich an euch ſechstauſend Jahr,
Soll mich der Teufel holen!

Bei Gott, das geht ja luſtig zu,
So bunt wie Kraut und Rüben;
Wo iſt der Frieden und die Ruh,
Die ihr mir ſolltet üben?
Ich gab euch Liebe, Frühling, Wein,
Ich hab' euch Freude, ſüß und rein,
Und friſches Werk empfohlen,
Fürwahr, das iſt ein ſchöner Spaß,
Seh ich von meinem Willen was,
Soll mich der Teufel holen!

Was wollen nur die Leute dort
Mit Purpur reich beladen?
Sie heißen, hört' ich recht das Wort,
Sich gar von Gottes Gnaden.
Sie ſitzen hoch auf goldnem Thron
Und nennen, fern von Spott und Hohn,

Sich Herrſcher unverhohlen.
O Menſch, grundgütiges Geſchlecht,
Gab ich den Leüten je das Recht,
Soll mich der Teufel holen!

Was macht denn dort das Volk für Rauch,
Iſt das 'ne Hexenküche?
Ich habe Grimmen ſchon im Bauch,
Entfernt mir die Gerüche!
Sie beten wohl aus manchem Buch,
In meinem Namen tönt ihr Fluch,
Ich kenne nicht die Dohlen;
Sie ſchwatzen lange Reden hin,
Glaub' und verſteh' ich ihren Sinn,
Soll mich der Teufel holen!

Und das ist mir ein edles Recht,
Nach dem sie gehn und richten:
Hier Einer Herr, dort Einer Knecht,
Verteufelte Geschichten!
Hier hohe Namen, Pracht und Gut,
Urzeit-Besitz und Uebermuth,
Von dem sie rechtlich kohlen,
Dort Nacktheit, Bettel, Krankheit, Noth;
Und war das jemals mein Gebot,
Soll mich der Teufel holen!

Nein Menschenvolk, so mein' ichs nicht,
Ich will nur gute Herzen,
Die freudig thuen Werk und Pflicht,
Dann lachen, singen, scherzen.
Die schöne Erde weit und breit
Mit Frucht und Luft und Herrlichkeit,

Sei länger nicht geſtohlen,
Beſitzet froh, was Allen iſt!
Und neckt euch noch ein Poliziſt,
Soll ihn der Teufel holen!

Irland.

Herbſt 1843.

Es iſt die Freiheit jener Puls,
Der ſtets lebendig ſchlägt,
Der ſtets zum Kampfe treibt ein Volk
Für ſeinen eignen Heerd.

Nie fehlen ihr Vertheidiger,
Nie mangelt ihr ein Schwerdt,
Und wer ſie recht gekoſtet hat,
Geht in den Tod für ſie.

Platen.

Grün, ſmaragd'nes Inſelland, o Perle, die im Norden lacht,
Du meerumgürtetes Kleinod, in deiner Wieſen grünen Pracht,
In deiner Felder blüh'nder Luſt, in deiner Wälder hohem Kranz,
Hold, wie dich die Natur erſchuf, ziemt dir ein Leben voll und ganz!

Doch nennen ſie unſelig dich, das Mitleid hat ſie
tief erfaßt:
Du liegſt verlaſſen, traurig, trüb' in der Tyrannen
Kettenlaſt,
Das Blut der üppigen Natur ſaugt dir der fremde
Vampyr aus,
Ach, weil du anders denkſt und glaubſt, biſt du nicht
Herr im eignen Haus!

Unſelig, ja, ſo iſt der Schein; ich aber preiſe Volk
und Land.
Erin, du haſt durch Noth und Angſt gerettet deines
Muthes Pfand,
Du haſt in deiner Knechtſchaft ſtets an hehre Freiheit
noch geglaubt, —
So bebet, wer den Schiffbruch litt, im Wogendrang
das kühne Haupt.

Du ſingſt im Unglück Lieder noch — ſo thut ein
kräftig Männerherz, —
Dir kehrt als lieber Gaſt noch ein ins niedre Haus
der ſüße Scherz,
Du liebſt dein Weib, du liebſt dein Kind, ſo treu
wie mit des Freien Bruſt,
Du drückſt für künft'ge mächt'ge That, den Freund
ans Herz mit ſtolzer Luſt.

Mäht auch der Fremdling dort die Frucht, du ſchwärmſt
für Wieſe und Gefild;
Du ſtreifeſt gern im hohen Forſt, jagd auch der Reiche
dort das Wild.
Trägt ſie Deſpoten auch in's Land, du liebſt des
Meeres dunkle Fluth,
Frei iſt die See! du weiſeſt drauf einſt beim der
Feinde Uebermuth.

Den Dichter haſt du, der dich ſang, Erin, in ſüßen Melodie'n,
Die hell entflammend jedes Herz mit mildem Zauberklang durchziehn.
Verſchläng dich ſelbſt der Wogenſchooß, dem du entſtiegſt, ein Paradies,
Es bliebe dein Ruhm, weil nie die Welt von Irlands milden Liedern ließ!

Und ſpricht dir nicht der Männer Mann, ficht nicht für dich der Helden Held?
Den kühnſten Geiſt, das ſtärkſte Wort, das trägt er ſtets für dich ins Feld!
O, beſſer ſprach Demoſthenes für ſeines Hellas Freiheit nicht,
Und an der Knechtſchaft übte ſelbſt nicht Brutus beſſer Rächerpflicht.

Ein Mann, der Mund der Nation, beglückt das
Land, das ihn gewann!
Ein Mann, groß, mächtig, wie ein Volk, im Volk,
das einig, wie ein Mann!
Aus einem Geist trifft jedes Wort, wie scharfer luft-
ger Schwertesstreich
Aufs Haupt des Feind's! — Du arm, Erin? Erin,
du bist unendlich reich!

Erin, du schreitest im Gesetz die breite heil'ge Son-
nenbahn,
So führet durch das Wüstenland dein Moses dich
nach Kanaan;
Er gibt des Himmels Manna dir, entschlägt dem
Felsenstein den Quell.
Frisch auf! du siegst nach langem Kampf; dich krönt
die Freiheit hehr und hell!

Und freie Völker preiſen einſt, Erin, dein muthiges Geſchlecht,
Daß es ſo treu und kühn beharrt im Streit für ew'ges Menſchenrecht.
Smaragd'nes Eiland, o Erin, unſelig wärſt du? nein, o nein!
Ihr Völker, die ihr klagt ſtatt kämpft, ſo laßt uns um die Freiheit frei'n.

An C. F. Leſſing.

Dem ergibt die Kunſt ſich völlig, der
ſich völlig ihr ergibt.
Platen.

Als Jüngling hab' ich oft im Geiſt verzückt
Vor deiner Bilder ſtolzer Pracht geſeſſen,
Dich kannt' ich nicht, doch ſeliger beglückt
Hat Niemand deines Geiſtes Kraft gemeſſen.
Und dann als Gaſt und Freund an deinem Heerd
Hab' ich durchforſchet deiner Erndten Segen,
Mehr warſt du mit jedem Blatte werth
Auf deines Geiſtes ſchöpferiſchen Wegen.

Ein ſchöner Pfad! So wandelt ihn der Mann,
Der Kraft bewußt und ſicher ſeines Zieles,
Mit jedem Schritt ſteigſt höher du hinan,
Enthüllſt in vielem Eins, in Einem vieles.
Du weißt zu faſſen Leben und Natur;
Es ſind die Bücher nicht mit ſieben Siegeln,
So weit ich folgte deines Strebens Spur,
Ich ſah Geheimniſſe dich ſtets entriegeln.

Es laſſen dich, den frommen Forſcher, gern
In ihre Wunder Erd' und Himmel ſchauen,
Tief, weiſ' und ernſt belauſchſt du nah' und fern
Die Lüfte, Wolken, Seen, Gebirge, Auen.
Wie hell der Sonnenſchein die Welt belacht,
Wie über Haid' und Wald die Stürme brechen,
Den Blumenmorgen und die Wetternacht
Läßt du lebendig aus der Leinwand ſprechen.

Du führſt uns in der Sage grüne Welt;
Zählt uns die Zeit auch zu den treuſten Söhnen,
Wer ruht nicht gern im bunten Mährchenzelt,
Wer mag der Vorzeit edle Dichtung höhnen?
Die Lieb' und Freundſchaft hat ein ewig Recht
An Zeit und Kunſt, ſo war's in allen Tagen,
So wird es ſein, ſo haſt du dem Geſchlecht
Der Zeit zur Luſt erweckt die Heldenſagen

Ein Leiter an das hehre Weltgericht,
Enthüllſt du ernſt uns der Geſchichte Rollen,
O hör' uns jubeln laut mit dir im Licht,
Sieh in der Finſterniß uns mit dir grollen.
Du gibſt Geſtalten recht von Fleiſch und Blut,
Nicht hohle Formen, leer und aufgeblaſen,
Du lehrſt Gedanken voller Flammengluth,
Dafür begeiſtert in den Tod zu raſen.

Nicht blinden Eifer hebſt du auf den Schild,
Nicht Glaubenswuth trägt dir die weiße Fahne,
Für die Vernunft-begeiſtert, freundlich, mild
Löſchſt du die Fackeln aus dem ſtarren Wahne.
Aus deinen Bildern ſieht uns groß bewußt
Die Freiheit an mit lebensvollen Augen.
Heil euch! könnt ihr aus der Geſchichte Bruſt
Des Menſchenthums gewalt'gen Trieb euch ſaugen.

Und ſtrotzend kleidet deine Phantaſie
Dein Werk ſtets in urkräft'ge eig'ne Farben,
Die frei'ſte Form fehlt großen Geiſtern nie,
Sie mangelt dort, wo enge Seelen darben.
Du ſteheſt feſt in deinem Gegenſtand,
Du ziehſt bald traurig ernſt, bald ernſt und heiter
Und in die Kunſt griff kräft'ger ſtets die Hand,
Stets in das Leben drang dein Auge weiter.

Was kümmert um den Raben ſich der Schwan,
Ob Neid dich höhnt, ob Unverſtand dich tadelt,
Du wandelſt ſicher klar die Sonnenbahn
Durch Wahrheit, Freiheit, Menſchenthum geadelt.
Mitwelt und Nachwelt winden dir den Kranz,
Denn du verſtehſt Leben und Geſchichte,
Ein Sohn der Zeit. Mit ewig hellem Glanz
Glüh'n in die Zukunft deiner Kunſt Gedichte.

Mittagszauber.

Uns hat ein Gott geſegnet
Mit freiem Lebensblick.
Göthe.

Laß ruhen hier uns an der Halde
Im heißen Sommermittagsſtrahl,
Hier hoch der Saum vom Buchenwalde,
Dort blicke durch Gebirg' und Thal:
Rings Wieſengründe, Felsgeſteine,
Weinhügel, Wald und Saatenfeld,
So dehnt im hellſten Sonnenſcheine
Dem Blick ſich weit und weit die Welt.

Und Stille rings! die Mittagsglocken
Sind nah' und ferne ſchon verhallt,
Kein Baum bewegt die grünen Locken,
Und kaines Vogels Stimme ſchallt.
Es ſchlug die Mittagszauberſtunde. —
Daß wir nicht Sonntagskinder ſind! —
Dann wär' uns klar, wie in der Runde
Sich Zauber hier und dort entſpinnt.

Wir ſäh'n im Wieſengrunde ſchweben
Der muntern Elfen leichten Kranz,
Wie ſie im Lüfteleben weben
Verſolingend ringend ihren Tanz,
Wir ſäh'n im Quell die Niren baden
Der weißen Glieder üpp'ge Pracht,
Des luft'gen Geiſterkleid's entladen,
Von Schlaf zu Scherz und Spiel erwacht.

Gekleidet in des Sommers Farben,
Zög' mich die Kornfrau wohl vorbei,
Mit blauen Blumen, goldnen Garben,
Im Kreis der Mädchen ſchwärmend frei,
Durch Wald und Felſen ſäh'n wir ſchlüpfen
Die Zwerge neckiſch aus und ein,
Bald keuchen ſchwer, bald luſtig hüpfen
Mit Gold und funkelndem Geſtein.

Wer weiß, ob nicht vielleicht wir fänden
Ein koſtbar Stück vom Geiſtergut,
Ein Wünſchelreis aus Feenhänden,
Gar Fortunatus ſelt'nen Hut;
Vielleicht hätt' einen Schatz verloren
Ein Gnom im Zwergenkönigs Sold,
Und wir — Glücksvögel oder Thoren —
Wir jauchzſten heim mit rothem Gold.

Das Alles iſt uns nicht beſchieden,
Und Sonntagskinder ſind wir nicht,
Kein Schatz raubt uns des Lebens Frieden
Und der Natur erquickend Licht;
Komm wieder in das Thal hinunter,
Arm, wie zuvor, zieh'n wir zurück,
Wir denken frei und ſchaffen munter:
Das iſt des Lebens einzig Glück

Der alte Vagabund.

Vieux vagabond, je meurs votre ennemi.
Béranger

Ich kam zur Welt in einer Grube,
In eine Grube geh' ich d'raus,
Ich trug den Bettelſtab als Bube,
Als Greis hab' ich nicht Brod und Haus.
Die Gaſſe hier, wo ich geboren,
Wo man mich trat wie einen Hund,
Hab' ich zum Todesbett erkoren,
Hier ſtirbt der alte Vagabund.

Sie ſeh'n mich alle hingeſunken,
Wen kümmert's? Keiner weint mir nach;
Der eine ſpricht, er iſt betrunken,
Dem Bettler folgt ins Grab die Schmach;
Die meiſten wenden weg die Köpfe,
Drei Heller nur thun Mitleid kund,
Ja, eilt an eure vollen Töpfe,
Hier darbt der alte Vagabund!

Ans Handwerk wollt' ich in der Jugend,
Da hieß es: fort, du Lumpenpack,
Dein Vater kannte keine Tugend,
So nimm auch du den Bettelſack!
Nun klopft' ich an das Thor der Großen,
Es rief: arbeite, fauler Schund,
Kalt ward ich überall verſtoßen,
Was blieb? ich ward ein Vagabund.

Wer ſoll da nicht an's Stehlen kommen?
Doch nein, es bettelte die Hand,
Den Apfel hab' ich kaum genommen,
Der reifet an des Weges Rand,
Und nach dem Recht, das weiſ' geſponnen,
Saß zehnmal ich im Kerkerſchlund
Was Allen hört, das Licht der Sonnen,
Nahm man dem alten Vagabund.

Nur einmal konnt' ich ihnen nutzen,
Es kam der Feind mit wilder Macht,
Ich ließ mich zum Soldaten putzen
Und ſiegte mit von Schlacht zu Schlacht.
Für's Vaterland? Ihr macht es glauben,
Ich hab' nicht Handel, Gold und Grund,
Mir kann man Korn und Wein nicht rauben,
Wer holt das Wams dem Vagabund?

Vor Alter ſchwach muß ich verderben,
Der Straße Dank, vor Hunger nicht;
Ich hoffte im Spital zu ſterben,
Umſonſt, weil's dort an Platz gebricht.
Wer möchte heuer Liebe ſuchen,
Das Volk iſt elend wie ein Hund.
Fort, arge Welt, ich muß dir fluchen:
So ſtirbt der alte Vagabund!

Der Baron von Katzenellenbogen.

Was aber, außer einer Puderquaſte,
Ließ jene goldne Zeit zurück?

Platen.

Die ſchlimme Zeit iſt abgethan,
Krieg, Revolutionen,
Auf, habet Acht, wir kommen d'ran,
Wir Grafen und Baronen.
Das niedre Volk iſt längſt zu kühn
Und längſt zu klug geworden,
Drum, Brüder, ſcheuet keine Müh'n,
Den neuen Geiſt zu morden.

So ſprach der edle Herr Baron:
Die Hüte abgezogen!
Wir rufen Hohn, wir rufen Hohn,
O Katzenellenbogen!

Ha! Mittelalter, goldne Zeit,
So muß es wieder werden!
Der Adel und die Geiſtlichkeit,
Die waren Herrn auf Erden
Der Bau'r und Bürger dumm wie Stroh,
Das war der Zeiten Reife,
Und ſelbſt die Fürſten tanzten froh
Nach unſrer ſchrillen Pfeife.

So ſprach der edle Herr Baron:
Die Hüte abgezogen!
Wir rufen Hohn, wir rufen Hohn,
O Katzenellenbogen!

Auf, baut die Burg mit Thurm und Wall,
Setzt an die Thür das Wappen,
Pflegt wieder Hund' und Pferd' im Stall,
Und zieht euch gute Knappen!
Uns iſt das Eiſenkleid zu ſchwer,
Doch ſoll der Sohn es tragen,
Schwächt's auch die Bruſt, dereinſt muß hehr
Das Schloß vom Felſen ragen.

So ſprach der edle Herr Baron:
Die Hüte abgezogen!
Wir rufen Hohn, wir rufen Hohn,
O Katzenellenbogen!

Die Jugend lerne nicht zu viel,
Lehrt ſie die Jagd nur ehren,
Laßt mehr als Wein, Weib, Würfelſpiel
Zu hetzen ſie begehren!

So kann der ält'ſte Sohn mit Recht
All unſre Güter erben,
Und geht es gut, ſo ſoll als Knecht
Im Frohn der Bauer ſterben.

So ſprach der edle Herr Baron:
Die Hüte abgezogen!
Wir rufen Hohn, wir rufen Hohn,
O Katzenellenbogen!

Für andre Söhne auch iſt Rath,
Der wird den Krumſtab halten,
Der wird ein mächtiger Soldat,
Im Staat wird Jener ſchalten.
Für Töchter, die kein Junker freit,
Erbau'n wir neu die Klöſter,
Dem Himmel ſind ſie gern geweiht,
Die Beicht'ger werden Tröſter.

So ſprach der edle Herr Baron:
Die Hüte abgezogen!
Wir rufen Hohn, wir rufen Hohn,
O Katzenellenbogen!

Wir machen mit der Pfaffenſchaar
Ein Bündniß auf die Dauer,
Es glaubt der Fürſt dem Wort fürwahr:
Wir ſind die Königsmauer!
Doch wollen wir um ihn zur Pein
Als Kerkermauern ragen,
Wie wir kann er den Stammbaum rein
Nicht in die Urzeit tragen.

So ſprach der edle Herr Baron:
Die Hüte abgezogen!
Wir rufen Hohn, wir rufen Hohn,
O Katzenellenbogen!

So wird es geh'n, ſo wird es licht,
Nur nicht vom Pfad gewichen!
Und geht's auf offnem Wege nicht,
So geht's auf dunkeln Schlichen.
Gott, Vaterland und Fürſtenthum,
Das will ſchon nichts mehr heißen?
Auf, Freiheit, Gleichheit, Menſchenthum
Gilts noch entzwei zu reißen.

So ſprach der edle Herr Baron:
Die Hüte abgezogen!
Wir rufen Hohn, wir rufen Hehn,
O Katzenellenbogen!

Philiſter über uns!

Nur dieſe hatte Tugend nicht!
H. Heine.

Philiſter über uns! Hallob!
Noch fliegen unſre braunen Locken,
Noch flammen unſre Herzen lob,
Wer will mit träger Seele ſtocken?
Hinaus zur luſt'gen Geiſterſchlacht,
Laßt tönen laut die Kriegeslieder,
Und ruft bei Tag und ruft bei Nacht:
Mit den Philiſtern nieder!

Philiſter über uns! Halloh!
O ſeht die hohlen Adelköpfe,
Geſchlechts- und Blut- und Wappenfroh!
Reißt ab der Vorzeit ſtrupp'ge Zöpfe!
Und wißt ihr nur von Hund und Pferd,
Steigt ihr herab zum Thiere wieder,
Ihr ſeid kein menſchlich Leben werth:
Mit den Philiſtern nieder!

Philiſter über uns! Halloh!
In die Gelehrten-Rumpelkammer,
Sie dreſchen nichts wie leeres Stroh
In vorzeitstrübem Katzenjammer.
Der Philoſoph und Pietiſt
Umtaſtet der Scholaſtik Mieder,
Zum Teufel, wer das Zeug noch friſt:
Mit den Philiſtern nieder!

Philiſter über uns! Halloh!
Das ſind die edeln Büreaukraten,
Die, ſchnöder Silberlinge froh,
Den freien heil'gen Geiſt verrathen.
Die Vögel ſchrei'n für ihren Herrn
Mit arg beſchnittenem Gefieder,
Was thut nicht Sold und Ehrenſtern?
Mit den Philiſtern nieder!

Philiſter über uns! Halloh!
Spießbürgervolk mit dickem Bauche,
Conſervatives Roccoco,
Statt neuer Zeiten friſchem Hauche,
Da gilt nur Geld und Gut und Haus,
Wir kochen im Spital euch Flieder,
So ſchwitzt die gelbe Selbſtſucht aus:
Mit den Philiſtern nieder!

Philiſter über uns! Halloh!
Mit Eſelsknochen laßt uns ſchlagen,
Auf daß die Freiheit jugendfroh
Sich herrlich zeige unſern Tagen.
Das reine Menſchenthum hinan,
Freiheit und Liebe unſre Lieder,
Als Simſon kämpfe jeder Mann:
Mit den Philiſtern nieder!

Am Grabe H. B's.

Multis ille bonis flebilis occidit.
Horaz.

So birgt ihn denn der Erde kühler Grund!
Für ewig todt das Auge, ſtumm der Mund,
Nicht fürder wird ſein friſcher Geiſt uns laben!
In ſtarren Schmerzen ſteht ein Kreis umher,
Manch Auge thränt, die Herzen ſeufzen ſchwer:
Wir haben einen edlen Freund begraben.

Woher des reichen Zuges dunkler Glanz!
Ihn ſchmückt kein Ruhm, der Freundſchaft Epheukranz
Flicht um den Sarg allein die grünen Locken.
Wir folgen einem Freund, der Hand in Hand
Die Jugend mit uns ging, ein Jeder fand
Ihn herzlich, freundlich, ſtark und unerſchrocken.

Sein war ein Herz voll Güte, Treue, Luſt,
Ein Geiſt, der Kraft und Klarheit ſich bewußt,
Ein Weſen, tüchtig, grad und unbefangen.
So hat er Alle um ſich her beglückt,
Nicht eitle Prunkſucht, tiefe Freundſchaft drückt
Den Abſchiedskuß ihm auf die bleichen Wangen.

Wir trauern, daß ihn jung der Tod gerafft,
Daß er fortan nicht ringt mit Muth und Kraft
Im Kampf des Tages, wie er mächtig wollte.
Wir trauern, daß er zu des Lebens Höh'n
Ein Mann nicht wallt, wo blinkend, rein und ſchön
Die Bürgerkrone einſt ihn ſchmücken ſollte.

Wir weinen, daß er nicht mehr bei uns weilt,
Und Noth und Wonne freudig mit uns theilt,
Ein feſter Freund, getreu und unverdroſſen.
Und ſchmückt ihn auch kein Lorbeer, herrlich blüht
Sein Angedenken. Wie der Ruhm auch glüht,
Rein, wie die Freundſchaft, iſt er nicht entſproſſen.

Sein denken wir in Freundſchaft treu und mild,
Veredelnd unſre Bruſt an ſeinem Bild,
Hochherz'ge Mannheit hatt' er froh geſchworen.
Ihr Freunde, trocknet denn die Thränen ab,
Er lebt bei uns, birgt auch den Leib das Grab,
Es bleibt ſein edler Geiſt uns unverloren!

Der erſte Cenſor.

Jeremias Kap. 36.

O alte Mährchen, alte Sagen,
Wie paßt ihr doch zu unſern Tagen.
M. G. Pius.

Jeremias, der Prophet,
Jener göttliche Poet,
Saß bei ſeinen Rollen nieder,
Und er ſchrieb mit Zorn und Gluth
Wider Stolz und Uebermuth
Dunkle, trübe Klagelieder:
Fürchtet, fürchtet Gottes Grimm,
Seht, der Feind iſt an den Thoren,
Hör' es König Joakim,
Land und Scepter ſind verloren!

Und die Schranzenſchaar mit Hohn
Trägt die Lieder vor den Thron:
König, ſieh die eiteln Rollen,
Horch, ein toller Dichter droht
Deinen Städten Brand und Tod
Von des Babyloniers Grollen:
Fürchtet, fürchtet Gottes Grimm,
Seht, der Feind iſt an den Thoren,
Hör' es König Joakim,
Land und Scepter ſind verloren!

Doch es will den großen Fluch
Aus dem gottbeſeelten Buch
Selbſt der Judenkönig hören,
Und ein Höfling lieſt die Schrift,
Doch den Fürſten faßt ein Gift,
Zorn und Haß will ihn bethören:

Fürchtet, fürchtet Gottes Grimm,
Seht, der Feind iſt an den Thoren,
Hör' es König Joakim,
Land und Scepter ſind verloren!

Und man ſieht ihn voller Wuth
Zu des Feuers wilder Gluth
Gottes Worte ſchnöd' verdammen,
Dunkler Rauch füllt das Gemach,
Heller ſprühen Funken nach,
Und es kniſtert aus den Flammen:
Fürchtet, fürchtet Gottes Grimm,
Seht, der Feind iſt an den Thoren,
Hör' es König Joakim,
Land und Scepter ſind verloren!

Wüthend ruft er: holt ihn ein,
Denn gerichtet ſoll er ſein,
Bringt den Sänger, wackre Schergen!
Doch der Gott, der aus ihm ſprach,
Wollte nicht des Dichters Schmach,
Wußte den Prophet zu bergen:
Fürchtet, fürchtet Gottes Grimm,
Seht, der Feind iſt an den Thoren,
Hör' es, König Joakim,
Land und Scepter ſind verloren!

Stets lebt Jeremias Lied,
Weil er Wahrheit drin beſchied,
Doch der König ward geſchlagen.
Mordet ſie auch der Tyrann,
Ueber Feu'r und Schwerdt und Bann
Wird der Geiſt die Wahrheit tragen:

Fürchtet, fürchtet Gottes Grimm,
Sebt, der Feind iſt an den Thoren,
Hör' es, König Joakim,
Land und Scepter ſind verloren!

Polen.

— — Ich leg' indeß
Dies kurze Lied auf mächtigen Aſchenkrug:
Hier liegt ein Volk.

Platen.

Polen, Polen, armes Polen, ach wie liegſt du öd' und ſtumm!
Aller Muth iſt dir zerbrochen, alle Hoffnung kam dir um,
Denn dein Volksthum iſt zertreten, deine Gauen ſind zerſtückt,
Und man raubt dir Sprach' und Glauben, Polen, ganz biſt du zerdrückt!

Ach, iſt das der Freiheitskämpfe jammervoller, trüber Lohn?
Rüſtete das Weib den Mann drum und die Mutter ihren Sohn?
Wallte drum die weiße Fahne nimmer müd von Schlacht zu Schlacht?
Ruhte drum ſo Schwerdt wie Senſe nicht bei Tag und nicht bei Nacht?

Brachten drum die edeln Frauen ihren Brautſchmuck freudig dar?
Schnitt vom ſchönen Haupt die Jungfrau drum ihr rabenſchwarzes Haar?
Wachten drum die blaſſen Töchter bei den Wunden im Spital?
Scheuend nicht aus Freiheitsliebe Todesröcheln, Todesqual?

Gingen drum die ſtolzen Städte, reichen Dörfer auf in Brand?
Ward zur wilden weiten Wüſte drum dein ſegen-blüh'ndes Land?
Deine beſten Heldenſöhne ruhn ſie drum im blut'gen Grab?
Ach, die übrig blieben, ſtreifen heimathlos mit irrem Stab!

Alles, alles war vergebens! Dich zerknickte der Ty-rann;
Deine freiheitsglüh'nden Herzen fandt' er in Sibi-riens Bann,
Ach; dein Scepter ward die Knute, die Gewalt, ſie ward' dein Recht,
Dich umſtarret Burg und Krieger, daß dein Sohn ſich ſchmiegt als Knecht.

Elend ziehen deine Männer, ſchauen wild und düſter drein,
Keiner pflegt der edeln Freundſchaft, keiner trinkt mit Muth den Wein,
Keiner ſchläft mit Luſt beim Weibe, weiß ihn Schmach und Schande beugt,
Nicht die Kinder kann er lieben, weil er ſie als Sclaven zeugt.

Ach, die Jungfrau darf nicht glühen, durch die Liebe hochbeglückt,
Weil den tiefgekränkten Jüngling, ſchnödes Joch der Knechtſchaft drückt,
Faſt mit Grauſen legt die Mutter ihren Knaben an die Bruſt,
Denn ſie nährt ihn nicht zu ſtolzer Männerwürde, Männerluſt.

Armes Polen, ach, du trägſt noch des Geſchehnen
ſchlimmſten Theil:
Nicht des Volkes Freiheit galt es, nein, dir galt der
Stände Heil,
Nur für Privilegienfreiheit hobſt du das berühmte
Schwerdt,
Deine Einheit war zerbrochen und verloren ward
dein Heerd.

Eine große, ernſte Lehre gibt der unheilvolle Streit;
Ach, daß Volk ſank, weil nicht einer Freiheit all
ſein Werk geweiht.
Aber laß dich drum nicht zähmen, Löwe, werde nim-
mer matt,
Mach mit Haß und Scham und Rache alle deine
Söhne ſatt!

„Noch iſt Polen nicht verloren!“ oft prophetiſch
klingt das Lied.
Iſt einſt voll das Maß des Zornes, daß es neu zum
Kampf dich zieht,
O, dann trag für Menſchenfreiheit Schwerdt und
Senſe in den Krieg!
Und ich rufe, reiches Polen, du gewinnſt den heil'-
gen Sieg!

Nebucadnezar und ſeine Nachfolger.

Je chante un roi devenu boeuf.
Beranger.

Dieweil's in der heiligen Bibel ſteht,
So dürfen wir's ſingen und ſagen,
Die babyloniſche Majeſtät
Hat ſich gar ſchlecht betragen,
Und weil ſie ſo groß und mächtig war,
So wurde ſie ſehr vermeſſen:
Ei, ei, Herr Nebucadnezar — ſur,
Er kroch als ein Ochſe ſieben Jahr,
Hat Höchſtſelbſt Heu gefreſſen!

Die Mähre fällt mir billig ein
Seh' ich der Erde Großen,
Die, ob ſie auch thuen edel und rein,
Uns gern in die Rippen ſtoßen
Habt Acht, euch liebt nicht des Volkes Schaar
Trotz Orden und Titel und Treſſen:
Ei, ei, Herr Nebucadnezar — zar,
Er kroch als ein Ochſe ſieben Jahr,
Hat Höchſtſelbſt Heu gefreſſen!

Auch denk' ich daran, ſeh' ich im Chor
Die Herr'n Phariſäer ſtehen,
Die höhniſch aus den Talaren hervor
Auf die armen Zöllner ſehen;
Das ſind nicht die Beſten, die an den Altar
Hochmüthigen Herzens ſich preſſen:
Ei, ei, Herr Nebucadnezar — zar,
Er kroch als ein Ochſe ſieben Jahr,
Hat Höchſtſelbſt Heu gefreſſen!

Mir kommt die Erinn'rung, wenn ſich verknorrt
Die dürren Gelehrten bläben,
Die zwiſchen den Eſelhäuten verdorrt
Auf blühendes Leben ſchmähen,
Die leicht das lockige Jungfrauhaar,
Doch nie die Perücken vergeſſen:
Ei, ei, Herr Nebucadnezar — zar,
Er kroch als ein Ochſe ſieben Jahr,
Hat Höchſtſelbſt Heu gefreſſen!

Noch fällt ſie mir ein, ſeh' ich mit Gier
Die Reichen im Golde wühlen,
Die, wie an dem Reh das Tigerthier,
Den Muth an den Armen kühlen;
Und wär' auch die Münze noch einmal ſo baar,
Das Meer ſelbſt läßt ſich ermeſſen:
Ei, ei, Herr Nebucadnezar — zar,
Er kroch als ein Ochſe ſieben Jahr,
Hat Höchſtſelbſt Heu gefreſſen!

Stoßt ihr euch nicht gerne die Hörner ab,
So kriecht nach Egypten auf Vieren,
Wo man den Ochſen Altäre gab
Wird man mit Ehren euch zieren, —
Doch bleibt ihr — der Herr ſtraft wunderbar,
Seid ihr im Stolze vermeſſen!
Ei, ei, Herr Nebucadnezar — zar,
Er kroch als ein Ochſe ſieben Jahr,
Hat Höchſtſelbſt Heu gefreſſen!

Der Weber.

Hier wird der Menſch langſam gequält,
Hier iſt die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt,
Als Zeugen von dem Jammer.
Lied der ſchleſiſchen Weber.

Am Webſtuhl fliegen die Schifflein geſchwind,
Wüſt durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierſt, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, ſie ſchleichen, ſie ſchleichen!

Das gibt ein ſchönes, langes Lein,
So blendend weiß, ſo zart und fein,
Bald gehſt du in die Welt hinaus,
Sie ſchneiden manche Windel draus;
Die Armen,
Sie wirſt du nicht erwarmen,
Dich trägt das Kind der Reichen!

Am Webſtuhl fliegen die Schifflein geſchwind,
Wüſt durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierſt, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, ſie ſchleichen, ſie ſchleichen!

Du dieneſt noch zu manchem Kleid,
Mit Luſt näht dich die ſchönſte Maid
Und legt als Braut dich um die Bruſt
Mit blühend jungfräulicher Luſt;
Die Armen,
Sie wirſt du nicht erwarmen,
Dich trägt die Braut der Reichen!

Am Webſtuhl fliegen die Schifflein geſchwind,
Wüſt durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierſt, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, ſie ſchleichen, ſie ſchleichen!

Du deckſt noch manchen langen Tiſch,
Dran zechen ſie beim Weine friſch,
Und auf dir duften Speiſen viel,
Und Sang und Jauchzen hat kein Ziel;
Die Armen,
Sie wirſt du nicht erwarmen,
Dich trägt der Tiſch der Reichen!

Am Webſtuhl fliegen die Schifflein geſchwind,
Wüſt durch die Mitternacht heult der Wind,
Du frierſt, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, ſie ſchleichen, ſie ſchleichen!

Ach Gott, wann hört denn auf die Noth,
Wann wird die Liebe Hauptgebot,
Wann wird verbrüdert, was ſich fremd?
O Lein, dann werde Todtenhemd!

Die Armen,
Auf daß ſie all erwarmen,
Sei Todtenhemd der Reichen!

Adlig Blut.

De mes parchemins il se ruille.
Béranger.

Ich wünſchte, ich wäre ein adliges Blut,
Ei, Ei!
Ein Junker mit Wappen und Uebermuth,
Ei, Ei!
Nur wenige Ahnen und gar kein Geld,
So wollt' ich erobern gar leicht die Welt,
Ein luſtiger Springinsfeld.

Ich nähm' eine Stelle im fürſtlichen Heer,
Ei, Ei!
Ein Lieutenant zu werden, das hielte nicht ſchwer,
Ei Ei!
Ein farbiger Kragen, manch blinkender Knopf,
Auf ledernem Helme ein haariger Zopf,
Ich wäre fürwahr kein Tropf.

Den Gänſemarſch üben, iſt wahrlich was werth,
Ei, Ei!
Ich übte ihn täglich zu Fuß und zu Pferd,
Ei, Ei!
Iſt eng die Beſoldung, iſt weit der Kredit,
Ich äße, ich tränke, ich ſpielte doch mit,
Ich hielte mit allen Schritt.

Und wär' ich verſchuldet, ich ſchwänzelte fein,
Ei, Ei!
Ein Bürgerkind zwar, doch die reichſte, wär' mein,
Ei, Ei!
Wer kann widerſtehen dem Degen, dem Hut,
Dem Kragen, dem Wappen, dem adligen Blut?
Wohl ſtehet der Junker ſich gut.

Ich lebt', ein Schlaraffe, bequemlich und leicht,
Ei, Ei!
Die Ruh' und der Reichthum, die waren erreicht,
Ei, Ei!
Bekommt man auch Pulver zu riechen nicht mehr,
Ich träte doch gleich aus dem fürſtlichen Heer,
Befriediget wär' mein Begehr

Ich wünſchte, ich wäre ein adliges Blut,
Ei, Ei!
Ein Junker mit Wappen und Uebermuth,
Ei, Ei!
Nur wenige Ahnen und gar kein Geld,
So wollt' ich erobern gar leicht die Welt,
Ein luſtiger Springinsfeld.

Die reiche Erbin.

Es lebe Bräutigam und Braut
Und ihre zukünftigen Kinder.
H. Heine

Das rennt die Straße auf und ab
Zu Fuße und zu Pferde,
Es geht im Schritt, Galopp und Trab,
Hier ſenkt ſich noch die Erde.
Nach jenem Hauſe ſchaut ſich's blind,
Was wird dabei geſonnen?
Dort wohnt des reichſten Mannes Kind:
Sie mißt das Geld mit Tonnen.

Beim Frühſtück tänzeln ſchon vorbei
Zierbengel, glatt und ſtutzig.
Das denkt: mir iſt es einerlei,
Iſt ſie ein wenig gutzig,
Wuchs auch die Schulter ihr heraus,
Ich will nicht Eh'ſtandswonnen,
Ich führte gern ein großes Haus:
Sie mißt das Geld mit Tonnen!

Dann kommen die Gelehrten all
Zum Mittag angezogen,
Das meint: ei die Vernunft iſt Schall,
Das Geld, das wird gewogen.
Wir richten, hellen, lehren friſch,
Was iſt damit gewonnen?
Das gibt noch keinen reichen Tiſch:
Sie mißt das Geld mit Tonnen!

Die Offizier' und Junker ſind
Nicht von der Straß' zu ſchlagen,
Das iſt bei Regen, Schnee und Wind
Ein Drängen und ein Jagen,
Das ſpricht: die feinſte Wappenpracht
Wird doch mit Geld geſponnen;
Ha, wie damit die Zukunft lacht:
Sie mißt das Geld mit Tonnen!

Es kommt auch noch beim Mondenſchein
Nachts der Poet gelungert
Und ſingt ſein Lied, er ſchlief nicht ein,
Der arme Teufel hungert.
Er ſtöhnt: ſtets iſt der Verſe Seim
Mir unbezahlt entronnen,
Metall klingt voller wie der Reim:
Sie mißt das Geld mit Tonnen!

Ihr Nachbarn all, wie wünſchen wir
Zum Teufel dies Paraden,
Gelehrte, Stutzer, Offizier,
Poet und Serenaden.
Hätt' erſt bei Flöt- und Geigenſpiel
Der Hochzeitstanz begonnen!
Wir wünſchen mehr ihr noch wie viel:
Sie mißt das Geld mit Tonnen!

Hochzeitlied.

Das Haus beneid' ich und preis' es laut,
Das empfangen hat eine liebliche Braut.
L. Uhland

Die duft'gen Blüthenflocken
Streut fröhlich heut' die Luft:
Rings Kränze in den Locken,
Rings Sträuße an der Bruſt;
Die Augen glüh'n wie Sonnen,
Die Herzen jauchzen laut,
Der Gruß, er gilt in Wonnen
Dem Bräut'gam und der Braut!

An Wünſchen mag's nicht fehlen,
Wer hält ſie heut' zurück?
Ihr tragt in euren Seelen
Den Keim zu allem Glück;
Voll Luſt und Muth und Friſche,
Zum Schaffen voller Drang,
Ging zu des Lebens Tiſche
Stets munter euer Gang.

Jung habt ihr euch gefunden,
Friſch habt ihr euch erkannt,
Froh ſeid ihr nun verbunden,
Geſegnet ſei das Band!
Ihr ziehet heiter weiter
Hinauf die Lebenshöh'n,
Es geht mit euch als Leiter
Die Liebe morgenſchön.

Ihr wählt ein rüſtig Streben,
Das iſt das beſte Loos,
Ihr wißt, darin erheben
Sich junge Geiſter groß;
Kein träumeriſches Hoffen,
Kein Fürchten trüb' gedämpft,
In Wahrheit heißt es offen:
Gerungen und gekämpft.

Und wachſen einſt euch Söhne,
Ihr pflegt das junge Mark,
Daß jeder ſich gewöhne
Friſch, muthig, frei und ſtark.
So hegt mit heiter'm Triebe
Ihr alle Herrlichkeit,
Die Wahrheit, Freiheit, Liebe,
Die Freude jeder Zeit.

Sind euch die Wochen drückend,
Hell kommt der Feiertag,
Ihr lebt beglückt, beglückend,
Was immer kommen mag.
Geliebt und liebend ziehet
Ihr ſtets mit hellem Sinn,
Die letzte Stunde fliehet
Froh wie die erſte hin.

Die duft'gen Blüthenflocken
Streut fröhlich heut' die Luft,
Rings Kränze in den Locken,
Rings Sträuße an der Bruſt;
Die Augen glüh'n wie Sonnen,
Die Herzen jauchzen laut,
Ruft mit ein Hoch in Wonnen
Dem Bräut'gam und der Braut!

Auf Karl Immermann's Grabe.

Es hatten Wünſche, Hoffnungen hienieden,
Oft Furien gleich, gehetzt euch in's Verderben,
Nun aber ſtillte ſie ein Gott zum Frieden.
Karl Immermann.

Grün liegt die Gruft, ernſt ragt das Mal, von
frommer Hand liegt drauf ein Kranz!
Ach, eine hohe Marmorſtirn', ein Blick voll friſchem
Lebensglanz,
Ein ſcharfer Mund voll kühnem Witz, und Züge
menſchlich, edel, rein,
Ein ſtolzer, kräft'ger Gliederbau ruht unter dieſem
ſtummen Stein.

Ein Dichter war es, der hier ſchläft, der treu im
Herzen, klar im Geiſt,
Ein weißer liederreicher Schwan ob ſeiner Mitwelt
einſt gekreiſt,
Dem, als ob unſern Häuptern hehr, ſein Sang mit
friſchem Schlag gerauſcht,
Mit Stolz, daß er ein Deutſcher war, das weite Va-
terland gelauſcht.

Er ſtand, ein rechter Sohn der Zeit, ſo wie ſie ihm
vor Augen lag,
Von alten Tagen träumend bald und bald vom Auf-
erſtehungstag,
Verſtimmt oft im Entwicklungswerk, dann auf errun-
gene Bildung ſtolz
Gab ſie ſein Lied. Er ſchnitt mit Kraft die Bolzen
ſtets aus ganzem Holz.

Den Alten ſang er manches Lied aus fernem duft'gen Sagenkreis,
Doch hell, ureigen, blühend klangs, ein wahrer Dichter ſang es heiß,
Die Jugend jauchzte froh mit ihm in's Feld lebend'ger Gegenwart,
Er gab Gedanken frei und groß, Geſtalten hold und eiſenhart.

Ihr ſprecht: doch hat er oft geirrt. Es irrte auch die Zeit erkrankt,
Als ſuchend hin und her das Ziel das ganze deutſche Land geſchwankt.
Propheten gab's, ſie waren falſch, er aber ſtand, des Volkes Bild;
Hat er gleich ihm geirrt, erſtrebt hat er die Wahrheit ernſt und mild.

O ſtänd' er mit uns, wo wir ſteh'n, an neuer Zeiten goldnem Thor,
Er trüg' uns, kräftig wie er war, ein Held das weiße Banner vor,
Wo das Jahrhundert muthig ſucht auf friſchen Bahnen freien Ruhm,
Er ſänge dort als ein Prophet der Zukunft helles Menſchenthum.

Ach, daß in blüh'nder Männerkraft, im beſten Muth ihn traf der Tod,
Da aus dem Vaterlande zieh'n Mißtrauen, Zwieſpalt, Kleinheit, Noth,
Da wir in der Geſchichte Feld voll Hoffnung neue Samen ſtreu'n,
Wie würd' er friſcher Arbeit ſich, wie blüh'nder Kampfgenoſſe freu'n!

Wir müſſen ſtolz gedenken ſein, er that nach ſeines
Geiſtes Kraft,
Wie zog er muthig, grad geſinnt, wie ſchafft' er
ernſt und ehrenhaft!
Wie war er ganz und immer Mann, ſo hat er
ſchönſtes Lob erreicht,
So trägt ſein reines Bild die Welt: dem Todten ſei
die Erde leicht!

Das alte Europa.

Ein garſtig Lied! Pfui! ein politiſch Lied.
Göthe.

Pfui, über den prahleriſchen Quark,
Ihr Völker vom Vaterlande,
Wir ſehen euch ſchwach, ihr rühmtet euch ſtark,
Maulhelden, noch traget ihr Bande.
Schafft Gleichheit erſt, — dann ſetzet ihr gleich
Den weiten Erdkreis in Flammen:
Das alte Europa, Reich an Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen!

Ach hundert Köpfe, ſtatt einem Kopf,
In all den Stückchen und Stücken,
Und überall ein anderer Zopf
Und überall andre Perücken!
Und daß ihr's nicht merkt, ertönen weich
Rings lullende Lieder der Ammen:
Das alte Europa, Reich an Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen!

Das nennen ſie ihre Politik!
Ihr Narren, ſchaut nicht nach Innen,
O wendet nur rüſtig nach Außen den Blick,
Wo ſie nach Satzungen ſpinnen.
Es liegt eu'r Loos nicht im eignen Bereich,
Es muß euch von Außen ſtammen:
Das alte Europa, Reich an Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen!

Im Innern, wie winzig, ihr großen Herrn,
In den Zeitungen, welch Gedudel,
Ein Titel, ein Adel, ein Orden, ein Stern!
Wo iſt der Kern vom Pudel?
Bald quält euch ein proteſtantiſcher Streich,
Bald laßt ihr zu Rom euch verdammen:
Das alte Europa, Reich an Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen!

Man ſchmoret dazu einen hölliſchen Dunſt,
Man ſtopft euch das Maul mit Feſten,
Mit hochromantiſch- und griechiſcher Kunſt,
Wettrennen und hohen Gäſten.
Was ſchwärmt ihr Völker, ihr ſtehet ſo bleich,
Ihr laßt euch die Seele verſchlammen:
Das alte Europa, Reich an Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen!

Wacht auf, wacht auf, und merket ihr nicht,
Ihr Völker, man will euch entmannen,
Bekennet und lehret des Menſchenthums Licht,
So werdet die Feinde ihr bannen.
Schafft Gleichheit erſt — dann ſetzet ihr gleich
Den weiten Erdkreis in Flammen:
Das alte Europa, Reich an Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen!

Drittes Buch.

Gemein.

J'honore une raçe commune.
Béranger.

Was Stammbaum, Blut und Ahnenschaar?
Wem machte das noch Neid?
Daß Eva euch wie mich gebar,
Thut mir ein wenig leid.
Ich laß' euch Fahnen, Wappen, Wind,
Die platten Narrethei'n,
Ich bin ein schlichtes Menschenkind,
Juchhe, ich bin gemein!

Und war, wie ich, mein ganz Geſchlecht,
So hat es friſch gelebt,
Die Frau'n geliebt, beim Wein gezecht
Und arbeitſam geſtrebt.
Die hohen Naſen hat's gehaßt,
Verhöhnt die Schranzerei'n,
Und nur der Menſchheit Heil gefaßt,
Juchhe, ich bin gemein!

Mir hat kein Ahne, groß und reich,
Den Bau'r wie Wild gehetzt,
Und keiner, Heckenreitern gleich,
Zum Raub das Schwert gewetzt,
Und keiner brach, nach Gütern wild,
In Bürgerhäuſer ein,
Und jagte frech im Saatgefild,
Juchhe, ich bin gemein!

Und nie aus meiner Väter Chor
Rief wer den Feind in's Land,
Und öffnete ihm Stadt und Thor
Mit ſchnöd' bezahlter Hand.
Und keiner ſprach dem Sklaventhum
Das Wort aus meinen Reih'n
Und predigte der Pfaffen Ruhm,
Juchhe, ich bin gemein!

O, tragt den Stern am bunten Band,
Die Zöpfe hoch im Wind,
Ich reiche Menſchen nur die Hand,
Die menſchlich rein geſinnt.
Wo man genießt, wenn man geſchafft,
Da tret' ich gern hinein,
Dort find' ich Lebensluſt und Kraft,
Juchhe, ich bin gemein!

Gibt Gott, daß mir im ſchlichten Haus
Ein friſcher Sohn gedeiht,
Der tritt mir in die Welt hinaus,
Ein Kind der neuen Zeit:
Die Freiheit muß ſein End' und Ziel,
Sein Wahlſpruch Gleichheit ſein,
Dann ſchließ' ich froh des Lebens Spiel,
Juchhe, ich bin gemein!

An der Lorelei.

Doch muß man um ſie werben,
Wo's immer ſei,
Doch muß man für ſie ſterben,
Dann wird man frei!

G. Herwegh.

Die Lorelei! mir durch die Seele zieht
Die alte Mähr', ſo kommt ein Duft gezogen,
Die Zaub'rin lockt mit ſehnſuchtsvollem Lied,
Der Schiffer lauſcht, da faſſen ihn die Wogen.

Hinweg, vergangen laß vergangen ſein!
Mich hat ein andres Frauenbild entglühet,
Der Tempeljungfrau gleich, hoch, ſchlank und rein,
Die nur im Allerheiligſten ſich mühet.

Sie pranget nicht mit Diadem und Gold,
Naturgebor'ner Ernſt umwebt die Stirne,
Kein Prachtgewand zeigt ſie dir üppig hold,
Ihr Kleid iſt einfach, weiß wie eine Firne.

Ihr einz'ger Schmuck iſt ein Korallenband,
Die Körner ſind vom beſten Völkerblute,
Aus Wunden, welche einſt Tyrannenhand
Den Freiheitshelden ſchlug im Kampfgefluthe.

So wandelt ſie im Volke ſchlicht und groß,
Vielfach verkannt, mit Feiglingsfluch beladen,
Doch wer ſie liebt, den läßt ihr Reiz nicht los,
Sein Haus beſtellt er, folgt der Freiheit Pfaden.

Schau hin, an ihrem tiefen, mächt'gen Blick,
An ihrer Stimme ſchönen klaren Klängen
Siehſt du, als läge dort ihr ganz Geſchick,
Die ſtarke Jugend unſ'rer Heimath hängen.

O Freiheit nimm auch mich als Werber an,
Laß ſtill mich deinen hellen Liedern lauſchen,
Gilt's dir zu nahen auch auf leichtem Kahn,
Wo Klippen ragen, wilde Wogen rauſchen.

O Freiheit, Lorelei der neuen Zeit,
Und ſoll ich dir im heißen Kampfe ſinken,
Stolz iſt das Loos! mein Blut wird dir geweiht,
An deiner Bruſt als rothe Perle blinken.

Jagdrecht.

Fiat justitia, pereat mundus.
Altes Sprüchwort.

Sie hatten böſe Tage
Im Winter hingequält,
Die Zeit iſt harte Plage,
Wenn es am Brande fehlt,
Wenn darbet Küch' und Keller,
Wenn nicht der Schornſtein raucht,
Und wenn man nicht die Teller
Alltag zu ſpülen braucht.

Es war im Lenz; am Fenſter
Da ſchoß die Schwalbe hin,
Es ſcheuchte die Geſpenſter
Der Lerche Lied dem Sinn.
Er ſprach: gut wird es heuer,
Der Mai iſt kühl und naß,
Er füllt mit Frucht die Scheuer,
Er füllt mit Wein das Faß.

Sie ſah hinaus. Dort zeugte
Die Welt von junger Luſt,
Den Knaben, den ſie ſäugte,
Legt' froh ſie an die Bruſt,
Er ſah ſo groß und offen,
Sie küßte lang das Kind:
O Glück, daß wir im Hoffen
Endloſe Thoren ſind!

Und ſieh', der älteſte Bube
Stürmt athemlos herein,
Laut ruft er in die Stube:
Im Felde wühlt das Schwein!
Die Jungen führt das Racker
Vom Wald in unſre Saat,
Halb iſt zerſtört der Acker,
Verloren iſt die Maht!

Des Reichen Säu'n und Hirſchen
Gibt Fraß des Armen Land,
Er nahm mit Zähneknirſchen
Die Büchſe von der Wand,
Er prüfte Stein und Pfanne,
Er prüfte Schloß und Lauf,
Der Knabe zeigt dem Manne
Den Pfad am Berg hinauf.

Er ſchlich mit tiefem Grollen
Zur ſegenvollen Au,
Noch wühlte in den Schollen
Mit ihrer Brut die Sau.
Die Erndte geht verloren,
Kartoffeln, Klee und Korn,
Haſt vorig Jahr gefroren,
So hungre denn von vorn.

Er zielt; es dröhnt vom Knalle,
Der Schuß war wenig nütz,
Die Thiere flohen alle,
Es war ein Bau'r, kein Schütz;
Er ſchaut zum Wald vergebens,
Vergebens lauſcht das Ohr,
Da treten, Herr des Lebens!
Zwei Jäger keck hervor.

Den Jägern folgt die Meute,
Es folgt des Freiherrn Sohn;
Hali! hier gibt es Beute,
Das iſt des Tages Lohn;
Ein Wildſchütz auf der Lauer,
Fluchwürdiges Vergehn!
Auf Schwarzwild jagt der Bauer,
Sie rufen ihm zu ſtehn.

Doch was hat der zu hoffen?
Er fliehet. Eitle Müh'n!
Rücklings vom Blei getroffen
Sinkt er in's junge Grün:
So mach' mit deinem Blute
Die dunkle Erde ſatt,
Ein Schütz von kaltem Muthe
Traf regelrecht das Blatt.

Er that's nach ſeinem Rechte
Von allem Frevel fern,
Denn andres gilt dem Knechte,
Und andres gilt dem Herrn.
Der hier ſein Feld vertheidigt,
Das Brod der Armuth gab,
Hat das Geſetz beleidigt,
Drum geht er in das Grab.

Die ſchmucken Jäger kehren
Und rühmen ſich der That:
Man muß das Volk belehren,
Dies Beiſpiel dien' als Rath!
Indeſſen iſt gebrochen
Ein Aug' in ſtillem Schmerz,
Für Weib und Kinder pochen
Wird nimmermehr dies Herz.

So fanden Frau und Buben
Die Leich' im grünen Feld,
Ein Wehgeheul erhuben
Sie in die Frühlingswelt,
Im ſüßen Mai noch eben,
Wie hofftet ihr ſo rein,
Nun wird eu'r langes Leben
Ein öder Winter ſein.

An Jakob Becker.

Wie seyn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und tief zu fühlen!
Göthe.

Die stolzen Maler der Geschichten
Sind heut zu Tag' ein wenig bleich,
Statt groß den Lauf der Welt zu dichten,
Ergeb'n sie sich im Fabelreich,
Sie geben Formen für Gestalten,
Statt Wahrheit kaum ein matt' Gesicht
Im überlebten Styl der Alten;
Sie fesseln uns die Seele nicht.

Ob ſie dich auch nicht würdig achten
Auf ihrem ſchattenhaften Stand
Und, deine Muſe gar verachten,
Das ſüße, liebe Kind vom Land;
Du tröſteſt dich; mit lauten Klängen
Jauchzt dir das Volk der Heimath zu,
Sie läßt ſich auch nicht leicht verdrängen,
Die frohe Muſe lacht in Ruh'.

Wir folgen ihr und dir mit Wonne
Zum dichten Wald, ins grüne Feld,
Wir freuen uns der goldnen Sonne
In deiner morgenfriſchen Welt;
Wir ziehen ſcherzend mit den Dirnen
Und jauchzend mit den Burſchen hin,
Die klaren Blicke, reinen Stirnen,
Der luſt'ge Muth behagt dem Sinn.

Und unter weitverzweigten Bäumen
Ruh'n wir am ſchatt'gen Brunnen aus,
Im Abend ſchwelgend ohne Säumen
Führſt du das Volk vom Werk nach Haus;
Hier zieht's vorbei; die Männer, Greiſe,
Die Frau'n und Kinder halten Raſt:
Es ſchleichen Scherz und Spiel zum Kreiſe,
Die Lieb' iſt junger Herzen Gaſt.

Sie zeigſt du uns in ſchlichten, vollen
Geſtalten, die beſeligt blüh'n,
Du läßt ſie ſchmollen, läßt ſie grollen,
Um wärmer bald geſühnt zu glüh'n.
Mit deinem Kirmeßbau'r im Rauſchen,
Da taumeln wir zum Heimathdach,
Mit deinem Mädchen ſeh'n und lauſchen
Von fern wir den Soldaten nach.

Dann führſt du uns zum Feſt der Schnitter
Im hohen Saatfeld, welche Schaar!
Wild zieht herauf das Ungewitter,
Es zuckt ein Blitz, fern brennt es klar.
Des Dorfes Kirche ſteht in Flamme,
Furcht hemmt die Glieder, ſtarrt den Blick,
Sie ſtürmen alle jäh zuſammen:
Wen traf das furchtbare Geſchick?

Dann malſt du uns, vom Blitz erſchlagen
Am Eichenſtamm den Schäfer todt,
Die es vollbracht, die Wolken, jagen,
Die Leiche lächelt frei der Noth.
Doch vor ihm ringen ſie die Hände,
Sein Weib bricht hin im Angſtgeſchrei,
Die Heerde blökt, ob ſie empfände,
Daß ſie beraubt des Hüters ſei.

Wir seh'n den heimgekehrten Krieger
Am Grab der Eltern trauernd stehn,
Der nie geweint, dem wackern Sieger
Will schier das Auge übergeh'n
Dann läßt du hold das Leben liegen
Voll Liebe, Freundschaft, Elternluſt,
Du trau'rſt an Särgen, jauchzeſt an Wiegen
Und ſtimmſt zu Luſt und Leid die Bruſt.

Der Dörfer ſtilles, reiches Leben,
Ein Fluß, der lacht, der Wogen ſchlägt,
Du kennſt das Jubeln, kennſt das Leben,
Das tief das Herz im Kittel trägt;
Du gibſt die ewigen Geſchichten,
Der vollen Menſchenbruſt, Natur
Wie herrlich weißt du zu berichten
Von Haus und Heerd, aus Wald und Flur!

O dichte fort in ſolchen Bildern,
Du gibſt Geſchichte groß und wahr,
Das Leben deiner Zeit zu ſchildern,
Haſt du geſchaffen immerdar;
Ob Andre andres Ziel erſonnen,
Fort der Romantik Herrlichkeit!
Du haſt für dich das Volk gewonnen,
So lebeſt du für alle Zeit!

Mutterglück.

Und unter deinem Herzen
Regt ſich's nicht quillend ſchon?
Göthe.

Das iſt die hellſte, klarſte Luſt,
Die leuchtend ſtrahlt auf deinen Zügen,
Zum erſten Mal wird dir bewußt
Des Lebens ſeligſtes Genügen.
Du fühleſt Mutterſeligkeit,
Den höchſten Himmel hier auf Erden,
Du ſtehſt ſo heilig, hoch, geweiht:
O heil dir, du wirſt Mutter werden!

Da dir als Braut der Myrthenkranz
Erblühte hell in dunkeln Haaren,
Da mußte mit der Freude Glanz
Sich noch im Blick die Thräne paaren;
Die helle Jugend blieb zurück,
Die Zukunft galt es zu erproben,
Du durfteſt bangend nur das Glück,
Das in den Arm dich preßte, loben.

Jetzt erſt ward dir der beſte Theil,
Denn deine Liebe iſt geſegnet;
Prophetiſch ſprechen Alle: Heil,
Ja Heil iſt deinem Haus begegnet!
Du fühlſt dich ſtolz, bewußt und groß
Darfſt hohen Muths die Stirne heben,
Denn ahnungsvoll fühlſt du im Schooß
Sich quillend bilden neues Leben.

Das iſt die wonnig ſüße Frucht,
Vom Manne deiner Wahl empfangen,
Jetzt iſt die Lieb' in edler Zucht
Zu ihrem Gipfel erſt gegangen;
Natur thut tiefe Wunder kund,
Lebendig ward die holde Liebe:
Ein Weſen wächſt aus heil'gem Bund
Durch zweier Herzen mächt'ge Triebe.

Jetzt fühlſt du im Zuſammenhang
Mit der Natur dich ſchaffend bilden,
Nah' fühlſt du dich dem Sternengang,
Den Blumen nah' in den Gefilden,
Du webeſt mit geheim und groß
Urewig Sein im Weltalls Namen:
O ſelig iſt des Weibes Loos,
Es wahrt der Menſchheit ew'gen Samen.

Glück zu! Bald ſtreckt das holde Kind
Im Schooß dir froh die jungen Glieder,
Dann pfleg' es heiter ernſt geſinnt,
Den Geiſt der Aeltern gib ihm wieder;
Es wird dein Stolz, es wird dein Ruhm,
Zieh recht es auf für dieſe Erden,
Für Liebe, Freiheit, Menſchenthum!
O Heil dir, du wirſt Mutter werden!

Der Verbannte.

De mon pays ne me parlez vous pas?
Berenger.

Seit ich in Deutſchlands herbem Bann
Da muß in Afrika ich dienen,
Der ſchlimme Hunger thut mir's an,
Was hab' ich mit den Beduinen?
Ihr Schwalben flieht Europa's Strand,
Dort naht des Winters kalte Stunde,
O kam't ihr durch das deutſche Land?
Ach Gott, ihr bringt mir keine Kunde.

Habt ihr geſeh'n den grünen Rhein,
Die breitgeſtreckten Rebenhügel?
Wie oft zieht doch, um dort zu ſein,
Die Seele hin mit Falkenflügel.
O ſeht ihr dort mein Heimathhaus,
O bringt ihr mir im ſüßen Munde
Aus unſerm Garten einen Strauß?
Ach Gott, ihr bringt mir keine Kunde.

Ihr habt vielleicht gebaut am Dach,
Und fandet in dem Hofe Futter,
Sprecht, weinte ſie mir denn noch nach,
Die tiefbetrübte, greiſe Mutter?
Lauſcht ſie nach mir noch Tage lang,
Sieht ſie nach mir noch jede Stunde,
Thät ſie wohl gar den letzten Gang?
Ach Gott, ihr bringt mir keine Kunde.

Iſt meine blonde Schweſter Braut,
Saht ihr der Knabenzeit Geſellen,
O ließen ſie mit frohem Laut
Bei ihrer Hochzeit Lieder ſchwellen?
Die alten Freunde, lieb und werth,
Sprecht, ſind ſie treu dem Jugendbunde,
Sind ſie zur Heimath all' gekehrt?
Ach Gott, ihr bringt mir keine Kunde.

Und ſprecht: was macht das freie Recht,
Gilt Menſchengleichheit in den Staaten?
Erhebt das jüngere Geſchlecht
Sich frei zu Worten, frei zu Thaten?
O blutet denn noch unverwandt
Das arme Volk aus gift'ger Wunde?
Blüht Freiheit auf im Vaterland?
Ach Gott, ihr bringt mir keine Kunde.

Die Kinder Iſraels.

Vom Manne, der nicht ſterben kann, die Sage
Lallt manch' ein Chriſtenkind, vom Ahasver!
Es wallt vorbei der Völker Sarkophage,
Mein Volk unſterblich, thränenlos, wie er.

Anaſtaſius Grün

Ach, faſt zweitauſend Jahre ziehen
Wir heimathlos,
Zu raſten nie, doch oft zu fliehen
Iſt unſer Loos.
Wir haben nicht das Haupt zu betten,
Eu'r Haß läßt Ruh' uns nimmermehr,
Seht unſer Blut an euren Ketten,
Was kann vor eurem Zorn uns retten?
Zieh' weiter, Ahasver!

Wir ließen euren Heiland morden,
Sagt ihr der Welt,
Er iſt ein Martyrer geworden,
Ein ew'ger Held.
Statt Kreuzen habt ihr Scheiterhaufen,
Ihr raſ't mit Schwerdt und Banne ſchwer,
Will ſich ein Mann euch nicht verkaufen,
So laßt ihr ihn im Blute taufen!
Zieh' weiter, Ahasver!

Ihr rühmt die Lieb' als euren Glauben
Und ſeid ſo kalt,
Als Geier übt ihr ſanfte Tauben
Für Recht Gewalt;
Von Duldung habt ihr ſtets geſprochen,
Doch ſpeit ihr uns ins Antlitz her,
Wie oftmals habt ihr ungerochen
Der Liebe Eid an uns gebrochen!
Zieh' weiter, Ahasver!

Ihr prahlt mit euren mächt'gen Staaten!
Wo iſt ihr Mark?
Ihr ſeid von Furcht und Angſt berathen,
Ach Gott, wie ſtark!
Weil wir zu Sitten uns erfrechten,
Die wir gebracht durch Land und Meer,
Gebt ihr uns Pflichten gleich den Knechten,
Stoßt ihr uns fort von allen Rechten!
Zieh' weiter, Ahasver!

Wie oft ſie falſch und feil uns heißen;
Mit bitter'm Spott!
Wir waren, ſeit wir Juda ließen,
Treu unſer'm Gott!
Um ihn ging unſer Land verloren,
Bedünkt uns alle Feindſchaft leer,
Und doch ſeht ihr, hochmüth'ge Thoren,
Auf unſrer Stirn den Fluch geboren!
Zieh' weiter, Ahasver!

Ihr kreuzigt euch vor den Barbaren,
O Widerſpruch!
Wir ſeh'n bei euch noch ganze Schaaren
Im Sklavenfluch.
Auch eure Tempel ſinken nieder,
Dann ſchreitet der Meſſias her,
Dann tönen erſt die Bruderlieder,
Es wird der Menſch zum Menſchen wieder.
Erlöſt iſt Ahasver!

Ein Jude.

Trotz allen Würzen riecht man ſtets
Den faulen Schellfiſchſeelenduft.
H. Heine.

Einen König hatten die Juden vor Zeit
In ihrem Judenverbande,
Einen Juden haben die Könige heut'
Für alle Chriſtenlande.

Und der Jude bin ich, der Jude bin ich,
Ich habe Gold in Fudern,
Ganz Paläſtina kauft' ich damit,
Wollt' ich die Münze verludern.

Herſtellen könnt' ich Jeruſalem
Und Salomonis Tempel,
Ich aber wäre ein rechter Narr,
Gäb' ich ſolch dummes Exempel.

Was gilt auch ein König der Juden noch?
Mehr gilt ein Jude der Könige,
Die Klerisei und die Fürstenschaft
Die nenne ich meine Fröhnige.

In der Judengasse an meinem Palast,
Da kommen sie angefahren,
Da machen sie Kratzfuß und Compliment,
Die hochverschuldeten Schaaren.

Da pumpen sie mich wacker an
Durch die Affen von Diplomaten,
Ich weiß, wie viel Silberlinge gilt
Ein Jeder der Potentaten.

Es hat bei mir in der Judengass
Schon mancher Lump gesessen,
Ich merkte nicht sein Christenthum,
Auch Knoblauch hat er gefressen.

Ich kriegte, neben ſchönem Profit,
Schon manchen Stern und Orden,
Ich glaube, ich bin ein Ritter ſogar
Von Sanct Maria geworden.

Doch kann ich mich irren, aber Baron
Bin ich mit Lumpen und Lappen,
O heil'ger Erzvater Abraham,
Verzeih mir das neue Wappen.

Verzeih mir, Erzvater Abraham,
Den Umgang mit dem Packe,
Doch glaube, am größten ward Juda durch mich,
Ich habe die Könige im Sacke.

Leichenrede.

A man 's a man for a' that.
Burns.

Ihr ſtehet rings und gafft und ſtarrt:
Wir haben einen Mann verſcharrt
Hier an der Kirchhofhecke,
Er ſchnitt ſich ſelbſt das Leben ab,
Drum ward ihm, ſtatt ein ehrlich Grab,
Hier dieſe Jammerecke.

So will's der Brauch, der Brauch iſt ſchlecht,
Er war ein Kerl ſo ächt und recht
Wie Einer hier im Kittel.
Es weint', als ſie ſein Loos erfuhr,
Die ganze Vorſtadt, war auch nur
„Grobſchmidt" ſein ganzer Titel.

Ich kannt' ihn all ſein Leben lang,
Herr Gott, gleichwie ein Rieſe ſchwang
Am Ambos er die Glieder;
Er ſchaffte raſtlos Tag und Nacht,
Er hat dabei geſcherzt, gelacht,
Und ſang die hellſten Lieder.

Im Krug war er der treu'ſte Fant,
Doch ſchnob ein Leu er zornentbrannt,
Bleich wurden alle Stirnen.
Als er die Lieſe hat gefreit,
Da ward das blonde Kind der Neid
Von allen Vorſtadtdirnen.

Das war ein blankes, hohes Paar,
Es iſt kein Pfaffe am Altar
Noch ſolcher Luſt begegnet.
Sie lebten fleißig, luſtig, friſch,
Es fehlte nie das Brod dem Tiſch,
Das Weib war oft geſegnet.

Er blieb der Alte wie zuvor,
Mitleidig, weich that er sein Thor
Der Noth, dem Hunger offen.
Wenn krank mein Weib sich hingelegt
Hat er die Kinder mir gepflegt;
Wer hat ihn hart getroffen?

Und hülfreich war er überall.
Denkt dran, wie einst des Brandhorns Schall
Wie zum Gericht gerufen.
Zuerst zur Hand, hat ihn beleckt
Das wilde Feu'r, indeß erschreckt
Wir standen auf den Stufen.

*

Er hat das beste Werk gethan,
Lohn brachte da der reiche Mann,
Fort war er mit dem Winde.
Wißt ihr noch, wie der Kahn versank?
Er holt' aus Eis und Fluthendrang
Die Mutter mit dem Kinde.

Beim fünften Bub' erkrankt ſein Weib,
Es ſiechte hin der blühende Leib,
Statt ſchaffen mußt' er pflegen;
Was er erworben fraß die Noth,
Durch Angſt und Pflege wächſt kein Brod. —
Die Lieſe iſt erlegen!

Die rothen Kinder welkten nach,
Die Nachbarn halfen — o der Schmach! —
Wir waren ſelbſt am Darben.
Der Reiche, dem er einſt das Haus
Im Brand gelöſcht, wies uns hinaus,
Als wir für ihn dort warben.

Er hat ſich wohl noch aufgerafft,
Doch wie er treulich auch geſchafft,
Es wollt ihm nicht mehr glücken;
So ward er düſter, ſtarr und ſtumpf,
Es kann ein böſer Geiſt wohl dumpf
Den Mann in Noth berücken.

Er hat um ſeiner Kinder Noth,
Um ſeines lieben Weibes Tod
Sich ſelbſt ins Herz geſtochen.
Sie hielten hier ihm ſchon Gericht,
Ich ſeh' des Todten Sünde nicht:
Sein Herz war längſt gebrochen!

Gegen Oſten!

Hoch als Giftbaum ragt in die Luft bereits
dies rieſige Scheuſal.

Platen.

Wir gönnen gern, wenn gut es thut,
Ein ſchrankenlos Regieren,
Er prügle die Koſakenbrut
Und köpfe die Baſchkiren,
Zum fernſten Nord ſend' er gleich,
Wer frei in eignem Muthe,
Doch haſſen wir ein ſolches Reich:
Von uns hinweg die Knute!

Von Sklaven oder Sklavenreih'n
Laß er ein Hoch ſich jubeln,
Er ſchwelge im Tokayerwein,
Wühl' in erpreßten Rubeln,
Wer keinen Griechenherrgott glaubt,
Peitſch' er mit ehr'ner Ruthe,
Er tret' auf kühner Nachbarn Haupt:
Von uns hinweg die Knute!

Er ſperre ſeine Grenzen ab,
Chineſiſch ſei die Mauer,
Daß wir nicht ſeh'n manch friſches Grab
Von Edelmann und Bauer,
Daß uns nicht treffe ekler Dunſt
Von der Empörten Blute,
Daß wir nicht ſeh'n die Weibergunſt:
Von uns hinweg die Knute!

Spione halt' er ſich ein Heer
Allüberall im Solde,
Verrätherfedern zahl' er ſchwer
Mit rothem Uralgolde.
Er bindet hier mit Liſt kein Band,
Ihn haßt der Freie, Gute,
Und ringsum ruft das deutſche Land:
Von uns hinweg die Knute!

Die Martyrer.

Glücklich die Zeiten, in welchen man denken darf, was man will und sagen, was man denkt.

Tacitus

Fort mit dem Böſewichte
Zum heimlichen Gerichte.

Franz Freiherr Gaudy

So geht es noch heute, ſo ging es vor Zeit,
Es iſt nicht anders geworden,
Die Geiſter, die ſich der Wahrheit geweiht,
Die pflegte man immer zu morden.
Das Schwerdt, das Kreuz, das Feuer, der Bann,
Sie trafen Weiſe und Dichter:
Ihr hohen Prieſter, ihr klaget an,
Dann führen den Streich die Richter!

Als Sokrates in Hellas ſchon
Die bleichen Götter bekriegte,
Da rief das Volk: uns lehrt er zum Hohn!
Der blinde Heide ſiegte.
Sie warfen in den Kerker den Mann,
Gift reicht' ihm das ſchnöde Gelichter:
Ihr hohen Prieſter, ihr klaget an,
Dann führen den Streich die Richter!

In Juda predigte Jeſus Chriſt
Der Liebe hellen Glauben,
Da ſchrieen ſie rings: was er ſich vermißt,
Er will den Gott uns rauben!
Er ſtarb am Kreuz, der die Völker gewann,
Inmitten der Böſewichter:
Ihr hohen Prieſter, ihr klaget an,
Dann führen den Streich die Richter!

Im Chriſtenthum trat mancher Held
Die Liebe nicht in den Geſetzen,
Man rüſtete Scheiterhaufen im Feld,
Durch Feu'r ſie zu Tode zu hetzen;
Was haben ſie nicht der Frevel gethan,
Die kalt hochmüth'gen Geſichter:
Ihr hohen Prieſter, ihr klaget an,
Dann führen den Streich die Richter!

Und ſpricht heut' wer von der Zukunft Heil
In kühnen, freien Gedanken,
So drohet ihm Kerker und Bann und Beil,
Man foltert ihn vor den Schranken.
Drum mag ſie preiſen, wer will und kann,
Wir ſeh'n nicht der Zeiten Lichter:
Ihr hohen Prieſter, ihr klaget an,
Dann führen den Streich die Richter!

Doch ſitzt die Geſchichte an ihrem Buch,
Sie läßt ſich nicht beſtechen,
O hört' ſie den wilden, gewaltigen Fluch
Auf eure Häupter ſprechen!
Sie ſchreibt mit Blut die Namen euch an,
Doch krönt ſie die Weiſen und Dichter:
Ihr hohen Prieſter, ihr klaget an,
Dann führen den Streich die Richter!

Hanne.

Pfui! ſpeit ihr aus: die Hure da!
Bin doch ein ehrlich Weib!

Göthe.

Wer unter euch iſt ſonder Fehl,
Der werf' auf ſie den erſten Stein,
Wenn ſie gefehlt, ſie hat's nicht Hehl,
Doch heuchelt ihr euch lilienrein.

Ihr ſeht ſie nicht in Meſſ' und Amt,
Wer weiß, ob ihr nur Gott beſucht?
Doch hat ſie Niemanden verdammt,
Doch hat ſie Niemanden geflucht.

Sie ging, gleich euch, nicht in die Schul';
Hat ſich nicht weiſ' und klug gelernt,
Doch mehr wie ihr blieb ſie vom Pfuhl
Hochmüth'ger Selbſtſucht ſtets entfernt.

Weil ſie aus Liebe ſich verging,
Speit ihr mit Abſcheu vor ihr aus:
Eu'r Bruder hat das arme Ding
Vielleicht verführt im eignen Haus.

Wer weiß, ob ihr nicht tauſendmal
Mehr in Gedanken habt gebuhlt,
Wer weiß um eurer Fehler Zahl?
Zur Heimlichkeit ſeid ihr geſchult.

Sprecht, habt wie ſie; ihr Tag und Nacht
Beſorgt für eures Leibes Frucht,
Genäht, geſtrickt, beim Lied gewacht,
Und ſelten nur das Bett geſucht?

Habt ihr, wie ſie, mit flinker Hand
Die blinde Mutter auch ernährt,
Und noch dem Nachbarn Wand an Wand
Ein Stück vom trocknen Brod gewährt?

O nein, dann lagt ihr träg' in Ruh'
Auf ſeid'ne Polſter hingeſtreckt,
Ein blonder Stutzer trat hinzu,
Und geiſtreich habt ihr euch geneckt.

Ihr wart im Schauſpiel, auf dem Ball
Und ſah't nach Perl' und Edelſtein,
Ihr klatſchtet hämiſch überall,
Ihr ſchwelgtet in der Trägheit fein.

Wer unter euch iſt ſonder Fehl,
Der werf' auf ſie den erſten Stein,
Wenn ſie gefehlt, ſie hat's nicht Hehl,
Doch heuchelt ihr euch lilienrein.

Zum Neujahr 1844.

La justice regne partout
Et la verité sort d'exil,
Ainsi soit-il.

Beranger.

Zu Grabe tragen wir ein altes Jahr,
Ein neues hat uns heut' die Zeit geboren,
Die Menſchen weben hin wie immerdar;
Glück wünſcht ſich wer gewann, Glück wer verloren!
Bedenk' dich Deutſchland, denn du feierſt heut'
Neujahr zuerſt im anderen Jahrtauſend,
Heut' ziemt der Enkelſchaar des alten Teut
Zu wünſchen tönend, allgewaltig, brauſend!

Ein Trauerfeſt! Wir ſchauen andachtsvoll
Im großen Sarg die hehren Heldenleichen,
Starr liegt manch Herz, das einſt in Hochmuth ſchwoll,
Starr manche Fauſt, an Stärke ſonder Gleichen.
Dort ſchlafen Herrſcher, einſt voll Kraft und Pracht,
Dort ruh'n die Häupter großer, weiſer Richter,
Und Marmorſtirnen hüllt die ew'ge Nacht,
Das ſind die deutſchen Denker, deutſchen Dichter.

Wir ſtaunen drob, wie manches Herz gebraust,
Doch ziemt der Menge nicht der Kranz der Meiſter;
Es warb für eignes Heil die ſtarke Fauſt,
Für eignes Heil der Kreis der hellſten Geiſter.
Ach, Luſt und Muth und Kraft bedrückt ein Fluch,
Und nirgend blinkt die Liebe recht in Reinheit:
Deutſchlands Geſchichte liegt im Fürſtenbuch,
Auf wenig Blättern prangt des Volkes Einheit.

Ein Trauerfeſt, doch auch ein Feſt der Luſt,
Hier ſchwarz der Sarg, dort grün die holde Wiege!
Der Zukunft froh, pocht mächtig auf die Bruſt,
Nach alten Kämpfen gilt es neue Siege!
Das andere Jahrtauſend fühlt mit Kraft,
Daß jeder Menſchengeiſt von Gottes Gnaden,
Es will, entfloh'n der Selbſtſucht trüber Haft,
Im Freiheitsſtrom die blüh'nden Glieder baden.

Aufwachſen wird es wie ein freier Mann,
Mit Selbſtbewußtſein denken, reden, handeln,
Und frei von Heuchelei und Furcht und Bann
Der Wahrheit breite Sonnenpfade wandeln
Es bricht die Formen, welche würdelos
Den Geiſt der heil'gen Freiheit knechtiſch binden:
So wird die Menſchheit in des Friedens Schooß
Die weiſen, kaum geahnten Wege finden.

Wir rufen: Komm, o helle, sel'ge Zeit,
Wo Alle athmen unter gleichen Rechten,
Wo dem Gedanken frei man Worte leiht,
Tyrannen nicht der Lehre Freiheit knechten.
Wo ohne Stand und Namen in dem Rath
Des Volks ein Jeder stimmt als Weltenbürger;
Wo jedes Schwerdt sich hebt zu frischer That,
Bedroht das Land ein Fremdling oder Würger.

O, Auferstehung, Deutschlands Ostern, komm!
Dem Armen wird die Freiheit Reichthum geben,
Den Reichen macht die Liebe arm und fromm,
Sein Recht genießt ein Jeder froh am Leben,
Den besten Völkern reichen wir die Hand,
Des Hasses Dorn welkt vor der Liebe Blume:
Frisch auf, frisch auf, du deutsches Vaterland,
Schwing' dich empor zum reinen Menschenthyme!

„Ich werd' ein gottesſel'ger Mann!"

Ich weiß, ſie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Waſſer.
H. Heine.

Ich habe lang genug gelungert
Nach Reichthum, Stellen, Orden, Sold,
Und hab' mein Leben lang gehungert,
Fortuna war mir nimmer hold.
Was bleibet einem armen Schlucker,
Der lauſig lebt, gleichwie im Bann?
Ich bin gefaßt, mir winkt der Mucker,
Ich werd' ein gottesſel'ger Mann!

Sie muckten all, die was geworden,
Ich mucke mit, dann lacht das Glück,
Ich hol' euch ein an Amt und Orden,
Bin ich auch noch so weit zurück.
Den Blick hinauf, das Haupt herunter,
Lang das Geſicht, ſchwarz angethan,
Und Bibelſprüche kunterbunter:
Ich werd' ein gottesſel'ger Mann!

Seht nur das Volk! Mit luft'gem Ranzel
Studirte der und leerem Kopf;
Er betete. Nun auf der Kanzel
Macht ſelbſt dem Herrgott er den Zopf.
Der hilft verwalten. Niemals trafen
Wir ſolchen frommen Eſel an
Bei allen Erd- und Himmelsſchafen:
Ich werd' ein gottesſel'ger Mann!

Und Jener richtet! Aſiatiſch
Ein Sultan thät er's lieber noch,
Ein Andrer lehrt und pauckt emphatiſch,
Das bläſt aus der Scholaſtik Loch.
Hört den Soldat, wie er als Meiſter
Teſtamentariſch fluchen kann!
Das Mucken protegirt die Geiſter:
Ich werd' ein gottesſel'ger Mann!

Poet und Künſtler! Seht ſie ſchaffen,
O Heil'ge hinten, Heil'ge vorn,
Und aus dem Heil'genſchein der Affen
Blickt heimlich oft des Teufels Horn.
Es geht nicht mit dem Communismus,
Vernunft, dich geb' ich gänzlich dran,
Hoch Himmel, Hölle, Pietismus!
Ich werd' ein gottesſel'ger Mann.

Gleichviel welch' Amt! Denn die Miniſter,
Sie glauben Alle, daß es kracht,
Ich unterſchreibe das Regiſter,
Daß nur der Glauben ſelig macht.
Und länger bleib' ich nun kein Schlucker,
Der lauſig lebt, gleichwie im Bann,
Ich bin gefaßt, mir winkt der Mucker:
Ich werd' ein gottesſel'ger Mann!

An meine Mutter.

— Was da in deinem Aug' geſchwommen,
Das war die ſüße lenzgeſuchte Liebe.
H. Heine.

Ich leſe mit erinnerndem Gemüthe
Im Buch des Lebens, das mir aufgeſchlagen,
Und find' auf jedem Blatt die Lieb' und Güte,
Die, Mutter, du mir Tag und Nacht getragen.

Ich denke ſtets mit innigem Bewegen,
Wie du um mich gejauchzt, gelacht, geweinet,
Im Wiegenliede gabſt du mir den Segen,
Der ſich dem Jüngling und dem Mann geeinet.

Stets folgte mir dein Bildniß nah und ferne,
Es war mir Sühn' und Troſt an jedem Orte,
Betrübt gedacht' ich deiner Augenſterne,
Bekümmert deiner freundlich milden Worte.

Wie lohn' ich dir? Ich ruh' an deinem Herzen
Und bring' den Dank. Kann es ein ſchön'rer werden?
Nach mancher irren Fahrt durch Luſt und Schmerzen,
Fand ich in dir das treu'ſte Herz auf Erden!

Griechenland.

Herbſt 1843.

Und ſeit es Könige hat gegeben,
Rief ſie das Volk zuerſt ins Leben,
Seit jenem erſten König Saul.
Platen.

Das iſt das Land, wo ſich vor Zeit das Menſchenthum den Kranz erwarb,
Wo Kodrus, der ein König war, für's Volk freiwill'gen Todes ſtarb,
Dort war es, wo Hermodius mit Myrthenlaub das Schwerdt umwand
Und muthig den Tyrannen ſchlug, daß Freiheit ward in Griechenland.

Hoch jauchzten die Hellenen ihr, ſie hegten ſie als höchſtes Gut;
Themiſtokles, Leonidas, verfochten ſie mit Löwenmuth.
Es lehrte ſie ein Sokrates, Demoſthenes, er ſprach für ſie,
Aus Phidias Bildwerk, Pindar's Lied quillt ihre große Harmonie.

O, Helden gab es ohne Zahl! Ein Thatenjahr der Nation
War reicher als Jahrtauſende in Perſien und Babylon,
Im Frohndienſt keuchte dort der Geiſt, in Hellas trieb er frei und groß:
Das ſchönſte, reinſte Menſchenthum war der Hellenen ſelig Loos!

Der Freiheit ein Aſyl zu ſein, hat ſelbſt Natur das Land erbaut
Wie Burgen die Gebirge all, drauf rings man in die Meere ſchaut.
Ein Bollwerk jeder Uferfels, ein Hafen jede ſtille Bucht!
Ihr Feinde hütet euch, denn hier ſinnt ſelbſt Natur euch ſchnöde Flucht!

Und dennoch ſank dies Griechenthum! So höhnſt du Sklav' in goldner Haft.
Es ſank, doch ſinkt die Blume ſo, der Samen wahrt des Lebens Kraft;
Es fällt ein ſchöner Tempelbau, ein wahrer, freier Mann zerbricht,
Das Staubgeborne wird zu Staub, — die Freiheit brennt ein ewig Licht.

Wo fand ſie friſch're Kämpfer wohl, als in der Grie-
chen Enkelſchaar,
Da ſie Europa rings erhellt mit ihrer Flammenfackel
klar?
Tief fühlte Hellas da das Joch, das ihm der Mos-
lem aufgedrückt,
Es rief zum Kampf die Jugend auf; wie war die
Heldenſchaar entzückt!

Sie ſuchte ſtets am Tag den Kampf, Wachtfeuer
ſchürte ſie bei Nacht;
Kriegslieder, Schwerdtſtreich, Büchſenknall; im Thal,
im Bergpaß klang die Schlacht!
Die Jungfrau'n fochten ſelbſt im Streit, die Mütter
ſaßen im Spital,
Und fiel der Sohn, ſo hieß es ſtolz: es trägt die
Bruſt das Wundenmal.

Umſonſt kämpft um die Freiheit nie ein einig Volk,
ſo klein es ſei,
Schaut an, das kleine Hellas ſchlug von Stambuls
Uebermacht ſich frei.
Selbſtſtändig ging es in den Krieg, ſelbſtſtändig hie-
ßen Volk und Staat,
Und einen König gab ihm gleich Europa's großer
Fürſtenrath.

Die Menge trug ihm Palmen vor und jauchzte laut
und hoffnungsvoll,
Doch ward die Hoffnung auch erfüllt, von welcher
jeder Buſen ſchwoll?
Das Volk, das kühn die Ketten brach, ihm ward
kein Rath des Volks zu Theil,
Der Grieche ſaß gekränkt zu Haus, in fremder Hand
lag Hellas Heil.

Da ſtand von Neuem auf das Volk, — jüngſt kam
die Kunde uns ins Land, —
Zum Fürſten traten Männer hin mit großen Herzen,
ſtarker Hand,
Daß künftig Herrſcher ſei das Volk, verlangten ſie
frei, muthig, kühn.
Er gab's. Still jauchzte Hellas Herz, man ſah nicht
Kampfesroſen glüh'n.

Das Volk bewahrte Ruh' und Maaß! Jetzt aber
hört ihr manchen Knecht,
Wie er im ſtumpfen Hochmuth fragt: iſt Hellas reif,
hat Hellas Recht?
Ein Volk, das frei den Heerd gekämpft, darf herr-
ſchen auch am Heerd in Ruh':
Sich ſelber formt es das Geſetz, der Staat, er kommt
dem Volke zu!

Einſt blüht die Zeit, o hör' es Knecht, da kennt man
Völker-Herrſchaft nur,
Es gilt: von Gottes Gnaden iſt jedwede Gottes-
creatur,
Und recht von Gottes Gnaden iſt, das reine, freie
Menſchenthum!
Friſch auf, mein Hellas, wie vor Zeit, ſei Freiheit
deiner Zukunft Ruhm!

Im Fieber.

Weh! wär' ich der Gedanken los!
Göthe

Was drängt ihr Nächtens hier euch ein?
Und mehr und mehr! Nimmt es kein Ende?
Wer ließ das Lumpenpack herein?
Das faßt mich kalt wie Todtenhände.
Herr Gott, hohl, ausgezehrt und blaß
Und blutbefleckt, hui, wie ſie gleiten!
Ich kenne ſie, was ſoll mir das?
Es ſind die Geiſter alter Zeiten!

Du bleicht Jünglingsſchaar, o fort,
Ihr ſeid ja lange ſchon geſtorben,
Ihr wollt mich mahnen an den Mord,
Durch welchen ich mein Amt erworben?
Was ging euch Deutſchlands Freiheit an?
Ich mußt' euch peinigen und haſſen,
Ich habe nach Befehl gethan,
Doch fort, ich will mein Amt verlaſſen!

Auch meine Titel, nehmt ſie hin!
Wie, kommt ihr ſelber ſie zu holen?
Weh, weh, daß ich mit frechem Sinn
Mein Wort erhoben gegen Polen,
Daß ich Italien geſchmäht,
Und Belgien den Stab gebrochen,
Ha, dreier Völker Majeſtät!
Geht, geht, ihr ſeid genug gerochen!

Noch mehr! hinweg du bleicher Mann,
Fort werf' ich Ordensband und Sterne,
Die ich vor Zeit um dich gewann,
Dich wähnt' ich in Verbannung ferne.
Das todte Weib, das bleiche Kind
Bringſt du? Was haſt du auch geſchrieben?
Was warſt du auch ſo frei geſinnt?
So kam es denn, du wardſt vertrieben.

Und immer mehr? Es tönt ſo wirr,
Rings brauſt es wie vom ganzen Volke,
Ha, iſt es mir im Kopfe irr?
Rings um mich eine dumpfe Wolke.
Ja, ich verrieth — es packt mich tief, —
Das freie Recht des Volks, des Staates!
O nehmt ihn mit, den Adelsbrief,
Er iſt die Löhnung des Verrathes!

Doch nein, ſie ſteh'n ſtumm weit und breit,
Sie wollen Bänder nicht und Rollen,
Auf's Bildniß der Gerechtigkeit
Zu Haupt mir zeigt die Schaar mit Grollen.
Die führt den Mörder zum Gericht,
Dort hinten liegt, den er erſchlagen:
Ich bin, ich bin der Böſewicht!
O Gott, o Gott, wann wird es tagen?

Ein Wiegenlied.

O Liebling meines Herzens,
Mein Segen über dich.
Adalbert von Chamisso.

Schlaf wohl, du ſüße Luſt, mein Kind,
Schlaf wohl, mein warmes eignes Blut,
Dich nährt die reinſte Mutterbruſt,
Dich hütet treu das treuſte Herz.
Zu meiner Freude wachſe groß,
Zu deines Vaters Stolz gedeih',
O ſei ein Ruhm der Männerſchaar,
Dem Vaterland, der weiten Welt!

Zu ruh'n, zu wachſen iſt jetzt Zeit,
Geſund mußt du, mein Bube, ſein,
Dàmit du ſtark an Seel' und Leib
Ins prüfungsreiche Leben ſpringſt.
Da hebt ſich mancher Bergkamm ſteil,
Da fließen Ströme tückiſch tief,
Im Schwimmen und Klettern kühn
Sollſt du gedeihen mir zum Mann.

Früh öffne ſich dein Geiſt der Welt,
Wie Sonnenblumen vor dem Licht,
Scharf mußt du in die Dinge ſeh'n,
Nicht Glauben, Wiſſen ziemt dem Mann.
Auf, deinen Gott erkenne klar,
Erkenne dich, erkenn' die Welt,
Dann weißt du, was des Nächſten Recht,
Was deine eigne Freiheit iſt.

Die Freiheit ſei die ſüße Braut,
Um die du wirbſt, für die du ſtirbſt,
Im Vaterland und in der Welt
Kämpf' um die Freiheit immerfort,
Und wenn du fällſt, dein früh' Geſchick
Ich ſegn' es wie das Griechenweib,
Wenn auf der Bruſt, im Rücken nicht
Dir jäh die rothe Wunde klafft.

O könnteſt du ein Beiſpiel ſein,
Den Helden gleich, die nimmer müd'
Für Freiheit glühten; Brutus, Tell,
Auch unſre Zeit erheiſcht ſie noch.
Dir weinte nach mit Luſt die Welt,
Es wär' dein Ruhm der Jugend Ziel,
Und es erhöh' das helle Lied
Des beſten Dichters deine That.

Schlaf wohl, du ſüße Luſt, mein Kind,
Schlaf wohl, mein eignes warmes Blut,
Dich nährt die reinſte Mutterbruſt,
Dich hütet treu das treu'ſte Herz.
Zu meiner Freude wachſe groß,
Zu deines Vaters Stolz gedeih',
O ſei ein Ruhm der Männerſchaar,
Dem Vaterland, der weiten Welt.

Gekrönte Häupter.

Denn das Wohl der ganzen Welt
Iſt's, worauf ich ziele.

Göthe.

Herein, herein, meint ihr es gut,
In unſre Rebenlaube,
O trinket Gluth, o trinket Muth
Im Blut der goldnen Traube.
Hier gilt's ein Reich, das ohne Haupt
Und Wappen, Scepter, Throne:
Wir alle Könige — ſind umlaubt
Von grüner Rebenkrone!

Ehrwürdig graues Haupt herein,
Das Alter darf nicht darben,
Hier ſollen ſie vergeſſen ſein
Die Schwielen und die Narben!
Trink' und dein Geiſt wird muthig klar
Beim friſchen Liedertone,
Wir ehren hier dein greiſes Haar
Mit grüner Rebenkrone!

Herein, du blüh'nder Mann, auch du,
Verächter aller Knechte,
Hoch dir, der ohne Raſt und Ruh'
Kämpft für der Menſchheit Rechte.
Der Arbeit müd', lab' dich am Wein,
An unſrer Liebe Lohne,
Dir ſoll die Lock' umkränzet ſein
Mit grüner Rebenkrone!

Du ſchlanker Jüngling, frohes Herz,
Dir liegt die Welt ſo offen,
Ein hoch Gedanken, That und Erz!
Du biſt's, auf den wir hoffen.
Du machſt die neue, freie Zeit
Der alten Welt zum Hohne,
Herein, es liegt dir ſchon bereit
Die grüne Rebenkrone!

Herein, du wonnig, edles Weib,
Voll Liebe im Gemüthe,
Du rein an Seele, hold an Leib,
Herein, du Jungfraublüthe.
O gießt dereinſt aus reiner Bruſt
Nur Freiheit ein dem Sohne,
Euch ſchmücket erſt zur rechten Luſt
Die grüne Rebenkrone!

Heraus, heraus, du Hochmuthsnarr,
Aus unſerm grünen Reiche,
Wer dumm, veraltet, roſtig, ſtarr,
Heraus, denn ſind wir Gleiche.
Hier gilt ein Reich, das ohne Haupt
Und Wappen, Scepter, Throne:
Wir alle Könige — ſind umlaubt
Von grüner Rebenkrone!

Viertes Buch.

Der Völkerbund.

Alle Menſchen werden Brüder.
Friedrich Schiller.

Es geht ein großer Geiſt durch unſre Zeit,
Er wandelt um am Tag, nicht in der Nacht,
Sein Auge ſtrahlt wie Sonnenherrlichkeit,
Sein Kleid iſt golden, wie des Saatfelds Pracht,
Sein Ruf erklinget durch das Erdenrund,
O hört, was donnernd dröhnt in jedes Land:
Ihr Völker, ſchließet einen heil'gen Bund,
Ihr Völker, reichet euch die Bruderhand!

Wann werdet ihr des alten Haſſes ſatt,
Der ſelbſt den Schlaf euch bricht mit wüſtem Traum?
Die Erde gibt euch gern die Zufluchtsſtatt,
Vertheilt euch beſſer nur den weiten Raum.
Euch Jochbelad'ne lenkt der Mächt'gen Mund,
Ihr habt der Ruh' den Rücken zugewandt:
Ihr Völker, ſchließet einen heil'gen Bund,
Ihr Völker, reichet euch die Bruderhand!

Was werft den Nachbarn ihr die Gluth in's Haus,
Sie bricht im Sturm das eigne Dach euch ein,
Und iſt der Boden kalt, die Flamme aus,
Stemmt ſich der Pflug an todtes Menſchenbein;
Das rothe Blut befleckt den grünen Grund,
Es ſpült der Strom die Leichen an den Strand:
Ihr Völker, ſchließet einen heil'gen Bund,
Ihr Völker, reichet euch die Bruderhand!

In abgebrannten Städten zählt die Macht
Mit ſchwerem Scepter die gebliebne Schaar,
Sie brüſtet ſich, gewann ſie eine Schlacht,
Triumphgeſang anſtimmend am Altar
Geſchlecht der Menſchen, iſt dein Geiſt geſund?
Gequält greift ſelbſt das Thier zum Widerſtand:
Ihr Völker, ſchließet einen heil'gen Bund,
Ihr Völker, reichet euch die Bruderhand!

Entbehret ihr nicht gern das Heldenthum,
Das Tod und Unheil ſä't von Ort zu Ort?
Iſt das ein Lorbeerkranz, gefügt dem Ruhm,
Der aufgeblüht aus wildem Völkermord?
Nie füllt ſich der Erob'rer gier'ger Schlund,
Selbſtſücht'gen Kön'gen dient nur Unverſtand:
Ihr Völker, ſchließet einen heil'gen Bund,
Ihr Völker, reichet euch die Bruderhand!

Damit der Welt erglüht der Freiheit Glanz,
Hüllt die Vergangenheit mit Schleiern ein,
Dann ſchafft und ſä't, dann haltet Spiel und Tanz,
Dann blühen Kunſt und Wiſſenſchaft erſt rein.
O thut die heit're Menſchengleichheit kund!
Die Gränzen tilgt, der Erdkreis iſt Ein Land:
Ihr Völker, ſchließet einen heil'gen Bund,
Ihr Völker, reichet euch die Bruderhand!

Der Muſikant.

Wenn alle Menſchen gute Chriſten wären, dann wäre kein Fürſt, König, Herr, Schwerdt noch Recht noth und nütz.

Martin Luther.

O hätt' ich ſolch' ein Inſtrument,
Nach dem ein Jeder ſpränge,
So wie ich wollte! Element,
Das gäbe luſt'ge Klänge!
Zu reinigen alles Menſchenland,
Nähm' ich dich Tag und Nacht zur Hand,
Du flotte, tolle Geige!

Ich vorn am Zug! Und hinterher
Selbſtſücht'ge große Herren,
Es folgt der Schranzen ganzes Heer
Zu bürſten, ſtriegeln, plärren.
Gelenk an Rücken, Arm und Bein,
Das gäbe Sprünge zart und fein,
Du flotte, tolle Geige.

Es reih'n ſich die Miniſterpran,
Die gern das Recht belügen.
Die Büreaukraten Mann für Mann,
Die ſich als Strümpfe fügen;
Sie folgten mancher Pfeife ſchon,
Doch heute ging's nach deinem Ton,
Du flotte, tolle Geige:

Der dumpfen Frömmler Kleriſei
Sollt' auch das Tanzen munden,
Dann wär die Adelſchaft dabei
Mit Pferden und mit Hunden.
Sie hatten Zeit zum Stilleſteh'n,
Jetzt müßten ſie ſich wacker dreh'n,
Du flotte, tolle Geige!

Doch auch der Cenſor mangle nicht,
Der Henker darf nicht fehlen,
Sodann die mehr noch thun als Pflicht
Die Poliziſtenſeelen;
Das tanzte hin, das tanzte her,
Wir hätten jetzt das wilde Heer,
Du flotte, tolle Geige!

Zum Ocean! Ich geigte drein
Die dumpfe, plumpe Bande,
Dann gäb's nur Menſchen treu und rein
Weithin durch alle Lande,
Es gälte rings als Politik,
Die freie Menſchenrepublik,
Du flotte, tolle Geige!

An die Reichen.

Ihr ſollt euch Schätze ſammeln nicht auf Erden.
Friedrich v. Matthiſſon, nach dem Evangelium

Ihr ſagt uns nach, daß wir das Volk empören,
Wir geben ſtolz den Vorwurf euch zurück.
Ihr möchtet länger noch die Welt bethören,
Wir wollen führen ſie zu Ruh' und Glück:
Wir wollen auf des Friedens grünen Pfaden
Sie leiten ins verlorne Paradies,
Zu jenes Wohlſeins herrlichen Geſtaden,
Die fromm die alte Sage ſchon verhieß.

Drum ließen täglich wir die Mahnung ſchallen,
Hochmüthige, bedenkt des Menſchen Recht,
Natur und Leben, ſie gehören Allen,
Haltet einen Bruder nicht als Knecht.
Die Wege, drauf ihr wuchernd euch bereichert,
Sind Sündenwege, kothig, dornig, krumm,
Die Güter, die ihr gierig aufgeſpeichert,
Sie ſind der ganzen Menſchheit Eigenthum.

Drum gebt ſie hin, nicht länger dürft ihr rauben,
Was Allen zum Genuß die Erde gab,
Wie paßt die Selbſtſucht denn zu eurem Glauben?
Reicht er die Lieb' euch doch als Wanderſtab!
O theilt mit allen Menſchen jene Schätze,
Die ſeit Jahrtauſenden der Geiſt errang,
In Bildung und in Gütern gleiche Plätze,
Das iſt das Ziel, das iſt der Menſchheit Drang.

Nach dieſem Ziele ſtürmen ſchon die Zeiten,
Wir ſagen's euch, doch ihr verſtopft das Ohr,
Wir ſeh'n euch ſich'rer nur durchs Leben ſchreiten,
Nur ſtolzer traget ihr das Haupt empor,
Nur üpp'ger ſchwelget ihr in Prachtgemächern,
Umrauſcht von Sammt, umglänzt von Demantſtein,
Ihr naſcht aus goldnen Schüſſeln, goldnen Bechern,
Was ihr euch wünſchet, ſchenkt das Leben ein.

Ihr glaubt es nicht, daß an die Quadermauern
Von euern Häuſern Flüche ſind geklebt,
Ihr läugnet all der Seufzer dunkles Schauern,
Das trüb' in eure Seide iſt gewebt,
In euern Speiſen ſpürt ihr nicht die Klagen
Des Pflügers, der die Stirn' im Schweiße wiſcht,
Ihr ſchmeckt ſie nicht an euren großen Tagen,
Die Thräne, die in euren Wein ſich miſcht.

Ihr drückt und preßt, den Golddurſt euch zu ſtillen,
Ihr münzt für euch des Volkes ſauren Schweiß,
Ihr peitſcht es frech, iſt es euch nicht zu Willen,
An eurem Gold klebt Armenblut und Schweiß.
Was wißt ihr von des Elends Jammerecken
Und wie dort ſchleichet Armuth, Krankheit, Tod?
Eu'r blinder Hochmuth ahnet nicht den Schrecken,
Der euch aus jenen dunkeln Winkeln droht.

Einſt ſchreckt ihr auf, an euren Prachtpaläſten,
Da pocht der Aufruhr ſiebenköpfig an,
Es ſchützt euch vor den ungeruf'nen Gäſten
Kein Fluch und kein Gebot; es iſt gethan.
Nichts kühlt die kühne Schaar in ihrem Muthe,
Bis jedes Zeichen eures Hochmuths ſank,
Ihr ſühnt die alte Schuld mit eurem Blute,
Herr Gott, die wilde Ahnung macht mich krank.

O grauſig Bild, wenn ungelehrte Maſſen
Sich hungrig, bloß, gleich Tigern mordend, drehn,
So wollt ihr es, ihr ließet gottverlaſſen
Formlos den Geiſt, nothvoll den Leib vergehn,
O friedlich löſt die Fragen der Geſchichte!
Wir rufen's noch, ihr nennt es Unverſtand:
Ihr wollt die Sühne nicht, fühlt die Gerichte,
In Unſchuld aber waſchen wir die Hand.

Das Bettelweib.

Geduld, bis wir am Haus der Schmerzen.
G. Herwegh.

Es ſchneit und friert, es beißt ſo ſcharf der Wind,
Laßt nur das blinde Bettelweib verderben,
Doch die mich führt, mein ſchwaches, jüngſtes Kind,
Nicht unbarmherzig laßt das Mädchen ſterben.
O gebt ihr Lumpen, in des Winters Noth
Die ſtarrgefror'nen Glieder zu erwarmen,
Für ihren Hunger reicht ein Stückchen Brod,
Erbarmen, ach, Erbarmen!

Ich war es beſſer auch gewohnt vor Zeit,
Da mußte mir der fleiß'ge Mann erkranken,
Was wir erworben, fraß das böſe Leid,
Wir wurden arm wie Job, die Kräfte ſanken,
Da rief der Hunger mich ins Feld hinaus,
Hoch wuchs die Frucht, dem Reichen nicht dem Armen,
Doch trug für Mann und Kinder ich nach Haus.
Erbarmen, ach, Erbarmen!

Am andern Morgen kam der Häſchersknecht,
Er riß vom Kranken mich, von Buben, Dirnen,
Ach Gott, ſie ſprachen mir ein ſtrenges Recht,
Die Richter mit den kalten Marmorſtirnen.
Weil Speiſen ich geholt für Mann und Kind
Ging ich zum Kerker, Ketten an den Armen,
Dort weint' ich jahrelang und wurde blind.
Erbarmen, ach, Erbarmen!

Frei ward ich endlich. Hätten nie hinaus
Sie mich gelaſſen in das dunkle Leben!
Mein Mann war todt, verkauft Geräth und Haus,
Dem Laſter, ach, die Kinder hingegeben.
Soldat der Sohn, verſchollen, deſertirt,
Die Mädchen buhlten in der Wolluſt Armen,
Dies Kind nur blieb mir, das die Mutter führt.
Erbarmen, ach, Erbarmen!

Konnt' ich dafür, ach Gott, ich weilte fern,
Den jungen Vögeln fehlte Schutz und Futter,
Der Falke fand das Neſt, — o böſer Stern —
Rings ſpei'n ſie aus vor der geſtraften Mutter,
Was ich aus Hunger, Liebe, Leid verbrach,
Das rechnen ſie als Kainsmal der Armen;
Komm kühler Tod und löſe meine Schmach!
Erbarmen, ach, Erbarmen!

Es ſchneit und friert, es beißt ſo kalt der Wind,
Laßt nur das blinde Bettelweib verderben,
Doch die mich führt, mein ſchwaches, jüngſtes Kind,
Laßt unbarmherzig nicht das Mädchen ſterben,
O gebt ihr Lumpen, in des Winters Noth
Die ſtarrgefror'nen Glieder zu erwarmen,
Für ihren Hunger reicht ein Stückchen Brod.
Erbarmen, ach, Erbarmen!

Jahrgänge.

Tempora mutantur.

1841.

„Gar groß iſt das deutſche Vaterland,
Und weil es denn ſo groß,
So reißen wir es mit ſtarker Hand
Vom fremden Einfluß los.
Was gehen Deſpoten und Pfaffen uns an,
Ob es ſüd- ob es oſtwärts brauſt?
Wir brachen das Schwerdt manch ſtärkerem Mann,
Wir ſtehen auf eigne Fauſt."

Was fällt euch ein?
Das kann nicht ſein,
Wir ſehen euch wild und dachten euch zahm,
Die Dinge, die geh'n nicht in unſern Kram.

1842.

„Voll edeln Geiſt iſt das Vaterland,
Und weil es voll edelm Geiſt,
So löſen wir von der Seele das Band,
Das es bedrückt zumeiſt;
Frei ſei das Wort, das Menſchenwort,
In Rede und in Schrift,
Das ſchirmet wie ein Schild und Hort
Und wie ein Schwerdtſchlag trifft."

Was fällt euch ein?
Das kann nicht ſein,
Wir haben noch keine Conſtitution,
Drum redet uns weiter nicht davon.

1843.

„Voll Rechtssinn ist das Vaterland,
Und weil es voll Sinn für Recht,
So wollen wir fürder nicht Rang und Stand,
Und keiner sei Herr und Knecht.
Ein jeder schafft für die Heimath mit Muth,
Ein jeder vertritt sie als Mann,
Wir sprechen ein Geist, ein Fleisch, ein Blut,
Der Rechte Freiheit an."

Was fällt euch ein?
Das kann nicht sein,
Ihr predigt frech die Republik,
Das paßt nicht in unsre Politik.

1844.

„Gar reich ist unser Vaterland,
Und weil es denn so reich,
Sei Hoch und Niedrig sofort verbannt,
Wir leben alle gleich,

Wir theilen jede Arbeit frisch,
Wir theilen jeden Genuß,
Verschied'nes Werk, ein Trunk, ein Tisch,
Ein Sang, ein Bruderkuß!"

Was fällt euch ein?
Das kann nicht sein,
Das Volk ist wahrhaftig social,
Hol' euch der Satan zehntausendmal.

Der Millionär.

On rira des erreurs des grands.
Béranger.

Schaut nur an den glatten Laffen
Hoſe, Rock und Hemd geſchniegelt,
Haar geſalbet und geſtriegelt,
Abgelebt als Jüngling ſchon!
Außen gleicht er ganz den Affen,
Innen Eſeln, hört' ich raunen,
Doch er hat — beginnt zu ſtaunen —
Eine ganze Million.

Horcht, die klugen Kaufherrn drechſeln
Stets ihm Worte zum berücken
Zuckerſüßlich, und ſie drücken
Ihm die Hand mit Paſſion.
Sie bedrängen ihn mit Wechſeln
Für die nobeln Leidenſchaften,
Denn für jeden Pfennig haften
Wird der Herr der Million.

Und die Weiber, ſtolz ſich putzend,
Die mit Blicken nach ihm brennen,
Wo er hinkommt, alle nennen
Ihn Adonis ſonder Hohn;
Hätten Töchter ſie ein Dutzend,
Ehlichen wohl könnt' er alle:
Schwiegerſohn geh' in die Falle,
Denn du haſt 'ne Million!

Selbſt die Onkel, ſelbſt die Tanten,
Selbſt die Vettern und die Baſen
Heißen in geſchraubten Phraſen
Ihn des Glücks erkor'nen Sohn.
Weh', wenn eure Herzen brannten,
Mädchen, will er freien gehen,
Sicher iſt's um euch geſchehen,
Denn er hat 'ne Million!

Die armen Leute.

Les gueux, les gueux
Sont les gens heureux,
Ils s'aiment entre eux,
Vivent les gueux!

Béranger

Wir ſind doch die Herren vom Erdenrund:
Es leben die armen Leute!
Und leben wir auch von der Hand in den Mund:
Es leben die armen Leute!
Und müſſen wir ſchaffen Tag aus und ein
Und dürfen erſt jubeln beim Sternenſchein,
Die Herzen ſind gut, die Hände ſind rein:
Es leben die armen Leute!

Von Stroh iſt das Lager, die Stube iſt eng:
Es leben die armen Leute!
Wir nehmen's mit Trank und Speiſe nicht ſtreng:
Es leben die armen Leute!
Kein Hemd ohne Riſſe, kein Kleid ohne Loch,
Doch trägt nicht die Seele der Habſucht Joch,
Einſchlafend da denken beruhigt wir noch:
Es leben die armen Leute!

Und altert und kränkelt der dürftige Mann:
Es leben die armen Leute!
So hilft ihm der Nachbar ſo gut wie er kann:
Es leben die armen Leute!
Wir pflegen das Alter, wir retten die Noth,
Wir kennen des Wohlthums ſelig Gebot,
So ſchmeckt uns der Krug, ſo ſchmeckt uns das Brod:
Es leben die armen Leute!

Und leben wir auch von der Hand in den Mund:
Es leben die armen Leute!
Wir thuen einſt beſſere Lehren kund:
Es leben die armen Leute!
Wir machen den Geiz und die Selbſtſucht bleich,
Da weiß man nichts mehr von arm und von reich,
Die Menſchen ſind glücklich, die Menſchen ſind gleich,
Es leben die armen Leute!

An die Künſtler.

Der Kunſt gelobt ich ganz ein ganzes Leben,
Und wenn ich ſterbe, ſterb' ich für das Schöne.
Platen.

Es ſtellt ſich mancher in der Künſtler Reihen,
Und wie verſäumt er ſchwärmend ſeine Stunden,
Beglückt durch tauſend leichte Tändeleien,
Dem Leichtſinn ſcherzend Tag und Nacht verbunden!

Und ſchafft er auch, wir ſeh'n dem Gold ihn fröhnen,
Leicht mit der Mode wechſelt er die Farben,
Gleich iſt er da, läßt wo die Macht ſich krönen,
Doch ſchmäht er Leichen, welche eben ſtarben.

Hier dienet er des Glaubens bunten Fahnen,
Dort müht er ſich im ſchnöden Dienſt der Großen,
Man trifft alltäglich ihn auf andern Bahnen,
Doch hat die echte Muſe ihn verſtoßen.

Wer ſich der Kunſt ergibt, wahrhaft bemeiſtert,
Hängt glühend an der Schönheit tiefen Augen,
Der Wahrheit Stimme hört er hochbegeiſtert,
Voll Freiheitsgluth weiß er die Bruſt zu ſaugen.

Er weiß vom hohen Gipfel der Gedanken,
Der eignen Zeit das Leben zu erfaſſen,
Vor ſeinem Geiſte ſinken alle Schranken,
Die trübend ſtehen vor den blöden Maſſen.

Mit hoher Phantaſie und regem Witze
Wird nie ein nachgeahmtes Werk er geben,
Nein, wenn er ſchafft, ſo ſprühen helle Blitze,
Die Gegenwart und Zukunft wird er heben.

Das iſt der Künſtler, welchem aus dem Volke
Ein Ruf des Dankes und des Beifalls ſchallet,
Wie nach dem glühen Blitz aus dunkler Wolke
Die weite Luft vom Donner wiederhallet.

Er iſt der Erbe ſtolzer Ewigkeiten,
Vor dem die ganze Welt ſich freudig beuget,
Weil er den künft'gen Völkern, künft'gen Zeiten
Von unſrer Gegenwart gewaltig zeuget.

Studien.

So laßt denn das gelehrte Vieh,
Verfaulen bei den Alten.

Norddeutscher Poet.

Und als ich an's Studiren ging,
Wußt ich nicht wo und wie,
Sie sagten mir: das erste Ding,
Das ist Philosophie.
Ich hörte Logik und Moral,
Kreuz Teufel, welch Gemisch!
Ich schwänzte bald den alten Saal
Mit meinem Flederwisch.
Das Schließen hat ja keinen Schluß,
Was helfen Seufzer ohne Kuß?
Professor, Professor,
Vorbei ist deine Zeit!

Da dacht ich denn: im Alterthum
War noch das Leben rein,
Man kämpfte friſch um frohen Ruhm,
Trank jauchzend goldnen Wein;
Ich hör' Colleg, jedoch für Mark
Empfang ich Kleienbrei,
Partikeln, Lappen, Lumpen, Quark,
Die dummſte Faſelei.
Thukidides und Tacitus,
Sie dreh'n im Grab' ſich vor Verdruß:
Profeſſor, Profeſſor,
Vorbei iſt deine Zeit!

Da meint' ich denn in dieſer Noth,
Wie mag mit Gott es ſteh'n?
Zu ſehen, ob er wirklich todt,
Will ins Colleg ich geh'n.

Da ward die Bibel kleingekaut
Sehr glaub'- und salbungsschwer,
Doch auf den Bänken wuchs das Kraut,
Es war entsetzlich leer,
Den Teufeln, Strauß und Feuerbach
Lief der Student barfüßig nach:
Professor, Professor,
Vorbei ist deine Zeit!

So lebt doch die Geschichte frisch,
Sie webt der Geist der Welt,
Da trat ich an des Lebens Tisch
Und suchte üpp'ges Feld;
Doch der Docent gab, wie's erlaubt,
Ideen, Charakter, That,
Der Lump, wie er zurecht sich klaubt,
Ein Werk für seinen Staat!

Du ſchlägſt ein Kreuz und trägſt 'nen Zopf,
Wir wollen Kraut aus anderm Topf:
Profeſſor, Profeſſor,
Vorbei iſt deine Zeit!

Ich ſprach: noch iſt ein Zufluchtsort,
Das Recht ergriff ich drauf,
Das Recht iſt Recht doch immerfort,
Zum Codex ging mein Lauf;
Doch Römerrecht, Feudalthum nur
War unſers Lehrers Ziel,
Von den Geſetzen der Natur
Fand ich nicht Stumpf und Stiel.
Hinweg, du alter Satzung Knecht,
Du kennſt kein heilig Menſchenrecht:
Profeſſor, Profeſſor,
Vorbei iſt deine Zeit!

Da hab' ich denn mit Luſt und Kraft
Studirt nach eignem Sinn,
Ich ſah nach jeder Wiſſenſchaft
Mit friſchen Augen hin.
Natur und Leben lockten hell,
Ich zog auf ihrer Bahn
Und traf des Daſeins End' und Quell,
Die heil'ge Freiheit an,
Die lehrt kein Buch und Lehrer nicht,
Und doch iſt ſie der Völker Licht!
Profeſſor, Profeſſor,
Vorbei iſt deine Zeit!

Nachruf an F. W.

— Tui pudor et justitiae soror
Incorrupta fides, nudaque veritas,
Quando ullum invenient parem?
Horatius.

Und wieder trat an unſern Kreis der Tod,
Und ſeinem unerbittlichen Gebot
Sank wiederum ein Freund; die Beſten ſterben!
Diesmal ein Mann, gereift an Geiſt und Herz,
Im Drang der Thaten! Das iſt unſer Schmerz:
Er mußte grad' im beſten Werk verderben.

Wir ſah'n, wie er mit Ernſt ins Leben ſchritt,
Und wie er ehrenhaft auf jeden Tritt
Die künft'ge Bahn gewogen und ermeſſen;
Wie er um edle Bildung ſtark gekämpft,
Wie weiſ' er an der Leidenſchaft gedämpft,
Des Ziels nur denkend, ſeiner ganz vergeſſen.

Wir kannten all ſein herrliches Gemüth,
Das für die reinſte Freundſchaft tief geglüht,
Hielt er auch wenige nur ans Herz geſchloſſen.
Und fröhnt' er auch dem großen Haufen nicht,
Ihm war der Menſchenliebe heil'ge Pflicht
Gleich einer Roſe in der Bruſt entſproſſen.

Wie achteten wir nicht den klaren Geiſt,
Der nie die Wahrheit und das Recht umkreiſt,
Der an der Freiheit nie Verrath begangen,
Der nie vor Reichthum, Uebermuth, Geſchlecht
Das Männerhaupt gebeugt, der treu und recht,
Kühn, unabhängig ſeinen Pfad gegangen.

Er war ein Mann, ſo echt und treu und ſcharf,
Recht wie die vielbewegte Zeit bedarf,
Den Schwächlingen ein Beiſpiel hinzuſtellen.
Wann werden Scham und unverbroch'ne Treu',
Gerechtigkeit und nackte Wahrheit neu
Sich wieder einen Mann gleich ihm geſellen?

Wir legen ihm auf's Grab den Eichenkranz,
Ein ſtilles Zeichen, daß er voll und ganz
Die Bürgerkrone ſich verdient im Leben.
So werft denn auf den Sarg den kühlen Sand!
O Freunde, laßt uns rein an Herz und Hand
Gleich ihm dereinſt den Zoll dem Tode geben!

Vermächtniß.

Wem aber unſre Lieder nicht gefallen,
Der ſtört uns nicht, der wird vorüber wallen.
Adalbert von Chamiſſo

Du blondes Kind, du blühſt als ſpäte Luſt
Mir, dem das Leben liebelos vergangen,
Wär' ich noch jung, dich zög' ich an die Bruſt,
Ich ruhte küſſend dir an blüh'nden Wangen.
Ach Gott, ich könnte faſt dein Vater ſein,
Du ſitzeſt ehrfurchtsvoll am Fuß mir nieder,
Doch was ich habe, will ich froh dir weih'n:
O nimm mein Herz, es pocht durch meine Lieder!

Die einſt ich liebte, trug zu ſtolz das Haupt,
Den armen Liederſänger zu beglücken,
Doch, daß die Freunde an mein Herz geglaubt,
O ſieh, wie treu ſie mir die Hände drücken!
Auch ſprichſt du einſt, wenn Jemand nach mir fragt:
Nie liebt ein Mann, gleich ihm, die Menſchen wieder,
Ihn machte Gram und Kränkung nie verzagt:
Schaut in ſein Herz, es pocht durch ſeine Lieder!

Dann ſingſt du ihnen meines Herzens Luſt,
Das treu dem Freund, dem Helden hoch geſchlagen,
Sie ſind gerührt, daß in der Armuth Bruſt,
Ich Sühn' und Troſt in Liedern hab' getragen,
Sie freuen ſich, daß ich den Stolz gehöhnt
Und Männer grüßte, ſtark und ſchlicht und bieder,
Sie ſprechen, wenn mein Lied der Freiheit tönt:
Gut war ſein Herz, es pocht durch ſeine Lieder!

Und nimmt mich weg der kühle, treue Tod,
Auf meinem Grab' ſoll ſich kein Marmor heben,
Es thut kein Lorbeer meinem Scheitel Noth;
Wer weiß, ob ich im Volke werde leben?
Weih' du mir dann, ſo oft der Frühling neu,
Von Roſen einen Kranz und immer wieder,
O ſinge, was ich einſt geſungen treu:
So ehr' mein Herz, es pocht durch meine Lieder!

Der Teufel iſt todt.

Nous avons perdu notre père,
Le diable est mort, le diable est mort.
Béranger.

Jetzt gibt es ein Leben voll Sang und Klang,
Voll Arbeit und voll Fleiß,
Genuß und Lieder und Thatendrang
Erfüllen den Erdenkreis;
Jetzt wird erſt herrlich die ganze Welt,
Jetzt ſchwindet alle Noth,
Es iſt verdorben der Sündenheld:
Der Teufel, der Teufel iſt todt!

Die falſchen Propheten fliehen ſchon,
So bleich im ſchwarzen Kleid,
Sie können nicht mehr mit Bildern droh'n
Aus der ſchrecklichen Ewigkeit,
Und thun ſie es noch, man lacht ſie aus,
Wer ſcheut noch den Höllendeſpot?
Man kehrt ihn mit Beſen aus jedem Haus:
Der Teufel, der Teufel iſt todt!

Die Reichen zergehen vor Schrecken ſchier,
Sie fürchten für Geld und Gut,
Weil man in Angſt vor dem Höllenthier
Nicht mehr ihren Willen thut,
Weil ſie nicht fürder Geiſt und Hand
Uns fangen mit trocknem Brod;
Wie trauern ſie um den ſchwarzen Fant:
Der Teufel, der Teufel iſt todt!

Es lebt noch der alte, liebe Gott,
Er hat allein das Reich
Und ſpricht: auf, ſchaffet und lebet flott,
Ihr Menſchen ſeid alle gleich!
Ein Schurke, wer ſich noch fürder verkauft,
Und gälte die Welt als Gebot!
Und wär' er nicht kalt, er würde getauft:
Der Teufel, der Teufel iſt todt!

Sprüche des Dichters.

Denn alles kann und darf ein freier Busen.
Karl Immermann.

I.

Es ist der Mensch dem Menschen gleich geboren,
Denn Leben, Licht und Luft gehören Allen,
Und Blüth' und Frucht wächst jedem zu Gefallen,
Zum Schmerz, zur Lust ist Jedermann erkoren.

Wie unerbittlich das Geschick geschworen,
So muß das Loos bald gut, bald böse fallen,
Oft unverdient; drum laßt nicht Klagen schallen;
Doch preist auch nicht Stand, Gut und Blut, ihr Thoren.

Des Menſchen Geiſt allein iſt gottentſproſſen,
Er iſt das Pfund, mit dem um Licht und Klarheit
Wir wuchern ſollen, kühn und unverdroſſen.

Hinweg darum mit Kleinheit und mit Barheit!
Freiheit und Liebe ſei der Spruch, Genoſſen,
Das iſt der Weg, das Leben und die Wahrheit.

II.

Noch ſteht ihr hoch und glaubt euch werth zu ſchlichten
Jedwedes Ding mit klugen, feinen Naſen,
Schamlos und ſündhaft glaubt ihr, aufgeblaſen
Von Hochmuth ganz, zu üben wackre Pflichten.

Ihr laßt euch die Geſchichte jetzt ſchon dichten,
Befehlt, zu loben euch in leeren Phraſen,
Doch wie ſie euch vergolden und verglaſen,
Einſt wird ein freieres Geſchlecht euch richten.

Wie ihr verdienet muß der Plunder ſinken,
Im rechten Lichte werdet ihr erſcheinen,
Für kurze Zeit nur konntet ihr euch ſchminken.

Zu euren aufgeputzten Leichenſteinen
Tritt kalt die Nachwelt, der die Augen blinken,
Fühlt ſie das warme Licht der Freiheit ſcheinen.

III.

Was ſtemmt ihr euch der Zeiten friſchem Gange —
O Wahnſinn iſt's — ſo keck und ſtarr entgegen?
Ihr wollt noch ſtets das Volk in Ketten legen,
Fürwahr, es trug die Vormundſchaft zu lange!

O haltet die Gedanken nicht im Zwange,
Die mächtig alle Herzen rings bewegen,
Harrt nicht, bis ſich bewußte Kräfte regen,
Die ſich befrei'n in ungeſtümem Drange.

Wo für die Wahrheit, die in Banden ſchmachtet,
Die Zeit den Völkern hieß die Waffen heben,
O denket nach, wie wild ward da geſchlachtet!

Blut, Blut und Blut! Erinn'rung macht mich beben,
Wohlauf, wonach das Volk in Frieden trachtet,
Wollt ihr's dem Volke nicht in Frieden geben?

IV.

Mein Geiſt iſt frei, nie wird es euch gelingen,
Und wolltet ihr ihm alle Schätze weihen,
In falſche Lügen, feile Heucheleien,
Für Gold und ſchnöde Ehr' ihn zu verſchlingen.

Und wollt ihr ihn mit Macht in Knechtſchaft zwingen,
Auf, ſchreit ihm zu, er weiß gleich euch zu ſchreien,
Auf bindet ihn, er weiß ſich zu befreien,
Schwingt euer Schwerdt, er weiß ſein Schwerdt zu
ſchwingen.

Vergaßet ihr von Moſen die Geſchichte?
Als ein Aegypter frech ſein Volk getreten,
Nahm kühn das Leben er dem ſchnöden Wichte.

Und doch konnt' er zu Gott dem Herren beten,
Im glüh'nden Dornbuſch ſah er ſein Geſichte,
Und Gott macht' ihn zum herrlichen Propheten.

V.

Das iſt Harmodius mit den Genoſſen
Ariſtogeiten, die mein Herz gewannen,
Brutus und Tell, die muthig der Tyrannen,
Der Völkerwürger ſchwarzes Blut vergoſſen.

Timoleon iſt höher noch entſproſſen,
Die Gracchen, die die Macht des Adels bannen,
Und Waſhington zumeiſt; ſie alle ſannen
Auf Menſchenrecht und Freiheit unverdroſſen.

Der Feile ſtrebe Allen zu gefallen
In dieſer Zeit geſchiedener Partheien,
Mein Banner ſoll mit Freiheitsnamen wallen.

Ein Sklave mag ſich Herren niedrig weihen
Und ſchmeicheln, heucheln; doch mir gilt vor Allem,
Was ich erſtrebe, freie Gunſt der Freien.

VI.

Was ſteht ihr ſtill, um ſtets zurück zu ſchauen,
Was rathet ihr, Vergang'nes feſtzuhalten?
Nie hielt ſich die Geſchichte lang am Alten,
Es galt ihr immer, Neues aufzubauen.

Auf, ſchauet durch des Weltlaufs weite Auen,
Nie ſeht ihr die Gedanken drin erkalten,
Die ſich zum Menſchenthume reich entfalten,
Drum ſehet in die Zukunft mit Vertrauen.

Die Zeit, wo Wenige des Wiſſens mächtig
Die Welt beherrſchten, zog ſchon lang von hinnen;
Wer noch ein Vormund ſein will, iſt verdächtig.

Wann ſtrebt ein Jeder denn mit eignem Sinnen?
Friſch auf, der Tag der Schlacht erglühet prächtig,
Ein Ziel gilt Allen: Freiheit zu gewinnen!

VII.

Oft wünſcht die Jugend frühe zu verderben,
Nicht ich, wenn ich auch manchen Schmerz getragen,
Wenn ich die Hoffnungen aus jungen Tagen
Auch ſah wie Blumen früh im Maifroſt ſterben.

Mich zählt' ich zu der Erde rechten Erben
Und müßt ich auch ſtets kämpfen, ſtreiten, ſchlagen,
Gern möcht' ich mich hingeben allen Plagen,
Erſt rechtes Lebensglück mir zu erwerben.

Das wär', voll Menſchenliebe im Gemüthe,
So wie ich könnte, jedem Erdenſohne
Mich opfernd ſelbſt zu helfen voller Güte.

Rings Lieb' und Achtung würde mir zum Lohne,
Mir käme ſelbſt das Greiſenthum als Blüthe,
Ich ging ins Grab mit einer Bürgerkrone.

VIII.

Nein, ich beneid' euch nicht dies matte Schmachten,
Dies Beten, Knieen, Läuten, dieſes Ringen,
Nach euren nebelhaften Himmelsdingen,
Ich kann, wie ihr, die Erde nicht verachten.

Mir ſagt nur zu ein unermüdlich Trachten,
O könnt' es meiner ſchwachen Kraft gelingen,
Der weiten Menſchheit Segen rings zu bringen,
Wer alſo denkt, den muß ich herzlich achten.

Es hat der Menſch ſich ganz und gar verloren
Seit Hellas Zeit. Ihr pfleget träg' zu gaffen
Nach Dingen außer allem Sein, ihr Thoren.

Wie lang noch dient ihr Großen, Reichen, Pfaffen,
Statt in der Gegenwart, wie neugeboren,
Friſch für der freien Menſchheit Heil zu ſchaffen.

IX.

Durchwandert ihr das große Buch der Zeiten
Und blickt nach Friedensau'n und blutigrothen
Schlachtfeldern hin, o redet, welchen Todten
Wollt ihr den ſchönſten Lorbeerkranz bereiten?

Ich ſeh' euch kalten Schritt's vorüberſchreiten
An feilen Sklaven, knirſchenden Deſpoten,
Um nach der Wahrheit und der Freiheit Boten,
Nach echten Menſchen euren Blick zu leiten.

Dort ſteht ihr ſtill, die tiefen Seelen beben,
Euch ſtrömt die Thräne: wer für Menſchenrechte
Gefallen iſt, ihr müßt den Kranz ihm geben.

Daſſelbe übt am lebenden Geſchlechte,
Es gilt, den Freien auf den Schild erheben,
Haß ſchwören dem Tyrannen, Fluch dem Knechte!

X.

Der Liebe Glauben wähnt ihr zu bekennen,
Wie ſtimmt der Glauben denn zu euren Thaten,
Mich dünkt, die Liebe müßten die verrathen,
Die nur nach Ehren, Reichthum, Titel rennen.

Ich hör' euch wohl die Menſchen Brüder nennen,
Doch mähet ihr allein der Erde Saaten,
Das Volk laßt keuchen ihr an euren Spaten,
Ihr brandmarkt es, pfui, eure Stirnen brennen.

Ihr kennt die Liebe nicht. Die ihr verachtet,
Sie fällen einſt die hochgethürmten Schranken,
Den Frieden lehrt das Volk euch, das ihr ſchlachtet.

O blutig werden noch die Zeiten ſchwanken,
Doch aus den Feldern ſteigt, wo es geachtet,
Des Menſchenthums urewiger Gedanken.

Das tauſendjährige Reich.

Liebet euch unter einander.
1. Johannes

Ein ſchöner Traum, o wär' es doch kein Traum!
Grün war die Au', voll Blüthen ſtand der Baum,
Lenzprächtig lag die Erde hingeſtreckt,
Zu tauſend Früchten Keime aufgeweckt,
Berauſchend zog ein balſamvoller Duft,
Die Lerche ſchmetterte aus blauer Luft,
Vom Himmel ſah der Frühlingsſonnenſtrahl,
Ein hohes Wort klang durch den Weltenſaal:
O liebet euch einander!

Bedeckt war jeder Weg in Berg und Thal,
Festbanner wallten hell im Morgenstrahl,
Die Männer kamen all' im Festgewand,
Die Frauen trugen Kränze in der Hand;
Es war ein Friedenstempel jede Brust,
Die Augen strahlten voller Bruderlust,
Der Mund war heller Liebesworte Quell;
Und fromme Lieder tönten hoch und hell:
O liebet euch einander!

Die Könige warfen ihren Purpur ab,
Die Priester legten hin den Hirtenstab,
Des Königs und des Priesters stolze Lust
Trug in der Freiheit jede Menschenbrust;
Die Reichen gaben freudig Geld und Gut,
Die Armen grüßten sie in trunkner Glut,
Geiz, Selbstsucht, Stolz und Lüge ward verbannt,
Die Menschen hatten selig sich erkannt:
O liebet euch einander!

Wie war zum Werke thätig dann die Hand,
Wie fröhlich zogen Lieder durch das Land,
Wie Jeder jauchzte und wie Jeder schuf!
Arbeit und Lust, das war der Welt Beruf.
Gleich Rosen blühten Wissenschaft und Kunst,
Sie dienten nicht mehr Gold und Herrengunst,
Das Ziel der Menschheit war erfüllt im Raum.
Du süßer Traum, o wärest du kein Traum:
O liebet euch einander!

Bruderlied.

Seid umſchlungen Millionen!
Friedrich Schiller.

Ihr Brüder tretet in die Runde,
Es gilt ein Werk voll Kraft und Macht,
Wir einen uns zum Menſchenbunde,
Wir ruhen nicht bis er vollbracht;
Hier gilt nicht mehr das äuß're Weſen,
Wir fragen nur nach Mark und Kern,
Wir wiſſen nicht von Knecht und Herrn,
Nur freie Menſchen ſind erleſen.

Was kümmern wir uns drum?
Fort Volksthum, Rang und Stand!
Legt Hand in Hand,
Im Menſchenthum
Iſt unſer Vaterland!

Laßt uns den Geiſt nicht länger ſchänden,
Wir rotten Geiz und Habſucht aus!
Es ſinkt vor unſern Liebesbränden
Des Hochmuths und des Neides Haus;
In Freiheit iſt der Menſch geboren,
Die Gleichheit iſt ſein Lebensziel,
Der alten Welt verbrauchtes Spiel,
Es ſei für alle Zeit verſchworen.

Was kümmern wir uns drum?
Fort Volksthum, Rang und Stand!
Legt Hand in Hand,
Im Menſchenthum
Iſt unſer Vaterland!

So ringt ihr Jünger, ringt ihr Meiſter,
Es wirkt ein Jeder, wie er kann,
Ob Hände ſchaffen oder Geiſter,
Willkommen iſt der wackre Mann.

Die Trägheit brachte ſtets zum Falle,
Sie iſt aus unſerm Kreis verbannt,
Was wir erringen im Verband,
Errungen iſt es für uns Alle.

Was kümmern wir uns drum?
Fort Volksthum, Rang und Stand!
Legt Hand in Hand,
Im Menſchenthum
Iſt unſer Vaterland!

Dann dürfen wir in Luſt genießen,
Gemeinſam, einig, im Verein,
Nur ſel'ger werden Lieder fließen,
Nur froher jauchzen wir beim Wein.
Reichthum und Armuth ſind vergeſſen,
Der Kranke ſtirbt im Bruderkreis,
Verlaſſen darbt nicht mehr der Greis,
Nach Gold wird nicht die Lieb' gemeſſen.

Was kümmern wir uns drum?
Fort Volksthum, Rang und Stand!
Legt Hand in Hand,
Im Menſchenthum
Iſt unſer Vaterland!

ommt Alle! Hier iſt aufgenommen
ie fleiß'ge Hand, der reine Geiſt,
ir fragen keinen beim Willkommen
oher er kam und wie er heißt?
o es aus Oſt, aus Weſt ihn triebe,
o welchem Gott auch er vertraut,
tönt der Brudergruß ihm laut
wört er zur Freiheit und zur Liebe

Was kümmern wir uns drum?
Fort Volksthum, Rang und Stand!
Legt Hand in Hand,
Im Menſchenthum
Iſt unſer Vaterland!

Ihr Brüder tretet in die Runde,
Es gilt ein Werk voll Kraft und Macht,
Wir einen uns zum Menſchenbunde
Und ruhen nicht bis er vollbracht.
Hier gilt nicht mehr das äuß're Weſen,
Wir fragen nur nach Mark und Kern,
Wir wiſſen nicht von Knecht und Herrn,
Nur freie Menſchen ſind erleſen!

Was kümmern wir uns drum?
Fort Volksthum, Rang und Stand!
Legt Hand in Hand,
Im Menſchenthum
Iſt unſer Vaterland!

Dem Volke!

Für unſer Volk ein Herz!
L. Uhland

Wer kennt das Volk und widmet ſich ihm nicht?
Dort hört ihr noch der Menſchheit Pulsſchlag pochen.
Ihm iſt noch Lieb' und Treue heil'ge Pflicht,
Ihm hat nicht Geiz des Wohlthuns Kraft gebrochen.
O ſeht, wie ſchafft und wirkt es in Geduld,
Wie unbekümmert jauchzt und glüht es wieder!
Ich trag' der Menſchheit ab die alte Schuld:
Dem Volke weih' ich Geiſt und Herz und Lieder!

Als mir die Stirn' umflog das Jugendhaar,
Da ſchritt ich träumend oft an die Paläſte,
Oed' ſtand das Thor, zerbrochen der Altar,
Riedgras und Dohlen waren dort nur Gäſte,
Vermodert Heldenthum und alte Kunſt,
Das Grab umſchloß der Minneſänger Glieder,
O laßt mich werben um lebend'ge Gunſt:
Dem Volke weih' ich Geiſt und Herz und Lieder!

Dann irrt' ich durch den lichtbeglänzten Saal,
Wo nur nach größerm Glanz der Eigner lüſtern,
Wo ſchäumend kreiſt der goldene Pokal,
Wo ſtolze Herrn und üpp'ge Weiber flüſtern.
Hinweg aus dieſem fahlen Lügnerkreis,
Wie tritt man ſchmähend dort die Menſchheit nieder!
In andern Sphären wächſt mein Lorbeerreis:
Dem Volke weih' ich Geiſt und Herz und Lieder!

Wer kennt das Volk und widmet ſich ihm nicht?
O morſch und alt ſind längſt die Groß' und Reichen,
Das Volk iſt voller Jugend, Schönheit, Licht,
An Adel, Reichthum, Großmuth ſonder Gleichen.
Bald ſtürzt es hin der Selbſtſucht finſtern Knecht,
Es brauſt der Siegesfahne weiß Gefieder,
Die Freiheit blüht im gleichen Menſchenrecht:
Dem Volke weih' ich Geiſt und Herz und Lieder!

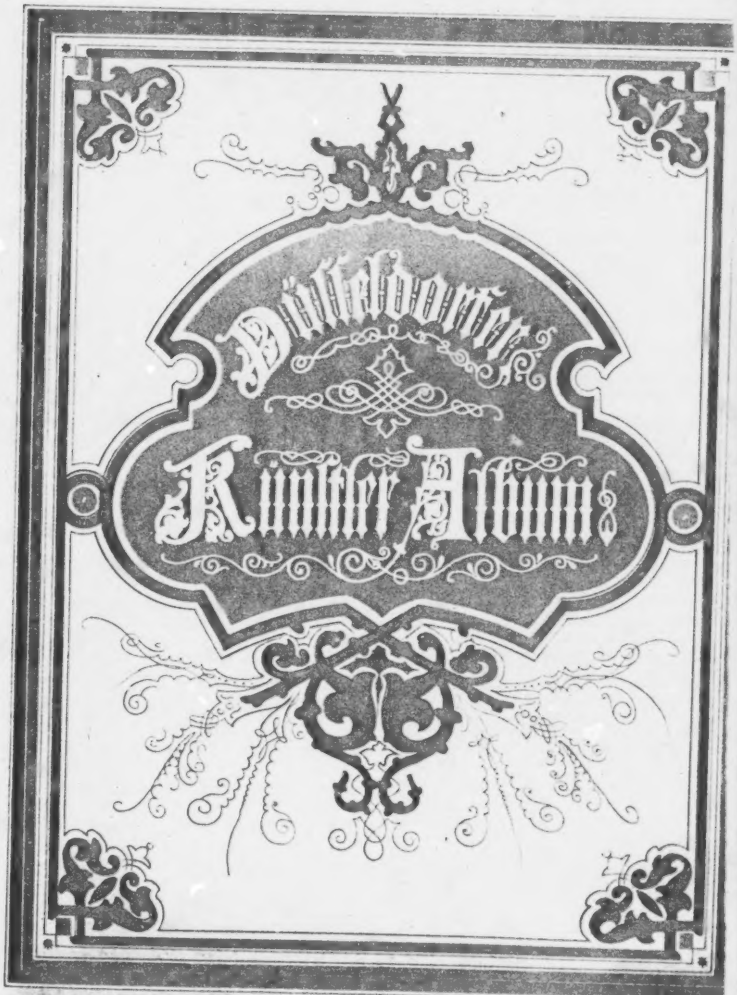
Anmerkung.

Um den Schein zu vermeiden, als wolle ſich dies Buch mit fremden Federn ſchmücken und Ueberſetzungen und Bearbeitungen aus fremden Sprachen für Originale ausgeben, iſt hier noch die Bemerkung nöthig, daß manche Lieder ſich an den franzöſiſchen Dichter Béranger anlehnen. Herr Judas iſt durch Monsieur Judas, die irdiſche Parade durch le bon dieu, der alte Vagabund durch le vieux vagabond, der Verbannte durch les hirondelles und der Völkerbund durch la sainte alliance des peuples angeregt worden. Ebenſo wird man in der Siegesfahne, im Baron von Katzenellenbogen, in Nebucadnezar und ſeine Nachfolger, in den armen Leuten, in der Teufel iſt todt und vielleicht noch in andern nähere oder entferntere Anklänge an den galliſchen Poeten finden, die indeß immer auf die heimiſchen Verhältniſſe angewandt ſind. Wer der franzöſiſchen Sprache mächtig iſt, möge die Originale vergleichen, wer dieſe Kenntniß nicht beſitzt, kann ſich in den Ueberſetzungen von Chamiſſo und Gaudy und von Ludwig Seeger über die Abweichungen belehren. Die Verſchiedenheit in den deutſchen Verhältniſſen machten manche Linderung, die Verſchiedenheit der Anſichten manche Aenderung nöthig.

Druckfehler.

S.	IV	Z.	3 l. Scherzen ſt. Schmerzen
„	34	„	14 l. kapital ſt. Kapital
„	41	„	1 (Ueberſchrift) l. Hallermünde ſt. Hallermunde
„	64	„	2 (Motto) l. Freundſchaft ſt. Freudſchaft
„	95	„	11 l. jagt ſt. jagd
„	100	„	6 l. dir ſt. die
„	104	„	7 l. Blicke ſt. blicke
„	118	„	2 (Motto) l. ſatte ſt. batte
„	144	„	2 (Motto) l. ruille ſt. ruille
„	146	„	10 l. wären ſt. waren
„	149	„	4 l. puzig ſt. zuzig
„	149	„	12 l. Gold ſt. Geld
„	150	„	7 l. Gold ſt. Geld
„	156	„	3 (Motto) l. mich ſt. euch
„	159	„	16 l. Kampfgenoſſen ſt. Kampfgenoſſe
„	161	„	5 l. rühmet ſt. rühmtet
„	162	„	6 l. lullende ſt. läßende
„	184	„	5 l. Flammen ſt. Flamme
„	185	„	14 ſetze das Komma vor ſtatt hinter Natur
„	192	„	5 l. ſabt ſt. ſebt
„	196	„	10 l. hießen ſt. heißen

S. 207 Z. 1 l. Slaven ſt. Sklaven
„ 224 „ 3 (Motto) l. längſtgeſuchte ſt. lenzgeſuchte
„ 256 „ 4 l. O haltet euern Bruder nicht als Knecht!
ſt. Haltet einen Bruder ꝛc.
„ 258 „ 2 l. Fleiß ſt. Schweiß
„ 275 „ 16 l. erheben ſt. er heben
„ 282 „ 2 (Motto) l. Cui ſt. Tu
„ 299 „ 2 l. Ariſtogeiton ſt. Ariſtoveiten
„ 300 „ 5 l. Allen ſt. Allem
„ 310 „ 5 l. genachtet ſt. geachtet.


Düsseldorfer
Künstler Album

Düsseldorfer

Künſtler-Album

mit artiſtiſchen Beiträgen

von

A. Achenbach, O. Achenbach, O. Arnz, M. Artaria, A. Beck, Ch. E. Böttcher, W. Camphauſen, T. Des-Coudres, J. Fay, A. Flamm, P. J. N. Geiger, E. Geſellchap, F. Happel, J. Hoegg, Th. Hoſemann, C. Hübner, E. Hünten, R. Jordan, H. Kaufmann, T. Knaus, D. Kuille, E. Krüger, S. Lachenwitz, C. F. Leſſing, E. Leutze, Th. Mintrop, A. Northen, N. Oppenheim, G. Reimer, T. Richter, H. Ritter, W. von Schadow, C. Scheuren, Ch. Schleſinger, A. Schrödter, Alwine Schrödter, A. Siegert, J. B. Sonderland, G. Süs, A. Eidemand, B. Vautier, W. Wallander, A. Weber, A. von Wille,

unter literariſcher Mitwirkung

von

E. M. Arndt, W. Albert, C. Arenz, F. Beck, Biedermann, F. Bodenſtedt, L. Bowitſch, A. Bube, Bund, W. Conſtant, G. Fr. Daumer, Dill, E. Freiin von Dincklage, Eckard, Elten, Falk, F. Fogler, Frankl, E. Geibel, Amara George, A. Glaſer, J. Groſſe, D. F. Gruppe, E. Grube geb. Diez, M. Hartmann, W. Herchenbach, Hocker, Hoffmann von Fallersleben, Hübner, A. Kaufmann, H. Kette, H. Köſter, F. Kugler, F. A. Leo, W. Mannhard, J. Marſchall, C. Oberleitner, G. Pfarrius, L. von Plönnies, V. Prechtl, Püttmann, D. von Redwitz, U. Graf Reßbinder, C. Reinhart, J. von Riemberg, J. Richter, J. von Rodenberg, O. Roquette, Chr. Schad, J. Schanz, P. Schanz, F. Scheſer, L. Schücking, K. F. Seyffardt, C. Siebel, Karl Simrock, J. von Sinzgel, A. von Stollerfoth, G. von Vincke, J. N. Vogl, Max Waldau, W. von Waldbrühl, W. Wolfsohn, F. Würpel, H. Zeiſe, E. Ziehen, T. Zoch.

Siebenter Jahrgang.

1857.

Redigirt von Dr. Elten.

Düſſeldorf.

Druck und Verlag des lithographiſchen Inſtituts von Arnz & Comp.

Verlag von Arnz & Comp.

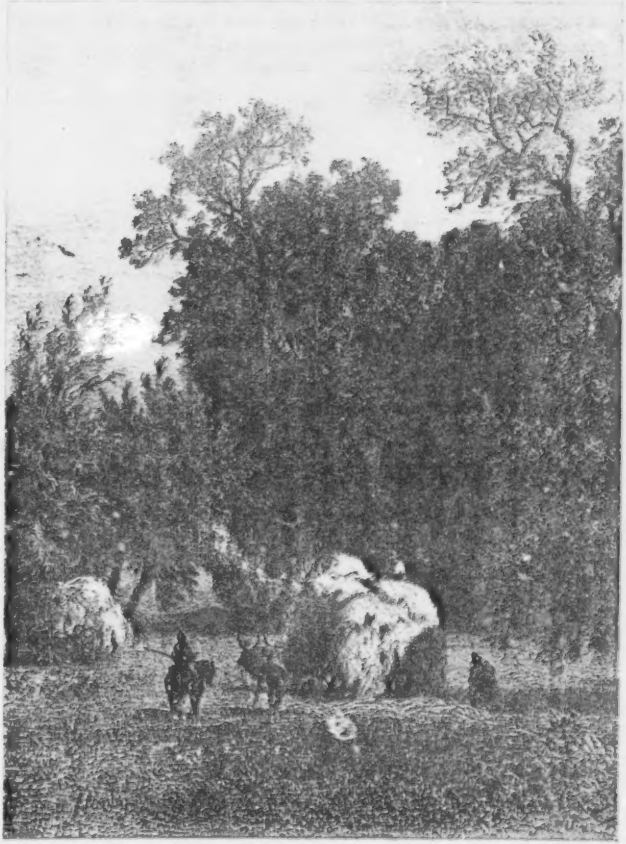
Bilder
aus dem
LEBEN

Scheveninger Fischer.

Der Antiquar

Morgen.

Der neue Communionsrock

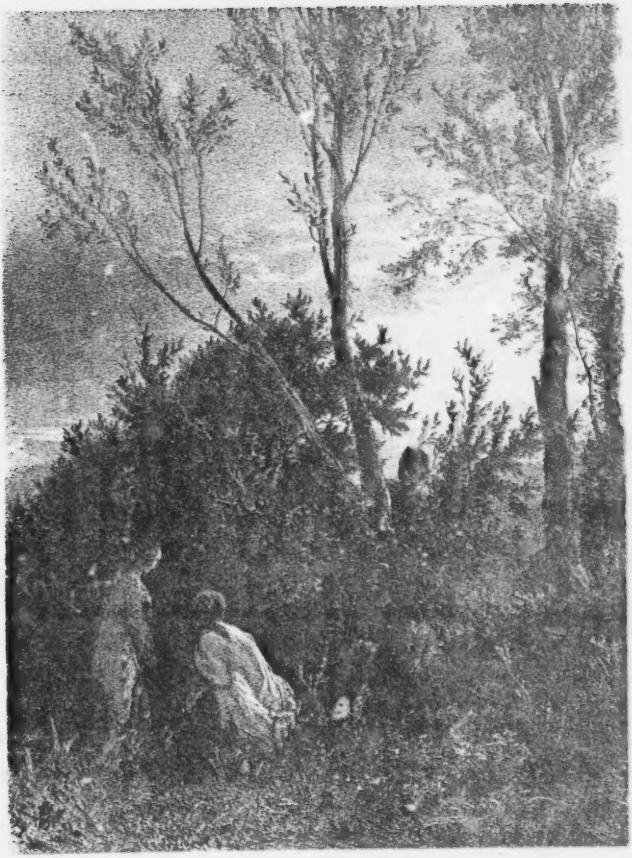


Heuernote.

Der Seemann im Hause.

Sonntagmorgen.

Langeweile.



Lauschender Faun.

Wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren.

Der Jahrmarkt.

Grofsmutters Geburtstag

Ja — Nein —

Gedichte
mit
Illustrationen

Aus Max Waldau's Nachlasse.

I. Der Dichter.

Das macht des Dichters Luſt und Leid,
Daß er den Himmel begreift,
Daß über alle Schranken weit
Sein träumend Auge ſchweift;

Daß er mit freudezitternder Hand
Das beſte Glück durchwühlt —
Und — wenn er die Erde wiederfand,
Sich doppelt einſam fühlt.

Er nennt das Höchſte ſein eigen leicht,
Das Höchſte was er kennt —
Doch wenn der getraümte Himmel weicht,
Unheilbar die Wunde brennt.

II. Verrathene Liebe.

Dieſelbe, die eben vorüber gegangen
Und die mich nicht zu kennen ſcheint,
Sie hat an meinem Halſe gehangen
Und hat an meinem Herzen geweint.
Und ihre dunklen Augenſterne
Vertraulich haben ſie oft geblickt,
Sie kannten mich ſchon aus weiter Ferne
Und haben immer Grüße geſchickt.

Sie wendet ſich ab! Vielleicht zerdrückt
Sie eine Thräne jetzt:
Die troſt auf Blüthen von mir gepflückt,
Für ſie gepflückt zuletzt. —
Wenn Thränenthau in's Aug' ihr kam,
Der an den Wimpern zerſtiebt,
So weint ſie am End' aus Kummer und Gram,
Aus Gram, daß ſie mich geliebt.

III. Meine Schmetterlinge.

Es blühen im Erdenlenze
Von Blumen gar mancherlei,
Es flattern über die Kränze
Die Falter farbig und frei.

Es prunken die Blüthen, die einen,
In ſtrahlendem Prachtgewand,
Es ſprudeln die Düfte, die reinen,
Auch andre über das Land.

Es bogen die Einen Süße
Im heiligen Goldpokal,
Es ſpenden der Andern Küſſe
Nur ſchmerzende Todesqual.

Die Falter flattern auf Allen
Und ſaugen ſich Leid und Luſt,
Bis trunken ſie taumelnd fallen
An Roſenliebchens Bruſt.

Sie regen nicht Alle die Schwingen
So prächtig und ſternbeſchneit, —
Auch Viele den Aether bezwingen
In düſterem Trauerkleid.

Die Einen ſchweben im Glanze
Der leuchtenden Sonne umher,
Die Andern tauchen zum Tanze
Nur in des Dunkels Meer.

So gleiten auch meine Lieder
In bunter Wechſelgeſtalt,
Und bergen im Verſemieder
Bald lichten, bald trüben Gehalt.

IV. Elegie.

Es wallt mein Lied zu Dir, die Saiten klingen,
Aus tiefer Seele die Akkorde quellen,
Und meines Geiſtes Fittig will ich ſchwingen,
Der Morgenhauch, er ſoll die Federn ſchwellen
Daß an Dein junges Herz die Laute dringen
So leiſend wie an's Ufer leiſe Wellen:
Was ich mir denke, will ich treuend ſagen
Und was ich fürchte, will ich traurig klagen.

Es glüht mein Herz, das trübe, glanzberaubte,
Auf's Neu' empor an Deinem friſchen Blicke;
Und den für ewig ich geſchwunden glaubte,
Der Jugendſchimmer kehrt mir früh zurücke,
Erhöht eine Glorie über meinem Haupte.
Die Wunden heilen, die der Feinde Tücke
Mir in den Buſen oft genug geſchlagen: —
Mir glänzt ein Stern, ich darf zu hoffen wagen.

Das junge Herz, das kindlich fromme, reine,
Es zähmt auch meiner Pulſe wildes Toben,
Ich ſonne mich in Deines Frohſinn's Scheine
Es ſtrahlt herab wie Himmelsglanz von oben,
Wie draußen auch der Kampf die Stirne bräune
Des innern Streites bin ich überhoben,
Denn Deine Augen ſind mir Talismane
Auf meiner Fahrt im ſchanken Lebenskahne.

Vergeſſen werd' ich nimmer Deine Güte,
Nicht unter Licht-, nicht unter Nachtgeſtalten,
Ich habe Duft geſaugt aus Deiner Blüthe,
Der dauernd wird in meiner Seele walten,
Und ob die Welt auch auf mein Träumen wüthe,
Nun werd' ich feſt am Lebensglauben halten.
Dir aber iſt der Sänger bald entſchwunden,
Der Leben wieder hat in Dir gefunden.

Doch ſchleicht ſich einmal in der weiten Ferne
Mein Bild ins' Meer der flüchtigen Gedanken,
Dann laß ſie freundlich mild und laß ſie gerne
Sich um den heiß durchglühten Jüngling ranken.
Und wölken Dir ſich einſt des Lebens Sterne,
So denke meiner auch, des Immerkranken,
Da wird ſich neu die Seele mir beſaiten
Und froher wird mein Lied mir dann entgleiten.

V. Dichters Schlummerlied.

Odi profanum vulgus et arceo. Horatius.

Es ſinkt die Nacht, hier löſcht die Fackel zitternd, —
Dort bäumt umſonſt ſich trotzig ein Komet, —
Und hier verliſcht ein Blitz, noch wild zerſplitternd,
Was ihm, dem Rächerſtrahl, entgegenſteht.
So ſtirbt der Tag, zerfallen Tempelquadern,
Verſchwimmt das Daſein im Aeon-ſchooß, —
So ſteckt das Glühen einſt in meinen Adern,
So ſchweigt in mir des heil'gen Sturms Getoſ'.

Und kommt er in der Jugend Maientagen,
Der Genius, der mich dem Schlummer weiht,
Da bettet mich, wo ſtolze Eichen ragen,
Und wo des Epheus wallend grünes Kleid
Der Rieſenſtämme graues Moos umklettert,
Wo hell' das freie Waldlied jauchzt und tönt,
Wo ew'ge Macht in Weltdrommeten ſchmettert
Und nie profaner Troſt die Ruhe höhnt.

Da mag der Sproſſer dann dem Wandrer künden,
Der an dem Hügel froh vorüberwallt: —
Es ſchläft ein Sängerherz in dieſen Gründen,
Aus kühner Luſt und Kampfesdrang geballt!
An Freiheit hat die Lyra oft gemahnet,
An gutes Recht und 's heil'ge Vaterland.
Hat ſich den Weg mit ſcharfem Laut gebahnet,
Wo knechtiſch Weſen ihr entgegenſtand!

Und ſterb' ich alt, und ward die wilde Leier,
Durch die des Jünglings keck Finger glitt,
Zur Harfe, die in ſchlackenleirer Feier
Noch für der Jugend ſchöne Laren ſtritt;
Da laßt mich ſchlafen, wo die Berge ſtarren,
Wo ſich des Menſchenſturmes Brandung bricht,
Da will ich auf die große Löſung harren,
Auf's Morgenroth, auf's goldne Freiheitslicht.

St. Andreas.

Legende von **Karl Simrock**.

Wohin der Herr dich ruft, du folge gern.
So thaten die Apoſtel unſres Herrn:
Jeglichem ward ein ander Martertum.
Dem zuzuteilen war ihr Glück, ihr Ruhm,
Ob ſie es weit zu fremden Küſten trieb.
Auch ſo Matthäus, der die Botſchaft ſchrieb,
Der Erſte, von des Heilands Opferted,
Bei den Aethiopen fand er grimme Noth:
Grauſame Heiden ſchlugen ihn in Bande.
Denn jedem Gaſt, den zum unſel'gen Strande
Die Stürme ſchlugen, raubte Muth und Sinn
Ein Zaubertrunk: ſie taumelten dahin
Halbnackt, der Scham vergeſſen und der Scheu,
Geſenkten Haupts, und fraßen Gras und Heu
Bis ihre Stunde kam. Denn feierlich
Verſammelte das Volk der Heiden ſich
Beim Mondeswechſel zwölfmal jedes Jahr,
Zu loſen über die gefangne Schaar,
Und Jeglichem beſtimmte ſich das Ziel,
Wann er den Gözen und dem Hunger fiel.
Auch an Matthäus hätten ſie geübt
So grauſen Brauch, doch blieb ihm ungetrübt
Das innere Licht von jenem giftgen Trank:
Ein Schleier nur ihm auf die Augen ſank;
So pries er Gott, obwohl dem Tod geweiht.
„Des Herren Name ſei gebenedeit,"
Rief er wohl oftmals unter heißen Zähren,
„Der Alles gab, Er wird auch Kraft gewähren,
Wenn meine Stunde ſchlägt, für Ihn zu zeugen,
Dem Streich den Nacken wie ein Lamm zu beugen."

So ſang er fromme Lieder, Nächte lang,
Da kam es über ihn, ſein Auge rang
Vergebens, dieſe Fülle der Geſichte,
Zu ſchaun, es ſchwamm in überird'ſchem Lichte,
Und eine Stimme ſcholl aus Himmelshöhn,
Wie ſeines Heilands Stimme ſanft und ſchön:
„Sei gutes Muths, Ich will Dir Hülfe ſenden:
Du ſollſt Dein Evangelium vollenden;
Andreas ſchick' ich her an Deiner Stelle."
Noch einmal ſtrekt' er, durch die Strahlenhelle
Zu blicken: da zerriß der Augen Band;
Doch ſah er nur den Heiland, als er ſchwand.

Andreas auch, der in Achaia lehrte,
Ward offenbart, ſein Bruder und Gefährte,
Matthäus, ſchwebe binnen dreien Tagen
In Todesnoth: „Du laß ihn nicht erſchlagen:
Stich in die See und löſe ſeine Ketten."
Andreas ſprach: „Ich möcht' ihn gerne retten;
Doch einen andern wähle, kann es ſein,
Aus unſrer Schaar, eh ſie dem Tod ihn weihn,
Der kundiger der Meerfahrt iſt als ich.
Mir iſt der Weg der Schwäne fürchterlich:
Ich kann das Schiff nicht führen durch die Brandung,
Von Seegang weiß ich nichts und nichts von Landung."

„Nein", ſprach der Herr, „ich habe Dich erleſen.
Biſt Du nicht eines Schiffers Sohn geweſen?
Drum morgen, eh die Sonn' emportaucht, eile
Mit den Gefährten zu des Ufers Steile:
Da ſtimmt binab. Euch liegt ein Boot bereit;
Verzaget nicht: vertraut auf mein Geleit."

Gehorchend ging, ihm war nicht wohl zu Muth,
Mit dem Gefolg Andreas an die Flut,
Da lag mit dreien Schiffern wohlbemannt
Ein kleiner Kiel an des Geſtades Sand.
Sie traten ein; gleich hub der würdge Mann,
Der an dem Steuer ſaß, zu fragen an:
„Habt ihr das Fährgeld Jeglicher bereit?
Das zählt mir in den Schooß: Der Weg iſt weit
Zu der Aethiopen Land."

Andreas ſpricht:
„Mit Geld und Gut beladen wir uns nicht.
Es iſt des Heilands Wille, daß wir fahren
Die Zukunft ſeines Reichs zu offenbaren.
Wir führen weder Gürtel, Stab noch Schuh,
Und ſeid ihr ſeine Diener, fahret zu."

Da sprach er freundlicher: „Wir dienen gern
Noch Kräften Gott dem Vater und dem Herrn.
Wenn eure Gürtel Münzen nicht beschweren,
So lohnt uns unterwegs mit euern Lehren:
Sitzt nieder hier, zur Linken und zur Rechten.“

Da winkt' er seinen jungen Ruderknechten
Mit goldnem Haar und ros'ger Wangen Flaum,
Und grade glitt die Barke durch den Schaum,
Dem Vogel ähnlich, der die Lüfte schneidet.

Am Fährmann hing der Pilger Blick geweidet:
Sie staunten, welche Schönheit ihn umfloß.
Wie lenkt' er so gewandt das Wogenroß!
Er drückt nicht auf das Steuer, rückt gelind
Am Segel nur, doch hat es vollen Wind.

„Nun legt das Ruder hin, das Morgenmal
Den Pilgrimen zu reichen; ob nur schmal,
Es ist doch Brot und Wein, die Lebensspeise,
Und wird sie stärken auf der weiten Reise.“

Die Jünglinge gehorchten, schenkten ein
Und reichten Brot. Da segnet' er den Wein
Und brach das Brot: sie sahn sich staunend an:
Hatt' es doch so der Heiland auch gethan!
Nur sprach er nicht (das war allein vergessen)
Nehmt, dieses ist mein Leib, den sollt ihr essen;
Dieß ist mein Blut, des neuen Bundes Blut
Und ich bin unter euch, wenn ihr das thut.
Sie festeten bewegt. Indessen zogen
Gewitter auf, hoch thürmten sich die Wogen.
Das leichte Schifflein flog hinauf, hinab,
Wie tanzend überm offnen Wellengrab.
Andreas Leute hebten nicht die Sorgen.

Der Fährmann sprach: „Ihr seid bei uns geborgen;
Doch können wir euch landen, wenn ihr bangt.“

Des hätte wohl die Zitternden verlangt;
Doch wollten sie den Herren in der Noth
Nicht lassen, meint' er gleich sich unbedroht:
Sie lehntens eifrig ab.

Andreas sprach:

„Der Herr ist mit uns: geht der Furcht nicht nach.
Er hat das Meer beschwichtigt mandesmal,
Wenn er den Winden und dem Sturm befahl:
So wird er heut, denn Er gebot die Fahrt;
In Seinem Frieden sind wir wohlbewahrt.“
Viel holde Worte braucht er noch zum Trost
Der Sorgenden, da sie der Sturm umtost;
Und kann er auch ihr Bangen nicht bezwingen,
Ein gutes Wort wird immer Segen bringen;
Die Windsbraut schweigt, als hätte sie's vernommen;
Schon ebbt die See und will zur Ruhe kommen:
Da wirkt der Trost und findet gute Statt.
Doch sind sie nun erschöpft und sinken matt
In sanften Schlaf.

Der an dem Steuer spricht:
„Weil diese schlummern, willst du selber nicht
Von deines Heilands Wesen mir verkünden?
Ich hörte viel, wie er verließ die Sünden:
Das konnte Gott nur oder Gottes Sohn.
Du warst zugegen: melde mehr davon.“

Da hebt Andreas an und giebt Bericht
Beredt und treu nach der Apostel Pflicht
Und wies darauf, wie er zum Tempel aus
Die Wechsler trieb und sprach: „Dies ist mein Haus:
Ich laß es nicht zur Räuberhöhle werden.“
Und wie er sprach: „Gott hat den Sohn zur Erden,
Den einzigen, gesandt; wer an ihn glaubt,
Der wird des ew'gen Lebens nicht beraubt.
Und wiederum auch sprach an andrem Ort:
„Mein Vater wirkt bis diese Stunde fort,
So wirk' auch ich; der Vater richtet Keinen:
Dem Sohne gab er das Gericht, dem Einen.“
Auch sprach er: „Der mich sandte, zeugt von mir
In meinen Thaten. Selber saget Ihr,
Daß Wahrheit kommt aus zweier Zeugen Mund:
Nun thu ich selber Zeugniß von mir kund;
Den andern Zeugen laßt den Vater sein;
Ist der Beweis nicht voll? Doch freilich, nein,
Ihr kennt den Vater nicht, der mich gesandt,
So bleibt der Sohn euch Blöden unerkannt.“
Noch Vieles zog er an, „was Gott von sich
Gesprochen hat, ihr laf't es sicherlich.
Nur Eines steht nicht in der Schrift geschrieben;
Sie ist uns Andres schuldig noch geblieben.
Für dieses zeugt Andreas. — Wenig Glauben
Fand der Erlöser bei der immer tauben,
Verstockten Menge. Zeichen will sie sehn
Und Wunder sollen Tag für Tag geschehn.
Da rief er einst von heil'gen Tempelwänden,
Wo sie aus Stein gemeißelt stehn in Blenden,
Herab die Seraphim und Cherubim,
Und sie, anbetend, neigten sich vor ihm.
Da frug er: „Sagt, genügt euch dieses Zeichen?“
„Ja, es genügt; doch gieb uns mehr dergleichen.“
Da sprach er zu den Engeln: „Fahret nun
Zu Mambres Hain, wo die Erzväter ruhn:
Die weckt aus ihrem Grab und führt sie her:
Wer dann nicht glaubt, der glaubte nimmermehr.“
Und sie gehorchten: Vater Abraham
Und Isaak und Jacob, wankend kam
So fern daher die heilge Drei gegangen
Und zeugten ihm: was konnte das verfangen?
Denn als er frug: „Und glaubt ihr diesen Zeugen?“

Mußten ſie wohl ſich vor der Wahrheit beugen;
Doch bis zum dritten Tage währt es kaum,
So war's vor ihren Augen wie ein Traum,
Nach Zeichen rief das blöde Volk auf's Neue.
Da ſprach er: „Dieß Geſchlecht, das ungetreue,
Iſt wunderſüchtig; doch kein ander Zeichen
Wird ihm gegeben, daß die Zweifel weichen,
Als des Propheten Zeichen noch allein:
Das ſoll das letzte und das größte ſein.
Denn ſo wie Jonas aus des Fiſches Bauch
Am dritten Tag erſtand, ſo werd ich auch
Am dritten Tag erſtehn." So that der Heiland.
Nun ſagen die Ungläubigen: Das ...as weiland;
Was wirkt er aber Zeichen nicht zejunder?
Wer täglich Zeichen ſehen will und Wunder,
Gott wirkt ſie noch, und wirkt ſie Tag für Tag,
Was hilft es ihm, der nicht verſtehen mag?
Das Wunder iſt doch nur ein ſchwacher Hort;
Viel größre Kraft hat Gottes ew'ges Wort:
Wer das zu Herzen nimmt und thut darnach,
Des Acker liegt nicht jahrlang öd' und brach,
Er bringt der guten Früchte hundertfaltig.
Das ſprach er aus im Gleichniß vielgeſtaltig,
Und als ich fragte: „Könnte denn nicht Ich
Auch Wunder wirken?" ſprach er: „Sicherlich!
Ja, haſt du Glauben, eines Senfkorns groß,
So ſitzen dir die Engel auf dem Schooß
Und wirken Alles was dein Herz verlangt."
Auch ſprach er oft: „Kleinmüthge, wenn euch bangt,
So fallen über euch die Himmelsberge;
Doch wer vertraut, dem öffnen ſich die Särge,
Die Todten heißt er wandeln. Spricht er dann
Zu einem Felſen: Hebe dich hindann,
So geht der Fels, wohin er ihm erlaubt:
Unmöglich iſt dem Starken nichts, der glaubt."

Mit ſolchen Reden war der Tag vergangen,
Vom Himmel ſank die Nacht. Und von der langen
Seereiſe müde, nickt' Andreas ein
Und ſchlief bis zu des Tages erſtem Schein.
Was unterdeß geſchah, ich weiß es nicht.
In alten Schriften findet man Bericht,
Als er erwachte, lag er am Geſtade
Vor jener Heiden Burg: durch Gottes Gnade,
War er entrückt, dem Ziele nah der Reiſe.
Auch die Gefährten ſah er rings im Kreiſe,
Nicht Einer fehlte, ſchlafend hingeſtreckt.
Da gingen ihm die Augen auf, er weckt
Der Freunde Schaar und ſpricht mit holden Mienen,
Da ſie verwundert um ſich ſchaun, zu ihnen:

Da, ſeht, wir ſchweben nicht mehr auf dem Meer,
Ein hohes Gotteswunder trug uns her.
Und Jener der uns führte — denk' ich noch,
Wie er den Wein uns ſegnete, und brach
Das Brot, und wie er ſchön war, ſonder Mängel —
Er war es Selbſt mit zweien ſeiner Engel,
Der höchſte Gott, der Heiland: ſein Geleite
Verhieß er: ſtünd er ſtets mir ſo zur Seite!"

Und als wir ſchliefen," ſprachen die Gefährten,
„Da nahten Adler, die den Leib verklärten,
Die Seelen uns entzückten. Auf zum Himmel
Ging unſer Flug. Zahllos war das Gewimmel
Der Schaaren, die da ſangen um den Thron.
Und die Apoſtel ſtanden vor dem Sohn
Und Engel dienten Ihm. So wird es ſein,
Denn dieſen Traum gab uns der Himmel ein."

Wohl freute ſich Andreas des Geſichts
Der Freunde, ſtand er gleich und ſagte nichts;
Doch jetzt die Hände zum Gebet gefalten
Ließ er den Dank im ſtillen Herzen walten,
Dann neigt' er ſich und ſprach:

„O Herr, vergieb
Mir Alles auch, was ich im Schiffe trieb
Und redete, denn nicht erkannt' ich Dich,
Noch Deine Engel, da Du ſichtbarlich
Doch vor uns ſtandeſt."

Und noch war das Wort
Ihm kaum entflohn, ſo ſtand Er wieder dort
In der Geſtalt, wie er ihn jüngſt geſehn.
Er ſprach:

„Kein Unrecht iſt hieran geſchehn;
Doch das war Sünde, daß du dieſer Reiſe
Dich zu entziehen ſannſt verzagterweiſe,
Da Gott doch alle Dinge wohl vermag;
Daß du es weißt, kam geſtern an den Tag.
Auf nun zur Burg, den Bruder zu befrei'n,
Und ſeine Mitgefangnen, von der Pein
Des ſichern Todes. Sende die Gefährten
Mit ihnen heim, ob ſie ſich treu bewährten,
Denn Dir allein iſt hier beſtimmt zu leiden.
Sei ſtandhaft, ſo bekehrſt du viele Heiden.
Gedenke meiner Qual am Kreuzesſchaft
Und glaube recht: der Glaube giebt dir Kraft."

Amru und Suleima.

Aus einer größeren Sammlung von Gedichten in orientalischer Form von **Amara George.**

I.

Suleima spricht:

Wie seid ihr schön, wie unvergleichlich schön,
Ihr blauen Augen!
Könnt' ich in eurem Strahle doch vergeh'n,
Ihr blauen Augen!

Denn blickt ihr auch, wie Engelsaugen wohl
Zu blicken pflegen,
Ihr seid doch niemals milde meinem Fleh'n,
Ihr blauen Augen!

II.

Suleima spricht:

Möchte nie ein andres Heil genießen,
Weder hier, noch in den Paradiesen,
Die dem Glauben ihre Pforten öffnen,
Als nur ihn in meinen Arm zu schließen,
Ohne den mich meiner Jugend Rosen,
Ohne den mich Licht und Luft verdrießen,
Ohne den mich alle höchsten Himmel
Doch die Qual der Hölle fühlen ließen.
Aber, ach, was ist dies Herz im Stande,
Dieses streng verschlossne, zu erschließen?
All' umsonst vergessen sind die Thränen,
Die so rastlos mir vom Auge fließen. —
Doch verstummt, ihr Klagen! Schon zufrieden
Will ich sein, ihn schüchtern nur zu grüßen;
Nur in einem Strahle seines Auges
Mich zu sonnen, seines himmelsüßen;
Und vielleicht ist mir's gestattet einstens,
Schwingt sich auf aus ihres Harms Verließen
Meine Seele, vor ihn hinzusinken
Und zu sterben so zu seinen Füßen.

III.

Suleima spricht:

Eine Welt von Kummer
Hat mein Herz zerrissen;
Es zu heilen, bist Du,
Süßer Freund, beflissen.

Eine Welt von Kummer
Wie ein Traum verweht sie,
Strahlt ein Stern, wie dieser
In den Düsternissen.

IV.

Suleima spricht:

Ein höheres Wesen willst du mir,
Ein himmlisches, bedünken;
Zu deinen Füßen treibt es mich
Anbetend hinzusinken.

Du aber hebst mich aus dem Staub;
Da darf ich — o des Heiles! —
Die Wonnen einer Götterbraut
Von deinem Munde trinken.

V.

Suleima spricht:

Der Mond, er gehet seine Bahn so stille!
Ich nähre meinen süßen Wahn so stille!

Im Sturm sogar, bleibt nur an dich der Glaube,
Schifft meines Lebens schwanker Kahn so stille!

Die trug in Eden eines Engels Nachen
Ein sanft bewegter Wasserplan so stille!

O schwebet' ich, eh' neue Zweifel wüthen,
Mit dir, Geliebter, himmelan so stille!

VI.

Suleima spricht:

Du mein Geliebter, Du mein süßes Glück,
O bleibe bei mir!
Ich sauge Leben nur aus Deinem Blick;
O bleibe bei mir!

Nicht mehr zu mir, so wie Du ferne zieht,
Führt Dich zurücke
Des Lebens allzu grausames Geschick;
O bleibe bei mir!

VII.

Amru spricht:

Ich liebe nicht, vertraue meinem Schwur;
Ich bleibe bei Dir.
Für Dich alleine leb' und streb' ich nur;
Ich bleibe bei Dir!

Nicht nur die Pflicht gebietet es — dies Amt,
Dies heilig-schöne,
Ist meines Wesens innerste Natur;
Ich bleibe bei Dir!

VIII.

Suleima spricht:

Es sagt, was ich empfinde
Nicht Rede, noch Beredter;
Sprach' ich mit tausend Zungen
Ohn' Ende für und für. —

Ich stürbe hin und hätte
Dir noch nicht kund gethan,
Was für ein Feuer lodert
In meinem Herzen hier.

IX.

Amru spricht:

Stets mit der Sprache ringet,
Was tief die Brust durchglüht;
Selbst der Poete fühlet,
Daß er umsonst bemüht.

Doch eh die Worte mangeln,
Dein Auge spricht zu mir,
Dein Kuß verräth die Flammen,
Die Deine Seele spürt.

X.

Suleima spricht:

Es werde mir, o Freund, Dein Wille kund!
Ich folge Dir.
Geht unser Weg zu süßer Liebe Bund —
Ich folge Dir.

Führt er in's Elend, in die Gruft hinein,
Die schaurige,
Ja, führt er in der Hölle Flammenschlund —
Ich folge Dir.

XI.

Suleima spricht:

Ich fühle mich so arm, so klein,
Die allerärmste Magd zu sein;
Und bin ich reich und bin ich groß,
Von Dir nur ist's der Widerschein.

XII.

Amru spricht:

O wähne doch nicht arm zu sein!
O quält's Dich nicht, mein Harm zu sein,
Verkennst Du Deinen Hochberuf,
Die Fürstin in dem Schwarm zu sein?

XIII.

Suleima spricht:

Ja, Liebster, ja, ich bin nicht klein,
Ich bin nicht arm; Du bist ja mein;
Du sprichst zu mir, da dringt ein Hauch
Von oben in mein Herz hinein;
Was Wunder, hebt sich mein Gemüth
Hoch über Alles, was gemein;
Ja, fühl sogar die Stirne mir
Ein Diadem von Sternen ein?

XIV.

Suleima spricht:

Ach könnt ich immer, immer so
In Deinem Arme liegen,
Mich so ohn' Ende fort und fort
Dir an das Herze schmiegen!

Klein Divan ist, worauf so lind
Die müden Glieder ruhen,
Die jagenden Gedanken sich
So sanft in Ruhe wiegen.

Beharret dieses Eden nur
Dann mag die Welt, die wilde,
All' um mich her mit ihrem Haß,
Mit ihrem Harme siegen.

Hier ist es süß, hier ist es still
Selbst in der Stürme Toben,
Und meiner Seele stolze Kraft
Wird nimmer unterliegen.

Ein Punkt genügt, ein Port wie der;
Es ist der ganze Himmel
Mit seinem Licht, mit seiner Luft
In ihm herabgestiegen.

XV.

Suleima spricht:

Die kranke Qual, mit der ich Gins,
O schilt sie nicht!
Die Wehen alle meines Seins,
O schilt sie nicht!

Ein Engel ist in ihnen all,
Und es zerreißt
Vor meinem Aug' der Flor des Schein's;
O schilt sie nicht!

Sie haben Dich mir zugeführt,
Sie schufen mir
Mit Dir die Wonne des Vereins;
O schilt sie nicht!

XVI.

Suleima spricht:

Du meiner Seele Trost und Licht,
Laß mich, so lang ich lebe, nicht;
Es röthe Deiner Küsse Gluth
Mein gramgebleichtes Angesicht,
Und es umschlinge mich Dein Arm
Noch, wenn der Tod mein Auge bricht!

XVII.

Amru spricht:

Ich wiederhol' es Dir viel tausendmal:
Dir treu zu sein in jeder Noth und Qual;
An Dir zu halten einer Welt zum Trotz,
Ist meines Lebens einzige Moral.
Und bricht Dein Aug', zu dieser Stunde nimmt
Auch meines Abschied von der Sonne Strahl.

Die Reuige.

Von J. R. Vogl.

Ein Weib, an Züchten mehr als Reizen arm,
Ward aufgegriffen in des Buhlen Arm.

Schon steht es blaß und bebend vorm Gericht,
Allwo der Richter, finstrer Stirne, spricht:

„Verletzt hast du die Zucht mit frechem Muth,
D'rum spüre, wie des Büttels Ruthe thut!"

Wohl fällt auf's Knie das Weib, und fleht und weint.
Allein des Richters Herz, es bleibt versteint.

„O habt Erbarmen, seht doch wie die Reu'
Mein Herz zerfleischt! — Ach, daß ich brach die Treu'!"

Da wird der Hornbekrönte selbst gerührt:
„Erlaßt die Strafe ihr, die ihr gebührt!"

Doch Jener spricht: „Die Satzung muß besteh'n,
Der Schuld'ge darf der Strafe nicht entgeh'n."

„Doch willst du büßen statt dem sünd'gen Weib,
So sei die Straf' erlassen ihrem Leib."

Wohl schneidet da der Mann ein lang Gesicht,
Nein, darein kann er sich ergeben nicht.

„Betrogen, und dann noch gestäupt dafür,
Das wär' doch wahrlich über die Gebühr."

Da aber wirft das Weib sich vor ihn hin,
„O sieh, wie ich zermalmt von Reue bin,

„Und rette mich nur dießmal von der Schmach,
Bedenk, daß du so stark, und ich so schwach!"

Und fügend sich dem unverdienten Leid
Zieht endlich von der Schulter er das Kleid.

Wie steht die Sünd'rin da zerknirscht und bleich,
Und schluchzt und wimmert bei des Büttels Streich.

Doch als nun dieser senkt darauf die Hand,
Nachdem die Pönitenz ihr Ende fand,

Da ruft sie, während's heiß vom Aug' ihr rinnt:
„Ach, schlagt nur zu, ich hab' noch mehr verdient!"

Der Feldsoldat.*)

Von W. Albert.

Illustrirt von Emil Hunten.

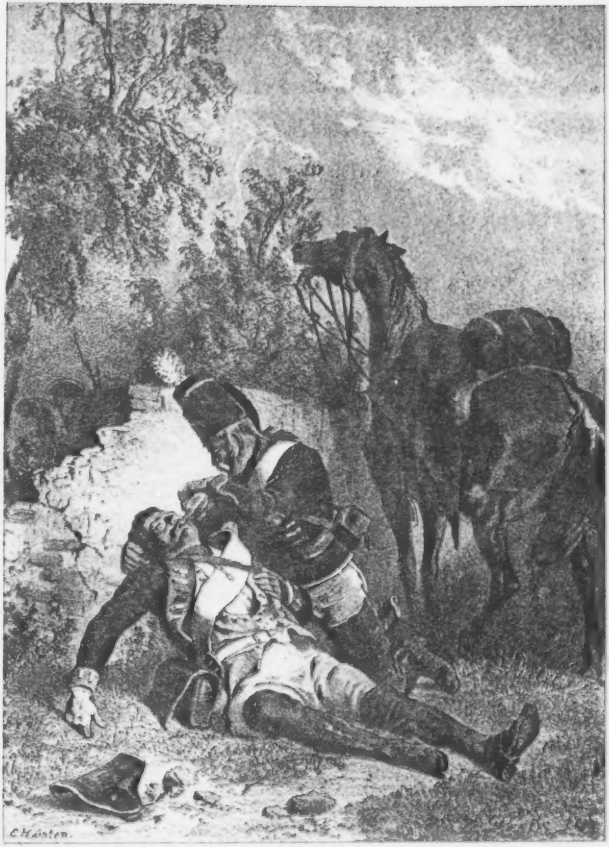
Mit Horngeschmetter, Trommelklang
Und vaterländ'schem Schlachtgesang
Zieht er hinaus zum Streite!
— „Hei Brüder! nun gehts ernstlich los,
Den Schuß im Lauf! Die Klinge bloß!
Es such' der Feind das Weite! —

— Ade herzlieber Grenadier!
Komm bald als schmucker Offizier
Zu mir zurück in's Städtchen!" —
— „Ade feins Lieb! den letzten Kuß!
Und einen noch zum Abschiedsgruß,
Ade, Du herzig Mädchen!" —

Mit Horngeschmetter, Trommelklang
Und wildem deutschen Schlachtgesang
Das ist ein tolles Jagen!
Die Kugel pfeift! — Die Wunde klafft! —
Vom Feindsgeschoß dahingerafft,
Sinkt dort er ohne Klagen!

— „Kamrad! der Feind?" — „Geflohen weit!" —
— „Dann bin zu Sterben ich bereit,
Mich kümmert's Andre wenig!
Nun zieh ich auf die letzte Wacht! —
Noch einen Trunk! — Dann gute Nacht! —
Grüß mir den großen König!"

*) Siehe der Stadtsoldat S. 11.



Der Feldſoldat.

Gedichte von G. Fr. Daumer.

I. Pietät.

(Aus dem Talmud.)

Rabbi Elieser ſpricht:

Wie groß die Ehrfurcht, die man Eltern ſchuldig,
Das hat zu Askalon der Heide Damah
Ins Licht geſetzt. Die ihn geboren, war
Von Sinnen und mißhandelt' ihn gar ſehr;
Sogar im Angeſichte fremder Menſchen
Schlug ſie ihn oft. Nie aber ging ein Wort
Beleidigender Art aus ſeinem Mund;
Er trug es ſchweigend oder ſagte nur:
„Es iſt genug, o Mutter, ſchone nun!“ —
Einſt war verloren eines jener edlen
Geſteine, die dem hoheprieſterlichen
Gewand zum Schmucke dienen, und man wußte,
Daß Damah einen ſolchen Schatz beſitze.
Man ging zu ihm und bot ihm eine Summe
Für ſelbigen, die war nicht klein. Verwahrt
In einer Kammer war er; Damah wollt'
Ihn holen; doch es ſchlummerte ſein Vater
In dem Gemach; er fürchtet', ihn zu wecken,
Wenn er's betrat und den Zuwelenſchrank
Eröffnete, und kam mit leerer Hand
Zurücke zu den Männern Iſraels,
Die aufgezählt bereits die Summe hatten.
Es wähnten dieſe, ſie genüge nicht
Und boten eine größere. Doch er
Entgegnete: „Ihr müſſet euch gedulden,
Bis aufgewacht mein greiſer Vater iſt.“
Wie der die Augen endlich aufgethan,
Ging Damah, öffnete den Schrank und brachte
Den Stein herbei. Da wollte man ihm geben,
Was ihm geboten ward zum zweiten Male;
Er aber ſchlug es mit den Worten aus:
„Ich habe nur gethan, wie einem Sohne
Zu thun gebührt — wie ziemte ſich zu nehmen
Zur bloße Pflichterfüllung einen Lohn!“

Solch ein Exempel gab ein Heide dort
Inmitten einer Heidennation,
Die nicht mit höherer Kunde Licht beſchenket.
Um wie viel mehr iſt ſolch ein Thun am Ort,
Wo ſich erleuchtend-hell beratgeſenket
Ein hocherhabnes Offenbarungswort!

II.

O nicht beſchließe dein Verderben;
Dein ſüßes Sein, zerſtör' es nicht!
Es unterlagt, mit dir zu ſterben
Mir eine heilig-große Pflicht.

Wie du mich liebſt mit ächter Liebe,
So trage ſie mit mir, die Noth,
Die in den wüſten Weltgetriebe
Jedwede zarte Bruſt bedroht;

So laß mich unter dieſer Rotte
Nicht jedes ſtillen Herds beraubt,
Der feindlichen, die ihrem Gotte
Durch meinen Mord zu dienen glaubt!

Aus deinem Mund laß mich beſchwichten,
So lang ich athme, meinen Harm;
Und will mein Geiſt die Anker lichten,
Verſcheiden ſüß in deinem Arm!

III.

Wie zum Verdienſte rechnen kannſt du mir,
Was ich zu Gute dir
Vollbringe, was ich leide deinetwegen!
Es iſt ja lauter Seligkeit und Segen,
Und einer andern Luſt,
Bin ich, ſo weit ich denke, nicht bewußt.
Mein Leben und mein Sein.
Es wurde mir nur einzig und allein,
Es vor die Füße dir
Zum Opfer hinzuſtreu'n — was wäre mir
An anderem Heil, an anderem Glück gelegen?

IV.

Du biſt, in heitrer Schöne Glanz erſcheinend,
Ganz Poeſie;
Du biſt, die Thräne deines Harmes weinend,
Ganz Poeſie.

Du biſt, dich ſelbſt voll edlen Stolzes ehrend,
Biſt, dich in Huld
Auflöſend und das eigne Selbſt verkleinend,
Ganz Poeſie.

Du biſt, ergraute, weiſe Häupter meiſternd,
Biſt, dich zu lieb
Zu Kinderart und Kinderſpiel verkleinend,
Ganz Poeſie.

Du biſt, was immer auch der Neid erſinne,
Die Eiferſucht,
Dein Weſen zu entwürdigen vermeinend,
Ganz Poeſie.

Die modernen Propheten.

Von F. A. Leo.

Wie ist sie, ach! doch gar so weit —
Die gute, alte, goldne Zeit,
Wo noch der Herr auf Erden ging,
Mit jedem an zu reden fing,
Wo noch vom Himmel kam das Brod,
Wenn gar so schlimm die Hungersnoth,
Wo aus dem Felsen Wasser sprang,
Wenn man ein frommes Lied nur sang,
Wo man die Thiere noch verstand,
Und Milch und Honig floß durch's Land.

Da warnt' der Herr doch seinen Knecht,
Und sprach: „Mach' Dir ein Haus zurecht,
„Nimm Weib und Kind und Knecht und Thier,
„Nimm Alles, was du brauchst mit dir;
„Kommt erst die Sturmesfluth heran,
„Dann wird es bald ein Ende hab'n!"

Ja! Damals war's ein Kinderspiel,
Zu streben nach der Tugend Ziel;
Wenn man den rechten Weg verlor,
Da schallt's vom Himmel laut an's Ohr:
„Du irrst im Pfad, kehr' um, o Saul,
„Sei doch nicht gar so tugendfaul!"
Man hörte das, und machte Kehrt,
Und war gerettet wie belehrt? —
Und schwieg der Himmel auch direkt,
So hatt' er Menschen doch geweckt,
Die mit des Himmels Geist betraut,
In ferne Zukunft klar geschaut;
Und was solch ein Prophet vernommen,
Ließ Andern er zu Gute kommen.
So konnt' man sich vor Unheil schützen,
Wollt' man den guten Rath benützen.

Die Sodomiter, Gomorrhaner,
Die hörten freilich nicht den Ma'ner,
Und auch Jerusalem muß' fallen
Weil sie die Warnung sich verhallen;
Und wär' Tarquinius klug gewesen,
So hätt' die Bucker er acksen,
Die ihm das Weib von Cumä brachte,
Die billig er zu kaufen dachte —
Und erst zu spät hat er erkannt,
Daß er beim Feuer sich verbrannt.
Doch freilich muß man hier bemerken,
Es ist gar schlimm mit solchen Werken;
Kein Bände, die ein Weib verknüpft,
Sind wirklich eine schwere Last;

Ich würd' sie kaufen — herzlich gerne,
Nur mit dem Leben bleibt mir ferne!)

Doch jetzt! Wie anders ist's bieneiden!
Die Warner alle sind geschieden,
Und wenn der Himmel auch noch spricht —
Der größte Theil versteht ihn nicht.
Dem Moses gab er schwarz auf weiß
In kurzen Worten sein Geheiß;
Da konnte keiner irre gehn,
Brauchst' auf die Tafeln nur zu sehn;
Und der Propheten Wort und Lehr'
Kam ganz gewiß vom Himmel her;
Jetzt aber fehlt der gute Rath,
Und Jeder sucht den eignen Pfad,
Drum hört man auch so häufig beten:
„O, send' uns Moses und Propheten!"

Ja wohl! die gute Zeit ist fern,
Wo man vernahm das Wort des Herrn;
Seitdem man sinnlich nicht mehr glaubt,
Ist man der Stütze auch beraubt.
Für frommen Glauben rein und schlicht,
Begehrt' man nach des Forschens Licht,
Und was man sonst vollkommen fand,
Das nahm man prüfend nun zur Hand;
Man mochte gern den Glauben missen,
Und strebte nur nach tiefem Wissen.
Das brachte Vielen wohl Gewinn,
Allein das feste Band war hin,
Das mit dem Himmel uns verbunden,
Und was durch Forschen wir gefunden,
Erkannte nicht, was wir verloren.
Der Himmel sprach zu sich: „Die Thoren!
„Sie werden wohl erfreuen Alles,
„Nur nicht die Stunde ihres Falles,
„So wie sie auch bis jetzt nicht fanden,
„Auf welche Weise sie entstanden.
„Ich will den Narren durch mein Schweigen
„Die eigne Ohnmacht deutlich zeigen!" —
Und also ist's! — Prophetenwort
Entehrt nicht mehr den heil'gen Ort,
Und wo man früher reich gewesen,
Muß jetzt man forschen unverdrossen,
Als es Propheten gab in Massen,
Da wollt' man sie nicht gelten lassen, —
Sie galten nichts im eignen Lande,
Sie galten nichts an fremden Strande, —
Und jetzt, wo man sie gern sie fände,
Hat das Prophetenthum ein Ende! —

Und dennoch! — Der Propheten Schaar
Iſt größer jetzt als je ſie war,
Nur die Geſtalt, in der ſie gehn,
Macht, daß die Wenigſten ſie ſehn:
Nicht Männer ſind's mit weißem Bart,
Mit ernſtem Blick und ſchlichter Art,
Des kahlen Hauptes Lockenkranz
Erleuchtet nicht der Strahlenglanz,
Und nicht in lautem Wort erklingen
Die ernſten Lehren, die ſie bringen.
Nein! Ueberall, wohin Ihr ſeht,
Steht ernſt und warnend ein Prophet.

Im Hunger, der den Armen plagt,
Daß er erſchöpft, entnervt verzagt;
Im Leiden, das ihm furcht die Stirn,
Im Wahnſinn, der ihm peitſcht das Hirn,
In Hoffnungsdürre, Glaubenstod —
Seht den Propheten, ſeht! Er droht!

Im Schwelgen in des Reichthums Fülle,
Im eitlen Glanz der äußern Hülle,
In Sinnenluſt bei Sinnesſchwäche,
Daß ſie verderr'n, des Lebens Bache,
Im Jagen nach dem äußern Tand —
Seht des Propheten drohende Hand!

In niedrer Luſt am feigen Leben,
Ob auch das Höchſte fortgegeben,
In Wangen, die um eitles Brod
Verkaufen ihr verſchämtes Roth,
In Knechtesthat um Knechteslohn
Seht den Propheten! Seht ihn droh'n!

Im Heucheln vor der ird'ſchen Pracht,
Im Heucheln vor der Gottesmacht,
In Phariſäerwort und That,
In feiler, frecher Lügenſaat,
Im ſchlechten Thun bei frommem Beten!
Da ſeht — da ſehet den Propheten!

Ach ja! Propheten giebts, allein —
Sie wollen erſt gefunden ſein!
O ſuchet, ſuchet zu allen Tagen
Und hört, was die Propheten ſagen,
Und ſchließt's in Eures Herzens Schrein,
Doch laßt's da nicht begraben ſein.
Laßt es zum Haupt empor ſich ranken,
Daß es unſichtlinge die Gedanken,
Es ſei Euch Leiter, ſei Euch Rath,
Sei feſter Wille, raſche That!

So kann ein Jeder hier auf Erden
Sich ſelber zum Propheten werden!

Nacht am Rheine.

Von **Carl Siebel.**

Es waren drei luſt'ge Geſellen,
Drei frohe Geſellen am Rhein;
Die liebten nichts mehr, als den hellen,
Den funkelnden, perlenden Wein.

Am Strande zur goldenen Traube
Erklangen drei Gläſer zumal,
Als leis durch die grünende Laube
Des Mondes Geflimmer ſich ſtahl.

Da ſtieg aus den Perlen des Weines,
Da ſtieg aus den Tiefen der Well'n
Die ſeltſame Schöne des Rheines,
Zu grüßen die luſt'gen Geſell'n.

Die Berge, die herrlichen Sieben,
Sie ſahn in die Wellen hinein;
Ein Schifflein kam leiſe getrieben,
Es wogte und rauſchte der Rhein.

Die luſt'gen Geſellen vergaßen
Im Glaſe den perlenden Wein.
Sie träumten und ſchwiegend ſie ſaßen
Und ſah'n in die Weite hinein.

Das Schifflein es reiſte vorüber;
Ein Lichtſtreif bezeichnet die Spur,
Es wogte der Nebel darüber
Die Wellen ſie murmelten nur.

Da klangen die Gläſer, die hellen,
Voll perlenden funkelnden Weins.
Es tranken die luſt'gen Geſellen
Der ewigen Schöne des Rheins.

Froilas.

Von **Adolph Bube.**

Auf Coimbras Mauerbrüſtung
Stützt ſich Froilas, der Greis,
Eingehüllt in ſchwarze Rüſtung,
Bart und Scheitel ſilberweiß.
Unten vor verſchloſſ'nem Thore,
Oft vergeblich ſchon berannt,
Hält in der Empörer Ohre
Don Alfonſo, der Infant.

„Wolle nun dich mir ergeben!“
Ruft er zu dem Greis hinauf,
„Dein verweg'nes Widerſtreben
„Hemmt nicht meinen Siegeslauf;
„Mächtig durch der Kirche Segen
„Schreit' ich weiter durch das Land,
„Und das Volk auf allen Wegen
„Küßt mir huldigend die Hand.“

Aber Froilas, der Treue,
Spricht mit ungebeugtem Knie:
„Falſcher Prinz, vernimm auf's Neue,
„Meinen Eidſchwur brech' ich nie.
„Dieſer Feſtung ehr'ne Schlüſſel,
„Mir vertraut ſchon manches Jahr,
„Bring' ich ſtolz auf goldner Schüſſel
„Nur dem König Sancho dar.“

Der Infant, durch's Horne,
Stürzt zum nächſten Mauerthurm,
Gebend ſelbſt mit lautem Horne
Das Signal zu blut'gem Sturm.
Sieben Tag' und ſieben Nächte
Ward nun Thor und Wall berannt,
Bis, ermüdet vom Gefechte,
Schleunig abzog der Infant.

Da, zu Froilas entſendet,
Naht ein Bot' im Trauerkleid,
Meldend: „Sancho, hat geendet
„Unter ſchwerem Herzeleid.
„In Toledo's Tempelhallen
„Ruht er in gewölbter Gruft,
„Bis ihn der Poſaune Schallen
„Zu des Höchſten Throne ruft.“

Und der Greis mit weißen Haaren
Zieht alsbald durch's Thor hinaus,
Unerſchrocken durch Gefahren
Zu Toledo's Gotteshaus,
Stellt dort eine gold'ne Schüſſel
Auf des Königs Sarkophag;
Die enthält Coimbras Schlüſſel,
Treu bewahrt für dieſen Tag.

Der Stadtſoldat.*)

Von **W. Albert.**

Illuſtrirt von **Emil Hunten.**

Vom hochwohlweiſen Magiſtrat
Iſt er beſtallt als Stadtſoldat,
Damit der Bürger lache.
Der alten Trommel heiſ'rem Klang
Folgt er ſchon dreißig Jahre lang
Allwöchentlich zur Wache!

„Zieh doch die Unterjacke an
Zur heut'gen Wacht, mein lieber Mann!
Das Wetter möcht' ſich wenden!“ —
— „„Ade Gertrud! Es ruft die Pflicht
Vergiß mir ja das Eſſen nicht
Punkt Zwölfe nachzuſenden.““

Vom hochwohlweiſen Magiſtrat
Iſt er beſtallt als Stadtſoldat,
Sein Chef iſt der Herr Schulze!
Die Flint' ſtellt er in's Schilderhaus,
Zieht aus der Bruſt den Strickſtrumpf 'raus
Ja! Ubi com dulce.

„„Ablöſung vor! — Nun Gott ſei Dank!
Die Wache macht mich jed'smal krank,
Zu groß iſt die Strapatze!
Gertrud! Der Teufel hol' die Wacht!
Noch einen Trunk! — Nun gute Nacht!““ —
Er ſchnarcht auf der Matratze!

*) Siehe der Feldſoldat S. 8.

Der Stadtſoldat.

Die Entführung.

Von **Karl Fr. Seyffardt.**

Leis murmelnd rauschten die Wellen der Maas,
Der Nachtwind pfiff durch's Rohr,
Durch die Blätter der Linde lugte der Mond
Aus dunklen Wolken hervor.

Zwei Buhlen saßen dort unter dem Baum
Verstohlen im Dämmerlicht.
Schön Betsy barg an Hendrik's Brust
Ihr weinendes Angesicht.

Das Glöcklein schlug vom nahen Schloß,
Schön Betsy seufzte laut:
„Drei Tage noch, dann werde ich
Dem Grafen angetraut."

Da flammt sein Aug' und fester noch
Schlingt er den Arm um sie:
„Ihm angetraut, du meine Braut,
Dich lassen werd' ich nie."

„Und brach dein Vater meineidig auch
Sein mir gegebenes Wort,
Der Schwur, den du mir geschworen hast,
Er bindet uns fort und fort."

Das Glöcklein schlug zum zweiten Mal.
„Nun muß ich fort von hier,
Doch fasse dich und sei getrost!
Ich komme zurück zu dir."

„Wenn's wieder vom Schlosse Zwölfe schlägt
In der zweiten Mitternacht,
Wenn alles schläft und der Ruhe pflegt,
Lieb Betsy, dann habe Acht."

„Und hörst du es pfeifen wie Möwenschrei
Dann ist es an der Zeit,
Dann gürte dich mit Muth und sei
Zur Flucht mit mir bereit."

Es schrillte durch's Rohr und es heulte der Wind,
Die Linde ächzte hohl,
Er küßte sie auf den zitternden Mund
Und sagte ihr Lebewohl. —

Und als es wiederum Zwölfe schlug
In der zweiten Mitternacht,
Als alles im Schlosse ruhte und schlief,
Schön Betsy hatte Acht.

„Und als es pfiff wie Möwenschrei
Schön Bethsy war bereit,
Er schwang sich in ihr Kämmerlein
Und herzte die zitternde Maid.

„Nun spute dich und rasch, bevor
Man unsre Flucht entdeckt,
Eil mit zum Ufer, wo im Schilf
Ich meinen Kahn versteckt."

„Ich rudre durch den breiten Strom
Uns hin zur andren Seit',
Dort finden treue Freunde wir
Und süße Sicherheit."

Es heulte der Wind und es wogte der Strom,
Die eilenden Buhlen nahn,
Und als sie kamen zum Ufer hin,
Durchlöchert ist der Kahn.

„Nun helfe uns Gott! Verrath! Verrath!"
Schön Betsy umschlingt ihn bang.
Kein Boot mehr zur Hand und es naht sich dem Strand
Vom Schlosse her Waffenklang.

„Und blieb uns kein Boot, es fessele dich
Doch nie das verhaßte Band,
Meine Hand sei dein Ruder, mein Arm sei dein Kahn,
Der dich steure zum rettenden Strand."

Und fester umschlingt er sein zitterndes Lieb,
Schön Betsy, nun fasse Muth,
Die Brandung brüllte, es brauste der Strom,
Er springt in die sprützende Fluth.

Es bäumten und schäumten die Wogen wild auf
Und rissen ihn erst zum Grund,
Dann schleuderten sie brandend ihn wieder empor
Und wirbeln ihn in die Rund.

Und er stemmte entgegen der Strömung sich
Mit seiner ganzen Kraft,
Und entriß sich dem Strudel mit kräftiger Hand
Und hat sich der Brandung entrafft.

Es rollen die Wogen vom Winde gepeitscht
Mit brüllendem, dumpfem Gebraus,
Der Schwimmer streckte den sehnigten Arm
Zum kräftigen Rudern weit aus.

In der Linken hält er sein blasses Lieb,
Blaß wie ein Marmelbild,
Die Rechte bricht tüchtig zum Ziele ihm Bahn
Durch die Woge, die ihn umbrüllt.

Doch der Strom ist so breit und der Strand noch so weit
Und so reißend die strömende Muth,
Ihm schwindet die Kraft und er fühlt sich erschlafft
Und schwächer durchschwimmt er die Fluth.

Schön Betsy iſt ſtarr und ſo ſtill wie der Tod
Und gläſern ihr Augenpaar,
Es zerzauſte der Sturm und es netzte der Strom
Ihr goldenlockig Haar.

Noch ringt er verzweifelnd, er fühlt, wie erſchöpft
Und ermattet ihm ſinket die Hand,
Ein Stoß noch — er ſinkt — nein, er hält ſich, ſein Fuß
Fühlt unter ſich rettendes Land.

Und er athmet tief auf, erhalten ſieht
Der Schwimmer auf ſeitem Grund,
Und freudig umarmt er ſein laltes Lieb
Und ſucht ihren bleichen Mund.

„Erreicht iſt der Strand, die Rettung vollbracht,
Lieb Betſy, nun ſchaue dich um!“
Und jubelnd küßt er ſein Lieb im Arm, —
Sein Lieb im Arm blieb ſtumm.

„Wach auf, Geliebte, wie bleibſt du ſo ſtumm,
Verüber iſt die Noth —
Und angſtvoll drückt er ſein Lieb im Arm, —
Dein Lieb im Arm war todt.

Idole.

Von **Julius Schanz.**

Terzinen ſang dereinſt der große Dante,
Erhaben, weltbezwingend wie kein Zweiter,
Ob undankbar die Heimat ihn verbannte.

Er trägt das Herz auf des Gedankens Leiter
Durch Höllen- und durch Fegefeuers Flammen
Zum Paradieſe, wo der Himmel heiter.

Wohl faßte Mancher Kraft und Geiſt zuſammen,
Doch unerreicht blieb Allen er bis heute;
Unedel war's, den Einzelnen verdammen! —

Chamiſſo führte heim die ſchönſte Beute,
Salas y Gomez hat er uns gedichtet,
Des Meiſters würdig, dem er Weihrauch ſtreute.

Es hat ein Denkmal Geibel ſich errichtet
In ſolchen Strophen, als er uns den Schleier
Des innerſten Gedankens hat gelichtet

Ich ſang die erſten einem Mann zur Feier,
Der Jahrelang voll tiefen Sinns gelauſchet
Des Florentiners ew'ger Rieſenleier,

Und was daraus entgegen ihm gerauſchet
Verſtändnißreich, der Dunkelheit entrücket,
Mit Klängen deutſcher Zunge hat vertauſchet.

Ihr kennet ihn, der einen Thron jetzt ſchmücket,
Den Freund der Wahrheit und des Vaterlandes,
Das auf die Stirn der Liebe Kranz ihm drücket.

O mög, indem ich ſtill entlang des Strandes
Der Elbe zieh, aus mir ein Lied erklingen,
Das wiederſtrahlt die Flammen innern Brandes!

Wohl werd' ich keinen Lorbeer mir erſingen
Wie Dante, Geibel, Chamiſſo — Das Eine
Doch ſoll auch mir in edler Form gelingen:
Unfadelig zu künden, was ich meine.

II.

Ruhm zu erlangen iſt das Ziel des Dichters,
Und forſchen, lernen muß er, Viel erringen,
Bis ihn mit Kränzen ſchmückt die Hand des Richters.

Nicht glauben Alle ſo; leichtfertig ſingen
Sie flucht'ge Lieder, die kein Ziel erſtreben;
Drum wird ihr Name mit dem Wind verklingen!

Wer in der Nachwelt Munde wünſcht zu leben,
Muß ernſt ſich ſammeln; denn er muß dem Schönen
Er muß der Kunſt ſein volles Herz ergeben!

Ob er in Worten dichtet, ob in Tönen
Nach Mühen nur und heiß durchwachten Nächten
Wird ihm der Siegerkranz die Stirne krönen.

Es wohnt Vergeltung bei den höhern Mächten,
Die ernſtem Wollen rettend nah geſtanden
Das ſich geweiht dem Guten, Wahren, Aechten!

Sie laſſen nie den muth'gen Segler ſtranden;
Der Treuen Schweiß, den ihm die Angſt erpreßte,
Wird ihm zur Perle, wie die Fluth mag branden.

Die Thräne, die vielleicht dein Auge näßte,
Sie ſchwillt zum Wein im goldenen Pokale,
Den man dir reicht bei deinem Ehrenfeſte,
Wo dich der Ruhm umſtrömt aus heilgem Graale.

III.

War dein das Glück, auf deiner Lebensreise
Ein dauernd Jahr lang einen Freund zu haben,
Dann ist der eine gut, der andre weise.

Wir sollen unser Pfund nicht stumm begraben,
Hell sollen unser Licht wir leuchten lassen
Und jedes Herz erfreun mit unsern Gaben.

Doch selten ist's, daß zwei sich so umfassen,
Daß nicht die Gabe gottentflammten Lichtes
Vergolten wird durch Undank, Groll, ja Hassen.

Die Freundschaft — Cicero der Römer spricht es —
Sie ist „das seltenste der Erdengüter
Und würdig jedes preisenden Gedichtes.

Sie bindet eng und einet die Gemüther,
Die rüstig streben hohem Ziel entgegen,
Und ihre Näh ist solchen Strebens Hüter.

Ihr Wort ist Trost und Frieden, Heil und Segen,
Und der ist über allem Preis erhaben,
Der einen Freund sein nennt auf allen Wegen.

Solch Glück ist selten; könnt ihr Euch erlaben
An dem Gedanken, auf der Lebensreise
Ein dauernd Jahr lang einen Freund zu haben:
Dann seid ihr sicher Beide gut und weise.

IV.

Preis sei der Freundschaft, — doch es sei der Liebe
Im feiernden Gedichte nicht vergessen,
Die mild verklärt das irdische Getriebe.

Ein treues Weib an seinen Busen pressen,
Ganz es verstehn, von ihm verstanden werden,
Nicht selten ist's, doch seltner recht ermessen.

Sie neiget sich mit züchtigen Geberden,
Dem leisen Wunsch, der dir im Herzen sprießet,
Und zaubert tausend Himmel dir auf Erden.

Wer solche Huld von Tag zu Tag genießet,
Der weiß, wie auch Gewitterwolken drohen,
Daß er des Friedens besten Hort umschließet.

Sein Herz verzehrt sich nicht in wildem Lohen,
Ein mildes Feuer ist's, das seine Seele
Zuwendet allem Himmlischen und Hohen.

Die Liebe gleicht dem köstlichen Juwele,
Die Freundschaft einem seltnern Diamanten,
Ob auch der Liebe Glut und Schmelz ihr fehle.

Wenn beider Flammen dir im Herzen brannten,
Dann webt es noch um deines Grab's Cypressen,
Daß dir das höchste Glück die Götter sandten.

Mein Spruch hinfort sei dieser, wohlermessen:
Preis sei der Freundschaft, doch es sei der Liebe
In feierndem Gedichte nicht vergessen:
Sie ist der Himmelsstern im Weltgetriebe.

V.

Ich lebt' und liebt' und strebte nicht vergebens;
Doch welche, von so viel beglückten Stunden,
Nenn' ich die schönsten, seligsten des Lebens? —

Sind die es, wo mein junges Herz empfunden
Der ersten Liebe schauerfüße Qualen,
Ausströmend in Gesang das Blut der Wunden?

Sind die es, wo ich in der Heimath Thalen
Den Drang nach Ruhm in mir erwachen fühlte,
Und um die Stirn mir träumte seine Strahlen?

Sind die es, wo das rasch emporgewühlte,
Unstete Meer des Beifalls mich getragen,
Bis es mich einsam an das Ufer spülte?

Sind die es, wo ich, vor mir aufgeschlagen
Uralter Meister göttliche Gesänge,
Gestärkt mich fühlte, gleichen Flug zu wagen?

Sind die es, wo das festliche Gepränge
Der Kirche mich dem Weltgewühl enthoben
Und mich durchhauchten süße Himmelsklänge?

Sind die es, wo der Feinde zornig Toben
Voll edlen Stolzes ich verachten lernte,
Da mich des Glaubens Fittich trug nach Oben?

Sind die es, wo der tausendfach besternte
Nachthimmel reiche Tröstung mir gespendet
Und zu mir sprach: dein harrt noch reiche Erndte?

Ist's diese, wo ich dieses Lied vollendet,
Zu Füßen es dem treusten Weib zu legen,
In dem mir Gott die höchste Huld gespendet
Und offenbart hat seinen schönsten Segen? —

Checco.

Von **Ellen.**

Illustrirt von J. Lay.

Wer iſt dort der wettergebräunte Mann?
Vom Albanergebirge ſchleicht er heran,
Die Büchſe hält ſeine Hand gefaßt,
Gedrückt ſcheint er von Sorgenlaſt.

Dort über dem Anio das weiße Haus —
Dorthin ſchaut ſuchend ſein Blick hinaus.
Bis zur Brücke Nomentana geht
Er ſcheu, wo das Bild des Erlöſers ſteht.

Da nahet in Eile mit Gattenluſt,
Den Säugling an der jungen Bruſt,
Sein Lieb, um die ſeine freveinde Hand
Dem Rebenhubler den Tod geſandt. —

Dann mußt' er fliehn. Im Albanerwald
Bei den Räubern ward ſein Aufenthalt.
Ob nun geächtet, er konnte nicht widerſtehn,
Die Heißgeliebte mußt er ſehn.

Stets dacht' er nur an das ſchöne Weib,
Umfahn will er wieder den blühenden Leib,
Küſſen das Kind, das ſie ihm gebar,
Gern trotzet darum er Tod und Gefahr. —

Da naht ſie in Eile mit Gattenluſt,
Den Säugling an der jungen Bruſt:
„Mein Checco, mein Checco!“ — und Herz an Herz
Liegen Beide, vergeſſen Noth und Schmerz.

„Sieh dein Kind, deinen Sohn! Er iſt ſchön und geſund,
Er hat deine Augen und deinen Mund,
Nach dir ſtreckt er lächelnd die kleine Hand,
Sein Väterchen hat er gleich erkannt.“

„„Lieb Weib, lieber Sohn, wie bin ich reich!
In meinen Armen halt' ich euch,
O hätt' ich euch immer, mein Weib, mein Sohn! —
— Doch weh' uns, weh', dort kommen ſie ſchon!

Schau die Waffen dort, blinkend im Sonnenſchein,
Das ſind Sbirren! Laßt uns nicht ſäumig ſein!
Sie reiten ſchnell, komm mit dem Kind
Hier unter die Aquäbrücke geſchwind.

Komm raſch! Noch haben ſie uns nicht geſehn,
Hier unter der Brücke laß uns ſtehn.
Hier ſind wir geborgen, lieb Weib und Kind,
Bis die Verfolger vorüber ſind.““

Und unter der Brücke ſtehn ſie in Hut,
Zu ihren Füßen geht die Fluth.

Sie hören den Hufſchlag, der Roſſe Tritt
Schlägt auf, ihre Herzen, ſie ſchlagen mit.

Da ſtreckt ſich das Knäblein empor und ſchreit.
„„Mein Sohn, jetzt iſt dazu nicht Zeit!““
Flüſtert Checco und mit der Hand geſchwind
Schließt er den Mund dem ſchreienden Kind.

So ſtehn ſie und ſehn auf der Bäume Grün
Der Reiter Schatten langſam verziehn.
„„Reiter ſchnell!““ flieht zu Gott der gequälte Mann,
„„Schnell, ſchnell, daß mein Sohn wieder athmen kann!

„„Wie langſam ſie ſind! Wollt' uns gnädig ſein,
Gott im Himmel, mein Sohnchen muß wieder ſchrein!““ —
Da endlich hört man die Reiter nicht mehr,
Doch ach, auch das Knäblein athmet nicht mehr.

Still liegt es in der Mutter Schooß,
Sein ſüßes Mündchen iſt athmenlos,
Sein Aug' iſt glanzlos, der kleine Arm
Fällt leblos nieder. Doch iſt's noch warm.

Noch iſt Hülfe möglich. Sie hauchen es an,
Das entſetzte Weib, der zitternde Mann,
Sie reiben es ſanft, mit des Anio Fluth
Beſprengen ſie's. — „„Muth, liebes Weib, nur Muth!

„„Jetzt hat es geathmet, — ſahſt du es nicht?
Sein Herzchen, noch klopft es, — hörſt du es nicht?““ —
Sie lauſchen. — Umſonſt. — „„O Gott, in der Noth
Verläßt du uns? — Unſer Kind iſt todt! — —

„„O Weib, mein Weib, ſag' mir kein Wort!
Schwer lag ſchon auf mir der blutige Mord,
Weh! weh' mir! weh! Nun endet' ich den Lohn,
Erſtickt hab' ich meinen Herzenſohn!

„„Dein Kind, armes Weib! — Sprich keinen Fluch!
Mein Herz zerreißt der Jammer genug
Um den todten Liebling in deinem Schooß,
Ja, nun bin ich elend namenlos!

Nach Rom laß mich ziehn, ob mir Bußung dort
Auflegt des heiligen Vaters Wort!““ —
„Bleib, Checco, bleib! Den Sbirren entflieh,
Sie kehren zurück ſehn, da kommen ſie!“ —

„„Ja, kommt nur, legt Ketten und Banden mir an,
Ich bin ein vom Himmel gerichteter Mann.
Jedes Urtheil iſt gnädig, der Tod mir leicht,
Der Schrecken Gottes hat mich erreicht.““

Checco.

Maria.

Von **Carl Siebel.**

Sie ſaß am Rebenfenſter
Im ſtillen Kämmerlein,
Und ſchaute hinaus in den Frühling
Und der Frühling ſchaute hinein.

Und wer den Weg gegangen,
Blieb ſtille grüßend ſtehn,
Von allen den Blumen des Frühlings
Auch die ſchönſte Roſe zu ſehn.

Die ſchickte freundlich lächelnd
Ein frühlingsduftend Wort;
Ein ſehnendes Herze zog weiter
Und die Roſe blühete fort.

Hermann de Ruyter.

Gedicht von **Eduard Ziehen.**

1.

„Iſt denn das ſchöne Niederland
Ein Sclavenkerker werden?
Soll Herzog Alba mit ſeinem Troß
Ewiglich rauben und morden?

„Soll nimmer ſich waffnen der wilde Grimm,
Den wir im Buſen bergen?
Wagt's Keiner mit kekem Mannesmuth
Zu trotzen den ſpaniſchen Schergen?"

De Ruiter ruft's mit flammendem Blick
Zu Herzogenbuſch in der Schenke,
Wo einſt die luſt'gen Zecher belacht
Lautjubelnd ſeine Schwänke.

Jetzt ſchaun ſie ängſtlich den Kühnen an —
Sie ſehn ihn ſchon in Ketten.
„Ein Ochſenhändler! Was kann der thun,
Das Vaterland zu retten?"

Da ſtießen der Schifferleute zwei
Kräftig nieder den Becher
Und ſpringen empor und reichen die Hand
Dem freiheitglühenden Zecher:

„Es haben an unſrer Leber genug
Genagt die ſpaniſchen Geier!
Wir ſtehn bei dir, ſüß iſt der Tod
Dem Vaterlandsbefreier!"

Und freudig drückt de Ruiter die Hand
Den muthigen Kumpanen
Und zieht ſie mit ſich hinaus in die Nacht,
Heimlich mit ihnen zu planen.

Kopfſchüttelnd ſchaut den Dreien nach
Die Schaar der zagenden Zecher
Und müht ſich, den Gram um's Vaterland
Zu ertränken im vollen Becher.

2.

Schloß Loevestein beglänzt der Strahl
Der winterlichen Sterne!
Es rauſchen die Waal und die wilde Maas
Eintönig in der Ferne.

Die Wache ſchreitet auf und ab
Holz vor dem Thurmportale:
Ein Spanier, deſſen Fuß wohl einſt
Gewandelt im Ebrethale.

Er denkt an's ferne Heimatland
Mit ſeinen Blüthenauen,
Auf die des Himmels Sterne zur Stund'
So freudig herniederſchauen.

Da ſchallen Schritte — der Spanier ſenkt
Die Hellebarde, die breite:
„Werda?" — Und ſacht drei Mönche nahn,
Den Roſenkranz an der Seite.

Gar demuthsvoll der eine ſpricht:
„Drei arme Brüder haben
Verirrt ſich in der Nacht; vergönnt,
Daß wir im Schloß uns laben!"

Der Spanier hebt die Hellebard',
Ihn's Thor die Mönche wanken,
Und achtlos wandelt er wieder einher
Mit ſeiner Wehr, der blanken.

Da kracht urplötzlich im dunklen Portal
Ein Schuß, und lautlos ſinket
Der Krieger zu Boden; ſein ſtrömend Blut
Die fremde Erde trinket.

Und als der Schuß verhallt in der Nacht,
Da bricht aus dem Wald im Thale
Hervor ein Häuflein wohlbewehrt
Und ſtürmt nach dem Thurmportale.

Die Mönche werfen die Kutten ab
Und ihre Bärte, die greifen:
De Ruiter und seine Gesell'n stehn da,
In der Faust das blanke Eisen.

Hei! wie es da von Schwerterklang
Im Schloßhof widerschallet
Und durch den hohen Säulengang
Der Donner der Schüsse hallet!

Was sich zur Wehr setzt, fällt durchbohrt
Von Kugel und Schwert und Lanze;
De Ruiter mit seinem Schlachtschwert ist
Der Erste im Waffentanze.

Und als vom Thurm des Schlosses hallt
Hernieder die nächste Stunde,
Da ruft den Kampfgenossen zu
De Ruiter mit jubelndem Munde:

„Das Schloß ist unser! Es lebe hoch
Prinz Wilhelm von Oranien!
Tod und Verderben über die Schaar
Der Schergen aus Hispanien!

„Dies erste Bollwerk, das im Land
Wir siegreich heut' gewonnen,
Das hüten und schirmen wir, so lang'
Wir schaun das Licht der Sonnen!"

3.

„Hoch auf dem Thurm de Ruiter der Held,
Und seine Genossen stehen
Und spähn, ob nicht fern drüben am Rhein
Oraniens Fahnen wehen.

Versprochen hat Graf van den Berg
Den Tapfern ein Häuflein Krieger;
Naht nicht die Hülfe über Nacht,
So sind verloren die Sieger.

Die Spanier ziehn mit Uebermacht
Heran, den Schimpf zu rächen,
Der ihren Waffen angethan
Von „etlichen Tollen und Frechen."

De Ruiter sieht die wilde Maas
Und die Waal, die breite, fluthen:
„Vertrauen müssen wir allein
Auf unire Schwerter, die guten!

„Es können Helfend nimmermehr
Die Freunde zu uns dringen;
Wie sollt' ein kleines Häuflein doch
Solch Wogenheer bezwingen!

„Doch stürmen gleich die Spanier daher
In unzählbaren Schaaren,
Wir wollen diese feste Burg
Dem Prinzen, dem edlen, bewahren!"

Und kampfgerüstet schreitet er
Vom Thurm hinab zum Walle;
Bei ihm zu stehn in Noth und Tod
Schwören die Seinen alle.

Die Sonne versinkt, — der Mond geht auf,
Im Osten Waffen erglänzen:
Die Spanier kommen singend daher,
Als ging's zu Spielen und Tänzen.

Sie lagern sich rings um die Burg,
Die Feuer flahn in der Runde;
Sie denken das Schlößlein am andern Tag
Zu fahn mit lachendem Munde.

Und als der Morgen graut, da kommt
Ein spanischer Herold gegangen:
„Ergebt Ihr Euch zu dieser Frist,
Sollt Gnad' Ihr All' erlangen!

„Wo nicht, so wird ein Strafgericht
Schwer über Euch ergehen!
Was drohen athmet, wird nimmermehr
Die Abendsonne sehen!"

„„Und wärt Ihr gleich wie Sand am Meer,""
Ruft stolz de Ruiter zurücke,
„„Wir kämpfen bis auf den letzten Mann —
Wir kennen die spanische Tücke!""

Der feindliche Führer hört dies Wort
Mit unbeifallendem Schweigen;
Er winkt, und donnernd eröffnen zur Stund'
Die Feuerschlünde den Reigen.

Es schlagen die schweren Geschosse ein
In's Schloß mit dumpfem Krachen,
Daß zittern und wanken allzumal
Die Mauern, die alten und schwachen.

Von niederländischer Kugel durchbohrt,
Wohl mancher Spanier verblutet:
Was aber frommt's, daß ein Treffen zerrinnt,
So lang' ein Meer rings fluthet?

Es sieht die wachende Gefahr
De Ruiter vom hohen Thurme:
Die Mauern stürzen — es ordnen sich
Die Schaaren der Feinde zum Sturme.

Er eilt hinab — er sammelt rasch
Die Seinen zum letzten Kampfe;
Schon stürmen gegen die Breiche heran
Die Spanier im Pulverdampfe.

Die Niederländer mit hohem Muth,
Sich um de Ruiter schaaren,
Wie Blitze ihre Schwerter breit
Auf die Stürmenden niederfahren.

An der zerschoss'nen Mauer ringt
In grausigem Handgemenge
Mann gegen Mann; die kleine Schaar
Trotzt kühnlich des Feindes Menge.

Doch blutend aus Wunden tief und breit,
Sinkt Held auf Held darnieder,
Die Spanier aber mehren sich
Wie Köpfe einer Hyder.

De Ruiter mit seinem Riesenschwert
Der läßt nicht ab vom Streite,
Stehn ihm gleich von den Seinen nur
Noch zwei Getreue zur Seite.

Mit ihnen wendet er kämpfend sich
Zum alten hohen Thurme,
Des Mauern wohl jahrhundertlang
Getrotzt jedwedem Sturme.

In Schaaren stürzen die Feinde nach,
Sie hoffen lebend zu fahen
Den, dessen Schwert zu Boden schlägt
Rings Alle, die ihm nahen.

Im wüsten Thurmgemache steht
De Ruiter unbezwungen,
Er, der in wildem Verzweiflungskampf
Mit hundert Feinden gerungen.

„Frei will ich sterben," ruft er da,
„An diesem Inselstrande!
„Sei gnädig, Herr im Himmelssaal,
„Dem armen Vaterlande!"

Er ruft's und schleudert mit hehrem Muth
In ein Pulverfaß im Gemache
Die brennende Lunte. Ein gellender Schrei —
Dann grausiges Donnergekrache.

Die Erde bebt, — die wilde Maas
Und die breite Waal dumpf brausen;
Nun Grabesstille ringsumher:
Was da lebt, ist starr vor Grausen.

Doch als der erste Schrecken besiegt,
Die Spanier die Trümmer durchwühlen,
Um an de Ruiter's Heldenhaupt
Ihre glühende Rache zu kühlen.

Sie finden es bei einem Schwert
Inmitten der wüsten Runde;
Zu Herzogenbusch da nageln sie's
An den Galgen mit schmähendem Munde.

Sie wähnen das schöne Niederland
Für immerdar bezwungen:
Sie ahnen nicht, daß den Helden kühn
Hochpreisen alle Zungen.

Sie ahnen nicht, daß er freudigen Muth
In tausend Herzen entzündet,
Und daß schon dämmert das Morgenroth,
Das den Tag der Freiheit verkündet.

Die Adelsprobe.*)

Von **Elisabeth Grube**, geb. **Diez**.

Graf Schauenburg aus Holstein stand,
Stark wie ein Hünenkind,
Vom Neid geschmäht, in Engelland
Stolz unter'm Hofgesind.

Die Schmeichler flüsterten in's Ohr
Der Königin geschwind:
„Der Liebling, den dein Herr erkor,
Das ist kein adlich' Kind!"

„Der „Isern Hinrich" wird genannt
Der wilde Reitersmann,
Wer weiß, wie er im deutschen Land
Den Titel sich gewann!" —

Des lächelt still der deutsche Held,
— Trägt einen Schwank im Sinn —
Die höfische Schmarotzerwelt
Führt' er zum Zwinger hin.

Wo hinter starkem Gitterthor
Ein mächt'ger Löwe ruht,
Den tief des Grafen Wort empor!
Aufspringt der Leu, voll Wuth!

Ein Kränzlein schmückt des Grafen Haupt,
Sie kamen just vom Tanz,
Und während wild der Löwe schnaubt,
Nimmt er den bunten Kranz,

*) Heinrich von Schauenburg lebte von 1318–1384, wurde seiner Tapferkeit wegen der „eiserne Heinrich" Isern Hinrich genannt. (Ham. Sagen. Seite 45. Von Dr. O. Beneke.)

Und öffnet ſtill die Gitterthür',
Tritt ruhig zu dem Leu,
Als ob das edle Königstier
Ein Feſtgenoſſe ſei.

Das Kränzlein ſchlingt er freundlich dann
Durch's goldene Löwenhaar,
Und lächelnd kehrt der kühne Mann
Zurück zur Höflingsſchaar.

Im ſelben Nachen ſtieg das Haupt
Spricht er mit ernſtem Blick:
„Wer ſich von beßrem Adel glaubt,
Hol' mir den Kranz zurück." —

Doch Keiner von der Schranzenſchaar
Trägt ſolchen hohen Muth,
Und niemals mehr die Rede war
Von Heinrich's Ritterblut! —

Frau Gertrud.

Von **G. Pfarrius.**

Illuſtrirt von A. Schroedter.

Frau Gertrud war ein ſchmuckes Weib,
Die Haube lieh ihr prächtig,
War groß und ſtark an Seel' und Leib,
Doch Veit, ihr Mann, war ſchmächtig.

Frau Gertrud bei den Gäſten ſtund
Als Wirthin hoch in Ehren,
Doch Veit, ſo hieß es, hatte Grund,
Sich manchmal zu beſchweren.

Veit gönnte, wenn er zapfen ging,
Ein Schlückchen ſich zuweilen; —
Nun hört, wie da ſich unterfing
Frau Gertrud ihn zu heilen:

Er mußt' — es lautet ſonderbar
Und läßt ſich kaum begreifen —
Im Keller, wenn am Faß er war,
Ununterbrochen pfeifen.

Sie reichte lauſchend oben dann
Den Gäſten Brod und Schinken
Mit Ruh', es konnte ja der Mann,
So lang' er pfiff, nicht trinken.

Und lange fügte ſich dem Brauch
In Harm die gute Seele;
Er pfiff, war noch ſo trocken auch
Beim Zapfen ihm die Kehle

Doch als zur heißen Sommerzeit
Zu ſehr der Durſt that mahnen,
Da fand doch unausſtehlich Veit
Das Pfeifen vor dem Krahnen.

Er ging den Nachbarn Velten an
Mit Bitten und mit Flehen,
Ihm doch am Abend dann und wann
Im Keller beizuſtehen.

Freund Velten, ſtets zum Helfen flink,
Erwiderte mit Lachen:
„Am Pförtlein mir nur einen Wink,
Dann wollen wir's ſchon machen!"

Und Veit und Velten wurden da
Gar fröhliche Genoſſen,
Der Nachbar muß dem Nachbar ja,
Stets helfen unverdroſſen.

Abwechſelnd exercirten ſie
Ein und daſſelbe Stückchen,
Der eine pfiff die Melodie,
Der andre nahm das Schlückchen.

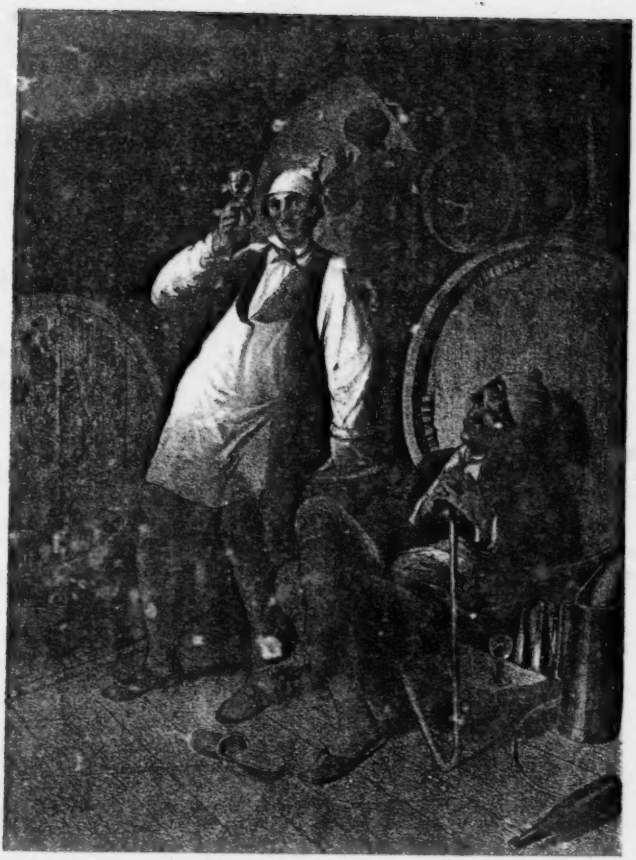
Wenn Velten pfiff, trank Nachbar Veit,
Pfiff Veit, trank Nachbar Velten,
Da waren keine weit und weit,
Die ſich ſo treu geſellten;

Wenn Velten trank, war Veit nicht ſtumm
Und pfiff mit großem Eifer,
Doch bald trank Veit hinwiederum
Und Velten war der Pfeifer.

So thaten ſie's zu mancher Friſt,
Einander ſich zu Liebe,
Doch gibt's auf Erden, wie ihr wißt,
Nichts, was beſtändig bliebe

Einſt trat in's Haus ein müder Gaſt,
Veit eilte nach dem Keller,
Frau Trud indeſſen ſchnitt in Haſt
Den Schinken auf den Teller.

Mit Veit am Faß auch Velten war,
Geberſam ſeinen Winken,
Und freden Muths begann das Paar
Zu pfeifen und zu trinken.



Frau Gertrud.

Der Tag war heiß, der Tag war ſchwül,
Noch ſchwüler ſogar am Abend,
Und ach, der Keller war ſo kühl.
Der friſche Trunk ſo labend!

Drum bielten aus in Seelenruh'
Die bruderlichen Zecher,
Und pfiffen ſich einander zu
Den liebevollen Becher.

Und wie ſie ſo voll Harmonie
Ihr Leid vergeſſend ſaßen,
Geſchah es, daß am Ende ſie
Das Pfeifen auch vergaßen.

Feſt bielten ſie in ſel'gem Traum
Einander ſich umſchlungen,
Und „Preſit Bruder!" lallten kaum
Noch ihre ſchweren Zungen.

Doch droben harrt und harrt der Gaſt;
„Gedenkt Ihr mich zu foppen,
Frau Gertrud!" rief er grimmig faſt;
„Wie lange bleibt mein Scheppen?"

Frau Trude ſpricht: „Ich ſelber kann
Das Zögern nicht begreifen;
Sie lauſcht, lauſcht mehr, und hört den Mann,
O Himmel! nicht mehr pfeifen.

Da wirft zur Seite ſie geſchwind
Den Strickſtrumpf ſammt dem Knäuel,
Fliegt in den Keller wie der Wind
Und findet, welchen Gräuel!

Nur Velten kann mit ſchwachem Ton
Noch „Preſit Bruder!" lallen,
Und Veit, dem Guten, waren ſchon
Die Augen zugefallen. —

Helft ſchildern mir, ihr Muſen jetzt,
Des armen Weibes Klage!
Sie ſinkt in Ohnmacht wohl entſetzt?
Es ſchwindet ihr die Sprache?

Verdunkelt wird ihr Augenlicht?
Die Wangen ihr erblaſſen?
Nein, ſolch ein Weib war Trude nicht,
Sie wußte ſich zu faſſen.

Den Kellerbeſen ſie ergreift
Und ſpricht nach kehrem Schweigen:
„Weil ihr zum Trunk denn nicht mehr pfeift,
Will ich dazu euch geigen!"

Drauf geigt ſie mit dem Beſenſtiel
Dem Zauberpaar die Rücken,
Und als er ihr in Stücke fiel,
Noch geigt ſie mit den Stücken.

Der Nachbar ſteh durch's Kellerloch,
So eng' es war, behende,
Veit hinter Fäſſer ſich verkroch; —
So ging das Spiel zu Ende.

Flugs hatte dann die Geigerin
Zum Gaſt den Weg genommen,
Stellt freundlich ihm den Scheppen hin
Und ſpricht: „Mag's wohl bekommen!"

Die Flucht.

Von **Pauline Schanz.**

Die Sonne iſt geſunken,
Der Mond taucht aus dem Wald,
Die erſten Sterne funken:
Komm, Liebchen, komme bald!

Am Waldſaum ſtehn zwei Roſſe,
Geſchirrt in reicher Pracht,
Nach meiner Ahnen Schloſſe
Zu bringen uns bei Nacht.

Der Rappe kühn und brauſend,
Der Zelter ſanft und fromm,
Sie tragen dahin uns ſauſend,
Süß Liebchen, komm, o komm!

Die Haidenebel dampfen,
Siehſt du den weißen Schein?
Die beiden Roſſe ſtampfen,
Kein Vogel hellt ſie ein.

Nimm ab vom Haupt den Schleier,
Der ſich im Winde bauſcht,
Und wirf ihn in den Weiher,
Der dir zu Füßen rauſcht.

Wenn hier die Todtenglocken
Um dich erſchallen laut,
Druck dorten in die Locken
Den Kranz ich meiner Braut.

Mutterliebe.

Von **Wilhelm Mannhardt.**

Ein Bergmann hämmert früh und ſpat
Tief unten im Geſteine,
Bis er ein Erz gefunden hat
Von Himmelsglanz und Reine.

Glück auf, du wackrer Steigermann!
Ich weiß mir den Karfunkel,
Der alles Leid verſcheuchen kann
Und lichten alles Dunkel.

Im Herzen hütet Mütterlein
Das Kleinod, nimmer trübe,
Es iſt der beſte Edelſtein
Und heißet Mutterliebe.

Hulda.

Von **Amara George.**

I.

Wenn die Rebe blühet
Und mit ihrem Dufte
Berg und Thal erfüllet —
Dann zur ſtillen Nachtzeit
Wirſt du wohl ein Schauſpiel
Eigener Art gewahren:
Dorten auf dem Felſen,
An des Waldes Saume,
Sitzt im Mondenſcheine
Eine zauberſchöne
Weibliche Geſtalt.

Ihr Gewand, das weiße,
Leuchtet in den Thalgrund
Hell hinab; es quellen
Ihr vom Munde Lieder,
Wunderſame Klänge,
Die der Menſchenkinder
Tiefſte Seele ſchmelzen;
Die ſich aus dem Sinne
Wiederum zu ſchlagen,
Nimmermehr im Stande,
Wer ſie je vernahm.
Wohl ein Heil, ſo ſcheint es,
Dem kein andres ähnlich,
Aber auch ein Unheil,
Sie zu hören, iſt es;
Und es warnen unten
Im Gethal die Eltern
Ihre Kinder, warnen
Die bejahrten Leute

All' erfahrungsleere,
Jugendliche Weſen,
Schärfen ernſtlich ein,
Daß ſie nicht verweilen,
Nicht beſtricken Ohres
Jenem Halle lauſchen,
Daß ſie ungeſäumt,
Wenn ſie ihn vernehmen,
Ihre Hände falten
Und ein andachtsvoll
Vaterunſer beten;
Sonſt ergreifen möchte
Sie unwiderſtehlich
Ein gefährer Wahnſinn,
Der ſie aus der Eltern
Wohnung, aus dem Dorfe
Triebe zu entlieb'n,
Um mit ihr, der ſchönen,
Geiſterhaften Herrin,
Ferne von den Menſchen
Bis zum jüngſten Tage
Im Gebirg zu weilen,
Und an ihres Roſſes
Huf gebannt, in ſtiller,
Mondbeglänzter Nachtzeit,
Durch der Waldbezirke
Grüne Pracht zu zieh'n.

II.

Einen prächtigen Schimmel reitet Hulda,
Wenn ſie Waldung und Gebirg durcheilet;

Nicht berührt das leuchtende Roß die Erde,
Ueber'm Boden ſchwebet es hin und ſchreitet
So von Berge zu Berge ſonder Aufhalt.
Silberne Glöckchen klingen bei dem Ritte,
Welche Geläum und Satteldecke ſäumen;
So harmoniſch ſind ſie geſtimmt, ſo kunſtreich,
Daß die allerlieblichſte Muſik tönt.
Selbige wenn ſich hören läßt, da ſitzen
Bis zu Mitternacht die alten Leute,
Dem Geläute, dem wunderbaren, lauſchend,
Das von Hulda's luſtigem Roß und Ritte
Her zu ihrem Ohr die Winde tragen.

III.

Aber, ach, nicht immer
Reitet Hulda ſo;
Aber, ach, nicht immer
Iſt die Hehre froh.

Wie der Menſchen armes,
Oft zerfleiſchtes Herz,
Faſſet auch das ihre
Mancher grimme Schmerz.

Mancher feuchte Schleier
Hemmt auch ihren Blick;
Was ſie liebt zu miſſen,
Iſt auch ihr Geſchick.

In des Haines Dunkel
Siehſt du einen Stein,
Rinnen hier und Furchen
Prägten ſich hinein.

Huldas Auge weinte
Seine Thräne hier,
Und der Stein der harte
Wurde weich von ihr.

Wanderern im Thale
Eine Quelle winkt,
Die jedoch zu ſchlürfen
Allzu bitter dünkt;

Die, wofern ſie dennoch
Folgen ihrem Drang,
Macht, daß ihre Seele
Bis zum Tode bang.

Hier geweilt hat einſtens
Hulda kummerklaß,
Miſchend in die Quellfluth
Ein ſo trübes Naß.

Dem Geliebten galt es,
Der, ſie hinter ſich
In der Oede laſſend,
In die Welt entwich.

IV.

Was ihn aus dem grünen Holze,
Aus dem Geiſterſchloß im Berge,
Aus dem Arm der holden Herrin
In die Welt zurücktrieb?

Seiner Prieſter harte Lehre:
Der Verdammniß heimzufallen,
Fürchtet er am Buſen Hulda's;
Raſſen Auges flüchtet er.

Manche ſchwere Buße thut er,
Manche wilde Fehde kämpft er
Blutig aus; doch ſie vergeſſen,
Seine Hulda, kann er nicht.

Da erbaut er ſich im Walde
Eine Zell' und ſpricht Gebete;
Doch um Mitternacht, da lauſcht er
Auf den muſikal'ſchen Ritt.

Näher, horch, und näher kommt es;
Hulda ſpringt von ihrem Roſſe,
Hält im Arme den Geliebten
Und er ſtirbt in ihm vor Luſt.

Hulda, weh, ſie kann nicht ſterben;
Sie beſtattet ihn im Walde,
Auf dem Hügel, der ihn decket,
Sitzt ſie klagend Nächte lang.

Und das iſt der Grund, ſo ſcheint es,
Daß ſie lang nicht mehr geſeſſen
Auf dem Felſen und ergoſſen
Magiſcher Geſänge Ton.

Daß ſie lang nicht mehr geritten,
Durch's Gebirg und daß ſchon lange
Nicht gehört mehr ihrer Glöckchen
Liebliches Geläute ward.

Das Klageweib auf der Lüneburger Haide.

Von **Louis Würpel.**

Auf die Haide niedersinkt die Nacht,
Der Knab, aus fieberndem Traum erwacht,
Fährt starren Blick's in die Höh':
„Sieh, Mutter, sieh, das Klageweib,
„Es rauscht vorüber ihr Riesenleib,
„Mir wird es im Herzen so weh!
Die Mutter sieht das kranke Kind,
Aus dem Aug' ihr die brennende Thräne rinnt.

Und als vorüber die Mitternachtstund,
Da öffnet sich wieder des Knaben Mund,
Es wird ihm der Athem so schwer:
„Horch, Mutter, horch, die Pforte knarrt,
„Das Klageweib da draußen harrt,
„Nun weicht sie nimmermehr!
Die Mutter umarmt das sterbende Kind,
Aus dem Aug' ihr die brennende Thräne rinnt.

Im Osten flimmert das Morgenroth,
Da ringt der Knabe mit dem Tod,
Umflammernd der Mutter Hand:
„Lebwohl, o Mutter, am Fenster rauscht
„Das Klageweib, im Winde rauscht
„Rauscht flatternd das dunkle Gewand!"
Die Mutter küßt das todte Kind,
Aus dem Aug' ihr Thräne auf Thräne rinnt.

Der schlafende Jäger.

Von **Ludwig Bund.**

Illustrirt von **E. Reimer.**

Es zog ein Jäger in den Wald,
Ein Hirschlein zu erlegen;
Die Büchse fertig, umgeschnallt
Den scharfen Waidmanns-Degen.

Nachlässig saß der grüne Hut,
Schwer hing das Pulverhorn, die Tasche;
Auch war vergessen nicht das Blut
Der Rehe, in der Flasche.

Ein Stündchen sucht er wohl umher;
Dann spähet er im Busche,
Ob nicht ein Wild, von ungefähr,
An ihm vorüber husche.

Doch als er viele Stunden saß,
Und immer nichts geblieben,
Da ward zum Aerger ihm der Spaß
Und nicht mehr mocht' er spähen.

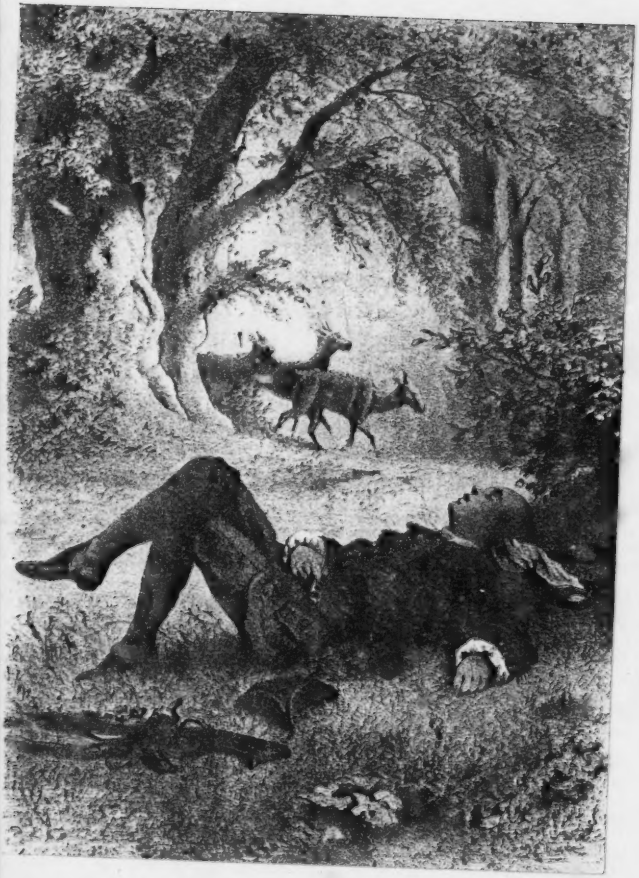
Da läßt er Hirsch und Häschen sein;
Schnell wirft er ab die Sachen.
Er legt sich hin; fest schläft er ein,
Als wollt' er nie erwachen. —

Nun kömmt das Wild in Haufen an;
Und ganz in seiner Nähe —
Zu necken unsern Jägersmann —
Ergötzen sich die Rehe.

Der Jäger sieht den ganzen Plan
Voll Hirsch' und Reh' im Traume;
Er springt empor und spannt den Hahn;
Da war es leer im Raume.

Die Rehe waren fort im Nu.
Der Jäger steht verlegen;
Da ruft ein Rabe laut ihm zu:
„Was trägst du Büchs' und Degen?"

„Hör', Jäger, auf des Raben Lehr:
„Willst du das Hirschlein schießen,
„So lasse dir doch niemals mehr
„Ein wenig Müh' verdrießen!"



Der ſchlafende Jäger.

Polnische Heerschau.*)

(1650).

Von **W. Constant.**

In der Unsterblichkeit Denkbuch schreibt, Brüder, euch ein,
Des Feindes Blut soll Tinte, ew'r Schwert soll Feder sein.
A. Grün „Letzter Ritter." 6. Aufl. S. 16[illegible]

Den greisen Rathhausdiener mir zur Seite,
Durchkroch ich Trepp' und Leiter, wie ein Wurm,
Und fast schon der Erschöpfung sich're Beute,
Hatt' ich das Glockenhaus erreicht im Thurm,
Von wo das Erz bis in die fernste Weite,
Mit lauter Zunge tönend in den Sturm,
Dem Lande oft ein Freudenfest verkündet,
Ach oder ob der Blitzstrahl wo gezündet.

Vor meinen Blicken dehnten sich die Saaten,
In stummer Pracht der Früchte goldnes Meer;
Heut' glänzten Sensen, Sicheln oder Spaten,
Wie vor Jahrhunderten Schild, Stern und Speer;
Im tiefsten Hintergrunde die Karpaten,
Im Tannenpanzer die granit'ne Wehr,
Einst gegen christenfeindliche Tartaren,
Heut' Gürtel, bindend Polen und Magyaren.

Im Vordergrunde hebt die grünen Wände
Der kunstgeformte Berg, den einst gebaut
Stolz in Begeist'rung tausend Menschenhände,
Damit die Nachwelt dieses Denkmal schaut,
Und jeder es in tiefster Brust empfände:
Wie riesenhaft die Volksbegeist'rung baut,
Die zu den Bergen, welche Gott einst stellte,
Den Einen noch von Menschenhand gesellte.

Die Seele, von der Pracht des Anblicks trunken,
Verstrickt sich in dem zaubervollen Kreis,
Und der Begeist'rung leicht geweckte Funken
Durchzieh'n mein Haupt so flammenhell und heiß;
O wer ist nicht an Deine Brust gesunken,
Natur! sang nicht zu deinem Lob und Preis,
Wenn er verstand der Sprache heil'ges Leben,
Dem Worte Kraft, der Dichtung Schwung zu geben?

„Herr!" ruft nun mein Begleiter, aus den Träumen
Mich reißend, „seht dahier das flache Land,
Das links der mächt'gen Weichsel stolzes Schäumen
Umgürtet mit der Wogen grünem Band,
Das war ein Leben einst in diesen Räumen,
Wenn Fähnlein neben Fähnlein harrend stand,
Die von Woiwoden aufgeboten worden
Zum Kampfe gegen die Tartarenhorden.

Die brachen oft in's Land und sengten, raubten
Erbarmungslos und stachen grausam todt,
Die an den Einen und Allmächt'gen glaubten,
Und haben schwer die Christenheit bedroht;
Doch unsre Ritter kamen und umlaubten
Mit Lorbeer'n ihren Helm, und alle Noth
Schwand, da sie kamen; herrlicher erglänzte
Das Kreuz, das frommer Glaube schmückt' und kränzte.

Doch wenn es große Züge galt, in Schlachten
Die Feinde gegenüber sich gestellt,
Dann haben Könige, die treu bewachten
Des Landes Heil, das Heer geführt in's Feld;
Und kehrten sie als Sieger heim, dann brachten
Sie Gott die Beute dar; ein wahrer Held
Beginnt und schließt mit Gott; hier aber waren
Oft aufgestellt die kampfbereiten Schaaren.

Dort, in der fernsten Ecke, eine Mauer,
So unerschütterlich und quadernstark,
Dort standen die weißröckigen **Litthauer**,
In ihren Riesenknochen eh'rnes Mark;
Nach ihnen, Lanzenknecht halb und halb Bauer,
Mit Sehnen wie Schiffstaue, zäh' und stark,
In braunen Waffenröcken die **Podolen**,
Im Kampfe hitzig, in der Lieb' verstohlen.

Daneben abgehärtete Naturen
Mit Mädchenaugen fast, mit einer Gluth
Auf Wangen, wie die Rosen auf den Fluren,
Gelenkig, zartgeformt, doch voller Muth,
In blauen Wämsern muntere **Masuren**,
Das schmucke Antlitz unter'm Eisenhut
Mit seinen listig dunklen Augen lachte,
Indeß die Hand Garaus dem Feinde machte.

An ihnen hart der Kriegsfee treu'ste Buhlen,
Sie scheinen unbewaffnet, panzerlos,
Doch tannenstark, die stämmigen **Huzulen**,
Nur eine Fichtenkeule birgt ihr Schoos;
Darauf, in Kampfesordnung schwer zu schulen,
Doch der Lawine gleich im wirren Troß,
Mit angebräunten, aufgedunf'nen Mienen
Die gern am Heimweh leidenden **Rusinen**.

*) Vom Thurme der Kathedrale in Krakau genießt das Auge eine wunderbar schöne Fernsicht, von hier aus schildert der Dichter die folgende Heerschau.

Und drüben links da ſtanden die aus Gneſen,
Kunthäuchig, träges Volk, doch anſtandsvoll;
Sie führen brav das Schwert, doch beſſer leſen
Und ſingen ſie, faſt Pflicht ein jeder Zoll;
Nach ihnen mit dem vornehm ſtolzen Weſen
Und gegen Preußen mit uraltem Groll
Die Poſener; mit dieſer ehrnen Ritter
Gewalt'gem Nah'n begann der Schlacht Gewitter

Und hinter ihnen als Reſerv' die Mähren,
Ein wack'rer Stamm, voll ſelbſtbewußter Kraft,
Die Mütter, wenn ein Kindlein ſie gebären,
Sie halten muthig jeden Schmerz in Haft:
Die Mannen leb'n auch aus wie wahre Bären,
Doch edel ſtets, ſelbſt in der Leidenſchaft;
Wenn ſie auch Nackhut ſind, genug bekommen
Sie aufzuräumen, wenn der Kampf entglommen

Die Fähnlein ſtanden da, die Roſſe ſcharrten
Die Erde ungeduldig, Sporn und Schild
Erklirrten, wenn die ſtolzen Krieger harrten
Des Königs, der im Schloſſe Reichsrath hielt;
Da winkt vom Schloß ein Fähnlein, die Standarten
Erheben ſich, die Lanzen ſchwirren wild,
Das Zeichen war gegeben, mit den Seinen
Soll auf dem Feld der König bald erſcheinen.

An jener Ecke wirbelt Staub, ſchon dröhnen
Die Strecken von der Roſſe ſchwerem Huf;
Der Fähnlein ſchmetternde Fanfaren tönen,
Ein lauter Gruß ihr wohlbekannter Ruf.
Das Auge muß ſich an den Glanz gewöhnen,
Den der Magnaten mächt'ger Reichthum ſchuf,
Das ſtrahlt von Erz und Gold und Schmuck ſo helle —
So keck heran die prächt'ge Menſchenwelle.

Der König an der Spitze, prachtgerüſtet,
Auf einem Berberroß; mit leichter Hand,
— Der minder nach dem Scepter es gelüſtet,
Als nach dem Schwert, des Friedens treu'rem Pfand —
Lenkt er den Hengſt, der ſtolz ſich bäumt und brauſet,
Als ob er ſeine edle Bürde ahnt' —
Der König iſt's von Polen, den Tartaren
Verkünden als den Blutrath der Tartaren.

Sein Liebling ihm zur Seite, groß durch Thaten,
Im Scherze fein und in der Sitte ſtreng:
Ein Solon im Gemach, wo ſie berathen,
Ein zweiter Winkelried im Handgemeng',
Geprieſen von den Knechten und Magnaten,
Der Ludowiroſki, um das Handgelenk
Ein Band, das er verbirgt; ihm kränkt zur Stunde
Nun viel zu klein die jüngſt empfang'ne Wunde.

Kaum war der Fürſt erblickt, ſo ſprengt entgegen
Dem Könige ein Ritter, in der Hand
Trägt er das Banner vor auf deſſen Wegen,
Indem er reitend eine Straße bahnt.
„Im Kön'ge alles Heil!“ Der Spruch voll Segen,
In Goldſchrift auf des Banners Fläche ſtand,
Der Lubomirski Wahlſpruch iſt's ſeit Tagen,
Wer ſolchen Spruch führt, kennt kein feiges Zagen.

Dort jener dem Araber gibt die Sporen,
Im Sattel ſitzt er feſt, mehr mild als ſtolz,
Tief in Gedanken ſcheinet er verloren,
Er ſähe ſo, wenn dem geſprungen Bolz
Des Pfeils ſein Herz als Zielpunkt wär' erkoren;
Vom Wuchs ſchlang wie edles Federholz,
Zamoyski iſt's, der kühne Schlachtenlenker,
Auf ſeinem Schloß daheim der tiefe Denker.

Dort ſprengt daher der Moldau pan'ſcher Schrecken,
Potocki auf den Rappen wild und ſchön,
Zur Seite ihm der Bruder, ſtolze Recken,
Im Kampfe muthig und im Rathe frei.
Ihr flammend Wort weiß Zagende zu wecken;
Wo die Gefahr zuhöchſt, ſind ſie dabei;
Der Erſte bei Smolensk ſtand auf dem Walle
Potocki, — und ſo kam Smolensk zum Falle.

Dort jenes Roß, mit einem Tigerfelle
Geſchmückt, leichbar gezäumt, der Mann von Erz,
Aufflammt ſein Augenpaar, das tennendelle,
Und unter'm Wams voll Hebeit ſchlägt das Herz;
Dem Könige zunächſt iſt ſeine Stelle,
Und wär's nicht ſo, der Muthige begehrt's,
Ein Czartoryski iſt's, der Kunſt ergeben,
Ein Leu in Schlachten und ein Aar im Leben.

So ſprengt der Zug dahin und an den Schaaren
Vorbei der König; mitten auf dem Feld,
Herauf die Fähnlein all' verſammelt waren,
Hält an ſein ſtolzes Berberroß der Held.
Hinaus zum Kampfe ſoll'n und in Gefahren;
Doch gibt's nicht Sieg, wenn Gottes Segen fehlt,
Und darum naht der Biſchof, die Monſtranze
In ſeiner Hand mit feierlichem Glanze.

Ein Fürſtenſpruch iſt's, von erlauchten Ahnen
Ein Spruch, ein Lancerowski, mild und fromm,
Zu ſegnen ſie auf ihren Siegesbahnen,
Hebt er das Heiligſte; ein Gnadenſtrom
Umrieht unſichtbar Lanzen, Lanzen, Fahnen.
Gelegnet ſieht das Heer in Gottes Dom,
Der herrlichen Natur, und nun vom Segen
Gehaltigt, ſingt es an ſich zu bewegen.“ — —

Der Diener ſchweigt; — weit über die Gefilde
Schweift hin mein Auge und noch oft und tief
Verwebt mein Geiſt ſich mit dem reichen Bilde,
Das jenes Dieners Wort in's Daſein rief.

Das Findelkind.

Von **M. Hocker.**

Sanct Goar war ein Gottesmann,
Der kämpft' gen Trug und Bosheit an,
Das Kreuz erhob er in der Rechten,
Damit gen Aberwitz zu fechten
Und scheucht' mit seinem Glaubenswort
Des Teufels Macht, die Sünde fort.

Darob entbrannt' des Zornes Gluth
In manchen Herzen, doch den Muth
Hatt' Keiner, ihm in's Aug' zu sehen,
Der Unschuld Blick zu widerstehen.
Im Stillen wuchs der Lüge Saat:
Und heuchelnd nahm zum Bischof trat:

„Ihr kennt den Mann, den an dem Rhein
Die Sage hüllt in Heil'genschein;
Doch wißt, er ist ein arger Sünder,
Ein Gotteslängner auch nicht minder,
Treibt Teufelskünste und Magie
Und übt des Herrn Gebote nie."

Entrüstet fuhr der Bischof auf,
Sandt' Boten hin in schnellem Lauf,
Den Sieder bald ihm vorzuführen.
Er wollte streng ihn inquiriren
Ob seine Wunder Höllenkunst,
Sein Heil'genschein ein blauer Dunst.

Und als er vor dem Dome stand,
Wo eben man ein Knäblein fand,
Das ausgesetzet in der Trube,
Da naht, im Blicke Himmelsruhe,
Der fromme Mann und lächelt mild,
Weil ihn der Unschuld Kraft erfüllt.

„Bist du der heilige Goar?"
Spricht Rusticus, so mach' uns klar,
Wer Vater ist von diesem Kinde,
Das wohl erzeuget in der Sünde;
Und kannst du das Verlangte nicht:
Wird treffen dich ein schwer Gericht.

Der Heil'ge blickt den Bischof an,
Dann neiget sich der Gottesmann
Mit Beten zu des Kindes Munde
Und spricht: „Jetzt gieb uns Allen Kunde,
Damit beschämt Verrath und List
Der Hölle, wer dein Vater ist."

Und auf des Gottesmannes Kuß
Schallt's laut und deutlich: „Rusticus!"
Den Bischof sah man jäh erbleichen,
Die Heuchler feuerfüllt entweichen,
Doch milden Blick's spricht Sanct Goar:
„Nimmst du die Vaterpflicht nicht wahr?"

„Die Kirche lindert Schmerz und Harm,
Und schließt in ihren Liebesarm
Die Kinder von der Sünder Wegen,
Du, Haupt der Kirche, mußt sie pflegen;
Zieh' im Gebet des Herrn sie groß
Und fuhr' sie in der Gnade Schooß."

Der Bischof sinket auf die Kniee:
„O Gottesmann! ich büße nie
Die Schuld, mich hat der Wahn geleitet!"
Doch Jener auf das Kreuzbild deutet:
Und spricht: Der für uns Alle starb,
Auch dir, weil reuig, Heil erwarb.

Was ich kann und nicht kann.

Von **Emmy Freiin von Dincklage.**

Ich kann mich hungrig schlafen legen,
Kann wandern viele weite Meilen,
Zu Roſſe ziehn, dem Sturm entgegen,
Im Kahn die wilden Wogen theilen.

Ich kann bei fremden Schmerzen weinen,
Für fremdes Glück den Himmel preisen,
Kann mich den Freuden fröhlich einen,
Bedürft'gen hülfreich mich erweisen.

Kann Verse machen, Lieder singen,
Bin in der Wirthschaft hübsch zur Stelle, —
Kurz, Mancherlei will mir gelingen,
Begonnen froh, beendet schnelle.

Nur *Eines*, was ich *nicht* verstehe,
Woran sich auch die Kräfte messen,
Was ich auch treibe, wünsche, sehe, —
Wie lern' ich's, *Deiner zu vergessen!*

Myra.

Von Louis Würpel.

I.

Der Boden dröhnt, es fliegt der Sand,
Mir Amid sprengt auf wildem Rosse
In's Lager, an der Wüste Rand,
Umschwärmt vom Beduinentrosse.

Hell tönt der Menge Gruß, und dann
Vom Pferde schwingen sich die Reiter,
Traun mit dem Häuptling geht voran
Dem Zug der Herde kühnster Streiter.

Denn als im Wald heut' niederrang
Den Scheik des Tigers blut'ge Tatze,
Des Sclaven rascher Säbel drang
Tief in den Wanst der grimmen Katze.

Und kaum ist ob der kühnen That
Des Häuptlings Leb im Zug verhallet,
Als Myra aus der Zeltstadt naht,
Vom Schleier träumerisch umwallet.

Und in Mir Amids Arme fliegt
Die Tochter, leicht wie die Gazelle,
Den Kopf von Locken umschmiegt,
Die Augen hell, wie [illegible] Welle.

Dann vor dem Retter neigt die Maid
Das Haupt, und schnell gelöst vom Mieder
Fällt, prangend in der Blüthe Kleid,
Die Lorbeerrose vor ihm nieder. —

II.

Den Lockenkopf vorneigend steht
Auf der Esterne Ringgemäuer
Mir Amids Kind. — Sie lauscht und späht —
Es spielt der Wind mit ihrem Schleier.

Nacht ist's und still. — Hernieder fließt
Der Sterne Licht. In linde Lüfte
Aus tausend Blumenkelchen gießt
Die Wüste ihre Balsamdüfte.

Da, horch, vom nahen Lager hallt
Ein rascher Schritt im weichen Sande,
Und dann schon auftaucht die Gestalt,
Vermummt, mit fliegendem Gewande.

Und näher hallt's. — Entgegen klingt
Vom Brunnenrand ein leises Grüßen —
Dann knickt der Sand — der Mantel sinkt —
Der Sclave kniet zu Myras Füßen. —

Still ist es wieder. — Leis' nur dringt
Ein süßes Flüstern in die Runde —
Schnell fliegt die Nacht. Erblassend sinkt
Schon Stern auf Stern mit jeder Stunde. —

Da, plötzlich, fern, eh's flimmernd tagt,
Schallt dumpf Gestampf und Rossesschnauben,
Und, hui, vorbei zum Lager jagt
Gestreckten Laufs ein Reiterhaufen. —

III.

Im Zelt mit finsterm Antlitz sitzt
Der Scheik. Reich fließt von Brust und Lenden
Der Kaftan nieder. Drohend blitzt
Sein Waffenschmuck rings an den Wänden.

Vor ihm steht Myra. Zitternd schweigt
Ihr Mund, doch rasch wogt auf und nieder
Des Busens Flor, und heimlich schleicht
Manch heiße Thräne in ihr Mieder.

Denn eben klang das harte Wort:
„Ein Häuptling aus dem Land der Serben
„Kam heute Nacht. Er harrt, sofort
„Um deine Gunst sich zu bewerben.

„Mein Wort hab' ich zum Pfand gesetzt,
„Drum laß dein thörichtes Verlangen
„Und sei bereit, als Gatten jetzt
„Den jungen Fürsten zu empfangen.

Noch steht die Maid erstarrt und bleich —
Da klatscht der Scheik laut in die Hände,
Und weitauf rauschen alsgleich
Des Eingangs leichte Seidenwände.

Fern tönt Musik. — Erstirbend hallt
Der letzte Ton. — Es nahen Schritte —
Dann tritt, vom Hermelin umwallt,
Der Serbe in des Zeltes Mitte. —

IV.

Wild tobt der Sturm, der Donner kracht,
Ringsum die Blitze zuckend fliegen —
Da sprengt ein Reiter durch die Nacht,
Es droht sein Roß schier zu erliegen.

Eng hält um Myras Leib den Arm
Der Sclav' im wilden Lauf geschlungen,
Denn jubelnd ist ein Türkenschwarm
Schon nah an ihn herangedrungen.

Da niederzuckt er mit der Faust,
Es blitzt des Säbels scharfe Schneide,
Dann spornt er's Roß, und schnaubend saust
Es pfeilschnell durch die sand'ge Haide.

Doch plötzlich schaudert's, und dann bäumt
Es sich und will nicht von der Stelle:
Dicht vor ihm in der Tiefe schäumt
Und rauscht erzürnt die dunkle Welle.

Schon nah und näher wüthend dringt
Des Serben Ruf — Jetzt aus dem Trosse
Saust wild ein Speer — und niedersinkt
Der Sclave blutend von dem Rosse.

Hinstarrt die Maid — dann tönt ein Schrei —
Dumpf rauscht es nieder in die Wogen —
Der Scheik versteint — An ihm vorbei
Ist Myra in die Fluth geflogen.

Erprobte Unschuld.

Dänische Sage von Louise von Plönnies.

Sie flog dem Freund entgegen
Sie schlang um ihn den Arm.
„Willkomm und Gottes Segen,
Dein Zögern schuf mir Harm.

„Du starrest so bellommen,
Mich an, und so verstört."
Ich hab' im Thing vernommen
Ein Wort, das mich empört!

Ein Wort, das in die Seele
Mir drang wie gift'ger Stahl,
O Traue, deine Fehle
Schafft zweien heiße Qual.

O Traue, die gebrochen
Was sie so heiß gelobt,
Dein Urtheil ist gesprochen,
Die Treue wird erprobt!

„Ob Alle mich verdammen,
Du wirst es nimmermehr!"
Laß sehn, ob in den Flammen
Auch feuerfest die Ehr'.

Da werfen sie Christinen
Den blauen Mantel um,
Sie aber ritt mit ihnen
Zur grünen Haide stumm.

Zwölf Richter sind beisammen
Wohl auf der grünen Haid,
Zwölf Richter die verdammen
Zum Feuertod die Maid.

Sie aber hat erhoben
Zum Herrn ihr Angesicht,
Sie sprach: „o du dort oben
Verwirf mich Arme nicht.

„Du kannst die deinen retten
Aus Sturm und Meeresfluth,
Aus Kerker und aus Ketten,
Und aus des Feuers Wuth!"

Getragen in die Gluthen
Steht sie und zaget nicht,
Die gelb'nen Haare fluthen
Um's rosige Gesicht.

Die Flamme hat Christinen
Kein einzig Haar versengt,
Sie steht so licht umschienen,
Von Himmelsthau besprengt.

Ihr Liebster ruft voll Reue:
Herr Jesu sei gelobt,
Nun ist sie mein auf's neue,
Die Treue ist erprobt!

„Und ist erprobt die Treue
Ist auch die Lieb erprobt,
Ich habe mich auf's neue
In Flammen hier verlobt."

„Nun reicht mir eine Scheere,
Die Locken schneidet ab,
Ich weihe Lieb und Ehre
Dem Heiland bis ins Grab."

All Liebe.

Von **Emmy Freiin von Dincklage.**

In stillen Abendstunden
Hab ich ein trautes, kleines Wort,
Für große Lieb gefunden.
Es sei dein Name nun hinfort:
„All Lieb!“ weil es das Bild dir giebt
Der Treu', die über Alles liebt.

All Lieb'! im Sternenkreise
Da steht es hoch in Flammenschrift,
All Lieb'! so flüstert leise
Das blaue Blümchen auf der Trift.
All Lieb'! es sagt der dieser Stall,
Daß ich dich liebe über all.

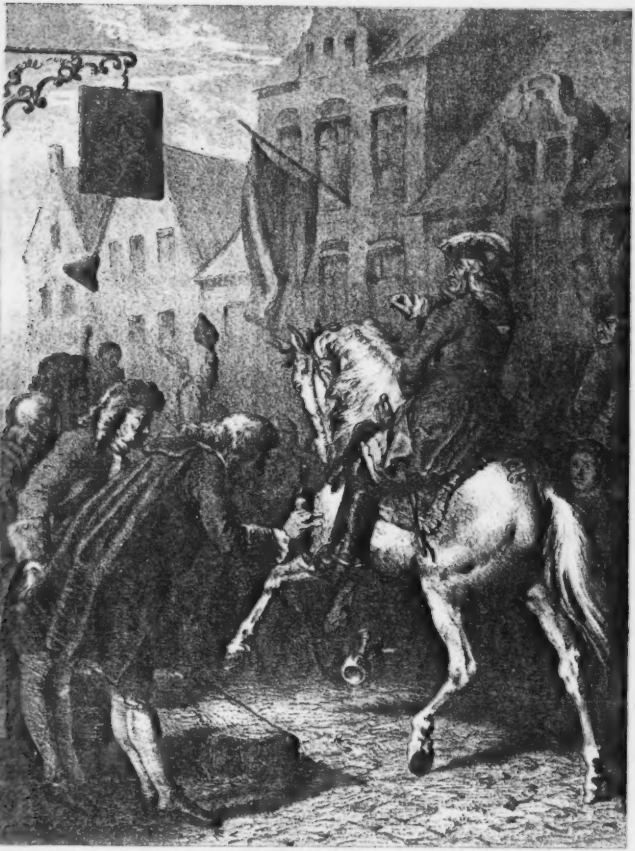
All Lieb'! — Was wir verehren
In Hoffnung und in tiefer Scheu,
Der Preis von Engeschören,
Allweisheit, Allmacht, täglich neu,
All Liebe lieh sie uns empfahn,
All Liebe führt zur Himmelsbahn.

Der Grüneberger Wein.

Von Dr. **Joh. Nepomuk Vogl.**

Illustrirt von Emil Hunten.

In Schlesien wächst auf weißem Kalkgestein
Wie allbekannt der Grünebergerwein.
Dem gleicht kein andrer, wo er auch gedieh,
Und trankst du je ihn, so vergißt du's nie.
Drum ist er auch bekannt nach Recht und Zug,
Am ersten Trunk hat Jeder schon genug.
Ist wo ein Kind, das blos aus Störrigkeit
Nicht zu beschwichtigen, und nur tobt und schreit,
So sagt die Mutter blos: „Gleich kriegst du
Vom Grüneberger!“ und es schweigt im Nu.
Als „Weinmond“ einstens im Calender stand,
Da lief ein kleiner Hund durch's Rebenland,
Der pflückte ein paar Beeren sich im Lauf
Vom reichen Weingehäg', als freien Kauf;
Doch kaum als er die süße Last verschlang,
Er auch hinaus schon auf die Straße sprang,
Und bellte zornig dort den Weinberg an,
Als hab' er, weiß Gott was, ihm angethan.
Frug einstmals einen Klosterbruder dort
Ein Fremder, der zu Gast an jenem Ort:
Ob von dem eig'nen Zuwachs sie wohl auch
Im Kloster tränken, wie es sonst der Brauch?
Versetzte der: Wir trinken unsern Wein
Doch — in der Marterwoche nur allein.
Genug, daß dir die Güte ganz und gar
Des Grünebergers werde offenbar,
Noch ein Ergebniß, das als treu bewährt
Mich eine Schlesier Chronik hat gelehrt.
Kam Prinz Eugen, der edle Rittersmann
Ganz unverhofft in Grüneberg einst an.
D'rob wußten sich die weisen Herrn der Stadt
Nicht gleich im ersten Augenblicke Rath,
Wie zu empfangen sei der große Held,
Von dessen Siegesruhm erfüllt die Welt.
Zu spät schon war's, um draußen auf den Au'n
Ihm eine Siegespforte aufzubau'n,
Noch aufzutreiben war im ganzen Rund
Ein Lorbeerkranz aus leicht erklärtem Grund,
Wie käm' nach Grüneberg des Südens Pracht,
Wo man nur Eisig kocht und Tücher macht?
Da kam der weise Rath denn überein,
Ihm einen Ehrentrunk vom besten Wein
Zu überreichen, und noch kaum gedacht,
Ward ihr Entschluß auch schon in's Werk gebracht.
Der größte Festpokal, gar reich verziert,
Der je im Rathhaussaale hat fungirt,
Ward rasch gefüllt in freudevoller Hast,
Zu honoriren den geschätzten Gast.
Grad als vor'm gold'nen Stern, umringt vom Troß,
Der tapfre Prinz beschreiten wollt' sein Roß,
Erschien das Haupt der Stadt mit seiner Schaar
Und reichte ihm den vollen Römer dar.
Und huldvoll nahm der Feldherr den Pokal,
Und kehrte ihn bei lautem Jubelschall.
Allein, als dieses kaum der Held gethan
Da stutzte er verdutzt die Männer an.
Doch als der Vorstand voll verehrter Scheu
Ihm sollen will den Festpokal auf's Neu,
Wirft Prinz Eugen ihn weg, und ruft: „Halt ein!
Bevor ich wieder trinke cu'ren Wein,
Will lieber ich erobern noch einmal
Die Festung Belgrad, mit Verhau und Wall!“.
Er rief's und jagte fort in wilder Flucht —
Nie hatte Grüneberg er mehr besucht.



Der grüneberger Wein.

Das Mädchen im Mond.

Von Dr. Joh. Nepomuk Vogl.

„O zähme einmal doch den Hang
Nach Geigenschall und Tanz,
Der Rocken bringt, die Tenne nicht,
Den Mädchen einen Kranz."

Die Mutter zu Mariechen spricht's,
Als sie zum Spinnen geht,
„Gewiß, heut' lanz' ich nicht, so wahr,
Der Mond am Himmel steht."

Doch als beim Rädchen nun vereint
Die Mädchen groß und klein,
Ei horch, was schallt zur Stube da
So lieblich nur herein?

Die Burschen aus dem Dorfe sind's
Mit Geige und Schalmei,
Frischauf ihr Mädchen, blond und braun,
Wer ist nicht mit dabei?

Und lustig dreht's im Reigen sich
Hinflattert Rock und Band,
Mariechen säumt zwar noch, doch ach
Schon faßt sie eine Hand.

Der schönste Bursche ist's im Ort,
Den Blick voll hellen Schein's,
Mariechen denkt: „Was schadet's auch,
Ein Tänzchen ist ja klein's."

Doch als vorbei das Tänzchen ist,
Da wurden ihrer zwei,
Und endlich drei und vier. Zu schön,
Erklang ja die Schalmei.

Da dröhnt es zwölf vom Thurm, da stockt
Mit einem Mal der Tanz,
Gespenstig auf die Tänzer schaut
Der Mond im vollsten Glanz.

Und fort nach Hause eilt die Schaar,
Vom ernsten Klang erschreckt,
Wie liegt um's Kirchlein doch der Plan
Als wie mit Schnee bedeckt.

Rings Alles weiß, um Kreuz und Stein
Nur eitles Silber blinkt,
„Nun rasch den Kehraus, weil dazu
So schmucker Tanzsaal winkt."

Und schon auch auf dem Friedhof schallt
So Fidel und Schalmei,
Und lustig dreht sich Bursch und Magd
Mit Schäckern und Jubei.

Doch auch Mariechens Mutter klingt
Der schrille Ton in's Ohr,
Und voll von banger Ahnung rafft
Sie sich vom Pfühl empor.

Und raschen Fußes folgt dem Schall
Das Weib in banger Hast,
Bis sie am Zaun des Friedhofs steht,
Von eis'gem Schreck erfaßt.

Dort ringt die Hände sie und sinkt
Zur Erde, wie zerknickt,
Als sie, im wilden Ringelreih'n
Ihr eig'nes Kind erblickt.

Wie fliegt das fort, wie flattert hin
Ihr Kind, wie weht ihr Haar,
„Mariechen, flieh! O flieh, mein Kind,
Die freveldafte Schaar!"

Doch dieses: „Ei, zu herrlich tanzt
Sich's heut im Mondenschein!"
Und wieder sauft's im wirren Kreis
Dahin auf luft'gem Hain.

Da aber übermannt der Zorn
Das wunde Mutterherz,
Und lauthin zetert sie, die Hand
Gehoben himmelwärts:

„So wollt' ich, daß du fäßest gleich
Im Mond für alle Zeit,
Und spännest für den Frevel dort
In alle Ewigkeit!"

Und sieh, da fährt es wie ein Blitz
Hinab in selbem Nu,
Und reißt Mariechen, sturmbeschwingt,
Der hellen Scheibe zu.

Seitdem an seinem Rädchen sitzt,
Im Mond das arme Kind,
Und leg er nicht, sah Mancher schon,
Wie's drinnen sitzt und spinnt.

So ſitzt Mariechen dort und ſpinnt
Mit trübem Angeſicht,
Denn wie ſie ſpinnt, ſo bleibt doch ſtets
Der Rocken voll und dicht.

Im Herbſt gewahrſt du Fädchen wohl,
Vom Wind dahin geweht,
Das ſind die Rockenfädchen, die
Mariechens Hand gedreht.

Und daß der Aermſten ſei gedenk,
Wem da ihr Loos bekannt,
Wird drum Marienfädchen auch
Das Luftgeſpinſt genannt.

Lied.

Von **Guſtav Reinhart.**

Durch alle Fernen möcht ich ſchweifen
Und künden, daß ich glücklich bin,
Von Baum und Strauch die Blätter ſtreifen,
So ungeſtüm wallt heut mein Sinn,
Denn ſo hat mich ein zitternd Beben,
Ein Wonnerauſch durchglüht noch nie:
Als du mein Himmel, du mein Leben;
Du meine liebliche Marie! —

Im Kampfgewühl, im wildverworrnen,
Hat des Geſchickes herbe Macht
Mir der Enttäuſchung ſcharfe Dornen
Und manche Thräne ſchon gebracht;
Doch was ich Trübes je empfunden,
Heut ſegn' ich Alles, Gram und Müh,
Weil ich dich Herrliche gefunden,
Dich meine liebliche Marie!

Nun darf ich richten meine Blicke
In's wirre Leben froh hinaus;
Ich weiß, im Leide und im Glücke
Ein treues Herz hält mit mir aus.
Nicht ſchwank' ich mehr auf tauſend Wegen,
Ein helles Licht ſtrahlt ſpät und früh
Mit mildem Glanze mir entgegen:
Du meine liebliche Marie!

Du dornenloſe, lichte Blume,
Die meinen Pfad ſo reich verſchönt,
Ach! daß doch ſtets zu deinem Ruhme
Zu ſchwach mein armes Lied ertönt.
Doch, was ich fühl' im Herzensgrunde,
Das künden Reim und Worte nie,
Sieh! jeder Herzensſchlag giebt Kunde:
Mein Glück, mein Stern biſt du Marie!

Aus weiter Ferne.

Von **Ludwig Foch.**

Farbenreich ſpannt ſich der weite Bogen
Ueber Stadt und Land und Berg und Au'n,
Und der Knabe kommt daher gezogen,
Will den Anfang und das Ende ſchau'n.

Springt's doch hell und klar aus jenem Thale,
Fällt's doch ſichtbar in den grünen Grund,
Holen will ich mir die goldne Schaale,
Die am Ende ſteht ſo blank und rund.

Und die kleinen Engel will ich ſprechen,
Die des Weges zieh'n ſo ſtill und ſchön,
Sollen mir die zarten Blumen brechen,
Die am Rande bunt und ſchimmernd ſtehn.

So der Knabe. Und der Vater dachte,
Froh bewegt, wohl ſeiner eignen Zeit,
Als er ſelbſt noch ſpielte, ſprang und lachte,
Ihrer, die ſo fern ihm lag und weit.

Holde Zeit! gleich Tönen ſanfter Klagen,
Die der Windſtoß durch die Felder trägt,
Die den Wandrer ernſt und leiſend fragen,
Ob ſein Herz noch für die Heimath ſchlägt.

Lauſchend ſieht er wohl und will ergründen,
Ob es Täuſchung, ob es Wahrheit war,
Will Geſtalten in den Tönen finden,
Ahnen will er, was die Zeit gebar.

Der bezauberte Berg.

Sage von Langen-Wolmsdorf in der Nähe der alten Bergfeſtung Stolpen in Sachſen.

Von **Julius Schanz.**

Der Berg lag glänzend im Sonnenſchein
In brennender Mittagſtunde,
Der Hirtenknabe ſaß auf dem Stein,
Die Flöte ruht' ihm am Munde.

Er ſpielt' ein Lied, o ſo wundervoll!
Und ſchaute zum Thale hinüber,
Der Bach, der vom nächtlichen Regen ſchwoll,
Schoß brauſend an ihm vorüber.

Und wie er ſaß und der warme Wind
Die Erlenblätter bewegte,
Da war es, als ob eine Hand gelind
Ihm auf die Schulter ſich legte.

Dem Knaben ſchauert's durch Mark und Bein
Und er wandte ſich um erſchrocken:
Da ſtand ein holdſeliges Mägdelein
In langen goldenen Locken.

Ihr weiches Gewand war dünn und klar
Wie Nebelrauch auf den Wieſen,
Sie ſchaut auf ihn nieder ſo wunderbar
Mit holdem, minnigen Grüßen

Sie ſchaut ihn an ſo unverwandt —
Dann über den Roſen hin ſchwebend,
Winkt nach ſie ihm mit der weißen Hand,
Und er folgt ihr zitternd und bebend.

Die Wieſenblumen neigten ſich kaum,
Die ſie ſtreift mit ihrem Kleide,
Bis ſtille ſie ſtand an des Baches Saum
An einer hängenden Weide.

Gegenüber war eine Felſenwand,
Hell von der Sonne beſchienen,
Sie ſtreckte nach ihr die weiße Hand
Mit angſtvoll flehenden Mienen.

Und wie er ſie anſchaut mit zagendem Sinn,
Befahl er dem Herrn ſeine Seele,
Auf that ſich der Fels und er ſah darin
Eine weite, leuchtende Höhle.

Und eine ſchwarze Tafel entlang
Da ſaßen zwölf ſchwarze Geſellen;
Der Jungfrau Blick ſprach flehend und bang:
„O trage mich hin durch die Wellen!“

Und er maß mit dem Auge den ſchäumenden Bach,
Durch den er oftmals geſchwommen,
Da ward ihm ein altes Märchen wach,
Das er einſt als Knabe vernommen.

Und es faßt ſein Herz mit Allgewalt,
Wie brennender Liebe Gluten,
Er umſchlingt mit den Armen die bleiche Geſtalt
Und ſtürzt ſich mit ihr in die Fluten.

Doch es packt ihn der Wirbel, wie kühn er auch rang,
Stromabwärts trieb ihn die Welle.
Müd war ſein Arm, der die Maid umſchlang,
Verloſchen die leuchtende Helle.

Zuſammenſchlug krachend das Felſenthor
Und es faßt ihn ein tödtlich Ermatten,
„Noch hundert Jahre!“ — klang's an ſein Ohr
Und die Jungfrau verſchwand wie ein Schatten.

Um Mitternacht wacht' er am Ufer auf,
Kalt ſchien der Mond auf ihn nieder;
Oft ging er fortan den Berg hinauf —
Die Jungfrau ſah er nicht wieder.

Mein Herz, das dich liebt.

Von **Emmy Freiin von Dincklage.**

Mein Herz, das Dich liebt, o ſuch es nicht hier,
Mein Herz, das Dich liebt, o fühl es bei Dir!
Und haſt Du's vernommen,
So heiß es willkommen,
Gieb ihm die Ruheſtatt,
Die ſich erwählet hat
Mein Herz, das Dich liebt.

Mein Herz, das Dich liebt, Du haſt es begehrt,
Mein Herz, das Dich liebt, glaub Deiner es werth,
Wohl mußt' es erkennen
Im Finden und Trennen,
Alles von dannen eilt,
Eins nur beſteht und weilt:
Das Herz, das da liebt.

Speier.

(1330.)

Von J. L. K. Fr. Seyffardt.
Illuſtrirt von A. Beck.

Auf der Straße nach Speier zieht eine Schaar
Gewappneter Ritter und Knechte,
In der Hand die Lanze, an der Seite das Schwert,
In Eiſen gehüllt ſo Reiter wie Pferd
Als ging' es zum Gefechte.

Und wo ſich ſchlängelnd die Straße ſenkt
Allmälig vom buſchigen Hügel,
Beim Rechholz, dem ſchmalen, ſtruppigen Wald,
Machen die Ritter und Knechte Halt
Und ſchwingen ſich aus dem Bügel.

Und jeder nimmt ſein Pferd beim Zaum
Und führt es ſeitab dem Wege
Durch's junge Gehölz in den Wald hinein,
Ueber feuchtes Moos und verwitterten Stein
Auf ſelten betretenem Stege.

Und wo das Dickicht die Reißigen birgt
Vor dem Wand'rer auf der Straße,
Verborgen im heimlichen, ſchattigen Wald
Lagern die Ritter im Hinterhalt
Auf nie gemähtem Graſe.

Hoch ſtand die Sonne um Mittag ſchon
Da nahten ſich neue Degen,
Raſch ſprangen die lagernden Ritter auf
Und eilten zum Gruße mit frohem Glückauf
Den neuen Kumpanen entgegen.

„Glückauf und willkommen, Herr Berthold Fuchs,
Herr Bürgermeiſter von Speier,
Wie ſteht es in dem rebellichen Ort,
Sagt iſt unſer Anſchlag noch immer dort
Bedeckt mit ſchützendem Schleier?“ —

„Nichts ahnet die Stadt, vielwehrte Herr'n,“
Entgegnet der Bürgermeiſter,
„Das Bürgerpack, das ſich mündig wähnt
Und gegen uns Oxlen ſich aufgelehnt,
Wird frecher täglich und dreiſter.“

„Habt Dank, daß Ihr alle gekommen ſeid,
Die frechen Rebellen zu ſtrafen,
Das Hafenpfuhl-Thor iſt unbewacht,
Wir zieh'n dort hinein um Mitternacht,
Wenn ſicher die Bürger ſchlafen.“

„Und halten Gericht mit Feuer und Schwert
Und züchtigen die freche Meute,
Wir machen der Pöbelwirthſchaft ein End',
Beſeſtigen das alte Regiment
Und theilen uns in die Beute!“ —

Das war den Herr'n willkommene Mähr,
Froh jubeln die Edelleute:
„Dem ſchuldigen Bürger wird Gnade nicht,
Wir Ritter halten ſtrenges Gericht
Und theilen uns in die Beute!“ —

Ein Acker begrenzt das kleine Gehölz,
Wo die Ritter jubiliren,
Ein Bauer ſchreitet dort hinter dem Pflug
Und zieht die Furchen Zug um Zug
Mit ſeinen breitköpfigen Stieren.

Er ſah am frühen Morgen ſchon
Die erſten Reiſigen kommen,
Und als er um Mittag hart beim Wald
Den Acker pflügte, hat er alsbald
Die drohenden Worte vernommen.

Er zieht die Furche, als hätte er nichts
Gehört und nichts geſehen,
Zu Ende biegt um die Ecke er dann
Und wo keiner der Ritter ihn ſehen mehr kann,
Da läßt er die Stiere ſtehen.

Da läßt er die Stiere ſteh'n und den Pflug,
Die mühſam erworbene Habe,
Und ſchürzt ſich raſch zum fürbaß Geh'n
Und gönnt ſich nicht Zeit die Hand zu verſeh'n
Mit förderndem Wanderſtabe.

Und er eilet quer über Wieſe und Feld,
Zu gewinnen den Weg nach Speier:
„Du ſollſt nicht verderben, du herrliche Stadt,
Die ſo oft den Bauer geſchirmt ſchon hat
Gen adlige Plager und Träuer!“ —

Und er rannte gradaus durch Saat und Geſtrüpp
Und ſprang über Hecken und Gräben,
Bis daß er den großen Heerweg gewann,
Drauf eilt er weiter und hält nicht an,
Im rüſtigen Vorwärtsſtreben.

Der Weg iſt lang — ſchon lechzet er müd,
Noch kann er das Ziel nicht erblicken,
Wohl ruft manch Wirthsſchild ihn freundlich zu Gaſt,
Doch er eilt vorbei und gönnt ſich nicht Raſt,
Mit Labtrunk ſich zu erquicken.

Schon ſinket die Sonne — da ſieht er die Stadt
Und hört ihre Glöcklein läuten,
Wohl hat er an's Veſpergebet gedacht,
Doch er hat keine Zeit zum Knien und er macht
Das Kreuz nur im Weiterſchreiten.

Schon dämmert es nächtlich: — „Jeſus, Marie,
Laß zeitig die Stadt mich erreichen!“
Getrieben von Todesangſt, keucht er daher
Und ſtrauchelt erſchöpft und athmet ſchwer
Und fühlt ſeine Kräfte weichen.

Die Stadt iſt ganz nah' — er ſammelt ſeelmuth
Der Kräfte letzte Reſte
Und ſchleppt ſich mühſam durch Speier's Bann
Und endlich erreicht der halbtodte Mann
Die heißerſehnte Feſte.

Und er keucht durch's Thor und er wankt und ſchwankt
Und er kann nicht weiter gehen
Und den Erſten, den er ſieht im Ort,
Winkt er und lallt mit gebrochenem Wort,
Was er gehört und geſehen.

Und kaum hat er ſtammelnd und athemlos
Bericht vom Anſchlag gegeben,
Da quillt ein Blutſtrom aus ſeinem Mund
Und taumelnd ſtürzt er hin auf den Grund
Und blutend verhaucht er das Leben.

In Speier wirbeln die Trommeln alsbald
Und die Glocken läuten vom Thurme,
Verſperrt iſt das Thor, beſetzt wird der Wall,
Bereit ſind die Bürger dem Ueberfall
Zu begegnen und dem Sturme.

Und als die Ritter um Mitternacht nah'n,
Die ſchlafende Stadt zu beſchleichen,
Empfängt ſie der Bürger ſo unſanft und grauß,
Daß ſie nach kurzem, erbittertem Strauß
Mit blutigen Köpfen entweichen.

Frühling.

Von **Joſephine von Stengel**, geb. **von Manbach**.

Es ſchreibet der harrenden Erde
Der Frühling das ſchönſte Gedicht,
Verkündet's in neueſten Blättern,
Wer kennt die Broſchüre wohl nicht?

Aus Wäldern, Gärten und Wieſen
Sucht ſeine Verleger er aus,
Dort kommen die Frühlings-Gedanken
In herrlichem Einband heraus.

Erſcheint in unzähligen Heften,
Wer wünſchte nicht ein Exemplar,
Und abonnirte nicht gerne
Auf's künftige blühende Jahr?

Auf jeglichem Blatte ein Verschen,
Das Ganze im herrlichen Schmuck,
Der Frühling im Originale
Erſcheinet im farbigen Druck.

Verſtändlich für alle Gemüther,
Was Styl und die Sprache betrifft,
Es leſen beſonders die Kinder
Die große, die deutliche Schrift.

Die luſtigen Vögelein aber
Sie ſetzen das Lied in Muſik,
Nun ſinget die Erde den Frühling
Und jubelt im bräutlichen Glück! —

Nachklänge.

Von **Hermann Kette**.

Wie das Kind, wenn's geweint hat,
Sind die Augen ſchon zu,
Im Schlafe noch ſchluchzet
Und kommt nicht zur Ruh';

Wie die See, wenn's geſtürmt hat,
Iſt der Sturm ſchon gebannt,
Noch lang' ihre Wellen
Hintreibet zum Strand;

So das Herz, wenns geliebt hat,
Noch wogt es gelind
Und ſchluchzet noch lange
Im Traum, wie ein Kind.

Der Fiſcher.

Von **Ludwig Bund.**

Die Sonne ſank blutig in's ſilberne Meer;
Da eilte mit Netzen beladen daher
Ein blühender Fiſcher, halb Kind noch, halb Mann;
Ein Kind an Gefühlen, ein Mann wenn er ſann. —
Minuten nur gönnt er am Strande ſich Raſt.
Er lichtet den Anker, prüft Segel und Maſt.
Die Mutter ſteht ferne und winkt ihm Ade,
Und ſiehe, da fährt er ſchon hoch auf der See.
Die Ruder bewegt er mit kräftiger Hand,
Die Kreiſe im Waſſer zieh'n düpfend zum Strand;
So eilt er von dannen, als gält's eine Flucht,
Weit muß er hinüber zur fiſchreichen Bucht. —
Im Oſten ſteigt glänzend der Vollmond herauf;
Da hemmt er des Nachens beflügelten Lauf.
Er löſet der Netze geſeſſelten Bund,
Und ſenket ſie leiſe hinab in den Grund.
Drauf lehnt er ſich träumend zurück in den Kahn;
Er blicket zum Mondlicht und mißt ſeine Bahn.
Es ſprühen die Fluthen im bläulichen Schein;
Er fühlt ſich ſo ſelig, er fühlt ſich allein.
Er träumt von der Liebe, die nie er gekannt,
Die oft ihm die Mutter ſo zaubriſch genannt;
Er träumet von Heimath und häuslicher Luſt,
Faſt ſpringt ihm vor Wonne die ſehnende Bruſt. —
— Da hebt aus dem Waſſer ein Weib ſich empor,
Wie nimmer ſein Auge geſeh'n es zuvor:
Die Wange war leuchtend, das Auge tiefblau,
Die Lippe ſo lieblich, wie Roſen voll Thau,
Die Locke geringelt, wie flüſſiges Gold,
Die Stimme wie Harfengruß flüſternd und hold.
Ein Schleier umwallte die hohe Geſtalt.
Den Fiſcher erfaßt es mit Zaubergewalt.
Er läßt ſeine Netze, er ſieht nur das Weib;
Das wiegte verlockend den ſchnerigen Leib.
Und wie ſchon das Auge gefeſſelt ihm iſt,
Umſponnt es das Ohr ihm mit ſiegender Liſt;
Es haucht in die Nachtluft das ſchmelzende Lied.
Das ſüß und verwirrend den Fiſcher durchzieht:
„Ich bin des Meergotts erkorene Frau!
„Doch iſt er veraltet, ſein Bart iſt grau.
„Komm mit mir hinunter und theile mein Reich!
„Mein Scherz macht dich munter, mein Arm iſt weich!
„Bei mir ſollſt du wohnen im prächtigen Schloß,
„Bei Nacht und bei Tage mein eing'ger Genoß'.
„Ich liebe dich glühend! komm mit mir hinab!“ —
Sie ſang noch, da ſtürzt' er in's wogende Grab. —
Die Meerfrau erfaßt ihn mit loſendem Arm;
Sie küßt ihm die Lippe, die zuckende, warm.
Sie hält ihm umſchlungen die kräftige Bruſt;
Er ſchließet die Augen in ſeliger Luſt. —
Ein Strudel im Waſſer nur zeigt noch die Spur,
Wohin ſie ihn trägt zur koralligen Flur;
Und tief aus dem Grunde erbebte ein Ton,
So ſeltſam wie Freude und wieder wie Hohn.
Dann ſank auf die Wogen die Ruhe der Nacht;
Die Mutter im Hüttchen hielt einſame Wacht. —

Sternſchnuppe.*)

Sage aus den Karpaten von **Barth. Julian Marſchall.**

Vom Stamme der Huzulen irrt
Im Wald ein Jüngling, bleich — verwirrt.
Die holde Maid, die er verehrt
Hat Gegenliebe ihm verwehrt.
Sein Auge ſchaut in milder Nacht,
Wie flehend auf zur Sternen-Pracht.
Ein Stern ſo hell entgegenblinkt
Und endlich vor ihm niederſinkt.
Verwandelnd ſich zum Geiſt der Luſt,
Der mitleidvoll und lockend ruft.
Er ſieht vor ſich ein reizend Weib
Mit wunderbarem ſchlanken Leib.
Die ſchönſte Wellenform hier prangt
Des Auges Gluth nach Gluth verlangt.
Unwiderſtehlicher Gewalt
Zieht jenen hin zu der Geſtalt.
Ein heißer Kuß ſie bald vereint,
Und beider Mund nur einer ſcheint.
Entzücken ſaugt ſie ſüßberauſcht,
Und Kuß auf Kuß wird ausgetauſcht.
Vor Eos hellem Morgenlicht
Der Zauber erſt zuſammenbricht.
Wie ſie im Perlenthau zerfließt,
Der Sehnſucht Thränen er vergießt.
Und matt fühlt er die kranke Bruſt,
Zum Todeskuß ward ſeine Luſt.
Die Lippe welkt, ſein Hauch entleiht,
Denn Letareza hat bei ihm geweilt.

*) Nach einer Sage der Huzulen verwandeln ſich die fliegenden Sterne in einen böſen Geiſt, den ſie Letareza nennen.

Der Lenz kommt an!

Von Carl Oberleitner.

Herauf zum Licht, ihr Falter, Käfer, Mücken,
Der Lenz ist auf der Reise nach dem Norden!
Die Blumen fangen an sich schon zu schmücken,
Mit bunten Kronen, Ritterspurn und Orden.

Besteht nur eure Hörner, eure Flügel,
Ganz krumm gebogen von dem langen Schlafe,
So dürfet ihr umlagern nicht die Hügel,
Gewiß! man ließ' euch summen nicht zur Strafe.

Was soll dies Zucken, Strecken eurer Füße,
Seid ihr doch sonst nicht faul beim Honigraube?
Putzt ihr den Rüssel auch so lang, wenn Nüsse
Vom Baume fallen, frischer Thau vom Laube?

Und ihr, sonst schmucken Blumen-Cavaliere,
Blast fort den alten Staub von euren Schwingen,
In Gold, mit Perlen fliegt man in Reviere,
Wo frische Rosen duften, Vögel singen.

Seht nur, wie allbezwingend dort die Sonne
Mit heißen Flammenblicken von den Bergen
Zerlumpte Schneetrabanten scheucht: zur Wonne
Des All's verjagend flolz des Winters Schergen.

Der Winter muß sein Zelt zusammenraffen,
Und fliehen in die dunklen Gletscherschluchten,
Dort schmiedet er im Groll sich neue Waffen
Zum Raubzug in die Thäler, in die Buchten.

Johanniswürmer und Laternenträger
Herbei! kriecht aus dem tiefen Schacht der Erde.
Schnell! Leuchtet vor! — es hüpfen auf die Jäger,
Und über Gras und Stein die grünen Pferde.

Man hört im Wald die Glockenblumen läuten,
Und sieht heran die Blumenmädchen schweben.
Ihr wißt doch, was die Alles zu bedeuten? —
Der Lenz kommt an, — heilt aus ein neues Leben. —

Herauf zum Licht, ihr Falter, Käfer, Mücken!
Heraus aus eurer Kluft! — Der Lenz will allen
Fünf neue Monde schenken zum Entzücken,
Laßt mit den Lerchen denn sein Lob erschallen!

Bergfahrten.

Von Ludwig Bowitsch.

I.

Ich wand're einsam weit und weiter
Auf steilen Felsen meine Bahn —
Die Wehmuth nur ist mein Begleiter
Und steigt mit mir den Berg hinan.

Nun faß' ich auf dem hohen Firne,
Im Grunde rauscht des Quells Gebraus;
Ich werf' das Haar aus meiner Stirne
Und blick' in's off'ne Land hinaus.

Wo sind sie, die auf diesen Moosen
An meiner Seite einst geruht?
Wo ist sie, die die Alpenrosen
Beschämt mit ihrer Wangen Glut?

Ich weiß es nicht — sie wandeln ferne —
Behüte Gott sie mildiglich! —
Ich grolle nicht, doch wüßt' ich gerne,
Ob sie auch denken noch an mich!

II.

Ich trete hinaus an des Berges Rand —
Dumpf krachen die Felsenschollen —
Zu meinen Füßen dunkelt das Land
Mit all' seinem Werden und Grollen!

Ich blicke empor in den Sonnenschein,
Und faß' einen alten Becher —
Wie mundet der feurige Alpenwein
Dem stillen, einsamen Zecher!

Der erste Pokal gilt Jugend dir!
Noch beg' ich dich im Gemüthe:
Und beteet du Sturm auch und Schauer mir —
Du warst doch die Zeit der Blüthe.

Euch Freunden bring' ich den zweiten Krug!
Und zieht auch der Raum [illegible] Schranken,
Umhüllet manchen das Leichentuch —
Ich umarm' Euch in meinen Gedanken! — —

Verfliegt ist der Wein — wie ehr' ich zur Stund'
Das Schönste im Erdengetriebe? — —
Eine Thräne zerfließt auf des Römers Grund —
Diese Thräne weih' ich der Liebe!

An meinen kleinen Sohn.

Von **Heinrich Zeise.**

Mein Knäblein süß, mit Wangen rund,
Mit goldgelocktem Haar,
Wie lächelt wunderhold dein Mund,
Wie blitzt dein Auge klar.
Du greifst nach jedem gold'nen Stern,
Der durch das Fenster blickt,
Du spielteſt mit dem Monde gern,
Der dir entgegennickt.

Du kletterſt auf des Vaters Schoos,
Und dünkſt dich ſchon ein Mann,
Du blickſt mit deinen Augen groß
Mich freundlich lächelnd an.
Noch ſteht die Unſchuld hell und klar
Dir auf dem Angeſicht,
O, bliebe ſie dir immerdar,
Mein Herz und Augenlicht!

Doch glaube mir, einſt kommt die Zeit
Dann ruft auch dich die Welt,
Dann ſei, wie jetzt, in Sturm und Streit
Ein ganzer Mann und Held.
Nach andern Sternen greift die Hand
In voller Jugendkraft,
Die Bruſt durchwogt ein heil'ger Brand,
Der himmelan uns rafft.

Einſt kommt die Zeit, da wirſt auch du
Im Kampf des Lebens ſteh'n,
Dann fliegt dein Geiſt der Kindheit zu,
Den frommen Stern zu ſeh'n.
O hüte ihn, ſo lang du's kannſt,
Erhalt' ihn licht und rein,
Dann wirſt du, wenn du dich ermannſt,
Im Kampf ſtets Sieger ſein.

Und wenn bereinſt mein Haar erbleicht,
Das Herz ſich ſehnt nach Ruh,
Dann ſchließeſt deine Hand vielleicht
Das müde Aug' mir zu.
Das iſt, mein Sohn, der Zeiten Lauf,
Bergan geht's und bergab,
Es ziehn ſtets neue Sterne auf,
Und andre zieh'n hinab.

Dann hältſt auch du vielleicht im Arm
Ein Knäblein, friſch und rund,
Du herz'ſt es innig, herz'ſt es warm,
Und küſſ't es auf den Mund.
Die Zähre mir im Auge ſieh,
Die ſtillem Glücke rann,
Nun ſchwing' dich jauchzend mir auf's Knie,
Und reite, kleiner Mann!

Die Spinnerin im Monde.

Von **Louis Würpel.**

In Mibeliß unter der Linde,
Da halten die Todten Raſt,
Doch über ihre Gräber
Fliegt's lärmend in wilder Haſt.
„Marie, ſchon iſt es Mitternacht,
„Daheim die kranke Mutter wacht,
„Halt' ein, halt' ein, Marie!"

Und wieder tönet die Fiedel,
Die Pfeifen gellen darein,
Das iſt ein ſchauriges Liedel
Und gar ein wilder Reih'n.
„Marie, nun iſt die Mutter todt,
„Geh' heim, geh' heim, ſonſt gnade Gott
„Dir, armes Kind Marie!"

Dumpf hallen die Sterbeglocken,
Da greifen in wildem Graus
Die Mädchen nach Rädern und Rocken
Und fliehen entſetzt nach Haus.
„Was eilſt du, Marie, durch Nacht und Wind?
„Schnell traf der Mutter Fluch das Kind.
„Weh dir, weh dir, Marie!"

Die Mutter ſchläft unter der Linde —
Doch nächtlich im Monde ſpinnt
Marie, und aus dem Auge
Manch helle Thräne rinnt.
„Heut iſt Marientag, da ſtreut
„Vom Mond hernieder auf Wald und Haid
„Ihr Seidengeſpinnſt Marie!"

Des Teufels Bekehrung.

Von **Alex. Kaufmann.**

Zu Hildesheim da lebt' ein Greis
In frommer, priesterlicher Weis',
Ein Mann so recht nach Gottes Herzen.
Das mußt' den leid'gen Satan schmerzen,
So daß er oft den frommen Mann
Trat mit Versuchungskünsten an;
Der aber ist ihm nie erlegen,
Wirkte vielmehr mit vollem Segen
Und schützte vor dem Ränkeschmied
Sich selbst und manch Gemeindeglied.

Einst war an Tag recht drückend heiß,
Stark Dürsten kam dem frommen Greis;
Er dacht' bei sich. „Am Dom die Schenke
Führt immer leidliches Getränke;
Ich will ein Schöpplein dort verzehren,
Zur Freude mir und Gott zu Ehren!"

Die Schenke war so still und kühl,
Da draußen war's so dumpf und schwül;
Das Schöpplein trank gar bald sich leer.
Der Alte sprach: „Es schmeckt nach mehr!
Ein Gläschen noch, was könnt' es schaden?
Die Sünde darf ich auf mich laden —
Wie sanft und süß geht's doch zu Munde!"

Das roch alsbald der schlimme Kunde
Und lacht vor Lust: „So wär dem Frommen
Sein schwaches Stündlein auch gekommen!"
Er kehrt als schmucker Kriegsgesell,
Doch wohl verdeckt sein Fußgestell,
In jenem selben Wirthshaus ein.
Da wundete auch ihm der Wein,
Er trank und trank und warf dazwischen
Manch listig Wort, den Greis zu fischen;

Der aber ließ sich nicht erwischen
Und lobte nur den kühlen Saft
Und Gott den Herrn, der ihn erschafft.

Der Teufel denkt: „Dem heil'gen Mann
Thät's meine Alte selbst nicht an,
Des Satans Kunst geht hier zu End —
's ist ärgerlich! Doch sapperment,
Der Wein ist gut: Von diesem Naß,
Herr Wirth, nur gleich ein volles Faß,
Dieweil dies besser wundet mir
Als Cyperwein und Malvasier!" —
„„Nicht wahr, hub hier der Priester an,
Dies Weinchen hat's Euch angethan?
Ich mein', wenn das der Böse tränke,
Er müßte Gott für solch Getränke
Laut danken und es würd' einmal
Der ersten Freude warmer Strahl
Sein hartversteintes Herz erweichen.""

„Wahrhaftig, Glatzkopf! Nie des Gleichen
Fühlt' ich wie heut — ein Schelm, wer lügt!
Ich bin bewegt und bin vergnügt!
Doch macht der Trunk verteufelt heiß —
Stoßt an, Herr Pfaff!" — Da schlägt der Greis
Ein mächtig Kreuz, es muß mit Grollen
Sich der betrunkne Teufel trollen,
Doch schied er diesmal nicht wie sonst
Mit einem Pröbchen jener Kunst,
Worinnen, wie Ihr Alle wißt,
Der Teufel so erfahren ist.
Drum sag ich wohl mit Recht: Der Wein
Soll immerdar gepriesen sein:
Glückt's je, den Teufel zu bekehren,
So glückt's durch ihn, — den Wein in Ehren!

Schneelandschaft.

Von **Ludwig Fogler.**

Kein Leichentuch, ein Festgewand
Scheint mir dies Schneegefilde,
Es gleicht das weite stille Land
Der Jungfrau bleichem Bilde.

Es harrt die bräutlich bange Flur
Dem Busen Lenz entgegen,
Doch schmückt sie sich für ihn erst nur,
Naht ihr der Ehe Segen.

Dann führt sie ihm frohlockend vor
Die lieben Kinder alle,
Daß rings die Luft in vollem Chor
Erbraus't vom Jubelschalle.

Jetzt schauet sie erwartend an
Die Braut im weißen Schleier:
Wenn der vor unserm Blick zerrann,
Beginnt die Hochzeitfeier!

Waldeinſamkeit.

Von W. Herchenbach.
Illuſtrirt von E. Krüger.

Wie ſtumme Tempelſäulen ragen
Die mächt'gen Stämme aus dem Moos;
Die regungsloſen Wipfel tragen
Geheimnißvolle Ruh im Schooß.

Kein Hauch, kein Laut! — In Aſt und Zweigen
Da ſchläft es, wie ein banger Traum,
Es iſt, als pflanzte ſich das Schweigen
Im tiefen Wald von Baum zu Baum.

Als ſchritt mit wehendem Gewande
Ein Engel in die Nacht hinaus,
Als hauch' auf fernem Meeresſande
Ein Wellchen ſeine Seele aus.

Am Boden zwiſchen Dorn und Ranken
Ein üppig, blüthenreiches Kraut,
Und nirgends Nicken, nirgends Schwanken
Wie's gern ein Dichterauge ſchaut.

Doch dieſe heil'ge Waldesſtille
Iſt nicht des Todes ſtarre Ruh,
Es iſt, als drängt' ein mächt'ger Wille
Dem Denken und dem Handeln zu.

In Moos und Flechten brütet leiſe
Ein wunderſamer Waldesduft;
Es ſchwellt und dehnt geheimer Weiſe
Der Odem Gottes rings die Luft.

Im Dorngeſtrüpp, in rother Haide
Webt ſtill verborgen eine Hand
Von zarter, ſonnig glüh'nder Seide
Dem Wald ein ſtrahlendes Gewand.

Die Sonne ſinket und es dunkelt
Auf weitem, baumbedecktem Plan,
Der Wiederſchein des Abends funkelt
Die hohen Stämme warm hinan.

Und wie ſie aus dem Dunkel ſtreben
Erweitert ſich des Schauers Geiſt,
Und aus dem Tode quillet Leben,
Das über Kron' und Wipfel kreiſt.

Ein Mönch mit ſtill verlornem Sinnen
Sitzt tief in Waldes Einſamkeit,
Gedanken zieh'n, Gedanken ſpinnen
Ein Netz aus längſt verharrſchtem Leid.

Es ſchweben vielerlei Gebilde
An ſeiner Seele Blick vorbei,
Doch eins nur iſt ein Bild der Milde,
Die andern Blut und Kriegsgeſchrei.

Ihm deucht, er ſeh' in duft'ger Bläue
Ein liebeſtrahlendes Geſicht,
Aus deſſen Augen glüh' die Treue,
Die in des Herzens Tiefen bricht.

Ein Lächeln auf dem ſüßen Munde,
So ſchwebt ſie winkend erdenwärts,
Und ach, der Mönch gedenkt der Stunde,
Wo noch ein heller Born ſein Herz.

Das ſind dieſelben blonden Locken,
In denen er ſo oft gewühlt,
Die Wangen, die er ſüß erſchrocken
So oft an ſeiner Stirn gefühlt.

O könnt' er ewig ſeh'n und ſchauen
Dies holde Bild aus ferner Zeit,
Er wollte neut Himmel bauen
Aus ſeinem längſtverharrſchten Leid.

Doch bald in ſtiller Erkerkammer
Gewahrt er einen Todtenſchrein,
Und drinnen liegt, o Herzensjammer
Die minnigliche Blume ſein.

Und als der Mönch im Todtenſchreine
Die jugendfriſche Maid geſchaut,
Da fiel der large Thränen eine,
Die nur ein Männerauge thaut.

Alsbald erhob ſich in den Zweigen
Ein Flüſtern und ein leiſes Wehn,
Es war, als tanzten einen Reigen
Die guten Geiſter ungeſehn.

Der Mönch mit tiefgeneigtem Haupte
Verließ die grüne Einſamkeit,
Und als der Herbſt den Wald entlaubte,
Begrub man ihn und auch ſein Leid.

Er liegt an jenem Buchenbaume,
Wo unterm dichtgewölbten Dach,
Sein Herz im ſüßen Liebestraume
So oft von ſeiner Bertha ſprach.

Der rheingauer Selbſtmörder.

Von **Alex. Kaufmann.**

Illuſtrirt von E. Reimer.

Es war ein rechter Brenner,
Ein ächter Weinprophet,
Der beſte Probenkenner,
So weit das Rheingau geht:

Dem kamen ſchlimme Zeiten,
Zu ſchwer rann ihm das Blut;
Den Tod ſich zu bereiten,
Erwog ſein düſt'rer Muth.

Doch wie? „Es ſchmerzt unſäglich,
So Einer ſich erſtickt;
Sich hängen iſt alltäglich —
Nein, ich erhäng mich nicht!

In's Waſſer könnt' ich laufen?"
Ein Schauder faßt den Mann.
„Will doch 'nen Strick mir kaufen
Beim Seiler nebenan.

Man ſagt, es ſei vergnüglich
Und währte nicht zu lang." —
Da lief er unverzüglich
Und kaufte ſich den Strang.

Den hat er wohl beſtrichen,
Mit Oel ihn weich gemacht,
Und iſt hinabgeſchlichen
In ſeines Kellers Nacht;

„Im Keller will ich ſcheiden,
Iſt leer auch Faß bei Faß;
Es ſänftigt ſchon mein Leiden
Der Traum vom ſüßen Naß.

Am höchſten meiner Hähne
Befeſtigt wird der Strang" —
Ach, Thräne rinnt auf Thräne
Bei ſolchem Schmerzensgang!

Doch wand er um den Hahnen
Den Strick mit feſtem Muth;
„Was kommt mir für ein Ahnen?
Ich rieche Rebenblut!

Wär noch ein Reſt geblieben?"
Da dreht er an dem Hahn,
Und mächtig kommt's getrieben —
„O heilger Sanct Urban!

Das quillt ja wie ein Bronnen,
Das duftet wunderbar!
Jetzt heißt es ſich beſonnen,
Ob ich hinüber fahr'!

Das iſt ja voll bis oben!
Wie ſüß die Düfte weh'n!
Herr Gott, dich muß ich loben:
Ein Wunder iſt geſchehn!

Nicht lab' ich meinen Erben
Dies hochgeweihte Naß,
Ich trink' vor meinen Sterben,
Auch noch mein letztes Faß!

Den Strick will ich verſenken,
Ich treib' ihn durch den Spund,
Und dann mich erſt erhenken,
Find' ich ihn auf dem Grund."

Der Strick ſank in die Fluthen,
Der Alte trank und trank,
Zu neuen Lebensgluthen
Weckt ihn der Unmuthszwang.

Es war, all ob allmälig,
Sich hell' der düſt're Raum —
Ihm aber ward ſo ſelig,
Als nahe ein Jugendtraum:

„Es iſt doch ſchön zu leben,
Zu Licht und Sonnenſchein!
Bald blüh'n ja auch die Reben,
Süß duftet's um den Rhein.

Wie lacht die Welle blitzet!
Die Sonne reift und wärmt:
Vor laſt'gen Trauben ſitzet,
Viel fröhlich Volk und ſchwärmt.

O ſel'ger Herbſt! — Ihr Treuen,
Zu graus war mein Geſchick,
Probirt' ich nicht den Neuen —
Verdammt ſei jener Strick!

Auch wüßten ja die Leute
Kaum irgend mehr Beſcheid,
So ich nicht lehr' und deute
Des Weines Herrlichkeit!

Da ſchwimmt der Strick! Wahrhaftig
Gelöſt iſt Band für Band,
An dem Gezwirl ſchafft' ich,
Mich kaum in's fremde Land.

Den zweiten Strick zu holen,
Wär ſünd'ger Ueberfluß,
Da Gott mir ſelbſt befohlen,
Daß ich noch leben muß!"

So ſtieg zum Licht der Sonnen
Der Greis mit heiterm Sinn,
Sein Mißmuth war zerronnen,
Sein ſchweres Blut dahin.

Noch weiß man es im Rheingau,
Daß Keiner der einz'ge Mann,
Der je im ſel'gen Weingau
Auf freveln Selbſtmord ſann.

Indien.

Von **Nicolai Graf Reyhinder.**

Wo herrlich die Platanen rauſchen,
Die Palme himmelſtürmend ſteht,
Im Dickicht Rieſenſchlangen lauſchen
Und Wunderblumen Düfte tauſchen,
Dahin, dahin will der Poet! —
Der Löwe brüllt, — mit gier'ger Zunge
Der Tiger auf die Beute ſpringt;
Die Antilope flieht im Sprunge,
Daß nicht ihr Blut die Erde trinkt

Und wunderbare Vögel ſingen,
Gleich Blumen farbig, in der Luft;
Es regt der Wind die leiſen Schwingen,
Um Urwalds Rauſchen herzubringen
Und Töne aus des Raubthier's Gruft.
Und hohe Gräſer, Balſamkräuter,
Sie prangen ſtolz im üpp'gen Grün, —
Dahin, dahin und immer weiter
Will Sehnſuchtsgluth den Dichter ziehn!

Und wilde Männer eilen, jagen
So ſchnell, wie ſchnellſten Hirſches Lauf,
Man ſieht ſie Pfeil und Bogen tragen,
Bemalet grell, und kühn im Wagen
Und lautlos eilt vorbei der Hauf'!
Und Mädchen, braun und üppig, fliehend
Durch's Dickicht hin mit nackem Fuß,
Die braune Wange heiß erglühend,
Die rothe Lippe ſchwillt zum Kuß.

Die Sonne brennt mit gold'nen Strahlen,
Blickt feurig ihre Erde an,
In Purpur ſich die Blüthen malen,
Still wird es in den wald'gen Thalen,
Es ruht des Raubthier's grimmer Zahn.
Die Lotosblüthe nickt im Traume,
Still wälzet ſich der Jaguar, —
Dahin, dahin, zum wilden Raume
Möcht' ich, zur braunen, wilden Schaar!

Meerkönig.

Von **Nicolai Graf Reyhinder.**

Wer je das große Meer geſehen
In Sonnengluth, bei finſtrer Nacht,
Bei Stille oder Sturmes Wehen,
Der ſehnt ſich ſtets nach ſeiner Pracht.
Es iſt wie Heimweh, ungebändert,
Des Schweizers nach der Alpen Höh', —
Und ſolche heiße Sehnſucht ſendet
Meerkönig aus dem Grund der See.

Meerkönig thront im tiefſten Grunde
Im prachtvoll-ſeltſamen Palaſt; —
Noch wächſt der Bau von Stund' zu Stunde,
Koralle ſtrecket Aſt an Aſt.
Der König mit der Perlenkrone,
Er ruht auf ſeinem Muſchelthron,

Seltſame Weſen rings am Throne,
Wie ſie ein Traum gebiert im Hohn.
Gebeine rings im Kreiſe bleichen
Von kalter Woge reingeſpült:
Das ſind die Opfer, ſind die Leichen,
Die Well' und Sturm herabgewühlt.
Der Schiffer ſchaut vom Bord herni.ter:
Wie blitzt's im Grunde wunderbar!
Es leuchtet auf, es flimmert nieder,
Doch wird es nicht dem Auge klar.
Er ſah das Schloß im fernen Schimmer,
Da hat die Sehnſucht ihn gefaßt;
Sie hält ihn feſt, ſie läßt ihn nimmer,
Bis drunten er, ein todter Gaſt.
Ob er auch zu der Heimath kehre

Noch manches Mal, geführt vom Glück,
Er bleibt nicht dort, er muß zum Meere,
Zum Meer' und ſeiner Pracht zurück. —
Es treibt ihn fort vom feſten Lande,
Vom Weltlärm, vom Gewühl der Stadt,
Vom Frühlingsgrün, vom ſichern Strande,
Von Allem, was er Liebes hat.
So muß er kämpfen, muß er ringen
Mit Sturm und Nacht, mit Noth und Graus,
Muß Sturm und Nacht und Noth bezwingen
In ſeinem ſchwachen Bretterhaus, —
Bis endlich, im gewalt'gen Wettern
Des Ozean's in jäher Wuth
Am Riff des Schifflein's Seiten ſchmettern, —
Hinab, hinab dann in die Fluth! —
Dann ſinkt der Schiffer in die Welle,
Dann ſtillet ſich der Sehnſucht Haſt, —
Und an des Wunderſchloſſes Schwelle
Empfängt Meerkönig ſeinen Gaſt.

Der Bergmann.

Von **Emmy Freiin von Dincklage.**

Da weißt nit in der trauten Stub'n,
Wie's gar ſo finſter in der Grub'n.
Gruß di Gott!

Der Hammer klopft, das Herz noch mehr,
O wenn i doch ſchon Oben wär'!
Grüß di Gott!

Da denkt mir's in der ew'gen Nacht,
Wie gar ſo lieb mein Dirnel lacht.
Grüß di Gott!

Die Lieb' das iſt mein Grubenlicht,
Das bis in's Herz der Erde bricht.
Grüß di Gott!

Dem Hütten-Meiſter poch ich's Erz,
Pocht mir nur meines Dirnels Herz:
Grüß di Gott!

Jung Lothar.

Von **Zuccalmaglio (Wilhelm von Waldbrühl).**

Weihnachten tagt, der frohe Tag,
Nach dem die Kindlein dürſten,
Und überraſchet das Gelag
Der jungen Grafen und Fürſten;
Die feiern an dem Strand des Rheins
Das ewige Feſt im goldenen Mainz.

Der Wein kreiſt in des Humpens Gold,
Es duften die Leckerbiſſen,
Und Dirnen, wie die Roſen hold,
Verlocken zu herzigen Küſſen;
Zur Ruhe laden die Polſter ein
Und Zitterklänge zum Ringeltreib'n.

Da tritt vor die vergnügten Herrn
Ein fremder Edelknabe
Und bringet aus dem Norden fern
Lothar die Weihnachtsgabe
Zum Rheine, die vom heimiſchen Heerd
Die treue Mutter ihm beſcheert.

Von Suppkinburg Frau Hedewig
Schickt ihrem Sohn, dem lieben,
Ein Schwert gar reich und königlich,
In edlem Silber getrieben
Die Scheide, und von Golde ſein
Der Griff, geſchmückt mit Edelgeſtein!

Von Glanz geblendet ſteht Lothar,
Erfaßt das Angebinde,
Um ihn drängt ſich die Dirnenſchaar
Und Junker und Geſinde,
Und jedes Aug' zu ſehen begehrt
Das prachtgerüſtete Wunderſchwert.

Jetzt iſt gemuſtert Griff und Scheid',
Das Wehrgehäng, das geſtickte,
Jetzt gilt's zu ſchauen Kling' und Schneid',
Die ſcharfe, die gezückte;
Jung Lothar zieht und ſchwinget ſtolz
Und ſchauet — auf ein Schwert von Holz.

Der Jüngling ſteht, gedankenſchwer,
Ob Junker auch und Dirne
Laut lachend tanzen um ihn her,
Ernſt wohnt auf ſeiner Stirne,
Weg wälzt er von ſich alle Schmach
Und läßt das üppige Zechgelag.

Es gürtet ſich mit ſchlichtem Stahl,
Ob man zu Feſten lade,
Wie ſeine Mutter ihm anbefahl,
Zieht er nun Heldenpfade,
Zu hohem Ruhm durch Kampf und Gefahr,
Zum Königsthrone Held Lothar.

Die Sonne wirft ihr lichtes Gold.

Von **Heinrich Zeiſe.**

Die Sonne wirft ihr lichtes Gold
In's Fenſter mir herein,
Und in dem Becher wunderhold
Blitzt purpurrother Wein.
Die Sonne ſinkt; — Der Sterne Heer
Beginnt den frommen Lauf,
Das Herz iſt voll, der Becher leer,
Du junges Blut, Glück auf!

Iſt leer der Becher bis zum Grund.
Das ſchiert den Braven nicht,
Er füllt ſich Dir zu guter Stund'
Mit Weine klar und licht.
Doch iſt das Jugendherz dir leer
An Liebe, Lied und Sang,
So gibt es fürder nimmermehr
Den ächten Weiheklang.

Frühlingstroſt.

Von **Adolph Glaſer.**

Dies Eine hat mich ſtets entzückt,
Da doch die Welt ſich wechſelnd dreht,
Daß neu die Erde ſtets geſchmückt
In jedem neuen Frühling ſteht.
Der Frühling haßt den Trauerklang,
Drum hält er ſich ein Vögelchor,
Und aus den alten Gräbern drang
Ein neues Blühen friſch empor.

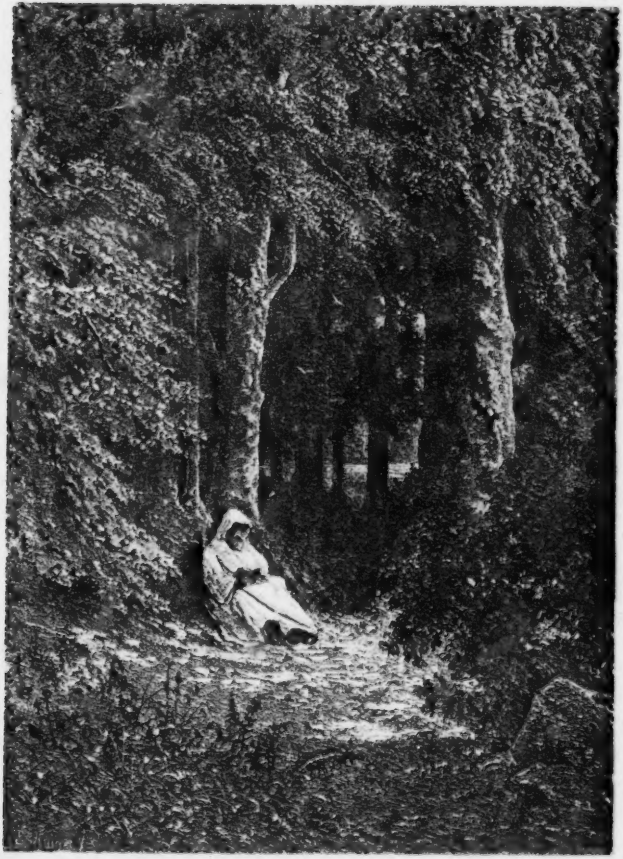
Der Auferſtehung großes Feſt
Sie feiert es die junge Flur!
Hält Gram die Bruſt dir eng gepreßt,
Laß ſtill den Frühling walten nur!
Iſt dann das Eis erſt fortgeſpült,
Und glänzt die Sonne hell hervor,
Dringt, wo der Schmerz ein Grab gewühlt,
Ein neues Blühen friſch empor.

Die Lieder des Lebens.

Von **Leopold Schefer.**

Die Menſchenbruſt iſt eine Aeolsharfe,
Auf der die alten Himmelsgeiſter ſich
Die alten lieben Kinderlieder ſpielen —:
Das Lied der Ankunft in dem offenen Himmel,
Das Lied der Jugend und das Lied der Schönheit,
Das Lied der Sehnſucht und das Lied des Findens,
Das Lied der Liebe und des ruhigen Wohnens
Im Himmelreich. Darauf das bange Lied
Vom grauen Haar, das Lied des leis Vergehens,
Verlierens, und des Schmerzes um Verlorne,
Darauf das hohe alte Lied vom Scheiden.
Und wenn ſie euch dies Lied geſungen haben,
Dann iſt die Bruſt entzwei; die Aeolsharfe,
Mit ihren nach und nach zerriſſnen Saiten
Vermodert und wird zu Staube in der Erde.

Die Himmelsgeiſter aber bauen neue
Und ſchöne Aeolsharfen; ſie beſaiten
Sie friſch; ſie ſtellen ſie den Frühlingslüften
Auf Blüthenbäumen hin ... den Abendwinden,
Dem Herbſtgeſtürm; ja ſelbſt die Sonnenſtrahlen
Und Mondenſtrahlen regen ſie, wie Blicke
Aus Augen Liebender, zu klingen auf
Und ſchwirren durch ſie hin bei Tag und Nacht;
Sie klimpern, wie mit zarten Kinderfingern,
Den jungen Blumen: Wiegenlieder drauf;
Den dürren Häuptern aber Abſchiedsklänge,
Nur Göttermelodien ohne Worte.
Doch ewig ſpielen ſie daſſelbe Lied,
Mit ſanftem Himmelshauch darein gefächelt,
Und wer es hört, der weint vor Seligkeit.



Waldeinſamkeit.

Düsseldorfer Künstler-Album.

Siebenter Jahrgang.

1857.

Inhalts-Verzeichniß.

Titelblatt von Adolph Schrödter.

I. Theil.

Bilder aus dem Leben, von A. Schrödter.

Scheveninger Fischer, von A. Achenbach.
Der Antiquar, von A. Siegert.
Morgen, von O. Achenbach.
Nacht, von O. Achenbach.
Der Communionsrock, von R. Oppenheim.
Italienische Erndte, von A. Flamm.
Aus dem Matrosenleben, von R. Jordan.
Sonntag Morgen, von A. Weber.
Langeweile, von G. Reimer.
Lauschender Faun, von O. Achenbach.
Wo nichts ist &c., von A. Siegert.
Marktferne, von B. Vautier.
Der Geburtstag, von J. Hoegg.
Ja und Nein, von W. Wallander.

II. Theil.

Gedichte mit Illustrationen.

Titelblatt componirt von Frau Allwine Schrödter.

	Seite
Aus Max Waldau's Nachlasse:	
I. Der Dichter	1
II. Verrathene Liebe	1
III. Meine Schmetterlinge	1
IV. Elegie	2
V. Dichters Schlummerlied	2
St. Andreas, Legende von Karl Simrock	3
Amru und Zuleima von Amara George	6
Die Neuige von Vogl	8
Der Feldsoldat von W. Albert, illustrirt von E. Hünten	8
Gedichte von G. Fr. Daumer	9
Die modernen Propheten von F. A. Lee	10
Nacht am Rheine von Carl Siebel	12

Seite

Frollas von Adolph Bube 12
Der Stadtſoldat von W. Albert, illuſtrirt von E. Hünten 12
Die Entführung von K. Fr. Seyffardt . 13
Idole von Julius Schanz 14
Cheeco von Ellen, illuſtrirt von J. Jay . 16
Maria von Carl Siebel 17
Hermann de Ruyter von Ed. Ziehen . . 17
Die Adelsprobe von Eliſabeth Grube, geb. Diez 19
Frau Gertrud von G. Pfarrius, illuſtrirt von A. Schrödter 20
Die Flucht von Pauline Schanz 21
Mutterliebe von Wilhelm Mannhard . 22
Hulda von Amara George 22
Das Klageweib auf der Lüneburger Haide von Louis Würpel 24
Der ſchlafende Jäger von Ludwig Bund, illuſtrirt von G. Reimer 24
Polniſche Heerſchau von W. Conſtant . . 25
Das Findelkind von A. Hecker 27
Was ich kann und nicht kann von Emmy Freiin von Dincklage 27
Myra von Louis Würpel 28
Erprobte Unſchuld von Louiſe v. Plönnies 29
All Liebe von Emmy Freiin von Dincklage 30
Der Grünenberger Wein von Dr. Joh. Nep. Vogl, illuſtrirt von E. Hünten . . . 30
Das Mädchen im Mond von Dr. Joh. Nep. Vogl 31

Seite

Lied von Guſtav Reinhart 32
Aus weiter Ferne von Ludwig Zoch . . 32
Der bezauberte Berg von Julius Schanz 33
Mein Herz, das dich liebt von Emmy Freiin von Dincklage 33
Speier von K. Fr. Seyffardt 34
Frühling von Joſephine von Stengel . 35
Nachtklänge von Hermann Kette . . . 35
Der Fiſcher von Ludw. Bund 36
Sternſchnuppe von Burkh. Jul. Marſchall 36
Der Lenz kommt an! von Carl Oberleitner 37
Bergfahrten von Ludw. Bowitſch . . . 37
An meinen kleinen Sohn von Heinr. Zeiſe 38
Die Spinnerin im Monde von L. Würpel 38
Des Teufels Bekehrung von A. Kaufmann 39
Schneelandſchaft von L. Fogler 39
Waldeinſamkeit von W. Herchenbach, illuſtrirt von E. Krüger 40
Der rheinganer Selbſtmörder von A. Kaufmann 41
Indien von Nicolai Graf Rehbinder . . 42,
Meerkönig von demſelben 42
Der Bergmann von E. Freiin von Dincklage 43
Jung Lothar von Zuccalmaglio (W. von Waldbrühl) 43
Die Sonne wirft ihr lichtes Gold von H. Zeiſe 44
Frühlingstroſt von Adolph Glaſer . . . 44
Die Lieder des Lebens von Leop. Schefer 44

Düsseldorfer
Künstler
Album.
1860
X
Jahrgang.
Verlag
von
Levy & Kahn, Baumer & Co. vormals Arnz & Co.

Düsseldorfer

Künstler-Album

mit artistischen Beiträgen

von

Prof. A. Achenbach, Osw. Achenbach, L. Beckmann, Chr. Böttcher, W. Camphausen, Alb. Flamm, E. Geselschap, E. Hübner, A. Kindler, Th. Mintrop, A. Northen, H. Zaleukin, E. Schlesinger, Ad. Schmitz, Prof. C. Scheuren, Prof. A. Schrödter, G. Süs, A. Tidemand, G. Vautier, A. Weber, F. Wieschebrink,

unter literarischer Mitwirkung

von

Fr. Lodenstedt, Ed. Grauer, W. Constant, F. Dahn, E. A. Frankl, O. F. Gruppe, R. Hammerling, Mor. Hartmann, M. Herr, G. Hick, Friedr. Hornseck, Siegfr. Kapper, K. Mayer, Wolfgang Müller von Königswinter, R. Neuhaus, G. Pfarrius, E. Rittershaus, Jul. Rodenberg, Fr. Roeber, Jos. Seiler, Karl Siebel, A. Stelter, Gisbert Freiherr von Vincke, Heinrich Zeise &c.

Zehnter Jahrgang.

1860.

Herausgegeben von Dr. Wolfgang Müller von Königswinter.

Düsseldorf.

Druck und Verlag des lithographischen Instituts von Levy Elkan, Bäumer & Comp.
(vormals Arny & Comp.)

die deutsche Malerkunst
HISTORIE
Düsseldorfer-Künstler-Album.
1860
VERLAG

Glückliches Neujahr — Gott Euch behüt' und bewahr

Mancher geht, wenn die Fastnacht wirft.

Draus stürmt der März ihm bindt das Herz

Vater Eier Kinder Feier

Pfingsten zum Tisch des Herrn da leuchtet Nah und Fern

Frohnleichnamstag! – Gott Stadt und Fluren segnen mag!

Kirchweih im Nest - für Alle ein Fest.

Erndtesegen – auf allen Wegen.

Frische Septemberluft – Jäger zum Jagen ruft.

Mach's bei der Weintel recht - sonst geht dir's schlecht!

Urahne erzählt, es lauschen die Mädchen dem schnurrenden Kätzchen

Weihnachtskerzen glühn Kinderherzen blühn

Wolfgang Müller von Königswinter.

Aucassin und Nicolette. *)

I.

An den Thoren, um die Mauern
Von Beaucaire tost der Schlachtlärm,
Unablässig treibt zum Sturme
Dort Graf Bongar von Valence.

Hundert Ritter, tausend Knappen
Führt zu Fuß er und zu Rosse,
Wohlbewehrt mit Helm und Panzer,
Wohlbewehrt mit Schwert und Speeren.

Sie verheeren und verbrennen
Rings die Höfe und die Saaten,
Und sie tödten rings die Sassen,
Wo sie das Gebiet durchschwärmen.

Heute aber gilt es ernstlich
In die feste Stadt zu brechen,
Drum ertönt das Lärmen, Schreien
Und der helle Klang der Waffen.

Zu den Thurm- und Mauerzinnen
Eilen drum die guten Bürger,
Schleudern Spieße und Geschosse,
Schleudern Pfähle, Blöcke, Steine.

Doch indeß es draußen tobet,
Sitzt der Sohn des Grafen Garin
Von Beaucaire im alten Schlosse,
Aucassin sitzt still und ruhig.

Ihn umblühen rothe Rosen,
Nelkenflor, Jasmin, Orangen,
Ringsum quillt's von süßen Düften,
Und er singt zum Spiel der Saiten:

Nicolette, meine Schönste,
O wie bist du süß und lieblich,
Wenn du stehst, wenn du sitzest,
Und im Kommen und im Gehen.

Schön im Reden, Lachen, Spielen,
Schön zu küssen und umfangen!
Wo du bist da bin ich glücklich,
Trostlos bin ich, wo du fehlest.

O du Glut, die mich durchbrennet,
O du Licht, das mich durchleuchtet,
Giebst mir Athem, giebst mir Leben,
Bist mir Luft und Stern und Sonne.

*) Frei nach dem Altfranzösischen. S. Fabliaux et contes des poëtes français par Barbazan. Paris chez B. Warée. Das abwechselnd in Prosa und Versen gehaltene Original soll aus den Zeiten Ludwig des Heiligen stammen. Der Inhalt dieser reizenden und duftigen Dichtung wird die poetische Bearbeitung rechtfertigen. Für die Kenner der Urschrift füge ich hinzu, daß ich die Episode, wo Aucassin und Nicolette an den Hof des Königs von Torelore kommen, absichtlich weggelassen habe, weil mir diese Burlesque der Wirkung zu schaden und überhaupt nicht zum Charakter der ganzen Erzählung zu passen scheint.
A. d. B.

Ohne dich ſieh ich in Wüſten,
Doch mit dir in Paradieſen,
Die ich über Alles liebe,
Meine ſüße Nicolette.

Alſo rauſcht es, doch das Girren
Seiner ſchmeichelnd holden Lieder
Unterbricht der graue Vater:
Graf Garin tritt zu dem Knaben.

Graf Garin der alterſchwache
Lebensmüde Greis, der lange
Nicht mehr führen kann die Waffen,
Hebet mild und ernſt die Worte:

Lieber Sohn, was ſoll das Feiern?
Warpne dich und ſteig zu Roſſe!
Daß du Stadt und Land beſchützeſt,
Stehe ſtark zu deinen Leuten.

Hörſt du nicht die Burg berennen,
Die die beſte iſt und ſtärkſte?
Geht uns heut der Tag verloren,
Ach verloren iſt dann Alles!

Lauſche, wie die Unſern kämpfen!
Auf, hinaus in ihre Reihen!
Fehlt dir ſelbſt die Kraft zum Streite,
Doch mit Muth kannſt du ſie ſtählen.

Zeh ſie dich in ihrer Mitte,
Beſſer werden ſie dann kämpfen.
Wenn ſie kräftig ſich vertheid'gen
Dann vertheid'gen ſie uns Alle.

Ach, was ſprichſt du da, mein Vater,
Redet Aucaſſin in Rube:
Möge Gott mir nie gewähren,
Ob ich noch ſo heiß ihn bitte:

Wenn ich je ein Ritter werde,
Wenn ich je zu Roſſe ſteige,
Wenn ich je zum Kampfe ziehe,
Und mich mit den Feinden meſſe,

Eh du ſie mir giebſt zu eigen,
Meine ſchöne holde Freundin,
Die ich über Alles liebe,
Meine ſüße Nicolette.

Doch im Zorne ruft der Alte:
Nie gewähr ich, was du forderſt!
Schlage dir nur aus dem Sinne
Dieſes fremde Sclavenmädchen.

Von ungläub'gen Sarracenen
Hab ich ſie gekauft vor Jahren
Und als Chriſtin auferzogen,
Ihrer Seele Heil zu retten,

Und ich will ſie nächſter Tage
Einem armen Jüngling geben,
Der im Schweiß des Angeſichtes
Sich das ſaure Brod verdienet.

Doch du führſt nur zum Altare
Eine hohe Fürſtentochter,
Denn es iſt kein Herr in Frankreich,
Welcher dir ſein Kind verweigert.

Ach, ruft Aucaſſin: mein Vater,
Giebt es einen Thron auf Erden,
Der ſich ſchöner ſchmücken ließe
Wie durch meine ſüße Freundin?

Kaiſerinnen, Königinnen,
Alle müſſen blaß ihr weichen;
Frank und frei und hold und gütig,
Tugendreich iſt Nicolette.

So iſt ſie vom höchſten Stande,
So iſt ſie vom reinſten Blute,
Und ich muß mich glücklich ſchätzen,
Sie die Schönſte zu erringen.

Nicolette, ach, die milde,
Mit dem wonnig reinen Leibe,
Mit dem ſonnig hellen Antlitz
Hat die Seele mir gerühret.

Innig iſt ſie mir gewogen,
Und weil Gott es ſo gefüget,
Iſt gerecht es auch und billig,
Daß wir liebend uns beſitzen.

Wohl, ſo ruft der Alte zornig,
Während er zur Thür ſich wendet:
Eh ich ſie zum Weib dir gebe,
Will ich all mein Gut verlieren!

Leib und Leben will ich laſſen
Eh ich ſie als Tochter grüße! —
Aber Aucaſſin ſpricht flehend:
Bleibe hier, wir wollen handeln!

Sieh, ich will zu Felde ziehen,
Gönnt mir aber Gott die Heimkehr,
O dann laß mich einmal küſſen
Meine ſüße Nicolette!

Wohl, der Kuß ſei dir gewähret
Spricht der Alte: wenn du ſiegeſt. —
Purpurglühend ſtürzt der Knabe
In die alte Waffenhalle.

Doch der alte Graf Beaucaire
Wendet ſich zum Saal der Frauen.
Und er heißt der jungen Sklavin,
Daß ſie ihm zum Thurme folge.

In das höchſtgelegne Zimmer
Läßt er ſtrengen Sinns ſie treten;
Daß ſein Sohn ſie nimmer ſehe,
Soll ſie hier gefangen ſitzen.

Feſt verſchloſſen wird die Thüre,
Dicht verhangen ſind die Fenſter,
Eine häßlich harte Alte
Muß ſie grauſam ſcharf behüten.

Brod und Waſſer ſind ihr Nahrung,
Alſo ſitzt ſie nun im Dunkel,
Alſo harrt ſie ihr in Stummheit,
Denn die Wächterin muß ſchweigen.

Und ſo lehnt die arme Waiſe
Mit den lichten blonden Locken,
Mit den tiefen blauen Augen
In der grauen Fenſterwölbung.

Ach, des Morgens erſte Rose
Iſt ſo friſch nicht wie ihr Antlitz,
Blumen ſieht ſie blühn durchs Gitter,
Vögel hört ſie draußen zwitſchern.

Und ſie klagt: Weh, du Unſel'ger!
Ach! in Haft bin ich geſperret,
Aucaſſin, du guter, lieber,
Ach, um dich ſitz ich im Kerker!

Doch du wirſt mich nimmer laſſen,
Dau'rt's auch lange Lebenstage,
Wie mein Herz ſich nie wird wandeln!
Treulich bleib ich deine Freundin.

Doch der Alte lauſcht und denket:
Girre nur die ſüße Klage!
Nimmer ſoll mein Sohn dich ſehen,
Mag er tauſendmal auch ſiegen.

II.

Ach ein Kuß von Nicolette! —
Aucaſſin denkt unaufhörlich
An den Kuß der ſchönſten Lippen,
Wenn er heimkehrt aus den Schlachten.

Und von Stahl die ſtärkſte Rüſtung
Legt er um die ſchlanken Glieder,
Einen Helm mit wehndem Buſche
Setzt er auf die dichten Locken.

Dann die feſte ſtraffe Hüfte
Gürtet er mit goldnem Schwerte,
Und er ſchwingt ſich hoch zu Roſſe,
Schild und Lanze keck ergreifend.

Trefflich ſitzt er in den Bügeln,
Mächtig ſpornt er ſeinen Renner,
Brauſend ſtürmt er aus den Thoren,
Um ſich in den Kampf zu ſtürzen.

Seht, wie glühen ihm die Wangen,
Seht, wie leuchten ihm die Augen!
Seligkeit durchblitzt ſein Weſen.
Welche Träume mag er träumen?

Schwärmt er durch die Heldenthaten
Einer ruhmumglänzten Jugend?
Sinnt er tief auf kluge Plane,
Daß er ſtark den Feind bezwinge?

Denkt er der gefallnen Ritter,
Die von ſeinen Streichen ſinken?
Zählt er die Schlachtenbeute,
Die er heimführt nach dem Siege?

Nein er denkt an Nicolette,
Die geliebte, ſüße, milde,
An die ſchöne blonde Freundin,
An den Kuß auf ihre Lippen!

Ganz verloren in Gedanken
Trägt das Roß ſtets angeſpornet
Jäh ihn mitten in die Feinde,
Welche plötzlich ihn umſchließen.

Ach, der Träumer iſt gefangen,
Lanz und Schild iſt ihm entriſſen.
Wie ſie jubeln! denn zu tödten
Denken ſie den Waffenloſen.

Gott wo bin ich? ruft der Arme,
Bin in Feindesband gefallen!
Ach, verlier ich jetzt das Leben,
Dann verlier ich Nicolette.

Ich verlier mit Nicolette
Auch den Kuß auf ihre Lippen,
Ach, den Kuß, den erſten, einz'gen,
Nimmermehr ſoll das geſchehen!

Hilf mir nun, du letzte Waffe,
Gutes ſcharfes Schwert, nun hilf mir!
Hilf mir nun, mein friſches Rößlein,
Denn du haſt genug geruhet!

Und der große ſtarke Jüngling
Zieht das Schwert und giebt die Sporen,
Und zur Rechten und zur Linken
Haut und ſticht er wild und muthig.

Und zur Rechten und zur Linken
Sinken hin die kühnen Streiter:
Hier ein Angſtſchrei, dort ein Röcheln,
Und ein Ächzen hier und plötzlich.

Wie der Eber, den die Meute
Lich im Forſte angefallen,
Macht er um ſich leere Räume
Rings mit blutig rothen Lachen.

Sieben Ritter ſind getödtet,
Sieben Ritter ſind verwundet,
Frei raſt er im Handgemenge,
Hoch das Schwert in blanken Händen.

Alſo traf er in der Ebne
Auf Graf Bongar von Valence,
Welcher froh zur Stelle ſprengte,
Wo er den Gefangnen wähnte.

Doch von Aucaſſins Gewaffen
Fielen wüthend dichte Streiche
Auf den Helm ihm, daß er jählings
Sinnberaubt zu Boden ſtürzte.

Der gewalt'ge junge Streiter
Griff ſogleich ihn beim Viſiere
Und entführte ihn in Eile
Nach Beaucaire vor den Vater.

Hier, o Vater, ruft der Jüngling,
Iſt der Feind, der ſeben Jahre
Dich bekämpft und Noth und Trübſal
Ohne Rettung Dir bereitet!

Wohl, ſo ſpricht der Alte freudig:
Das ſind Thaten deiner Jugend,
Deines Blutes werth! O laſſe
Nun die thöricht blöde Liebe!

Aber Aucaſſin erwiedert:
Halte jetzt mir keine Predigt,
Denk vielmehr das Wort zu löſen,
Das Du ſcheidend mir gegeben!

Welches Wort? — ſo fragt der Vater —
Wie das bittet Du vergeſſen?
Ruft der Jüngling. Nun, mir ſteht es
Feſtgeprägt im tiefſten Herzen.

Da ich kämpfte, da ich ſiegte,
Will ich küſſen meine Freundin,
Die ich über Alles liebe,
Meine ſüße Nicolette!

Was ein Ehrenmann verſprochen,
Muß er ewig immer halten! —
Doch es ſpricht der Greis: Gott ſtraf mich,
Wenn ich jemals das erlaube.

Wär die Dirne hier zur Stelle,
Heut noch ließ ich ſie verbrennen! —
Weh, ruft Aucaſſin voll Schmerzen:
Stunt ein alter Mann noch Lügen?

Und zum Grafen von Valence
Spricht er: Mein Gefangner ſeid ihr,
Schwört mir hier bei Chriſti Blute,
Nie dem Vater mehr zu ſchaden.

Dieſes ſchwör ich! ſagt der Gegner,
Ihm die Hand zum Pfande reichend.
Doch nun redet von der Löſung,
Die mich in die Freiheit führet!

Nennt mir hurtig Gold und Silber,
Roſſe, Hunde, Falken, Pelzwerk!
Alles, was ihr von mir fordert,
Werd ich freud'gen Herzens geben.

Doch der Jüngling ſpricht im Zorne:
Achtet mich für keinen Krämer,
Oder ſolche Wuth ergreift mich,
Daß ich augenblicks euch tödte.

Schwört die Fehde ab! — Ich ſchwöre
Rufft der Graf. — Wohlan zu Pferde!
Heiſchet Aucaſſin und ſeltner
Bringt er ſicher ihn ins Freie.

Ob der alte Graf Beaucaire
Sich auch heftig widerſetzet
Und in lauten Reden poltert,
Aucaſſin bleibt treu dem Worte.

Aber als vom Feld er heimkehrt,
Spricht er: Nun laß mich ſie ſehen,
Die ich über Alles liebe
Meine ſüße Nicolette!

Doch wie ihm die Diener melden,
Daß die Sklavenmaid verſchwunden,
Jüngt er wüthend an zu toben,
Jüngt er klagend an zu ſchreien.

Denn im wilden Schlachtenreigen
Sind erwacht die Heldenkräfte,
Die ihm tief im Herzen ruhten
Unbewußt und ungeahnet.

Wie er alſo ruft und raſet,
Wußt ſein Vater ihn ergreifen
Und erbarmungslos und ſtrenge
In den tiefſten Kerker werfen.

In den Kerker muß er wandern,
Der ſich dehnt in feuchter Erde,
Daß der thöricht blöden Liebe
Er im Dunkeln dort vergeſſe.

Doch was helfen Band und Feſſel,
Wenn die Leidenſchaften loben!
Als die blinde Wuth verflogen,
Jüngt er innig an zu klagen.

Nicolette, Lilienblume,
Freundin mit dem holden Antlitz,
Süßer biſt du wie die Trauben,
Stärker wie die duft'gen Weine.

Jüngſt erſt ſah ich einen Pilger,
Der erkrankt am Boden ächzte,
Als du kameſt, ward er plötzlich
Heil und friſch, wie nie vor Zeiten.

Nur mein Vater kann dich haſſen,
Ach, um dich bin ich im Kerker,
Die ich über Alles liebe,
Meine ſüße Nicolette!

III.

Strengbewacht ſaß Nicolette
In dem ſüßen Mond des Maien,
Wenn ſo lang und klar die Tage,
Wenn ſo heiter mild die Nächte.

Und ſo war es eines Abends,
Mondſchein zitterte durchs Zimmer,
Draußen ſchlugen Nachtigallen
Langgetragne volle Töne.

Sehnſucht ſchwoll ihr durch die Seele,
Laut begann ihr Herz zu pochen,
Weil ſie Aucaſſins gedachte,
Den ſie über Alles liebte.

Da bemerkt ſie, daß die Alte,
Die ſo herzlos ſie behütet,
Von der Müdigkeit bewältigt
Schlummernd auf dem Lager ruhet.

Und ſie zieht leis vom Bette
Ihre Locken und zerreißt ſie,
Und ſie fügt die langen Stücke
Raſch zu einem Seil zuſammen.

Klüglich befeſtigt ſie das Ende
An den breiten Fenſterpfeiler
Und das andre Ende wirft ſie
Raſch hinab zum thau'gen Garten.

Leiſe ſchlüpft ſie zu den Kleidern,
Die ſie in ein Bündel ſchnüret,
Und dann läßt ſie an der Leinwand
Jäh hinab ſich in die Tiefe.

Welche lichte Schau gewährt ſie,
Wie ſie durch den Mondſchein fliehet!
O das Reh, das ſchlanke braune,
Flüchtet ſo vom Lärm geſcheuchet.

Seht ihr Buchs iſt ſchmuck und zierlich!
Mit zwei Händen ſind die Hüften
Zu umſpannen; unterm Fuß ihr
Hebt ſich das Marienblümlein.

Das Marienblümlein ſcheinet
Dunkel gegen ihre Bleiche,
Denn wie Schnee ſo glänzt ihr Buſen
Sanft anſchwellend im Gewande.

Und wie Schnee ſo leuchten blendend
Ihr die Hände, wie die Füße,
Doch wie Elfenbein ſo blinkend
Sind die Zähne anzuſchauen.

Und noch röther wie die Kirſchen
Hoch im Sommer ſind die Lippen,
Und die Wangen blühen holder
Wie die ſanfte Monatsroſe.

Und ſo flieht ſie! Ach, ſo ſchüchtern
In ihr lachend blaues Auge,
Und die langen blondgelockten
Haare fliegen weit im Winde.

Und ſie naht des Gartens Ende
Schon im angſtbeklommen Laufe,
Hochaufathmend ſteigt ihr Buſen —
Ach, da hört ſie ſchlimme Kunde.

Schlimme Kunde dringt in Seufzern
Und in Klagen aus dem Thurme,
Drinnen weint um Nicolette
Aucaſſins geliebte Stimme.

O wie bannen ſie die Töne
Starr und leblos an die Stelle!
Athemlos ſteht ſie am Pfeiler!
An die Wand das Köpfchen lehnend.

Des Geliebten feſt verſichert
Hebt ſie an die holde Tröſtung:
Aucaſſin, du Treuer, Guter!
Ach, was helfen all die Klagen!

Heftig zürnet mir dein Vater,
Ewig haßt mich deine Sippſchaft,
Deinetwegen will ich fliehen
Uebers Meer in fremde Länder.

Doch noch lauter klagt der Jüngling:
Fliehe nicht, o ſüße Freundin
Nimmer darfſt du von mir gehen
Oder, ach, ich bin des Todes.

Würdeſt je du eines Andern,
Ich zerſchnitte mir das Leben
Mit dem Dolche; an den Steinen
Müßt' ich meinen Kopf zerrennen.

Wahrlich lieber wollt' ich ſterben,
Als daß einem Andern gönnen,
Die ich über Alles liebe,
Meine ſüße Nicolette.

Guter Freund, ſo ſpricht ſie weinend
Und ſie ſchneidet eine Locke
Von dem lichten Haupt und wirft ſie
Durch die Spalten in die Tiefe.

Guter Freund, ſo ſpricht ſie weinend:
Das iſt Haar von einem ſcheuen
Flücht'gen Reh, das wild gehetzet
In den nahen Wald entfliehet.

Daß der Leu es nicht erjage,
Daß der Wolf es nicht zerreiße,
Folg ihm bald, ſonſt iſt für immer
Seiner Füße Spur verloren!

Wie sie also hat geredet,
Ruft der Wächter von der Zinne:
Hüte dich, geheime Liebe,
Die im Dunkeln unten flüstert!

Ende deine süße Klage,
Die mir so das Herz berückte,
Daß ich meiner Pflicht vergesse,
Ende, denn Verrath ist nahe!

Und da er ins Horn geblasen,
Hören sie die Wächter kommen:
Hart und grell erklingen Schritte,
Waffen rasseln durch die Mondnacht.

Doch es hüllt sich in den Mantel
Nicolette und entfliehet
Durch die schattenreichen Gassen
Zu der Veste alter Mauer.

Und sie sucht sich eine Oeffnung,
Welche die Belagrer brachen,
Und sie läßt an rauhen Steinen
Steil sich in den Graben gleiten.

An der andern Seite klimmt sie
Angstdurchzittert in die Höhe:
Ach, die Furcht so wie die Liebe
Geben ihr die letzten Kräfte.

Endlich, endlich ist sie oben,
Aber, ach, zerrauft, geschunden,
Blutig sind die zarten Hände,
Blutig sind die feinen Füße.

Dennoch fühlet sie vor Liebe
Weder Schmerzen, Pein noch Weben.
Wie der Wind geht es zum Walde,
Wo sie niederkniet am Saume.

Hoher Gott, so spricht sie betend,
Da du mich der Wuth der Menschen
Treu entrissen, schütze fürder
Mich vor Tigern und vor Ebern.

Da du mich so hold bewahrest,
O bewahr mich dem Geliebten,
Den ich über Alles liebe,
Aucassin, dem treuen, guten.

IV.

Nicolette ist verschwunden!
Tönt es Morgens durch die Veste,
Und der Graf entsendet Boten,
Die Entflohne heimzuholen.

Als sie aber Abends kehren
Ohne Spur und ohne Kunden,
Wird er ledig seiner Sorgen,
Nimmer, glaubt er, kommt sie wieder.

Und die Ritter und die Edeln
Rings im Lande läßt er laden,
Herrlich wird das Fest bereitet,
Daß er seinen Sprößling tröste.

Und als Alle sind versammelt,
Als die Luft am höchsten rauschet,
Holt er selber aus dem Kerker
Aucassin, den bleichen, blassen.

Doch was soll dem Tiefbetrübten
Rings die hellentflammte Feier!
Ihn entzücken nicht die Frauen,
Ihn erheben nicht die Männer.

Ob die Klänge lüstern rauschen,
Ob die Reigen wild erbrausen,
Ob die goldnen Weine perlen,
Theilnahmlos sieht er von Ferne.

Und er ruft: Laßt mich ins Freie!
In die Luft paßt nicht mein Träumen.
Blumen muß ich blühen sehen,
Vögel muß ich singen hören.

Wer inmitten dunkler Mauern,
Ach, so lang wie ich gesessen,
Dem ist blauer Himmel Balsam,
Heilung ist ihm grüne Erde.

Also geht er aus dem Saale,
Also tritt er in die Ställe,
Bald ist ihm das Roß gesattelt!
Und er schwingt sich in die Bügel.

Und er spornt die Flanken blutig
Und er sprenget aus den Thoren,
Bald ist er im tiefen Walde,
Um ein blankes Reh zu suchen.

O wie wohl thut ihm die Grüne!
Goldne Lichter zittern allwärts,
Drosseln singen in den Gipfeln,
Und am Boden rauschen Bäche.

Doch in Duft und Licht und Klänge
Ruft er sehnsuchtsvoll: Wo bist du,
Die ich über Alles liebe,
Meine süße Nicolette?

Nicolette, Nicolette,
Mit dem wonnig holden Leibe,
Mit dem sonnig hellen Antlitz,
Deinethalb reit ich im Forste.

Will nicht jagen Hirsch und Eber;
Deine lachend blauen Augen
Will ich sehen, hören will ich
Deine selig milden Worte.

Ach, mein Herz zum Tod getroffen
Sucht an deinem Herzen Heilung,
Die ich über Alles liebe,
Meine süße Nicolette.

Wie wie die Sehnsucht tönet,
Antwort giebt ihm nur das Echo,
Und er reitet immer wilder,
Und er rufet immer lauter.

Immer tiefer geht's ins Dickicht,
Wo die Zweige und die Dorne
Seine Kleider nicht verschonen,
Die zerfetzt den Leib umhängen.

Selbst in Arm' und Beine reißen
Sie ihm viele blut'ge Wunden,
Deren Spur die Halme röthet,
Doch er fühlt nicht Pein und Schmerzen.

Schmerzen fühlt er nicht und Wehen,
Weil er der Geliebten denket
Und sie allwärts weinend rufet;
Also wird es dunkler Abend.

Schier verlor er schon die Hoffnung
In dem nächtlich düstern Walde
Die geliebte Maid zu finden,
Da gewahrt er eine Laube.

Zierlich aufgebaut von Zweigen
Ist die grüne dichte Hütte,
Licht geschmückt ist sie mit Blumen
Die des Waldes Teppich weben.

Lieblich glänzt daran die Primel,
Weiße Maienglöckchen leuchten,
Thymian, Lavendel duften,
Und es glüht die wilde Rose.

Guter Gott, so ruft er freudig,
Hier am Ort war Nicolette!
Und er feiget aus den Bügeln,
Und sein Rößlein läßt er grasen.

Doch er selbst umwandelt leise
Die gezierte schöne Laube,
Allerseiten zu bewundern,
Was die reinste Hand gefüget.

Und dann tritt er in die kleine
Rundgewölbte duft'ge Halle.
Ach, allein ist er im Raume,
Wo er sie gewähnt zu finden!

Und aufs Neu hebt er die Stimme:
Ach, wo bist du, holde Freundin,
Die ich über Alles liebe,
Meine süße Nicolette?

Hat ein Unglück dich betroffen,
Während du die Blumen pflücktst,
Und bist du mit ihren Geistern
Rasch im Duft hinweggezogen?

O ihr glänzend hellen Sterne,
Die am Firmamente funkeln,
Wandelt denn auf euren Strahlen
Meine weiße Lilienblume?

Wie er also sprach, umfingen
Plötzlich ihn zwei zichte Arme,
Und sie rief ihm unter Küssen:
Holder Freund, sei mir willkommen!

Aucassin und Nicolette

Und nun herzten, küßten, kosten
Die geliebten süßen Beiden;
Nie ward Schöneres gesehen
Als die unschuldsvolle Freude.

Tausend wirre Worte sprudeln,
Tausend heiße Küsse rauschen,
Und des Drückens und Umarmens
Finden sie nicht Ziel noch Ende.

Mitten in des Waldes Dunkel
Rüsten sie ein weiches Lager,
Frisches Gras und grüne Blätter,
Duft'ge Blumen sind die Kissen.

Und die lauen Maienlüfte
Ziehn so warm und üppig schwellend,
Und die Nachtigallen singen
Räthselvolle wilde Lieder.

Aber oben schaun verstohlen
Goldne Sterne durch die Wolken,
Blätter flüstern, Bäche rauschen:
O du wunderreiche Brautnacht!

V.

Mit dem goldnen Strahlenauge
Schaut der junge Tag so prächtig
In den grünen Wald und spiegelt
Tausendfach sein helles Antlitz.

Jeder Tropfen Thau am Halme,
Jedes Bächlein trägt sein Bildniß,
Doch am schönsten blickt er wieder
Aus der Heißgeliebten Augen.

Aucassin und Nicolette
Sie erwachen wie die Rosen,
Die der goldne Morgen wecket,
Wenn er das Gebüsch durchleuchtet.

Schämig ruft das junge Bräutchen:
Aucassin, o mein Geliebter,
Laß uns ziehen, laß uns fliehen,
Daß uns nicht dein Vater tödte!

Und zu Rosse stieg der Jüngling
Voll von seiner jungen Liebe,
Vor sich hub er in den Sattel
Seine weiße Lilienblume.

Und dann ritt er aus dem Walde
Durch die Auen, durch die Wiesen,
Unablässig rastlos küssend
Seines Mädchens Mund und Augen.

Und sie fragte: Mein Geliebter,
Sprich in welches Land wir ziehen?
Aucassin erwiedert: Laß das,
Denn wir ziehen ja mitsammen!

Wo wir reden, wo wir kosen,
Ist das schöne Land der Liebe,
Und wir sind in diesem Lande
Ueberglücklich, überselig.

Also reiten fröhlich plaudernd
Sie durch Berge und durch Thale,
Längs den Städten und den Burgen
Und verschönen jede Landschaft.

In den Feldern, in den Haiden,
An den Halden, an den Quellen
Ruhn sie oft in duft'gen Kräutern,
Rings begrüßt vom Lied der Vögel.

Endlich kommen sie zum Strande,
Wo die Hafenstadt sich dehnet,
Denn sie wollen aus der Heimath
Zu den sel'gen Inseln fahren.

Auf den sel'gen Inseln wollen
Sie ihr ganzes Leben weilen,
Wo gleichwie in Paradiesen
Harmlos süß das Dasein gleitet.

Und dies Friedensland zu suchen
Forschet Aucassin nach Schiffen,
Die mit weißgeblähten Segeln
Ueber blaue Fluten fahren.

Bald schon sitzen sie am Borde,
Und die Weste fächeln linde,
Wo sie in dem weiten Raume
Nichts wie Meer und Himmel sehen.

Nur der Delphin folgt dem Boote,
Und Matrosenlieder klingen:
Glücklich ist die Fahrt im Maien,
Fröhlich landen wir am Ziele!

Doch zu früh soll man nicht rühmen,
Denn am fernen Horizonte
Tauchen auf drei rothe Segel:
Mohrenräuberschiffe sind es.

Wie der Habicht auf die Taube
Machen Jagd sie auf die Barke,
Drauf das Liebespaar hinwoget,
Drauf das kühne Seevolk zittert.

Ach, wohl stellen sie die Segel,
Kräftig greifen sie ans Ruder,
Aber was beginnt ein Vöglein,
Wenn drei Sperber es verfolgen?

Nah und näher sind die Räuber,
Schon erklingen ihre Flüche,
Und schon treffen ihre Pfeile,
Endlich wird das Schiff geentert.

Doch die dunkeln Sarazenen
Stürzen auf das Deck der Christen.
Ach, so zahllos ist die Bande:
Widerstreben wäre Tollheit.

Wer sich widersetzt im Kampfe,
Wird erdrosselt und erschlagen.
Doch die Andern sehn sich alle
Festgeknebelt, festgebunden.

Und die Beute und die Menschen
Schleppt man auf die Räuberschiffe,
Deren tiefe dunkle Räume
Die Gefangenen verschlingen.

Und dort theilen die Piraten
Aucassin und Nicolette,
Die sich über Alles lieben,
Werden schnöd und hart getrennet.

O wie seufzen, weinen, klagen
Beide auf getrennten Booten,
Welche schnell und lustig segeln
Nach dem heißen Mohrenlande!

VI.

Auf dem Markte von Karthago
Stehn die dunkeln Sklavenhändler,
Welche schwarz und weiße Menschen
Schreiend zum Verkaufe bieten.

Und inmitten der Unsel'gen
Sind am unheilvollen Orte
Aucassin und Nicolette,
Die die sel'gen Inseln suchten.

Ach, sie stehen weit getrennet,
Weil zwei Herren sie besitzen,
Nur mit Blicken und mit Winken
Können sie von fern sich grüßen.

Unterdessen wogt und wallet
Auf und nieder das Getümmel,
Endlich kommt der König selber,
Sich die Sklaven zu betrachten.

Wo die Menschen alle staunen,
Hält er plötzlich. Nicolette,
Dieses reine Schöpfungswunder,
Hebet auf sich jedes Auge.

Denn ob auch des Grames Schleier
Düster überwallt ihr Wesen,
Selbst die bleiche welke Blüthe
Strahlet noch vor allen Blumen.

Tief bewegt, fast berühret
Kaufet sie der alte König,
Und er führt sie nach dem Schlosse,
Das von Gold und Marmor glänzet.

Als sie wandelt durch die Thore,
Als sie eintritt in die Hallen,
Webt's ihr seltsam durch die Seele,
Alles scheint sie rings zu kennen.

Süße Erinnerungen
Aus verschollnen Kindertagen
Tauchen auf, sie fühlt es innig,
Daß zur Heimath sie gekehret.

Und der alte König fraget
Sie nach Herkunft, Stand und Namen,
Doch sie zieht aus ihrem Busen
Einen Ring an seidnem Bande.

Dieser reichet sie dem Greise,
Der in Thränen plötzlich ausbricht
Und die süße Maid umarmet:
Ach, du bist es, die Verlorne!

Du verlorne Tochter bist es,
Die geraubt mir ward vor Jahren!
Diese Banden schlug der Himmel,
Doch er hat sie schön geheilet.

Und er hänget sie tief und innig
An den lachend blauen Augen,
An den lieben hellen Zügen.
Stille lauscht er ihren Kunden.

Sie erzählt von der Provence,
Von Beaucaire, dem Grafenhofe,
Sie erzählet von der Meerfahrt,
Die sie zum Vergnügen machten.

Ja von Aucassin erzählt sie,
Doch sie schweigt von ihrer Liebe,
Um den Vater nicht zu reizen,
Denn er ist ein blinder Heide.

Einzig bittet sie: O rett ihn,
Rett ihn aus den Sklavenbanden,
Denn er war so gut und freundlich,
Nimmer hielt er mich als Sklavin!

Ueberlaut, so ruft der Alte,
Als die süße Maid geendet,
Selber geh ich ihn befreien,
Gleiches büß' ich ab mit Gleichem.

Heim zu seinen greisen Aeltern
Will ich ihn noch heute senden,
Die um ihn in Sorge bangen.
Ach, ich kenne Vaterschmerzen.

Also hatte Nicolette
Nicht gemeint die holde Bitte,
Denn sie dachte den Geliebten
In des königsschloß zu bringen.

Doch sie muß den Wunsch verbergen,
Und der Alte zieht von dannen,
Nach dem Sklavenmarkte geht er,
Aucassin dort auszulösen.

Hold und mild ist er dem Jüngling,
Reicht ihm herrliche Gewande,
Spendet Speise ihm beim Mahle,
Ueberhäuft ihn mit Geschenken.

Und ein Schifflein läßt er rüsten,
Das ihn in die Heimath trage:
Lieb, mein Sohn, die alten Aeltern
Trostlos nicht im Jammer harren!

Und er bringt ihn selbst zum Borde. —
Abends lichten sie die Anker,
Und die weißen Segel schwellen,
Mächtig geht es fort nach Norden.

Aucassin, ach, mußte schweigen,
Schweigen mußte Nicolette,
Die sich über Alles liebten —
Doch dem Schiff folgt ihre Sehnsucht.

Auf des Schlosses Zinnen stehend
Folget sie den blähnden Segeln:
Wie der Seele Flügel wachsen! —
Ach, es ziehet der Geliebte.

VII.

Zu Beaucaire auf dem Vallone
An dem vielgethürmten Schlosse
Stehet Aucassin; ihm huld'gen
Die Barone und Vasallen.

Denn indeß im Mohrenlande
Er in Banden hat geschmachtet,
Sind die Aeltern ihm gestorben:
Gram und Reu hat sie getödtet.

Gram und Reu hat sie getödtet,
Weil sie ihrem jungen Helden
Die geliebte Maid geweigert!
Ach, sie glaubten ihn verloren!

Und sie siechten still zu Grabe,
Lange deckt sie die Erde,
Als der starke Liebling kehret,
Um die Herrschaft ja empfangen.

Doch sie macht ihm keine Freude,
Mannen zählt er nicht noch Güter,
Ritterspiel und Jagd entflieht er,
Nimmer schweiget er beim Mahle.

Und auch bei der Huldigung heute
Hört er kalt und trüb das Jauchzen,
Lieber saß er einsam düster,
Denn ihm ist die Seele traurig.

Denn die Seele ist ihm traurig,
Weil er seiner Freundin denket,
Die er über Alles liebet,
Seiner süßen Nicolette.

Sieh, da tritt ein Mohrenknabe
Durch das wogende Gedränge,
Lieblich ist das braune Antlitz,
Blau und lachend sind die Augen.

Und er spielt auf einer Geige
Holde langgezogne Töne,
Und er singt mit heller Stimme,
Daß es herzergreifend klinget.

Hört mein Lied ihr edeln Herren,
Denn es tönet von zwei Herzen,
Die sich über Alles liebten:
Aucassin und Nicolette.

Ach sie sollten sich nicht minnen,
Weil die Aeltern es verboten,
In die Welt sind sie entflohen,
Suchend die glückseligen Inseln.

Aber auf dem weiten Meere
Fielen sie in Räuberhände,
In dem dunkeln Mohrenlande
Wurden sie verkauft als Sklaven.

Nicolette fand den Vater,
Und der Vater war der König
Von Karthago: er entsandte
Aucassin in seine Heimath.

Aber seine weiße Tochter
Will er einem reichen König
In dem schönen Land Granada
Als des Throns Genossin geben.

Als der Kleine so gesungen,
Hebet Aucassin sich plötzlich
Wie aus tiefem Traum erwachend
Und er ruft: Halt ein, o Knabe!

Schöner lieber süßer Knabe,
Willst du mir das Herz zerbrechen?
Ende rasch [illegible] trübe Märe!
Ward mir [illegible]alos Nicolette?

Nimmer würd' ich es ertragen,
Daß ein Anderer sie freite!
Doch es spricht der holde Kleine:
Laß mich nur das Lied beenden!

Weiter singt er: Nicolette
Spricht zum alten Vater also:
Nimmer nehm ich einen König,
Ich gehöre einem Grafen.

Heftig zürnet da ihr Vater,
Daß sie einen Christen liebet,
Doch sie lässet Haus und Aeltern,
Um dem liebsten Mann zu folgen.

Und sie lernt die Geige spielen
Und verschafft sich Knabenkleider,
Und mit einem dunkeln Kraute
Bräunt sie sich Gesicht und Hände.

Also flieht sie zum Hafen,
Also setzt sie sich zu Schiffe,
Also fährt sie durch die Wogen
Nach der herrlichen Provence.

Aucassin sieht sie zu suchen.
Gebe Gott, daß sie ihn findet,
Den sie über Alles liebet,
Ach, die arme Nicolette!

Als der Knabe so geschlossen,
Steht Aucassin in Flammen,
Ihm verstarrt fast die Stimme,
Endlich ruft er: Sorish wo ist sie?

Wo ist meine blonde sichte
Holde weiße Lilienblume,
Die ich über Alles liebe,
Meine süße Nicolette?

Doch der braune schöne Knabe
Wirft hinweg die helle Geige,
Wams und Hose thut er von sich
Und er steht in Frauenkleidern.

Aber aus dem Antlitz reibet
Hurtig er die dunkeln Farben:
O es barg die schlichte Hülle
Wunderbar das schönste Mädchen.

Welche zierlich schlanken Glieder!
Welch ein lichtes blondes Köpfchen!
Welch ein wonnig süßes Antlitz!
Welche lachend blauen Augen!

Und es staunen rings im Kreise
All die Ritter und Vasallen:
Aber Kucasin in Wonne
Jauchzet: Süße Nicolette!

Giebt mir Gott dich endlich wieder,
Du mein Leben, Engel, Himmel!
Keine Macht auf dieser Erde
Soll uns fürder jemals trennen!

Und mit selig hellen Worten
Und mit rauschend lauten Küssen
Wiegen sie sich in den Armen,
So voll Schönheit, Milde, Anmuth.

Nimmer seit die Erde stehet,
Ward solch herrlich Paar gesehen,
Nimmer solche Lust erlebet,
Süßre Liebe gab es nimmer.

Und die Pauken und Trompeten
Und die Geigen und die Flöten
Tönen in den schönsten Weisen:
Jetzt beginnt die rechte Huld'gung!

Heil, die Huld'gung gilt dem Grafen
Und der Gräfin bei der Hochzeit,
Denn sie schreiten vom Ballone
Zum Altare vor den Priester.

Und der Priester zieht die Christen
Hier als Mann und Weib zusammen,
Die einst Braut und Bräut'gam wurden
In der Mainacht tief im Walde.

Also wandte sich die Sorge,
Also wandte sich der Jammer,
Und ihr Leben ward zu einer
Perlenschnur von goldnen Tagen.

Denn die Liebe, die, durch Leiden
Und durch Hindernis gewachsen,
Immer stärker, voller glühet,
Trägt nur Frucht von purem Golde.

Dieses ist die helle Kunde
Von zwei treuen schönen Herzen,
Die sich über Alles liebten:
Kucasin und Nicolette.

Georg Hick.

Geschieden.

Wir haben uns ein Mädchen gesagt
Und doch miteinander gesprochen.
Wir haben Eins vor dem Andern gezagt,
Und hatten doch nichts verbrochen.

Wir bieten zusammen so treu, so lieb —
Das müssen wir jetzt verklagen —
Wir sind geschieden und ach es blieb
Noch so Vieles, so Vieles zu sagen!

Siegfried Kapper.

Der Fiedler und der Sultan.

(Eine erzgebirgische Musikantengeschichte.)

Es war im türk'schen Reich
Anno — ich weiß nicht gleich,
Doch sind's der Jahr' wol hundert, —
Der Sultan saß im Saal,
Es duftet vor ihm das Mahl,
Er rührt nicht Speis, nicht Trank an,
Und lauschet höchst verwundert.

„Was klingt zu meinem Ohr
Für eine Sprach empor?
Keinen Laut davon versteh' ich!
Doch dringt an's Herz sie mir,
Und in meinem Barte hier,
Was nie mir noch passirt ist,
Eine Thräne rollen seh' ich.

Schafft mir herauf den Mann,
Der Solches wirken kann!
Geht er nicht willig, zwingt ihn!"
Drauf springt vom Boden empor
Und kreuzt seine Brust ein Mohr
Eilt flugs hinab, und schauet
Einen Fiedler im Hof, und bringt ihn.

„Seltsame Kreatur!
Sag', wie beginnst du's nur,
Daß du mit deinem Geguicke,
Das schier nicht anders klingt,
Als wie die Lerche singt
Und die Nachtigall in den Büschen,
Mir füllst mit Thränen die Blicke?

Gieb das Geheimniß kund,
Geselle, mir zur Stund,
Und reich will ich dir's lohnen!
Wem solche Macht beschert,
Dem ist sie Hohes werth,
Und gern einen Demant geb ich
Dafür aus meiner Kronen!"

Der Fiedler in dem Saal
Neigt sich an hundertmal,
Und schaut um sich in Aengsten.
Es zittert ihm das Herz,
Er denkt: Nun ist's kein Scherz,
Und spielst du nicht wie ein Herrgott,
So hast du gelebt am längsten!

Doch faßt er frischen Muth,
Schärft erst den Bogen gut
Mit bestem Kolofone,
Stimmt dann die Saiten rein
Und streichet wacker drein,
Daß bald der Saal erhallet
Vom wundervollsten Tone.

Anhebt er im Diskant
Mit lieblichem Andant;
Der Sultan faltet die Stirne,
Setzt die Pfeife an den Mund,
Bläst Wolken kraus und rund,
Und aufgehn tiefe Gedanken
Ihm in dem sinnendem Hirne.

Nun ändert der Fiedler die Weis.
Adagio quillen leis
Die Töne wie klagendes Sehnen;
Der Sultan schaut seufzend drein
Und nicht nur er allein,
Die um ihn sind, und es hören,
Sie schwimmen bald alle in Thränen.

Und wieder wechselt der Klang.
Es tändelt in schäkerndem Sang
Scherzoso über die Saiten,
Bald lichernd im drolligsten Spaß,
Bald brummend tief unten im Baß.
Die Pascha's wiehern vor Lachen,
Der Sultan hält sich die Seiten.

Jetzt aber küßt zum Schluß
Der Fiedler los einen Guß
Der tollsten Capriolen;
Presto, prestissimo
Klimpt's jauchzend kirchweihfroh, —
Der Mohr und die Paschа's tanzen,
Den Sultan juckt's in den Sohlen.

„Halt ein, du seltener Mann,"
Spricht ihn der Sultan an,
Sonst werden die Paschа's verrückt mir!
Schon merk' ich's, Keinem kund
Wird so was in Einer Stund!
Auch schwerlich, was zu von Gott hast,
Je abzutauschen dir, glückt mir.

Doch preis den Tag ich sehr,
Der dich geführt hieher;
Ein Tag des Glückes ist er!
Ein Mann von solchem Schlag
Weiß noch viel mehr vermag;
Drum setzt bei mir du bleiben
Und sein mein erster Minister!"

Der Petschauer lauscht empor,
Kaum traut er seinem Ohr:
„O Majestät, zu Gnaden!
Hat Euch mein Spiel entzückt,
Bin ich genug beglückt;
Nie bab nach höhern Ehren
Gestrebt ich auf meinen Pfaden!

Nie auch ging aus mein Sinn
Nach anderem Gewinn
Als einer kleinen Gabe,
Daß ich in meiner Noth
Just ganz auf Bier und Brot
Und, was ich brauch' auf Saiten
Und Kolofonium, habe.

Drum seid mir drob nicht gram,
Daß ich gehe, wie ich kam,
Und, wie ich's gelernt hab, streife
Noch fürder von Land zu Land
Als — wandernder Musikant!"
Lang staunt ihn an der Sultan, —
Schier geht ihm aus die Pfeife. — —

Was ferner ist geschehn,
Das mögt Ihr leicht ersehn.
Der Sultan langt zur Seite
Und dem Fiedler darauf reicht
Ein Säcklein, das war nicht leicht.
Der aber küßt ihm den Rockſaum
Und sucht vergnügt das Weite.

Georg Hick.

Verschenkte Geschenke.

Wie hat dich der Himmel
So reich bedacht!
Mein Vater sein Herzblatt
Besser bedacht.

Das Morgenroth hat er
Dein Antlitz getaucht,
Der Rose Duft
Ins Herz dir gehaucht.

Deine Augen leuchten
Mit himmlischer Pracht,
Wie Sterne Gottes
In dunkler Nacht.

Und du gabest mir Alles,
Alles zugleich!
Du wurdest nicht ärmer
Doch ich ward reich.

Gisbert Freiherr Vincke.

Wie Richard Löwenherz seine Töchter verheirathet.

Viel Segel erglänzen im Morgenlicht
Vor Dover's blendenden Klippen,
Weiß spritzet der Schaum, wenn die Woge sich bricht,
An der Schiffswand eichenen Rippen.

Und landwärts wirbelt der Staub hochauf,
Zu dem Meerstrand wälzt es sich weiter:
König Richard sprengt im geflügelten Lauf
Vor dem donnernden Haufen der Reiter.

„Ist Alles bereit? Schon zuckt mir der Arm!
Wohlauf! Frisch weht es aus Westen!
Der Bischofe von Limoges denkt kaum an den Schwarm
Von nimmer geladenen Gästen!“ —

Da tritt aus dem Volk ein Priester ihn an,
Der spricht mit beschwörendem Munde:
„König Richard, du bist ein verlorener Mann!
So gedenk der verrinnenden Stunde!

Thu Buße, Richard, ehdenn es zu spät,
Wasch rein vom Blute die Hände!
Und deine drei Töchter — die Zeit vergeht —
Verheirathe sie vor dem Ende!“ —

„Mein Gesell, du bist mir zu gut für die Pfarr',
Im Stich laß deine Gemeine,
Du magst mir folgen als wackerer Narr:
Ich habe der Töchter nicht Eine!“ —

„König Richard, wenn du bedachtsam wärst,
Du berichtest der mahnenden Sendung:
Deine Töchter das sind — die Hoffahrt zuerst
Und die Habgier und die Verschwendung!“

„So geb ich die Erste den Tempelherrn,
Und die Andre — weil du's geraten —
Den Cistercienlern gönn' ich sie gern,
Und die Letzte sodann den Prälaten!

„Bei Gottes Nebe! Mich dünket, Gesell,
Die Gidame wären die besten!
Wohlauf denn, ihr Herren! die Luft ist hell!
Zu Schiff! frisch weht es aus Westen!“ —

Karl Mayer.

Vor einem Waldkirchhofe.

Ein altumzäunter Todtengarten,
Wo Juden der Erweckung warten,
Liegt einsam hier von Wald umgeben.
Mir war dies Völkchen fremd im Leben:
Befremdlich ist mir die Grabesschaar,
Das stets mir unverständlich war.

Doch diese Einsamkeit so schaurig,
Der Wald so dunkelgrün und traurig,
Macht meine Stimmung menschlich weicher,
Wir diese Todten Brudergleicher
Und klagend stimm' ich überein
Mit all' dem fremden Klagegeheim.

Vor einem Waldkirchhofe.

Julius Rodenberg.

Lieder aus Irland.

1. Atlantis. *)

Entflohn bin ich dem Lärm der Städte,
Entflogen bin ich dem Gassentaub
Zur sanftgeschwungnen Hügelkette
Bedeckt mit herbstlich goldnem Laub.

Die Wogen seh ich ferne blinken,
Und rauschen hör ich fern die See;
Des Sandes durstige Körner trinken
Der Brandung kühlen Silberschnee.

Hier steht auf grünen Uferhügeln
Im Waldesschatten Haus bei Haus;
Und dorten ziehn auf breiten Flügeln
Die Möven in das Meer hinaus.

Ich sah sie ziehn und ihrem Fluge
Folgt Herz und Auge sehnsuchtsvoll;
Folgt unbesorgt, ob es dem Truge
Der goldnen Ferne trauen soll? —

Wie sind die Augenblicke selig
Wo Täuschung unser Herz berührt,
Und immer weiter und allmälig
Zu ihrem Zaubereiland führt.

Da gehn wir unter grünen Bäumen,
Da rasten wir an blauen Seen.
Und was wir wünschen, was wir träumen,
Sehn wir lebendig vor uns stehn.

Die Freunde, die uns lang verließen,
Die lange treulos oder todt . . . .
Noch einmal dürfen wir genießen,
Was längst versank in Abendrotd.

Holdsel'ge Mädchenangesichter,
Und dunkle Mädchenaugen glühn —
Und ferne sieht der trunkne Dichter
Den Lorbeer und die Myrthe blühn . . .

Und voll herauf, wie Morgengrauen,
Taucht jene Andacht, keusch und rein,
Die er empfand im Heimath-Auen,
Mit sich und seinem Lied allein.

In Heimath-Aun, im Heimath-Walde,
Wo nur der Wind, der ihn umrauscht,
Wo nur die Blumen auf der Halde
Und nur die Vögel ihm gelauscht.

Ihr unschuldsvollen Sanggenossen,
Ihr wohnt noch dorten im Gesträuch —
Doch meine Zeit ist nun verflossen,
Und nimmer, nimmer bin ich euch.

Nur oft, in stillen Träumen ahne
Ich, was mein Herz mit dir verlor:
Nur oft, gleich einer Fee Morgane,
O Heimath! taucht dein Bild herauf.

Und dann wol wiegt sich hold, wie weiland
Mein Herz in sanften Melodien,
Und zieht zu seinem Zaubereiland,
Wie dort ins Meer die Möven ziehn!

*) Geschrieben an der Bai von Galway. — Es ist der Glaube der Galway-Fischer, daß man an klaren Tagen zur Zeit des Sonnenuntergangs ferne im atlantischen Ocean das verzauberte Atlantis sehen könne.

2. Glendalough.

Von den Bergen, über die Wiesen
Klingt von Ferne Hörnerschall:
Aus der Schlucht Fin-Mac-Cul's, des Riesen,
Weht mir herüber der Wiederhall.

O, wie rauscht's in den grünen Bäumen!
Wie die sonnigen Wolken weln!
Von den Felsen die Quellen schäumen,
Und es funkeln die blauen Seen.

Und die Blätter der Bäume funkeln
Und darüber das himmlische Blau —
Unter den Fichten, den alten, dunkeln,
Liegt der Kirche zerfallener Bau.

Königsgräber und Klosterzellen
Und des Thurmes heiliges Rund —
Unter den leise wogenden Wellen
Blitzen die Steine auf sonnigem Grund.

Lorbeerbüsche hängen die Mauern,
Reicher Efeu umschlingt den Baum;
Und aus Wonnen und heiligen Schauern
Webt sich mir ein rosiger Traum.

Laßt mich träumen — das tägliche Leben
Schwindet dahin und ich athme frei:
Dem entfesselten Blicke schweben
Selig schöne Gestalten vorbei.

Liebliche Wesen, heilige Schatten,
Priester und Elfen in bunten Reihn; —
Wie dort über die Bergesmatten
Wolken wandeln und Sonnenschein.

Und so sitz ich vom Zauber umschlungen,
Auf der Vorzeit geweihtem Ort —
Fern das Horn ist lang verklungen,
Aber im Herzen, da lebt es fort.

3. Die Seen von Killarney.

Tief, tief im Thale dunkeln
Die Seen im Zauberschein:
Darin die Inseln funkeln
Wie grüner Edelstein.

Rosh-Eiland mit altem Schlosse,
Von Efeu ganz verhängt,
Zu dem auf weißem Rosse
O'Donoghu Nächtens sprengt.

Und dorten Innishfahlen
Mit Gräbern in Waldesnacht,
An das zu tausendmalen
Voll Inbrunst ich gedacht.

Die lieblichen Shifra's *) steigen
Aus dem See, so tief und klar,
Mit Schilf und Myrthenzweigen
Bekränzen sie das Haar.

Das Haar in gelben Strähnen
Schwimmt unter der schillernden Flut,
Sie lugen nach den Kähnen
Und schaukeln sie wolgemut.

Da hebt sich der binsenbelaubte
Seeriese aus Schaum empor.
Er glotzt mit steinernem Haupte
Und schaut nach dem Elfenchor.

Und dorten — aus fernen Zeiten
Ragt prächtig Muckrosh-Abtei,
Messesingend schreiten
Die alten Mönche vorbei.

Sie ziehn durch die Hallen und Gänge
Mit Rauchfaß und Brevier —
Doch wo ist der Säulen Gepränge,
Und wo der Bogen Zier?

Die Fenster ohne Scheiben,
Bischofsgräber im Gemach —
Die Mauern fielen, und Eiben
Sind nun ihr dunkles Dach.

*) Elfen.

W. Constant.

Lenzhuldigung.

Die Sonnenjungfrau sie strahlet aus heiterem Blau,
Von Blumen schimmern des Lenzes Thränen die Tropfen Thau.

Auf ihrem Pfade flattern die Wolken voran,
Und ziehen als Lilienschwäne ihr Flammengespann;

Die schmetternde Lerche steiget empor in die Höhn
Beseligend klingt ihrer Hymnen Jubelgetön:

Die Rosen eröffnen die Lippen schwellend zum Kuß
Und bringen der stralenden Jungfrau den duftigen Gruß;

Hoch schwellen die Wellen des Bächleins im Bette hervor
Und springen im freudigen Taumel süß murmelnd empor.

Und auch die Sonnenjungfrau auf ihrer Fahrt
Grüßt Lerchen, Rosen und Wellen sinnig und zart:

Sie ziehet langsam und stralend am Himmel dahin
Um länger dem Liede zu horchen der Sängerin;

Sie kleidet Blüten und Bäume in güldnen Schein
Und senkt in den Thau der Rosen sich selig hinein;

Sie wirft hinab zu dem Wasser ihr Bild voll Glanz
Die Wasser umspringen es rauschend im lustigen Tanz.

Piqueur mit dem Leithund auf die Vorsuche reitend

Guſtav Pfarrius.

Der Dresdner Mönch.

(Siehe v. Weber's „Aus vier Jahrhunderten.")

Der Mond war aufgegangen,
Der Sterne Licht zerfloß,
Von kühler Nacht umfangen,
Lag ſtumm das Königsſchloß;

Das Klirren auf dem Hofe,
Das Rennen war vorbei,
Es ſchliefen Magd und Zofe
Und Kämmrer und Lakai;

Und Alles, wie vertrauert,
Lag öde rings und leer;
Ich ſtand, von Froſt durchſchauert,
Gelehnt auf mein Gewehr.

Da traf mein Ohr ein Flüſtern,
Ein ſeltſamlich Geklopf,
Da zog es her im Düſtern:
Der Mönch war's ohne Kopf;

Der war ihm abgeſchlagen,
Den trug er unterm Arm,
Es rann vom Kuttenkragen
Das Blut, als wär's noch warm;

Mit heiſerem Gekächel
Trat raſchen Schritts er vor,
Man ſah die nackten Knöchel,
So ſchlug die Kutt' empor;

Und wo die Marmorſteine
Er barfuß überſchritt,
Da ſah im Mondenſcheine
Man Blut auf jedem Tritt.

So bog er durch die Hallen,
Mir nahend immer mehr,
„Werda!" ließ ich erſchallen
Und ſpannte mein Gewehr.

Da hielt er mit der Linken
Den Roſenkranz mir dar,
Und ließ ſie wieder ſinken, —
Da ich ein Ketzer war.

Ich nahm die Kraft zuſammen,
Ich zielte feſt und kalt,
Und in des Schuſſes Flammen
Zerſtob die Mönchsgeſtalt.

Zu dem Bilde von W. Camphauſen:

Der Piqueur.

Gegrüßt, o Wald
Im Morgenduft!
Das Hüftenhorn ſchallt
Durch die friſche Luft.
Suche, Diana!

Der Thau blitzt hell
An Halm und Baum,
Trinkt das Wild am Quell,
Durchgraſt es den Raum?
Suche, Diana!

In das Horn ein Stoß,
Tarah, zur Hand!
Laßt die Meute los,
Nehmt die Büchſe zur Hand!
Suche, Diana!

W. M.

Friedrich Roeber.

Aus Gevatter Tod.

Waldweg.

Ein Bauer (tritt auf.)

Dort kommt noch Einer, den ich nicht gefragt,
Der Klaus ist's, — ja, ich weiß schon was er sagt,
Mag's sein darum. Schön guten Abend, Klaus.

Klaus (tritt auf).

Wollt Ihr mir was?

Der Bauer.

Hab einen Bub zu Haus,
Der zwölfte ist's, — er liegt noch ungetauft,
Ich hab' mir schier das Haar drum ausgerauft.
In Allem ist er gut und wohlgerathen,
Doch find' ich nirgend für ihn einen Pathen,
Seid Ihr Gevatter ihm, laßt Euch beschwören! — —
(Klaus geht.)
Er kehrt sich ab und mag mich gar nicht hören.
Ich dacht es wohl; ein Andrer kommt geschritten.
(Ein reicher Bauer kommt.)
Wenn's Euch gefällt, laßt Euch von mir erbitten
Daß Ihr Gevatter steht bei meinem Buben,
Der ungetauft daheim liegt in der Stuben.
(Der Reiche ab.)
Er lacht voll Hohn. Ich hab's voraus gewußt,
Wie Alle sind, so ist auch dieser just.
Der Letzte war's, nun ist die Straße leer.
Nein, sieh, da schleppt sich noch der Schulz daher.
(Der Schulz kommt.)
Gestrenger Schulz.

Schulz.

Was habt Ihr? Scheert Euch fort!
Auf's Amthaus kommt. Hier ist nicht Zeit und Ort.

Bauer.

Ihr selber wißt es, wie zu jeder Frist
Das Amt für arme Leut' geschlossen ist.
Laßt drum es hier mich sagen. Allerwegen
Gedrückt's bei mir, nur nicht am Kinderlegen.
Auf Buben hab' ich laufen, nackt und blos.
Der zwölfte trabbelt meiner Frau'n im Schooß.
Der schafft die Noth mir, Herr, denn nirgend find'
Im Dorf ich einen Pathen für das Kind.
Schon als Gevatter bei den Eilfen stand
Was mir ist oder meinem Weib verwandt.
Den andern Allen sind wir zu gering:
Man schalt mich weg, in welches Haus ich ging.
Verzweifeln muß ich schier! Laßt Euch erflehn,
Als Zeuge und Gevattersmann zu stehn.
Weist mich nicht weg. Sagt Ja dazu und Amen
Und gebt ihm einen ehrlichen Christennamen.

Schulz.

Zu viel der Nachsicht man ihm noch erweist,
Dem Bettelvolk, es wird mir allzu dreist.
(ab.)

Bauer.

Nun ist's zu End', mir will es nicht gelingen,
Dem Jungen einen Pathen heimzubringen.

Der Herr (kommt.)

Du Menschenkind, stell' all Dein Klagen ein,
Ich selbst will Zeuge und Gevatter sein.

Bauer.

Wer seid Ihr doch? Ich sah vorhin Euch nimmer,
Geblendet ist mein Aug' von Euerm Schimmer

Der Herr.

Ich bin der Herr, mein Kleid ist lauter Licht.

Bauer.

So geht nur Eures Wegs, ich mag Euch nicht!
Ich rief zu Euch in mancher bösen Stund,
Eu'r Ohr war taub, verschlossen Euer Mund!
Ihr sitzt auf Euerm Stuhl und pflegt der Ruh
Und seht geduldig allem Unrecht zu!
Wer durch die Welt will, muß die Lüge frein,
Und muß der Schande Bettgenosse sein!
Dem wird, der ehrlos ist, der Ehren Zier,
Und ohne Ehren geht die Ehre hier,
Und losgesprochen geht die Schuld vom Amt:
Wer ohne Schuld, wird ungehört verdammt!
Ihr schlaft und träumt! Wo hättet Ihr gewehrt
Dem Reichen, der vom Schweiß des Armen zehrt,
Den falschen Richtern, heuchlerischen Pfaffen?
Geht drum, ich habe nichts mit Euch zu schaffen.
Der rechte Pathe wärt Ihr für den Jungen,
Ihm würd' ein bitterböses Lied gesungen,
Ihr gebt ihm Sorg' und Elend, Gram und Noth,
Ihr ließt das Salz ihn weinen für sein Brod!
Den Schlechten gönnt Ihr's und den faulen Lungern:
Wer auf Euch baut, den lasset Ihr verhungern!

Der Herr.

Du blödes Menſchenauge, das nicht ſieht,
Wie Sorg' und Elend auf zum Himmel zieht!
(ab.)

Bauer.

Da geht er hin. Mir iſt, als ob empor
Ihn eine Wolke höh' zum Himmelsthor.
Von ſeinem Lichte war erglüht der Wald,
Nun wird es in den Gängen dunkel bald.
Nur an den Wipfeln zittert noch der Schein, —
Auch das verglimmt: es bricht die Nacht herein.
Wie hat verwandelt rings ſich Alles jäh!
Ich ſind' den Pfad nicht mehr, wie ich auch ſpäh,
Ich hör' nur um mich toben und gewittern:
Da flammt der Blitz, — die Eiche liegt in Splittern!

Der Teufel (tritt auf.)

War Dir der Herr nicht als Gewatter recht,
Du Menſchenkind, ſo nehme mich, den Knecht.

Bauer.

Hebt Euch hinweg, ich kenn' Euch ſchon genug,
Ihr ſeid der Feind, und ſeid der böſe Fluch!
Wohl gebt Ihr, was dem Herzen nur gefällt,
Die Luſt und Herrlichkeit von dieſer Welt,
Ihr gebt den Wein ihm, der es trunken macht,
Und raubt dafür den Schlaf ihm in der Nacht!
Ihr führt es durch den Taumelkreis der Erden
Und laßt es einſam doppelt elend werden!
Dann laßt Ihr's blutig von den Dornen ſtechen
Der üpp'gen Roſen, die es mußte brechen!

Teufel.

Du blödes Menſchenkind, Dir macht's Verdruß
Daß Alles ſich zuletzt ausgleichen muß.
(ab.)

Bauer.

Er zieht dahin als wie ein düſtrer Rauch.
Mit ihm verzieht die düſtre Nacht ſich auch,
Und ſeltſam jetzt erglänzt, aſchfarb und fahl,
Der ganze Wald, bis fern hinab in's Thal.
Die Wipfel alle krank herab ſich neigen,
Welk fall'n die grünen Blätter von den Zweigen.
Mich ſelber überſchleicht ein ſtill Ermatten.
Wer ſteigt herauf? — Ein Mann als wie ein Schatten.

Der Tod (tritt auf.)

Soll Dir der Tod als guter Pathe ſtehn,
Du Menſchenkind, laß uns ſelbander gehn.

Bauer.

Ihr ſeid mir recht, Ihr wäget Alle gleich,
Nicht gilt es je bei Euch, ob arm, ob reich!
Ihr gebt die Ruh. Von allem Drang hienieden,
Von allem Kämpfen iſt bei Euch der Frieden!
Reicht mir die Hand, ich ſchlage willig ein,
Ihr ſollt bei meinem Bub' Gewatter ſein!

Maximilian Herz.

König Knut.

Es rauſcht das Meer, es ſchwillt heran
Durch grauenvolle Nacht,
Und brandend brauſts am Thurm hinan,
Der ſtolz die Flut bewacht.
Und auf des Thurmes Söller ſitzt
Der große König Knut,
Die Woge kommt, die Woge rauſcht,
Der König düſter ruht.

Und Donner rollen, Blitze glühn,
Und zucken um ihn her,
Er hört ſie nicht, er ſieht ſie nicht,
Er ſtarrt vor ſich in's Meer.
Und wie die Woge lauter rauſcht,
Wie brandend brauſt die Flut,
Erhebt ſich ſtolzen Angeſichts
Der große König Knut.

Du tolles Wogenelement
Zu meinen Füßen du,
Ich bin der Herr, und ſprech zu dir:
Zur Ruhe, Meer, zur Ruh!
Und da er's ſprach, da brauſt hinan
Am Thurm die grimme Flut,
Und ſpie ins ſtolze Angeſicht
Dem großen König Knut.

Karl Mayer.

Wanderblätter.

1. Morgens auf der Wanderung.

Der Nebel auf der Wiese dämmert,
Durch den schon süße Sonne dringt.
Die Luft ist fern vom Specht durchhämmert,
Der aus dem Wald herüberklingt.
Ich nenne wenig, o Natur,
Vom Eindruck deiner Morgenflur;
Und doch, du darfst dem Worte trauen,
Ich schwelg' im Frieden deiner Auen!

2. Das bleibende Bild.

Fluß und Mühle, Morgenschein
Und ein holdes Enkelein,
Das vom Arm der Alten lacht
Und dem Wanderer scheu weicht
Süße Mädchenfreundlichkeit,
Alle seid ihr, wie gemacht,
Wenn ich anders mit Geschick
Binden kann den Augenblick,
Und Erinn'rungen nicht ruhn,
Mir auf immer wohl zu thun!

3. Vorempfindung.

Weißgedeckte Güterwagen
Seh' ich fern durch Bäume ragen;
Fuhrmannsblusen, Hund und Pferde
Heben ab sich von der Erde
Und der Anblick freut mein Herz.
Nicht erwäg' ich ohne Schmerz,
Daß die künftige Eisenbahn
Bald dies traute Bild verwischt.
Doch wie manches nach dem Plan
Menschlichen Geschicks erlischt,
Dessen immer neue Welt,
Sich im Bildertausch gefällt!

4. Aus den Bergen.

Von schönster Landschaft du Umkreiste,
O bleibe nahe meinem Geiste,
Der stets zurück mir denken solle,
An diese Flur, die nußbaumvolle! —

Dein schlankes Bild, du Schöne, Gute,
Im Schatten von dem gelben Hute,
Es lacht, wenn ich's zu sagen wage,
Mir selbst durch meine alten Tage!

5. In froher Stimmung.

Wer gern von Dorf zu Dorfe geht,
Vom Wind in Pipfein überweht,
Bei jedem Rosenstock verweilt,
An Schönen nicht vorüber eilt,
Wem ich erwärmt die Seele seh'
Für weite Fern' und traute Näh',
Wer gern ein kühles Schöpplein trinkt
Und Abends müd' in Schlummer sinkt,
Der soll — ich lad' ihn hiermit ein —
Mein lieber Reisekamerade sein!

6. Nach einem Abschied.

Den Guten thut der Abschied weh;
Doch, wenn ich so von dannen geh',
Ist nicht mein Heimweh bald verstummt,
Wenn neu ein Bienchen mich umsummt?

Zu dem Bilde von Oswald Achenbach:

Licht und Schatten.

Goldiger Tag umstrahlt die ragenden Giebel und Thürme,
Doch in die Tiefen der Stadt senket sich dämmernde Nacht.
Und verschieden wie Licht und Schatten erweist sich das Leben,
Das mit der Kühle zugleich Gassen und Plätze durchwogt.
Dort jauchzt Jubel der Freude am perlend sprudelnden Brunnen,
Hier aus dem Leichengeleit tönet der Trauergesang.
Dort glüht friedliche Lichter des Heerds, hier Fackeln des Grabes,
Hier ein liebendes Paar, dort ein verwaistes Geschlecht!
Zwischen Freuden und Leiden entfliehen die wechselnden Tage,
Ewige, heitere Luft wohnt in den Sternen allein.

W. M.

Licht und Schatten.

Felix Dahn.

Die Königin von Aragon.

Die Königin von Aragon, die zählte sechszehn Jahr,
Ihr Antlitz war wie frischer Schnee, wie dunkle Nacht ihr Haar,
Es blieb ihr nur ein graues Schloß von ihrem reichen Land,
Auf Strand und Meer, auf Stadt und Dorf lag schwer der Moslim Hand.
All' ihre Ritter lagen todt, Kaplan und Bischof flohn,
Ihr eigen war kein Pfeilschuß mehr vom weiten Aragon.
Auf ihrem alten Bergschloß litt die feine Fürstin Noth,
Und oft von goldnem Teller aß sie Reis und trocken Brod,
Denn vor dem Wall lag Ibrahim, der schwur's mit hohem Eid,
Er weiche nicht, bis er im Sturm die Königin gefreit.
Da schrieb die junge Königin an alles Ritterthum:
„Kommt hieher, hier in Aragon erwirbt sich Gold und Ruhm,
Und kommt ein Held und kann mein Reich und kann mich selbst befrein,
Die Hälfte soll von allem Land und Gut sein eigen sein."
Doch Niemand kam und nahm den Lohn aus aller Christenheit,
Denn Ibrahim und seine Macht, die schreckte nah und weit.
Umsonst die schöne Königin auf hohem Söller stand,
Und sah nach allen Winden aus und hielt vor's Aug die Hand,
Kein Retter kam, kein Schiff zur See, kein Reiter aus dem Wald,
Rings Alles still — ihr Schleier nur im Abendwinde wallt.
Doch endlich tönt das Thürmerhorn, und sieh, vom Berg zu Thal,
Ein reisig Häuflein niederritt, dreihundert an der Zahl,
Ein junger Ritter zog voran, in Eisen bis an's Kinn,
Auf seinem Schild geschrieben stand: „Für meine Königin!"
Er zieht in's Schloß und neigt sich tief und spricht: „Ich heiß Alfons,
Und morgen bist du wiederum die Herrin Aragons:
Doch lüstet mich nicht Gut und Land, ich heische höhern Preis:
Ich heische einen einz'gen Kuß auf deine Stirne weiß."
Da ward die weiße Stirne roth, die Fürstin sagte leis:
„Erfüllt Ihr Euer Ritterwort, so wird Euch Euer Preis."
Da zog er sein Toledoschwert, die Zugbrück that sich auf,
Auf's Heidenlager jagt der Zug in raschem Zorneslauf.
Laut schrieen da die Wachen auf und schützten Thor und Thurm,
Doch sie zerstreut der Christen Arm wie dürres Laub der Sturm
Da half der Sichelwagen nicht, und Pfeil und Schleuder dicht,
Es stürzt Kameel und Elephant, und Thor und Riegel bricht,
Durch Schild und Helm wie Gottes Blitz schlug scharf Alfonso's Schwert,
Vom Wirbel bis zum Gurt durchhaun stürzt Ibrahim vom Pferd,
Die Fahne fällt, das Lager brennt, Entsetzen faßt das Heer,
Sie fliehn zum Strand, sie fliehn zu Schiff, sie flüchten über's Meer;
Und Saragossa ist befreit, Huesca thut sich auf,
Die Schlüssel sendet Stadt um Stadt zur Königin hinauf. —
Da sprach die junge Königin: „Nun zündet Kerzen an,
Und windet Kränze grün und bunt und thut mich festlich an.
Laßt meine Fahnen freudig wehn auf Thurm und Zinnen all,
Die Thüren auf, die Thore weit und laut Trompetenschall."
Und als der Zug nun zögernd kam, da rief die Königin:
„Er hat sein Wort gelöst, wohlan, den Preis nun nehm er hin."
Doch alle Ritter schweigen still, es öffnet sich die Schaar,
Da lag Alfonso bleich und kalt auf einer blutgen Bahr,
Durch Schild und Panzer in der Brust, da stak ein Wurfpfeil drin,
Und auf dem Schild geschrieben stand: „Für meine Königin!"
Da schritt die Königin hinzu, küßt auf die Stirn ihn leis:
„Ich schulde dir in Ewigkeit, Alfons, den Siegespreis
Ihr Ritter aber folget mir nach Saragossa nun!
Die Könige von Aragon in Saragossa ruhn:
Dort senket Euren König ein und meinen Eheherrn.
Sein bleib' ich bis zum Wiedersehn auf einem schönern Stern."

Karl Siebel.

Heimath.

Illustrirt von C. Scheuren.

Und ich liebe sie doch! —
Dumpf und trübe
Nannte ich oft
Die Glocken der Heimath;
Doch heute klingen sie über das Meer
So wehmuth-selig,
So wunderbarlich,
Daß selbst mein lachendes Herz
Ihr Echo wird!

Wie ein Bild der Zauberin,
Der Dichterfreundin Morgana,
Erblick ich ferne am Horizonte,
Wehmüthig winkend,
Die Gärten und Wiesen,
Das schwarzbeschieferte Haus
Mit den grünen Fenstern,
Und am Fenster zum Garten
Seh ich die Mutter.

Auf ihren Knieen
Ruhet ein Buch; —
Sie liest in dem Bucke. —
Ich seh es genau,
Es ist das Buch,
Das einst dem Sohne
Mit Thränen sie schenkte
Und das der Sohn,
Als er fortging,
Vergaß.

Sie liest die Worte,
Die eigenhändig
Aus warmem Herzen,
Zu stetem Gedenken
Sie eingeschrieben.
Ich glaub eine Thräne
Fällt heiß auf die Bibel.

Wehmüthig über das Meer
Klingen die Glocken der Heimath.

Gustav Pfarrius.

Die Hochzeit.

(Siehe v. Weber's „Aus vier Jahrhunderten.")

Da kommt die Braut! Welch Engelsgesicht!
Wie blühend und liebewarm!
O Bräutigam, wer beneidete nicht
Dein Glück in ihrem Arm!

Sie ziehen zur Kirche mit Gepräng,
Sie treten vor den Altar;
Ein Rebenbubler im Volksgedräng
Folgt ungesehen dem Paar.

Der Tag war heiß und schwül, es hing
Am Himmel mit finsterem Drohn
Ein Wetter; — sie tauschten Eid und Ring
Und merkten nichts davon.

Und als der Pfarrer das Amen rief,
Sie segnend nach Gebrauch,
Da neigte sich Braut und Bräutigam tief,
Der Rebenbubler auch.

Ein Blitz, ein Krach! Aufschreiend schreckt
Das Volk in flammendem Schein.
Die Braut allein liegt hingestreckt,
Die blühende Braut allein.

Erloschen war ihr Augenlicht,
Die Wange noch roth und warm.
Der Rebenbubler, man sah ihn nicht,
Hielt fest sie in seinem Arm.

Hielt fest, als wär's für die Ewigkeit,
Sich an ihr Herz gepreßt, —
Und siehe, sie waren alsbald bereit
Zu ordnen ein neues Fest;

Ein anderes Brautbett ward gemacht,
Als thue die Eile noth,
Drin feierte nun die Hochzeitnacht
Mit seinem Lieb der Tod.

heimath
von
Carl Riedel

Friedrich Bodenstedt.

Marfa. *)

Fragment aus einem größern epischen Gedicht.

Illustrirt von Ad. Schmitz.

Dritter Gesang.

Dem Zaren war sein hold Gemahl gestorben,
Die Zierde seines Throns. Voll Zorn und Qual
Flucht er dem Schicksal, das sein Glück verdorben.
Einsam sitzt er im düstern Königssaal,
Sein Herz verlangt nach neuem Ehgemahl;
Doch keine Jungfrau lebt in Moskaus Mauern
Die schön genug und würdig seiner Wahl;
Und seine Sehnsucht wächst mit seinem Trauern.
Oft schüttelt's in der Nacht ihn auf mit wilden Schauern,
Und unruhvoll wühlt in den seidnen Kissen
Sein Haupt umher, und jäh fährt er empor;
Mit Geisterhänden pocht's an sein Gewissen,
Der Fluch unschuldiger Opfer trifft sein Ohr;
Dem Auge schweben wüste Bilder vor
Von Städten die durch ihn ein Raub der Flammen,
Und ihn umtanzt gespensterhaft ein Chor
Von Schatten, die aus Nacht und Hölle stammen —
Die Stirn treibt kalten Schweiß, erschöpft sinkt er zusammen.
So war's nicht als noch Anastasia lebte,
Die Gattin, seiner dunklen Nächte Leuchte,
Die hold, ein Friedensengel ihn umschwebte,
Von seiner Stirne jedes Wölkchen scheuchte.
O, wie der Mächtige gern vor ihr sich beugte,
Die wonnig seinen düstern Muth verklärte,
Daß oft die längste Nacht zu kurz ihm däuchte,
Wie nun die kürzeste zu lang ihm währte,
Da ihre Finsterniß nur Graun und Schrecken nährte.
Wie's vordem war so soll's auf's Neue werden,
Nicht länger soll ihm traurig und allein
Die Nacht vergehn — der Mächtigste auf Erden
Will auch der Glücklichste der Menschen sein.
Einst träumt dem Zar: er sieht im Feuerschein
Groß-Nowgorod; aus blutigem Gefild
Die Geister der Erschlagnen dringen ein
Auf ihn, Vergeltung fordernd, dräuend, wild;
Da rettend über ihm erscheint ein Frauenbild,
Holdselig, wie von Himmelsglanz umwoben;
Vor ihrem Blick ist scheu der Geister Schaar
Wie Nebeldunst vor Sonnenschein zerstoben,
Und selbst verschwand sie wieder wunderbar
Wie sie gekommen. Doch vor Augen klar
Dem Zaren blieb ihr Bild noch als er thronte
Im Königssaal — er kannte sie! sie war
Das Kind des Greises der am Wolchow wohnte,
Und den sammt Haus und Kind des Zaren Hand verschonte,
Als Alles unterging in Nowgorod.
War ihm ihr Geist erschienen ihm zu danken
Für einstige Huld? Ward sie bestimmt von Gott,
Sich, eine Blume, um sein Herz zu ranken?
So wogen in ihm Fragen und Gedanken.
Durch seine Seele blitzt ein Hoffnungsstrahl:
Lebt Marfa noch, braucht er nicht mehr zu schwanken
In banger Zweifel unruhvoller Qual?
Neu blüht ihm Ruh und Glück, wird Marfa sein Gemahl!
Doch kam ihr Geist nicht aus dem Reich der Todten?
Er will nicht lang in Ungewißheit weilen,
Aus seinen besten Kriegern wählt er Boten,
Nach Nowgorod zu Marfa hinzueilen.
Und Herz und Krone will er mit ihr theilen,
Der Lieblichen; sie soll die schwere Wunde
Die Anastasia's Tod geschlagen, heilen —
Erwarten kann er kaum die frohe Stunde
Die sie ihm einen soll in gottgeweihtem Bunde.

*) Ein paar einleitende Worte mögen zu besserm Verständniß des nachstehenden Fragmentes dienen.

Zar Iwan Wassiljewitsch der Grausame hatte Großnowgorod, die einst durch ihre Freiheit, ihren Reichthum und Welthandel so berühmte Stadt zerstört, welche im Vollgefühl ihrer Größe und Macht den Spruch im Wappen führte: „Wer kann gegen Gott und Großnowgorod?“ Durch Iwan den Grausamen war diese Größe und Macht, die selbst den Tatarenhorden siegreich wiederstanden hatte, mit Einem Schlage vernichtet worden. Die Stadt wurde den Flammen preisgegeben und ihre besten Bürger wurden ermordet. Im Laufe einer einzigen Woche schwemmte der Wolchowstrom über sechszigtausend Leichen fort. Marfa, die Tochter eines reichen Handelsherrn, dessen Haus und Habe wie durch ein Wunder der Zerstörung entgangen war, liebte Andreas, einen jungen Helden, der die Vaterstadt nur verlassen hatte, um normannische Hülfe gegen die russische Uebermacht herbeizuführen. Inzwischen erlag die Stadt den Heeren des Zaren und Andreas eilte nun allein zurück, um seine Marfa zu retten, die ihm jedoch, als er sich schon am Altare mit ihr verbunden, wieder entrissen wurde, und zwar nach einer Schreckensscene, in welcher er tödtliche Verwundungen erhielt und Marfa's Vater um's Leben kam. Das Uebrige erklärt sich aus dem folgenden Gesange.

Bald kommt nun seinem stürmischen Herzen wieder
Die süße Ruhe, langentbehrter Frieden,
Und holder Schlummer deckt die Augenlider;
Doch zeigt ein Wunsch den andern stets hienieden —
Kaum hat der Zar für Maria sich entschieden,
Da keimt im Herzen schon ein neuer Plan;
Solch unermeßlich Reich ward ihm beschieden,
Viel schöne Jungfraun sind ihm unterthan.
Die weit im Land zerstreut nie seinem Throne nahn:
Wie — wenn sie allesammt vor ihn erschienen,
Daß er von Allen sich die Schönste wählte!
Vielleicht daß er mit einer unter ihnen
Doch lieber als mit Maria sich vermählte.
Der Schönheit süchtige Gedanke quälte
Iwan bis er beschloß ihn auszuführen.
Aus Kriegern, die er zu den Treusten zählte,
Sendeten schickt er fort, für ihn zu küren,
Um durch der Schönheit Macht sein stürmisch Herz zu rühren.
So ziehn die Boten durch die Lande hin
Und wählen Jungfraun aus zu ganzen Schaaren.
Vom schönen Kind der ärmsten Bäuerin
Bis auf zur steilen Tochter des Bojaren
Soll allen gleiche Hoffnung wiederfahren,
Zu sitzen auf des Kremlin güldnem Thron,
Gekürt zu werden als Gemahl des Zaren;
Der Schönheit Krone, wird der Herrschaft Kron.
Den Andern all verheißt man Gold und Ehrenlohn.
Den Boten, wo sie zogen auf den Wegen
Durch Dorf und Stadt mit fröhlichem Gemüthe,
Schlug schmend mancher Jungfrau Herz entgegen;
Manch dunkles Auge hoffnungslicht erglühte,
Zu glänzen in des Schönheitkranzes Blüthe —
Das Kind der Berge wie das Kind der Steppe.
Von hohem und von niedrigem Geblüte,
Sie sahn sich eben mit königlicher Schleppe
Im Kronenschmuck wandeln auf des Kremlin Marmortreppe.
Und Maria nur, die schönste Blum im Strauß,
Maria trägt kein Verlangen nach dem Throne,
Es schaudert ihr vor solcher Hoheit Glanz.
Sie sieht zum Himmel daß man sie verkenne,
Zu schwer drückt schon ihr Haupt die Dornenkrone
Und all ihr Segen wurde ihr zum Fluche;
Sie wünscht nur, daß sie still, verborgen wohne,
Sonst — außerm Grab — giebt's nichts mehr was sie sucht,
Die alle Hoffnung sprach aus ihrem Lebensbuche.
Gestorben war, was sie geliebt auf Erden:
Traum trug sie ihren ungeheuern Gram,
Wohl fühlend, schlimmer kennt es nicht mehr werden.
Und als die Zarenbraut nach Moskau kam
Und dieß die wunderbare Mähr vernahm,
Daß noch viel hundert andre Zarenbraute
Zur Wahl versammelt sein — da überkam
Sie's fast als ob die Botschaft sie erfreute,
Da nun das Mächtigen Huld sie weniger beirrte.
Durch ihre Seele blitzt ein Hoffnungsstrahl
Als sie, da schon der Tag der Brautschau nah,
Mit andern jungen Schönen, die zur Wahl
Nach Moskau kamen, eine Jungfrau sah:
Das holde Fürstenkind Eudoxia,
So hehr in Schönheit, Stolz und Jugendprangen,
Daß ihr Erscheinen sagte: Ich bin da!
Wie mag der Zar nach Andern noch verlangen?
Und alle Jungfraun sah'n auf sie mit Neid und Bangen.
Einlassens schlanke Maid, die stolze Polin,
Die schlaue Russin, üppige Gruzierin,
Kolchin und hochbusige Mingrelin —
Von Finnlands Felsen bis zum Pont-Euxin
Wohl an zweitausend Jungfraun sah man ziehn
Gen Moskau zu dem Königlichen Feste,
Zum Kampf um Thronen und Hermelin.
Von Frauenschönheit sah man hier das Beste,
Dazu von nah und fern viel reichgeschmückte Gäste.
Die Amme sah mit prüfenden Geberden
Die fremden Jungfraun: „Ich weiß, was ich weiß!" —
Sprach sie zu Maria — „Du wirst Zarin werden;
Wo man die Schönste wählt, wird dir der Preis!
Thu nur nicht so als wüßest du mit Fleiß
Die Krone von dir; — Ach! wenn ich dich sähe
Als Zarin so in stolzer Damen Kreis,
Du brächtest mich nicht weg aus deiner Nähe,
Ich wüßte nicht vor Glück was noch mit mir geschähe."
„Zu sprudelt von Glück wo mir das Schlimmste droht!"
Rief Maria unmuthvoll — „ist's nicht genug
Des Unglücks schon? Möcht ich doch lieber todt,
Als ihm, der unsers Heimathlandes Fluch,
Der den Gemahl und Vater mir erschlug,
Genossin sein, ihm Treu und Liebe schwören,
Um nicht durch solch unheiligen Betrug
Auch meines Herzens Reinheit zu zerstören,
Daß nimmer mich hinfort von solchen Wünschen hören!"
Vor dem Palast hoch auf dem goldnen Kremel
War fur Iwan ein Thronzelt gebaut,
Und um ihn her zu seiner Füße Schemel,
So daß er Alles deutlich überschaut,
Stehn Sitze für die Schönen, draus die Braut
Hervorgehn soll. Es wurden alle Namen
Zuvor zwei goldnen Büchern anvertraut,
Die zwei Bojaren in Verwahrsam nahmen —
Rund spannt sich eine Wehr, des Schönheitbildes Rahmen.
Damit durch blendende Umhüllung keins
Ihn täusche von den schönen Menschenkindern,
Blieb es Alle gleichen übereins,
Die Qual und Schwierigkeit der Wahl zu mindern.
Und Vorzugs-Unterschiede zu verhindern,
Die nicht der Schönheit freie Gaben waren.
So leicht ward es den Frauen-Ueberwindern
Wohl nie gemacht wie dem gewaltigen Zaren;
Doch sollt' er bei der Wahl noch Qual genug erfahren.

Und so — befiehlt der Zar von Gottes Gnaden —
Soll jede Jungfrau gleichen Schmuck empfahn:
Ein weiß Brokatkleid, das bis zu den Waden
Herabfällt, einen rothen Sarafan,
Zwickstrümpfe, Schuh von gelbem Saffian,
Ein Band von Perlen soll den Hals umziehn,
Ein Diadem word um die Stirn gethan,
Dem Haar in Zöpfen Bänderschmuck verliehn —
Das seine Hemdchen ziert manch Knöpfchen von Rubin.
Wohl an drei Wochen wahrt die Vorbereitung,
Verzögert durch des Frühlings Wettertücken.
Dann durch ganz Moskau schallt die frohe Zeitung:
Heut soll die Hauptstadt sich zum Brautfest schmücken!
Da strahlte manches Auge vor Entzücken,
Wie unter festlichem Geläut die Wogen
Des Volks sich auf des Kremlin Hügelrücken
In immer wachsendem Gewühle zogen.
Rein, wolkenlos erglänzt der blaue Himmelsbogen.
Jetzt paarweis zieht der Jungfraun Schaar herbei;
Im Purpurkleid sieht man den Zaren thronen;
Nie sah die Welt solch wundersam Turnei
Wie dieser minniglichen Amazonen.
Man kämpft mit Blicken und man wirbt um Kronen.
Hier dröhnt der Boden nicht von Rossehufen:
Die schönsten Jungfraun vieler Nationen
Nahn ehrfurchtsvoll des Zarenthrones Stufen.
Doch welche wird erwählt von allen die berufen?
Wie einst der Herr der Welt am Tiberstrom
Gewünscht (den noch die Menschheit nennt mit Grauen)
Daß Einen Kopf nur alles Volk von Rom
Besäße, um vom Rumpfe ihn zu hauen,
So wünschte hier der mächtige Zar beim Schauen
Der jungen Schönen, daß ein einziger Leib
Umschlösse allen Liebreiz dieser Frauen,
Daß er die Tausende gleich wie Ein Weib
Umarm' in Minneglück und süßem Zeitvertreib.
Sein ganzes Leben lag in seinen Augen,
Sie glühten aus den huldvollen Blicken nieder,
Als wollt' er alle Schönheit in sich saugen.
Er steigt herab vom Thron, geht auf und nieder
Und prüft der Jungfraun reizevolle Glieder —
Bald scheint ihn d i e s e, j e n e bald zu rühren —
Doch dreimal kehrt er um zu Maria wieder.
Die Schönsten läßt er gleich zum Turem führen,
Um aus der kleinern Zahl die Königin zu küren.
Die Wahl ist schwer; wo so viel Sonnen blenden
Braucht's Zeit, daß sich das Auge erst gewöhne —
Jetzt möcht er huldvoll sich zu dieser wenden,
Doch flugs entzückt ihn eine andre Schöne.
Er schwankt umher, wen er als Schönste kröne,
Da plötzlich traf sein Blick Eudoxia —
Sie sah ihn an, als ob sie ihn verhöhne,
Und als er ihr ins dunkle Auge sah,
Der mächtige Zar, vor i h r ohnmächtig stand er da.
Ohnmächtig, von der Schönheit überwunden;
Und wer ihn staunend stehn sah, mußte denken
Der Herrscher hat die Herrscherin gefunden.
Doch weiter wollt' er seine Schritte lenken,
Kürt gleich beim ersten Sieg sein Herz verschenken.
Eudoxia sah ihn ruhig prüfen, wählen,
Zu andre Augen seine Augen senken —
Wohl durfte sie auf ihre Schönheit zählen.
Er hatte sie gesehn, ihr konnt' er nicht mehr fehlen.
Aus den zweitausend kürte man zweihundert
Der wonniglichen Jungfraun, die der Zar
Am ersten Tag der Schau zumeist bewundert.
Ob Maria unter der Erlesnen Schaar
Auch nächst Eudoxia die Schönste war:
Sie mußte dieser doch an Schönheit weichen;
Und hoffend sah sie, alles Reides bar,
Gern ihrer Schönheit Stern vor i h r erbleichen.
Der wohl in weiter Welt sich Keine mochte gleichen.
Gar bald verminderte der Schönen Kranz sich,
Und mit der Meisten Hoffnung war's vorbei,
Am zweiten Tage wählt der Zar nur zwanzig
Von Allen — und am dritten Tag nur zwei,
Entscheiden soll sich nun wer Siegerin sei:
Eudoxia, die stolz in Schönheit prangt,
So strahlend, frisch und blühend, wie der Mai —
Ob s i e den Preis der Majestät erlangt.
Ob Maria, deren Herz vor solchem Preis erbangt?
Eudoxia sieht mit wachsendem Entzücken
Die Marias Wangen blaß und bleich von Leiden,
Die leichte Falten auf die Stirn schon drücken.
Der Zar steht lange prüfend vor den Beiden —
Er scheint sich für Eudoxia zu entscheiden,
Denn immer wieder kehrt er zu ihr hin,
An ihrer Schönheit seinen Blick zu weiden;
Doch ihn verdrießt, daß sie mit stolzem Sinn
Ihm schon entgegentritt wie eine Königin.
Noch ist sie's nicht, und — braucht es nicht zu werden!
Soll i h m, vor dem sich ganze Völker neigen
Bis in den Staub, als Mächtigsten auf Erden,
Das Antlitz eines Weibes Hochmuth zeigen?
Noch ist die Macht und Majestät sein eigen!
Vor Moskaus grausem Zaren soll man zittern
Wie Maria; in erwartungsbangem Schweigen,
Vor ihm, dem mächtiger Zorn gleich Ungewittern
Verheerend niederwirft die Ernte sammt den Schnittern.
Er wendet von Eudoxia sich ab,
Und Maria hat des Zaren Wahl getroffen,
Die ihn ins Auge starrt wie in ihr Grab —
Mit Einem Schlag zerstört ist all ihr Hoffen!
Und ihre Liebe zu Andreas offen
Bekennt sie, wirft dem Zaren sich zu Füßen;
Doch ist er f r e u d i g nur davon betroffen,
Ihm scheint die Qual den Anblick zu versüßen;
Maria soll alte Glut durch neue Gluten büßen.

Sie hebt das Auge flehend himmelwärts;
Er weidet sich an ihrer wilden Pein;
Er hebt sie auf, er drückt sie an sein Herz,
Er will Johann auch in der Liebe sein.
Auf seinen Wink der Herold tritt herein
Und wird entsandt dem Volke zu verkünden:
Der Zar will Maria Wasiljewna freien,
Moskau sich mit Groß-Nowgorod verbunden —
Die Botschaft wiederhallt aus hundert Feuerschlünden.
Da jubelnd durch die Straßen wogt die Menge
Und für das Heil, dem Herrscher widerfahren
In allen Tempeln schallen Lobgesänge.
Zu schwer lag auf dem Volk das Joch des Zaren
Seit Anastasias Tod. Auf Marfa waren
Voll Hoffnung aller Blicke nun gewendet,
Als sie, die selbst schon Trübsal viel erfahren,
Dem Volk von Gott als Trösterin gesendet,
Durch deren Segenshand nun Aller Trübsal endet.
Im Feste, das sie freudig vorbereiten
Sehn sie ein Fest der Liebe und Versöhnung.
Den Aufwand muß die halbe Welt bestreiten.
Das Volk, in opferwilliger Gewöhnung
Wetteifert zu des frohen Tags Verschönung.
Kasan schickt seidne Stoffe, reich und schwer,
Kiew Juwelenschmuck zu Marfas Krönung,
Kunstvolle Stickerei'n bringt man aus Twer;
Der Ural sendet Gold und Perlenglanz das Meer.

Heinrich Zeise.

Maiwanderung.

Bei dem Klange der Schalmeien,
Und geschmückt mit Kranz und Strauß,
Zogen wir zur Zeit des Maien
In den grünen Wald hinaus.
Schritten über fals'ge Wiesen
Ohne Rast und ohne Ruh,
Holder Knabe sei gepriesen,
Blüthenreicher Frühling du!

Auf den Fluren, auf den Wellen,
Auf der grünen Blätterpracht,
Welch ein Wogen, welch ein Schwellen,
Welch ein Jubeln gluthentfacht!
In den Wäldern welche Stimmen,
Amsellied und Finkenschlag,
Um die Blumen summten Immen,
Um die Blüthen tausendfach.

Purpur färbt' der Mädchen Wangen,
Freude hob die junge Brust,
Jugendfrische Lieder klangen
In des Lenzes sel'ge Lust.
Laßt entledigt aller Lasten,
Unter Buchen hoch und schlank,
Die erschöpften Glieder rasten
Auf dem Moos der weichen Bank.

Sel'ge Ruhe, sel'ger Frieden,
Den dir heißer Kampf geraubt,
Und der lange dich gemieden,
Schwebt dir heut um Brust und Haupt,
Senkt sich segnend auf dich nieder,
Haucht ins Herz der Sehnsucht Gluth,
Lebenskraft in deine Glieder
In die Brust den heitern Muth.

Robert Hammerling.

Auf lichten Rosen gehst du hin.

Auf lichten Rosen gehst du hin,
Dir winkt der Myrthe Glanz:
Mir aber flicht sich Rosmarin
Und Lilie nur zum Kranz.

Doch, wandl' ich auch im Schmerzesjoch,
Und du auf Blumen weich,
Mein liebend Herz ist sel'ger doch,
Das deine nicht so reich:

Was könnte werth des deinen sein —
Auf irdischem Gefild?
Das meine hegt im goldnen Schrein
Dein süßes Wunderbild.

Marfa.

Emil Rittershaus.

Im Walde.

Winter-Sonette.

I.

Wie prangte dieser Wald in Frühlingstagen!
Von Blüthenzweigen zog ein lustig Klingen.
Hier klang es hell, der Nachtigallen Singen,
Der Finken Flöten und der Drossel Schlagen.

Nun herrscht der Falk' hier, herrschet um zu jagen,
Um zu verderben und den Tod zu bringen
Den Sängern, die mit frostig müden Schwingen
Im kahlen Haine keine Töne wagen.

Und wie der Falk' den Sängern bietet Fehde,
So tobt der Nord, daß er mit Schlossenschauern
Ertödten mög' der künft'gen Knospen jede. —

Wie ich so hingeh' auf den Waldeshahnen,
Kommt in die Seele mir ein tiefes Trauern:
Mich will der Wald an's Menschenherz gemahnen.

II.

Ich kenn ein Herz, das war so reich an Wonnen!
Das hohe Lied der Liebe hat's gesungen.
Wo sind die Lieder? Alle sind verklungen,
Verklungen, weil gesunken seine Sonnen!

Nun hält's der Gram mit Schnee und Eis umsponnen:
Gebrochen sind die Knospen all', die jungen.
Vergebens hat es schweren Kampf gerungen. —
Sein Frühling ist vergangen und zerronnen!

Und wollt' es wagen, wie zur Maienfeier,
Den Lustgesang noch einmal zu erheben,
Die Sorge würgt sein Lied, der grimme Geier. —

Das ist ein Menschenloos, ein Menschenleben,
Doch stille, stille! Keine feige Klage! —
Es sind des Herzens trübe Wintertage.

III.

Getrost, o Wald, dir wird der Frühling kommen!
Aus welkem Laub erstehn sie neu, die Schossen,
Wenn wieder einzieht auf den Sonnenrossen
Der Lenz, wenn er des Winters Macht genommen.

Die Sterne sind verhüllt nur, nicht verglommen,
Der Lenznacht Sterne, die den Thau gegossen
Auf deiner Blätter, deiner Blumen Sprossen. —
Getrost, o Wald! dir wird der Frühling kommen!

Es kommt der Lenz, er kommt mit starker Hand,
Der Winter flieht, der Winter wird gebannt
Und Falk' und Nordsturm wüthen nur vergebens.

Die Nachtigallen kehren jubelnd wieder. —
O Blüthenduft, o süße Frühlingslieder!
O Wald, o Wald! du Bild des Menschenlebens!

Reinhart Neuhaus.

Was trägst du keuchend zum Schiff, John?

Was trägst du keuchend zum Schiff? John
Die Last wird dir sauer und schwer,
Der Wind schon stoßt in die Segel griff
Und bald geht das Schiff in das Meer, John!
Gab Mütterlein lieb dir Linnen mit,
Bringst Gold du nach Canadas Strand:
So sunte dich schnell und beflügle den Schritt,
Sonst bleibst du zurück am Land, John!

Nicht trag ich Linnen noch Gold, Herr!
Bin armer Leut Kind und gering,
Ein grün Stück Rasen hab ich geholt,
Nennt's immer ein unnützes Ding, Herr!
Ich liebe Erin, mein heimisch Land!
Sollt' drüben ich finden die Ruh,
Dann deckt doch, so Gott will, im fremdesten Land
Mich heimischer Rasen zu, Herr!

Eduard Brauer.

Die Jagd im wilden Grunde.

Im Schwarzwald tief, im wilden Grund
Beim alten Felsgemäuer,
Dort, wo die Burg des Grafen stund,
Der mit der Hölle lebt' im Bund,
Ist's nächtlich nicht geheuer.

Im Herbst, am Sanct Hubertusfest,
Wenn dicht sich schwärzt der Himmel,
Und scheu das Käuzchen sucht sein Nest,
Erwacht im Forst gen Ost und West
Ein wundersam Gewimmel.

Vom Hünengrab ertönt ein Horn,
Der Wildner sieht mit Grauen
Hinjagend über Heck' und Dorn
Viel Reiter ohne Zaum und Sporn,
Entsetzlich anzuschauen.

Gerippe sind's, die allesammt
Auf Sechzehnendern hocken,
Vom Burgherrn grausam einst verdammt,
Weil sie zu rascher That entflammt
Verholnen Waidlust locken.

Mit Keul und Armbrust, Schwert und Speer
Durchstürmt die düstre Haide
Das hirschbeschnittne Todtenheer,
Voran, zu Fuß und keuchend schwer,
Ein Greis im Jägerkleide.

Heia! hussah! Nicht Stock noch Stein
Hält auf das grause Hetzen,
Die Hirsche schnauben lustig drein,
Und schaurig klappert das Gebein,
Wenn übern Strom sie setzen.

Und wenn erschöpft der Alte sank,
Zerfetzt vom Dorngesträuche,
Wird ihm gereicht zum Labetrank,
Ein Becher Bluts als Waidmannsdank,
Und neu beginnt die Scheuche.

„Heia! hussah! frisch auf Gesell!"
Den ungestümen Mahnruf
Begleiten Peitsch' und Hundsgebell,
Und weiter geht's zwiedoppelschnell,
Bis fern erklingt ein Halnruf.

Wie Weilenschaum im Meeresschlund
Versinkt die Schaar im Boden,
Und scheu bezeugt des Wildners Mund:
Das ist die Jagd im wilden Grund,
Die wilde Jagd der Todten.

Zu dem Bilde von A. Achenbach:

Am Strande!

So stille die Welt, so weit die Fluth!
Die Erd steigt zum Himmel, der Himmel ins Meer,
Kaum daß ein Lüftchen vom Wasser streift,
Kaum daß eine Woge seewärts zieht.

Die Sehnsucht nur weht ein duftiges Band,
Ein Herz am Ufer, ein Herz auf der See:
Das Lüftchen bringt landwärts stillen Gruß,
Und seewärts trägt stillen Gruß die Fluth.

W. M.

Am Strande.

Josef Seiler.

Die Burg der Todten.

Doch in Nordlands Bergen umspült die Jöringsbucht
Eines Schlosses Trümmer, am Kap von Oerskougt.
Auf unnahbaren Klippen drängt sich Thurm an Thurm,
Steinadlers Kinder wieget dort der gewaltige Sturm.

Kein Mensch denkt mehr der Zeiten, wo Ritter oder Fraun
Von dem jähen Söller mochten niederschaun.
Leer stehen längst die Säle — die Helden starben aus:
In des Berges Schooße bestellen sie noch heut ihr Haus.

Wenn in Sommernächten hoch steht der volle Mond,
Dann steigen sie zu Lichte, die in dem Schacht gewohnt;
Dann ist die Burg der Todten zum Leben auferwacht;
Dann leuchten Speer und Schilde, das Runenlied ertönt mit Macht.

Einmal hat vor Zeiten Hjerta, die Jägerin
Zur Wette sich vermessen mit trutzigem Sinn:
„Ich bebe nicht vor Geistern, die euer Wahn erschuf,
Das künd euch dort vom Söller meines Hornes lust'ger Ruf."

Und als der Mond sich füllte zu mitternächt'ger Zeit,
Hat ihre Fahrt begonnen die kecke Waldesmaid.
Furchtlos von Klipp zu Klippe sie steigt und singt und winkt,
Ob düstern Tannenwipfeln ihr Jagdspeer hell im Mondschein blinkt.

Jetzt steht das Mägdlein droben am höchsten Zackenthurm.
Aufblitzt der Geisterreigen wie Nordlicht durch den Sturm.
Sie hebt das Jagdhorn muthig zu frischem Waldesklang;
Doch — „Wehe! Dreimal Wehe!" tönt es wie Gräbergesang.

In bangen Klageweisen hallt schauerlich das Lied,
Bis es leise, leise — verrinnet und verglüht.
Die Ritter steigen nieder — noch klafft das Felsengrab:
„Maid, du bist uns zu eigen; hinab, hinab mit uns — hinab! —"

Wenn in Mitternächten der Geisterreigen zieht,
Wenn ob den Klippen rauschet das alte Runenlied:
Dann siehst du auch die Jungfrau am höchsten Zackenthurm,
Hörst — „Wehe, Wehe, Wehe!" ihren Hornruf durch den Sturm.

Friedrich Hornfeck.

Ich liebe dich!

O wende nicht dein schönes Aug,
Geliebtes Kind, so streng von mir,
Die Liebe spricht mit süßem Hauch
Aus meinem Wort und Lied zu dir:
Ich liebe dich mit aller Gluth,
Wie du mich nimmer lieben kannst....
Mir hat ein Gott den Todesmuth
Der Leidenschaft ins Herz gepflanzt!
Ich lieb dich wie der Wind die Wellen,
Wie seine Blumenpracht das Thal,
So wie die Ströme ihre Quellen,
Die Sterne ihren goldnen Strahl.
Ich liebe dich wie der Gedanke
Die Sprache, die ihm Leben giebt,
Der nackte Fels die Epheuranke,
Die Muschel ihre Perle liebt!
Ich liebe dich im tiefsten Herzen,
Ob hoffnungslos ich elend bin.....
O dieser Wonnegraus der Schmerzen
Ist neuen Lebens Uebeginn!
Und ob es leidvoll auch begonnen,
Der Zweifel nur ihm Nahrung giebt,
Die höchste Wahrheit ist gewonnen:
Die Seele lebt nur, wenn sie liebt!
Durch Liebe nur kann sich erfüllen
Des Daseins göttlicher Beruf;...
Ich lieb dich um der Liebe willen,
Die dich so schön, so hold erschuf!
Mich trügt kein irdisches Verlangen,
Das sich verrätherisch Liebe nennt;
Ich bin in keinem Wahn befangen,
Der, ach, zu spät sich selbst erkennt;
Es liegen die gemeinen Zwecke
Des Lebens meiner Seele fern,
Wenn ich die Hand verwogen strecke
Nach dir als wie nach einem Stern!...
Drum wende nicht dein Angesicht,
Dein schönes Aug' so streng von mir:
„Die Sterne die begehrt man nicht!"
Und so nur blick ich auf zu dir.
Du hast gewollt, ich soll vergessen
Und keine Hoffnung tröstet mich,
Doch ists auch thöricht und vermessen —
Ach, einzig, ewig lieb ich dich!

Emil Rittershaus.

Schottlands Wappen.

Tiefdunkles Meer, kein Sternlein scheint. Die Woge rauscht am Riff.
An Schottlands Küste landet sacht ein mächtig Dänenschiff.

Lautlos, so zieht die Dänenschaar nun durch die dunkle Nacht.
Ihr auf der stolzen Feste dort, ihr Schotten, habet Acht!

Ihr habt des Feinds zu lang geharrt und sorglos seid ihr nun,
Beim Becher schläft der Lanzenknecht, die Wachen alle ruhn.

Zu lang, zu lang vernahmt ihr nicht der Schlachttrompete Schall.
Im Burghof wuchert Gras und Moos, die Distel schwankt am Wall.

Die Distel schützt die Blüthenkron' mit ihrer Stachelwehr.
Was starrt von Lanzen nicht der Wall zum Schutz für Schottlands Ehr! —

Barfuß erklimmt der Dänenhauf' zur Burg den fels'gen Pfad,
Daß selbst der Sohle Knistern nicht den Schotten sie verrath'.

Da plötzlich klingt ein heller Schrei aus eines Dänen Mund,
An einer scharfen Distel ritzt er sich die Sohlen wund.

Da wachet auf der Schotten Heer; der Thürmer stößt in's Horn.
Nun Dänenvolk, nun Dänenvolk, nun schür' der Schotten Zorn.

Hei, wie die Lanze lustig fliegt! Wie mäht das blanke Schwert!
Sie fahren in den Feind, so wie ein Felsblock niederfährt!

Die linke Faust die Fackel führt, das Schwert die rechte Faust,
Sie fahren in den Feind hinein, wie Wetter niederbraust! —

Es ist vorbei! Die Dänen fliehn in Eile nach dem Strand,
Doch in des Schiffes Takelwerk fliegt da der Fackel Brand.

Am Segel leckt die Flamme schon, steigt prasselnd in die Höh'.
Roth ist der Strand von Dänenblut und roth von Gluth die See.

Erschlagen liegt der Dänen Schaar; sie liegen starr und bleich.
Der Schotten Führer aber bricht sich einen Distelzweig,

Und zu den Seinen spricht er dann: „Der Distel wißt es Dank,
Daß nicht der Däne über Nacht der Schotten Kraft bezwang.

Zerstach sie nicht des Schleichers Fuß, gefallen wär' das Reich
In Feindes Hand. Als Wappen tragt fortan den Distelzweig!

So lang ein freies Schottland schaut der Sonne goldnen Schein,
So lang soll auch im Wappenschilde zu sehn die Distel sein!" —

Karl Stelter.

Gebrochen.

Warst du der rothen Rose,
Mein Kind, nicht zu vergleichen?
Was konnte deine Wangen
So gar urplötzlich bleichen?

Ich sah dich, frisch und blühend,
In's Leben glühend hoffen —
Wie blickt dein Aug' jetzt trübe?
Was hat dein Herz betroffen?

War's, daß die bleiche Lilie
Den Sieg davon getragen,
Als still sie am Altare
Die Wunde dir geschlagen?

Die bleiche Lilie welket,
Gleich dir, knickt sie das Leben;
Es wird nicht jede Blume
Dem, der sie liebt, gegeben.

Zu dem Bilde von Ch. Schlesinger:

Der Mönch.

Droben ragt das Kloster aus dem Wald,
Unten liegt das Dörflein in den Gründen.
Während bergwärts Glock und Orgel schallt,
Hörst du thalwärts Lärm der Arbeit künden.

Gottesdienst ist auf den Höhen oben,
Gottesdienst ist auch im Thale dort.
Es durchglüht die Herzen! — Welcher Ort
Mag den Schöpfer wohl am besten loben?

M. M.

Der Mönch.

O. L. Gruppe.

Die Nonne von Gerresheim,

bei Düsseldorf.

I.

Es liegt inmitten grüner Matten,
Ein altes Kloster an dem Rhein,
Noch liegt es morgentlich in Schatten,
Sein Kreuz nur trifft der Sonne Schein.
Der Sonne Schein nur trifft die Kronen
Der Linden an der Mauer dort,
Und laut nun werden, die da wohnen,
Die Vöglein am stillen Ort,
Und um die Blüthen summen Immen
Geschäftig in der Frühe schon —
Doch horch, ich höre heil'ge Stimmen
Vom hohen Chor, und Orgelton.

Wie klar erklingt's, als ob man höre
Ein Klingen aus der Ewigkeit:
Das sind der Nonnen fromme Chöre,
Die hier ihr Leben Gott geweiht,
Die von dem Irdischen geschieden,
Am Ufer dieses Daseins stehn,
Ihr Herz ist jenseits schon im Frieden,
Und meint die Thronende zu sehn;
Es schlägt nicht schäumend mehr die Welle
Der Wollust an ihr ruhig Herz,
Ihr Antlitz macht Verklärung helle,
Die Brust weiß nicht von Erdenschmerz.

Und schon verhallen die Gesänge,
Und durch den Kreuzgang zieht die Schaar
Nach ihrer Zellen dunkler Enge
In langer Reihe, Paar an Paar.
Doch siehe, wie es still geworden,
Da wirft die schöne Pförtnerin,
Die jüngste Schwester von dem Orden,
Im Thränenstrom sich trostlos hin,
Sie kniet vor dem Marienbilde,
Den Blick zu heben wagt sie nicht,
Im Busen tobt der Schmerz, der wilde,
Der überströmend also spricht:

Du Maid, der sich die Himmel neigen,
Sieh huldvoll auf ein schuldig Kind;
Ich tauge nicht in diesen Reigen,
Es ist mein Herz hier weltgefeindt.
Es tobt mein Blut mit heißer Welle
In dieser hochgemörten Brust,
Ich tauge nicht an diese Stelle —
Ich kostete den Trank der Lust!

Es darf nicht meine Stimme klingen
In reinen heil'gen Harmonien,
Ich kann hier Frieden nicht erringen,
Den Kerker hier, ich muß ihn fliehn!

Und zu der Jungfrau Füßen nieder
Legt sie den Schleier weinend hin,
Und mit den Händen deckt sie wieder
Das Antlitz und sie wankt dahin.
Jetzt, wie empor ihr Auge schauet,
Dort war ein Engelsbild von Stein,
Die Schlüssel, die man ihr vertrauet,
Legt sie zu ihm in seinen Schrein:
Du milder Engel wolle hüten
Des Klosters Pfort an meiner Statt —
Sie sprach's und ging — umweht von Blüthen —
Wohin, wohin führt sie der Pfad?

II.

Im Wald, im versteckten, im sonnigen Thal,
Da blühen die wilden Blumen zumal,
Da sieht man an Blüthen die Falter naschen,
Man sieht selbander sie gaukelnd sich haschen,
Da ist es ein Duften, ein prangendes Blühn,
Des Schmetterlings Schwingen noch will's übersprühn.

Die müde gesunken im irren Lauf,
Sie schlug ihr blaues Auge nun auf,
Und siehe, die arme, die schöne Gunhilde,
Sie fand sich nicht mehr so ganz in der Wilde,
Es fiel in ihr Herz der sonnige Strahl,
Es lachte sie an heldselig das Thal.

Es tönet der Amsel süß flötendes Lied,
Das flötete Freud' in ihr krankes Gemüth.
Um die Wang' ihr wehten die bebenden Lüfte:
Wie war's doch so dumpf bei den Wohnern der Grüfte!
Sie höret der Amsel, der Taube Ruf —
Wie Gott doch zur Freude die Welt erschuf!

Sie schauet den gaukelnden Faltern nach —
Im tiefsten Herzen ein Bild wird wach,
Und träget sie fort ein sehnend Gedenken,
Wohin des Herzens Wünsche sich lenken —
Einst riß sie hinfort ein laites Geber,
Doch ein liebendes Herz ist getreu bis zum Tod!

Da plötzlich erschallet ein Horn im Wald,
Sie horchet, sie zittert, und sieh, alsbald
Sich regen die Zweig' und erschallen Tritte,
Und zeigt sich ein Jäger von adliger Sitte:
Sie stößt einen Schrei aus schlagender Brust,
Einen Schrei des Schreckens und auch der Lust.

„Gunhilde, du hier! im einsamen Thal?
Entronnen dem Kloster?" — „Entronnen der Qual,
Geliebter, Geliebter, und wiedergegeben
Dem Tag und der Sonne, der Liebe, dem Leben!"
Sie sank mit Thränen an seine Brust,
Und nach langen Schmerzen war's lautre Lust.

III.

O Lieb, dein Aug' ist vom Thaue naß,
O süße Rose, du bist noch so blaß!"
„O Freund, von den Todten nur komm ich eben,
Bin eben nur wiedergekehrt in's Leben!
Es war ein unendliches, ewiges Jahr,
Daß ich, mein Freund, bei den Todten war!"

Er sprach: „Ein Jahr nur, und viel wohl ist
Auch mir geschehen in dieser Frist!"
Sie sprach: „Du blickest so finster gar:
Sprich, was geschehn in diesem Jahr?"
Er sprach: „Es werde dir nimmer kund!
Doch ich habe dich wieder, du süßer Mund!

Schenk ein, mein Lieb, in den goldnen Pokal,
Schenk ein mir mit hochherschäumendem Strahl!
Das Glück hat Launen, die hellen, die trüben,
Ich habe die Laune, mein Liebchen zu lieben!
Fein Liebchen im Arm, den Pokal an dem Mund,
Da vergisset sich viel aus des Herzens Grund!

Dann sprach er: Und weißt du, mein liebes Hold,
Reich bin ich worden an Gütern und Gold —
Die Welt ist seltsam und launisch das Glück —
Reich bin ich und habe mein Liebchen zurück!
Nun laß uns im Rausche durchstürmen die Welt,
Ich habe die Rosse, mein Lieb, schon bestellt!"

„Warum denn stürmen? Ich hätte dich gern
Im stillsten Thale, sei's nah, sei's fern!" —
„Ja ferne, ja ferne, ja weit von hier!
Wir finden fern uns ein Lustrevier,
Ich ertrage die Stille nicht, suche den Tausch,
Und ist mir am liebsten der rasende Rausch!"

„Was ist dir? du Lieber, ich kenne dich nicht!
Was ist dir geschehen?" — Er aber spricht:
„Komm Liebchen, wir gehn über Berg und Strom,
Zu Roß und zu Schiff, nach Paris und nach Rom."
Sie sprach: „Ich folge, wohin dein Wille —
Doch lieber besäß ich mein Lieb in der Stille!"

IV.

Tiefblau ist der Himmel, hellgrün ist das Land,
Der Städte viel mehr, als da Namen gekannt!
Das mächt'ge Gebirg in des Abends Gold —
Was ist doch das Reisen, das Reisen so hold!
Durch dunkelnde Wälder und Mondenschein
Hold reist sich's, im Arme das Liebchen fein!

Wie weit ist die Welt! wie unendlich die Welt!
Und die ganze Welt ist zu kaufen für Geld!
Und wer das Gold nur recht rollen läßt,
Dem überall sich bereitet ein Fest,
Und wer da decket ein reiches Mahl,
Es fehlet ihm nimmer der Gäste Zahl!

Es lockt sie hinaus das gewaltige Meer:
Mit schwellenden Segeln, wie fliegt sich's daher!
Wohin? wohin nur? wo ist das Ziel?
Wir sind gereiset so weit, so viel!
Die Feste, das Tanzen, der Mummenschanz,
O Liebster, mich tödtet der Rausch und der Glanz!

Laß, Liebchen, o laß mich, ich hab es Noth,
Denn Eins vergäß' ich so gern wie den Tod,
Das aber folgt mir an jeden Ort.
Was weinst du, Kind? — Komm, laß uns fort;
Nach Rom, zum Carneval, laß uns hin,
Je wilder der Taumel, je mehr uns Gewinn!"

„Ja, laß uns, Geliebter, ja laß uns nach Rom,
Da laß uns knieen im heiligsten Dom,
Da laß uns bekennen all unsere Sünden,
Daß unsere Herzen Vergebung da finden,
Da möge der heilige Vater uns weihn,
Und du bist mein dann, und ich bin dein!

Ja, rief sie schluchzend, ich muß es sagen,
Ich will nun endlich den Ring auch tragen,
Es spreche die Kirche den Segen aus,
Dein Weib sein will ich in meinem Haus."
Das sprach sie weinend — doch lachend er:
„Nun ja, das ist es — fein Liebchen, sieh her!"

Er wies den Ring ihr: „So sprech ich's denn aus:
Ich bin vermählt — und ich muß nach Haus!
Hier hast du Goldes, und meine Gäste,
Sie feiern mit dir auch ferner noch Feste —
Und wen du wählest, frei hast du die Wahl —
Lebwohl, du findest dir bald den Gemahl!"

Sie brachten die Roſſe gezäumt vor die Thür,
Im Reiſekleid ſchritt der Graf herfür —
Er ſchwang ſich hinauf und höflich noch grüßt' er.
Ein Herz brach. — Ihr vor den Augen ward's düſter,
Sie wankte, ſie ſank — und als ſie erwacht,
Sie war allein, und Alles war Nacht!

V.

Es liegt inmitten grauer Matten
Ein altes Kloſter an dem Rhein,
Noch liegt es morgenlich im Schatten,
Sein Kreuz nur trifft der Sonne Schein.
Der Sonne Schein nur trifft die Kronen
Der Linden an der Mauer dort,
Und laut nun werden, die da wohnen,
Die Vöglein am ſtillen Ort,
Und um die Blüthen ſummen Immen
Geſchäftig in der Frühe ſchon;
Doch, horch, ich höre heil'ge Stimmen
Vom hohen Chor und Orgelton.

Wie klar erklingts, als ob man höre
Ein Klingen aus der Ewigkeit:
Das ſind der Nonnen fromme Chöre,
Die hier ihr Leben Gott geweiht,
Die von dem Irdiſchen geſchieden
Am Ufer dieſes Daſeins ſtehn,
Ihr Herz iſt jenſeit ſchon im Frieden
Und meint die Kronende zu ſehn,
Es ſchlägt nicht ſchäumend mehr die Welle
Der Weltluſt an ihr ruhig Herz,
Ihr Antlitz macht Verklärung helle,
Die Bruſt weiß nicht von Erdenſchmerz.

Da naht dem Kloſter in der Stille
Mit nacktem Fuß ein bebend Weib,
Gelöſt des Haares goldne Fülle,
Im Büßerkleid den ſchönen Leib.
Sie klopft mit Zagen an die Pforte,
Und aufgethan wird liebreich ihr,
Sie findet alles noch am Orte,
Und nichts verändert hat ſich hier —
Sie aber wirft ſich hin zu Füßen
Vor dem hochheil'gen Wunderbild,
Und ihre heißen Thränen fließen:
Sie ſpricht nur: „Mutter, du biſt mild!

Und als ſie lange ſo gelegen,
Hebt ſie ſich auf, geſtärkt an Sinn,
Und tritt der Aebtin nun entgegen:
„Sieh hier mich, die ich ſchuldig bin!
Es treibt von fern mich her die Reue,
Nach Buß' und Strafe ſehnt mein Herz,
Und iſt's gebüßet, dann auf's Neue
Weiht mich und lenkt mich himmelwärts.
Laß, hehres Weib, laß mich erdulden
Die ſchwerſte Buße, die du haſt,
Vom Herzen nimmſt du ſchwarze Schulden,
Nimmſt hergeſchwore Sündenlaſt!"

Die Aebtin ſpricht: „Doch ich verſtehe
Dein Wort, o liebe Schweſter, nicht,
Dich trifft kein Vorwurf, trifft kein Wehe,
Du ſäumteſt nimmer deiner Pflicht:
Es fehlte nie dein Sang im Chore,
Der ſchall ſo klar und engelrein,
Du wachteſt treu an Pfort und Thore,
Wie kann dich treffen eine Pein?"
Sie führten nun ſie in die Zelle
Der Engel dort, ſtatt ihrer, ſchwand,
Die Schlüſſel fand ſie an der Stelle,
Der ſie vertraut ihre Hand.

Friedrich Hornſeck.

Mein Lieben iſt ein ungeſtillt Verlangen.

Von Küſſen ſing ich, die ich nie empfangen,
Von ſchönen Blicken die mich nie getroffen: —
Mein Lieben bleibt ein ungeſtillt Verlangen,
Mein Glück ein träumeriſches, nuptes Hoffen.

Wie biſt du ſchön! Auf dieſem Erdenrunde
Wagt keine Roſe ſich mit dir zu meſſen;
Und doppelt warſt du's in der Schmerzensſtunde ...
Du kannſt es wenig ſie, wie ich vergeſſen!

Wie warſt du ſchön! So ſieht kein Aug' dich wieder
In allen deinen lichten Erdentagen,
So ſchlief ich dich in alle meine Lieder
Und will dich ſo ſelbſt zu vergeſſen wagen.

Es war ein Strahl vom ew'gen Liebeslichte,
Der dich verklärt und der mich nicht geblendet:
Und ewig ſeh ich ihn in deinem Angeſichte
Als Strahl der Hoffnung, die nicht ſtirbt und endet!

Karl Stelter.

Das Christusbild in der Kathedrale zu Cordova.

(Eine Legende.)

Als San Jago nach Cordova
Kam, den Christenglauben predigend,
Griffen ihn die finstern Mauren,
Banden ihn an eine Säule.
Marmorn war die schwarze Säule,
Die der Moschee Kuppel stützte,
Harter Marmor, doch San Jago
Grub mit seinen spitzen Nägeln
In die feste Marmorsäule
Seines Heilands Bild am Kreuze.
Als die Mauren dies verhaßte
Zeichen in dem Steine sahen,
Marterten den neuen Zeugen
Sie erbarmungslos zu Tode,
Schlifen drauf die harte Säule
Bis das Christusbild verschwunden,
Als die Sonne sank, frohlockten
Sie ob der gelungnen Arbeit.
Doch als wieder ihre Strahlen
Golden um die Kuppel glänzten,
Tauchte aus der Marmorsäule
Deutlich jenes Bild am Kreuze.
Wieder schliffen jetzt die Mauren,
Wieder mit der Sonne schwand es,
Wieder kam es mit der Sonne
Jeden Tag, bis diese Stunde.
In der großen Kathedrale,
Jener Moschee zu Cordova,
Tritt das Bild beim Sonnenglanze
Sichtbar aus der Marmorsäule.
Was des Glaubens Macht vollendet
Kann nicht Frevelmuth zerstören.
Was der Schooß der Nacht verborgen
Bringt ans Licht der Strahl der Sonne.

Karl Siebel.

Erinnerung.

Wie viel Sonnenstrahlen
Fielen golden schwer
Fielen feurig, glühend
In das ew'ge Meer;
Und die Woge sog sie
Tief in sich hinab,
Und die Woge ward ihr
Wirklichentzig Grab.

Nun in stiller Nächte
Heil'ger Feierstund,
Sprühen diese Strahlen
Aus des Meeres Grund.
Leuchtend roll'n die Wogen
Durch die dunkle Nacht.
Wunderbar durchglüht sie
Funkensprühende Pracht.

Zu dem Bilde von G. Süs:

Auf dem Friedhof.

Heiliam Treiben auf des Dorfes Friedhof!
Trüben liegt das Kirchlein der Gemeinde,
Wo sie ihre Neugebornen taufen,
Wo sie am Altar die Kinge wechseln,
Wo sie für die lieben Todten beten.
Hier an breitverzweigter blühender Linde,
Wo die Vöglein dem Marienbildchen,
Das im Stamme ragt, Lieder singen,
Sucht ein alter Schäfergreis im Schatten,
Seine Schafe hütend, während Kinder
In der hellen Sonne Kraut und Blumen
Pflücken und die jungen Lämmer füttern,
Ringsdenk, daß rings die Gräber liegen,
Die des Dorfes Ahnen decken. Seltsam!
Gegensätze aus dem Kreis des Lebens:
Jugend — Alter, Werden und — Vergehen!
Treiben klingt das Glöcklein gleichen Klanges
Morgens, Mittags, Abends zum Gebete,
Taufe, Ehbund, Sterben — Gottes Stimme!
Oben blaut der Himmel — Gottes Auge!

W. M.

Ludwig August Frankl.

Alexander und Aristotel.

Der König ruht auf weichen Pantherfellen —
Vom reich vergoldeten Gebälk des Saales
Fließt Purpur nieder aus krystallnen Ampeln,
In Edelstein-geschmückten Kronen spiegelnd,
Die von besiegten Fürstenhäuptern sanken,
In Schwertern, in Standarten und in Lanzen,
Den schimmernden Trophä'n von hundert Siegen.

Nacht ist es. Die Satrapen und die Feldherrn,
Die Priester, Sternendeuter und die Weisen
Ruhn hingelagert an des Königs Seite,
Umkränzte Becher schwingend goldnen Weines,
Den schwarze Mädchen, angethan mit Byssus,
Eingießen aus goldschimmernden Gefäßen.

Es tönen Pauken dumpf und helle Glöckchen, —
Gemessnen Schrittes zu dem Saale kommen
Goldbraune Mädchen und wie Blüthen weiße,
Purpurne Schleier um die schlanken Hüften
Von goldnen Gürteln glänzend festgehalten.
Die Haare aufgelöst, sind schwarze Wolken,
Die Brust und Nacken zeigen und verhüllen.
In plastisch schön gebornen Armen schwingen
Die Pauken sie und schütteln Glöckchenstäbe.
Und weich im Takte wiegen sich die Leiber,
Wie Palmen schlank, bewegt von einem Sturme.
Der König aber ruht in sich verloren,
Das schön geschnittne Haupt zur Erde senkend.

Und immer kühner wird der Tanz der Mädchen,
In Melodien den Reiz der Glieder schwingend,
Von ihren Lippen tönt das Lied dem König:
    Goldene Kronen, Purpurgewänder,
    Rauschende Meere, blühende Länder,
    Der Erdball, König, ist dein!
    Morgen und Abend grüßen den Helden,
    Tönende Lieder singen und melden:
    Unsterblichkeit ist sein!
Der König spricht, vernehmbar kaum den Andern,
So wie im Traum die Worte nach den Mädchen:
    Goldene Kronen, Purpurgewänder,
    Rauschende Meere, blühende Länder,
    Der Erdball, König ist dein!
Und wieder singt der Chor der Tänzerinnen:
    Willst du die Liebe? Willst du den Becher?
    Mädchen kredenzen selig dem Zecher!
    Es faßt der Zauber ihn schon!
    Völker der Erde ruhn dir zu Füßen,
    Wonnen der Götter winken und grüßen
    Dem blühenden Göttersohn!

Und finstrer blickt der König auf die Mädchen
Und winkt, erschrocken in die Kniee sinken
Sie Alle, und es herrscht lautlose Stille.
Er aber spricht zu der erstaunten Runde:
„Mein ist die Erde, mein sind ihre Kronen —
Was fehlt dem Göttersohne? Daß dies Alles
Doch bald mir fehlen wird nach allzukurzem
Besitz, wenn ich hinunter muß zu Lethe's
Klanglosem, ödem Strand, um zu vergessen,
Was groß und schön ist: Kampf mit den Gewalten,
Die sich dämonisch bäumen auf der Erde
Und die ich nieder rang wie wilde Rosse;
Vergessen, daß ich einst der Menschheit Schicksal
Gewesen und sie ihren Gott mich nannte,
Deß Blick sie jubeln hieß, oder vergehen —
Werth ist dies Leben nimmer all der Arbeit,
Um auszuruhn zuletzt im Leichentuche,
Und was sie Nachruhm nennen, ist Nachleben
Nur eines großen Menschentraums auf Erden,
Deß schwächliche Geschlechter sich erinnern,
Und meinen groß zu sein, weil sie ihn denken."

Und von den Magiern, die rings im Kreise
Gelagert sind, ein Greis spricht zu dem König:
„Uralte Kunden sind auf uns gekommen,
Geheimnißvolle Verse eines Liedes:
Im Land der Finsterniß fließt einer Quelle
Grüngoldne Flut und wer beglückt sie findet
Und von ihr trinkt, soll nicht auf Erden sterben."

In tiefes Sinnen wieder sinkt der König —
Die schwarzen Mädchen mit den goldnen Krügen
Kredenzen Wein in die umlaubten Becher
Und Klang der Pauken und der Silberglöckchen
Erschallt. Aufflackert neue Lust im Saale.
Goldbraune Mädchen und wie Blüthen weiße,
Sie tanzen und sie singen vor dem König:
    Hörst du die Wellen brausen und wallen?
    Finsterer Felsen riesige Hallen
    Beschützen die flüssige Glut.
    Seliger Finder! Glühende Wellen
    Genien* schöpfen, reichen im hellen
    Smaragdnen Pokale die Flut!

Im Osten graut's und Hörnertöne wecken
Des Königs Heer in hunderttausend Zelten.
Standarten heben sich und bunte Banner
Und ihnen nach die stahlgeschmückten Reiter,
Die Führer und die Feldherrn und Satrapen
Und Allen vor der blankbehelmte König.
Nicht zieht er aus, um Feinde zu vernichten,
Uralter Reiche Throne zu zerbrechen.
Er führt sein Heer in unermeßne Wüsten,
Die selige Oase aufzufinden,
In der von Genien gehütet flutet
Der Quell, der ewiges Leben gibt auf Erden!

Des Königs Lehrer nur, der weise Grieche
Folgt nicht dem Zug der mächtigen Heeresfluten,
Er wandert einsam, in Gedanken sinnend.
Er weiß, daß nicht auf breiter Heeresstraße
Des Lebens Räthsel und der Welt Geheimniß
Sich offenbart dem dumpf geführten Volke.
In einsamen Gebirgen, die den Himmel
Auf urgranitnen Riesenjochen tragen,
Hinzieht Aristotel, kein Baum gibt Schatten,
Selbst Geier fehlen, wenn er sterben sollte,
Ihn zu bestatten in den Einsamkeiten.
Nach tagelangem Wandern, kurzen Rasten,
Braust ihm ein Sturm entgegen aus den Bergen
Und wehrt dem Wandrer weiter vorzudringen,
Und Finsterniß ist rings umher gelagert.
Er weiß, es sind von mächtigen Dämonen
Die Riesenschwingen, die ihm wehren wollen,
Und ahnt im tiefsten Dunkel das Geheimniß,
Bis er gefesselt steht vor einem Wunder:

Von einem Felsenhaupt als Silberschleier
Herunterwallt die heißersehnte Quelle,
Und Funken glänzen in dem weißen Strome,
Umirrend, wie der Blitz aus Geisteraugen
Und weich und klanglos fällt er in ein Becken,
Porphyrenblank und löst sich auf in Tropfen.
Es scheinen, leuchtend durch sich selbst, die Wellen
Im Sonnenglanz zerschmelzene Smaragde;
Grün wie die Hoffnung, wie die Welt im Frühling,
Grün wie ein Herz voll Jugend und voll Liebe!

Der Weise neigt sich zu der Quelle nieder
Und ihm entgegen rauschen Geisterstimmen,
Weht ihn ein Athem an, wie Frühlingsbrausen.
Er schöpft mit hohler Hand von ihren Wellen,
Und sorgt in ernster, sinnender Betrachtung:

„So nenn ich mein die viel ersehnte Welle.
Wie sie die Lippen netzt, ihr Zauber wandelt
Mein weißes Haar in schwarze Locken wieder
Und in die Seele zieht ein ew'ger Frühling.
Das Leben dehnt sich weit und unermessen
Vor meinen Blicken aus! Doch wieder leben
Soll ich Durchlebtes. Schmerz und Gram und Wonnen,
Der Forschung Glück, die nie erfüllte Sehnsucht,
Der Drang, der Schöpfung Räthsel zu ergründen,
Sie werden wieder sein die wilden Geier
An meinem Prometheisch kühnem Herzen.
Was es an Schönheit hat, an Qual, an Weisheit,
Ich habe durchempfunden alles Leben
Mit Phantasie erschöpft den Kreis der Menschheit.
Nur Wiederholung kann das Leben bieten:
Der Jahreszeiten Wandel nur, die immer
Dieselben sind im Kreislauf dieser Erde.
Ich trinke nicht!
Sich aber soll erfüllen
Des Königs heiße Sehnsucht nach der Quelle.
Geartet anders ist sein Sinn und siegbaft
Und schöpferisch! Er soll vom Quelle trinken."

Der Weise schöpft vom Quell mit einem Kruge
Und eilt zurück die öden Felsenpfade,
Um den geliebten König zu erreichen.
„Der ist in Babylon!" wird ihm die Kunde.
Und da er sie betritt die Stadt des Herrschers,
Schallt Trauer ihm entgegen durch die Straßen
Von Zinnen, aus Palästen. Bleiche Männer
Sie klagen um den todten Königshelden.

Zum Todtenbette des geliebten Schülers
Im goldenen Palaste tritt der Weise.
Noch hängen Kränze rings von Freudenfesten,
Noch funkelt Wein in schimmernden Pokalen,
Doch die sie tranken, sind entsetzt entflohen.
Die Fackeln löschend, die zum Fest geleuchtet.
Der Weise schlägt das Tuch zurück vom König —
Und Thränen rollen ihm vom Auge nieder
Und schmerzvoll spricht er mit bewegter Seele:
„Die Fluth ist da, die Sehnsucht dir zu stillen;
Du aber trinkst sie nicht! Es haben Götter
Sie Dir versagt, weil du ein Gott sein wolltest.
So gieß ich sie auf dein gesunknes Haupt,
Vielleicht ist sie dem Tode noch verderblich,
Der solchen Glanz zu früh der Welt geraubt." —
Und Alexander ward unsterblich.

Moritz Hartmann.

Rudolph II.

Durch Prag ist das Gerücht geschlichen,
Geschlichen erst, dann schritt es laut:
Der Kaiser Rudolph ist verblichen
Im Thurm, den er sich selbst gebaut.
Wir sind von seinem Rath betrogen,
Der sagt, daß mit den Astrologen
Der Kaiser noch die Sterne schaut.

Denn Wochen, Monde sind vergangen,
Kein Auge sah die Majestät,
Es blickt wie mit Todesbangen
Das Schloß, das auf der Höhe steht.
Ist's möglich, wenn er lebend wäre,
Das solches Elend uns verzehre,
Davon das Land zu Grunde geht.

Der Aufruhr stürmt des Berges Treppen:
Wir wollen sehn, wer hockt im Nest;
Die Rathsherrn auf den Platz zu schleppen
Ist uns ein längst ersehntes Fest,
Wenn man uns nicht des Kaisers Leiche
Zu Nutz und Frommen deutschem Reiche
In seiner Gruft begrüßen läßt.

Da kommt ein Zug herab vom Schlosse,
Der Geistern gleich die Stadt durchglitt:
Fahl saß auf seinem fahlen Rosse
Der Kaiser auf dem stillen Ritt.
Er redet nicht — kaum daß er blicket, —
Er regt sich nicht — kaum daß er nicket, —
Und tonlos ist des Rosses Schritt.

Und die in Aufruhr tobten eben
Verstummen nun und sehn ihn an:
Ist, der da reitet, noch im Leben?
Ists ein verblichener todter Mann?
Zieht er zur eignen Todtenfeier
Schon todt in seine Gruft nach Speier,
Wie das sein Ahnherr einst gethan?

Der Kaiser reitet — immer weiter —
Die Luft erseufzet wie in Qual,
Und wo er zieht, der bleiche Reiter,
Erscheint die Stadt ein Trauersaal.
Sie rufen: „Bergt ihn in die Erde!
Ein Leichnam sitzet auf dem Pferde!"
— Da lächelt er zum ersten Mal.

W. Constant.

Zeugen der Liebe.

(Serbisch.)

Gedenkst du noch des Morgensterns, sein Licht so strahlenreich und rein
Erschimmerte bezaubernd schön am mächtig blauen Grunde?
Wir zwei verwünschten ihn, wenn ich voll Sehnsucht mich bei dir fand ein,
Weil er des Morgens Herold war und unsrer Trennungsstunde.

Und denkst du an das graue Meer, am Strande kosten wir bei Nacht,
Des Mondes Licht umsprang in Lust der Silberwogen Fülle;
O denkst du zu der goldnen Zeit, auch nicht der leiseste Verdacht
Beschlich uns, daß der Lauscher Mond das Stelldichein enthülle.

Doch that es der Verräther, sieh, denn, was ich sprach, der Mond verriet
Dem Meere, dies dem Ruder es, das Ruder dem Matrosen,
Und der Matros, der lose Schelm, horcht auf das innig süße Lied,
Das durch die Welt als Echo flog aus deinen Lippenrosen.

Denn als beim Sonnenuntergang ich sinnend wandelte am Strand,
Und Sonnenlicht das Meer ringsum umzäunt mit Purpur-Gelde,
Kam mit der Gusla der Matros und sang das Liedchen wohlbekannt
Vor deinem eignen Häuschen dir zum Abendgruß, o Holde!

Moritz Hartmann.

Königin Jutta.

Illustrirt von Ad. Northen.

Der Königin Jutta wurd es leid
Bei ihren Herrn und Damen,
Wie sie so steif in Gold und Seid
Hinschritten und gingen und kamen.
Das stumme Beugen und Neigen,
Das sittsame Reden und Schweigen,
Das machte sie krank seit mancher Zeit.

Sie nahm ein lustiges Tamburin
Und sprach: „Ich kann ja tanzen,
Und singen kann ich und will entfliehn
Dem Hofe und den Schranzen.
Ich will zu Fuße wandern
Von einem Schloß zum andern
Und lustig und arm die Welt durchziehn."

Sie tanzte vor einem stolzen Palast,
Der Herr kam herausgegangen:
„Du schöne Tänzerin sei mein Gast,
Ich will dich herrlich empfangen."
„Ich danke, Herr, der Güte,
Dieweil mein lustig Gemüthe
In solche stolze Hallen nicht paßt.

Sie tanzte auf einem grünen Platz,
Da stand eine Lind in der Mitten,
Da kam ein Jäger von der Hatz
An ihr vorbeigeritten.
„Ich möchte wohl unter der Linde,
Mit diesem tanzenden Kinde
Ausruhen als mit meinen Schatz."

Sie lagen unter dem Lindenbaum,
Es lispelte im Geäste.
„— So liegen unter dem Lindenbaum,
Es scheint mir das Schönste und Beste.
Ich bin ein Waidmann bescheiden,
Daß wir uns fanden, wir Beiden,
Das dünkt mich ein herrlicher Königstraum."

— „Und dünkt dich das ein Königstraum,
So sollst du ihn weiter träumen;
Mit dir vergeß ich ihn selber kaum
In meinen goldenen Räumen.
Dich nehm ich mit nach Hause,
Und mit dir das holde Gesäuse,
Das lispelt von Lieb im Lindenbaum."

Felix Dahn.

Tejas' Todesgesang.

Erloschen ist der helle Stern
Der hohen Amalungen;
O Dietrich, theurer Held von Bern,
Dein Heerschild ist zersprungen.
Das Feige siegt, das Edle fällt,
Und Treu und Muth verderben,
Die Schurken sind die Herrn der Welt: —
Auf, Gothen, laßt uns sterben! —

O schöner Süd, o schlimmes Rom,
O süße Himmelsbläue,
O blutgetränkter Tiberstrom,
O falsche wälsche Treue!
Noch hegt der Nord manch kühnen Sohn
Als unsres Hasses Erben,
Der Rache Donner grollen schon —
Auf, Gothen, laßt uns sterben!

Vom Kaukasus bis vor Bozanz,
Welch stolzes Siegeswallen!
Der Gothen Glück stieg auf in Glanz,
In Glanz auch soll es fallen.
Die Schwerter hoch, um letzten Ruhm
Mit letzter Kraft zu werben,
Fahr wohl, du freudig Heldenthum —
Auf, Gothen, laßt uns sterben! —

Königin Julia

Heinrich Zeise.

Mein willst du sein!

Mein willst du sein! — nicht kann ich fassen
Den süßen Laut, den süßen Ton,
Und nimmer will ich von dir lassen
Bis meiner Seele Hauch entflohn.
Ob du mir nah, ob du mir ferne,
Mir gilt es gleich, denn du bist mein,
Drum leuchten schöner mir die Sterne,
Und heller glänzt ihr goldner Schein.

Mein willst du sein! und deine Lippen
Umweht der Wehmuth Machtgebot.
Jetzt fürcht ich weder Sturm noch Klippen,
Mir strahlt ein ewig Morgenroth.

Was uns die Zukunft auch mag bringen,
Sei's höchste Lust, sei's tiefste Pein,
Denn Herz und Mund soll jubelnd singen
In Harmonien: Mein willst du sein!

Du spendest, mein Gemüth zu letzen,
Der Blumen tausendfache Zier,
Du giebst von deinen reichsten Schätzen,
Den besten Schatz vertrauend mir.
Wie aber kann ich je dir danken
Für deine Liebe, deine Huld?
Die Liebe schweigt, doch sonder Wanken
Verbleib ich stets in deiner Schuld.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Das wäre ein seliges Sterben!

Ein stiller Gang im tiefen Wald
Zwischen moosigen Eichenbäumen,
Wo laut das Lied der Nachtigall schallt
Und silberne Bäche schäumen —
Und dann des Blitzes schmetternder Schein
In die Grüne hinein —
Das wäre ein seliges Sterben!

Ein jauchzendes Mahl in hellem Verein
Mit herzlichen kühnen Genossen,
In vollen Bechern der schäumende Wein,
Die Stunden von Liedern durchflossen —
Und dann des Blitzes schmetternder Strahl
In den leuchtenden Saal —
Das wäre ein seliges Sterben!

Mit muthigen Feinden ein rasselnder Kampf,
Wo die flatternden Banner fliegen,
Bei Waffengeklirr und Rossegestampf,
Und ein herrliches edles Siegen —
Und dann des Blitzes schmetterndes Licht
In die Reihen dicht —
Das wäre ein seliges Sterben!

Eine heiße Nacht an geliebter Brust
Unter wildem Küssen und Kosen —
Eine hohe unendliche menschliche Lust
Im Garten der Liebesrosen —
Und dann des Blitzes schmetternde Glut —
Und Alles ruht —
Das wäre ein seliges Sterben!

W. Constant.

S. Basilj.

Des Abends Hauch kühl durch die Straßen weht,
Der heilige Basilj einsam geht
Im härenen Mantel, aus [illegible] die Schuh,
Da laufen die Knaben und Mägdlein herzu,
Und schließen muthwillig den Kreis um ihn,
„O Vater Basilj, woher und wohin?“
— „„Ich komm aus der Schule, mein Weg ist noch weit,
Mein wartet die Mutter, ich habe nicht Zeit.““ —

Nun jubelt der Schwarm: „Basilj steh
Und lies uns noch einmal das ABC.“ — —
Der Greise steht, auf den Stock gestützt,
Wirft zurück die Kapuze, die sein Haupt geschützt,
Und [illegible] den betenden Blick empor.
Nun bricht aus dem Stabe ein Zweiglein hervor
Mit Blättern duftig frisch und grün,
Darauf in Silber die Buchstaben glühn.

Georg Hick.

Abendlied.

Abendkühle, Abendruh,
Wenn der Tag geschieden,
Meinem Herzen schenkest du
Eine Welt voll Frieden!

Keine trüben Wolken ziehn
Durch des Himmels Räume,
Und aus meiner Seele fliehn
Dunkle Leidensträume.

Und der kühle Abendwind
Naht auf leisen Schwingen,
Will dem kleinsten Blüthenkind
Schlummerliedchen singen.

Stille, Liebchen, daß kein Ton
Störe diesen Frieden!
Ist es doch, als ob wir schon
Von der Welt geschieden.

O ich möchte ewig hier
Heimzukehren säumen,
Und der Liebe Traum mit dir
Ewig, ewig träumen!

Robert Hammerling.

Kosmogonie.

Die Wasser grauten, schrankenlos ergossen,
Kein Eiland noch in ihrem Schooße wiegend;
Da stieg der Gott des Lichts am Himmel siegend
Empor mit seinen goldnen Flammenrossen.

Es sah die Flut den Himmel aufgeschlossen,
Sehnsuchtentbrannt in ihren Tiefen liegend;
Und sieh, er senkte sich, zu ihr sich schmiegend
Und seines Liebesegens Borne flossen.

Wohl riß er los sich aus dem Wonnebunde
Von ihr — doch sieh, in tausend Blüthenländern
Entstieg der Liebe Frucht dem feuchten Grunde.

Und wie der Sterne Kuß auf Blumenrändern
Zur Perle wird, blüht jener sel'gen Stunde
Gedächtniß fort in holden Liebespfändern!

In dem Bilde von Albert Flamm:

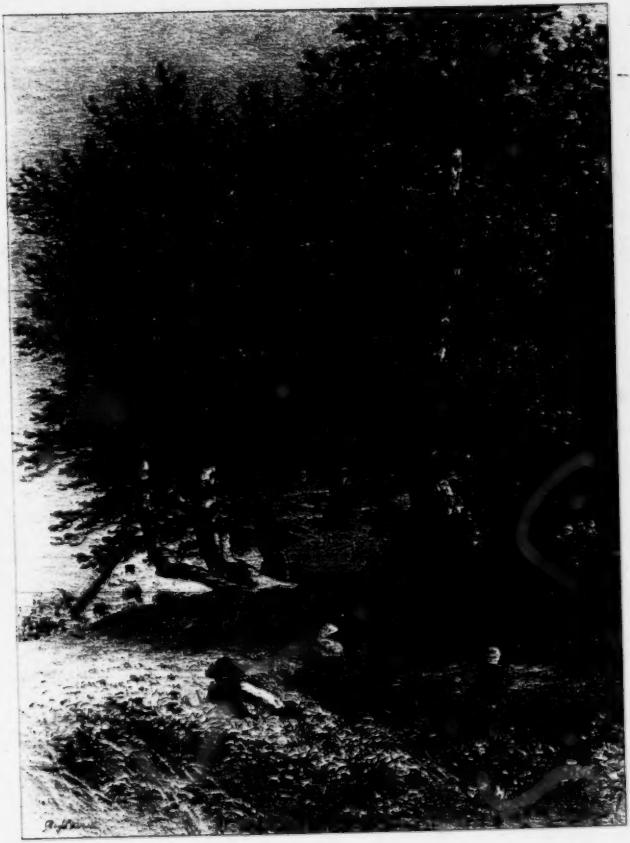
Sommertag.

Süße Ruh am Waldesrand
Zwischen hohen Bäumen:
Nah die Hütte — fern das Land —
Weites stilles Träumen!

Nur des Schnitters Sichel rauscht
Durch die goldnen Aehren,
Lerchenlied ertönt — o lauscht! —
Aus den Luftemeeren.

Gotteslob ist Lerchenlied,
Mah'n ist Menschenmühe —
Wie's vereint zum Ohre dringt, —
Stimmt's zur heil'gen Frühe.

W. M.



Sommertag.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Königin Stephanie von Portugal.

† 16. Juli 1859.

O, welche Trauerkunde! Dumpf und schwer
Zieht sie durchs Land von jener Stadt am Meer,
Wo breit des Tajo letzt Wogen schlagen.
Die Klage tönt, die Thräne strömt dahin:
Von Portugal die holde Königin
Ist heimgegangen dort in jungen Tagen!

Sie war ein deutsches Kind. Wo dunkelgrün
Der Wald sich hebt, draus jugendfrisch und kühn
Der Donau und des Neckars Ströme quellen,
Liegt ihre Heimath. Was der Forst gerauscht,
Der Aluß getönt — Sie hat es wohl belauscht,
Ließ nicht ihr Geist dieselben Stimmen schwellen!

Sie war ein Fürstenkind, dem Haus entstammt,
Das, für uraltes deutsches Recht entflammt,
Die deutsche Freiheit treu gewußt zu retten,
Das durch Jahrhunderte stets höher stieg —
Wer wünscht nicht, daß es Deutschlands letzten Sieg
An seine heil'gen Banner möge ketten!

Wir haben Sie gekannt am schönen Rhein,
Bewußt wuchs Sie bei uns ins Leben ein,
Die süße, helle, jungfräuliche Rose.
Ihr Herz quoll lauter Güte hold und reich,
Sie war an Reiz und Anmuth stets sich gleich,
Wer milderte wie Sie der Armuth Loose!

Und als Sie schied, wen hat da nicht durchweht
Die Wehmuth weich? Wer hat nicht ein Gebet
Voll heller Segenswünsche leis gesprochen?
Wer neidete um Sie nicht Thron und Land,
Wo Sie beherrschet? Nur fester ward das Band
Der Liebe. — Ach, der Tod hat Sie gebrochen!

Du falscher Tod, was kamst du vor der Zeit,
So jung die lichte, keusche Lieblichkeit
An Geist und Leib erbarmungslos zu richten!
Du falscher Süd, war es nicht Neid und Zorn,
Daß du gewollt die Rose ohne Dorn?
O Schmach, die deutsche Blume zu vernichten!

Wie preßt der Gram die dunkeln Herzen all!
Ach! jedes Trostwort ist ein eitler Schall! —
Es steht — der besten deutschen Männer einer —
Der Vater starr, die Mutter klaget tief,
Und die Geschwister, — ach — daß Sie entschlief!
Wer wagt den Schmerz zu lösen? — Keiner! — Keiner!

Wo Sie so früh gesunken ist vom Thron,
Dort wird ein Marmor stehn zu Lissabon,
Dumpf läuten Glocken, düster brennen Kerzen —
Wir richten ihr ein stilles Denkmal auf,
Das herrlich dauert durch der Jahre Lauf —
Ein Liebesdenkmal ist's in treuen Herzen!

Fern.

Ich werde bald der ferne sein,
Ferner als fern geschieden,
Dann wankt mein Bild der traurig rein
Aus stillem Grabesfrieden.

Es mahnt dich, wie in Nächten weit
Das sanfte Licht der Sterne,
Dann tröstlich mildert die wandernde Zeit
Uns freundlich heilsam die Ferne.

Ihr Völker aus Germanenblut!

1859.

Ihr Völker aus Germanenblut
Gedenkt der alten Zeit,
Wo ihr beherrscht voll jungem Muth
Die Länder weit und breit!
Es droht der alte Feind im West,
Es droht der Feind im Ost,
Nun stehet einig, stark und fest
Zu Schutz und Trutz und Trotz!

Voran, du heil'ges deutsches Recht,
Fort aller Zank und Zwist!
Du züchtigst dich mit eignem Streich,
Wenn du ihn nicht vergiss't!
Auf, Franke, Sachse, Schwab zur Hand,
Auf, Preußen, Schlesien, Mark,
Thüringen, Baiern, Hessenland,
Alt Oesterreich einst auch stark!

Ihr Schweizer, wo der Rhein entspringt
Von Alpengipfeln hehr,
Ihr Niederländer, wo er sinkt
Ins tiefe, tiefe Meer,
Ihr hört, wie der Romane droht,
Gern bräch' er euch den Schild.
Zu Deutschland steht, denn es thut noth,
Zu schützen eu'r Gefild!

Voran, du stolzes Britenland,
Du Königin zur See,
Die Segel alle ausgespannt,
Daß dir kein Leid geschieh!
Du Löwenherz beherrschst die Flut,
Beherrscht der Aar das Land,
Ihr seid wie wir Germanenblut,
Uns eint ein ewig Band.

Ihr Dänen, laßt vom Streit und Quark!
's ist nicht der Worte werth.
Norweg und Schweden schwinge stark
Das altberühmte Schwert!
Traf' euch die Zukunft einst allein,
Getrennt von unserm Bund,
Euch schlänge rasch der Slawe ein,
Er lauert schon am Sund!

Ihr Völker aus Germanenblut,
Steht, Brüder, Brust an Brust!
Ein Heimathdrang, ein Heimathmuth,
O, welche Völkerlust!
Hei, rüstet Jeder, wo er soll,
Dann kommt, du heil'ger Krieg!
Und wär' die Welt von Teufeln voll,
Germanen gehn zum Sieg!

Führ' uns, o Hohenzoller!

Und geht's hinaus, für's Vaterland
Die große Schlacht zu schlagen,
Wer führt das Heerschwert in der Hand,
Wer soll das Banner tragen?
Das soll der deutsche Fürst und Mann,
Der mit dem größten deutschen Bann
In stolzer Wehrkraft zieht heran,
Das soll der Hohenzoller!

Was tobt's im Süden und im Nord!
Welch Schreien, Schwatzen, Brauen!
Nicht eitel Wort, das Erz ist Hort,
Den Knoten zu durchhauen.
Fort mit der Eifersüchtelei!
Fort mit der Zungendrescherei!
Wollt ihr die Heimath stark und frei,
Schaut auf den Hohenzoller!

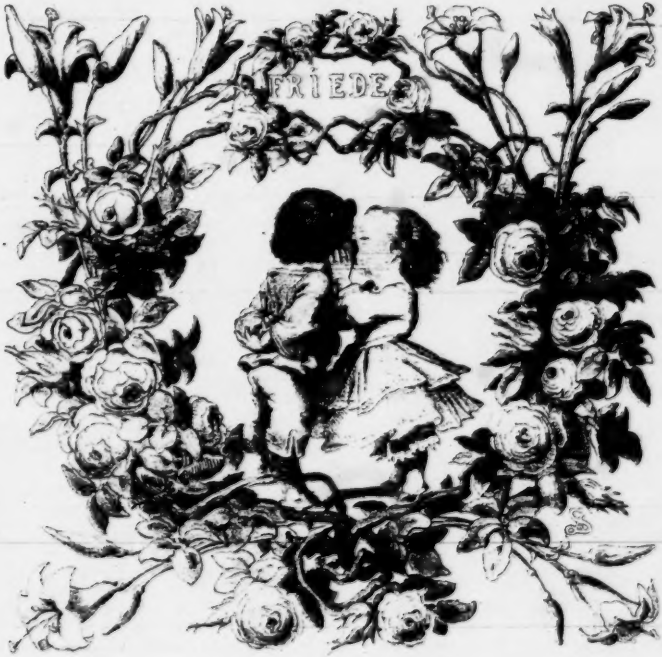
Deutsch ist der Fürst in deutschem Reich,
Von deutschem Volk umschlossen,
Deutsch ist das Recht, für Alle gleich:
So muß die Freiheit sprossen.
Nicht Priesterthum und Ritterschaft
Hält uns in Willkür und in Haft,
Im Rechte liegt die höchste Kraft,
So meint's der Hohenzoller!

Das ist die alte deutsche Art,
Die alte deutsche Sitte.
Wer fremde Völker um sich schart,
Herrscht nicht in unsrer Mitte.
Wer echte deutsche Männer stellt
Und sie in freien Ehren hält,
Der ist der Fürst der deutschen Welt! —
Heil dir, o Hohenzoller!

Wer brach entzwei im heil'gen Krieg
Des Corsen schwere Ketten?
Wer half im letzten großen Sieg
Das heil'ge Deutschland retten?
Wer hat euch Kleinen deutsch gemacht
Nach Leipzigs großer Völkerschlacht?
Wer schirmet stets auf hoher Wacht?
Das Volk des Hohenzoller!

Noch lebt in uns der Väter Geist!
Kein Teufel soll uns höhnen.
Die Wahrheit siegt, der Wahn zerreißt,
Laßt unsre Losung tönen:
Ein deutsches Land in Waff' und Wehr!
Ein deutscher Fürst, ein deutsches Heer!
Ein Deutschland, einig, machtvoll, hehr!
Führ uns, o Hohenzoller!

KRIEG


FRIEDE

Düsseldorfer Künstler-Album.

Zehnter Jahrgang.

1860.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Bilder.

Titelblatt von Professor Caspar Scheuren, lithographirt von D. Levy Elkan.

Januar — Glückselig Neujahr — Gott Euch behüt' und bewahr! gez. von Fr. Wieschebrink, lithogr. von M. Ulffers.

Februar — Mancher sich irrt, wenn die Fastnacht wirrt, gez. von A. Kindler, lithogr. von A. Lüttmann.

März — Draus stürmt der März, drin blüht das Herz von Ad. Tidemand, lithogr. von M. Ulffers.

April — Oster-Eier, Kinder-Feier von H. Salentin, lithogr. von M. Ulffers.

Mai — Pfingsten zum Tisch des Herrn, da leuchtet Näh und Fern, gez. von W. Camphausen, lithogr. von A. Lüttmann.

Juni — Frohnleichnamstag! — Gott Stadt und Fluren segnen mag! gez. von Th. Mintrop, lithogr. von J. Hoegg.

Juli — Kirchweih im Nest — für Alle ein Fest, gez. von C. Hübner, lithogr. von M. Ulffers.

August — Erndtesegen auf allen Wegen, gez. von Chr. Boettcher, lithogr. von A. Dircks.

September — Frische Septemberluft — Jäger zum Jagen ruft, gez. von Ludw. Beckmann, lithogr. von A. Dircks.

October — Mach's bei der Weinlef' recht — sonst geht dir's schlecht! gez. von Professor Ad. Schroedter, lithogr. von M. Ulffers.

November — Urahne erzählt, es lauschen die Mädchen beim schnurrenden Rädchen, gez. von B. Vautier, lithogr. von M. Ulffers.

December — Weihnachtskerzen glühn — Kinderherzen blühn, von Ed. Geselschap, lithogr. von M. Ulffers.

Aucassin und Nicolette, gez. von W. Camphausen, lithogr. von A. Lüttmann, zum gleichnamigen Gedichte.

Vor einem Waldkirchhofe, gezeichnet und lithogr. von A. Weber zum gleichnamigen Gedichte.

Der Piqueur, Autographie von W. Camphausen, zum gleichnamigen Gedichte.

Licht und Schatten, Composition von Osw. Achenbach, lithogr. von J. Hoegg, zum gleichnamigen Gedichte.

Heimath, Composition von Prof. Casp. Scheuren, lithogr. von D. Levy Elkan, zum gleichnamigen Gedichte.

Marfa, gez. von Ad. Schmitz, lithogr. von A. Dircks, zum gleichnamigen Gedichte.

Am Strande, Composition von Prof. Andr. Achenbach, lithogr. von M. Ulffers, zum gleichnamigen Gedichte.

Der Mönch, gez. von Chr. Schlesinger, lithogr. von A. Dircks, zum gleichnamigen Gedichte.

Auf dem Friedhofe, Autographie von G. Süs, zum gleichnamigen Gedichte.

Königin Jutta, gez. von Ad. Northen, lithogr. von A. Lüttmann, zum gleichnamigen Gedichte.

Sommertag, gez. und lithogr. von Alb. Flamm, zum gleichnamigen Gedichte.

Krieg! / Friede! } gez. von Ad. Schmitz, lithogr. von J. B. Sonderland.

II. Gedichte.

Seite

Nucassin und Nicolette von Wolfgang Müller von Königswinter, illustrirt von W. Camphausen . . . 1
Geschieden von Georg Hick 13
Der Fiedler und der Sultan von Siegfried Kapper . . . 14
Verschenkte Geschenke von Georg Hick 15
Wie Richard Löwenherz seine Töchter verheirathet von Gisbert Freiherr Vincke 16
Vor einem Waldkirchhof von Karl Mayer, illustrirt von A. Weber 16
Lieder aus Irland von Julius Rodenberg . . . 17
Lenzkündigung von W. Constant 18
Der Dresdner Mönch von Gustav Pfarrius . . . 19
Der Pianeur, zur Composition von W. Camphausen . . . 19
Aus Gevatter Tod von Friedrich Roeder . . . 20
König Knut von Maximilian Herz 21
Wanderblätter von Karl Mayer 22
Licht und Schatten, zur Composition von Oswald Achenbach 22
Die Königin von Aragon von Felix Dahn . . . 23
Heimath von Karl Siebel, illustrirt von Prof. Casp. Scheuren 24
Die Hochzeit von Gustav Pfarrius 24
Marfa von Friedrich Bodenstedt, illustrirt von Ad. Schmitz 25
Maiwanderung von Heinrich Zeise 28
Auf lichten Rosen gehst du hin von Robert Hammerling 28
Im Walde von Emil Rittershaus 29
Was trägst du keuchend zum Schiff, John? von Reinhart Neuhaus 29
Die Jagd im wilden Grunde von Eduard Brauer . . . 30
Am Strande, zur Composition von Prof. Andreas Achenbach 30
Die Burg der Todten von Josef Seiler 31
Ich liebe dich von Friedrich Hornfeck 31
Schottlands Wappen von Emil Rittershaus . . . 32
Gebrochen von Karl Stelter 32
Der Mönch, zur Composition von Ch. Schlesinger . . . 32
Die Nonne von Gerresheim von O. F. Gruppe . . . 33
Mein Lieben ist ein ungestillt Verlangen von Friedrich Hornfeck 35
Das Christusbild in der Kathedrale zu Cordova von Karl Stelter 36
Erinnerung von Karl Siebel 36
Auf dem Friedhof, zur Composition von G. Süs . . . 36
Alexander und Aristotel von Ludwig August Frankl 37
Rudolph II. von Moritz Hartmann 39
Zeugen der Liebe von W. Constant 39
Königin Jutta von Moritz Hartmann, illustrirt von Ad. Northen 40
Teja's Todesgesang von Felix Dahn 40
Mein willst du sein von Heinrich Zeise 41
Das wäre ein seliges Sterben von Wolfgang Müller von Königswinter 41
S. Basilj von W. Constant 41
Abendlied von Georg Hick 42
Kosmogonie von Robert Hammerling 42
Sommertag, zur Composition von Albert Flamm . . . 42
Königin Stephanie von Portugal von Wolfgang Müller von Königswinter 43
Fern von Wolfgang Müller von Königswinter . . . 43
Ihr Völker aus Germanenblut von Wolfgang Müller von Königswinter 43
Füür' uns, o Hohenzoller von Wolfgang Müller von Königswinter 44

Düsseldorfer
Künstler Album
1861

Düsseldorfer

Künstler-Album.

Herausgegeben

von

Dr. Wolfgang Müller von Königswinter.

Elfter Jahrgang.

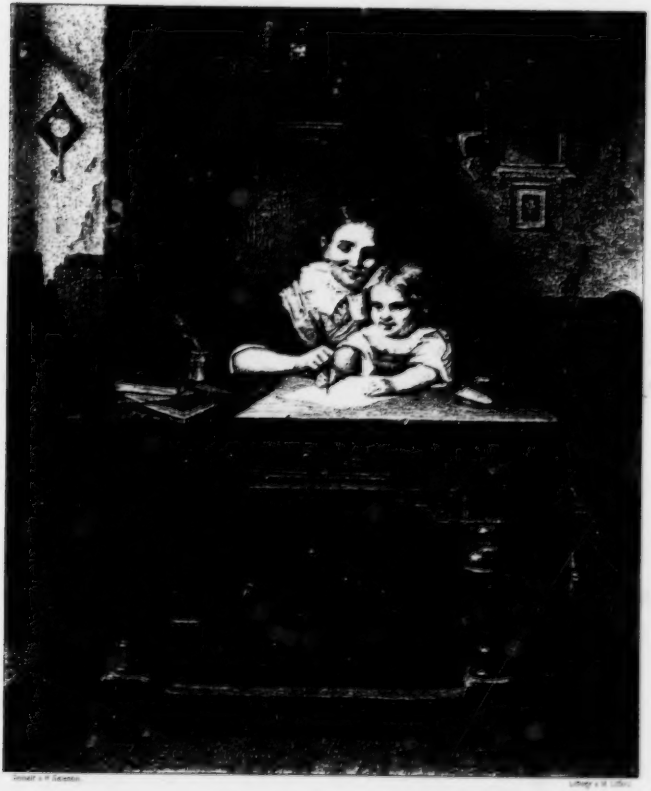
1861.

Düsseldorf.
Druck & Verlag des lithogr. Instituts von Levy Elkan, Baumer & Comp.
(vormals Arnz & Comp.)

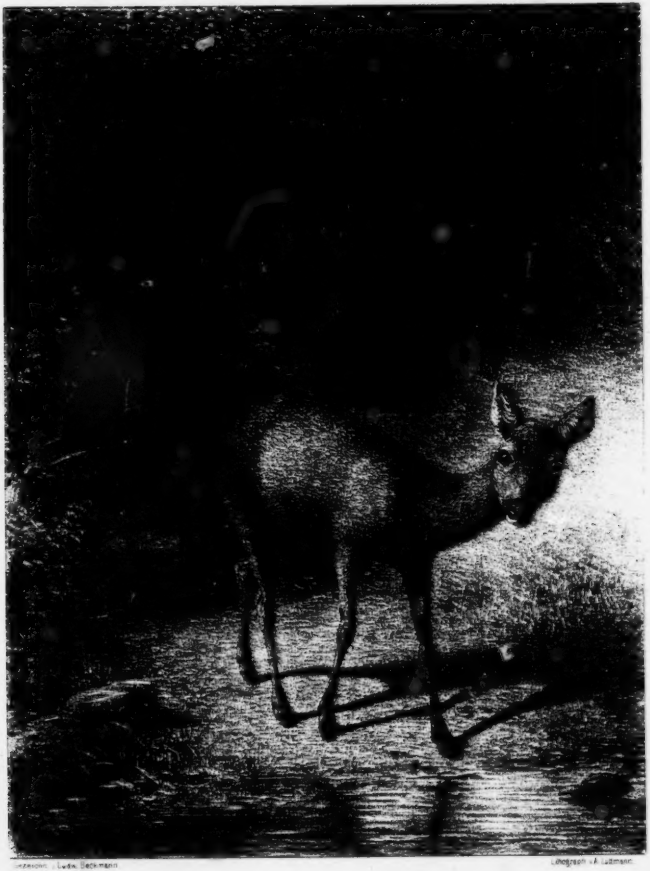
Düsseldorfer-Künstler-Album
1861
Verlag v. Levy, Elkan, Baumer & Comp.
vormals Arni & Co.

Kinder im Atelier.

Idyll.



Der erſte Schreibunterricht.



Gezeichn. v. Ludw. Beckmann. Lithograph. v. A. Ludmann.

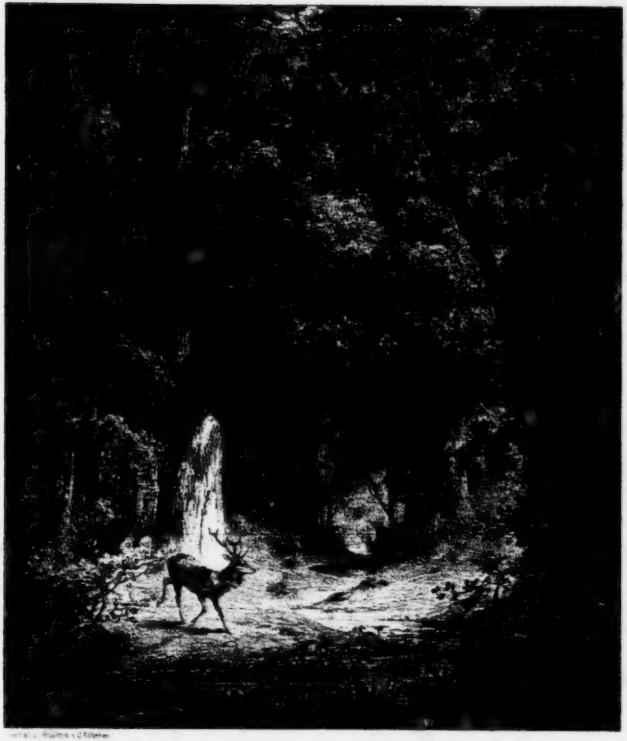
Ruhe am Bach

Westermanns Monatshefte

S. 60.

HN

Angenehme Nachricht.



Waldeinsamkeit.

Junge Musikanten.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Corsische Bilder.

I. Orso Paolo.

Festlich läuten alle Glocken
In dem Thurm zu Monte d'Olmo,
Ringsum strömt das Volk zur Kirche,
Um das Osterfest zu feiern.

Schon beginnt das Hochamt, mächtig
Klingt die Orgel, Lieder schwellen,
Und die Weihrauchwolken steigen. —
Horch, da reißt ein Schrei die Feier!

Auf dem Platze vor der Kirche
Tobet auf ein wüstes Streiten,
Neu entbrennt die alte Feindschaft
Der Grimaldi und Vincenti.

Und es stürzen die Grimaldi
Sich vereint auf Orso Paolo,
Den Vincenti. Aus dem Gürtel
Nimmt der Kühne die Pistole.

Von dem Schuß getroffen sinket
Rasch zum jähen Tod Antonio,
Des Ruggero erster Sprößling,
Und im Kirchlein schweigt die Messe.

Alles greifet zu den Waffen,
Wüthend stürmen die Parteien.
Rings Entfliehen, rings Verfolgen!
Flinten krachen, Säbel klirren.

Orso flüchtet gleich dem Hirsche,
Um den Buschwald zu erreichen;
Doch verrannt sind schon die Wege,
Das Gebirg ist abgeschnitten.

Ach, wohin? Sich, fest am Hügel
Steht ein Haus. Winkt dort nicht Zuflucht?
Weh, es ist das Haus des Feindes,
Weh, es ist das Haus Ruggeros!

Dennoch springt zur Thüre Orso,
Bricht hinein, durchsucht die Stuben,
Die Bewohner sind im Torfe,
Und er weiß sich Herr und Meister.

Büchse, Blei und Pulver hat er,
Nahrung bietet ihm der Keller,
Rasch verrammelt er den Zugang;
Lange kann er sich vertheid'gen.

Und schon nahet mit den Sippen
Dort Ruggero. Keiner waget
Sich heran, aus jeder Lucke
Droht des Orso sichre Kugel.

Wüthend schnaubt der Eigenthümer,
Daß in seinem Haus der Todtfeind
Schutz gefunden, wilder tobt er,
Als den todten Sohn sie bringen.

Und er holet bei dem Nachbarn
Einen Feuerbrand vom Heerde,
Schleudert ihn in blinder Rachlust
Auf das Dach der eignen Hütte.

Mit entsetzlich wilder Freude
Sieht er, wie die Flamme lecket:
Rings das Dach steht schon in Gluten,
Das Gebälk fängt an zu brechen.

Heulend stürzt sein Weib zur Stelle:
Rasender, so ruft sie schreckhaft,
Willst du kinderlos dich machen?
In der Hütte schläft Francesco.

Weh Francesco, unser jüngstes
Einz'ges Kind wird nun verbrennen! —
Wie zerbrach da seine Nachtlust!
Wirr und starr sah er das Glutmeer.

Brennend schienen Dach und Balken
Ihm auf's Vaterherz zu stürzen.
Durch das Haupt zuckt ihm der Wahnsinn:
Alles, Alles ist verloren!

Alles, Alles ist verloren!
Denkt auch Orso und er forschet
Durch den Qualm, ob ein Gewölbe
Ihm im Hause Schutz noch biete.

Also tritt er in die Kammer,
Und ein Kind sitzt auf dem Bette,
Seines Feindes Kind, es wimmert,
Ihm die kleinen Hände streckend.

Rache ist sein erstes Sinnen:
Soll er nicht die Brut durchbohren,
Seines Mörders Samen morden,
Der entfacht die Todesgluten?

Doch die süßen Kinderaugen
Schaun so traulich Hülfe suchend,
Daß ihm Zorn und Grimm zerstieben.
In den Arm schließt er den Knaben.

Und er sucht das frische Leben,
Und es wächst ihm Muth und Hoffen,
Heilig wird ihm die Verpflichtung,
Selbst des Feindes Kind zu retten.

Seine holde Bürde tragend
Springt er plötzlich durch die Thüre,
Dringt aus Rauch und Glut in's Freie;
Hinter ihm stürzt ein die Halle.

Aber vor ihm auf dem Plane
Hat sich neuer Streit entsponnen:
Orso's Sippen, die Vincenti,
Stießen in die Muschelhörner.

Und sie kommen ihm zu helfen,
Und sie treffen die Grimaldi,
Schon beginnt der wilde Angriff,
Welcher neuen Tod wird säen.

Doch da jauchzt das Weib Ruggeros,
Schmerzlich frohes Jauchzen ist es:
Orso sieht sie und den Knaben,
Scharf sind treue Mutterblicke.

Und sie stürzet auf die Beiden,
Die versengt vom Brand erscheinen,
Und ihr Arm umschließt den Mörder
Und den Retter ihres Blutes.

Schluchzend folget ihr Ruggero,
Der vor Orso niederkniet,
Wie sie küssend sich umschlingen,
Vater, Mutter, Kind und Retter!

Seltsam Schauspiel! Ringsum im Kreise
Weinen all die dunkeln Männer,
Und dann rufen sie voll Jubel
Laut: Evviva Orso Paolo!

Herrlich feierten sie Versöhnung,
Alle Häuser schmückt der Oelzweig,
Und aus Feinden werden Freunde
Die Vincenti und Grimaldi.

II. Andrea.

In der Hütte sitzt Andrea,
Und er singt das alte Volkslied:
Heilig, heilig ist das Gastrecht,
Fluch trifft Jeden, der's verletzet!

Und so putzt er seine Flinte,
Daß sie spiegelblank erglänzet,
Doch es tocht sein Weib am Heerde,
Kinder spielen vor der Thüre.

Sieh, da kommt der alt'ste Bube,
Der im Wald die Ziegen hütet,
Athemlos und freudestrahlend,
Seine Hand voll goldner Münzen.

Wer hat dir das Gold gegeben?
Fragt der braune Corſe ernſthaft,
Denn es ahnet ihm nichts Gutes,
Solchen Reichthum zu erblicken.

Doch der Knabe redet ſorglos:
Jäger waren's, ſchmucke Herren,
Offiziere der Franzoſen,
Die auf Hirſch und Birkhuhn pirſchen.

Als ſie mich im Walde fanden,
Forſchten ſie nach jenem Flüchtling,
Der dem Heerbann iſt entlaufen
Und ſich birgt im hohlen Felſen.

Furchtbar loh'n des Alten Augen,
Bebend ſpricht der Bube weiter:
Nein, ich habe nicht geſprochen.
Doch ſie folgten meinen Blicken.

Zitternd faßt ſich kaum der Vater,
Und der Knabe: Zu den Klüften
Nahmen ſie ihn dann gefangen
Und ſie gaben mir die Münze.

Todtenbleich ſtarrt nun Andrea,
Schweigend eilt er aus der Hütte.
Heilig, heilig iſt das Gaſtrecht,
Fluch trifft Jeden, der's verletzet!

Und er ſammelt ſeine Sippen
Und befragt ſie, doch ſie ſprechen:
Volk und Stamm hat er geſchändet,
Tod dem Judas, dem Verräther!

Starr vernimmt den Spruch der Alte.
Alſo holen ſie den Knaben.
Und ſie ziehen nach der Feſtung.
Wartet hier! ſo ſpricht der Vater.

Und er flieget durch die Thore,
Flehend tritt er vor den Hauptmann.
Gnade, Gnade dem Gefang'nen!
Ruft er bebend herzzerreißend.

Der Franzoſe ſteht verwundert,
Doch er darf ihn nicht erhören.
Wer die Fahnen flichet, ſpricht er,
Iſt dem harten Tod verfallen.

Zu den Seinen kehrt Andrea,
Schweigend zucket er die Achſeln,
Beichten muß alsbald der Bube,
Und den Leib des Herrn empfangen.

Schüſſe knattern hüben, drüben,
In der Feſtung, vor den Thoren,
Drinnen fällt der Fahnenflücht'ge,
Draußen fällt Andreas Bube.

Wie ſein Kind im Blute zucket,
Schreit der Vater wie ein Löwe,
Dem die Brut getödtet wurde,
Thränen ſtürzen aus den Augen.

Dann nimmt er die goldnen Münzen,
Und er giebt ſie raſch dem Prieſter:
Bringe ſie dem Franzmann, ruft er,
Sag ihm, daß wir nicht verrathen.

Sag du, was du hier geſehen,
Wie wir unſre Sitten halten:
Heilig, heilig iſt das Gaſtrecht,
Fluch trifft Jeden, der's verletzet!

III. Marianna Pozzo di Borgo.

Auf dem Markt zu Appietto
Tobt im Carneval die Menge,
Mitten thront der Faſtnachtskönig,
Auf dem Haupt die Flitterkrone.

Steuern hat er ausgeſchrieben.
Süße Weine, Früchte und Speiſen
Liefern reich der Reichen Häuſer,
Daß ſich auch die Armen freuen.

Alſo iſt der Corſen Sitte,
Welche jauchzen, trinken, eſſen.
Cithern klingen, Geigen ſingen,
Und die Jugend ſauſt im Tanze.

Plötzlich krachet in dem Jubel
Jäh ein Flintenſchuß. Sie ſtieben
Auseinander. Todt im Blute
Liegt der ſchöne Felix Pozzo.

Weh, Andrea Romanetti
Iſt der Mörder. Spottend höhnte
Ihn der Todte. Weh dir, Flüchtling!
In die Berge, in den Buſchwald!

Und dem Jubel folgt der Jammer.
Schweigſam tragen ſie die Leiche,
Zu der Mutter. — Ach die Mutter
War auch kinderlos geworden!

Arme Marianna Pozzo,
Schrecklich greift dir in die Seele
Der Lamento, den die Weiber
Herzzerreißend schaurig singen.

Arme Marianna Pozzo!
Schweigsam folget sie dem Zuge
Nach dem Friedhof, doch es schreiet
Laut der Schmerz aus ihren Mienen.

Nun zur Rache! ruft sie plötzlich,
Löst die weiblichen Gewänder,
Nimmt das Mannskleid, den Pelone,
Rothen Gürtel, rothe Mütze.

Dolch, Pistolen, Doppelflinte
Rüstet sie gleich einem Manne,
Und ihr folgen die Verwandten:
Wehe dir, du blut'ger Mörder.

Ob du mit dem Wildschaf streifest,
Kriechest in des Fuchses Höhle,
Nicht im Ursprung und Forste
Hast du Zuflucht, Romanetti!

Rastlos ging's von Busch zu Busche,
Rastlos ging's von Grott' zu Grotte,
Durch die Haide, durch das Schneefeld! —
Auf den Fersen Marianna! —

Und an einem finstern Abend
Flieht er heim nach Marchesaccia,
Einmal will er Nachtrast halten,
Einmal ruh'n auf weichem Lager.

Aber bald ist er erkundet,
Und beim frühen Morgengrauen
Steht das Haus vom Feind umschlossen.
Jetzt hilft weder Flucht noch Wehre!

Und die Waffen von sich werfend
Ruft er: Mädchen bin ich des Herzens,
Gerne sterb' ich, doch gewährt mir
Vor dem Tod die Sakramente.

Marianna hört die Bitte.
Und sie führen ihn zum Priester,
Nach dem Dorfe Dogga ging es
Zu Severin Casalonga.

Hört ihn Beichte! Er muß sterben!
Weinend bat der fromme Pfarrer
Für das Leben des Unsel'gen.
Fruchtlos war sein heißes Flehen.

Traurig löst er ihn der Sünde,
Die er oft und tief bereute,
Sühnend für die Ewigkeiten
Reicht er ihm den Leib des Herren.

Marianna selber kniete
Im Gebet. Sie sieht zum Himmel,
Daß er sich des Mörders Seele
Väterlich erbarmen möge.

So verticft ist sie in Andacht,
Daß sie nicht mehr sieht und höret,
Wie die Sippen den Verbrecher
An den nächsten Baumstamm fesseln.

Schon erheben sie die Flinten,
Sieben offne Röhren drohen.
Da erwachet Marianna:
Haltet ein! so ruft sie mächtig.

Tödtet nicht, Gott will die Gnade,
Und sie eilt zum Baume plötzlich
Und umschließet mit den Armen
Weinend ihres Sohnes Mörder.

Gott befiehlt es, ich verzeihe!
Hat zur unglückreichsten Mutter
Er mich auch gemacht, ich schütz' ihn,
Ich verzeihe, Gott befiehlt es.

Alle weinten. Und sie lösten
Ihm die Bande. Sühne wurde.
Heilig ward sein Haupt den Sippen,
Marianna's Geist war heil'ger.

IV. Caſella.

Aufwärts siegen die Franzosen,
Unterworfen ist Cap Corso,
Alle Thäler sind genommen,
Und besetzt sind alle Berge.

Und sie hören diese Kunde
Auf dem alten Thurm zu Nonza,
Wo der Capitain Caſella
Treu mit seinem Häuflein aushält.

Doch es spricht der alte Führer:
Haben wir nicht die Kanone,
Blei und Pulver Hüll' und Fülle?
Tragt ihr nicht die langen Flinten?

[illegible] Ad. Schmitz

Marianna Pop[illegible]

Grund genug, uns zu vertheid'gen,
Muthig gilt es auszuhalten!
Und im Nothfall sprengen lustig
Wir im Thurm uns in die Lüfte!

Und die Krieger wissen alle,
Was er sagt, das wird er halten.
Und sie gingen Nachts von dannen,
Ließen Flinten, Säbel, Messer.

Zähneknirschend, augenfunkelnd
Sieht er Morgens sich verlassen:
Kommt, ihr Feinde, ruft er wüthend,
Und ihr findet einen Corsen!

Und er richtet die Kanone
Und er ladet alle Büchsen
Und vertheilt sie in die Scharten
Und erwartet die Franzosen.

Als sie kommen, welch ein Feuern!
Welch ein Krachen, welch ein Knallen!
Ist es nicht, als ob im Thurme
Ein Gewitter sich entlüde!

Doch nun schweigt's. Mit weißer Fahne
Nahet sich ein Friedensbote.
Und er ruft: Das Land ist unser!
Sparet unnütz Blutvergießen!

Doch Casella spricht hinunter:
Wohl, ich werde Kriegsrath halten!
Er verschwindet eine Weile
Und dann redet er auf's Neue:

Hört die Meinung der Besatzung.
Ja, sie will kapituliren.
Doch mit kriegerischen Ehren
Muß sie in die Heimath ziehen.

Und was sie besitzt an Waffen
Und Geschützen bleibt ihr eigen.
Ihr, Franzosen, schafft das Fuhrwerk,
Um das Zeug in's Thal zu bringen! —

Zugestanden, zugestanden!
Die Franzosen nah'n dem Thurme,
Um die Feinde zu empfangen —
Doch heraus kommt nur Casella.

Nun, wann folget eure Mannschaft?
Ruft der Lieutenant ungeduldig.
Ernsthaft spricht der alte Corse:
Sie ist hier, ich bin die Mannschaft!

Scham- und zorngeröthet will sich
Für die Schmach der Gegner rächen,
Doch Casella zieht den Degen,
Denn ein Held will heldig sterben.

Aber sich, der Feldherr nahet,
Staunend höret er die Mähre.
Er umarmt den edeln Kämpfer
Und entsendet ihn in Ehren.

V. Maria Montalti.

Zu Oletta vor dem Kloster
Ragt ein schwarzumflort Gerüste;
Aufgestellt dem Volk zum Schrecken,
Trägt es sieben blut'ge Leichen.

Leichen sind es der Verschwornen,
Die die dunkle Mine gruben,
Um die Kirche mit den Feinden
Nächtens in die Luft zu sprengen.

Opfer treuer Heimathliebe!
Ach, der Feldherr ließ befehlen
Bei dem dumpfen Klang der Trommel:
Unbegraben sei'n sie Alle!

Fraß der Vögel und Gethiere
Sollen sie ein Beispiel geben!
Wer es wagt, sie zu bestatten,
Ist dem jähen Tod verfallen.

Allwärts brütet das Entsetzen,
Oede ist es in den Straßen,
Auf dem Heerd erlosch das Feuer,
Klingt ein Ton, ist's Klang des Weinens.

Auf dem Bette in der Kammer
Trostlos sitzt Marie Montalti,
Glüht das Auge, starr die Hände,
Nur zuweilen schluchzend Schreien!

O Marie! — Rief es nicht plötzlich?
Ja, die Todten rufen Nächtens
Manchmal Einen, den sie lieben.
Wer antwortet, der muß sterben.

O Bernardo, klang die Antwort,
Ach, sie wollte gerne sterben,
Denn sie war die Braut Bernardo's,
Fest schon stand der Tag der Hochzeit.

Doch jetzt liegt er bei den Leichen,
Weh, der Jüngſte, Schönſte, Beſte,
Und er war der Stolz des Dorfes
Und der Liebling ihrer Seele.

O Maria! tönt es wieder. —
Ja, ich komme, mein Bernardo! —
Und ſie öffnete die Thüre
Und ſchritt durch der Aeltern Kammer.

Schlummernd lagen da die Alten,
Und ſie lauſcht den Athemzügen,
Ach, die einz'ge Tochter zittert,
Kinderlos das Paar zu machen.

Und ſchon will ſie zweifelnd kehren. —
O Maria! tönt es wieder,
Und ſie faßt ſich und ſie ſchreitet
Durch die Thüre: Ja, ich komme!

Finſter iſt die Nacht und ſchaurig,
Schwarze Wolken decken flatternd
Oft den Mond; er will nicht ſchauen
All den wüſten Erdenjammer.

Klagend heult der Sturm vorüber,
Und die Eule trächzt vom Thurme,
Daß die Schildwach, die dort wandelt,
Schaudernd ſich im Mantel einhüllt.

Hui ihr ſieben blut'gen Leichen! —
Nur Maria, ſonder Zagen
Schreitet nach dem Blutgerüſte
Betend zu der Himmelsmutter.

Und dann tritt ſie zu den Todten,
Und der ſiebente iſt Bernardo,
Und ſie ſchließt ihn in die Arme,
Und ſie hebt ihn auf die Schulter.

Zu der Kirche San Francesco
Geht ſie feſten Schritt's und ſetzt ſich
Auf die Stufen des Altares,
Ihren Todten auf dem Schooße.

Bei der ew'gen Lampe Schimmer,
Welcher durch die Halle flackert,
War ſie da nicht anzuſehen —
Pieta — wie Jeſu Mutter?

Doch dann ging ſie zu der Stätte,
Wo Bernardo's Aeltern ruhten.
Hob den Stein und ſenkte leiſe,
Ach, ihr Liebſtes in die Erde.

Lang noch betet ſie am Altar
Vor dem Bilde, deſſen Buſen
Sieben ſcharfe Schwerter trafen —
Und dann kehrte ſie zur Kammer.

Aber als der Morgen graute,
Lärmten laut die dumpfen Trommeln,
Und es dröhnet wilder Hornruf:
Eine Leiche iſt geſtohlen!

Doch die ſchnellen Häſcher greifen
Raſch Bernardo's Blutsverwandte,
Legen ſie in ehrne Ketten,
Werfen ſie in feuchte Kerker.

Und Maria hört die Kunde;
Schweigend eilt ſie aus dem Hauſe,
Geht zum Feldherr und dort ſpricht ſie:
Strenger Hauptmann, ich bin ſchuldig!

Gieb die Freiheit den Gefang'nen!
Ich, die Braut begrub den Bräut'gam,
Denn ich weiß nicht mit zu haſſen,
Ach, zu lieben weiß ich einzig.

Ja, ich bin des Todes ſchuldig,
Nimm mein Haupt, ſo ſprach Maria. —
Doch der Feldherr ſieht erſchüttert,
Eine Thräne tritt in's Aug' ihm.

Gehe, ſpricht er, edles Mädchen,
Großes Herz! Hol' die Verwandten
Aus den Banden! Alle Todten
Laß ich chriſtlich heut begraben!

Und ſie ging die Ketten löſen
Kalt und ſtarr und feſt und ſicher,
Dann befiel ſie heißes Siechthum,
Nach drei Tagen lag ſie leblos.

O Maria! — Sterbend ſeufzt ſie:
Ja, ich komme! — Manchmal rufen
Nachts die Todten, die ſie lieben,
Wer antwortet, der muß ſterben.

Die Winkelkapelle.

Heinrich Steinhauer.

Waldkapelle.

Weltvergessen, heimlich still,
Tief im Wald versteckt,
Liegt ein Kirchlein, morsch und grau,
Alt und moosbedeckt.

Trostend spricht die Einsamkeit
Ihm so liebreich zu,
Selbst das größte Erdenleid
Lindert sich zur Ruh.

Gastfrei offen steht das Thor:
Ob kein Beter naht,
Sucht er, den er längst verlor,
Hier den rechten Pfad.

Ragt ein kleiner Thurm empor,
Hängt ein Glöcklein drein,
Gleich als ob es in dem Leid
Sollt' die Seele sein.

Drüber steht ein schmucklos Kreuz,
Zeigt zum Himmel stumm:
Doch das Glöcklein predigt laut
Evangelium.

Abendsegen.

Der Abend will sich neigen
Herab auf Berg und Thal,
Die Sonne niedersteigen,
Sie grüßt mit letztem Strahl.

Kein Wind bewegt die Flügel,
So still, so lau die Luft;
Um grüne Rebenhügel
Wallt abendlicher Duft.

Es ziehn im Nachen wieder
Laut fröhlich die Winzer heim,
Es hallen ihre Lieder
Hinüber, herüber den Rhein.

Es schallt der Ruder Weise
Im Takte bis ans Land,
Der Bursche drücket leise
Verstohlen der Maid die Hand.

Das ist ein fröhliches Scherzen,
Und höher hebt sich die Brust,
Und lauter schlagen die Herzen
In unbewußter Lust.

Der Abendsegen schallet
Jetzt weit den Strom entlang,
Es zittert, woget und wallet
Der Glocke silberner Klang.

Und Ruder und Lieder schweigen,
Still ruhig zieht der Rhein,
Der Berge Gipfel zeigen
Den letzten Purpurschein.

Die Männer ziehen behende
Vom Haupte den runden Hut,
Die Frauen falten die Hände,
Und schauen betend zur Flut;

Und schauen den Himmel unten
Im Wasserspiegel klar,
Wie er sich matt da drunten
Mit seiner Sternenschaar.

Mutterliebe.

Oftmals, wenn in ſtiller Nacht
Mir kein Stern will leuchten,
Und der Sorgen dunkle Macht
Schlaf und Traum verſcheuchten,
Wenn das Herz in Angſt und Noth
Seufzet ſchwer beklommen,
Und erlöſend mir der Tod
Freudig wär' willkommen,

Muß ich denken jener Zeit,
Wo die Mutterliebe
Sorglich wachte, daß kein Leid
Mir das Herz betrübe;
Wo zwei Augen ſegensreich
Mich vor Schmerz gerettet,
Und zwei Hände liebeweich
Mir das Haupt gebettet.

Sinnend hol' ich mir hervor
Jene Blätter wieder,
Deren Sprache mir in's Ohr
Klingt die ſchönſten Lieder.
Alte Briefe, die ſie ſchrieb
Ach vor langen Jahren,
Zeugen einer Mutterlieb',
Treu unwandelbaren.

Wie ich leſe Blatt um Blatt,
Strömt der ganze Segen,
Den nur ſolche Liebe hat,
Wieder mir entgegen.

Jedes Wort wird mir zum Gruß
Von dem treuſten Herzen,
Und es bringt wie ſonſt ihr Kuß
Lindrung meinen Schmerzen.

Jede Zeile ruft zurück
All die ſchönen Stunden,
Und das beſte Erdenglück,
Das mit ihr geſchwunden.
Wieder bringt ihr ſanfter Ton
Mir durch das Gemüthe,
Wie ſie ſprach zu ihrem Sohn
Voller Lieb' und Güte.

Und mir iſt als ob ihr Hauch
Segnend mich umfloſſe,
In die Seele mir ihr Aug'
Strahlen niedergöſſe;
Gleich als ob vom Jenſeits ſie
Reichte mir die Hände:
Mutterliebe geht ja nie,
Nimmermehr zu Ende! —

Und ein Stern durchbricht die Nacht,
Mir den Weg zu zeigen,
Was in mir geweint, geklagt,
Alles kommt zum Schweigen;
Und in reinſte Harmonie
Löſt ſich alles Trübe:
Wacht ein Aug' doch ſpät und früh
Em'ger Mutterliebe!

Waldestroſt.

Haſt du je ein tiefes Leid
An den Wald getragen?
War dein Herz voll Traurigkeit
Und dein Mund voll Klagen?
Bluteten nach ſel'ger Luſt
Dir die Wunden deiner Bruſt,
Die die Lieb' geſchlagen?

Und ein altes Träumen hat
Wieder dich bezwungen,
Daß in's Dickicht iſt dein Pfad
Achtlos eingedrungen;
Bis es dich nicht weiter läßt,
Dich gefangen hält und feſt —
Wirr und wild verſchlungen.

Doch allmählich aus dem Traum,
Aus dem traurig düstern,
Treibt empor, du weißt es kaum,
Dich ein heimlich Flüstern.
Horch! der Wald, der still und stumm,
Wird lebendig und ringsum
Rauscht es in den Rüstern.

Und nun siehst du hier und dort
Sich die Bäume neigen,
Gleich als ging ein Zauberwort
Rings von Zweig zu Zweigen.
Plötzlich bricht allüberall
Nun der Sänger lauter Schall
Jubelfroh das Schweigen.

Frisch beginnt der Felsenquell
Murmelnd seine Reise,
Aus der Ferne tönet hell
Eines Jagdhorns Weise;

Und des Waldes Stimmen all
Tönen dir im Wiederhall
Schon im Herzen leise.

Durch das luft'ge Blätterdach
Siehst du Strahlen schießen,
Und viel Blumen tausendfach
Dir zu Füßen sprießen:
Waldesblumen, weiß und bunt,
Die mit süßem Blumenmund
Duftig dich begrüßen.

Immer lauter wird die Luft
Dir zum Herzen gehen,
Und der Lenz durch deine Brust
Singend, klingend wehen.
Laß, o laß die Traurigkeit!
Kannst du solcher Seligkeit
Länger widerstehen?!

Heinrich Max Schaffrath.

Zwei Canzonen.

I. Das Geheimniß der Liebe.

Ein Wiederfinden nur ist ächte Liebe,
Ein geist'ger Zug, geheimnißvoll, magnetisch,
Ein rasch Erkennen unter Millionen.
Vor ihrem Nahen wird das Herz prophetisch,
Zur schönsten Blüthe drängen alle Triebe,
Die, kaum geahnt, in seinen Tiefen wohnen.
Hier will ja fürder thronen
Die milde Herrscherin, und neugestalten
Muß Alles sich in sel'gem Vorgefühle;
Dem noch verhüllten Ziele
Schon zugeneigt, muß Einheit sich entfalten,
Und, was sich feindlich schied, nun eng verbünden,
Wie rings in's Meer gestillte Ströme münden.

Denkst du des Tags, da wir der Sonne harrten?
Verschwiegne Dämmrung ruht' auf allem Leben,
Sorgsam verhüllend ahnungreiche Träume.
Doch bald begann den Schleier aufzuheben
Ein frischer Hauch, zu freudigem Erwarten
Weckläute flüsternd durch die stillen Räume.
Schon glühten Wolkensäume,
Und östlich wob, den duft'gen Teppich breitend,
Purpurdurchwirkt die tiefste Rosenröthe.
In schweigendem Gebete
Lag jetzt die Flur, sich würdig vorbereitend.

Dann — neuer Hauch, die Herrin anzusagen,
Und tausend Augen blinkten aufgeschlagen.

Sie schwebt herauf. Schon floh das letzte Dunkel:
Wie Riesenleuchter flammen rings die Spitzen,
Und Alles hebt sich, Strahlen zu empfangen.
An Halm und Strauch vielfarb'ge Perlen blitzen,
Demantenschimmer und Rubingefunkel:
Die Erde will im Feierschmucke prangen.
Von Liebe süß befangen,
Schaut Gleiches sich verklärt in höhrer Schöne,
Und jedes Wesen, dem ein Laut verliehen,
Strömt hin in Melodieen,
Und hoch und höher schwillt das Meer der Töne.
Ein Jubelsturm, um dann mit frischen Sinnen
Vereint ein neues Leben zu beginnen! —

Du leuchtend Bild der unsichtbaren Liebe,
Die schöner nur in Menschenbusen waltet
Als Lebenssonne geistiger Gefilde!
Sieh, wie zugleich zwei Welten sie gestaltet,
Zwei Herzen füllt mit ewig gleichem Triebe,
Daß unbewußt sich Eins dem Andern bilde.
Mit göttergleicher Milde
Senkt sie den Einen Strahl, den wunderbaren,

Hinein und weckt zum schönſten Lebenstraume,
Und im geweihten Raume
Will die Unendlichkeit ſich offenbaren;
Und beide harren, bang und ſüßdurchſchauert,
Nachtloſem Tag, der Ewigkeiten dauert.

Er ſchwebt herauf. Welch ſeliges Erkennen!
Wie haftet Aug' in Auge ganz verloren!
Die weite Welt iſt rings um ſie geſchwunden.
Sie fühlen für einander ſich geboren:
Der Ruf ins Daſein war ein zeitlich Trennen
Des ew'gen Strahls, der ſie zuvor verbunden.
Nun, da ſie ſich gefunden,
Wie ringt nach Einheit neu ihr geiſtig Weſen!
Eh noch die Lippe wagt ein leis Bekenntniß,
Das ſüße Einverſtändniß
Will Eines ſtets im Blick des Andern leſen; —
Die Weiheſtunde winkt zum Hochgenuſſe,
Und Seel' in Seele ſchmilzt im erſten Kuſſe.

Auf Geiſterflügeln ſchwebe
Zu Ihr, mein Lied, dort in der blauen Ferne,
Wo überm Bach der Zweige Schatten wanken,
Und linde Traumgedanken
Sie durch die Seele ziehen läßt ſo gerne.
O flüſtre leis und lächelnd unter Thränen:
„Mich ſchuf Erinnerung und tiefes Sehnen!“

II. Der Entfernten.

Wohl iſt's ein Schmerz, von dem Geliebten ſcheiden!
Ein ſchneidend Weh, recht in des Herzens Grunde,
Wer's längenet, kannte *nie* die ächte Liebe.
Sie graut herauf, die düſtre Schickſalsſtunde:
Wie ſenken Aug' in Auge tief die beiden,
Als gält' es, daß die Seele haften bliebe!
Wie zittert dumpf und trübe
Das Scheidewort! Wie feſt ſie ſich umwinden!
Der letzte Kuß, er will nicht, will nicht enden!
Nicht kann da Tröſtung ſpenden
Die Hoffnung, daß ſie einſt ſich wiederfinden;
Selbſt das Bewußtſein, ſtets ſich zu gehören,
Es dient ja nur, den herben Schmerz zu mehren.

Nun biſt Du fern! Wie iſt ſeitdem beklommen,
Wie ſtill mein Herz, das jüngſt an Deiner Seite
In Zubelhymnen lebensfriſch geſchlagen!
Die Seele ſchwebt umirrend in die Weite,
Daß ihr von dorther Tröſtung möge kommen:
Was ſie umgiebt, will nimmermehr behagen;
Vereinſamt muß ſie klagen
Und ruhlos ſehnen durch die öden Nächte.

So ſpäht, wer Schiffbruch litt auf weitem Meere,
Rings durch die graufe Leere
Nach einem Boot, das ihm Errettung brächte.
Umſonſt! er treibt an Trümmer feſtgeklammert,
Stumm und erſtarrt, indeß die Seele jammert.

Wohl hat auch Dich der Trennung Weh durchdrungen:
Schmerzlich beglückt las ich's in Deinen Blicken;
Doch wo Du hinzogſt, harrten neue Wonnen.
Ach, wo Du weilſt, da weilt ja das Entzücken,
Es wogt um Dich von frohen Huldigungen,
Wie ſich Planeten reih'n um ihre Sonnen.
Denn gleich dem Zauberbronnen,
Deß Wunderflut erneute Jugend ſpendet,
So muß auch rings, wo Deine Zauber walten,
Sich Reiz und Luſt entfalten,
Ein Lenz erblüh'n, wohin Dein Blick ſich wendet;
Und alle Freuden, die Dich hold umziehen,
Sind Wiederſchein von dem, was Du verliehen!

Mir hältſt Du ſo mein Sinnen ganz gefangen,
Daß nur in Dir die Seele denkt und handelt,
Und ſeit Du ferne, nichts mich mag erfreuen.
Ich wandle ſtets, wo Du mit mir gewandelt.
Wo Du ſo traut an meinem Arm gehangen,
Und Alles muß den ſtummen Schmerz erneuen.
Den Blick, den tiefen, treuen,
Wie miſſ' ich ihn! wie ſprach er mir ſo ſinnig!
Dort floß das ſüße Wort von ſüßrem Munde!
Hier ſchlug zu ſel'gem Bunde
Dein Herz in meines, liebewarm und innig!
Wie ſehr es ſchmerzt, allein zur Ferne ſcheiden:
Wer einſam blieb am Ort, muß doppelt leiden!

O kehre wieder her in dieſe Stille,
Wo uns ſo ſchön die Liebe ſich erſchloſſen
Und hold erblüht, geſchützt vor jedem Harme!
Wie viel Du auch der lauten Luſt genoſſen,
Und ob ſich Dir zuneigte jeder Wille,
O komm zurück, entflohn dem bunten Schwarme,
Zurück in dieſe Arme,
Die ſich verlangend Dir entgegenbreiten!
Kann Dir die Welt, was Du entbehrſt, vergüten?
Die linden Liebesblüthen,
Ein duftend Meer verſchwiegner Seligkeiten?
Was ſie nicht kennt, kann ſie Dir nimmer geben:
Mir aber biſt Du Alles, Licht und Leben!

Nun ſchwinge Dich hinüber,
Mein Lied, das warm der tiefſten Bruſt entquollen,
Und ſuche Wiederhall in Ihrem Herzen
Für meine tiefen Schmerzen,
Ertön' in ſanften Lauten, ſeelenvollen,
Daß leiſe Sehnſucht Ihr im Buſen ringe,
Und Sie, erweicht, ſich ſelbſt mir wiederbringe.

Friedrich Rocher.

Caracalla.

I.

In des Cäsaren goldnem Haus,
Im Hause des Caracalla,
Saß zechend der Alemannenfürst;
Er dünkte sich in Walhalla.

Zur Seite saß ihm sein schönes Weib,
Der Cäsar ihm gegenüber;
Der Alemanne trank und trank,
Es ging ihm nichts darüber.

Die schönsten Knaben schenkten ihm ein
Den Wein aus goldnen Kannen,
Sie schenkten ihm ein, bis niedersank
Das Haupt dem Alemannen.

Bis nieder er vom Polster glitt,
Er ward hinweg getragen,
Und draußen auf des Cäsars Geheiß,
Da wurde er erschlagen.

II.

Wie war die Nacht so sommerschwül,
Wie brannte so heiß ihr Odem!
Der Tiber schleichendem Wasser entstieg
Ein giftgeschwängerter Brodem.

Er füllte die Straßen, er füllte den Markt
Er füllte die weiten Hallen;
Die Nacht war still, man hörte nur
Schlagen die Nachtigallen.

Wie klang so lüstern ihr heißes Lied
Herab aus den Lorbeerbäumen!
Mit lustgeschwollenen Lippen lag
Der Cäsar in üppigen Träumen.

Zur Seiten ihm das schöne Weib,
Das Weib des Alemannen;
Es zuckte im Schlaf noch seine Hand
Den stolzen Leib zu umspannen.

Er hatte weggerissen sie wild
Von ihres Gatten Leiche,
Da kreischend sie hob auf ihren Schooß
Das Haupt, das blutige, bleiche.

Er hatte weggerissen sie wild
Und hatte sie gezwungen,
Des Alemannen stolzes Weib,
Vom Stamme der Amelungen.

Die Nacht war still; — es hörten auf
Die Nachtigallen zu schlagen.
Vom Mitternachtwinde ward herein
Der Hauch der Tiber getragen.

Er legte sich auf des Cäsars Brust
Schwerer und schwerer immer,
Er hüllte in trüben Nebel dicht
Der Herzen zitternd Gestimmer.

Sie schienen bleich auf das bleiche Gesicht,
Das schimmernde, des Weibes.
Da hob vom Lager sie empor
Sich leise halben Leibes.

Sie strich ihr goldgelb Haar zurück,
Daß langhin rollten die Fluthen,
Und auf den schlafenden Cäsar warf
Sie ihrer Augen Gluthen.

Und da zuerst sie ihn erschaut,
Fuhr sie zurück voll Schrecken,
Sie hob das Linnen, um sich Haupt
Und Brüste zu bedecken.

Dann aber reckte sie starr sich auf,
Und reckte den Arm in die Lüfte.
Von ihren Schultern fiel das Hemd
Hinab, bis auf die Hüfte.

Und über des Cäsars schlafend Haupt,
Da schrieb sie Runenzeichen.
Sie lächerte leise, da sie sah
Im Schlafe ihn erbleichen.

Da zucken sie sah vor Schmerz den Mund;
Dann hub sie an zu singen:
Der Cäsar fühlte in sein Ohr
Die fremden Töne dringen.

Sie stachen wie Messer ihm in's Gehirn,
Doch konnt' er nicht erwachen,
Und zwischen dem Singen hört' er sie
Halbleise in sich lachen.

Sie ſang und ſang ein Runenlied
Ihm ſeine Seele zu binden.
Auffuhr im Schlafe der Cäſar wild
Sich ihrer Macht zu entwinden.

Halbauf er ſeine Augen zwang;
Da ſah das Weib er ſitzen
Auf ſeinem Bett; — er ſchloß ſein Aug'
Vor ihrer Augen Blitzen.

Sie ſang und ſang; er warf auf das Pfühl
Zurück ſich, mit wirren Gedanken.
Sie ſang und ſang; — er fühlte jäh
Sein ganzes Haupt erkranken.

Sie ſang und ſang; — er zerriß das Pfühl
Vor Schmerz und wildem Grimme;
Sie ſang und ſang ihr Runenlied
Leiſe, mit halber Stimme.

Eintönig klang es durch's Gemach,
Ein Summen und ein Schwirren,
Als ſuchten die Töne wen, — ein Flechn,
Ein Haſchen und ein Irren.

Still ward der Cäſar. Da begann
Bilder das Lied zu ſchwellen,
Und von den Venusbildern herab
Hörte er's wiedergellen.

Da fühlte er vor dem Runenlied
Sein ganzes Gehirn zerſpringen,
Er fühlte ſich von dem Zauberweib
All ſeine Sinne entringen.

Er bäumte ſich auf, er that einen Schrei,
Sein Auge war blutgerbthet!
Da war's geſchehen, — da hatte ſie
Die Seele ihm getödtet!

Da war's geſchehen, — da plötzlich war
Die wilde Weiſe verklungen.
Es ſank ihr Arm. In des Cäſars Haupt
War tiefe Nacht gedrungen.

Des Irrſinn's Nacht. An ihm vorbei
Schritt ſie auf leiſen Zehen.
Mit ſtierem Aug das ſchöne Weib
Sah er vorüber gehen.

Nicht kannt er ſie mehr. Sie aber ſchritt
Hinaus die goldnen Hallen.
Als wär's ein Nachtgeſpenſt, ſo ſah
Die Wache vorbei ſie wallen.

Sie ſchritt die Straßen, den Markt entlang
Bis zu dem feuchten Strande
Der Tiber. Es ſprang die Fluth hinauf
Und näßte ihr die Gewande,

Die weißen Brüſte, das gelbe Haar;
Es hat ſie hinabgezogen:
Und rauſchend über ſie hinweg
Gingen die Waſſerwogen.

Carl Siebel.

Klage.

Wohl wird der Bruſt der ſchönſte Frieden
Ruhlos in Schaffensdrang beſchieden,
Doch ach, des Lebens Kleinigkeiten
Zu Bergen werden ſie zu Zeiten.

Gewitterwolken zieh'n vorüber,
Die Fernen werden trüb und trüber.
Die Sonne, die dem Streben funkelt,
Sinkt immer tiefer und es dunkelt!

Tief in der Bruſt der Schönheit Strahlen,
Stehſt vor der Leinwand du, zu malen,
Doch außen läßt das Licht dich darben,
Grau ſcheinen deine ſchönſten Farben.

Und tauſend andre Hinderniſſe!
Durch alle Pläne Schickſals-Riſſe —
Bald hier die Noth — bald dort die Bürde!
O! wer da nimmer müde würde!

Ein Lebensbild.

„Aber Marie, ich weiß, was ich weiß!
In den ſchönen Läden läuft's die Mama;
Im's dunkle Zimmer bringt ſie es leiſe,
Und kommt das Chriſtkindchen, iſt es ſchon da!"

Der Bruder ſpricht's; doch das Mädchen ſchaut
In des Herdes Flammen trübe hinein;
Das kleine Herzchen pochet ihr laut,
Es fühlet die erſte innere Pein.

„Doch ich glaube mehr, was Mama ſagt,
Und Mama ſagt, daß uns Chriſtkindchen liebt,
Den Vater habe ich auch gefragt,
Und der ſagt, daß Chriſtkindchen Alles giebt!"

Der Bruder ſchaut ſie verächtlich an
Und rennt hinaus: „Du biſt noch zu klein!" —
Sie ſaß noch lange und ſann und ſann,
Und Thränen kamen, wie Perlen rein!

Emil Rittershaus.

Die Marketenderin.

Heb' hoch das Haupt mit ſtolzem Sinn,
Bube der Marketenderin! —
Ich ſag' nicht: Schweig gelaſſen ſtill,
Wenn man dich je verhöhnen will!
Ich halt' es bis zum jüngſten Tag
Mit Wort um Wort, mit Schlag um Schlag,
Mit Aug' um Aug' und Zahn um Zahn
Und dent', ſo iſt es wohlgethan!
Heb' hoch das Haupt mit ſtolzem Sinn,
Bube der Marketenderin! —
Weißt du, was Krieg iſt? Ha, es blitzt
Dein Auge, Muth im Herzen ſitzt,
Soldatengeiſt, Soldatenehr'!
Wär' Schad' auch, wenn es anders wär'!
Mein Aug' iſt trüb, mein Haar iſt grau,
Bin eine ſchwache, alte Frau,
Doch ſeh' ich blanker Waffen Schein,
Fährt's mir wie Blitzſtrahl durchs Gebein.
Schon früh' zog ich vom Vaterhaus,
Zog in die weite Welt hinaus,
Ein luſtig Kind mit frohem Sinn!
'Ne rechte Marketenterin! —
Wie unſer Regiment, auf Ehr',
So giebt es keins im Staate mehr!
Kerls wie die Puppen allzumal;
Der Schönſte war der Corporal!
Im Kopf zwei Augen, ſonnenklar
Und rothe Wangen, blondes Haar,
Dazu ein Mäulchen purpurroth!
Hätt' ich ihn noch, ich küßt' ihn todt!
Hat mancher wohl um mich gefreit —
Es waren alle ſchmucke Leut'! —
Und mancher hat mich auch geküßt —
Wär' Schad' auch, wenn ich's leugnen müßt'!
Doch keiner liebt' mich ſo wie er.
Dein Vater war's! Mein Jung', komm' her!
Jung', mit dem Meßbuch in der Hand
Kein Pfaff bei unſrer Trauung ſtand!
Wir haben ſelber uns getraut
Beim luſtigen Trompetenlaut.
Er ſprach: „Willſt Du mein Weib ſein?" — „Ja!"
Die Engel ſangen Gloria
Und ſangen ſie nicht, nun, dafür
Sangen um deſto lauter wir!
Klang auch dabei kein Feſtgeläut,
So haben wir uns doch gefreut
Und, da der Abend kam heran,
Die halbe Mannſchaft war im Thran! —
— — — — — — — — —
Die letzte Schlacht, die böſe Schlacht
Hat unſerm Glück ein End' gemacht.
Mit Blut bedeckt er bei mir lag.
Ich hör's noch, wie er ſterbend ſprach:
„Nun faß' dich, Weib! Nur nicht geflennt!
Mit Allen geht's einmal zu End'!
Geb Gott dir ſtets dein täglich Brot!"
Er reckt' und ſtreckt' ſich, und war todt.
Der Hauptmann kam. „Bei meiner Ehr'!
Daß der mir ſtarb, das ſchmerzt mich ſehr!
Er war im Felde, in der That,

Ein Mann wie auf der Wachtparad',
Wer war so kühn im Sturm wie er!
So schwatzt' er und noch andres mehr.
Sein Reden hört' ich schweigend an;
Ein Kränzlein flocht' ich für den Mann.
Ich sah, wie man zu Grab ihn trug;
Ich sagte nichts, mein Herz nur schlug,
Ich hab' auch kein Gebet gelallt,
Hab' nur die Faust im Zorn geballt! —
Vom Feld lenkt' ich nach Haus den Schritt;
Ein hübsches Sümmchen bracht' ich mit.
Vier Monat drauf kamst du zur Welt.
Kind, wie dein Vater werd' ein Held! —
Heb' hoch die Stirn mit stolzem Sinn,
Bube der Marketenderin!

Gefunden!

Des Tages Freuden geh'n und schwinden
Und lassen keine Spur zurück.
Sich selbst in Andrer Herzen finden,
Das ist das einzig wahre Glück!

Ich suchte lang das Glück, das ächte,
Doch fand ich Scherben nur und Tand;
Man reichte mir zum Gruß die Rechte,
Doch Keiner war, der mich verstand.

Ich wähnte mich zum Gram geboren,
Von einem bösen Geist verflucht.
Ich hatt', o Gott, mich selbst verloren
Und hab' vergebens mich gesucht.

Da fand ich Dich in sel'gen Stunden,
Und alle Wünsche schwiegen still.
Ich hab' in Dir mich selbst gefunden
Und alles hab' ich, was ich will!

Felix Dahn.

Lied der Sachsen.

Herr Kaiser Karl, Du meinst es gut
Mit uns verstockten Heiden:
In Deines großen Reiches Hut
Willst Du uns sorglich weiden,
Willst uns aus Wald und Haide fort
An deinen Hof verpflanzen:
Herr Kaiser Karl, glaub' unserm Wort,
Wir taugen nicht zu Schranzen:
Nie wirst Du uns vertreiben
Die stolze Lust an Wald und Au,
Wir wollen wild und frei und rauh,
Wir wollen Sachsen bleiben!

Herr Kaiser, Du bist fromm und weis'!
In Deiner Pfalz zu Aachen
Da summen tausend Pfaffen leis
In fremden süßen Sprachen.
Du willst uns zu dem weißen Christ,
In seinen Himmel bringen
Wo's wieder wie zu Aachen ist:
Gold, Weihrauchduft und Singen.
Herr Karl, das macht uns Grausen:
Wir wollen lieber allesammt
In Walhall, wo die Schildburg flammt,
Mit Thor und Odin schmausen!

Herr Kaiser, wir woll'n steuern nicht
Zu Zehnten, Dom und Brücken,
Woll'n nicht das Haupt im Sendgericht
Vor Deinem Grafen bücken!
Auf, schlaget alle Pfaffen todt,
Die Burgen brennet nieder,
Dem Wodan und dem Sassenöt
Thürmt Stein und Altar wieder!
Herr Karl kann uns verderben,
Nicht zwingen, daß wir Knechte sind:
Auf, führ uns, Herzog Wittekind,
Wir wollen lieber sterben!

Georg Dietz.

Im Rhein.

Wie oft hatt' ich im Geist durchzogen
Die fremden Lande aus und ein —
Umsonst! — Wie die Gedanken flogen —
Ich blieb doch stets am Rhein, am Rhein!

Wohl rief ich oft im wilden Drange
Der wahnbethörten Jugendzeit:
„Hinaus! hinaus!“ mit glühnder Wange,
Hinaus in alle Lande weit!

O tolle Zeit! Dein denk' ich lachend,
Und steh' und schüttle still mein Haupt.
Ach ja, ich hatte lange, wachend
An einen holden Traum geglaubt! —

Wenn erst gesammelt die Gedanken
Sich richten auf ein nächstes Ziel,
Dann findet in der Heimath Schranken
Das Herz doch so unendlich viel.

Auch in dem fernen fremden Lande
Blieb ich ja doch des Rheines Sohn,
Ich hörte selbst im Wüstensande
Sein Murmeln, dem ich wild entflohn.

Des fremden Sanges fremder Weise
Könnt' meine Brust kein Echo sein,
Ich dachte stets auf meiner Reise:
So singt man nicht bei dir am Rhein!

Und ob er noch so fern mir stände
Der fremde Mann vom heim'schen Strand —
Da draußen drückt' ich seine Hände,
Da draußen wär' ich ihm verwandt.

Er spräche ja vom hohen Dome
Daheim in meiner Vaterstadt,
Von Allem, was am heim'schen Strome
Mein Herz nur lieb gewonnen hat.

In seiner Brust ahnt' ich die Lieder,
Wie man sie singt am Rheinesstrand,
Und seine Sprache spräche wieder
Vom lieben deutschen Vaterland. —

Und Du, die mir im Herzensgrunde
Ein neues Leben angefacht,
Du Mädchen mit dem Rosenmunde,
Der in mein Herz den Himmel lacht:

Du konntest nirgend anders blühen,
Als nur daheim im Vaterland —
Es mögen tausend Andre ziehen,
Ich weile froh am Heimathstrand!

Des Südens Palmen, nord'sche Moose —
Der Blick schweift staunend allerwärts,
Doch nur die heimathliche Rose
Die drück' ich liebend an mein Herz!

Erstorben ist der Hang zur Ferne —
Wer weiß, was noch die Heimath beut?! —
Ich bleibe froh, ich weile gerne
Und will sie lieben allezeit!

Es geht nicht länger so.

Blickst du mich so freundlich an
Mit den Aeuglein beiden,
Kann ich armer Knabe dann,
Liebchen, von dir scheiden?

Ach und blickst du finster drein,
Mag ich nicht enteilen,
Bis die lieben Aeugelein
Sanfter auf mir weilen.

Seh' ich gar tiefstille Pein
In dem Augenpaare,
Ach dann möcht' ich bei dir sein
Tage, Monden, Jahre!

Nein, es geht nicht länger so:
Kommen dann und scheiden,
Abends nur ein Stündchen froh
Und am Tage leiden.

Liebchen, sprich, was meinest du:
Sicher frommt's uns Beiden,
Abends, Tags, die Nacht dazu,
Niemals mehr zu scheiden.

Friedrich Bodenstedt.

Marfa.

Entnommen aus dem Künstler-Album, Jahrgang 1869.

Vierter Gesang.

Mit den Bojaren schwelgt bei vollen Bechern
In Freuden der rechtgläubige, grausе Zar.
Derweil in des Palastes Prunkgemächern
Sitzt Marfa einsam, aller Freuden baar.
Der theuren Heimat denkt sie immerdar,
Der Lieben, die das Grab nun von ihr scheidet ...
Entfernt hat sie der Dienerinnen Schaar;
Dem Himmel nur vertraut sie was sie leidet,
Die junge Zarenbraut von aller Welt beneidet.

Ihr Herz ist wie ihr Angesicht verschleiert,
Und sie muß einsam und verlassen gehn:
Bis sie als Rußlands Zarin Hochzeit feiert,
Darf nur der künftige Ehgemahl sie sehn.
(Sie bittet Gott, es möge nie geschehn!)
Sie findet keinen Trost als im Gebet;
Zum Bild der heiligen Jungfrau aufzuflehn
Kniet sie in frommer Andacht früh und spät —
Ach, Niemand auf der Welt ist, der ihr hilft und räth!

So lebt' sie manchen kummervollen Tag
Und keiner schuf ein Ende ihrer Noth.
Einst da sie spät im offnen Fenster lag,
Die heiße Stirn der Abendkühle bot —
Im Westen glüht' der Tag noch purpurroth,
Derweil im Osten schon der Vollmond schien —
Sie ahnt nicht was unheimlich sie bedroht,
Als leise hinter ihr der Zar erschien,
Die Zitternde umschlang, sie an sein Herz zu ziehn.

Entsetzt fuhr sie empor: fort, Ungeheuer!
Wenn Du mir nicht genaht mich zu ermorden! —
Ihr sonst so mildes Aug' sprüht zornig Feuer,
Das sanfte Täubchen war zur Löwin worden,
Der lang verhaltne Haß sprang aus den Borden:
Was ich geliebt, hab' ich durch Dich verloren,
Der Gottes Haus entweiht durch Mörderhorden;
Dir aber hab' ich ewigen Haß geschworen —
Rühr' mich nicht an, als um das Herz mir zu durchbohren!

Der Zar stand stumm, unfähig auszudrücken,
Was wilden Drangs im Innern wogt und wallt;
Wuth kämpft in seinem Auge mit Entzücken;
So herrlich stand die liebliche Gestalt
In Weibeshoheit vor ihm, daß sie bald
Des Herzens Sturm auflöst in sanftre Regung,
Es beugte sich der Schönheit die Gewalt.
Des Herrscherstolzes zornige Bewegung
Erlag der Liebe Drang und kluger Ueberlegung.

Sanft sprach der Zar: Marfa, hör' mich geduldig,
Mag auch die Welt viel Böses von mir sagen
An Deines Vaters Tod bin ich nicht schuldig!
Und auch Andreas darf mich nicht verklagen
Vor Gottes Thron — ich hab' ihn nicht erschlagen,
Denn eigenmächtig handelten die Frechen,
Den Mord in's Heiligthum des Herrn zu tragen:
Du selbst magst richten über das Verbrechen,
Und Deiner Lieben Tod an ihren Mördern rächen!

„Nicht rächen will ich mein gemordet Glück,
Beweinen nur was ewig mir verloren."
— Kein Jammer ruft Verlorenes zurück,
Zu Hohem hat das Schicksal Dich erkoren,
Was Dir geraubt wird Dir neu geboren
Durch meine Liebe! — „Kennt Dein Herz auch Liebe?"
— Marfa, hör' nicht auf das Geschwätz der Thoren
Die wähnen, daß ich unzugänglich bliebe
Der Liebe heiliger Macht und ihrem wonnigen Triebe,

Weil meine Brust nicht kundgiebt allem Volke
Was sie als Heiligstes in sich verschließt.
Wohl ist mein Herz nicht wie die Regenwolke,
Die ihre Fülle ohne Wahl ergießt,
Doch glücklich der, dem es sich ganz erschließt!
Hast Du von Anastasia nie vernommen?
Die nun schon lang das feuchte Grab umschließt, —
Ein Friedensengel war sie mir gekommen,
Mir und dem Volk zum Fluch ward sie von uns genommen.

Seit ihrem Tod kam Unglück über's Land,
Vereinsamt fühlt' ich ganz mein Herz verwildern,
Und meiner Seele süßer Frieden schwand.
Nachts ward ich heimgesucht von Schreckensbildern,
Ach! was ich litt vermag kein Wort zu schildern.
Und Niemand half — es fehlte an der süßen
Hand Anastasia's meinen Schmerz zu mildern —
Ich trat die Menschen wie Gewürm mit Füßen,
Und ließ die eigne Qual Millionen And're büßen.

Nicht immer war ich so. In meiner Jugend
Ließ ich durch schöne Träume mich bethören —
Bald kam das Laster im Gewand der Tugend,
Um jeden holden Wahn mir zu zerstören;
Wahrheit bekommt ein Herrscher nie zu hören
Als aus der Liebe Mund. Vor Zorn und Grauen
Fühlt' ich mein Herz im Busen sich empören
Nur Lüge rings' und Heuchelei zu schauen.
Da sandte mir ein Gott die reinste aller Frauen.

Und wieder lernt' ich, die ich tief verachtet,
Die Menschheit lieben, doch in ihr allein
Der Einzigen, die, was mich trüb umnachtet,
Verklärte und mich lehrte glücklich sein.
In meinem Herzen ward es Sonnenschein,
Stolz sah ich sie an meiner Seite thronen,
Und in mein Haus zog Glück und Frieden ein,
Die sonst wohl scheiden in Palästen wohnen —
Aus unserm Glück erwuchs das Glück von Millionen.

Ich mag nicht Huldigung wie jeder Puppe
Erwiesen wird, gehoben auf den Thron, —
Man soll mich fürchten, wie die Bergestuppe,
Von deren riesigen Höh'n Lawinen drohn,
Derweil im Innern glüh'nde Quellen loh'n.
Nur Furcht erhält die herrschenden Gewalten,
Und nie beim Volk buhlt ich um Liebeslohn,
Doch sah ich gern mein Weib in Milde walten,
Um, was ihr würdig schien, zu schützen, zu erhalten.

Was Anastasia war, sollst Du mir werden,
Des Russenlands und meine Herrscherin. —
„Kaum ruht, die Du geliebt, im Schoß der Erden,
Und schon nach einer Andern strebt Dein Sinn
— Rief Marfa — wollt so bald die Treue hin?
Wer wahrhaft liebt, liebt nicht zum Zweitenmal!"
— Dir hab' ich mich gezeigt ganz wie ich bin,
Und wie mich Niemand sieht, als mein Gemahl;
Bring' Segen oder Fluch dem Land, Du hast die Wahl!

Der Lieben, die ich trauervoll begraben
Werd' ich gedenken bis mein Auge bricht;
Doch kann sich Leben nicht am Tode laben,
Mein Herz braucht Liebe, wie mein Auge Licht!
Dich lieb' ich glühend, Marfa, kannst Du nicht
Mich wieder lieben? (Also flehend sprach
Der Zar.) Kehr' nicht so finster Dein Gesicht
Von mir hinweg! .... Denk' meiner Worte nach.
Sie rief: Soll ich das Herz, das kämpfend für mich brach,

Verrathen? Treulos meinem treuen Gatten
Die Ruhe selbst, die er im Grabe fand,
Mißgönnen? Ewig stellt sein blutiger Schatten
Sich zwischen Dich und mich! Du herrschst im Land
Allmächtig, Herr; dem Winke Deiner Hand
Stemmt ungestraft kein Wille sich entgegen;
Ich weiß, ohnmächtig ist mein Widerstand,
Doch glaub's, erzwungene Gunst bringt keinen Segen,
Frei werd' ich meine Hand niemals in Deine legen!"

Iwan trat zürnend einen Schritt zurück,
Doch faßt er sich: Du weißt nicht was Du sagst,
Und zwingen muß ich Dich zu Deinem Glück!
Wenn Du einst hoch vor allen Frauen ragst
Als Herrscherin — wird was Du jetzt beklagst
Dir als ein neidenswerthes Glück erscheinen,
Davon Du nimmer wieder scheiden magst,
Und Andre tröstend wirst Du nicht mehr weinen;
Wer fremde Schmerzen stillt vergißt auch leicht die seinen.

Glaub', Marfa, nicht an mich dacht' ich allein,
Als ich von Tausenden Dich auserwählt:
Du solltest auch dem Volk ein Engel sein!
Wohl weiß ich was ich bin und was mir fehlt,
Mein Handeln hat mein Denken nie verhehlt,
Auf meine Sanftmuth ist nicht viel zu bauen,
Und Menschenopfer hab' ich nie gezählt
Wenn ich ein Ziel verfolgt mit Gottvertrauen —
Doch immer ehrt' ich hoch die Sanftmuth in den Frauen!

Oft meinen Zorn hat Anastasia's Milde
Entwaffnet — traun! ich ließ es gern geschehn;
Wie sie sollst Du gleich einem Gnadenbilde
Dem Volk zum Troste mir zur Seite stehn.
Wo so viel' Augen hoffend auf Dich sehn,
Millionen Arme flehend sich erheben,
Da, Marfa, könnt'st Du, taub zu Aller Flehn,
An eignes Weh nur denkend, widerstreben,
Wo ganzer Völker Glück in Deine Hand gegeben?!"

Er sprach's und ging. Mit unruhvoller Brust
Blieb sie allein zurück. Bei allem Grauen
Beschlich sie heimlich doch seltsame Lust,
Dem Mächtigen so tief in's Herz zu schauen.
So mocht' er sich wohl Niemand sonst vertrauen.
Sie dachte sich den Grausen andrer Art ...
Der einst verwüstet ihrer Heimat Auen,
Sie selbst als letztes Opfer aufgespart:
War das der Zar der heut sein Herz ihr offenbart?

Die buschigen Brauen warfen dunklen Schatten
Auf seine Augen, die, ganz nah gesehn,
Wohl feurigen, doch milden Ausdruck hatten.
Voll tiefen Wohllauts war der Stimme Flehn,
Und menschlich-freundlich war er anzusehn.
Man mochte nicht in ihm den Mann vermuthen,
(Wie Marfa ihn sah zärtlich vor sich stehn)
Deß Hand geschürt so viel Verheerungsgluten
Und Städte niederwarf und Völker ließ verbluten.

Marfa fühlt sich befreit von schwerer Bürde
Nach dieser langen Zwiesprach mit dem Zaren;
Sie hat sich ihm gezeigt voll Kraft und Würde
Und ihren ganzen Haß hat er erfahren.
Doch seltsam, im befreiten Herzen waren
Empfindungen geweckt geheimnißvoll,
Die sie sich selbst nicht wagt zu offenbaren;
Eins fühlt sie klar: gemildert war ihr Groll,
Seit von des Herzens Flut die Lippe übergnoll.

Doch fand sie keine Ruh die ganze Nacht,
Und wie vom Fieber glühten alle Glieder.
Als strahlend schon der junge Tag erwacht
Schloß noch kein Schlaf die müden Augenlider.
Im Zimmer ging sie sinnend auf und nieder,
Und eine Stunde nach der andern schlich
Einsam dahin, doch kam der Zar nicht wieder.
Und ebenso der zweite Tag verstrich
Und auch der dritte Tag und kein Zar zeigte sich.

Sie wollte sich der Einsamkeit erfreuen,
Allein womit? der Tag lag bleiern schwer
Auf ihr und bot ihr Nichts sie zu zerstreuen.
Nie schien das Leben ihr so öd und leer;
Erinnerung bot ihr keine Freude mehr,
Und fremd war alle Hoffnung ihrem Sinn.
Fast wünschte sie des Zaren Wiederkehr.
Die Zeit schwand schneller doch im Reden hin
Und jeder Stunde Flucht erschien ihr ein Gewinn.

„Euch preis' ich glücklich, die ein schneller Tod
Hinweggruft! Mag die Welt auch um Euch trauern.
Doch jeden Tag von neuer Qual bedroht
Ein unheilvolles Leben zu durchtrauern,
Das Liebste sterben sehn und überdauern,
Und selbst verwaist hinwelken Zoll für Zoll
Das macht den Prunkpalast zu Kerkermauern,
Ist ein Geschick, das trostlos jammervoll
Dem Schmerz die Weihe nimmt und füllt das
Herz mit Groll."

So klagte Marfa, doch kein Klagen nahm
Hinweg was schwer sie beugte und bedrängte,
Mit jedem Tage mehrt' sich nur ihr Gram.
Und während Moskau sich des Glückes freute
Der Zarenbraut, war sie des Unglücks Beute,
Verzweiflungsvoll, des Lebens überdrüssig.
Wenn sie hinabsah auf's Gewog der Leute
Der regen Stadt, wo sie allein war müßig,
Erschien sie in der Welt sich gänzlich überflüssig.

Am Lebensbaum ein Blatt schon halb verdorrt.
Wohl oft auch, wenn sie sinnend saß allein,
Klang in ihr nach des Zaren mahnend Wort,
Und schaudernd rieselt's ihr durch Mark und Bein
Bei dem Gedanken, Gattin ihm zu sein,
Der all ihr Glück gemordet und verdorben —
Doch wenn sie aufsah zu dem Heiligenschrein,
Zum Bild des Gottsohns, der am Kreuz gestorben
Und ewiges Leben uns durch seinen Tod erworben, —

Dann zog's wie ernste Mahnung durch ihr Herz,
Ihm, der den Menschen ein Erlöser kam,
Zu folgen, und vergessend eignen Schmerz,
Zu lindern ganzer Völker Leid und Gram.
Sie rief zum Herrn, daß Hand ihr Alles nahm:
Wohl schreckt der Tod mich minder als das Leben,
Doch Deine Wege, Herr, sind wundersam,
Willst Du zu Deinem Werkzeug mich erheben,
Dein Wille, Herr, geschieh', Du hab' ich mich ergeben!

Felix Dahn.

Die Campbells.

(Nach einer Anekdote aus dem indischen Aufstand von 1858.)

In Laknoh, in der alten Inderstadt,
Ringt schwer der Britten Schaar, zum Tode matt.
Umsonst wirft sich in das zerschoss'ne Thor
Der kühne Muth als letzter Riegel vor:
Der grimme Hunger zwingt die wackre Schaar,
Die unerschrocken fest gestanden war,
Als, wie ein einsam scheiternd Schiff die Wogen,
Sie alle Schrecken Indiens umzogen. —
Das letzte Roß, das letzte Brod verzehrt,
Das Gras der Mauer selbst, das sie genährt, —
Da denkt Sir Douglas, was der Feind gewährt,
Den freien Abzug, zürnend anzunehmen.
„Verloren sind wir all' — er denkt's mit Grämen —
Wird noch einmal die morsche Stadt bestürmt:
Schon sehn die Elephanten, hochbethürmt,

Die Campbells

Weit über Zinn' und Wall, und Uebermacht
Hält tausendfältig jedes Thor bewacht." —
Da tritt Sir Arthur Campbell vor ihn hin,
Er führt ein halbes Schottenregiment,
Die beste Schaar im Heer der Königin:
Die Campbells, die man „die Getreuen" nennt.
Sein Haupt ist wund, sein Haar ist grau,
Sein helles Auge blitzt so blau:
„Mylord, Mylord, räumt nicht den Platz,
Harrt aus, harrt aus: es kömmt Entsatz."
„Entsatz? sprich, Alter, bist Du toll?
Wenn er uns nicht vom Himmel fallen soll, —
Auf Erden wüßt' ich nicht, woher.
Der Aufruhr lodert ringsumher, —
Sir Lionel, der letzte Held,
Der Englands Fahn' in Indien hält,
Der steht viel hundert Stunden weit,
Und Berg und Strom und Wüste breit
Und Feinde, tausendfach gereiht,
Sind zwischen uns und ihm gelegen:
Vielleicht ist längst der wackre Degen
Erschlagen mit dem ganzen Heer."
Sir Campbell aber bat noch mehr:
„Mylord, Mylord, räumt nicht den Platz,
Glaubt meinem Wort: es kömmt Entsatz."
Der Feldherr schüttelt still das Haupt:
„Die Wund' hat ihm den Sinn geraubt.
Ach, Ivder, sag' im Lager dort" — —
„Halt, rief Sir Campbell, halt, Mylord!
Hört ihr's denn nicht ganz laut, ganz nah?"
Sir Douglas staunend nach ihm sah,
Im Winde weht sein graues Haar,
Es zuckt sein Mund und geisterklar,
Prophetisch, sprüht sein Augenlicht:
„Ich höre schon drei Tage lang,
Des Campbell-Marsches stolzen Klang,
Ich hör' ihn stets bei Nacht, bei Tag,
Mit Pfeifenklang und Trommelschlag,
Durch des Lagers Lärm, durch den Sturm der Schlacht
Hör' ich das Lied mit Macht, mit Macht.
Und lauter, immer lauter klingt's,
Und näher, immer näher bringt's,
So laut wie jetzt hört' ich's noch nie:
O süße Hochlandmelodie: —
„Wie könnt' ich der Freundschaft vergessen, der alten,
Die so lang wir in Freuden und Leiden gehalten,
Die so oft wir bewährt in der Schlacht mit dem Stahl."
Sir Lionel ist ein Campbellmann:
Er weiß in Noth den halben Klan:
Er kömmt — er kömmt — über Berg und Thal,
Durch tausendfache Feindeszahl!
Sie eilen, eilen bei Nacht und Tag,
Mit Pfeifenspiel und Trommelschlag,
Ich seh' sie steigen vom Bergeshang,
Mit Fahnenfliegen und Waffenschwang!
Gegrüßt, du schottisch Kriegsgeräth,
Das Breitschwert blitzt, es fliegt der Plaid,
Im Wind die Adlerfeder schwankt —
Ihr treuen Vettern, seid bedankt!" —
Zu Boden sank erschöpft der alte Mann,
Der Feldherr hob ihn auf und sah ihn an:
„Bei Gott, das war das schottische Gesicht!
Gesandter, geh', wir ergeben uns nicht." —
Und leis vom Himmel sank die blaue Nacht;
Das Brittenheer, es horcht, es späht, es wacht:
Ob sie wohl kommen? Sprach der Alte wahr?
Ach stündlich wächst die tödtliche Gefahr:
Es rennt sich nichts — kein Laut auch noch so ferne —
Sir Douglas seufzt — schon neigen sich die Sterne,
Er tritt an Campbells Lager: doch der liegt
In dumpfen Fieberschlummer eingewiegt —
Kein Rufen weckt ihn, und im Osten schon
Empor der Sonne blut'ge Scheibe fliegt,
Und vor den Wällen lärmt der Feinde Drohn. —
Mit Schweigen schaaren sich die Britten all,
Schon kracht des ersten Schusses dumpfer Schall:
Da horch — was tönt herab vom Bergeshang?
Was weht heran im Hauch des Morgenwinds?
Ja, das ist Trommelschlag und Pfeifenklang.
Ja, das ist Dudelsack und Feldgesang:
„Hört ihr es jetzt! sie kommen, ja sie sind's!"
Sir Campbell ruft's und springt vom Schlaf empor:
Und sieh, aus dunklem Wald bricht's hell heraus:
Die Fahnen weh'n, die Büchsen knattern,
Im Wind die Adlerfedern flattern,
Das Breitschwert blitzt, es fliegt der Plaid,
Gegrüßt, du schottisch Kriegsgeräth!
Dem Heer voran, im ersten Glied,
Sir Lionel mit den Campbells zieht,
Die Inder werden weggefegt,
Wie Feuer in die Garben schlägt.
Es nahmen sie die Britten,
Ingrimmig in die Mitten,
Und Schuß und Hieb streckt Elephant
Und Streitwagen in den Sand,
Und wie sie zieh'n durch Lakuohs Thor,
Da tönt zum Pfeifenspiel der Chor:
„Wie könnt' ich vergessen der Freundschaft, der alten,
Die so lang wir in Freuden und Leiden gehalten,
Die so oft wir bewährt in der Schlacht mit dem Stahl:
Es riefen die Brüder im Sturm der Geschosse:
Da kommen gezogen zu Fuß und zu Rosse,
Da kommen zu Hülfe die Campbells zumal.

Jetius.

Die Schlacht der beiden Welten iſt geſchlagen,
Des Oſtens Rohheit flieht zurück in Schmach:
Den Schild Europas hat mein Arm getragen,
Daran des Hunnen grimmer Stoß zerbrach.

Der Lorbeer kränzet dieſen müden Scheitel,
Der Sieg vergoldet neu den Feldherrnſtab:
Mir aber dünkt der Siegesjubel eitel,
Und dürft' ich ruh'n, ich ſtiege gern in's Grab.

Wohl rettet' ich die Welt vor dem Vernichten,
Doch nicht für Rom — nicht Rom zum Eigenthum:
Germanenvölker ſchlagen unſre Schlachten
Und ihnen wird die Beute, wie der Ruhm!

Erſchüttert wankten der Legionen Glieder,
Da hielt der Gothen feſte Kraft das Feld,
Burgunden riſſen Exels Fahnen nieder
Und Alemannen ſtürmten ſein Gezelt!

Horch! Gothenjubel rauſcht durch die Gefilde:
Sie heben hoch den jungen Thoriſmund
Als ihren Siegeskönig auf die Schilde
Und dünken ſich die Herrn vom Erdenrund. —

Weh mir: ſie ſind's! und bis nach Romas Thoren
Tönt unaufhaltſam fort der Siegesſchall:
„O wär' ich unter Scipio geboren
Und läg' erſchlagen auf Karthago's Wall!“ —

Heinrich Leiſt.

Erſte Lieb' und erſte Lieder.

Laß dein Sehnen, dein Verlangen
Nach entſchwundnem Jugendglück,
Was vergangen, iſt vergangen,
Nimmer kehrt es dir zurück.

Einmal nur ſchmückſt du mit Roſen
Dir im Lenz das ſtolze Haupt,
Wenn des Herbſtes Stürme toſen,
Steht dein Lebensbaum entlaubt.

Einmal nur ſchlingſt du dir Kränze
Auf der Fluren off'nem Tiſch,
Einmal nur ſingſt du im Lenze
Wie der Sproſſer, froh und friſch.

Wenn mit nie geahnten Schauern
Dich der Liebe Strahl durchdringt,
Daß in Wonnen und in Trauern
Jede Fiber dir erklingt,

Dann, wenn dir das Herz am ſchwerſten,
Halt' an deinem Glücke feſt,
Denn die Lieb' iſt's, die am erſten
Wie ſie kam, dich auch verläßt.

Kam ſie doch wie Frühlingsregen,
Wie am Baum der erſte Sproß,
Daß ein reicher Blüthenſegen
Still und üppig ſich ergoß.

Wenn ſie plötzlich dann entſchwunden,
Wie der Schmerz des Blüthenbaums,
Denke nicht der frohen Stunden,
Nicht des ſchönen Jugendtraums.

Ach, ſie kehren nimmer wieder,
— Zu erhaben und zu ſchön —
Erſte Lieb' und erſte Lieder,
Sind ein Strahl aus lichtern Höh'n.

Den Schild der Ehre halte rein!

Laß nimmer dich durch Trübsal beugen,
Sei stets im Kampf ein ganzer Mann,
Die volle That soll für dich zeugen,
Was Kraft und fester Wille kann.
Was du zur Richtschnur dir erkoren,
Soll deines Lebens Sonne sein, —
Und wenn du Alles auch verloren,
Den Schild der Ehre halte rein!

Wie ist das Leben vielgestaltig,
Bald heut's dir Lust, bald Noth und Harm,
Heut lächelt's dir, doch allgewaltig
Packt morgen dich des Schicksals Arm.
Ob hoch-, ob wohl-, hochwohlgeboren,
Das ist nur Tand und eitler Schein, —
Denn Gold und Titel gehn verloren,
Doch nicht die Ehre, blank und rein!

Was arm und reich! — an vollen Tischen
Kann arm dein Herz und elend sein,
Indeß beim irdnen Krug sich mischen
Gesang und Lust und Sonnenschein!
Sich' lächelnd auf den Stolz der Thoren,
Trink' Wasser, fehlt es dir an Wein, —
Und wenn du alles auch verloren,
Den Schild der Ehre halte rein!

Nur Dummheit wirst du nie bezwingen,
Und selber fühlt sie den Triumph,
Des Geistes Schwert, des Witzes Klingen
Erweisen sich bis jetzt zu stumpf.
Drum laß die Narren und die Thoren,
Flieh eitlen Prunk und nicht'gen Schein, —
Und halte, den du dir erkoren,
Den Schild der Ehre, blank und rein!

Siegfried Kapper.

Die Freierhistorie von den drei Junkern Tand, Wahn und Dünkel.

Es zogen aus drei Junker fein,
Die wollten ein bäurisch Mägdlein frei'n.

Der Erste war der Geck, Herr Tand,
Der Zweite der Thor, Herr Wahn genannt.

Der Dritte der Narr, Herr Dünkel geheißen;
Sehr thäten der Maid die Drei sich befleißen.

Und als sie nahten dem bräutlichen Ort,
Da nahm Herr Tand der erste das Wort:

„Was gilt's, Ihr Herrn, mir ergibt sich die Kleine
Auf Gnad und Ungnad, so wie ich erscheine?

Meine feine Gestalt, mein schmuckes Gewand,
Mein zierliches Bein, die niedliche Hand,

Dies wallende Haar, der duftende Bart,
Mein Gang, mein Halt, meine ganze Art:

Wo solche Mächte ein Herz berennen,
Da muß es wohl bald besiegt sich bekennen!"

Herr Wahn darauf: „O thöricht Hoffen,
Wo längst alle sieben Himmel mir offen!

Als ich vorbeiritt, just vor'm Jahr,
Da traf mich ihr funkelnd Augenpaar.

Ich grüßte die Holde, sie grüßte zurück;
Ihr Lächeln verrieth mir das süßeste Glück.

Ich liebte sie sterblich und sie liebt mich,
Und kürt sie Einen, so bin es ich!"

„Wie bedaur' ich Euch," spricht darauf Herr Dünkel,
„Mit Eurem Geflunker und Augengefünkel.

Ihr, Freund, seid in vanibus sehr gelahrt!
Bei Euch — wird an Fantasei nicht gespart!

Doch macht nicht den Mann, was hiervon ihm bescheert;
Erhabenheit des Geists nur gibt ihm den Werth.

Auf die hau' ich; die soll für mich werben;
Und hoff' Euch Beiden das Spiel zu verderben.

Und als ſie erreicht ihrer Wandrung Ziel,
Da huben nun an die Drei ihr Spiel.

Herr Tand ließ glänzen ſeine feine Geſtalt,
Sein zierliches Bein, ſeinen ſtattlichen Halt;

Herr Wahn mit flötender Stimme ſang,
Von der Liebe Sehnſucht, der Minne Drang;

Herr Dünkel ließ leuchten ſein Stümpfchen Licht; —
Doch rührte dies Alles die Schöne nicht.

Ein Knecht, nicht fern, am Pfluge ſtand
In rauhem Wamms mit ſchwieliger Hand.

Von der Stirne troff ihm der Schweiß in Tropfen, —
An's Wamms ſah man das Herz ihm klopfen.

„Dein Stolz iſt die Furche, die Saat im Feld,“
Sprach zu ihm die Maid, „die Du wohl beſtellt:

Beſonnen wohl prüfſt Du ihre Schwere,
Eh' Du für die Senſe reif hältſt die Aehre;

Und füllt auch das Haus Deiner Hände Segen,
Doch überhebſt Du Dich nie deswegen.

Die Art iſt wahrhaftige Manneszier, —
Und biſt Du mir gut, ſo bin ich's auch Dir!“ —

Und die drei Junker voll Zuverſicht,
Was thaten denn die? Verzweifelten ſie nicht?

Herr Tand, der tanzte den Hochzeitreigen,
Und vergaß nicht ſein — zierliches Bein zu zeigen.

Herr Wahn, der ſchwor auf Leben und Ehr',
Daß die — Kranzeljungfer verliebt in ihn wär'.

Herr Dünkel, — der hielt den Hochzeitſermon, —
Dann ritten die Drei höchſt zufrieden davon.

Katharina Diez.

Unter den Tannen.

I.

Ihr dunklen Tannenſchatten ſollt mich decken
Vor dieſem glänzend reichen Blüthenleben,
Vor dieſem Knospen, Schwellen, Wonnebeben
In Wald und Feld, in Gärten, Buſch und Hecken.

Es mag der Lenz die Glücklichen ſich wecken
Und duft'ge Kränze ſtreuend, ſie umſchweben,
Ich hab' kein Lächeln ihm zurückzugeben
Und muß vor ſeinem Glanze mich verſtecken.

Ein krankes Auge ſchmerzen bunte Farben,
Ein Trauerkleid wirft allzu tiefe Schatten
In's helle Licht der blumenreichen Matten;

Drum laßt mich, der ſo ſüße Freuden ſtarben,
Zu euch, ihr dunklen Tannen auf der Haide,
Hinflüchten vor dem Lenz mit meinem Leide.

II.

Ich möchte treuen Freunden euch vergleichen,
Ihr hohen dunklen Tannen auf der Haide,
In eurem ernſten, immergrünen Kleide,
Das nicht des Jahres Wechſel konnte bleichen.

Nicht ſüße Lenzes-Wonnen könnt ihr reichen,
Doch rauſcht ihr tröſtend meinem tiefen Leide
Und ſteht als Kampfgenoſſen mir zur Seite,
Wenn durch mein Herz des Lebens Stürme ſtreichen.

Ihr nehmt mich auf! — ach, jene Blüthenranken,
Die weich und loſend unſre Locken ſtreichen,
Sie können mir kein Troſtes-Sinnbild ſchenken;

An flücht'ger Freuden Wechſel muß ich denken,
An ſchnell verwehter Liebe ſüßes Schmeicheln,
An ſchwacher Herzen leicht erregtes Schwanken.

III.

Doch ihr ſeid treu und ſicher kann ich lehnen
An euch mein Haupt, auf dieſem moos'gen Sitze,
In Winters Kälte, in des Sommers Hitze
Darf ich in euren ſtillen Schutz mich ſehnen.

Oft mein' ich, wenn mir bange Schmerzen dehnen
Die Bruſt, verſehrt vom ſcharfen Schickſalsblitze,
Es ſchlüg' ein Herz durch eurer Stämme Ritze,
Erweicht von meiner Augen heißen Thränen.

Daß über meinem Grab ihr könntet rauschen!
Die Lerche mag des Glückes Dichtern singen,
Durch deren Saiten Freudenlieder klingen;

Doch was mein Herz im Leben hat getragen,
Das kann am besten euer Rauschen sagen
Und müde Wandrer werden gerne lauschen.

IV.

„Des Waldes Harfen" hörte ich euch preisen.
Ihr Tannen, einst aus einem Dichtermunde,
Wie fühl' ich lauschend hier in mancher Stunde,
Daß er mit Recht euch also hat gepriesen!

Es mahnen eure feierlichen Weisen
Mich an den Sänger in dem alten Bunde,
Deß heil'ge Psalmen aus der Vorzeit Kunde
Wie Gottesboten durch die Erde reisen.

Das wundersame Tönen dieser Lieder,
Dies tiefe Klagen, dieses mächt'ge Ringen,
Angstbebend jetzt, dann freudenrauschend wieder,

Dann feierlich auf des Gebetes Schwingen —
Das hör' ich wie von Geisterhänden gleiten
Ihr Tannen oft durch eurer Wipfel Saiten.

V.

Oft, wenn mein Auge träumt in euren Zweigen,
Dann seh' ich lichte Bilder lieblich winken,
Des Christbaums helle Kerzen wieder blinken
Und mir der Kindheit sel'ge Tage zeigen.

Aus allen Aesten seh' ich Engel steigen;
Sie lassen mich aus goldnen Schaalen trinken,
Des Lebens banges Weh fühl' ich versinken
Und alle Stürme ruh'n in heil'gem Schweigen.

Es ist der Wald von Sternenglanz umflossen,
Der Mutter Antlitz lächelt zu mir nieder
Und Kinderaugen leuchten, längst geschlossen;

Ich habe Alles, was ich liebte, wieder,
Und wie auf einer goldnen Himmelsleiter
Steigt meine Seele weiter, immer weiter!

VI.

So lang ich denke, war ich euch gewogen,
Ihr riefet schon dem träumerischen Kinde,
Das selbst dem süßen Frühlingsduft der Linde
Am Vaterhause gern euch vorgezogen.

O sel'ge Zeit! als meine Locken flogen
Auf freier Höh' gelöst im Spiel der Winde,
Wo ich so hoffnungsfroh in eure Rinde
Zuerst schnitt meines Namens kleinen Bogen.

Es wuchsen mir die jungen Geistesflügel
Im Lauschen eurer hehren Melodieen,
Ein heil'ger Altar war mir euer Hügel;

Dort lag ich betend oft auf meinen Knieen
Und sah im sanften feierlichen Wehen
Die Majestät des Herrn vorüber gehen.

VII.

Wie schön ist's, daß ich in der Fremde finde
In euch die Freunde meiner Jugend wieder!
Der heiße Tag des Lebens senkt sich nieder
Und leise weh'n schon meines Abends Winde.

Begeisternd rauschtet ihr dem frischen Kinde,
Jetzt singt ihr sanft der Müden Schlummerlieder,
Und legt ihr freundlich um die kranken Glieder
Des weichen Mooses sanfte Liebesbinde.

Es hat mich manches Schmeichelwort betrogen
Und schöne Bilder flieh'n wie leichte Schäume:
Doch eure Lieder haben nicht gelogen! —

Darum, ihr Freunde! daß ich lieblich träume,
Wenn mich bedeckt des Todtenengels Flügel,
Pflanzt eine Tanne mir auf meinen Hügel.

Emil Rittershaus.

Ihr sagt, ich soll' die Welt verachten.

Ihr sagt, ich soll die Welt verachten
Und nach dem Ew'gen schau'n allein. —
Mir sollt ihr nicht den Blick umnachten
Mit eurem falschen Heuchelschein!

Mein Aug' ist unumwölkt geblieben;
Mir ist die Welt von Freuden voll. —
Wie kann ich denn den Meister lieben,
Wenn ich sein Werk verachten soll?

Eisbert Freiherr von Vincke.

Graf Siward von Northumberland.

(1055.)

Wer ist der beste Mann im Land
So Helm und Sporen trug? —
Graf Siward von Northumberland,
Der jüngst den Macbeth schlug.

Sein Wort das galt als theures Pfand,
Und schüttelt' er seinen Speer,
Galt Siward von Northumberland
Allein ein ganzes Heer.

Graf Siward lag in bitterer Pein
Auf seinem Schloß am Meer,
Umstanden ihn die Ritter sein,
Ihr Herz war trüb und schwer.

Da schüttelt des Fiebers Gluth den Held,
Da ward es bang den Rittern,
In manchen Bart eine Thräne fällt: —
Den sah noch Keiner zittern!

Graf Siward sprach: „Der Tod entfloh,
„Wenn ich in der Schlacht ihm stand.
„Nun lieg' ich machtlos auf dem Stroh,
„Nun ist der Feige zur Hand.

„Mein Leben ist hin, mein Auge bricht,
„Mir nahm die Schlacht den Erben —
„Und muß es denn sein, so will ich doch nicht
„Nach Art der Kühe sterben.

„Bringt mir herbei mein Eisengewand,
„Mein Schwert aus gutem Stahl,
„Den Siward von Northumberland
„Den wappnet zum letzten Mal!" —

Da thaten sie so, und blitzend drang
Sein Aug' durch's Helmesgitter;
Da reckt' er sich, und haupteslang
Er überragte die Ritter.

Und faßte das Schwert mit starker Hand
Und schritt mit tönendem Schalle —
Graf Siward von Northumberland
Stand mitten in seiner Halle.

„Nun laßt als letzten Zeitvertreib
„Trompetengeschmetter erklingen!
„Die sollen mir bei lebend'gem Leib
„Ein fröhlich Grablied singen!" —

Da schmettert's als wäre die Schlacht entbrannt,
Da stöhnt er tief und schwer —
Graf Siward von Northumberland
Hört keinen Schlachtruf mehr.

Friedrich Hornfeck.

Stille Liebe.

Ich hab' Dir's nicht geschrieben,
Du hast mir's nicht gesagt;
Ob wir einander lieben?
Wir haben's nicht gefragt ...
Und dennoch, dennoch ist es mir,
Als glühten für einander wir.

Les' ich's in Deinen Blicken,
Fühlst Du's im Druck der Hand?
O namenlos Entzücken,
O unsichtbares Band ...
Das Dich und mich, wie Gott und Welt,
Im innersten zusammenhält.

Ich sing's durch alle Gassen:
Nein lieb' ich mich in Dir
Und muß mich selber hassen,
Reißt Du Dich los von mir.
Und dennoch, dennoch fürcht' ich mich,
Dir zu gesich'n: ich liebe Dich!

Mein hohes Lied.

Motto: Du bist es, die ich wähle,
Und die mein Schicksal lenkt; —
Ob schlummert meine Seele,
Wenn sie an Dich nicht denkt!

Dlauscht' ich niemals Deinen Reden,
Hätt' Dich mein Auge nie geseh'n ...
Wie könnt ich trotzend allen Fehden
Als Sieger durch das Leben geh'n.
Froh sang' ich meine kleinen Lieder,
Die Liebe wär' mir nur ein Traum,
Wie in der Jugend nippt ich wieder
Von ihrem Becher nur den Schaum.

Nun fühl' ich ihre Dornenkrone,
Als ihre Rosen starben hin ....
Ich steh gebannt an Deinem Throne,
Du hohe Liebeskönigin!
Und wär' es Lug und Trug der Sinne?
O nein! es weiß mein Herz genau,
Du bist im weiten Reich der Minne
Die allerschönste, blonde Frau!

Und wagst Du selbst mit mir zu scherzen,
Ich fürchte nicht den Todesschmerz ...
Wie leicht, ach, brechen Menschenherzen
Und doppelt leicht ein Dichterherz!
Was wär' mir ohne Dich das Leben,
Die Poesie selbst ohne Dich,
Denn beiden Licht und Glanz zu geben,
Schuf Dich ein Gott so unmöglich.

O sprich es aus, worum ich flehe,
Das eine kleine ernste Wort:
Dein bin ich! bis zum Grabe gehe
Mit Dir ich treu durch's Leben fort.
O sprich es aus, auf daß sich wieder
Die Seele einen Frühling schafft
Und sich in laute Jubellieder
Austönt die stumme Leidenschaft.

Wohl weiß ich, daß in Frauenherzen
Das Mitleid gern für Liebe spricht ...
Drum sing' ich nicht von meinen Schmerzen
Die Klage heilt und tröstet nicht!
Ich flieh' zu Dir nicht um Erbarmen,
Als wie zu einem Gnadenbild,
Und will nur ruh'n in Deinen Armen,
Wenn einzig Lieb' um Lieb' es gilt.

So ist mein Herz! In Deinen Banden
Liegt es gefesselt .... Es ist Dein!
Doch will es auch von Dir verstanden,
Geliebt, nicht nur besessen sein!
Was Du ihm giebst, das giebt es wieder
Im Glanz der Poesie zurück!
Sei seine Braut! der Sturm der Lieder
Trägt uns empor zum höchsten Glück!

Wie oft entsagt' ich Dir im Stillen
Und trotzte meiner Leidenschaft, ...
Doch zog zurück mich wider Willen
Der Liebe hohe Himmelskraft. —
Dein schönes Antlitz sah ich immer
Im Spiegel meiner Phantasie
Und schlug ich ihn in tausend Trümmer, —
Was frommt' es? ich vergaß Dich nie!

Und wie mein Schmerz von ew'ger Dauer,
So laß auch unser Glück es sein ...
Ich fühle seine heil'gen Schauer
Schon beim Gedanken: Du bist mein!
O sei's! und laß mit jedem Tage
Die junge Liebe uns erneu'n,
Und still bei jedem Stundenschlage
Ihr Weihrauch in die Flammen streu'n!

Julius Roernberg.

„Kleine Blumen, kleine Blätter."

Im Frühlingswald.

Da geh' ich still im Walde hier
In Träume ganz verloren;
Horch! klingt ein leises Stimmchen mir
Wie Flüstern in die Ohren:

„O neig' Dich nieder, lieber Zweig,
Du blauer, duft'ger Flieder;
Zu mir, dem Freudelosen, neig',
O neig' Dich liebend nieder!"

Am Waſſer war's der Weidenſtrauch,
Den hört' ich alſo flüſtern;
Horch! da beginnt's zu klingen auch
Im tiefen Waldesdüſtern:

„O flieg' heran, wenn Du mich liebſt,
Die Blüthenzweige ſchwanken;
Und was Du nimmſt, und was Du giebſt,
Ich will Dir Alles danken!“

Das war die holde Nachtigall,
Die ſchluchzend ſüße Seele:
Horch! — war das nicht ſchon wieder Schall?
Es ſang aus voller Kehle:

„O komm, mein Lieb! der Tag verglomm,
Die Nacht huſcht durch den Garten:
Die Nacht und ich — nun, Liebchen, komm,
Laß mich allein nicht warten!“

Daß ich ſo einſam in der Welt,
Nicht länger ſoll's mich grämen;
Ich ſing' mein Lied, und wem's gefällt,
Soll ſich's im Fluge nehmen.

Mein Lied, mein Herz — gleich luſtbedrängt,
Muß ſich am Fluge laben:
Und wer das eine haſcht und fängt,
Kann auch das andre haben!

Maiennacht.

Laß Dir ein Wort der Liebe ſagen,
Das lang in meiner Bruſt gelebt;
Laß Dir es ſingen, laß Dir's klagen,
Wie meine ganze Seele bebt.

O lieblich war's, als wir am Rande,
Des ſanft umgrünten See's geſchweift;
O lieblich, als die letzten Bande
Von meinem Herzen Du geſtreift.

Als duft'ger Flieder Dich umblaute,
Als Du zum Wieſengrund enteilt;
Als Blum' um Blume ſich's vertraute,
Daß Du in ihrer Näh geweilt.

Als Du Dich zu den Holden bückteſt,
Die leis vom Abendhauch bewegt;
Und dann die Blumen, die Du pflückteſt
Dem Trunknen in die Hand gelegt . . . .

Nun iſt es Nacht — o, eine wonnig
Holdſel'ge Nacht voll Mondenſchein . . . .
Doch mit dem Tag, ſo warm und ſonnig,
Gingſt Du, und ach! ich blieb allein.

Doch ſieh'! — der Mond, deß weicher Schimmer
Mir dieſes Blattes Saum bemalt:
Vielleicht, daß er nun in Dein Zimmer
Vielleicht in Deinen Traum Dir ſtrahlt.

O, käm' nun auf den ſtillen Wegen,
Die Deine Seele ſuchend geht,
Im Traume Dir mein Bild entgegen,
Und treu, wie Deines vor mir ſteht!

So ſchlummre denn, und meine Lieder
Will ich wie Blumen um Dich ſtreu'n;
Der neue Tag bringt Dich mir wieder,
Und jedes Glück wird ſich erneu'n.

Sommerabend am Rhein.

Nimm mich auf in Deine Hallen,
Lieber Wald, ſo grün und kühl:
Laß mich träumen, laß mich wallen,
Und Dein Flüſtern und Dein Schallen
Stille mein erregt Gefühl.

Freundlich führt mich dieſer Quelle
Sanft gewundnes Silberband;
Sei gegrüßt mir, traute Stelle!
Durch des Waldes grüne Helle
Schweift der Blick in's offne Land.

Dorten, aus des Thales Breite,
Kommt ein Gruß des grünen Rheins;
In der dämmerblauen Weite
Steht der Taunus und zur Seite
Liegt am Strom das goldne Mainz.

Theures Land! Wie oft mit Thränen
Dacht' ich in der Fremde Dein —
Meer und Land ſah ich ſich dehnen,
Doch nach Dir ging all mein Sehnen, —
Und nun biſt Du wieder mein . . . .

Weiter zieht es mich zum Teiche,
Der dort in der Tiefe ruht:
Trauerweide neigt das bleiche
Laub hernieder und der weiche
Abendwind bewegt die Flut.

Die Roten Fellelunge

Und dazu das Nachtgeläute
Aus dem Kloster Klarenthal —
Wenn ich je mich Deiner freute
Sommernacht! ſo iſt es heute:
Heut' empfind' ich jedes Wehen,
Das durch Wald und Wieſe kreiſt;
Und zur Seite, ungeſehen,
Mein' ich müßte heut' mir ſtehen
Meiner fernen Tage Geiſt.

„Kämpfe fort," ſpricht er, „hienieden;
Und, wenn Du Dein Ziel erreicht,
Iſt auch Dir ein Glück beſchieden,
Das an Wärme, das an Frieden,
Dieſem Sommerabend gleicht!"

W. Conſtant.

Die Roſen-Feſſelung.

In Weimars herzoglichem Park
Webt zwiſchen Bäumen, dicht und ſtark,
Geheimnißvolles Rauſchen:
Sanft weht's im duftigkühlen Raum,
Und leiſe hört man Baum mit Baum
Ein koſend Wörtlein tauſchen.

Behagen, welches Schmerzen ſtillt,
Und ſüß durch alle Adern quillt,
Sucht man in dieſen Räumen;
Hier, ungeſtört, von Menſchen fern,
Luſtwandelt Friedrich Schiller gern
Mit ſeinen Dichterträumen.

Und in die tiefe Waldesnacht
Wo kaum ein Strahl durch Blätter lacht,
Verbirgt er ſich und dichtet —
Je tiefer Dunkel ihn umkreiſt,
Um deſto heller wird ſein Geiſt,
Der alle Dunkel lichtet.

Einſt ſucht des trauten Friedens Spur
Im Schooß der heiligen Natur
Der ſtille Dichter wieder;
In ſeine Fantaſien verſenkt
Er ſur geſuchten Stätte lenkt
Und ſinkt zum Raſen nieder.

Entſchlummernd in der ſichern Hut
Der Bäume, er im Graſe ruht,
Hört nicht im Dielicht rauſchen;
Die Zweige theilen ſich — ſieh da!
Dem Schläfer ſind zwei Mägdlein nah,
Die beide ängſtlich lauſchen.

Dann ſchleichen ſachte ſie heran,
Schn ſtill entzückt den Dichter an,
Und ſchlingen reich Guirlanden
Von Roſen um ihn, lächeln froh,
Da ſie den Dichter feſſeln ſo
Mit duftigen Roſenbanden.

Und als vollbracht die Feſſelung,
Entfliehen auch mit raſchem Sprung
Die Schelmenmägdlein beide,
Und haben an der Frevelthat,
An dieſem Roſenhochverrath,
Herzinnig hohe Freude.

Als Schiller dann nach kurzer Friſt
Erwacht aus ſeinem Schlummer iſt,
Und ſeinen Blick erſchloſſen,
Iſt überraſcht er und entzückt
Da er die Roſenpracht erblickt,
Die um ihn aufgeſchoſſen.

Heim eilt er, innen ſüß geſtimmt,
Die treue Muſe naht und nimmt
Dem Herzen ſeine Bürde:
Und Abends — in der Freunde Kreis —
Las er zu edler Frauen Preis
Das „Lied der Frauenwürde."

Der Schmied von Regenbach.

Die Andacht iſt vorüber, ein grünes Zweiglein ſchwingt
Herüber und hinüber ſich in der Luft, und winkt
Hinein in die luſtige Schenke, zur Labung duftig, friſch.
Bald ſchien in der Stube die Bänke und voll iſt jeder Tiſch.

Das Völkchen plaudert heiter, des Scherzes loſes Wort
Fliegt Freude weckend weiter zum lauſchenden Nachbar fort;
Und mitten unter Allen ragt hoch heraus der Schmied,
Der Mann kann dem Mädlein gefallen, das ihm ins Auge ſieht.

Es ſpricht aus dieſem Auge frei offne Männlichkeit,
Mich däucht: der Edle taugt zum Führer im heiligen Streit,
Nicht trotzig und nicht milde, entſchloſſen und feſt zumal.
Der Mann iſt ein Menſchengebilde von allerreinſtem Stahl.

Und während die loſen Schwänke fortkreiſen im lärmenden Rund
Springt mitten in die Schenke hinein ein Kettenhund;
Der Barbierer, ſonſt ruhmredig, ſchreit plötzlich entſetzenvoll:
„Gott ſei uns Allen gnädig, denn dieſer Hund iſt toll!“

Wohl iſt des Entſetzens Grauen auf Aller Mienen zu ſehn,
Die Männer, die Kinder, die Frauen ſtarr wie Salzſäulen ſtehn;
Der Schmied kommt der Erſte zu Sinnen und ruft:
„nun haltet Euch ſtill!
Ich werde den Kampf beginnen, da ich Euch retten will.“ —

Und feſten Ganges ſchreitet er auf den wüthenden Hund,
Der ſchon zum Schnappen weitet den ſchaumerfüllten Mund;
Nun hat ihn der Schmied erfaſſet mit ſeiner Eiſenhand,
Die nimmermehr ihn laſſet, ob er ſchon Biſſe empfand.

Nun reißt er den Hund von der Thüre und ruft:
„Jetzt fort mit Euch!“
Eh ich ein Ermatten verſpüre — „und Alles flieht zugleich.
Und flieht hinaus auf die Gaſſe, und freut des Lebens ſich,
Wer denkt wohl in der Maſſe du wackrer Schmied an dich?

An dich mit dem Hund im Kampfe? Es iſt ja gleich wer ſiegt,
Was nützts, daß im Todeskampfe das Unthier vor dir liegt?
Die draußen haben vergeſſen, was du gethan für Sie,
Die Dichtung unterdeſſen vergaß dich Braven nie!

„Es iſt der Schmied zerbiſſen an ſeinem ganzen Leib. —
„Nun dran hat Einer müſſen, ich habe nicht Kind, nicht Weib,
Ich durft' es der Erſte wagen „ſo denkt er und wandert heim
Und trägt feſt, ohne Zagen, des ſichern Todes Keim.

Und als er heimgekommen, hat er den Hammer ſchnell
In beide Fäuſte genommen und ſchmiedet, ein flinker Geſell,
Mit unzerreißbarer Kette ſich an den Amboß an,
An unverrückbarer Stätte ſteht angeſchmiedet er dann.

Nun kamen, die ſich verſtecket, und ſahen nach dem Schmied,
Wie ſchauet jeder erſchrecket als er ihn gefeſſelt ſieht — —
— „Daß ich mich angekettet, ruft er, ſtaunt darob nicht,
Nun erſt ſeid ihr gerettet, ich that nur meine Pflicht.“

„Bringt mir ſo lang ich lebe, was ich Euch bitte her.
Ein ſchnelles Ende gebe mir Gott, nichts flieh' ich mehr!“
— „Erſt an dem neunten Tage das Herz des Helden brach,
Und heut noch blüht die Sage vom Schmied aus Regenbach.

Karl Mayer.

Herbstseufzer.

Der Blätter Fall und herbstlich Weh'n,
Sie deuten beide auf's Vergeh'n.
Der Eindruck ist ein trüber:
Hinunter und Vorüber!

Was war es?

Wie manchen Schritt hab' ich gesetzt
In meinem langen Leben!
Der Schritte Wert — was war's zuletzt:
Wenn's viel ist, war es Streben.

Lebensfrage.

Ist dies mein Leben auf der Erde
Was andres, als Vorübersausen?
Oft überhör' ich in dem Brausen
Die Stimme: Sammle Dich und werde
Ein Geist, der Dauerndes erstrebt!
Wer dies nicht will, hat ausgelebt.

Gefühl des Contrasts.

Stille ruht auf Deiner Flur!
Wünsch' ich Stille, o Natur,
Wenn das Herz sich will gefallen
Täglich noch im Ueberwallen?

Schwer empfindet sich die Last,
Daß das Her; ist zu erfaßt
Und sich nicht versteht zu neigen,
Stille Flur, zu Deinem Schweigen!

Morgenbild.

Die Frau hat eine kleine Reise
In's Feld, wohin sie Morgenspeise
Dem frühgeschäft'gen Manne bringt.
Wenn mir das Morgenbild gelingt,
So seht ihr selbst, wie schmuck sie kommt,
Wie Speis' und Frau dem Manne frommt,
Wie Stärkung ihm durch Liebe schmeckt.
Doch euer Herz ist schon geweckt.
Gewechselt sind ja schon von Beiden
Die trauten Blicke, die entscheiden;
Was braucht die Feder zuzusetzen?
Auf Erden giebt's kein schönres Letzen,
Und keines Labsals Freude gleicht
Der, die das Weib dem Manne reicht.

Kind und Baum.

Im kleinen Kinderwagen
Sieht über sich getragen
Ein rosig Kind den Baum.
Herab aus blauem Raum
Winkt grüne Blätterfülle,
Worüber kaum erwacht,
Das Knäblein staunt und lacht.
Es strampft mit Kraft die Hülle
Des Bettchens von den Füßen,
Um zappelnd zu begrüßen
In blauem Himmelsglanz
Des Laubes Schaukeltanz.
Sein Zappeln will nicht enden
Mit Füßen und mit Händen:
Das Laub auch, Stiel an Stiel,
Treibt fort sein heit'res Spiel.
Sich selbst hier unbewußt
Taucht Luft sich gegen Luft,
Ein Anblick zum Entzücken,
Dem schwer sich zu entrücken.

Alte neue Frühlings-Lieder.

Bestärkung.

Wie die Welt so grün doch ward,
Eh' ich recht nur aufgemerkt;
Eilen ist des Frühlings Art,
Und ich werde drin bestärkt:
Keine Stunde soll's verschieben,
Wer ihn sehen will und lieben.

Des Frühlings Macht.

Der Wald ist nun schon grün gesprenkelt;
Heut' wird vom Frühling noch geplänkelt,
Dem morgen unser Herz, besiegt,
Mit allen Sinnen schon erliegt.

Frühlingsrath.

Ach, wenn Dir ist zu rathen,
Durch Wiesen, Wald und Saaten
In dieser schönen Frühlingszeit!
Wird da nicht aller Lebensstreit
Dir weggegrünt und weggeblüht
O Freund, so bist Du lebensmüd'!

Ohneruh'.

Laubschatten, Wind und Sonnenschein
Umtanzen froh mich im Verein,
Ein angenehmes Ohneruh',
Dem ruhig schaut die Seele zu.

Freudige Bemerkung.

Sturm, Regen, Donner und nun Ruh'.
Doch, seit der Donner nicht mehr schallt,
Bald hier, bald dort im grünen Wald
Des Kukuks frischeres Kukuk!
O schöner Haushalt der Natur,
Der so hinauschallt in die Flur!

Schmetterlingsweide.

Welch' bunte Falterweide,
Auf dieses Gipfels Haide!
Gilt etwa ihr Bemüh'n
Bergblümchen, die hier blüh'n?

Nicht Blumen gilt ihr Schweben
Und keinem Ruheleben,
Das hier mein Geist erstrebt:
Nur Liebe mich umschwebt.

Der Trieb, sich zu erhaschen,
Gilt ihnen mehr, als Naschen,
Und sie verschmäh'n zu ruh'n
Von süßem Liebesthun.

Frühlingsfang.

Was denn ist's, das mir das Glück
So des Maies tönt zurück?
Bienen, die die Luft durchtönen,
Voll von lautem Lob des Schönen!

Glückliche Momente.

Ach, wer des Frühlings Glückmomente
Mit Frühlingsfarben malen könnte!
Doch, was da grüßt in holder Art,
Herrinn, ein Hauch der Gegenwart!

Der alte Dichter.

Maienwies' und Maienwald
Waren einst mein Aufenthalt;
Doch die alten Leute sterben
Und der Dichtkunst junge Erben
Wissen Anderes zu thun,
Als in Wies' und Wald zu ruh'n.

Theodor Klein.

Männliches Verhalten.

Nicht' als Ziel von deinem Streben,
Das dir stets vor Augen sei,
Pilger, daß die Schau in's Leben
Du dir wahrest licht und frei.

Mag das Unheil dich umschleichen
Dunkel wie die Mitternacht,
Nimmer wird's dich niederbeugen,
So dein Herz und Auge wacht.

Und wenn dich ein Weh' im Herzen
An getäuschte Hoffnung mahnt,
O so trachte, daß kein Schmerzen,
Außer dir, nicht Einer ahnt!

Deine Stirne heiter glänze,
Wenn dein Herz in Thränen sieht
Und, ob längst verfunk'nem Lenze,
Still ein Trauerfest, begeht.

Sieh', dann ist es dir gegeben —
Was dir auch beschieden sei —
Pilger, daß die Schau in's Leben
Du dir wahrest licht und frei.

Vorbei.

Wenn sonst der Frühling über'n Hag
Ju's Land hereingeblickt,
Hat's gleich, als wie ein Zauberschlag,
Mein jubelnd Herz durchzückt.

Da streute heller Jugendzeit
Vollduft'ger Blütenstrauß
Die reichste Frühlingsherrlichkeit
All' in mein Leben aus.

O ferne Zeit und ferne Lust,
Vorbei, ihr seid vorbei! —
Mir wird der Winter in der Brust
Nur immer wieder neu!

Joseph Seiler.

Der Tanz der Zwerge.

Es quillt ein kühler Brunnen auf der Hermannsburg,
Deß Wasser nicht versieget das ganze Jahr hindurch.
Stets hell und klar wie Silber im Gestein es blinkt, —
Der kann die Zwerge schauen, der von diesem Wasser trinkt.

Am Sanct Johannistage hielt hier ein Bauer Rast:
Bei des Brunnens Rauschen entschlafen war er fast.
Es haucht die Luft so schwülig, so schweigend steht der Wald:
Fern aus des Thales Mündlein der Ruf der Mittagsglocke schallt.

Er beugt sich mit Verlangen über des Brunnens Rand,
Und schöpft des kühlen Trunkes in seiner hohlen Hand:
Da schauen aus dem Spiegel drei Zwergelein ihn an,
Ein Männlein und zwei Fräulein — der letzte Glockenton verrann.

Der Sammt ist nelkenfarben an des Zwergs Gewand,
Ein Rohr mit Elfenbeine führt die beringte Hand,
Ein keck dreistumpig Hütlein ihm die Perrücke krönt,
An den Schnabelschuhen ein gulden Glockenspiel ertönt.

Er faßt der Fräulein Hände, weit bauscht ihr reifig Kleid,
Und führet sie gar zierlich zum Reihentanze beid!
Der Wald beginnt zu rauschen in leiser Melodie,
Der Bauer glotzt erschrocken: solch ein Tanzen sah er nie!

Zu Riesen erwachsen im wilden Tanz die drei,
Gewaltig aufrauschet des Waldes Melodei;
Die Glocken an den Schuhen läuten mit schrillem Klang
Und Rabe stimmt und Habicht krächzend ein in den Gesang.

Urplötzlich aber greifen sie nach dem Bäuerlein,
Das springt, wohl oder übel, und schleift den hast'gen Reih'n.
Und schneller, immer schneller sie drehen sich im Kreis,
Und glüher, immer glüher rinnt von des Bauern Stirn der Schweiß.

Die Füße halten länger am Boden nimmermehr:
Hoch ob des Waldes Wipfeln schwebt die Schaar daher
Zwischen Wolkenbergen, von Wetternacht umhüllt.
Der Sturm wird zum Orkane, der graufe Tanzesweisen brüllt.

So ziehn zu dreien Malen die Tänzer her und hin,
Wolken ihre Schemel, Flammen ihr Baldachin.
Der Bauer glaubt, sein Ende sei kommen zu der Frist,
Sein zages Herze betet: Erbarm Dich mein, Herr Jesus Christ! —

Da schließet sich der Reihen, da schweiget Sturm und Wald,
Am Brunnen stehn sie wieder, die drei in Zwerggestalt,
Das Herrlein spricht zum Bauer: „Dir sei verzieh'n, Gesell;
„Doch — am Johannistage trink fürder nicht aus diesem Quell!

„Das ist die Zeit, zu hegen der Unsern gutes Recht:
„Weh dir, hätt' eines Lautes die Zunge sich erfrecht!" —
Da will er sich verneigen — fort sind sie, still der Wald!
Ein Rauschen, wie Gelächter, in den fernsten Wipfeln hallt! —

Gustav Pfarrius.

Der kleine Hirte.

Die Herrin das Gesinde
In Hast zusammen rief:
O, sucht mir meinen Knaben,
Der fort zum Walde lief!
Es zeigten, wie sie sagen,
Sich Wölfe diese Nacht; —
Ich selber hab's verschuldet,
Genug ihn nicht bewacht.

Es zogen da die Boten
Nach jeder Richtung aus,
Doch keiner, keiner brachte
Den Knaben mit nach Haus,
Und sonder Bangen eilte
Sie selber in den Wald,
Da fand der Mutter Auge
Die Spur des Kindes bald.

Es weideten viel Schafe
In tiefem, stillem Hag,
Entschlummert unterm Baume
Der alte Schäfer lag;
Als Wächter bei der Heerde,
Den Stab in seiner Hand,
Den Hund an seiner Seite,
Der kleine Knabe stand.

Und rings im weiten Forste
Da herrschte tiefste Ruh',
Es flüsterten die Bäume
Nur leis einander zu,
Die Heerde fromm und friedlich
Vom Kind sich hüten ließ. —
Der Mutter ward zu Sinnen,
Als wär's im Paradies.

O Kind, wie hast in Sorgen
Und Angst du mich gebracht! —
Sprich leise, Mutter, leise,
Der Schäfer sonst erwacht!
Ich war ihm nachgegangen,
Ermattet schlief er ein,
Nun durfte doch die Heerde
Nicht ohne Hüter sein. —

Die Mutter ließ den Thränen
Der Freude ihren Lauf,
Da regte sich der Schäfer
Und schlug die Augen auf,
Und wie er so die Herrin
In Thränen stehen sah
Im tiefen wilden Walde,
Sie tröstend sprach er da:

Ich selber hab's verschuldet,
O edle Frau, verzeiht!
Wohl war es ein Vergehen,
Denn Wölfe sind nicht weit;
Doch wie für mich der Knabe
Gehütet hier mein Gut,
So hat für Euch ein Engel
Auch ihn in seiner Hut.

A. T. Brüel.

Neujahrsnacht.

Eine Vision.

Nun geht mein Reich zu Ende,
Es muß geschieden sein,
Ich reiche dir die Hände,
Ergebe mich darein.
Hinunter müssen wir Alten,
Die Jungen steigen auf.
Das ist des Schicksals Walten,
Das ist der Zeiten Lauf.

Dir biet' ich, du junger Knabe,
Die Welt zum Erbe dar.
Bring ihr des Lichtes Gabe
Mit deiner Fackel klar;
Bring' ihr den ewigen Frieden
Mit deinem Palmenzweig!
Mir war es nicht beschieden,
So lang' ich herrscht' im Reich.

Und daß ich fröhlich scheide,
(So sprach der greise Mann
Zum Knaben) stoßen wir beide
Die vollen Gläser an!" —
Zwölfmal ist das erklungen
Durch die heilige Mitternacht.
Die Engel haben gesungen,
Die Menschen sind erwacht.

Erwacht zu neuem Leben?
Zu rechter Freudigkeit?
Zu muthig-ernstem Streben
Und zur Gerechtigkeit? . . . .
Das mögen die Götter walten!
Doch kennt ihr das seltsame Paar?
Sylvester nennt man den Alten,
Den Knaben das neue Jahr.

Schiller.

Zu Marbach im Schwabenlande entsprang
ein Wunderquell;
Er schillert in tausend Farben, doch ist er
krystallenhell.
Auf seinem tiefklaren Grunde ruhn Perlen
und Edelgestein;
Dem Knaben wird wonnig zu Muthe, so-
bald er blicket hinein.

Es wächst die Quelle zum Bache, der Bach zum
prächtigen Strom,
Drin spiegeln sich liebliche Ufer und Burgen und
mancher Dom;

Er schaukelt auf seinen Wellen im Kahne manch
liebendes Paar;
Er strömt durch die deutschen Gauen beglückend
schon hundert Jahr!

Vergöttert von allem Volke, befruchtend das ganze
Land,
Durchzieht die indischen Reiche ein Strom, der
Ganges genannt:
So segenbringend fluthet auch unser Strom zum
Meer;
Der Strom heißt Friedrich Schiller, Ger-
maniens Preis und Ehr'.

Reinhart Neuhaus.

O Mary, mein Kleinod.

O Mary, mein Kleinod, mein Herzschlag, mein
Kind,
Wo ich Dich nicht hab', keine Ruhe ich find',
Wie bist Du so freundlich, so hell und so klar!
Ach! könnt' mit Demanten ich schmücken Dein
Haar!
Und sollt' ich Dir lohnen, so reich wie ich wollt!
Dann müßt ich Dir bau'n einen Pallast von Gold,
Drin solltest Du führen als Fürstin den Stab.
Ich Armer! ach, daß ich zu spenden nichts hab',
Das macht mir viel Kummer, viel Noth und viel
Schmerz,
O Mary, mein Kleinod, mein Himmel, mein Herz!

O Jonny, mein Liebling, mein Licht, und mein
Stern!
Wie hab' ich so lieb Dich, wie hab ich Dich
gern!
Laß fahren die Grillen, laß fahren den Wahn,
Schaust Du mich nur freundlich und liebevoll an:
Was brauch' ich Demanten und Perlen im Haar?
Dann bin ich so fröhlich und selig fürwahr.
Und ruh' an dem Herzen Dein Abends ich aus,
Dann wird mir die Hütte zum stattlichsten Haus.
Wenn ich Dich nur habe, bleibt Mangel mir fern,
O Jonny, mein Liebling, mein Licht und mein
Stern!

A. T. Brüch.

Der Verbannte.

Non es nuills jorns, que mon cor non dissenda
Una dolsors, que ven de mon pays.
Peyrol, der Troubadour.

Kein Tag vergeht, daß nicht mein Herz beschleiche
Ein süßer Hauch aus meinem Heimathland.
So zieh' ich durch des blüh'nden Südens Reiche,
Weil' an der Nord- und Ostsee rauhem Strand,
Wandl' an der Newa eisumstarrtem Rand —
Doch stets zu ihr ist Herz und Sinn gewandt.

Vergebens, daß die Besten ich vergleiche
Der Hochbegabten, die daheim ich fand;
Vergebens, daß die Schönste selber reiche
Mit Zauberlächeln mir die weiße Hand:
Das Höchste hab' ich nur in ihr erkannt.
Und ob ich von der Theuren fern verbannt:
Kein Tag vergeht, daß nicht mein Herz beschleiche
Ein süßer Hauch aus meinem Heimathland.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Der Mönch vor Heinrichs IV. Leiche.

Der Herbst zog finster um die Höhn,
Der Sturm flog durch die Wolken hin,
Vom Rheine brauste laut Gestöhn,
Verödet lag ein Eiland drin.
Da stand ein Sarg auf dunkler Bahr,
Ein Mann davor im Mönchsgewand,
Mit dunkelm Blick, mit grauem Haar,
Zur Leiche schauend unverwandt:

„So grüß' ich, Kaiser Heinrich, dich!
Von Palästina trieb mich's her;
Als deine Kunde zu mir schlich,
Fand ich nicht Ruh in Land und Meer.
Zerrissner, unglücksvoller Mann,
Den Jeder floh in Furcht und Scheu,
In Reiches Acht, in Papstes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!

„Dein Herz war edel, mild und gut,
Es wuchs zu kühner Thatenlust —
Da rissen dich mit bösem Muth
Zwei Priester von der Mutterbrust:
Die Seele haben sie verheert,
Von keuscher Mutterlieb' gepflegt:
Den Leichtsinn hat dir Adalbert,
Die Starrheit Hanno drein gelegt.

„Als Jüngling warest du umspürt
Von Wölfen rings im Lammgewand,
Die dich berauscht, verhetzt, verführt —
Sie hielten dich in festem Band.
Sie machten dir das Weib verhaßt,
Das treu dir bis zum Tode blieb;
Sie haben schnöd mit dir gepraßt,
Bis dich ihr Trug nach Sachsen trieb.

„Dort warst du hart und rasch und wild,
Doch warst du auch der Falschheit Spiel;
Dein Herz blieb stets versöhnbar mild,
Bis die geliebte Harzburg fiel.
Es brach der Feind die Gräber auf,
In dem verbrannten Lieblingsschloß,
Da schlugest du im Siegeslauf
Voll Heldenzorn ihm Mann und Roß.

„Dann rief Gregor, der kühn die Macht
Des Himmels und der Erd gewann;
Dich, der schon in des Reiches Acht,
Traf stolz der Große mit dem Bann.
Zwar setztest du ihn ab in Wuth,
Doch botst du wieder gern die Hand,
Allein mit Bertha, sonder Hut,
Zogst du zur Sühn' in Feindesland.

Die Mönche an Heinrich's IV. Grabe.

„Wohl traf dich da der Winter kalt
Auf Alpenhöhen, ſtarr beeiſt,
Doch kälter jenes Manns Gewalt,
Der nie gewankt im ſtolzen Geiſt.
Du mußteſt vor Canoſſa's Schloß
Drei Tag' und Nächte büßend ſtehn
Im Winterfroſt, verhöhnt vom Troß!
Er ließ dich kaum gefühnet gehn.

„Es ſtarb Gregor, doch wuchs ſein Zorn
Treu durch der ſpätern Päpſte Herz!
Sie öffneten des Aufruhrs Born,
Die Fürſten hoben ſchnöd ihr Erz.
Du ſtandſt in alter Kaiſerpracht
Und triebſt die Gegen-Könige fort:
Es ſank dir Rudolf's Pfaffenmacht,
Und Hermann hier und Eckbert dort.

„Doch weh, die Söhne übten dann
Am eignen Vater Hochverrath!
Konrad hub frech in Welſchland an,
Und ſtarb an früh mißlungner That.
Dein Heinrich ſelbſt, dein liebſter Sohn,
Er ſteckte Aufruhrfahnen auf;
Du biſt, verrathner Greis, entflohn,
Durch Berg und Wald ging irr dein Lauf!

„Da fraßeſt du den Vaterſchmerz,
Allein, geächtet und gebannt,
Bis dich der Sohn, das Eiſenherz,
Zu Ingelheim in Feſſeln wand.
Er riß dir Kron und Purpur ab,
Du ſtohſt und ſtarbſt im fremden Land;
Sie gonnten dir kein ehrlich Grab,
Sie ſetzten dich auf dieſen Strand.

„So grüß' ich, Kaiſer Heinrich, dich!
Von Paläſtina trieb mich's her;
Als deine Kunde zu mir ſchlich,
Fand ich nicht Ruh in Land und Meer.
Zerriſſner, unglücksvoller Mann,
Den Jeder floh in Furcht und Scheu,
Zu Reiches Acht, in Papſtes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!" —

Er ſprach's und hob den Leichenſang:
Die Pſalmen klangen Tag und Nacht;
Er ſang fünf lange Jahre lang —
Da ward gelöſet Bann und Acht.
Die Leiche fand zu Speier im Dom
Ein prächtig Kaiſergrab ſofort.
Tod blieb das Eiland in dem Strom. —
Der Mönch zog ungenannt von dort.

Moritz Hartmann.

Der Wanderbogel.

Ich armer Wandervogel,
Ich bin nicht zu beneiden;
Ich zieh von Lenz zu Lenze,
Doch iſts ein ewig Scheiden.

Ein Meiden und ein Scheiden
Von manchem warmen Neſte;
Ich ſuche ſtets das Gute,
Ich laſſe oft das Beſte.

Das mag euch luſtig klingen
In Herbſt- und Frühlingstagen,
Wenn wir von Wandern ſingen
Und von der Ferne ſagen.

Ihr ſteht vor Euren Schwellen,
Die Nachbarn gehn und grüßen;

Der Fluß mit leiſen Wellen
Schleicht hin zu euren Füßen.

Der Fluß geht um die Hügel
So ſacht, als wollt' er bleiben;
Ich aber habe Flügel,
Die mich von dannen treiben.

Es locken ferne Sonnen,
Ein Mond mit neuem Scheine,
Und unbekannte Wonnen,
Und Zauberblumenhaine.

Und Freuden ohne Gleichen,
Und alles Glück der Erde,
Das ich doch nie erreichen
Und niemals koſten werde.

Ranild.

(Dänisch.)

Als sie Ranild, den Königssohn,
Bei der Prinzessin ergriffen am Tage,
Da wähnten sie, sie hielten ihn schon,
Da schlug er Dreißig mit einem Schlage,
Ranild, der schöne Königssohn.

Als sie Ranild, den Königssohn,
Mit neuen Stricken von Bast gebunden,
Da meinten sie, sie hielten ihn schon,
Da riß er die Stricke, die ihn umwunden,
Ranild, der schöne Königssohn.

Was steht er nun da, so regungslos,
Was sieht er nun da und läßt sich verhöhnen
Von Knecht und Magd, und Klein und Groß?
Vom alten König und seinen Söhnen?
Ranild, der schöne Königssohn?

Und regelos sieht er, wie sie erbaun
Den Galgen, dran soll er zur Stunde hangen,
Dieweil man ihn im Gemache der Fraun
Bei Else, der schönen Prinzessin, gefangen,
Ranild, den schönen Königssohn.

Das ist, sie haben mit einem Haar
Schön Elsens ihm Arm und Leib umwunden.
Da rief er aus: Weh mir, fürwahr,
Jetzt bin ich wie mit Runen gebunden;
Ranild, der schöne Königssohn.

Schön Else rief ihm vom Erker herab:
Entfliech und zerreiße das Haar so golden,
Weil ich der Löckchen noch viele hab,
Ach, aber nur Einen Lieben und Holden,
Ranild, den schönen Königssohn.

Er schüttelt' den Kopf, er lächelte klar:
Viel besser, daß ich zu Grunde gehe,
Als daß von deinem Haupt einem Haar
Durch mich, durch mich ein Weh geschehe.
Ranild, der schöne Königssohn.

Müller vom Werra.

Die drei Friedel.

Es waren einst drei Friedel,
Drei Friedel treu und wahr;
Ein jeder sang sein Liedel,
Das klang gar wunderbar!

Der Erste von den Dreien
War halb an Füßen lahm:
Doch thät er sich nicht scheuen,
War gar nit redezahm!

Der Zweit', daß Gott erbarme,
War jahrelang schon blind;
Doch fühlt er nichts vom Harme,
War lustig wie ein Kind.

Der Dritte in der Mitten
War ganz gesund und grad,
Ist kühn voran geschritten
Als Führer auf dem Pfad.

Und wo ein Mädel guckte
Heraus zur Schenke fein,
Das Kleeblatt gleich sich duckte
Mit frohem Gruß hinein.

Dann klangen helle Lieder
Voll Macht und Muth und Kraft;
Es tranken die drei Brüder
Aufs Neue Brüderschaft.

Sie haben sich erworben
Zu Freunden alle Leut',
Und sind sie nicht gestorben,
So leben sie noch heut.

C. Pausch.

Das letzte Glas.

Komm her, du Kelch mit goldner Neige!
Ich leere dich mit raschem Zug;
Daß ich berauscht noch einmal steige
Zum Reich des Traums in letztem Flug.

Genießen will ich diese Stunde,
Als sei's der Jugend heilster Tag,
An dem des Lebens freie Runde
Voll Hoffnungsjubel vor mir lag.

Mich trieb ein Gott, und unbekümmert
Entstürmt ich trotzend der Gefahr,
Ich lag zerschmettert und zertrümmert,
O weh, der Götterschwinge baar.

Warum nun geizen mit dem Leben,
Da jedes Band gewalt zersprang?
Ist's nicht ein Sternenaufwärtsschweben,
So sei's ein Sonnenuntergang! —

O Sonnengluth, lebend'ges Feuer,
Das durch die Adern schäumend floß
Und Träume voller Abenteuer
Beglückend über mich ergoß:

Sollst einmal noch mein Herz erhellen
Mit Morgenglanz aus ferner Zeit;
Laß trinken mich in Flammenwellen
Erinnrung und Vergessenheit.

Erinnrung jener Ideale,
Die mich zu höherm Sein geweiht,
Die Gegenwart, die dämmernd fahle,
Sie sei mit Moder überdeckt.

Vergessen laß mich all die Qualen,
Die je mein Herz vergebens litt;
Und nimm in deinen Wunderstrahlen
All mein verfehltes Streben mit!

So laß von Schmerz und Reu' entbunden
Mich schweben durch das dunkle Thor;
Genesen von des Lebens Wunden,
Empfangen, was ich hier verlor. —

Das Glas ist leer, das bange Klopfen
Des Herzens starb im letzten Wein,
Doch fiel vom Aug' ein schwerer Tropfen
Noch in den leeren Kelch hinein.

Robert Hamerling.

Meerfahrt.

Sammt'ne Grüne der Flut, weichwallende,
Mir ist, als sollt' ich über den Schiffsrand
Hinab mich bücken zu dir und mit Händen
dich streicheln!

Du bist kein todter Fluthenschwall,
Du bist der Schwanenbusen des Meerweibes,
Der lustathmend sich hebt
Auf dem Lager von Krystallen.

Hinuntersinken möcht' ich
An die weiche, wallende Wellenbrust,
Wie an ein liebgetreues Herz!

Was immer Reizendes lebt und Herzerquickendes,
Nichts rührt die Seele mir so hold,
Als hinabschau'n, stundenlang,
In klare, wallende Wasser: sei's
Daß einsam zwischen Himmel und Meeresgrund sie
Hinabrauschen am windschnellen Kiel,
Oder hervorrieselnd aus Felsgrotten
Unter'm Föhrengezelt
Der Waldfrau den Spiegel breiten,
Oder als Ströme wandeln blumigen Pfad.

Das Sternbild der Venus.

Schönes Sternbild, mir iſt
Um deinetwillen,
Wenn du aufleuchteſt
Als ſchönſter Glanzjuwel
In des Sternenhimmels
Schimmernder Goldſaal,
Von Entzücken ſo voll die Seele,
Und von geheimnißvoll tiefinniger Regung,
Wie dem ſchweifenden Kinde, das
Auf brauner Haide
Unter Kieſeln findet einen glänzenden Stein,
Und das,
Stillſitzend nun
Im weichen Moosgrund,
Am dämmernden Waldrand,
Den glänzenden betrachtet
Stundenlang,
Mit großen, ſeligen Augen,
Und in ſich trinkt, gierig,
Des Funkelns Lichtfluthen,
Der weiter glimmt
Im kindiſchen Herzen,
Ob längſt er auch den ſchlafmüden Händchen
Entglitten, und geſchloſſen das Aeuglein iſt, das
gluthtrunkene.
Selig in des Geſteins
Eingeſogener Glanzwoge ſchwimmt
Das Herz des Kindes die helle, flüſternde Nacht
durch,
Und träumt ſich hinein
In unendliche roſige Lichtwelten,
In ein purpurnes, goldſtrahlendes Eldorado.

Erwacht es dann
In dämmernder Stunde Beginn,
Da ſieht es, ſtaunend und angetrieben,
Den mitternächtlichen Glanztraum
Verwirklicht leuchten über den Wipfeln,
Fern im Oſten ſteht das heilige Frühroth.

So träumt mein Herz auch,
Die Nächte hindurch
Schwimmend in deiner ſeligen Fluth,
Hoher Liebe Geſtirn,
Hinein ſich, gluthtrunken,
In die Sonnenaufgänge der Zukunft.

N. L. Gruppe.

Der Brotstein zu Oliva.

Es zog ein Burſch weit aus dem Reich
Durch gut' und ſchlechte Lande,
Jetzt wandert er gen Danzig gleich
Am fernen Oſtſeeſtrande:
Zur Linken die tiefblaue See,
Zur Rechten die viergrüne Höh.

Er ruft Oliva ſeinen Gruß —
Wie ernſt die dunkeln Zinnen!
Er hofft vor Nacht mit rüſtigem Fuß
Die Stadt noch zu gewinnen,
Die alte, die berühmte Stadt,
Die auch für ihn wohl Arbeit hat.

Er kniet am Bach und ſchöpft und trinkt,
Die Hand iſt ſeine Schaale;
Ihn hungert, doch das Kloſter winkt
Im wundervollen Thale.
Er pochet an und heiſchet Brot,
Und wer hier pochet, hat nicht Noth.

Man giebt ihm einen ganzen Laib;
Er zieht die Straß' hinunter,
Und ſinget ſich zum Zeitvertreib
Ein Schelmenliedlein munter,
Führt in ſein Brod auch tapfern Schnitt
Und wandert leicht an Sinn und Schritt.

Da tritt ein Weib, feucht iſt ihr Blick,
Mit ihrem Kind entgegen,
Die ſpricht: Gieb deines Brots ein Stück,
Und habe Gottes Segen!
Er aber — gab's der Böſ' ihm ein? —
„Es iſt kein Brot, es iſt ein Stein!"

Sie blickte nur zum Himmel auf,
Kein Wort entfloh dem Munde. —
Gott hat im Himmel Rath vollauf
Und heilet jede Wunde.
Sie wankte weiter — ungesehn
Ihr folgten Engel aus den Höhn.

Der Bursch, des Fehls sich schon bewußt,
Er sah betreten nieder,
Doch als darauf er nun mit Lust
Gedenkt des Brotes wieder:
Sein Messer schneidet nicht mehr ein,
Das Brot ist harter schwerer Stein!

Gängstet fiel er auf die Knie
Mit inbrunstvollem Beten,
Gelobend, all sein Leben nie
Der Sünde Pfad zu treten.
Und ging des Wegs er weiter fort?
O nein, er kehrt zum heil'gen Ort.

Er pochet an des Klosters Thür,
Verlangend nicht nach Gabe —
Derselbe Pförtner tritt herfür:
Sein Herz will andre Labe.
Er beichtete, er wies den Stein —
Dort liegt er noch im Kirchenschrein.

Otto Baisch.

Unerkannt.

Auf meiner Mutter Wiese
Mähd' ich am frühen Tag,
Da schritt der Jägerbursche
Vorbei zum grünen Hag;
Die Büchse an der Schulter,
Ein Sträußchen auf dem Hut,
Ein Sträußchen von frischen Rosen,
Wie stand ihm das so gut!

Ein Sträußchen von frischen Rosen —
Die schönste daraus entfiel,
Und mir zu Füßen trieb sie
Des Windes neckisches Spiel;
Ich trat zu ihm hinüber
Mit glühendem Gesicht
Und reicht ihm stumm die Rose,
Jedoch er nahm sie nicht.

„Der Wind, mein heitrer Geselle,
Hat sie dir zugeführt,
Drum mußt du auch behalten,
Was dir allein gebührt."
So sprach er und eilte weiter
In frischer Jägerslust
Ich aber drückte die Rose
Verstohlen an meine Brust.

Und bis sie ganz verwelkt war,
Trug ich sie jeden Tag,
Und er ging jeden Morgen
Vorbei zum grünen Hag,
Und grüßte mich jeden Morgen
Mit munterem Gesicht,
Doch sein Röschen an meinem Busen,
Sein Röschen bemerkt er nicht.

Im Walde holt ich Reiser
Zur heißen Mittagszeit,
Eine wilde Turteltaube
Saß vor mir, gar nicht weit;
Drauf schoß ein Habicht hernieder,
Ich klagte schmerzlich schon,
Da kracht es — todt lag der Habicht —
Das Täubchen flog davon.

Und lachend durch die Büsche
Der Jägerbursche kam
Und aus des Vogels Schwingen
Die schönsten Federn nahm.
Ich blickte zu ihm hinüber
Mit dankendem Gesicht
Und sprach: „Du glückliches Täubchen!"
Doch er verstand mich nicht.

Ich spann vor der Mutter Thüre
Der Abend war so mild,
Da kam er daher die Straße,
Beladen hoch mit Wild.
Er sang ein helles Liedlein —
Ich merkte mir was davon:
„Ein Band aus liebenden Händen
Ist Jägers schönster Lohn."

Und wie er nun heut Abend
Vorüber wieder geht,
Um seinen Hut ein Bändchen,
Ein buntes Bändchen weht;
Das zeigt er seinen Kam'raden
Mit fröhlichem Gesicht —
Ich weiß, woher es gekommen,
Er aber ahnt es nicht.

Karl Stieler.

Kindesschlummer.

Stör' nicht den Schlummer des Kindes,
Heilig ist seine Ruh',
Leise, auf Flügeln des Windes
Trug ihm sein Engel sie zu.
Da, wo die Wiege gestanden,
Der seine Seele entschwebt,
Wird noch mit rosigen Banden
An seiner Zukunft gewebt.

Halb nur gehört es der Erde,
Halb noch dem Himmel an,
Noch trat des Lebens Beschwerde
Hindernd nicht auf seine Bahn.
In seinen schlummernden Träumen
Liegt noch das himmlische Glück.
O, aus den seligen Räumen
Ruf' es nicht störend zurück!

Eduard Brauer.

Der Bundesschwur.

Es lebten sechs Studenten
In lustiger Bruderschaft,
Die schworen, als sie sich trennten
Bei deutschem Rebensaft:

Sich ewig treu zu bleiben,
Und treu dem Vaterland,
Wie streng Fortuna's Treiben
Sie schied durch Ort und Stand.

Wenn zwölfmal sich erneute
Des Lenzes Königthum,
Dann sollten sie so wie heute
Sich sammeln wiederum.

Und sich begrüßen wieder
Und herzen beim Festgelag,
Als würdige Bundesglieder,
Am selben Ort und Tag.

Die Schläger hoch erhebend
Beschworen sie's klar und fest,
Und fuhren, heim sich begebend,
Nach Nord, Süd, Ost und West.

Es flogen die Roß und Wagen,
Die flüchtige Stunden auch,
Und Wochen wuchsen aus Tagen
Zu Jahren nach altem Brauch.

Bald waren ein zwölf verflossen,
Zwölf Jahre wechselfarb.
Der Erste von den Genossen
Im fernen Texas starb.

Der Zweite ward Minister
Und liebte baß den Staat,
Der Dritte war Magister,
Der Vierte Rechnungsrath.

Der Fünfte kunstverständig
Schnitt Arm und Bein entzwei,
Ward reich und stolz unbändig;
Wie aber schloß die Reih?

Der Sechst' in reinem Lieben
Dem Vaterland geweiht,
War arm und gering geblieben
Bei höchster Würdigkeit.

Und als der Tag gekommen,
Erschien er zur Stund' am Ort
Und harrte herzbeklommen
Des heiligen Festes dort.

Beim lustigen Wirth erschienen
Behäbiger Gäste viel
Mit fremden Sitten und Mienen,
Sie schmauchten zu Bier und Spiel.

Doch kam kein Freund, ach, keiner,
Die Reise war zu weit,
Kein Bruder kam, nicht Einer,
Sie hatten keine Zeit!

Da schlich er still von hinnen,
Der Mond mit trübem Licht
Sah leise Thränen rinnen
Von seinem Angesicht.

W. Umlauff.

Wanderleid.

Ade!

So zieh ich einſam nun fürbaß,
Es wird um mich kein Auge naß —
Wer ſollt' auch um mich weinen!
Denn Thränen hat das Herz allein,
Und du, o Stadt, biſt nur ein Stein
Von vielen tauſend Steinen.

Und in dem lieben Vaterhaus,
Da gehen Fremde ein und aus
Mit Lachen und mit Scherzen;
Ach, Vater todt, und Mutter todt,
Und Niemand der die Hand mir bot —
Nur Menſchen — keine Herzen!

Doch du, o Himmel, biſt mir hold
Mit Liederduft und Sonnengold
Und quellenreichen Schatten.
Ach, trüg ich nicht am Herzen ſchwer,
Es ginge in dem Sonne-Meer
Die Reiſe leicht von Statten.

Ade! Ade, Du Vaterſtadt!
Ich hatte Dich ſo herzlich ſatt
Und wollt' Dich ewig meiden:
Nun aber da ich ſcheiden muß,
Stirbt all' mein Groll im letzten Gruß —
Ade! — wie weh' thut ſcheiden! —

Dies und Das.

Herr Meiſter, gebt mir meinen Paß,
Es treibt mich fort — ſo Dies und Das!"

„„E, ei Geſell — ein närriſch Wort!
Laß „Dies und Das" und geh' nicht fort.""

„Herr Meiſter, wenn's nicht Frühling wär!
Nun ſchmeckt mir keine Arbeit mehr:

Die Sonne lacht, der Wald iſt grün,
Der Kukuk ruft, die Veilchen blühn ——"

Das Töchterlein ſchaut hold ihn an,
Es fragt ihr Aeuglein: Wie? und Wann? —

Geſelle iſt ein junges Blut,
Senkt ſtumm den Blick in Purpur-Gluth.

Der Meiſter aber iſt nicht blind —
Sieht „Dies und Das" und ſpricht geſchwind:

„Hier Bürſchlein, haſt du deinen Paß,
Es treibt dich fort — ja „Dies und Das!" —

Louis Würpel.

Die junge Lieb'.

Vorüber iſt die Nacht,
Die wilden Stürme ſchweigen,
Im Oſten flammt's empor,
Und Sonnenlichter ſteigen,
Es ſinkt des Meeres Schaum,
Sanft legt ſich Well' an Welle,
Der Spiegel, klar und helle,
Liegt wie in ſüßem Traum.

Brauſt auch des Lebens Sturm,
Es glätten ſich die Wogen,
Kommt, wie der Sonne Licht,
Die junge Lieb' gezogen;
Da legt ſich jedes Leid,
Das Auge ſtrahlet helle,
Gleich wie die Meereswelle,
Des Herzens Seligkeit.

Lebensfahrt.

Um ferne Höhen blendend floß
Das Licht vom Himmelsbogen,
Ich stand am Ufer mit leuchtendem Blick
Und sah hinaus auf die Wogen.

Da flatterten Fahnen durch die Luft,
Hell tönte Gesang und Lachen,
Es nahte mit lockendem Ruderschlag
Umblüht von Segeln ein Nachen.

Ich warf mich in die glänzende Fluth
Und grüßte die fremden Gesellen,
Sie nahmen mich auf mit Sang und Klang,
Umtanzt von den schäumenden Wellen.

Wir schwenkten den Hut und schwammen davon
Durch blühende Rebenhügel,
Viel schimmernde Burgen strahlte zurück
Des Stromes krystall'ner Spiegel.

Wir fuhren hinaus auf die tobende See
Und rangen mit Sturm und Wogen,
Wir fuhren lachend bis unser Haar
Bereift und der Nacken gebogen.

In einer dunklen stürmischen Nacht
Da brachen Ruder und Planken,
Es schlugen die Wogen wild empor,
Wir lustigen Schiffer sanken.

Mich ließ die See. Ich steh am Riff,
Umzüngelt von den Wellen,
Und träume von der sonnigen Fahrt
Und von den todten Gesellen.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Vom Hans Spork.

Hans Spork, der ist der beste Held,
Dem wir ein Liedlein singen,
Er lernte im Westphalen-Feld
Als Bub das Schwert schon schwingen,
Als Bub schon auf den Krieg bedacht,
Führt er die Knaben in die Schlacht
Und kommandirte sie mit Macht.
Hans Spork, Hans Spork soll leben!

Und durch den dreißigjähr'gen Krieg
Ritt er auf hohen Rossen,
Und hat gar keck von Sieg zu Sieg
Gehauen und geschossen,
Er mied das Bett, das Pferd den Stall,
Er war bei jedem Ueberfall,
Der Teufel hatt' ihn überall:
Hans Spork, Hans Spork soll leben!

Hei wie er in die Flanken jag,
Den Schweden und Franzosen!
Wer seine Reiter sah im Flug,
Dem bebten wohl die Hosen.
Hei wie er wild und fürchterlich
Den Türk zerstreut mit Hieb und Stich,
Daß Alles floh und floh und wich!
Hans Spork, Hans Spork soll leben!

Hans Spork der deutsche Bauernsohn
Aus dem Westphalenlande,
Der hielt gar oft den Kaiserthron,
Da er gewankt, im Stande.
Und hätt' das alte deutsche Reich
Viel Söhne, unserm Helden gleich,
Dann trotzt es jedem Feindesstreich!
Hans Spork, Hans Spork soll leben!

Der junge Spartaner.

Adolf Doerr.

Liebestraum.

I.

Mein Traum iſt dieß, daß hingeſunken
Ich vor Dir bin wie im Gebet,
Und über mir der Himmelsfunken,
Der Stern, Dein ſchönes Auge ſteht.

Nicht Worte brauchet mehr die Seele,
Du weißt, daß der, der ſchweigt und kniet,
In Deine Hände ſie befehle,
Zu dem es ſanft Dich niederzieht.

Hallt nicht ein Ton von Oſterglocken
Und ſteigt nicht Weihrauch in die Luft,
Indeß mir weht von Deinen Locken
Berauſchend leis des Glückes Duft!

II.

Das raſche Wort der Leidenſchaft,
Des überſtrömenden Gefühles,
Bannt mit geheimer Zaubertraft
Ihr Angeſicht, ihr mondſcheinkühles.

Tret' ich zur Lieblichen heran,
So überfällt mich faſt ein Zagen,
Als wollt' ich eines Sternes Bahn
Mit ird'ſcher Näh' zu kreuzen wagen.

In ſeliger Begeiſterung
Nur hang' an ihr mein Auge ſchweigend,
Das Herz in himmelhohem Schwung,
Erhoben — ſich in Demuth neigend.

Eine Locke.

Nun heiße Lippen eine Locke
Drück' ich und weine ſtill dabei,
Ach, eine einz'ge Blüthenflocke
Nur gönnte mir der Liebe Mai.

Es glich mein Glück dem Sonnenglanze
Des Wintertags, der ſchnell verglimmt,
Es war gleich einem Todeskranze
Von Anbeginn für's Grab beſtimmt.

Noch härter fielen meine Looſe,
Denn lebend iſt Sie für mich todt,
Mir blüht auch über'm Grabesſchooße
Nicht der Vereinung Morgenroth.

Und gleich wie eines Räubers Beute
Werf ich die Locke aus der Hand,
Bei dem Gedanken, Sie bereute,
Daß Sie mir gab das Liebespfand.

Cajus Müller.

Des Königs Sarg.

Ueber deine Königsleiche
Breiten wir die alten Fahnen;
Letzter Sproß der hohen Ahnen,
Bittrem Tod erlagſt auch du.
Und das Antlitz, ach, das bleiche,
Dem das Leben ſich entſchwungen,
Decken wir mit einem jungen
Blühnden Roſenzweige zu.

Den der Arm, der einſt ſo ſtarke,
Nicht mehr ſchwingt, reicht her den Degen,
Wollt auf's Haupt die Krone legen,
Gebt das Scepter ſeiner Hand.

Senkt den Todten in die Barke,
Laßt im Wind die Segel ſchwellen,
Daß es treib' auf Stromes Wellen,
Stoßt das Schifflein ab vom Land."

Und des Stromes ſtolze Wogen
Ziehn hinab das Schiff geſchwinde.
An den Segeln wehn die Winde,
Blähend, fort auf glatter Bahn.
Von der Fluth hinabgezogen,
Treibt das Schiff das Kleinodreiche,
Mit der theuern Königsleiche
In den weiten Ocean.

von Nafzmer.

Ständchen.

Die letzten Strahlen vergolden
Im Westen den Horizont!
Schon schimmert durch die Gebüsche
Mit bleichem Lichte der Mond!
Die Nacht, sie spendet der Erde
Den Schlaftrunk im Abendthau,
Es wehen, wonne ermattend,
Die Lüfte duftend und lau:
Komm Liebchen fein!
Ich harre Dein!

Die Blätter rauschen zusammen
Und flüstern leise im Traum,
Auf blumiger Wiese spielen
Die Elfen am Ufersaum!
Mein Ruder theilet behende
Die sternenfunkelnde Bahn
Und schaukelt zu Deinem Garten
Auf leichten Wellen den Kahn!
Komm Liebchen fein!
Ich harre dein!

Dort zittert an dem Gestade
Von leichten Schritten der Sand!
Ich hebe in meinen Nachen
Hinein Dich mit starker Hand!
Das Schifflein sich bald den Wellen
Zum Spiel überlassen sieht,
Der Schiffer koset und lauschet
Auf einer Sirene Lied!
Komm Liebchen fein!
Ich harre Dein!

Wir schmollten mit einander.

Wir schmollten mit einander
Und machten die Tage uns schwer,
Als ob nicht schon Noth und Kummer
Genug im Leben wär!

Und wenn wir uns gegenseitig
Gepeinigt recht bis aufs Blut,
Wir wußten doch alle Beide:
Wir sind uns von Herzen gut!

Robert Hamerling.

Sommernacht.

Ich hab', im Schau'n versunken
Goldheller Mondespracht,
Zu tief in mich getrunken
Den Hauch der Sommernacht.
Wer löscht die Flammenwelle
In meiner Seele nun?
Ich kann in meiner Zelle
Nicht rasten und nicht ruh'n.

Die Plätze sind verlassen,
Die Hallen schweigend leer:
Ich wandle durch die Gassen
Hinab aus dunkle Meer.

Da liegt sein blauer Spiegel,
Ein Weltenliebesbrief
Mit goldnem Sternensiegel,
So glühend und so tief!

Mein Herz, wie diese Welle,
Die Glut, so rein entfacht
In trauter Sternenhelle
Bewahre durch die Nacht.
Dein Seelenhauch erglühe,
Begegnend unerlauscht
Dem frost'gen Hauch der Frühe,
Der durch die Wipfel rauscht.

Gedruckt und verlegt von Hermann Von [illegible] Düsseldorf.

Düsseldorfer Künstler-Album.

Elfter Jahrgang.

1861.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Bilder.

Titelblatt, entworfen und lithographirt von D. Levy Elkan.
Schachpartie, gemalt von B. Vautier, lithographirt von M. Ulffers.
Mühle am Walde, gezeichnet und lithographirt von A. Flamm.
Betende Alte, gemalt von Prof. A. Tidemand, lithographirt von A. Lüttmann.
Kinder im Atelier, gemalt von A. Siegert, lithographirt von A. Lüttmann.
Idylle, gez. von Gustav Süs, Farbendruck, lithographirt von J. B. Sonderland.
Abendgebet, gemalt von Prof. N. Jordan, lithographirt von A. Lüttmann.
Schreibunterricht, gemalt von H. Salentin, lithographirt von M. Ulffers.
Ruhe am Bache, gez. von Ludw. Beckmann, lithographirt von A. Lüttmann.
Hüte dich!, gemalt von E. Stammel, lithographirt von A. Lüttmann.
Westerwalder Mädchen, gemalt von Chr. Schlesinger, lithographirt von A. Lüttmann.
Elfenschaukel, gez. von Ad. Schmitz, Farbendruck, lithographirt von J. B. Sonderland.
Brodneid, gemalt von F. Hiddemann, lithographirt von A. Lüttmann.
Angenehme Nachricht, gemalt von A. Lindler, lithographirt von M. Ulffers.
Waldeinsamkeit, gezeichnet und lithographirt von C. Rötteken.
Junge Musikanten, gemalt von C. E. Böttcher, lithographirt von M. Ulffers.
Klosterleben, gez. von Prof. C. Scheuren, Farbendruck, lithographirt von J. B. Sonderland.
Marianna Pozzo di Borgo, gez. von Ad. Schmitz, lith. von M. Ulffers, zum gleichnamigen Gedichte.
Waldkapelle, gez. und lithographirt von A. Weber zum gleichnamigen Gedichte.
Caracalla, gez. von Th. Mintrop, lithographirt von M. Ulffers, zum gleichnamigen Gedichte.
Die Campbells, gez. von Ad. Schmitz, lithographirt von M. Ulffers, zum gleichnamigen Gedichte.
Die Rosen-Fesselung, gez. von Professor W. Camphausen, lithographirt von A. Lüttmann, zum gleichnamigen Gedichte.
Der Mönch vor Heinrichs des IV. Leiche, gemalt von Alfred Rethel, lithogr. von M. Ulffers, zum gleichnamigen Gedichte.
Der junge Spork, gezeichnet von W. Kraft, lithographirt von M. Ulffers, zum gleichnamigen Gedichte.

II. Gedichte.

Seite.

Corſiſche Bilder von Wolfgang Müller von Königswinter.
I. Orio Paolo . . . 1
II. Andrea . . . 2
III. Marianna Pozzo di Borgo, illuſtrirt von Ad. Schmitz . . . 3
IV. Caſella . . . 4
V. Maria Mentalti . . . 5

Waldkapelle von Heinrich Steinbeuer, illuſtrirt von A. Weber . . . 7

Abendſegen von Heinrich Steinbeuer . . . 7

Mutterliebe von Heinrich Steinbeuer . . . 8

Waldestroſt von Heinrich Steinbeuer . . . 8

Zwei Canzonen von Heinrich Max Schaffrath.
I. Das Geheimniß der Liebe . . . 9
II. Der Entfernten . . . 10

Caracalla von Friedrich Roeber, illuminirt von Th. Mintrop . . . 11

Klage von Carl Siebel . . . 12

Ein Lebensbild von Carl Siebel . . . 13

Die Markgrafenbrin von Emil Rittershaus . . . 13

Geſundrn! von Emil Rittershaus . . . 14

Lied der Sachſen von Felix Dahn . . . 14

Am Rhein von Georg Hiſch . . . 15

Es geht nicht länger ſo von Georg Hiſch . . . 15

Maria. IV. Geſang. (Fortſetzung aus dem Aunnier-Album, Jahrgang 1860) von Friedr. Bodenſtedt . . . 16

Die Campbells (nach einer Anekdote aus dem indiſchen Aufſtand von 1858) von Felix Dahn, illuſtrirt von Ad. Schmitz . . . 18

Aëlius von Felix Dahn . . . 20

Erſte Lieb' und erſte Lieder von Heinr. Zeiſe . . . 20

Den Schild der Ehre halte rein! von H. Zeiſe . . . 20

Die Freierhiſtorie von den drei Junkern Land, Wahn und Dünkel von Siegfried Kapper . . . 21

Unter den Tannen von Katharina Diez . . . 21

Ihr ſagt, ich ſoll die Welt verachten von Emil Rittershaus . . . 23

Graf Siward von Northumberland (1055) von Gisbert Freiherr von Vincke . . . 24

Stille Liebe von Friedrich Hornfeck . . . 24

Mein hohes Lied von Friedrich Hornfeck . . . 25

„Kleine Blumen, kleine Blätter." Im Frühlingswald. Maiennacht. Sommerabend am Rhein von Julius Rodenberg . . . 25

Seite.

Die Roſen-Feſſelung von W. Conſtant, illuſtrirt von W. Camphauſen . . . 27

Der Schmied von Regenbach von W. Conſtant . . . 28

Herbſtſeufzer. Was war es? Lebensfrage. Gefühl des Contraſts. Morgenbild. Kind und Baum. Alte neue Frühlingslieder. Beſtärkung. Des Frühlings Macht. Frühlingsrath. Ohnerud. Freudige Bemerkung. Schmetterlingsweide. Frühlingsſang. Glückliche Momente. Der alte Dichter von Karl Mayer . . . 29

Männliches Verhalten von Theodor Klein . . . 30

Vorbei von Theodor Klein . . . 31

Der Tanz der Zwerge von Joſeph Seiler . . . 31

Der kleine Hirte von Guſtav Pfarrius . . . 32

Neujahrsnacht. Eine Viſion von A. T. Brück . . . 32

Schiller von A. T. Brück . . . 33

O Mary, mein Kleinod von Reinhart Neuhaus . . . 33

Der Verbannte von A. T. Brück . . . 34

Der Mönch vor Heinrichs IV. Leiche von Wolfgang Müller von Königswinter, illuſtrirt von Alfred Rethel . . . 34

Der Wandervogel von Moritz Hartmann . . . 35

Ranild von Moritz Hartmann . . . 36

Die drei Friedel von Müller von der Werra . . . 36

Das letzte Glas von G. Pauſch . . . 37

Meerfahrt von Robert Hamerling . . . 37

Das Sternbild der Venus von R. Hamerling . . . 38

Der Brotkrin zu Oliva von O. F. Gruppe . . . 38

Unerkannt von Otto Paiſch . . . 39

Kinderſchlummer von Karl Stieler . . . 40

Der Bundesſchwur von Eduard Brauer . . . 40

Wanderlied von W. Umlauff.
I. Ade! . . . 41
II. Dies und Das . . . 41

Die junge Lieb' von Louis Würpel . . . 41

Lebensfahrt von Louis Würpel . . . 42

Vom Hans Spork von Wolfgang Müller von Königswinter, illuſtrirt von Wilh. Kraft . . . 42

Liebestraum von Adolph Doerr . . . 43

Eine Locke von Adolph Doerr . . . 43

Des Königs Sarg von Cajus Müller . . . 43

Ständchen von v. Raymer . . . 44

Wir ſchmollten mit einander von v. Raymer . . . 44

Sommernacht von Robert Hamerling . . . 44

1862
Düsseldorfer

Düsseldorfer

Künstler-Album.

Herausgegeben

von

Dr. Wolfgang Müller von Königswinter.

Zwölfter Jahrgang.

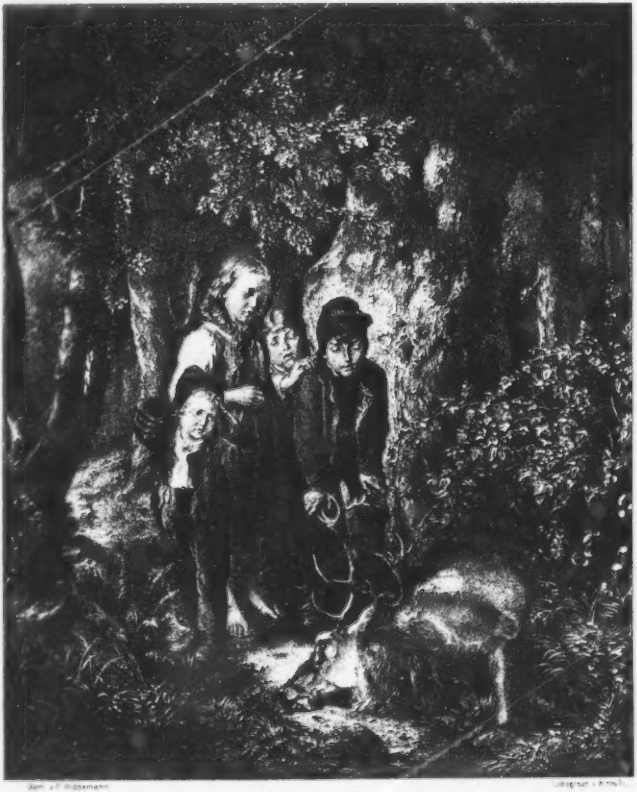
1862.

Düsseldorf.

Druck und Verlag des lithograph. Instituts von Levy Elkan, Bäumer & Comp.

(vormals Arny & Comp.)

Charitas.



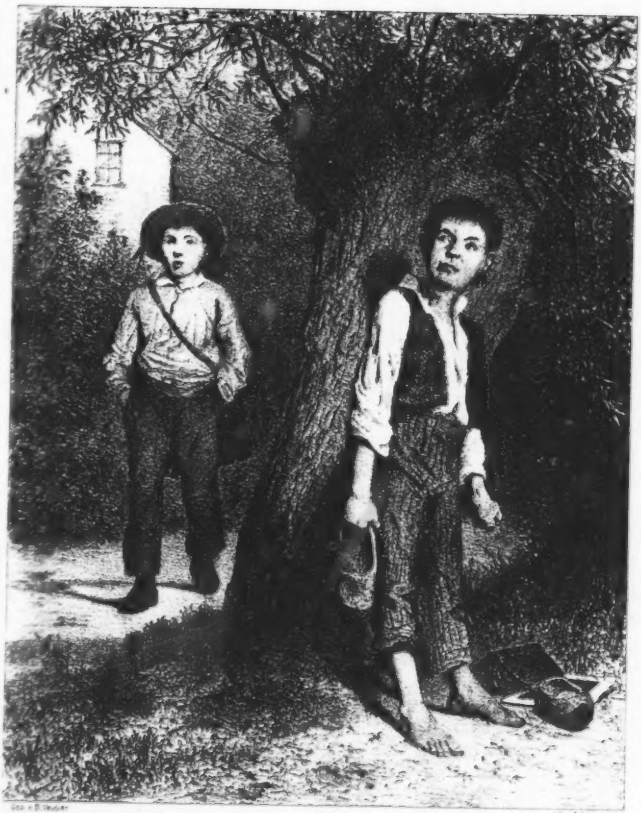
Der todte Hirsch.

Monte Saracte.

(Wallfahrer, von einem Gewittersturm überrascht.)

Gemalt u. Lithographirt v. M. Uffers.

In wohl_Kuchen!



Im Hinterhalt.

Steg im Walde.

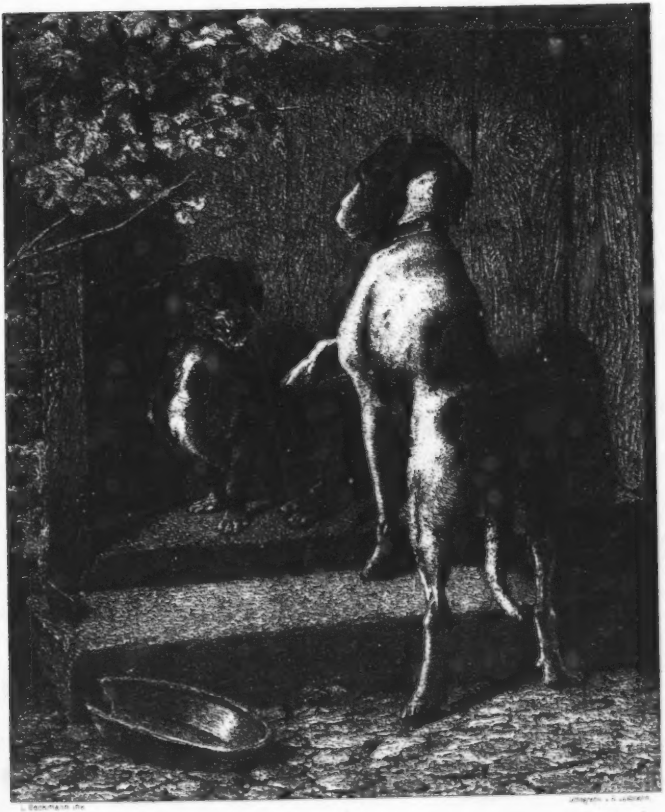
Gemalt v. W. Camphausen. Lith. v. W. Knellt.

Puritaner.

Auf der Alm.

Vanitas.

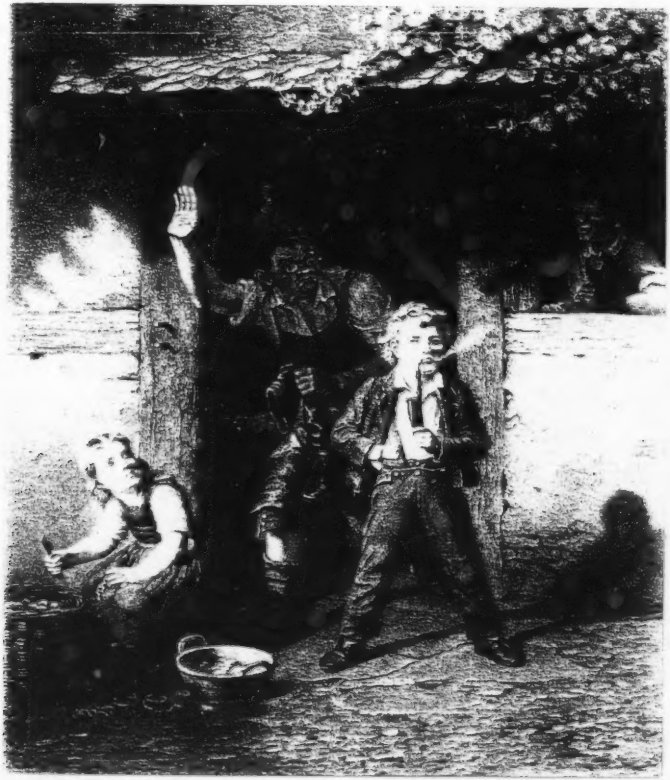
Familienglück.

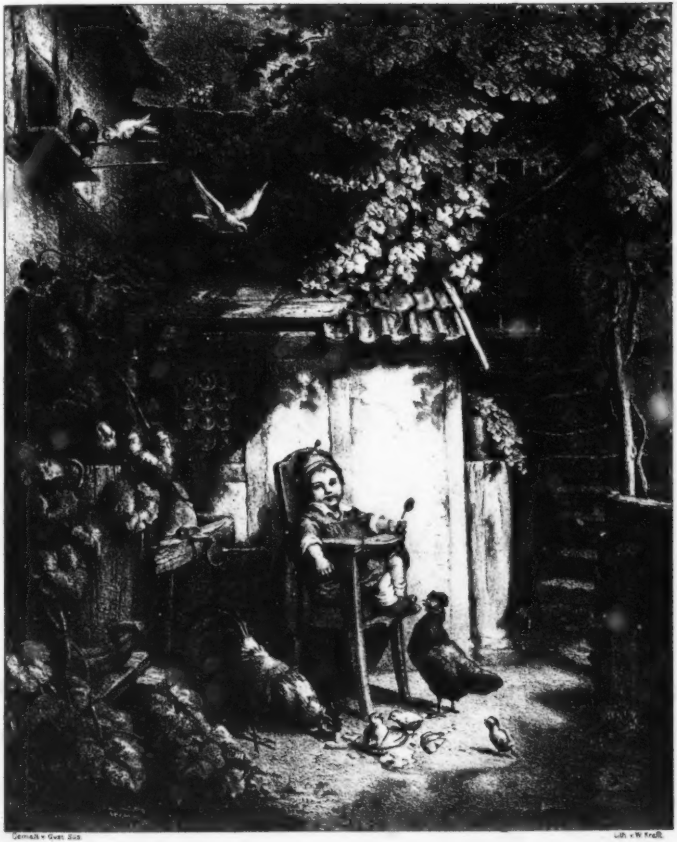


Der übelgelaunte Spielkamerad

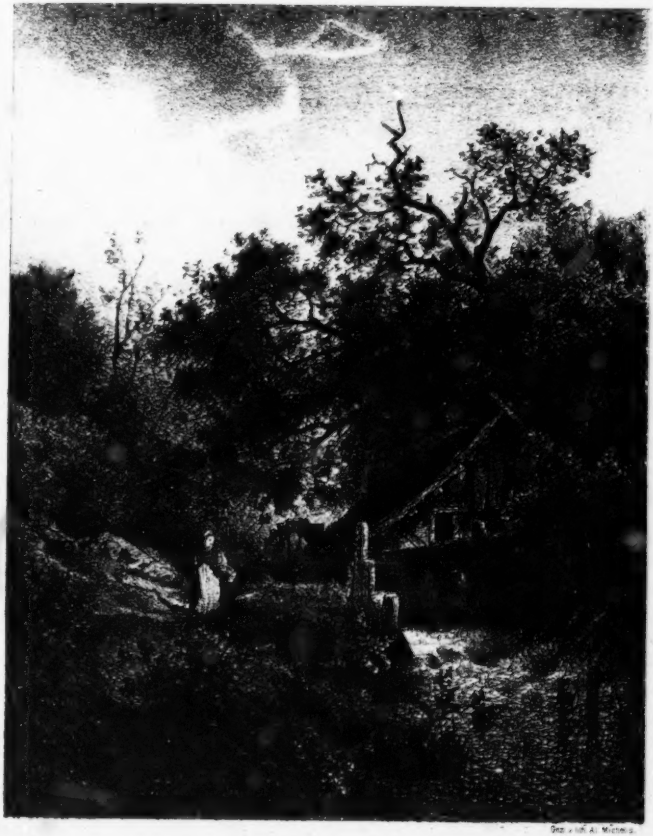
Gem. u. Whdr. v. A. Flamm.

Abendstimmung.





Nach der Mahlzeit.



Mühle.

Emanuel Geibel.

Seid eins!

Wie lang noch eifersücht'gen Mythos
Verzehrt ihr euch in Streit und Neid!
Ihr Volksgeschlechter deutschen Blutes
Besinnt euch endlich, wer ihr seid.

Schon wollt sich's überm Eibergrunde,
Schon donnert's am Gestad des Rheins;
Es rinnt der Sand der letzten Stunde
Und jedes Sandkorn mahnt: Seid eins!

Seid eins! Von Gau zu Gau verkündigt
Ein Fest der Sühnung insgemein!
Wo all in gleicher Schuld gesündigt,
Ist's da so schwer denn, zu verzeih'n?

Seid eins! Vom Schmäh'n und vom Verklagen,
Vom Hadern laßt, wer Führer sei.
Der Kühnste soll das Banner tragen,
Und der am treusten deutsch und frei.

Seid eins! Kein Griff nach fremder Krone!
Der Eichbaum wipfle vielverzweigt.
Doch Heil dem König auf dem Throne,
Der vor des Reichs Panier sich neigt!

Seid eins! Und laßt euch nicht zerspalten
Durch Pfaffenzwist und Läugnerspott!
Mag jeder seiner Kirche walten;
Wir glauben all' an Einen Gott.

Seid eins im Glück, seid eins im Leiden,
In Wort und That, in Spruch und Schlag.
Was auch der Erbfeind euch zu scheiden
Verheißen oder dräuen mag.

Seid eins! So donnert seinen Segen
Der Herr der Herrn vom Himmel drein,
Und sprechen dürft ihr allerwegen:
„Hie deutsches Schwert! So soll es sein!"

Bothwell und Marie.

Wie bebte Königin Marie,
Als durch's geheime Pförtlein spat
Mit ungebognem Haupt und Knie
In ihr Gemach Graf Bothwell trat!

Ihr schön Gesicht ward leichenweiß,
Sie zuckt' und sah ihn fragend an;
Er wischte von der Stirn den Schweiß,
Und sagte dumpf: Es ist gethan.

Es ist gethan. Dein süßer Mund
War nicht für Buben solcher Art;
Heut Abend um die achte Stund'
Hielt Heinrich Darnley Himmelfahrt.

Sie schrie empor: Verzeih dir Gott!
Nimm all mein Gold, nimm hin und flieh!
Da lacht' er laut in grimmem Spott:
Du giebst mir Gold für Blut, Marie?

Ich liebe dich, und wenn ich mich
Der Hölle ergab zu dieser Frist,
So war's um dich, allein um dich,
Weil du der schönste Teufel bist.

Die Hand, die einen König schlug,
Greift auch nach einer Königin —
Er rief's und Grau'n in jedem Zug,
Starr wie ein Wachsbild sank sie hin.

Er hub ſie auf. Sie fühlt' es nicht,
Daß ihr in's Fleiſch ſein Stahlhemd ſchnitt;
Ihr lockig Haupthaar wallte dicht
Um ſeine Schultern, wie er ſchritt.

Er ſtieß den Ring an ihre Hand,
Er ſchwang ſie vor ſich ſeit auf's Roß
Und jagt' in's wetterſchwule Land
Hinaus mit ihr gen Dunbar Schloß.

Schwarz war die Nacht, als wäre rings
Erloſchen jeder Stern des Heils.
Nur manchmal in den Wolken ging's
Gleichwie das Blitzen eines Beils.

Gisbert Freiherr Vincke.

Wie Graf Richard von Poitou König von England ward.

(1189.)

Zu Chinon hoch vom Thurm durchhallt
Das Trauergeläut' die Luft —
Zu Chinon aus dem Schloßthor wallt
Ein Leichenzug zur Gruft.

Im offnen Sarg ein König ruht,
Geſchmückt mit Scepter und Kron',
Umgürtet mit ſeinem Schwerte gut,
Das er führte wider den Sohn.

König Heinrich iſt's von Engelland,
Im Leben hatt' er nicht Ruh',
Weil ihm ſein Blut genüber ſtand:
Graf Richard von Poitou.

Und als der Graf mit ſeinen Geſell'n
Beim Feinde Hülfe geſucht,
Da hat der König den Rebell'n,
Der Vater den Sohn verflucht.

Das Glück war falsch, und Schlag auf Schlag
Macht ärger des Königs Noth;
Da schloß er Frieden zu bittrer Schmach:
Ihm brachte die Schmach den Tod.

Nun tragen sie ihn nach Fortrevaud
Zum Kloster im stillen Thal;
Sein letzter Wille gebot es so,
Dort hofft' er zu ruh'n einmal.

Sie hatten des Weges Hälfte zumeist,
Da sprengen Reiter herzu,
Der erste, so bleich im Antlitz, heißt
Graf Richard von Poitou.

Und er sprang vom Roß, und er trat zur Bahr',
Eine Thrän' vom Aug' ihm rann —,
Da schoß ein Strom von Blut fürwahr
Aus dem Mund dem todten Mann!

Und alle die Ritter hat's gegraust:
„Den Finger des Herrgotts schaut!"
Graf Richard preßt auf's Auge die Faust,
Sie hörten ihn schluchzen laut.

Schwarz gähnt die Gruft, da senken sie ein
Den König mit Schwert und Kron';
Und als sich über ihm schließt der Stein,
Kniet betend dort sein Sohn.

„Nun gebt für das mir Absolution,
Was ich Arges an ihm gethan,
Daß mir's nicht trage den bösen Lohn:
Mich reut die durchschrittne Bahn!" —

Drauf spornt er gen Rouen sein Pferd
Und nahm, wie's bräuchlich war,
Der Normandie Panier und Schwert
Dort vom Marienaltar.

Und es schmetterte hell Trompetenschall,
Und die Menge jubelnd schrie;
Ihm huldigten die Barone all
Als Herzog der Normandie.

Zu Barfleur trat der Herzog an Bord,
Zu Winchester auf den Strand,
Und weiter zog er von Ort zu Ort,
Zog durch sein Engelland.

Und ritt in's Thor von London ein,
Schritt zur Westminster-Abtei,
Da schwur er auf den Heil'genschrein,
Der Eide schwur er drei:

„Ehrfurcht gelob' ich Gott dem Herrn,
Ehrfurcht der Kirche zugleich,
Und aller Mißbrauch sei mir fern,
Gerecht regier' ich mein Reich!"

Und nahm die Krone vom Hochaltar
Alsbald mit eigner Hand,
Von Stund an Herzog Richard war
König Richard von Engelland.

Josef Seiler.

Die Todten.

Im ganzen heiligen römischen Reich
Einen Ritter hört man preisen;
An frommem Muth ist Keiner ihm gleich;
Herr Torring ist er geheißen.

Führt den seine Straß' am Kirchhof vorbei,
Gemach sein Thierlein schreitet:
Er spricht ein Gebet erst, oder auch zwei,
Bevor er fürbaß reitet.

Das denken ihm nun freundlich nach
Die Todten allerwegen,
Daß er so manches Ave sprach
Zu ihrem Heil und Segen.

In der Nacht einst, nahe dem Kirchhofsthor
Hart wird er von Feinden gedrängt,
Doch ruft er ein Segenswort zuvor,
Ehdenn er vorübersprengt.

Da steigen die Todten, Jung und Alt,
Aus ihren Gräbern hervor, —
Sie treten den Feinden genüber, und „Halt!"
Schrillt's dräuend in ihr Ohr.

Geborstne Schädel schwingen sie,
Und morschendes Gebein,
Und Schauerlieder singen sie
In die trübe Nacht hinein.

Vor solchen Waffen zerstiebt im Nu
Der Feind nach allen Seiten;
Herr Torring vollbringt sein Gebet in Ruh
Beim fröhlichen Heimwärtsreiten.

Jörmunreck und Sigruna.

Jörmunreck war ein Königssohn
Vom Stamme der Sköldungen:
Von seiner Liebe zur Fischerin
Ist manch ein Lied gesungen.

All Abends, wie die Sonne sank,
Schleicht er zum Strande nieder:
Dort harrt die schöne Fischerin,
Dort hallen ihre Lieder.

„Sigruna löse rasch den Kahn!
Des Meeres Welle rollt
Im Mondenschein so licht, so klar,
Als wär sie fließend Gold.“

Der Königssohn der wirft das Netz —
Die Fischlein aus der Tiefe
Die springen links und springen rechts,
Als ob Sigruna sie riefe.

Der Morgen graut, es erlischt der Mond —
„Ade, holdselige Magd!“
„„Ade, ade, mein Königssohn,
Komm wieder morgen Nacht!““ —

Doch bald der lichte Sommer schied,
Das Jahr wollt schier verrinnen.
Da sang der Königssohn ein Lied:
„Feinelieb, ich muß von hinnen!

Der Vater stieg heut, alt und krank,
Herab von seinem Thron:
Ich muß nun regieren Leut' und Land,
Ich bin sein einziger Sohn.“

„„Bist du keines Vaters sein einziger Sohn,
Und scheiden wir beiden uns heute —
Ade, und denke nicht fürder mein,
Geh und regiere die Leute!““ —

Und er ging und ward ein gewaltiger Held
In all den Nordlandsreichen:
Hoch war sein Muth und scharf sein Schwert,
An Weisheit mußt' Jeder ihm weichen.

Da sprachen die Seinen: „Des Minneglücks,
Der Zukunft hast du nicht acht,
Du siehst die Mägdlein nicht blühen und glüh'n!“
Er — hat an Sigruna gedacht.

Und als er in Ehren bestellt sein Haus,
Da legt er das Schwert aus der Hand,
Thut von sich ab die Königspracht
Und sucht Sigruna's Strand.

Das Hüttchen steht am alten Ort,
Doch sind verklungen die Lieder,
Sigruna harrt nicht in der Thür —
Man kennt das Haus kaum wieder.

Des Meeres Welle rinnt und rollt
Und schlägt an's Ufer an
So mondeshell wie fließend Gold —
Jörmunreck löst den Kahn.

Und wie vor Alters, wirft er das Netz —
Die Fischlein aus der Tiefe
Die springen links und springen rechts,
Als ob Sigruna sie riefe.

's ist Alles wie in alter Zeit:
Die Fischlein, das Meer und der Mond,
Und in Jörmunrecks Herzen auch
Die alte Liebe noch wohnt.

„Und ist's noch wie in alter Zeit,
Was wirret mir im Geist?
Wo bleibst denn du, holdselige Maid?
Dich such ich allerweist!“

Hoch aufgerichtet steht er im Kahn,
Da klingt's ihm, als ob es riefe.
„Bist du es, Sigruna, und gingst du voran
Und harrest mein in der Tiefe? —“

Sie forschten nach ihm viel Tage lang,
Er aber blieb verschwunden.
Das leere Schifflein an's Ufer trieb:
Er hat die Liebste gefunden.

Dräxler-Manfred.

Der Todestag.

Elieser, der gelehrte
Rabbi, war es, der erklärte:
„Bessere der Mensch sich doch
Tags vor seinem Tode noch.“

Und die Schüler, alt' und junge,
Horchten, was des Lehrers Zunge
Ihnen unerklärlich sprach,
Dachten seinem Worte nach.

Meinten: Gern nach deinen Lehren
Würde Jeder ſich bekehren,
Wenn nur ſeinen Todestag
Ihm dein Wiſſen künden mag.

Drauf der Meiſter ungehalten
Zu den Schülern, jung' und alten:
„Jeder Tag des Lebens droht
Menſchenkindern mit dem Tod.

Wann ihr endet, wißt ihr nimmer,
Denkt darum im Herzen immer:
Morgen iſt des Sterbens Zeit,
Bin ich auch dazu bereit?

Wer in ſolchem Sinne handeln —
Wird auch nach dem Rathe wandeln:
Beſſere der Menſch ſich doch
Tag's vor ſeinem Tode noch!"

Die Kränze.

Salomo den hohen Weiſen,
Der der Vögel Flug und Weiſen,
Der die Well' am Meeresſtrand
Und der Sterne Lauf verſtand, —

Seiner Weisheit ſtille Tiefen
Wollte eines Tages prüfen,
Schön von Leib und klug an Sinn,
Saba's ſchlaue Königin.

Tritt vor ihn mit zweien Kränzen,
Die von Farbenblumen glänzen,
Dieſer aus des Gartens Pracht,
Jener kunſtreich nachgemacht.

Soll der König unter beiden
Nun den ächten unterſcheiden,
Wo die kunſtgeübte Hand
Falſchen gleich dem ächten wand.

Sinnt der König ernſter Miene,
Sieht am Fenſter eine Biene
Und befiehlt es aufzuthun;
Fliegt herein die Biene nun,

Senket ſich nach kurzem Summen
Nieder auf die ächten Blumen,
Und es löſ'te ſich gar leicht,
Was ein Räthſel erſt gedäucht.

Lächelte der weiſe König:
„Menſchenwiſſen iſt gar wenig,
Doch allweiſe iſt Natur,
Achten wir auf ihre Spur.

Kunſt kann niemals ſie erreichen,
Niemals ihren Werken gleichen,
Die ſie ſelber uns erklärt
Und Beſcheidenheit uns lehrt."

Die Wünſche.

Chanina, im gelobten Land
Als Gottergebener bekannt,
War ein gar frommer, ſtiller Mann,
Den nie ein Ruhſal beugen kann.

Er trug in wegemüdem Schritte
Voll Salzes eine ſchwere Bütte
Wohl eine Stunde weit zur Stadt,
Durch Luſt und Sonnenhitze matt.

Wie lange hatte die gebrannt!
Nach Regen lechzte rings das Land;
Jetzt endlich jagten Wolken her
Und drohten schon mit Tropfen schwer;
Da dachte an sein Salz der Fromme,
Den Regen fürchtend, der da komme,
Und betend sank er auf die Knie,
Daß Gott annoch damit verzieh'.

Und sieh, das Wetter drohte zwar,
Doch ferne blieb noch die Gefahr;
Chanina kam nach Hause fast
Und ungenäßt blieb seine Last.
Da faßt um sein Gebet ihn Reue,
Daß er, was And're hoch erfreue
Und Segen sei dem ganzen Land,
Um eignen Vortheil abgewandt.

Und um Verzeihung kniend flecht
Er für sein früheres Gebet,
Und wolle Gott mit Regenschwall
Beglücken seine Brüder all'.
Jetzt tritt er in sein Hausbereiche,
Da öffnen sich die Wolkenschläuche,
Der feuchte Segen ist entleert
Und was der Fromme hat, gewährt.

Aus dieser Kunde ist zu sehn,
Daß, wie auch wir die Menschen flehn,
Der Liebe Gott doch mild und gut
Den Kindern oft den Willen thut.
Einst liebte er die alten Frommen,
Was bei den neuen abgenommen;
Denn wenn auch deren Wunsch geschah',
Dann, schöne Gotteswelt, ade!

Rosenloos.

Ich ging in Sommerschwärmerei
An einem Rosenbusch vorbei,
Ein Knöspchen sah ich dran erblüh'n,
Halb rosig, halb versteckt im Grün.
O Knöspe — dacht' ich still für mich —
Welch Schicksal wohl erwartet dich?
Wirst du entfalten dich in Lust
Als Schmuck und Zierde einer Brust?
Wirst du ein Schatz, wirst du ein Raub,
Oder verwelkst du hier im Laub?
Ach, wer das Räthsel doch errieth',
Was mit den Rosen noch geschieht!

Und als es Herbst, nach Monden drei,
Kam ich am Rosenstrauch vorbei,
Daran kein Knöspchen mehr ich fand,
Noch auch den Stiel, darauf es stand.
Der Dornbusch streckte kahl und graus
Nach mir die spitzen Finger aus.
Wo blieb die Knospe zart und fein —
Was mag aus ihr geworden sein?
Ueber die Haide schreit der Wind:
Wer denkt an Blumen, die nicht mehr sind!
— Ach, wie die Rosen still vergehn,
Wer kann das wissen und verstehn!

Melusine.

Frisch wie die junge Maienrose,
Weiß wie die Lilie und zart
Ist sie die Schöne, Makellose,
Von Anmuth und von Reiz umschaart.
Was braucht sie erst des Zaubers Tücken,
Damit die Herzen sie bezwingt?
Warum mit Höllenkunst berücken,
Was ihrer Schönheit schon gelingt?
Der Himmel zürnt, den sie betrübte,
Und drum im Morgengrauen früh
Erblickt der Arme, der sie liebte,
Statt schön als Weib, als Unhold sie.

Nicht treib' ihn das Erkühnen
Zum Zauberwald — es droht
Ihm dort von Melusinen
Die Liebe und der Tod!

Dem Zauber hat sie sich ergeben
Und haust im düsteren Palast,
Doch wenn die Schatten sich erheben
Nimmt sie im Walde ihre Rast.
Hier folget Alles ihren Worten,
Sie ist die Herrin des Gebiets.
Das Echo singt an hundert Orten
Die süßen Töne ihres Liedes.

Und weh dem Wanderer — erblickte
Er plötzlich dort die schöne Fee,
Die Herz und Auge ihm bestrickte
Durch ihren Reiz und ihre Näh'.

Nicht treib' ihn das Erkühnen
Zum Zaubermahl — es droht
Ihm dort von Melusinen
Die Liebe und der Tod!

Alexander Kaufmann.

Die Nachtigall singt:

Dichter, soll ich im Traum Dich stören?
O Du träumst
Von so glücklichen Zeiten,
Von Jugendzeiten,
Und wo Du jetzt weilst
Im wogenden Traum,
Half' auch ich oft geweilt
Im Magnoliabusch
Und dem Liedern gelauscht,
Die Ihr oben sangt
Vom stolzem Balkon
Ueber den Garten,
Den mondhell leuchtenden,
Blitzenden, blühenden,
Fröhlich hinaus in die bläuliche Nacht.

O, es war
Ein herrliches Schloß
Und der Garten so wunderbar,
Gleich den Prachtgärten
Im fernen Parsie:
Granaten glühten
Und Rosen blühten,
Orangenknospen
Athmeten Cibia's Balsamduft;
Hoch aber hob sich
Tiefblaues Gebirg,
Wie Tempel thürmend
Der heiligen Höhen
Siebenzahl;
Und es floß der Strom,
Der grüne, gold'ne,
Sagenberühmte
Ganges Rhein,
Den so oft Ihr befuhrt,
Auf fliegendem Kahn,
Frohe Gesellen,
Mit Reben und Rosen
Die Stirn' umrankt.

Oft bis zum Morgen
Liebt' ich zu lauschen,
Und Ihr lauschtet mir
Und sangt dann wieder
Und sagtet viel
Bald von vergangenen,
Märchenhaft mächtigen
Männertagen,
Bald auch von Helden,
Helden und Sängern
Einer künftigen, sonnigen Zeit.

Wird's Dir heiß um's Herz,
Träumender Dichter?

In des Orients Gärten
Wandeln Wunderfrauen —
Auch in Euern Garten
Zauberten oftmals
Gütige Geister
Rosenlächelnde Peri's hin,
Und Du sah'st den Holden
Sehnend in's Auge,
Deine Lippe brannte
Nach bebenden Küssen,
Dein Arm nach weichem,
Wonn'gem Umfangen,
Dein Herz nach sel'gem
Hinüberfließen
In ew'ges Genießen.
Aber eine Liebe,
Eine hohe, heilige,
Einzige Liebe
Beglückte Dich nicht —
Allzuraſch
Hat ein Geſchick Dich dem Traum entrückt.

Nimmer verleihen
Die Götter Jegliches,
Streng mit den Gaben
Halten ſie Haus.

Wohin ſchwanden
Die Freunde der Jugend?

Der? — Geſtorben.
Jener? — Vergrämt.
Und die Beiden

Einst Dir die Liebsten,
Lehrer und Freunde, wo weilen sie?

Ihn, den Beruf'nen
Zur Tempelwacht,
Riß von dannen
Ein düst'rer Dämon:
Unter der Menschen
Tobendem Treiben
Erloich die Flamme,
Verklang sein Lied.
Kehrt einst wieder
Zur heiligen Schwelle
Sehnend der Flüchtling?
Grollende Wogen,
Wüthende Stürme
Spielen mit ihm noch
Ihr grausam Spiel.
Unmuthwollen
Umweben des Andern
Einst so heiteren
Dichtersinn —
Zukunftbangniß,
Zeitendruck.
Fort und fort
Hütet er dennoch
Der Ahnen Hort —
Dem Heut verloren,
Dem Einst ein Stern!

Und Du?
Fern verschlagen
In grauer Gebirge
Urwaldnacht,
Singst Du den schweigenden,
Schwarzen Forsten
Unverstandener
Sehnsucht Lied.

Wir Singevögel
Scheu'n Waldesdickicht —
Lockt's Dich nicht wieder
Zu uns, Deinen Lieblingen?
Wir schlagen in Gärten,
Wir hausen in Hainen,
Sinnige Menschen
Müssen uns lauschen,
Denn wir bedürfen
Entgegenkommen,
Erwiedernder Laute
Liebesruf.

In jenen Garten
Lockt kein Laut mehr;
Keiner Gewinde
Wogende Wellen
Zieren der Halle
Erhellten Raum;
Grüne Phialen —
Rheinweingold
Barg ihr Busen —
Kreisen nicht mehr in dem losenden Rund.
Dort war ich
Und floh —
Tonlos trauernd
Gab gleich Dir ich
Lange mich trübem Gedenken hin.

Aber auf!
Blühen nicht andere
Ueppige Gärten?
Dort nur
Dufteten Rosen?
Dort nur
Flammte der Frühling,
Und lockende Lieder
Klangen nur dort?
Wie lange träumst Du,
Der Lust entsagend,
Der Lieb' entrückt —
Erwach',
Erwache!

Still!
Ein Geier kreist,
Raub erspähend,
Ueber dem Haupt mir —
Ich flieh',
Ich fliehe —
Auf Wiedersehn
Trüben,
Trüben im lächelnden Blüthenthal!

Robert Hamerling.

Wanderung.

Hold prangst du wohl und immer
Rückwärts blick' ich, o Stadt, und du,
Als wolltest du zurücklocken den Abtrünnigen,
In vollster Schöne mir
Entrollst du noch einmal dein reizend Seebild!

Da unten liegt
Glatt, sonnig und endlos
Der Meereswelle herzentzückendes,
Lebendiges Grün,
Vom Zephyr so zart gekräuselt,
Wie ciselirte Smaragdtäfelchen,
Mit Furchen, dunkelblauen,
Und funkelnden Silberstreifen,
Gleich Spuren, gelassen
Vom unsichtbar über die Fläche hin
Gleitenden Gespanne der Meeresgötter.

Und aus dem glatten Spiegel der See,
Rings weit im Kreise gelagert,
Aufragt, so rein umrissen, das schroffe Gebirg,
Und Meer und Küste schwimmt
In Sonnenduft,
So rein, so fein und so glänzend,
Als wär's, in schimmernd Silber
Gegraben, ein Bildwerk
Von Meisterhänden Cellini's.

O Südhimmel, o Meer,
Mit ragenden Ufern und blinkenden Städten,
Tief, ach, ich fühl' es,
Und nicht von heut erst,
Ist euer Glanzbild
In meine Seele gegraben!

Nun aber fahret wohl!
Hoch und höher windet der Pfad sich
Empor am ragenden Felsenriff,
Abseits entführend
In öde Steinwüsten,
Die starr die Natur zum Grenzwall aufwälzte:
Wo steinerner Todesgraus
Umhergestreut ist,
Unabsehbar,
Ueber dornende, wildschroffen Beralehn,
Darunter aber
Im hohlen Gestüft,
Der Salamander funkelt,
Krystall'ne Dome schimmern,
Säulengetragen,
Und, stürzend in Abgründe,
Verlorene Ströme donnern.

Unheimlich
Fühlt sich die Seele hinausgestoßen
Aus heitrer Schöne ruhigem Reich
In's wüste, grinsende Dunkel.
Es dämmert die Nacht,
Alles ruht,
Nur einsam herüberschau'n,
Wie Riesengespenster
Mit weißvorsichtierten Häuptern,
Des Hochgebirgs monddelle Gipfel.

Hinab du schreckendes Nachtbild!
Der Morgen graut,
Vögelgezwitscher ertönt im Ried,
Die Lerche steigt;
Es ist der nordische Himmel,
Aber es ist ein Himmel,
Was da oben blaut.
Und siehe,
Auf Höhen rings und Thälern
Liegt engumschränkten Lebens
Idylle gebreitet.
Hier, o Herz,
Gleichermeise befreit
Vom wüsten Graus
Und vom allzusüchsen Zauberbilde des Südens,
Beicheide dich
In dieser holden Stille.
Hier finde dich wieder, dich selbst
Und deine schöne Sehnsucht.
Siehe, da dehnen sich wogende Kleefelder,
Durchflicht von weißen Dolden und goldgelben,
Die sternartig
Im Winde nicken und schimmern;
Dazwischen große blaue Kelchblumen,
Träumerisch emporblickend
Aus Wiesen und Thalgründen
Zum schwermüthigen Himmel,
In die ziehenden Wolken,
Und zu den Vögelschwärmen,
Die trächzend aufbrechen,
Hinab zum Meere zu wandern.

Vollmond.

Wer aufwacht in der Vollmondnacht,
Anstaunt er des Gemachs taghellen Raum.
Ein seltsam Wunder belauschend:
Den Mittag sieht er, den glänzenden Buhlen,
Die Mitternacht in der Stille besuchen,
Und vom umarmten Schooße der Braut
Das Märchen springen, das geflügelte Kind.

Die heilige Mondesleuchte
Steht über Meer und Gebirg; wer aber die schimmernde
Küste betritt und den Aether betrachtet,
Oder den sternwimmelnden Meeresabgrund,
Der hüte sich wohl: ihn ziehet hinan,
Ihn ziehet hinab,
In Himmels- oder Meeresblau,
Das zauberkräftige Mondesbild.

Träumenden aber schwimmt durch erleuchtete Fenster
Mit silberner Glanzwelle manches Verlorene zu
Aus Grotten des Mondes,
Der alles Entschwundene festhält:
Drum lächelt so süß, wer schlummert im Vollmondlicht.

Rauscht nirgend mir ein grüner Wald?

Rauscht nirgend mir ein grüner Wald,
Darin ich rasten mag?
Das wär' mein trauter Aufenthalt
Den langen Sommertag.
Da lauscht' ich unterm Wipfelgrün,
Am Murmelquellenrand,
Nach alten, lieben Tönen hin,
Ach, deren Echo meinem Sinn
So lange schon entschwand!

Es rauscht um mich des Lebens Flut,
Was lockt ihr Zauberschein?
Wer nicht an treuem Herzen ruht,
Ist auch im Schwarm allein.

Vor meinen Augen blaut die See:
Doch spült aus meinem Sinn
Sie weg das Unvergeßliche?
Sie lenkt in's Unermeßliche
Mein Sehnen fernehin!

O wiegte wieder, wie einmal,
Nur Eine goldne Stund',
Am Waldsee mich, im Schattenthal,
Ein stiller Bergesgrund!
Wenn Sehnsucht in die Weite fliegt,
Im Grünen ruht sie bald:
Da sinkt die Schwinge, traumbesiegt;
Mit grüner Schranke hold umschmiegt
Das Herz der Tannenwald.

Unter wehenden Wipfeln.

Ihr wehenden Wipfel da droben,
Von ziehenden Lüften erregt,
Hold rauscht ihr, als hätt' euch von oben
Ein Anhauch der ewigen Liebe bewegt!

Wie lieblich, gelagert in's Grüne,
Nach fernen Bergen zu schau'n;
Von Bergen zur Wolkenbühne,
Von Wolken hinüber zu schöneren Au'n!

Was rauschen die Tannen im Winde?
Mir ist so süß und so bang,
Rings weht ja Frieden gelinde,
Wie kommt in die Seele der schmerzliche Drang?

Ach neben das lieblichste Prangen,
Neben des Lebens Lust
Was schleicht ein Ruhverlangen
Sich ewig geheim in die Tiefen der Brust?

Im letzten Glanze der Sonnen
Hoch über dem schweigenden Wald
Blaut der unendliche Bronnen
Des Aethers und lockt mich mit süßer Gewalt!

Was wollt ihr, Bilder des Traumes,
Dem Herzen, der Ruhe beraubt?
Was rauscht in der Krone des Baumes
Gleich Schwingen der Engel mir über dem Haupt?

O Wolke, purpurnen Scheines,
Walle von himmlischer Au
Herab in die Grüne des Haines,
Und trage mich aufwärts in's ewige Blau!

Karl Mayer.

Kleine Natureindrücke.

1. Kein Bild aus Eden.

Ein beschwingter Räuber schwebt
Ob dem Thal und gilft nach Blut.
Was von jungem Wilde lebt,
Sucht in Angst nach sichrer Hut.

Für ein Eden paßte nicht
Solch ein Bild; es mahnt an Qual;
Doch nicht übel zu Gesicht
Steht es einem Erdenthal.

2. Katzenart.

Dort zärtlich auf dem Rosenhage
Sitzt auf der Pfötchen Unterlage
Ein Kater. Vögelchen, seid klug!
Der Unschuldweise sinnt auf Trug.
Er stellt sich schlafend mit Geschick
Und springt, der gute, sammtne Murrner,
Auf einmal als gewandter Turner,
Euch blöden Sängern auf's Genick.

3. Die Spinnewebe.

Floßt dir Morgensonnenschein
Nicht die gute Meinung ein:
Wo es dir so wohl gefällt,
Sei die schönste beste Welt? —

Zart Geweb' im Morgenhauch
Flittert dort am Blütenstrauch!

Ach, ein Spinnennetz dort hängt,
Dem ein Mückchen eingezwängt!

Sieh, es schmückt des Morgens Gunst
Auch dies Machwerk arger Kunst
Und, wie all die Morgenau,
Perlt es mit im reinsten Thau!

Auf Wanderwegen.

1. Wie bisher!

Ich thu' mir was darauf zu gut:
Noch füllt der alte Wandermuth
Mein Herz, das trotz der Jahre Last
Zum Stillstand kein Vertrauen faßt.

So lang ich mich noch rühr' gelenk,
Empfang' ich's dankbar als Geschenk,
Daß ich den Leib so trag' hinaus,
Mit ihm den Geist, aus engem Haus.

Da blüht noch Gottes schöne Welt,
Der ich von jeher nachgestellt.
Dafür erhalte sich in Gang
So Leib wie Herz mein Lebenlang!

2. Im Morgennebel.

Ich soll heut' ohne Landschaft sein:
Das ganze Feld hüllt Nebel ein.
Mein Umblick sucht und liebt Gestalt;
Doch, wo ist heute Berg und Wald? —
Mein ganzes Auge du dort hast,
O Rab' auf duftumflossnen Ast!

3. Der Berghof.

Ein Bauernhof, statt Ritterschlosses,
Schmückt nun des Berges grünes Haupt,
Das, statt verwilderten Gesprosses,
Des Gartens junger Hag umlaubt.

Haus, Hof hat hier erwünschte Stätte,
Doch thut mir's um das Schlößlein leid,
Denn Alt und Neues, jedes hätte
Hier stehen sollen ohne Neid.

4. Die Glücklichen.

Droben schwebt ein Weiherpaar,
Bleibt so sanft im blauen Klar.
Ihnen ward ein freudig Loos,
Doch auch mir im Gräserschooß.
Beide sehn wir, hell und munter,
Ich hinauf und sie herunter.

5. Rascher Entschluß.

Wohl hat ein holdes junges Paar
Die Wohnung einsam hier errichtet,
Und rings den Wald — es ist kein Jahr —
Zu Haus und Gärtchen sich gelichtet.

Ich geh vorbei am schmucken Haus
Und höre geh'n die Stubenthüren;
Zwar niemand schaut zu mir heraus,
Noch kommt man, mich dort einzuführen.

Doch wär's so schön, mit trautem Gruß
Beim jungen Pärchen einzusprechen;
Drum schnell, den lachenden Genuß,
Der Stunde Frucht, mit abzubrechen!

6. Erfreulicher Anblick.

Gerad geschossen, wie ein Bolz,
Steigt auf der Tannenwald mit Stolz
Und unter ihm mit gleichem Muth
Der purpurrothe Fingerhut.
Ein Blick dazwischen offen steht,
Der in der Ferne Glanz vergeht.
Da mag das Herz viel Lebensklagen
Bewundernd in die Schanze schlagen.

7. In ländlicher Ferne.

Wie hat, gesondert von der Welt,
Dies Dorf sich in's Gebirg' gestellt!
Die Welt zwar macht mir manche Pein,
Doch eingeklemmt in Berg und Hain,
Im kleinen Dorf hier, hat mich fast
Ein Heimweh nach der Welt erfaßt.

Denn, diese Bauern, schau'n sie nicht
Mir so verwundert in's Gesicht,
Als ob ich kämʼ herab vom Mond?
Doch sichern dort nicht, braun und blond,
Dorfmädchen, die mich auf einmal
Einheimisch machen in dem Thal?

Wohin des Schicksals Laun' uns trägt,
Und weich entlegnes Thal uns hegt,
Ein Frauenantlitz lächle nur,
So hilft uns Männern die Natur,
Daß bald das Heimweh uns entweicht,
Das in der Fremd' uns überschleicht.

8. Wandermuth.

Wenn auch den Eingang wald'gen Grunds
Felsschatten überstrecken
Und nur die Schalle meines Munds
Des Thales Tod erwecken;

Wenn's hier so öd' ist, wenn sich schwärzt
Mein Pfad mit Schattentinte,
Ein guter Wanderer bleibt behertzt
Und bleibt der Festgesinnte.

Ein Räuber wild, ein Mörder droht
Nicht leicht in diesen Landen,
Und kämʼ er endlich selbst, der Tod,
Ich ginʼ ihm nicht aus Handen.

9. Auf einem Bergschlosse.

Glücklich dort des Städtchens Knaben,
Die hier diese Ritterfeste,
Schutt und Thürme, Mauerreste
Täglich zum Belletern haben!
Zwischen Epheu und Hollunder
Schau'n sie froh der Vorzeit Wunder,
Lassen in dem Schloß sich nieder,
Bau'n es neu im Geiste wieder.

Jetzt, ein Bild aus diesen Tagen,
Seh' ich sie durch Keller schlupfen,
Oder sich auf Zinnen tupfen,
Oder mit dem Schwert sich jagen.
Was ich heut', in nächster Nähe,
Heiteres sie treiben sehe,
Mag aus schönem Knabenleben
Einst als Traum ihr Aug' umschweben!

10. Der gefördrte Fußwanderer.

Ist die dorthin zu jenem Stein
Mein Wanderschritt gedrungen,
So ist voran, nicht allzuklein,
Ein Fortschritt mir gelungen.

Von jenem Stein an seh' ich dann
Ein ähnlich Ziel den Rücken,
So mag mich guten Wandersmann
Ein Punkt um andern schicken.

Dem ähnlich muß im Lebensspiel
Ich Stein für Stein erreichen;
Dann endlich werd' ich steh'n am Ziel
Nach überwundnen Zeichen.

11. Zum Ziele.

Des Dorfes Rauch und Sonnenschein
Zieht mich zu Thal so gastlich ein.
Wohl labe drunten mich im Thal
Des Wirthes Trunk, der Wirthin Mahl.

Doch bin ich nicht nach Speis' und Trank,
Nur nach dem Kuß der Liebe krank,
Und eifrig will ich vorwärts gehn
Zum Wiedersehn, zum Wiedersehn!

Auf einzelnen Gängen.

1. Der einsame Teich.

Wär' ich ein Maler, diesen Teich,
Den hell und dunkeln, würd' ich malen,
Das grüne Baum- und Blätterreich,
Das Naß mit Sonnenblitz durchstrahlen.

Doch wie? Die Einsamkeit hier will
Sich eben ja der Welt verstecken.
Aus tiefer Ruhe, grün und still,
Soll selbst der Pinsel sie nicht wecken!

2. Naturleben.

Verschlungnes Thier- und Pflanzenleben!
Es quakt der Frosch, von Schilf umgeben;
Es singt ein voller Froschchor,
Ein ganzes Röhricht wuchs empor,

Ich einsam menschliche Natur
Verliere fast der Menschheit Spur,
Wenn sich mein Sinn hier so verliert
In Wesen, deren keines denkt.

3. Im Heimgehen.

Die Schatten werden blauer
An dem Gebirge dort;
Ein leichter Windeshauer
Pflanzt sich im Laube fort.

Die letzten Sonnenlichter
Im Forste glühen aus.
Zufrieden zieht der Dichter
Mit seinem Lied nach Haus.

Dort wird es seinem Heftchen
Mit Sorgfalt einverleibt,
Obgleich von dem Geschäftchen
Kein Nutzen übrig bleibt.

F. Kapper.

Der Pfeifer von Karbitz.

Eine erzgebirgische Musikantenlegende.

Motto: Ein Sang, — ein Klang, —
In den Himmel hinein!

Es Himmels Pfort', wie männiglich
Sattsam bekannt, erschließet sich
Kein'm Menschen, der im Stand nicht ist
Durch Werk' und Wandel als guter Christ
Sich standhaft zu erweisen,
Vor allem aber nicht versteht
Durch Beicht' genugsam und Gebet
Als würdig sich zu erproben,
Daß er eingeh' in himmlischen Kreisen.

Nun kam ein Pfeifer auch einmal,
Erlös't aus diesem Jammerthal
Nach mühvoll langer Pilgerfahrt
Und Irr- und Trangsal mancherart,
An die ersehnte Pforte. —
Die Noten unter einem Arm,
Die Flöte unter'm andern warm,
Grad so, wie er sein Lebtang
Gewallt von Ort zu Orte.

Leis' klopft' er an die ehrne Thür',
Bescheiden, wie er für und für
Und demüthiglich geklopft so oft,
Wo willigen Einlaß er gehofft

Auf seinen irdischen Pfaden,
Meint' sich auch noch zum Ueberfluß
Mit einem allerschönsten Gruß
Auf seiner lieben Flöte
In zierlichsten Tiraden.

Auch währt's nicht lang, und über der Bruck
Zum Himmelreich die Pförtnerluck
Geht auf, und forschend ruckt heraus
Den Kopf Sankt Petrus, der Wart vom Haus,
Den Gast sich zu beschauen.
Der Pfeifer macht sein Komplima, —
Doch regtos steht die Pforte da,
Und der heilige Apostel
Verzieht schier düster die Brauen.

„Wer bist du?" fragt er, „und was ist
Hier dein Begehr? Bist du ein Christ?
Für einen solchen, daß ich's nur sag',
Nähm' ich dich nicht mein Lebetag!
Viel eher für einen Türken!
Wüßt' auch nicht, daß etwas zum Himmel drang
Herauf, wie Requiem und Glockenklang,
Oder was sonst wohl bezeuget
Ein christlich Sterben, wie Wirken!

Derowegen, — und überhaupt wie ich so seh,
Mein Bester, vom Scheitel bis zur Zeh',
Scheinst du mir auch nicht angethan,
Zu wandeln hierinn' auf der Seligen Bahn,
Der gnaden- und wonnenvollen!
Und so du nichts weiter bringst mit dir,
Als was du hältst unter'n Armen hier,
Wirst unverricht'ter Ding' wohl
Von hinnen dich müssen trollen!"

War nicht der Aermste schon entseelt,
Fürwahr, es hätte nicht viel gefehlt,
Er wär' vor Schreck ob solchem Wort
Todt hingestürzt am selbigen Ort.
Doch faßt er noch seine Geister
Zusammen bei rechter Zeit, und spricht:
„„O heiliger Petrus, verdamm' mich nicht,
Und hör' mich erst in Gnaden,
Du des Himmels Hüter und Meister!

Ich bin ein Christ, — von Karbitz nicht weit
Im Erzgebirg, auf der böhmischen Seit',
Geboren, und nach frommem Brauch
Getauft vom sel'gen Herrn Pfarrer auch
Auf Sancta Cäcilia Namen!
Mein Uhran schon die Flöte blies,
Mein Vater darin mich unterwies,
Und blies mir damit in die Seele
Der Kunst tiefwurzelnden Samen!

Und aufgegangen ist der drin
Zu Liedern viel und zu wenig Gewinn,
Zu herber Noth, doch auch zur Zeit
Zu mancher köstlichen Seligkeit,
Der nimmer ich mocht' entsagen!
Und so nun mein Aufzug schlecht bestellt,
So ist das, weil ich durch die Welt
Mich drin ein halb Jahrhundert
Schier rastlos umhergeschlagen.

Und ist von meiner Sterbestund
Zuletzt dir nichts geworden kund,
O heil'ger Thorwart, sicherlich
Trifft deß nicht das Verschulden mich; —
Ich starb auf einsamem Wege!
Der langen Wandrung ohne Ruh
Gesellte der rauhe Hunger sich zu,
So ward mein Sterbebette
Das moosige Waldgehege!"

Sankt Petrus drauf: „Es thut mir leid!
Getaucht ward Manchem in dieser Zeit
Sein Haupt in des Jordans heilige Flut,
Und bleibt zeitlebens doch ein Jud'!
Hast du nicht fleißig geübet
Guter Werke genügende Zahl,
Wie's nun geboten ist einmal,
So ist dir nicht zu helfen,
Wie sehr es mich auch betrübet!"

Der Pfeifer drauf senkt traurig den Blick,
Und schaut sein armes Leben zurück.
Wohl dünkt ihm, was er erschauen mag,
Nicht sehr darnach, um an solchem Tag
Zu bestehn vor solchem Richter.
Doch denkt er: Sei auch groß die Noth,
Was ist zu thun, wenn man einmal todt?
Und bekommen also spricht er:

„„O heil'ger Apostel, ob gut oder schlecht,
Was ich geübt, — ich weiß nicht recht!
Doch was ich gethan, that ich mit Lust
Und Lieb', und übt' es, weil ich gemußt!
Drum will ich auch nichts verhehlen!
Mein Leben war, wie des Vogels im Hain,
Ein Klang, — ein Sang in den Tag hinein,
Nicht viel um des Leibs bekümmert,
Noch wen'ger um's Heil der Seelen!

Wo sich mir neigte ein williq Ohr,
Da pfiff ich irisch meine Weisen vor:
Blies morgens einem Kindlein bei der Tauf',
So gut, wie ich's just konnte, auf
Meinen musikalischen Segen, —
Lieh' am Abend meiner Flöte Ton
Einem unglücklichen Erdensohn,
Half ihm nach besten Kräften
Der Spröden Herz bewegen!

Unzählig sind die Liebespaar',
Die ich geleitet zum Altar;
Wohl zahllos auch, die das Schicksal schied,
Die aber scheidend bei meinem Lied
In Thränen sich schier gebadet.
Gar Manchen auf seinem letzten Gang
Geleitete auch meiner Flöte Klang, —
Hat freilich nicht viel genützt ihm,
Doch, hoff' ich, auch nicht geschadet!

Wahr ist's, — ich hab in mancher Schenk'
Veranlaßt unsäglich Gläsergeschmenk,
Den Schlaf um manche schöne Nacht
Bei tollem Saus und Braus gebracht:
Wahr, daß ich gestachelt nicht selten
Bei Kirchweih' und bei Mummenschanz
Das junge Volk zu Jauchzen und Tanz,
Bis daß es umflog im Wirbel
Und Fenster und Tiefen gellten!

Doch hab' ich auch, wo ich irgend im Land
Ein emsiges Häuflein im Felde fand,
Mich eingestellt gar gern als Gast
Und aufmußirt ohne Weilchen Rast
Bis an den sinkenden Abend.
Viel rascher dann sank der Halme Gold,
Und war die Fuhre zur Scheuer gerollt,
So wußten sie mir viel Dank drum
Mit Brod und Trunk mich labend.

Und wo immer von fleißigen Armen ward
Mit Hämmern gezwungen, mit Spaten geschart,
Mit Aexten gezimmert und Hobeln gerührt,
Auch wo nur die Nadel, die Ahl' ward gerührt,
Da ließ ich gerne mich hören,
Und Manchem dabei ward die Mühe leicht,
Und war dann die Feierstunde erreicht,
Froh stimmten wir ein die Aufruh'nden
Mit hallenden, schallenden Chören!

So pfiff ich mein ganzes Leben hin
Bald mit ernstem, bald mit heitrem Sinn,
Und hab' erfreut viel Menschenkind,
Und vielen gelöst die Thränen lind
Von der beklommenen Seele; —
Auch blies ich einmal, daß ich nicht vergeß'! —
— (Der Herr Flötist war berauscht) — in einer Meß'
Ein wundervolles Solo
Vom Blatt weg ohne Fehle!

Dies, heil'ger Petrus, auf ein Haar
Sind all meine Werke ganz und gar,
Die guten, wie die bösen! Und ob's auch schien',
Daß ich viel eher die Hölle verdien',
Woll' doch meiner Bosheit vergessen,
Und gönn' mir ein Plätzchen im Himmelreich,
Und wär's das allerunterste gleich!
Bin ohnehin mein Lebtag
Nicht obenan gesessen!""

Sankt Petrus, ob Solchem bedenklich sehr,
Schüttelt den Kopf sang hin und her.
Dann spricht er: „Mein Freund! Ist Alles recht schön!
Doch gilt das nicht viel in himmlischen Höh'n!
Kannst du nicht Rechnung erstatten
Zum mind'sten, wie's mit deinem Beten bestellt,
Mit deiner Beicht' war in jener Welt,
So grünt für dich kein Ruh'sitz
Im paradiesischen Schatten!"

Und ach, noch bänger wird's als vorher
Dem Pfeifer um's Herz und angstvoll sehr.
Es pocht an die Ripp' ihm mit lautem Schlag,
Nicht weiß er, was er vorbringen mag
Auf solche hochpeinliche Frage.
Nur dieses lallt er mit schüchternem Hauch:
„„Gebetet hab' ich, — und gebeichtet auch!
Doch freilich nach meiner Weise,
Und das nicht alle Tage!

War mir die Seele von Sorg' umhüllt,
Das Herz von Freud' oder Dank erfüllt,
Da nahm ich meine Flöte, und ging hinaus
Zum grünen Wald, und sang mich aus,
Just so, wie ich's fühlte tiefinnen.
Die Vöglein, andächtig, horchten erst auf,
Dann stimmten sie ein mit mir zu Hauf; —
Es mußt' das wohl sein gebetet,
Denn himmelwärts zogen die Sinnen!

Und lag mir was auf dem Herzen arg,
Das heimlich sich wie was Unrechts barg,
Da schloß ich mich ein in mein Kämmerlein
Und weint' es in meine Flöte hinein
So recht aus tiefschmerzlichstem Grunde.
Und wollt' mir zuerst schier brechen das Herz,
Bald los't zu sanftrem Thau sich der Schmerz; —
Es mußt' das wohl sein gebichtet,
Denn leichter ward mir zur Stunde!""

So spricht der betrübte Pfeifer und setzt
Seine Flöte an den Mund zuletzt,
Sankt Peter auch, dem Himmelswart,
Von seines Betens und Beichtens Art
Ein Pröbchen zu Ohren zu führen,
Und hebt an zu blasen, — erst hörbar kaum,
Gleich wie im Lenz oft ein Blütenbaum
Des Morgenodems Säuseln,
Daß leis nur die Blättlein sich rühren

Dann lauter und lauter allgemach,
Als weckt' er mächtige Geister wach.
Die gebunden bisher geschlummert im Rohr,
Und nun, entfesselt, daraus hervor
In hehrem Choral sich heben,
Und stärker und stärker in schwellendem Strom,
Und voller und gewalt'ger, daß bald, wie im Dom
Von schütternden Orgelbrausen
Die Lüfte rings wogen und beben.

Und wie er so bläs't und haucht hinein
In's treue Holz seiner Seele Pein,
Da lösen sich — Sankt Petrus traut
Seinen Augen kaum, da er es schaut, —
Vom Himmelsthor die Riegel;
Und leis allmälig und ungehört,
Als sollte der Pfeifer nicht werden gestört,
Gehn auf der Himmelspforte
Allbeide riesige Flügel.

Und das verschlossen noch zuvor
Dem Aermsten schien, das eh'rne Thor,
Zur herbsten Qual für ewige Zeit, —
Steht offen mit aller Seligkeit
Ihm angelweit gesunder;
Dahinter aber versammelt zu schau'n
Sind all' die heiligen Herrn und Frau'n,
Die sich heran gedränget,
Zu lauschen dem tönenden Wunder.

Betroffen hält der Pfeifer ein,
Geblendet schier vom Glorienschein,
Der heraus von all' den Hauptern quillt; —
Da tritt zu ihm Sankte Cäcilia mild,
Und spricht: „Werth einzugeben
An meiner Hand im Himmelreich
Bist du, an Kunst und Einfalt reich!" —
Sankt Petrus drückt ein Aug' zu,
Und läßt es schweigend geschehen.

Felix Dahn.

Das Lied vom Kaisersohn und vom getreuen Grafen.

„Mein Vater liegt im kahlen Grab, meine Mutter thät' ihn verschmerzen,
Die einem neuen Gatten gab mein Erb' mit ihrem Herzen.
Mein Richter ist's, der mich bestahl, der Waisen Hort auf Erden,
Der Kaiser selbst ist ihr Gemahl, und nie kann Recht mit werden.

Geächtet bin ich und verbannt, gehetzt mit Horn und Hunden,
Ein Bettler irr' ich durch das Land, der Herzog der Burgunden!

Nicht Vater, Mutter, Weib noch Kind darf ich mein eigen nennen,
Die Wölfe sind mein Hofgesind, die in den Wäldern rennen.

Nur dich, mein Freund, dich hab' ich noch, mein Werner, du Getreuer,
Mir mehr als Reich und Scepter doch, als Erb' und Himmel theuer:

Vier Kronen ob der Kaiser hält und Perlen und Juwele,
Mein ist der reichste Schatz der Welt, denn mein ist deine Seele.

Die Menschen lassen uns keine Wahl, sie haben uns ausgetrieben,
Wir wollen sie hassen allzumal, uns beide woll'n wir lieben."

Der Herzog sang's auf dem Falkenstein, der schutterfallnen Veste,
Herr Werner krebenzt ihm Brod und Wein, die Eulen waren die Gäste.

Dann deckt er ihn mit dem Mantel zu, dem einz'gen, den sie hatten,
Der Kaisersohn schlief ein in Ruh' auf armen Binsenmatten.

Herr Werner zog den scharfen Stahl, hielt Wach' am Thor von ferne,
Und hell mit ihrem schönsten Strahl liebkosten ihn die Sterne. —

So lebten sie, vom Sturm umfegt, ein Leben weltverschollen,
Wie oft im Wald ein Recke pflegt, dem Recht und Richter grollen.

Und sagt der Eine Wild und Fisch, der And're schirmt die Veste,
Der reiche Schwarzwald deckt den Tisch dem Kaisersohn auf's Beste.

Und wer zurück vom Jagen kam, der sollte spah'n bedachtig,
Und schnell, wenn er Gefahr vernahm, in's Hüfthorn stoßen mächtig.

Auf das durch einen dunkeln Gang, tief unter der Donau Bette,
Der and're Freund sich waldentlang hinaus in's Freie rette.

Doch ungefährdet lebten sie im dichten Waldgehege,
Und nur der blaue Häher schrie verscheucht auf ihrem Wege. — —

Doch einst kam Werner vor der Pirsch, im ersten Abenddunkeln,
Am Rücken trug er den jungen Hirsch, — da sah er Helme funkeln,

Und sechzig Reiter eisenfest, sieht er des Weges traben, —
Ihr Banner flattert, gebauscht im West, — die Grafensahn' von Schwaben.

Er stutzt — da sprengt Graf Manzold schnell zu ihm mit blankem Schwerte:
„„Du bist des Todes, Waidgesell, verräthst du unsre Fährte.

Auf, nehmt ihn in die Mitte fest — er stirbt, will er sich rühren,
Und vorwärts auf das Felsennest, die Marder auszuspüren.""

Und weiter leise trabt der Zug, — Herr Werner späht mit Sehnen, —
Da sieht er an dem Mauerbug den jungen Herzog lehnen.

Und nach dem Horn greift er in Hast und stößt darein mit Schallen:
„Flieh, Herzog Ernst, flieh ohne Rast — laut ruft er's noch im Fallen.

Und Herzog Ernst vernahm den Ruf und wandte sich erschrocken,
Und sah zerstampft von Rosses Huf Herrn Werners braune Locken.

Und sah den Führer ziehn den Stahl roth aus Herrn Werners Herzen,
Er sah's und schrie und sprang in Thal und schwang sein Schwert in Schmerzen:

Vorüber am geheimen Weg, herab den Fels, den Hügel,
Hoch über Graben, Wall und Steg, es war, als hätt' er Flügel.

Und Werner! schreit er jetzt am Ziel, da sprach der Graf behende:
„Ist das Herr Werner, der da fiel? Da ist mein Amt zu Ende.
Der Kaiser grollt nur ihm allein, der ihm dein Herz genommen,
Du aber sollst begnadet sein, Herr Herzog, und willkommen.
Lothringen sollst du und Burgund und des Vaters Erbe haben,
Ich bürg' es dir mit Hand und Mund, ich Mangold, Graf in Schwaben.

„Ha Fluch dir, und dem Kaiser Fluch! gebt mir Herrn Werner wieder!"
Und scharf durch Schild und Brünne schlug sein Schwert den Grafen nieder.

Und schlug den Bannerwart danach, und schlug noch drei der Knechte,
Bis klirrend ihm die Klinge brach und riß das Brustgeflechte.

Da traf sein Speer, — die Knechte slob'n und ließen die Freunde schlafen,
Das ist das Lied vom Kaisersohn und vom getreuen Grafen.

Gothentreue.

Erschlagen lag mit reisiger Schaar
Der König der Gothen, Winithar.

Die Hunnen jauchzten auf blut'ger Wahl,
Die Geier stießen herab zu Thal.

Der Mond schien hell, der Wind pfiff kalt,
Die Wölfe heulten im Föhrenwald.

Drei Männer ritten durch's Haidegefild,
Die Helme zerschrotet, zerhau'n den Schild.

Der Erste über dem Sattel auer
Trug seines Königs zerbroch'nen Speer.

Der Zweite des Königs Kronhelm trug,
Den mitten durch ein Schlachtbeil schlug.

Der Dritte birgt mit treuem Arm
Ein süß Geheimniß im Mantel warm.

So kamen sie an die Donau tief,
Und der Erste hielt mit dem Roß und rief:

„Ein zerhau'ner Helm, ein zerbroch'ner Speer
Vom Reiche der Gothen blieb nicht mehr."

Und der Zweite rief: „In die Wellen dort
Versenkt den traurigen Gothenhort.

Dann springen wir selbst von des Flusses Rand,
Was säumst du, Meister Hildebrand?"

„Und tragt ihr des Königs Kron' und Speer —
Ihr treuen Gesellen, ich habe mehr."

Und auf schlug er seinen Mantel weich:
„Hier trag' ich der Gothen Hort und Reich,

Und habt ihr gerettet sei'n Speer und Kron,
Ich habe gerettet des Königs Sohn.

Erwache, mein Knabe, ich rufe dich,
Du König der Gothen, Jung Dieterich!"

An nus're Sprache.

Wohl schmückt dich, Mutter reich an Schöne, so manchen Liedes Ehrenpreis.
Und deine sangeskund'gen Söhne wetteifern dir zu Lob und Preis;
Drum nicht, um deinen Ruhm zu mehren, nein, zu willfahren tiefem Drang,
Erheb' ich laut zu deinen Ehren den Dank-entzückten Lobgesang.

O ihr voll Kraft und voller Milde, die ihr die Seele füllt und beugt,
Ihr edeln deutschen Klanggebilde, aus Schönheit und aus Ernst gezeugt,
Gleich wie der Strom aus Felsenschranken brecht ihr aus tiefer Brust hervor,
Und schwungvoll tragt ihr den Gedanken hoch wie ein Flügelroß empor.

Ihr tönet fort seit grauen Zeiten, und wo ein groß Verhängniß naht,
Wo sich in der Geschichte Schreiten vollendet eine Riesenthat,
Da, ob sie klage, ob frohlocke, da schlägt, die beides herrlich kann,
Da schlägt wie eine Schicksalsglocke die deutsche Sprache mächtig an.

Der Römer hörte schon ihr Brausen, da sich sein Stern geneigt zum Fall,
Er hat's gehört und hat mit Grausen ein Sturmgeheul genannt den Schall.
Und als der Hunne ward bezwungen und als die Gottesgeisel brach,
Da klang das Lied der Nibelungen, wie Schwerterschlag auf Schilden, nach.

Und es verkehrte sich in Jammer der Sarazenen Stolz und Spott,
Als auf ihr „Allah" Karl der Hammer entgegenrief: „Und mit uns Gott!"
Und da vollendet bis zur Zinnen des Mittelalters stolzer Dom,
Als seine Orgel rauschte drinnen des deutschen Sanges voller Strom:

Da hör' ich eure Harfen klingen und tausend Ahn're ruft ihr wach,
Herr Heinerich von Osterdingen, und du, Herr Wolfram Eschenbach. —
Bald war der stolze Bau zerbrochen, dem Moder schien die Welt geweiht,
Da ward in deutschem Laut gesprochen das Zauberwort der neuen Zeit.

Auf thatest du, o em'ge Mutter, dein unerschöpflich reich' Gewand,
Und gabst dem wortgewalt'gen Luther das Schwert des Sieges in die Hand.
Lebendig rauschten neu die Psalmen, so herrlich wie sie David sang,
Der Hauch vom Jordan und den Palmen flog jetzt durch Deutschland rheinentlang.

Und Worten, aller Wunden Labe, die fern die höchste Liebe sprach,
Sann jetzt der blonde deutsche Knabe am Schooße seiner Mutter nach. —
Und als auf's Neu' nach dumpfen Zeiten scholl ungestüm der Freiheit Ruf,
Seh' ich ein Paar gewaltig schreiten, das im Gesang die Freiheit schuf.

Nachdem schon mancher Schlichter, Stiller, das todte Wort zu wecken rang,
Kam jener königliche Schiller mit seinem eh'rnen Heldengang:
Wie einen Kaisermantel prächtig schlug er die Sprache um sich her,
Bei jedem Schritte rauscht sie mächtig, von Wohllaut und von Fülle schwer.

Und schön, wie eine Zauberflöte, die alle Weisen bannt und zwingt,
Erhebt die süße Stimme Goethe, daß Erd' und Himmel wiederklingt.
Er zürnt, die Elemente brausen, er lacht, es klingt wie Glockenerz,
Er träumt — und ahnungsvolles Grausen beschleicht das hingegebne Herz.

O tönet fort, ihr heiligen Zungen, darin mein Volk frohlockt und klagt,
Du Saitenspiel nie ausgeklungen, du Räthsel niemals ausgesagt,
Tönt fort: so hold in Kindeslallen, aus Frauenmund ein Zauberborn,
Im Freudenlied ein Harfenschallen, ein ganzer Donnerschlag im Zorn.

Und wo die Ruhestatt sich wähle in fernem Land ein deutscher Schritt,
Er trage treu wie seine Seele der Heimath edle Sprache mit:
Sie geht mit uns im Zug der Heere, sie geht mit uns im Wanderzelt,
Und bauet jenseits blauer Meere uns eine zweite deutsche Welt.

C. B. Steinheuer.

Ade um Lenz und Liebe.

Es trägt der Wald sein Sterbekleid,
Die Luft ist schwer und trübe;
Nun fahret hin, o Luft und Leid!
Vorbei ist Lenz und Liebe!

Du hast den langen Sommertag,
Wo du sie nur gefunden,
Die Blumen rings am Busch und Hag
Zum duft'gen Kranz gewunden.

Im Walde, wo dein Lied erscholl
Wie selig war dein Säumen!
Wenn mit den Wolken sehnsuchtsvoll
Hinzog dein süßes Träumen.

Nun trägt der Wald sein Sterbekleid,
Es rauscht zu deinen Füßen
Der Bäume fahle Herrlichkeit,
Ein mahnend Todesgrüßen.

Dir ist, als ob ein treuer Freund
Gestorben und geschieden,
Auf ewiglich verloren scheint
Dir Glück und Ruh und Frieden.

Voll Trauer beugst du still das Haupt:
Ade nun Lenz und Liebe!
Es stiebt der stolze Wald entlaubt,
Die Luft ist schwer und trübe.

An den Wald.

Dir hab' ich so oft gemeint, gelacht
Mein Leid und meine Freude,
Dir Alles vertraut, gejubelt, geklagt —
Und wir verstanden uns Beide.

Und wenn ich gejauchzt vor innerer Lust,
Wie rauschtest du mit den Zweigen:
Als hättest du all meine Lust gewußt,
Und könntest dazu nicht schweigen.

Und wenn ich dir all' meine Schmerzen vertraut,
Meine Leiden und all' meine Klagen —
Wie ließest du tröstend beruhigend laut
Die lieblichsten Sänger schlagen.

Du botest dein Moos zur erquickenden Ruh',
Und kühlenden Schatten dem Müden;
O friedlicher Wald! wie brachtest du
Dem Herzen den seligsten Frieden.

Wie hab' ich so oft in seligster Rast
Dir träumend im Schooße gelegen,
Wie hast du so liebreich dem säumenden Gast
Ertheilt deinen Waldessegen.

O, nimm mich auf, grünwogender Wald,
Noch einmal, und flüstere wieder
So selig wie sonst mit süßer Gewalt
Die lieblichsten Zauberlieder.

Noch einmal bringe mein Herz zur Ruh'
Von seinen Schmerzen und Leiden,
Noch einmal spreche mit trostreich zu,
Eh' der Winter uns mahnt zum Scheiden.

Herbstklage.

Daß der Herbst auch gar so bald
Eine Blume nach der andern,
Und das Laub im grünen Wald,
Und die Vöglein heißet wandern!

Hat das Herz doch gar so viel
Fragen nach dem Lenz zu stellen,
In dem Blüth- und Liederspiel
Noch so Manches zu bestellen.

Noch zu haschen manches Bild,
Noch so Vieles zu begrüßen —
Doch der Herbst kommt rauh und wild,
Tritt sein Liebstes ihm mit Füßen.

Ach, die Rose sie verblich,
Eh' ich wagte sie zu fragen:
„Liebe Rose, liebst du mich?"
Hat er sie in's Grab getragen.

Und mit kaltem Todeshauch
Will er jede Lust verjagen,
Und ich hör, im kahlen Strauch
Noch die letzte Drossel klagen:

Daß der Herbst auch gar so bald
Eine Blume nach der andern,
Und das Laub im grünen Wald,
Und die Vöglein heißet wandern.

Erster Schnee.

Noch umsinnt dich stilles Träumen,
Und in süßer Blüthenpracht
Fühlst du jede Lust und Wonne,
Die der Sommer dir gebracht.
Plötzlich wachst du auf erschrocken,
Denn aus grauer Nebelhöh'
In viel tausend Silberflocken
Fällt der erste Winterschnee.

Noch durchströmt dich frisches Leben,
Und du fühlst die rechte Kraft,
Die in deinem besten Streben
In dir gährt und sinnt und schafft.
Doch in deinen dunklen Locken,
Mahnend an des Alters Nah',
Zeigen sich schon Silberflocken
Als der erste Winterschnee.

Wenn im kindlichen Gemüthe
Kaum zum Lebens Lenz erwacht,
Früh schon welken Knosp' und Blüthe
Von des Schicksals kalter Macht.
Wenn statt Jubel und Frohlocken
Sinkt in's Herz ein schneidend Weh —
Das, auch das sind Winterflocken,
Das, auch das ist Winterschnee.

An's Gebetbuch.

Wenn ich irre auf dem Lebensmeere,
Wenn ich säumte, wo mich rief die Pflicht,
Wenn ich schwankte, wo es galt die Ehre —
Herr, o geh' mit mir nicht in's Gericht!

Laß den Weg mich finden, will ich wanken;
Meiner Seele gieb die rechte Kraft,
Daß voll Segen, was sie sinnt und schafft,
Und bewahre sie vor Mißwachs der Gedanken.

Mach' daß bis zum Ende meiner Tage
Dich mein Lied in allem Schönen preist,
Daß ich stets nur Dich im Herzen trage,
Und voll Deines Geistes sei mein Geist.

Flüchtiger Gruß.

Ich schweifte auf eines Gebirges Kamm
Mit freiem Blick in die Weiten,
Mir war zu Sinnen so wundersam,
Ich wußt' es selbst nicht zu deuten.

Da sah ich lustige Burschen zieh'n
Auf breitem Strome im Nachen,
Es schallten herüber die Melodien,
Ihr jugendlich lustiges Lachen.

Wie sprach die Jugend so frisch, so laut,
Wie haben die Becher geklungen,
Es hielt der Arm des Herzens Braut,
Blondlockige Maid umschlungen.

Ich stimme mit ein in die Melodei
Von eurem Jubel und Singen,
Und hört ihr den Klang, so glaubt, es sei
Des Echo's Wiederklingen. —

Ihr habt mir beschworen die alte Zeit,
Helltönend steigt sie hernieder,
Der Jugend trunkselige Herrlichkeit
Erwacht mir im Herzen wieder.

Sie war so fröhlich wie Ihr, so laut,
Voll frischem Lieben und Leben,
Sie hat mir selig in's Herze geschaut,
Den vollsten Becher gegeben. —

Schon schwindet der Zug an dem Bergeshang
Aus den Augen, den freudig hellen,
Doch an das Schifflein noch denk ich lang,
An die lustig frohen Gesellen.

Georg Pick.

Christnacht.

Vor' ich aus dem Klang' der Glocken
Meiner Jugend Traum heraus?
Ach die lieben Töne locken
In die Christnacht mich hinaus.

Tausend goldne Sterne prangen
Hoch im dunklen Himmelsraum,
Und die Welt ruht schlafbefangen
Noch in tiefem, süßen Traum.

Feierliches, heil'ges Schweigen,
Wie im hehren Gotteshaus,
Wenn beim Haupt- und Kniee-Beugen
Sich ergießt der Andacht Strom!

Blick' ich auf in's Lichtgefunkel,
Stern aus Juda, denk' ich dein:
Schwebtest doch auch du im Dunkel
Banger Stunden ganz allein.

Ach, auch deine Strahlen trafen
Eine Welt voll Träumer an,
Wen'ge hatten ausgeschlafen,
Folgten deiner hehren Bahn.

An der Menschheit tiefstes Sehnen
Legtest du dein lauschend Ohr,
Ihres größten Schmerzes Thränen
Quoll'n aus deinem Aug' hervor.

Und du sprachst wie Menschen sprechen,
Wenn sie Lieb' und Lenz umlicht,
Liebe war dein groß Verbrechen,
Und die Welt vergab es nicht.

Tausend waren deine Feinde,
Flochten dir den Dornenkranz,
Ach, und auch die wen'gen Freunde
Kannten ihren Freund nicht ganz.

Aber wir, die Geistes-Erben
Mächtiger Vergangenheit,
Wollen wir den Ruhm erwerben,
Groß zu sein wie keine Zeit:

O so laßt uns ihn erkennen,
Wie ihn keine Zeit erkannt,
Und „des Menschen Sohn" ihn nennen,
Wie er selber sich genannt!

Ach, wann sinkt der Nebelschleier
Von der herrlichen Gestalt?
Erste große Welten-Feier,
Komme bald, o komme bald!

Die Schlummernde.

Wie liegst du lieblich schlummernd da
Mit fromm gefaltnen Händen!
Wer einmal, einmal so dich sah,
Möcht' nie sich von dir wenden.

Ein holdes blühend Wangenpaar,
Die Lippen halb geschlossen,
Von seidenlosem Lockenhaar
So Haupt als Brust umflossen.

Vernehmbar nicht, doch sichtbarlich
Die leisen Odemzüge! —
So selig schläft und träumet sich
Kein Kindlein in der Wiege.

Könnt' ich in deine Träume sehn,
Was würd' ich da erblicken!
Gewiß es würden lichte Fee'n
Mir Gruß und Willkomm nicken.

Vielleicht auch, während mich entzückt
Dein Odem leis umfächelt,
Hast du im Traum mein Bild erblickt
Und hold ihm zugelächelt.

J. J.

Des Alten Sehnsucht nach der Haide.

Kannst du der Immlein Lied verstehn
Im grauen Haidekraut?
Der leichten Winde wechselnd Wehn
In Klag- und Wonnelaut?
Das Auge schaut so fern, so fern
Gebild' von Duft und Wind:
Da träumt' ich einst so oft und gern —
Ein glücklich Haidekind.

Mein Röschen lag mir an der Brust
In sel'ger Engelsruh,
Und horcht' mit träumrisch-stiller Lust
Dem Lied der Immlein zu;
Und weithin durch die Haide drang
Der Herzen Wonneschlag,
Noch immer hallt's wie Harfenklang
Mir in der Seele nach.

Kannst du der Immlein Lied verstehn
Im grauen Haidekraut?
Kannst du die Traumgestalten sehn
Von Nebelduft gebaut,
Wann abendlich ein sanftes Glüh'n
Die ferne Grenze säumt,
In weiter Wölbung drüberhin
Der Himmel selber träumt?

So komm, o komm in's Haideland,
Mein Herz hat hier nicht Raum!
Ich träum', wo erstes Glück ich fand,
Dann meinen letzten Traum.
Mein altes Haupt sehnt sich zur Ruh —
Komm, Knabe lieb und traut,
Und dr[illegible]' mir sanft die Augen zu
Daheim im Haidekraut!

Abendlied.

Die Wiesenäuglein thun sich zu,
Sein Treiblatt schließt der Klee;
Nun, armes Herze, schließ auch du,
Vergiß so Mub als Weh!

Es wiegt der Wind den Wald in Traum —
Nun träum' auch du, mein Herz,
Dich wolkenhoch vom Erdenraum
Nacht heim- und sternenwärts!

Heinrich Leise.

Weihe der Nacht.

Es legte die Nacht den dichten Schleier
Auf Thal und Höhen, Wald und Flur,
Die Sterne ziehn in ernster Feier
Gleich goldnen Funken im Azur.

Nun tritt beseligt in das Freie,
Vom linden Nachthauch angeweht,
Und tief empfindest du die Weihe,
Dein stummer Blick wird zum Gebet.

Der Vogel schlaft auf schwanken Zweigen,
Sein Schlafgemach ist dicht belaubt,
Die Blumen und die Blüthen neigen
Mit Thau beschwert das lichte Haupt.

Wie ist's so stille in der Runde,
Dein Geist erhebt sich unbeschränkt,
Und trägst du eine Herzenswunde,
Wird sie mit Balsam dir getränkt.

Wie du auch forſchteſt unverdroſſen,
Was du erſonnen, was erdacht,
Das Räthſel wird dir erſt erſchloſſen,
Im heil'gen Bann der Mitternacht.

Der ernſte Tag mit ſeinen Mühen
Tönt keinen Zauber in dein Ohr,
Die Lieder und Gedanken blühen
In ſtiller Mitternacht empor.

Was in der Stille tief verborgen
Gleich einem Samenkorne ſprießt,
Das wird zur Blüthe, die dem Morgen
In heller Schönheit ſich erſchließt.

Willkommen ſei, du ſternenvolle,
Du milde, heil'ge Maiennacht,
Du hebſt den Geiſt von trüber Scholle,
Daß er im reinern Licht' erwacht.

Lied und Blüthe.

So manches Lied, das ich geſungen
Und mit bewegtem Herzen ſchrieb,
Es iſt verrauſcht, es iſt verklungen,
Und weder Wort noch Ton verblieb.
Und dennoch hat's in trüben Stunden
Zu friſcher That das Herz gewedt,
Und hier und dort hat's manche Wunden
Mit mildem Balſam zugedeckt.

Nicht ſchmerzt mich, daß mein Lied vergeſſen,
Das mir der Augenblick gebar,
Da es wie and're unermeſſen
Ein friſcher Sproß der Stunde war.
Was nur der Augenblick geboren,
Was unter Schmerzen nicht entſtand,
Gleicht's nicht dem Körnlein, das verloren
Der Sämann auf dem dürren Sand?

Verſchiedenartig ſind die Lettern;
Mich freut's, den lichten Thau zu ſehn,
Wie blitzt er auf den grünen Blättern,
Doch ach! wie bald muß er vergehn.
Auf friſcher Flur das Maienglöckchen,
Wie bald ſinkt's in dem lichten Kleid,
Goldkäfer mit dem Panzerröckchen
Lebt auch nur eine Spanne Zeit.

Und dennoch ſiehſt du immer wieder
Nach rauher Winterſtürme Weh'n,
Der Blumen Schmelz und kleine Lieder
In Flur und Herzen auferſtehn.
Kein voller Ton geht je verloren,
Kein friſcher Trieb in Wald und Flur,
Du ſiehſt ſie immer neugeboren
In tauſend andern Formen nur.

Herbſtträume.

Kahl ſteht das Feld, und öde liegt die Haide,
Mit dürren Zweigen rauſchen Wald und Hain,
Und jubelnd führt der Landmann das Getraide,
Die Frucht der Fluren in die Scheuern ein.

Der Wein gedieh im goldnen Strahl der Sonnen,
Du ſahſt am Bergesſaum die hehre Pracht,
Schon gährt der junge Moſt, gefüllt in Tonnen,
Der glorreich einſt erſteht aus dunkler Nacht.

O, wie ſich überall die Hände regen,
Auf weitem Feld und an der Berge Saum,
Es faßt der Fluren überreichen Segen,
Die goldne Frucht, des Landmanns Scheuer kaum.

Und haſt auch du geſät in Frühlingstagen?
Sahſt reifen du das Korn im Sonnenbrand?
Schwankt hochbeladen jetzt der Erntewagen
Vom ſtillen Feld, bebaut von deiner Hand?

Als Andre pflanzten, haſt du friſch gerungen,
Du haſt geträumt im blüthenreichen Hain,
Du haſt dir keinen goldnen Halm errungen,
Und keine Frucht des Feldes nennſt du dein.

Und dennoch haſt du in des Lenzes Tagen
Die Körner des Gedankens ausgeſät,
Sie keimten, und ſie haben Frucht getragen,
Wenn auch manch Korn der rauhe Sturm verweht.

Die Frucht, die du geborgen, ſind Gedanken,
Sie reiften dir in Lenz- und Sommer-Luſt,
Sie ſind es, die im trüben Winter ranken
Das friſche Grün um eine warme Bruſt.

Beachtet Ihr sie nicht im Weltgewühle,
Und scheint Euch arm und kärglich mein Gewinn,
Der Jugend Traum, des Lenzes Hochgefühle
Für alles Gold der Welt nicht geb' ich's hin.

Kahl steht das Feld; — verstummt sind Sang und Lieder,
Mit dürren Zweigen rauschen Wald und Hain,
Es grünt die Flur, die Nachtigall singt wieder,
Und jung von Herzen, laßt uns fröhlich sein!

Seemannsleben.

Ich stürz' mich gern in's laute Treiben,
In's bunte Volksgewühl hinein,
Und schlürfe hinter trüben Scheiben
Aus klaren Bechern kühlen Wein.
Mir winkt das Schild „zur goldnen Rose"
Und bunte Seemannsfahnen weh'n,
Dort stampft den Hornpipe der Matrose,
Und singt im Chore: „Mary Blaine".

Hier sind noch kräftige Gestalten,
Wie auf den Tisch die Faust sich stemmt!
Des Seemanns weiße Zähne halten
Die kurze Pfeife festgeklemmt.
Das sturmgepeitschte Meer, es lodert
Beständig ihn zum wilden Tanz,
Keck blickt er um sich, und es lodert
Im dunklen Aug' ein heller Glanz.

Du siehst den Schweden und den Friesen,
Den Spanier mit dem dunkeln Haar;
Die Gluth des Südens bräunte diesen,
Das Antlitz jener leuchtet klar.
Und du, der jüngst so unerschrocken
Auf offner See das Steuer hielt,
Wer weiß, wie bald mit deinen Locken
Des Meeres salz'ge Woge spielt!

Hoch ist die grüne Flur zu preisen,
Ihr Lob auch kündet manches Lied,
Drauf mühsam mit dem scharfen Eisen
Der Ackersmann die Furchen zieht;
Aus dessen Händen das Getraide
Zu neuem Kreislauf auferstehet,
Der starken Arms auf Feld und Weide
Die goldnen Halme niedermäht.

Doch herrlicher scheint mir der Acker,
Wenn auch sein glatter Spiegel trügt,
Den mit dem scharfen Kiele wacker
Des Meeres Schwan, das Schiff, durchpflügt.
Und wenn dann bei der Flut Getose
Der Sturm sein wildes Leiblied singt,
Und festen Auges der Matrose
Von Aas zu Aas sich jauchzend schwingt.

Des Meeres langgedehnte Wellen,
Sein Gischt und stolzer Wogenschlag,
Sie lassen deine Pulse schwellen
Und rufen hehre Bilder wach.
Sturmwögeln gleich, ziehn die Gedanken
Auf's Meer so weit und grenzenlos; —
Wie birgt so manchen Sehnsuchtskranken
Sein kühler, kristallner Schooß!

Karl Stelter.

Die Tanne zu Clisson.

Zu Clisson in dem Schloßhof der Brunnen ist versiegt,
Drin der letzte Burgherr im stillen Grabe liegt.
Es war im Bendéekriege, da tobte hier der Kampf,
Um's Schloß von Clisson wogte der schwarze Pulverdampf.

Graf Clisson lehnte kämpfend im Hof am Tannenbaum,
Mit seinem scharfen Schwerte fegte er rein den Raum.
Schon thürmten hoch zu Haufen vor ihm die Leichen empor,
Es wich auch Mancher blutend vor ihm zurück durch's Thor.

Da, aus des Schlosses Pforte, mit wallenden Haaren, flog
Ein lichtes holdes Mädchen — die Mörder brüllten ein: „Hoch!"
Ein Hoch der jungen Herrin — und in des Brunnens Grund
Stürzten die rohen Rüste die schöne Maid zur Stund.

Graf Clisson übermannte der Schmerz um's einz'ge Kind,
Aufbraust er, wie im Forste aus Nord ein scharfer Wind,
Er bricht eine schlanke Tanne mit starkem Arm entzwei
Und rechts und links ausschlagend, tödtet er ihrer Drei.

Das war die letzte Arbeit, die letzte Kraft des Arms,
Dann sank er hin als Opfer des zügellosen Schwarms.
Mit Schwert und Tanne stürzten den Schloßherrn sie hinab —
So senkten sie den Vater zur Tochter in das Grab.

Schloß Elsson liegt zertrümmert, doch in dem oden Raum
Trägt noch die breite Krone der grüne Tannenbaum,
Entwachsen edlem Blute in jammervoller Zeit
Trägt um die Letzten des Stammes er noch das dunkle Kleid.

Müller von der Werra.

Vorfrühling.

Der Reif thaut von den Bäumen,
Der Schnee schmilzt über Nacht;
Die jungen Knospen träumen
Von neuer Blüthenpracht.
Leis' klingt es in den Winden
Durch Wald und Hag und Hain:
Das erste Lenzempfinden
Belebt die Vögelein.

An jedem Strauch und Stöckchen
Dringt Aug' um Aug' hervor.
Schon heben sich Schneeglöckchen
Im Waldesgrund empor!

Und in den Lüften wallet
Einsam ein Vogelzug,
Deß Frühlingsgruß erschallet
Vom Süden her im Flug.

Nun treibt ein neues Leben
Warm in der Erde Schooß
Und schafft mit vollem Streben
Geheim ein bessres Loos.
Bald sprossen frische Triebe
Voll Duft und Seligkeit,
Dann blühen Lenz und Liebe
Als schöne goldne Zeit!

Lenzgesang.

Der Lenz ist da in voller Wonne
Und Alles jauchzt und jubelt laut!
Im neuen Glanze grüßt die Sonne,
Die Erde schmückt sich selbst als Braut.
Es ist, als ob der Lenz vergüte,
Was uns der Winter Leid's gethan; —
Die Freude schlägt aus Blatt und Blüthe
Und zündet alle Herzen an!

Und schön, wie nur im Paradiese,
Erscheint die Flur in Prunk und Pracht;
Im grünen Wald und auf der Wiese
Da klingt's und singt's bei Tag und Nacht.

Neu lebt der Mensch auf im Gemüthe,
Zum Himmel zieht's ihn froh hinan! —
Die Liebe schlägt aus Blatt und Blüthe
Und zündet alle Herzen an!

Und seht, aus dunklen Waldesklüften
Dringt frisches Leben auch hervor!
Frei, wie der Vogel in den Lüften,
So schwingt sich unser Geist empor.
Ein jeder Blick zeigt Gottes Güte,
Und alle Welt freut sich daran! —
Die Freiheit schlägt aus Blatt und Blüthe
Und zündet alle Herzen an!

Waldmorgenlied.

Am Morgen wandre still im Wald,
Wenn hell die Vöglein singen;
Dann wird ein frohes Lied dir bald
Auch durch die Seele klingen!
Es wird das Lied den Frühling dir

Verkünden, — ja verkünden!
Vom Frührоth will das Herze schier
In Liebe sich entzünden!
Wer weiß, was da noch kommen mag,
Ei, guten Morgen, guten Tag!

Und jedes Blatt und jeder Halm
Wiegt sich in Freudenzähren;
Die Bäume rauschen einen Psalm,
Als ob voll Dank sie wären!
Und alle Wipfel neigen sich
Entgegen, — ja entgegen!
Als grüßten sie sich feierlich,
Gerührt vom Himmelssegen!
Wer weiß, was da noch kommen mag,
Ei, guten Morgen, guten Tag!

Die Wölklein ziehn wie leichter Sinn
Wohl in die Ferne weiter;
Und in dem trübsten Herzen drin
Wird Alles froh und heiter!
Drum wiss', es kann die frühe Stund'
Nur frommen, — ja nur frommen!
Denn ein Geheimniß thut sich kund,
Die Liebe ruft willkommen!
Wer weiß, was da noch kommen mag,
Ei, guten Morgen, guten Tag!

Jul. Grosse.

Neue Lieder.

1.

Du bist so schön, du weißt es selbst nicht, wie
In holder Fülle deiner Traumesjugend,
Um deinen Schlaf tönt Geistermelodie,
Und wo du wandelst, lauschen Elfen tugend.
Die Feen der Nächte beugen dir das Knie,
Denn mehr als ihre Macht strahlt deine Tugend.
Erwachst du dann, bestaunst du wohl die Erde
Mit großem Arg', als ob sie fremder werde.
Du bist so schön, du weißt es selbst nicht wie,
O nie erwache aus dem Traum der Jugend.

Du bist so gut. Kein Morgen ist so klar,
Der auf die Berge ausgeht Strahlenwellen;
Kein See so tief, kein Bibelwort so wahr,
Wie deine Augen sind, die treuen, hellen.
Als stünd' in deiner Seele ein Altar,
Von dem der Demuth Weihrauchwolken quellen,
Auf dem die Güte flammt und das Erbarmen,
Daß alle Stolzen werden hier zu Armen.
Du bist so gut, kein Morgen ist so klar,
Mich überschauert's wie mit Lichteswellen.

Und dennoch bist du grausam, schön und gut,
Daß an dir sterben alle Lustgedanken: —
An eh'rnen Mauern bricht des Ritters Muth,
Nur eine Psyche tritt in seine Schranken.
Um Seelen gilt es, nicht um sterblich Blut.
Wer wagt, im Seelenkampfe nicht zu wanken?
Ist er nicht rein wie du, so mag er sterben,
Und zum Gerichte wird ihm ein irdisch Werben.
Doch wer bereinst in deinem Arm geruht,
Der braucht vor Tod und Schicksal nicht zu wanken. —

2.

Ich weiß die Zeit, da ich von Särgen träumte,
Und dennoch glücklich war;
Von wandelnden Leichen, die das Haar mir sträubten,
Von Donnertönen, die mein Ohr betäubten,
Und dennoch war mein Leben licht und klar.

Nun träum' ich oft von Blumen und von Lichtern,
Von sanftem Feengesang,
Duftreichen Hainen und von Huldgestalten;
Doch wach ich auf, im Bann von Sturmgewalten,
Ein Leben ist's voll Leiden schwer und bang.

Allmächtige Liebe, die die Berge ebnet
Und Freuden schuf aus Grau'n —
Laß mich erleben, was im Traum ich schaute,
Gieb Liederkampf und Sturmgesang der Laute,
Im Leben doch laß mich am Frieden bau'n.

3.

Weltgeist, unendlicher — siehe, wir beiden
Pilgern auf Erden, Frieden zu suchen
Liebe zu finden und das verschwundene
Eden der Welt. —

Meere, du schufest sie, brüllend zu toben,
Länder und Berge, um Feuer zu werfen,
Ragende Dome und goldene Städte
Sanken zu Grund. —

Aus zerschlagenen Stämmen des Hochgebirgs
Baut der Waldler sich schirmende Hütten.
Hoch an Wildwassern jaget der Jäger
Fluchtendes Wild. —

Tief in den Schachten flimmern die Lämpchen,
Hämmer erdröhnen durch hallende Felsen,
Ueber die Haiden ziehen die Schwäne
Südwärts dahin. —

Ueberall Unruh', kampfend Begehren,
Rastlos es Schweifen, Müden und Dulden.
Weltgeist unendlicher, wo ist die Liebe
Wo ist das Glück? —

Der du die Könige stürzest und Städte
Zürnend verheerst in Seuchen und Flammen,
Der du allgütig aus leblosem Felsen
Weckest den Quell —

Der du den Waisen die säugende Mutterbrust
Und den Vertriebenen Heimat im Wald gabst,
Der du aus pfadlosen Meeren schon Inseln
Hobest zum Licht —

Weltgeist, unendlicher, senke dein Auge
Gnädig auf diese kindliche Stirne
Daß wir auf Erden in Liebe vereinigt
Wandeln vor Dir. —

Laß uns zur Ehre dir bauen ein Haus auf,
Glücklichen Enkeln noch lehren im Alter
Deinen Namen, allmächtiger, milder
Vater der Welt! —

4.

Flocken fallen über Nacht
Tief und weit und breit,
Daß die Wege und Straßen all'
Morgen sind verschneit.
Ueber Nacht auch kalt und heiß
Kommen Gedanken schwer,
Daß das Herz auch morgen weiß
Seinen Weg nicht mehr. —
Und fiel Schnee noch tausendfach,
Einstens die Sonne scheint.
Nur Träume sind's, ihr Augen trüb',
Die machten euch verweint.
Doch das Herz geht alten Pfad
Seiner Sehnsucht kühn,
Sonne meiner Liebe, laß'
Rosen darauf blüh'n.

5.

Kein Stern ist in Wolken zu sehen,
Alle Sterne trag' ich in mir —
Kein Laut durch die Oede will wehen,
Alle Hymnen tönen in mir. —
Nur Nacht und Winter wohnt draußen
Schauernd, unheimlich und wüst,
Weil Nacht und Frost von mir schwanden
Seit ich den Mund dir geküßt.

6.

Wolken und Wölkchen
Schwimmen so weich und sacht
Droben am Himmel in
Blitzender Mondespracht. —
Locken und Löckchen
Fließen so weich und dicht,
Schatz, um die Stirne dir
Und um dein Angesicht. —

Aber die hüllenden
Locken, die streich' ich leis'
Dir von den Schläfen und
Küsse dein Auge heiß. —
Aber die schleiernden
Wolken dort oben weit,
Die laß' ich ziehen,
Die haben gute Zeit! —

Strahlt mir dein Antlitz nur
Wolkenlos Augenglanz,
Mag überschatten uns
Nächtliches Dunkel ganz.
Könnt' ich dem Monde auch
Verjagen die Wolken weit,
Thät' ich's doch nimmer — ein
Lauscher war's allezeit.

Ludwig August Frankl.

Technik und Fantasie.

Technik.

Wenn überblickend ich die Welt betrachte,
Die Elemente alle dienen mir!
Was Dädalos mit kühnem Geist schon dachte,
Bald herrschen werd' ich auch im Luftrevier.
Die Speichen treib' ich und die Kraft der Räder,
Zum Hauch vergeistigt wirkt des Wassers Kraft,
Und aus der Erde innerstem Geäder
Hol' ich den Edelstein, des Goldes Pracht.

Was einst nur das Geheimniß jen'ner Weisen,
Ist nun Besitz auf allen Erdenkreisen.
Was tausend Arme mühsam sonst vollenden,
Mit blut'gem Schweiß der Menschen Stirnen netzt,
Maschine mit den harten Eisenbänden
Ist der moderne Zauberlehrling jetzt.

Fantasie.

Dir ziemt es, Erdensohn! der ungestümen,
Der wilden Kraft dich stolz und kühn zu rühmen,

Die, wenn die Esse lohkt, das Rad sich schwingt,
Der Ambos dröhnt, Gewaltiges vollbringt.
Doch der du's dankst, des Ursprungs sei gedenk,
Wenn deine Kräfte rings die Welt erfreuen,
Die sie zu finden lehrt, ist ein Geschenk
Der Fantasie, der ewig schöpferischen.

Technik.

Leg' ich dem Blitz selbst nicht die Eisenschienen?
Gehorsam schlängelt er von Thurm und Dach,
Und den Gedanken — Flügel leih' ich ihnen,
Gesprochen kaum, hallt sie die Erde nach.
Und die ein Gott getrennt seit Urwelt-Stunden
Durch einen endlos weiten Ozean,
Elektrisch führ' ich unter ihm die Bahn, —
In eine sind der Welten zwei verbunden!

Fantasie.

Doch Einer war's, der schlug vor dir die Brücke
Ahnender Fantasie zur neuen Welt —
Was du erreichst an des Verstandes Krücke,
Hat lang vor dir die Fantasie erhellt.
Kein Denker ist, der sich unsterblich machte,
Den innersten Gedanken träumt' er nur,
Und was die tiefe Wissenschaft erdachte,
Ich lenkte sie auf die geheimste Spur.
Es will der Mensch begreifen nicht und fassen,
Was nicht gewaltig schägt zum Trommelfelle,
Was sich nicht spiegelt in des Auges Quelle,
Was sich nicht plump ihr will befühlen lassen,
Das wird die Stumpfgeborne niemals inne —
Fünf Brücken führen nur zu ihr, die — Sinne.

Technik.

In Wolken lebst du über Erdenträumen,
Du wählst dir zum Gewand das Morgenrot.
Doch gilt es wirken auch, nicht blos zu träumen,
Es will der Tag sein Recht und will sein Brod.

Fantasie.

Brod! Brod! Die Losung ist es aller Zeiten,
Doch sind sie finster, ob' und trübgesinnt,
Wenn keine Siege sie der Kunst bereiten,
Dem ewigen, unsterblich schönen Kind.
Auf meinem Altar lösche du die Flammen,
Und blöde schaut der Mensch zum Sternenzelt,
Der Freiheit Dome stürzen rings zusammen,
Der Glaube stirbt, es kämpft fortan kein Held.
Die Blum' erblaßt, wenn deiner Schlote Wolken wallen,
Dir dienen muß der freie Strom als Knecht,
Du rodest Wälder aus, die Nachtigallen
Entflieh'n vor deinem hämmernden Geschlecht.
Es sehnt kein Herz sich mehr in Mondesnächten,
Die Liebe windet keinen Blüthenkranz,
Und das Gemeine wird die Geister knechten,
Der Mensch verfallen sein der Wildheit ganz.
Das nicht den Künsten huldigt, weh' dem Volke,
Der Stamm der Griechen lebt, wenn auch verdorrt,
Durch Bildners Meißel und der Dichter Wort.
Und über den Verfall selbst und Verheerung
Wirft trostreich Kunst versöhnende Verklärung.

Technik.

Ich weiß, es baut das Handwerk die Paläste,
Doch erst die Kunst schmückt sie mit Säulen aus;
Die Götter führt sie ein als Marmorgäste,
Und ziert mit Lied und Bild des Bürgers Haus.
Dem irdenen Gefäße selbst, das eigen
Der Armuth ist, die edle Form leih' ich du,
In Ehrfurcht lass' mein Haupt vor dir sich neigen,
Doch ich beglücke auch in sich'rer Ruh'.
Ich gebe Freiheit, Flügel du dem Geiste,
Die Kunst allein nicht, Arbeit macht auch frei;
Und wenn der Völker Frühling sich enteiste,
Die heit're Göttin dann kömmst du herbei.
Indem ich herrsche, dien' ich dem Gedanken,
Die Stufen bau' ich deinem Throne zu.

Fantasie.

(rasch.)

Wenn Könige und Völker blutig sanken,
Auch der Vernichtung Massen schmiedest du.
Ich wende mich mit weinender Geberde
Vom Zorn durchglühten, kämpfenden Geschlecht.
Wann wird es Friede sein auf dieser Erde?
Wann wird der Freiheit und der Kunst ihr Recht?

Technik.

Der Weltgeschicke wird ein Höh'rer walten —
Wir wollen schaffen ruhig und beglückt;
Am Webstuhl lasse mich, am Amboß schalten;
Du bilde, was des Menschen Herz beglückt!
Doch deiner Huld kann nimmer ich entbehren,
Meinem Gebild trägst du die Weihe zu —

Fantasie.

Und soll des Künstlers Werk mich selbst verklären,
Das Maß, die Form, den Zirkel leihest du.
Zwei Pole sind wir, die sich mächtig fassen.
Technik und Fantasie, sie können sich nicht lassen,
Laß uns in Eintracht denn die Massen schmieden,
Du für des Lebens Kampf, ich für den Frieden!

(zum Publikum.)

Doch Ihr, und die der Herrschaft Zügel halten,
Des Schaffens Freiheit gebt, gebt Raum und Licht,
Daß alle Kräfte siegreich sich entfalten,
Und voll heran des Geistes Frühling bricht!

A. C. Krück.

Sylvesterball.

(Mitternacht-Souper.)

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!
Krück.

Candidat.

In der feierlichen Stunde,
Die das Jahr vom Jahre trennet,
Wag' ich, mit verzagtem Munde
Dir zu stammeln, wie sie brennet,
Meines Herzens tiefe Wunde,
Die mich dir zum Sklaven macht.
Sprich ein Wort — und alle Pracht
Dieser Erde, o Elise,
Tausch' ich willig gegen diese
„Mondbeglänzte Zaubernacht!"

Erinolinde.

Endlich schlägt die zwölfte Glocke!
Ach, ich saß hier wie auf Kohlen
Bei dem öden, schwarzen Rocke.
Den mag eine Andre holen
In dem Cotillon; ich locke
Mir den Mann, der mir gefällt.
Nun, so komm, du gold'ner Held!
Hab' ich dich beim Epaulette:
Schling' ich dich in eine Kette,
„Die den Sinn gefangen hält."

Bauchmeyer.

Just beim allerbesten Schmausen
Blies der maledeite Wächter!
Diesen Schweinskopf wollt' ich zausen;
(Denn ich bin kein Kostverächter.)
Jenen Truthahn möcht' ich schmausen —
Was mir in die Hände fällt,
Ist geliefert. Mir gefällt
Das Solide, das Reelle.
Was schiert mich die ideelle,
„Wundervolle Märchenwelt?"

Bürgermeister.

Selbst in dieser ernsten Stunde
Keine Spur von Patriotismus!
Diese Stadt geht rein zu Grunde!
Leidiger Indifferentismus!
Hörte man aus einem Munde
Wohl in dieser Mitternacht
Einen Toast, mir dargebracht? . . .
Väterstitte, kehr' zurücke!
Bürgerinn, Rathsherrnperücke,
„Steig' auf in der alten Pracht!"

Emil Rittershaus.

Die Glocken im Walde.

Gar Mancher geht zum Walde
In stiller Abendstund',
Wenn rings die weite Halde
Von Sommerblumen bunt.

Und leise, leise, leise
Auf kühler Waldesbahn,
Dringt eine Zauberweise
Zum Herzen ihm heran.

Es klingt wie heimlich' Beten,
Wie Engelsharfenschall;
Die todten Lieben treten
Vor seine Seele all'.

Die Blumenglocken sind es;
Sie läuten rings am Pfad,
Wenn mit dem Weh'n des Windes
Der stille Engel naht! —

Wer es vernahm, das Klingen
Im Abendsonnenstrahl,
Der sah die Knospen springen
Im Lenz zum letzten Mal! —

Zum Walde bin ich kommen
An manchem Abend schon. —
Ich wollt', ich hätt' vernommen
Schon längst den Glockenton!

Am letzten Lenztag in der Heimath.

Der letzte Lenztag! — O, wie alles blüht!
Die Nelke duftet und die Rose glüht,
Die wilde, aus dem bläulich grünen Laube.
Vom Schneeballbaum die weißen Sternchen wehten,
Doch purpurn färbt sich's in den Erdbeerbeeten
Und an den Rebenranken blüht die Traube. —

Da liegt mein Haus, von Blumen eingefaßt,
Und drüben breiten schirmend Ast um Ast
Die alten Hausgardisten, dunkle Fichten. —
Wie bin ich Freund den stolzen, mächt'gen Bäumen!
In ihrem Schatten mag ich gerne träumen,
Den Becher schwingen, oder Lieder dichten!

Mein traut' Daheim, o Gott, wie bist du schön!
Gelehnt an waldgekrönte Bergeshöh'n,
Liegst du, mein Haus, im blühenden Gelände.
Ich schau' dich an; mir wird die Brust beklommen!
Noch kurze Zeit — und Abschied wird genommen,
Und Haus und Garten kommt in fremde Hände! —

Hier bin ich heimisch! Jeder Strauch und Baum
Ruft mir zurück vergangner Tage Traum,
Erweckt im Herzen manches Angedenken!

Hier strahlten mir der Freundschaft Sternenfunken;
Hier ist mein Lieb' mir an das Herz gesunken!
Der Seligkeiten höchste: mir zu schenken!

Hier wurde mir des Himmels Wonne kund!
Sie küßte mich mit meines Weibes Mund
Und grüßte mich aus meiner Kinder Augen!
Hier fühlt' ich trunken meine Pulse fliegen!
O, daß ich dürft' die letzten Lebenstropfen
Einst hier von meinem Lebenskelche saugen! —

Es soll nicht sein! — Der Abschied wird so schwer!
Mir duften nicht des Gartens Blumen mehr;
Nicht darf ich wandeln an des Teiches Borden,
Hier feiern Andre ihre Freudenfeste —
Und dennoch, wohl mir! Nahm' ich doch das Beste
Hinweg mit mir, was jemals mir geworben!

Mein Weib und meine Kinder, meine Welt
Im Herzen, die sich ewig jung erhält,
Mein Himmelreich, das ich im Busen trage!
Geliebt und liebend lebt' ich nicht vergebens! —
Die Liebe macht den letzten Tag des Lebens
Wohl einst zum letzten Lebensfrühlingstage!

Carl Siebel.

Lieder im Volkston.

Kriegslied.

Da hab' ich gelesen in der Kasern'
Aus einem alten Buch
Ein Lied von einem Reiteremann,
Dem gab eine Kugel genug.
Sie riß ihm ab das rechte Bein,
Da rief er laut im Schmerz:
„Mein Weib! mein Kind! — O Vaterland,
Dir leg' ich sie an's Herz!"

Nun bläs't man schon wieder den Kriegesmarsch,
Und ich! und ich muß mit!
Vielleicht führt Alles mir vorbei
Und ich bleib' still um Trist.
Doch soll und muß es anders sein! —
Da rief er laut im Schmerz:
„Mein Weib! mein Kind! — O Vaterland
Dir leg' ich sie an's Herz!"

Heimweh.

Ihr grünen Hügel! Du stilles Thal,
Du Linde vor meinem Haus!
Und auch du anderer Frühlingsstrahl,
Nach euch schau ich hinaus!

Es brauft das Meer und singt ein Lied;
Die Woge prallt zurück;
Und wie sie immer weiter flieht —
Ach! ferne wohnt das Glück!

Ich weiß nicht, was ich traurig bin;
Mein Herz es pochet so,
Doch geht ein Traum mir durch den Sinn,
Ich war wohl einmal froh!

Ihr grünen Hügel! Du stilles Thal,
Du Linde vor meinem Haus!
Und auch du anderer Frühlingsstrahl,
Nach euch schau ich hinaus!

K. Hofmann von Lauhorn.

Warnung.

Was sucht ihr müßig an dem Markte
Und träumt von eurer Zukunft Loos,
Und legt die Hand, die wohl erstarkte,
Kleinmüthig, feige in den Schooß?
Indeß das Feuer flammend lodert,
Verzehrend euer Hab und Gut,
Und tausend fleiß'ge Hände fodert
Zu hemmen seine blinde Wuth.

Wild tobt die See, die Stürme brausen,
Und auf den Wogen schmankt das Schiff,
Und näher kommt des Abgrunds Grausen,
Und näher kommt das Felsenriff; —
Ihr hofft, — ja guter Rath ist theuer! —
Ihr steht zu Gott, der heil'gen Schaar,
Doch fehlt die kräft'ge Hand dem Steuer,
Die retten kann aus der Gefahr.

Der Waldbach schwoll vom Regenguße
Und Gut und Leben sind bedroht,
Ihr lauft hinauf, hinab am Flusse
Verzweiflungsvoll in eurer Noth;
Doch Keiner wagt die Flut zu leiten,
Die Zeit verstreicht, bald ist's zu spät,
Es kommt der Strom, zu beiden Seiten
Fortreißend was im Wege steht.

Ihr kost mit jedem jungen Lenze,
Ihr schlaft und träumet jede Nacht,
Indeß der Feind an eurer Grenze
Mit list'gem Auge euch bewacht.
Es kommt die Zeit, er wird es wagen
Und stürmen in das Vaterland,
Weh euch, wenn euch in solchen Tagen
Zum Schutze fehlt die kräft'ge Hand!

Das stille Haus.

Sei mir gegrüßt, du stilles Haus
Hier an der Grenze dieser Haide,
Da drüben steht der Wald heraus
Und hüben lacht die grüne Weide.
Ich wandert' lang im öden Sand,
Wo spärlich nur der Grashalm sprießet,
Begrüßt du Haus am Haiderand,
Das Menschenherzen wohl umschließet.

Das Dach mit Schilf und Stroh gedeckt,
Es ist von grünem Moos umzogen,
Ein Föhrenbaum die Zweige reckt
Schlank drüber hin in weiten Bogen;

Keck aus dem Schornstein steigt der Rauch
In blauer Säule in die Lüfte,
Und wieder seh' ich Baum und Strauch
Und Blumen, spendend süße Düfte.

Ich trete in's Gehöft; — ein Greis
Sitzt vor der Thür'; im Winde wehen
Die weichen Locken silberweiß,
Die achtzig Lenze wohl gesehen;
Ein goldgelocktes Kinderpaar
Spielt lustig um den greisen Alten,
So nimmt man wohl den Winter wahr,
Umringt von holden Lenzgestalten.

Jetzt kehrt der Vater heim vom Feld,
Er führt in's Thor das Roß am Zügel,
In seinem nächt'gen Ruhezelt,
In Reihen ziehet das Geflügel,
Und mit dem Kleinsten an der Hand
Tritt grüßend aus dem Flur die Mutter,
Indeß die Dirne dort gewandt
Zum Stalle trägt das grüne Futter.

O lieblich Bild — wer malt es aus? —
Von Feld und Haide eingeschlossen!
Mir ist, als hab' auf dieses Haus
Gott seinen Frieden ausgegossen,
Und wie mich's trieb von Menschen fort,
Von einer Stätte nach der andern,
So find' ich hier wohl einen Port
Zu stiller Rast nach langem Wandern.

Ja, wo sich Feld und Haide grüßt,
Nicht fern des Waldes Düfte schweben,
Harmonisch still zusammen flicht
Die Einsamkeit und frisches Leben,
Wo Jung und Alt im stillen Haus
Des Lebens Dorn' und Rosen theilen:
Da ruht sich's süß vom Wandern aus,
Mein Herz, hier kannst du friedlich weilen!

Ist's öde dann in meiner Brust,
Wird Wald und Flur mich neu beleben,
Und überjubelt sie in Lust,
Die Haide wird mir Ruhe geben.
Wie süße Träume werden mir
Die Tage und die Wochen schwinden,
Mir ist es fast, als müßt' ich hier
Wie Oswald eine Elsbeth finden.

N. Lenhaus.

Kobold-Romanze.

Auf Schloß Barlow ging's lustig her
Und flott seit vielen Jahren;
Manch Faß Claret und Rheinwein schwer
Ward in den Hof gefahren.
Im Keller hielt ein schlauer Wicht,
Ein Kobold sich verborgen;
Saß mit dem Mund am Spundloch dicht
Oft bis zum hellen Morgen.

Ein saubres Männchen, fein, geleckt,
Und stets geneigt zum Spaße,
Hatt' nur vor einem Ding Respect,
Vor altem Wein im Faße.
Doch zeigte er auch eine Spur
Von Treue — spitzt die Ohren:
Die edlen Herrn von Barlow nur
Die ließ er ungeschoren.

Sehr gute Herren! aber ach!
Von all' dem Zechen, Prassen,
Die Herrn verarmten nach und nach
Und mußten's Schloß verlassen. —
Da kam ein reicher Kaufmann her,
Zog ein mit vielem Prangen,
Der dacht', als er vernahm die Mähr,
Das Bürschlein will ich fangen.

Und säubern ließ er rings das Nest! —
Und jeden Winkel fegen,
Und Riegel schwer und Schlösser fest
An alle Thüren legen.

Der Teufelskerl, der Schlingel der!
Er soll nicht länger naschen!
Kein Wein kommt in den Keller mehr
Als wohlverwahrt in Flaschen!

Zu Tisch lud er den Pfarrer ein,
Daß er den Spuk vertreibe.
Hoch ging es her! Burgunderwein!
Der stärkt den Pfaff' bei Leibe.
Doch kaum führt er das volle Glas
An seine dicken Lippen:
Das Glas war leer! Weh! was ist das?
Kein Tröpflein mehr zum Nippen.

„Der Wein ist schlecht, pah! wie der schmeckt!
Von Kraft und Gluth kein Funken!"
Im Nebelkäpplein hat versteckt
Der Kobold ihn getrunken.
Der Pfarrer holt sein Buch hervor,
Und die Beschwörungsstücke:
Der Kobold husch't ihm hinter's Ohr
Und fuhr in die Perrücke.

„Weiß auch Bescheid in deinem Buch,
Bin weder Heid' noch Jude;
Mich kümmert weder Spruch noch Fluch,
Ich bleib' in dieser Bude."
Drauf löscht er alle Kerzen aus,
Warf Gläser um und Flaschen,
Die flogen flirrend durch das Haus;
's konnt Keiner ihn erhaschen.

Und ehe ſich erholt vom Schreck
Die Herr'n, ſah'n ſie mit Beben
Ein rothes Käppchen durch das Dach
Mit Windeseile ſchweben.

Seitdem war ſtets im ganzen Haus
Ein Lärmen, Poltern, Fallen;
Der Krämer hielt's nicht lang mehr aus;
Daß Schloß iſt jetzt zerfallen.

Der Lenz iſt ſchön, doch nicht allein.

Die Vöglein waren auf der Reiſ'
Die Blumen all' verblichen,
Da kam mit Froſtein zu mir leiſ'
Mein treues Weib geſchlichen;
Ich aber ſchlang um ſie den Arm
Und drückte ſie behende:
Da fühlte ſie ſich wohl und warm
Und klatſchte in die Hände;
Der Lenz iſt ſchön, doch nicht allein:
Der Winter auch zu — zwei'n.

So traulich lüſterte die Gluth
In unſeres Herdes Flammen,
Ein Tröſtlein Wein gab friſchen Muth,
Wir rückten nah zuſammen.
Da plauderten wir dies und das,
Von alten, lieben Tagen.
Ich aber hob entzückt das Glas
Und jauchzte voll Behagen:
Der Lenz iſt ſchön, doch nicht allein:
Der Winter auch zu — zwei'n.

Des Heerdes Gluth gar bald verglomm,
Doch nicht die Gluth der Herzen;
Die flammten höher — Weibchen, komm,
Schau an die Himmelskerzen.
O Luſt! an treuer Bruſt gemach
In Liebe zu erwarmen!
Ich weiß es nicht, wer's leiſe ſprach
Froh in des Andern Armen:
Der Lenz iſt ſchön, doch nicht allein,
Der Winter auch zu — zwei'n.

Adalf Kuhn.

Der Elephant im Monde.

Ein allbekannter Aſtronom
Schaut durch ſein Himmelsrohr
Zum vollen Mond im Sternendom
Mit feſtem Blick empor.

Da plötzlich ruft er, übermannt
Vom Anblick ganz und gar:
„Ein Rieſenthier, ein Elephant
„Stellt ſich im Monde dar!

„Bei Gott! Er hebt ſich, ſchreitet fort,
„Langſam von Kluft zu Kluft.
„Nur ſagt mir noch, es fehle dort
„Jedwede Lebensluft."

Er giebt es allem Volke kund,
Das Haupt emporgereckt:
„Ich, ich hab' in des Mondes Rund
„Zuerſt ein Thier entdeckt!"

Da kommen ſie aus Stadt und Land,
Das Thier im Mond zu ſchau'n:
Neugier und Zweifel Hand in Hand
Mit Glauben und Vertrau'n.

Der Diener ſtellt zurecht das Rohr
Und putzt die Gläſer aus,
Da aus des Bauches Nacht hervor
Schlüpft hurtig eine Maus.

In's Ohr des Aſtronomen ſchallt
Gelächter ungezähmt;
Er ſteht, wie eine Steingeſtalt,
Verblüfft und tiefbeſchämt.

Theodor Klein.

Rast am Felsbrünnlein.

Wie sprudelt mit Gekose,
Geschwatzig-munt'rer Quell,
Aus grünem Felsenmoose
Drin Wasser kühl und hell!

An deinem Rand hinsink' ich,
Wo wilde Rosen stehn;
In deiner Welle trink' ich
Mir Lust zum Weitergehn.

Es strömt auf mich hernieder,
Wie eines Zaubers Kraft,
Das stärkt die müden Glieder
Zu neuer Wanderschaft.

Und wieder ich mich wende
Zur Ferne wohlgemuth.
Hab' Dank für solche Spende,
Du klare Silberfluth!

Frühe Wehmuth.

Auch bei des Lebens heitern Scherzen,
Wenn noch sein Jugendmorgen flimmt,
Erklingt ein Ton im Menschenherzen,
Der es zu früher Wehmuth stimmt.

Ach, seine kühnsten Wünsche fliegen
Dem Ziel entgegen, wenn es jung!
Es will sich nur auf Träumen wiegen
Der seligsten Begeisterung.

Doch sagt ein Etwas schon ihm leise,
Wie sich dies Träumen nie erfüllt,
Und hat es wehmuthvoller Weise
Zuerst in Trauerflor gehüllt.

Inmitten seiner Jugend Tosen,
Wo's scheinbar nur der Lust geweiht,
Dem Dufte seiner ersten Rosen
Gesellt sich schon ein erstes Leid.

Es weilt dem hoffenden Gemüthe,
Das noch den Frühling in sich trägt,
Die erste zarte Liebesblüthe,
Die es geheimnißvoll hegt.

Noch währt der Frühling zwar, doch täglich
Sinkt eine Blüte mehr in Staub —
Wie leidet da das Herz unsäglich
Und ist des Schmerzes alter Raub!

Drum bei des Lebens heitern Scherzen,
Wenn noch sein Jugendmorgen flimmt,
Ist auch ein Ton im Menschenherzen,
Der es zu früher Wehmuth stimmt.

W. Constant.

Mater dolorosa.*)

Twardowski dem Jüngling lächelt helle
Und wonnig das Leben so viel bewegt,
Das ihn auf leise sich wiegender Welle
Vorbei an Blumengestaden trägt.
Es lockt ihn mit tausend Huldgestalten,
Läßt ihm in wundervoller Pracht
Den Schooß der Blüthen sich entfalten,
Worin das Geheimniß des Lebens lacht.

Sein Auge durchschweift entzückt die Flur,
Worauf die blitzenden Diamanten
Der ewigen Sehnsucht-Thränen brannten;
Nun fühlt er plötzlich die feuchte Spur
Im eignen Blick, steht sinnend still,
Da er die Thräne nicht stören will,
O diesen Tropfen der Seligkeit,
Den auch dereinst vergällt die Zeit!

*) Episode aus dem größeren Gedichte: Twardowski. Twardowski ist der polnische Faust, der wohl Manches mit dem deutschen gemein, aber noch mehr von ihm Verschiedenes hat. Ein ganz eigenthümlicher Moment in dieser nationalen Sage ist des Zauberers Liebe und Anbetung der Mutter Gottes, welche übrigens auch im Leben des polnischen Volkes stark hervortritt. W. C.

Nicht faßt er das seligstille Leben,
Das leise durch tausend Adern fließt,
Und im geheimnißvollen Beben,
In Blut und Seele sich ergießt.
Auf seinen luftumgaukelten Bahnen
Durchwogt sein Herz nur ein leises Ahnen,
Das sich verschwistert mit seinem Entzücken.
Er baut aus dem Leben in's Jenseits Brücken,
Die kühnheit des Bau'n macht ihn wonnetrunken,
Doch unter eines Falters Last,
Der lustig hinüber will in Hast,
Ist oft die Brücke schon eingesunken.
Wohl ist ein tiefverhüllter Spiegel
Des Menschen Geist, mit kühner Hand
Bricht er das dunkle Zaubersiegel
Und schaut ein unbekanntes Land,
Und schweigt an den geheimnißvollen
Und bunten Bildern, die bald klar,
Bald dunkel sich vor ihm entrollen,
So göttlich schön und wunderbar.
Es will sein Netz die goldnen Funken,
Die Sterne zur Erde ziehn vom Blau'n,
Des Todes Sklave, doch hochmuthtrunken,
Will er, der Mensch, das Ew'ge schau'n,
Und das Gewebe des Grashalms bricht
Den Uebermuth des Unzufried'nen;
Den Zauber, den dem Halm Beschied'nen,
Sein Geist durchschaut auch diesen nicht!
Er muß ein Räthsel sich und Allen
Ergeben unter Räthseln wallen;
Von nie durchdrungenen Gewalten
Gelahmt sich an den Glauben halten;
An wahngeborenen Gedanken
Sich mühsam in die Höhe ranken;
Von dieser Hoh', tollkühn erklettert,
In banger Hast herniedersteigen,
Daß, seine Ohnmacht ihm zu zeigen,
Ihn Schwindel nicht fasse und niederschmettert.

* * *

Twardowski lernt nicht Speere werfen
Und nicht des Schwertes Schneide scharfen:
Nicht kriegerisch das Schlachtroß zäumen,
Er darf von Kampf und Sieg nur träumen;
Und darf nicht hoffen, mit flatternden Fahnen
Im's Feld zu ziehen wie seine Ahnen;
Um mit den kampferprobten Scharen
Zu mäh'n die Köpfe der Tartaren,
Zu sein des Königs treuer Vasall
Und der bedrängten Heimath Wall;
Denn wollten die Feinde wüthen im Reiche,
Sie müßten über seine Leiche.
Die Mönche aus dem nahen Kloster
Sie lehrten ihn das Vaterunser,
Den Rosenkranz Maria beten;
Verkauft dem Teufel durch den Vater,
Soll er dereinst in's Kloster treten,
So rieth dem Edelmann ein Pater.
Dort unter kirchlichen Gesängen
Wird an den Keuschen und den Frommen
Sich nimmer der Versucher drängen,
Er so des Bösen Macht entkommen.
Wenn je des Knaben Ritterinn
Und seine Kampfeslust sich regen,
Treibt es den jugendlichen Degen
Zum Waffensaal des Vaters hin,
Will das Turnierbuch er zur Fibel,
Wenn statt des Bedels er das Schwert,
Den Schild statt der Paten' begehrt,
Dann ist mit Stundenbuch und Bibel
Der Mönch sein Lehrer schon zur Stelle
Und wallet mit ihm zur Kapelle.

Ein Buch nur, jenes der Natur,
Das ewig offen unergründlich,
Mit ewig neuen Lettern stündlich
Bald deckt, bald offenbart die Spur
Des Ew'gen, der im Staube prachtig
Und im Ohnmächtigsten allmächtig,
Nur dieses kann ihm Niemand rauben.
Ist wenn der Bibel heiliger Text
Befestigt seinen frommen Glauben,
Ist's jenes, das sein Herz bebext;
Dann seines Mönches weiser Lehre
Kommt er mit Zweifeln in die Quere;
Um der Versuchung zu entrinnen,
Die giftigen Keime zu vernichten,
Führt nun der Mönch den Knaben von hinnen
Und läßt ihn zur Natur sich flüchten;
Sie, die den Zweifel ihn ließ finden,
Soll den entpuppten Geist nun binden!
Ihm ist das Feld kein Haufen Erde,
Worauf ihr Dasein Gewächte fristen,
In dessen Schollen Würmer nisten,
Die Sonnenstrahl ausgluht sein: Werde.
Der caische Wechsel von Sein und Tod,
Der Wandel von Nacht und Morgenroth,
Und das Verwellen im vollsten Blüh'n,
In flammendem Lodern das Verglüh'n:
Das ist's was seinen Frieden stört
Und ihn in seiner Lust empört.
Ihn quält das kurz gemessene Leben,
Auf dessen Fuß nachleucht Verderben,
Nur das Geheimniß möcht' er heben,
Das bange, zwischen Leben und Sterben,
Gern riete zu ein donnerndes Halt
Sein Geist der vernichtenden Allgewalt.

Doch weicht dies Drängen stürmisch heiß
Bald immer wieder frommem Handeln,
Wie schöne Blumen licht und weiß
In dunkle die Sonne liebt zu wandeln.

Für jedes Zweifels leisen Fluch
Hat schon der Mönch den Bibelspruch:
Da steht des Glaubens dunkles Grab,
Dort des Gedankens Rosenwiege.
Und zwischen beiden auf und ab
Schwankt er zur Erkenntniß schwerer Siege,
Dem immer wieder der Mönch erschreckt
Die Wiege mit dem Sargtuch deckt.
In seiner Seele innerm Drang
Treibt es gewaltig ihn zum Sang,
Es wallt sein ritterliches Blut,
Sein Herz durchglüht der Ahnen Muth,
Und wanderten die auch längst von dannen,
Solch' Erbe läßt sich nimmer bannen.
Doch in des Friedens stillem Hause,
In seines Mönches einsamer Klause,
Darf er ein Schlachtlied nimmer singen,
Und wohl ein Stündchen seinem Lieb',
Das es ihm durch sein Leben blieb,
Der Mater dolorosa bringen:
Dann unter solchem innern Glüh'n
Sich ihm Geheimnisse erschließen,
Die, nie verwellend, ewig blüh'n,
Empor als Zauberblumen sprießen.
Oft wenn er Göttliches erfaßt,
Erdrückend dich die heilige Last
Den Menschenwurm droht zu zermalmen,
O dann prophetisch angeweht
Löst sich in stiller Majestät
Des Jünglings Seele auf in Psalmen.

* * *

Es schauen Fromme und Propheten
In heiligen Liedern und Gebeten,
Was nie der Alltagsmensch geahnt;
Im Auge, in dem thränenfeuchten,
Wie in des winzigen Käfers Leuchten
Gewahren sie des Schöpfers Hand.
Bläst auch der Glaube Seifenblasen,
Sind es doch herrliche Gebilde,
In tausend Farben schimmernd milde;
Boshaft zerstören sie, beißt rasen.
O laßt sie steigen hoch und schaut,
Was Herrliches ein Hauch gebaut,
Wie all die Farben prachtvoll prunken,
Wie ein Geheimniß jeder Funken;
Löst sich in ihrem innern Lauf
In Dunst die prächtige Kugel auf,
Säumt nicht und blaset eine and're,
Was auf der Erde dein Blick erschaut,
Aus Seifenblasen ward's gebaut.

Einst wallt Twardowski durch die Flur
Im Schau'n der herrlichen Natur
Weht es ihn an aus jedem Halm,
Es hebt sein Genius die Schwingen,
Die Flur durchtönt ein zitternd Singen,
Und wer gehorcht, vernahm den Psalm:

Auf Fluren blühumkränzt
Der Thau gleich Thränen glänzt,
O Mutter voller Gnaden,
Dein Aug' auch Thränen baden.
Dein denk ich Himmelsfrau,
Seh' ich den Blüthenthau;
O Mater dolorosa!

Das Blümlein roth wie Blut
In seiner Purpurgluth
Mahnt mich des Tropfen Blutes,
Die dehten Leidensmuthes
Dein Sohn so mild so groß,
Im Tod am Kreuz vergoß,
O Mater dolorosa!

Das Täublein girrend sanft
Am blüh'nden Wiesenrand,
Will mich des Geists gemahnen,
Der mit geheiligtem Ahnen
Dein frommes Herz erhellt
Und Heil gebracht der Welt!
O Mater dolorosa!

Und sieh, Kreuzschnäblein dort
Im grünen Blätterhort
Wiegt es sich auf dem Aste,
Einst es den Nagel faßte
Am Leidenskreuz des Herrn,
Hätt' ihn befreit so gern;
O Mater dolorosa!

In Leiden perlt so heiß
Von mancher Stirn der Schweiß,
Ach, welche Tropfen rannen,
Der Sünde Schuld zu bannen,
Von deines Sohnes Haupt,
An den nun Alles glaubt.
O Mater dolorosa!

O Muter gnadenvoll
Dich und dein Kindlein soll
In frommen Sangesweisen
Laut meine Seele preisen,
Fürsprecherin uns'rer Schuld,
Stets singen deine Huld.
O Mater dolorosa!

Und wenn ich irre je,
Gedrückt von irdischem Weh,
Je strauchle auf dem Pfade,
Entziehe deine Gnade
Du flammend Himmelslicht.
Mir Erdenwaller nicht.
O Mater dolorosa!

Du hehre Himmelsfrau,
Die ich im Geiste schau,
Laß mich nur nicht verderben
Im Leben, nicht im Sterben;
Liegt man mich einst zur Ruh',
Tönt dir mein Loblied zu:
O Mater dolorosa!

So singt der Knabe auf der Blüthenflur,
Ein Dom ist ihm die herrliche Natur.
Der Himmel dann der Priester, dessen Hand
Der Welt die mächt'ge Sonnenhostie beut,
Die durch solch' heil'ges Abendmahl geweiht
In göttlicher Verklärung schweigend stand.
Oft ruht er dann im Schatten eines Baumes,
Gewiegt von Wonnen eines süßen Traumes.

Einst als er wieder unterm Baume lag,
Im Traum der Seele Dunkel wird zum Tag,
Sieht er dahin die Wolken rastlos eilen,
Unsichtbar eine Hand ganz wunderbar
Entzwei die sich'nde Wolkenschichte theilen
Und eine Lilie ihm reichen dar.
Dann ringt Twardowski sich vom Traume los,
Sieh' da! die Blume liegt in seinem Schooß.
Besinnend sich, denkt er des Traum's; nach oben
Hat andachtsvoll er seinen Blick erhoben,
Und aus dem Laub des Baumes lächelt mild
Ihm zu der Mater dolorosa Bild.
Im Kranze doch, der frisch die heil'ge schmückt,
Schien eine Blüthe, erst entführt, zu fehlen;
Hat sie ein Hauch, ein Seraph sie gepflückt
Zum Lohne für die gläubigste der Seelen? —

Wandlungen.

Du warst so gut, du warst so lieb,
Nicht sprach: nimm, nicht sprachst du: gieb;
Mir flammt' es in der Seele warm,
Du sankst entzückt in meinen Arm —
Nun ist es anders worden.

Und hatt' ich je dir weh gethan,
Du blicktest mich voll Wehmuth an:
Das hab ich nicht verdient, riefst du,
Ein frommes Kind, mir thränend zu; —
Nun ist es anders worden!

So manches Blatt mit schmuckem Rand
Bewahr' ich treu von deiner Hand;
Eins gar — ach dieses eine nur
Trägt deiner Thränen Leidenspur! —
Nun ist es anders worden.

Das Blümlein, das geschmückt dein Haar,
Du reichtest mir es sinnig dar,
Ich trocknete und preßt' es ein,
Ein Liebesdenkmal sollt' es sein —
O das ist anders worden!

Im namenlosem Herzeleid
Gedenk' ich bang der einst'gen Zeit;
Nie dacht ich, daß man Schwüre bricht,
Nun weiß ich, doch ich faß' es nicht —
Ach! das ist anders worden!

Marie K.

Trennung.

Du zogest fort, du gingst so weit,
Weit über Land und Meer,
Doch treu in Lieb' durch Raum und Zeit
Harr' ich der Wiederkehr!
Mir wird nicht lang die stille Nacht,
Nicht bang' im Sturmes Wuth,
Nicht kalt in Winters eis'ger Pracht,
Nicht heiß in Sommersgluth,
Denn Dich nur fühl' ich jederzeit
Und Deines Auges Blick
Der schaut mir tausend Meilen weit
In's frohe Herz zurück!

Durch Wald und Thäler will dein Fuß,
Bald bist du hier, bald dort,
Weiß nicht, wo ich dich suchen muß,
Weiß nur wie lang' du fort!
Und dennoch bist du immer hier,
Ich hab' dich alle Zeit,
Und lebst und webst im Herzen mir
Im Glück und auch im Leid;
Es ist mein Herz Dein Heimathhaus,
Mein stiller Zufluchtsort,
Wir sind — sag'st du noch weiter aus
Getrennt, auch stets vereint! —

Eschakuschnigg.

Der Ritt nach dem Rosengarten.

I.

Es saßen die Amelungen in ihrer Pfalz zu Bern,
Von ihren Thaten und Fahrten sprachen sie oft und gern;
Die Becher klangen fröhlich, mancher gute Mann
Rühmte die Abenteuer und was sein Muth gewann.

Von Frihegund erzählte Wolfhart, der sie befreit,
Held Dietleib hatte den Bandwurm besiegt in schwerem Streit,
Es zeigte schalkhaft lächelnd der Schwanenjungfrau Kleid
Wieland; dies Abenteuer erregte bei Manchem Neid.

Da sprang Dietrich vom Stuhle und schrie im gewaltigen Kreis:
— Was nützt von alten Fahrten alle Ehre und Preis?
Ich frag' nicht nach Vergangnem, ich lieb' die künftige That,
Sagt, wohin sollen wir reiten? — Da schien Allen guter Rath.

— Es gibt noch Baren und Riesen, die Arbeit geht nicht aus!
— Wie wär's, wenn wir erschlügen den Kaiser in seinem Haus?
— Oft zwangen wir Baren und Riesen, Rom aber liegt gar fern,
Könnt ihr nichts Beff'res erfinnen, so schwindet unser Stern.

— Ich wüßt' ein Abenteuer, das wär' von neuer Art,
In Laurins Rosengarten blühen viele Rosen zart.
Held Wieland sprach's, da lachte mancher Recke fast in Spott.
— Vergeßt nicht, Blut und Rosen sind Beide purpurroth.

— Ein harter Kampf, ein blutiger, wäre mir schon recht,
Doch sollen wir Rosen pflücken? Das stand' uns wahrlich schlecht;
Ist unser Schild gegen Dornen, für Blumenstengel das Schwert?
Und sollen nur Blätter fallen, wenn's aus der Scheide fährt?

So ruft der starke Heime, viele Recken stimmen ihm bei,
Es dröhnen Tische und Bänke, manch' Kelchglas springt entzwei.
Doch wie sie so schrieen und zankten, da fing's zu dämmern an,
Als wär' getaucht in Purpur der ferne Himmelsplan:

Es sprühte, als käm' der Frühling in seinem Rosenkranz',
Als wäre ausgegossen aller Lust und Liebe Glanz;
Es leuchtete und blühte gar lieblich durch den Saal:
Das ist der Rosengarten Laurins im Abendstrahl'.

Da fahren von ihren Sitzen die Recken im fröhlichen Kreis:
Die Rosen, die d'rüben glühen, sind kein gemeiner Preis!
Sie eilen aus der Halle, sie schwingen sich auf's Roß,
Sie sprengen hinaus in's Dunkel, dahinter jagt der Troß.

Sie reiten in's Gehege, sie reiten über den Klee,
Bald gleitet ihnen zur Seite der weite, blaue See;
Es rauschte neben Zitronen das Wasser an Strand und Wehr,
Die Nachtigallen sangen vom Rosengarten die Mähr'.

Wo die Recken zogen, rasselte Schlucht und Thal
Von Eisenpanzern und Helmen und von den Schwertern aus Stahl.
Sie ritten im Sonnengefunkel, sie ritten in Sternenpracht,
Drei lange Tage, dazwischen gelagert ward in der Nacht.

Es ging Berg auf und nieder, es ging durch Geröll und Sand,
Ueber Felsen und Klippen, daß fast der Muth entschwand,
Daß sie den Ritt verwünschten und den, der ihn ersann,
Doch, wendeten sie die Rosse, sing's wieder zu leuchten an.

Und jeden Abend schaute wie gold'ner Nordlichtschein
Der Glanz vom Rosengarten über die Alpengipfel herein.
Und sind's Rubinen, die funkeln, sind's Rosen, die purpurn blüh'n?
Wie oder Mädchenaugen, die ganz in Liebe glüh'n?

Mögen es sein Rubinen, sei's heller Wangen Pracht,
Die Amelungen vollbringen, was sie in Trotz erdacht,
Sie wollen den Rosengarten schau'n in der Elben Hut,
Sie werden die Rosen brechen, und gält' es edles Blut.

2.

Sie waren lang geritten, müde war Mann und Roß;
Jetzt schien das Ziel gekommen, die Freude war wahrlich groß;
Der prüfte Schwert und Bogen, der schliff sich Helm und Lanze,
Sie wollten zum Siege reiten in vollem Waffenglanze.

Der Rosengarten leuchtete über den nächsten Grat,
Es galt das letzte Wagen, dann war vollbracht die That;
Sie kletterten und stiegen, — die Arbeit war nicht leicht, —
Sie schwangen die breiten Schwerter, endlich war Aldheim erreicht.

Jetzt wollten sie Rosen brechen, schwelgen in Blüh'n und Duft,
Doch, siehe, da gab's nur ewige Gletscher und Berg und Kluft,
Auf hohen, funkelnden Firnen, auf verwitterten Gestein
Hing ein purpurner Nebel: Das war der Abendschein. —

Hing ein Sprühn und Leuchten einsam über Berg und Thal,
Saß alle Gipfel glühten: Das war der Abendstrahl!
Die Helden hielten verwundert im öden Felsenplan,
Sie rieben sich die Augen und schauten fast blöd' sich an.

Da gab's keine Rosen zu pflücken, es brauste der wilde Fohn,
In ewigen Einsamkeiten donnerte Lawinengedröhn;
Wüst klang's um ihre Ohren, wüst lag's vor ihrem Blick;
Dietrich sprach zu den Recken: Reiten wir nach Bern zurück!

Sie schwangen sich in die Bügel, sie nesteten den Zaum,
War das ein Abenteuer, oder war's ein loser Traum?
Sie sprengten den Abgrund nieder, sie ritten den Steg entlang,
Es rasselten Schilde und Schwerter, daß rings das Thal erklang.

Und wieder war's in den Bergen still, einsam wie zuvor,
Da streckten den Kopf die Zwerge vorsichtig schlau empor,
Uralte Wichtelmännchen krochen aus morschem Gestein,
Und statt der Firne und Felsen stand wieder ein Rosenhain.

Sie purzelten durch einander, sie lachten und höhnten genug,
Und schnitten wüste Gesichter hinter der Helden Zug,
Sie wälzten sich bis zu den Lenden im Golde in Saus und Braus,
Und warfen mit vollen Händen Rubinen und Rosen aus.

Laurin saß wieder am Firste, die Krone ein Rosenkranz,
Es floß sein Königsmantel hinab in purpurnem Glanz,
Er saß in süßem Frieden, und schaute nieder in's Land;
Noch blüht sein Rosengarten hoch auf der Firnen Rand.

Eduard Brauer.

I. Beethovens Symphonien die neun Musen.

1. [C-Dur.]*)

Sei willkommen o Freund," die Hand ausstreckend zum Gastgruß
Frühlingsblüthenbekränzt naht Polyhymnia dir;
Spricht manch treffliches Wort, urkindlich, bescheiden und harmlos.
Was sie dem Fremdling vertraut, scheint ihm so herzensbekannt.

2. [D-Dur.]

Schopiungsmächtig ertönt das Lied der unsterblichen Clio,
Schwingt im Pegasusflug muthig sich himmelempor,
Saitengewaltig erklingt es, dazwischen in seliger Klarheit,
Folgend dem göttlichen Ruf ringt es nach Freiheit und Licht.

*) Polyhymnia, Muse der Beredsamkeit, wird mit erhobener Rechten dargestellt. Die erste Symphonie steht nach der Haydn'schen und Mozart'schen Weise näher.

3. [Es-Dur, Eroica.]*)

Wie aus des Donnerers Haupt im Geschmeide des Krieges Athene
Hoheitstrahlend entstieg, stellt sich Calliope dar.
Singt von Waffen und Schlachten, und weint am Grabe des Helden,
Aber Victoria's Nah'n grüßt sie mit Jubelgebraus.

4. [B-Dur.]

Horch, welch zauberisch Lied? Hell klingt es zur Leier Erato's,
Satyr- und Faunengetoll wechselt mit Nymphengesang.
Tief in der Grotte versteckt ruht dort ein liebendes Pärlein,
Von Amoretten umwiegt, träumt es den glücklichsten Traum.

*) Ursprünglich zur Widmung an Napoleon als ersten Consul bestimmt. Aus bekannten Gründen zog Beethoven die Widmung zurück. Berühmter Trauermarsch in dieser Symphonie.

5. [C-Moll.]

Still! Melpomene winkt. Ihr Lied voll heiligen Ernstes,
Tiefsinnvoll wie die Nacht schüttert das innerste Mark.
Ja, so kämpft mit dem Fatum, dem schaurigen, muthig ein Heros,
Ob ihn der Hades umbraut, göttliche Tugend, du siegst.

6. [F-Dur, Pastorale.]

Lockende Landlust malt Euterpe's liebliche Flöte,
Hirten auf blühender Alm, Bächlein und Vogelgesang,
Friedliches Bild — bis aus Wolken, ein feuriger Drache,
der Blitz fährt,
Wetter verkündend und Sturm, — frischeres Leben
darnach.

7. [A-Dur.]*)

Jugendlich schön wie Aurora, wie Psyche zart und ätherisch
Tritt Terpsichore vor, dreht sich im fröhlichsten
Tanz.
Takt und Bewegung wechselt, doch nimmer die rosige
Laune,
Schwellend zum glühenden Strom stürmt sie zum
Gipfel der Lust.

*) Im Tanzrhythmen. Nach Richard Wagner's Apotheose des Tanzes.

8. [F-Dur.]*)

Die huldlächelnd nun folgt, das ist die Schelmin Thalia,
Arglos heiteren Sinns scheint sie, ein spielendes Kind.
Schau ihr recht in's Gesicht! voll steckt es von Schalkheit
und Neckwitz,
Stimmt sie ihr Scherzlied an, lacht dir im Busen das
Herz.

9. [D-Moll.]**)

Leben und Lieben verblasst. „Blick auf zu den ewigen
Sternen"
Ruft dir Urania zu. Ach, sie verschwinden in Nacht.
Furien tauchen empor, vom Abgrund grinsen Medusen,
Haschend nach himmlischem Licht fühl' ich nur Tantalusqual.

„Fort, mattherzige Klagen! Empor zu den Zinnen der
Schöpfung
Hebe den forschenden Blick, Freude durchjubelt das All.
Freude! — vom winzigen Ich steig' auf zu den Höhen
der Menschheit,
Ahnst du, Binder, das Licht, drin der Unendliche
thront?"

*) Durch vorherrschenden Humor sich auszeichnend. Berühmtes Scherzo.

**) Die tiefsinnige, schwer ergründliche nennte Symphonie mit dem Chor: „Freude, schöner Götterfunken."

II. Der Wanderer auf der Haide.

Ein Wand'rer irrt mit wundem Fuß,
Kaum weiß er sich zu schleppen,
Spät bei des Tages Scheidegruß
Durch öde Haidesteppen.

Wohin er geht, wohin er schaut,
Kein Ausgang ist erspähbar,
Nicht Haus noch Hof, nicht Licht noch Laut,
Nur Wildniß unabsehbar.

Da plötzlich scheint am Himmelsrand
Ein Hoffnungsstrahl, ein leiser,
Dort winkt mit ausgestreckter Hand
Ein ferner Wegeweiser.

Der Wandrer schleppt mit letzter Kraft
Sich durch das Blachgefilde,
Und steht am Ziel der Wanderschaft —
Vor einem Heilandsbilde.

„O Hoffnungstrug, o Täuschungsqual!"
Ertönt's aus seinem Munde,
„Unnützer, alter Marterpfahl,
Du gibst mir keine Kunde!"

Entmuthigt sinkt er, kraftberaubt
Am morschen Stamme nieder,
Mitleid'ger Schlummer fühlt sein Haupt
Und salbt die wunden Glieder.

Und wie er ruht nach Herzbegehr,
Tritt durch der Traumes Pforte
Ein strahlend Bild so sanft und hehr
Ihm zu und spricht die Worte:

„Thu' auf dein Aug' und sieh auf mich
Ich kann dir Kunde geben,
Wonach du frägst: Der Weg bin ich,
Die Wahrheit und das Leben!"

Mit heller'm Blick beim Morgenroth
Erhob er sich vom Schlummer,
Vergessen hatt' er Müh' und Noth,
Vergessen Sorg' und Kummer.

Und als er frisch von dannen zog,
Die Vögel wurden rege,
Ein weißes Täubchen vor ihm flog,
Das zeigt' ihm sich're Wege.

Und führt' ihn in ein grünes Thal
Wo Glück und Frieden blühte.
Da pries er hell im Morgenstrahl
Allvaters Macht und Güte.

III. Denksprüche.

1.

Worthalten deckt des Rechtes Lücke,
Wortspalten reißt das Recht in Stücke.

2.

Nicht Pergament, noch Parlament
Verbürgt der Freiheit Hort,
Wenn sie euch nicht im Herzen brennt,
Was helfen Brief und Wort?

3.

Kanzleistyl — alter Beienstiel!
Der Beien wechselt oft und viel,
Du edler Bengel bleibst stabil.

4.

Sich drücken und bücken
Und krümmen den Rücken,
Welch herrliche Brücken
Zu dienstlichem Glücken.

5.

Wie groß als Philosoph auch Einer ist,
Es gibt ein Fleckiein, wo er Keiner ist.

6.

Wahrheit stößt vorn und hinten an,
Doch bricht hindurch der junge Zahn.

7.

Tropf
Ohne Kopf
Bläh' auf den Kropf,
Stolzir' mit mächt'gem Zopf
Und reck' dich bis zum Kirchthurmsknopf;
Du bist und bleibst doch nur ein leerer Topf.

8.

Sei kein Waghals,
Doch auch kein Zaghase!
Erst erwäge
Und dann wage.
Willst nicht Schläge,
Herzhaft schlage!

Ludwig Würzel.

Anna.

O laß mich in dein Auge blicken,
Du meine Lieb' und mein Lust;
Heimlich die weißen Hände drücken
Und selig ruh'n an deiner Brust.

Ob scheu dann auch die Lippe schweiget,
Kein Ton die heil'ge Stille bricht,
Tief aus dem Herzensschachte steiget
Ein süßes Traumbild auf zum Licht:

Mir ist ob tausend Blumen blühen,
Ich hör' der Vöglein hellen Chor,
Hoch an dem Himmel Sonnen glühen,
Und blaue Düfte wall'n empor.

Und leise naht's wie Flügelrauschen,
Es pocht das Herz in raschem Schlag,
Die Götter stehn ringsum und lauschen
Was uns so tief bewegen mag.

O laß mich in dein Auge blicken,
Du meine Lieb' und meine Lust;
Heimlich die weißen Hände drücken
Und selig ruh'n an deiner Brust.

Einst glich mein Herz dem Walde.

Einst glich mein Herz dem Walde,
Dem Wald im Maienschmuck,
Die vollen Knospen sprangen,
Und Nachtigallen sangen,
Es fluthete der Sonne Gold.

Nun aber gleicht's dem Walde,
Dem Wald im Sterbekleid,
Sturm tobet durch die Hallen,
Die rothen Blätter fallen,
Ein Todesleutzer jedes Blatt.

Friedrich Roeber.

Die Hexe.

Der reichste Bauer ist's um und um,
Gold trägt er auf den Schuhen,
Die Schränke sind mit Linnen gefüllt,
Mit blanken Thalern die Truhen.

Die Sonne brennt heiß an frühem Tag,
Sie reift ringsum die Saaten.
Mit gierigem Aug der Bauer sieht
Wie herrlich Alles gerathen.

Der Weizen, die Gerste; — es sinken schwer
Die Halme nieder zur Erden.
Der Bauer schreitet die Felder entlang,
Sein Auge kann satt nicht werden.

Die Wiesen entlang, den Wald vorbei,
Er schreitet durch's grüne Gehege.
Nichts kümmert ihn sonst, — sein Fuß zertritt
Maßlieb und Mohn am Wege.

Die Vögel singen vor lauter Lust,
Er hört nicht auf ihr Singen,
Er hört nicht wie die Glocken leis
Vom Dorf herüber klingen.

Er überrechnet seinen Gewinnst
Und mag in der Kirche nicht beten.
Da aus dem Dorfe die Hexe muß
Just in den Weg ihm treten.

Sie streckt die knöcherne dürre Hand
Bettelnd aus dem Tuche.
Der Bauer stößt das Weib zurück
Mit einem grausigen Fluche.

Sie sinkt zur Erde. Er tritt nach ihr,
Blut fließt aus ihrem Munde.
Und in die Hölle verflucht er sie
Und flucht der bösen Stunde.

Er schreitet hinweg. Die Hexe sieht
Ihm nach mit giftigen Blicken.
Die greisen Haare streicht sie zurück
Die in das Gesicht ihr nicken.

Sie richtet mühsam sich wieder auf
An ihrem knöchnen Stocke,
Dann feucht sie fort im zerlumpten Tuch,
Und im zerlumpten Rocke.

Die Aecker vorbei, vorbei den Kamp
Und durch den grünen Hagen,
Bis an das hochgegiebelte Haus
Des Bauern, der sie geschlagen.

Und stiehlt einen alten Kessel, der
Herab vom Sims gefallen.
Dann leucht sie hinweg mit ihrer Last. —
Die Kirchthurmglocken verhallen.

Sie leucht hinweg, quer über den Weg
Durch Farrengestripp und Ginster,
Durch Haide und Dorn. — Verrufen ist
Das Land, und wüst und finster.

Verrufen der finstre Berg, der jäh
Aufsteigt mit Hörnern und Zacken.
Schwer leucht die Hexe den Berg hinan,
Den Kessel auf ihrem Nacken.

Und heiß und heißer wird der Tag
Kein Lufthauch kommt, der kühle.
Brütend über dem weiten Land
Liegt die Mittagsschwüle.

Die Krähe, die auf dem Zaune sitzt.
Gähnt und reckt sich verdrossen.
Im Lindenbaum der Hänfling hat
Schläfrig das Auge geschlossen.

Die Blätter hängen fahl und matt
Hernieder von den Zweigen;
Es ist erstorben Alles und todt
Und rings ein todtes Schweigen.

Unheimlich nur die Fliege summt
Und surrt in der Linde Wipfel. —
Die alte Hexe mühsam hat
Erstiegen des Berges Gipfel.

Nur wildes Unkraut sprosst empor,
Schierling und brennende Nessel,
Von Steinen schichtet sie einen Herd
Und setzt darauf den Kessel.

Ihr greises Haar fällt wirr herab,
Die rothen Augen funkeln,
Und in sich hinein beginnt sie leis
Hexensprüche zu munkeln.

Da kommt es aus allen Löchern rings,
Aus allen Spalten und Gängen,
Giftiges Gewürm und Kröte und Molch
Sieht man hervor sich drängen.

Mit feuchten Leibern schlüpft es herbei
Es kriecht in langen Reihen,
Und in den Kessel mit triefendem Maul
Das grüne Gift sie speien.

Die Hexe rührt, wie es tropft und fließt,
Den ekten Brei zusammen;

Sie stößt in die Erde den dürren Stock,
Da springen empor die Flammen.

Sie zucken und schießen durch den Herd,
Grüne Flammen und blaue.
Es tanzt die Hexe und kreischt und ruft:
Nun brause, Kessel, brause!

Nun brause mir Schlossen und brause mir Sturm, —
Hüte dich, hüte dich Bauer! —
Nun brause mir Regen und Donner und Blitz
Und wilde Hagelschauer!

Sie kreischt und springt. — Da fängt es an
Zu brodeln und zu wallen.
Ein dichter Qualm, so steigt es empor
Und will zu Wolken sich ballen.

Es rasselt darin als stürzten jäh
Zusammen in dem wilden
Getümmel der Schlacht die Heeresknäu'l
Mit Speeren und mit Schilden.

Und immer toller die Hexe springt
Die greisen Haare flattern,
Um ihren Kopf, um den dürren Hals
Wie giftgeschwollene Nattern.

Der Bauer erwacht aus seinem Schlaf,
Die Aehren blinken golden.
Ein würziger Hauch weht um ihn her
Aus tausend Blüthendolden.

Die Sonne ist wie lauter Gluth,
Heut' reift der Ernteregen!
Aufsieht der Bauer: da starren ihm
Der Hexe Augen entgegen.

Die rothen Augen. — da sieht er's ziehn
Ueber des Berges Klüfte
Finster und schwarz; — Da sieht er das Weib
Fahren durch die Lüfte.

Da ist es schon tiefe Nacht, da ist
Schon über ihm das Wetter!
Zerschmettert schon ist der Lindenbaum, —
Weg sausen und schwirren die Blätter.

Da ist von den Schlossen die Ernte schon
Zerschlagen in den Boden!
Da ist vom Sturme gemäht der Wald!
Weit liegen die Wurzeln und Loden.

Und lachen hört er die Hexe im Sturm:
Hute dich! hüte dich, Bauer!
Da zuckt der Blitz, da zerbirst sein Haus,
Da stürzen Giebel und Mauer.

Die Wasser rauschen wie Meeresgluth;
Er schwimmt mit dem Gerölle
Erschlagen hinweg. Die Hexe fährt
Jauchzend nieder zur Hölle.

Max Schaffrath.

Sonette an Agnes.

1.

Erschrick nicht, süßes Kind, wenn diese Sänge
Dir unversehens kommen zu Gesichte!
Du wähnst vielleicht, weil ich an dich sie richte,
Daß mein Geschick zu bittern Klagen dränge.

Allein was frommt's, wenn ich der lauten Menge
Gereimt enthülle meines Leides Geschichte?
In jener Flut pomphafter Klaggedichte
Verrännen leicht die ungezierten Klänge.

Den lichten Strahl, in meine Brust gefendet,
Ihn will ich frei und freudig offenbaren,
Und dankbar weih' ich dir, was du gespendet.

Der tiefsten Seele soll dein Bild entsteigen;
Was mir du bist, du sollst es treu erfahren —:
So ist dies Lied ja ganz und gar dein eigen!

2.

An jenem Tag, als ich zuerst dich schaute
Und zitternd bathand, wunderbar beklommen,
Als sei das Ideal herabgekommen,
Wie mir zuvor mein kühnster Traum vertraute:

Da hab' ich gleich dein Bild, das huldbethaute,
Mit seinem Blick, dem milden, engelfrommen,
In's tiefe Herz ehrfürchtig aufgenommen,
Daß sich ihm dort ein reiner Altar baute.

Und wie seitdem das Leben mich bestürmte
Mit der Verführung und des Trugs Gewalten
Und meiner Bahn Hemmniß entgegen thürmte:

Jedwede Macht zerrann vor meinem Lieben;
An deinem Bilde hab' ich festgehalten,
Und dir verbannt' ich, daß ich rein geblieben.

3.

Umkränzt mit Lichtern schaut vom Hochaltare
Die hehre Jungfrau niederwärts, die reine;
Andrünstig kniet die knieende Gemeine,
Daß sie der Gottgeweihten Huld erfahre.

Die Menge kommt und geht, die wandelbare;
Schon mancher Beter schweigt im Todtenschreine;
Die Heil'ge nur, sie bleibt die ewig Eine
Und unberührt im stillen Lauf der Jahre.

So thronest du in meinem treuen Herzen
Unwandelbar, und rings in klarer Milde
Umglüh'n Gefühle dich wie Opferkerzen:

Und wie Gedanken wechselnd sich gestalten:
Gleich frommen Betern nah'n sie deinem Bilde,
Von deiner Huld erst Weihe zu erhalten

4.

Ja, eine Kirch' ist nun mein Herz geworden!
Es flüstert leis von innigen Gebeten;
Kein Ungeweihtes darf in's Innre treten;
Das Heiligthum beschirmt ein strenger Orden.

Es schwillt der Klang in mächtigen Akkorden
Geheimnißvoll zum Hohenlied, dem steten;
Vom Morgen währt die Feier, bis der spaten
Gestirne Schaar bekränzt des Himmels Borden.

An ihrem Schein entzünden sich die Flammen;
Das Kirchlein steht in wunderbarer Helle,
Und Erd' und Himmel feiern still zusammen.

Da steigt das Lied zum höchsten Lichtgefilde,
Daß es sich kühn Unsterblichem geselle —:
Die ew'ge Leuchte strahlt vor deinem Bilde.

5.

Du heil'ge Jungfrau! Klarer Liebesbronnen!
Daß sie von Dir die reinste Liebe lerne,
Wie lenkt die stille Seele sich so gerne
In Dein Beschau'n, dem Erdenland entronnen!

Doch darf sie nur in Deinem Glanz sich sonnen;
So naht zugleich und unerreichbar ferne
Strahlst Du hernieder gleich dem Morgensterne,
Der uns verheißt erneuten Tages Wonnen.

Wenn Himmlischem ein Erdenloos vergleichbar,
So ist's mein Lieben, das in's dunkle Leben
Ein Glück hineinstrahlt hoch und unerreichbar.

Ich darf ein süßes Bild im Herzen tragen,
An seiner Schöne meinen Geist erheben;
Doch dem Besitze muß ich stets entsagen.

6.

Und blieb auch fruchtlos mein getreues Ringen:
Darf nie mein Arm den süßen Leib umfangen:
Wenn ungestillt wird geistig das Verlangen
Und muß verklärt die reinste Blüthe bringen.

Mögen dem Geiste Höchstes soll gelingen,
So darf er nicht an Wandelbarem hangen;
Siegreich erlöst von Erdenlust und Bangen,
Enthüllt er ganz die ätherleichten Schwingen.

D'rum klag' ich nicht. Du warst mir Preis des Lebens:
Nun kann ich leicht mich Irdischem entwöhnen;
Wer dich geliebt, den lockt die Welt vergebens.

So, fesselfrei, geläutert und erneuert,
Streb' ich empor in's Reich des Ewigschönen,
Zu Geistesthaten durch dein Bild befeuert.

7.

Was iſt Beſitz? Ein weſenloſes Scheinen;
Ein Sinnentrug von ungewiſſer Dauer!
Den kurzen Wahn bedroht nur gröſ're Trauer,
Wenn wir den luſt'gen Schatz geſichert meinen.

Denn nichts vermagſt du deinem Selbſt zu einen.
Beſchauſt der Dinge Weſen du genauer:
Unüberſteiglich ragt der Scheidung Mauer,
Den kecken Wunſch für immer zu verneinen.

Von jedem Glück, wie ſchön es aufgegangen,
Was bleibt als Stern bei unbefang'ner Sichtung?
Einzig der Eindruck iſt's, den du empfangen.

Nur wenn er ganz die Seele dir durchdrungen,
Ihr würd'gen Schwung zu leihn und hohe Richtung:
Dann haſt du wahres Eigenthum errungen.

8.

So biſt du mein! Unlöslich eingewoben
In meine Seele, klärend und geſtaltend,
Die ſtillen Knoſpen wunderbar entfaltend,
Ein Stern des Segens, gleich der Sonne droben!

Feſt ſteht mein Glück in wilder Stürme Toben,
Im ſteten Wechſel reinſte Treue haltend,
Voll ungeſchwächter Schöne, nie veraltend,
Kühn über Zeit und Raum emporgehoben.

Was künft'ges Schickſal mag mit dir beginnen;
Bannt's dich für immer fort in dunkle Ferne;
Mag fremde Liebe gar dein Herz gewinnen:

Mir kannſt du nun und nimmer dich entreißen!
In meine Nacht ſtrahlſt du, wie ew'ge Sterne
Tiefglaub'gem Sinn Unſterblichkeit verheißen!

9.

Wohl biſt du ſchön! In einer ſeel'nen Stunde
Hat die Natur dies Meiſterwerk gedichtet,
Auf dein Erblühn den ſteten Blick gerichtet,
Daß ſich an dir, was ſie vermag, bekunde.

Wie ſchmiegt ſich Leib an Geiſt im ſchönſten Bunde!
Wie iſt vom Geiſt die reine Form durchlichtet!
So ſtrahlt im Bache, ſpiegelklar geſchichtet,
Der Sonne Bild herauf vom tiefen Grunde.

Wer ſo dich ſchaut in höchſter Schönheitfülle,
Dem naht der Wunſch, daß ewig möge währen,
Der Seele gleich, nie ändernd, ihre Hülle.

Ach, ſolchen Reiz auch wird die Zeit verwehen!
Soll ſich der Geiſt zum freiſten Sein verklären:
So muß die Form, die ihn beſchränkt, vergehen.

10.

Was leiht dir ſolche Huld vor andern Frauen?
Dies Ebenmaß, gepaart mit Wohlbewegung?
Die Seel' allein, die durch der Hüll' Umhegung
In jedem Zuge läßt ihr Walten ſchauen!

Dein Aug' iſt formſchön unter ſanften Brauen;
Doch ſchöner durch des reinen Sinns Ausprägung,
Der, fromme Weih' anhauchend jeder Regung,
Den Blick beſeelt mit Mild' und Gottvertrauen.

Des Weibes Liebreiz quillt aus keuſcher Sitte,
Aus Geiſtesanmuth, durch die Form ergoſſen,
Die Wonnen weckt, wohin du lenkſt die Tritte.

O wahre ſtets die engeleine Tugend,
Dies reiche Herz, dem Schönen aufgeſchloſſen:
Dann blüht dir unverwelklich Reiz und Jugend!

11.

Wie, wenn ein Lichtſtrahl dringt durch Felſenſpalten,
Kryſtall' und Erze leuchtend ſich entzünden:
Wie maienregenfriſch in Thal und Gründen
Sich tauſend Blüthen über Nacht entfalten:

So wunderreich in mir gebieh dein Walten;
Ein neues Leben will den Segen künden,
Der Liebe mild die Poeſie verbünden
Und jeden Eindruck als ein Lied geſtalten.

O habe Dank! Dein Zauber wirkt in Weite;
Denn, auch entfernt, nie läſſeſt du mich einſam,
Als Genius mir geiſtig ſtets zur Seite.

Nur ein Gedank' an dich, da ſtrömen Lieder.
Drum ſind ſie wahrhaft dir und mir gemeinſam;
Du hauchſt ſie ein, ich töne treu ſie wieder.

12.

So lebe wohl! Mein Lied hat ausgeklungen.
Mir iſt ſo ſtill und feierlich zu Sinne,
Wie Einem, der zu reinſter Gottesminne
Nach ſchwerem Kampfe froh ſich aufgeſchwungen.

Ein ſchöner Sieg, er iſt auch mir gelungen:
Entſagung wandelt nun ſich zum Gewinne;
Des reichſten Seelenfriedens werd' ich inne,
Und ungetrübt aufblüh'n Erinnerungen.

Nur geiſt'ge Liebe dauert unvergänglich,
Weil ſie des Lebens Wechſel bleibt enthoben,
Und lohnt mit Wonnen ſtill, doch überſchwenglich.

O ſchau hinauf, wo ew'ge Sterne funkeln!
Sie kann Gewölk, vom Winde leicht zerſtoben,
Dem Blick entziehn, doch nimmermehr verdunkeln.

Wolfgang Müller von Königswinter.

I. Maibuche zieht an ihr lichtgrün Kleid.

Maibuche zieht an ihr lichtgrün Kleid,
Die wilde Kirsche wieder blüht,
Blau-Veilchen decken die Erde weit,
Nie öffnet und schmückt sich mein Gemüth.

Der Buchfink ruft die Buchfinkin,
Und sie sitzen bald auf demselben Zweig,
Liebe zu nippen ist mein Sinn.
Mein Lieb', mein Lieb', wo find ich dich gleich?

II. Vor'm Dorfe springt ein Brünnelein.

Vor'm Dorfe springt ein Brünnelein
Unter den grünen Linden,
Zwei Rosen entwachsen dem Felsenstein
Die Zweig' in Zweige winden,
Da ist ein lieber stiller Ort,
Und scheint der Abend, bin ich dort,
Es kommt mein Mägdlein immerfort,
Dann thun wir wie die Rosen.

Vor'm Dorfe springt ein Brünnelein
Aus frischem Kraut und Laube,
Dort trinkt im goldnen Sonnenschein
Der Täuber und die Taube,

Das ist ein süßes Spiel am Quell,
Sie kreuzen ihre Schnäblein schnell,
Und kommt mein Mägdelein zur Stell',
So thu'n wir wie die Tauben.

Vor'm Dorfe springt ein Brünnelein
Unweit des Bergwald's Hallen,
Dort singen hell waldaus, waldein
Zwei laute Nachtigallen.
Ihr Lied ist lauter Lieb' und Lust,
So lauschen wir aus voller Brust,
Das Beste, was uns ist bewußt,
Als wie die Nachtigallen.

III. Aus meines Herzens Grunde.

Und wie ich wandle durch Haide und Wald
Einsam, einsam;
Da bin ich doch nicht einsam allein,
Ich sing ein Lied in den Maienschein
Von süßer Lieb', und die Lieb' ist mein
In meines Herzens Grunde.

Rings blühen die Blumen mannigfalt
Einsam, einsam,
Ich seh' in die Kelche tief und blau,
Sie blüh'n nicht umsonst in der lachenden Au;
So stehn die Augen der liebsten Frau
In meines Herzens Grunde.

Und süßer Waldvögel Lied erschallt
Einsam, einsam,
Die Nachtigall singt am stillen Ort,
Du süße Kehle, schlag' immerfort!
So klang mir das lichteste Liebeswort
In meines Herzens Grunde.

Die Wolken ziehen so vielgestalt
Einsam, einsam,
Ihr ziehet über das grüne Thal,
Dort sitzt sie jetzt im Abendstrahl,
O grüßt mir mein Lieb' viel tausendmal
Aus meines Herzens Grunde.

IV. Es schaut vom Berges Rande.

Es schaut vom Berges Rande
Der Mond in den tiefen Rhein,
Blaudämmernd liegen die Lande,
Der Schiffer stößt vom Strande
Und lenkt in die Fluth hinein.

Er kreuzt die blitzenden Wogen,
Vom Ruder fließt das Gold,
Und treibt, wo von Weiden umzogen,
Von Schatten überflogen
Das tiefe Wasser rollt.

Und an dem höchſten Baume
Legt er an's Land den Kahn,
Ein Mägdlein harrt am Saume
Und ſpringt zu des Schiffleins Raume,
Dann ſucht er auf's Neu die Bahn.

Und wo am vollſten rauſchen
Die Wogen im ſilbernen Rhein
Wie ſie Wort und Küſſe tauſchen: —
Das konnt' ich allein belauſchen
Und die Herzallerliebſte mein.

V.

Dem Drachenfels genüber
Da liegt ein blankes Haus,
Da gehen meine Gedanken
Allſt ündlich ein und aus.

Und fahr' ich Tags vorüber
Da jauchz' ich laut im Kahn,
Da's hören alle Leute
Doch geht's nur Eine an.

Doch Nachts ſteig' ich an's Ufer
Und klopf' an's Fenſterlein,
Dann ſchleicht ſie an die Thüre
Und läßt mich heimlich ein.

Dem Drachenfels genüber
Da giebt's bald Saus und Braus,
Dann führt ſein liebes Bräutchen
Der Bräutigam nach Haus.

Marie.

Das ist nun manches lange Jahr,
Daß wir dich zu Grab getragen,
Doch denk' ich deiner noch immerdar
An den lichtesten Maientagen.
Da steigt mir auf das liebe Bild
Mit den goldig blonden Locken,
Den Augen so blau, den Worten so mild
Wie fromme Sonntagsglocken.

Dich hat zuerst, du süßes Kind,
Das Haus als Zier erlesen,
Es war wie Veilchenhauch so lind,
Wie Lerchenlied dein Wesen.
Die Liebe war, was du gethan,
Und was du sprachst, die Güte:
Du hauchtest mit frommer Huld uns an,
Du sonnenlichtes Gemüthe.

Und fliegt der Geist mir weit zurück
Durch die trauten Heimathräume,
So webt er dich wie ein schönes Glück
In die ernsten Männerträume.
Du stehst in verschollener Kinderzeit,
Die Freude, die Unschuld, die Reine,
Die Sühne im Streit, der Trost im Leid
Wie ein Engel im Heil'genscheine.

Als dich heimlich der harte Tod
Dein dachtest du nicht in den Schmerzen,
Du dachtest an uns in unser Noth,
Du sprachest Trost den Herzen.
Du lächeltest, um Sterben krank,
Wer sah dich klagen hinsiechen?
Da das Wort dir starb, dein Blick war Dank,
Als du von uns geschieden.

Wir danken dir mehr doch tausendmal
Für das, was dir entsprossen,
Aus deiner Seele ist ein Strol
Der holdesten Liebe geflossen,
Du Bild der Treu, die du hingestellt,
Die wir von dir empfangen,
Du flüchtiger Gruß aus lichtester Welt,
In die du hinübergegangen!

Das ist schon manches lange Jahr,
Daß wir dich bargen im Grunde,
Aus blond ward braun, jetzt bleicht mein Haar,
Doch denk' ich dein manche Stunde.
Marie, mein liebes Schwesterlein,
Heut kann ich dies Lied dir schenken,
Es weckte dein Geist im Maienschein
Das späte Angedenken.

Der Verbannte.

Fern über Thal und Hügel
Es ist so weit, so weit,
O trügen Falkenflügel
Mich heim in schöne Zeit!
Was Wunder, daß ich schwenke,
Wo alles Glück mir lag;
Daß ich der Heimath denke,
Vergehet mir kein Tag.

An grünen Liebeswegen
Steht dort mein Aeltershaus.
Wie streckten sie zum Segen
Ob mir die Hände aus.
In alle Güt' verlenke
Dich, Herz, wie man dort pflag!
Daß ich der Heimath denke,
Vergehet mir kein Tag.

Grüß' Gott euch, die entsprossen
Mit mir demselben Blut!
Auch euch, ihr Spielgenossen
Wie war uns doch so gut,
So gut —, wohin ich lenke
Mir nimmer werden mag!
Daß ich der Heimath denke,
Vergehet mir kein Tag.

Dort ist mir auch erschienen
Das erste Zauberbild,
Sieghell in süßen Minnen,
Den Wald durchritt so wild —
O Traum! — du Lenzgeschenke! —
Ich war so scheu und zag.
Daß ich der Heimath denke,
Vergehet mir kein Tag.

O Hügelland voll Auen,
Voll Weinberg', Mies' und Feld,
Gleich dir konnt' mich erbauen
Kein Land der weiten Welt.
Wie ich nach dir mich kränke,
Wo Alles Glück mir lag!
Daß ich der Heimath denke,
Vergehet mir kein Tag.

Köln's Gruß
an die
Deutsche
Kunstgenossenschaft
bei Eröffnung
des
Museums
Wallraf-Richartz
und der
zweiten
allgemeinen deutschen
Kunstausstellung
am
ersten Juli MDCCCLXI.
Es gilt der deutschen Kunstgenossenschaft, der heute
ein herzliches Willkommen ruft das altehrwürdige Köln.

Die Ältern ruh'n im Grunde
Dort unterm Lindenbaum
Und der Geschwister Runde
Zerstreut im weiten Raum!

Lust, Jugend, Lieb versenke
Ich tief im Herzen zag.
Daß ich der Heimath denke,
Vergiebet mir kein Tag.

Köln's Gruß an die deutsche Kunstgenossenschaft.

Bei Eröffnung des Museums „Wallraf-Richartz" und der zweiten deutschen Kunstausstellung am 1. Juli 1861.

Es gilt der deutschen Kunstgenossenschaft,
Der heut' ein herzliches Willkommen ruft
Das alt-ehrwürd'ge Köln!
Die heil'ge Stadt,
Die seit Jahrtausenden am grünen Rhein,
Dem heil'gen Strom der deutschen Völker, thront,
Wem füllt die Brust mit Freuden nicht ihr Gruß?
Am hellsten stimmet er des Künstlers Herz.
Hier hat gebaut, gemeißelt und gemalt
Der Römer einst, und als er heimwärts floh,
Zerschmettert von Germaniens Heldenfaust,
Die kühn ihr altes Erb' in Anspruch nahm,
Griff auf der Franke das verlass'ne Werk.
Es mahnen an das Karolinger Haus,
An Sachsen-, Salier-, Hohenstaufenzeit
Uralte Tempel, festgemauert, hoch-
Gewölbt, in rundem, stolzem Kuppelbau;
Hier ragt das höchste Werk der deutschen Kunst
Im hochaufstrebenden Spitzbogenstil,
Denn wen durchschüttert nicht der kölner Dom,
Im Großen groß, im Kleinen zierlich fein,
Daß ihm an tief durchdachter Gliederung
Kein Bau, so weit die Welt sich dehnt, vergleicht!
Hier stellten Muster frommer Bildnerei
In Steingestalten schlichte Meister hin;
Hier schufen in der großen Bürgerzeit,
Vom reinsten Gottesglauben hell durchglüht,
Holdselig keusche, himmlische Gebilde,
Andacht der Seel' erregend, edle Maler.

So grüßt das alte Köln. Doch ist sein Gruß
Ein stummer Gruß. Mit lauten Grüßen jauchzt
Euch, Kunstgenossen, zu die neue Stadt,
Die unterm starken Hohenzoller-Aar
Zu neuen Blüthen drängt und in der regen
Geschäftigkeit bewegter Gegenwart
Des Geistes hohe Werke nicht versäumt.
Sie grüßt euch laut, weil sie der Kunst bedarf,
Sie grüßt euch laut, weil sie die Kunst beschützt,
Sie hat erneut die alten Gotteshäuser
Und schmückt mit neuen sich. Sie achtet auf
Gewalt'ge Werke, die, der Bürgerkraft,

So wie dem ewig wechselnden Verkehr
Der Länder dienend, den zukünft'gen Tagen
Von unsrer Zeit nachdrücklich Kunde geben.
Und jüngst noch hat ein Bürger unsrer Stadt —
Er schied vor seinem schönen Ehrentag —
Der Kunst dies wundervolle Haus gebaut,
Das heute seine hohe Weih' empfing.

Wir riefen euch, zu schmücken dieses Haus.
Ihr kamt und habt es herrlich ausgeschmückt
Mit Werken, draus der reiche tiefe Geist
Des deutschen Volks gewaltig machtvoll schaut,
Der Geist, der im zerspaltnen Vaterland
Tiefinnre Einheit trostreich ahnen läßt.
Willkommen denn, ihr Träger dieses Geistes,
Der kühn in der Geschichte Thaten greift,
Der unsres Volkes Leben fein belauscht,
Der sinnig in der Landschaft Reize blickt
Und frisch Natur und Mensch in Bildern schildert.
Willkommen denn! Laßt knüpfen uns das Band
Der deutschen Künstler und des jungen Köln's.
Noch mancher Altar, manches Heiligthum
Harrt auf erhabnen Bilderschmuck. Es harrt
Manch Bürgerhaus der kunstgeübten Hand.
Es ist geknüpft das Band. Seid uns willkommen!

Und seid willkommen, wenn in naher Zeit
Ihr wieder einkehrt in die alte Stadt
Mit euren Brüdern, die an Rhein und Main,
An Isar, Donau, Elbe, Spree und Ilm
Ein schöner Bund vereint. O, bringt mit euch
Die holde Freude, holde Freude wollen
Wir euch aus bester Kraft entgegen bringen.
Und pflegt ihr Rath, was Kunst und Künstlern frommt,
Dann ströme goldener Gedanken Licht,
Auf daß zum Segen euch das Werk gedeihe,
Daß es gedeih' zum Segen deutscher Kunst!
Sie möge zu gewalt'ger Einheit wachsen,
Frei, heilig, göttlich, groß in Sinn und Form,
Wie wir sie für die Zukunft fromm ersehnen
Dem ein'gen deutschen theuren Vaterland!

Es gilt der deutschen Kunstgenossenschaft!

Ernst Moritz Arndt.

Gesprochen am 21. März 1860 im Concerte des Bonner [illegible]gelang-Vereins zum Besten des Arndt-Denkmals.

Wir gruben an der Eiche
Im Friedhof jüngst sein Grab,
Dann senkten wir die Leiche
Mit nassem Aug' hinab.
Die Lieder tönten schaurig,
Es klang der Sarg so hohl,
Wir schieden ernst und traurig:
Ernst Moritz Arndt schlaf wohl!

Schlaf wohl! doch trotz der Schmerzen
Hob stolz sich jede Brust,
Es zog durch unsre Herzen
In Wehmuth heil'ge Lust.
Das that, den wir verloren,
Der starke, treue Held,
Er ward uns neu geboren,
Da ihn der Tod gefällt.

Wer stand so kühn und muthig,
Der Wahrheit Schirm und Hort?
Wer sprach so feuerglühig
Der Freiheit stets das Wort?
Frei, offen, hell und grade
Gen Knechtschaft und gen Trug
Ging er vom ersten Pfade
Zum letzten Athemzug!

Wen hat wie ihn bemeistert
Der Heimatliebe Brand?
Wer hob gleich ihm begeistert
Das deutsche Vaterland?
Er wob an seinem Glanze
In Freude und in Pein,
Er rief: „Es soll das ganze,
Das große Deutschland sein!"

Er rief's in lichten Tagen,
Er rief's in tiefer Noth,
Als blutig uns geschlagen
Der corsische Despot.
Was that's, daß sie im Grimme
Ihm sprachen Bann und Acht?
Er rief mit zorn'ger Stimme
Das Volk zur kühnen Schlacht!

Er ließ nicht ab, zu werben
Im vollsten Herzenston:
Für's Vaterland zu sterben,
Schien Allen höchster Lohn.
Da hob das Volk sich mächtig
Zum großen Freiheitskrieg,
Ein Sänger sang er prächtig
Das Volk von Sieg zu Sieg.

Als der Tyrann erlegen
Im grausen Waffenspiel,
War nicht des Friedens Segen
Des Sängers letztes Ziel.
Es klang durch alle Gauen
Sein Wort wie Schwertesstreich:
Jetzt gilt es, neu zu bauen
Das uralt heil'ge Reich.

Doch, ach! es traf ihn nächtig
Spott, Zwietracht, Gift und Neid,
Sie machten ihn verdächtig,
Das brave Herz der Zeit.
Wer sah den Arndt sich bergen,
Der nie sein Haupt gebeugt?
Er hat im Drang der Schergen
Für Freiheit frei gezeugt!

Nach schmerzlichem Entbehren,
Nach tiefem, bitterm Gram,
O Glück, ein Tag der Ehren
Und der Vergeltung kam!
Es wuchs mit frischem Drange
Herauf ein frisch Geschlecht,
Und seinem Wort und Sange
Ward da sein ewig Recht.

Zum Meer vom Alpentrutze,
Vom Belt zum grünen Rhein
Erscholl's: „Es soll das ganze,
Das ein'ge Deutschland sein!"
Da hoben wir den Alten
Auf's Neue auf den Schild;
Es fanden, die gespalten,
In ihm der Einheit Bild.

Wie sahen wir ihn blühen
In Locken silberweiß!
Wie sahn wir glühn und sprühen
Den wundervollen Greis!
Er trug die neunzig Jahre
So hell von Herz und Sinn,
Es gab der Tod der Bahre
Ihn schier als Jüngling hin.

So lebt er in den Herzen!
So steh' er wieder auf
In einem Bild von Erzen
Hier an des Rheinstromes Lauf!
Ernst Moritz Arndt, entsteige,
Uns knüpft ein ewig Band!
Die rechten Pfade zeige
Allzeit dem Vaterland!

Gustav Pfarrius.

Frühlingslied.

Es sprudelt der Quell, das Thal erblüht,
Die weithin schimmernde Höhe glüht
Im Strahl der Frühlingssonne;
Du lange, du traurige Winternacht,
Fahr' hin, fahr' hin! das Herz erwacht
Zu neuer Lebenswonne!

Weg schmolz mit dem Eis der schwere Harm,
Der drückenden Sorgen düsterer Schwarm
Muß' mit dem Schnee entweichen;
Schon treift das Blut in rascherem Lauf:
Ihr Herzensblumen, blüht auf, blüht auf,
Den Blumen der Flur zu gleichen!

Wie lacht der Himmel! In süßem Drang
Die Lerche trillernd empor sich schwang,
Ihr Sang ist Freud' und Freude;
Blüht auf, aus entschwund'ner schöner Zeit
Geblieben, ihr Blume der Fröhlichkeit,
Blüht auf im traulichen Liede! —

Horch, welche Stimmen? Was naht sich mir?
Sie sind's! Willkommen im Grünen hier,
Willkommen, ihr Treuen, ihr Lieben!
Laßt nieder euch hier am plätschernden Bach,
Wie sonst hier unter dem Erlendach!
Wo seid ihr so lange geblieben?

Hier blüht die Rose, das Veilchen dort,
So blühet die Lieb' aus Blick und Wort,
Beglückt, will sie beglücken;
Sie giebt in seligem Tausch und nimmt,
Und Frühling ist, wo ihr Funke glimmt,
Und Jubel und Entzücken.

Willkommen, willkommen! Nach alter Art
Sieh'n treu wir wieder zusammengeschaart
In fröhlicher, seliger Stunde;
Laßt wandern, wie einst, von Hand zu Hand
Den Becher und knüpft der Liebe Band
Von Neuem zum treusten Bunde! —

Es sprudelt der Quell, das Thal erblüht,
Die weithin schimmernde Höhe glüht
Im Strahl der Frühlingssonne;
Es wich die traurige Winternacht,
Das Herz, das Herz ist wieder erwacht
Zu neuer Lebenswonne.

Düsseldorfer Künstler-Album.

Zwölfter Jahrgang.

1862.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Bilder.

Titelblatt, gezeichnet von Max Heß, Farbendruck, lithographirt von J. B. Sonderland.

In der Bibliothek, gemalt von A. Siegert, lithographirt von A. Lüttmann.

Der Jacobi'sche Garten in Düsseldorf, gemalt von Carl Jungheim, lithographirt von A. Lüttmann.

Charitas, gezeichnet von Th. Mintrop, lithographirt von W. Krafft.

Der todte Hirsch, gemalt von F. Hiddemann, lithographirt von W. Krafft.

Der Großmutter Grüße, gemalt von Professor Ad. Tidemand, lithographirt von A. Lüttmann.

Monte Soracte, gemalt von Osw. Achenbach, lithographirt von A. Lüttmann.

Eginhard und Emma (Gründung von Seligenstadt), gemalt von Ad. Schmitz, Farbendruck, lithogr. von J. B. Sönderland.

Je wohl — Kuchen! gemalt und lithographirt von M. Ulfiere.

Kreuzgang, gemalt von A. Seel, lithographirt von W. Krafft.

Im Hinterhalt, gezeichnet von B. Vautier, lithographirt von A. Lüttmann.

Steg im Walde, gezeichnet und lithographirt von Professor A. Weber.

Pitz! gemalt von F. Wischebrink, lithographirt von A. Lüttmann.

Puritaner, gemalt von Professor W. Camphausen, lithographirt von W. Krafft.

Auf der Alm, gemalt von R. Alt, lithographirt von A. Lüttmann.

Vanitas, gezeichnet von Professor C. Scheuren, Farbendruck, lithographirt von J. B. Sonderland.

Granteaman, gemalt von A. Kindler, lithographirt von A. Lüttmann.

Familienglück, gemalt von Fr. Keleś, lithographirt von A. Lüttmann.

Der übriggebliebene Spielkamerad, gezeichnet von L. Bedmann, lithographirt von A. Lüttmann.

Abendstimmung, gemalt und lithographirt von Albert Flamm.

Das gestörte Kanchen, gemalt von C. E. Böttcher, lithographirt von A. Lüttmann.

Nach der Mahlzeit, gemalt von Gustav Süs, lithographirt von W. Krafft.

Mühle, gemalt und lithographirt von A. Michelis.

Köln's Gruß an die deutsche Kunstgenossenschaft, gezeichnet von D. Levy Elkan, Farbendruck, lithogr. von J. B. Sonderland, zum gleichnamigen Gedicht.

II. Gedichte.

Seite

Emanuel Geibel, Zeid eins! 1
Bothwell und Marie 1
Gisbert Freiherr Vincke, Wie Graf Richard von Poitou König von England ward 2
Josef Seiler, Die Todten 3
Jormunreck und Zigruna 4
Dräxler-Manfred, Der Todestag 4
Die Kränze 5
Die Wünsche 5
Rosenloos 6
Melusine 6
Alexander Kaufmann, Die Nachtigall singt 7
Robert Hamerling, Wanderung 9
Vollmond 10
Rauscht nirgend mir ein grüner Wald 10
Unter wehenden Wipfeln 10
Karl Mayer, Kleine Natureindrücke 11
Auf Wanderwegen 11
Auf einzelnen Gängen 13
S. Kapper, Der Pfeifer von Karbitz 13
Felix Dahn, Das Lied vom Kaiserfohn und vom getreuen Grafen 16
Gothentreue 17
An uns're Sprache 17
C. H. Steinheuer, Ade nun Lenz und Liebe 18
An den Wald 19
Herbstklage 19
Erster Schnee 20
In's Gebetbuch 20
Flüchtiger Gruß 20
Georg Hick, Christnacht 21
Die Schlummernde 21
A. A., Des Alten Sehnsucht nach der Haide 22
Abendlied 22
Heinrich Zeise, Weihe der Nacht 22
Lied und Blüthe 23
Herbsträume 23
Seemannsleben 24
Karl Stetter, Die Tanne zu Elisson 24

Seite

Müller von der Werra, Vorfrühling 25
Lenzgesang 25
Waldmorgenlied 25
Jul. Grosse, Neue Lieder 26
Ludwig August Frankl, Technik und Fantasie 27
A. C. Grück, Sylvesterball 29
Emil Ritterhaus, Die Glocken im Walde 29
Am letzten Lenztag in der Heimath 30
Carl Siebel, Lieder im Volkston 30
K. Hofmann von Rauborn, Warnung 31
Das stille Haus 31
R. Neuhaus, Kobold-Romanze 32
Der Lenz ist schön, doch nicht allein 33
Adolf Gube, Der Elephant im Monde 33
Theodor Klein, Rast am Felsbrünnlein 34
Frühe Wehmuth 34
W. Constant, Mater dolorosa 34
Wandlungen 37
Marie R., Trennung 37
Tschabuschnigg, Der Ritt nach dem Rosengarten 38
Eduard Grauer, I. Beethovens Symphonien die neun Musen 39
II. Der Wanderer auf der Haide 40
III. Denksprüche 41
Ludwig Würpel, Anna 41
Einst glich mein Herz dem Walde 41
Friedrich Kerber, Die Hexe 42
Max Schaffrath, Sonette an Agnes 44
Wolfgang Müller von Königswinter, Lieder:
I. Maibuche zieht an ihr lichtgrün Kleid 46
II. Vor'm Dorfe springt ein Brünnelein 46
III. Aus meines Herzens Grunde 46
IV. Es schaut vom Bergesrande 46
V. Dem Drachenfels genüber 47
Marie 48
Der Verbannte 48
Köln's Gruß an die deutsche Kunstgenossenschaft 49
Ernst Moritz Arndt 50
G. Pfarrius, Frühlingslied 51

Düsseldorfer
Künstler Album
1863.
Druck & Verlag
von Levy Elkan Bäumer
& Co (vormals Arnz & Co)

Düsseldorfer

Künstler-Album.

Herausgegeben

von

Dr. Wolfgang Müller von Königswinter.

Dreizehnter Jahrgang.

1863.

Düsseldorf.

Druck & Verlag des lithogr. Instituts von Levy Elkan, Baumer & Comp.

(vormals Arnz & Comp.)

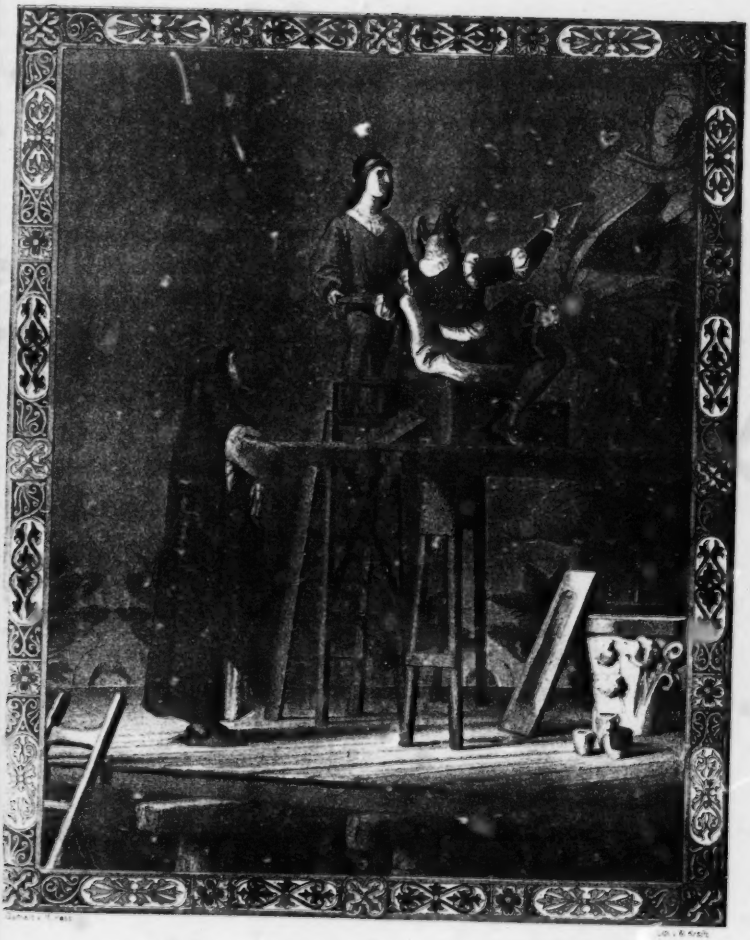
DÜSSELDORFER KÜNSTLER ALBUM 1851

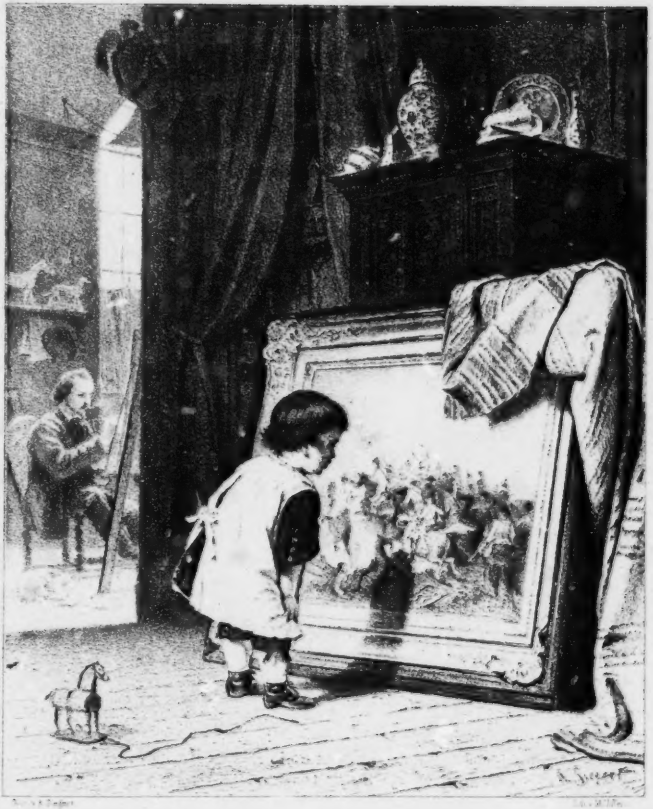
Der alte Geiger.

Die Erinnerung.

Kloster im Albaner-Gebirge.

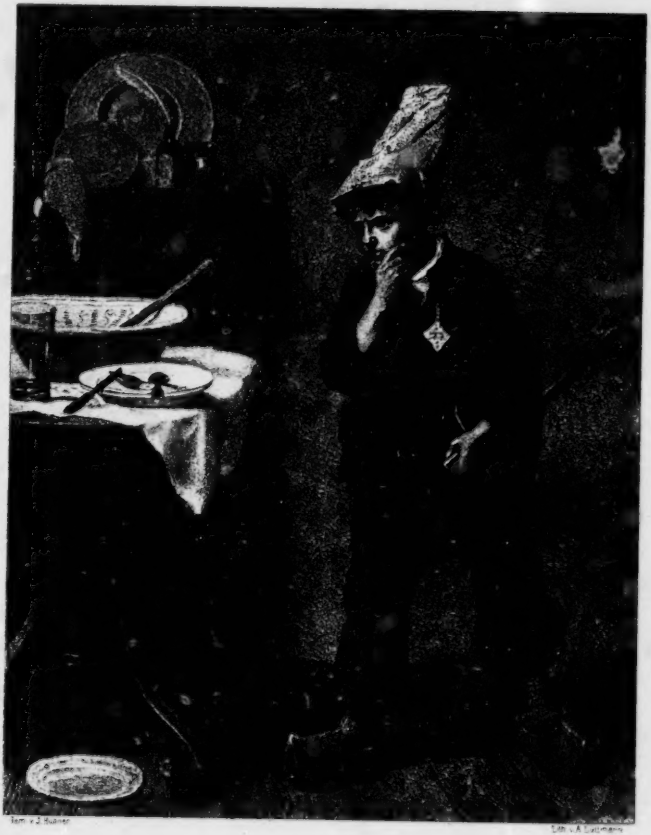
Laſs mich!





Ein Kunstfreund.

Weihnachtsfrühmorgen.



Zu spät gekommen.

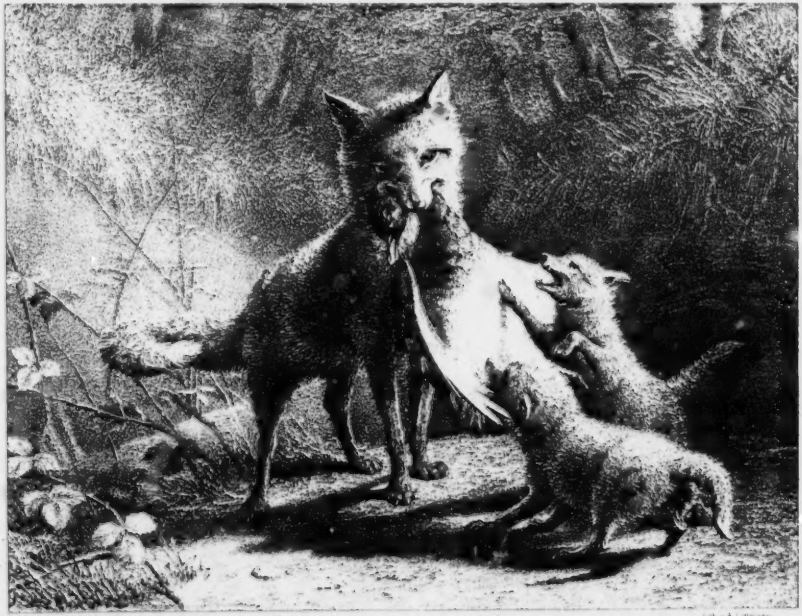
Blindekuhspiel.

„Das Hurrah jauchzt - und die Büchse knallt."

Um was soll ich schreiben?

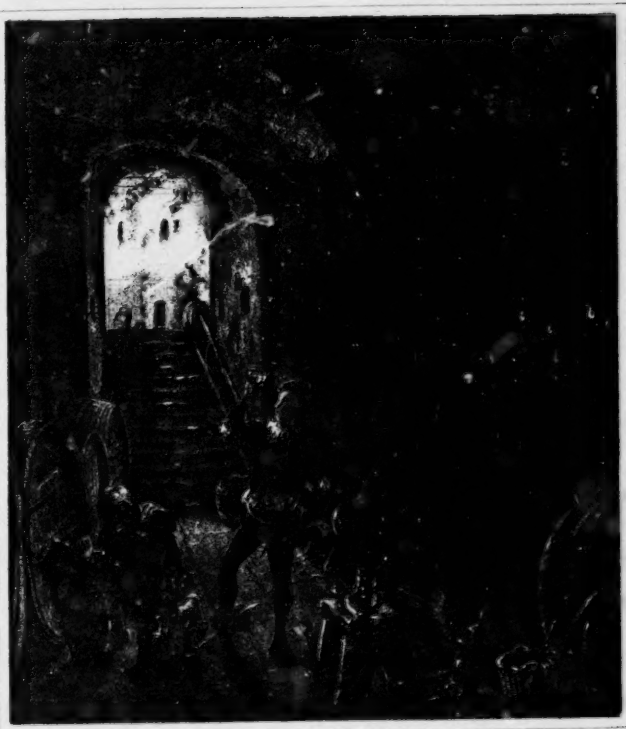
Gem. v. C. Achenbach. Lith. v. Alb. Arenz

Campagne bei Neapel.



Ich habe euch etwas mitgebracht!

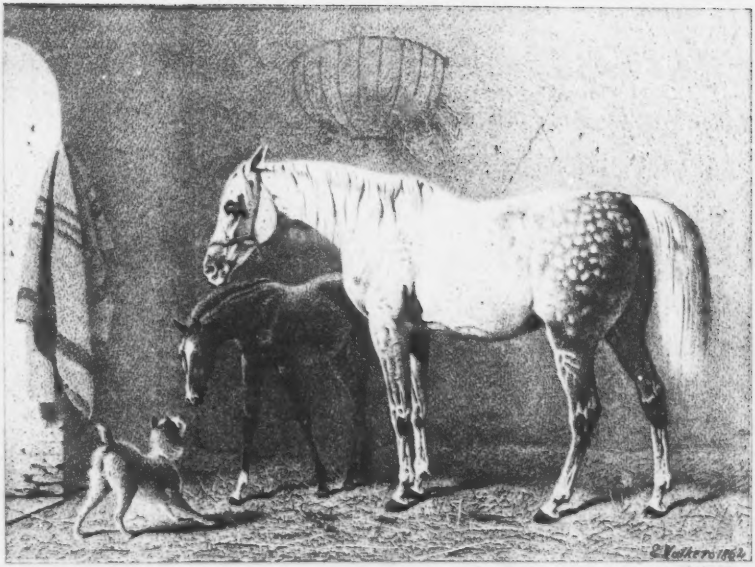
Der Antrag.



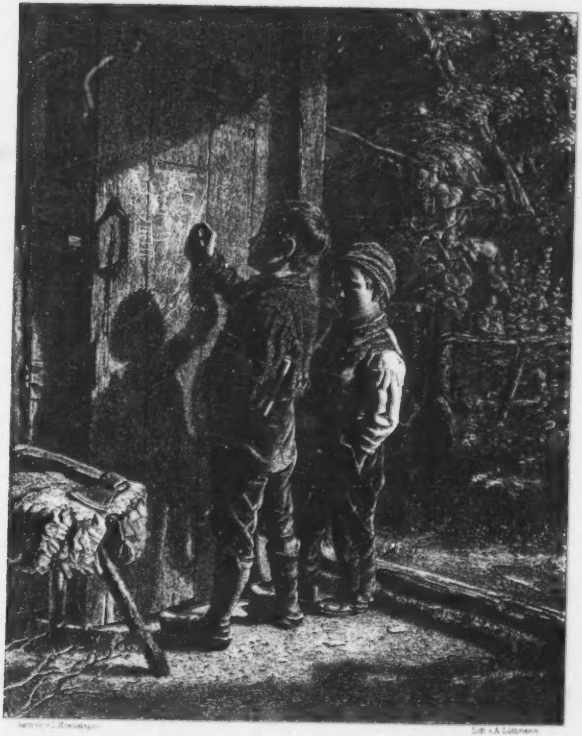
Im Weinkeller zu Rüdesheim.

Auf dem Schlachtfelde zu Waterloo.

Sommerlug.



Im Stall.



Das junge Genie.

Die Spielkameraden.

Blücher.

Motiv aus der Kirche zu Gandersheim.

VENEZIA
Venedig liegt nur noch im Land der Träume.

Julius Grosse.

Die Sphinx.

Ἡ φύσις τῇ φύσει τέρπεται · ἡ φύσις τὴν φύσιν νικᾷ · ἡ φύσις τὴν φύσιν κρατεῖ.
Ostkanon.

Οἴφανος ἄνω, οἴφανος κάτω. Ἀστερα ἄνω, ἀστερα κάτω. Πάν ἄνω, πάν τοῦτο κάτω. Ταῦτα λάβε καὶ τύτυχε.
Memphitische Tafeln.

Laß toben draußen Meer und Winde laut,
So lieb' ich Schottland in der Zeit der Stürme. —
Stolz ist mein Schloß auf Felsenhöh'n erbaut,
Stark sind die Mauern, fest sind diese Thürme —
Glutt im Kamin — ein Humpen Wein und Lichter,
So spotten wir der Jahre und der Gichter.
Mein bester Trost doch ist dein Auge klar,
Johanna, meines Abends Stern und Sonne.
Mit Morgen sind es fünfundzwanzig Jahr',
Seit du mein eigen bist. Großvaterwonne
Gab unsre Tochter uns. William in Fernen
Mag tanzen, fechten, doch auch lieben lernen.
Der Jung ist brav: doch eines macht mir Gram:
Sein Blut ist kalt und nebelhaft sein Sinnen.
Mit Knabenemuth und mit Schülerscham
Wird Keiner sich ein Paradies gewinnen.
Fänd' er ein Weib, ein schönes und in Treuen,
Und wär's vom Volk — er würd' es nicht bereuen! —
Denn nichts hebt ihn empor aus Bahn und Traum,
Als eine heiße Leidenschaft. Zum Manne
Reift ihn ein Lustrum Büchergelehrsamkeit kaum;
Doch eines Liebesfrühlings kurze Spanne,
Du siehst mich an, scheu wie mit Herzensbeichten,
Weit ich in diesem Ton noch nie gesprochen. —

Komm, setze dich zu mir. Beim Kerzenschein
Erzähl' ich dir von meinem ersten Lieben.
Wie vermals einst sind heute wir zu zwei'n,
Als greises Brautpaar ständig heut geblieben.
Ich hab' geschwiegen, wie es ziemt vor Frauen,
Heut sind wir alt; ich darf es dir vertrauen.

Oft hab' ich dir versprochen, wann wir Rast'
Gewonnen, nach Italien zu fahren.
Dort liegt mein Glück und Leid. Wohl ahneß du,
Was jene Länder Theures mir bewahren.
Die Alten bleiben besser doch im Reste,
Was fänd' ich dort auch — Trümmer nur und Reste. —
Hier fand ich einst Genesung und Verjüng'n
Und preise Gott dafür und deine Tugend!
Oft wähnt' ich glücklicher vordem zu sein
Im Sturm und Drange wilder Liebesjugend.
Ach, jenes Glück versank in Finsternissen,
Doch um die Welt nicht möcht' ich es vermissen.
Verschiedenes Alter hat verschiedenes Glück,
Und nichts hat dieser Frieden zu bereuen.
Doch ruf' ich jene Jahre mir zurück:
Erlechzte Gluthen lodern auf zu neuen.
Nicht stürme mir, daß ich es nie vergessen,
Was ich heiß und doch nie ganz besessen.

Zwar gilt das Wort: Du sollst nicht neben Ihm
Noch andre Götter in dem Herzen hegen:
Doch lebt sein Abbild in den Ebenbürtigen
Und wirkt im Menschen selbst ein göttlich Regen:
Denn Schmach nur den, den Sinnentriebe quälen,
Wir lieben Gott in allen Götterspielen. —
So lieb' ich sie noch heute still gesaßt,
Und keine Zeit soll mir dies Bild zerstören.
Johanna, du sollst theilen diese Last,
Was mir gehörte, soll auch dir gehören.
Komm küss' das Glas. Schon wärmt die Gluth gelinde,
Laß draußen draußen Meer und Frühlingswinde!

Derselbe Wind ist's, der mir damals mild
Um meine Schläfen ging und um die Locken. —
Doch Aufruhrstürme rasten blutig wild
Zugleich durch Schottland im Gehenl der Glocken.
Nach Norden rauschten Stuart's Königsheere,
Ich schwamm nach Süden auf dem freien Meere.
Weil wir dem Hof verweigern, was begehrt,
So wie dem Volke, haßten uns die Schotten.
Weil Bücher nur — nicht Bürgerkrieg uns werth,
Antastet' uns Gewalt gebungner Rotten —
In Tagen der Parteiung wird verschlungen,
Wer selber nicht sein Banner hochgeschwungen.
Vertrieben von der Väter altem Sitz,
Lag nun die weite Welt dem Jüngling offen;
An Golde arm, sein einziger Besitz
Sein Wissensdurst, sein ungebeugtes Hoffen:
So schwamm ich nach dem Land der Hesperiden
Und fand dort was ich suchte: Ruh' und Frieden.

In Florenz war's, wo klar der Arno fließt. —
In Jugendkraft und ernster Geistesspannung,
Wenn heilig Leid die Seele in sich schließt,
So lebt' ich Jahre lang dort in Verbannung:
Damals verstand ich Dante's Lied und Leiden,
Wie er die Heimath hoffnungslos zu meiden.
Geweiht war mir der Ort, wo er bei Nacht
Vorüberfloh dereinst den Weg der Trauer.
Noch blühte dort der Gärten stolze Pracht,
Noch wehten dort der Abendwinde Schauer
Um Beatricens Grab, das Niemand ehrte,
Nur mir erschien im Glanze die Verklärte.
Wohl sang der Dichter von der Hölle Schlund,
Durch die ein alter Sänger ihn geleitet. —
Vom Feuer, das die Seele heil gesund,
Eh' sie die Fittiche zum Himmel breitet,
Sein eignes Leben war die Höllenreise,
Auch ich erfuhr sie, doch in andrem Gleise.
Wie glücklich war ich. Kühne Jugendkraft
Baut ihre Brücken über Luft und Wellen.
Schon überschritten wähnt' ich zauberhaft
Des Abgrunds und des Fegefeuers Schwellen:
Denn lebend sah ich wandeln Himmelsjugend,
Die Fülle aller Schönheit, aller Tugend. —
Es gibt nur eine Gnade auf der Welt,
Wem Gott will sein Geheimniß offenbaren.
Als' andres Glück, das uns vom Himmel fällt,
Muß weitenlos in Nacht und Schutt zerfahren:
Nur wen die Liebe einmal rein durchglühte,
Der sah in's Antlitz seiner ewigen Güte.
An einem Sonntag war's. In goldner Früh'
Dort am Lungarno, wo Paläste leuchten
Im hellen Strom. Rings schwieg der Wochen Müh',
Und wie Gesang mir Luft und Wellen buchten.
Dort sah ich sie, die Sonne meiner Tage,
An ihr ward stille meines Heimwehs Klage.
So jeden Sonntag. Und wie Sterne klar
Dem Tag vorausziehn und der Morgenröthe
So kam Vittoria mit der Frauen Schaar.
Sie sah nicht auf, als wenn ihr Blick schon todte
Gorgonenhaft. In ihrer Augen Tiefen
Träumen und Engel als Geschwister schliefen.
Oft folgt' ich ihnen, wie Verliebte thun,
Doch muthlos immer zögerten die Schritte.
Die Frauen schwanden. Selber ein Neptun,
Erreichte niemals diese Amphitrite,
Denn nicht zur Kirche wagt' ich nachzudrängen,
Wie Trohung klang's mir aus den Orgelklängen.
Noch ernster blickten jene klugen Frau'n,
Die sie begleiteten wie Ehrenwachen.
Kein schlafend Königskind ward je vom Grau'n
Sichrer beschützt, von Riesen und von Drachen.
Weh dem, der je genaht dem süßen Wesen,
Ein Klostereinbruch wär' es mir gewesen.
Oft hegt' ich tolle Wünsche, wie der Lenz
Die Bremsenbrut. Und wie Boccaz begonnen:
Daß Pest einfalle wieder in Florenz,
Daß Gift ausströmen möchten alle Bronnen,
So wünscht' ich uns vom Schrecken dann vertrieben
Fern in's Gebirg zum Singen, Tanzen, Lieben.

So ging die Zeit hin, und die Zeit war krank,
Ein Tag nur blieb gesund in allen Wochen.
Der Schönheit Strahl, den meine Seele trank,
Er machte ruhig aller Pulse Pochen. —
Was sollt' ich muthlos wie Pygmalion stehen,
Da lebend mir dies Wunder war geschehen. —
So trüb vordem oft meines Heimweh's Gram,
Bald ward ich selbst des eignen Leides Spötter,
Und wenn die Schwermuth nächtlich wiederkam,
Stolz rief's in mir: Du Liebling aller Götter,
Heil dir, daß du zu dieser Zeit geboren!
Daß du geschaut, was Tausenden verloren! —
Oft fand die Dämm'rung schlaflos mich, verwacht! —
Traumvolle Nacht doch blieb der Sonne Blenden,
Oft rief es mich wie Stimmen in der Nacht,
Und grüßte mich mit unsichtbaren Händen.
Auffuhr ich scheu. Fern sangen Engelschaaren:
Heil dir, daß Himmelszunft dir widerfahren! —
Und lang ich mit Gefährten Nachts beim Wein,
Sang eine süße Stimme mit. In wüsten
Gelagen ging um Schelme noch ein Schein
Wie Himmelsglanz, in dem sich selig büßten.
Der Gott in Thoren, Geisternäh' unnennbar —
Erweichtem Sinn war Jegliches erkennbar.
Der Weg, den sie gegangen, schien geweiht,
Verdelt jeder Stein, den sie betreten,
Das Licht, das sie umstrahlt, voll Seligkeit,
Und weich die Lüfte all', die sie umwehten,

Ein andres Selbst schien's, was in mir empfände,
Nie frag' ich je, wo hier ein Ziel und Ende. —
Wohl glaubt ich still, da mich ihr Blick nicht floh,
Daß tief ein gleicher Ton in ihr erklungen.
Doch Frieden schien es nie, noch Hoffnung froh,
Die aus dem Räthsel ihres Blicks gerungen.
Bald blickte sie mich an wie tausend Fragen:
Willst du verzweifeln? oder willst du's wagen?
Bist du ein Perseus, der mich kühn befreit
Aus Eisenfesseln und aus Dornenbahnen?
Dann mache dich zum Todeskampf bereit!
Bald blickte jubelnd stolz sie gleich Dianen,
Die schwindellos hinstürmt an Felsenstünden,
Wer konnte diese Mädchenstirn ergründen? —

Und endlich kam's wie Manches was so fern,
Wie selbst das Kühnste sich kann plötzlich fügen.
Wohl pries ich dieser Stunde günst'gen Stern,
Vergessend, daß die Sterne uns betrügen.
Hat Roma doch vor jenem Mann gezittert,
Der allen Sternenglauben kühn erschüttert.
Nicht jene Himmelswölbung, war sein Wort,
Nicht stände mehr die Gotteserde stille,
Durch ungemess'ne Fernen fort und fort
In ew'gem Wirbel stürme ihre Fülle,
Und mit ihr stürmten alle Sternenwelten
Durch ferne Sphären, durch die lichterhellten.
So stürzt' er kühn das himmlische Gebäu
Und mit ihm, was als bibelfest gegolten
Aeonenlang. Was blieb verbürgt und treu,
Was unangreifbar noch und unbescholten,
Wenn dieses Erdballs Besten selber wanken
Durch eines Manns verwegene Gedanken! —
Bewundert und belohnt wär' solch Gedicht,
Als Wahrheit schien's den Menschen nicht geheuer.
Drum zogen sie den Weisen vor Gericht,
Und seine Weisheit warfen sie in's Feuer.
Noch heute seh' ich Galilei's Mienen,
Wie er im Greisenalter mir erschienen,
Ein Held und ein Prophet der neuen Zeit,
Ein Oedipus, der eine Sphinx bezwungen.
Schien doch die Mutter Erde nun entweiht,
Und das Gesetz dem Himmel abgerungen!
Drum jagten ihn der Rache Eumeniden,
Wie jeder Geistesgröße Fluch hienieden.
Im Kerker lange Jahre saß er bleich,
Ein Löwe, dem vor Gram ergraut die Mähnen:
Nicht er — nur seine Freunde waren weich,
Nicht er — nur seine Tochter hatte Thränen. —
Oft saßen wir in später Nacht beisammen,
Hell lederten dann seines Geistes Flammen.
„Kommt wieder!" sprach er und die Tochter gab
Die Hand mir wie langjährigen Genossen,
Noch Keiner ahnte, daß er nah dem Grab,
Und daß sein Werk auf Erden war beschlossen.
Der Hof, der Fürst, sie hatten ihn verlassen,
Verehrten seinen Namen auch die Massen,
Ohnmächtig zwar, so lang der Kirche Bann
Auf seinem Haupte lag, auf dem verfehmten.
Was galt Florenz ein heldengleicher Mann,
Da Priesterschrecken seine Geister lähmten.
So starb er hin in Elend und in Schande;
Ein Ruf der Trauer flog durch alle Lande. —
Doch selbst dem Todten folgte nach der Fluch,
Gewalt beschimpfte seine letzten Ehren.
Den Lorbeer riß der Haß vom Leichentuch
Und wagte sein Begräbniß selbst zu wehren.
In ungeweihtem Land wie Missethäter
Begruben ihn bei Nacht die heil'gen Väter
Sanglos und klanglos. Zwar die Furcht noch band
Die Zunge jenen Frommen, jenen Zwergen.
Zwar wagten seine Schüler Widerstand,
Doch übermächtig war die Zahl der Schergen,
Vergebens Flüche, Fäuste, Schwerter drohten,
Als man im Sarg verhaftete den Todten.

An jenem Tage war's, ich floh hinaus,
Kleinmüthig und voll Trauer. Goldne Klarheit
Lag auf dem Strom. Ich sah nur Todesgraus,
Da hier mit Schmach verrathen ward die Wahrheit.
Mitschuldig schien das Volk, die Stadt, die Mauern,
Mitschuldig Gott und Welt an diesem Trauern.
So ging ich stromhinab. In weicher Luft
Erglühten die Gebirge glanzumschwommen,
Fern ragten Florenz Kuppeln aus dem Duft,
Und lautlos sah ich Well' auf Welle kommen;
Doch die Erinn'rung zog nach Deutschlands Gauen,
Dort waltete der Kriegsfurie Grauen.
Den Scheiterhaufen sah ich vor Constanz,
Das Schlachtgetümmel der Hussitenherden,
Savonarola stand im Flammenglanz,
Noch einmal sah ich das Pariser Morden.
Unübersehbar schien die Welt entzündet
Durch jenes Wort, das kühn ein Mönch verkündet.
Wo wirst du stehn — beim Heere dieses Lichts?
So frag' ich mich, hast Muth du zu verbluten?
Was wirst du opfern können, der noch nichts
Errungen hat? So viel's auf Luft und Fluthen.
Doch muthig hob das Herz ein glühend Mahnen,
Ein Mann zu werden, würdig meiner Ahnen.
Ein Mann, ein Mönch — ein Kämpfer und ein Held,
Statt thatenlos im Bücherstaub zu träumen,
So ging ich — in der Seele eine Welt,
Und rauschend zog der Ostwind in den Bäumen.
Da plötzlich hört' ich Singen, Lachen, Scherzen,
Und alles Blut schoß sieberend mir zum Herzen. —

Sie war's im Kreis der Freundinnen, so hehr
Wie eine Königin im Jungfrau'nschleier.
Indeß die Schmach noch über Florenz schwer
Erging, ertönte hier des Sommers Feier.
Sie lachten, flochten Blumen, Kränze, Schleifen
Und warfen spielend mit geschmückten Reifen.
Ein Tanz von Sternen schien's, ein kosmisch Spiel,
Wie Monde sich bewegen um die Sonnen.
Da, wie dem Zufall neckend es gefiel,
Flog mir ein Reif, von goldnem Band umsponnen,
Flog mir zu Füßen wie ein Liebeszeichen,
Ein König dünkt ich mich von Sternenreichen. —
Manch Einen kannt' ich dieser leichten Schaar,
Doch Keinen fürchtete ich mehr auf Erden.
Sie war es, die gebot; sie that's, fürwahr
Wie einem Volk von Pfau'n und Steckenpferden,
Den Reif ihr bracht' ich, die das Licht von Allen
Und stand, bei Gott, selbst wie vom Mond gefallen.
Oft träumt' ich selig solchen Augenblick.
Nun stand ich vor ihr wie ein Missethäter.
Und doch, wie Dante pries ich mein Geschick,
Als hätten mich empfangen Kirchenväter
Und führten mich zur Seligen im Lichte
Empor, gleichwie zum jüngsten Weltgerichte. —
Doch wie berauscht wird schon von wenig Wein,
Wer kurz zuvor erschüttert und getrauert,
So ward ich trunken durch ihr Aug' allein,
Von Thatenmuth und Leidenschaft durchschauert.
Und alles was mein Herz bewegt tagüber,
Jetzt ward es Wort und brauste siedend über.

„So lagert Ihr in stillem Waldesgrün?
Schwingt goldne Reife und die bunten Stecken,
Indeß daheim vor Scham die Stirnen glühn,
Indeß Florenz geknebelt liegt vom Schrecken.
Für ihn, der Sternen gab ein neues Leben,
Für ihn will keine Hand sich muthig heben! —
O säht Ihr nieder aus Elysium,
Ariost und Dante — Ihr der Herzen Meister,
Ihr, die gegründet erst Toscanas Ruhm
Florenz erhebt zur Königin der Geister,
Ehrlos wie einst Athen, das undankbare,
Läßt es beschimpfen seines Weisen Bahre.
Nur Lüge ist's — nur ehrvergessner Hohn,
Daß Ihr der Vorzeit Größe noch bewundert,
Verdammen wird Euch — wie ich heute schon
Ein späteres — ein freieres Jahrhundert.
Den Heiland selber gäbt Ihr Henkershänden
Zum zweitenmal heut preis, um ihn zu schänden!" —

So rief in mir der Jugend heißes Blut,
Im Grunde rief's der werdende Magister,
Denn dunkles Pathos und schulweiser Muth
Sind in den Heißspornseelen stets Geschwister. —
Auffuhren alle ob so kecker Rede,
Und jäh aufflammte die Gedankenfehde.
Erst Wort um Wort, dann Thaten; blitzesschnell
Vom Leder fuhren die geschliffnen Eisen.
Wie flammten Aller Augen kühn und hell,
Vor ihr nun Ritterehre zu beweisen.
Wie wenig wußten wir, daß Frau'nempfinden
Den Mann nicht schätzt nach Meinungen, den blinden.
Doch wie der Sonne stille Morgenpracht
Siegreich der Dämm'rung Nebeldunst durchbrochen,
Trat sie hervor — und Friede war gemacht,
Noch ehe sie ein Friedenswort gesprochen,
Voll Scham, daß ich die heit're Feier störte,
Stand ich vor ihr. Und alles schwieg und hörte.
Sie sprach:

„Wohl weiß ich. Euch gilt noch Florenz
Als Wiege freier Kunst und Wissenschaften.
Verblich auch heute seines Ruhmes Lenz,
Blieb doch ein Abglanz an den Gräbern haften.
Wo Tasso sang, wo Medizi geboten,
Hat Weisheit oft gelöst schon gordische Knoten.
Verzeiht Signori, wenn Athene je
Dem rauhen Mars das blanke Schwert entwunden.
Soviel von diesem Streite ich versteh',
Bin ich zugleich als Schuldige verbunden.
Auch ich bin aus Florenz heut scheu entflohen,
Wo haßentzügelt die Parteien drohen. —
Ob diese Erde nur ein kleiner Stern,
Ob sie sich rege und durch Sphären schwinge —
Eins doch ist fest — das ist das Wort des Herrn,
Daß es bewegend jedes Herz durchdringe.
Dort mag es Ruhe bringen und Genügen,
Wenn alles Wissens Unruh uns will trügen.
Wir sehn hinauf in's klare Weltenall.
Dort herrscht der Frieden. Keiner Stürme Schauer
Reicht dort hinauf zum goldnen Sonnenball.
Dorthin reicht keines Menschenherzens Trauer.
Was wollt ihr mit der Leidenschaften Irren?
Die Weltordnung könnt Ihr doch nie verwirren!
Wozu den Streit um Galileis Wort? —
Genommen ist von ihm des Lebens Bürde.
Fand er die Wahrheit, dauert sie auch fort,
Und hell der Nachwelt strahlet seine Würde,
Hüllt uns auch Schatten, daß wir's nicht verstanden,
Weil wir zu nahe seinem Lichte standen.
Kein Streit um ihn. — Sein Loos in jener Welt
Mag jetzt sein letzter Richter dort entscheiden,
Im Leben litt er ruhmvoll wie ein Held,
Auch ich beweine dieses Edlen Leiden.
Beweine mehr noch seiner Tochter Dulden,
Die schuldlos mitgebüßt für sein Verschulden.
Heil jeder Tochter, die im Vater ehrt
Der Männer besten und für ihn darf beten,

Ob auch das Loos mit Pfeilen ihn verletzet.
Sie glaubt an ihn, gleichwie an Gottpropheten,
Sie trockt es ihm die Stirne, pflegt den Kranken,
Mag auch kein sterbend Lächeln ihr es danken. —
Heil solchem Kind. Ihr Dasein ist geweiht,
Werth, daß die besten Menschen vor ihr knieen.
Wohl kannt' Fremen ich vor dieser Zeit,
Doch mein Verhängniß zwang mich, sie zu fliehen.
Auch Ihr kennt sie — Ihr braucht nicht zu erröthen.
Doch Hülfe schaffen soll: Ihr ihren Nöthen. —
Könnt Ihr so müßig trauern um ihr Loos,
Lord Arthur, und Ihr zürnt auf unsre Feier?
War Euer Schmerz so menschlich, rein und groß,
Seid ihr Beschützer nun, seid ihr Befreier!
Zeigt, daß Gott nahe, wo die Noth am größten,
An uns auch sei es, hülfreich sie zu trösten! —
Nehmt diese Kette hin. Macht sie zu Gold.
Was ich an Schmuck, an Ringen, Spangen trage,
Ihr sei's geweiht. Es sei ein Ehrensold
Dem Unglück und die Weihe diesem Tage.
Wohl habt Ihr Recht. Unzeitig war die Freude,
Wir danken Euch. — Nehmt Signor das Geschmeide."

Und was sie that gleich einer gütʒen Fee,
Ein Beispiel war's dem Kreis. Scham auf den Wangen
Als gält es einen Kreuzzug über See,
Ablegten sie den Schmuck, das Gold, die Spangen.
Beladen stand ich und beschämt. Auf immer
Erloschen war des heit'ren Festes Schimmer.
Stumm wie ein Sakrament ging um der Wein,
Im Walde sangen laut die Nachtigallen.
Wie im Gespräche mit sich selbst, allein
Sah ich Vittoria auf und nieder wallen,
Die jähen Mißklang löste zu Akkorden,
Daß Freunde mir aus Feinden schnell geworden.
So ritten wir zurück in lauer Nacht,
Johanniskäfer tanzten an Gestäuden
Wie irre Sterne. Heiliger entfacht
War meine Seele wie zu Jenseitsfreuden.
Was sterblich war und irdisch, schien zerstoben,
Sie selbst wie eine Heil'ge mir entboben.
In Florenz war noch Lärm. Ein Kirchenfest
Mit bunten Lämpchen schmückte noch die Straßen. —
Wohin war, was die Herzen heut gepreßt —
Musik und Jubel schell aus allen Gassen.
Vergessen war der Tode — Ehr' und Schande
Wie Worte, die die Fluth verlöscht im Sande. —
Wie Sand und Fluth — ja wie der Fluthen Schaum
Verrauscht war meine Trauer, meine Klage
Um Galileis Schmach. Das war kein Traum.
Neu ward die Welt mit einem Zauberschlage,
Verklärt und neuverjüngt den vollen Sinnen,
Und jedes Grübeln flog berauscht von hinnen! —
Lang weilte ich bei Nacht noch auf dem Platz,
Durchglüht, daß Göttlichkeit noch lebt auf Erden,
Als wäre mir bescheert ein seltner Schatz,
Als könnt' ich nimmer nun ganz elend werden.
Wie arm und leblos schienen die Heroen
Der Loggia und wie ohnmachtvoll ihr Trohen!
Perseus und Ajax, David kühn und stolz,
Und Heraclες, den die Hellenen priesen.
Nicht neid ich Euch! Die starre Zeit zerschmolz,
Ihr kämpftet mit Medusen noch und Riesen.
Was wär' Ihr jetzt — Seiltänzer, starke Leute!
In Florenz siegen Frauenherzen heute.

So schwand die Nacht, doch aus dem Götterrausch
Aufstehten neue Qualen meinem Leben.
Kein Sterblicher wagt einen Lebenstausch,
Als nur, um neuem Leid sich preiszugeben.
Sie zu besitzen einst, sie mein zu nennen,
Ward nun der Seele ungestilltes Brennen. —
Zwar blieb's ein Räthsel undurchdringlich tief,
Aus welchem Land sie sproß, aus welchem Stamme.
Die Schönheit war ihr einʒger Adelsbrief;
Doch fragt das Holz wohl wählerisch die Flamme,
Ob's eines Throns, ob's eines Sarges Trümmer?
Sie wärmt mit gleicher Gluth und gleichem Schimmer! —
Fünf Jahre schon verweilt' sie in Florenz,
Verwaist und unbekannt war sie gekommen,
Ein Meteor am Rand des Firmaments,
Zum Staunen aller Menschen klar entglommen.
Ob manch Gerücht mit Mißgunst sie umbachte,
Rein wie ein Schwan sie aus den Tiefen tauchte. —
Gerüchte bald, daß sie ein Fürstenkind,
Bald Tochter eines Griechen, der gefallen
Im Türkenkampf, bald wußte das Gesind',
Daß sie erzogen sei in Marmorhallen,
Daß sie geflüchtet dann mit Zobelschätzen
Nach dunkler Schmach, nach Thränen voll Entsetzen.
Gleichviel, sie lebte jetzt im Prachtpalast,
Wie eine Königin in stiller Würde.
Nicht kannte sie der Tagessorgen Last,
Nur Seelenleid schien ihre einʒge Bürde.
Ein Strom von Reichthum füllten ihre hellen
Gemächer wie aus unbekannten Quellen.
Nicht einsam lebte sie. Ein kleiner Hof
Umzah sie schön von Pagen und von Frauen.
Der Künstler war, Gelehrter, Philosoph,
Er durfte frei ihr nahen mit Vertrauen.
Damit das Glück den Scepter ihr verstehe,
Schien unbekanntes Unglück ihre Weihe.
Selbständigkeit — für Frau'n Gefahr und Ruhm —
Ihr war sie Schutz und ein Gesetz der Strenge.
Nur Wen'gen ward ihr Haus ein Heiligthum,
Doch ein Geheimniß blieb es stets der Menge.
Sie war die Schönheitsgöttin, wir Gemeinde,
Wo Brüder wurden selbst geschworne Feinde.

Oft sah ich sie seitdem. Die alte Kunst,
Gelegenheit beim Stirnhaar festzuhalten,
War hier umsonst. Der Sinne schwüler Dunst
Verflog vor ihrem lichtbewußten Walten.
Daß Allen sie gleich gütig und gleich offen,
Entzündete in jeder Brust das Hoffen. —
Daß Allen sie gleich kühl und mädchenstolz,
Schien neue Liebesmühe aufzufodern.
Vielleicht daß längst das Eis des Herzens schmolz
In tief verborg'nem, ungestillten Lodern.
Wer trog sich nicht mit solchem goldnen Wahne,
Wie einem Luftbild folgt die Karawane.
Glückselig'er Trug, den solcher Glauben webt
Oft rief ein holder Geist in meinen Träumen:
Beglückte Hand, die diesen Schleier hebt,
Wie lange wüßt Du zweifeln noch und säumen:
Für Dich ist sie entschieden — Du bist schuldig,
Nur Deiner Werbung harrt sie ungeduldig —
Der Glaube pflanzt ja Blumen selbst im Schnee,
Weiß Mädchensinn als Götterwink zu deuten.
Er speist mit sieben Fischen aus dem See
Wohl Tausende von hoffnungsvollen Leuten.
Die Herzen heilt er, die noch lahm auf Krücken
Nicht wagen, zum Geständniß vorzurücken.
Ja, wär' ich selbst aus Eifersucht ergrimmt,
Der Frauen Zutrau'n schien mir still zu sagen,
Daß sich Vittoria nur für mich bestimmt:
Das gab mir Frieden wie an Sommertagen;
Ich sah die kleine Hand an wie mein eigen,
Und ihre Stirn umkränzt von Myrthenzweigen.

So sind wir Alle. War ein Gott so gut,
Den Pfad zu ebnen kaum dem Herzverlangen:
Gleich wähnen wir, bei ihm voll Uebermuth
Als hochgeliebte Günstlinge zu prangen,
Um aller Wünsche Ziel, die in uns lodern,
Nun als den Lohn des Gottvertrau'ns zu fodern.
Doch wunderbar, so oft ich Muth gefaßt,
Kam Nacht und Marmorkälte auf mich nieder.
Der kühnsten Worte Werbung starb erblaßt,
Bleischwere Ohnmacht sank auf meine Glieder.
Dann saß ich regllos an Vittorias Seiten,
Als trennten uns noch unermeß'ne Weiten. —
Musik erschien mir wilden Volks Getos,
Von Stürmen meint' ich Sprache nur zu lernen.
Ihr freundlich Wort fand mich empfindungslos,
Die Laute hallten, wie aus weiten Fernen.
Verwandelt ward das Leben mir zum Steine,
Doch alles Todte strahlt' im Lebensscheine.
Selbst wenn sie schwieg und fragend nur ihr Aug'
Mit dunklem Blicke zu mir niedertrohte,
Erschrack ich fast, als wenn ein Feuerhauch
Aus dem Madonnen Antlitz mich umlohte.
Aus kranken Locken zuckten Gorgoschlangen,
Indeß die Lippen plauderten und sangen.
Dann war's als woge wild in ihr ein Schmerz,
Als müßt' es sie wie Foltern heimlich quälen,
Für nichts zu gelten, als ein Bild von Erz,
Ein heilig Bildniß für unheil'ge Seelen,
Die sie bezaubert hielt in ew'gem Schmachten,
Im Schmachten, das die Frauen nur verachten.

Nicht ich allein sah's. Allen war sie so
Unnahbar himmlisch und doch stolz verschlossen.
Daß fruchtlos nun das sechste Jahr entfloh,
Seit Mancher sie umworben unverdrossen:
Nur böse Arglist schien die Liebesscheue,
Die selbstgefällig Hohn lacht jeder Treue.
Und unaufhaltsam laut und lauter bald
Erhob Verdacht sein rachgierig Flüstern:
Nicht bloß vom Marmor sei die Sphinxgestalt,
Nicht bloß nach Seelen sei dies Auge lüstern,
Gleich jenen Wesen, die nur halb vom Weibe,
Halb Ungeheuer sind vom Löwenleibe.
Manch Einer spähte ihren Pfaden nach
Und Kunde kam von Boten und von Briefen,
Von dunklen Pflichten, von geheimer Schmach,
Ein Abgrund that sich auf grau'nvollen Tiefen.
Und kam das Gift auch nur in Einzeltropfen,
Schuf es doch Manchem Gram und Herzenskopfen.
Und dennoch schrie die Seele: — es ist Trug,
Sind Lügen, was sie sagten, was ich fühlte.
Kampf Jedem, der sie schmähen will und Fluch
Dem Zweifel, der den Glauben unterwühlte.
Sie nur allein ist hehr und unergründlich,
Wir andern nur berührt und klein und sündlich. —
Wo war der Feind, der diese Schmach ersann?
War's Lust, war's Traum — kam sie von Vogelzungen,
Umsonst — ungreifbar war der giftige Bann.
Wie muthig auch das Mißtrau'n ward bezwungen,
Ob Schatten schwanden, täglich neue kamen,
Ein Dunkel blieb, ein Fleck auf ihrem Namen.
Zerstört auch war mein Studium und entstellt
Des Meisters Löwenbild von frechen Hufen. —
Selbst Galilei hatte seine Welt
Vor seinen Richtern längst zu widerrufen.
So war der letzte Pfeiler mir gesunken,
Der Wiebeit Gut zerstob in irren Funken. —
Was galt als wahr und unzerstörbar treu,
Wenn selbst des Weisen Seherblick gelogen,
Aus allem Wissen blieb nur taube Spreu,
Nur bunte Seifenblasen, die entflogen. —
Begeistrung ward zum Vorwitz grüner Jugend,
Der Rest blieb Ueberdruß und Haß der Tugend. —

Ein Abenteurer wieder schien ich mir
Ganz ohne Recht auf dieses Lebens Odem,
Im Fegefeuer wandelnd neben ihr,

Vom Qualm umhaucht und gift'gem Höllenbrodem,
Herabgeflossen aus den lichten Sphären
Zum Pfuhl, aus dem empor die Schlangen gähren.
War sie nicht schuldlos mehr, war sie nicht rein,
Fluch jeder Liebesbrunst, Fluch dem Glauben
An Frauenehre. Alles war dann Schein.
Heil allen Blinden nur, Heil allen Tauben,
Die nie gelauscht noch den Sirenentönen,
Die nie geschaut dies Urbild alles Schönen. —

O nur ein Wort — ein Wort mit ihr allein
In Einsamkeit und unter freien Lüften,
In weiten Fernen und in Wüsteneï'n,
Auf wilden Inseln und in rauhen Klüften —
Dort hätt' ich wohl den Muth des Wort's gefunden,
Zu heilen des Verdachts und Schweigens Wunden. —
Doch hier im Schwarm der Gaffer scheu zu stehn,
Erröthen sie zu sehn und zu erblassen,
Umsonst sie um ein Zwiegespräch zu flehn,
Beim Flüstern still zu bleiben und gelassen,
Nicht jäh mit Wettern in die Brut zu schlagen:
Unsaglbar war die Qual von solchen Tagen —
Auch selbst im Glück. Manch' Eine ihrer Frau'n
Erriets die Sehnsucht brütender Gedanken
Und bot mir ihre Hülfe im Vertrau'n:
Doch absichtsvoller List sein Glück zu danken,
Durch Ueberfall sich Beichte zu erzwingen
Verschließt das Herz, vergittet das Gelingen. —
Selbstsüchtig ist das Herz, jungfräulich hegt
Er sein Geheimniß in verborg'nen Tiefen.
Was fremde Hand zu fühn zu Tage legt,
Verwandelt sich in dunkle Hieroglyphen.
Der Einen nur will es die Deutung lassen:
Ob Liebe darin wohnt, ob glühend Hassen.
So ging der Winter hin, der Frühling kam,
Von dem die Menschen Wunderdaten wähnen.
Ein Wunder war's, daß selbst des Zweifels Gram,
Sich täglich aufrecht hielt in neuen Plänen,
An Hoffnung unerschöpflich und Genügen,
Geschah auch nichts, zum Ausgang es zu fügen. —

Dennoch geschah's. Ein dumpf Gerücht erscholl
Um diese Zeit von einem Zaubermeister.
Kein Marktgeschrei ist so phantastisch voll,
Daß es in Brand nicht setzt der Menge Geister.
Geheimer Drang bleibt Göttern, wie Gewürmen,
Die dunklen Pforten der Natur zu stürmen.
Wer sie erschloß — der mag dies Staudereich
Für wonnevoll und paradiesisch halten.
War auch sein Geist noch nie den Göttern gleich,
Wird er's im Rausch nun magischer Gewalten.
Uns Andern wirft das Schicksal nur Almosen
Gleich Bettlern zu, vor Tempeln zugelosen.
Stets war Etruriens Himmel ahnungsschwer
Schon seit Virgils und Dantes Lied der Todten.

Um alle Heiterkeit fließt dort ein Meer
Der Schwermuth, wie mit fingischen Leichenbooten.
In lichten Thälern tönt's wie dunkle Worte,
Als stünd' dort offen eine Hadespforte. —
Hesperiens Schottland ist's — ob auch das Land
Ein Zaubergarten ew'ger Frühlingsfülle:
Des Volkes Geist ist ernst in sich gewandt,
Selbst seine Künste deckt des Tiefsinns Hülle,
Ein Land für Dichter, Abenteurer, Denker.
Für Geisterlehre und — für ihre Henker. —
Noch ging die Kunde von dem Zaub'rer Faust,
Den staunend die Gelehrtenzunft empfangen.
Seit er und sein Dämonenspuk gehaust,
Vier Menschenalter waren kaum vergangen,
Andächtig saß der Hof, — die Blumen blühten
Schon auf sein Wort, und Jugendbrunnen sprühten.
Die Geister tief er aus der blauen Luft,
Die Könige und Weisen ferner Zeiten —
Auf seinen Ruf entstiegen sie der Gruft,
Und wunde Heldenschatten sah man schreiten,
Bis Helena — zu aller Zeit bejungen,
Den Meister selbst durch ihre Macht bezwungen.
Tiefsinnig schien mir solchen Zaubers Macht,
Die uns den Reiz der Gegenwart genommen:
Hat Dir das Leben Leid und Gram gebracht,
Steig' nieder zum Vergang'nen. Glanzumschwommen
Erscheint Dir ihrer Götter lichter Reigen,
Und aller Zeiten Zauber wird Dein eigen. —
Nicht anders ja ist jene Lethekraft
Dem Sänger, der die Welt um sich vergessen.
Nicht anders ringst Du ab der Wissenschaft
Den Hort, den gröss're Zeiten einst besessen:
Verstehst Du ihre Geister zu beschwören,
Wird auch ihr altes Gold Dir zugehören.

So war es wieder. Ein Egypter kam
Aus jenem Sagenland der Pyramiden.
Weltalt erschien er uns und wundersam
Mit einem Haupt, gottähnlich dem Kroniden.
Er kannte der Natur geheime Kräfte,
Schuf Gold und braute ew'ger Jugend Säfte.
Ganz Florenz ward bewegt — selbst die zuvor
Noch Galileis Geisteskraft verdammten. —
Gerüchte gingen rings von Ohr zu Ohr,
Die selbst des Fürsten Phantasie entflammten.
Allwissenheit und Allmacht ward zur Waare,
Für jeden feil am magischen Altare.
Wohl lacht ich anfangs, wenn sie Nachts beim Wein
In Oefterien prieien seine Wunder;
O ladet auf ein Herz nur Liebespein,
Bald ist's für solche Funken morscher Zunder.
Auch Neugier war's — zu schau'n den weißen Raben,
Um jeden Preis mußt' ich Gewißheit haben! —
Gab mir ein Gott kein segnend Traumgesicht,

So mußt' ich Wahrheit suchen bei Dämonen.
Ist erst umnachtet freier Seelen Licht,
Willkommen ist jed' Irrlicht nach Dodonen.
Der Mond ging auf in blutigrother Helle,
Bald stand ich in des Hexenmeisters Zelle.

Nicht bei Gerippen, noch in Wust und Qualm
Fand ich den Braven, wie es sonst gewöhnlich.
Auf seinem Tische lag ein frommer Psalm,
Ganz einem Weisen war sein Wesen ähnlich.
Ein blaues Feuer glomm auf Marmorplatten
Und murrend schlich ein Pudel in dem Schatten. —
Wie's weiter kam — heut ist mir's wie ein Traum.
Gleich Einem längst Gekannten, spöttisch lachend,
Empfing er mich: „So weit von Albions Baum
Ziel dieser Apfel?" — und, ein Zeichen machend,
Rief er: — „Wohl weiß ich Euer Loos und Wollen!",
Und über uns erklang ein Donnerrollen. —
Ein Donnerrollen, und im blassen Duft
Aufquoll ein Nebel aus den kalten Quadern.
Die Wände schwanden, wie in freier Luft
Stand ich, und fiebernd pulsten meine Adern.
„Blickt dorthin!" — sprach er dann mit tiefem Tone,
Und aus den Wolken formt' es sich zum Thront. —
Aufstrat ein König — blutig war sein Hemd,
Sein Hals durchhau'n, geschoren seine Locken.
„Was zittert Ihr — ist Euch Karl Stuart fremd?
Längst ist geschehn, was Ihr bestaunt erschrocken.
Er fiel auf dem Schaffot vom Henkerbeile,
Geh' heim Stuart — die Todten haben Eile!"
Verschwunden war das Bild, mir starrt' das Blut
Zu Eis. — „Kehrt heim, besinnt Euch eines Bessern.
Ihr seid jetzt reich, all' Euer Vatergut
Erstattet wird es Euch mit allen Schlössern!
Wohl mir, wär' mir so holdes Glück beschieden.
Wollt Ihr noch mehr? — Lord Arthur zieht in Frieden.
Zwar and're Geister rief ich Euch noch leicht,
Denn schon dreitausend Jahre leb' ich auf Erden,
Und Todte bleiben Lebenden geneigt,
Die einst sie kannten; doch das fünft'ge Werden
Ist ungeboren. Jeder kann's zerstören,
Das Herz nur kann die Zukunft sich beschwören!" —

Und wieder wich der Nebelglanz zurück.
War's nur ein Glas — war's eine Wellenfläche?
Ein Weib erschien mit süßem Liebesblick,
Den Mund bewegt, als ob sie zu mir spräche.
Voll Götterhoheit die entlauchten Glieder,
Doch plötzlich sanken die Gewand'e nieder.
Gleich einer Hebe stand sie, süß verschämt,
Ein heil'ger Anblick für geeinte Augen,
Den Sinnen wohl, doch nie der Kunst verschmt,
Zum Dienst der Schönheit darf die Unschuld taugen.
Ihr Antlitz doch — ein Blick — ihr heil'gen Mächte —
War solches das Geheimniß ihrer Nächte?

Sie war's! — ob Täuschung, Traum, ob Wirklichkeit,
Vittoria's Bildniß, war's, das feiererfüllte,
Die Aphrodite einst, in jenem Streit
Mit Juno, einem Schäfer sich enthüllte.
Was Sterblichen nur Göttergunst ließ schauen,
Mit Scham erfüllt es mich, mit Zorn und Grauen.
Zum Degen griff ich. „Ruchloser Eunuch,
Der schamlos mir das Heiligste entweihte,
Nimm diesen Lohn — in Scherben mit dem Trug!" —
Ein Donnerschlag — mein Degen flog bei Seite.
Nacht war um mich, ich selbst gelähmt im Grimme,
Und aus dem Dunkel tönte eine Stimme:

„Kurzsicht'ger Thor. Wer nicht den Muth besaß,
Zu schauen, was schon Salomo gepriesen.
Dem wird Natur zu einem flachen Glas,
Und Wolken mag er in die Arme schließen. —
Hochmüthig Volk. Was seid Ihr? — Staub vom Staube,
Und kehret Wein vom Blatt, nicht von der Traube.
Wollt Ihr die Seele, nehmt zuvor den Leib,
Ihr könnt nicht weiser, als Naturmacht werden.
All' ihre Wunder gab sie nur dem Weib,
Denn sie will selig machen schon auf Erden.
Seid Ihr schon Götter, dies Reich zu verachten,
Erst Menschen kaum, nach Geistergluck zu trachten?
„Natur erfreut sich einzig an Natur,
Natur kann einzig die Natur besiegen:
Natur wird herrschen, Ihr doch unterliegen!"
So sprach schon Ostanes und Epikur:
„Das All', die Sterne nimm — den Himmel droben,
Nimm ihn erst drunten, und Du wirst Gott loben!"*)
Nah ist die Zeit, da feige Liebe krankt,
Muthlos die Auserwählte zu umschlingen,
Voll Sternensehnsucht an der Krücke wankt,
Und doch zu schwach, die Sinne zu bezwingen:
Dünkt Ihr im Geist Euch heilig, hoch und wichtig,
Vor Höll' und Himmel seid Ihr bald und nichtig. —
Für jeden Seufzer komm' ein Geisterschlag,
Für jede Thräne komm' ein Spottgelächter,
Für jeden Schwärmerraum ein Sorgentag:
Das ist Verheißung der Naturverächter!
Euch altert schnell der Jugend Laßversäumniß!
Niemals erschließt Ihr dieses Seins Geheimniß!"

So klang's und schwieg. Ich sah mich bebend um,
Und auf der Straße stand ich; doch im Blauen
Ging still der Mond, die Plätze lagen stumm,
Nicht eine Thräne wollt' vom Auge thauen.
Versteinert fast, mich fanden die Genossen,
Ein Andrer war ich, doch zur That entschlossen.
Am andern Tag zur Zeit des Carneval
War für das Volk ein glänzend Fest gerüstet:

*) Siehe die beiden Sprüche, welche das Motto des Gedichts bilden.

II

Am Herzogschloß im Freien. Spiel und Ball
Und Maskenlust für Jeden, den's gelüstet.
Der Magier selbst mit Feuern aller Farben
Sollt' es verschönen und mit Wassergarben. —
Sonst war ich solchem Wirbel wenig hold,
Heut' war willkommen mir dies Festgebrause.
Befiedert das Barett, die Kett' von Gold,
Im sammt'nen Kleid, in weißer Spitzenkrause,
So wollt' ich heute wagen die Entscheidung.
Zwar kannt' ich längst Gittoria's Verkleidung,
Doch ihrer Seele Maske galt es heut'.
Herunter mit dem Trug von langen Jahren.
Und hüllt' er auch ein Monstrum, nie gescheut
Hätt' ich in diesem Augenblick Gefahren.
Wozu Geduld! Gewalt nur noch vermocht
Jetzt zu befrei'n, was schäumend in mir kochte.
Mein eig'nes Herz, es kannte sich nicht mehr.
Noch brannten jene Worte mich wie Flammen.
„Ein Mensch mit Menschen sein" — war's denn so schwer,
Ein Narr mit Narren, wer will es verdammen,
„Natur besiegt Natur" — ist's ungebührlich,
Nach Jahren einen Tag zu sein natürlich? —
Er hatte Recht, der mir den Nebel nahm
Vom Aug' und mir das Blei im Blut geschmolzen.
Weg mit der blöden Schüchternheit und Scham,
Weg mit der kranken Sehnsucht, mit der stolzen.
Kurz ist die Jugend — soll sie todt verrinnen? —
Erfaß' das Leben voll mit Jugendsinnen.

Bunt war der Tag. Des Frühlings Festgetön
Klang laut in allen immergrünen Hainen.
Noch niemals schien die Erde mir so schön,
Zum Himmel konnt' ich jubeln, konnt' ich weinen.
O Tanz und Liebe — ganz in euren Armen
Die durst'ge Seele wollte nun erwarmen.
Vittoria kam in fürstengleicher Tracht,
So majestätisch, würdevoll wie immer.
Und doch — was war mir heute ihre Pracht,
Was galt mir ihrer Perlen Märchenschimmer. —
Nur Weib war sie für mich, ein lebenswarmes,
In allem Glanz ein schwaches, liebarmes. —
Nicht sah ich's — oder hielt's für Neidesqual,
Daß rings die Frauen ängstlich von ihr wichen,
Als ging aus ihrem Aug' ein Unheilsstrahl.
Nicht sah ich's — wie sie geisterhaft erblichen
Allein — verlassen stand im frohen Kreise,
Gleichwie ein Schiff, gebannt im Nordpoleise. —
Der Abend kam. In alter Freundestreu'
Trat ich zu ihr, zum Tanze sie zu führen.
Zum erstenmal verschwunden war die Scheu,
Die kleine Hand der Hohen zu berühren.
Sie sah mich an mit Ernst und mit Erröthen,
Hell riefen fern die Geigen und die Flöten.

Kurz war der Tanz, doch fieberglühend flog
Der Puls, und aus des Wirbels buntem Toben,
Wie ich sie lose hielt und an mich zog,
Zur lichten Höhe schienen wir enthoben,
Auf ewig, wie im Jenseits, schon verbunden.
Weit unter uns war tief die Welt verschwunden.
Berhörter Wahn, daß Du allein gelebt. —
Zusammen ewig war't ihr schon entsprungen,
Zwei Strahlen, die aus einem Lichte entschwebt,
Zwei Töne, die zusammen stets gelungen,
Zwei Seelen, die im Schooß der Ewigkeiten
Vereint, sich nur verloren in die Weiten. —
Verschämte Scheu — im Rausche blind,
Ein fremdes Selbst als Göttin zu verehren:
Sei selbst ein Gott! — Die für einander sind,
Sie sollen sich nicht ewiglich entbehren —
Nie werd' ich jenes Himmelsglück vergessen.
Der ist gewiß, der einmal es besessen.
Ihr armen Seelen, die voll Einverstehn,
Euch dennoch kommt kleinmuthvoll hier scheiden.
Wohin in öde Weiten wollt ihr gehn?
Die Ewigkeit ist lang für Eure Leiden —
Weit sind die Himmelswelten, um zu wandern
Und unruhvoll zu suchen nach einander.

Nicht klagt ich damals so. Allgegenwart
Umglänzte uns aus diesen Fackelbränden.
Als hätt' ein Gott uns alles aufgespart
Bis heut' und trüg' uns hoch auf seinen Händen.
Nicht sah ich ihrer Mienen düstre Strenge,
Nicht die verweinten Augen im Gedränge.
Sie war erschöpft. Des Tajus dunkle Wand
Verbarg uns. Eine Sphinx aus weißem Steine
Zu Seite ihr am Marmorbrunnen stand,
Es war, als lachte sie im Mondenscheine.
Hier war es still; nur rauschendes Gestüber
Ging durch die Wipfel und der Büsche Düfter.
Sie ließ sich nieder. Noch vom Tanz berauscht,
Der Sinne kaum mehr mächtig, kühn umfaßt ich
Die Herrliche, vom Monde nur belauscht,
Und ihre Lippen küßt' ich heiß und hastig.
Wozu in Worten werben noch, in schwachen,
Da so beredsam stumm die Lippen sprachen.
Noch hing kosathmend sie an meiner Brust,
Zum Uebermuth schon ward die erste Scheue,
Da sich die Lippen fanden unbewußt,
Zu Stirn und Augen irrten sie auf's Neue.
Da plötzlich, wie in Löwenstärke bebend,
Stieß sie mich von sich, stürmisch sich erhebend.
Nie sah ich wieder solch ein Frauenbild,
Streng zürnend, hehr in unnahbarer Würde.
Ein Wolf erschien ich, der bei Nachtzeit wild
Einbricht in eine wohlbewachte Hürde.
Ein Räuber, der den Gast im Schlaf erstochen,

So hatt' ich tückisch ihr Vertrau'n gebrochen. —
Sie wollte geh'n. Ein Blick des Abscheu's hart
Fiel noch auf mich, da strömten alle Geister
Des Muths zurück. Heut' oder niemals ward
Ich dieser Sphinx und meines Schicksals Meister.
Ich hielt sie fest: „Diesmal ist kein Entrinnen,
Victoria höre mich, ich bin bei Sinnen. —
In allen Weisen sprach ich nun zu Dir,
In stummer Ehrfurcht und in heißem Werben,
Den Frieden raubtest Du nun Jahre mir
Zu welchen Wesen zählst Du? müßt' ich sterben,
Ob Du den guten angehörst, ob bösen,
Das Räthsel Deines Wesens muß ich lösen!
Und wandelst Du Dich um in Meeresschaum,
In Baum, in Wolke und in Truggestalten,
Dem Protens gleich und fenstest mich in Traum,
Ich würde mit Dir ringen und Dich halten:
Und schützten Dich auch Engel und Dämonen, —
Beim höchsten Gott — ich würde Keinen schonen!
Wie oft trieb meine Andacht Schwärmerei,
Wie oft hab' ich gefleht um eine Stunde
Mit Dir allein. — Heut' endlich fühl' ich frei,
Seit Du ein Weib mir — seit ein Trug im Bunde,
Kann uns nur retten noch ein frei Bekennen,
Kein Gott und Teufel soll uns dann mehr trennen!"

Lang stand sie zitternd. Bleich war ihr Gesicht,
Dann sprach sie langsam, flüsternd, fast unhörbar.
„Auch Ihr verlort den Weg der Ehr' und Pflicht,
Auch Euer Freiheitsmuth war so zerstörbar? —
Wie tief seid Ihr gesunken seit dem Tage,
Als Euer Herz aufflammt' in edler Klage:
Damals verstand ich Euch. Ein Adlergeist
Der Freiheit trug Euch hoch im Sonnenfluge.
Dem Tod selbst botet Ihr die Sterne dreist.
Heut' nehmt Ihr Theil an diesem großen Truge.
Zu niederm Flug gefellt Ihr Euch den Pfauen,
Das thut den Augen wehe, die es schauen. —
Kein Wort des Abscheus habt Ihr, kein Gefühl,
Dasselbe Volk, das Euren Meisters Lehren
Verdammte, tanzt im tobenden Gewühl
Am Narrenseil gottfeindlichen Chimären.
Auch Ihr bewein't's, daß Sinnentrug's Robheit
Die Welt beherrscht, doch keine Geisteshoheit.
Ob sel'ge Geister wieder auferstehn,
Ob Mächte der Natur dem Magier dienen,
Ich weiß es nicht, doch Ihr müßt eingestehn
In Eurer Unruh', Euren Fiebermienen,
Daß solche Mächte nicht vom Himmel stammen,
Die Euer Herz berauschen und entflammen.
Wie tief sie sich im Dunkel auch verlor,
Doch eine Sehnsucht bleibt der Menschenferle,
Die hebt sie rein aus jedem Pfuhl empor
Und tröstet sie, wie sehr die Angst sie quälte;

Doch habt Ihr sie den Sinnen erst verschrieben,
Nie könnt Ihr rein und selbstsuchtlos mehr lieben.
Wir Alle sind gebunden, und kein Schwert
Durchhaut die schweren unsichtbaren Bande,
Ersatz für Leiden gibt nur im'rer Werth,
Und nur ein Menschenwort ist Ehe' und Schande.
Ihr könnt die Herzen rühren und erringen,
Doch nie das Schicksal zur Erfüllung zwingen.
Das Schicksal fragt Dich nie, warum Du weinst
Blind kann es segnen nur und blind verfluchen,
Verlorst Du erst den Glauben, den Du einst
Gehegt, umsonst bei Menschen wirst Du suchen. —
Gott nur allein — er richtet nach dem Wollen
Und lehrt Geduld und Demuth Hochmuthsvollen!"

„So lehre Du mich sie. In Deinem Wort
Flieht aller Rausch, und Deiner Augen Sterne,
Sie leuchten mir zu einem sel'gen Port,
Sag' mir den Zauber, daß ich Dich erlerne.
Wohl trug ich nied're Fragen im Gemüthe,
Doch höhere schaffte mir Deine Seelengüte.
Mit Unrecht wirfst Du mir Entartung vor,
Weil Du mich hier beim heitern Fest gefunden.
Nur Deinetwillen legt' ich ab den Flor
Der Trauer, nur bei Dir will ich gesunden,
Und müßt ich greifen in des Schicksals Speichen,
Nur vorwärts kann ich — nicht zurück mehr weichen.
Bist Du gefesselt — sag' durch welche Last?
Gieb mir das Mittel, wie ich Dich befreie,
Und müßt' ich sein des tiefsten Elends Gast,
Du gibst der Hölle selber Himmelsweihe.
Kann ich Dir Rosen in das Leben flechten,
Mag Gott am jüngsten Tage mit mir rechten!"

„O schweige — bär' denn, wenn Du's hören mußt.
Wohl liebt' ich Dich — doch seit dem Todestage
Des Galilei ward ich mir bewußt,
Daß Du nie mein! Oft hörte meine Klage,
Daß ich Dich liebte, doch nie lieben sollte,
Ich Alles gab ich, was der Himmel wollte.
Ich wußte ja ein Herr, das leidgebeugt
Treu an Dir hing, als seinem einz'gen Horte.
Wohl sah ich's, wie geheim ihr Auge feucht,
Sobald sie von Dir sprach mit warmem Worte.
Wie kennt' ich anders, als ein Bündniß glauben,
Nie durft' ich diesen einz'gen Trost ihr rauben.
Und durft' ich glauben auch, daß Mitleid nur
Dein Herz ihr zugewendet längst im Stillen:
Ich hab's gelobt mit einem heil'gen Schwur,
Nie soll' sie Dich verlieren meinetwillen. —
Und war's ein Zweifel noch, er floh in jenen
Entscheidungstagen — Du gehörst Irenen! —
Wer so begeistert für das Unglück sprach,
Wie Du für Galilei, da muß Liebe

Tief in der Seele ruh'n. Aus seiner Schmach,
Aus Armuth, Noth und aus Parteigetriebe
War's Deine Pflicht — die Aermste zu erretten,
Mit jener Kette hofft' ich Euch zu ketten.
Nie glaubt' ich, daß Du unrechtfertig bliebst
Zwei Rollen spieltest — dort ist Deine Stelle,
Noch heut' ist's Zeit — erlös' das arme Kind,
Mach ihren Himmel wieder klar und helle.
Nimm sie mit Dir, bau' ihr ein Glück im Norden,
Ich hab' gekämpft, und ich bin fest geworden!" —

Wie Alpenschnee wegschmilzt der Sonnenschein
So losten diese Worte alle Leide
Deshalb die jahrelange, herbe Pein,
Deshalb die Qual des Schweigens für uns Beide.
Das Naß schoß mir in's Aug' — so tief verschuldet
War ich der Hohen, die sie mich geduldet. —
„Wie alle Großmuthsblicken auf mein Haupt,
Sie können heute nimmermehr mich brennen.
Ein Wahn war's, was Dein Gedissne geglaubt,
Doch soll ein Bahnbild nimmermehr uns trennen,
Hast Du mein Herz für ehrer selbst gehalten,
Kann seine Gluth für Dich doch nie erkalten. —
Nie ahnt' ich ihre Liebe, ihren Schmerz,
That ich ein gütig Werk, so galt's dem Meister,
Unähnlich ihrem Vater war ihr Herz
Und ungleich in der Größe ihrer Geister.
Durch fromm Gebet nur hoffte sie den bösen
Dämonen seine Seele zu erlösen. —
Wohl hab' ich stets Irene hochverehrt,
Doch nur hab' eine Hoffnung ich genährt.
Fremd ist ihr Geist mir und ihr ganzes Wesen,
Nie wäre mir ein Glück in ihr erlesen. —
Um ihren Vater nur war ich bemüht,
Um Liebe nur bei Dir — kannst Du befehlen,
Daß aus dem Mitleid Leidenschaft erglüht,
Daßglich aus Großmuth opfern selbst die Seelen —
Wie wollt ich meines Strebens Freiheit retten,
Schlug' ich mein Herz in mitleidvoll'ge Ketten,
Ob er das Recht — ob seine Lehre Traum —
Was kümmert's mich — er hat sie widerrufen
Und schleudert mich zurück zum öden Raum,
Traun hin' ich heut' auf andern Tempelstufen,
Mud' jenes Wissens und beraubt der Klarheit,
In Deiner Liebe ist die einz'ge Wahrheit.
Du bist die Königin — Dein Auge hellt
Zu Weiten auf des Alltags Zwang und Enge,
In Deinem Herzen hab' ich eine Welt,
Und Freiheit selber wohnt in Deiner Strenge,
Die Freiheit, die uns trägt auf sonnigen Flügeln
Weit über Erdenschranken, Menschenlügeln!" —

Und wieder wollt' ich fassen ihre Hand,
Umsonst — und tonlos klang die tiefe Stimme.
„Zu spät, Lord Arthur — nie eint uns ein Band,
Gott will nicht, daß uns Hymens Fackel glimme.
Noch vor zwei Jahren hofft' ich Glück und Frieden,
Heut' ist's zu spät, mein Schicksal ist entschieden.
Wohl kenn' ich Euch — Ihr habt mich nie gekannt,
Ob ich ein weiblich Herz im Busen hege.
Zwar zart und schmach sind Alle wir genannt,
Doch weh' dem Weib, das herbe Schicksalsschläge
Rauh auferzogen, das in Thalen schaute,
Wo keines Vaters Segen Häuser baute.
Fragt nicht darnach. Beglückt der Jungfrau Loos,
Die fremm gehütet von der Mutter Händen
Am Barrberde aufwuchs sorgenlos,
Der Rose gleich an schützenden Gelänben.
Kein Sturmwind streift ihr ab der Knospe Hülle,
In Unschuld blüht des treuen Herzens Fülle. —
Ja, ich bin kalt. Und mancher ward scheu irr,
Der mich als „Göttin" ehrte. Nie verstanden
Hab' ich so zartes, tandenhaft Gegirr',
Noch was Verliebte schwärmerisch empfanden.
Kalt war ich stets und Recht laß' ich den Spöttern:
„Trostlos bei Liebe Sterblicher zu Göttern."
Denn die vom hohen Wolkenthron zur Welt
Herniederschau'n der Tugenden und Sünden,
Wie Thorheit Glück erwirbt, wie Unschuld fällt,
Wie sie auf Lust und Sand Paläste gründen:
Sie ruhn allein in glutenloser Reinheit,
Belächelnd Menschengröße, Menschenkleinheit.
Senkt nicht den Blick zu Boden. Stolz und rein
Hab' ich mich in Versuchungen erhalten,
Ward auch mein junges Herz schon hart wie Stein,
Als ich erwuchs in feindlichen Gewalten.
Vor meinem Gotte lag ich auf den Knieen,
Und er hat Kraft mir und den Sieg verliehen.
Auf Keinen hoffen, stets zum Tod bereit
Und keine Nachsicht gegen eigne Thränen,
Das lernt' ich dort. Nun hab' ich Festigkeit
Errungen, und es rührt mich langst kein Wähnen
Des Glückes mehr. Nur wer den schweren Pflichten
Getreu blieb, darf sich selbst und and're richten.
Geht, geht, Lord Arthur! Fragen will ich nicht,
Ob des Gebets Ihr letzte Nacht geptlogen,
Ob es ein reines, göttlich Traumgesicht,
Das Euch der Zukunft Schleier weggezogen. —
Ihr staunt . . . O, fragt nicht, was mein Herz gelitten,
Begleitet hat es Euch auf allen Schritten.
Seit Ihr auch Rath gesucht in Gaukelei,
Sind meine Thränen auch für Euch geflossen.
Doch fragt mich nicht. Ich bin für Euch nicht frei,
Und Keinen hab' ich so in's Herz geschlossen.
Geht, seid gewarnt Flieht, eh' dies Blendwerk endet
Und Freudentrausch zu Schmacherwachen wendet! —

„Blickt hin, was Ihr dort schaut, der Feuer Glanz,
Die Brunnen, Büsche reich im Rosenflor,

Die zahmen Löwen und der Nymphen Tanz,
Versunken wird es, wie im Sumpfesmoor,
Verwehn mit seinen Zaubern, seinem Meister,
Nicht immer hetzen ihm die falschen Geister
Am Faden nur hängt über ihm das Schwert,
Heut' oder morgen kann es auf ihn fallen,
Weil mit Betrug er alles Volk bethört,
Den Fürsten selbst in seinen Marmorhallen.
Denn wißt, daß ich ihn kenne, vor ihm bebe,
In Todesfurcht seit Jahren vor ihm schwebe —
Ja staunet nur. Er ist der dunkle Fluch,
Der mich gefesselt hält, er ist die Bolke,
Die über meinem Haupte, und kein Bruch
Der Pflichten brennt mich rein vor Eurem Volke.
Daß ich einmal Mitwisserin des Truges,
Das lähmt die Flucht auch meines eig'nen Zuges.
Er ist's, der meine Kindheit mir geraubt,
Der meiner Jugend reinen Ruf gestohlen
Durch Mißbrauch; eh' das Herz an Gott geglaubt,
Versank sein Glühen in erlosch'nen Kohlen.
Fünf Jahre sind's jetzt, daß ich ihn entflohen,
Doch unablässig folgte mir sein Drohen.
Zurück begehrt hat mich sein mächt'ger Arm.
Ich muß gehorchen, denn ich bin sein eigen.
Frag' mich nicht mehr. Kein Gott kann diesen Harm
Wegnehmen, meine Pflicht beschelt zu schweigen.
Schon schweigen mußt' ich diese langen Jahre.
Nie wird die Myrthe blühn in meinem Haare.
Zieh' nicht Dein Schwert. Du kannst mich nicht befrei'n.
Ihm droht Gefahr. Nur ich kann ihn noch retten;
Wenn die Entdeckung kommt. — wenn er allein, —
Wer pflegt ihn dann im Kerker und in Ketten.
Früh oder spät muß diese Pflicht mich rufen,
Verschlossen sind mir andre Altarstufen. —
Leb' wohl, Arthur! Leb' wohl, geliebter Mann!"
Und ihren Busen fühlt' ich höher schwellen,
Sie küßte mich, und eine Thräne rann
Zum erstenmal aus ihrem Aug', dem hellen,
Daß sie voll Andacht richtete nach oben. —
Fern scholl Tumult, und näher kam das Toben.
Und sie erschrak. — Hell glänzt's im Fackelglanz
Wie Hellebarden, Helme, Lanzenstangen,
Laut schrie sie auf: „Zu spät!" Es schwieg der Tanz,
Der Magier war verhaftet war gefangen,
„Zu spät!" rief sie noch einmal mich umschlingend.
Dann stürzte sie hinweg, die Hände ringend.

Auf sprang ich, wie vom bösen Feind gehetzt,
Noch loben Funken aus zerstörten Feuern,
In ewige Nacht versunken schien mir jetzt
Die Erde, nur belebt von Ungeheuern.
Die Sphinxe paarten sich mit grünen Drachen,
Und über Allen klang ein teuflisch Lachen!
Gefangen war der Magier — welch ein Fest!
In wirren Schaaren noch die Masken irrten,
Indeß melodisch noch im dunklen Nest
Die Nachtigallen in den Myrten girrten.
Viktoria war verschwunden, selbst ihr Namen
Ward schon verleugnet von erschrocknen Damen.

Wie wenn ein Keulenschlag mein Haupt zermalmt,
Daß alles Blut hin aus den Adern flösse —
Wie wenn ein Holzstoß um die Heil'gen qualmt,
Daß selbst ein Henker Thränen noch vergösse —
Jäh schwindelnd hoch, in bodenlose Leere
Hinabgeschleudert ohne Blut und Schwere,
So wankt' ich fort. — Jedwede Fieber lag
Erstarrt im Hirn. Still war der Pulse Pochen.
Warum nicht fuhr herab ein Donnerschlag
Vom Himmel — als sie solches Wort gesprochen,
Sie selbst auch Gauklerin — — Fluch solchen Worten! —
Durchschritt ein Heiland nicht der Hölle Pforten,
Erlösend alle Sünder, daß beisteit
Erschrocken die Dämonen vor ihm stoben,
Daß selbst die Hölle schien durch ihn geweiht? —
Warum noch schreckte sie des Magiers Drohen,
Warum war ihre Hoheit hier ohnmächtig,
O, alle Unschuld war fortan verdächtig. —
Armsel'ge Frage — daß sie mich verstieß
Um jenen Frevler, Wahrheit war's geworden.
Warum ein Mitleid noch im Schmerze süß,
Gott muß jetzt lächeln, wenn sich Brüder morden,
Wenn Heiden eine Hostie durchbohrern
Und em'ge Sterne ihren Pfad verloren.
Wenn Kirchenräuber mit geweihtem Wein,
Der Sterbende erlöst, sich frech berauschen,
Zum Maultierhalsschmuck die Monstranzen weihn,
Mit Metzgewändern ihre Lumpen tauschen —
Was liegt daran — kein Frevel schien so trunken,
Wenn sie, die Himmlische, so tief gesunken. —

So irrt' ich hin am Arnostrom bei Nacht
Und lag am Ufer schlaflos im Gebüsche,
Von Frost durchschauert und von Glut durchlacht,
Im Fieber fand mich noch die Morgenfrische.
Unschlüssig halb fortschlich ich wider Willen,
Entschlossen halb und sehnsuchtsvoll im Stillen. —
Denn zu Irenen zog's mich mächtig fort,
Als hätte dort nur Trost mir widerfahren.
Daß sie mich still geliebt: kein Donnerwort
Traf strafender je einen Unbandbaren.
Wie heil'ger Wein begehrt wird von den Kranken,
So dürsteten nach ihr heiß die Gedanken.
Noch einmal sie zu seh'n, zum Letztenmal,
Und nicht zu scheiden, bis sie mild verzeihen,
Daß ich die Ursach' ihrer Seelenqual
Und müßt' ich wie ein Sünder vor ihr knien.
Ihr alles frei zu beichten, zu bekennen:
Das war des letzten Wunsches innig Brennen.

Nicht mehr als das. Nicht irdische Begehr
War jetzt dem Himmelssturze mir geblieben.
Auch ihr vielleicht war's tröstende Gewähr,
Bestrost zu sehn dies unheilvolle Lieben,
Nur sie, auf weiter Erde wußt' ich keinen,
Bei ihm von Herzen ganz mich auszuweinen.
Hoch in Arcetri, eine gitt'ge Fee,
Verweilte sie verwaist im kleinen Hause,
Dem Himmel näher auf der grünen Höh',
Fern von der Welt und von der Stadt Gebrause.
In solchem Paradies gilt man gestorben,
Wie ihr's Vittoria's Liebesthat erworben. —
Als ich den Berg herankam, scholl Gesang,
Ein Nonnenzug kam feierlich geschritten.
Hell schien die Sonn'. Mir wurde weh' und bang',
Ich sah's von fern — ein Mädchen schritt inmitten.
In's Volk trat ich bei Seite. — Welche Feier?
Irene selber nahm den Nonnenschleier. —
Wie unter Geißelschlag trieb's mich zurück.
Vor Gott verlagt war mir auch die Versöhnung.
War ich's, der kalt zerstört dies Mädchenglück,
Dann schien schon meine Nähe hier Verhöhnung.
Fort schlich ich, wie ein Ehrenbieb, verstohlen,
Der Boden brannte unter meinen Sohlen!
Nicht klagt' ich mehr. Denn mir war Recht geschehn,
Ob schuldig, ob unschuldig ich an Beiden.
Dies theurere Opfer gleicher Liebesweh'n
Mog schwerer, als die Schale meiner Leiden,
Die Wage sank, mit ihr, die ich erkoren. —
So waren Beide mir zugleich verloren.
Wie mir die Zeit verging, nicht weiß ich's mehr,
Drei Tage flohn, mir waren's Ewigkeiten,
Wohl prüft' ich oft die Spitze meiner Wehr
Und flehte Gott', den Tod mir zu bereiten.
Wozu noch Gift, wozu noch Schierlingssäfte,
Vergiftet waren längst der Jugend Kräfte! —

Inzwischen kamen Freunde an aus Rom
Und rafften mich empor. Des Lebens müde
Stieg ich auf's Roß. Ein dunkler Todesstrom
Schien mir die Zukunft sonder Trost und Friede.
Kein Lebewohl — kein Gruß, nur düst'rer Regen
Gab uns zum Abschied seinen nassen Segen.
Um Tagesanbruch war's in leichtem Trab
Fortritten wir — stumm alle auf den Rossen.
Noch unabsehbar lag Gewölk herab,
Das unaufhaltsam sich in's Thal ergossen.
Florenz, die schöne Stadt mit stolzen Thürmen,
Verschwand im Nebel und in Regenstürmen.
Längst sank des Domes Kuppel in die Gruft
Der Wolken, als wir aufwärts langsam zogen.
Da brach die Sonne durch die dunkle Luft
Und hoch die Wolken schon im Blauen flogen.
Da plötzlich scholl es wieder wie Gesänge,
Und vor uns zog unheimlich ein Gedränge.
Welch neuer Spuck. Bewaffnet war der Zug,
Und in der Mitte fuhr ein off'ner Wagen.
Darauf ein Mann; auf seinem Haupte trug
Er eine gold'ne Mütze. Wozu Fragen,
Wohin die Fahrt ging, still im Morgenlichte —
Kein Zweifel war's: es ging zum Hochgerichte.
Dort stand der Galgen, golden rings herum,
Mit Flittern ausstaffirt und Teufelsfratzen.
Als wir genaht — ausweich die Menge stumm,
Nur betend fuhren fort die Pfaffenglatzen.
Ein Blick — der Magier war's mit sahlen Mienen, —
Den Geistern gleichend, die ihm einst erschienen.
Und plötzlich hatte mich sein Aug' erkannt,
Und purpurn plötzlich seine Wangen lohten.
„Glück auf nach England!" Grüßend mit der Hand
Rief er's herab. „Gedenkt Ihr noch des todten
Stuart? Bei Gott, wir dünkten uns nicht wenig,
Nun geht mir's selber, wie dem Britenkönig.
Die Welt steht einmal in des Teufels Sold.
Lebt wohl, Lord. Gehe Gott Euch das Geleite,
Euch blüht noch Glück, dem Bonus ist Euch hold.
D'rum seid bedacht nun, Mylord auf das Zweite,
Vittoria wartet Eurer noch!" Kaum nannte
Den Namen er, der mich wie Flammen brannte:
Ausgreifen ließen wir die Rosse gleich,
Weit aus, als jagte mich der helle Teufel.
War's auch, als riefen Stimmen süß und weich,
War's auch, als flochten schlangengleiche Zweifel.
War ich's, der seine Rettern zu lange
Fern von ihm hielt, daß er verfiel dem Strange? —
Dann lacht' ich höhnisch auf in meinem Leid —
Ist's meine Schuld, so ist's auch meine Rache!
Es übt der Himmel noch Gerechtigkeit,
Und selbst die Teufel führen meine Sache!
Nicht Neu', noch Mitleid fühlte mein Gewissen.
Daß er geopfert, der sie mir entrissen! —
War er ihr Bruder, — war es ihr Gemahl,
Der diese Göttin nannte je sein eigen:
Gleichviel — Er schleuderte den Bannesstrahl,
Der meine Hoffnung traf, sie mußte schweigen —
Mein Herz auch schwieg. War möglich noch Vereinung,
Befleckt war mir die himmlische Erscheinung,
Zerstört an sie mein Glaube, wie der Trost,
Daß Liebe sei vorausbestimmt auf Erden.
Jetzt schüttelte mich Abscheu, Todesfrost,
Daß wir nichts besser, als der Thiere Heerden,
Wo kein Geschick herrscht, als des Zufalls Schalten
Und rohe Blindheit der Naturgewalten. —

So fuhr ich über'n Ocean. Noch jung,
Im Herzen doch gealtert schon zum Greise,
Daß eing'gen Gut nur die Erinnerung
An eine längst vollbrachte Lebensreise.

Zum Schaum des Meers war mein Geschick geworden,
Ein wogend Grab, seit ich ausfuhr vom Norden.
Wie Zeit und Meerfluth schwankt erbarmungslos,
Sind Glücklichr und Heiden schon verschlungen. —
Bist Du allein so köstlich und so groß?
Ist Dein Herz nur aus Götterhand entsprungen,
Daß Dir ein Götterdasein ohne Mühe,
Wie Seligen einst, auf Erden schon erblühe? —
So viel Millionen Menschenherzen hier
Zu Meer und Land, in Stadt und Wüsten schlagen,
So vielmal heben sie die Hand nach Dir,
Gestrenger Gott, im Beten, Flehn und Klagen.
Der Traum des Glücks glänzt Allen wohl auf Erden.
Doch Wenigen nur will's ganz zu eigen werden.
Oft wenn ich lauschte Nachts im Mondenstrahl,
Klang's aus des Meeres Brausen hell und heulen:
Du lebst auf Erden nicht zum erstenmal,
Dein Ich ist ewig, wie des Weltalls Säulen. —
Was liegt daran, ob dort ihm blieb ein Wissen
Von Erdenglück verrinnt und Kümmernissen.
Und wie ein uralt Wiegenlied umscholl
Des Meers Gesang mich, daß mir Bilder kamen,
Gestalten — Klänge, tief errinn'rungsvoll,
Von einst Geliebten, längst verklung'nen Namen,
Von Wesen, die genahnet vor Aeonen
Zugleich mit uns, doch längst im Lichte wohnen.
Du hast nicht heut', wenn nicht vordem gelebt,
Und jedes Leben ist nur Wiederfinden,
Du hast nicht heut', wenn nicht vordem gestrebt,
Wie Grüßen tönt's aus fremden Frühlingswinden.
Die Meerfrist singt: ich hab' Dich schon getragen,
Trag' Du von Neuem Erdenlust und Klagen.
Mit jedem Leben kürzer wird die Zeit,
Das Urbild Deines Wesens zu empfinden,
Mit jedem Leben süßer wird das Leid,
Es gibt kein ewig Trennen, ewig Schwinden.
Einst sinkt der langen Wand'rung fernste Hülle,
Und dein Idol wird Dein in Götterfülle! —
Heil dem, der hier auf Erden schon geschaut
Dies fernste Ziel in einem holden Bildniß. —
So thr' es still wie eine Jenseitsbraut,
Sie gibt ihm Licht in dieser Lebenswildniß. —
So thr'te sich von ihrem Bild, was erblich
Vom Staube war. Sie aber strahlt unsterblich.

So sah ich England wieder. Blasser Rauch
Schien dieser Himmel mir. War auch vergessen
Mein Name schon wie eines Schalles Hauch,
War ich ein Mann geworden doch indessen.
Erfüllt war längst und tief in Blut gegründet,
Was jener Rogier damals mir verkündet.
Todt war der König Karl. Auf Schottlands Höh'n
Lag noch mein Schloß in Schutt. Doch ausgefochten
War nun der Krieg. Ein Zauber um die See'n,
Ein Kranz schien um Britanniens Stirn geflochten.
Nun gab's zu thun, zu rathen und zu schlichten,
Mein Väterhaus von Neuem aufzurichten.
Ich mußte bau'n. Aus ödem Schutt empor
Hob sich zu neuem Glanz die alte Veste,
Und wenn mein Sinn in Schwermuth sich verlor,
Verscheuchten bald sie Beherrklang und Gäste.
Damals zuerst — noch ist es mir wie gestern,
Erblickt' ich Dich, Johanna, mit den Schwestern.
Zwar lange war mein Auge trüb und blind,
Mein Herz erstorben für den Reiz der Frauen.
Du warst zur Jungfrau aufgeblüht vom Kind
Und Mitleid schien aus Deinem Aug' zu schauen,
Wenn Du mir Früchte oder Blumen brachtest
Und schalkhaft heimlich mit den Schwestern lachtest.
Weißt Du den Tag noch auf der Falkenjagd,
Wir ritten einsam über Waldeswiesen.
Ich küßte Dich im Schweigen ungefragt,
Die Jäger fern im Wald Halali bliesen.
Mein war des Tages zaubervollste Beute,
Mit Wonne denk' ich jener Jagd noch heute.
Zwar niemals wußtest damals Du, wie schwer
Ich mit mir kämpfte lange Tag' und Wochen,
Als gäb' es keine Treu' auf Erden mehr,
Als hätt' ich einen heil'gen Eid gebrochen.
Oft wollt' ich fliehn, mich von den Felsen stürzen,
Mein elend Leben vor der Zeit zu kürzen —
Noch Nachts zuvor, eh' ich das Bündniß schloß,
Kam über mich die Reu' und Sehnsucht wieder.
Scheu stand ich auf und setzte mich auf's Roß
Und ritt im Flug zum Meeresstrande nieder.
Mit Wellen sprach ich laut und mit den Winden,
Als könnt' ich dort die Ruhe wiederfinden.
Und wieder sangen sie ein Schicksalslied,
Doch klang es hohl, wie aus der Welt der Todten.
Drei Jahre war's, seit von Florenz ich schied.
Doch keine Briefe kamen, keine Boten.
Was konnt' ich fürchten und was sollt' ich denken,
Viktoria's Schicksal mußt' auch meines lenken.
Und da gedacht's, als wenn in Fernen weit
Hell eine Küste aus dem Meere tauchte,
Es war, als wenn ein Strahl von Seligkeit,
Ein Strom von Duft um meine Schläfen hauchte.
Dann schwand das Bild, süß wie ein Gruß in Träumen,
Und wieder klang des Meeres brausend Schäumen.
Verschwunden war was mich in Leid gejeitet,
Wir waren uns im Geiste treu geblieben,
Ich schwur's, so tief das Schicksal uns gekränkt:,
Wie ein Geheimniß ewig sie zu lieben
Wie eine Todte, die von klaren Sternen
Herniederschaut in dunkle Erdenfernen.
Ich sprach zu ihr: „Und mochtest Du mich ganz
Vergessen haben oder mich bewinnen —
Du gabst mir einer Jugendliebe Glanz,

Erinn'rung wird uns ewig treu vereinen.
Sind wir auf Erden auch hinfort geſchieden,
Gott gebe Dir und meiner Seele Frieden.
Der holde Glauben an den ewigen Bund
Der Seelen bleibt mein heiliges Vermächtniß.
Ich weiß: mein Bündniß weiht Dein Geiſtermund,
Und meine Braut ſoll ehren Dein Gedächtniß,
Zu Deinem Geiſte ſoll ſie ſich erheben.
Leb' wohl, ich weiß Du haſt mir heut' vergeben."

Schon kehrt' ich um zurück zu meinem Schloß,
Da rauſchte ſchäumend wieder Welle auf Welle,
Und vor die Füße rollt' es meinem Roß,
Und klingt und glänzt im Ufersande helle —
Ein Becherglas. — Als wenn aus Meeresriefen
Natur und Geiſter ſelbſt mir Antwort riefen.
Von Stürmen war's getrieben an den Strand,
Nachdem das Schiff und Mannſchaft umgekommen.
Ich nahm's wie ein Vermächtniß in die Hand,
Wer weiß, wie weit, wie weit, wie lang' es umgeſchwommen,
In Strömungen des Weltenmeers gebrandet,
Eh' es an Schottlands Küſten ſpät gelandet.
Schwer öffnete die ſpröde Kapſel ſich,
Vor meinen Augen flog's wie irre Funken.
Von Florenz fand ich Briefe und an mich
Von meinem Freund. — War auch das Schiff verſunken,
Mir waren treu dieſmal die falſchen Wellen,
Gewiſſenhaft die Botſchaft zu beſtellen.

Er ſchrieb bewegt: „Willkomm und Gruß zuvor,
Vittoria iſt geſtorben dieſe Stunde,
Noch ſingt an ihrem Bett der Prieſterchor,
Euch galt der letzte Gruß von ihrem Munde.
Euch mehr, als uns, ſchien ſie geheim verpflichtet,
Ihr Vater war's, der damals ward gerichtet. —
Ihr Vater war's, dem Pflicht ſie und Natur
Verband mit heiligen, unlösbaren Ketten.
Längſt abgelaufen war des Frevlers Uhr,
Umſonſt verſuchte ihn ſein Kind zu retten,
Umſonſt für ihn ſich opfernd preiszugeben,
Er ward verdammt — ihr ließ man Ehr' und Leben.
Sie aber lebte nimmer, wie zuvor.
Wie Froſt, der Nachts auf Blumen iſt gefallen,
So lag ſeitdem ein dunkler Trauerflor
Auf ihr, und ein Geheimniß blieb ſie Allen;
Kein Mann — wenn Ihr nicht, hat dies Weib umfangen,
Wie ein Geheimniß iſt ſie hingegangen. —
Nur leiten lebt auf Erden (ſich zum Leid)
Solch Meiſterſtück, d'ran ſich Natur vollendet;
Doch zeichnet ſie der Götter heiliger Neid.
Weil ihre Macht, ihr Glanz an ihnen endet.
Weil Menſchen holz vor ſolchen Frauen knien. —
Die ſtill mit Schönheit Sterbliche erziehen —
Den Waſſerroſen iſt ihr Daſein gleich
Die einſam blühn in Teichen, unerbaren.
Dort ſieht ſie nur, wer zu der Wolken Reich
Beflügelt ſchwebt gleich Schwänen und gleich Aaren —
Wer einmal ſchaute ſolche Wunderblume:
Entgöttert ſind ihm andre Heiligthume. —
Verſagt iſt ewig Liebe ſolchen Frau'n,
Sie gleichen ganz der Veſta Prieſterinnen.
Voll Ehrfurcht dürfen wir zu ihnen ſchau'n,
Nie ſie begehren mit erglühten Sinnen,
Denn ſie ſind heilig durch des Unglücks Weihen,
Unſelig wird, der wagt um ſie zu freien.
Sie ſchrieb an Euch, ſo fuhr die Botſchaft fort,
Doch nur für ſich. Was ihrer Seele Tiefen
Für Euch gehegt — nehmt hin ihr letztes Wort
Vertraute mir die Rolle mit den Briefen,
Mit nie vollendeten, nie abgeſchickten,
Als wär's ein Fluch wenn andre ſie erblickten.
Nehmt hin, ſeid glücklich — betet auch für ſie,
Und heile Gott Euch jede Herzenswunde. —"
Hier ſind die Briefe, zwar ich las ſie nie,
Ich ſpart' es uns für dieſe Feierſtunde. —
Nimm hin, und lies, Du ſollſt Vittoria kennen,
Magſt Du die theuren Blätter dann verbrennen.

So war's in jener Nacht. Ihr hohes Bild
Hat meinen Bund geſegnet. Landwärts kamen
Damals vom Süd die Winde ſüß und mild.
Als brächten ſie ihr Grüßen und ihr Amen.
Tags d'rauf — heut ſind es fünfundzwanzig Jahre,
Trat ich mit Dir, Johanna, zum Altare —
Heut' weißt Du Alles — Alles iſt nun Dein,
Was mir gehörte. Hell im Strahlenglanze
Schwebt makellos Vittoria's Bildniß rein
Und ſegnet Dich im neuen Myrthenkranze. —
Um ihren Namen ſei der Kranz gewunden,
Sie ſei bei uns in allen guten Stunden. —
Komm' füll' das Glas — die Nacht iſt kühl und lang.
Die Wolken ziehn, hell leuchten noch die Sterne.
Mich dünkt, es klingt in Höhen wie Geſang.
Wie Jagdhornstöne aus dem Walde ferne.
Sie künden uns mir ſagt's Dein Aug', das klare,
Noch einmal fünfundzwanzig frohe Jahre. —

Friedrich Bodenstedt.

Gnade für Recht.

Nach dem Ruſſiſchen.

Ein Mann, dem Alles ward beſchieden,
Was glücklich machen kann hienieden,
War dennoch immer unzufrieden.

„Wie glücklich muß ein Türke ſein,
(Begann er einſtmals laut zu denken),
Er kann die ſchönſten Weiber frei'n
Und braucht die Zahl nicht zu beſchränken;
Wir müſſen uns mit Einer Frau begnügen,
So will es Staats- und Glaubenspflicht —
Mag, wer da will, ſich ſolchem Zwange fügen,
Ich will es nicht!"

Der Böſe blies ihm den Gedanken ein,
Drei Weiber auf einmal zu frei'n,
Natürlich jede heimlich vor der Andern,
Und heimlich mußt' er auch zu jeder wandern.

Doch, ob er noch ſo heimlich war
In ſeinem unerlaubten Thun:
Bald wurde ſein Geheimniß offenbar
Und ſchwere Strafe droht ihm nun.

Wer malt der Frauen zürnende Geſichter,
Da ſie mit ihm erſchienen vor dem Richter!
Wer malt des armen Sünders Qual und Noth!
Der Richterſpruch verurtheilt ihn zum Tod.

Da fühlten ſelbſt die drei getäuſchten Frauen
Mitleid und Grauen;
Um Gnade flehten ſie ganz jammertönig.
Das Bittgeſuch kam vor den König.
Der ſprach nach einigem Bedenken:
Wohlan — es möge diesmal Gnade walten —
Ich will dem armen Mann das Leben ſchenken,
Doch die drei Frau'n ſoll er behalten!

Da kratzt' ſich der Dreiweibermann
Kleinmüthig hinter beiden Ohren,
Als hätt' er lieber ſeinen Kopf verloren,
Als daß er die drei Frau'n gewann.

Sonntagsfeier.

Aus dem Dorf am Bergfee klingt Geläute,
Auf den Wieſen blüht der Morgenthau,
Alles ruht — der Tag des Herrn iſt heute
Und kein Wölkchen trübt das reine Blau.
Frieden iſt im Himmel und auf Erden,
Frieden ſoll auch Deinem Herzen werden!

Klage nicht mehr! Was Du auch gelitten:
Schuldlos leiden Viele mehr als Du!
Keiner ſiegte noch, der nicht gestritten,
Doppelt ſüß labt nach dem Kampf' die Ruh'.
Frieden iſt im Himmel und auf Erden,
Frieden ſoll auch Deinem Herzen werden!

Julie Kuhn.

Ralph Douglas.

„Ja, ſterben ſoll der König James und ſein Kanzler,
Thomas Kairn,
Als ſeine Knechte hält er uns, den Kanzler als ſeinen
Herrn,
Die Kirche ſchweigt, es darbt das Volk, und ſchnöde
Macht der Pfaffen
Bricht Siegel, Brief und Pergament, bricht Burgen,
Recht und Waffen.
Nicht Bitte frommte, nicht Gewalt und Hülf' und Rath
iſt fern: —
So ſterbe den der König James und ſein Kanzler, Thomas Kairn!"

So raunt' es still bei Tag und Nacht im breiten Schottland ringes,
Vom Tweed zum Forth, vom Forth zum Dee, vom Dee zum Murray ging's
Und Boten ritten bei Sonn' und Mond und tauschten geheimes Wort
Und schnitten Zeichen in Thür' und Baum und jagten hastig fort.
Da trafen bald sich Edle viel in Sumpf und Forst und Fels,
Die Morton's und die Hamilton's, die Douglas und die Bell's,
Sie trafen sich am finstern Strom, zu mitternächt'ger Stund',
Sie thaten einen großen Eid und einen festen Bund,
Sie lösten um einen scharfen Dolch für den König und Thomas Kairn, —
Das war Ralph Douglas, den es traf: er nahm den Dolch nicht gern. — —
Und König James hielt fröhlich Hof zu Inverngß im Schloß,
Von Priestern und Prälaten wogt um ihn ein reicher Troß,
Der junge König geht einher, wie ein Engel gut und licht
Und wie ein dunkler Schatten folgt der Kanzler Kairn ihm dicht
Und wo der junge König kommt, da kommt's wie Sonnenschein,
Und wo der finstre Kanzler naht, in Wolken hüllt sich's ein. —
Da trat Ralph Douglas vor ihn hin und sprach: „Sire hört mich an,
Rings um mein Schloß zu Stirlingford, da rauscht der schönste Tann,
Da äsen Hirsche rudelweis und salbe Reh' genug
Und mancher Reiher wirgt den Busch in königlichem Flug,
Die Otter lauscht im blauen Strom, der Lachs auf schwanken Ast:
Ich lade Dich und Deinen Hof nach Stirlingford zu Gast." —
Da sprach der König: „Sir Thomas Kairn, sagt an, wie dünkt Euch das?"
„Mir dünkt es sicher im eig'nen Haus und Treue bricht wie Glas."
Der König aber rief: „Mir dünkt mein Haus mein ganzes Reich,
Und wer so arm von Treue denkt, daß Treue scheint nicht reich.
Es jagten meine Väter all' im Wald von Stirlingford,
Und fanden immer treu wie Gold der Douglas That und Wort.
Sir Ralph, brecht auf und sagt uns an, wir folgen Euch alsbald
Und jagen die Otter im blauen Strom und den Hirsch im grünen Wald." —
Und der Douglas ging und sein Herz war schwer und er wog des Königs Wort
Und er ritt mit Gram, die Hand am Dolch, in's Thor von Stirlingford. — —
Und die Zugbrück' prangt in Laub alsbald, Sir Ralph steht am Portal,
Da reiten heran der König James und der Kanzler Kairn zumal.
Und es scheut sein Roß und es schreit der Troß und vom Hufschlag dröhnt die Brück',
„Ein schlimmer Eingang," ruft Sir Kairn, „Herr König, wendet zurück,
Seht unsern Wirth am Thore stehn wie starr, wie bebt er dort" —
Der König aber sprach: „Sir Ralph, komm, sprich Dein Willkommwort."
Er springt vom Pferd, beut ihm die Hand und winkt ihm freundlich zu:
„Die Douglas waren immer treu — ein Douglas bist auch Du." — —
Und als sie gezecht im hohen Saal, da sprach der König:
„Nun,
Hab' Dank Freund für Dein gastlich Haus, nun lüstet mich zu ruh'n.
Ich sah in Deinem Gartenhag grün sammetweiches Moos,
Da lausch' ich den Waldvögelein, mein Haupt in Deinem Schoos."
Er gürtet ab das breite Schwert und reicht's dem Wirthe dar
Und geht mit ihm zum grünen Hag, wo's still und schattig war.
„Hier leg' Dich auf den Rasenhang, zur Seite ruh' ich Dir,
Von meinem Haupt auf Deinen Knie'n die Mücken wehre mir."
Ralph Douglas thut wie er gebeut, am Dolch die rechte Hand,
Die Linke scheucht die Mücken ihm von Locken und Gewand.
Er wägt den Eid, den jüngst er that bei Nacht am finst'rn Strom,
Und wägt den Lehnseid, den er schwur zu Edinburgh im Dom.
Und wie er wägt und sinnt und seufzt, da naht ein rascher Schritt,
Der Kanzler eilt den Weg heran und Knapp' und Ritter mit,
„Herr König, ruft er, Preis sei Gott! Ihr lebt, auf, seh't dies Blatt,
Euch droht Gefahr und dieser ist's, der Euch verrathen hat!"
Der König schlug die Augen auf: „Was stört Ihr meine Ruh'?
Ich schlief so süß — gebt her das Blatt" — er nimmt's und faltet's zu,

Und ſteckt es ſchweigend in ſein Wamms — „geht, ſtört
mich jetzt nicht mehr:
Die Douglas waren immer treu: ein Douglas iſt auch er."
Und ruhig beugt er das Haupt zurück nach ſeines Wirthes Schoos,
Doch der ſpringt auf und fällt auf's Knie: „Dein Glauben iſt zu groß!
Wahr iſt, mein König, was er ſpricht, daß ich Dich morden ſoll,
Ich kann es nicht: vor Deinem Blick zerſchmilzt der ſtarre Groll.
Jetzt ſchick' mich, ſei's in Kerkernacht, ſei's nach Frankreich über See,
Ich bin's nicht werth, daß ich hinfort Dein gütig Antlitz ſeh'.

Doch glaube mir: des Volkes Dank und Liebe wird
Dir nicht,
So lang' in Deiner Güte Krang Kairn ſeine Dornen flicht."
Der König ſtand erſchüttert ſchwer; dann ſprach er:
„Das iſt hart,
Daß jetzt der Douglas Treue wankt, die nie gebrochen
ward! —
Fluch Denen, die's dahin gebracht: — ſie verſchulden
ſchweres Weh':
Sir Thomas Kairn, Ihr ſeid verbannt nach Frankreich
über See:
Gebt ab die Schlüſſel und den Stab, Ralph Douglas,
nimm ſie Du
Und als mein Kanzler hüte mir mein Reich und meine
Ruh!" —

Karl Mayer.

In nächtlicher Stunde.

Friſch bläſt ein Poſtillon zum Trab
Der nachtumgebnen Pferde,
Der Todtengräber gräbt ein Grab
In nächtlich thauige Erde.

Der Wächter, horch! im Städtchen ruft
Mit frommem Sprüchlein die Stunde;
Der Todtengräber ſteht die Gruft
Bald fertig kühl in dem Grunde.

Die Mühle klappert hinaus in die Nacht,
Den Ton verſtärket die Klare;
Die Sterne ſehn Quartier gemacht
Der morgen kommenden Bahre.

Bald tagt es; immer lauter durchſtärmt
Die Luft der menſchliche Wille;
Du Todter! wo indeß durchſchwärmt
Dein Geiſt die ewige Stille?

Wer weiß?

Zeit, die zum Lernen fehlt,
Ich fühl' es nur zu ſehr;
Den Tag zu Tage quält
Mich deine Kürze mehr.

Vor mir ſteh'n Welt und Gott,
Kunſt lockt mich und Natur;
Der Endlichkeit zum Spott
Endloſe Fragen nur!

Wie viel zu lernen war
In enger Lebensfriſt
Wird mit dem Traum mir klar,
Der im Verſchwinden iſt.

Doch, Zeit und Ewigkeit,
Verſchmelzt ihr nicht in Eins?
Was hält mir noch bereit
Das Fullhorn ew'gen Seins?

J. G. Fiſcher.

Adam und Eva.

Der Schöpfung Maitag iſt.
Roſe und Nachtigall lauſchen entzückt,
Als du, die Krone der zeugenden Erde,
Schönheit des Weibes,
Vollendet emporſteigſt
Vom warmen Meerſtrand,
Und Oceantropfen

Rollen dir friſch von der jungen Bruſt.
Erſtaunt, daß du da biſt,
Blickſt du dich an,
Es ſieht dich erſtaunt
Des erſterſchaffenen Mannes Auge,
Begierig, zu trinken
Die Morgenfülle deiner Geſtalt.

Und als er den Blick dir
Mit den freudig rinnenden
Tropfen des Meeres
Läßt niedergleiten
An des Busens lichter
Athmender Hebung,
Da wehet die Frage durch seine Seele:
„Wozu ihr dieses frohlockende Paar,
Das mir verlegt ist?“

Doch du erräthst ihn,
Weise Prophetin,
Unhörbar flüsternd,
Sinkst du erröthend an seine Brust. —

Und vergessen schwindet euch Himmel und Erde
Ob alle der Einen Herrlichkeit,
Daß im Arme sich halten
Ein Mann,
Ein Weib.

Da erhebt sich aus dem Gebüsch des Gartens
Lachend heller wachsender Chor,
Wie von ungezählten Mädchen und Knaben. —
Und es fühlet in erster
Kraft der Umarmung
Das Menschenpaar
Ganzer Geschlechter
Jahrtausendfülle.

Dem Gott der Freude.

Herrlicher Jacchos, dich zu feiern komm' ich,
Wenn in Nächten des Sommers sich die Lüfte
Deiner Zeugungsfülle erfreu'n, du süßer
Herzenerschütt'rer.

Mädchen, o sehet, dort vom Fels am Strome
Wandelt seine Gestalt, die Thalwand donnert,
Hell umflammt des Göttlichen Hüft' und Schulter
Heiliges Blitzen.

Oeffnet die Brust ihm, daß er euch entzünde
Und mit festlichen Feuerfluten tränke,
Wie die Kraft den Jünglingen er erregt mit
Wachsender Lohe.

Horch! es erdröhnt wie Männerkampf. Den Bogen
Eurer Jünglinge lenkt der Arm des Gottes,
Hat die heißen Rosse geschirrt den kühnen
Jauchzenden Siegern.

Aber im Nachthauch kommt sein Bruder Eros,
Träufelt seligen Traum um eure Schläfen,
Euch das hingegebne Herz zu segnen,
Hüftenumschlingend.

Sterblied.

Dir weiht' ich lebend meine Seele
Und sterbend lieg' ich dir im Arm,
Du kennest alle meine Fehle,
O Freundin Erde, treu und warm.

Du sahst's, wenn ich mit heißem Munde
An deiner Wonne Blüthen sog,
Wenn die Begehrung bis zum Grunde
Der Sündenlust mich niederzog. —

Sie sagen, daß ich Gott vergessen,
Seit ich mich ganz zu dir gewandt,
Und ganz dein höchstes Glück besessen
Und ganz dein tiefstes Weh erkannt.

Doch Er, der über mir und ihnen
Die Herzen wie er will beglückt,
Der weiß, ob ich ihm wollte dienen,
Wenn ich die Welt an's Herz gedrückt.

Drum bis sich Leib und Seele trennen
Und dieser Staub zu Staube fällt,
Ich werde keinen Gott bekennen,
Den man getrennt von seiner Welt.

Leib und Leben.

In den Lüften zusammen ist gesellt
Eine Erde, die längst begraben,
Und wie sie's hatte auf dieser Welt,
So wünschte sie's stets zu haben.

Das Wolkengeschlecht auf der Himmelsflur
Mit den flüssigen Geistergeberden
Ist nur gewesene Creatur
Und möchte es wieder werden.

Ich blicke sie an und erkenne klar
Eine klassische Fauna drinnen,
Des Polonius Wiesel und Dromedar
Und Abrahams Eselinnen.

Auch M[illegible]nstatuen, siehe da,
Von je[illegible]elichter,
Der Ner[illegible] der Caligula
Und schmunzelnde Pfaffengesichter.

Ich sehe den alten Bonapart
Und Salomo den weisen,
Seh' Solimans berühmten Bart
Und Falstaffbäuche kreisen,

Berühmte Weiber in Festfrisur,
Den Louis quatorze dazwischen,
Aspasia und die Pompadur
Die Karten des Staates mischen.

Mich rührt, wie sich die Schatten gar
Zu Leibern gestalten wollen. —
Wie's halt zu ihren Zeiten war,
Hätt's immer bleiben sollen. —

Da, halb zu einem Apollo reif,
Halb Faun, kommt Heinrich Heine,
Und stäubt mit erhobnem Satirschweif
Auseinander die Luftgemeine:

„Zum Teufel mit alle dem Geistertanz!
Lieber lebendige Schwaben!
Was hilft da oben der Firlefanz,
Ist drunten der Leib begraben?"

Eduard Brauer.

Maitranklied.

Dort oben im Grünen, im blühenden Wald
Ist's wonnig zu jeglicher Zeit,
Im Dunkel der Tannen, auf blumiger Hald'
Entfliehen die Sorgen und Grillen gar bald;
Dort oben im Grünen, im blühenden Wald,
Wenn lustig das Vöglein schalmeit.

Doch was die wonnigste Wonne mir schafft
Im Walde, gesteh' ich's euch zu?
Es ist nicht der Tannen balsamischer Saft,
Das Zwitschern, der Blüthen vereinigte Kraft;
Doch was die wonnigste Wonne mir schafft,
Waldmeisterlein, das bist du!

Du zauberst mir tief in den funkelnden Wein
Des Frühlings verjüngende Gluth,
Und aus dem Wein in die Kehle hinein,
Und aus der Kehl' in die Seele hinein,
Du zauberst mir tief in den funkelnden Wein
Lenzkräftigen Dichtermuth.

Du klärest das Blut und erweiterst die Brust,
Erweckest das Aug' und das Ohr.
Da schüttelt die Seele in heiterster Lust
Weit ab des Philisterthums leidigen Wust.
Du klärest das Blut und erweiterst die Brust
Und öffnest der Minne das Thor.

Des seligen Tages vergeß' ich nicht,
An dem ich mein Liebchen gewann,
Da stackst du im Glase, du schelmischer Wicht,
Und lauschtest dem himmlischen Minnebericht,
Des seligen Tages vergeß' ich nicht,
Wo neu mir das Leben begann.

Drum will ich dir danken und huldigen baß,
Du Meister im duftigen Grün,
Sollst baden, ein König, im edelsten Naß,
Sollst schlummern, ein Zecher, im niedlichsten Faß,
Drum will ich dir danken und huldigen baß.
Gott segne dein Wachsen und Blüh'n!

Siegfried Kapper.

Italienische Melodien.

Mit denselben.

Spät Abend war's. Ich ging am Meer entlang.
Zur Rechten mir erbrausten leis die Wellen,
Zur Linken mit Guitarrenklang und Schellen
Drang an mein Ohr italischer Gesang.

War das ein Abend! Dort die rosig hellen
Seelichter in der Sonnen Untergang, —
Hier fesselnd gleichsam'ner Liederklang
Und heit'rer Scherz und Lieb' und Tarantellen!

Kaum wußt' ich, wie mir war! In solcher Stunde
Stirbt aus das Dichten in des Herzens Grunde;
Man nimmt in sich nur auf mit sel'gem Schweigen.

Nun, heimgekehrt, bring ich Euch treulich Lieder!
Und schrieb ich auch, was in mir nachklang, nieder,
Weiß ich doch nicht mehr, was dem fremd, was eigen!

Pistojeser Ständchen.

1.

Wär' mir zu Leh'n Italiens Kron' gegeben,
Mit Glanz und Pracht umgäb' ich Dich, mein Leben!
Säß' ich als Papst in Rom, Dich zu begrüßen,
Legt' Mitra, Stab und Ring ich dir zu Füßen!

Wär' ich der Hölle Fürst, ich schloß' die Pforte
Auf ew'ge Zeit für Einen deiner Worte!
Wär' ich im Reich der Flegelflammen Meister,
Auf dein Gebot befreit' ich alle Geister!

Herrscht' ich im Paradiese, und du kämest,
Stieg' ich vom Throne, daß ihn du einnehmest;
Stieg' ich vom Thron, viel sel'ger, dich verehrend,
Als selbst der Herrgott, — aber dein entbehrend!

2.

Nur heut', Rinetta, magst du's noch bedenken,
Ob Deine Lieb' mir, ob du nicht willst schenken;
Denn morgen geh' ich. Welchen Weg zu wandern?
Vielleicht gen Rom, vielleicht auch einen andern!

Geh' ich nach Rom, dann laß' ich ein mich kleiden
Als Cardinal in purpurrothe Seiden.
Geh' ich nach Rom nicht, wächst's nach Stambul führen,
Da laß' ich mir um's Haupt den Turban schnüren.

In Rom, mein Kind, bin ich für dich begraben;
In Stambul kann ich tausend Andre haben.
Darum, Rinetta, kurz bedacht! Laß' hören:
Soll Keiner? — Allen? — Dir ich angehören?

In den Lagunen.

1.

Gebenedeites Haus, das du dem Meer,
Dem Tagesangrauen einst entstiegen,
In deiner Mauern Hut so liebreich hehre,
So wundergleiche Schönheit nun zu wiegen. —

Dich grüß' ich, Haus, mit Saitenklang und Sange,
Tierweit mein Herz in stürmisch lauten Schlägen
Von Sehnsucht scheu vergeht und Liebesdrange,
Mit des Lagunensohnes besten Segen. —

Magst du im Schmuck von Teppichen und Kränzen,
Wie einst in schönrer Zeit, dir, ach, vergangen,
Das Meer noch einmal bräutlich schau'n ergänzen,
Aus Dogenhand den gold'nen Reif empfangen!

Ich selbst indeß will gerne mich bescheiden,
Hältst hartend du dein Pförtlein mir nur offen,
Daß lindern ich an schöner Brust mein Leiden,
Mit schönen Lippen tauschen kann mein Hoffen!

2.

Madonna, Himmelsfürstin, die in Gnade
Du niederstiegst von deinen Sternenthronen,
Bei kargem Ampelschein in schlichter Lade
Als dieser Pforte Hüterin zu wohnen, —

Dich fleh' ich an, du Born der ew'gen Liebe:
Nimm mich in deinen Schutz, wenn diese Schwelle
Mein Fuß betritt, gelenkt von heißem Triebe,
Zu laben mich aus süßem Liebesquelle!

Andächtiglich gedenke deiner Feste
Will ich begeh'n so viel im Jahr auch deren,
Verlümmen keinen Abend dich auf's beste
Mit dankbar frommem Besperlang zu ehren?

Der Schiffer.

Wär' ich gewiß, daß du dereinst mein eigen,
Wär's noch so lang, — ich wollt' geduldig lernen!
Ich ging' an's Meer, lernt' lieben von den Sternen,
Vom Segel hoffen, von den Felsen schweigen.

Doch ach, da mir die Gabe nicht zu eigen,
Zu lesen in den zweifelhaften Fernen,
Laß' mich, o Kind, hinopfern lieber lernen
Die Zukunft all mit ihrem Wonnereigen,
Und kosten, wie sich's stirbt für alle Zeiten
Für einen Augenblick von Seligkeiten!

Der Mönch.

1.

Nur Einen Kahn noch seh' ich einsam gleiten
Auf abendrothgetränkter See, Maria!
Vom fernen Kloster bringt ein frommes Läuten
Meerüber ihm den Gruß: Ave Maria!

Mit dir allein so auf des Meeres Weiten
Ging auf in Lust ein jeglich Weh, Maria,
Ständ' nicht am Himmel meiner Seligkeiten
Das einz'ge Wölkchen, ach: „Ave Maria!"

2.

An's Gitterfenster trat ich meiner Zelle,
Und sah. Da lag das Meer in goldnem Prangen,
Zu schau'n ein Altar an des Himmels Schwelle
Vom Baldachin des Abendrothes umhangen.
Da hob die Flut ein wunderbar Getöne,
Als ob zum Ave tausend Glocken klangen
Und ich sah dich in himmlisch milder Schöne,
Maria, fern im Abend aufgegangen!
Ein Seraf kam, der dich mit Sternen krönte,
Indeß die Wogen Grams pleus sangen;
Ich aber blieb am Gitterfenster lehnen
Und sah nach dir mit sehnendem Verlangen, —
Und tief im Meer versanken meine Thränen!

Die schöne Sestreserin.

Wenn du dereinst von diesem Strand geschieden,
Ein lächelnd Wunder, das da kommt, — und schwindet,
Ein Blitzstrahl, der verlischt, wenn er gezündet
Und tausendfach zerstört hat Glück und Frieden;

Wenn längst du nicht mehr wandelst hier auf Erden,
Doch nicht, eh' du des süßen Unheils viel
Gestiftet hast mit dieser Augen Spiel, —
Wird noch von dir gesungen also werden:

„Bei Sestri liegt ein Eiland, schaumumtrieben,
Da haben fünfzig Dichter all ihr Leben,
Dem Gram verlorner Liebesmüh' ergeben,
Die Schönheit eines Sestrerkinds beschrieben.
Und als sie, schier verzehrt von solchem Lieben,
Den langersehnten Tod sah'n niederschweben,
Rief doch ein Jeder: Fruchtlos war mein Streben,
Denn ungesagt ist doch das Meiste blieben!

Die Spinnerin.

Ich ging, es war zur späten Abendstunde
An ihrem Haus vorbei. Da sah sie sinnend
Am Fenster noch, und still und emsig spinnend.

Sie spann aus Seid' ein schwarzes Busenbändchen
Und flocht darein ein zartes Fädlein golden,
Ein Haar von ihrem Lockenhauer, dem holden.

Dies goldne Haar, — ein Wunder war's zu schauen, —
Gab milden Schein der tausendfält'gen Seide,
Wie treue Lieb' giebt tausendfachem Leide!

Spada d'amore.

Die Helden und die Ketzer zu bekriegen,
Das ist das Banner, dem ich zugeschworen;
In diesem Kampfe sterben oder siegen
Das ist das Loos, das ich mir auserkoren!

Wohlan denn! Krieg den Heiden, jenen Thoren,
Die läugnen, daß in Armen, liebend schönen,
Das Paradies, das einst der Mensch verloren,
Sich ihm erschlossen neu und es verhöhnen!

Und Krieg und Tod den Ketzern, jenen schlauen,
Nachtlästerern, am Tage heuchelnd blöden,
Die da die zarte Minne holder Frauen
Als Höllenpfuhl verlästern, sündhaft schnöden!

Ja Krieg und Tod so Diesen wie auch Jenen,
Den finstern Eulen wie den dummen Dohlen —
Mein Friedensgruß dagegen allen Teuen,
Die gläubig treu der Lieb' ihr Herz befohlen,

Das iſt mein Spruch, — d'ran halt' ich unverdroſſen!
Drauf leb' und drauf will dereinſt ich auch ſterben,
Und hoff', von Wonnen-Glorienſchein umfloſſen,
Bei Lebzeit noch den Himmel zu erwerben!

Im Appenin.

1.

Du ſchönes Kind, wo nahmſt du dieſe Augen,
Und ihrem Schau'n, wer lieh die Wundergaben,
Daß ſie die Todten zu beleben taugen,
Und die auf Erden wandeln zu begraben?

2.

Wer wagt's und ſpricht, du ſeiſt nicht ſchön geboren?
Zu ſchildern dich heißt freilich Müh' verloren;
Denn deiner Schönheit gleicht der Schwall von Worten,
Wie friſche Blumen gleichen den verdorrten!

3.

Weißt du, ſeit wann der Mond ſo lieblich ſtrahlt?
Ein Engel hat dich jüngſt belauſcht im Schlaf,
Und deine Züge dann hineingemalt!

4.

Kein Maler lebt, der's wagte, dich zu malen,
Schön wie du biſt, ſoweit die Sterne ſtrahlen!
Kein Dichter lebt, in Liebe dich zu binden, —
Nur ſehen kann man dich — und dich empfinden!

Fermata.

Die Nacht iſt um. Im Oſten graut der Morgen.
Verſtumme Lied, bis daß es wieder dunkelt!
Sie weiß ja, daß dein Stern, — die Lieb' — verborgen
Bei ſtillem Sehnen, ſüßen Liebesſorgen,
Unwandelbar indeſſen weiter funkelt!

Robert Hamerling.

Im Walde.

Wußt den Schmerz, du tragen ins heil'ge Waldgrün?
Das da ringsum rauſchet in Unſchuld?
Soll aus trübem Auge Viol' und Primel
Schnöde beſchaut ſein?

Sieh, wie raſtlos klettert und ſpringt das Eichhorn
Hier im tannumdunkelten grünen Moosgrund!
Fröhlich ſtets ein ſchwebendes Leben lebt es
Unter den Wipfeln!

Aber ringsum freuet im Quell Beſtoßtes
Sich, es freut Geflügeltes unter'm Laubdach
Auch ſich raſtlos immer und hüpft von einem
Zweige zum andern.

O der hold geſchäftigen Muße! Zwecklos
Scheint ihr Thun, doch fällen ſie ſo des Daſeins
Hohle Kluft aus, zügeln der Wünſche ſeitab
Schweifenden Aufſchwung.

Nur der Menſch, in fieberndem Stille quält er
Sich den Tag hin, quält ſich die lange Nacht auch,
Mißt zur Kurzweil ſchnöde die Zeit an lichten
Thränen, die langſam

Zwiſchen Sarg und Wiege, wie Körner Sandes
Von der Sanduhr, rollen, und wie die Kügelein
Einer Perlſchnur, leiſe gewälzt in bleichen
Händen des Büßers.

Segen der Schönheit.

Wandl' ich ſinnend über den lauten Marktplatz,
Wo des Volks ſich drängender Schwarm die trüben
Wellen wälzt, da fühl' ich mich einſam, ſeufze,
Finde die Welt rings

Leer und ſchal. Doch taucht aus der Menge plötzlich
Aus dem trüben Lavengewühl ein helles
Frauenantlitz, das wie ein ſelig Wunder
Milde mich anſtralt,

Und dem Blick dann ebenſo raſch entſchwebt iſt:
O wie raſch auch iſt mir das Herz verwandelt!
Nimmer ſäng' und ſagt' ich wie mir geſchieht, es
Glänzen die Blicke

Mir, das Blut wallt freier, ich hege wandelnd
Holden Troſt und ſtaune, wie ſüß der Schönheit
Segen niederthaut und lieb und ſchön iſt
Wieder die Welt mir.

Josef Weilen.

Tasso's Tod.

Vor Sanct Onofrio, an einer knorr'gen Eiche
Hinabstarrend auf Rom, der Dichter lehnt, der bleiche.
„„Auf Tasso! Dich ruft Rom, zu feiern seinen Dichter! —
„Zu spät, mir kam ein Ruf vor einen größern Richter.
„„Mit einer Krone will dein Haupt Papst Clemens schmücken! —
„Ich brauch' nur eine Hand, das Aug' mir zuzudrücken.
„„Ein Thron harrt dein, der reich in Gold und Purpur strahlet. —
„Mir sind vier Bretter noth, und diese schwarz bemahlet.
„„Schon kündet Glockenklang des Krönungs-Fest's Beginnen. —
„Zu spät, — die Seele scheu, will eurem Fest entrinnen,
„Und statt auf meinem Haupt, der Wiege der Gedanken,
„Wird Kron' und Lorbeer nur auf meinem Sarge schwanken,
„Das Leben nahm mir erst, was ich mein Eigen schätzte,
„Der Tod macht's gleich und stiehlt die Ehre mir, die letzte, — —
„— — Tief unten ew'ges Rom, liegst du im Abendschimmer,
„Tief unter mir seh' ich, o Leben — deine Trümmer,
„Ich brach oft Treu und Schwur, ein Jüngling leichtgenuthet,
„Und habe mich als Mann an Treue — todtgeblutet,
„Und doch, wär's ungeschehn, ich fühle keine Reue,
„Litt freudig jede Qual und liebte sie auf's Neue. –
„O Poesie! — Du warst mir Glück und Lohn und Strafe,
„Herr: fremder Fantasie'n, war ich der Eigenen: Sklave.
„Und doch; so lang' noch glänzt ein Schwert und Kreuze ragen,
„So lange wird mein Volk mein Lied im Herzen tragen,
„So lang' aus junger Brust der Liebe Rosen brechen,
„So lange wird mein Volk in meinen Tönen sprechen! —
„Ich hab' geliebt — gehaßt; genoß so Ruhm wie Schande,
„Ein Bettler irrt ich um im eig'nen Vaterlande,
„Als Kind ward ich verbannt, als Mann litt ich Verhöhnung,
„Erst reif zum Irrenhaus, und dann — zur Dichterkrönung,
„Und nach dem Tod vielleicht ein Denkmal stolz und groß:
„O Dichterloos!!

W. Constant.

Jazek.*

Die Brust erfüllt von unbekanntem Drange,
Die Beute der unheimlichen Gewalt,
Der Nacht gedenkend als am Felsenhange
Mit seinem Blut den Zauber er bezahlt,
Eilt an den Busen der Natur, der holden,
Twardowski sich am Grün der üpp'gen An'n,
Die reich mit Sonnenschimmer sich vergolden,
Aufathmend selig satt zu schaun.
Wenn er ein treues Herz nur endlich fände!
Ein Wesen das von seinem stillen Gram
Den kleinsten Theil in sanfter Duldung nahm!
Und seinen Schwerz wenn auch nur halb verstände!
Er hat es oft gesucht und stets vergebens
Und immer noch stand er verlassen da
Und fühlte, daß der Erzfeind seines Lebens
Zwar ungesehn ihm unablässig nah.

An eines Waldes Rand auf einer Eiche
Entlaubtem Strunk' winkt ihm willkomm'ne Rast
Und schweigend an der morschen Baumesleiche
Ruht aus des Zweifels müd' gehetzter Gast;
Rings schweift sein Blick, – doch plötzlich unverwandt
Sieht er in's Thal; — hält Zauber ihn gefangen?
Was fesselt ihn? Es röthen sich die Wangen —
Was hat so schnell des Meisters Blick gebannt? — —

Ein Kind, ein blinder Greis, ein armer Junge,
Sie sind es, die des Meisters Blick gelenkt:
Das Kind im Grase schlummernd, weich gebettet,
Der Greis erflehend mit gelähmter Zunge
Die sel'nen Gaben der Barmherzigkeit,
Der Junge Schafe hütend, bald auf diese,
Bald auf das Kindlein schlummernd in der Wiese,
Die Blicke richtend, dessen Schlaf ihn freut.

Twardowski späht. — Dieß süße Bild erquickt
Sein bang Gemüth. Das Kindlein ist erwachet,
Kaum hört den Ruf der Junge und er blickt
Zum Kinde sanft, das wie ein Engel lachet;

* Der polnische Diminutivname für Hyazinthchen. — Aus dem größeren Gedichte: Twardowski.

Mit einem Kruge Milch eilt nun der Knabe
Herbei und reicht's dem Kinde, daß daran
Das kleine Menſchenwürmchen ſich erlabe,
Das von dem Tranke ſchlürft, ſo viel es kann.

Das Kind iſt nun gelabt, und von dem Reſt
Der Knabe ſeine Lämmer trinken läßt.
Er nagt an einem Brode, ſchwarz und hart.
Seit Tagen ſchon im Ränzlein aufbewahrt.

Entlagung in ſo frommer Art geübt
Entzückt Twardowski's Herz, es glühet Freude
Aus ſeinen Blicken bisher gramgetrübt,
Es iſt dies Bild ihm wahre Augenweide;
Und immer noch betrachtet er den Knaben,
Der nun ſich leis erhebt, mit einem Mal,
Im Grale ſcheint ſein Blick entdeckt zu haben
Ein Käferlein; — ſo war's; — der goldne Stral
Der aufglomm von des Käfers Flügeldecke,
Verrieth der ſchwarzen Kröte, welche ſich
In leiſen Sätzen nach der Beute ſchlich
Und bis zum letzten Sprung genaht, den Fraß:
Der Knabe haſcht den Käfer nun im Gras
Und läßt ihn fliegen in die nahe Hecke.
Die lauernde, ſchon ſprungbereite Kröte
Stößt doch ſein Fuß, ſo daß er ſie nicht tödte,
Der nah' gelegnen Pfütze zu, wo bald
Der aufgewühlte Schlamm ſie überwallt.

Twardowski fühlt ſein Herz nun lauter ſchlagen
So Süßes hat er nicht erlebt ſeit Tagen.

Er ſucht ein treu Gemüth und hat's gefunden.
Noch traut er ſeinem Schauen nicht; den Kern
Des Knabenherzens will er ganz erkunden,
Das ihm, in ſeiner Seele Nacht ein Stern,
Erquickend ſanften Lichtes war erglommen.
Von ſeinem Sitz erhebt er ſich und geht
Nun auf den Blinden zu, der, als er kommen
Den Ungeſeh'nen hört, Almoſen fleht.
Twardowski wirft den vollen Beutel Gold
Dem Bettler vor die Füße, und der Junge
Iſt bei dem armen Mann mit einem Sprunge
Und jubelt: „Freut euch Alter! denn ſo hold
Wie heut war euch der Himmel nie noch! — reich,
Im Dorf der Reichſte ſeid ihr jetzt geworden,
Nun aber bergt die Gabe, damit Euch
Nicht Scheime überfallen und ermorden.

Twardowski, der von ferne ſolches ſchaute,
Fühlt eine Thräne plötzlich, welche heiß
Sein leichenblaſſes Angeſicht bethaute;
„Mein muß der Junge ſein um jeden Preis“
Denkt er im Stillen; „mir zur Seite wallen
Muß ſolch ein Menſchenbild, oft werd' ich dann
Vergeſſen, daß der Hölle ich verfallen,
Von der mich keine Macht erretten kann!“

Nicht ſchwer gewann den Knaben unſer Meiſter
Und Jazel diente treu ihm Tag und Nacht,
Nicht ahnend, daß das Herr der böſen Geiſter
Mit ihm zugleich den armen Herren bewacht.

August Silberstein.

Brautzug.

Es ſind ein Schiff im Meere,
Es bricht im Sturm ein Herz —
Ein Herz voll heißem Lieben,
Und Sehnen heimwärts.

Es ſteht ein Haus im Dorfe,
Unter dem Lindenbaum,
Darinnen wohnt ein Mägdlein
Und liegt in ſüßem Traum.

Sie ſieht im Traum den Geliebten
Er naht auf weißem Schiff
So hat er ſich gerettet
Durch Wetterſturm und Riff.

Mit einem Freudenrufe
Iſt ſie vom Traum erwacht —
Sie eilt mit nackten Füßen
An's Meer in ſtürmiſcher Nacht.

Es peitſcht der Wind die Wellen,
Die Blitze zucken wild,
Es taucht empor aus dem Waſſer
Ein bleiches todtes Bild.

O Gott, was iſt geſchehen
In mitternächt'ger Stund?
Sie hält den Liebſten umfangen
Im tiefen Meeresgrund!

O. F. Gruppe.

Die Perle.

Es lacht die See, doch trüb und trüber
Wohl wird des Knaben Angesicht. –
Er fuhr am Meeresschloß vorüber,
Sie lächelte, sie grüßte nicht.

Er senkt sein Netz zum Meeresgrunde,
Und hebt es auf gedankenlos,
Da fällt in der beglückten Stunde
Ein reicher Schatz ihm in den Schooß.

Die reichste Perle, die auf Erden
Noch jemals einem Schiffer ward —
Der Fürstentochter soll sie werden!
Er lenkt, berauscht, zum Schloß die Fahrt.

Da weilt sie in der Marmorhalle,
Die gold'nen Würfel rollt sie hin;
Um Perlen ist das Spiel, und alle
Verliert sie gern mit heiterm Sinn.

Er kommt, er beut, sein Herz erbebet;
Sie nimmt, und weiß doch nicht wieviel,
Sie dankt ein wenig nur und hebet
Ihr schönes Auge kaum vom Spiel.

Und setzt auf's Spiel die theure Habe,
An Werth ein halbes Königreich! —
Verliert im nächsten Wurf die Gabe,
Weh, weh, an die Gespielin gleich.

Es lacht die See, doch trüb' und trüber
Wohl wird des Knaben Angesicht —
Er fuhr am Meeresschloß vorüber,
Des armen Knaben Herz — es bricht!

Mainacht.

Sie stand am marmornen Geländer,
Und schaut' in's abendliche Meer,
Der Meerwind hob die goldnen Bänder,
Die goldnen Locken voll und schwer.
Das waren nicht die schönen Wellen,
Die fernen Segel, flotz gebaucht,
Nach einem lieblichen Gesellen
Des jungen Busens Sehnsucht lauscht.

Du holder Knab' auf deinen Wogen,
Der Netze wohl vergissest du —
Hat nicht ein Zauber dich gezogen
Zum meerumrauschten Schlosse zu?
Die goldnen Gitter ziert — die Krone!
Es winkt ein Stern verschwieg'nes Glück,
Die Königstochter vom Balcone
Läßt ruhn auf dir den milden Blick.

Sie stand am marmornen Geländer,
Der Vollmond hob sich ob dem Meer,
Das Mondlicht hellt die goldnen Bänder,
Des Meeres Hauch weht lind daher:
War's Ruderschlag? Ein Nachen? Winkt es?
Erklang nicht schon das Gitter hier?
Es schweigt die Flut, und leise klingt es:
Du mir gegrüßt! Gegrüßt du mir!

Und durch die Mainacht rauscht ein Schauer,
Und von den Waldabhängen her,
Und wieder von der Gartenmauer
Weht eine Blüthenwolk' ins Meer,
Das Meer, das weite, zu durchfließen!
Auf jauchzt der Nachtigallen Schlag!
Komm näher Barke! Welch ein Grüßen! —
O wärd' es niemals wieder Tag!

Hermann Grieben.

Mein Herz iſt auf Reiſen.

Mein Herz iſt auf Reiſen, hinein in die Welt,
Um, wieder zu fröhlichen Menſchen geſellt,
Die Freuden der Stunde zu preiſen.
Wie blau ſind die Berge, wie blau iſt die See!
Mein Herz iſt auf Reiſen,
Auf Reiſen in's Blaue, juchhe!

Wie klar iſt der Himmel, wie heiter das Lieb!
Weiß Einer, wohin es die Seele mir zieht,
Wohin die Gedanken mich weiſen?
Weiß Einer, warum mir ſo fröhlich zu Sinn?
Mein Herz iſt auf Reiſen,
Doch Keiner erfährt es, wohin.

Da leuchten die Segel im Meer ohne Zahl,
Da ſchwimmen die Dampfer zu Berg und zu Thal,
Da dehnt ſich unendlich in Eiſen
Die Bahn ſich den ſchnaubenden, laufenden Zug;
Mein Herz iſt auf Reiſen,
Und richtet in's Blaue den Flug.

Da leuchten die Länder in ſonniger Pracht;
Doch ſchöner noch iſt's, wenn in heiterer Nacht
Die Sterne, die leuchtenden, kreiſen.
Da träumt' ich vom funkelnden Brautdiadem —
Mein Herz iſt auf Reiſen,
Doch beichtet es Keinem, zu wem.

Nur Einem in Wolken ſich hüllenden Stern,
Dem möcht' ich es beichten, dem ſagt' ich es gern,
Dem raunt' ich am liebſten den leiſen
Herzinnigen Gruß der Verſtändigung zu:
Mein Herz iſt auf Reiſen,
Der Stern, den ich ſuche, biſt du!

Aus Abend und Morgen ward ein neuer Tag.

Die Sonne ſank, ich ſah ſie ſinken,
Den letzten Scheidegruß mir blinken
Und niedergehn zum Schooß der Nacht.
Es war ein ſchöner Tag geweſen,
Im Abendroth noch ſtand zu leſen
Der Nachglanz ſeiner ſonn'gen Pracht;
Der ſchwamm im Wolkenmeere
Noch lang' am Himmelsſaum
Und füllte mir das leere,
Verarmte Herz mit Troſt und Traum.

Mir war, als müßt' ich nun und immer
Feſthalten dieſen letzten Schimmer
Für eines neuen Tag's Beginn;
Doch wie nach Sonnenuntergange
Die Welt in Nacht verſinkt, ſo bange
Und nächtig ward auch mir zu Sinn.
Jetzt ſeh' ich's wohl: vom Glücke,
Das mir geraubt der Tod,
Führt keine lichte Brücke
Zu neuem Lebensmorgenroth.

Da ſteh' ich mit betrübter Seele
Und ſpähe durch die Nacht und zähle
Der nächt'gen Stunden trägen Lauf;
Da, wie im Traum, geht vor den feuchten,
Verwachten Augen mir ein Leuchten,
Ein roſ'ger Glanz im Oſten auf.
Das iſt der Tag, der neue!
O Herz, nun faſſe Muth
Zu neuer Lieb' und Treue!
Denn nun wird's doch noch wieder gut.

Und iſt's auch nicht dieſelbe Sonne,
Die geſtern mich erfüllt mit Wonne,
So iſt ſie eben doch ſo mild;
Und iſt's auch nicht das alte, ſüße
Liebfrauenbild, das hent ich grüße,
So iſt es doch ſein Ebenbild.
Nun ſtich'n die nächt'gen Sorgen,
Nun kommt, was kommen mag:
Aus Abend, Nacht und Morgen
Ein neuer Liebeslebenstag.

Gisbert Frh. von Vincke.

Wie König Richard nach dem heiligen Lande fuhr.

1191.

Gen Osten steuern der Segel viel
Sicilions Küsten entlang,
Es rauscht die Well und plätschert am Kiel
Beim Lieder- und Waffenklang.

König Richard zieht mit fröhlichem Muth
Gen Jerusalem durch die Meere,
Stolz schaut er über die wimmelnde Flurh
Vom Bord der letzten Galeere.

Berengaria von Navarra führt
Voraus, des Königes Braut.
Viel Ritter hatten sie heißbegehrt,
Viel Sänger priesen sie laut.

Fern schwimmt im dunstigen Abendschein
Der Hellenen felsige Küste,
Und die Luft ist schwül und die Möven schrein,
Es neigt sich die Sonne zur Küste.

Schwarz sinkt die Nacht, das Meer erwacht,
Der Sturm kommt heulend gezogen;
Dort bricht ein Mast, und die Schiffswand kracht.
Dumpf donnern die stürzenden Wogen.

Da bebt die Menge, sie zagt und klagt,
Nur Einer hat fröhlichen Muth:
König Richard allein blickt unverzagt
In den Schlund der gährenden Flurh.

Jetzt graut es im Ost, und der Sturm wird stumm
Hohl rollen die Wasser daher,
König Richard späht vom Bord ringsum —
Kein Schiff erspähet er mehr.

„Und komm' ich zum heiligen Land allein,
„Mein Schwert soll doch nicht rosten!
„Der Leu geht nimmer die Krallen ein:
„Frisch vorwärts! Steuert nach Osten! —

König Richard landet auf Cypern.

Berengaria steht gelehnt an den Mast,
Am Anker schwankt die Galeere,
Ihr Herz das hat nicht Ruh noch Rast,
Ihr Auge, das starrt ins Leere.

Unfern liegt Cyperns sonniger Strand,
Weich weht herüber die Luft;
Dort glüht die Reb' an der Felsenwand
In tausendfältigem Duft.

Hoch über der Bucht, von Kühnen voll,
Hoch über dem Pinienhain
Hängt trotzig die Burg von Limasol,
Schaut weit ins Meer hinein.

Die Pilger fliehn den tückischen Strand,
Wo Kaiser Isaac gebeut,
Der hält sie fest im Sklavenband,
Und raubt ihr Gut ungescheut.

Zwei Schiffe der Briten sind über Nacht
An Golla's Klippen zerschellt,
Nun schaukelt die Flurh viel köstliche Fracht
Und Leichen, den Trümmern gesellt.

Wer dem Tod entronnen, der irrt am Meer,
Verstört in Noth und Harm;
Von der Burg steigt nieder, mit Dolch und Speer,
Der freche Piratenschwarm.

Die Gewaffneten trägt aus der Bucht ein Boot
Berengaria's Schiff entgegen;
Durch Klippen und Mist lenkt dreist der Pilot,
Um Bord an Bord zu legen.

Berengaria schrickt beim Waffenklirr'n
Empor aus langem Traum:
Kein Helfer ist da! Die Angst durchirr'n
Der Wogen eben Raum.

Da tauchen empor der Segel viel,
Sie steuern von Süden in Hast;
Das Britenpanier in des Windes Spiel
Wallt flatternd vom höchsten Mast.

Gleich Möwenflug, durch schäumende Flurh
Ein Schiff vor den andern fährt:
König Richard zückt mit fröhlichem Muth
Sein schlachtbegehrendes Schwert. —

König Richard springt zuerst in's Boot,
Zuerst vom Boot an den Strand,
Vor ihm ist Schreck und hinter ihm Tod:
Kein Cyprier hält da Stand.

Gen Limasol stäubt fliehend der Schwarm,
Zur Burg, die Klippen hinauf;
König Richard nach mit dem Bürgerarm:
Wer hemmt des Leuen Lauf!

Und die Brücke fällt, und es drängt sich dicht,
Was noch dem Tod entronnen. —
König Richard ist der Letzte nicht,
Hat Schloß und Stadt gewonnen.

A. T. Brüll.

Westöstliche Terzinen.*

II. Der weiße Czaar.

Zwei Jahre sind entschwunden, wo mir recht,
Seitdem du, Freund, mit mir den Divan theiltest. —
Ihr Franken seid ein ruheloß Geschlecht,
Sprach Jusuf zu dem Arzte, damals heiltest
Du mich, Dank Allah, von dem schweren Leiden.
Du hast mir jetzt verkündet, wo du weiltest
In fernen Landen, bei den wilden Heiden,
Um Kräuter aufzusuchen und Gestein
Im Hochgebirg, in Wüsten und auf Haiden,
Mit dir und deiner Wissenschaft allein.
Ich will dafür an der Erzählung Faden
Die Wunderperlen aneinander reih'n,
Daß dir die Märchen von Scheherezaden
Alltägliche Geschichten scheinen sollen. —
Du weißt, wie hoch beim weißen Czar in Gnaden
Schon längst der Moslem stand; er hat uns wollen
Vor Liebe, so zu sagen, ganz erdrücken.
Nur Schade, daß wir nie die weisheitsvollen
Rathschläge, die er gab, uns zu beglücken,
Begriffen. Das verdroß ihn. Er ward grob,
Beschloß, den hohen Divan zu beschicken
Mit seinem gröbsten Knecht. Der Wilde schnob
In seiner borst'gen Jacke **, wie ein Eber.
Die Herrn im Divan, hocherzürnt darob,
Entließen ihn mit gallerfüllter Leber.
Und so begann der Krieg. Es hat indessen
Der weiße Czar, der starke Schwerterheber,
Nach Freunden umzuschauen, nicht vergessen.
Zunächst an England hat er sich gewandt,
Den Gentleman zu spielen sich vermessen
Und dem Gesandten warm gedrückt die Hand.
„Es wohnt ein kranker Mann, hat er gesprochen,
Mein theurer Seymour, an des Bospors Strand;
Ein Liebeswerk wär's, eh' er ganz gebrochen,
Ihn sanft in unsre Arme aufzufangen,
Den kranken Mann mit seinen morschen Knochen.
Nach seiner Erbschaft trag' ich kein Verlangen;
(Nur Ordnung müßte bei der Theilung sein!)
Ich bin dem Himmlischen stets nachgegangen,
Die Sorge nur um's Christenthum sei mein
Im Land des kranken Mannes. Doch verbünden
Möcht' ich dazu mit England mich allein."
So sprach der Czar, (Allah weiß seine Sünden).
Als England sich geweigert, ließ er gleich
Dasselbe Bündniß Frankreich anverkünden.
Dem Islam drohte nun der Todesstreich;
Doch hat ihn Allah gnädig abgewandt,
Denn Frankreich und das große Inselreich
Hat uns zu Hülfe seine Macht gesandt.
Die alten Feinde kämpfen jetzt vereint
Mit uns gegen den Moskow Hand in Hand.
Also geschah, was dir ein Märchen scheint,
Daß Christenkrieger Stambuls Straßen füllen
Als Freunde — freilich theure Freunde, meint
Der Defterdar, und seine von den stillen
Und wohlerzog'nen .... W'Allah, sie sind da —
Und unsre Weiber mögen sich verhüllen.
Nun aber staune, was zuletzt geschah.
Wenn sich der Mensch im Hochmuthswahn vermißt,
Ein Gott zu sein, dann ist sein Ende nah.
Der Czar voll Uebermuth, der fromme Christ,
Er ward vom Todesengel abgerufen,
Indeß der „kranke Mann" am Leben ist!
Die Nachricht drang bis zu des Thrones Stufen
Vor Abdul Medschid (woll' ihn Gott erhalten!)
Unter des gläub'gen Volkes Jubelrufen.
Der aber schweig erblassend. Vor dem Walten
Allah's sich beugend, sprach er zitternd dann: ***
„Gott ist barmherzig! Meines Herzens Falten
Durchschaut er. Wenn ich gegen jenen Mann,
Den Gott gerichtet, der mein großer Feind
Und Feind des Islems war, nicht grollen kann:
Dadurch zu sünd'gen hab' ich nicht vermeint.
Dem Todten möge Allah Gnade schenken,
Deß Sonne über Fürst und Sklaven scheint."

---

* Von den weiblichen Terzinen erschien Nr. 1 „Die Fahne des Propheten", mit einer Illustration von H. Ritter, im Künstleralbum für 1854.

** Der berühmt gewordene Paletot des Gesandten.

*** Stoß wörtlich.

Heinrich Seise.

Traumleben.

Uns trennt hienieden keine Schranke.
Kein Gott entreißt dein Bildniß mir,
Und jubelnd schwingt sich mein Gedanke,
Dem wilden Falken gleich, zu dir.

Du magst durch grüne Fluren wandeln,
Beachtend nur der Blumen Gruß,
Ich folge dir auf leichten Sandeln,
Im Schlaf dir auf flücht'gem Fuß.

Und streckst du auf dem weißen Linnen
Zur Rast die zarten Glieder aus,
In deinem Zimmer bin ich drinnen,
Ich bin, glaub mir's, in deinem Haus.

Nicht schweif' ich rastlos in die Weite,
Mich lockt kein Odem wonnewarm.
Ich träume mich an deine Seite,
Ich träume mich in deinen Arm.

Wie still und traulich ist's im Zimmer,
Du glühst und blühst ein Rosenblatt,
Es wirft der Mond den goldnen Schimmer
Auf deines Schlummers Lagerstatt.

Und wenn die Wolken leis sich röthen,
Aus tiefem Schlaf erwacht das All
Vor deinen Fenstern lieblich flöten
Der Fink dann und die Nachtigall.

Ich spring' empor, mir glüh'n die Sinne,
In tiefer Qual bin ich allein,
In süßen Träumen nur der Minne
Kann ich, Geliebte, bei dir sein.

Müller von der Werra.

Stolz.

Es schoß auf dich im Garten
Die Falschheit ihren Bolz,
Im bräutlichen Erwarten
Nennt man dein Herze stolz!

O lach' ob diesem Treiben
Und schaue nicht zurück,
Wir wollen stolz ja bleiben
Auf unser — Liebesglück!

In der Frühsonne.

Ein Ringlein seh ich blinken
Im gold'nen Sonnenglanz;
Die Liebe seh' ich winken
Mit einem Myrtenkranz!

Das Ringlein steckt am Finger
Mir fest so fest als stark;

Es wuchs nur deine Liebe
Tief in das Lebensmark.

Das Ringlein wird wohl halten
Für längste Lebenszeit, —
Noch länger unsre Liebe,
Bis in die Ewigkeit!

C. Hübner.

Unter der Linde.

Nicht weit von meinem Vaterhaus
Stand eine alte Linde,
Die streckte die weiten Aeste aus
Wie grüne Segel im Winde.

Da bab' ich einst im stillen Raum
Der Mutter im Schooße gesessen;
O Linde! o Linde! du lieber Baum
Ich kann es nicht wieder vergessen.

Sie war ein bleiches, schönes Weib
Mit tiefen, seligen Augen,
Die kamm für einen Menschenleib,
Die nur für Engel taugen.

Ich sehe sie noch, eine Thräne schlich
Aus dem Auge voll himmlischer Güte;
Ich höre sie noch, sie segnete mich:
„O! daß dich der Heiland behüte!“

Dann drückte sie mich so fest an das Herz,
Als wollt' sie mich nimmer lassen;
Ich war so selig, und sie so voll Schmerz,
Ich wußte es gar nicht zu fassen.

Ach! Als ich an ihrem Grabe stand,
Da konnt' ich ihr Weinen verstehen
Und das tiefe Leid, das sie empfand,
Von ihrem Kinde zu gehen.

O du Herz voll Liebe! so oft ich dein
In stillen Stunden gedenke,
Ist mir's, als ob sich ein Gnadenschein
Von Gott in die Seele mir senke.

Als ob ich Segenswort und Kuß
Von Geistermund empfahe,
Als ob mit süßem Friedensgruß
Ein Engel sich mir nahe.

Noch oft hab' ich im wachen Traum
Auf ihrem Schooße gesessen;
O Linde! o Linde! du lieber Baum!
Ich kann es ja nimmer vergessen.

Friedrich Dornfeck.

Einer Freundin.

(Bei dem Tode ihres Gatten.)

Der Thränen sind genug geflossen!...
Was man so treu und hold geliebt,
Im Herzen tief trägt man's verschlossen,
Ob's auch in Licht und Luft zerstiebt!
Die Liebe stirbt nicht, die ich meine,
Und dreimal heilig, dreimal schön
Seh' ewig trauernd ich die deine
Am vielbeweinten Hügel steh'n.

Es ist umsonst!... Im Grabe münden
Der Menschenweisheit stolzer Strom,
Und selbst die Liebe weckt und zündet
Kein neues Leben im Atom.
Wie ist die mächtige im Leben
So schwach im Reiche der Natur...
Und Lind'rung, ach, und Trost ihr geben
Kann gottbeseelter Glaube nur.

Und mit dem Glauben naht im Bunde
Die Hoffnung auf ein Wiedersehn;
Sie bringt vom Himmel her die Kunde:
„Die Seele kann nicht untergehn;
Sie lebt in jedem Windeshauche
Und lächelt aus dem Sonnenschein,
Aus jedem lichten Sternenauge
Uns milden Trost in's Herz hinein.“

„Doch sel'ger als im Weltenraume,
Den sie im Geisterflug durchmißt
Lebt sie in dem Erinnrungstraume
Des Herzens, das sie nie vergißt,
Das treu und fest mit ihr verbunden
Den Frühling wie den Sturm getheilt
Und liebevoll zu allen Stunden
Ihr Glück verklärt, ihr Weh geheilt.“

„Und daß wir ihn so früh begraben...
O diesen Schmerz bereine nicht!
Vernimm, was aus den Blüthengaben
Auf seiner Gruft der Frühling spricht:
„Es schwebt sein Geist in schönren Welten,
Im Grabe sinket Staub zu Staub...
O laß es mich drum nicht entgelten,
Der mit dem Tod vollbracht den Raub.“

„So oft ich nahe, magst voll Trauer
Du mir ins frohe Auge seh'n
Und mit mir an der kalten Mauer
An dem bemoosten Hügel steh'n;...
Ich bin zu schwach — den Gram zu lindern
Vermag ein anderer nur als ich:
Dem Jugendlenz von deinen Kindern
Erhalte Gott in Gnaden dich!

Heinrich Heine.

Traumleben.

Uns trennt hienieden keine Schranke,
Kein Gott entreißt dein Bildniß mir,
Und jubelnd schwingt sich mein Gedanke,
Dem wilden Falken gleich, zu dir.

Du magst durch grüne Fluren wandeln,
Beachtend nur der Blumen Gruß,
Ich folge dir auf leichten Sandeln,
Ich folge dir auf flücht'gem Fuß.

Und streckst du auf dem weißen Linnen
Zur Rast die zarten Glieder aus,
In deinem Zimmer bin ich drinnen,
Ich bin, glaub mir's, in deinem Haus.

Nicht schweif' ich rastlos in die Weite,
Mich lockt dein Odem wonnewarm.
Ich träume mich an deine Seite,
Ich träume mich in deinen Arm.

Wie still und traulich ist's im Zimmer,
Da glüht und blüht ein Rosenblatt,
Es wirft der Mond den goldnen Schimmer
Auf deines Schlummers Lagerstatt.

Und wenn die Wolken leis sich röthen,
Aus tiefem Schlaf erwacht das All.
Vor deinen Fenstern lieblich flöten
Der Fink dann und die Nachtigall.

Ich spring' empor, mir glüh'n die Sinne,
In tiefer Qual bin ich allein,
In süßen Träumen nur der Minne
Kann ich, Geliebte, bei dir sein.

Müller von der Werra.

Stolz.

Es schoß auf dich im Garten
Die Falschheit ihren Bolz,
Im träulichen Erwarten
Nennt man dein Herze stolz!

O lach' ob diesem Treiben
Und schaue nicht zurück,
Wir wollen stolz ja bleiben
Auf unser — Liebesglück!

In der Frühsonne.

Ein Ringlein seh ich blinken
Im gold'nen Sonnenglanz;
Die Liebe seh' ich winken
Mit einem Myrthenkranz!

Das Ringlein steckt am Finger
Mir just so fest als stark;
Es wuchs mir deine Liebe
Tief in das Lebensmark.

Das Ringlein wird wohl halten
Für längste Lebenszeit, —
Noch länger unsre Liebe,
Bis in die Ewigkeit!

C. Hübner.

Unter der Linde.

Nicht weit von meinem Vaterhaus
Stand eine alte Linde,
Die streckte die weiten Aeste aus
Wie grüne Segel im Winde.

Da hab' ich einst im stillen Raum
Der Mutter im Schooße gesessen;
O Linde! o Linde! du lieber Baum
Ich kann es nicht wieder vergessen.

Sie war ein bleiches, schönes Weib
Mit tiefen, seligen Augen,
Die kaum für einen Menschenleib,
Die nur für Engel taugen.

Ich sehe sie noch, eine Thräne schlich
Aus dem Auge voll himmlischer Güte;
Ich höre sie noch, sie segnete mich:
„O! daß dich der Heiland behüte!“

Dann drückte sie mich so fest an das Herz,
Als wollt' sie mich nimmer lassen;
Ich war so selig, und sie so voll Schmerz,
Ich wußte es gar nicht zu fassen.

Ach! Als ich an ihrem Grabe stand,
Da konnt' ich ihr Weinen verstehen
Und das tiefe Leid, das sie empfand,
Von ihrem Kinde zu gehen.

O du Herz voll Liebe! so oft ich dein
In stillen Stunden gedenke,
Ist mir's, als ob sich ein Gnadenschein
Von Gott in die Seele mir senke.

Als ob ich Segenswort und Kuß
Von Geistermund empfahe,
Als ob mit süßem Friedensgruß
Ein Engel sich mir nahe.

Noch oft hab' ich im wachen Traum
Auf ihrem Schooße gesessen;
O Linde! o Linde! du lieber Baum!
Ich kann es ja nimmer vergessen.

Friedrich Hoenseck.

Einer Freundin.

(Bei dem Tode ihres Gatten.)

Der Thränen sind genug geflossen!...
Was man so treu und hold geliebt,
Im Herzen tief trägt man's verschlossen,
Ob's auch in Licht und Luft zerstiebt!
Die Liebe stirbt nicht, die ich meine,
Und dreimal heilig, dreimal schön
Seh' ewig trauernd ich die deine
Am vielbeweinten Hügel steh'n.

Es ist umsonst!... Im Grabe mündet
Der Menschenweisheit stolzer Strom,
Und selbst die Liebe weckt und zündet
Kein neues Leben im Atom.
Wie ist die mächtige im Leben
So schwach im Reiche der Natur...
Und Lind'rung, ach, und Trost ihr geben
Kann gottbeseelter Glaube nur.

Und mit dem Glauben naht im Bunde
Die Hoffnung auf ein Wiederseh'n;
Sie bringt vom Himmel her die Kunde:
„Die Seele kann nicht untergeh'n;
Sie lebt in jedem Windeshauche
Und lächelt aus dem Sonnenschein,
Aus jedem lichten Sternenauge
Uns milden Trost in's Herz hinein.“

„Doch sel'ger als im Weltenraume,
Den sie im Geisterflug durchmißt
Lebt sie in dem Erinnrungstraume
Des Herzens, das sie nie vergißt,
Das treu und fest mit ihr verbunden
Den Frühling wie den Sturm getheilt
Und liebevoll zu allen Stunden
Ihr Glück verklärt, ihr Weh geheilt.“

„Und daß wir ihn so früh begraben...
O diesen Schmerz beweine nicht!
Vernimm, was aus den Blattengaben
Auf seiner Gruft der Frühling spricht:
„Es schwebt sein Geist in schönren Welten,
Im Grabe sinket Staub zu Staub...
O laß es mich drum nicht entgelten,
Der mit dem Tod vollbracht den Raub.“

„So oft ich nahe, magst voll Trauer
Du mir ins frohe Auge seh'n
Und mit mir an der kalten Mauer
An dem bemoosten Hügel steh'n:...
Ich bin zu schwach — den Gram zu lindern
Vermag ein anderer nur als ich:
Dem Jugendglanz von deinen Kindern
Erhalte Gott in Gnaden dich!

Adolf Doerr.

Vom deutschen Schützenfeste in Frankfurt.

An Landamman Kurti.

Edler Greis, den eine schön're Glut erwärmt als Jugendfeuer,
Dem die Hoffnung und der Glauben an die Menschheit steh'n am Steuer;
Welcher über ihren Kämpfen leuchten sehet ew'ge Sterne
Und das Gold des Sonnenaufgangs schimmern in der Zukunft Ferne:
Unserm deutschen Vaterlande, seinem künftigen Geschicke
Segenswort' ein Attinghausen weihest du mit Seherblicke!

Holde Kinder, schöne Mädchen brachten Blumen dir zum Danke,
Köstlichere Zier fürwahr als manch stolze Lorberranke!

„Blumen, die der Lenz geboren" soll zum Schmuck der Seher tragen,
Der verheißt, daß es der Menschheit lenzen wird fortan und tagen.

Schützen-Schwur.

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr,
Wir wollen sein Ein Leib, nicht zu zergliedern,
Ein Herz und Eine Seele immerdar.
Anschließen uns an's theure Vaterland
Und mit dem ganzen Herzen fest es halten,
Das wollen wir und stehen Hand in Hand,
O Gott im Himmel, dessen Macht du walten!
So thun von Tausenden der 'heil'ge Schwur
Auf Deutschlands Rütli, Frankfurts Schützenflur.

Friedrich Roeber.

Herbstgefühl.

Ist der Frühling dir vergangen
Unter Ungemach und Pein:
Holde Luft auf deinen Wangen
Blühe in des Herbstes Schein!
Sei vergessen jede Klage!
Diese sonnenhellen Tage
Sollen frei genossen sein!

Ward dir jedes Glück zertrümmert,
Trüb es heut nicht deinen Sinn;
Ward die Jugend dir verkümmert,
Was dahin ist, ist dahin!
Diese späte Jugendblüthe
Die dir aufgeht im Gemüthe
Sei dir doppelt ein Gewinn!

Golden lacht herein der Morgen,
Golden glänzt des Weines Fluth!
Leichtes Blut und leichte Sorgen,
Leichte Sorgen, leichtes Blut!
Lasse voll das Herz dir schlagen!
In des gold'nen Herbstes Tagen
Wahre der Jugend frischen Muth!

Das Ringlein.

Ringlein von klarem Gold
Laß mich dich küssen, —
Da seine Hand dich gab
Lachen und weinen hab
Ich Eines ich müssen.

Nun will ich Ringelein
Heimlich dich fragen:
Ob es denn wirklich wahr,
Daß er mich immerdar
Im Herzen will tragen?

Ringlein, Goldringelein
Kann ich es fassen?
Nimmer in Leid und Noth,
Nimmer bis in den Tod
Wird er mich verlassen!

Lied.

Es singt ein Vöglein auf dem Dach,
Ein Bursche singt am Zaun;
Am Brunnen lauscht die junge Dirn,
Versteckt im Nußlaub braun.

Es fliegt das Vöglein singend auf,
Der Bursch zieht singend fort;
Versteckt im Nußlaub liegt die Dirn,
Und rühret sich nicht vom Ort.

Weiß nicht ob sie dem Vöglein lauscht
Ob auf des Burschen Lied;
Ich weiß nur, daß ihr heimlich was
Durch ihre Seele zieht.

Und leiser, immer leiser, klingt
Von ferne der Gesang, —
Und immer lauter schlägt ihr Herz
Ihr Herze siebebang.

Emil Strobl.

Ständchen.

Mondschein über Berg und Thal
Zittert in den Blumen,
Angehaucht von mildem Strahl
Alle Blumen träumen;
Und ein Flüstern wunderlich
Bebt in lichten Zweigen:
Wipfel leis zu Wipfel sich
Sehnsuchtsvoll mag neigen.

Liebesfrohes Menschenkind,
Selbst von Mondschein trunken,
Bist nun, wie die Blumen sind
Ganz in Traum versunken.
Und es schauet Aug in Aug,
Blüthe schaut in Blüthe
Und es strömt des Himmels Hauch
Leise ins Gemüthe.

Unter Lorbeerbäumen.

Grüne Blätter über mir!
Lorbeerbaum in vollem Prangen!
Blüthen keimen leise schon
Und im Herzen das Verlangen!

Armes Herz! was träumest du!
Lorbeer blühet viel auf Erden;
Soll er schmücken Stirn und Haupt
Muß sein Blatt gebrochen werden!

Gieb nicht frevelnd Schmuck der Stirn!
Er vergeht, wie Winterflocken!
Der gebrochne Lorbeer blüht,
Einzig in geweihten Locken!

Im Hafen.

Stürme tieftönen! Sturm draußen,
Und so war ich im Sturm zu Haus!
Kreischende Möven, wogendes Meer
Zogen mir über die Seele her; —
Da — am Strande das blonde Kind
Legte mir leise aufs Herz die Hand,
Und ich ward, wie die Kinder sind,
Und ich liebe den friedlichen Strand.

Thürmt euch, ihr Wogen, himmelan!
Immer weiter auf ruhloser Bahn!
Führende Welle! In dich hinab
All den wilden Sturm ich gab!
Denn — am Strande das blonde Kind
Legte mir leise auf's Herz die Hand,
Und ich ward, wie die Kinder sind,
Und ich liebe den friedlichen Strand!

Emil Rittershaus.

Weihnachtsabend.

Vom Rauhreif sind die Büsche silberweiß
Und Eiszapfen blitzen an den Dächern,
Doch um des Christbaums grünes Tannenreis,
Belch' fröhlich Leben ringe in den Gemächern!
Der Rabe sträubt im Forst die Federn kraus;
Von Norden kommt des Winterſturm's Gebraus,
Doch frühlingseselig alle Herzen träumen,
Denn einen Frühling trug in jedes Haus
Das Weihnachtskind mit seinen Weihnachtsbäumen.

Die Straß' entlang, wie schiebt und drängt sich's fort! —
Hier steht noch schwatzend eine Weibergruppe
Und bei dem Krämer, welch' ein Handeln dort
Um den Bajazzo und die bunte Puppe!
Jetzt eingepackt und nun nach Haus geschwind!
Schon harrt die Jugend auf das Angebind,'
Schon tönt vom Thurm der Glocken Klang hernieder. —
O, habe Dank, du holdes Weihnachtskind!
Wir werden Alle, Alle Kinder wieder!

Roth glüh'n des Domes Fenſter durch die Nacht
Und der Choral braust durch die Orgelruhen;
Das Christuskind im Arm der Jungfrau lacht
Dem Greis entgegen wie dem roſ'gen Buben.
Ein Weihnachtsfegen sinkt in jedes Herz;
Ein Born des Troſtes quillt dem bitt'rn Schmerz
Und süße Labung stärkt den Lebensmüden.
Des Weihrauchs Wolken steigen himmelwärts
Und von dem Himmel thaut herab der Frieden!

Am Kaufmannshaus steht eine Kinderschaar.
Es ist ein Häuflein armer Bettelknaben;
Sie schauen durch die Scheiben blank und klar
Den Weihnachtsbaum mit seinen reichen Gaben.
Nichts wird bescheert im dürft'gen Kämmerlein,
Doch schlafen auf dem Stroh die Kleinen ein,
Dann lächeln doch im Schlummer die Geſichter,
Dann träumen sie: der Sterne lichte Reih'n,
Es wären lauter bunte Weihnachtslichter! —

O sel'ge Zeit! — Zu Weihnacht mag ich gern
Am heil'gen Abend durch die Gassen schreiten.
Im Busen glüht der Freude Morgenstern;
Ich fühl' mich jung wie in vergang'nen Zeiten!
Und lehr' ich heim und prangt in heller Zier
Der Weihnachtsbaum und nahen jubelnd mir
Die Kinder und das Weib, das ich erkoren,
Dann jauchzt die Seele: „Bethlehem ist hier
Und in mir ist mein Himmelreich geboren!"

Dann faßt's mich an mit tiefgeheimer Macht;
Ich wend' empor den Blick, den thränenfeuchten.
Mich dünkt, ich säh den Stern der heil'gen Nacht
In meiner Kinder Augensternen leuchten!
Dann sitz' ich schweigend; es verstummt der Mund.
Es schweigt das Herz in solcher sel'gen Stund',
Doch schwingt sich's aufwärts wie mit Adlerschwingen!
Es schweigt der Mund, doch in des Herzens Grund
Ein Halleluja tausend Engel singen!

Am alten Platze.

Den Berg hinauf zum Tannenhang,
Wo Specht und Häher schreit,
Das war einmal mein liebster Gang
In schöner Frühlingszeit!

Dort ist ein Plätzchen grün von Moos,
Das ist gar eng und klein,
Doch, mit dem Schätzchen auf dem Schooß
Hat man auch Platz zu Zwein!

Da läßt sich losen Mund an Mund
Und keine Lauscher nah'n;
Es schaut heraus nur aus dem Grund
Vom Thurm der Wetterhahn. — —

Der Gockel sah im Abendlicht,
Wie wir uns einst gefreut,
Und, wie mein Schatz die Treue bricht,
Das sieht der Gockel heut'!

Am Kirchplatz steht der Fiedelmann;
Er geigt zum lust'gen Tanz —
Mein Schätzlein führet den Reigen an
Im schmucken Myrtenkranz.

Und fröhlich jauchzet Groß und Klein
Und tanzt auf grünem Plan. —
Ach, Schätzel, liebes Schätzel mein,
Was hast du mir gethan!

Mich grüßet kein Willkommen mehr
Am alten, moos'gen Platz!
Mein Aug' ist trüb, mein Herz ist schwer —
Leb' wohl, herzliebster Schatz!

R. Reinhuus.

Meinem Weibe.

Habe geträumt, gereimt und studirt,
Lieder zum Kranze gewunden.
Weiß nicht, ob sie ein Herze gerührt
Ob eine Seele gefunden. —

Habe was Bess'res und Schön'res gethan
Dich hab' in Lieb' ich umschlungen.
Sieh! wie blickt es so freundlich uns an,
Was unserm Küssen entsprungen. —

Worte lallt es, doch Reime nicht,
All' seine Sylben sind Leben.
Und so hat mein bestes Gedicht
Mir meine Liebe gegeben.

Sturmvogel.

Sehe ihr den traurigen Kirchhof dort
Drei Schußweit von dem Gestade?
Dort braust es und stürmt es immerfort
Unverglimm die steilen Pfade.
Auf zackigem Vorgebirg' dort, umschwärmt
Von flatternden Möven und Raben,
Wo unaufhörlich die Brandung lärmt
Haben wir sie begraben.

O Herr! ein Mädchen war es so arm,
Gebrechlich und hülflos wie Eine!
Sie zeigte sich selten dem Menschenschwarm
Und selten bei Sonnenscheine.

Lag schwer die Luft auf Meer und Land,
War der Himmel düster umzogen,
Dann kam sie zum Strand im zerfetzten Gewand
Vom rothen Mantel umflogen.

Dann sahn wir sie wandern am Seegestad,
Rastlos bald bücken und drücken,
Dann wußten wir Fischer, ein Sturmwind naht,
Und blieben daheim bei den Lieben.
Und bald erhob sich der Sturm mit Macht:
Als wär sie besessen vom Bösen,
So hat gethan, geheult, gelacht
Das arme, verkümmerte Wesen.

Dann schallt sie den Sturm einen feigen Mann
Voll Verrath und allerlei Tücken!
Dann rief sie Woge auf Woge heran
Als wollte zum Kampf sie sich schicken.
Wand von Seegras sich einen Kranz ums Haupt
Wuchs zur Gestalt rieß und erhaben;
Wer so sie gesehn, der hätte geglaubt,
Den Sturmgott vor sich zu haben.

S'wußt keiner der Unsern, woher ihr Wahn,
Noch woher die Arme gekommen;
Es geht die Sage ein wilder Orkan
Hab einst ihr den Liebsten genommen.
Gott hab sie selig! Seitdem sie todt
Ist der Sturm hier schneller zerstoben;
Nur dort, wo sie ruht, viel heftiger droht
Er stets mit gewaltigem Toben.

K. Hofmann von Hamborn.

Zur Enthüllung der Büste Max von Schenkendorf's.

(Am 11. December 1861 zu Coblenz.)

Es klingt ein altes Lied
Von blut'gem Krieg und Streit,
Das uns're Herzen zieht
Zu stolzer Heldenzeit. —
Es ward geschändet deutsche Ehre,
Herüber zogen fremde Herre
Geschwunden war der alte Muth
Mit ihm der Freiheit höchstes Gut.

Da brach der heil'ge Krieg
Wie wilder Wetterschein
Zum ruhmerfüllten Sieg
Aus Osten hell herein.
Durch Blut nur kann die Wunde heilen,
Mit blanker Wehr zur Fahne eilen
Die Krieger alt und jung geschaart,
Heil dir, du wack're deutsche Art!

Wie da der Freiheit Geist
Von Dichterlippen klang,
Der wie ein Liebeskuß
Ein jedes Herz durchdrang!
Wer still verbüttert in den Sorgen
Nicht ahnte mehr den neuen Morgen,
Zu frischem Leben auferstand
Vom „Frühlingsgruß an's Vaterland."

Kennt ihr den Helden kühn,
Den Sänger stark und lind?
Sahst ihr die Lieder blühn
Wie Rosen in dem Wind? —
Frei klangen sie hinaus ins Weite
Als Schwert des Geistes in dem Streite,
Und „Schenkendorf" das theure Wort
Lebt ewig in den Herzen fort! —

Wir haben ihm gebaut
Ein Bild von Erz und Stein,
Das in die Wogen schaut
Zum heil'gen Vater Rhein.
Wenn sich im Streit die Völker spalten,
Hier mag er treue Wache halten,
Und mahnen jüngeres Geschlecht
An deutsche Kraft und deutsches Recht.

Steigt auf der Berge Höhn,
Verkündet's ohne Spott:
„Ein Deutschland hoch und schön!" —
„Ein Lied, ein Herz, ein Gott!"
Wie sie in allen Herzen flammet
Die Sehnsucht, die vom Himmel stammet:
Frei, stark und groß kann nur allein
Der Eintracht stolze Blüthe sein!

Heinrich Steinhoewer.

Lied an die Freude.

Wie ein Samenkörnlein ruht
Freude im Gemüthe;
Nur ein wenig Sonnenglut
Und sie kommt zur Blüthe.

Freude, Menschenseligkeit!
Möge Gott dich grüßen,
Kehre ein im Feierkleid,
Wo noch Thränen fließen.

Wo noch ein verzagtes Herz
Schläft's ein mit Roſen,
Mache lächeln ſelbſt den Schmerz,
Gieb den Dornen Roſen.
Wo noch bittrer Menſchenhaß
Wand'le ihn in Liebe,
Und verſcheuch' ohn Unterlaß
Alle Erdentrübe.

Laſſe deine Seligkeit
In Pokalen ſchäumen,
Schmück' auch jede Einſamkeit
Mit den ſchönſten Träumen.
Den Verſtoß'nen lade ein,
Reiche ihm die Hände,
Schmücke mit der Hoffnung Schein
Selbſt des Kerkers Wände.

Nicht allein im prächt'gen Saal
Laſſ' dich jubelnd nieder,
Würze auch des Armen Mahl,
Stimm' der Arbeit Lieder.

Nicht allein zur Frühlingszeit
Sei dein ſchaffend Walten,
Auch im Winter ſei bereit
Segen zu entfalten.

Und dein Feind die Traurigkeit
Bann' ſie von der Erden,
Jede Bruſt ſoll, herrſchgemeit
Himmelsträger werden.
Jedes Herz ſoll Blüthe ſein,
Blumen alle Lippen,
Du die Biene, lieb und fein,
Honigſeim zu nippen.

Flecht' zum Liebesbunde feſt,
Was ſich haßte, wieder,
Laß durch jedes Herz und Neſt
Schallen deine Lieder.
Laß, o Freude, deine Luſt
Alle Welt genießen,
Paradies der Menſchenbruſt!
Laß dein Füllhorn fließen.

Lied.

Blumen, wie im Wiesengrund
Und im Wald ſie ſprießen,
Lieder, die aus frohem Mund
Froh die Welt begrüßen.
Wind' ich dir zum ſchönſten Strauß,
Bring' ſie nächtens vor dein Haus,
Leg' ſie dir zu Füßen.

Frühling, o du gold'ne Zeit!
Blüthen, Duft und Lieder.
Und der Liebe Seligkeit
Bringſt du uns nun wieder.

Grüß dich Gott! du Sonnenſchein,
Liebesblick, ſo hell und rein,
Laß in uns dich nieder.

Ziehn empor zwei Vögelein
Auf mit lautem Singen,
Denk' das warn wir zu Zwei'n,
Die zur Höhe dringen.
Herzen, die ſo voll und reich,
Finden ja das Himmelreich,
Liebe giebt die Schwingen!

Georg Dick.

Kaiser Heinrich I.

Bin freier Herzog der Sachſen bin ich,
Was ſchert mich der Kaiſer der Franken,
Der Herzog, der ſich die Krone erſchlich,
Mit ſeinen Herrſchergedanken!
Ich ehre in Konrad den tapferen Mann —
Gelüſtet's ihn nochmals — er komme heran!"

So ſpricht der Herzog und ſpornet ſein Roß,
Entbrannt vom edelſten Feuer,
Da ſieh' — in der Ferne ein Reitertreß —

Noch hüllt ihn ein ſtaubiger Schleier —
Doch näher und näher ſprengt es heran,
Und: „Heil dem Kaiſer!" ruft es im Nah'n.

„Das iſt ein Gruß, der wunderſam klingt!"
Spricht lachend der Herzog der Sachſen,
„Doch iſt es nur Spott, der den Gruß mir bringt —
Gar ſchlecht verſteh' ich die Faxen!" —
Die Reiter ſie halten; es leuchtet das Roß,
Sie ſteigen herab; es kniet der Troß.

Und des Kaisers Bruder, der Eberhard,
Beginnt zum Herzog die Rede:
„O doppelt gelegner, glückliche Fahrt,
Sie endet die blutigste Fehde! —
Es starb der Kaiser, der Bruder mein,
Euch setzte er sterbend zum Kaiser ein.

„Nur Heinrich, sprach er, kann dieses Reich
Mit eisernen Banden umschlingen,
Er wird ihm Frieden und Einheit zugleich
Und Würde nach Außen bringen.
Ich lebte — ich mußte ihn hassen als Feind,
Ich sterbe — und sterbend wird er mein Freund."

Da leget der Herzog sein Haupt zurück
Und schauet versöhnt nach oben,
Als suche sein Auge des Gegners Blick
In den fliehenden Wolken da droben;
Dann reicht er dem Eberhard herzlich die Hand
Und spricht zu den staunenden Seinen gewandt:

„Was der lebende Kaiser nicht fertig gebracht,
Das ist dem todten gelungen,
Er hat uns geschlagen in blutiger Schlacht,
Mit würdigen Waffen bezwungen:
Wer so den Haß zu Grabe kann tragen,
Der hat die größte der Schlachten geschlagen!"

Alex. Kaufmann.

Ballade.

Wie liebten sich so treu, so weiß:
Sie — leicht wie ein schwankend Blüthenreis
Er — schlank wie die Gert' im Hagen;
Doch ach, des Vaters grausam Wort
Trieb ihn vom süßen Liebchen fort,
Die weite Welt zu durchjagen.

Und schreit er sehnend durch den Wald,
Jed Reislein mahnt' an die zarte Gestalt,
Jed Blümlein weckt' ihm Erinnern;
So gingen vorüber der Jahre zehn,
Um Beider Liebe war's nicht geschehn:
Sie glühte tiefer im Innern.

Da kam ein Blatt, drauf Liebchen schrieb:
„O kehr zurück, mein trautes Lieb,
Zum heimathlichen Rheine!
Mein Vater starb — beim Schlehdornhag
Erwart' ich dich am achten Tag,
Für ewig nun die Deine!" —

Er eilte hin — er liebte so warm,
Doch als er sie schloß in den sehnenden Arm,
Da konnt' er sie kaum mehr umfassen:
Die einst so schlank und wie verklärt,
War mehr als rund und wohlgenährt —
Sie sah ihn vor Schrecken erblassen.

„O süß Treulieb, was ging denn vor,
Daß solch ein leichtes, schlankes Rohr
So auseinander gegangen?

Mein Stengelgtas so fein und zart
Ein rundes Maiweinkönnchen ward,
So kaum mehr zu umfangen!"

„O Liebster, wird die Rose geschmäht,
Weil sie in voller Blüthe steht?
Ach, wolle den Tag nicht verbittern!
Schau, Lieb, wie nun der Ring so weit
Mir nimmermehr vom Finger läßt,
Dran einst er hing voll Zittern!"

„O Liebchen, doch ist's ein Mißgeschick!
Wie wird ein Liebchen nur so dick,
Sprich nur, wie das gekommen?
Ich hab mich abgequält für dich,
Ach, hättest du dich gehärmt um mich,
Wie hättest du zugenommen?

Da hub das Kind zu weinen an:
„O Gott, wie bin ich übel dran
Und träumte mich schon dein Bräutchen!
So geh denn hin, du falscher Trieb,
Und suche dir ein schlankes Lieb
Mit leichtem Sinn und Leibchen!"

„„Ach nein, ach nein, das soll nicht sein!
Bleib du mein liebes Liebelein,
Werd du mein Weib in Treuen!
Denn was am Liebchen uns mißfiel,
Wird oft beim Weib in süßerm Spiel
Am meisten uns erfreuen."" —

So gingen ſie zum Traualtar,
Und Mancher lacht ob unſerm Paar,
Der Dickſten und dem Dünnſten,
Doch ward ſie gar ein herzig Weib,
Ein wahrer Troſt für Seel' und Leib,
Perfekt in allen Künſten.

Und als ein Jährlein kaum vorbei,
War's Lachen an des Weibchens Reih':
„Ei ſchaut mir den Geſtrengen!
Nun hat er reichlich, was gefehlt:
Gott wie der arme Mann ſich quält,
Sein Bäuchlein einzuzwängen!"

Guſtav Pfarrius.

Der frühe Tod.

Wenn in der Jugendblüthe hingerafft,
Ein ſüßes Leben ſchlummert auf der Bahre,
Ein fröhlich Herz, in ſtarre Todeshaft
Geſtoßen aus dem Lenz der Kinderjahre:

Im Kreiſe liebend die Geſpielen ſteh'n
Mit Liebesſpenden aus dem Blumenreiche,
Ein Dankeslächeln hoffend noch zu ſeh'n,
Doch unerbittlich bleibt die ſtumme Leiche:

Den bleichen Engelmund umzieht ein Weh,
Ein Jugendgram, wie flehend um Erbarmen,
Die Mutter in der Wangen kalten Schnee
Zum letztenmal die Lippen preßt, die warmen,

Dann hin den Liebling giebt, mit dem die Welt
Vor ihr verſunk in eine Nacht voll Grauen,
Die keines Troſtes Stern ihr mehr erhellt, —
Vermagſt du ohne Thränen es zu ſchauen?

O, weine! doch gedenk' in dieſer Noth
Des alten Wortes: Wen die Götter lieben,
Dem ſenden in der Jugend ſie den Tod, —
Und weih' die Thräne denen, die geblieben!

C. Matzenauh.

Dichtergebet.

Es ſteigt der Fels vom Abendſchein geröthet
Gleich einem Altar in die blauen Lüfte,
Ein leiſer Nebel wallet durch die Klüfte,
Ich aber habe lange nicht gebetet.

Mein Herz wird eng in engen Tempelräumen,
Wie tief mein Sehnen auch, wie fromm mein Glaube,
Frei und allein, wie dort die Turteltaube
Muß meine Andacht himmelwärts ſich träumen.

Ich kann nicht beten, Herr, wenn ein Zelote
Aufhetzt das Volk mit wüthenden Geberden,
Da doch dein Sohn gegangen iſt auf Erden
Still ſeinen Weg, ein ſanfter Liebebote.

Nicht beten, Herr, wenn dich der Reiche ſchändet,
Um guten Wind für ſeine Schiffe flehet,
Indeß hart an die Waiſe wimmernd ſtehet,
Die um den letzten Biſſen er gepfändet.

Doch viele Nacht mein Dom! Die Bergeszwölfe
Sind ſeine Säulen, Chorgeſänge rauſchen
Der Erde Ströme her. Nach Oben lauſchen
Gleich frommen Gläubigen die ſtummen Wipfel.

Als Tempellampen leuchten hundert Monde.
Rings ordnen ſich zum Lob des Ewig Einen
Wind, Woge, Wald, die großen Weltgemeinden,
Ein heilig Schweigen geht durch die Rotunde!

Ein heilig Schweigen und ein hohes Ahnen!
In lichter Glorie glänzt der Himmelsbogen,
Ich fühle auf die Kniee mich gezogen,
Wie einſt als Knabe bei der Glocke Mahnen.

Doch bitt' ich nichts. Du rollſt das Rad der Sphären
Urallersher in ewig feſten Gleiſen,
Wie auch die Speichen durch den Abgrund kreiſen,
Du treibeſt ſie — ſie werden nichts verkehren. —

Du läſſeſt froh im Wald das Vöglein ſchmettern,
Du biſt es, der der Erde Lämmer weidet,
Die Lilie dieſer Flur haſt du gekleidet,
Du ſendeſt Segen ſelbſt in deinen Wettern.

Und Liebe blickſt du ſelbſt aus Zornesgrauen,
Du gabſt auch mir wie Vieles ohne Werben!
Ich wünſche Wenig — Eins: vor meinem Sterben
Laß mich der Völker große Zukunft ſchauen.

Schon blitzt ſie auf! prophetiſches Geflüſter
Geht ringe umher von Mund zu Mund im Volke.
Sie kommt, ſie naht! Seht dort ihr jene Wolke?
Die Wolke zieht und wieder wird es düſter.

Laß ſie mich ſchau'n! laß mich mit Simeon ſprechen,
Geprieſen ſei, du letzte meiner Stunden,
Nun Herr, dein Knecht den Troſt der Welt gefunden,
Im Frieden laß ſein müdes Auge brechen?

Und ſoll ich beten — alſo bet' ich ſtehe,
Du ſchufſt uns, Herr, zu Herren der Naturen,
Du gabſt uns Macht und Licht — die Creaturen
Wo ſie uns ſehen, fallen auf die Kniee.

Du gabſt uns Macht, gib Adel dieſem Triebe,
Du gabſt uns Licht, ſo gib uns nun die Wärme,
Daß ſich der Menſch in ewgem Schmerz nicht härme,
Die Freiheit gib ihm — doch dazu die Liebe!

Wolfgang Müller von Königswinter.

Der himmliſche Garten.

Maria, was biſt du ſo blaß und bleich,
Und Morgen ſoll die Hochzeit ſein,
Und dein Bräutigam iſt ſchmuck und reich,
Und es läuten die Kirchenglocken?

Sie weinet leiſe vor ſich hin,
Die Aeltern zwangen ſie zur Ehe,
Nach andrer Liebe ſteht ihr Sinn,
Und es läuten die Kirchenglocken.

Sie weinet und ſchleichet aus dem Haus,
Auf ſtillen Wegen geht ſie durchs Feld,
Sie wandert in Wald und Berg hinaus,
Und es läuten die Kirchenglocken.

Da ſteht ſie plötzlich vor einem Thor,
Ein Garten dehnt ſich weit und licht,
Sie ſah ihn nie und ſtaunt empor,
Und es läuten die Kirchenglocken.

Drin blühen die Blumen ſo blau und roth,
Drin ſingen die Vögel ſo laut und ſüß,
Sie weiß nichts mehr von Leid und Noth,
Und es läuten die Kirchenglocken.

Da tritt heran ein ſchöner Mann
Mit goldnem Haar und lichtem Kleid,
Der ſchaut ſo hoch und mild ſie an,
Und es läuten die Kirchenglocken.

Der nimmt ſie leiſe an der Hand
Und führt ſie in den Garten hinein.
Was iſt das für ein ſeliges Land?
Und es läuten die Kirchenglocken.

Was wehet ſo blau und leicht die Luft!
Sie klingt voll wonnigem Liederton,
Sie haucht voll lindem ſüßen Duft,
Und es läuten die Kirchenglocken.

Und ferne wallt es durch den Raum
Wie Engelchor und Heiligenſchaar.
So träumte ſie vom Himmel den Traum!
Und es läuten die Kirchenglocken.

Sie fühlt ſo tiefe Seligkeit,
Ihr Herz iſt ſo froh, die Seele ſo leicht,
Sie weiß nicht mehr von Raum und Zeit,
Und es läuten die Kirchenglocken.

Und als ſie Abends zum Dorfe kehrt,
Da war ſie voll von reichem Troſt, —
Sie wendet ſich zum heimiſchen Heerd,
Und es läuten die Kirchenglocken.

Sie geht an der alten Linde vorbei,
Sie tritt in den Hof, ſie ſchreitet ins Haus,
Und ſchaut — und thut einen lauten Schrei —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Denn die dort ſitzen beim Abendbrod,
Das ſind die alten Aeltern nicht, —
Die Aeltern ſind hundert Jahre todt —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Sie hört die Mär und krankt zur Friſt
Und drauf ſtirbt ſie: das dank ich dir,
Du himmliſcher Bräutigam Jeſus Chriſt! —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Die Kaiserkrönung in Frankfurt.

Es waren drei Gesellen
Im alten heilgen Kölln,
Die hörten, daß in Frankfurt
Die Kaiserkrönung sei,
Der Kaspar, Jörg und Trickes
Die machten sich herbei.

Und als sie angekommen
Und gut Quartier genommen,
Da stachen sie mitsammen
Ein Dutzend Flaschen aus
Und klangen mit den Gläsern:
Es galt dem Kaiserhaus!

Sie schliefen ohne Sorgen
Bis in den hohen Morgen.
Wie fuhr das in die Kleider,
Als draus der Lärm erscholl!
Es rannt für sich ein Jeder,
Er rannt, als wär er toll.

Der Kaspar war der Lange
Er gieng der Bohnenstange,
Er sah mit dünnem Halse
Ob allen Häuptern hin;
Ihm konnte nichts entgehen,
Das war ihm nach dem Sinn.

Der Jörg, der kleine dicke,
Dem gehn nicht weit die Blicke,
Er denket auf Erhöhung
Und miethet sich ein Faß,
So putzig stand er oben.
Nun aber sah er baß.

Und in der Straßen Mitten
Kam nun der Zug geschritten,
Das Volk fing an zu rufen,
Musik erklang mit Macht,
Wie reckten sie die Köpfe:
O welche Kaiserpracht!

Der Jörg strahlt wie die Sonne,
Pardauz, da bricht die Tonne!
Der kugelrunde Bursche
Liegt in des Fasses Bauch.
Nichts sah er mehr, was half ihm
Sein Schrein und Fluchen auch?

Dem Kaspar schlug voll Hohne
Den Hut man in die Krone;
Das that ein Sachsenhäuser,
Dem er gesperrt die Schau.
Geklemmt an Arm und Beinen,
Sah er nur Schwarz und Grau.

Der Zug thät lange scheiden,
Da fanden sich die Beiden,
Doch Keiner sagt dem Andern
Was Wunder er geschaut,
Dieweil er nichts gesehen —
Sie waren sehr erbaut.

Wie wird ob des Geschickes
Verlachen sie der Trickes!
Sie kehrten erst am Abend
In ihre Herberg ein,
Und suchten den Genossen:
Wo mag der Trickes sein?

Sie steigen in sein Zimmer,
Das Licht wirft rothen Schimmer,
Da faßt sie jäher Schrecken:
Sie sehen klar und hell,
Er thut im Bett sich strecken,
Der dritte Spießgesell.

Ist bald die Nacht zu Ende?
Ich tastet lang die Wände
Und legt mich in das Fenster;
So oft ich aufgewacht,
Lag draußen in der Straße
Pechrabenschwarze Nacht.

Da thäten wohl die Herren
So Mund wie Nase sperren;
Das Zimmer hat kein Fenster,
Der Trickes sah in den Schrank
Auch er schaut nicht die Krönung,
Sie rufen: Gott sei Dank!

So nahm ein End gar leise
Die laute Krönungsreise,
Der Kaspar, Jörg und Trickes
Die hielten wohl den Mund,
Nun giebt ein loser Sänger
Das Abenteuer kund.

Lieder.

1.

Als ich von erster Liebe dir sprach,
Las war am frühsten Frühlingstag,
Wir standen am fernen Gartenraum,
Hoch oben blühte der Apfelbaum,
Und licht war unser Gemüthe.

Als ich dich führte zum Altar,
Frühsommer war es warm und klar,
Die Schwalbe brütete still im Nest
Und zwitscherte hell in unser Fest,
Und licht war unser Gemüthe.

Jetzt kommt der Herbst, der Aepfel reift,
Die Schwalbenbrut durch die Lüfte streift,
Wir schwatzen fröhlich und ahnungsvoll,
Dieweil eine Frucht uns gedeihen soll,
Und licht ist unser Gemüthe.

2.

Herhinaus, vorhinaus
Wandr' ich die Straßen,
Sehn' nach dem Heimathhaus
Mich ohne Maaßen.

Klingende Frühlingszeit,
Sprießende Gedränge!
Lachet die Welt so weit,
Mir ist so enge.

Blitzen die Felder auch,
Schimmern die Bäume,
Das ist nicht Farb' und Hauch
Heimischer Räume.

Lerche und Nachtigall
Streuen mir Lieder,
Ach, wie daheim der Schall
Klingt es nicht wieder.

Wirbelt der leichte Tanz
Unter den Linden,
Kann doch im Mädchenkranz
Liebchen nicht finden.

Herhinaus, vorhinaus
Wandr' ich die Straßen,
Sehn' nach dem Heimathhaus
Mich ohne Maaßen.

3.

Ich zieh ins dunkle Thal hinein
Auf hartem öden Wege, —
Wo mag wohl heut die Hütte sein,
Drin ich zur Ruh mich lege?

Der Zukunft hab' ich da gedacht
In Träumerei'n versunken,
Und plötzlich seh ich durch die Nacht
Ein fernes Lichtlein sunken.

Ist das mein nächster Ruheort?
Was mögen sie dort treiben?
Und läßt ein frommer Wirth mich dort
In stiller Ruhe bleiben?

Giebt es dort Spiel und Sang und Schmaus
Und fröhlich Geigenklingen?
Ob sich im frohbewegten Haus
Die lust'gen Paare schwingen?

Kost dort mit seinem jungen Schatz
Ein junger Bräutgam eben
Und gönnt mir einen warmen Platz?
Denn Lieb läßt liebend leben.

Doch auch vielleicht entloht der Streit
Dort unten heft'gen Leuten,
Die, klopf' ich an, mir düster weit
Auf neue Wege deuten?

Vielleicht entstrahlt das kleine Licht
Nachtwache einem Todten,
Und fort zu ziehen ist als Pflicht
Dem Wanderer geboten?

Wo mag die stille Hütte sein,
Drin ich zur Ruh mich lege? —
Seltsame Zukunftsträumerein,
Ihr führt seltsame Wege!

4.

So strahlte einst der goldene Rhein,
So lachten Auen und Felder,
So zogen wir in die Festen hinein,
Hoch oben ragten die Wälder,
Wir schritten die Burgen und Städtchen entlang,
Jungfrische lust'ge Gesellen,
Und ließen brausenden Chorgesang
Aus klingenden Kehlen schwellen.

Wir grüßten die Mädchen an jedem Haus
Stets willig, Küſſe zu rauben,
Wir ruhten in Rebenlauben aus,
Und ſchlürften den Saft der Trauben.
Auf Alles war der Sinn geſtellt
Im Lichte brennender Sonnen,
Wir hätten gern die ganze Welt
Im lachendem Spiel gewonnen.

Und wieder ſtrahlt der goldene Rhein,
Es ſchimmern Thal und Hügel,
Und wieder wünſch' ich im Sonnenſchein
Mir rauſchende Falkenflügel,
Doch höh ich ſie nicht zu neuer Schau
Weit über die blühende Erde,
Ich flöge zu meiner lieben Frau
Am lieben heimiſchen Herde!

3.

Ich dunkel die Luft, dann ſchauert der Wald
Im dumpfer Lebe zuſammen,
Doch ſtreift die Sonne das Gegweig,
Da ſchimmert das Maienlaub ſo reich
Wie lauter grüne Flammen.

Biſt du mir gram, dann ſchleich ich hin
Im düſtre Pein verſunken,
Doch lachſt du mir in Spiel und Scherz,
Da glühet auf ſo fröhlich das Herz
Wie lauter ſprühende Funken.

6.

Der beſte Schatz auf dieſer Welt,
Das iſt ein treues Herz,
Wem ſich ein treues Herz geſellt
Der freut ſich allerwärts.
Ich jubl' und lach' zu jeder Friſt,
Wo ich auch geh und ſteh:
So gut du mir im Herzen biſt
War Keine mir noch je!

Wie lang hab ich die Welt durchirrt
Die Menſchen auch dazu!
Der Sinn war öd, der Kopf verwirrt,
Ich fand nicht Raſt noch Ruh,
Rings ſah ich Falſchheit, Trug und Liſt,
Bei dir ſchwand all mein Weh:
So gut du mir im Herzen biſt
War Keine mir noch je!

Du warſt ſo wahr, wenn du gelacht,
Wenn du gegrollt, ſo wahr:
Der Liebe und der Wahrheit Macht
Siegt immer wunderbar.
O heller wie das Licht du biſt
Und reiner wie der Schnee!
So gut du mir im Herzen biſt
War Keine mir noch je!

Und ſtieß ein finſterer grimmes Loos
Von dir mich zornig fort,
Ich irrte heim- und freudelos
Nach deinem Blick und Wort,
Nach dir zög ich zu jeder Friſt
Fern über Land und See:
So gut du mir im Herzen biſt
War Keine mir noch je!

Düsseldorfer Künstler-Album.

Dreizehnter Jahrgang.

1863.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Bilder.

Titelblatt, gezeichnet von Ad. Schmitz, Farbendruck, lithographirt von W. Kraffft.
Der alte Geiger, gemalt von E. Stammel, lithographirt von F. M. Ingenmey.
Die Erinnerung, gemalt von A. Lindler, lithographirt von A. Lüttmann.
Kloster im Albaner-Gebirge, gemalt und lithographirt von A. Flamm.
Lass mich!, gemalt von F. Keil, lithographirt von A. Lüttmann.
Giotto in Assisi, gemalt von M. Heß, lithographirt von W. Kraffft.
Ein Kunstfreund, gemalt von A. Siegert, lithographirt von M. Ulffers.
Weihnachtsfrühmorgen, gemalt und lithographirt von G. Gerlach.
Zu spät gekommen!, gemalt von J. Hübner, lithographirt von A. Lüttmann.
Blindekuhspiel, gemalt von A. Rix, lithographirt von A. Lüttmann.
„Das hurrah jauchzt — und die Büchse knallt!" Farbendruck, gemalt von E. Hünten, lith. von P. Ehrhens.
Nun, was soll ich schreiben?, gemalt von F. Wieschebrink, lithographirt von A. Lüttmann.
Campagna bei Neapel, gemalt von O. Achenbach, lithographirt von A. Arnz.
Ich habe euch etwas mitgebracht, gemalt von L. Bedmann, lithographirt von A. Lüttmann.
Der Antrag, gemalt von C. Erdmann, lithographirt von M. Ulffers.
Im Weinkeller zu Rüdesheim, Farbendruck, gemalt von A. v. Wille, lithographirt von G. Gerlach.
Auf dem Schlachtfelde zu Waterloo, gemalt von A. Bürkner, lithographirt von A. Lüttmann.
Sommertag, gemalt und lithographirt von Professor A. Weber.
Im Moll, gemalt und lithographirt von C. Bolckers.
Das junge Gemse, gemalt von J. Moselagen, lithographirt von A. Lüttmann.
Die Spielkameraden, gemalt von C. Lasch, lithographirt von A. Lüttmann.
Blücher, nach einer Zeichnung von Professor Camphausen, lithographirt von F. M. Ingenmey.
Matin aus der Kirche zu Gandersheim, gemalt und lithographirt von F. Streggmann.
Venezia, gezeichnet von Professor C. Scheuren, Farbendruck, lithographirt von W. Kraffft.

II. Gedichte.

Seite.

Julius Große, Die Sphinx 1
Friedrich Bodenstedt, Gnade für Recht 18
Sonntagsfeier 18
Felix Dahn, Ralph Douglas 18
Karl Mayer, In nächtlicher Stunde 20
Wer weiß? 20
J. G. Fischer, Adam und Eva 20
Dem Gott der Freude 21
Sterblied 21
Leib und Leben 22
Eduard Brauer, Matrosenlied 22
Siegfried Kapper, Italienische Melodien 23
Mit denselben 23
Pistojeser Ständchen 23
In den Lagunen 23
Der Schiffer 24
Der Mönch 24
Die schöne Seilerin 24
Die Spinnerin 24
Spada d'amore 24
Im Appenin 25
Fermata 25
Robert Hamerling, Im Walde 25
Segen der Schönheit 25
Josef Weilen, Tasso's Tod 26
W. Constant, Jazek 26
August Silberstein, Brautzug 27
O. F. Gruppe, Die Perle 28
Mainacht 28
Hermann Grieben, Mein Herz ist auf Reisen . . 29
Aus Abend und Morgen ward ein neuer Tag 29
Gisbert Frh. von Vincke, Wie König Richard nach dem heiligen Lande fuhr 30
König Richard landet auf Cypern . . . 30

Seite.

A. E. Brück, Weltliche Terzinen. II. Der weiße Czar 31
Heinrich Leise, Traumleben 32
Müller von der Werra, Stolz 32
In der Frühsonne 32
C. Hübner, Unter der Linde 32
Friedrich Hornfeck, Einer Freundin 33
Adolf Doerr, Vom deutschen Schützenfeste in Frankfurt. An Landamman Kurti . . . 34
Schützen-Schwur 34
Friedrich Roeber, Herbstgefühl 34
Das Ringlein 35
Lied 35
Carl Siebel, Ständchen 35
Unter Lorbeerbäumen 35
Im Hafen 36
Emil Rittershaus, Weihnachtsabend 36
Am alten Platze 37
R. Neuhaus, Meinem Weibe 37
Sturmvogel 37
K. Hofmann von Waldorn, Zur Enthüllung der Büste Max von Schenkendorf's . . 38
Heinrich Steinheuer, Lied an die Freude . . . 38
Lied 39
Georg Hick, Kaiser Heinrich I. 39
Alex. Kaufmann, Ballade 40
Gustav Pfarrius, Der frühe Tod 41
C. Maderath, Dichtergebet 41
Wolfgang Müller von Königswinter, Der himmlische Garten 42
Die Kaiserkrönung in Frankfurt . . . 43
Lieder 44

Düsseldorfer
Künstler Album
1864.
Druck & Verlag
Wwe. Adolf Elkan & Co.
vormals Arny & Co.

Düsseldorfer

Künstler-Album.

Herausgegeben

von

Dr. Wolfgang Müller von Königswinter.

Vierzehnter Jahrgang.

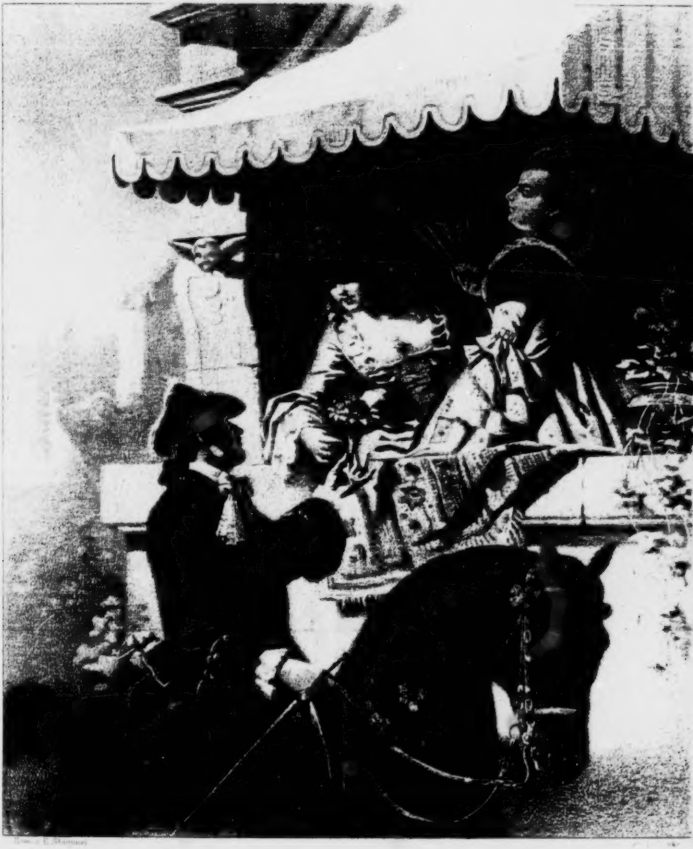
1864.

Düsseldorf.

Druck und Verlag des lithogr. Instituts von Elkan & Comp.

(vormals Arn. & Comp.)

Düsseldorfer
Künstler
Album
1864



Politische Kummer

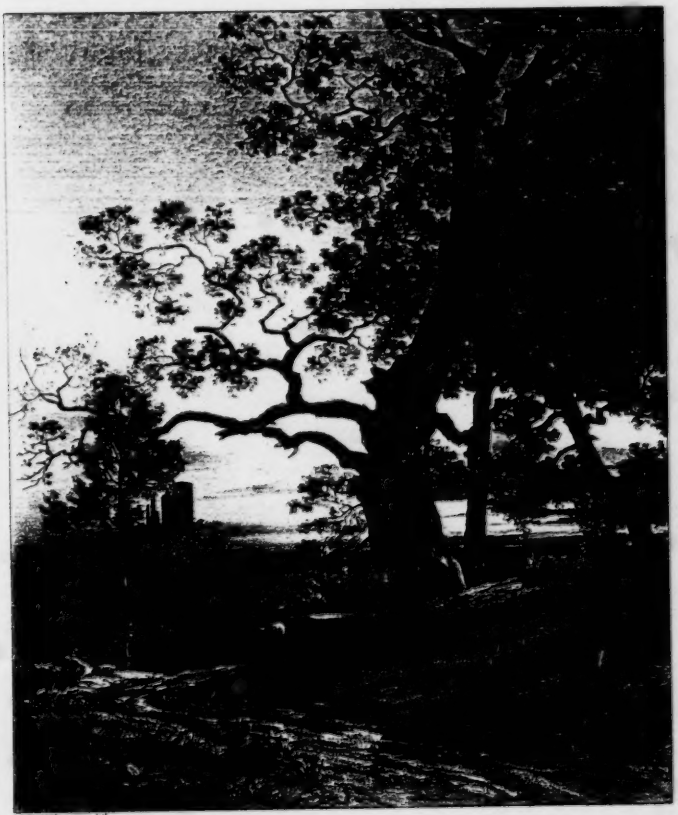
Die Wartburg im 16ten Jahrhundert.

Im Kloster.

Alte und junge Augen.

Hofleben.

Der kranke Hund.



G. Gerlach gem. u. lith.

Herbstabend.

Grofsvater und Enkel.

Meister Stephan von Köln

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

An Peter von Cornelius.

Es war ein blauer Sommertag,
Der auf dem Lande brütend lag,
Du kamst nach vielen langen Jahren
Auf's Neu zum heimathlichen Strom.
Ich führte Dich in unsern Dom,
Und Deine Wort' und Mienen waren
Voll Glück und Stolz. Was Du vor Zeit
Geschaut in bröckelnden Ruinen,
Das sahst Du jetzt in Herrlichkeit,
Aufwachsend, kräftig, lichtbeschienen.

Wir wandelten im hehren Bau,
Allwärts entboten mächt'ge Schau
Die Pfeiler, Wölbungen und Hallen.
Du weiltest lang vor jenem Bild,
Darauf die heil'ge Jungfrau mild
Den Heiland hält. Drei Kön'ge wallen
Anbetend hin zu Gottes Sohn.
Die Stadtpatrone stehn zur Seite,
Sankt' Ursula und Gereon,
Umglänzt von stattlichem Geleite.

Wie gabſt Du mit beredtem Mund
Dein Lob dem Meiſter Stephan kund,
Der dieſes edle Werk errichtet!
Von Meiſter Stephan ruhte tief
Ein Lied in mir; das damals ſchlief,
Es ward geweckt, es iſt gedichtet.
Gewähr' es, Dir den Sang zu weihn
Vom Fürſten alter Künſtlergeiſter,
O nimm ihn hin, Du Sohn vom Rhein,
Du unſrer Tage größter Meiſter!

Gewalt'ger ſchöpferiſcher Geiſt,
Wie Du es biſt, wie man Dich preiſt,
Wird einſt der Mund der Dichter ſingen.
Und beſſer, wie mein Lied gelang
Von Meiſter Stephan, ſoll der Sang
Gelingen und das Land durchklingen.
Nimm beſten Gruß, Du Ruhm und Zier
Des Vaterlands durch ſtolze Werke,
Noch lange Jahre blühe Dir
Luſt, Friſche, Kraft und Schaffensſtärke!

Meister Stephan von Köln.

I.

Am Johannisabend.

Die Sonne sinkt. In ihrem Schein
Da zieht ein Boot hinab den Rhein,
Deß Segel leis im Winde schwellen.
Es lenkt auf spiegelglatter Bahn
Der rüst'ge Schiffsherr seinen Kahn,
Rings schlafen sorglos die Gesellen.
Hier droht nicht Klipp' und Felsgestein,
Die Berge fern im Süden blauen,
Der Strom lenkt in die Ebnen ein,
Rings liegen Weiden, Felder, Auen.

Herr Konrad ruft am Steuer hell:
Jetzt Stephan auf, erhebt euch schnell,
Wir biegen um die letzte Ecke,
Dort liegt die Stadt! — Das Wort erweckt
Rasch den Gesellen, der sich streckt,
Und aufrecht steht er auf dem Decke.
Ein wundervoller Jüngling schaut
In braunem Haar, mit blauen Augen
Er in die Ferne. Drüben baut
Ein Bild sich, das die Blicke saugen.

Und munter schwatzt der Steuermann:
Das alte heil'ge Köln! Schaut an,
Da steht's mit seinen stolzen Thürmen!
Der Kirchen hat es immerdar
So viel, wie Tage zählt das Jahr.
Die Mauer seht, die manchen Stürmen
Der Feinde trotzig widerstand,
Wie wirret sich das Spiel der Gassen
Dahin am weitgedehnten Strand!
Schaut dort am Werft der Schiffe Massen.

Ihr kennt entlang den ganzen Fluß
Die Städte. Welche bot den Gruß
Euch so gewaltig, hoch und prächtig?
Zu Konstanz kamt ihr auf die Welt,
Gar schmuck ist's an den See gestellt,
Doch Köln verglichen scheint es schmächtig.
Reich sind die Basler ohne Ziel,
Doch bauen sie nicht solche Dome:
So sehr auch Straßburg euch gefiel,
Es spiegelt sich doch nicht im Strome.

Zu Speier, der Kaisertodtenstadt,
Da wird man bald des Lebens satt:
Und seit der Zeit der Nibelungen
Ging Worms zurück in jähem Fall:
Mainz heißt das goldne überall,
Doch ist es selten mir gelungen,
Dort Gold zu schau'n. Was sollen da
Koblenz und Bonn? Man läßt sie stehen.
Wer aber unser Köln nicht sah,
Hat nicht das deutsche Reich gesehen.

Ja Köln die Krone! Frisch und schön
Vor allen Städten durch die Höhn
Und Thäler rings im Vaterlande
Regt dort sich echter Bürgerfleiß,
Der Kirch' und Haus zu bauen weiß.
Heil seinem wackern Bürgerstande!
Hier handelt man in alle Welt,
Hier blüht die Kunst in reicher Weise,
Hier ist auf Lebenslust gestellt
Der frohe Sinn in jedem Kreise.

So rühmet seinen Heimathort
Der wackre Konrad fort und fort
Und zeigt im muntern Redespiele
Die Kirchen, welche stolz und kühn
Im rothen Abendgolde glühn,
Vom Baienthurm zum Thurm von Nile.
Dazwischen herrscht er kräftig zu
Den arbeitsfroh erwachten Knechten,
Seil, Anker, Ruder hat nicht Ruh,
Sie sehen überall zum Rechten.

Nun schwenkt das Boot und treibt an's Land,
Da reiht sich Schiff an Schiff am Strand
Mit hohen wimpelreichen Masten,
Dran wehen Flaggen farbenbunt:
Es giebt kein Arbeitslärm sich kund,
Rings sieht man alle Hände rasten.
Nun läuten auch mit einem Mal
Von Thurm zu Thurm die vollen Glocken.
Welch wundervoller Klangchoral!
Was soll das festliche Frohlocken?

Der Jüngling staunt und lauscht. Wie füllt
Sein Herz das Bild, das sich enthüllt
In vollem Reichthum! Träumereien
Umweben ihn. Da ruft auf's Neu
Der Schiffsherr: Vorwärts, meiner Treu,
Fort aus dem Boot und in die Reihen
Des Volkes, das am Ufer wallt.
Folgt nur getrost dem Strom der Leute,
Es gilt ein Fest für Jung und Alt,
Johannisabend sei'rt man heute,

Die Herberg weist euch Jedermann,
Dort reicht der Knecht en'r Bündel an.
Ich hol euch morgen aus dem Bette.
Und nun lebt wohl. — Der Jüngling dankt,
Und schier hinausgestoßen wankt
Zum Werft er auf dem schwanken Brette.
Dann mischt er in die Haufen sich,
Die längs dem hohen Ufer wallen,
Still, schweigsam, ernst und feierlich —
Und ferne Lieder hört er schallen.

Es nimmt ihn unaufhaltsam mit
Die Menge. Plötzlich stockt der Schritt,
Er sieht sich an des Hafens Ende.
Dort ist des Stromes Ufer frei,
Anstaunend stehn sie Reih an Reih
Das Fest der Sommersonnenwende.
Seltsame Schau! Es ziehn zur Flut
Der Frauen und Jungfrauen reiche Schaaren,
Rings athmet Freude, Jugend, Muth:
Ein Wunder will sich offenbaren.

In lichten Kleidern glänzen sie,
Und helle Blumen kränzen sie,
Grün gürten sie die Kräuterranken,
Süß weht der Duft. Mit weißer Hand
Schürzt jede leise das Gewand,
Und mit den Armen, mit den schlanken,
So greifen sie in's Wasser hin.
Es spielt die Fluth um ihre Glieder,
Sie streun mit andachtsvollem Sinn
In's Wasser ihre Blumen nieder.

Und ihre Sprüche klingen leis,
Gesänge tönen durch den Kreis
In einfach süßen Melodieen.
So eigen wehen sie an's Herz!
Seltsame Schau! Und allerwärts,
Wohin des Jünglings Blicke ziehen,
Wie lieblich sind ringsum die Frauen!
Wie herrlich ragen die Gestalten!
Wie reizend Stirne, Augen, Braun!
Wie wissen sie sich stolz zu halten!

Nie sah, so lang er denken kann,
Gefesselt in der Schönheit Bann
Der Jüngling sich, wie diese Stunde.
Hoch geht sein Muth. Jedoch wie läßt
Sich deuten dieses lichte Fest?
Wer gieht von solchem Brauch ihm Kunde?
Es steht in silberweißem Haar
Ein hoher Greis an seiner Seite,
Dem sagt der Jüngling: Macht mir klar,
Was soll dies herrliche Geleite?

Der Alte spricht mit tiefem Ton:
Das ist ein Brauch des Volks, mein Sohn,
Er stammet aus uralten Tagen,
Die Frauen geben heut dem Fluß
Pein, Jammer, Unheil und Verdruß,
Sie in das weite Meer zu tragen.
Wie heil'ge Sühne ist dies Bad
Und dieses duft'ge Blumenschenken,
Und lauter Lust auf ihren Pfad
Soll Spruch und Lied in Zukunft senken.

O Glück, so fällt der Jüngling ein,
Ihr sel'gen Wohner hier am Rhein,
Vor allen seid ihr zu beneiden,
Daß dieses Stromes helle Fluth
Euch spendet reichen Lebensmuth
Und löset Klagen so wie Leiden!
O Glück, daß solcher Schönheit Pracht
In dieser Stadt hellleuchtend blühet,
Die mir im höchsten Traum gelacht,
Die Reize seh ich hier entglühet.

Und wie sein Mund die Worte spricht,
Da lacht ein funkelnd helles Licht
Durch seine Augen. Fröhlich strahlen
Die Züge auf. Es hebt die Brust
Sich hoch und frei in stolzer Lust.
So mag der Künstler sinnig malen
Begeisterter Verzückung Bild.
Voll Staunen sieht ihn an der Alte.
Ihm sei das Leben hold und mild!
So spricht er leis: daß Gott sein walte!

Doch sieh, da kehret Schaar an Schaar
Vom Fluß zurück. O wunderbar
In Anmuth wallen sie zum Lande.
Wie still ist's rings! Es tönt kein Klang!
So viel des Volks und doch kein Drang!
Nur Andacht herrschet längs dem Strande.
Auch Stephan ist der Andacht voll,
Wie Gottes Güt' und Macht ihn füllen —
Jedoch die höchste Schönheit soll
Sich erst zuletzt vor ihm enthüllen.

Ein Mädchen naht. Gold ist ihr Haar,
Lichtblau das milde Augenpaar,
Der kleine Mund ist wie die Rosen,
Der Ausdruck wie ein heller Glanz
Vom Himmel. Einen Blumenkranz
Sieht um die hohe Stirn er kosen.
Der Wuchs so schlank, wer im Geleit
Geht leicht wie sie? Ja, ihm begegnet
Die lieblichste Holdseligkeit.
Wer sie erschaut, der ist geeignet.

Geeignet ist des Jünglings Geist,
Der alle Zeit sich selig preist,
Daß er sie sah. Er bebt und zittert,
Er fühlt an sein hochklopfend Herz —
Vorbei! — Er wankt straßenwärts. —
Wie durch die Seel' es ihm gewittert
So hoffnungsreich, so ahnungsvoll!
Er lebt zuerst in dieser Stunde,
Wo hoch die junge Seele schwoll! —
Was liegt ihm in der Zukunft Grunde?

II.

Vom Meister Wilhelm.

Was war das für ein holder Traum,
Der in der Kammer kleinem Raum
Der Herberg ihm die Nacht gekommen?
Er hatte viele Stunden lang
Sich hin- und hergewälzt, vom Drang
Der neuen Bilder wie beklommen.
Als er den Schlummer endlich fand
Nahm' eine Schaar von Lichtgestalten,
Als wollt' ein überirdisch Land
Vor seinen Sinnen sich entfalten.

Sankt' Ursula, ist sie es nicht
Mit ihren Jungfraun hold und licht,
Die hier in Köln den Tod erlitten?
„Ist's nicht der heil'ge Gereon
Mit seiner Mannrotegion,
Die vor ihm durch den Raum geschritten?
Kommt nicht der heilige Matern,
Sankt Reinold, Bruno nicht der Weise?
Zeigt sich nicht Engelbert vom fern?
Sie lebten all in diesem Kreise!

Und sieh, die Himmelskönigin,
Sie schwebt vor seinen Blicken hin!
Wie funkelt ihre goldne Krone!
Von Diamant und Perlen schwer
Webt himmelblau der Mantel her.
So steht sie vor ihm mit dem Sohne:
Nun schaut er auch ihr Angesicht,
Und Zug um Zug schaut er die Mienen
Des Mädchens, das im Abendlicht
Am tiefen Rhein ihm ist erschienen.

Er wachet auf mit einem Ruf,
Den ihm des Herzens Freude schuf,
Da steht an seiner Lagerstätte
Der Schiffsherr, der ihn hergebracht.
Der ruft, indeß er herzlich lacht:
Frischauf, Geselle, aus dem Bette!
Der Jüngling spricht: Ihr holt den Lohn
Für meine Fahrt und sollt ihn haben.
Nein, redet Konrad, lieber Sohn,
Von euch entnehm' ich keine Gaben.

Solch freudig helles Jugendherz
Schifft' gern umsonst ich heimathwärts.
Steht auf, ich führ' euch zu dem Meister,
Der hier die beste Lehre giebt,
Und der so schmucke Bursche liebt,
Hermann Wimrich von Wesel heißt er.
Er ist hinaus, hinab den Rhein
Berühmt in seiner Kunst vor Allen,
Dazu mein Freund. Nun macht euch fein!
Er nimmt euch an mir zu Gefallen.

Und beide ziehen bald hinaus
Und stehn vor einem alten Haus,
Der Klöpfel rasselt an der Pforte,
Es öffnet eine alte Magd,
Die nach dem Herrn der Schiffer fragt.
Sie leitet ohne viele Worte
Die beiden gleich in einen Saal,
Drin Bilder sich an Bilder reihen,
Und Maler stehn in großer Zahl
Arbeitend an den Staffeleien.

Dann weist die alte Führerin
Nach einem andern Raume hin,
Und wie sie in die Werkstatt treten,
Erkennet Stephan gleich den Greis,
Den gestern vor dem Frauenkreis
Um Deutung er des Fests gebeten.
Dem Schiffer schüttelt er die Hand,
Der bald den Jüngling warm empfohlen,
Und sich entfernt, am Rheinesstrand
Versäumte Arbeit nachzuholen.

Sie sind allein. Der Alte spricht:
Ich las in deinem Angesicht
Schon gestern, daß dir schönheitstrunken
Der Geist im Reich der Künste lebt.
Du hast gezittert und gebebt,
Und deine Augen sprühten Funken,
Als unsrer Frauen holde Zier
In Anmuth uns vorüberwallte.
Ich sah den Maler gleich in dir.
Ist es nicht so? so fragt der Alte.

Und Stephan ruft, er schaut entzückt:
O wie mich euer Wort beglückt!
Ihr habt die Scele mir errathen.
Unweit der Alpen ew'gem Schnee
Zu Konstanz an dem Bodensee
Liegt mir die Heimath. Zwischen Saaten
Und Wald und Wies' und Wasserfluth,
Dort spiegelt es sich in den Wogen,
Dort hab' ich Aeltern fromm und gut —
Ach, weinend bin ich fortgezogen.

Und dennoch kann' ich anders nicht.
Schon früh stieg auf im Geist ein Licht
Mir zeigend himmlische Gestalten,
Die wie im Horn sie lockerten
Mich ruhlos immer lockerten,
Sie in Gebilden zu entfalten.
Ich hab' gezeichnet und gemalt
Die traumgesch'nen heil'gen Schaaren,
Doch wie sie hell mich angestrahlt,
Ich kann' es nimmer offenbaren.

Was half der Drang? Ich blieb ein Kind
In allem Werk. Wie stumm und blind
Erschien ich mir in meinem Streben.
Da hört' ich einst, zu Köln am Rhein
Erblüht die Kunst so reich und fein,
Es kann nicht bessre Maler geben.
Der Meister Wilhelm führt sie an,
Der Best' in allen deutschen Landen,
So täuschend malt er Jedermann,
Als ob er lebend da gestanden.

Der Alte spricht: Gut ist dein Rath,
Du wanderst auf dem rechten Pfad,
Ja, Meister Wilhelm war der Leiter;
Ihn Allen schien er Sonn' und Stern,
Gottlob, sein Ruhm ist nah und fern!
So ruft der alte Wimrich heiter.
Wo sind ich ihn? fragt Stephan dreist.
Da senkt der Alte trüb die Blicke:
Es lebt auf Erden nur sein Geist,
Den Leib ereilten die Geschicke.

Schon dreißig Jahre ist er todt,
Doch was der Seele ist entflohn,
Das ragt in alle Ewigkeiten.
Vor ihm war ringsum leerer Dunst
In unserm Land die Malerkunst;
Er weckte sie in den Gebreiten
Des schönen Rheins, er weckte sie
Zuerst dem deutschen Vaterlande
Und flammt' um Flamm', zu löschen nie,
Entlodert sie in heil'gem Brande.

Fern in Byzanz und in Florenz
Da feiert' ihren Jugendlenz
Die Malerei. Vom warmen Süden
Kam sie zum Nord. Doch schlecht und recht
Trieb das entschwundene Geschlecht
Sie wie ein Handwerk. Wie ermüden
Die Werke, welche sie geschafft! —
Der heil'ge Geist kam sonder Fehle
Und senkte Feuergluth und Kraft
In Meister Wilhelms hohe Seele.

Er sah in einem neuen Licht
Mit seines Geistes Angesicht
Die alten heiligen Geschichten.
Er schaute den Erlöser klar,
Er schaute seiner Heil'gen Schaar
Auf ihren wundervollen lichten
Glanzvollen Pfaden hoch und hehr. —
Er wußte bald in mächt'gen Bildern —
Kein Sterblicher erreicht ihn mehr —
Den Himmel auf der Erd' zu schildern.

Er war in unserer neuen Welt
Sendbote. Gott hat ihn bestellt,
Zu wirken hier in seinem Namen
Für Glaube, Liebe, Hoffnung nun.
Er streute für die Menschenherzen
Und Gottesfurcht den frischen Samen.
Den Tempel und das Bürgerhaus
Hat er erfüllt mit den Gestalten,
In alle Zeit wirkt er hinaus,
In allen Landen wird er walten.

Er wirkt in tiefem deutschen Sinn;
Nicht schauend nach Italien hin
Und nicht nach Griechenlands Gestaden
Hat er entwickelt sein Gebild.
Aus tiefer deutscher Seele quillt,
Was er erschuf auf allen Pfaden.
Mit ihm ging auf die hehre Kunst,
Die aus dem Heimatgeist geboren,
Sie geht in Nebel, Duft und Dunst,
So oft es dunkelt, nie verloren.

Ich aber hab' ihn einst gekannt
Den edeln Mann. Im deutschen Land
Zu Herle lag er in der Wiege
Er kam nach Köln. Sein Leben war
So einfach, keusch und schlicht und wahr,
Nur in der Kunst erfocht er Siege.
Es wob um ihn ein stiller Kreis
Von Schülern und von Kunstgenossen,
Die mit Begeistrung, Lust und Fleiß
Um ihn den schönsten Bund geschlossen.

Ich war sein Zögling. Jung und frisch
Kam ich von Weiel. Schöpferisch,
Glanzvoll trat mir sein Ruhm entgegen.
Ich ging zu ihm, er nahm mich auf,
Es zog seitdem mein Lebenslauf
Auf dies Vorbildes hohen Wegen.
O Gott, ich lieb' ihn treu und heiß,
Mich lieb' er vor den Schülern allen! —
Der Jüngling sieht dem schönen Greis
Die Thränen aus den Augen fallen.

Dann fährt er fort: Ich hab' gemalt,
Wie mir's aus seinem Geist gestrahlt —
Und als wir ihn zu Grab getragen —
Nie sah ich einen schlimmern Tag,
Als da er bleich im Sarge lag,
Nie tönte tiefre Herzensklage —
Da setzt' er mich zum Erben ein,
O nie verdient' ich solche Ehre,
Haus, Werkstatt — auch sein Weib ward mein —
Ich pflanzte fort des Meisters Lehre.

Und eine Weile im Gemach
Trat Stille ein. Doch nach und nach
Bemeistert er der Rührung Regen.
Dann steht er auf und tritt zur Wand,
Wo eine schwarze Kiste stand,
Die sucht er an das Licht zu wegen.
Und Stephan hilft. So steht sie bald
Geöffnet, wie sie soll, zur Stelle.
Den Jüngling überläuft es kalt
Und heiß. O Bild voll Licht und Helle!

Gegrüßt seist du Maria mir,
Du aller Staubgebornen Zier,
Du Königin im Himmelreiche!
Dem Paradies gehörst du an,
Du bist mit Hoheit angethan
Und doch in Süße, Milde, Weiche
Bist du die schönste Erdenfrau,
Gegrüßt sei mit dem holden Knaben!
So wunderbar kann keine Schau
Das fromme Herz des Künstlers laben.

Und Stephans Auge ruhet lang
Auf diesem Haupt, drin stolz und bang
Jungfräulichkeit und Mutterliebe
Verschmelzen. Himmlisch, hoch und rein
Blüht ew'gen Heiles Wiederschein.
O welche Dichterfeder schriebe
Dies Hochgefühl! Ein lichter Glanz
Durchstrahlte sonnig sein Gemüthe.
Es trägt das Kind den Rosenkranz,
Die Jungfrau trägt die Wickenblüthe.

Da sieht du Wilhelms letztes Bild,
Sein Meisterstück! So redet mild
Herr Hermann Winrich zu dem Jungen:
Als Eigenthum hielt ich's zurück,
Des Todten Ruhm, mein höchstes Glück,
Ein Ziel, nach dem ich stets gerungen. —
Jetzt sieh dich um in unsrer Stadt,
Durchwandre Kirchen und Kapellen
Und sammle Stoff. — Holdnickend hat
Er dann entlassen den Gesellen.

III.

Durchs alte heil'ge Köln.

Ein heller Sonntagmorgen lacht,
Lind iſt die Luft, in blauer Pracht
Spannt ſich der weite Himmelsbogen.
Die Glocken tönen hoch vom Dom,
Unzählig iſt der Menſchen Strom,
Der zu dem Tempeldienſt gezogen,
Auch Stephan eilt zum heil'gen Amt,
Er tritt in's Chor, die Orgel klinget,
Des Altars Kerzen ſind entflammt,
Die knieende Gemeinde ſinget.

Unſagbar Bild, gewalt'ge Schau!
Wie ſtrebt der rieſenhafte Bau
Mit ſeinen ſchlanken Pfeilerreihen
Zum Himmel auf! Wie tragen ſie
In wundervoller Harmonie
Das Spitzgewölb! Wie hat im freien
Schwungvollen Geiſte kühn geſchafft
Der Steinmetz an den Laubgewinden!
Wie ſich in Zierlichkeit und Kraft
Schiff, Lauben und Kapellen binden!

Auf Sarkophage hingeſtreckt
Ruhn, die das Leben nicht mehr weckt,
Erzbiſchöfe in Erz gegoſſen.
Hoch von den Pfeilern ſchauet mild
Manch prächtiges Apoſtelbild.
Wie zaubriſch kommt das Licht geſtoſſen
Durch viele Fenſter hoch und breit
Mit ihren farb'gen Heil'genbildern,
Die uns des Himmels Herrlichkeit
In mächtigen Geſtalten ſchildern!

Wohl weht im Raum ein Zauberlicht,
Durchweht von Weihrauchwolken dicht.
Geſang erklingt in voller Fülle.
Die Prieſter ziehn in ehrer Schaar
Zum kerzenreichen Hochaltar
In ihrer Prachtgewänder Hülle.
Die bunten Kirchenfahnen wehn —
Dem Jüngling bebt es durch die Glieder,
So hohen Gottesdienſt zu ſehn.
Im Chore ſinkt er betend nieder.

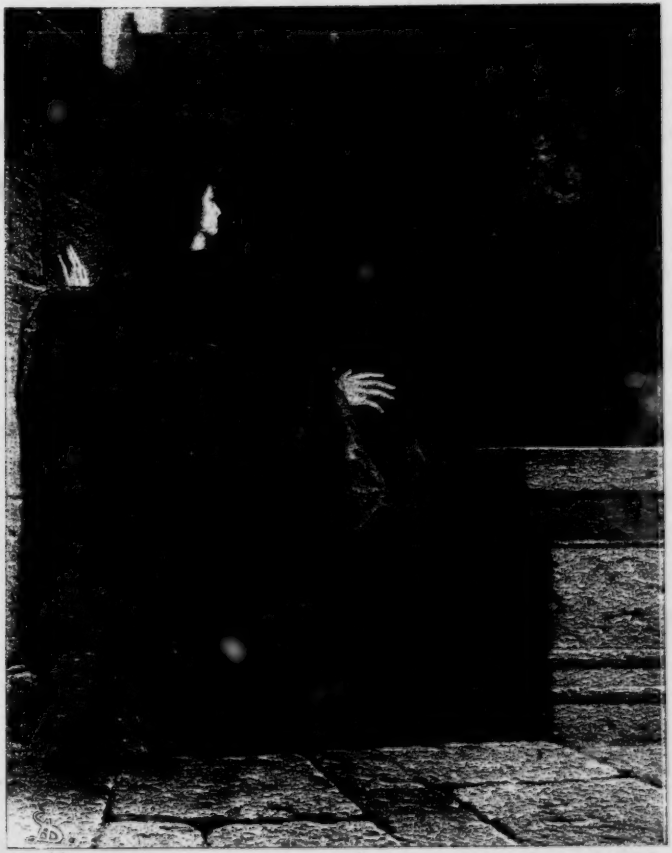
Er flehet: Großer Herr der Welt,
Der rings das All in Händen hält,
O Gott voll Güte und voll Milde,
Den Thier und Stein und Pflanze preiſt,
Du gabſt dem Menſchen Herz und Geiſt,
Du ſchufſt ihn dir zum Ebenbilde,
Du ſchufſt ihn, daß wie du er ſchaffe,
Durch dich wird ſeine Schwachheit Stärke,
Und was er thut, du gießt die Kraft,
Er preiſet dich durch ſeine Werke.

Dich preiſet dieſer ſtolze Bau,
Der in des Himmels reines Blau
Zu Dir mit tauſend Armen greifet,
Dich preiſet der belebte Stein,
Die Farbenbilder hell und rein
Sind dir zum Preis im Geiſt gereifet.
Dich rühmt der hohe Chorgeſang,
Es klingen dir der Orgel Lieder,
Noch mehr wie in der Beter Drang,
Giebt in der Kunſt dein Bild ſich wieder.

O ſenk' auf mich auch einen Theil
Vom Schöpfungsgeiſt der Kunſt, und Heil
Und Glück und Segen ohne Ende
Fühl ich in mir. O laß mich dich
Lobpreiſen ſtets inbrünſtiglich
Durch hohe Werke meiner Hände.
Dich ſo zu heben, das giebt Lohn,
Wie Gold und Schätze nimmer geben.
Erhöre deinen armen Sohn,
So laß mich ſtreben, laß mich leben!

Und eine ſüße fromme Ruh
Senkt ſich auf ihn. Es ſchließt ſich zu
Sein Auge. Lichte Bilder wallen
Vor ſeinem trunknen Geiſte auf,
In die mit ſelig heil'gem Lauf
Die Töne von der Orgel ſchallen. —
Das Amt iſt aus, die Menge weicht,
Es löſchen aus die hellen Kerzen —
Er geht. Ihm iſt ſo wohl und leicht —
Er geht voll Troſt im reinen Herzen.

So macht er ſich zur Fahrt bereit,
Er zieht durch Straßen eng und weit,
Er wandert über öde Plätze.
Wie ſchaut das Bauwerk alter Zeit
Ihn an in großer Herrlichkeit.
O Köln, wie reich ſind deine Schätze!
Bald ſteht er vor Sankt Kunibert
Und Sankt Martin am Rheinesſtrande,
Er ſchaut Sankt' Urſula verklärt
Und Gereon am Mauerrande.



Meister Stephan.

Apostein bietet er den Gruß,
Lenkt nach Mauritius den Fuß,
Cäcilia so wie Sankt Peter
Betrachtet er. Der Glocken Ton
Ruft ihm nach Sankt Pantaleon,
Johann, Georg sehn ihn als Beter.
Südwärts streift er nach Severin,
Apostelkirchen öffnet ihm die Halle,
Vom Capitole leuchtet ihm
Marie mit lautrem Orgelschalle.

Vergessen hat er Speis' und Trank
Auf seinem wundervollen Gang,
Denn allwärts fesseln ihm Gebilde
Der heil'gen Kunst die Seele ganz,
Die rings in ungeseh'nem Glanz,
Hier hoch und hehr, dort süß und milde,
Die Sinne ihm gefangen nimmt.
Er fühlt so eigen sich gehoben,
Sein Herz ist hell auf Dank gestimmt,
Laut muß er seinen Schöpfer loben.

Und so vermeint er den Tag
Zu schließen. Ach er war so zag,
Als er am Morgen ausgegangen.
Jetzt kehrt er voller Muth und Lust,
Voll Schöpfungsfreude in der Brust,
Die Augen glühn, es blühn die Wangen.
So tritt er aus dem Gotteshaus,
Und schreitet heim auf lautren Wegen,
Die höchsten Pläne spinnt er aus,
Die sich durch seine Seele regen.

Es strent indeß vom Abend her
Ihr goldig rothes Strahlenmeer
Die Sonne. Dunkle Flammengluthen
Bemalen in der hellen Luft
Die Thürme die im Straßenduft
Um reichverzierte Giebel fluthen.
Hoch durch den Aether schwirren laut
Im letzten Spiel die raschen Schwalben,
Und unten in der Straße traut
Da lärmen Kinder allenthalben.

Sieh dort! Gar wunderbare Schau
Fängt seinen Blick. Ein stolzer Bau
Ragt aus den weiten Häuserreihen,
Der Giebel seltsamlich geschmückt,
Viel Bildwerk ist ihm aufgedrückt
An Simsen und Fenstern. Schildereien
Erglühn im bunten Fensterglas
Und Blumen blühn in holder Frische
Auf jeder Bank. Doch übers Maaß
Bewundert er die Fenstersische.

Dort sitzt im rothen Abendlicht
Umlacht von Rosen duftig dicht
Das Mädchen, das er jüngst am Rheine
Bei dem Johannisfest erschaut.
Das sind die Züge hold und traut,
Verklärt vom goldnen Abendscheine.
Ein Kröslein ist des Hauptes Zier,
Es spielt ein Kind auf ihren Knieen,
Sie lächelt ihm, es lächelt ihr.
Sie singt ihm süße Melodieen.

Und Stephan steht wie gebannt
Und schaut hinauf. Sein Herz ist Brand,
Sie ist's, die ihm das Herz entglühte,
Sie giebt ihm jetzt das schönste Bild.
Wie kindlich rein, wie innig mild
Empfängt er's selig im Gemüthe! —
Ein Werk der Kunst, wie's nimmermehr
Mühselige Gedanken geben!
Sie ist sein Bild. O hoch und hehr
Rauscht plötzlich auf sein Künstlerleben!

Sie spielt dem Kinde fort und fort.
Da sieht gebannt sie an den Ort
Den Jüngling in die Höhe schauen.
Schamröthe fällt ihr Angesicht,
Sie wendet ab ihr Augenlicht.
Dann nimmt die hehre aller Frauen
Den schönen Knaben auf den Arm
Und tritt in das dunkle Zimmer.
Wie war er reich, wie wird er arm —
Und dennoch reich — er sieht sie immer. —

Die Sonne scheidet. Kalt und todt
Liegt nun das Haus, das goldig roth
Im letzten Abendstrahl gefunkelt.
Die Bilder stehen starr am Bau,
Die rothen Rosen werden grau,
Die langgestreckte Straße dunkelt.
Nur ihm im Herzen ist es hell,
Ihm blüht der schönste Liebesglaube,
Es trägt im Bilde der Gesell
Die Jungfrau in der Rosenlaube.

IV.

Die Madonna in der Rosenlaube.

Und Mond' um Monde schwinden hin,
Da sitzt mit regem Künstlersinn
Stephan in Dinrichs Arbeitsstätte
Und schafft an seiner Staffelei,
Der Pinsel braucht er vielerlei
Und mischt die Farben der Palette.
Manch Bild erhebt von seiner Hand,
Ihm vorgeschrieben von dem Meister,
Er schmückt Kirch' und Haus im Land,
Und freut und hebt alle Geister.

Er ist im weiten Schülerkreis
Der beste stets an Ernst und Fleiß.
Zuerst des Morgens in den Sälen
Schafft vor den Andern er mit Macht,
Er hat sein Werk zum Schluß gebracht,
Indeß sich die Genossen quälen
Mit ihrer Malerei Beginn.
Und stehet nun das Bild vollendet,
Dann sehen alle staunend hin,
Und alle nennen es vollendet.

Der Meister aber harrt beglückt
Oft hinter ihm und lobt entzückt,
Was unter Stephans Hand entsprungen.
So gab noch kein Talent sich kund,
Den Jüngling preist des Alten Mund,
Es scheint ihm jeder Strich gelungen.
Hat Stephan Morgens so geschafft,
Dann ist er frei am Nachmittage,
Auf daß er sammle Muth und Kraft
Und neue Lust zum Werke trage.

So schwand ein volles rundes Jahr.
Es war ein Sonntag hell und klar,
Wie jener, wo er einst im Dome
Gebetet und beim Abendlicht
Der Jungfrau helles Angesicht
Im Erker sah. Er folgt dem Strome
Auch heute wieder in das Chor,
Er hat auf's Neu vor Gott gelegen
Dankjagend, und er tritt hervor
Das Herz voll Freudigkeit und Segen.

Dann klopft' er bei dem Meister an,
Die Pforte wird ihm aufgethan,
Herr Dinrich ist allein zu Hause.
Er ward zu alt zum Kirchengang,
Drum stillet er des Herzens Drang
Still betend in der trauten Klause.
Wie hell die liebe Sonne scheint!
Er sitzt am Fenster nach dem Garten,
Drin Duft und Vogellang sich eint:
Des süßen Frühlings will er warten.

Ein Lächeln spielt um seinen Mund,
Im Auge thut ein Strahl sich kund,
Ihn freut's den Jüngling zu erblicken.
Und herzlich reicht er ihm die Hand.
Doch Stephan spricht zum Greis gewandt:
Will es sich, lieber Meister, schicken,
So red' ich heut vor euch ein Wort,
Doch geh ich gleich, wenn ich euch störe.
Der Alte meint: Sprich immer fort,
Was du auch bringen magst, ich höre.

Ihr habt des Guten viel gethan,
An mir, so hebt der Jüngling an,
Durch Beispiel, Unterricht und Lehre.
Freistunden schenktet ihr mir viel,
Ich brauchte sie, daß ich mein Ziel
Zu finden selbst im Stande wäre.
So bab' ich denn in dieser Zeit,
Die ihr mir ließ't, ein Bild vollendet,
Heut bitt' ich euch in Freundlichkeit,
Daß ihr darauf die Blicke wendet.

Ich bitt' euch, macht mir offenbar
Ein'r Meisterurtheil scharf und klar —
So fördert ihr mein Künstlerstreben! —
Der Alte lauscht in heitrer Ruh
Und nickt ihm freudig Beifall zu.
Doch Stephan nimmt mit leisem Beben
Die Tafel, die er bei sich trägt.
Er hällt sie aus der weißen Decke
Und stellt sie hin: Wohl, nun erwägt,
Glaubt nicht, daß mich ein'r Tadel schrecke.

Der Meister schaunt tief und lang
Auf das Gebild. Kein Wort erklang,
Er ist so feierlich und stille,
Dann hält er nicht die Thränen auf,
Dem Aug entstürzen sie im Lauf,
Er ruft: Gelobt sei Gottes Wille!
Und ist der große Wilhelm todt,
So lebt sein Geist in dir auf's Neue!
Heil sei dem Tag, der das mir bot,
O wie ich mich des Tages freue!

Und zitternd hebt er sich vor Lust,
Er drückt den Jüngling an die Brust,
Er streichelt ihm die langen Locken,
Er küßt ihn auf den rothen Mund,
Voll Glück ist seiner Seele Grund.
Es ist ein seliges Frohlocken
Voll Heiligkeit. Er spricht bewegt:
Jetzt kann ich ruhig sterben gehen,
Ob ihr mich in die Grube legt,
Ich hab' der Zukunft Licht gesehen.

Und fürder sitzt er Hand in Hand
Mit Stephan da, dem unverwandt
Er in die offnen Züge schauet.
Er läßt den Jüngling heute nicht
Von seiner Seite, der so licht,
So göttlich ihm das Herz erbauet.
Er heischt zu Tisch den besten Wein,
Er legt ihm vor die feinsten Bissen,
Er thut aus Zeiten hoch und rein
Die hellsten Runden ihm zu wissen.

Und beiden ward der Tag ein Fest.
Am andern Morgen aber läßt
Der Meister laden die Genossen,
Um anzuschauen Stephans Bild.
Wie da herein die Menge schwillt!
Und Keinem ist ein Wort entflossen,
Das nicht den höchsten Lobspruch zollt,
Dem Jüngling öffnen sich die Herzen.
Da ist kein Neider, weicher grollt —
Rings flammen der Begeistrung Kerzen.

Und bald verbreitet sich der Ruf
Vom Werke, das der Jüngling schuf
In Kölns preiswürd'gen Bürgerkreisen.
Die Rathsherrn nahen Winrichs Haus,
Es treibt die Gilden all heraus.
Wer lauscht nicht fröhlich solchem Preisen?
Denn Stephans Name ist im Mund
Auf Gass' und Markt bei allen Leuten,
Der ungekannt, wird allen kund,
Und jeder will die Arbeit deuten.

Seht her! Im blühnden Rosenhag
Da sitzt am heilsten Frühlingstag
Auf buntdurchblümtem Rosengrunde
Die holde Himmelskönigin.
Das Kind, der sünd'gen Welt Gewinn,
Der kleine Heiland, der die Kunde
Der heiligen Erlösung bringt,
Er sitzt im Mutterschooß gebettet.
O aus dem süßen Bilde klingt:
Ihr Menschen alle seid gerettet!

Wie strahlt ihr Antlitz mild und weich!
Die Lust von Erd' und Himmelreich,
Scheu, Anmuth, Hoheit, Mutterliebe,
Unsägliche Holdseligkeit
Und fromme Demuth, gottgeweiht
Sind dieser Jungfrau sel'ge Triebe.
Als Gott und Mensch erscheint das Kind,
Die Allmacht strahlt aus seinen Zügen,
Doch blickt aus seinen Augen lind
Auch wonnig irdisches Genügen.

Es schmückt der Jungfrau goldnes Haar
Die Krone kunstvoll wunderbar
Gefügt aus Perlen und aus Steinen,
Doch hüllt der Glieder edeln Bau
Der falt'ge Mantel roth und blau;
Die Enden des Gewandes einen
Sich in der Goldagraffe Zier.
Gott Vater hoch im Strahlenkranze
Schaut aus dem himmlischen Revier
Herab nach diesem süßen Glanze.

Doch rings im blühnden Frühlingsreich
Und in des Rosenhags Gezweig,
Da spielen kleine schöne Engel
Im Flügelschmucke, herend hier,
Und dort mit ihrer Gaben Zier —
Sie reichen Frucht und Blumenstengel,
Sie sitzen singend vorn am Grund
Und spielen Orgel, Harfe, Leiern.
Das Bild thut wie ein Lied sich kund
Dem Dichter Himmelsschönheit feiern.

Die Farben setzt, wie stimmen sie
In tadelloser Harmonie!
Es hat die feinste Hand gezogen
Die Linien alle scharf und rein,
Es hat die Formen rund und fein
Der klarste Künstlersinn erwogen.
Wohin ihr schaut, vollendet ist
Kind, Jungfrau, Engel, Land und Wiese,
Kein Künstler schuf bis diese Frist
Ein solches Bild vom Paradiese.

Wer kommt, der staunt, wer sieht, der schweigt.
Vor solcher Offenbarung neigt
Ein Jeder sich, denn nur ein Meister
Der höchsten Art malt solch Gebild.
Seht, der Beschauer Thräne quillt,
Gerührt, bewegt sind alle Geister.
Der Jüngling aber lächelt still,
Beschenden lauscht er den Beweisen
Des Lob's: Ich that, wie Gott es will:
Ihn, der mir's gab, den müßt ihr preisen.

Doch wer im heil'gen Köln bekannt,
Der ſpricht zum Scheiden hingewandt:
Wißt ihr das Urbild der Madonne?
Das iſt ſo wie ſie geht und ſteht
Herrn Joſt von Rathe Eliſabeth,
Des alten Kaufherrn Luſt und Wonne.
Wohl blühn der Stadt holdſelig fein
Viel Jungfraun, die uns wohl gefallen,
Doch iſt das ſüße Mägdelein
Die Kron, der Stern, das Licht von allen!

Und ſieh, da ſchreitet ſie heran
Mit Zucht und Sitte angethan,
Sie ſchreitet an des Vaters Seite,
Er iſt ein alter würd'ger Greis,
Sein Blick iſt mild, ſein Haupt iſt weiß.
Es kommt ein Ritter im Geleite.
Sie nahen ſchon Herrn Winrichs Thür,
Des Bürges Schau ſich zu bereiten,
Der alte Meiſter tritt herfür,
Sie in die Werkſtatt zu begleiten.

Er ruft den Jüngling in den Saal.
Stephan erſcheint, wie bitzt ein Strahl
Der Luſt ihm plötzlich in den Mienen!
So nah ſieht er zuerſt die Maid,
Der er gedacht die ganze Zeit,
Wo er die Tafel ſchuf. Erſchienen
Iſt all ſein Glück. Die Jungfrau ſchaut
Auch ihn — und ſchämig bückt ſie nieder —
Sie ſchaut das Bild — dann ſchreit ſie laut —
Es beben zitternd ihr Glieder.

Iſt denn ein Wunder hier geſchehn?
O Gott, ſie hat ſich ſelbſt geſehn. —
Es tritt ihr plötzlich allerwegen
In Stirne, Wange, Kinn und Mund
Und in der Augen tiefem Grund
Ihr leiblich Ebenbild entgegen!
Nur hat der Künſtler noch erhöht
Die Reize, die ſie herrlich ſchmücken,
Den Zügen der Eliſabeth
Wußt' er die Gottheit aufzudrücken.

Sie weint, ſie wankt. — O Himmel! ruft
Sie plötzlich aus, eilt an die Luft,
Es folgt der Vater ihr in Aengſten,
Der alte Meiſter ſchreitet nach,
Und plötzlich ſtill iſt's im Gemach. —
Dem armen Stephan wird am bängſten,
Sein Antlitz färbt ſich wie die Wand,
Noch keine Zeit war ihm ſo bitter. —
Es ſtehet an dem Schwert die Hand
Vor ihm mit frechem Hohn der Ritter.

V.

Stephan und Eliſabeth.

Das iſt Herr Walter von Aducht,
Der vor ihm ſchreit und tobt und flucht,
Des reichſten Kaufherrn reicher Sproſſe,
Der feinſte Herr iſt's in der Stadt,
Der zwanzig ſchmucke Diener hat,
Der ſtets auf hohem Berberroſſe
Hinreitet über Gaſſ' und Platz,
Er ſpeiſt und trinkt aus purem Golde,
Nicht zu ermeſſen iſt ſein Schatz
So wie das Volk in ſeinem Solde

Er ruft: Wie haſt du es gewagt
So ungerufen, ungefragt
Die Dame in dein Bild zu weben?
Du niederer und gemeiner Knecht,
Wer hat verliehen dir das Recht,
Zu ihr das Auge zu erheben?
Beleidigt haſt du meine Braut.
Sahſt du ſie voll Entſetzen ringen?
Ein teufliſch Werk haſt du gebraut.
Zur Rechenſchaft werd ich dich zwingen.

Sie ſeine Braut? — Es lauſcht erſchreckt
Und zitternd Stephan. Schaudernd weckt
Das Wort die Zweifel im Gewiſſen.
Verſtieß er gegen Zucht und Scham? —
O wie da jähe Furcht ihm kam!
Er fühlt die Seele wie zerriſſen. —
Sie Walters Braut? — Er ſtöhnt, er ſucht
Nach Worten, ſeine Worte beben:
Zu ihr, daß ſie mich nicht verflucht!
Zu ihr, ſie möge mir vergeben!

Und plötzlich raffet er ſich auf,
Springt an die Thür, gewinnt im Lauf
Die Pforte, ſtiebet durch die Gaſſen.
Er ſtürmet auf dem nächſten Pfad
Zum Haus des alten Joſt von Rath,
Er klopfet an, wird eingelaſſen,
Er fraget nach dem würd'gen Mann,
Der Diener giebt ihm das Geleite,
Er trifft im Saal den Hausherrn an,
Eliſabeth iſt ihm zur Seite.

Verzeihung, ruft der Jüngling weich
Und wirft sich vor der Jungfrau gleich
Auf seine Kniee. Ja gewähret
Verzeihung, nie hab ich gedacht,
Daß ich, von der Begeistrung Macht
Geleitet, euch das Herz versehret.
Was mir in tiefster Seele schwoll,
Was mir durchleuchtet die Gedanken,
Das schuf ich heuscher Andacht voll —
Und weiter wußt' ich keine Schranken

Und hat eu'r holdes süßes Bild
Jungfräulich rein und licht und mild
Durch mich zum Leben sich gestaltet,
Ach, so geschah's, weil Zug um Zug
Ich verrieth euch im Herzen trug,
Wie nie ein Bild darin gewaltet.
Gott war dabei, als ich es schuf —
Ich selber weiß von keiner Sünde —
Nicht wollt' ich schänd'gen euren Ruf —
O daß eu'r Mund Vergebung künde!

Er schweigt und neigt sein Angesicht —
Auch sie ist stumm in Scham. — Da bricht
Herr Walter zornig in die Halle
Und schreit: Fund' ich den saubern Wicht,
Der mir entlief, daß das Gericht
Ihm nicht auf seinen Nacken falle?
Der Jüngling! Ueberlaßt ihn mir,
Er soll der Strafe nicht entgehen,
Daß er entweiht der Jungfrauen Zier.
Bei Gott, ihm wird sein Recht geschehen!

Und schon will er mit frecher Hand
Den Jüngling fassen am Gewand,
Er hat das blanke Schwert gezogen,
Da stürzt hinzu mit lautem Schrei
Elisabeth und trennt die Zwei:
Sie ruft: Ihr habt euch arg betrogen,
Herr von Anucht. Den Jüngling laßt.
Kein Streiten soll die Halle schauen.
Herr Stephan ist des Hauses Gast,
Herr Stephan schenket uns Vertrauen.

Der Ritter, der im Zorn zum Stoß
Sich rüstet, giebt sein Opfer los,
Doch füllen Haß und Wuth die Blicke.
Das schöne Mädchen aber hebt
Den Künstler auf, der zitternd bebt
Nicht bebt er angstvoll dem Geschicke,
Das ihm der wilde Gegner droht.
Er bebt des Mädchens Richterspruche.
Giebt Sie ihm Leben oder Tod?
Was steht für ihn im Schicksalsbuche?

Sie spricht: Herr Walter von Anucht,
Ihr dünkt euch weis' und seid verrucht.
Sagt was der Künstler hier verbrochen?
Er hat vor die entrückte Zeit
Ein wundervoll Gebild gestellt.
Mir hat er tief an's Herz gesprochen.
Er hat mich durch sein Werk beglückt,
Daß mir's in allen Adern wühlte,
Daß ich der Erde ward entrückt
Und daß ich mich im Himmel fühlte.

Da braust auf's Neu Herr Walter auf:
So faßet ihr der Dinge Lauf?
Kunstpfuscher laßt ihr ruhig schildern
Und ungestraft und schadenfrei
Des Angesichtes Conterfei
Auf ihren ungewaschnen Bildern?
Unmöglich! Ihr mißachtet nicht
Den Burschen und sein schnöd Bestreben?
Dann halt' ich es für meine Pflicht
Dies Haus zu meiden all mein Leben.

So meid's! spricht Elisabeth.
Gottlob, daß ihr von selber geht,
Ich brauch auch nicht hinwegzuweisen.
Dem Himmel Dank, denn er befreit
Von Euch mich noch zur rechten Zeit,
Und seine Gnade will ich preisen.
Ihr zeigt im letzten Augenblick
Wie euch der Zorn im Herzen brennet.
Dank sei dem gütigen Geschick,
Das noch zur guten Zeit uns trennet.

Fort mit der falschen Mädchenscham —
Ihr wißt — ich hab' als Bräutigam
Euch nicht gewählt — ich ward gegeben
Euch als die Braut — ich nahm es hin
Mit unbedachtem Kindersinn.
Was weiß ein blödes Kind vom Leben?
Mein Herz ward nicht gefragt, erwacht
War es noch nicht. Ich fand Gefallen
An euch und eures Reichthums Pracht,
An euren Schmeichelworten allen.

Das Leben lernt' ich erst verstehn,
Seit ich dies holde Bild gesehn.
Mir sieht's wie Scherben von den Augen
Ich weiß zu trennen Schein und Sein.
Euch ist der Schein, das Wesen mein. —
Nur eitler Glanz will mir nicht taugen! —
Sie sinkt dem Alten in den Arm:
Du Vater wirst den Wunsch mir stillen.
Und Jost umarmt sie liebewarm
Und spricht: Ich laß' dir deinen Willen!

Hohnlachend ſtürzt der Ritter fort —
Und wieder hebt ſie ſanft das Wort
Zu Stephan: Ihr habt nicht zu bitten.
Verzeihet mir, ich war ſo ſchwach,
Das ſchuf euch lauter Ungemach,
Verzeiht, was ihr durch mich gelitten.
Doch meine Schwäche ſchuldet ihr,
So tief hat mich eu'r Werk durchbebet,
Daß ſich in Scham und Freude mir
Bang froh die Seele ſenkt und hebet.

Es war in mir wie Luſt und Leid,
Wie Pein und Himmelsſeligkeit,
Daß Gott den Leib mir hat verliehen,
Nach dem der edle Künſtlergeiſt,
Auf daß der Menſch den Schöpfer preiſt,
Ein Bild erſchuf voll Harmonieen.
In eurem Werke ſeh ich klar,
Nach welchem Ziel ich müſſe ſtreben,
Demüthig, innig, tief und klar
Soll wandern ich ein ſchlichtes Leben.

Dank euch, daß ihr durch eure Kunſt
Vom Auge nehmt den Erdendunſt,
Gereinigt habt ihr meine Seele
Und mich geführt auf hohen Pfad,
Den ich — es iſt nach Gottes Rath —
Für alle Zukunft mir erwähle.
Dank euch, daß ihr mich habt befreit
Von dem beſtimmten Ehgenoſſen
Abſtreif' ich alle Eitelkeit,
Ein geiſtig Reich iſt mir erſchloſſen.

Sie ſchweigt. Sie ſchaut ihn innig an.
Hat ſich der Himmel aufgethan
Durch ihren Blick und ihre Worte?
Er ruft entzückt: Eliſabeth,
In meinem tiefſten Herzen ſtehe
Dein Weſen. Durch der Augen Pforte
Trat es hinein. In jedem Bild
Von meiner Hand wird es entſtehen,
Geweiht, geheiligt, hehr und mild
Und deine ſüßen Züge zeigen.

Mein iſt's. Das raubt nicht Zeit und Raum.
Mein iſt's im Wachen und im Traum,
Doch ſeit ich deinen Geiſt verſpüret,
Fühl ich erſt ganz des Zaubers Macht —
All das iſt mein. Zum Licht durch Nacht —
Du biſt es, die mich ewig führet.
O führeſt du mich an der Hand! —
Sie weint, ſie ſchluchzt — Sehnſüchtig breiten
Sich Beider Arme — liebentbrannt
Ruhn ſie in höchſten Seligkeiten.

Der greiſe Vater ſteht bewegt
Und ſeine alten Hände legt
Er milde ſegnend auf die Beiden:
Ihr ſandet euch auf dem Gebiet,
Das ſich gemeinem Aug' entzieht,
So ſpricht er, möge nie euch ſcheiden
Das Irdiſche! Der Künſtler Loos
Es wechſelt oft. Nicht immer gleiche
Lenzzeiten giebt's. Seid ſtark und groß,
Hinwandelnd in des Geiſtes Reiche! —

VI.

Der Meiſter.

Zum dritten Male hebet an
Der Glockenklang in Sankt Alban
Und aus dem offenen Portale
Strömt vieles Volk. Das Jauchzen ſchallt:
Volkskönig, denn ein Brautzug wallt
Hervor in hellem Sonnenſtrahle.
Herr Stephan und Eliſabeth
Sie kehren von dem Hochaltare,
Es gab der Prieſter im Gebet
Den Segen dort dem jungen Paare.

Das war ein lichter Hochzeitstag,
Sie feiern fröhliches Gelag
Im Saal von Raths beglänzten Räumen.
Der Alte ſah der Kinder Glück
Voll Luſt, wehmüthig ſah zurück
Er auf die ſchönen Jugendträume.
Der Meiſter Winrich ſaß dabei,
Er ſchaut an ſeines Lebens Grenze
In Stephan einen neuen Mai,
In ſeinen Werken neue Lenze.

Auch Schiffer Konrad war am Tiſch
Beim Krug und im Geſpräche friſch,
Er hört nicht auf, ſich ſelbſt zu preiſen,
Weil er auf ſeiner ſchmucken Yacht
Nach Köln den Bräutigam gebracht.
Es reihten ſich in munteren Kreiſen
Die Maler Kölns entlang den Saal,
Die Meiſter hier, dort die Geſellen:
Es quillt der Wein in goldnem Strahl,
Der Kehlen luſt'ge Lieder ſchwellen.

Und als das Fest vorüber war,
Da zog das schöne junge Paar
Zu hoffnungsvollem Zukunftsleben
In seine neue Wohnung ein.
Jetzt gilt's im eignen Haus gedeihn,
Es gilt ein arbeitsfrohes Streben
Jetzt zu beginnen still am Herd.
So that der jugendliche Meister,
So that das Weib, das ihm beschert.
Da zogen ein gar holde Geister.

Dem Fleiße schien das Haus gebaut,
Betrachtung war ihm angetraut.
Herr Stephan saß in seiner Klause,
Hinstrebend zu dem höchsten Ziel
Schuf er der schönsten Bilder viel.
Es webt sein Weib im saubern Hause
Stets in geschäft'ger Emsigkeit.
So trat herein der goldne Segen,
Die reinste Fernde alle Zeit
Trat heimlich ein auf allen Wegen.

Bald flog am weiten Rheinesstrand
Des Malers Ruf durchs ganze Land,
Es war in allen deutschen Gauen
An Preis und Ruhm ihm Keiner gleich,
Und wer erschien in Kölns Bereich,
Ging seine Werkstatt zu beschauen.
So sammelt er um sich die Schaar
Der Schüler, die er milde meistert,
Sie folgten treu ihm immerdar
Von seiner teutschen Kunst begeistert.

Sie kamen fern aus Holland her,
Wo an die Dünen braust das Meer,
Sie kamen aus Brabant und Flandern,
Sie kamen an von Scheld' und Maas,
Wo stolz aus grünem Wiesengras
Sich Städte heben. Welches Wandern
Aus Sachsen- und Westphalenland!
Selbst aus den Gaun der Allemannen
Erschienen sie vom Alpenrand,
Die seine Lehre hier gewannen.

Und so entstehn im Arbeitssaal
Kunstwerke, die in reicher Zahl
Die heiligen Geschichten schildern
Aus Jesu süßer Kinderzeit,
Aus seiner Lehr' und seinem Leid.
Da sieht man auf den lichten Bildern
In reich gefügten Gruppen kühn
Sich das Erlösungswerk entfalten,
Die heiligen Legenden blühn
Empor in farbigen Gestalten.

Und wer die Tafeln sieht, der spricht:
Wohl hat der Kunst das erste Licht
Der Meister Wilhelm angezündet,
Doch der den Funken hat belebt,
Daß er zur Flamme sich erhebt,
Ist Meister Stephan. Ihm verbändet
Sich mit des Geistes hohem Flug,
Der zu der Gottheit trägt die Schwingen,
Der seine Sinn, mit dem er klug
Verstehe, den spröden Stoff zu zwingen.

Er wandert auf der rechten Spur,
Er weiß die Wahrheit der Natur
Den Idealen aufzuprägen.
Ob er mit stürmischem Gefühl
Zum Himmel dringt, er formet kühl,
Wie ihm auf diesen Erdenwegen
Die Dinge treten vor den Sinn.
Wie hoch und heilig er empfindet,
Er zaubert euch den Himmel hin,
Daß ihr in ihm die Erde findet.

Gewänder, wie die Zeit sie trägt,
Ort, Seide, Sammt und Linnen legt
Er einfach hier und bluntig dorten
Durchwirkt mit Gold und Edelstein
Um die Gestalten. Scharf und fein
Mal: Mann und Weib er allerorten,
Wie sie uns auf dem Lebenspfad
Entgegenkommen, doch deserter,
Daß, wie er schafft nach weisem Rath,
Die höchste Weihe nimmer fehlet.

So schmücket mit der Schüler Schaar
Er manchen Tempels Hochaltar,
Er ziert die Wände der Kapellen.
Den Klöstern dient als Augenschmaus
Sein kostbar Werk; im Bürgerhaus
Pflegt man es an den schönsten Stellen.
Aufträge giebt es nah und fern,
Und schafft er auch mit hundert Händen,
Für Laien, Geistliche und Herrn,
Er konnte nie genug vollenden.

Sein Ansehn wächst zu höchster Kraft,
Das zeigt ihm auch die Bürgerschaft,
Denn als des Rathes Zeit verflossen,
Da traten auf dem Gildesaal
Zusammen zu der neuen Wahl
Im alten Köln die Kunstgenossen.
Wer soll der klugste Rathsherr sein?
Wer soll vertreten unsre Sachen?
Und alle stimmen fröhlich ein:
Laßt nur den Meister Stephan machen!

So zählt er zu dem Rath der Stadt.
Und einen beſſern Rathsherrn hat
Die Malergilde nie beſeſſen.
Es kann an Ehre, Ruhm und Preis
Nicht eine Zunft im Zunftkreis
Fortan ſich mit den Malern meſſen.
Wie hoch das Lob von Köln ſich ſchwingt,
Stets höher wächſt es ob den Bildern,
Man hört, wo deutſche Rede klingt
Als erſten Sitz der Kunſt es ſchildern.

Und ſieh, an einem ſchönen Tag,
Da ſeines Werks der Meiſter pflag,
Da trat in ſeine Arbeitsſtätte
Vollzählig ein der hohe Rath.
Der Bürgermeiſter im Ornat,
Bekleidet mit der goldnen Kette,
Naht an der Spitze. Eng und dicht
Umgeben ihn des Rathes Glieder,
Es ſtrahlt in jedem Angeſicht
Des Herzens reine Freude wieder.

Der Bürgermeiſter hebet an:
Wir grüßen euch, kunſtreicher Mann,
Ihr ſchmückt die Stadt mit hellen Ehren,
Drum möchten wir die Ehr euch leihn,
Die ihr verdient. Mag es gedeihn!
Denn wenn wir Ehren euch gewähren,
So ehren wir uns ſelbſt. Es lebt
Kein Mann zur Zeit in unſern Mauern,
Der ſich wie ihr ob Allen hebt.
Eu'r Ruhm wird Ewigkeiten dauern.

Ihr wißt, vollendet ragt empor
Seit kurzer Zeit mit Thurm und Chor
Am Rathhausplatze die Kapelle.
Sie iſt mit Zierlichkeit gebaut,
Daß wohlgefällig ſie ſchaut
Der Fremd' und Bürger an der Stelle.
Es fehlt ihr noch der Hochaltar,
Wir bitten euch, ihn auszuſchmücken:
Schafft, was ihr wollt. Das iſt uns klar,
Es wird eu'r Werk uns all entzücken.

Und der beſchämte Meiſter neigt
Von Dank bewegt das Haupt. — Er ſchweigt. —
Gemach erſt findet er die Worte,
Er ſtammelt ſeinen tiefen Dank,
Die Hand drückt er dem Sprecher lang,
Und dann begleitet er zur Pforte
Die edeln Herrn. — Ein höchſtes Glück
Iſt ſeinem Leben aufgeflogen.
Mit Thränen kehret er zurück,
An ſeines Weibes Bruſt zu liegen.

VII.

Das Bild der Stadtpatrone.

Dem Meiſter läßt es Tag und Nacht
Nicht Ruh. Er ſinnt und plant und wacht.
Es gilt anirrt wie nie zu ſchaffen,
Es gilt, und ſchuf er auch mit Glück,
Sich zu dem höchſten Meiſterſtück
In höchſter Strebung aufzuraffen.
Daß ihn kein Lebender erreicht,
Muß er erſtaunten Welt er zeigen,
Ein Werk, das ſeinem Werke gleicht,
Will geben er der Stadt zu eigen.

In alten Büchern ſucht er Licht,
Mit weiſen Männern tief berichtet
Er ſeine Pläne. Plaſſen, Laien
Fragt, er um Rath. Dann ſitzt er lang
Durchwebt von ſchöpferiſchem Drang,
Um den Gedanken Form zu leihen.
Glück auf, er hat's. Da liegt das Blatt
Mit dem Entwurf. Das wird die Krone
Von allem Werk. So ziemt's der Stadt:
Er malet ihre Schutzpatrone.

Und jahrelang iſt inſtentglühe
Raſtlos zu wirken er bemüht
An ſeinem Bilde. Tief empfunden
Hat er die Liebe allerzeit,
Die ihm das theure Weib geweiht
In ſeinen arbeitsſchweren Stunden.
Der Schüler unverrückte Treu
Hat immer ihm erwärmt im Herzen
Und ihn ermuthigt friſch und neu
In ſeinen Zweifeln, ſeinen Schmerzen.

Es zehrt an Trübſinn, Ironie, Pein
In's Herz des größten Künſtlers ein,
Dann lahmen plötzlich die Gedanken,
Die ſonſt den höchſten Flug gewagt;
Die Hand, die rüſtig, unverzagt
Den Pinſel führt, beginnt zu ſchwanken
Und ſtockt gehemmt. Es liegen Welt
Und Leben glanzlos, bleiern, öde.
Der himmelhoch ſein Ziel geſtellt,
Der Geiſt erſcheinet ſtumpf und blöde.

Auch anderer Kummer marterte ihn:
Zuerſt hört er die Kunde ziehn,
Die alten Eltern ſind geſchieden;
Dann muß er tröſten früh und ſpät
Die weinende Eliſabeth,
Ihr Vater ging zum ew'gen Frieden.
Faſt mehr noch ſchmerzet ihn der Tod
Herrn Winrichs, der mit edler Lehre
Ein reiches volles Herz ihm bot. —
Weich Sterben! — Weiche Daſeinsleere!

Krieg tobt zugleich durch's deutſche Land,
Allwärts iſt Streit und Zwiſt entbrannt,
Ringo giebt's Zerſtören, Brennen, Morden,
Bald lobt es hier, bald lobt es dort,
Im Oſt und Weſt, im Süd und Nord
Ziehn gierig wilde Kriegerhorden.
Es raſt der Kölner Erzbiſchof
Dietrich von Mörs ſtets mit dem Schwerte,
Daß oft das Land vom Blute troff,
Daß Stadt und Dorf das Feu'r verheerte.

O es war bitter böſe Zeit!
Die nur in ſanfter Ruh gedeiht,
Die Kunſt, hat knappe karge Tage.
Beſteller kommen keine mehr,
Es wird der Markt von Künſtern leer —
Und rings erönet Klag' um Klage.
Weiß auch des Meiſters feine Hand
Noch immer reichlich zu erwerben —
Er ſchauet an des Abgrunds Rand
Die Schüler, die gemach verderben.

Und doch hat er mit aller Macht
Zuletzt zum ſchönſten Schluß gebracht
Sein Werk an dreimend trauter Stätte.
Nun, da der müden Hand entfällt
Der Pinſel, da er abbeim ſtellt
Den Malerſtock und die Palette,
Da fühlt er aller Kraft ſich baar,
Es zittern ihm die ſchwachen Glieder,
Schier ſinkt er hin, — der Schüler Schaar
Legt auf das Lager ſanft ihn nieder.

Von ſeinem treuen Weib bewacht,
Die ſeiner wartet Tag und Nacht,
Unmüd im Hegen und im Pflegen,
Siecht er in ſeinem Kämmerlein
Viel Wochen lang in Fieberpein.
Es pocht das Blut in raſchen Schlägen
Ihm durch die Adern; kalter Schweiß
Steht oft ihm auf der hohen Stirne,
Und Phantaſien in wirrem Kreis,
Sie wirbeln auf und ab im Hirne.

O namenloſe Qual! Wie geht
Zum Herzen der Eliſabeth
So grimmes Leid! Zu ew'gen Sorgen,
Indeß ſie nie dem Kranken fehlt,
Umwebt ſie ihn. Wie ſie ſich quält
Alltändlich Tags, von Nacht zu Morgen!
Der Schüler Liebe geht nicht aus,
Sie wechſeln ab gleich guten Kindern,
Sie wachen alle Zeit im Haus,
Des Meiſters Siechthum fromm zu lindern.

Indeß ihn alſo wüſt und wild
Die Krankheit foltert, wird ſein Bild
Geholt an die beſtimmte Stelle.
Man fügt das Werk in den Altar,
Und Kölns Bewohner Schaar an Schaar,
Sie frönen in die Rathskapelle.
Wie gab es dort ſo bunten Drang,
Man ſchiebt und preſſet ſich zum Platze,
Und lautauf die Verwunderung klang:
Es gilt der Künſte höchſtem Schatze!

Welch edel Werk! Dreitheilig ſteht
Das Bild in ſtolzer Majeſtät
Vor den entzückten trunknen Blicken,
Den vollen Herzen. Hohe Luſt
Durchſchauert der Betrachter Bruſt,
Sie macht die Stimmen ſchier erſticken.
Faſt thut ein Schrecken rings ſich kund
Vor dieſes Jahres mächt'gem Walten —
Dann klären auf dem goldnen Grund
Allmählig erſt ſich die Geſtalten.

Es nimmt der Tafeln Mitte ein
In wunderbarem Glorienſchein
Die Jungfrau mit dem heil'gen Knaben,
O dreimal heilig, dreimal hehr,
Und dreimal ſchön! — Was wollt ihr mehr?
Dem Paare nahn mit reichen Gaben
Die Männer aus dem Morgenland,
Drei Kön'ge ſind es hochgeboren,
Sie fanden ihn zum Stern gewandt,
Der uns gerettet, die verloren.

Und auf dem linken Flügel naht
Auf ihrem hellen Martyrpfad
Sankt' Urſula mit ihren Schaaren,
Zur Rechten ragt Sankt Gereon
Mit ſeiner heil'gen Legion,
Die glaubensvoll zum Rhein gefahren.
Es ſind der alten Stadt am Rhein
Schutzheil'ge, Schirmer, Hort und Stützen,
Die uns vor Jammer, Noth und Pein
In Treu geſchützt und ewig ſchützen.

Und wie iſt Alles ſchön und rund
Urkräftig, lebensvoll, geſund!
So männlich hat noch nie ein Meiſter
Die ſtolzen Gruppen hingeſtellt,
So hat kein Maler in der Welt
Den Formen eingehaucht die Geiſter.
Seht, wie die Farbenfülle ſchwillt
Harmoniſch in den reichſten Strahlen!
So konnte ſolch ein höchſtes Bild
Allein ein höchſter Meiſter malen.

So zieht die Mär von Mund zu Mund,
Sie thut von Haus zu Hause ſich kund,
Und Arm' und Reiche, Alt' und Junge,
Sie wandern nach dem Kirchlein hin.
Da iſt die Freud' in jedem Sinn,
Da iſt das Lob auf jeder Zunge.
In Köln zu wohnen, gilt als Ruhm,
Und ſein ein ſolches Werk zu nennen.
Schier wochenlang zum Heiligthum
Sieht man die Menſchen taſtlos rennen.

Und endlich naht Herr Stephan auch,
Es hat der Krankheit gift'ger Hauch
Den gramverblichnen Leib verlaſſen.
Es führt ihn Frau Elisabeth,
Die Schüler folgen. Schleichend geht
Er durch die vollbelebten Gaſſen.
Mitleidig ſehn ihm alle nach,
Ach, dem ſo ſehr geliebt ſie hatten,
Schaut drein, als ob die Kraft ihm brach,
Er gleichet einem blaſſen Schatten.

So wankt er in das Kirchlein leis.
Und ringsum öffnet ſich der Kreis,
Der vor dem edeln Bilde weilet.
Man bringe ihm einen Stuhl. Er nimmt
Ihn an. Er ſchaut. Ein Lächeln glimmt
Durch's Auge. Seine Freude theilet
Das fromme Volk. Er flüſtert ſtill:
Iſt Leben das von meinem Leben?
O es iſt ſchön! Wie Gott es will —
Sein iſt's, der Gnade mir gegeben.

Ringe weiche Ruh! Voll Andacht hört
Ihn Jedermann. — Doch plötzlich ſtört
Die Andacht eine rauhe Stimme.
Es tönt: O ſchnöde Eitelkeit!
Man ſchwatzt, als ob weit und breit
In Köln allein der Funke glimme
Der Malerkunſt. Was geht ihr nicht
Nach Gent und Brügge, hohle Thoren?
Dort iſt ſeit kurzer Zeit das Licht,
Das Licht der echten Kunſt geboren.

Hubert und Jan von Eyck, ſie ſind
Die wahren Künſtler. Jedes Kind
Im Niederland kennt die Beiden.
Sie zeigen euch kein Puppenſpiel,
Nicht ſteife Gruppen ſind ihr Ziel,
Die ſie in bunten Goldgrund kleiden.
Es iſt der Himmel ihnen blau,
Die Erde grün, und die Geſtalten
Entbieten Fleiſch und Blut der Schau —
Nun wird die Kunſt, fort mit dem Alten! —

Welch herbes Wort! Ein Jeder ſucht
Den Sprecher. Walter von Adacht
Des Künſtlers Feind iſt's, der im Hohne
Auflacht. Die Augen wirft er leis
Noch auf den Meiſter, der im Scheel
Erbebt vor des Spötters Tone.
Er ſchaut verächtlich noch zum Schluß
Auf Stephans Weib und die Genoſſen.
Hohnlachend klingt ſein letzter Gruß —
Und raſch iſt er hinausgeſchoſſen.

Was hilft es, daß ſie krönungsreich,
Voll Anerkennung liebeweich
Dem Kranken gute Worte geben?
Er zagt und zittert — nicht für ſich —
Nein, daß ein Bube freventlich
Verhöhnt das reinſte Kunſtbeſtreben.
In einer Stunde wird er bald —
Er iſt ſo ſchwach — nach Haus getragen —
Er ſagt — ach, er iſt matt und alt —
Lebwohl den goldnen Schöpfungstagen.

VIII.

Des Meiſters Tod.

An Thür und Fenſter lugt und rannt
Der Nachbarn Menge. Jeder ſtannt,
Wie das geſchah! Denn durch die Gaſſe
Ziehn her im dunklen Mönchsgewand
Barmherz'ge Brüder, an der Hand
Die Krankenbahr. Es folgt die Maſſe
Neugieriger. An Sankt Alban
Vor Meiſter Stephans ſtillem Hauſe,
Da halten ſie die Schritte an
Und treten in des Meiſters Klauſe.

Wie das geſchah? Er galt als Mann,
Der viele Schätze ſich gewann
Durch ſeine Kunſt. Auch weite Güter
Ließ ſeinem einz'gen Kind zurück
Herr Joſt, er handelte mit Glück
Und war des Erbes treuer Hüter.
Wie konnte denn mit einem Mal
Einbrechen ſolcherlei Verderben,
Daß ſie den Meiſter in's Spital
Fortholen, fern dem Heerd zu ſterben?

Wohl war er reich, jetzt iſt er arm.
Doch brachte nicht der Krankheit Harm
Ihm all die Noth. Die wüſten Zeiten
Des Kriegs verödeten das Land,
Daß überall der Wohlſtand ſchwand.
Wer darf ſich den Genuß bereiten
An edelm Kunſtwerk? Es ereilt
Die Armuth auch die Schüler alle,
Mit denen treu der Meiſter theilt,
Bis ſelbſt er ſtürzt in jähem Falle.

Lang gab er ihnen Speiſ' und Trank
Und Geld. Wohl wiſſen ſie's ihm Dank.
Er zeigt in gut' und böſen Tagen
Die offne Hand, das treue Herz,
Bis er zu ſeinem tiefen Schmerz
Stumm lauſchen muß den derben Klagen.
Ach, ſeine Truhen ſtehen leer. —
Da ſind die Gläubiger zur Stelle,
Sie fordern laut, ſie drohen ſchwer,
Sie weichen nicht mehr von der Schwelle.

Bald zwinget ihn die harte Noth,
Auf ſchnöd' und niedriges Gebot
All ſeine Habe fortzugeben;
Und ausgeboten wird ſein Haus,
Wo Jahre lang er ein und aus
Gegangen, wo ſein hohes Streben
In heil'gen Beihefſtunden hell
Zur höchſten Blüthe ſich entfaltet,
Wo mit dem Meiſter der Geſell
In regem Wettkampf einſt geſtaltet.

Und nun — wer hätt' es je geglaubt? —
Fehlt Alles ihm, das müde Haupt
Zur letzten Ruhe hinzuziegen.
Der kranke Mann wird fortgebracht
Der Stätte fern, wo ihm gelacht
Ruhm, Liebe, Luſt und Gottesſegen.
Es tragen ihn in das Spital
Die Mönche auf der armen Bahre.
Eliſabeth folgt voller Qual —
Der tiefſte Schmerz erwuchs dem Paare,

Dem Paar, das einſt voll Seligkeit,
Voll Hoffnung für die Lebenszeit
Sich in der Kirche dort verbunden.
O Gott, da ahnten beide nicht,
Daß all das ſüße Himmelslicht
In lauter düſtre dunkle Stunden
Sich wende. Einſt in Sonnenglanz
Und jetzt in nächt'gen Finſterniſſen!
So hoch ſtand Keinem ſonſt der Muth,
So wund iſt jetzt kein Herz zerriſſen!

Im Armenhauſe ſiechet heut
Der Mann, der alle Welt erfreut,
Erquickt, entzückt, wie Huld und Gnade
Aus Fürſtenhand es nimmer thut,
Wie goldne Schätze, weites Gut
Uns nie erhebt auf unſerm Pfade.
Er hat aus ſeines Geiſtes Quell,
Aus Gott, erhoben und begeiſtert,
So wunderreich, ſo himmelhell,
Geiebet die Menſchheit und gemeiſtert.

Und dennoch ward er von der Welt,
Die ihn im Glücke hochgeſtellt
In ſeinem Unglück ſchnöd vergeſſen.
Den die Bewunderer einſt umdrängt,
Wer ſucht ihn auf, der jetzt beengt
Im armen Kämmerlein geſeſſen
Und auf dem harten Bette lag?
Das Siechthum iſt es nicht alleine,
Es grämt noch mehr ihn Nacht und Tag
Die Welt mit ihrem falſchen Scheine.

Undank der Welt, wie peinigſt du! —
Vergebens ſpricht zu Fried' und Ruh
Eliſabeth mit holdem Munde —
Auch ſie giebt ſtille Sorg und Pein
Dem Kranken. Ach der Roſenſchein
Der Wangen ſchwand. Im Herzensgrunde
Erloſch die helle Heiterkeit.
Sie wankt und ſchwankt wie ein Schatten.
Es glaubet ſie dem Tod geweiht
Wer ſie erſchaut, gleich ihrem Gatten.

Nur ſelten tritt in's Kämmerlein
Ein einſamer Beſucher ein,
Es ſchleicht zuweilen ſcheu befangen
Ein Schüler in der Dämmerung an —
Und zagt, der nicht erſtatten kann,
Was er vom Meiſter einſt empfangen.
Auch Schiffer Konrad bleibet treu,
Der Stephan einſt nach Köln geführet,
Er kommt mit Tröſtung immer neu
Zum Meiſter, den die Treue rühret.

In seinen guten Stunden sitzt
Der wohl am Tisch, dann webt und blüht
Er noch im Geister von Gestalten:
In Wasserfarben zierlich fein
Auf Pergament die Schilderein
Wie weiß er hold sie zu entfalten!
Erinnerungen alter Zeit
Sie glänzen in den Gruppen wieder,
Er legt sie Bild an Bild gereiht
Zu einem Andachtsbüchlein nieder.

Nun liegt vor ihm das letzte Blatt,
Das er mit Fleiß vollendet hat,
Da klopft es plötzlich an der Pforte.
Wer kommt? Rasch in die Stube tritt
Mit offnem Blick, mit leichtem Schritt
Ein Fremder. Ach, er stockt im Worte,
Und es erbleicht sein Angesicht
Vor Stephans abgehärmten Mienen
Und seines Weibs. Im Augenlicht
Ist eine helle Thräne erschienen.

Doch streift ein leiser freud'ger Glanz
Des Meisters Antlitz. Das ist Hans
Von Memmingen, so ruft er leise
Und reichet ihm die magre Hand.
Du warst, da ich im Leben stand,
Der Liebste mir im Schülerkreise.
O sprich, was trieb dich von mir fort?
Wo bist du all die Zeit geweilen?
Du dachtest mein am fernen Ort,
In deinen Zügen kann ich's lesen.

Wie sollt' ich je vergessen sein
Des höchsten Meisters, welcher rein
Und edel mir den Pfad gewiesen!
Bricht aus der Jünglinge tief gerührt.
So wie ihr schuft und uns geführt,
Das wird in alle Zeit gepriesen.
Ihr gabt dem deutschen Vaterland
Die echte Kunst zum Eigenthume.
Vom Nordseestrand zum Alpenrand
Allwärts steht ihr im höchsten Ruhme.

Ich war dabei, als der Ruchi
Euch tief gekränkt, — er sei verflucht! —
Und längst es nicht, es stieg im Geiste
Der Zweifel peinigend empor,
Daß Brügge jetzt in höherm Flor
Als Köln, auch höh're Werke leiste.
Da trieb mich's, wie's im Herzen brennt,
Den neuen Meistern zuzuwandern,
Antwerpen sah ich, Brüssel, Gent
Und Brügge auch im reichen Flandern.

Wohl haben voller Glück und Kraft
Hubert und Jan von Eyck geschafft,
Erreichend herrlich hohe Werke.
Sie lauschten traulich der Natur
Nachsinnend frischen Lebens Spur,
Drin gipfelt ihres Schaffens Stärke.
Doch keiner hat wie ihr so licht
Zugleich in diesem Erdenleben
Gesehn des Himmels Angesicht.
Drum ging nach höherm Ziel en'r Streben.

Sie riefen voller Herrlichkeit
Ins Leben eine neue Zeit
Im Nachbarland. Nun ruhen beide
Im Grab, geehrt, berühmt, beklagt.
Das Licht, das ihnen hat getagt,
Läßt leuchten Aquice von der Weide
Der Gegenwart. Ich nenn' ihn gern
Mit euch den höchsten aller Geister
Doch scheint er mir ein großer Stern,
Ihr seid doch größer, edler Meister.

Und so erkennt er selbst euch an.
Wie hat's dem Herzen wohlgethan,
Daß er es that. In manchen Stunden
Saß ich bei ihm im stillen Haus,
Unmüde fragt' er da mich aus,
Nie ward er satt der neuen Kunden
Von euch. Er rief: Der beste Mann,
Der Meister Meister in den Landen,
Den je die deutsche Kunst gewann,
Ist uns in Stephan auferstanden.

Ich wiederhole dir das Lob,
Das ihm Hubert und Jan erhob,
Die großen todten Kunstgenossen.
Wir sahn nur selten ein Gebild
Von Stephans Hand, doch dem Gefild
Des Himmels schien er uns entsprossen.
Von Gottes Hauch schien uns durchweht,
Was vor die Augen und getreten.
O Paradieses Majestät!
Wir mußten weinen, mußten beten.

So sprach er, und besichtigt zurück,
Kehrt ich zu euch, in jedem Stück
Auf's Neu zu folgen euren Lehren.
Ich schlimme Kunden trafen mich —
Ihr arm und krank, der königlich
Im Reich der Künste steht in Ehren! —
Doch keine Klage! Folget mir!
Wie freut mich's, eurer Lehr' zu lohnen,
Ich kauft' en'r Haus. Ihr Beide, Ihr
Müßt bei dem treuen Schüler wohnen! —

Der Kauz von Ochsenfurt.

Der Jüngling schwiegt. Ein seltsam Licht
Weht durch des Kranken Angesicht.
Er spricht: Gott sei allein die Ehre —
Jetzt sterb ich gern. — Das Auge geht
Dann schmerzlich zu Elisabeth.
Er neigt das Haupt. Reif ist die Aehre —
Der Athem stockt, ach, er ist todt.
Wie liegt er schön in sel'gem Frieden,
Umstrahlt von ros'gem Abendroth! —
Er ist ein großer Mann geschieden. —

Sie legen in der Frühlingsluft
Die edle Leiche in die Gruft
Bei Maienhauch und Lerchenlange.
Bald welkt das gute Weib ihm nach, —
Doch der zeitlebens von ihm sprach,
Der rüstet sich zu neuem Gange
Ins Niederland, wo voller Glanz
Die Künste hohe Flüge nahmen.
Man nannte ihn den deutschen Hans,
Hans Memline hieß er auch mit Namen.

Alexander Kaufmann.

Aus: „Allerlei Käuze".

1. Der Kauz von Ochsenfurt.

Zu Ochsenfurt in's Kauzenbuch
Wer darein seinen Namen trug,
Der mußt' ein wackrer Trinker sein:
Das Käuzlein war von Silber fein,
Und wer's geleert in Einem Zug,
Der kam in jenes Kauzenbuch.

Ein volles Maaß ging in den Kauz,
Drum wischte Mancher sich den Schnauz
Und sah beschämt den Kauzen an:
Wenn aber kam ein rechter Mann,
Der hob ihn hoch, der trank ihn leer
Und forderte getrost sich mehr.

Noch manchen Kauz giebt's in der Welt,
Der aber Keinem recht gefällt;
Ich wollt', es gäb noch hier und dort
Ein Käuzlein Ochsenfurter Sort',
Ein Kauz voll ächter Lust und Kraft,
Doch die sind längstens abgeschafft.

2. Der Student von Oxford.

Ein Edelmann saß einst in Franken,
Der trug besondere Gedanken
Um seinen Sohn und künft'gen Erben:
„Die rechte Weisheit zu erwerben,
Muß man von Haus und Heimath fort;
Das Rechte lernt sich nicht am Ort,
Wo man geäzt ward und gezogen,
Um Bildung sind wir hier betrogen:
In Frankreich nur und Engelland
Wird man gelehrt, gescheut, gewandt!
In Würzburg giebt's nur staub'ge Zöpfe,
Die bilden ungeschlachte Tropfe;
Erlangen, Altdorf? Alte Knaster,
Indeß die Buden voller Laster —
Für den perfekten Edelmann
Greift man das Ding ganz anders an,
Drum bin ich schlüßlich resolvirt:
Herr Sohn, in Oxford wird studirt!"

Das Söhnchen macht sich auf die Reise
Mainabwärts in bequemstem Gleise
Beschaut er sich das schöne Land;
Die Trauben färbte schon der Brand
Der reifenden Septembersonne;
Der Küfer schlug schon an der Tonne,
Bestimmt für's junge Nebenblut;
Stets freud'ger stimmte sich der Muth
Und wuchs in jedem lust'gen Haus,
In Kron' und Anker, Löw' und Strauß —
Bis endlich man in schöner Nacht
Zu Ochsenfurt Quartier gemacht.
„Zu Ochsenfurt? Wie klingt dies Wort?
Mein Alter sprach: „„In Oxenfort,
Herr Sohn, da wird zunächst studirt!""
Hat mich der Schenkwirth nicht düpirt,
Wär schon mein Reiseziel erreicht.
Fürwahr, der Weg war hübsch und leicht,
Und Oxenfort gefällt mir — traun,
's giebt guten Wein und lust'ge Frau'n!
Dem Studium will ich mich ergeben,
Das fördert zu galantem Leben
Und giebt dem Geist die rechte Kraft

Zu jeder löbl'ren Wiſſenſchaft. —
Was giebt es hier für Profeſſoren?"
Der Wirth, der's ſaufdick hinter'n Ohren,
Wiſcht ſich gewichtig ſeinen Schmanz
Und ſpricht: „Wir haben einen Kanz —
Denn Käuze ſind ſie allerwegen,
Zu der gelahrten Dinge pflegen —
Wir haben einen Kanz — Herr Junker,
Es iſt in Wahrheit kein Geſpunſter —
Der iſt ein Mann, ſo Alles kennt;
Beſonders macht er eloquent,
Und wer ihn gründlich ausſtudirt,
Der hat für's Leben profitirt
Und iſt in ſeinem Fach ein Meiſter.
Drum kommen groß' und kleine Geiſter
Und bilden ſich ein Schul' und Haus
Beim Ochſenwirth Kanzen aus.
So hat's der würd'ge Herr Papa
Gewiſſlich auch gemeint" —

„Ja, Ja.

Das iſt das Oxford, ſo er meint,
Und war des Dubium beſeitigt.
Doch ſagt: Wo wohnt Profeſſor Kanz?"
Und wieder dreht der Wirth den Schmanz
Und bringt den Kanz und bringt auch Wein
Und ſchenkt ihn in den Kanzen ein
Und redet ihn dar: „Der den geehrt,
Der iſt ein Mann des Ruhmens werth,
Der kann durch's ganze Franken reiſen,
Und wird ihn jeder Franke preiſen,
Dieweil fürwahr nicht jeder Mann
Auf Einen Zug ihn leeren kann.
Drum wird's Euch nicht ſogleich gelingen,
Ihn ſeine Weisheit einzubringen,
Denn Alles, Junker, will gelernt ſein"" —
„Ei Wirth, das ſoll von mir entfernt ſein
Daß ich nicht wacker draus ſtudiere —
Am nächſten Abend geht's ſchon beſſer,
Und loben ſoll mich der Profeſſor!"

So nahm er fleißig ſeinen Weg
Zum werthen Kanzen in's Collog,
Damben aber lernt' er auch
Bei hübſchen Mädchen Art und Brauch,
Und weil noch viele And're kamen,
Die bei dem Kanzen Stunde nahmen,
Doctoren, Pfarrer und Aebtiſſinnen,
Amtmänner und des Rathes Verwandten,
Hat er von Smarr- und Kirchenwitzen
Auch manchen Brocken aufgeſpitzen.
Und als er heimgekehret nach Jahren,
War er im Trinken hocherfahren
Und auch in Sonſtigem geſchickt,
So daß der Alte daß entzückt,
Den Sohn empfing: „Hab's doch gedacht,
Daß nur die Fremde Leute macht
Und ſie mit Wiſſen ausſtaffirt.
So Du in Würzburg nur ſtudirt,
Wärſt Du ein deutſcher Grobian.
Fürwahr, man ſieht Dir Oxford an:
Du ſchemſt, und deſſen bin ich froh,
Ein ächter Junker comme il faut!"
So blieb der Alte gut gelaunt,
Nur war er hier und da erſtaunt,
Wenn ſelbſt in Rauſch und Nebelduft
Der Sohn kein Wörtchen Engliſch wußt'.

Max Schaffrath.

Naturbilder.

Ein Frühlingswunder.

Da wandt' ich beſtend Tag um Tag,
Ob ſich der Wald begrünen mag;
Der Himmel blau, die Luft iſt rein,
Die Sonne blickt ſo mild herein;
Die Glöckchen läuten, Veilchen düften,
Die Lerche jubelt hoch in Lüften.

Doch bleibt ſo ſtill noch Baum und Strauch —
O weckt euch nicht der linde Hauch?
Die alten Blätter halten Stand,
Als wehrten ſie ein neu Gewand,
Und feſt, als ſollten ſie nicht ſproſſen,
Die jungen Augen ſind geſchloſſen.

So ſpäh' ich fruchtlos manchen Tag —
Auf einmal, wie durch Zauberſchlag,
Das holde Wunder iſt vollbracht
In einer einz'gen reichen Nacht.
Frühmorgens ſchau' ich frohbetroffen
Die zarten Blätter ſchimmernd offen.

So bang' auch du nicht stets am Schmerz!
Glaub' und vertrau', geprüftes Herz
Und ob kein fernes, schwaches Licht
Durch deine dunklen Nächte bricht:
Harr' aus, o harre stillzufrieden!
Wer weiß, was künftig noch beschieden!

Du siehst es nicht, du ahnst es nicht,
Was insgeheim dein Schicksal flicht!
Und läßt sich's noch so düster an:
Oft ist das Beste schon gethan:
Vielleicht ist schon der Weg bereitet,
Der dich zum nahen Glücke leitet.

Himmel und Erde.

Dort die Berge duftumflossen,
Und des Himmels Spiegelreine,
Angehaucht vom Abendscheine,
Friedlich drüber ausgegossen!
Wie die Gränzen, schier geschwunden,
Innig in einander fließen!
Erd' und Himmel, eng verbunden,
Scheinen dort die Welt zu schließen.

Kühnes Herz! Auf jenen Hügeln
In dem lichten Schimmer weben
Möchtest du, und deinem Streben
Muß die Sohle sich beflügeln.
Schon erfüllen sich die Träume,
Eilig sind die Höh'n erstiegen —
Ach, du siehst des Himmels Räume,
Nur in größ'rer Ferne liegen!

Und so ringst du stets erneuert,
Ob Gewährung fern auch bliebe:
Fühlst von einem dunklen Triebe
Ohne Nachlaß dich befeuert.
Und du weißt: den Zwist vergleichen
Kann doch nur des Lebens Ende:
Erst im stillen Tode reichen
Erd' und Himmel sich die Hände.

Dennoch ringst du nicht vergebens!
Jener Drang, dem du entbrennest,
Was du Dichtung hier benennest,
Ist ein Strahl jenseit'gen Lebens —
Wiederschein der ew'gen Klarheit!
Traumhaft winkend wie die Sterne.
Strahlt zur Erdennacht die Wahrheit
Tröstend her aus heil'ger Ferne.

Mairegen.

Wenn, von Begeistrung wunderbar entfacht,
Gefühle reich und lebenfordernd glühen:
Ach, wenig nur vermag an's Licht zu blühen,
Und eine Fülle sinkt zurück in Nacht.

Dem Dichter selbst, wenn er das Werk vollbracht,
Wie dürftig scheint's! Doch walten kaum die Klänge:
Verhalt'nen Athems lauscht die stumme Menge,
Und froherstaunt gewahrt er seine Macht.

So strömt ein Regen in der Maiennacht
Verschwendrisch nieder auf die weiten Lande,
Netzt hier den Fels, verliert sich dort im Sande,
Wo nirgend ein erquicktes Kräutchen lacht.

Und ist auch früh schon, wenn die Sonn' erwacht,
Im Morgenhauch die feuchte Spur verschwunden:
Du ahnst die Fülle jener dunklen Stunden
Und schaust entzückt die frische Blüthenpracht.

Pappeln im Winde.

Entfesselt stürmt ein rauher Nord
Und zerrt und rüttelt an den Zweigen.
Schau, wie die schwanken Pappeln dort
Die Kronen tief zur Erde neigen!

Und wie der Wind die Blätter schlägt,
Da tönt's heraus wie dumpfes Wimmern:
Doch siehst du sie so wildbewegt
In ungewohntem Silber schimmern.

Nicht klage, wenn mit rauher Hand
Das Schicksal greift in deine Tiefen:
Gewalten regt's, die unerkannt
Und ungenutzt im Busen schliefen.

Im Sturme wächst die Seele groß!
Glaub's, auch die beste Kraft vermodert,
Wenn nicht das Leben schonungslos
Und ernst sie in die Schranken fodert.

Wenn dann zum höchsten Kampf entfacht
Die Fibern deiner Seele brennen,
Gewahrst du recht die eigne Macht
Und lernst dich selber ganz erkennen.

Erbangen mag ein blöder Thor;
Die Feigheit läßt ihn unterliegen;
Doch wer sich selber nicht verlor,
Durch Selbstvertrauen muß er siegen.

Du ſiegſt, ob dir das Leben gleich
Die wohlverdiente Frucht nicht trüge:
Denn dein Bewußtſein macht dich reich,
Du findeſt in dir ſelbſt Genüge.

So lernſt du, wo es ſtreng verneint,
Dich über das Geſchick erheben,
Und was dich zu beſchränken ſcheint,
Muß dir die höchſte Freiheit geben.

Regenſchauer.

Ein frommes Auge, wenn es ausgeweint
Und finde Tröſtung lächelt nach der Trauer,
Mich mahnt's, wie wenn die Sonne wieder ſcheint,
Nach einem langentbehrten Regenſchauer:

Wenn Blum' und Strauch, beſtommen erſt gejeuit,
Auf's Neu' erheben ihre feuchten Spitzen,
Und von der Fülle, die ihr Mark getränkt,
Die letzten Tropfen auf den Blättern blitzen.

Schau hin: der trübe Staub iſt abgewiſcht,
Der ſie beſchwert' im Dampfer, banger Schwüle
Nun duften ſie und ſchimmern reicherfriſcht
Und athmen wonnig ein die ſanfte Kühle.

Und wenn die Serie tiefes Weh bedrängt
Und bang und ſchwül aufſeufzt im Erdenſtaube,
Wenn ſie des Zweifels irre Nacht umfängt,
Und muthgebrochen kämpft der beſſ're Glaube:

Wenn, wo ſie warm ein reiches Lieben bot,
Zum Lohn ihr ward der ſchnöden Welt Verhöhnung:
Dann ſchaut ein milder Gott auf ſolche Noth,
Und mit der Thräne ſpendet er Verſöhnung.

Aus voller Bruſt in's trübe Aug' empor
Zum Lichte bringen die verborg'nen Quellen,
Und wenn ſie rinnen, muß der düſtre Flor,
Wie Nebel ſchmilzt, ſich zaubergleich erhellen.

Wie wird das Auge nun ſo mild und klar!
Und wenn die letzten Tropfen ſtill verſchweben,
Solch feuchter Glanz, wie wirft er wunderbar:
Ein Wiederſchein iſt's von dem ſchönern Leben!

Stoppeln.

Ein öder Stoppelfeld die Flur,
Und herb die Winde drüber wehen.
Weckt Grauen der Verwelung Spur:
O Herz, gedenk' an's Auferſtehen!

Dürre Blätter.

Die Blätter fallen flüſternd ab —
Das nennſt du Sterben!
Doch ſchau, wie ſie ihr eignes Grab
So leuchtend färben!

Es glüht der Baum, der Boden glüht:
Wohl faßt du nimmer
Im Lenz, wenn Alles frühlich blüht,
So hehren Schimmer.

Und feierſtille wird's im Hain,
Wie nach der Mühe
Des lauten Werks im Dämmerſchein
Der Sabbathfrühe.

O lerne dieſen hehren Brauch
Nur recht verſtehen!
Iſt nicht die Sonne ſchöner auch
Im Untergehen?

So webt Natur ein ſtetes Bild
Durch Farb' und Töne,
Daß ſich mit ihrem Walten mild
Der Menſch verſöhne.

Und wenn du treu gerungen haſt
In reinem Streben:
Was ſchauderſt du, der ſtillen Raſt
Dich hinzugeben?

Laß nur die Erde mütterlich
Den Leib bedecken:
Einſt wird ein heller Lenz auch dich
Erneuend wecken!

O Ahnung, die gewißheitklar
Den Tod beſiegt
Und friedensmild und wunderbar
Um's Antlitz ſchwebet!

Dem letzten Blick, indem er bricht,
Entſtrahlt Verklärung.
So glaube, was der Himmel ſpricht:
Er giebt Gewährung!

Heinrich Steinhauer.

Waldleben und Weben.

Mich lockt der Sonne glüh'nder Schein
Zum kühlen Wald hinaus;
Der ladet gar so gastlich ein,
Im Wald bin ich zu Haus.
Wie freut, so hochgewölbt und kühn,
Die Buche und die Eiche;
Sie sind mein grüner Baldachin,
Mein Fächer — weh'nde Zweige.

Die Erlen an dem Weidenbach
In dunkelgrünem Kleid,
Sie flüstern alte Märchen wach
Der gold'nen Jugendzeit.
Seh' Birke ich und Tannenbaum
Wird kindlich mir zu Mutter,
Gleich denk' ich an den Weihnachtsbaum,
Und auch wohl — an die Ruthe.

Flugs deckt der Wald den grünen Tisch
In seinem Haldensaal,
Waldbeeren trägt er, süß und frisch,
Gastfreundlich auf zum Mahl.
Waldnüßlein schenkt die Becher ein,
Musik von allen Zweigen,
Goldkäfer fallen summend ein,
Die Mücke tanzt den Reigen.

Wetterlüge stellt die Biene an,
Ihr ist so honigwohl,
Spricht heimlich jede Blume an,
Verraut ihr die Parol'.
Eichhörnchen hält sein Turnerfest
In Sprüngen wohlgelungen,
Singdrossel hält im ihrem Nest
Die Drossel mit den Jungen.

Der Kuckuck ruft mit lautem Schall
Getreu die Stunden aus,
Sprechstunden hält Frau Nachtigall,
Giebt laut ihr Herze aus.
Der deutsche Lorber klimmt empor
Als fast'ge Epheuranken,
Waldmeister drängt sein Haupt hervor,
Voll sinniger Gedanken.

Er möchte wissen ob im That
Die Rebe schon erblühe;
Wie sehnt er sich nach dem Pokal,
Nach frohem Menschenlied.
Maiglöckchen schwingt die Glöckchen sacht,
Läßt süße Düfte sprühen;
Die Männertreue aber klagt,
Daß nur so kurz ihr Blühen.

Glöckchen buschen, klug und leis',
Durchs dichte Urwaldsmoos;
Ameise trägt mit stillem Fleiß
Ihr Proletarierlos.
Die Sonne hat ihr Netz gelegt
Gar heimlich ausgehangen,
Den Mückenjüngling, fein und nett,
Möcht' sie sich tückig fangen.

Wohin ich schau', wohin ich geh'
Weich Leben, voll und reich;
Wie leb's und webt's in grüner Höh',
Und selbst im Moose weich.
O seliger Wald! Dein Zauber hat
Mein ganzes Herz durchdrungen,
Daß es dein Lob, frischweg vom Blatt,
So vor sich hingesungen. —

Emanuel Geibel.

Tempora mutantur.

Wie Stätten meiner Jugend ich ich wieder,
Doch zeigen sie mir fast ein fremd Gesicht;
Rings wuchsen Giebel, sanken Wipfel nieder
Und selbst das Flußbett ist das alte nicht.

Ja, Freund, den Hauch, der unter'm Schlag der Glocken
Die Zeit durchschauert, spür' ich doppelt hier;
Er blies nicht bloß das Braun aus unsern Locken,
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Wie lag in goldnem Märchenduft die Ferne,
Da uns noch eng der Heimat Bann umgab!
Vom ersten Berg schon sah'n wir andre Sterne
Und Zaubergerte schien der Wanderstab.
Sehnsüchtig wuchs das Herz, wenn seine Weisen
Das Posthorn sang im nächt'gen Waldrevier —
Jetzt pfeift der Dampf und läßt im Sturm uns reisen.
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Von Ort zu Ort die traute Liebeskunde,
Die Grüße, die der Freund dem Freunde rief;
Wie bang erharrten wir sie Stund' um Stunde,
Und zum Ereigniß ward der späte Brief
Verhallend selbst, als Echo nur empfingen
Der Weltgeschichte Donnerbotschaft wir —
Jetzt trägt der Blitz das Wort auf Feuerschwingen;
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Vom Zauberduft der blauen Blume trunken
Des Herzens Räthseln sann der Dichter nach;
Er flagt' um Sonnen, die hinabgesunken
Und rief der Vorwelt mächt'ge Schatten wach.
Der Freiheit Muse schlich nur auf den Zehen
Bei Nacht zu ihm, als wär's Verbrechen schier —
Heut läßt sie auf dem Markt ihr Banner wehen,
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Grüß euch, ihr Münster mit den hohen Schiffen,
Gebraus der Orgel, dunkles Chorgestühl,
Wo ein Geheimniß ewig unbegriffen
Uns Wahrheit ward durch unser wahr Gefühl!
Auf seinen Flügeln jedes Zweifels Schranke
Hochüberfliegend, kampflos glaubten wir —
Jetzt heischt sein Recht am Glauben der Gedanke,
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Wohl trugen wir das Vaterland im Herzen,
Doch liebten wir wie Knaben stumm und zart;
Zum Freund nur sprach der Freund von seinen Schmerzen
Und von dem Kaiser mit dem Flammenbart.
Das Wort vom Reich, ob niemals ganz verklungen,
Doch schon nur ward's geflüstert dort und hier —
Heut rauscht es fort im Volk von tausend Zungen,
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Ja, vorwärts geht's; des Webstuhls Spulen sausen,
Die Welt ward weiter, freier Blick und Sinn,
Doch wie des Lebens Ströme schwellend brausen,
Wuchs nach Genuß die Gier und nach Gewinn.
Da singt bei Nacht wohl, eh die Sterne schwinden,
Vom engen Jugendglück die Sehnsucht mir —
Doch kommt nur Tag! Du sollst mich wacker finden!
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Mittagszauber.

Im Garten wandelt hohe Mittagszeit,
Der Rasen glänzt, die Wipfel schatten weit;
Und oben flehe, getaucht in Sonnenschein
Und leuchtend Blau der alte Dom hinein.

Am Birnbaum sitzt mein Töchterchen im Gras,
Die Märchen liest sie, die als Kind ich las;
Ihr Antlitz glüht, es ziehn durch ihren Sinn
Schneewittchen, Däumling, Schlangenkönigin.

Kein Laut von außen stört, 's ist Feiertag.
Nur dann und wann vom Thurm ein Glockenschlag,
Nur dann und wann der mattgedämpfte Schall
Im hohen Gras von eines Apfels Fall.

Da kommt auf mich ein Dämmern wunderbar,
Gleichwie ein Traum verschmilzt was ist und war:
Die Seele löst sich und verliert sich weit
In's Märchenreich der eig'nen Kinderzeit.

K. Hoffmann von Nauborn.

Abendlied.

Im West ist still versunken
Der Sonne gold'ner Schein,
Es neigen schlummertrunken
Das Haupt die Blümelein;

Das Schifflein zieht zum Hafen,
Der Mensch der Hütte zu,
O laß sie friedlich schlafen,
Du Gott der Liebe, Du!

Laß ſchlummern bis zum Morgen
Die weite Schöpfung dein,
Und nimm hinweg die Sorgen,
Und nimm hinweg die Pein.

Wenn Berg und Thale lachen
Nach friedlich ſtiller Ruh',
Laß friſch die Welt erwachen,
Du Gott der Liebe, Du!

Morgenlied.

Im Oſten ſtrahlt der Sonne Gluth
Auf Berg und Thale nieder,
Nun bange Seele, faſſe Muth,
Da iſt der Morgen wieder!
Fahr hin, du Dunkelheit der Nacht,
Fahrt hin, ihr trüben Sorgen,
Wenn uns ſo friſch entgegenlacht
Ein neuer, gold'ner Morgen!

Und grüßte dich im Traum ein Glück,
Es ging dir nicht verloren:
Führ' es zum lichten Tag zurück,
Dann wird es neu geboren:

Da ſieht der Geiſt es klar und rein
Vor ſich im Leben liegen,
Da kämpft er treu im lichten Schein,
Und endlich muß er ſiegen.

Und endlich muß die trübe Nacht
Dir ſelbſt zum Tage werden,
Dann ſiehſt du in ſtiller Pracht
Den Himmel ſchon auf Erden.
Was dir die Stunde Trübes bot,
Fort zieht es mit den Winden,
Du ſchauſt in's ew'ge Morgenroth,
Wo alle Schatten ſchwinden.

Friedrich Roeber.

Lucia.

Ein Fragment.

Die Maiennacht voll Duft und ſüßer Ruhe
Hat ſich geſenkt auf Wald und auf Gefilde,
Und leis hat gewoben ihr Gewand
Sie um das Kloſter auf des Hügels Rand,
Um das Gemäuer, um den Kreuzgeſtaud.
Ein ſteinern Grab, ſo ragt es finſter auf,
Verſchloſſen, ſchweigſam. — In der Maiennacht
Einſam in ihrer niedern Zelle wacht
Die Nonne Lucia. — Ein Sarg von Stein,
Drin eingeſargt lebendig ihr Gebein,
Iſt dieſe Zelle, — düſter, öd und kahl.
Vom Kreuze an der Wand ſtarrt voller Qual
Der Heiland nieder. Trübes Dämmerlicht
Wirft auf ſein bleiches ſterbend Angeſicht
Die nächt'ge Lampe, — auf die Dornenkrone,
Damit er ward geſchmückt zu Spott und Hohne,
Und auf den Todtenſchädel, wurmzerfreſſen,
Darauf ſich krampfhaft ſeine Füße preſſen
In Nonnennacht, in härner, grober Hülle,
Kniet vor dem Tod des Lebens holde Fülle,
Kniet Lucia vor dem Kreuz. Sie hebt die Arme
Empor zum blut'gen Haupt. Sie ruft: Erwarme,
Erwarme du, dem ich mich zugeſchworen,
Mein Freund, mein Hort, mein Leben auserkoren!
Laß deine Gluth an meiner ſich entzünden,
Laß mich die Tiefen deiner Lieb ergründen!
Um dich zu ſuchen bin ich hingegangen
In finſtre Höhlen, voller Molch und Schlangen,
Lief in die Wildniß voller Nacht und Schrecken!
Ach nirgend konnt ich deine Spur entdecken!
Nun ſuch ich hier dich in der engen Zelle, —
Laß durch das Dunkel flammen deine Helle!
Wach auf, wach auf! — Ach du bleibſt todt und kalt!
Wach auf, bei meiner Liebe Allgewalt!
Bis ich dich hab will ich nicht ruhn noch raſten!
Thät ich genug nicht dir mit Beten, Faſten:
Ich will mich geißeln, daß herab mein Blut
Soll ſtrömen, Herr! — O ſieh, was Liebe thut! —
Sie reißt herab zum Gurte das Gewand
Und nach der ſcharfen Geißel greift die Hand.

Doch wie den erſten Schlag ſie führen will,
Enthält der Arm, — ſie lniet und lauſcht ſtill:
Herein in das Gemach mit ſüßem Schall
Dringt durch die Nacht das Lied der Nachtigall,
Voll ſehnender Liebe, zitternd, zagend, ſtockend,
Aufjauchzend dann, verlangend und verlockend,
Voll ſüßer Liebesklage, voll des ſüßen
Geheimniſſes, das Lieb nur kann erſchließen.
Es hat der Nonne nie das Lied vernommen,
Sie weiß es nicht was über ſie gekommen:
Die Geißel mählig ihrer Hand entſinkt: —
Aufſchaut ſie: — durch das ſtaubge Fenſter blinkt
Ein heller Stern. Da hebt ſie ſich empor:
Ihr iſt, als läg auf ihrem Aug ein Flor,
Uralter Staub wie auf den trüben Scheiben,
Sie will hinweg die nächtigen Nebel treiben,
Das Fenſter öffnet ſie, das feſt geſchloſſen
Wie heut ſie hielt und vor ihr ausgegoſſen
Im Roſenduft, in milder Sternenpracht,
Der volle Zauber liegt der Maiennacht!
Nach Gott hat ſie gerungt in oder Wildnis,
Nur iſt, als ſchaute hier ſie Gottes Bildnis,
Als ſäh ſie ſeinen Geiſt vorüber gehen
Und führte leiſe ſeines Odems Wehen.
Sie ſieht und träumt. Ein Roſenſtock, entſprungen
Von ſelbſt in dem Gemäuer, hat geſchlungen
Rund um das Fenſter ſeine grünen Ranken.
Wie unbewußt, verloren in Gedanken,
Bricht ihre Hand die Roſen von den Zweigen
Die duftig ſich zu ihr hernieder neigen.
Sie wendet ſie zum Kranze unbewußt,
Sie ſchmückt ihr Haupt damit in träumender Luſt,
Und wie das Kloſterglöcklein hell und voll
Erklingt, das zum Gebet ſie rufen ſoll,
Sie hört es nicht; — es klingt und es verklingt: —
Sie hört nur wie zu ihren Häupten ſingt
Die Nachtigall mit immer ſüßerm Ton.
Sie ſteht und träumt, — ein roſ'ger Dämmer ſchon
Geht durch die Maiennacht, — und wie ſie hebt
Empor den Blick, da leiſe ſie erbebt:
Herab auf ſie, doch ferne, ach, ſo fern,
Strahlt Lucifer, der goldne Morgenſtern.

Es ſtieg herauf der Tag mit hellem Glanz —
Verhangen iſt die Kloſterkirche ganz
Mit ſchwarzem Tuch, — und tiefe Schatten fallen
Von Pfeilern und Behängen durch die Hallen, —
Geiſterhaft, — grauenhaft. — Stumm auf ihren Bänken
Die Nonnen ſitzen, — bleich, — erſtarrt. — Es ſenken
Die Augen ſich, und ſehen dann wieder hinauf,
Erſchrecken, ſo Lucia jeder Blick. Sie ſteht
Vor dem Altare auf dem kalten Stein, —
Auf Haupt und Nacken fällt der Wiederſchein
Der Roſen, die ſich durch ihr Haar noch ſchlingen,
Die keiner ihr vermochte zu entringen.
Vor ihr, mit kahlem Scheitel, finſtern Brauen,
Im hohlen, tiefen Aug den Tod zu ſchauen,
Mit nackterm Fuß und hagern, dürren Händen,
Den rauhen Strick gegürtet um die Lenden,
Dunſtan, der Heilge, ſteht. Er ſpricht zu ihr:
Die du hier ließeſt in deiner Roſen Zier,
Im Chor noch den verführeriſchen Klang
Der Nachtigall, die dir in Haarten ſang, —
Die du am Tag noch ſuchſt den Morgenſtern:
Weh über dich! abtrünn'ge Braut der Herrn!
Verfluchte, was dich dieſe Nacht entzückt,
Mit Schmeichellaug die Sinne dir berückt!
Denn Alles, was Natur dir bietet, iſt
Vom Teufel ganz erfüllt mit Trug und Liſt
Es hat ſein Hauch dich angeweht im Duft
Der Roſen, der hinauftrieb in die Luft,
Und ſeine Stimme iſt's die du gehört
Als dich das Lied der Nachtigall bethört!
Im Glanz des Morgenſternes, da ſahſt du ihn,
Das war ſein Aug, — das auf dich niederſchien,
Das Auge Luciferz! — Weh über dich,
Daß er voll Argliſt in dein Herz ſich ſchlich!
Weh' um zum Kreuz! — Verfluche die Natur,
Verfluch den Blumenreiz von Wald und Flur,
Verfluch den Lenzesbund mit ſeinem Koſen,
Den Schlag der Nachtigall, den Duft der Roſen! —
Durch Angſt und Schrecken nur, durch Nacht und Graus
Führt hin der Weg zu Gottes ewgem Haus!
Umſonſt erhebt ſich Lucia und ſpricht:
Ich fand kein Haus und keine Stätte nicht,
Ich fand nur Trümmer, Oede, Graun und Tod.
Hier leuchtet mir der Lebens Morgenroth!
Verſtohlenen Auges ging ich durch dieſe Pforte,
Nun bin von tiefem Schlafe ich erwacht,
Nun weiß ich, wonach meine Seele ſucht:
Nach dem, o Heilger, den du daß verflucht!
Wenn das der Teufel iſt, der in dem Hage,
Dem blüh'nden, wohnt, im Nachtigallenſchlage,
In Kreuz und Tuch, im goldnen Sternenreigen:
Wohlan, ich geb dem Teufel mich zu eigen!
Sie richtet hoch ſich auf, mit ſtolzen Schritten
Schreitet hinweg ſie durch der Nonnen Mitten,
Beſtreift das Haupt, das Auge hell und groß,
Den Nacken und den ſchimmernden Buſen bloß,
Das bärne Kleid zum Gurte niederliegend,
Der Venus gleich, die aus dem Dunkel ſiegend
In leuchtender Schöne, eintritt in die Welt.
Die Nonnen ſtarr'n ihr nach, — ſchwer laſtend hält
Ein Bann ſie feſt. Erſt als durch's Thor verſchwunden
Iſt Lucia, löſ't ſich, was ſie gebunden, —
Der Athem wird, es wird die Zunge frei,
Und durch die Kirche gellt ein lauter Schrei!

Georg Hirh.

König David.

Zu Hebron in David's Palaste
Liegt Alles in tiefer Ruh',
Der König singt traurige Weisen
Und spielet die Harfe dazu:

„O Jonathan, Bruder, Geliebter,
Wie war ich in dir so reich!
Ach Keinen, Keinen noch hab' ich
Gefunden, an Treue dir gleich!

„Wohl liebte mich Micha, die Gute,
Wohl hat mich dein Vater geliebt,
Eh' finstre Gedanken und Träume
Des Helden Seele getrübt;

„Doch Micha sie ward mir entrissen,
Saul schloß seine Seele mir zu,
Und Niemand blieb mir, ach Niemand,
Als du, mein Jonathan, du!

„O schweiget, ihr Töne der Harfe!
Ihr klagt um entschwundenes Glück,
Ihr lockt von den Höhen Gilboa's
Den Todten doch nimmer zurück!" —

Und leiser und leiser entquillet
Den Saiten der Harfe der Ton,
Bis, wie ein Seufzer, der letzte
In's sternlose Dunkel entflohn. —

Und lange noch starret der König
Hinaus in das Dunkel der Nacht,
Und erst der Schimmer des Morgens
Hat Schlaf dem Auge gebracht.

Da horch — ein Lärmen und Toben!
Es stürzen mit wüthendem Schrei'n
Die Gesandten der Gibeoniter
Zur Kammer des Königs hinein.

Der hebt wie ein zorniger Löwe
Bebende vom Lager sich auf,
Und es ballt sich die nervige Rechte
Zur Faust um des Schwertes Knauf.

Ein Stutzen, ein Murmeln, ein Schweigen, —
Laut donnert des Königs Wort:
„Was sucht ihr in meinem Palaste?
Was wollt ihr an diesem Ort?" —

„„O König, wir darben und leiden
Drei Jahre schon Dürre und Noth,
Und größere Leiden noch haben
Die Diener Jehova's gedroht.

„„Saul war's, der im Eifer für Juda
Der Unsern viel Tausend erschlug,
Drum, bis zur Sühne des Frevels,
Trifft uns Jehova's Fluch."" —

„Und kann ich dem Zorne Jehova's
Gebieten, sein niederer Knecht?" —
„„Auf, gib uns die Söhne des Königs,
Das gottverfluchte Geschlecht!

„„Schon fingen wir diesen, den Knaben
Merthoseth, Jonathan's Kind!"" —
Und David erkennet die Züge,
Die ach so theuer ihm sind.

Und es trifft aus des Kindes Augen
Sein Auge ein flehender Blick,
Er denket vergangener Zeiten,
Und denkt an vergangenes Glück.

Und er breitet die Arme und theilet
Der Menge wuthschnaubenden Chor,
Und ergreifet den weinenden Knaben
Und hebt ihn vom Boden empor;

Und drückt ihn mit stummem Entzücken
So fest an das stürmische Herz,
Als wollt' er in Einem Drucke
Zerdrücken den tiefsten Schmerz.

Und lautlos stehet die Menge,
Die wüthend und stürmisch zuvor;
Da trifft, wie ein rollender Donner,
Des Königs Worte ihr Ohr:

„Weh dem, der gegen den Knaben
Zum Morde erhebet die Hand!
Nehmt alle die Andern, doch diesen
Hat mir Jehova gesandt!

„Dies Kind soll ganz mein eigen,
Soll lieb und theuer mir sein,
Soll sitzen an meiner Tafel,
Soll trinken von meinem Wein!" —

Er sprach's, und siehe — der Knabe
Schmiegt fest an den König sich an;
Und, wie vor dem Sturme die Wolken,
Die zürnende Menge zerrann

Eduard Brauer.

Denksprüche.

1.

Reden ist Silber, Schweigen Gold?
Betrüglich Gold, dem Feigen hold!
Des Mannes Red' ist blankes Eisen,
Des Weibes mögt ihr Silber heißen.

2.

Ein Mann von Wort — ein Mann von Worten,
Das sind zwei grundverschied'ne Sorten.

3.

„Es kommt der Hochmuth vor dem Fall!"
Ein Spruch so wahr, als kurz:
Doch hoher Muth frommt überall,
Am meisten vor dem Sturz.

4.

Zwei Maß' hat Jeder innerlich
Im Tadeln wie im Preisen,
Für And're eins und eins für sich
Wer sie zum Mittelmaß verglich,
Den nenn' ich einen Weisen.

5.

Ein Tröpflein Lieb' urhimmelklar und rein
Verfüßt ein ganzes Meer von Haß und Pein.

6.

Spaziere du
Nur sorgefüßig zu
Und wahre den gewichsten Schuh,
Daß ihn kein Ständlein schmutzig mache,
Du kommst zuletzt doch in die Lache!

7.

Was wollt' ich klagen?
Was sollt' ich zagen?
Will wagen und tragen in allen Lagen!
Zu neuem Streben
Mich kühn erheben,
Ruh' ist der Tod, die Arbeit Leben.

8.

Der Tod vernichtet menschlich Sein,
Sagt täglich die Erfahrung,
Doch stündlich: Nein, und ewig: Nein,
Des Herzens Offenbarung.

9.

Wer zagt und fragt bei jedem Schritt,
Ob nicht sein Fuß daneben tritt
Im Dämmergang durch's Leben,
Der tappt erst recht daneben.

Theodor Klein.

Frühlingsboten.

Nun die Lüfte lauer wehen
Und die Welt schon grün sich schmückt,
Ist auch dir, mein Herz, geschehen,
Daß der Lenz dich neu beglückt.

Noch kein Vöglein im Gehäge
Grüßt den ersten Frühlingstag,
Und schon wird es in dir rege
Wie auf einen Zauberschlag.

Aus den trüben Winterträumen
Drin du eingesponnen tief,
Bricht bereits ein lustig Keimen,
Manch ein Knöspleín, das da schlief.

Send' auch deine Liederschwalben
Jubelnd in's erwachte Land
Und der Lenzluft allenthalben
Bleibe freudig zugewandt.

Leodor Löwe.

Natur.

Der Mutter gleich,
Die ihr weinendes Kind
In die Arme schließt
Und ihm tröstenden Zuspruch flüstert,
So, o Natur,
Nahmst du mich stets
An dein großes Herz,
Wenn ein Leid mich bedrängt
Und der Muth mich verließ in der zweifelnden Stunde.

Im Gewittersturm,
In der Sternennacht,
Beim Brauden des Meeres
Und auf der Haide schweigender Oede
Spürt' ich das Haupt
Und die Brust mir befreit,
Was geheim du verhüllst
Zu erhorchen mit lauschender Seele.

Wie auf sonnigem Pfad
Ein Wanderer sich
Von der Schulter streift
Ein lästig Gewand
Und leichter steigt nach den ruhigen Höhen,
So löste von mir,
O Mutter Natur,
Deine gütige Hand,
Was mich preßte und zwang:
Die Sorge des Tags —
Schritt ich einsam dahin
Durch die blühende Welt,
Wo die Nachtigall schlug:
Oder im Herbst
Durchs gefallene Land,
Den suchenden Flug
Des Habichts im Aug'
Und die ziehenden Kranichschwärme.

Jeglichen Grams
Ausgleichende Huld
Ward mir durch dich,
O Mutter Natur;
Und das Leid ward Klang
Und der Klang zum Lied,
An deinem Busen erlauscht und gesungen.

Aber noch mehr
Des Trostes verliehst du!
Die Freundin auch,
Die treu mir gesinnt,
Hast du mir hold
Entgegengeführt
Beim Wipfelgeräusch
Und dem Brausen des schäumenden Wildbachs.

Zwiefachen Segens
Wirken beschirmt mich
Also durch dich,
O Mutter Natur;
Denn deinem Umfangen
Sanft mich entziehend,
Schließen die Arme
Der Freundin mich fest
An ein klopfendes Herz,
Das süße Geheimniß der Liebe mir kündend.

Walpurgis.

In dieser ersten Maiennacht,
So voll von warmem Leben
Der schöpferischen Frühlingsmacht,
Hört' ich vor meinem Fenster sacht'
Ein Auf- und Niederschweben.

Und dreimal rührt es leise, leis'
An die beglänzten Scheiben;
„Und wär's auch nur ein Blüthenreis
Vom Wind bewegt — heraus! ich weiß
Schlafstörer zu vertreiben."

Ans Fenster, und mit rascher Hand
Den Flügel aufgezogen!
„Wer da?" — da rauscht ein leicht Gewand,
Braun Haar mit aufgelöstem Band
Und, husch, war's weggeflogen.

Wie fernen Echoens Widerhall
Klang's noch im Frühlingshauche,
Dann ward es ſtill, ſtill überall,
Nur eine wache Nachtigall.
Schlug im Hollunderſtrauche.

Da in der Nacht des erſten Mai's
Hab' ich zu mir geſprochen:
„O Thor, der's nicht zu nützen weiß,
Wenn nächtens ihm ans Fenſter leis
Die ſchönen Herzlein pochen!“

Nach J. Ohmeyer's Mittheilung.

Das Wunderbild der Juden.*

Südtyroliſcher Legende.

Meiſter Jephta, edler Bildner,
Formet für den Rath von Trento
Ein erhabnes Frauenbildniß,
Das des alten Stamms aus Juda
Höchſte Schönheit wiederſpiegelt.

Und der alte Judenmeiſter
Froh des vielwillkommnen Auftrags
Sinkt in langes tiefes Sinnen,
Greift nach Meißel und nach Hammer,
Und er ſiehet Tag' und Monde
An dem weißen Marmorblocke.
Unter ſeinen mächt'gen Schlägen
Allgemach bricht der Stein ſich
Und geſtaltet ſich zum Weibe,
Welche Iſraels Symbol iſt.
Ja das iſt das Bild der Zion,
Die gebeten einſt zum ein'gen
Großen mächt'gen Gott des Himmels,
Die in tauſend Freuden jauchzte
In dem heil'gen Land der Väter,
Die in tauſend Aengſten bebte
In der Knechtſchaft an dem Nile,
In der Knechtſchaft Babilons
Wo ſie an den Waſſerflüſſen
Aufzog die zerriſſne Harfe,
In der ewigen Verbannung,
Die das Volk des Herrn zerſtreute
Allwärts über dieſe Erde.

Welch ein mächtig ſtolzes Bild!
Staunend ſieht der Meiſter ſelber
Auf ſein Werk. Es iſt gelungen,
Seines Volkes Geiſtesziele,
Seines Volkes namenloſe
Rieſenhafte beſt'ge Schmerzen
Dieſen hohen edeln Zügen
Und den Gliedern einzuprägen.
Staunend ſieht's der Meiſter ſelber
Und er dankt Gott dem Herrn,
Welcher ihm die Kraft verliehen,
Solch ein großes Werk zu bilden.

Schmerzlich fühlet es der Künſtler
Sich von ſeinem Werk zu trennen,
Dem die nächtlichen Gedanken
Und des Tages Werk er weihte
Jahre lang. Und Schmerz empfindet
Auch der alte Judenmeiſter,
Als die Thür ſich plötzlich öffnet
Und des hohen Rathes Diener
In die weite Werkſtatt treten,
Um das Meiſterbild zu holen.
Eine Thräne iſt ihm im Auge,
Als ſie ſcheiden. Und Rebekka
Tröſtet ihn, die ſchöne Tochter.

Plötzlich tönet auf der Straße
Lauter Jubel! Helle Rufe
Hört man rings, die bald ſich einen
In die frommen Kirchenlieder.
Und nun brauſen auch Poſaunen,
Ja es ſchallen alle Glocken
Von den Thürmen aller Kirchen.

Und der Alte ſpricht zur Tochter:
Lauſch' mein Kind, was giebt es draußen!
Doch die Tochter geht und kehret;
Seltſam lautet ihre Kunde:
Vater, während ſie auf's Rathhaus
Deine Tochter Judah brachten,
Kam zur Stadt ein Marmorbildniß
Jenes Weibes, das die Chriſten
Ihre Mutter Gottes nennen.

*) Das Bild wird noch im Dome zu Trient gezeigt.

Und es lief das Volk zuſammen,
Hell auffauchzend vor dem Werke.
Männer, Frauen, Greiſe kamen,
Mönche in den braunen Kutten,
Prieſter in den Feſtornaten
Unter hohen Baldachinen.
Und die Knaben trugen Kerzen,
Alle ſangen heilge Lieder,
Und in dem geweihten Zuge
Brachten ſie die Benedikte
In die alte Kathedrale.
Nichts ſoll dieſem Wunder gleichen.

Und in ängſtlicher Erregung
Springt empor der Judenmeiſter.
Führ' mich, Kind! ſpricht er zur Tochter;
Und ſie traten aus der Wohnung
Und ſie wandeln durch die Gaſſen
Und ſie nahen ſich dem Dome.
Schüchtern, ſcheu, verhüllten Hauptes
Dringt er in die hohen Hallen.

Welcher Anblick! Durch die Wölbung
Tönen tief und voll die Orgel,
Hochgeweihte Hymnen klingen,
Und es kniet im Staub die Menge
Betend, weinend, ſchluchzend, ſingend:
Sei gegrüßet, o Maria,
Du biſt voller Huld und Gnade,
Mit dir iſt der Herr, du wandelſt
Hochgebenedeit vor allen
Andern Weibern, benedeiet
Iſt die Frucht von deinem Leibe.
Amen, Amen, Amen hallt es.

Welcher Anblick! Jetzt erſchaunt
Die Madonna auch der Meiſter.
Welcher Schrecken! Denn ſein Bild iſt's,
Seine Tochter iſt's aus Juda!
Ja, nichts gleichet dieſem Wunder!
Frauenhoheit iſt dieſelbe
Bei den Chriſten bei den Juden,
Jedes edle Herz verehrt ſie.
Und es ſinkt der alte Meiſter
Todt der Tochter in die Arme.

Karl Riehorſ.

Gering und klein.

Könnt' jeden Tropfen meines Blutes
Ich zaubern in ein feurig Lied,
Wie wollt ich ſingen frohen Muthes
Von Gottes Größe nimmer müd'!
Könnt' ich in allen Sprachen ſingen,
Ja, wären alle Harfen mein,
Nicht Lob genug könnt' ich ihm bringen —
Vor Gott bin ich gering und klein.

Könnt' ich erfaſſen alles Weſen,
Hätt' ich der Wahrheit goldnen Stift,
Könnt' ich die Hieroglyphen leſen,
Des Abendhimmels Flammenſchrift;
Wär' ich der brünſtigſte der Beter,
Könnt' bis zum letzten Sternenſchein
Ich tauchen in den blauen Aether —
Vor Gott bin ich gering und klein.

Und faßt' ich alle Diamanten
In einen ring'gen Kronenkreis,
Und wären Kön'ge die Trabanten
In meines Hofſtaats prächt'gem Schweif,
Und wär' ein Held jeglicher Krieger,
Gehorchend meinen Wink allein,
Gebiet' dem Erdball ich als Sieger —
Vor Gott bin ich gering und klein.

Mit Salomonis goldnem Ringe,
Gebietend ſelbſt der Geiſterwelt,
Wär' ich ein Aar mit matter Schwinge
Vor Gott, hoch über'm Sternenzelt.
Hätt' ich die Weisheit aller Weiſen,
Und der Erkenntniß edlen Wein,
Wär' noch ſo herrlich ich zu preiſen, —
Vor Gott bin ich gering und klein.

Ihm, dem des Frühlings Blüthen fallen,
Ihm, dem in ſüßer Harmonie
Die Hymnen aller Nachtigallen
Ertönen, beug' ich gern mein Knie;
Ihm brauſen alle Meereswogen,
Ihm zuckt der Blitze Flammenſchein,
Zu ihm fühlt ſich mein Herz gezogen —
Vor Gott bin ich gering und klein.

Otto III. und der Mönch.

Was du an hohen Ehren
Erbittest, was es sei,
Ich will es dir gewähren,
Drum rede frank und frei!
So spricht zum Mönch, dem armen,
Der Kaiser mit Erbarmen
Und lächelt stolz dabei.

In härenem Gewande
Tritt der Gottesmann,
Und blickt den Herrn der Lande,
Den mächt'gen Kaiser an,
Legt seine Hände leise
In väterlicher Weise
Ihm auf die Brust alsdann.

Er spricht: Nach Reichthum stehet,
O Kaiser, nicht mein Sinn,
Der Erde Glück vergehet,
Nicht acht' ich Goldgewinn,
Dem Herren ganz ergeben,
Geb' gerne ich mein Leben
In seinem Dienst dahin.

Doch willst du mich begnaden,
So möge das es sein:
Bewahre, Herr, vor Schaden
Dein Herz und halt es rein;
Behüte deine Seele,
Denk', was dein Herz auch wähle,
Das Irdische ist Schein!

Das klingt wie stille Wehmuth,
Das klingt so feierlich,
Drauf neigt, ein Bild der Demuth,
Der mächt'ge Kaiser sich,
Er kniet vor dem Greise
Und weint und bittet leise:
O Vater, segne mich!

Felix Dahn.

Die Vestalin.

In den stillen Tempel lärmend
Bricht das Volk empört in Wuth:
„Auf und schleppt sie vor den Prätor,
Tilgt die Schuld in ihrem Blut,
Denn kein Rauch steigt mehr zum Himmel,
Und erloschen liegt die Gluth.

Priesterin, wo war dein Eifer,
Priesterin, wo war dein Herz?
Träumtest du der Liebe Träume,
Pflogest du der Liebe Scherz?
Sucht den Buhlen und zerfleischt ihn
Glied für Glied mit scharfem Erz.

Doch sie selbst scharrt in die Erde
Lebend ein mit ihrer Schmach."
Also tobt die blinde Menge,
Von den Säulen schallt es nach,
Doch erwacht aus tiefem Schweigen
Trauervoll die Jungfrau sprach:

„„Wehe, rohe Männer, wehe,
Die ihr schenklos, wild, im Streit,
Zorn und Flüche auf den Lippen,
In dies Haus getreten seid.
Nicht die Priesterin, ihr selber
Habt das Heiligthum entweiht.““

„Heuchlerin, du sieh die Asche,
Sprich, wo löschte diese Gluth?"
„„Unauslöschlich lodert Bestos
Heerd in meines Herzens Hut,
Und was diese Brände löschte,
Das war meiner Thränen Fluth.““

„Thränen, was hast du zu weinen,
Du der Göttin Dienerin?"
„„Vor drei Tagen sank bei Cannä
Roms Ruhm und Ehre hin,
Und als Priesterin ich geworben,
Blieb ich eine Römerin.““

„Nicht um Rom, um einen Buhlen,
Der gefallen, weint ſie wohl.
Auf! ergreift ſie, ſie ſoll ſterben,
Schleift ſie fort auf's Capitol.“
Doch die Prieſterin umflammert
Feſt der Göttin Steinſymbol.

„„Höre mich, du große Göttin,
Die du reiner dort nicht thronſt
In den Hallen des Olympos
Als du mir im Herzen wohnſt,
Die du ſchrecklich ſtrafſt den Frevel,
Wunderbar die Unſchuld lohnſt:

Höre mich, die alle Feuer
Mit dem heil'gen Athem ſchürt: —
Bin ich rein an Leib und Seele,
Wie der Prieſterin gebührt,
Auf, entzünde dieſe Aſche,
Wie ſie meine Hand berührt.““

Sprachs, und auf die ſchwarzen Brände
Leget ſie die weiße Hand,
Und ein Donnerſchlag erdröhnet,
Licht umfluthet ihr Gewand,
Und empor vom Opferheerde
Lodert goldig heller Brand.

Auf die Kniee ſtürzt die Menge,
Und die hohe Jungfrau ſpricht:
„„Wenn der Unſchuld hier auf Erden
Jeder letzte Schutz gebricht,
Greift ſie muthig in den Himmel,
Holt herunter ſein Gericht.““

Gothenzug.

Geht Raum, ihr Völker, unſerm Schritt,
Wir ſind die letzten Gothen,
Wir führen keine Schätze mit,
Wir tragen einen Todten.

Mit Schild an Schild und Sperr an Sperr
Wir ziehn nach allen Winden,
Bis wir im fernen grauen Meer
Die Inſel Thule finden.

Das ſoll der Treue Inſel ſein,
Dort gilt noch Eid und Ehre,
Dort ſenken wir dem König ein
Im Sarg der Eichenſpeere.

Wir kommen her, gebt Raum dem Schritt,
Aus Roms falſchen Thoren,
Wir tragen nur den König mit,
Die Krone ging verloren.

Romanze des Gefangenen.

Hoch ob meinem Gitterfenſter
Seh' ich rauſche Vögel ſchweben,
Meergewohnte Möwenbrut:
Und ſie ſchauren ſich im Kreiſe
Und ſie ſammeln ſich zur Reiſe
Nach des Nordmeers fernrer Flut.

Ach! wie oft ſah' ich ſie horchen
In Alt-Englands dunkeln Forſten,
An des Teviot grünem Strand,
Wenn ich ritt zur frohen Beute,
Laut umtobt von Roß und Meute,
Und den Sperber auf der Hand.

In den Wald entflog der Sperber,
Und die Mähne hängt der Berber,
Und die treue Mähr klagt,
Doch es jubeln der Barone,
Und nach des Verſchollnen Krone
Wird manch kühner Griff gewagt.

Rauſche Vögel, auf, von dannen,
Wo in dunkelgrünen Tannen,
Rudt ein ſtilles Königshaus:
Dort an eine Frau vielſüße
Richtet tauſend, tauſend Grüße
Vom gefang'nen König aus.

Hört ihr dann zum Troſt der Schönen
Eine ſüße Stimme tönen,
Ruft dem Troubadour: „Halt ein!
Blondel, laß' die ſüßen Weiſen,
König Richard liegt in Eiſen,
König Richard darret drin.“

W. Constant.

Der Zauber des Lebens.

Die Götter lächeln ewig; thränenlos
Schweift klar ihr Auge in den Himmelsweiten;
Sie lassen dem geheimnißvollen Schooß
Der Wonnen gold'ne Früchte stets entgleiten.
Der Sterbliche, der klug bedacht, nicht säumt,
Wird leicht im Falle das Geschenk erfassen,
Und nur der Zauderer, der eitel träumt,
Wird es sich rauben lassen.

Wenn ihre Gabe auf den Felsen fiel,
Der stolz, unbeugsam ragt in ew'gen Wettern,
Der Mutter strebt empor zum steilen Ziel,
Er prüft den Geist und stärkt den Leib im Klettern,
Wenn in der Wellen Brandung niedersank
Das göttliche Geschenk, wer scheut die Wogen?
Der Feigling! — Nicht hat des Erfassens Drang
Den Muthigen betrogen.

Da liegt die Erde, eine holde Braut,
Mit allen süßen Reizen ausgeschmücket;
Mit Lerchenschlag, mit Nachtigallenlaut,
Mit Milliarden Blüthen, ungepflücket.
Die Trauer zieht das düstre Leichentuch
Oft über diese Schätze sonder Gleichen,
Die Lust spricht gläubig ihren Zauberspruch,
Und alle Schleier weichen.

Vom Adler lerne schau'n in's Sonnenlicht,
Dann wird ihr ew'ger Glanz dein Auge letzen;
Erträgt es auch den goldnen Schimmer nicht,
Sind's doch nicht Schmerzensthränen, die es netzen;
Die Linde steht im Ungewitter stark,
Traf sie der Blitz, sie fällt im vollsten Blühen,
Es duftet noch aus Blatt, Gezweig und Mark
Um duftend zu verglühen.

Laß' nur das All mit seiner Herrlichkeit,
Laß es sich ganz in deinem Herzen spiegeln.
Die Trauer flieht und läßt sie gefeit
Darin versperrt und hinter sieben Riegeln.
Gewann in solcher Art dein Herz die Lust,
Dann hege sie, sie scheidet nicht so eilig;
Wohnt Liebe zur Natur in deiner Brust,
Dann ist die Seele heilig!

Hang zur Natur ist ein getreuer Hirt,
Der läßt von Jammer nicht dein Herz verkieseln;
Der Friede, dieser Quell der Götter, wird
Belebend, wärmend dein Gemüth durchrieseln;
Du fliehst aus eignem Drang, was deine Lust,
Dein Glück bedroht, den wüsten Zweifelklauder,
Und hütest wie ein Kleinod in der Brust
Des Lebens gold'nen Zauber.

Dann flammt dein Auge und dann lacht dein Mund,
Du kehrst den Rücken zweifelvollen Spöttern,
Wenn mit den Himmlischen noch nicht im Bund,
So kommst und bist du doch zunächst den Göttern;
Dann ringst du nicht umsonst, und wenn die Kraft
Dir weicht im letzten Anlauf deines Lebens,
Ist's nur ein Sprung aus einer Wonnenhaft
In Zauber ew'gen Lebens!

Ein Lächeln eine Thräne mehr.

Ein Regentropfen mag in's Meer versinken,
Wer sieht ihn wohl im ew'gen Wogenspiel? —
Am Himmel mag ein neuer Stern erblinken,
Wer ahnt am Himmel einen Stern zu viel? —
Es wird die See nicht mehr nicht minder wogen,
Der Himmel auch erscheinet heller nicht;
Doch hat das Meer den Tropfen eingesogen,
Der Aether auch gewann ein Sternenlicht.

Von jeder Thräne, die dein Aug' entschlüpfte,
Wo blieb von einer Thräne noch die Spur? —
Von jedem Lächeln, das so sonnig hüpfte
Auf deinen Wangen, wo blieb eines nur? —
Trübt auch die Zähre nicht dein ganzes Leben,
Wie es ein Lächeln auch nicht heiter macht,
Doch deine Thränen mehrt die eine eben
Um dieses Lächeln mehr hast du gelacht.

Ludw. Aug. Frankl.

Der 9. Ab 1492.*)

Wieder ist der Schreckensmond erschienen,
Der zweimal Jerusalems Ruinen
Und der Juden gramburchfurchte Mienen
Oft gesehen hat, der Monat Ab.

Der verhängnißvolle Tag ist's wieder:
Von Granada's gold'nen Hügeln nieder
Wallt der Gram und weinen Trauerlieder,
Wandern Juden wieder in's Exil

Aus dem Land, „wo schön die Sterne klingen,
Myrrhendüfte selbst den Staub durchdringen
Und die Lüfte kühn den Geist beschwingen",
Wie der Dichter Don Jehuda sang.

Als die Väter in's Exil einst zogen,
Wie auf Blumen Thau vom Himmelsbogen,
Taubensäuselnd kam der Trost geflogen,
Den da Rahel sprach zu ihrem Volk.

Wo ertönen jetzt Prophetenzungen?
Harfen nicht um Weiden mehr geschlungen,
Stimmen, die sonst himmelher geklungen,
Alle Offenbarung ist verstummt.

Und sie zieh'n, den Fluch nur zum Gefährten,
Männern funkeln Thränen in den Bärten
Und mit Blumen der verlass'nen Gärten
Ist geschmückt der Frauen dunkles Haar.

Blumen, daß sie welk noch mahnen sollen,
An der Heimath liebgeword'ne Schollen;
Greise ziehen mit der Thorarollen
Pergament'nen Fahnen stumm voran.

„Sonne leuchte uns'rem Pfad nicht nieder,
O verstummt, verstummt nicht Trauerlieder!
Welches Land nimmt die Vertrieb'nen wieder,
Die von Gott Verlass'nen, Müden auf?

Ach, wo ist die Ruh für dein gejagtes
Armes Volk, selbst um ein Grab verzagt es.
„Wo ist Gott?" So singt es und so klagt es
Durch's Gebirg bis an das blaue Meer.

Könntet ihr im Buch der Zukunft lesen,
Von dem Grame wär't ihr bald genesen,
Seh't, es zieh'n des kühnen Genuesen
Schiffe eben in das ferne Meer.

Ueberkommt die Herzen nicht ein Ahnen?
Jenseits über allen Ozeanen
Glänzt ein Land, entrollt der Freiheit Fahnen,
Gold'ne Pforten thut es gastlich auf!

Und den Schiffen, so die Enkel tragen,
Wird voran die Feuersäule ragen —
Laßt das Weinen, laßt das bange Zagen:
Ihrer wird ein neues Kanaan!

Eisbert Frhr. Minetze.

König Richard's Hochzeit mit Berengaria von Navarra.

Das ist ein fröhliches Festgelag
Zu Limasol auf der Burg,
Bei Becherklang und Zitherschlag
Den Maientag hindurch!

Und hell erschallt durch Berg und Thal
Der Glocken Feiergeläut:
König Richard sitzt bei'm Hochzeitsmahl
Mit Berengaria heut.

Da öffnen sich weit die Pforten zumal,
Der jubelnde Lärm wird leiser:
Herein in den kerzenflimmernden Saal
Tritt Isaak, Cyperns Kaiser.

Vor Richard beugt er die Kniee beid':
„O Herr, sieh meine Reue!
„Dem tapfersten Ritter der Christenheit
„Gelob' ich den Eid der Treue.

*) Entspricht dem 2. August 1492, an welchem Colombo eine neue Welt zu entdecken auszog.

„Zurück erstatt' ich dir all dein Gut,
„Den Gefang'nen löst' ich die Bande,
„Dir führ' ich über die Meeresfluth
Ein Heer zum heiligen Lande."

König Richard spricht: „So sei mein Gast;
„Nicht folge der Lust das Leid!
„Ich nehme, was du gelobet hast,
„Mir gilt ein Kaisereid.

„Brecht auf, ihr Herrn! Die Nacht ist bald:
„Sein Werk mag Jeder bestellen.
„Und morgen beim ersten Sonnengold
„Laßt unsere Segel schwellen!"

König Richard und Kaiser Isaak.

Bei dem König pocht's. Er fährt empor,
Er hört die seltsame Kunde:
Der Kaiser schlich aus des Schlosses Thor
Zur mitternächtigen Stunde.

Und der Wächter leucht von dem Zinnenkranz:
„Herr, rüste zu Roß' und Wehr!
„In Wald und Feld aufblinkt ein Glanz
„Ahnvoll von Helm und Sperr!"

König Richard spricht: „Die Mär' ist neu:
„Ein Kaiser bricht den Eid!
„Bei Gottes Rechte! Das bringt ihm Reu'!
„So hab' er deß Bescheid!

„Robert von Turnham, eile zum Strand!
„Wohlauf, mein Admiral,
„Umsegle du dies Inselland,
„Nimm Städt' und Burgen zumal.

„Ich ziehe derweil durch Schlucht und Wald
„Mit dem Heer und thue desgleichen,
„So Fels als Zinnen erstürz' ich bald,
„Bis wir die Hand uns reichen."

Herr Robert segelte frisch durch's Meer,
Da fielen Mauer und Thürme;
König Richard zog durch's Land mit dem Heer,
Da nahm er die Schlösser im Sturme.

Sie reichten sich vor Famagusta die Hand,
Wo Isaak gebot, der Kaiser.
Die Schlacht entbrannt' zu Meer und Land,
Die Lanzen knickten wie Reiser.

Und als sie gekämpft vom Morgenroth
Zur Nacht die heiße Schlacht,
Da sah der Kaiser in Noth und Tod
Gebrochen seine Macht.

Er trat hervor baarhaupt aus dem Thor,
Im dunklen Büßergewande,
Und beugte das Knie vor jüngst zuvor
Und sprach in Schaam und Schande:

„Dir, Herr, kann Keiner widerstehn,
„So sieh mich dir zu Füßen,
„Mag, was du willst, mit mir geschehn,
„Ich bin bereit zu büßen.

„Um eine Gnade fleh' ich allein,
„Die mögst du mir erweisen:
„Und soll ich dein Gefangner sein,
„Laß mich nicht schließen in Eisen!"

König Richard rief: „Das sag' ich zu,
„Verwirkt sind deine Lande.
„Einen Kaisereid den brachst du, —
„Schließt ihn in silberne Bande!

„So walte das Schwert des Rechtes Lauf,
„Gott wolle deß fürder walten!
„Und drum, ihr Herrn, die Segel auf,
„Laßt Türkenschädel uns spalten!"

Robert Hamerling.

Aus den Streckversen des Waldwanderers.

I.

Siehe, das sind nun wieder die Wälder, die trauten,
Von denen ich noch immer geträumt
Am heißen Seestrande. Bestrickt
Einfach-Erhab'nes doch ewig wieder den Sinn und wie das Meer

Steht auch der Tannenwald in unverbrüchlicher Schönheit,
Wenn längst die heimlich bunte Welt von Blüten um ihn
Dahingemähet ist.

König Richard.

Herzerquickend
Anlächelt mich hier das Reine, Schöne, Vollendete,
Mag ich zum Haidekräutchen
Mich niederbücken, das aus dem Moose
Mir zublinzelt mit den unschuldigen Aeuglein oder
mag
Ich Rast halten am Stamme der Riesenfichte, die
einsam
Noch auftrotzt im Waldschlag unter gefällten Brüdern,
Und die so feierlich,
So tiefsinnig und wunderbar den erhabenen Wipfel
Im Winde bewegt, daß ich beten möchte, das
Beil nicht
Möge sie fällen, das fleischige, mein, der Blitz nur
Des Himmels möge sie hinstrecken, die hohe, sobald
Sie sterben soll.

II.

O wie so lieb
Sind mir geworden die Blumen
Seit ich nun wieder wie einst, tagtäglich
In Wäldern schweife. Wie frisch
Aufathm' ich
Allmorgendlich, wenn ich emporklimme, der Sonn'
entgegen.
Die Waldestreppen, feuchtig gestuft und überkrochen
Von hundertjährigen Wurzeln
Zur einsamen Bergwiese, wo rötlich
Die Haide blüht, und wo
Um meines Fußes Niedertritt
Heuschreckenschwärme wie Funken stäuben.
Da steh' ich still bei Glocken- und Kreuz- und
Flocken- und Ringelblumen,
Und suche mit Dichteraugen
Ein Reinentwickeltes, und freue mich innig,
wenn
Recht voll gedrängt vom hohen Stengel das
Blütenköpfchen
Der Scabiose mir zunickt, wenn
Mit unverkümmertem Blatte, schlankgerander,
Der Hahnenfuß stolzirt, und Doldengewächse
Weithin verzweigt auf hohen Stämmen die
Haide bedecken.

So lockt der Schönheit selige Spur
Auf Waldespfaden das Aug' des Dichters,
Wie sie den Schwenden anlockt im Getümmel des
Marks:
Im Getümmel des Marks aber ist Schönheit
Ein schwirrend geflügeltes Wunder, buntschillernd,
Doch schwer zu haschen und oft
Mit scharfem Stachel bewaffnet:
Fromm sind und stille die Blumen.

Herbstelegie.

Ach, wohl wandl' ich sie noch, die gewohnten Pfade, noch einmal:
Alle die Pfade der Flur und den umblumneten Waldsteig
Auch, wo der Lenz mich erquickt und der blauende Sommer ins Herz mir
Lächelte: ja, noch wandl' ich sie wohl, die Pfade, der alten,
Aber wie anders, ach! denn es zittert die Sonne des Herbstes
Ueber den Hügn und vergessen sieht in den Gärten die letzten
Blumen, und klagend streckt die saufenden Bäume, die dürren,
Um ihr entschwundenes Grün die verzweifelnden Arme zum Himmel.

Du dort im Felsengehieg, du rauschumsäuselter Gießbach,
Aelteste Glocke des Hains, wie bist du so heiser geworden!
Ach von den Stimmen des Walds, den tausenden, blieb denn nicht Eine,
Die noch vom Lenze mir spricht, von den Herrlichkeiten des Sommers?
Matt nun schleichen die Stunden: wo immer ich wandre, da grinset
Mich die Versuchung an und der Tod und ich fühle mich einsam.

Siehe, der Abend sank. In die dämmernde Halle des Luftraums
Hebt sich der Mond, schwarz ragen die Wälder, es neigen die Pappeln
Dunnten im Thal am Weg wie betende Pilger die Wipfel.
Ringsum Stille, nur ferner bellt aus entschlummerten Dörfern
Hundegebell und droben im Bergwald knarret ein Schuß noch.

Ach wie der Frühling ſtirbt und der glühende Sommer, ſo ſtirbt auch
Immer der Tag und es ſchwindet der Glanz, der heilige, fernhin
Leiſ' und leiſer hinweg von den grünenden Gipfeln der Erde.
Aber da oben, ſiehe, da glühn, da rinnen die goldnen
Ströme des Lichts doch immer im ewigen Aether und wölben
Ueber dem Haupte ſich mir zur azurenen Grotte des Himmels.
Sprich vom Lenze, denn du mir, o Sternenhimmel! du leuchteſt,
Lebeſt immer und thauſt in ſterbliche Herzen zu allen
Zeiten dein mildes Licht. Es nachten die Haine gefangtos,
Oed' auch ſtarren die Felder, es ſind verſchwunden die Blumen,
Aber die goldenen Sterne, ſie ſtehn am Himmel und ſchimmern.

Thales.

Der weiſe Thales wandelte dahin,
Mit trunk'nem Aug' der Sterne Lauf betrachtend,
Und ſtrauchelte und fiel in eine Pfütze.

Da rief ein naſeweiſes Hökerweib:
O Trefflicher, was guckſt du nach den Sternen,
Und ſiehſt nicht, was vor deinen Füßen liegt?

So ſprach das naſeweiſe Hökerweib;
Und weil die Erde voll von Hökerweibern,
Erſcheint der Welt noch heut die Rede klug
Und Thales lächerlich. Ich aber ſag' euch:
So lang ein lichter Ball noch oben kreiſ't,
So lange bleibt dem Aug' des Philoſophen
Der Sternenhimmel näher als die Pfütze.

Auguſt Silberſtein.

Frauenblätter.

I.

Ein Weib.

Wenn je das Schickſal ſuchen will,
So es giebt einem Weib'
Ein Herz verlangend, ſüß und ſtill,
Doch ohne Reiz den Leid.

Und daß des Finches Vollgewalt
Durchdringe dieſes Loos,
So wirft es dieſe Weibsgeſtalt
Der Armuth in den Schooß.

Wie Mancher mag vorüber gehn,
Verachtend, belachend ſie —
Nicht ahnend, o Gott, daß er geſehn
Die höchſte Tragödie! —

II.

Die Nähterin.

Ich näh ein Frauenkleid,
Wie iſt der Stoff ſo ſchön!
Und noch am Abend heut'
Wird eine Braut d'rin geh'n. —

Ich näh ein Mannshemd,
Wie iſt das Linnen fein!
Der Mann iſt mir nicht fremd,
Wollt' einſt der meine ſein!

Die Braut, die iſt ſo reich,
Der Mann, der iſt ſo arm —
Mir iſt die Wang' ſo bleich,
Ich ſterb' vor Liebesharm!

Siegfried Kapper.

Maurerlieder.

Des Maurers Wandeln
Es gleicht dem Leben.
Goethe.

1. Aufruf.

Dort im Felde liegt ein Stein,
Hier im Abgrund rollt ein andrer,
Und ein dritter dort am Rain,
Hindernd, liegt im Weg dem Wanderer!
Und gleich vielen, unbeachtet,
Ohne Nutz und ohne Ziel,
Lagern noch zu Tage viel
Und vom Erdenschoß umnachtet.

Geh'n wir denn, und sammeln sie,
Lesen auf mit emsigen Händen,
Was sich findet dort und die,
Schauen, wie sich's läßt verwenden!
Denn in allem Sein und Leben
Schlummert harrend die Vollendung;
Unser aber ist die Sendung,
Es zu ihr emporzuheben.

Seht! Nun fügt sich Stein zu Stein
Diesem einem großen Werke!
Eines wird des Andern Stärke,
Das sonst haltlos lag allein!
Trotzen Stürmen und Wetterschauern
Wird, was wir in guten Stunden
So zu Nutz und Zier verbunden,
Und uns selber überdauern!

2. Grundstein.

Legst du den ersten Stein
In eines Baues Grund,
Gedenk des letzten sein,
Magst du zu solcher Stund.

Ein erster Stein, er wiegt
Gleich wie ein erster Rath;
In ihm und auf ihm liegt
Die ganze weitre That.

Drum vorerst mit Bedacht
Leg' ihn und ringem Sinn;
Halb ist schon gut vollbracht,
Was weis' im Anbeginn.

Dann aber senk' darein
Mit liebendem Gemüth
Dein menschlich bestes Sein,
Was Schönstes dich durchglüht:

Daß, was du schaffst, sich geb'
Auch stets als menschlich kund,
Zum Himmel aufwärts strebt'
Und fuß' im Erdengrund!

3. Hammer und Kelle.

Greift zum Hammer, greift zur Kelle
Niemals, ohne daß ihr denkt,
Welche Deutung, liebvoll heller,
In die beiden ist versenkt!

Hart zwar ist des Hammers Walten,
Schmerzlich trifft sein strenges Erz;
Er muß schlagen, er muß spalten,
Dringen ort bis tief in's Herz!

Denn nicht Alles will sich schicken,
Wie es ist und eben kommt;
Richten erst mit sichern Blicken,
Muß er Vieles, eh' es frommt.

Doch zur Zeit' ist ihm die Kelle:
Gab der Hammer die Gestalt,
Giebt dem Steine sie die Stelle
Und dem Ganzen seinen Halt.

Schwinge den Hammer! Führt die Kelle!
Aber denkt auch, was ihr thut,
Sei ein Werk, drin liebvoll helle
Eine weise Deutung ruht!

4. Schwelle.

Im grünen Waldesraum
Standst du als Schattenbaum,

In deinen Zweigen wohnten Fried' und Lieder,
Dem müden Wandergast
Botst du willkomm'ne Rast
Und senktest beides labend auf ihn nieder.

Nun ruhe du als Schwell'
Fortan an dieser Stell
Und was im Wald dem Wandrer du beschieden,
Das sind' auch früh und spat
Jedweder, der dir naht:
Ein gastlich Dach, ein frohes Lied und Frieden!

5. Fenster.

Durch das Fenster, das wir bau'n,
Soll ein Jeder dürfen schau'n,
So der Tag mit lichter Pracht,
Wie der Mond, das Aug' der Nacht!

Was der Freund durch es gewahrt,
Allzeit sei es holder Art,
Daß er es mit Wonne seh',
Gern verweilend stille steh'.

Was dem Feinde sich giebt kund,
Also sei's zu jeder Stund,
Daß er es mit Neide sieht
Und beschämt still weiter zieht.

6. Herd.

Nähre, wärme und erhelle,
Spende Glück und spende Leben,
Flamme, die du dich erheben
Einstmal wirst in an dieser Stelle!
Feuer aber, das nur zehrt,
Bleibe ferne diesem Herd!

7. Feierabend.

Gelobt sei Gott, der Abend grant,
Das Tagwerk ist vollendet,
Der Schall der Kelle endet.
Den Blick emporgewendet
Wird nunmehr unser Beten laut:

Der du gebaut die große Welt,
Du segne Stein für Steine,
Aus denen im Vereine
Wir fügen hier die kleine,
Auf daß dein Geist drin Ordnung hält!

Denn eine Welt ist jedes Haus,
Drin Leben ist und Sterben,
Verlieren und Erwerben,
Entfalten und Verderben,
Und Vieles geht da ein und aus.

Was wir vermögen ist nicht mehr,
Als daß mit Blei und Kelle
Wir regeln Sinf' und Schwelle
Und Herd und Tageshelle
Und dann das Dach, der Stürme Wehr.

Bei dir jedoch steht's, ob sie werth,
Der du in Sternen thronest,
Daß du darin auch wohnest,
Und unsre Arbeit lohnest,
Wenn wir vom Tagwerk heimgekehrt!

8. Uebergabe.

Das Haus ist ausgebaut,
Nun, Hausherr, zieh' hier ein!
Bring mit dir Freund und Braut,
Wird's auch nicht einsam sein.

Was unser war, geschah
Nach Kunst und bestem Sinn;
Die Mauern stehen da,
Der Herd, der wartet drin.

Ganz ist's nach deinem Brauch,
Doch kahl und ohne Zier.
Es nun zu zieren auch,
Das — liegt allein an dir!

Pfalzgraf Friedrich.

Hermann Grieben.

Mutterseelenallein. (1861.)

Das war der Tag, der neue, nicht,
Ein Leuchten war's im Traumgesicht,
Ein Schein aus eig'ner tiefster Seele;
Ins Künft'ge soll und will ich schau'n,
Drum träumt' ich nur ein Morgengrau'n
Daß ich des Weges nicht verfehle.
Denn immer noch ist Nacht ringsum,
Die ganze Welt ist öd' und stumm:
Wann bricht, den Bann zu lindern,
Der wahre Tag herein?
Ich bin mit meinen Kindern
So mutterseelen ganz allein.

Wohl hab' ich träumend tief in Nacht
Mein Lied dem Morgen dargebracht
Und meinen Gruß dem neuen Tage:
Doch nun ist Alles wieder still,
Ich weiß nicht, wie's noch werden will
Und trüb' im Liede klingt die Klage:
Liebfrauenglück, du sankst dahin,
Mir bleibt es nächtig stets zu Sinn:
Ich kann das Leid nicht mindern,
Kann nur das Wort ihm leihn:
Ich bin mit meinen Kindern
So mutterseelen ganz allein.

Doch wie ja jedes Menschenherz
Mit neuem Hoffen bannt den Schmerz,
So soll auch meines nicht verzagen.
Noch weiß ich nicht die Stunde wann,
Ich weiß nicht wie's noch werden kann,
Doch einmal, hoff' ich, wird es tagen.
So zählt das Herz mit jedem Schlag
Auf neuen Morgen, neuen Tag;
Das Licht, wer will es hindern?
In neuem Sonnenschein
Bin ich mit meinen Kindern
Nicht mutterseelen mehr allein.

Am Scheidewege.

Da zieh'n dem Lärm und Qualm der großen Stadt
Entronnen, drei Gesellen durch die Aue:
Sie sind des wüsten Volksgetümmels satt
Und wandern Arm in Arm hinaus in's Blaue.
Sucht ihr im Hochgebirg', am weiten Meer,
Am Gletscherwall, in sturmgepeitschten Wellen,
Was euch die Stadt nicht gab, des Glück's Gewähr:
Geleit' euch Gott, ihr jungen drei Gesellen!

Am Waldessaum noch einmal stehn sie dort,
Wo sonst so oft sie drei beisammen saßen;
Jetzt stehn sie da zu letztem Scheidewort.
Für immer sondern nun sich ihre Straßen.
Vom Wehgefühl des Scheidens übermannt,
Denkt Jeder wohl: So geht es denn zu Ende:
Wer weiß, wohin das Schicksal uns verbannt,
Wohin ich künftig meine Grüße sende!

Lebt wohl denn! spricht der Eine streng und hart:
Wohl war es hohe Zeit mich aufzuraffen
Aus diesem Menschenpfuhl der Gegenwart:
Ich habe nichts darinnen mehr zu schaffen.
Zum Hochgebirge will ich wandern gehn:
Nur dort, wo waudellos und ohne Wanken
Auf ew'gem Grund der Erde Säulen stehn,
Erkenn' ich noch der Ordnung Grundgedanken.

Der Zweite schaut mit düst'rer Miene drein:
Du gehst nach Rechts, ich wende mich zur Linken:
Auch mir ist diese Menschenwelt zu klein,
Aus ihren Brunnen eckt's mich zu trinken.
Wie tief veracht' ich dieses Sklavenheer,
Das frei sich dünkt in engegezog'nen Schranken!
Nur dort im weiten, wildbewegten Meer
Erkenn' ich noch der Freiheit Grundgedanken.

Der Dritte senkt das Haupt und sinnt und schweigt:
Dann endlich spricht er: Nun, so sei's geschieden.
Da unser Weg sich auseinanderzweigt!
Geleit' uns Gott, wir trennen uns in Frieden.
Dir gilt die starre Ordnung nur als Glück, —
Nach wilder Freiheit dürstet deine Seele: —
So zieht hinaus! Ich bleibe hier zurück,
Daß meine Hand dem Tagewerk nicht fehle.

Nein, eure Träume sind die meinen nicht,
Ihr sucht das Glück da draußen fern im Blauen:
Des Tages Forderung ist meine Pflicht,
Hier giebt's im Volk noch Tag für Tag zu bauen.
Daß Ordnung sich an Freiheit neu belebt,
Daß Freiheit sich an Ordnung nimmt die Maße.
Das ist das Ziel, das mir vor Augen schwebt,
Ja, mitten durch das Volk geht meine Straße.

Er schwieg, mit ihm die beiden andern auch;
Noch einmal dachten sie der schönen Stunden,
Wo sie so oft noch jugendlichem Brauch
Zu Lied und Wein zusammen sich gefunden;
Noch einmal gab den Bruderkuß der Mund,
Doch keine Thräne floß zur Wange nieder.
So schieden sie. Zerrissen war der Bund
Und Keiner sah den Andern jemals wieder.

Gustav Pfarrius.

Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche.

„Er mußt' ihn schwören und hält den Eid,
Kein Fürstenkind zu freien: —
So reiß' ich entzwei das fürstliche Kleid
Und geb' ihm die Hand als Bettlermaid:
Mag Gott es mir verzeihen!"

Im Arm die Laute, verläßt sie den Bann
Des Schlosses in nächtlicher Stunde,
Und trifft tief unten im finsteren Tann
Den Fiedler, den sie für Gold gewann,
Zu wandern mit ihr im Bunde.

„Sollst heißen mein Vater, mir Vater sein
Und Namen und Sippe mir geben: —
Nun fort von hier, hinunter den Rhein,
Den Neckar hinauf, wo in goldnem Schein
Die Zinnen der Pfalz sich erheben!"

Vor seinem Thurm Trutzkaiser stand
Im scheidenden Sonnenlichte
Der Pfalzgraf Friedrich, unverwandt
Gen Süden schauend vom Bergesrand
Mit gramdurchfurchtem Gesichte.

„Ihr kommt und geht mit dem Abendroth,
Der Liebe brennende Schmerzen!
Mein Schwur ist stärker, als eure Noth:
Dem Kaiser, dem Pabste Trotz ich bot,
Auch trotzen will ich dem Herzen!"

Siegreich hinschritt er am Bergeshang,
Doch klafften die Wunden noch offen,
Da traf sein Ohr ein Klang und Sang,
Der tief in's innerste Mark ihm drang:
„Sie ist es!" rief er betroffen;

„Elisabeth!" — „Bin Elisabeth nicht,
Mein Nam' ist Klara Detten;
Auf Wappen thu' ich und Stamm Verzicht,
Da Pfalzgraf Friedrich sie nicht bricht,
Mußt' ich sie brechen, die Ketten!"

„O Klara, mein Stern, wie leuchtest du klar
Herein mir in's düstere Leben!" — —
Der Pfalzgraf führte zum Traualtar
Die Bettlermaid. Kein treueres Paar
Auf Erden mocht' es geben.

Trinklied.

Stimmt die Kehlen, Jung und Alt,
Zögert mir nicht länger!
Wo zum Sang der Pfropfen knallt,
Sind wir alle Sänger;
Alt und Jung, in gleichem Drang
Füllt und leert die Becher!
Wo zum Becher tönt Gesang,
Sind wir alle Zecher.

Sauertopf, du armer Tropf,
Lächle nicht so weise!
Faßt die Freude mich beim Schopf
Stürm' ich aus dem Gleise,
Aus dem Gleis', das du mir zeigst
Mit verschrumpftem Finger,
Drin du auf- und niederschleichst,
Wie der Bär im Zwinger.

Ob der Lenz im Zeitenschwung
Längst mir auch verblühte,
Seiner Pracht Erinnerung
Blüht mir im Gemüthe;

Aus der Rebe goldnem Saft
Strahlt er neu und helle,
Und des Liedes Zauberkraft
Zaubert ihn zur Stelle.

Jede Sorge wird besiegt,
Ist der Muth der rechte,
Eine gute Stunde wiegt
Auf so sieben schlechte;
Läßt ein Herbst mich auch im Stich,
Groll' ich nicht dem Preller,
Guter Jahrgang findet sich
Noch genug im Keller.

Freunde, drum in Lust und Lieb',
Laßt uns singend trinken!
Wo ein Stäubchen Sorge blieb,
Soll's im Wein versinken!
Wo ein Fünkchen Freude steckt,
Soll's im Lied erglühen,
Und zur Flamme aufgeweckt
Bis zum Himmel sprühen!

Düsseldorfer Künstler-Album.

Vierzehnter Jahrgang.

1864.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Bilder.

Titelblatt, gezeichnet von T. Levy Elkan, Farbendruck.
Postillon d'amour, gemalt von E. Stammel, lith. von E. Volkers.
Beim Photographen, gemalt von A. Kindler, lith. von M. Ulffers.
Mädchen am Bach, gemalt von J. Kels, Farbendruck.
Kleine Cavallerie, gemalt von R. Rix, lith. von M. Ulffers.
Die Wartburg im 15. Jahrhundert, gemalt von A. von Wille, lith. von G. Gerlach.
Im Kloster, gemalt von A. Seel, lith. von M. Ulffers.
Sauer und süß, gemalt von J. Geern, lith. von M. Ulffers.
Am Brienzer See, gemalt von C. Jungheim, Farbendruck, lith. von A. Lüttmann.
Junge und alte Augen, gemalt von J. Moefelagen, lith. von A. Lüttmann.
Perirulum in mora, gezeichnet von L. Beckmann, lith. von A. Lüttmann.
Stallleben, gemalt und lith. von E. Volkers.
Hofleben, gemalt von G. Süs, lith. von J. M. Ingenmey.
Der kleine Fischer, gemalt von J. Hiddemann, Farbendruck, lith. von J. Lüttmann.
Der kranke Hund, gemalt von Litschauer, lith. von M. Ulffers.
Herbstabend, gemalt und lith. von G. Gerlach.
Großvater und Enkel, gemalt von E. Bosch, lith. von M. Ulffers.
Rheinsagen, gezeichnet von Professor E. Scheuren, Farbendruck, lith. von W. Krafft.

Meister Stephan, gezeichnet von Ad. Schmitz, lith. von J. M. Ingenmey. Illustration zum Gedichte von Dr. Wolfg. Müller.
Der Kauz von Ochsenfurt, gezeichnet von Ad. Schmitz, lith. von A. Lüttmann. Illustration zum Gedichte von Alex. Kaufmann.
Mittagszauber, gezeichnet von Professor E. Scheuren, Farbendruck, lith. von W. Krafft. Illustration zum Gedichte von Emanuel Geibel.
Das Wunderbild des Juden, gezeichnet von C. Jäger, lith. von A. Lüttmann. Illustration zum Gedichte nach J. Obwexer.
König Richard's Hochzeit, gezeichnet von Professor W. Camphausen, lith. von M. Ulffers. Illustration zum Gedichte von Gisb. Freih. von Vincke.
Pfalzgraf Friedrich, gezeichnet von F. Geselschap, lith. von M. Ulffers. Illustration zum Gedichte von G. Pfarrius.

II. Gedichte.

Seite.

Wolfgang Müller von Königswinter, An Peter von Cornelius . . . 1
Meister Stephan von Köln, illustrirt von Ad. Schmitz . . . 3
Am Johannisabend . . . 3
Vom Meister Wilhelm . . . 5
Durch's alte heil'ge Köln . . . 8
Die Madonna in der Rosenlaube . . . 10
Stephan und Elisabeth . . . 12
Der Meister . . . 14
Das Bild der Stadtpatrone . . . 16
Des Meisters Tod . . . 18

Alexander Kaufmann, Aus: „Allerlei Kanze" illustrirt von Ad. Schmitz . . . 21
Der Kanz von Ochsenfurt . . . 21
Der Student von Oxford . . . 21

Max Schaffrath, Naturbilder . . . 22
Ein Frühlingswunder . . . 22
Himmel und Erde . . . 23
Mairegen . . . 23
Pappeln im Winde . . . 23
Regenschauer . . . 24
Stoppeln . . . 24
Dürre Blätter . . . 24

Heinrich Steinheuer, Waldleben und Weben . . . 25

Emanuel Geibel, Tempora mutantur . . . 25
Mittagszauber, illustrirt von Professor C. Scheuren . . . 26

K. Hoffmann von Nauborn, Abendlied . . . 26
Morgenlied . . . 27

Friedrich Norder, Lucia, ein Fragment . . . 27

Seite.

Georg Lick, König David . . . 29

Eduard Prauer, Denksprüche . . . 30

Theodor Klein, Frühlingsboten . . . 30

Feodor Löwe, Natur . . . 31
Walpurgis . . . 31

J. Obwerer, Das Wunderbild des Juden, illustrirt von E. Jäger . . . 32

Karl Kirdorf, Gering und Klein . . . 33
Otto III. und der Mönch . . . 34

Felix Pahn, Die Vestalin . . . 34
Gothenzug . . . 35
Romanze des Gefangenen . . . 35

W. Constant, Der Zauber des Lebens . . . 36
Ein Lächeln eine Thräne mehr . . . 36

Ludw. Aug. Frankl, Der 9. Ab 1492 . . . 37

Giobert Frhr. von Vincke, König Richard's Hochzeit mit Berengaria von Navarra . . . 37
König Richard und Kaiser Isaak, illustrirt von Professor W. Camphausen . . . 38

Robert Hamerling, Aus den Streckversen des Waldwanderers . . . 38
Herbstelegie . . . 39
Thales . . . 40

August Silberstein, Frauenblätter . . . 40

Siegfried Kapper, Maurerlieder . . . 41

Hermann Grieben, Mutterseelenallein . . . 43
Am Scheidewege . . . 43

Gust. Pfarrius, Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, illustrirt von F. Geselschap . . . 44
Trinklied . . . 44

Düsseldorfer
Künstler Album
1865.

Düsseldorfer

Künstler-Album.

Herausgegeben

von

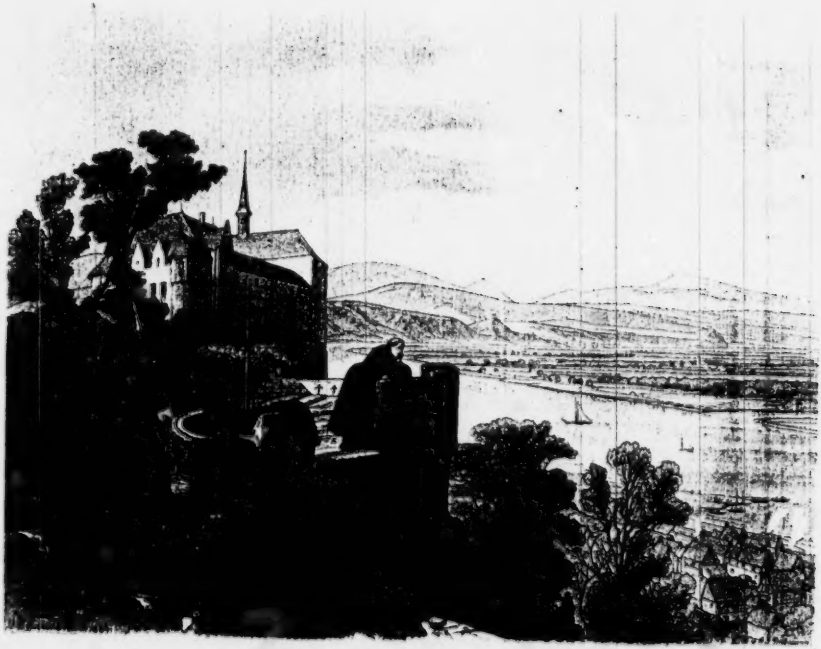
Dr. Wolfg. Müller von Königswinter.

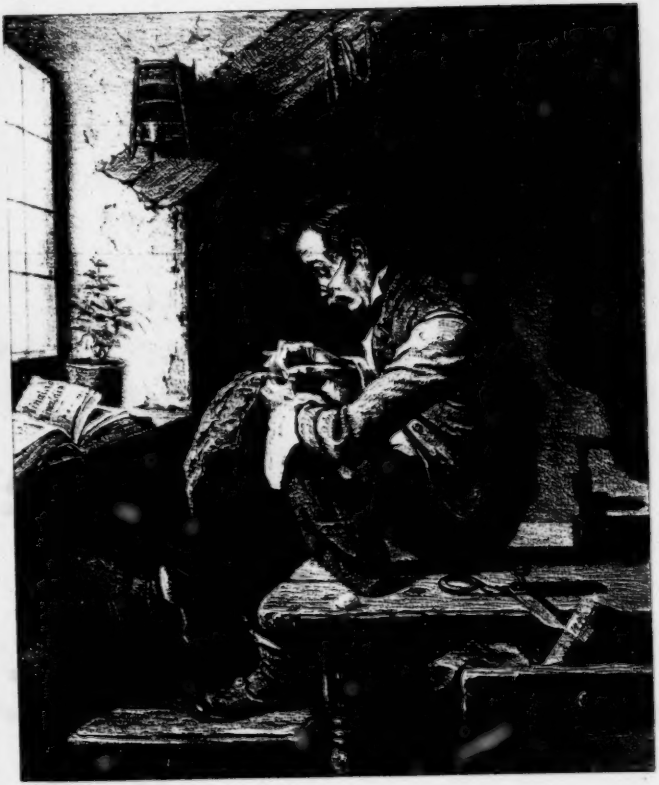
Fünfzehnter Jahrgang.

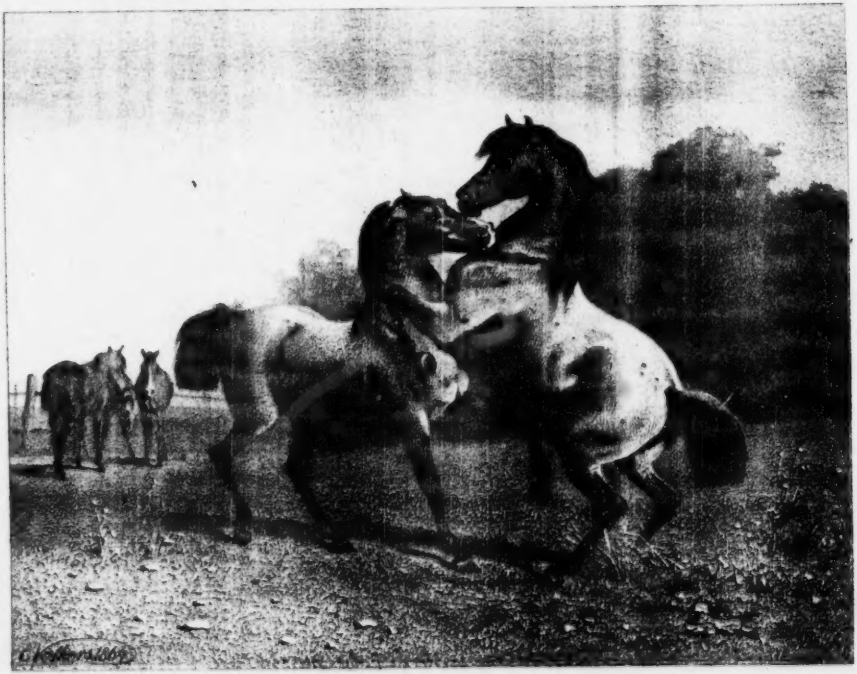
1865.

Düsseldorf,
Druck und Verlag des lithographischen Instituts von Breidenbach & Co.
(vorm. Arnz & Co.)

Düsseldorfer Künstler-Album.
1865.
Druck & Verlag
des lith. Inst. v. Breidenbach & Co. (vorm. Arnz & Co.) in Düsseldorf







Minnetrost.
So sanft mag kein
Winter schneien
So grob kein Wetter wüthen,
Es kommt die Zeit und komt
ein Schein,
Da prangt die Welt in
Blüthen.
So rauh und dicht
erst lag der Schnee
Steht blau und licht der Maerzviol,
Und that Dir Leid nach Liebe weh,
Thut zwiefach Lieb nach Leide
wohl.

Wilhelm von Jülich

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

I. Das Turnier zu Brügge 2
II. Peter de Konink 3
III. Wilhelm und Philippine 5
IV. Die Schlacht bei Furnes 6
V. Der junge Mönch 8
VI. Die Lilliards und die Klauwarts 9
VII. Philipp der Schöne 10
VIII. Die Sporenschlacht 11
IX. Flandern und der Leu 13
X. Wilhelms Tod 13

I.

Das Turnier zu Brügge.

Was giebt es zu Brügge, der reichen Stadt?
Da ist ein Reiten und Wandern,
Es hält ein stattliches Turnei
Herr Guy Graf von Flandern.

Jüngst kehrte der Graf aus Frankreich heim
Vom grünen Seinestrande,
Der König Philipp lockte ihn hin
Und schlug ihn dort in Bande.

Der König hat in Frankreichs Gau'n
Gebändigt die Grafen und Fürsten,
Zu zähmen auch das Niederland,
Thät ihm die Serie dürsten.

Ihn lüstet nach der Gelände Pracht
Voll Wiesen und voll Auen,
Ihn lüstet nach den Städten stolz,
Die rings sich thürmen und bauen.

Ihn lüstet, das frohe freie Volk,
Das reiche, zu unterjochen,
Drum fing er den Grafen, doch ist der Graf
Aus seinen Banden gebrochen.

Von Brügge sandte er Boten aus,
Die durften nicht ermüden,
Die Einen schifften in den Nord,
Die Andern ritten nach Süden.

Den König Edward von Engeland
Warb er als Bundesgenossen,
Ihm haben von Jülich, Holland, Brabant
Die Grafen sich angeschlossen.

Heut ist der Tag, da sich gereint
Herrn Guy's hohe Gäste,
Heut rüstet Brügge die reiche Stadt
Den Fremden herrliche Feste.

Sie prangt im bunten Fahnenschmuck,
Es läuten alle Glocken,
Es wogt in Straßen auf und ab
In jubelndem Frohlocken.

Und vor dem Belfried am großen Platz
Da stockt das Gedränge,
Am Grund, in den Fenstern, auf jedem Dach
Da harrt und staunet die Menge.

Am Belfried in der Halle sitzt
Herr Guy mit fröhlicher Miene,
Den edeln Gästen schenkt den Wein
Sein Töchterlein Philippine.

Durch alle Lande weit und breit
Berühmt sind Brügges Frauen,
Doch ist als Kron' und Edelstein
Die Grafentochter zu schauen.

Die Ritter alle mit Helm und Speer
Dort unten in den Schranken,
Nur auf Philippine und den Sieg
Stellt Jeder die Gedanken.

Da tönt ein heller Trompetenstoß,
Da ruft ein Herold zum Kampfe,
Da hört man wiehern die Rosse laut,
Da lauscht man dem Hufgestampfe.

Da stürmen mit den Sperren licht
Sich aufeinander die Ritter,
Da ward gespalten mancher Helm,
Da brachen die Lanzen in Splitter.

Da wankte im Bügel mancher Mann,
Der schier vermeint zu siegen,
Und Manchen, der den Sieg erhofft,
Sah man im Staube liegen.

Und siebenmal erneut sich der Kampf
Von sieben stolzen Gesellen,
Und siebenmal sah Einen Mann
Man seine Gegner fällen.

Und wieder thut ein Trompetenstoß,
Der Herold verkündet den Sieger,
Der Sieger hält auf schwarzem Roß,
Wer ist der blanke Krieger?

Er trägt den Greif auf seinem Helm,
Umgeben vom Schweif des Pfauen,
Es steht ein Löwe auf seinem Schild
Aufrecht mit drohenden Klauen.

Herr Wilhelm ist der junge Held
Der Bruder des Jülicher Grafen,
Es grüßt das Volk mit Jubelgeschrei
Den Starken, Kühnen, Braven.

Er schlägt zurück das blanke Visier
Und dankt bescheiden Allen,
Dann steiget er von seinem Roß
Und nähert sich den Hallen.

Der Grafentochter nähert er sich,
Der schönen Philippine,
Des Sieges Preis, die Schärpe schlingt
Sie um ihn mit lächelnder Miene.

Mit lächelnder Miene schaut sie ihn an,
Der Blick geht seltsam zum Herzen,
Der junge Held ist tief bewegt
Von Wonnen und von Schmerzen.

II.

Peter de Konink.

Zu Brügge im alten Gildehaus,
Da sitzen sie beim Mahle,
Die Tafel ist gar reich bestellt,
Es kreisen die Pokale.

Da sitzen sie in bunter Reih,
Tiefernste bärt'ge Gestalten,
Die Kleider sind von Seide und Sammt,
Sie wallen in reichen Falten.

Das sind die hochwohlmögenden Herrn,
Vom Handel und Gewerbe,
Das sind die Gildenmeister all,
Sie sitzen im reichen Erbe.

Sie handeln weit nach Oft und West,
Nach Süd und Nord in die Lande,
Sie senden Wagen zu jedem Volk
Und Schiffe nach jedem Strande.

Sie zählen nach Tonnen das rothe Gold
In dieser stattlichen Mitte,
Sie pflegen ein starkes Bürgerthum
Und fester Ehr' und Sitte.

Da hob Herr Peter de Konink das Glas,
Der Meister der Wollenweber,
Der Alte ist blind auf einem Aug,
Doch schaut er kühn wie ein Eber.

Er spricht: Es lebe das Vaterland
Hoch Flandern und der Leue!
Auf, schlicken wir einen neuen Bund
In starker Lieb' und Treue!

Es gilt zu schirmen Haus und Heerd
Zu hüten Kinder und Frauen,
Von Frankreich drohet die Gefahr
Den theuern heimischen Gauen.

Herr Philipp der Schöne zu Paris,
Man sollt' ihn den Wüsten nennen,
Er brennt voll Gier auf unser Land,
Wohlan, er soll uns kennen!

Wohlan, er komme mit seinem Heer
Er komme mit seinen Rittern,
Er soll vor flandrischer Bürgerkraft
Und Bauernwuth erzittern!

Die Bürger der Städte, die Bauern im Land,
Sie müssen zusammenhalten,
Sie müssen das Banner mit dem Leu
Aus eigner Kraft entfalten.

Ich traue unserm Adel nicht
Mit seinen Schildern und Wappen,
Er liebt zu sehr den französischen Wind,
Französische Flitter und Lappen.

Schon Mancher brach Herren Guy die Treu
Und ſchranzt am pariſer Hofe,
Schon mancher Freiherr ward Lakei,
Manch Fräulein ward zur Zofe.

Doch Ehre dem, dem Ehre gebührt!
Auf ehret die Kampfgenoſſen,
Die unſerm alten Grafen ſich
In Fröhlichkeit angeſchloſſen!

Auf, ehret Edward von Engeland
Mit ſeinem wackern Prinzen,
Die Grafen von Jülich und Brabant
Und den aus Hollands Provinzen!

Doch ehrt den jungen Wilhelm zumeiſt,
Den edeln Helden und Krieger,
Der Alle heute zu Boden warf,
Auf, ehrt den ſchönen Sieger!

Und iſt es euch recht, ſo wollen wir
Ihm fröhliche Botſchaft ſenden,
Von Brügge den Ehrenbürgerbrief
Empfang' er aus unſern Händen

Von Brügge der Ehrenbürgerbrief,
Das iſt ein edeles Zeichen,
Und wär' er ein Kaiſer, er freute ſich,
Wenn wir ihn überreichen.

Da ſtimmten Alle brauſend zu
Herrn Peter de Koninks Worten,
Sie ſchrieben den Brief und ſiegelten ihn
Und zogen durch die Pforten.

Sie zogen nach der Grafenburg
In langem und breitem Zuge,
Sie riefen Wilhelm von Jülich heraus,
Der Jüngling kam im Fluge.

Wohl war er ſolcher Ehre froh,
Er ſtand mit glühenden Wangen,
Da er der Bürger Rede gehört
Und da er den Brief empfangen.

Er ſprach: Ihr Herren nehmt frommen Dank,
Ihr ſchafft mir ſchöne Stunden,
Stolz bin ich auf Brügges Bürgerrecht,
Ich bleib Euch ewig verbunden.

III.

Wilhelm und Philippine.

Es glänzt von Lichtern die Grafenburg,
Dort klingen die Flöten und Geigen,
Es wirbelt durch den blinkenden Saal
Des Tanzes fröhlicher Reigen.

Das sind die jungen stattlichen Herrn,
Die Gut zu Hülfe kamen,
Das sind in Gold und Edelstein
Die schönen flandrischen Damen.

Dazwischen fliegt ein junges Paar
Hoch auf des Tanzes Welle,
Wer ist die wundervolle Maid?
Wer ist der schmucke Geselle?

Herr Wilhelm ist's der junge Held
Mit Fräulein Philippinen,
Es blüht ihr Antlitz, es glüht ihr Blick,
Es strahlen die lachenden Mienen.

Er schwingt sie hinauf, er schwingt sie hinab,
Sie lachen, sie plaudern, sie küssern,
Dann ruhen sie aus am Erkerplatz,
Wo dämmernde Schatten düstern.

Er fragt: Was klingt in süßerem Ton
Wie Lieder der Nachtigallen?
Sie schweigt verschämt, da wispert er leis:
Das thut Eurer Stimme Schallen!

Er schwingt sie hinauf, er schwingt sie hinab,
Sie lachen, sie plaudern, sie küssern,
Dann ruhen sie aus am Erkerplatz,
Wo dämmernde Schatten düstern.

Er fragt: Was glänzet heller noch
Als funkelndes Edelgestirne?
Sie schweigt verschämt, da wispert er leis:
Das thut Euer Auge, das reine!

Er schwingt sie hinauf, er schwingt sie hinab,
Er schwingt sie hinaus in den Garten,
Dort blühen die flammenden Rosen so roth,
Ihr Schwesterlein zu erwarten.

Er fragt: So sagt mir, was tiefer ist,
Viel tiefer als alle Meere?
So sagt mir, was viel höher ist,
Als wie der Himmel, der hehre?

Sie schweigt verschämt, er aber ruft:
So glaubet mir, was ich sage,
Das ist die Liebe, die hoch und tief
Ich Euch im Herzen trage!

Und stürmisch zieht er sie an die Brust
Und hält sie fest umfangen,
Er küßt sie auf den rothen Mund
Und auf die glühenden Wangen.

Sie aber läßt es still geschehn
Sein Wort und seine Küsse.
Ihr ist dabei, als ob sich hell
Der Himmel öffnen müsse.

Ihr ist, als ob ein Wunder geschehn,
O süßeste Lebenstriebe!
Solch Wunder blüht im ersten Lenz,
Im Lenz der ersten Liebe.

O schönste heilige Wissenschaft,
So süß wie Lieder und Rosen!
Wie schnell lernt doch die junge Maid
Das Küssen und das Kosen.

Bald rauscht auch ein gestammelt Wort
Aus ihrem holden Munde —
Sie schwören sich ewige Lieb' und Treu'
In der mitternächtigen Stunde.

Sie standen so ganz vertieft in sich
Im Dunkel der hohen Bäume,
Da strahlet plötzlich funkelndes Licht
Allseitig durch die Räume.

Dort steht der Vater der jungen Maid,
Er steht mit blankem Degen,
Es blitzt sein Auge, es tobt sein Wort
Dem zitternden Paare entgegen.

Hierher, du pflichtvergeſſne Maid!
Du frecher Verführer von dannen!
Aus meinem Aug, aus meinem Land!
Ich muß dich auf ewig bannen.

Ich habe längſt mein Kind verlobt
Dem edeln Prinzen der Briten,
Was ich verſprach, das halt' ich feſt,
Euer Bündniß iſt zerſchnitten.

Da half kein thränenfeuchter Blick,
Es halfen nicht zärtliche Worte,
Er führt die Tochter zur Burg zurück
Und ſchließet die eherne Pforte.

Herr Wilhelm ließ ſich ſatteln das Roß, —
Zu Brügge die Feſte brauſen. —
Er ritt in die wetterdunkle Nacht,
Man ſah ihn nach Oſten ſauſen.

IV.

Die Schlacht bei Furnes.

Es ſteigt der Morgen blutigroth
Empor nach dem rauſchenden Tage,
O Brügge, wie ſcheinſt du plötzlich verſtört,
Das thut die blutige Sage.

Die blutige Sage geht umher:
Der Feind iſt eingebrochen.
Der Feind aus Frankreich will das Land,
Er will das Volk unterjochen.

Jetzt gilt es zu zeigen Muth und Kraft,
Jetzt gilt es ſich aufzuraffen!
Herolde ziehn durch die Straßen hin
Und rufen zu den Waffen.

Da rüſtet ſich der alte Graf
Mit ſeinen Kampfgenoſſen,
Das Fußvolk ſtellt um die Führer ſich,
Das Reitervolk ſitzt auf den Roſſen.

Der König Edward zieht durch's Thor
Mit seinen englischen Scharen,
Und Jülich, Holland und Brabant;
Sie eilen sich ihm zu paaren.

Die Bürger aber bleiben zurück,
Sie murren und sie grollen,
Daß man Herrn Wilhelm hat verbannt,
Das macht sie zornerschwollen.

Sie schelten und sie toben wild,
Weil alle Zungen melden,
Daß man mit Schimpf und Schande geschickt
Den allerbesten Helden.

Sie schelten und toben über die Gier
Des altersschwachen Fürsten,
Der schnöd gespert sein Töchterlein
Des Hochmuths einem Türken.

Und düsterer Mißmuth füllt die Stadt,
Wo jüngst die Fernde geklungen,
Es liegt der Gram auf Mann und Weib,
Auf Alten und auf Jungen.

Was wird geschehen? Wie sie all
In banger Ahnung zagen,
Da klingt heran die schwarze Mär:
Jetzt ist die Schlacht geschlagen!

Bei Furnes da ritten sie in's Feld
Dem Feinde kühn entgegen,
Frankreich erfocht den stolzen Sieg,
Und Flandern ist erlegen.

Geschlagen ist der Briten Heer,
Vernichtet die Bundesgenossen,
Gefangen ist Herr Guy, der Graf,
Er ward in Bande geschlossen.

Und sieh, schon strömt es fern heran:
Inmitten seiner Krieger,
Da ragt der König Philipp stolz
Hohnlachend der frohe Sieger.

Der längst es heimlich mit ihm hielt,
Er hat den Adel gewonnen,
Das sind die eiteln Lilliards,
Die dem Verderben entronnen.

Das sind die eiteln Lilliards,
Die schnöd das Land verrathen,
Und die mit süßem Schmeichelwort
Dem gierigen König nahten.

Sie öffneten ihm Schloß und Burg,
Sie öffneten Dörfer und Flecken,
Sie öffneten ihm zu Brügge das Thor,
Die eiteln Thoren und Gecken.

Der König ritt in das Grafenhaus
Wo einst Herr Guy gesessen,
Da sah man die schnöden Lilliards
Sich um ihn drängen und pressen.

Er schaute sie an voll Spott und Hohn
Und rief: bei meiner Treue,
Es hat der Hahn den Löwen besiegt:
Wo ist der flandrische Leue?

Es kam die stolze Königin,
Wohl prunkt sie in Sammt und Seide,
Doch reicher prangen sechshundert Frau'n
Im demantgeschmückten Kleide.

Sie sprach: Bin ich die Königin?
Kaum trau' ich meinen Sinnen.
Ich sehe hier eine ganze Schaar
Von zierlichen Königinnen.

Da mußten die stolzen Männer all,
Da mußten die glänzenden Frauen
Hinknieen in den elenden Staub
Und demuthvoll aufschauen.

Die Grafen von Holland und Brabant,
Sie kamen im Büßergewande,
Und gaben in Philipps Vasallenthum
All ihre reichen Lande.

Der König herrsche in dem Kreis:
Ihr Alle seid meine Knechte!
Im Land hier, Jacques von Chatillon,
Walt' strenge meiner Rechte!

V.

Der junge Mönch.

Es liegt ein Kloſter an der Maas,
Unweit von Maſtrichs Mauern,
Da iſt ein tiefſtill einſamer Ort
Voll Bangen und voll Schauern.

Vom Thurm verkündet der Glockenſchlag
Nur die verrinnende Stunde,
Es tönt dort nur der Chorgeſang
Der ernſten Brüderrunde.

Dann wird es wieder ſtumm wie das Grab
Unter den dichten Linden,
Kaum wagt es ein Funk, ſein ſchlichtes Lied
Zu geben den Lüften und Winden.

Dort wandelt oft ein junger Mönch
Im weltverlorenen Garten,
Man ſieht ihn ſeines Vögleins
Und ſeiner Blume warten.

Es liegt ein ernſtes tiefes Leid
Auf ſeinen ſchönen Zügen,
Sein Antlitz iſt hoar, der Lippen ſind ſtumm,
Die nie zum Wort ſich fügen.

Unlängſt erſt kam er an den Ort,
Er war wie gerüſtet zum Streite,
Um die Bruſt den Panzer, den Helm auf dem Haupt,
Das blanke Schwert an der Seite.

Doch alle Rüſtung that er ab,
Er will austauſchen ſein Leben,
Er wählt fort des Kriegs das ſtille Brevier,
Sie ſollen die Weihen ihm geben.

Da klingen die Glocken hoch vom Thurm,
Da fallen ſich die Hallen,
Die Brüder erheben den Chorgeſang,
Die Orgel beginnt zu ſchallen.

Sie ſchneiden dem Jüngling ab das Haar,
Er wird in die Kutte gekleidet,
Gelobt ſei Jeſus Chriſt, der ihn
Vom ſaulichen Weltlauf ſcheidet.

Voll Demuth und Beſcheidenheit
Obtag er ſeinen Pflichten,
Man ſah ihn auch den ſchwerſten Dienſt
Mit ſtiller Treu verrichten.

Er war ſo ſanft, ſo hold, ſo gut
Kein Mönch war edler und reiner.
Wer iſt der Jüngling? Man weiß es nicht,
Es fraget ihn auch Keiner.

Sie haben mit ſeinem ſtillen Schmerz
Ein heimliches Erbarmen —
Die Wunden bluten leis, wer mag
Aufreißen ſie dem Armen?

Herab ſieht er an des Gartens End,
Dort ſieht er oft und gerne,
Und ſchaut die Straße nach Weſten hin
Weit in die blaue Ferne.

Da kommen den weißen Weg entlang
Drei Krieger vom Hügelrücken,
Der Eine iſt blind, der Andre lahm,
Der Dritte geht auf Krücken.

Sie ſcheinen traurig, arm, zerlumpt,
Sie grüßen den Mönch am Hage.
Der ruft: Wie iſt es im Niederland?
Gebt Antwort meiner Frage!

Der Steiffuß ſpricht: Ich verlor das Bein
In den verlorenen Kriegen,
Gefangen ward der Kaiſerliche Graf,
Er muß im Kerker liegen.

Der Lahme ſpricht: Ich zerbrach den Fuß,
Da ich eilte, dem Herrn zu retten,
Mein Herr das war von Jülich der Graf,
Der ſtarb in franzöſiſchen Ketten.

Der Blinde ſpricht: Ich weinte mich blind,
Da Wilhelm von Jülich, der Gute,
Mein holder Herr verloren ging,
Ihm diente ich mit Gut und Blute.

Sie jagten ihn fort vom Brügger Hof,
Mit grimmem Spott und Hohne,
Er hatte die Grafentochter zu lieb,
Die Braut von Edwards Sohne.

O Gott, jetzt ist er schrecklich gerächt:
Dem ich auch blind noch diene:
Der König von Frankreich hat entehrt,
Die schöne Philippine.

Und wie der Mönch das Wort vernimmt,
Beginnt sein Aug zu rollen,
Die Lippe bebt, blau auf der Stirn
Ist eine Ader geschwollen.

Der Mund stößt aus einen furchtbaren Fluch,
Dann eilt er in die Kammer,
Dort wälzt er auf den Boden sich
In wildem entsetzlichem Jammer.

Und um die tiefe Mitternacht
In fahler Mondeshelle
Verläßt statt eines dunkeln Mönchs
Ein blanker Ritter die Zelle.

Nicht durch die Thüre geht er hinaus,
Er ist durch's Fenster in [illegible]unge,
Er schleicht in den Garten, [illegible]s wandert nach West
Herr Wilhelm von Jülich der Junge.

VI.

Die Liliards und die Klauarts.

Was giebt es zu Brügge der reichen Stadt?
Wie sind so still die Straßen!
Es liegt wie Blei auf allem Volk
Ein Leiden sonder Maaßen.

Dort schwelgen nur die Liliards
Die schnöden französischen Affen,
Bei Mahl und Wein, bei Tanz und Lust
Und bei dem Spiel der Waffen.

Doch in dem alten Gildehaus
Da tagt mit den Genossen
Herr Peter de Koninck; wie blicken sie
So todesmuthig entschlossen!

Er spricht: Sie heißen die Liliards
Die Feinde auf Tod und Leben,
So wollen wir uns einen Namen auch,
Einen blutigen Namen geben.

Man bricht die weißen Lilien
Am Besten mit rauhen Klauen
Wir heißen die Klauarts — Sie sollen bald
Des Löwen Klauen schauen!

Es lebe hoch das Vaterland,
Auf Flandern und der Leue!
Jetzt führen wir aus den alten Schwur
Der alten Lieb und Treue.

Da riß der Alte von der Wand
Das altehrwürdige Banner,
Dem Krieger gab er Lanze und Schwert
Und Bolzen dem Bogenspanner.

Und wie sie sich rufen Zunft um Zunft,
Und stellen Haufen zu Haufen,
Da kommt gleich wie ein blutig Gespenst
Ein Mann daher gelaufen.

Das ist der Meister der Fleischerzunft,
Herr Breidel, der starke Riese,
Der traf den Herrn von Eginai
Bei Male wohl in der Bleje.

Er traf den Herrn von Eginai
Mit seinen frechen Knechten,
Sie liegen all in ihrem Blut,
Das war ein kurzes Fechten.

Es stürzt ein Bote in den Saal,
Der ward von Gent gesendet:
Es haben die Genter Bürger sich
Schon gegen die Franzen gewendet.

Die Genter Bürger sind dabei
Die Franzen zu verjagen.
Hei, das giebt eine lustige Jagd,
Das giebt ein fröhliches Schlagen!

Da brach ein wilder Jubel aus,
Sie stürzen in die Gassen,
Sie stürmen und morden in jedem Haus,
Wo Liliarden praſſen.

Es stiebt Herr Jacques von Chatillon
Der Vogt von Frankreichs König,
Rings klingt es: Flandern und der Leu!
Es klinget tausendstönig.

Rings klingt es mächtig: Schild und Freund!
Das spricht keine fränzische Zunge,
Und wer das Wort nicht sagen kann,
Der wird ergriffen im Sprunge.

Dem reißen sie die Zunge aus,
Dem schlagen sie ein den Schädel,
Das gab ein Blutbad wüst und wild
Heut stirbt ein Jeder, der edel.

Herr Peter de Konink ist stets voran,
Herr Breidel ist an der Spitze,
Und Jeder sorgt, so gut er kann,
Daß er das Blut verspritze.

Es wächst allstündlich das weite Heer
Der Bauern und der Bürger,
Sie wollen sich rächen allesammt:
Fluch dir französischer Bürger!

Alle weißen Lilien werden roth
In des tobenden Löwen Klauen,
Es hilft der Knabe, es hilft der Greis,
Es helfen selbst die Frauen.

Und als sie im besten Werke sind
Im Morden, Sengen, Brennen,
Da tritt zu ihnen ein junger Held,
Den sie wohl Alle kennen.

Es braust ein lauter Jubelschrei
Entgegen dem blassen Krieger,
Da ist der Held aus dem Turnei,
Da ist Herr Wilhelm der Sieger.

Da ward erneuert der alte Bund
Und frische Freundschaft geschlossen,
Herr Wilhelm von Jülich gab sich hin
Den Bürgern als Kampfgenossen.

VII.

Philipp der Schöne.

Zu
Zu ritt ein Bote nach Paris,
Der brachte entsetzliche Kunde,
Die schufen König Philipp wohl
Qualvolle düstre Stunden.

Es war Herr Jacques von Chatillon
Aus Brügge verbannt und vertrieben,
Es war sein stattlich mächtig Heer,
Ermordet und aufgerieben.

Da raufte er aus sein nußbraun Haar,
Er tobte in schrillen Worten,
Er rief den alten Kanzler heran,
Der kam durch die goldenen Pforten.

Auf Kanzler, schreib aus ein neues Heer,
Die Ritterschaft soll rüsten,
Ich will vernichten die Flamingen,
Die sich in Hochmuth brüsten.

Ich will versengen das ganze Land,
Ich will die Städte brechen,
Und plündern will ich die Schätze all,
Ich will mich schrecklich rächen!

Bald sammelte sich die Ritterschaft,
Aus Frankreichs weiten Gauen,
Da gab es Rosse und Waffenzier
Und herrliche Männer zu schauen.

Sie zogen vor dem Lager hin,
Der König stand im Ballone,
Noch nie sah solch ein stattlich Heer
Ein Fürst auf Frankreichs Throne.

Zehntausend Reiter hatten im Hof
Und Fußvolk fünfzigtausend,
Das wälzt sich zum West mit Jubelgeschrei,
Das geht in die Weite brausend.

Die reichsten Ritter reiten mit,
Die tings das Land geboren,
Es hat Herrn Robert von Artois
Zum Führer der König erkoren.

Und wie sie ziehen die Straße entlang,
Da kommt von allen Seiten
Der flandrische Adel gewappnet heran,
Um mit den Franzen zu streiten.

Sie kommen zu streiten gegen das Land,
Wo sie das Leben begonnen,
Sie neideten Bauern und Bürgerschaft,
Die kühn die Freiheit gewonnen.

Sie neiden die Bauern im Wiesenland,
Die Bauern hinter den Pflügen,
Die arbeitsfröhlich Schatz um Schatz
In eiserne Truhen fügen.

Sie neiden der Städte Bürgerschaft,
Die Herrscher der weiten Meere,
Die reich sich kleiden in Seide und Sammt,
Stolz hüten ihrer Ehre.

O Gott, das ist der Bürgerkrieg!
Die Söhne derselben Gauen,
Sie stürmen auf einander los,
Die Seele füllt sich mit Grauen.

Und als das Heer die Grenze erreicht
Im letzten Abendglanze,
Da flechte Jeder ein Besenreis
Auf seine mächtige Lanze.

O Spott und Hohn! Sie wollen das Land
Mit ihren Besen kehren!
Jetzt zeige die Klauen, du flandrischer Leu,
Der Lilliards magst du dich wehren!

VIII.

Die Sporenschlacht.

Bei Kortryk liegen im Gefild
Die kühnen Klauarts von Flandern;
Es geht im Lager auf und ab,
Das ist ein Reiten und Wandern.

Der Weber Peter de Konink führt
Mit Breidel die Männer von Brügge,
Da sind die Alten kampfbewährt,
Die Jungen, die kaum noch flügge.

Die Genter leitet Jan Borluut,
Bei Worringen war er Sieger,
Es bringt von Furnes die Schaaren heran
Herr Eustach Sporkyn der Krieger.

Und die von Aelst führt Baudwin
Genannt von Paperode,
Mit Arnold dem Oberst stehen bereit
Die Oudinarder zum Tode.

Auch Holland sendet Hülfe her,
Die bringt Jan von Renesse,
Ein Mönch aus der Abtei Ter-Doest
Kommt daß er dem Feind sich messe.

Er heißet Wilhelm von Saeftlingen,
Er hat zwei Klosterpferde
Dem Juden verkauft, daß für den Preis
Ihm eine Rüstung werde.

So deckt das Bürger- und Bauernheer
Bei Kortryk das Gefilde,
Mit Armbrust, Schleuder, Keule und Schwert
Bewaffnet ist jede Gilde.

Zum Feldherrn haben sie gewählt
Herrn Wilhelm von Jülich den Braven,
Der sitzt mit Guy in seinem Zelt,
Dem jungen flandrischen Grafen.

Der junge flandrische Graf, wie gleicht
An Stirn und Aug und Munde
Er seiner süßen Schwester doch! —
Wie blutet Wilhelms Wunde!

Er schaut so lange, er schaut so tief
In die geliebten Mienen —
Er denkt der verrauschten schönen Zeit —
Er denkt an Philippinen.

Und er verknüpft den Jüngling sich
Zum schönsten Freundschaftsbunde,
Sie sitzen zusammen Tag um Tag,
Zusammen Stund' um Stunde.

Da tritt ein Späher vor sie hin,
Der redet angstbeklommen:
Im Westen lodern die Flammen empor,
Die wüthende Feinde kommen!

Rasch steigt Herr Wilhelm auf sein Roß,
Herr Guy sitzt im Bügel,
Und Beide sprengen das Lager entlang,
Als hätten die Rosse Flügel.

Dann tönt es: Flandern und der Leu!
Frisch auf ihr Bauern und Bürger!
Was welsch ist, falsch ist, schlaget sie todt!
Frisch in die französischen Würger!

Es mahnt Herr Wilhelm: Guy wohlauf,
Jetzt schlag mir erst zu Rittern
Den Peter de Konink, den Breidel zumal,
Dann werden die Feinde erzittern.

Herr Guy folgte rasch dem Wort,
Da wurden die Gildenmeister
Zwei Ritter — hei — wie jauchzte das Volk
Hell zucket die Luft durch die Geister.

Doch sieh, schon rücket der Feind heran
In goldig gleißenden Haufen,
Das Schlachthorn tönt, es wiehert das Roß,
Die Knechte rennen und laufen.

Herr Wilhelm stellte auf das Heu
In sumpfig morastigen Weiden,
Wo es die Gräben der schleichenden Lei
Vom drängenden Feinde scheiden.

Sie bauen von Rasen einen Altar,
Dann giebt der Priester den Segen,
Sie knieen vor dem Leib des Herrn,
Gebete die Lippen bewegen.

Sie führen ein Stücklein Erde zum Mund
Vom Boden der heimischen Erde,
Dann sind sie Alle zum Tode bereit
Und stehen mit fester Geberde.

Da regnet es hoch aus heller Luft,
Das sind die französischen Bogen
Die schleudern Bolzen um Bolzen ab —
Umsonst sind sie verflogen.

Nun ruft Herr Robert von Artois:
Jetzt bietet dem Pöbel die Spitze!
Ihn warnt der Connetable von Retle
Vor allzugroßer Hitze.

Doch Robert höhnt den edeln Mann:
Euch fällt das Herz in die Hosen!
Da ruft der Connetable: Voran
Folgt mir, ihr kühnen Franzosen!

Er reitet vor mit seinem Roß,
Er sinkt in den schlammigen Graben,
Es sinken mit ihm die Schaaren all,
Die ihn im Sturm umgaben.

So dämmte in dem Graben sich
Rasch eine Brücke von Leichen;
Hinreitend über Roß und Mann
Mögt ihr den Feind erreichen!

Es führt hinüber Frankreichs Heer
Herr Artois im Grimme;
Und drauf und drein, die Lilie hoch!
Ertönet seine Stimme.

Da stand Herr Breidel an dem Sumpf,
Wohl that er hohe Thaten,
Wohin er schlägt, da ist der Tod,
Und jeder Schlag ist gerathen.

Herr Robert spornt sein rasches Roß
Bis an die Fahne des Leuen,
Er reißet aus dem Banner ein Stück:
Jetzt Frankreich magst du dich freuen!

Doch schleudert der Mönch von Saeftingen
Ihn jählings von dem Pferde,
Ein Fleischer giebt ihm den Todesstoß,
Da röchelt er an der Erde.

Er bittet für sein Leben umsonst:
Hoch Flandern und der Leu!
Was wallch ist, falsch ist, schlagt ihn todt!
Da kam ihm zu spät die Reue.

Hier wallch ist, falsch ist, schlagt sie todt!
Da ging es an ein Morden.
Wie fallen die Bürger und Bauern jetzt
Voll Wuth in die Feindeshorden!

Und als die Sonne im Mittag stand,
Da waren die Klauarts Sieger,
Da lagen rings im Feld verstreut
Die französischen Ritter und Krieger.

Da lag Herr Jacques von Chatillon
Bei Leichen eine Leiche,
Da lag die Blüthe, da lag der Stolz
Von Frankreichs weitem Reiche.

Da lagen im bleichen, blassen Tod
Wohl zwanzigtausend Franzosen,
Herzoge, Fürsten, Grafen all
Gebettet in blutige Rosen.

Die Flamingen sanken auf die Knie
Und sangen mit lauter Stimme:
O großer Gott, wir loben dich,
Du standest uns bei im Grimme!

Du standest uns bei in deinem Zorn,
Du großer Gott der Rache,
Gerettet ist das Vaterland
Und die gerechte Sache!

Dann suchten sie im Schlachtfeld rings:
Siebenhundert Sporen lagen
Dort aus der wilden wüsten Schlacht,
Die sie mit Macht geschlagen.

Siebenhundert Sporen lagen dort
Der edeln französischen Ritter,
Die waren all von purem Gold —
Hei, war das ein Gefitter.

Sie hingen sie in der Kirche auf
Von unsrer Lieben Frauen,
Zu Kortryk in der alten Stadt
Da sind sie noch zu schauen.

Frischauf, o Flandern und der Leu!
Dein Ruhm ist unverloren! —
Das ist die Mär von der Sporenschlacht,
Der Schlacht der goldnen Sporen.

IX.

Flandern und der Leu.

Die Glocken schallen durch's ganze Land,
Die Pfaffen singen Messen,
Manch fröhliches Tedeum schallt,
Der Jubel ist unermessen.

Sie halten Umgang zu Brügge und Gent,
In allen Städten und Flecken,
Dem Regen folgt der Sonnenschein,
Die Freude folgt dem Schrecken.

Und wo die Klauarts heimwärts ziehn,
Zum heimathlichen Heerde,
Da naher Weib und Kind und Greis
Mit strahlender Geberde.

Zu Brügge wird Peter de Konink begrüßt
Und Breidel der wilde Krieger,
Zu Gent da jauchzen sie Herrn Borluut,
Er ward auf's Neue Sieger.

Zu Aelst da gilt es Herren Baudeyn
Von Papenrode mit Namen,
Zu Oudenaarde wie sie all
Herrn Arnold entgegenkamen!

Zu Zerland grüßten sie voll Lust
Den kühnen Herrn Renesse,
Und in der alten Abtei Ter-Doest
Vergaßen sie schier die Messe.

Dort lief der Abt und die Mönche all
Dem kühnen Bruder entgegen,
Der Robert von Artois gefällt
Mit seinen tausenden Schlagen.

Sie haben es verziehen ihm,
Daß er die Klosterpferde
Dem Juden verkaufte; sie pflegen ihn hold
An ihrem frohen Herde.

Im ganzen Land ist Freud und Lust,
Es heilen alle Wunden,
Sie haben das theure Vaterland
Und die Freiheit wiedergefunden.

Die Freiheit und das Vaterland
Sie sind so herrlich gerettet,
Es waltet ein freies Bürgerthum
Von fremder Herrschaft entkettet.

Hoch Flandern! Flandern und der Leu,
Dein Ruhm ist unverloren!
Die Klauarts haben den Schwur der Treu
Dem jungen Guy geschworen.

Nur Einer ist fern von rauschender Lust
Er machte die Luft so helle.
Herr Wilhelm von Jülich heiter still
In einsamer Klosterzelle.

X.

Wilhelms Tod.

Und weithin klinget manches Lied
Von Flanderns kühnem Leuen,
Wohlan, es gilt die Freiheit jetzt
Frischfröhlich zu erneuen.

Der stolze Adel einte sich
Jetzt wieder mit Bürger und Bauern.
Gott segne euren frommen Bund,
Er möge alle Zeiten dauern!

Es kam der Herrscher von Brabant
Und bot sich zum Bundesgenossen,
Der Bischof Wilhelm von Utrecht hat
Sich Flandern angeschlossen.

Den alten Grafen Guy entläßt
Herr Philipp nach Brügge zu fahren,
Er kommt, als sieg' er aus dem Grab
Mit seinen achtzig Jahren.

Herr Philipp gab es in seine Hand
Zu schließen einen Frieden,
Die Stadt, sie will den Frieden nicht —
Er ist in die Haft geschieden.

Die Stadt sie will den Frieden nicht
Mit Frankreichs falschem König,
Was welsch ist, falsch ist, schlagt sie todt!
So klingt es tausendtönig.

Die Klauarts denken die Feinde all,
Dur ſie betriegt, zu ſtrafen,
Drum brachen ſie nach Holland auf
Zu ſtrafen den neuen Grafen.

Der neue Graf iſt Frankreichs Freund,
Er focht an Frankreichs Seite,
Sie ſtrömen in Wogen in das Land
Der grünen Wieſengebreite.

Nehmt euch in Acht, ſeid auf der Hut,
Hochmuth kommt vor dem Falle!
Du flandriſcher Leu, bedenk es wohl,
Stumpf wird die ſchärfſte Kralle.

Und mochteſt du auch den fremden Feind,
Den eigenen Adel zwingen,
Volk gegen Volk, Leu gegen Leu,
Doch wird dir nicht gelingen.

Wohl zeigen ſie in mancher Schlacht
Ihr altbewährtes Schaffen,
Bei Zirikſee ſiegt Hollands Graf,
Es ſtreckt ſein Heer die Waffen.

Bald haben die kühnen Flamingen
Das ganze Land in Händen,
Doch drücken ſie grauſam auf das Volk
An allen Orten und Enden.

Das dulden Hollands Söhne nicht
Herr Wilte vom Hamstede,
Er hebt des Aufruhrs Fahne empor
Und es beginnt die Fehde.

Die gegen Frankreich einst vereint
Als Brüder im Feld gestanden,
Sie kämpfen jetzt auf Leben und Tod
Hinauf, hinab in den Landen.

O Flandern, schäm' dich solcher That!
Ihr Flamingen seid Thoren!
Bei Harlem stellte sich die Schlacht,
Die Schlacht, sie ging verloren.

Und als die Mär ins Louvre kam,
Zu König Philipp dem Schönen,
Da lacht er laut, da lacht er hell
In falschen bösen Tönen.

Da sammelt er zu einem Heer
Wohl hunderttausend Streiter,
Er selber zieht dem Heer voraus,
Er selber ist der Leiter.

Auch seine Flotte sticht in See
Hoch auf in der Nordsee Wogen,
Sie ist mit gutem Wind aus West
Nach Zerland hingezogen.

Der junge Guy der hält dort Stand
In kühnem Kampfverlangen,
Der junge Guy, er ward besiegt,
Geschlagen und gefangen.

Die schlimme Kunde geht durch's Land
Zu Wilhelms Klosterstätte.
Da sinnt Herr Wilhelm hin und her,
Daß er den Freund errette.

Auf's Neu legt er die Waffen an,
Er steigt zu Roß auf's Neue
Er will dem vielgeliebten Freund
Erproben die alte Treue.

Im Himmel hat er Einen Gott,
Und Einen Freund auf Erden —
Das ist sein Alles — es muß dem Freund
Die Freiheit wieder werden.

Er reitet auf's Neu in's flämische Heer
Er ward mit Jubel empfangen,
Sie grüßten als den Feldherrn ihn,
Den Mönch mit den blassen Wangen.

Und regnet es denn Flamingen?
So rief Herr Philipp der Schöne.
Da mengten mit den Trompeten sich
Der Schwerter und Schilder Töne.

Der Kampf entbrennt. Der junge Mönch
Ist allwärts an der Spitze,
Seine Stimme dröhnt wie Donnerlaut,
Es zischt sein Schwert wie Blitze.

Wohl that er Wunder der Tapferkeit,
Er häufet zu hohem Damme
Die fränzischen Leichen, und im Gewühl
Ergreift er die Oriflamme.

Die Oriflamme ist das Panier,
Frankreichs gewaltiges Banner —
Da schreien die Reiter, das Fußvolk schreit,
Es schreien die Bogenspanner.

Sei fröhlich Flandern und der Leu!
Herr Wilhelm rafft weiter —
Schon hebt er auf König Philipp das Schwert,
Der unersättliche Streiter.

Da wird er von einer Lanze durchbohrt,
Da stürzt er von seinem Pferde,
Da liegt er röchelnd und zuckt im Tod
Und giebt was Erde der Erde.

So lebt' und starb ein Mann vom Rhein
Für Freiheit, Freundschaft, Liebe.
Als Beispiel und Vorbild lebt er im Lied,
O daß er es immer bliebe!

Rudolph Gottschall.

Am Kreuzweg.

Ich halte auf der öden Haide
Am Kreuzweg tief um Mitternacht.
Hohläugig steht die alte Weide
Ein Geisterposten auf der Wacht.
Von Nebeln wie von Traumgesichten
Ist der verschlaf'ne Wald bedrängt;
Unheimlich schütteln sich die Fichten,
Um die der feuchte Nebel hängt.

Herbei aus euerm Buschverstecken,
Aus hohlen Stämmen, Sumpf und Moor!
Husch hinter allen Felsenecken
Und aus dem Zwerggestrupp hervor!
Herbei, herbei, ihr Zauberschwestern,
Werft eure nächt'gen Schleier fort!
Enthüllt das „morgen" mir, das „gestern" —
Es ist das gleiche Räthselwort!

Zertheilt den Nebel, der die Tage
Des Erdenlebens ſchwer umfängt!
Woher? Wohin? die alte Frage,
Die jedes Menſchenherz bedrängt!
Wie die geſpenſ'gen Schatten kreiſen
Im zweifelhaften Mondenlicht!
Da tönen ſchon die Zauberweiſen,
Aus denen düſ're Weisheit ſpricht:

„Am Kreuzweg huſchen wir und ſpinnen
Beſtändig eures Lebens Netz!
Ihr könnt ihm nimmermehr entrinnen,
Dem unerbittlichen Geſetz!
Ihr flattert an des Fadens Enden,
Und dünkt euch herrlich, groß und frei!
Der Knäuel liegt in unſern Händen,
Ob kurz, ob lang der Faden ſei."

„Ihr ſeid nur Schatten, wie ſie wandern,
Wenn dem Gewölk der Mond entlaucht!
Ihr ſeid nur Nebel, wie die andern,
Die hier der feuchte Moder haucht!
Ein Märchen nur iſt euer Leben,
Das euch mit Trug gebilden quält!
Nicht läng're Friſt iſt ihm gegeben,
Als bis wir's plaudernd auserzählt!"

„Schon in des Kindes Wiege betten
Wir den geheimen Talisman;
Da klirren die geweihten Ketten,
Die nie der Menſch zerreißen kann.
Wo Unſchuld noch in Sonnenſchauern
Von allen ihren Himmeln träumt,
Sehn wir ſchon das Verbrechen lauern,
Das ſeine Stunde nicht verſäumt."

„Wir ſind es, die um jedes Leben
Die tiefgeheimen Kreiſe ziehn,
Und Jeder fühlt's mit ſtillem Beben:
Er kann ſich ſelber nicht entfliehn!"
Ein dumpfes Krächzen, höhniſch Lachen!
Im Nebel tanzt es hin und her!
Der Mond, ein gelber Zauberdrachen,
Schwimmt langgeſtreckt durch's Wolkenmeer!

Der Sterne Schimmer iſt verdunkelt,
Irrlichter kreiſen um den Sumpf,
Und wie mit Feueraugen funkelt
Der alte hohle Leidenſtumpf.
Verfallen den geheimen Mächten,
Wohin des Weges ſoll ich ziehn?
Es höhnt zur Linken und zur Rechten:
Du kannſt dir ſelber nicht entfliehn!

Verſäumniß.

Wie glühend auch den Glanz der Ferne
Das Sehnen unſ'rer Bruſt begehrt —
Vom Feuer unbekannter Sterne
Wird nimmermehr das Herz verzehrt.

Doch dem verſchmähtem Glücke jagen
Die Herzen nach in ew'ger Pein.
Nur einmal könnt ihr Alles wagen,
Nur einmal könnt ihr glücklich ſein.

Eduard Mörike.

Aus einer Epiſtel.

Wie ſich dein neuer Poet in unſerm Kreiſe gefalle?
Nicht zum beſten; er meint, man verſtünd' ihn eben auch hier nicht.
Jetzo hat er ein griechiſches Epos, hör ich, die Argonauten, heroiſche Form, auf dem Ambos. Segn' es der Gott ihm,
Aber zu leſen begehr' ich es nicht. Glaub mir, das iſt auch ſo Eins von den ſauren Genies, dergleichen wir mehrere kennen.
Wortlos ſtreicht er den Schnurrbart ſich, wie verſtimmt und befangen,
Wenn man des Trefflichen irgend gedenkt von den Alten und Neuen;
Oder er mäckelt daran mit kleinlichem Tadel, von fern erſt,
Bis er hitziger werdend im Streit, Maßloſes daherſchwetzt
Und wie ſättiger Eſel hinausſchlägt, wo es auch hintrifft.

Das ſind ſchlimme Symptome. Vernimm ein homeriſches Gleichniß
(Pflegten wir doch vormals in parodiſcher Laune zuweilen
Stundenlang nach der Laune des würdigen Alten zu reden):
— Gleichwie die gelbliche Birne zur Herbſtzeit, wenn ſie gereifet
Fiel vom Aſt und im Fall von der dornigen Hecke verwundet
Liegt am Boden, alsbald mit ſchwärmenden Wespen bedeckt iſt,
Welche ſie rings aushöhlen, die gierigen Kiefer bewegend:
Alſo ſtrotzt ſein Herz von wilden Gedanken der Ehrſucht
Und des verzehrenden Neids. Ihn blendete völlig ein Dämon.

Venedig.

Nach Sanazar's Epigramm*)

Aus Adria's Gewässern sah Neptun
Die hochgebietende Venetia steigen:
Ha, Jupiter, rief er, wirft Du mir nun
Noch stolz Dein Capitol und Mavors Mauern zeigen?
Ist Dir Dein Tiber werther, als dies Meer,
So schau auf beide Städte her,
Und sprich: Dies Rom läßt mich ein menschlich Wunder sehen —
Aus Götterhänden mußte jene gehen!

*) Viderat Hadriatis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem et toto ponere jura mari:
Nunc mihi Tarpejas, quamtumvis, Jupiter, arces
Objice, et illa tui moenia Martis, ait.
Si pelago Tiberim praefers, urbem adspice utramque:
Illam homines dicas, hanc posuisse Deos.

Jac. Sanazaro aus Neapel geb. 1530. Der Venetianische Senat dankte dem Dichter für diese sechs Zeilen mit 600 Dukaten.

Julius Grosse.

Aus dem Hochland.

1.

Midel vom Plansee.

„Sag wo gehts der Weg zum
blauen Plansee
Und warum so traurig
schöne Midel?" —

„Wollt Ihr auf den Weg zum
blauen Plansee,
Das ist brav von Euch, mein liebes Herrlein.
Traurig war ich, traurig nicht mehr bin ich,
Denn dort wohnt mein Vater, mein gestrenger,
Und er nimmt den Zoll ein für den Kaiser,
Der ihn hergerufen fern aus Ungarn.
Ach dort war es schön auf braunen Halden
An den grünen Hügeln. Auf dem Weinfaß
Spielten auf der Fiedel die Zigeuner,
Und wir Alle lachten und wir tanzten.
Doch Ihr wollt den Weg zum blauen Plansee:
An der Loisach aufwärts müßt Ihr wandern
Zwischen düstern, steilen Felsenwänden
Bis zum Bett des ausgewaschnen Wildbachs,
Dann im's nackte Felsenthal zur Rechten
Immer aufwärts bis zum Marterkreuze,
Wo vordem ein Schmuggler sich erstürzt hat.
Denkt — mein Vater hat schon drei erschossen,
Und sie trachten längst ihm nach dem Leben.
Ach, es sind ja oft die besten Menschen,
Und sie thaten schön mit mir als Kind schon,
Schenkten mir ein buntes Seidentüchlein
Wein und Tabak für den Herzgeliebten —
Doch Ihr wollt den Weg zum blauen Plansee:
Von dem Marterkreuze geht es aufwärts
Oben auf den Almen weiden Kühe,
Und Ihr seht den Pfad auf Tannennadeln,
Bis es sonnig durch die Föhren schimmert.
Abwärts geht es dort zum blauen Plansee,
Dorten wohnt mein Vater, mein gestrenger,
Der den Zoll für unsern Kaiser einnimmt.
Schaut, weil mich der Loisl gern gehabt hat,
That der Vater mich zu fremden Leuten.
Ach Ihr kennt ihn gleich, den saubern Burschen,
Denn er hat die schönsten braunen Augen
Und ein spitzes Bärtlein auf den Lippen
Und ein Schrotkorn in der linken Wange.
Loisl ist der Knecht von meinem Vater,
Aber früher war er selbst ein Schmuggler,
Der nur meinethalben dageblieben,
Der zum Dienst sich meinethalb verdingt hat.

Sagt ihm heimlich, ſagt es ihm vertraulich,
Doch der Vater darf es nicht bemerken,
Daß ich grüße ihn von ganzem Herzen,
Daß ich weine um ihn Tag und Nächte,
Daß mich Gram und Heimweh nach ihm aufzehrt,
Daß er machen ſoll mich zu erlöſen,
Soll ich nicht zu Grunde gehn hier draußen:
Doch nun geht den Weg zum blauen Plansee
Und behüt Euch Gott auf Eurer Reiſe. —

2.

Bruder Steffen.

Weiter hinauf nur weiter hinauf, willkommen du Wildniß
Wildzerklüftet die Schlucht und ausgewaſchen die Wände
Fernes Brauſen ertönt in dem gähnenden Schooße der Felſen,
Aber ſchauſt du zurück in dem Abgrund leuchtet der Bergſee
Gleichwie ein anderer Himmel herauf, hier hauſet zu Zeiten
Bruder Steffen im Fels, Einſiedel und wurdiger Klausner,
Gleichwie ein ſtruppiger Geiſt des Gebirgs, halb Felſen und Erde,
Halb wie ein ſtrauchig Gebüſch; ſo grau und zerzauſt und verwildert
Schleicht er zuweilen heraus. Doch ſcheu vor den Menſchen der Thäler
Birgt er ſich mondenlang tief in den Schooß der rauſchenden Wildniß,
Gleichwie ein Bär des Gebirgs, ein Manke oder ein Steinbock. —
Kommt ſein Stündlein dereinſt, einſam in der Klauſe zu ſterben,
Zwitſchert ihm Abſchied ein Vöglein im Laub auf ſchwankem Gezweige —
Wolken ſie leuchten herab und Blätter ſie decken ihn warm zu.
Aber es ſtirbt hier nichts; noch tauſendjährige Stämme
Leuchten aus funkelnden Waſſer empor und Formen der Urwelt
Lauſchen verſteinert im Fels. So wird auch Steffen dereinſtmals
Mählig verwachſen mit Felſen und Stein. Das verwitterte Antlitz
Grau wie Granit und von Mooſe den Bart und die Augen von Glimmer,
Alſo wird er herniederſchau'n auf die ziehenden Wolken
Und auf die rollende Zeit. Jahrhunderte rauſchen vorüber,
Menſchengeſchlechter ſie tauchen empor und ſie ſinken hinunter,
Er doch blickt als heiliger Stein in die dämmernde Zukunft,
Gleichwie Aegyptens Sphinx und die tönende Säule des Memnon. —

3.

Gothenzug.

Und wieder ſah ich Kriegerſcharen
In Bärenfell mit Sperren und mit Keulen,
Des Auerſtiers Schädel, des Wolfs Gebiß
Auf den buſchigen Häuptern,
Bergaufwärts ziehn durch Tannenwälder.
Aufwärts, aufwärts an wilden Waſſern,
Steilen Lahnen und Felſenſchlünden,
Schön umathmet von freier Bergluft,
Die erſten Geſtalten in lichten Höhn.
Aus Rebeltiefen taucht Kopf an Kopf
Klimmend empor, es krachen die Föhren,
Keuchend ſtöhnt das gefallene Saumthier,
Schnaubend jetzt ſtrauchelt es, gleitet, ſchwindelt
Und überſchlagend ſtürzt Mann und Roß.
Bäumend hinunter — ein gräßlicher Wehſchrei —
Rettet uns! rettet! doch ſchon verſchlungen
Sind ſie von grauſigen Todestiefen,
Wo die Waſſer rauſchen und Wölfe hauſen.
Aufwärts, aufwärts! Die Tannen ſchwinden,
Rieſig wachſen die Gipfel
Nackt, ehern, ſtarrend im Eiſesglanz,
Ein neues Gebirge über den Wolken.
Wolken einhüllen in Nebelſchleier
Lautlos das Heer. Die lichtblaue Schatten
Duftig ſchimmern die wimmelnden Schaaren.
Aufwärts, aufwärts! Schwindelnd ſinken
Felſen und Wolken,
Und verſchwunden iſt die Welt rings
In Wolkenabgrund, dem grauenvollen.
Da hallt es wie Donner — die Strahlen erblaſſen,
Geflogen kommt es wie heulende Weltnacht
Das Himmelsgewölbe ſtürzte herein
Niederſegend, niedermalmend
Krachende Wälder, Schaaren von Menſchen
In ſauſendem Schneeſturm, gleich einem Weltball
Niederpraſſelnd ins gähnende Bergthal.
Zuruf von unten, Geſchrei von oben,
Fern verhallend — jetzt näher tönend —
Da plötzlich ein Sonnenſtrahl —
Blaue, lichte Weite —
Schneeglanz und eiſiges Meer ringsum.
Und der Sturm pfeift vom Aether,
Und die Schaaren ſie ſteigen, adlerumflogen.
Gleich einſamer Inſel im Sternentraum
Schwimmt der Kegel des Gipfels
Stolz auf dem brauenden Meere der Wolken.
Hurrah, erſtiegen iſt der Gebirgsſtock,
Flatternde Helme weh'n auf dem Eisgrat,
Winzig wie Zwerge im Himmel
Stehen die Erſten
Blendend im Aetherglanz,
Und es klimmen die Schaaren aufwärts mit Jubelruf.
Siehe, da reißen die Wolkenwogen,

Abwärts. Aus lichtem Nebelmeer
Schimmert es bunt. — Eine blühende Welt
In blauen Tiefen wird Euch geſchenkt.
Nieder wie von Sonnentrümmern
Selbſt im blauen Weltall ſegelnd
Schaut Ihr herab auf die tanzende Erde,
Weit auf duftig verſchwommene Auen,
Seen und Ströme wie Silberfäden,
Tempel und Städte mit grünen Hainen,
Und das ferne unendliche Meer
Leuchtet herauf in feuchter Bläue.
Das iſt Italiens Märchenheimat
Und Ihr Oſtgothen aus fernem Norden,
Germaniſchen Göttern gleicht Ihr aus Asgard,
Würfelnd über der Welt Geſchick.

Nun ſendet hinab Eure Odinsraben
Als Götterboten des Götterzorns —
Und dann hinab über Felſenplatten
Ueber Wildbäche und ſchwindende Klammen,
Wo Mann an Mann lebendige Leiter bildet,
Ueber Bergjahnen und Alpenwieſen,
Wo erſchrocken die Herden flüchten
Und der Hirtenknabe auf die Knie ſinkt
Vor den fremden Rieſengeſtalten.
So bracht Ihr hinein in die lachende Welt
Die Nordgewitter und Nordlichtſchein.
Wer die Schrecken beſiegt der grauſen Natur,
Der nimmt es wohl auf
Mit dem Zwergengeſchlecht in den goldenen Städten,
Die ihm geſchenkt ſind am lachenden Meer.

Hermann Burggraff.

Schiller in Gohlis.

(1785).

In Gohlis in der Schenke
Saß der Gemeinderath,
Beſprechend, wie man lenke
Den kleinen Bauernſtaat,
Und wie man recht vermolte
Das Armengeld und Gut,
Und wie man ferne halte
Vom Dorf der Fremden Flut —

Das hungrige Geſindel,
Das Andrer Taſchen leert
Und nur von Borg und Schwindel
Und Gaukelein ſich nährt:
Zigeuner und Poeten
Und Künſtler aller Art,
Das Volk, das ungebeten
Bald hier bald dort ſich ſchaart.

So ſaßen ſie und ſchwätzten
Im dunſtigen Gemach,
Bis einer der geſchätzten
Rathsmänner alſo ſprach:
„Im Dörflein hauſt jetzt einer —
Mir ſcheint er halb Bandit —
Ein Fremdling, der wie keiner
Die Blicke auf ſich zieht.

Er iſt mir gar zu ſchmächtig,
Und röthlich iſt ſein Haar,
Was niemals noch, ſo dächt' ich,
Ein gutes Zeichen war.

Er geht in ſich verloren,
Den Kopf zur Bruſt geſenkt.
Wer weiß, mit wem verſchworen,
Er Uebles ſinnt und denkt!" —

„Der Schiller?" — ſprach ein Andrer —
„Der Schiller, brach und faßt?
Der abendliche Wandrer
Am Fluß im Roſenthal?
Der brodlos arme Schlucker! —
Man weiß nicht, was er treibt,
Man weiß nur, daß der Mucker
So was wie Verſe ſchreibt" —

„Ja, für die Bühnenbretter,
Wenn's wirklich Verſe ſind;"
So fiel des Sprechers Vetter
Ihm in das Wort geſchwind.
„Hört: Räuber, Diebsgeſellen
Und Mörder wagt voll Hohn
Ins helle Licht zu ſtellen
Der freche Satansſohn!

Gott ſchütze die Gemeinde
Vor dieſem Schlagetodt
Wie vor dem böſen Feinde,
Vor Peſt und Hungersnoth!
Ihm fehlt's an einem Paſſe,
Der Heimatſchein blieb aus:
Drum aus des Dorfes Gaſſe
Mit dieſem Scheine hinaus!

Doch hört, doch hört, Ihr Leute!
Welch Lärmen! welch Geſchrei!" —
Sie ſchaun hinaus — die Meute
Der Jugend ſtürzt vorbei.
Der Trupp der Böſewichter
Verfolgt in wilder Haſt
Den Edelthirſch, den Dichter,
Des Dorfes beſten Gaſt.

„O, ſetzt den Vagabunden" —
So ruft die Rotte laut —
„Dem keiner ſeiner Kunden
Im Dorfe borgt und traut —
Den Rothkopf, dieſen Prahler,
Der ſich ſo viel vermißt,
Und doch ein böſer Zahler
Und Hungerleider iſt!"

Die Bauern und die Pächter
Von dem und jenem Gut
Ermuntern mit Gelächter
Die junge, wilde Brut.
Der Dichter hat bezwungen
Den leicht erregten Sinn
Und murmelt: „Zeit umſchlungen,
Millionen!" vor ſich hin.

Als ſchöner Götterfunken
Strahlt ihm der Freude Licht,
Wie er, in ſich verſunken,
Der Lärmer Schaar durchbricht.
Mag ihn die Welt verhöhnen,
Die leeren Schein nur preiſt —
Im Reich des Guten, Schönen
Und Wahren ſchweift ſein Geiſt.

Siegfried Kapper.

Ghaſele.

Um Mitternacht.

Der Mond ging geſtern wieder um Mitternacht,
Und heute kam er wieder um Mitternacht.

Wie geſtern findet offen und ſchlafentwöhnt
Er heute meine Lider um Mitternacht.

Ausſtrömt die beſten Düfte, auftauſchend leis,
Der blaue Gartenflieder um Mitternacht;

Ausſtrömt die ſchönſten Weiſen die Nachtigall,
Leis regend ihr Gefieder um Mitternacht.

So weht durch meine Seele ein milder Duft
Und ſtrömen ſüße Lieder um Mitternacht!

Nächtliche Fahrt.

Meinen Kahn auf ſanfter Welle
Ließ ich ſchwanken hin und her,
Wohlig ruh'nd im Kahne ſelber
Bei dem Wanken hin und her.

Unter mir — die ſchaumbekränzten
Wogenhäupter hebt die Fluth,
Schaukelnd lind des leichtbewegten
Fahrzeugs Flanken hin und her.

Ueber mir — die dunklen Aeſte
Breitet aus des Aethers Baum,
Dran die klaren Sternenblüten
Funkelnd ranken hin und her.

Um das Haupt mir ichlingen Träume
Einen wundervollen Kranz,
Gaukeln liebliche Geſtalten
Und Gedanken hin und her.

Weltgeheimniß.

In der Knoſpe, die geſchloſſen,
Liegt das ganze Weltgeheimniß,
In der Blüthe ausgegoſſen
Liegt das ganze Weltgeheimniß.

Aber auch im welken Blatte,
Das da ſinkt, und in der Frucht auch,
Die gepflückt wird und genoſſen,
Liegt das ganze Weltgeheimniß.

Was umher Dein Auge ſchauet:
In dem kleinen Kreis von Keimen,
Blühen, Welken, Wiederſproſſen,
Liegt das ganze Weltgeheimniß.

Du Dir ſelber biſt ein Räthſel,
Doch zugleich des Räthſels Löſung;
Denn in Dir auch lichtumfloſſen
Liegt das ganze Weltgeheimniß.

Offenbar vor Deinem Blicke,
So Du ſelbſt in Knoſp' und Blüthe
Dich beſchauteſt unverdroſſen,
Liegt das ganze Weltgeheimniß!

Emanuel Geibel.

Schlangenkönig.

Im Forſt von Lyß, am tiefen See
Erglüht die Mittagſtunde;
Die hundertjährigen Eichen ſtehen
Verſchlafen in der Runde.

Kein Lüftchen geht, man hört von fern
Den Specht in Waldesmitten,
Da kommt der Spielmann durch den Buſch
Der braune Geſelle geſchritten.

Er trägt ein Wamms von Flicken bunt,
Trägt Farrnkrautblüt' am Hute,
Sein ſchwarzes Auge blitzt und lacht,
Er ſingt mit lachendem Muthe:

„Ich bin des grünen Waldes Kind;
Die Thierlein kennen mich alle.
Woher ich komme, das weiß der Wind,
Der Wind, wohin ich walle.

Des Bauern lach' ich hinter'm Pflug,
Des Grafen hoch im Saale,
Mein Trachten ist der Brombeerstrauch,
Mein Schenk der Quell im Thale.

Im Winter schlaf ich bei dem Fuchs,
Im Lenz auf sonnigem Raiein,
Und wird die Weile mir lang einmal,
So heb' ich an zu blasen."

Er zieht hervor die Pfeif' aus Rohr,
Den Klang versucht er leise;
Fremdartig durch die stille Luft,
Verlockend schwillt die Weise.

Sie jauchzt wie wirbelnder Lerchenschlag,
Sie klagt wie Unkengestöhne;
Wie Kinderjubel und Todesqual
Lachen und weinen die Töne.

Und wie er sanft und sanfter bläst,
Da regt sich's in den Büschen,
Da kommt es geschlüpft durch's hohe Gras
Mit leisem Rieseln und Zischen;

Jetzt hebt sich vom Boden ein grünes Haupt
Auf grünem, gleißendem Rücken,
Zwei Augen glühn wie Edelgestein
Und funkeln vor Entzücken.

Das ist die Schlangenkönigin,
Sie kommt bezaubert vom Schalle,
Und hinter der Alten wie Heeresgefolg
Die Nattern des Waldes alle.

Sie schließen den Kreis gleich wie zum Reihn,
Sie ringeln und züngeln vor Wonne,
Um ihre schillernden Leiber spielt
Durch's Laub der Strahl der Sonne.

Und fleißt, nun schlüpft um des Spielmanns Hals
Die Königin zärtlich und leise,
Er kennt das Liebkosen der Freundin schon
Und bläst die schmeichelndste Weise.

Doch als des Schalls ihm dunkt genug,
Da setzt er vom Munde die Pfeife;
Die Schlange, wonnegesättigt, löst
Langsam die glänzenden Reife.

Und gleitet hinweg durch's wogende Gras
Und sucht ihr Nest in den Tannen;
Die Schwestern schießen ihr rauschend nach,
Der Spielmann wandert von dannen.

Er singt: „Ich bin des Waldes Kind,
Die Thierlein kennen mich alle;
Woher ich komme, das weiß der Wind,
Der Wind, wohin ich walle."

Hermann Grieben.

Mai-Cantate.

Kann hab' ich auch die Nachtigall,
Die erste, schlagen hören;
Wie kann der süße Liederschall
Mir doch das Herz bethören!
Wie singt's und klingt's so wunderbar
Und klar mir durch die Sinne,
Als ob von heut' ein neues Jahr
Des Heils für mich beginne.

Ja, sei gegrüßt, du Maienzeit,
Du Frühling aller Herzen,
Die nun in deiner Herrlichkeit
Den tiefsten Gram verschmerzen!
Nun schwimmen wieder durch die Luft
Uralte Liederträume,
Ein süßgewürz'ger Blüthenduft
Umwallt Gebüsch' und Bäume.

Kastanien blühn in Roth und Weiß,
Wohl blüht in Blau der Flieder,
Doch ihren schönsten Ehrenpreis
Erwirbt die Rose wieder.
In lauer Nacht bei Sternenschein
Beginnt ein süß Gekose,
Da singt die Nachtigall allein
Das hohe Lied der Rose.

Ja, wenn im lauten Weltverkehr
Dich überkommt die Grille,
So flieh mit Deinem Trostbegehr
Zu Waldesnacht und Stille
Und zieh im dunkeln Laubengang
Die Nachtigall zu Rathe!
Sie singt Dir süßen Trostgesang,
Die schönste Mai-Cantate.

Wir Beide.

Wie lieblich spielt der Sonnenschein
Durch's grüne Blattgezweig!
Durch Licht und Schatten aus und ein
Im Walde läuft der Steig.
Da gehn wir Beide Hand in Hand,
Es iſt ſo ſtill und ſchön,
Wir hören fern nur über Land
Der Glocken leis Getön.

Mitunter wohl auch bleiben wir
Schweigſam und ſinnend ſteh'n,
Dann iſt's, als wollt' es mir und Dir
Weh durch die Seele gehn.

Doch hat das Trübe keine Macht,
Es bringt uns nicht Gefahr:
Die Lippe ſpricht, das Auge lacht
Die Herzen wieder klar.

So geh'n wir, bis der Abend naht —
Und ach, er naht ſobald! —
Durch Licht und Schatten unſern Pfad
Miteinander durch den Wald.
Uns dünkt der Schatten nicht zu groß,
Das Licht uns nicht zu klein;
So wollen wir mit unſerm Loos
Getreu zufrieden ſein.

Gisbert Frhr. von Vincke.

König Richard Löwenherz als Kreuzfahrer.

König Richard rüſtet zum Kreuzzug.

König Richard ſprach: „Einſt nahm
das Kreuz
„Graf Richard von Poitu,
„Und ſpräche der König jetzt: Mich
reut's!
„Er hätte nicht Ruhm noch Ruh!

„So rüſtet Euch denn, Ihr Ritter werth,
„Gold ſammt' ich derweil zuhauf:
„Ihr voll der Säckel und ſcharf das Schwert,
„Siegfroh dann brechen wir auf!" —

Und Gnaden und Rechte, Würden und Land —
Das hat er in Gold verwandelt.
Dann rief er: „Wenn ſich ein Käufer fand,
„Auch London hätt' ich verhandelt!

„Jetzt, Biſchof Wilhelm von Ely, Dir
„Vertrau ich das Siegel an:
„So walt' indeſſen des Reiches hier
„Statt meiner als treuer Mann!" —

Und ging zu Schiff vor Dover's Schloß,
Zog durch die Normandie,
Und Frankreichs König, ſein Genoß,
Der harrte zu St. Remy.

Beiſtand gelobten die Fürſten ſich.
König Philipp zuerſt verhieß:
„Dein Land und Eigenthum ſchirm' ich
„Wie meine Stadt Paris!"

Worauf dann Richard verheißen hat:
„Und ſo ſchirm' ich Dein Land
„Gleichwie Rouen, meine treue Stadt!"
Sie ſchwuren ſich's in die Hand.

Und es gab der Erzbiſchof zu Tours
König Richard den Pilgerſtab:
„So halte Du feſt an Deinem Schwur,
Befreie das heil'ge Grab!"

König Richard ohne Zaudern ſprach:
„Gott wolle, daß dem ſo ſei!"
Und ſtützte ſich auf den Stab — der brach,
Inmitten brach er entzwei!

König Richard im heiligen Lande.

Hell klingt vor Acre der Jubelschall
Aus den Christenzelten zusammt:
„König Richard naht!“ Und allüberall
Sind Freudenfeuer entflammt

Ein Einziger nur blickt scheel darein:
König Philipp wird nicht froh.
Bißlang der Erste war er allein,
Das ist jetzt nimmer so.

In Sicilien ward er das „Lamm“ genannt,
König Richard hieß der „Leu“:
Längst trug, wo der zu jenem sich fand,
Des Lamm vor dem Löwen Scheu.

Ein grimmer Drach' ist dessen Panier:
Der macht die Reihen wanken;
Seines Rosses Decke zeigt als Zier
Zwei Leu'n mit erhobenen Pranken.

König Richard zahlt den höchsten Sold,
Beim Sturm ist er voran
Für glänzende That sein glänzendes Gold!
Christ preist ihn und Muselmann.

Ihm sendet der Sultan Saladin
Des Orients köstliche Frucht;
Er läßt den Boten heimwärts ziehn
Mit Falken von edler Zucht.

Und Acre fiel durch britischen Muth,
König Philipp sprach da das Wort:
„Fürwahr, hier thut mir die Luft nicht gut!“
Und schiffte zur Heimath fort. —

König Richard führte das Christenheer
Gen Ascalon hernieder,
Sie fanden zerstört so Wall als Wehr,
Da gebot er: „Bauet sie wieder!“

Voll Fleiß schafft Alles, nur säumt in Ruh
Das Volk von Oesterreich:
Dem Herzog sandt' er die Mahnung zu,
Am Werk zu helfen sogleich.

Herr Leopold herrschte den Boten an:
„Das ist bei uns der Brauch nicht!
„Mein Vater war kein Zimmermann,
„Steinhauer war er auch nicht.“

König Richard, als er das Wort vernimmt,
Wird roth und wieder bleich:
„So reißt vom Thurm dort“ — ruft er ergrimmt —
„Das Banner von Oesterreich!

„Ist nicht der prahlende Herzog hier,
„So soll es für ihn mir büßen!“
Da lag im Staub das stolze Panier,
König Richard trat's mit Füßen.

Herr Leopold knirscht: „Für den Schimpf und Hohn
„Genugthuung mit Ehren!“
König Richard lacht: „Ich habe sie schon,
„Er mag sie dem Herr gewähren!“ —

König Richard gab nicht andern Bescheid.
Herr Leopold sprach das Wort:
„Hier Sklav' zu sein, das wäre mir leid!“
Und schiffte zur Heimath fort.

König Richard fehlte der Demuth Schild,
Er kannte nur Löwenmuth:
So zwang er den Feind im Schlachtgefild
Und nicht sein zorniges Blut.

Die Zwietracht schoß hellauf in dem Heer,
Allweg war Hadern und Zanken.
Das Kreuz des Herrn, es sinnt nicht mehr
Die Deutschen, Briten und Franken.

Da kam ein Priester aus Engelland,
Von Alençon Johann,
Die Treuen hatten ihn abgesandt,
Der trat den König an:

„König Richard, es geht um Reich und Thron,
„So Dir Dein Bruder gefährdet,
„Der greift mit arger Hand nach der Kron',
„Er hat sich als König gebärdet.“

Da ward er roth und wieder bleich,
König Richard sprach das Wort:
„So schütze mein Schwert mir Kron' und Reich!
„Zur Heimath muß ich fort!“ —

König Richard's Heimfahrt.

König Richard führt dort über die Fluth,
Die Gedanken schaffen ihm Plage.
Nicht glänzt sein Auge von fröhlichem Muth:
Er sinnt vergangener Tage!

Als Schreckbild kennt ihn der Sarazen,
Der sänftigt das bäumende Roß:
„König Richard hast Du doch nicht gesehn,
„So sei ruhig, sei ruhig, mein Roß!“

Und die Mutter bedroht das weinende Kind:
„Du, höre mir auf und schweig!
„König Richard kommt! still, böses Kind:
„König Richard tödtet Dich gleich!“ —

Doch Jerusalem macht' er, die Stadt des Herrn,
Von dem Feinde nimmer gewinnen:
Von fern nur schaut' er die Zinnen, von fern —
Und der Halbmond glänzt' auf den Zinnen!

Und Tausende, die mit Schwert und Schild
Aufbrachen vom Abendlande,
Todt liegen sie längst im öden Gefild,
Ueberwehet vom Wüstensande! —

König Richard's Auge blickt düster daher,
Sein Schwert ruht träg in der Scheide,
Und der Mund ist stumm, und das Herz ist schwer
Vor Schaam und bitterem Leide.

Da schwärzt sich der Himmel, ein Windstoß saust,
Auf jagt er die schlafende Fluth.
König Richard fühlt das Gelock zerzaust,
Da erwacht sein fröhlicher Muth.

Und Stund' um Stund', und Tag um Tag
Unwirsch tobt Sturm und Wetter:
König Richard singt zum Zitherschlag
In's Aechzen der Balken und Bretter.

Da hat eine Welle das Schiff erfaßt
Und wirft's an Italiens Strand:
Das Steuer bricht und es kracht der Mast,
Zerschellt ist Ripp' und Wand.

König Richard lacht: „Nicht Barke noch Roß
„Blieb mein, doch entrann ich dem Grab!
„So ist launiges Glück mein guter Genoß:
„Jetzt brauch' ich den Pilgerstab!

„Nicht Frankreich ist mir und noch Oestreich hold,
„Die möchten zu Gast mich laden!
„Still zieh' ich vorüber dem Leopold:
„Viel hätt' ich da auszubaden!"

König Richard als Pilger.

König Richard zog durch Schlucht und Wald
Im armen Pilgergewande:
Er gönnte nimmer sich Frist und Halt
Auf Pfaden im Feindeslande.

Und er kam nächst Wien, da hat er entbehrt
Drei Tag' und Nächte der Speise.
„Mir rührt in der Scheide sich längst das Schwert!
„Ist das eine Strauchdiebsreise!

„Geh Du, mein Diener, zur Stadt hinein,
„Hol' Wein und Speisen uns hastig,
„Vom Besten soll es und viel soll's sein —
„Bin's satt, nicht länger fast' ich!"

Hinschreitet der Diener mit Sturmeseil':
Ihm ward vor dem König bange!
Und wo man Speisen und Wein hält feil,
Da kauft er und feilscht nicht lange.

Und als er zahlt — dem Beutel entrollt
Ein Haufen Byzantiner;
Des Weges zog Herzog Leopold,
Und sahen läßt er den Diener.

„Sag', wer Du bist, mach' kein Gesperr,
„Sprich wahr, dann bin ich Dir gnädig." —
„Ein reicher Kaufmann ist mein Herr,
„Wir kommen von Venedig." —

„Und die Handschuh, so Du im Gürtel trägst,
„Soll die ein Kaufmann tragen?
„So werft ihn auf die Folter zunächst,
„Dann mag er uns Wahrheit sagen!" — —

Derweil voll bittrer Ungeduld
König Richard grollt im Gebirge:
„Und trägst Du solcher Säumniß Schuld,
„Könnt's sein, daß ich Dich erwürge!

„Bei Gottes Kehle! mir steht's nicht an
„Das scheue Diebesgelunger:
„Anstatt einen ehrlichen Reitersmann
„Zu tödten den Durst und Hunger.

„Ein Schenkenschild ist mein Symbol:
„Wer will mir den Eintritt wehren?
„Ich muß auf meiner Dame Wohl
„Einen Humpen leeren in Ehren!"

Wie König Richard gefangen ward.

Zur Schenkthür tritt der Pilger ein,
Sein Schritt der klirrt wie Eisen,
Und er streicht den Bart, und er herrscht nach Wein,
Und er singt in fremden Weisen:

„Zur holden Frau, die meinem Sinn gebeut,
„Fleuch hin zu ihr, mein Lied, in ferne Lande!
„Und sag' ihr an: ob Blitz und Wetter dräut,
„Hoch schlägt das Herz, mich zwingen keine Bande!"

Und gewaffnet Volk zur Thür dringt ein:
„König Richard, gieb Dich gefangen!"
Des Pilgers Kleid strahlt hellen Schein,
Sein Schwert und Lied erklangen:

„Heran, Ihr Schächer, wer den Tod nicht scheut!
„Zur Dame fleuch, mein Lied in ferne Lande!
„Und sag ihr an: ob Blitz und Wetter dräut,
„Hoch schlägt das Herz, mich zwingen keine Bande!

Wohl lichten sich rasch der Söldner Reihn,
Doch sie wachsen zu dichterm Kreise.
Da erliegt der Leu, denn er steht allein!
Und es klingt nur heller die Weise:

„Hei! schoß das Volk empor wie Pilze heut!
„Fleuch hin zur holden Frau in ferne Lande!
„Sag ihr mein Lied: ob Blitz und Wetter dräut,
„Hoch schlägt das Herz, mich zwingen keine Bande!"

J. G. Fischer.

Friedrich Hölderlin.

Es weht um ſeine Stirne
Ein Mai, der längſt verſchied,
Es glüht ihm im Gehirne
Des Heimwehs ewig Lied.

Die Hohe kehrt nicht wieder,
Der er ſo heiß begehrt;
Das eine Lied der Lieder,
Es hat ihn ſelbſt verzehrt.

Theobuld Kerner.

Frommer Wunſch.

Ich wollt' ich wär' am Libanon
In einem tiefen Wald,
Und hätte eine Hütte
Und wär' ein Eremite,
Ich äße Wurzel und Kräuter
Und Eier und ſo weiter,
Ich wollt' ich wär am Libanon
In einem tiefen Wald.

Ich wollt' ich wär' am Libanon
In einem tiefen Wald,
Hätt' eine Eremitin
In meiner kleinen Hütten,
Und ſtatt der Wurzeln, Kräuter,
Fleiſch, Wein, Bier und ſo weiter,
Ich wollt' ich wär' am Libanon
In einem tiefen Wald

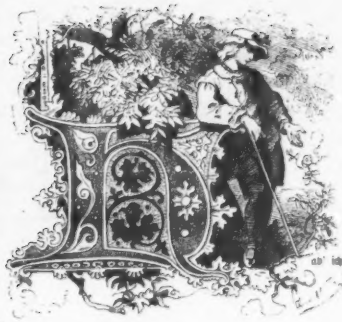
Ich wollt' ich wär' am Libanon
In einem tiefen Wald,
Und kleine Eremitelein
In ihren braunen Kittelein
Umtanzten uns im Ringelreihen
Und würden: „Pappa! Mama!“ ſchreien,
Ich wollt' ich wär' am Libanon
In einem tiefen Wald!

Verrathene Liebe.

Auf der Straße geh'n die Leute,
In der Stube ſitzt die Bas,
An dem Wald küßt' ich mein Schatzerl,
Weh, da ſchaut's der Oſterhaas!

Schnell legt' er ſechs bunte Eier,
Deutlich thut auf jedem ſtehn:
„Seinem Schatz gab er ein Kuſſerl,
Ich, der Haas, hab' es geſeh'n!“

Auf der Straße alle Leute,
Beim Kaffee die alte Bas
Sprechen jetzt von meiner Liebe —
O du böſer Oſterhaas!



Hoffmann von Fallersleben.

In der Fremde.

Ich denk' an Dich bei Tag und Nacht
Immer an Dich gedacht,
Auch in meinen Träumen
denk' ich liebend Dein.

Könnt' ich doch bald von hier,
Könnt' ich bald bei Dir,
Meine liebe Heimat, sein!

Könnt' ich doch noch einmal
Felder und Wald und Thal
Und die Gärten und die
Höfe wiedersieh'n,
Wo ich als Knabe sprang,
Metterie, spielt' und sang,
Jeden Tag sah froh vergeh'n!

Ach, nur ein liebend Herz
Kennet der Sehnsucht Schmerz,
Weiß, was in der Fremde
jede Thräne spricht
Muß ich auch leben hier,
Bleibt doch mein Herz bei Dir,
Heimat, Dein vergeff' ich nicht.

Ein Mal und niemals wieder!

(Aus: Svenska Folk-sånger och Melodier, samlade och satta för Pianoforte af A. B. Berggreen. Köpenhamn 1861. Nr. 165.)

Ein Mal und niemals wieder!
Du hattest meine Hand,
Ich glaubt', ich wär' gekommen
Wohl in ein besseres Land,
Wohl in das Land, das gute,
Wo immer Sonnenschein,
Wo uns anlächeln Gottes
Lieb' Engelein.

Das waren gute Zeiten:
Du warst mein liebes Herz.
Nun glaub' ich, süßes Mädchen,
Ich mache Dir nur Schmerz.
O süßes Mädchen, schlösse
Mich doch das Grab schon ein,
So könnt' ich Dir hienieden
Noch Freude sein!

Hin sind meine frohen Tage.

(Aus: Julius Roger, Pieśni Ludu Polskiego w Górnym Szląsku. Wrocław 1863. Nr. 127.)

Du kleiner Sperbervogel,
Hoch wohl fliegest Du!
Wenn Du hörtest Neuigkeiten,
Bring mir eine zu!

Freilich hört' ich Neuigkeiten,
Doch nicht gute dort:
Eben führt man Deine Liebste
Zu der Trauung fort.

Zwei'n iſt recht, daß ſie ſie führen,
Und dem Dritten leid,
Und dem Dritten bricht das Herze,
Daß er ſie nicht freit.

Zwiſchen Brautjungfrauen kniet
Sie am Hochaltar,
Schön wie Aepfel zwiſchen Blättern
Glänzen wunderbar.

Zwiſchen Junggeſellen kniet
Er am Hochaltar,
Schön wie Roſen zwiſchen Blumen
Prangen wunderbar.

Hin ſind meine frohen Tage,
Nie mehr ſing' ich, nie,
Und wenn ich nach Hauſe komme,
Wein' ich ſtets um ſie.

Das Koppenblümchen

„Haß mich Lieb".

So heißt die Zwergprimel, Primula minima L., bei den Bewohnern des ſchleſiſchen Gebirges.

Faß uns auf die Koppe ſteigen,
Nun der Frühling iſt erwacht!
Will Dir dort ein Blümchen zeigen,
Das Dir froh entgegen lacht.
Was mein Herz noch nie gewagt,
Dir das liebe Blümchen ſagt.

Wie's auf ödem Felsgeſteine
Zwiſchen Moos und Gräſern ſprießt,
Und am warmen Sonnenſcheine
Seinen roſ'gen Kelch erſchließt!
„Haß' mich lieb!" ſo ſpricht's zu Dir:
Liebchen, komm und pflück es mir!

Blumen blüh'n an jedem Orte,
Blumen blüh'n auf Berg und Thal,
Aber Eine nur hat Worte,
Eine grüßt Dich tauſendmal
Was mein Herz noch nie gewagt,
Dir das liebe Blümchen ſagt.

Ach! ſie haben Dich begraben.

Ueber Alles hier auf Erden,
Ueber Alles liebt' ich Dich
Lieber konnte nichts mir werden,
Warſt das Liebſte ſtets für mich.
Und ſie haben Dich begraben —
Ich fühl's, begraben bin auch ich.

Trübe ſind mir alle Stunden,
Auch im hellſten Sonnenſchein;
Niemals heilen meine Wunden,
Jeder Tag bringt neue Pein.
Freud' und Frieden wird hienieden
Mir nun und nie beſchieden ſein.

Nur Ein Troſt iſt mir geblieben,
Den mir Gottes Güte leiht:
Unſer Leben war ein Lieben,
Eine Himmelsſeligkeit.
Ach! ſie haben Dich begraben,
Doch unſ're Liebe lebt allzeit.

Wie träumt' ich einſt in jungen Tagen.

Wie träumt' ich einſt in jungen Tagen!
Mir war's, als hört' ich überall
Aus jedem Buſche fröhlich ſchlagen
Zu meinem Sang die Nachtigall.

Als hörte ſie auch, was ſich regte
In meiner frühlingsfrohen Bruſt,
Als wüßt' auch ſie, wie mich bewegte
Des Lebens ganze volle Luſt.

Wie träumt' ich einſt in jenen Tagen!
Wo biſt Du hin, Du ſchöne Zeit?
Ich höre nur mein Herz noch ſchlagen
Allein in kalter Wirklichkeit.

Max Schaffrath.

Kornblumen.

Welch reicher Segen rings umher!
Wohin der Blick sich wenden mag,
Ein weitgedehntes Aehrenmeer,
Belebt durch sanften Wellenschlag.
Und drüber spielt das Sonnenlicht,
Indeß von unten aus der Nacht
Ein roth und blauer Schimmer bricht,
Wie eine bunte Märchenpracht.

Komm, tritt heraus in diese Flur,
Daß Aug' und Herz sich dran erfrischt,
Und Sage nimmer, wenn Natur
In deine Halme Blüthen mischt.
O gönn' ihr diese heitre Lust!
Ins Leben trat die Poesie,
Entquollen ihrer reichen Brust —
Wie du, so liebt und schwärmt auch sie!

Und willst du ganz den Drang verstehn,
Der still durch ihre Adern rinnt:
Ins eigne Herz nur darfst du sehn;
Du selber bist ihr liebstes Kind.
Und was geheim und wunderbar
Natur in ihren Tiefen hegt,
Das hat sie selbstbewußt und wahr
In deiner Seele ausgeprägt.

Sei wieder Kind, und wenn du dann
Ihr ganz zurückgegeben bist:
Dann ist gelöst der dumpfe Bann;
Aus deiner Seele weicht der Zwist.
Du wirst aufs Neu mit klarem Geist
Der Mutter und dir selbst vertraun
Und, den kein Sinnen je erweist,
Den Gott in aller Bildung schaun.

Apfelblüthe.

Wie schön du bist, du Apfelbaum,
In dieser reichen Blüthe!
Schön wie der erste Liebestraum
In einem jungen Gemüthe!

Die Sonne lacht mit goldnem Blick
Dir zu und scheint zu sagen:
Sei froh; ich will um dein Geschick
Getreulich Sorge tragen.

Und dennoch — wird zu süßer Frucht
Die reiche Hoffnung reifen?
Wird nicht ein Sturm mit wilder Wucht
Die Blüthen ab dir streifen?

Ich schau dich an; wehmüthig mild
Durchzieht es mein Gemüthe:
Du stilles, reines Lebensbild,
O daß dich Gott behüte!

Müller von der Werra.

Paulinzelle.

In friedlich stillen Waldeshallen,
Auf grünem Wiesengrund,
Des Nachts viel fromme Geister wallen,
Wohl um die zwölfte Stund';
Sie ziehen hin zu heil'ger Stelle
Und singen alle leis
In der Ruine Paulinzelle
Des Himmels höchsten Preis:
Ave Maria!

Der Priester steht vor der Gemeine
Mit bleichem Angesicht;
Darüber hängt mit hellem Scheine
Der Mond als ew'ges Licht.
Dann schreitet von des Altars Schwelle
Die hohe Procession
In der Ruine Paulinzelle
Bei hellem Orgelton:
Ave Maria!

Vom altersgrauen Thurme summet
Die Glocke dumpf und ſchwer,
Bis plötzlich wieder ſie verſtummet
Und ſich nicht rühret mehr.
Wohl leuchtet noch des Mondes Helle,
Doch letzter Orgelklang,
In der Ruine Paulinzelle
Verhallt der Lobgeſang:
Ave Maria!

Nach Mitternacht im Morgenwinde
Die Geiſter gehn zur Ruh',
Im Kloſterhof die alte Linde,
Die flüſtert bang dazu.
Es kräuſelt ſich der Teich zur Welle,
Das Schilf iſt ſanft umweht;
In der Ruine Paulinzelle
Steigt auf noch ein Gebet:
Ave Maria!

Friedrich Oser.

Frühlingsahnung.

Ein Windſtoß kommt herangebrauſt,
Von wannen? von wannen?
Horch, wie er durch die Wipfel ſauſt
Der Tannen, der Tannen!
Ein ſchriller Laut nur! — ſtill iſt's wieder,
Und rieſelnd fällt der Reif hernieder.

Was war's, was war's, mein liebes Thal?
Heute zum allererſten Mal
Will deinen Gründen
Der Lenz ſich künden,
Bald ſauſen und brauſen die Stürme mit Macht,
Und der Frühling, der Frühling erwacht!

Ein Lichtſtrahl flammt am Himmel hell,
Von wannen? von wannen?
Sieh, wie die Wipfel glühn zur Stell'
Der Tannen, der Tannen!
Ein jäher Schein nur! — dunkel wieder
Und trübe ſchaut der Himmel nieder.
Was war's, was war's, mein liebes Thal?
Heute zum allererſten Mal
Will deinen Gründen
Der Lenz ſich künden,
Bald leuchtet und flammt die Sonne mit Macht,
Und der Frühling, der Frühling erwacht!

Der Schnee floß auf den Bergen ſchon
Von dannen, von dannen,
Tiefſchwarz dem Winter ſprechen Hohn
Die Tannen, die Tannen.
Noch wenig Zeit nur! — Vogellieder
Erſchallen froh und freudig wieder.
Glück auf, glück auf, mein liebes Thal!
Heute zum allererſten Mal
Will deinen Gründen
Der Lenz ſich künden,
Bald rauſchen und ſchäumen die Bäche mit Macht,
Und der Frühling, der Frühling erwacht!

Frühlingsanfang.

Der Schnee iſt vergangen, der Winter iſt weg,
Hervor, ihr Blumen, hervor!
Märzglöckchen und Veilchen im Dornengeheg,
Maßliebchen und Primeln am Wieſenſteg,
Hervor, ihr Blumen, hervor!

Der Himmel lächelt hernieder ſo blau,
Heraus, ihr Knoſpen, heraus!
Die Lüfte wehen ſo lieblich und lau,
Und drunten am Bache grünet die Au,
Heraus, ihr Knoſpen, heraus!

Der Frühling will kommen, gar bald, gar bald,
Heran, ihr Vögel, heran!
Kommt, ſinget ihm, daß es ſchallt und hallt,
Und bauet das Neſt im luſtigen Wald,
Heran, ihr Vögel, heran!

Auf! freue dich mit, du Menſchenkind,
Hinweg, ihr Sorgen, hinweg!
Heraus aus dem Haus geſchwind, geſchwind,
Und ſing mit dem fröhlichen Morgenwind:
Hinweg, ihr Sorgen, hinweg!

Barbarina Ulrich.

Die getreue Alte von Huſum.

„O ſchön köſtlich' Winterfeſt giebt's heut!"
So tönt's in allen Straßengaſſen,
Der Morgenſonne Strahlen weilen
Ganz Huſum auf zur hellen Freud',
Vom Nordſtrand her das Eis ſo klar
In all' die jungen Augen flimmert —
„Ein' Feſtival giebt's, wie ihn fürwahr
Kein Meiſter ſchöner hat gezimmert!"

Man ſchlägt die Zelte luſtig auf,
Und Jung und Alt zieht nach dem Eiſe
Zu Tanz und Spiel und Schlittſchuhlauf.
Es laben ſich an Trank und Speiſe
Die Alten und die Jungen eilen
Dahin gleich leicht beſchwingten Pfeilen,
Die Geige klingt, die Flöte ruft;
Wie warmer Hauch der Sommerluft

So zieht die Luſt der jungen Herzen
Friſch durch des Wintertages Pracht
Und hell wie Lerchenjubel lacht
Sie durch den Froſt in Spiel und Scherzen.
Ja Alles, Alles zog hinaus
Mit ſeinen Freunden, ſeinen Lieben,
Nur in dem kleinen Schifferhaus
Iſt ganz allein zurückgeblieben
Ein altes, krummes Mütterlein,
Der müden Augen trüber Schein,
Die dürre Hand, die welken Wangen
Nicht mehr zur Luſtbarkeit verlangen
Der Feſtgenoſſen dort beim Mahl,
In ihrem hellen Winterſaal.

So ſitzt ſie ſtill am Ofen hier
Und Gott iſt ganz allein bei ihr,

Die Uhr nur tickt an der Wand,
Der Sperling pickt am Fenſterrahmen
Den von ihr hingeſtreuten Samen.
Sie nimmt das Bibelbuch zur Hand
Und ernſt das Auge d'rauf gebeugt
Läßt ſie die Stunden hin verrinnen
Im Leſen, Beten, frommen Sinnen:
Doch manchmal auch an's Fenſter feucht
Sie hin und ſpähet durch die Scheiben.
Hoch auf dem Damm liegt frei das Haus,
Und weithin kann ſie ſehn hinaus
Auf's Eis und in das frohe Treiben.

Ihr blonder Fritz iſt auch dabei,
Ihr liebſtes Enkelkind, ein Knabe
Von ſechszehn Jahren, keck und frei,
Rechte ihrer alten Augen Labe,
Und wenn die kalte Luft ihr bringt
Den Klang der Flöten und der Geigen
Dann denkt ſie, wie der Junge ſpringt
Jetzt fröhlich dort im Feſtesreigen.
Und um das Herz wird's ihr ſo warm
Als wenn ſie ſelbſt noch einmal wieder
Sich wiegte in des Liebſten Arm
Im Mädchenkranz und blankem Mieder.

Das iſt wohl lange, lange her! —
Den Mann, den Sohn verſchlang das Meer,
Die Tochter ruht im kühlen Grabe,
Das kleine Haus, in dem ſie oft
Gewartet hat, gezagt, gehofft,
Iſt ihre einz'ge Erdenhabe;
Ihr blonder Fritz ſoll's einmal erben,
Wenn's mit ihr kömmt zum ſel'gen Sterben.

Schon lange flog der Mond empor
Und glänzt ſo hell, faſt wie die Sonne,
Noch in das Winterlebos Wonne,
Und heller klingt der Lieder Chor
Zum alten Mütterchen herüber,
Das ſtill jetzt an dem Fenſter ſteht
Und achtſam in die Ferne ſpäht,
Und deſſen Blicke immer trüber

Auf einem kleinen Punkchen liegen,
Das dort im Weſten aufgeſtiegen.

Die wohl erfahr'ne Schifferfrau
Sie kennt zu gut nur, zu genau
Das kleine, böſe Wetterzeichen,
Das Sturmes Bote, der ſo ſchnelle
Leuchtet das Eis der Meereswelle.
O, weh! ſoll um die Sterne ſtreichen
Jetzt ſie ihn ſchon wie Grabeshauch —
Ach, ſehn wohl die da drüben auch
Das böſe Wölkchen, das ſo recht
Sich ſchon zuſammen zieht am Himmel?
Das ihr gleich einem Schreckgeſicht
Zu trohen ſcheint nach dem Gewimmel
Der Fröhlichen dort auf dem Eis,
Und um ſie zieht des Todes Kreis.

„Ach, könnt' ich doch ein Zeichen geben,
Wie nah Gefahr euch droht und Tod!"
So seufzet tief in bitt'rer Noth
Die alte Frau, die schwer sich heben
Vom Stuhl nur kann, sie ist so lahm.
Kann kaum noch bis zur Thüre schleichen
Ihr Bett nur mühsam mehr erreichen.
Zwar in die welke Hand schon nahm
Ein Tüchlein sie und ließ es wehn,
Doch Keiner, Keiner hat's gesehn! —

Sie ruft, sie schreit, so laut sie kann,
Den armen, schwachen Odem zwingend,
Daß er hinfliege, Warnung bringend;
Doch wie von einem Zauberbann
Scheint dort die frohe Schaar umfangen,
Der Liebe Ruf, dem Todesbangen,
Entgegen schallen wie zum Spott
Nur immer hell're Freudentöne. —
O, Husums Töchter! Husums Söhne!
Du frische Jugend — Gnad' dir Gott! —
O, wie du taumelst sorgenlos
In deines nahen Grabes Schooß!
Kömmt denn kein Engel her, zu warnen
Wo euch Verderben will umgarnen,
Daß schnell, wie sich bewegt der Zeiger
Dort an der Uhr, euch all' erreicht,
Das drohend wie ein dunkler Geier
Schon schaurig durch die Lüfte streicht? —

Die treue Alte ist gesunken
Auf ihren harten Ofensitz
Und starret in des Feuers Funken;
Da fährt es plötzlich wie ein Blitz
Durch ihre bange Seele — ha!
Das hat der Herr ihr eingegeben!
„Das übersehn sie nicht! — ja, ja!
Es soll geschehn!" — Die Lippen beben
Der alten Frau, wie sie es spricht
Und bläßer wird ihr Angesicht,
Doch stark und muthig bleibt ihr Herz,
Das oft ertragen Sturm und Schmerz,
Das halb ja schon im Grabe weilet
Und jetzt ohn' Zaudern sich beeilet
Zu retten, was dem Leben theuer.
Sie hebt sich mühsam von der Bank
Und sachet wieder an das Feuer,
Das schon zur letzten Kohle sank:
Es soll fortan sie nicht mehr wärmen,
Doch warum soll sie d'rum sich härmen?
Die Liebe brennt im Herzen ihr
Wohl stärker als die Flamme hier.

Noch einmal blickt sie ernst und stumm
Sich in dem kleinen Stübchen um,
Wo gnädig ihr der Herr gegeben
Ein friedlich' unbeflecktes Leben.

Dann nimmt getrost sie einen Spahn
Und zündet ihn am Feuer an
Und steckt ihn tief in's dürre Stroh
Des Lagers, das so lang getragen
Der alten, müden Glieder Plagen.

Schnell flammt empor es lichterloh
Und leckt hinauf an dem Gelände
Der Fenster, durch die leichten Wände
Des Stübchens fährt es hin und jach
Schlägt hoch die Flamme durch das Dach,
Weit leuchtend hin in heller Pracht
Wie eine Fackel durch die Nacht.

Die Alte ist auf Fuß und Hand
Gekrochen über ihre Schwelle,
Ach, nicht so sicher und so schnelle
Als ihres Häusleins Todtenbrand!
Doch schonen sie die gier'gen Flammen
Und in dem kalten Schnee zusammen
Sinkt sie und sieht in frommer Ruh
Dem Brande ihres Opfers zu.

Bald auf dem Eise Jeder schaut
Den Schein, der hell von Husum schimmert
Und blutigroth am Himmel flimmert,
Und „Feuer — Feuer!" ruft es laut
Aus Aller Mund „es brennt, es brennt!
Nach Husum fort!" — man fährt und rennt,
Im wirren Durcheinanderreilen —
Und Keiner mehr will länger weilen.

Schnell steht der Festsaal öd' und leer,
Doch kaum der Letzte ist vom Eise,
Da führt der Sturm schon über's Meer
Und spielet eine rauh're Weise,
Als die hier eben erst verklungen,
Schnell hat er ihrer Haft entrungen
Die wilde, leicht gereizte Fluth,
Die in des Eises Banden ruht.
Horch — horch! wie sie da unten grollt
Und immer stärker aufwärts rollt! —

O, treue Alte sei gepriesen,
Daß du den Rettungsweg gewiesen!
Rasch bricht herein die finstre Macht
Der Elemente Zornesmuth,
Des Meeres trotz'ger Kampfesmuth.
Das knackt und knattert, dröhnt und kracht!
Wie dumpfer Donner hört man rollen
Heran die fernen Eisschollen,
Die wilden fesselosen Wogen
Läßt stürzen wie ein Kriegesheer
Aus seinem off'nen Schooß das Meer:
In einem Nu hinabgezogen
Ist all' der leichte Festestand,
Die Zelte, Bänke, Schlitten, Wagen,
Die kaum die Fröhlichen getragen.

Sind ſchneller als man kehrt die Hand
Im wilden Strudel fortgetrieben
Und von des Sturmes Fauſt zerrieben.

Die Fliehenden erſtarrt und ſtumm
Steh'n auf dem Wege ſtill und ſchau'n
Nach dem verlaß'nen Platz ſich um.
Und Dank, gemiſcht mit Todesgrau'n
In allen Herzen, flieh'n ſie weiter.
Den Mond, der kaum ſo hell und heiter
Gelacht mit ihnen und gefeiert,
Hat rabenſchwarze Nacht umſchleiert;
Doch hält ſie auf dem Weg verbündet
Der heil'gen Liebesfackel Brand
Der ihnen leuchtet, von der Hand
Der treuen Alten angezündet;
Das Flammenband, wie in dem Sturm
Dem Schiffer winkt des Meeres Thurm.
Und ahnend dringt's durch jede Bruſt
Was dieſes Licht verkünden ſollte,
Und Jeder hat es jetzt gewußt
Was ſein getreues Blinken wollte.

„Großmutters Haus!" ſo ruft der Frig,
Der Erſte, der den Raum beſchritten
Des Brands mit ſeinem ſchnellen Schlitten;
„Zerſtört der ſel'gen Eltern Sig!
Großmütterlein! und wo biſt Du?"

Da weht thm durch den Nachtwind zu
Ein Laut, durchbebt von Glück und Weh —
Man ſucht — und ſieh! da ſitzt im Schnee
Zuſammen feſt in ſich gekauert
Die treue Alte, froſtdurchſchauert.
Von Furcht und Zweifel wohl gequält
Die Schritte ſie der Nah'nden zählt:
„Sie kommen! — her hat ſie getrieben
„Mein Feuerchen! — nun, Gott ſei Dank!
„Und iſt auch Keiner dort geblieben?

„Iſt Keiner, der im Meer verſank? —
„Cs wohl der Frig? —" die Stimm' ihr bricht —
Es hält der Enkel ſie umfangen
Und wärmt die todeskalten Wangen
An ſeinem jungen Angeſicht.

„Vergieb, daß ich Dein Haus verbrannt"
So flüſtert ſie an ſeinem Herzen,
„Ich hatte keine and'ren Kerzen,
„Und lahm, weißt Du, iſt Fuß und Hand;
„Für Huſum hab' ich's hingegeben;
„Für Huſum und Dein liebes Leben!"

Gelöſcht indeß hat man die Flammen,
Das kleine Häuschen ſank zuſammen,
Und als der letzte Balken kracht

Da hebt man auf die treue Alte
Und trägt auf einer Bahre ſacht
Sie durch die Nacht, die ſturmeskalte,
Auf weich'res Lager ſie zu legen,
Zu decken ſie und ſanft zu hegen
Die müden, halb erſtarrten Glieder.

So lieblich ruhte ſie wohl nie,
Mit einem Segenswunſch für ſie
Legt Alles ſich in Huſum nieder.
Und jede Mutter ſorgt: daß kalte
Ihr Kind ſein Händchen für die Alte.

Es tobt der Sturm ſich aus die Nacht
Und auf die kleine Brandesſtätte
Der Morgen ſchaut mit milder Pracht,
Doch als man zu der Alten Bette
Hintritt, da liegt ihr Leib geſtrecket,
Vom letzten Sturmesſchlag geſchrecket
Ließ ſie auch dieſes Häuslein leer
Und wohnte d'rinn nicht länger mehr.

Die Engel haben ſie getragen
Hinauf zur goldnen Gottesſtadt,
Die viel der feſten Häuſer hat,
Und wo auch ihr eins aufgeſchlagen
Stand von des höchſten Meiſters Hand,
Das nicht verheeret Sturm und Brand,
In dem der ew'gen Heimath Frieden
Als Lohn der Treue ihr beſchieden.

Prätzler-Manfred.

Sibylliniſche Blätter.

Achtung.

Du haſt voll Achtung dich betragen,
Da du mit Höheren verkehrt,
Doch haſt du auch in ſolchen Lagen

Die Achtung vor dir ſelbſt bewahrt?
Und ſuchte Einer dein Erbarmen,
Haſt du wohl, was er bat, gewährt,
Doch haſt von Herzen du den Armen
Durch Achtung auch dabei geehrt?

Bereich.

In deiner Thätigkeit Bereich
Sei du der milden Kerze gleich;
Ein Stück vom urgewalt'gen Feuer,
Ist unentbehrlich sie und theuer,
Weil wie ein Strom des Lichtes Schatz
Sie spendet und den Raum und Platz
Bemessend, wo sie hingestellt,
Das Nächste liebevoll erhellt.

Bewußtsein.

Ist es der frechen Buben Lust,
Daß ihren Muth an dir sie kühlen,
Nicht Stolz, doch Ruhe wirst du fühlen,
Bist du des Guten dir bewußt.
Ertönt der Silberhauch der Flöte,
Der durch die schöne Mondnacht klingt,
Wen stört es wohl, daß eine Kröte
Mit Quaken in den Tümpel springt!

Ehre.

Der gute Name ist für Mann
Und Frau das Kleinod ihrer Seelen:
Mein Geld im Beutel magst du stehlen,
Erst mein, jetzt dein, was liegt daran.
So Vielen dient' es schon zugleich!
Doch wer um Ehre mich gebracht,
Raubt mir ein Gut, das ihn nicht reich
Und mich zum Bettler macht.

Gesundheit.

Gesundheit ist ein Talisman
Mit Wohlbehagen dich erfüllend
Und vor den Menschen, die dir nah'n,
Mit Kraft und Schönheit dich umhüllend;
Sie ist ein himmlisches Geschenk,
Das du bewahren sollst und schätzen
Und seines Werthes eingedenk
Niemals an eitle Dinge setzen.

Gewohnheit.

Gewohnheit drängt sich an dein Wesen
Und schlägt es allgemach in Fesseln,
Gleichviel ob Blumen es gewesen,
Womit sie es umwand, ob Nesseln.
Groß zieht sie die Schmarotzerranken,
Womit dein Leben sie umschlingt,
Und hindert daß mit freien Ranken
Ins Ungewöhnliche es dringt.

Glück.

Man sagt: das Glück ist kugelrund
Und kann sich dreh'n in jeder Stund';
Doch Manchem ist's ein Würfel fest,
Der sich nicht dreh'n noch wenden läßt.
Verurtheilt bist du nun einmal,
Daß obenauf die kleine Zahl
Die große unten du erst siehst,
Wenn du dereinst zu Grabe ziehst.

Insgeheim.

In jedem Loos, noch so beschrieben,
Steckt Etwas, das es still verschönt,
Ein Sonnenstral geheimer Freuden,
Ein Minnelied, das leise tönt.
Selbst der unglücklichste Geselle,
Der kummervoll durchs Leben schleicht,
Hat insgeheim doch eine Stelle,
Wo er sich wie ein König däucht.

Kräftigung.

Der Jugend unbewußtes Glück
Wird als geheimer Schatz erbeutet,
Aus dem sich alles Mißgeschick
Der spätern Jahre leicht bestreitet.
So schlaft und träumt ihr in der Nacht
Und wißt nicht wie und was zu sagen,
Doch hat es kräftig euch gemacht,
Des Tages Mühsal zu ertragen.

Liebe.

Die Liebe ist voll Unart, Launen,
An Eitelkeit und Muthwill reich,
Erzeuget durch des Auges Staunen
Und deshalb auch dem Auge gleich,
Voll Bilderflucht und Formenlieben
Und Fantasien bunt und hold,
Wie an des Auges Spiegel eben
Das Wechselnde vorüberrollt.

Streben.

Wenn jetzt nicht zur Ausführung kam,
Was in Gedanken wir verschlossen,
Nicht lähme uns darum der Gram,
Der Kraft ist doch Erfolg verhießen.
Die Zwiebel in des Händlers Kram
Sah keimlos einen Lenz verfließen,
Doch da sie nun der Gärtner nahm,
Wird herrlich bald die Tulpe sprießen.

Verſchloſſen.

Das Geheimniß iſt die Seele
Jeder großen Geiſtesthat,
Was du brüteſt, das verhehle.

Wenn die blode Neugier naht:
Deinen Plan ſoll Keiner ſchauen,
Zeichn' in Sand ihn, der verweht,
Bis in Marmor ausgehauen
Vor der Welt als Bau er ſteht.

Ludwig Aug. Frankl.

Kranichzug.

Herbſt iſt es rings, duftloſe Sterne
Blüh'n Aſtern durch bereiftes Grün.
Ich blicke krank und bleich zur Ferne,
Betrachte ſtill des Tag's Verglüh'n.

Zerriſſ'ne feuchte Nebel fliegen,
Durch Bäume rauſcht des Windes Flug;
Es zieht ein ſchattenhafter Reigen,
Am Horizont der Kranichzug.

Beglückte Wandrer nach dem Süden!
Nur Einer, den der Flügel brach,
Sie kümmern ſich nicht um den Müden,
Er ringt dem Chor vergebens nach.

Ein Jäger traf wohl ſeinen Flügel —
Er flattert nur, kaum noch, er fiel
Herab zu einem dunklen Hügel,
Die Bruſt voll Sehnſucht nach dem Ziel.

Und Dämm'rung hat ſich rings ergoſſen,
Der raſche Kranichzug entſchwand —
Ich denk' an meine Sanggenoſſen
Und an das warme Lorbeerland.

Auf Friedrich Hebbels Tod.

Und wiederholt es ſich denn immer wieder
Das bange, Taſſo's ſchmerzliches Geſchick?
So oft ein Mächtiger im Reich der Lieder
Die dunkle Welt verklärt mit ſeinem Blick.

Erſt wenn die Wangen bleich von edlem Grame
Erſcheint der antheilloſe Sinn beſiegt,
Bis leuchtend über ſie die wunderſame
Verklärung tiefen Märtyrthumes fliegt.

Dann ſchlingen ſie den Kranz in Dichterlocken,
Es folgt die Krönung auf dem Capitol
Und die Poſaunen ſingen und die Glocken
Unſterblichkeit ihm zu und Lebewohl!

Solch Einem iſt der Tod herangetreten,
Da er noch ſchaffensfreudig hing am Sein;
Von keinem Gotteshauch, wie die Propheten,
Im Aufſchrei bitt'rer Qualen ſchlief er ein.

Der Sturmwind toſte durch die Wolkenmaſſen,
Unheimlich Jauchzen, wirrer Aufruhr klang;
Die wilden Geiſter ſind's, die freigelaſſen,
Noch erſt in ſeiner Bruſt der Magus zwang.

Dem Sarge nach, es geben Luftgebilde
Ihm das Geleite mit der Menſchen Schaar,
Des Winters Nebel ſchien auf dem Gefilde,
Was ungeborner Geiſter Wandel war.

Durch weißen weichen Dunſt vom Kronenrändern
Blitzähnlich zuckt es auf von Schwertesglanz,
Und Frau'n mit feuchten ſchleppenden Gewändern,
Geſellet, Andre frei mit grünem Kranz.

Das dehnte ſich, verſchwand und ſchwebte nieder
Und wich dem Trauerzug wie dünne Luft,
Als Sturmwind flagend ſank's zur Erde nieder,
Schlief tonlos ein beim Bildner in der Gruft.

Er hätte freudig den Gebilden allen
Unſterblich ſchöne Seelen eingehaucht;
Wir ſah'n ihn müde nicht zum Grabe wallen,
Den ſchöpferiſchen Geiſt noch nicht verraucht.

Wie wir, ſo ſeh'n ihn ſung auch künft'ge Zeiten,
Mit unerſchöpftem Nibelungenhort
Entgegen zur Vollendung ringend ſchreiten,
Fern ewig, wenn auch näher ſtets dem Port.

Herb trotzig mied er die bekannten Bahnen,
Die durch Jahrhunderte der Genius ging,
Nicht an die Kette dichterischer Ahnen,
Hing er des eigenen Geistes ersten Ring!

Ob And're folgen, ließ ihn unbekümmert,
Durch Urwald schlug er seinen eig'nen Gang;
In Kunst und Leben hat sein Wort zertrümmert,
Ein Kämpfer, der um Feinde niemals bang.

Im deutschen Dichterwald sind Stamm und Stämme,
Zu zählen schon, bald fällt der Tod sie all',
Im Abendglanze glüh'n die grünen Kämme —
Wir klagen ob des jüngsten jähem Fall.

Er ragte stark, noch freudig zu den Sternen,
Im Norden wurzelnd mit des Südlands Traum —
Nun werden wir die Höhe messen lernen,
Da er im Staube liegt der stolze Baum!

Hermann Lingg.

Ächtes Schlachtlied der Vandalen in Afrika.

Erspäh't ihr durch die Nacht
Karthagos Zinnenglanz?
Nun herrscht darin die Macht
Der Griechen von Byzanz.
O Stadt des Ruhms, die wir
Dem Feinde mußten lassen,
Wohl pflegten wir in dir
Zu schwelgen und zu prassen.
Die Wüste und das Schwert
Sonst nichts ist uns geblieben,
Mag unser Heerd
In Asche denn zerstieben.

Karthagos Burg am Meer
Erglüht im Morgenroth;
Da waren wir ein Heer
Gefürchtet wie der Tod!
Gefürchtet weit und breit
Von jedem Ueber'n Volke,
Die Segel flogen weit
Wie Wind und Donnerwolke.
Wir ritten durch die Fluth
Das schwarze Roß der Wogen,
Mit uns in Gluth
Kam Gottes Zorn geflogen.

Es stund auf hohem Thurm
Der König Geiserich,
Er war der Blitz und Sturm;
Doch unser Stern erblich.
Voll Todter ist die Fluth,
Von Wraken voll die Riffe,
Versenkt ist Gold und Gut,
Versenkt sind uns're Schiffe.
Die See war unser Theil,
Gab Oel uns, Gold und Häute,
Der Fluthen Heil!
Die Welt war uns're Beute.

Verwandelt hat das Land
Sich in ein Leichentuch,
Erhoben seine Hand
Hat gegen uns der Fluch,
Die Brunnen sind versiegt,
Die Seuchen sind gekommen,
Die Zwietracht hat gesiegt,
Hat uns die Macht genommen,
Die Städte wurden feil,
Der Hagel schlug die Halme,
Es schlug das Beil
Den Oelbaum und die Palme.

Du König Gelimer
Jetzt führ' uns in die Schlacht!
Du leuchtest vor uns her
Wie Feuer in der Nacht
Wir alle thun's Dir gleich
An Tapferkeit und Treue;
Das ganze Königreich
Erobern wir auf's neue.
Kein Bogen und kein Pfeil,
Und kein geschwinder Schütze,
Das Schwert ist unser Heil,
Das Schwert ist uns're Stütze.

Es braust der Feinde Schaar
Durch's That herauf vom Meer;
Wirf ihren Belisar
O König Gelimer!
Du schwingst in deiner Hand
Von Erzen eine Schlange;
So wirf ihn in den Sand
Und tritt auf seine Wange!
Dann helf' ihm vor dem Tod
Kein Schild mit Erz beschlagen,
Kein Behemoth,
Kein Roß und Sichelwagen.

Wir kämpfen mit dem Schwert
Und mit dem Schwert allein,
Es war uns nie so werth,
Soll unser Retter sein!
Die Speere lassen wir
Hier haften in der Erde
Als Unterpfand, daß hier
Der Sieg uns wieder werde.
Dann aber leucht nach Rom
Voraus auf uns'ren Pfaden
Ein Feuerstrom
Von allen Seegestaden!

Zum Kreuz am Kaiserthron
Beugt Griech' und Römer sich,
Wir glauben an den Sohn,
Allvater und an Dich!
Zum Sprung setzt an der Leu,
Die Schlachtenhörner schallen,
Wir bleiben Dir getreu:
Wir siegen oder fallen.
Kämpft mit dem Schwert allein!
Und sterben wir wie Helden,
Mag auch kein Strin
Von uns'rem Tode melden!

Herbstzeit.

Poetischer trägt keine Zeit
Als der Herbst in seiner Schöne,
Das Gepräge der Vergänglichkeit:
Farben, Strahlen, Düfte, Töne,
Alles Echo nur und Hauch,
Und verschwindet von den Pfaden
Wie der leichte Sommerfaden,
Wie das letzte Blatt am Strauch.

Und die Sonne strahlt so müd'
Durch entlaubte Laubengänge,
Kühl und bleich und tief in Süd:
Fernher schallen noch Gesänge,
Aber immer ferner her,
Und verhallen immer mehr.

Als ich jüngst dein Buch noch offen
Auf dem Gartentische fand,
Wo wir uns zuerst getroffen
Wo wir oft bezeelt von Hoffen,
Träumend saßen Hand in Hand.
Nichts mehr hört ich als die Wogen,
Und mein Herz, das lauter schlug,
Während über mir in langem Zug
Wandervögel heimwärts flogen.

Nach dem Gewitter.

Zu Boden hat der Regen
Gebeugt die Blüthenpracht,
Wie schön so reicher Segen
So stille Demuth macht.

Den Blüthen kommt's zu statten,
Sie hätten nicht gewußt,
Wie sanft sich's ruht im Schatten
An stiller Erde Brust.

Wolkenbilder.

In goldnen Wolken walten
Am Abendhimmel hin
Der Jugend hohe Gestalten;
Ich sah sie flieh'n und flieh'n,
Unaufgehalten,
Hinüber ging ihr Lauf,
Und dunklere folgten darauf.

Ich glaubt' in ihnen zu schauen
Sinnbilder der Menschenbrust.
Wohin du hohes Vertrauen,
Du reine Seelenlust?
Es stürmen die rauhen
Begierden, ein dunkles Gewühl,
Herein in das beff're Gefühl.

Wohl dem, dem spät im Leben,
Wenn alles untersinkt,
Noch aus dem frühen Streben
Ein Strahl herüberblinkt.
Hell über ihm schweben
Die Geister der guten That
Im Leuchten der Sternensaat.

Otto Roquette.

Lieder vom Inselstrande.

I.

Kein Segel mehr in blauer Bucht,
Das letzte Schiff im Hafen,
Der Vogel kehrt in Abendflucht
Zum Felleneste schlafen.

Ein spätes Lied nur leise mag
Noch heben seine Schwingen,
Von einsam schönen Wandertag
Den Nachklang auszuklingen.

Zur Ruhe ſpannt ſo hoch und fern
Sich aus der Sternenbogen,
Zur Ruhe winkt, ein Erdenſtern,
Der Leuchtthurm auf den Wogen.
O gold'ne Ruh, du Himmelsgaſt,
Nun kommſt du hold zu tröſten,
Zu einen die von Tageslaſt
Ermüdeten, Erlöſten!

Im Fiſcherdorfe längſt ſchon ruht
Der Alten Haupt im Pfühle,
Doch laut noch pocht das Jugendblut,
Und ſucht die Abendkühle.

Von Haus zu Hauſe ſchleicht die Lieb'
Auf ſtill verſtohl'nen Füßen,
Die Stunde, die der Ruhe blieb,
Nun doppelt zu genießen. —

Woher, o Herz, der Wehmuth Spur?
Wohl ſchien der Tag nicht einſam,
Doch Abendruh erquicket nur
Mit einer Bruſt gemeinſam.
O Nachklang ungetheilter Luſt
Flieg' hin im Lied, und frage,
Ob einſam eine treue Bruſt
Dir ein Willkommen ſage?

2.

Oben auf der Klippe wohn' ich,
Unter mir das blaue Meer
Ueberſchau von meinem Thron' ich,
Und die Buchten weit umher.

Nieder ſteig' ich oftmals, täglich
Suchend an dem Strande rund,
Und ich freue mich unſäglich
Ueber all den guten Fund.

Bunte Steine, rundgewaſchen,
Muſchein und Verſteinerung
Pack' ich in gefüllte Taſchen,
Und es ſcheint mir nie genung.

Tief und Fenſter ſchon verrammelt
Mir der aufgehäufte Schatz,
Und doch täglich neu geſammelt
Findet eine Ladung Platz.

Ja, ich ſeh es faſt mit Neide,
Wie mein Nachbar, gleich erbaut,
Seines Sammelns Augenweide
Noch umfaſſender beſchaut. —

Als ſein Abſchied nun gekommen,
Ach, von ſeinem ſchweren Schatz
Wenig nur wird mitgenommen,
Denn im Koffer hat's nicht Platz.

Und ich ſeh', wie ſeine Wunder
Schnell die Fiſcherfrau ergreift,
Und den ganzen Steingeplunder
Lachend fort zur Klippe ſchleift.

Ich erfuhr — Gewohnheit lehrt es —
Morgen kommt ein and'rer Gaſt,
Und nur wenig Wochen währt es,
Wird er eine gleiche Laſt.

Auf den ſteilen Felſentreppen
Früh und ſpät, tagaus, tagein,
Sammlerfroh zuſammenſchleppen,
Doch nur wenig bleibet ſein.

Und dem Andern folgt ein And'rer,
Und auch deſſen Schatz wird groß,
Und mit jedem neuen Wand'rer
Hat der Schatz ein gleiches Loos. —

Solches hört' ich an mit Kummer,
Und aus meiner Schätze Zahl
Wählend manche Lieblingsnummer
Dacht' ich bei bedrängter Wahl:

Immerfort in unſ're Hürde
Sammelnd, ohne auszuruhn,
Däucht es uns, ſo ſchwer die Bürde,
Schwerer noch, ſie abzuthun.

Und am ſchwerſten iſt's zu ſichten
Was uns nützt, was uns beſchwert,
Denn es ſteigert im Verzichten
Sich des Aufgegeb'nen Werth.

3

Am Abend im traulichen Kreise
Saßen wir um den Herd,
Am Fenster rauschte leise
Der Nußbaum, regenbeschwert,

Großvater erzählte Geschichten
Von Sturm und Wellengefahr,
Von trügenden Meergesichten,
Schaurig und wunderbar.

Die Söhne, bärt'ge Gesellen,
Sprachen von ihrem Fang,
Und das Fischerglück auf den Wellen
Geht auch seinen eigenen Gang.

Der Enkel mit blonden Haaren,
Ein Bursch wie aus Hünenzeit,
Sprach nichts von Meer und Gefahren,
Und lugte verstohlen bei Zeit.

Die niedliche Base strickte
Voll Eifer beim Herdesschein,
Großmutter neben ihr nickte
Trotz aller Geschichten ein.

Zuweilen im Glanz der Flammen
Trafen vier Augen sich schnell,
Das Bäschen zuckte zusammen,
Zum Fenster sah der Gesell.

Sie schalten den Nebelregen
Und des Ahnherrn lange Geschicht,
Und dachten der Stund' entgegen
Unterm Nußbaum im Sternenlicht.

Gestern unter den Waldesbuchen
Ging ich ein Hünengrab zu suchen.
Es war just um die Zwielichtstreif:
Ich hatte nicht eben gar zu weit,
Kannte den Weg seit manchem Gang.
Auf einem Hügel am Waldabhang
Liegt das Grab: von Steinen ein Haufi,
Eine uralte Buche oben drauf.
Mit gewaltigem Wurzelarmen umfaßt
Sie der moosigen Riesensteine Last.
Ein herrlicher Blick auf die Insel umher,
Und weiter auf das unendliche Meer. —
Komm ich also gar unbefangen
Den luftigen Hügel hinauf gegangen,
Da sah ich — ein Schauder geht mir durch's Gebein,
Ein weißes Gerippe sitzt auf dem Stein.
Ein alter Hüne, auf mein Wort!
Ich erkannt' ihn aus der Beschreibung sofort.
Er hatte mich langsam kommen sehn,
Ich konnte nicht weg, er hieß mich stehn.
Mit langhin ausgestrecktem Arm
Wies er hinunter zum Waldesrand.
Da stand, von uns nicht gar zu fern,
Eine Anzahl Damen und etliche Herrn,
Alle im Kreis, und ein wenig krumm,
Und Einer lief um die Andern herum,
Dann plötzlich war Lachen und Geschrei,
Und statt des Einen sagten sich Zwei.
Der Hüne wies auf den Kreis hinab,
Und fragte so dumpf wie aus dem Grab:
„Wem galt der kühne Mannenkrieg?
Wem tanzen sie dort und jubeln Sieg?
Wer ist Seekönig im Inselland?
Wie heißt der Feind, den er kühn überwand?
Wo dampfen ihm Opferaltäre vom Berg?
Sieh' Aas' und Antwort mir, du Zwerg!"
Ich stottert': Erlaub', hochwürdiges Gerippe,
Du zeigst, daß du unsre Zeit nicht kennst,
Auch ist das Schimpfen bei uns nicht Sitte
Es wird in jenes Kreises Mitte
Nicht Blut, nicht Götzenopfer erzielt,
Sondern gar harmlos — Plumpsack gespielt
— Der Hüne blickte fragend hinaus,
Sah ganz stupid von Verwundrung aus.
„Ich sehe nicht, brummt' er, wo auf dem Gestad
Die Mannen und Völker halten Rath,
Ich sehe nicht die Schiffe, die heimgekehrt,
Hochauf mit Siegesbeute beschwert, —
Wer ist die Jugend, die dort im Kreis
Springt, und kreischet die Jubelweis?"
— Ja, Herr, das sind unterschiedliche Leut',
Kommen aus allen Landen weit,
Geheimeräth und Professoren,
Rentiers, Stiftsfräuleins und Pastoren,
Herrn und Damen mit allerhand Schwächen,
Die sich vom Seewasser Heilung versprechen.
Die Jugend ist längst den meisten entflohn,
Sie hüpfen nur wegen der Motion.
— Der Hüne schüttelt die weißen Mähnen
Und fing grundhünenhaft an zu gähnen,
Und während noch jauchzten die fröhlichen Siechen
Thät er schläfrig wieder zu Grabe kriechen.

Adolf Doerr.

Sonett.

Zur Brücke eilt' ich, Wolkenschleier spannen
Sich um die herbstlich bleiche Mondesscheibe,
Tief unten wälzte zahllos das Getreibe
Der Wogen, welche durch die Pfeiler rannen.

Die innre Stimme rief: Du zieht von dannen,
Du liebst und hofft: — verzweifle denn und bleibe!
Bezwinm, o Thor! es stammt auch sie vom Weibe,
In der du träumst, den Himmel zu umspannen.

Auf Erden dich ein Seliger zu wähnen,
Sich hinzugeben, war dein Herz entschlossen;
Ach, siehst du nicht die dunkle Tiefe gähnen?

Am Pfeiler lehnt' ich und die Wogen flossen
Hin wie ein Strom des Lethe und der Thränen, —
Der Strom, von dem die Dichter stets genossen.

Roſe und Cypreſſe.

Wenn dies Herz zerbrochen iſt,
Das nur verloren hat und nie gewann,
Das, was es nie beſeſſen — nie vergißt,
O geht ein Grab ihm, fern den Menſchen dann!

O ſetzt Cypreſſen dunkelſchattend drauf,
Und eine Roſe blüh' im Dunkel drin,
Stundbilder beide meinem Lebenslauf.
Er ſchwand in Schmerz und heißer Liebe hin.

Es iſt mein Herz ein Aſchenkrug.

Es iſt mein Herz ein Aſchenkrug,
Den keine Hand bekränzt,
Auch die nicht, deren Namenszug
Auf ſeinem Stein erglänzt.

Es iſt mein Herz ein Monument,
Bereits bei Lebenszeit —
Ihr, welche ſich von mir getrennt,
Die mich verſchmäht, geweiht.

V. F. Gruppe.

Otto mit dem Pfeil.

Der ſtolze Markgraf Otto, der mit dem Pfeil genannt,
Ein Fürſt, ein Held, ein Sänger, herrſcht in dem märkiſchen Land,
Und reichen Hofhalt hat er zu Stendal in dem Saal
Mit Hedwig, dem vielſchönen, vielliebenden Gemahl.

Gen Magdeburg jetzt zieht er, er iſt der Stadt ergrollt,
Weil ſie den Biſchof wählte, nicht welchen er gewollt.
Für ſeinen Bruder Erich wollt' er den Biſchofſtab:
Da wahrten ſie Graf Günther. „Das büßen ſie mir ab!"

Er führt fünfhundert Roſſe; ſchon an dem breiten Strom
Sieht er in heller Ferne die Stadt und ihren Dom:
„Drin will ich morgen füttern!" Er ſprach's im Uebermuth;
Doch Uebermuth, Herr Otto, thut nimmermehr wohl gut!

Der Biſchof aber, nimmt er jetzt Panzer, Helm und Schwert?
Und hat er Roſſ' und Mannen, daß er dem Feinde wehrt?
Er geht zum Dom und betet, und faßt des Schutzherren hier,
Des heiligen Mauritius hochwallendes Panier.

Trägt's durch die Stadt; da folget, was wehrhaft in der Stadt,
Was ſie der guten Bürger, der edlen Ritter hat,
Und mehret in den Straßen ſich fort und fort der Zug,
Daß da der fromme Biſchof ſein Haupt wohl höher trug.

Auch Fürſten ſieht man ſammen ſchon aus dem Land umher,
Dem Starken beizuſtehen trägt mancher wohl Begehr.
Es ſammeln um das Banner viel Fähnlein ſich zum Streit,
Da war dem kühnen Otto das Feld nicht mehr ſo weit.

Doch, hat er es geſprochen in allzu großem Muth,
Er will ſein Wort bezahlen, und wär's mit ſeinem Blut.
Es kämpfen ſeine Speere auch gegen Ueberzahl,
Er ſelber ſchwingt die Streitaxt hart auf der Helme Stahl.

Sie trachten ihn zu fangen, ihm, ihm nur gilt der Strauß,
In dichten Staubeswolken um ihn Gedräng' und Graus!
Er kämpfet um ſein Leben, er kämpft nicht um den Sieg,
Er rief mit Donnerſtimme: „Hieher!" — Die Antwort ſchwieg.

Kein Mann und keine Hülfe, und nur der Feinde mehr!
„Mein Leben werd' euch theuer!" Er ſchmettert Tod umher.
Schon fehlt's an Raum zum Streiten, denn ſelbſt der Feinde Fall
Schon bildet um den Kämpfer verengend einen Wall.

Es klimmt ſein Roß hinüber, er ſchmettert wieder Tod,
Zermalmend trifft die Streitaxt; doch da ward groß der Noth:

Das Roß, sie reißen's nieder, zehn Arme dringen ein,
Den seitwärts und von rückwärts: gefangen muß er sein!

Entspannt und entgürtet, des Schwerts und Helms
beraubt,
So steht er da, doch nimmer gesenkt sein herrschend Haupt,
Unnahbar selbst dem Sieger: sprachlos, gedankenvoll
Trägt er wohl seinem Schicksal und auch sich selber Groll!

Sie führen im Triumph ihn gen Magdeburg ins Thor,
Und lauter Ruf des Jubels, des Hohnes schallt empor.
Man zeigt ihn rings, die Fenster gefüllt bis in das Dach,
Und Volk und laute Jugend rennt schreiend vor und nach.

Sie führen ihn beim Dome — that das sein Wort? —
vorbei,
Da tönt vieltausendstimmig erst auf dem Platz Geschrei.
Er beißt die Zähne knirschend — doch war's nur der
Beginn:
Viel Schlimmres ihm ersonnen hat rachedurst'ger Sinn.

Sie sperr'n in niedern Käfig den hohen Fürsten ein!
Es kostete der Eingang das Leben ihrer zwei'n,
Die griff der Bluthunde, und an einander trieb
Er Haupt an Haupt die beiden, daß sie das Leben ließ.

Und ihn nun führt ein Wagen zur Schau im Käfig fort,
Darüber stand zu lesen in großer Schrift solch' Wort:
„Der Singevögel ziehet den edelsten daher!"
Und böse Zungen riefen: Nun sing von Minne mir!

Er knirschte mit den Zähnen, so grimmig schaut er
drein,
Daß sich die Schauer fürchten vor dem Singvögelein.
Die Mönch' im Dome sangen ein langes Dankgebet —
Er hat in seinem Käfig gesucht mehr als gefleht.

Der Bischof ging vorüber, seitwärts hochmüthiglich
Auf ihn ein wenig blickend — in Otto's Herz ein Stich!
Er schaut in seinem Herzen: Komm ich nur jemals frei,
Ich drehe dir den Hals um, sammt deiner Klerisei!

Nun aber lief die Kunde zur Burg gen Stendal hin.
Wie konnte man's nur glauben! — „Es hat's in böjem
Sinn
Ein Lästernder erfunden" — doch bald kommt flücht'ge
Schaar:
Sie schweigen noch — sie reden — Ja, es ist alles wahr!

Ist wahr die graufe Kunde! Die edle Fürstin rang
Empor die schönen Hände und ward von Weinen krank,
Ward krank wohl bis zum Sterben, und war ganz trost-
beraubt,
Sie rief nur: Todt viel lieber! Und wär's doch nur
mein Haupt!

Nicht todt! So sprach der Kanzler, der Priester sprach:
Er lebt,
Und wird mit dir noch leben viel Jahr, und, glaub's,
er hebt

Sein Haupt auch stolz noch wieder, so schlimm ist's nicht
bestellt,
Es kann ja doch nur kosten ein theures Lösegeld.

Ein Lösegeld! rief freudig die Fürstin, wär's nur das!
Und nahm vom Hals die Kette und, siehe, sie genas.
Sie ging zum Schrein und häufte dort Geld und Edelstein:
Wenn's nur genügt: Habgierig wird wohl der Priester sein!

Da sprach der Edeln Einer: Ich fürchte, nicht genug!
Sie aber war's, die alles suchte und zusammentrug.
Sie rüstet selbst zur Fahrt sich, gen Magdeburg zu ziehn
Mit den Juwelen allen; die Liebe macht sie kühn!

Drum Bischof jetzt zu Füßen bot sie die Schätze dar:
O laß dein Herz doch rühren! Du straftst zu hart fürwahr!
Der Bischof, ernsten Blickes, sprach: Tochter solcher Mann
Gezieret der Kirch' auf Erden — der heiligen Monstranz.

Die Kirche nimmt das Opfer aus deinen Händen an —
Das Lösegeld indessen — damit ist's nicht gethan.
Viertausend Mark, baar Silber, bevor nicht das geschafft,
Kommt auch der Markgraf Otto nicht aus Gewalt und
Haft!

Die hab' ich nicht zur Stelle — erbarme dich! — Es sei!
Wenn er mir selbst verpfändet sein Wort, so wird er frei,
Sein Wort, falls in vier Wochen er nicht gezahlt das Geld,
Daß wieder er sich selber hieher zur Haft mir stellt.

Sie nahm es froh. Er nahm es mit schweren Sorgen an.
Und jetzt mit seinem Werbe in Freiheit zog der Mann.
Wie in die schönen Arme sie ihren Gatten nahm,
Ihm Mund und Wange küßte, vergessen war der Gram.

Zu Stendal doch im Saale saß er und hatte Leid:
Vier tausend Mark — vier Wochen — es ist gar kurze Zeit!
Er tritt in's Schatzgewölbe: ja wohl, der Schatz ist leer!
Und eh die Steuern kommen, wo nur das Silber her?

Daß nur ein Buch'rer wäre, schamlos, so viel er mag!
Ich zahlte Jahressinsen ihm gern für jeden Tag!
Er rief: Schaff, Kanzler, einen Hebräer! Schaffe Rath! —
Da meldet sich ein Edler, der schüchtern nur ihm naht.

„Ob du mich, Herr, noch kennest?" — Johann von
Buch, nicht wahr? —
„Der einst der treue Diener, Herr, deines Vaters war" —
Und den ich sehr mißachtet — „der aber dennoch kommt,
Sich deinem Dienst zu weihen, da schnelle Hülfe frommt."

Du willst mir dienen? — „Markgraf, laß satteln nur
sofort,
Und wolle nur mir folgen zum nachbarlichen Ort!
Herr, du bist reich an Golde, viel reicher, denn du weißt" —
Die Fürstin rief aufathmend: Das sagte mir mein Geist!

Der Edle sprach: Dein Vater ließ dir ein Schatzhaus
bau'n,
Und mir gab er die Kunde des Schatzes voll Vertrau'n.

Ich' ſollt ihn dann nur weiſen, wenn je in Noth ſein Haus —
Ich mein', ich durfe ſprechen — die Fürſtin rief: ſprich aus!

Nun denn: Zu Tangermünde! Der Fürſt rief: Sattelt mir!
Die Mahlzeit ſchnell! Wir reiten! — Und Jener: Nimm mit dir,
O Herr, die beiden Schlüſſel des Schatzes hin zum Ort:
Die hier den Schatz dir ſchließen, ſie öffnen dir auch dort!

Des Fürſten Antlitz machte ſolch Wort wohl freudehell;
Es ward nicht viel getafelt, geſattelt ward da ſchnell,
Schon ritten nun die beiden, und auch Herr Erich mit:
Es that der Markgraf nie wohl ſo ſchnellen, frohen Ritt!

Sie ritten von dem Burghof und durch die Stadt geſchwind,
Durch Saatgefild, entgegen dem lauen Sommerwind,
Schnell, daß am Strom der Elbe, eh ſich die Sonne neigt,
Stadt Tangermünde ragend ſchon ihre Kirche zeigt.

Dort an der Kirche Seite zum Zeichen ſteht ein Baum,
Es deutet eine Linde auf des Gewölbes Raum;
Gepflanzt mit eignen Händen hat ſie Markgraf Johann.
Sie iſt noch heut zu ſchauen, ihr Alter zeigt ſie an.

In vollen Blüthen ſand ſie Herr Otto dort. Schlagt ein!
Sprach Jener, in der Kirche muß ein Gewölb hier ſein!
Sie ſchlugen ein und gruben: Ja, eine Thür von Erz!
Der Markgraf ſelbſt erſchlieſſet: Da ſchlug wohl Aller Herz.

Vorleuchtend durch das Dunkel, durch die beklomme Luft,
Führt der von Buch: Da ſtand nun ſeitab in mölb'ger Gruft
Von Eiſen eine Truhe: Der Schlüſſel paßt! Es rollt
Beim Oeffnen gleich entgegen das blankgemünzte Gold!

Groß war Herrn Ottos Freude: Du ſollſt Zahlmeiſter ſein!
Auf, auf! und g'rades Weges nach Magdeburg hinein!
Sie luden auf die Roſſe des Goldes ſo viel Bedarf,
Und trabten durch die Nacht hin, traun, wohl ein wenig ſcharf.

Zu Magdeburg am Mittag ritt er ins offne Thor,
So ſtolz, daß da der Pförtner die Frage Muth verlor;
Stolz ritt er durch die Straßen, ſtolz vor des Biſchofs Schloß:
Hier bin ich! rief er mächtig hinan von ſeinem Roß.

Am Biſchofsſitz war Staunen; man ſendet den Caplan,
Der tief ſich neigend, ſtotternd die Rede ſo begann:
Am vierten Tag ſchon bringſt Du das Silber — Aber Er,
Des Worts, des Manns nicht achtend: Den Biſchof ruft mir her!

Der Biſchof ſtieg hernieder. „Zahlmeiſter, hier, zahl's hin!"

Und wies dort auf die Stufen der Stieg' in kühnem Sinn.
Und wie der aufgezählet die Stufen dort entlang,
Da, hoch von seinem Rosse Herrn Ottos Ruf erklang:

„Nun, Pfäfflein, zähl' und rechne, ob's richtig! Sieh recht hin!
Zu Gold zahl' ich dein Silber, du machst daran Gewinn!"
Der Bischof, leis' und zitternd: Ja, Alles recht und voll!
Und wieder, hoch vom Rosse, Herrn Ottos Ruf erscholl:

„Bin ich nun frei?" — Du bist es! — Wohl denn, vernimm von mir
Die Lehr': ein schlechter Kaufherr und Kramer bist du schier!
Verstehst dich schlecht auf Schätzung des Werthes, armer Wicht,
Denn der Markgrafen Einen zu schätzen weißt du nicht!

Hoch auf mein höchstes Streitroß mich setzen mußtet ihr,
Den Helm auf meinem Haupte mit seiner Federzier,
In aufgehob'ner Rechten mit meinem längsten Sperr,
Und pures Gold dann mußtet ihr häufen drüber her,

Ganz deckend Roß und Reiter mit dem gemünzten Gold,
Hoch von der Lanzenspitze, so weit es fällt und rollt:
Das ausgezählt, so schätzet ihr richtig erst den Mann.
Das war mein Preis, ihr Thoren! — Kiel's und ritt stolz von dann.

Mit leichtem Herzen ritt er, mit hohem Muth nach Haus:
Wie strahlt doch seine Wange, wie schaut sein Aug' heraus!
Wie schloß er hohen Herzens Frau Hedwig an die Brust,
Wie klangen seine Lieder von Liebe nur und Lust!

Carl Siebel.

Lied im Volkston.

Nun geht das Kind zu weinen
Und sucht den stillsten Ort;
Es zog, es flog mit Einem
All' Ruh und Frieden fort.

Es war ein glücklich Blühen
Wohl an dem stillsten Ort;
Zwei Herzen waren selig
Weit über die Erde fort.

Es ward der Einzig — Eine
Untreu mit Herz und Wort;
Nun geht das Kind zu weinen
Und sucht den stillsten Ort.

Verlornes Leben.

Auch ich fuhr aus in's wilde Meer,
Mit Hoffnung war beflaggt mein Schiff.
So fuhr ich hin, so fuhr ich her,
Besiegte Strudel, Sturm und Riff.

Es kämpfte mit mir der Pirat,
Er fühlte meines Schwertes Wucht,
Dann fuhr ich stolz nach kühner That
Zu meiner Heimath stillen Bucht.

Nun ruhn im Hafen Schiff und Mann.
Ein ew'ger Winter friert mich ein.
Für den, der Sturm bezwingen kann,
Muß das verlornes Leben sein.

Minnelied.

Mein Herz ist voll Lieder!
Die Seele voll Sang!
Wohin ich nur wandre,
Ist Wonne und Klang!
In Wäldern und Auen
Ist nur Melodei:
Mein Schatz ist ein Spielmann!
Tandaradei!

Die Vögelein alle
Im grünen Gezweig,
Sie schaun mich und öffnen
Die Schnäbelein gleich;
Sie grüßen und singen
Von Lieb und von Mai:
Mein Schatz ist ein Spielmann!
Tandaradei!

Doch käme mein Schatz mal
Mit mir in den Wald,
Die Vögelein alle
Wohl schwiegen sie bald.
Sie lauschten auf seine
Tiefherzmelodei:
Mein Schatz ist ein Spielmann!
Tandaradei!

Der letzte Ritt.

Ballade.

Es harret vor dem Thore
Ein Reiter und ein Roß;
Es scharrt im Sand des Rosses Huf,
Es dringt herauf des Reiters Ruf:
„Komm mit! Komm mit! Genoß!“

Die Seele wird mir bange!
Im Glas wird trüb der Wein.
Im Mantel grau, auf schwarzem Thier
Reckt sich der Mann und ruft nach mir;
Ich muß Genoß ihm sein!

„„So hebt den letzten Becher!
Laßt ihn nur Neige gehn!““ —
Es wiehert das Roß, der Reiter lacht;
Sie reiten in die ew'ge Nacht
Auf Nimmerwiedersehn. —

Emil Rittershaus.

Ein Tag.

Morgen.

Der Blumenstrauß, der kleine Brief,
Die haben ihr das Herz bethört. —
Marie, Marie, die Mutter rief!
Marie, hast du's nicht gehört? —

Du warfst in's Feuer ja hinein
Den Brief, mitsammt dem Blumenstrauß! —
Sie preßt die Hände, weiß und fein,
Auf ihre Brust und eilt hinaus;

Und bei den Rosenstöcken steht
Sie in Gedanken still und sinnt. —
Marie, du hast dein Frühgebet
Vergessen heut', mein liebes Kind! —

Mittag.

Im Garten, in der Lauben,
Da ſchlaft die junge Maid;
Zwei kleine Turteltauben,
Die ſitzen ihr zur Seit'!

Sie ſchnäbeln ſich und ſpringen
Und hüpfen ohne Ruh'
Und weh'n mit weichen Schwingen,
Der Schönen Kühlung zu.

Die ſpitzt im Traum das Mündchen,
Der Buſen wallt und bebt. —
Ob ſie ein Schäferſtündchen
Im Traume wohl erlebt? —

Die Turteltauben lachen
Und hüpfen her und hin. —
Wann wüſt du auferwachen,
Du ſchöne Schläferin?

Abend.

Die allerſchönſten Lieder ſang
Die Nachtigall in dieſer Nacht;
Die erſte Roſenknoſpe ſprang
Und blühte auf in voller Pracht.

Wer war es, der die Blume brach,
Die kaum entblüht am Roſenbaum? —
Ein Flüſtern geht im Gartenhag —
Spricht die Natur mit ſich im Traum? —

Ein weiß' Gewand, verweht' Gelock',
Zwei Lippen heiß, zwei Aeuglein naß —
Und morgen liegt am Roſenſtock
Die ſchönſte Roſe welk und blaß. —

Im Tannenwäldchen.

O Jugendzeit, du schöne Zeit,
Voll rof'ger Morgenträume!
Das ist die alte, braune Haid',
Das sind die Tannenbäume!

Es liegt das rothe Sonnengold
Auf Gras, Gebüsch und Ranke.
Ich' spah' zur Ferne. Drüben rollt
Der Rhein, der silberblanke.

Im Grunde liegt das alte Schloß,
Das einst mich aufgenommen;
Ich brach mir einen Blüthensproß,
Als ich vorbeigekommen.

Im Baume hier die Namen sieh'n,
Die einst ich eingegraben.
Durch meine Seele Tiefen geh'n
Die Träumerei'n des Knaben.

Es wandelt durch die Zweige sacht
Ein Rauuen und ein Munkeln;
Manch' wohlbekanntes Stimmchen lacht
Und liebe Augen funkeln. —

O Jugendtraum, o Morgenschein,
Kommst du noch einmal wieder!
Schon klingen ja im Busen mein
Auf's Neu' die alten Lieder!

Euch grüßt mein Herz mit warmem Schlag,
Euch all', ihr fernen Lieben. —
Ging auch zu Grab mein Frühlingstag,
Mein Herz ist jung geblieben!

Alexander Baumann.

Unmuth.

Wer in staub'gen Papieren wühlt,
Sieht nicht lockenden Sonnenschein —
Wenn sich einmal das Herz gekühlt,
Schlüpft die Liebe nicht mehr hinein.
Sommersonne wie fahl und kalt —
Luft und Liebe verweh'n so bald!

Wer da wühlt in kaltem Papier,
Selber wird er zum Pergament,
Das des Frühlings leuchtende Zier,
Blüth' und Vogellaug nicht kennt.
Sprächen sie noch so süß vertraut,
Herz und Kammer sind längst verbaut.

Manchmal nur in der Abendzeit
Zuckt's wie Bitten in weiter Fern',
Träumt's mir, als stieg voll Herrlichkeit
Drüben ein stiller, schöner Stern;
Bleich die Luft und zauberschwül —
Ach, das Herz bleibt stumm und kühl!

Die einsame Tanne.

Die Tanne ragt so hoch und stolz —
Die Sträucher kichern und schwätzen,
Sie haben am stolzen Tannenbaum
Gar Vieles auszusetzen.

Die Tanne hört von Allem nichts,
Sie sieht die Aar'n sich weiten,
Sie schaut der Wälder wogend Meer
Sich über die Lande breiten.

Sie lauscht, wenn unten vom Föhn durchwühlt
Die Sträucher zittern und schwanken,
Mit ihrem Freunde, dem heiligen Sturm,
Gewaltige, hohe Gedanken.

Das Frauenherz.

Hat Gott ein Wesen dir beschert,
Das dir treu angehöret,
So halt's vor Allem lieb und werth,
Was euch auch irrt und störet.

O hör' auf Neid und Mißgunst nicht,
Sei nicht vor Zweifel bange;
Und wenn der Bosheit Zunge sticht,
Zertritt die gift'ge Schlange!

Ja, so dein Lieb dich selber quält,
Halt' an mit rascher Schelte,
Frag, ob du selber nie gefehlt
Durch Mißmuth oder Kälte?

Doch mußt du tadeln, hüte dich
Mit Bitterkeit zu tadeln —
Es soll in ächter Liebe sich
Der Vorwurf selber adeln.

Und wenn dein Lieb oft klagt und weint
Und dich bestürmt mit Thränen,
Was dir wie Laune nur erscheint,
Ist oft das tiefste Sehnen.

Es ist ein schwierig Instrument
Das Frauenherz, das treue,
Und wer's nicht gut und grundlich kennt,
Schlägt's an zu Leid und Reue.

Das Waldconcert.

Die Quelle wird nicht Rauschens müd',
Sie rauscht bei Tage, rauscht bei Nacht;
Die ew'ge Unruh' im Geblüt
Gehts fort und fort — das weint und lacht!

Der Vogel singt den vollen Tag:
Wenn kaum verblüht das Morgenroth,
Klingt hier und dort der süße Schlag —
Die Bäume nur warum so todt?

Die Bäume steh'n so stumm dabei,
Gebannt an Einen festen Ort:
Das ist ein stetes Einerlei
Und spräch doch gern ein lustig Wort.

Die Bäume steh'n noch unbewegt —
Da naht der Sturm, der Virtuos,
Und wie er kaum den Tact anschlägt,
Bricht's volle Musiciren los.

Die erst so stumm, sie rauschen jetzt,
Sie brummen Baß, sie singen Alt —
In ein Concert glaubt sich versetzt,
Wer jetzt durchzieht den Klingenwald!

Brandstifter Lenz.

Wohl ist der Lenz ein lieber Bursch,
Gar hold und wohlgelitten,
Doch hat der Lenz, der böse Lenz,
Auch lose, lose Sitten.

Ja, wenn er im blühenden Rosenhag,
Allein die Flammen entfachte,
Das wär' unschuldiger Rosenbrand,
Der wenig Schaden machte:

Doch ach die Herzen, drin wilder stets
Die Flammen lodern und schlagen —
Brandstifter ist der Lenz, und doch
Geht Keiner, ihn zu verklagen.

Lied.

Ich bin dir ferne — da steigen
Viel Wolken am düsteren Ort:
Ich denk' an dich — da schweigen
Die grollenden Stürme sofort.

Ich bin dir ferne — und machtvoll
Schäumt über das dunkelnde Meer:
Ich denk an dich — und prachtvoll
Zieht Wogenleuchten einher.

Es ist mir bei dir, als thue
Ein innerer Laut mir kund:
Leg' ab deine Wanderschuhe,
Denn heilig ist dieser Grund!

Am Lurlei.

Sie ruht in tiefer Einsamkeit
Der Zeis der Lurlei schlafbefangen!
Still hat der Mond ein Silberkleid
Dem alten Träumer umgehangen.

Jetzt wär' es Zeit, Dich mir zu nah'n,
Mit Zauberlang nach mir zu greifen —
Doch Alles still — ein Fischerkahn
Rauscht um's Gestein mit gold'nen Streifen.

Was ist die Hexe doch so klug!
Gewiß, sie ahnt: Es wird mißlingen —
Wär wohl ein Zauber stark genug,
Mein liebstes Lieb mir zu entringen?

Glückliches Erwachen.

Ein junger Dichter sandt mir ein Gedicht,
Ich las es in der Nacht bei Lampenlicht —
Romantisch-mystisch — Hocherhab'nes viel —
Und ich entschlief. —

Als mich der Träume Spiel
Umgaukelte, o weh was da geschieh'n!
Mein liebes Liebchen sah ich vor mir steh'n,
Pathetisch-declamirend ließ es mir
Zum andern Mal des Dichters ganz Geschmier
Und schließt befriedigt: „Hat's dir wohl geschwant,
Daß auch die Muse mich bisweilen mahnt?
Du weißt nun, Freund: Auch ich bin Dichterin!"

Mir ward so katzenjämmerlich zu Sinn,
Und wenn ich je, aus bösem Traum erwacht,
Mich Morgens freute, war's nach dieser Nacht.

Guter Rath.

Ein dicker Wirth in altem Schank,
Das ist das beste Gasthauszeichen;
Der wird für einen luft'gen Schwank
Euch noch ein Schöppchen gratis reichen!
Ein hagrer Wirth in neuem Haus —
Da bleibt ein weiser Mann heraus.

Sonett.

Wie thöricht ist's, nach Ruf und Ruhm zu jagen
Und drüber Luft und Leben zu verkennen!
Wie thöricht, von der Welt sich stolz zu trennen,
Um einst als Todter einen Kranz zu tragen!
Welch eitles Glück, wenn in zukünft'gen Tagen
Vergilbte Bücher deinen Namen nennen,
Und sollte selbst ein junges Herz entbrennen
Für dein Gedicht, du fühlst nicht mehr sein Schlagen.
Wir Lyriker vor Allem sind dem Loose
Des frühen Scheidens nur zu rasch verfallen —
So blüh' uns denn der Tag als volle Rose!
Laß Ander'n Noth und Sorgen um Walhallen —
Du trinke wie Horaz im weichen Moose
Und lausch' mit Laiage den Nachtigallen!

Das Gold im Stein.

Wenn zu Würzburg auf dem Steine,
Herr, ihr wacker gräbt und schürft,
Findet ihr in seiner Tiefe
Goldes mehr, als ihr bedürft."

„Reißt das Weingelände nieder,
Denn es hemmt den Weg zum Hort —
Sprechet endlich der Erlösung
Letztes, zaubermächt'ges Wort!"

Drauf der Bischof ernst entgegnet:
„„Reicht ein Glas von seinem Wein!
Kann der Glanz des reinsten Goldes
Herrlicher als dieser sein?""

„„Was da weilt im Sonnenstrahle,
Unter Gottes Blick genährt,
Sucht es nicht in grausen Tiefen,
Die kein Lichtstrahl je verklärt.""

„„Dies ist Gold, das uns erfreuet,
Das dem Kranken zauberhaft
Die Genesung wiederbringet,
Das den Greis zum Jüngling schafft.""

„„Ruhmt ihr gleichen Wundersegen
Von dem Gold, das unten ruht?
Laßt den Berg — er trägt in Fülle
Längst mir herrlichsten Tribut.""

Friedrich Kerner.

Abend.

War gewogen dir der Tag
Warum willst du Abends trauern?
Horch der Nachtigallen Schlag
Klingt herein in deine Mauern.

Und des Mondes milder Schein
Gießt in deine Seele Frieden.
Diese Stunde auch ist dein,
Von den Göttern dir beschieden.

Greife ſie, die leichtbeſchwingt
Dir enteilen will im Fluge,
Und genieße was ſie bringt
Friſchen Muths mit vollem Zuge.

Laß der Liebſten weicher Arm
Sich um deine Schultern legen,
Wehr der Lippe nicht, die warm
Deinem Kuß ſich drängt entgegen.

Wehr der Hand nicht, die dich ſchmückt
Nach des Tages wirrem Toſen,
Die auf deine Schläfe drückt
Einen Kranz von duft'gen Roſen.

Galla.

Vor dem Kaiſerſtuhl des großen
Und rechtgläub'gen Theodoſius,
Tief verhüllt in ihren Schleier,
Kniet die Ketzerin, die Galla;

Seel' und Haupt der gottverfluchten
Arianer. Ihr gegenüber
Steht mit goldnem Biſchofsſtabe
Mailands Erzbiſchof Ambroſius.

Mit des Glaubens Feuereifer
Ruft den Zorn des großen Kaiſers,
Des recht'gläub'gen, er hernieder
Auf das Haupt der Ketzerjungfrau.

Seine Stimme iſt wie Brauſen
Heil'gen Sturmes; und ergriffen
Auf vom Stuhle ſpringt der Kaiſer,
Daß die Ketzerin er richte.

Leiſe da erhebt ſich Galla,
Nicht, daß ſich ihr Mund vertheid'ge:
Schweigend hebt von ihrem Antlitz,
Dem verhüllten, ſie den Schleier.

Wie der große und rechtgläub'ge
Theodoſius ſchaut dies Antlitz,
Stirbt der Fluch auf ſeinen Lippen,
Stirbt der Tod auf ſeiner Zunge.

Sie erſtanden neu die alten
Götter aus dem Schutt der Tempel?
Stieg auf's neu die ſchaumgebor'ne
Venus auf die Erde nieder?

Iſt ſie ſiegreich eingezogen
Durch die Thore des Palaſtes?
Hat ſie mit verruchtem Blendwerk
Schon des Kaiſers Sinn gefangen?

Seines Glaubens ſich vergeſſend,
Taub das Ohr der heil'gen Mahnung
Von den Stufen ſteigt er nieder
Zu der ketzeriſchen Jungfrau.

Ihre Hand ergreift er, führt ſie
Auf die Stirn, die ſchimmernd weiße,
Führt ſie auf den goldnen Thronſitz,
Schmückt ſie mit dem Purpurmantel.

Legt die Welt, der er gebietet,
Ihr zu Füßen. — Stumm geſchehen
Läßt es Galla, — nur ein ſeltſam
Lächeln ſpielt auf ihren Lippen.

Leis, — unheimlich. Einen Himmel
Sieht der große Theodoſius
In dem Lächeln, und der Biſchof
Eine ſiebenfache Hölle.

Karl Mayer.

Während eines Gewitters.

Zwei Verliebte ſah ich ſtehn
Unterm Schirm in Windeswehn,
Unter Donner, Blitz und Regen.
Grimmer Zorn des Wetters war
Meinem jungen Liebespaar
Nur gelegentlicher Segen.
Hat doch Blitzen ohne Raſt
Und der ſchweren Donner Laſt,
Hat doch Schrecken weggefegt,

Was ſich durch die Stadt bewegt!
Jeder Zeuge leuchte heim;
Ich nur lauſche insgeheim
Ort und Stunde ſcheint geheuer
Für des Pärchens Liebesfeuer
Und der Weltvergeſſenheit
Zärtlichſt ungetrübter Laune,
Die kein Wetterdonner ſcheue,
Werd' ich froh gewahr und ſtaune.

Auf der Weilerburg

bei Rotenburg am Neckar.

Ich will nicht Schmetterlinge haſchen,
Die hier in Menge trägt die Luft.
Ich wollte Freunde überraſchen,
Die über Land und Fernduft
Der Ausſicht hier genießen wollten.
Ach, daß ſie hier mir fehlen ſollten!
Gern drückten ſie gewiß die Hand
Dem Hergeſchrittnen über Land.
Nun ward' und ward' ich Stund' auf Stunde
Und blicke ſehnlich in die Runde,
Und überrufe Wald und Wipfel;

Verödet bleibt des Berges Gipfel.
Sonſt meine Freundin, Einſamkeit,
Du ſchaffſt mir heute nichts, als Leid;
Zu körperlos gibt auch, wie du,
Die Muſe heut' mir keine Ruh';
Denn Freunde nur mit Fleiſch und Blut
Erſetzt ſich mein verlaſſner Muth. —
Doch wie? Was hör' ich aufwärts dringen?
Der Freunde Stimmen ſchnell erklingen,
Und, um die Freude ganz zu krönen,
Auch ſie, die Stimmen trauter Schönen!

Unbeantwortete Frage.

Erzähle, liebe Welt', erzähle:
Gab die Natur, versagte sie dir Seele?
Ich höre dich so sprechend reden
Mit leeren Tönen, sinnberaubten, blöden?

Ist jeder Geist in deinem Laut zu missen?
Betäubt er nur mein Meckn und mein Wissen?
Klas frag' ich? Fühl' ich doch, mir fehle
Selbst das Verständniß meiner Seele.

Das alte Weh.

Dort hängt ein Lindenzweig verdorben
In's andre Lindenlaub herein:
Der ganze Baum wird abgestorben
Vielleicht in wenig Jahren sein.

Die Schönheit unsres Lindenganges
Ist mit Verdorrung einst bedroht,
Und mein Gefühl schon heut' ein banges,
Denk' ich an dieser Bäume Tod.

Denn Ewigkeit ist mein Verlangen
Zur's Schöne, das ich vor mir seh'
Beugt so vergänglich mich sein Prangen,
So faßt mich altes Erdenweh.

Hermann Kurz.

Auf der Mühle.

Ich sitz' auf der Mühle,
Da wird es mir wohl!
Es schüttern die Gänge
Tief unten so hohl.
Das lebt durch die Seele
Mit Schauer und Lust,
Und weckt mir zu Tönen,
Zu Liedern die Brust.

Die Wasser, sie rauschen:
Grüß Gott und komm mit!
Das liebliche Thälchen,
Es läßt mich ja nit.
Möcht' allzeit hier sitzen,
Die Felsen und Au'n,
Die waldgrünen Berge,
Die ernsten, zu schau'n.

Margretchen, mein Engel,
Krebenzt mir den Wein.
Ein Jährchen und drüber,
So komm' ich sie frei'n.
Ach, lieben und sorgen,
Es wird nichts daraus.
Ich hab' ja nicht Heimath,
Nicht Hof und nicht Haus.

Und wie ohne Weilen
Die Welle hinschwebt,
Wie schüttert die Mühle
Und unter mir bebt,
So muß ich durch's Leben
Mit flüchtigem Gruß,
So zittert der Boden
Mir unter dem Fuß.

Mein Schifflein.

Mein armes Schifflein trieb dahin
Auf aber Lebensfluth.
Dem Winde gab ich meinen Sinn,
Den Wellen meine Gluth.

Heut folg' ich einem festen Pol,
Heut zieht mich ein Magnet.
Mein Schifflein fährt so wohl, so wohl,
Seit Lieb' am Steuer steht.

Mein Schifflein, Muth, du trägst nun Zwei,
Nun stieg das Glück mit ein.
Die Heimath winkt, die Bahn ist frei,
Dort muß der Hafen sein.

C. Mutzeruth.

Jülichsche Sagen.

I.

Hubertusschlacht bei Linnich.

Zu seinem Bruder Egmont sprach Arnold von Gelderland:
Laß einen Ritt uns wagen in's offene Jülicherland.
Krank, hör' ich, ist der Herzog. Die Heerde raubt man leicht,
Die ohne Hut des Hirten verlassen im Felde streicht.

Dem kam das recht gelegen, so ritten sie zum Strauß
An fünf und zwanzig Hundert Gewappnete hinaus.
Mit ihnen will verdienen die Sporen von Brabant,
Des Adels junge Blüthe, von Clev' und Gelderland!

Da lohten in Rauch die Dörfer, da krähte der rothe Hahn
Von hoher Burgen Zinnen, da schlugen die Glocken an:
„Landfriedens Bruch! wo bist du, herzoglicher Herr und Held,
Ein Räuber ist gefallen brandschatzend dir ins Feld!"

Der hielt mit seinen Treuen zu Linnich an der Ruhr,
Er zählte seine Schaaren — achthundert Helme nur,
Dort dritthalbtausend Speere! da sprach er traurig tief:
Ich wollt', daß ich zu Niedeck bei meinen Vätern schlief!

Wie steh' ich Einer Dreien? Die Ueberhand ist zu groß!
Das hörte der Helden Einer, den dieses Wort verdroß,
Der stolze Vogt von Linnich, Vitzthum genannt Paland,
Weitaus der schärfste Degen vor Allen in Jülichs Land.

Der rief: ich bin nicht adlig, oder wir werfen heut
Vor Abend noch zu Boden die gelder'sche Herrlichkeit.
Sie können wohl wie Wölfe anschleichen bei der Nacht,
Bei Tage auf Männer stoßen, das haben sie nicht bedacht!

Mehr Hülfe, minder Ehre! Seht um euch, Schaft an Schaft,
Das sind die starken Arme von Linnichs Bürgerschaft!
Schwertfeger, Klempner, Schmiede! denen lodert wie mir der Muth,
Ich kenne sie. Die treffen mit der Eisenstange gut!

Eine Linde stand im Felde. Dran lehnte seinen Speer
Der kranke Fürst und theilte zu Haufen das kleine Heer.
Er gab das Banner Jülichs dem Vitzthum in die Hand,
Da bliesen die Hörner lustig zum Tanze aus Gelderland.

„Sanct Hubert heut für Jülich!" Die Rosse schnoben zu Thal,
Auffunkelten die Panzer im Morgensonnenstrahl!
Wild packten sich die Helden! Ein Ringen, wie da geschehn,
Hat selten, so lang am Himmel die Sonne geht, gesehn.

Und wieder sprach der Herzog: weh mir, ich sicher Mann,
Daß ich mit meinen Treuen nicht schlagen und sterben kann!
Nun bluten sich im Blachfeld die besten Herzen todt,
Und ich kann sie nicht sehen und führen in dieser Noth!

Just kam des Wegs von Linnich Hans Trump, ein Bäuerlein,
Den plagte für gewöhnlich so stark das Zipperlein,
Daß er nicht gehen konnte. Doch heut trieb's ihn heraus,
Auch litten die Stichelreden der Weiber ihn nicht zu Haus.

Der sprach: wollt ihr mir helfen bis auf den ersten Ast,
Den ihr mit eurem Helme, Herr Herzog, rühret fast,
Die andern klimm' ich selber dann ohne Müh hinauf
Und melde euch von Oben der Fehde grimmen Verlauf.

Fast mußte der Herzog lachen in seinem tiefen Leid,
Doch dünkte gut der Rath ihn, so war er gleich bereit
Und hob ihn auf die Linde. Da klomm das Bäuerlein,
Ein Eichhorn mag im Walde nicht leicht behender sein!

„Sanct Hubert heut für Jülich! Hört ihr den kühnen Ruf,
Fühlt ihr die Felder dröhnen von unsrer Rosse Huf?
Nun seht mir doch, sie fechten wie Ritter in der Schlacht,
Die Nachbarn Wolf und Rütger! wer hätte das gedacht?

Sanct Hubert! ha, da nahet der Fürst von Gelderland,
Sein Knappe reicht ihm Speere, die Unsren halten Stand.
Weh mir, das Banner Jülichs! es sinkt, der goldne Knauf,
Taucht unter im Gewoge! Da blitzt es wieder auf.

Der Vogt von Linnich schwingt es, die Bürger hinterdrein
Mit Spießen — welch ein Schlagen, das muß das letzte sein.
Sanct Hubert! Ha, er sprengt sie, sie fliehn, er hat's Feld,
Victoria, der Paland, der wunderstarke Held!"

Da sprang in Einem Satze trotz seines Zipperlein
Vom Lindenbaum hernieder, das kecke Bäuerlein,
Doch nahm es keinen Schaden. Man konnte beisammen sehn
Den Bauer und den Herzog vor Freude weinend stehn.

Gleich kam, den Helm im Nacken, der Vitzthum angesprengt,
Zum Schecken war geworden sein Rappe schaumbesprengt.
„Sanct Hubert heut für Jülich. Der Adel von Brabant,
Herr Herzog, liegt erschlagen, von Clev' und Gelderland!

Den Herzog warf ich ſelber von ſeinem ſämiſchen Roß.
Da barg der Gelderfürſt ſich feig hinterm Wagentroß,
Doch fing ich ſeinen Bruder.“ Da war die Freude ſo groß,
Daß ganz das Aug in Zähren dem Herzog überfloß.

„Knie nieder Bizthum Paland — er zog ſein fürſtlich Schwert —
Du haſt das Feld, die Ehre iſt hundert Ehren werth!
Steh auf, Graf Hatzfeld heißen ſollſt du ſeit dieſem Tag,
Ich denke, daß der Kaiſer mir das beſtätigen mag.

Euch aber treue Herzen von Linnichs Bürgerſchaft,
Euch Eiſenarme laß ich aus aller hörigen Haft,
Mein Kanzler ſoll Euch ſchreiben ein feines Pergament,
Daß eurer Freiheit Urſprung noch Kind und Enkel kennt.

Und daß ich nichts vergeſſe, Hans Trumpy, der Name dein,*
Der ſoll des Wappenzeichen der freien Bürger ſein!
Nie ſcholl der Schlag der Amſel ſo ſüß mir, wie dein Sang,
Noch ſah ich jemals Einen, der alſo reiſig ſprang.

* Eine Maultrommel, plattdeutſch Trumpy, das alte Wappen von Linnich.

Wie du heut von der Linde. Er ſtrich ſich lachend den Bart,
Er war in hohem Muthe ſiegsfroh der Herr Gerhard.
Dann rief er laut: nun reiten laßt uns nach Riedeck hin,
Mich wundert, was ſie ſage, die ſchöne Herzogin,

Daß wir im Eiſen ihr bringen den Wolf aus Gelderland.
Der wünſcht, er läge draußen mit Andern auf dem Sand
Doch der dies ſang, wünſcht Eines: allzeit ſei deine Hand
In deiner Feinde Nacken ſiegreich, mein Heimathland.

II.

Die Blutschuld des Merode.

Walram

Walram Merode, was hast du gethan?
Du der adlichte Mann im ganzen Land,
Was bohrst du das Auge so trub in den Sand?
Auf deiner Stirne der Cainsstrich,
Die blutige Falte, was soll sie, sprich!
Kein Ohr hat's gehört,
Kein Auge hat's gesehn,
Nur die Vöglein flüstern von Zweig zu Zweig,
Walram,
Walram Merode, was hast du gethan?

Er kreuzte den Weg dir in Spiel und Gefahr,
In Ehre und Liebe der Graf Berengar,
Er warf dich vom Rosse im jüngsten Turnier,
Dich, den stolzesten Helm in Jülichs Revier!
Dann trafst du ihn schlafend im dunkeln Hag,
Wo müde der Jagd er im Moose lag.
Dir zuckte ein Sturm durchs brennende Hirn,
In blutiger Falte schwoll auf die Stirn —
Walram,
Walram Merode, was hast du gethan?

Er schlich sich zum Priester, der schaudernd sprach:
Merode ein Mörder? — entsetzliche Schmach!
Erschlagen im Schlafe? — unseliger Mann,
Die Schlafenden ruhen in Gottes Bann.
Flieh und verdirb!
Büße und stirb!
Dich Verlorenen trägt nicht das deutsche Land,
Erstreite ein Grab dir im Morgenland,
Fliehe und buße, buße und stirb!

Wohl zog er hinaus in den heiligen Krieg,
Er schärfte sein Schwert — ihm versagte der Sieg.
Es sengte das Fleisch von den Sehnen ihm ab,
Vor sich der Verdammten gähnendes Grab —
Wo er ging, wo er stand,
Ueber Meer, über Land,
Es rauschte der blutige Schatten ihm nach,
Und innen die Stimme, die rächende, sprach:
Walram,
Walram Merode, was hast du gethan?

Heinrich Leiss.

Frischer Muth.

„Rasch gelebt und furchtlos sterben,
Frisch gesungen, brav gezecht,
Heißt den Himmel hier erwerben,
„Nur der Lebende hat Recht!“

Mag die Locke auch erbleichen,
Wenn das Herz nur frisch und frei,
Denn noch grünen uns die Eichen,
Noch lacht uns des Lebens Mai.

Voll die Gläser, voll die Kannen,
Seid mit Wein und Lied nicht karg,
Rauschen und doch schon die Tannen,
Draus man zimmert unsern Sarg.

Jetzt noch flüstern sie im Walde,
Der mit grünen Zweigen winkt,
Aber weißt denn du, wie balde
Deine Tanne niedersinkt?

Euch in blondgelockten Haaren
Rufen Wiese, Wald und Feld:
Frisch von Herzen, jung von Jahren
Preist die schöne Gotteswelt.

Stunden schwinden, Jahre fluthen
Die des Bergstroms Wellen fliehn,
Nützt die flüchtigen Minuten,
Die der Himmel uns verliehn!

Beim Gewitterregen.

Sieh, wie der Gewitterregen
Mächtig rauschend niederfällt,
Alle der Baum, im reichsten Segen
Seine grüne Fahne hält,
Die verdorrt vom Sonnenstrahle
Welk und schlaff herniederhing,
Bis sie aus der vollen Schale
Reichen Labetrunk empfing.

Auch des Menschen Seele schmachtet
Gleich dem welken, dürren Baum,
Wenn sie Gram und Schmerz umnachtet,
Und des Lebens bitter Traum,
Bis der Thränen heiße Quelle
Weich und liebend niederthaut,
Und des Menschen Auge helle,
Heiter in die Zukunft schaut.

Eduard Bauer.

Haydn's Abſchied.

In Eſterhazy's fürſtliche Kapelle,
Beherrſcht von Joſeph Haydn manchen Tag,
Fuhr wie ein Sturm in Morgenſonnenhelle
Des Fürſten Wort, ein ſaher Donnerſchlag:

Er ſprach: „Nicht länger, Freunde, kann ich lohnen
Euch nach Verdienſt. Es wächſt der Zeiten Drang.
Und vor dem Generalbaß der Kanonen
Verſtummt der Künſte holder Friedensklang.“

„Nehmt euren Abſchied denn! Doch eh' ihr ſcheidet,
Noch einmal ſpielt mir, wie ihr oft gethan,
Ein Meiſterſtück, d'ran Herz und Sinn ſich weidet,
Dann mögt ihr zieh'n, ein Jeder ſeine Bahn.“ —

Den Meiſter kränkt's; er formt in heilge Töne
Des Künſterabſchieds herzdurchbohrend Weh.
„„Nun helft dem Vater Haydn, wack're Söhne,
Daß würdig unſer Werk zur Rüſte geh.““

Die Stunde ſchlägt, es drängen ſich zur Halle
Bezopfte Herrn und Damen wohlgeſchminkt,
Erwartungsſtill im Kreiſe ſitzen Alle,
Als Haydn's Fähnerſtab zum Angriff winkt.

Nun hört! Wie ſchön des Meiſters klare Seele
In jedem Ton ſich ſpiegelt fromm und rein,
So klagt mitſommernächtig Philomele
Um Frühlings Tod im dunkeln Lorbeerhain.

— Hört, wie mit Macht zum Viergeſang der Geigen
Trompet' und Pauke, Flöt' und Horn erſchallt,
Im Wetterverein noch einmal ganz zu zeigen
Des Meiſters Kunſt in ihrer Vollgewalt.

Doch jetzt, dem Chor der Brüder ſich entringend
Tritt einzeln jedes Inſtrument hervor,
In urbeſond'rer Schönheitsfülle klingend,
Und malt ſein Leid dem hochentzückten Ohr.

Bis endlich Eins ums And're leiſe, leiſe
Erſtirbt, wie Blüthenduft vom Wind verweht,
Und zugleich der Künſtler füller Weiſe
Sein Licht erlöſcht, ſich traurig neigt und geht.

Und als nun näher ſo und immer näher
Das Ende kam, das letzte Licht verblich,
War's nicht, als ob der Tod, der graule Mäher,
Unſichtbar durch die düſtern Hallen ſchlich?

„Nein, ruft der Fürſt, nicht alſo ſoll's geſchehen,
Mein Vorſatz iſt verwandelt wunderbar,
Freund Haydn, nein, ich laſſe dich nicht gehen,
Du bleibſt bei mir mit deiner Künſlerſchaar.

Zieht ein auf's Neu mit Siegesmelodieen
In dieſes Haus, ihr ſeid und bleibet mein,
Und ruft uns Gott zu höher'n Harmonieen,
Wie Haydn's Abſchied mög' auch unſ'rer ſein!“

Düsseldorfer Künstler-Album.

Fünfzehnter Jahrgang

1865.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Bilder.

Titel von Professor Ad. Schrödter.
Nemesis von Professor Rud. Jordan.
In der Klosterschule von Benj. Vautier.
Landschaft von Professor A. Weber.
Glockenprobe von K. Litschauer.
Rheinlandschaft von Professor C. Scheuren.
Mittag von E. Bosch.
Nachbar's Besuch von Professor A. Tidemand.
Aeberredung von A. Fernberg.
Roemisches Thor von Alb. Flamm.
Anverzagt von L. Bechmann.
Nach dem Gewitter von F. M. Ingenmey.
Klosterhof von Carl Hilgers.
Die Verdächtigen von A. d'Unker.
Mutterglück von Alb. Zohn.
Dachstübchen von E. Stammel.
Spielende Pferde von E. Volkers.
Minnelroft. (Ged. von J. Scheffel) geschrieben von Frau Alwine Schrödter.

II. Gedichte.

(Die Holzschnitte sind ausgeführt in den Ateliers von Brend'amour in Düsseldorf, Gaber in Dresden und Kretzschmar in Leipzig.)

Seite

Wolfgang Müller von Königswinter, Wilhelm von Jülich. (5 Illustr. v. M. von Beckerath.)
- I. Das Turnier zu Brügge (Illustr.) . . . 2
- II. Peter de Konink (Illustr.) 3
- III. Wilhelm und Philippine (Illustr.) . . . 5
- IV. Die Schlacht bei Furnes 6
- V. Der junge Mönch. (Illustr.) 8
- VI. Die Liliards und die Klauarts 9
- VII. Philipp der Schöne 10
- VIII. Die Sporenschlacht 11
- IX. Flandern und der Leu 13
- X. Wilhelms Tod (Illustr.) 13

Rudolph Gottschall. Am Kreuzweg 15
- Versäumniß 16

Eduard Möricke. Aus einer Epistel 16
- Benedig 17

Julius Große. Aus dem Hochland.
- I. Midei vom Plansee. (Ill. v. Hugo Becker) 17
- II. Bruder Steffen 18
- III. Gothenzug 18

Hermann Marggraff. Schiller in Gohlis . . 19

Siegfried Kapper. Ghasele 20
- I. Um Mitternacht.
- II. Nächtliche Fahrt.
- III. Weltgeheimniß.

Emanuel Geibel. Schlangenkönig. (Illustr. von Hugo Becker) 21

Hermann Grieben. Mai-Cantate 22
- Wir Beide 23

Gisbert Freiherr von Vincke. (Initial von M. von Beckerath.)
- I. König Richard rüstet zum Kreuzzug . . 23
- II. König Richards Heimfahrt 24
- III. König Richard als Pilger 25
- IV. Wie König Richard gefangen wird . . 25

J. G. Fischer. Friedrich Hölderlein 26

Theobald Kerner. Frommer Wunsch 26
- Verrathene Liebe 26

Hoffmann von Fallersleben. In der Fremde. (Initial von A. von Wille) 27
- Ein Mal und niemals wieder 27
- Hin sind meine frohen Tage 27
- Das Koppenblümchen 28
- Ach! sie haben dich begraben 28
- Wie träumt ich einst in jungen Tagen. 28

Max Schaffrath. Kornblumen 29
- Apfelblüthe 29

Müller von der Werra. Paulinzelle. (Illustr. von Hugo Becker) 29

Friedrich Oser, aus Waldenburg, Kt. Baselland.
- Frühlingsahnung 30
- Frühlingsanfang 31

Katharina Diez. Die getreue Alte von Husum. (Mit 3 Illustrationen von Th. Mintrop.) 31

Seite

Dräxler-Manfred. Sibyllinische Blätter . . . 35
- Achtung. Bereich. Bewußtsein. Ehre. Gesundheit. Gewohnheit. Glück. Insgeheim. Kräftigung. Liebe. Streben. Verschlossen.

Ludwig Aug. Frankl. Kranichzug 37
- Auf Friedrich Hebbel's Tod 37

Hermann Lingg. Letztes Schlachtlied der Vandalen. (Init. u. Illustr. von A. Baur.) . . . 38
- Herbstzeit 40
- Nach dem Gewitter 40
- Wolkenbilder 40

Otto Roquette. Lieder vom Inselstrande. (Ill. von Hugo Becker) 40

Adolph Doerr. Sonett 43
- Rose und Cypresse 44
- Es ist mein Herz ein Aschenkrug . . 44

O. F. Gruppe. Otto mit dem Pfeil. (Illustr. von M. von Beckerath) 44

Carl Siebel. Lied im Volkston. (Initial von Gust. Süs) 47
- Verlorenes Leben 47
- Minnelied 48
- Der letzte Ritt 48

Emil Rittershaus. Ein Tag. (Illustr. von Benj. Vautier) 48
- Im Tannenwäldchen 50

Alexander Kaufmann. Unmuth 50
- Die einsame Tanne 50
- Das Frauenherz 51
- Das Waldconcert 51
- Brandstifter Lenz 51
- Am Lureley 51
- Glückliches Erwachen 51
- Guter Rath 52
- Sonett 52
- Das Gold im Stein. (Initial von Gust. Süs) 52

Friedrich Roeber. Abend 52
- Galla. (Illustr. von A. Baur) 53

Karl Mayer. Während eines Gewitters . . . 54
- Auf der Weilerburg 54
- Unbeantwortete Frage 55
- Das alte Weh 55

Hermann Kurz. Auf der Mühle 55
- Mein Schifflein 55

E. Mahrath. Jülichsche Sagen 56
- I. Hubertusschlacht bei Linnich. (Illustr. von A. Baur.)
- II. Die Blutschuld des Merode 58

Heinrich Zeise. Frischer Muth 58
- Beim Gewitterregen 59

Eduard Brauer. Haydn's Abschied 59

Düsseldorfer Künstler Album 1866.

Lith. artist. Institut
Breidenbach & Co. vormals Kreuz & Co. in Düsseldorf

Düsseldorfer

Künstler-Album.

Herausgegeben

von

Dr. Wolfg. Müller von Königswinter.

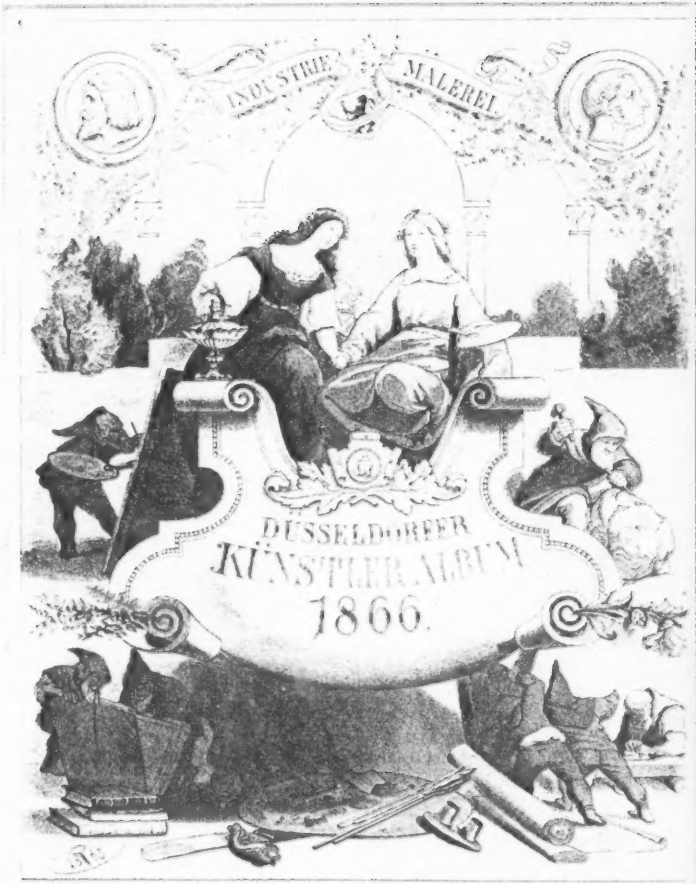
Sechzehnter Jahrgang.

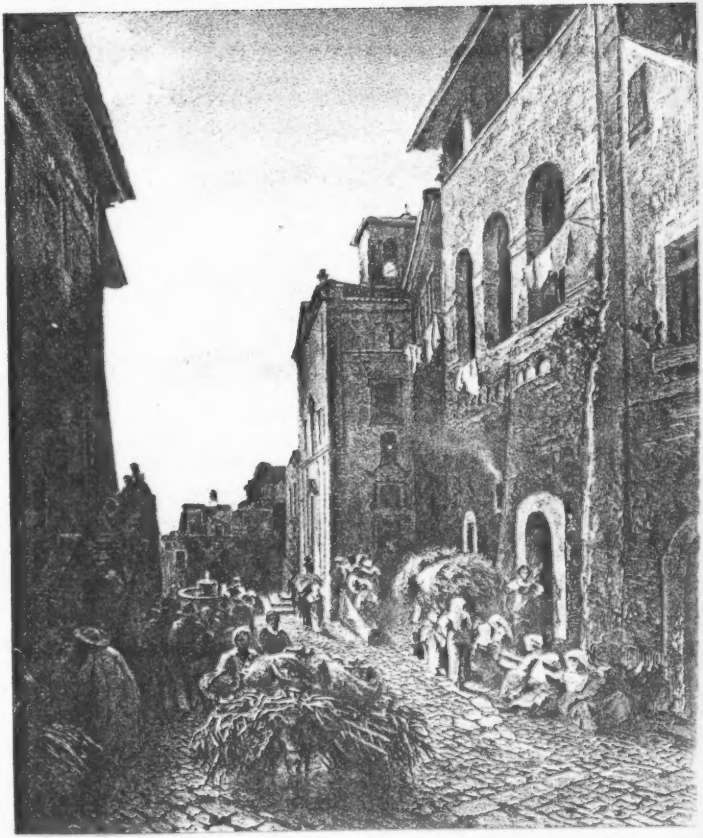
1866

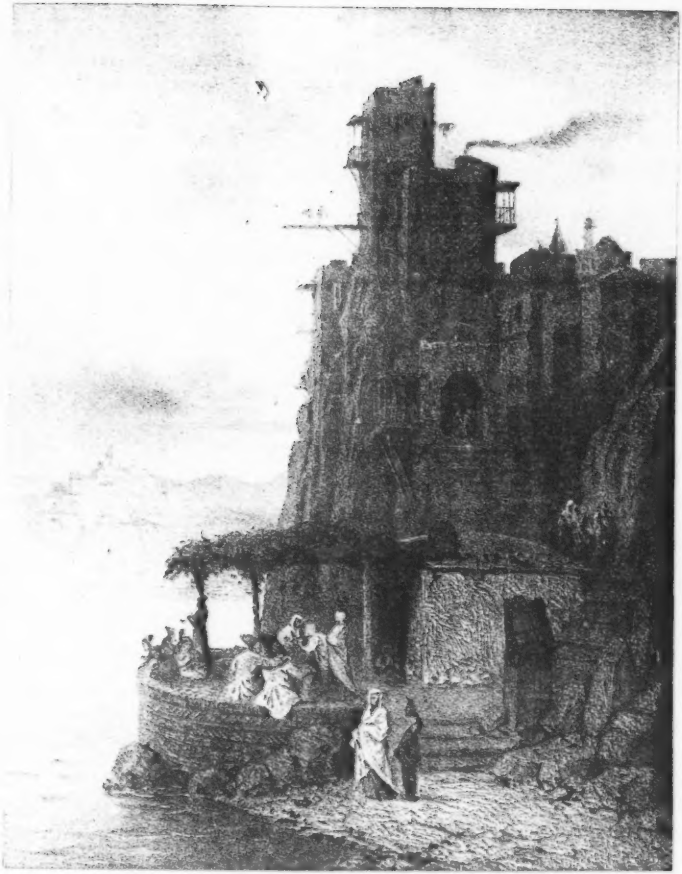
Düsseldorf,

Druck und Verlag des lithographischen Instituts von Greidenbach & Co.

(vorm. Arni & Co.)


INDUSTRIE
MALEREI
DUSSELDORFER
KUNSTLER ALBUM
1866.





E. Hunten '65

Freund
Epheu spricht:
mein Blühn wird nicht
Von Farbenschmelz verklärt
Bin zäh und schlicht
und halt' mich dicht
Zum Stamm der mich
ernähret,
Doch Sommers
grün und Winters
grün
Und grün ins höchste
Alter
Freut mehr den glühn, buntfar-
big sprühn
Und sterben mit dem Falter.
J. Scheffel

Adalbert Stifter.

Der Waldbrunnen.

Ich habe zu zwei verschiedenen Malen ein Menschenbild gesehen, von dem ich jedes Mal glaubte, es sei das schönste, was es auf Erden giebt.

Das eine Mal ist es ein Zigeunermädchen gewesen, das andere Mal eine junge Frau.

Die Sache ist so gekommen.

Da ich schon in einem Amte war und eines Tages in Dienstesachen nach dem kleinen Orte Neukirchen fahren mußte, fand ich, da ich auf der Wirthshausgasse des Ortes aus dem Wagen stieg, dort ein Gedränge. Drei einspännige Wagen standen da, jeder mit einem mageren Pferde bespannt, und mit einem Leinwanddache überwölbt, und zwischen ihnen lagen allerlei seltsame Dinge: bunte Stäbe, Pfannen, runde Krüge, krumme Hakmesser, Kesselhölke, zwei Handtrommeln und noch mehr Anderes. Um diese Dinge trieben sich Zigeuner herum: Männer und Weiber so schwarz wie der Mohrenkönig auf alten Bildern der heiligen drei Könige, in Trachten verschiedener Zeiten und Länder gekleidet, feurig an Farbe, ganz oder zerrissen, und dabei schrien sie, als leisten sie, in der Angelegenheit des Abfahrens oder des Ankommens begriffen. Neben der Thür des Gasthauses aber, zu der ich mir mühsam einen Weg bahnte, um mir für die Zeit, wann ich mit meinem Amtsgeschäfte fertig sein würde, ein Mittagmahl zu bestellen, stand ruhig, als ginge sie das alles nichts an, ein Mädchen der Zigeuner und ich, der ich doch bereits in die reifenden Jahre trat, prallte fast zurück, als ich das Mädchen sah. Das war die schönste Menschengestalt, die sich je in meinen Augen gemalt hatte. Der Oberkörper war in ein röthlich braunes ausgebleichtes Zeug gehüllt, das so dünn war, daß man alle Gestaltungen durch dasselbe verfolgen konnte, und aus dem noch überdies die Arme von den Achseln an ganz nackt herabgingen. Von den Hüften war ein Rock mit gelben und rothen Streifen bis über die Kniee hinunter, der aber die Schwingungen der Gestalt vollkommen erkennen ließ. Die Füße waren nackt. Von dem wolligen Stoffe des Oberkörpers hingen allerlei mit den grellsten Farben gefärbte Bänder und Schnüre und Zierathwerke herunter. Das Angesicht hatte die einfachsten Linien. Die Nase war gerade, die Lippen waren kräftig, die Augen waren sehr groß und so schwarz, wie weder schwarzer Sammet oder Kohle oder Rabengefieder oder irgend etwas anders in der Welt schwarz ist. Die Haare hatten dieselbe Farbe und schlangen sich in wunderlichen Knäueln mit

Schleifen und hellen Flittern über den Nacken auf den Rücken hinunter. Die Farbe des Körpers, gelbbraun wie ältliches Erz, stand sehr gut zu den schreienden Farben der Bänder, und zu dem Ebenmaße der Glieder, daß, wenn diese Gestalt genau, wie sie ist, gegossen gewesen wäre, sie das schönste menschliche Standbild geworden wäre, das hervorzubringen ist, und daß alle Völker in Bewunderung vor der Schönheit dieses Kunstwerkes hätten knieen müssen, obwohl in dem Abguße der Glanz der Augen gefehlt hätte. Ein Maler wäre nicht im Stande gewesen, die Gestalt zu malen, weil er das sanfte Rund der Glieder nicht zuwege gebracht hätte. Ich dachte, da ich das Mädchen sah, daß keine Regelmäßigkeit der Krystalle, keine Pracht einer Pflanze, so herrlich sie sei, kein edles Thier, und wenn es das schlankste, kräftigste, feinste Düftenthier ist, so schön zu sein vermöge wie ein Mensch. Den Ernst in den Mienen des Mädchens würde ich dem Ernste der sixtinischen Madonna vergleichen, wenn ich nicht eine Ungerechtigkeit beginge; denn das Mädchen war schöner als die raphaelische Madonna. In den Standbildern der Griechen, die auf uns gekommen sind, und auf den Tafeln aller Maler ist diese Gestalt nicht vorhanden. Von der Stimme des Mädchens konnte ich nichts vernehmen; denn es gab, während ich da war, keinen Laut von sich. Auch machte es keine Bewegung und nur bei dem Blinken der Augen sah ich die Regung der Wimpern. Neben dem Mädchen stand in der Hausthür der Wirth mit dem großen Bauche der grünen Weste, der schwarzen Haube und den weißen Hemdärmeln, und fragte mich, was mir zu Befehl sei. Ich sagte ihm, daß ich um zwölf Uhr essen kommen werde, und daß er mir dann geben möge, was er habe. Ich sagte sonst nichts und betrachtete das Mädchen; aber nur kurz, denn da man mich hatte ankommen sehen, so sendete man mir sofort die Botschaft, die anderen Herren warteten schon auf mich in dem Pfarrhofe. Ich ging also in den Pfarrhof, und später an das, was in Neukirchen meines Amtes war. Um drei Uhr des Nachmittages kam ich erst in den Gasthof zurück; denn wir hatten sämmtlich das Mittagessen bei dem Pfarrer einnehmen müssen. Der Platz vor dem Gasthause war jetzt ganz leer. Ich trank nun weniger des Durstes als des Wirthes wegen ein Glas Wein, fragte flüchtig um die Zigeuner, hörte, daß sie fort seien, ließ meine Pferde vor den Wagen spannen, saß ein, und rollte dann auf meinem Heimwege dahin, an die Gestalt des Mädchens denkend, und ermägend, ob sie denn so schön gewesen sei, wie die der jungen Frau, welche ich vor Jahren auf dem Rigi gesehen hatte. Ich fuhr an grünen Bäumen und zwischen grünen Wiesen und Feldern meines Weges und kam nach Hause.

Ich erzählte meiner Frau von dem Vorfalle, und erzählte ihr auch von der jungen Frau.

Ich war nämlich noch ein Schüler der Rechtsschule gewesen, als ich einen Tages mit einem Ränzlein auf dem Rücken, einer kleinen Haube auf dem Kopfe und einem Knotenstocke in der Hand den Rigi emporstieg. Es waren unser fünf, sämmtlich aus derselben Schule und gleich ausgerüstet. Wir verbrachten die Nacht auf dem Berge, und am Morgen waren wir mit anderen Leuten auf einer Aussicht. Da stand eine Frau in einem schwarzen Gewande. Sie trug einen kleinen weißen Fächer in der Hand, am Halse ragte eine schmale weiße Krause aus dem schwarzen Gewande hervor, und auf dem Haupte hatte sie einen runden gelben sehr feinen Florentiner Strohhut. Manche Menschen des Berges sahen auf die Frau. Die ungemein großen Augen waren schwärzer, als das schwarze Gewand, so waren auch die reichen Haare unter dem Florentiner Hute, die Zähne waren weißer, als die Krause und der Fächer, und für die Gestalt war nichts da, womit man sie hätte vergleichen können. Sie war hoch; aber wäre sie um eine Linie höher gewesen, so wäre sie nicht mehr so schön gewesen, und wäre sie um eine Linie niedriger gewesen, so wäre sie auch nicht mehr so schön gewesen. Damals waren Frauengestalten noch Gestalten nicht wie jetzt häßliche Kleiderhaufen. Sonst hatte sich die Gestalt empor, wenn sie sich regte, so war die Bewegung weich und gelind. Die Menschen sagten, ihre Augen erschienen nur so leuchtend, und ihre Zähne nur so weiß, weil die Farbe ihres Angesichtes ungewöhnlich dunkel sei, dunkler, als sich mit Schönheit verträgt; aber gerade, weil in das Rosenrotth ihrer Wangen ein wenig Bräunlichschwarz gemischt war, gleich die feine Wölbung dieser Wange so sehr der zarten Führung des schönsten uralten Standbildes. Bei dieser Frau war ein Mann, der nur ein wenig größer war als sie, und braune Augen und Haare hatte. Die Leute sagten, dieses Paar sei schon eine Woche in der Herberge des Rigi. Wir blieben den ganzen Tag auf dem Berge und an diesem Tage sahen wir und Andere öfter auf die schwarze Frau, obwohl auch Mädchen da waren, von denen man sagen konnte, daß sie sehr schön seien. Ein alter Kaufmann aus Augsburg erzählte uns, daß er herauf habe, daß die Frau wunderbare kleine Gedichte mache; aber Niemand habe eines dieser Gedichten gesehen oder gehört, und er auch nicht. Er zeigte uns ihren und ihres Mannes Namen in dem Einsichtsbuche der Herberge. Der Name der Frau stand mit einer klaren Handschrift da; aber keines der wunderbaren Gedichten war dabei. Ich habe den Namen später wieder vergessen. An dem Tage, den wir auf dem Berge verbrachten, habe ich die Frau mit ihrem Gatten wandeln sehen, ich habe sie auf einem Steine sitzen sehen, ich habe sie in dem Gesellschaftssaale gesehen, und ich habe sie sprechen hören. Als der nächste Morgen graute, gingen wir fünf Wandergesellen wieder den Berg hinunter. Da sagte

Froschhäuser, einer der Kameraden: „Diese schwarze Frau sollte man nach München schaffen, und dort sollte sie in Thon gebildet, und dann in Erz gegossen und in Marmor gehauen werden, daß die Welt erführe, was Schönheit sei.“

„Dann wäre nicht vorhanden,“ antwortete ich, „wie sie die schwarzen Augen gegen ihren Gemahl aufschlägt, und klare Worte spricht.“

„Und ich,“ sagte Kreidenberger, ein anderer der Wandergesellen, „würde auf einem Scheermesser von Schwabach nach Rom reiten, wenn ich dadurch diese Frau, falls sie noch ein Mädchen wäre, zu meinem Weibe gewinnen könnte.“

„Und wenn Du auf dem Scheermesser von Schwabach nach Rom und von Rom nach Schwabach geritten wärest,“ sagte Grünfeld, ein dritter der Wanderer, „so möchte sie Dich nicht, wenn sie in den runden Kreis Deines Angesichtes blickte.“

„Wohl,“ sagte Kreidenberger, „wenn ich meine Redegabe anwenden würde.“

„Streitet nicht,“ sagte ich, „das ist jetzt gar nicht mehr auszumitteln.“

Aber sie stritten fort.

„Und wer weiß, was ich thue,“ sprach Kreidenberger. „Ich suche die Frau auf, lasse meine Worte fliegen, und wende sie von ihrem Manne zu mir.“

„Schlagt ihn todt,“ schrie Kindinger, der vierte der Wandergesellen, „jetzt ist er toll, und es kann ein Unglück geschehen.“

Und so stritten und redeten sie fort, und redeten viele Tage, da wir noch in manchen Gegenden der Schweiz herumgingen.

Was würde denn Froschhäuser, was Kreidenberger, was Grünfeld und Kindinger, die jetzt auch mit langen Amtsschriftenbündeln wirthschaften, wie ich, sagen, wenn sie das Zigeunermädchen gesehen hätten?

Meine Gattin bemerkte, ich hätte wirklich Unglück, da ich alle Male meine Götterbilder unter den Frauengestalten finde, deren Farbe an die des Glockenmetalles erinnere, wenn es nicht mehr ganz neu sei.

„Und doch habe ich das rosigste Mädchen mit der feinsten Farbe geschildert,“ antwortete ich, „das Mädchen, welches ich damals für das schönste in Wien erklärte.“

„Aber so schön doch nicht wie die Zigeunerin und wie die andere, welche vielleicht von Zigeunern abstammt?“ fragte sie.

„Höre mich, mein holdes Kind,“ antwortete ich. „In dem Baue der Glieder, denke ich, bist Du nicht so schön wie das Zigeunermädchen und die schwarze Frau; aber sonst bist Du weit schöner, und mir bist Du die schönste und reizendste auf der Welt“

„Und wie alt waren denn Deine Schönheitsgrößen, als Du sie erblicktest?“ fragte sie.

„Daran habe ich wirklich nicht gedacht,“ antwortete ich. „So weit ich mich zurückerinnere, mochte die schwarze Frau damals auf dem Rigi zwei und zwanzig oder vier und zwanzig Jahre alt gewesen sein, sie mochte auch jünger gewesen sein; denn solche dunkle Frauen sehen in ihrer Jugend immer älter aus, und das Zigeunermädchen von heute möchte ungefähr siebenzehn Jahre alt sein.“

„Und was hast Du denn mit dem Zigeunermädchen gesprochen?“ fragte sie.

„Gesprochen? Ich habe mit dem Mädchen gar nicht gesprochen,“ antwortete ich, „daran habe ich auch nicht gedacht, ich habe nur die Gestalt angeschaut und um ihr Wesen mich nicht bekümmert; denn an Seele giebt es nichts Schöneres als Dich, und da suche ich nicht weiter herum.“

„Nun, so sei Dir, wenn es so ist, verziehen,“ erwiderte sie, „daß Du unter Zigeunern und Malayen schönere Gestalten findest, als Deine Frau ist.“

Und ein recht freundlicher Kuß, um den ich bat, bekräftigte die Verzeihung.

Und wie es in der Welt Ereignisse giebt: eine Zeit nach diesem Versöhnungskusse erfuhr ich folgende Begebenheit.

Einmal fuhr ein alter Mann mit zwei jungen Begleitern in einem leichten Wagen stzend auf der Straße, welche von Passau mitternachtwärts gegen den Ort Freiung führt, dem genannten Orte und dem bairischen Walde entgegen. Nicht weit von Freiung ließ er den Wagen an einem einzeln gelegenen Gasthofe halten und stieg mit seinen Begleitern aus. Er bestellte für Menschen und Pferde ein Mittagmal, und sagte dann: „Jetzt, Kinder, gehen wir ein wenig im Grünen herum, bis unser Essen in Bereitschaft ist.“

Und sie gingen von der Straße einen Rain entlang, der zwischen die Felder führte.

Die drei Menschen waren der alte Mann, ein Knabe und ein Mädchen. Der alte Mann hatte einen grauen Filzhut, einen grauen Rock und graue Beinkleider, der Knabe einen grauen Strohhut und eine graueleinene Bekleidung, das Mädchen ein graues Strohhütlein und ein graues Faltenröcklein aus Ziegenhaaren. Der alte Mann hatte weiße Haare, braune Augen, ein gut gefärbtes Angesicht und einen weißen Stutzbart. Die Kinder hatten braune Locken und braune Augen und rosige Angesichter, die fast eins wie das andere waren.

„Siehst Du, Franz, und siehst Du, Katharina,“ sagte der alte Mann, da sie an dem Felde hin gingen, „ich habe absichtlich dieses Gasthaus Fendelsberg zu unserem Mittagessen erwählt, damit ich Euch den Wald, zu dem wir fahren, zeigen kann, weil man ihn auf unserem Wege nirgends so gut sieht. Da liegt er nun vor uns. Wenn die Sonne so lieblich scheint wie heute, seht nur, wie blau er nach einander dahin geht an dem lichteren und noch blaueren Himmel, und wie so schön die Felder

und Wiesen und die Wäldchen herwärts von ihm gegen uns schreiten und so hold gefärbt sind. Alles ist still in dem sanften Dufte. Und so geht er dort links, wohin wir nicht mehr sehen können, noch immer fort, daß Du zehn oder fünfzehn oder zwanzig Tage wandern könntest, Franz, ehe Du ihn auswandertest. Und so liebe weiße Häuschen, wie das ist, in welches ich Euch führen will, liegen an der ganzen langen Länge hin, und auch andere sind dort, nicht weiß, sondern braun, weil sie aus Tannenholz gemacht sind, das sich in der Sonne so gefärbt hatte. Und auf den Dächern der Häuschen liegen große graue Steine. Und noch kleinere Häuschen sind dort, winzig kleine, in denen sehr arme Leute wohnen. Wir können hier keines der Häuschen sehen, weil der ferne blaue Wald so groß ist, und die Häuschen so klein. Der große Wald geht, weil er so weit entfernt ist, so stumm dahin und dahin."

„Fahren wir da gerade auf den Wald zu?" fragte der Knabe.

„Nein, mein Kind," antwortete der alte Mann, „siehst Du dort rechts hinter dem Berge einen Thurm hervorragen? Das ist der Kirchenthurm eines großen Ortes, den man Waldkirchen nennt. Auf diesen Ort fahren wir zu. Und siehst Du weit hinter Waldkirchen den Hügel von dem Rande des blauen Waldes emporragen?"

„Ich sehe ihn, Großvater," sagte der Knabe.

„Das ist der Fels der drei Felsel, der über alle Bäume emporragt," sagte der alte Mann, „und von diesem Felsen gerade herab, wo der Wald aufhört, ist die Stelle, zu der wir gehen."

„Kommen wir noch heute hin, Großvater?" fragte das Mädchen.

„Nach fünf Stunden, wenn wir von diesem Gasthause weggefahren sind," antwortete der alte Mann, „und da bekommt Ihr unter Weges noch eine gute Milch in einem Hause, das Jandelsöbrun heißt."

„Wie freue ich mich auf die Milch und auf den blauen Wald," sagte das Mädchen, „ich habe noch gar keinen blauen Wald gesehen."

„Wenn Du hinkommst, ist er grün," sagte der alte Mann.

„Alle Wälder sind ja grün, Katharina," sagte der Knabe.

„So schimmert er nur blau?" fragte das Mädchen.

„Wie alle Höhen in der Ferne," sagte der alte Mann. „Und der Wald, wenn Ihr in ihm herumgehen werdet, hat köstliche Dinge in sich. Da ist der ganze Boden, auf dem er steht, ein ungeheurer zerklüfteter Stein, ein Stein, der Hunderte von Meilen lang ist, viele Meilen breit und manche Meile tief. Er hat Risse und Spalten und Gänge und Oeffnungen, in welche die Wurzeln der Bäume eindringen, und über welchen der schwarze Boden liegt, auf dem die Gräser und Blumen und Beeren des Waldes wachsen. Und das Wasser, welches von den Wolken des Himmels niedertegnet, sinkt hinein und sinkt immer tiefer, und sinkt tiefer, und reinigt sich und sammelt sich in dem Steine wie in einem blanken Kruge, weil der Stein fest ist wie eine glatte Schale. Und dann quillt es irgendwo hervor und macht ein kleines Bächlein, oder in der Steinmulde ein Brünnlein, so hellen Wassers, daß Du nicht weißt, wo die Luft aufhört und das Wasser anfängt, und ein Wasserfädlein rinnt von der Mulde fort, und tausend Wasserfädlein rinnen, und überall rieselt es emsig und still, und das Rieselnde findet sich zusammen, und es rauscht dann in der Tiefe, und die vielen vielen Bäche gehen in die Länder hinab. Und dieses Wasser giebt allen Wesen, selbst den Gräsern, Fröhlichkeit und Gesundheit, was das Wasser in den Ländern draußen, wo allerlei unreiner Boden ist, nicht geben kann. Und die Luft ist in den Höhen, die der Wald einnimmt, reiner, weil sie in allen Höhen reiner ist, und sie wird durch das Harz des Waldes und durch das Athmen seiner Millionen Blätter und Nadeln noch anmuthiger und balsamreicher, daß sie eben so Fröhlichkeit und Gesundheit bringt wie das Wasser. Und wer beides, Fröhlichkeit und Gesundheit, verloren hat, der erhält sie wieder, wenn er von diesem Wasser trinkt und von dieser Luft athmet. Darum gehe ich mit Euch zu einem Brunnen, den ich in dem Walde weiß, und in die Luft, die um den Brunnen fließt."

„Großvater, haben wir denn die Gesundheit und Fröhlichkeit verloren?" fragte das Mädchen.

„Du, meine Katharina, hast beides, und ich glaube auch, Franz hat beides," sagte der alte Mann.

„Und hast Du beides nicht, Großvater?" fragte der Knabe.

„Ich glaube, ich habe es nicht," sagte der Großvater.

„Und wodurch hast Du denn die Fröhlichkeit und die Gesundheit verloren?" fragte der Knabe.

„Ich werde sie durch manche Dinge verloren haben, mein Kind," antwortete der alte Mann, „die Du nicht verstehst. Ich bin freiwillig in ein Amt gegangen und bin dadurch schon in einer Zeit zu viel an einem Tische gesessen, als noch Euer Vater und Eure Mutter im Grase fröhlich herumsprangen, ich habe Kummer erlebt und werde Gesundheit und Fröhlichkeit auch verloren haben, weil ich Mangel an Liebe litt."

„Daran hast Du ja nicht Mangel," sagte Franz, „Dich lieben alle Menschen, und sagen es auch, Dich lieben unsere Dienstleute, und sagen es auch, Dich lieben die alten Männer, die oft zu uns kommen, darum kommen sie, Dich lieben unsere Lehrer, sie haben es zu uns gesagt, und ich und Katharina lieben Dich auch, so gut Dich Susanna und Ludmila lieben."

„Die lieben mich alle und Ihr liebt mich auch,"

sagte der Großvater, „und ich bin Euch für Eure Liebe sehr dankbar. Ihr habt diese, und Ihr gebt mir die, die Ihr habt."

„Ja, das thun wir," sagte Katharina.

„Ich bin auch einmal so ein Kind gewesen, wie Ihr seid," entgegnete der alte Mann, „und bin herangewachsen und habe mir Beispielen gesucht, und habe ihnen Gutes gethan, indem ich mich aufopferte, und sie haben gedankt und sind fröhlich gewesen, und sind in die weite Welt gegangen. Ich habe Eure Großmutter kennen gelernt, welche die Mutter Eures Vaters gewesen ist, sie ist meine Ehefrau geworden und hat mich sehr geliebt. Ich hatte ihr alles gegeben, was ich gehabt habe, ich habe ihr aufgeopfert, was mir lieb war, sie war mir sehr dankbar, ich wurde ihr Theuerstes auf der Welt; aber sie konnte nie thun, was gegen ihren Sinn und ihr Gemüth war, sie wußte es nicht, und kränkte mich. Endlich starb sie und nahm noch mit brechenden Augen von mir Abschied. Euer Vater ging zu Eurer Mutter und hing sein Herz an sie. Beide sind viel zu jung gestorben. In meinem Amte sagten die Vorsteher oft, dieses und jenes sollte ich anders und besser thun, bis ich von dem Amte forging. Und dann begannet Ihr heran zu wachsen und waret heiter und fröhlich um mich."

„Und das hat Dich doch nicht gekränkt, lieber Großvater?" sagte Katharina.

„Lasse das jetzt, mein Mädchen," sagte der alte Mann, „und gehen wir nun zu dem Mittagessen. Sie werden Euch etwas Gutes bereitet haben; denn ich habe es ihnen dringend aufgetragen."

„Ja, gehen wir zu dem Essen," sagte das Mädchen.

Und sie wendeten sich auf dem Raine um und betraten den Rückweg in das Gasthaus.

Nach einer Stunde waren auch die Pferde in Bereitschaft, sie wurden vor den Wagen gespannt, die Reisenden saßen ein, der Kutscher kletterte auf seinen Sitz und sie fuhren auf der Straße weiter.

In einer kleinen Entfernung von dem Gasthause in Fendelsberg lenkte der Wagen von der großen Straße ab und fuhr rechts auf einem kleineren Wege gegen den Ort Waldkirchen. Sie fuhren durch Waldkirchen gegen Morgen, die Kinder bekamen in Jandelsbrunn die versprochene Milch, der Wagen rollte wieder weiter abermals gegen Morgen, und nachdem noch zwei Stunden vergangen waren, hielt er vor einem Gasthause, auf welches der breite Wald in der Nachmittagssonne blau-schwarz dämmernd und viel größer als früher hernieder sah.

„Wir sind an dem Ende unseres Fahrens, Kinder," sagte der Großvater, „jetzt müssen wir ein wenig gehen."

Sie stiegen aus. Der alte Mann machte die Anordnung, wohin das Gepäcke des Wagens gebracht werden sollte und ging mit den Kindern fort. Sie gingen hinter dem Gasthause auf dem Pfade einer Wiese, die so weich wie Sammet war und in der Sonne glänzte, langsam empor. Sie gingen dem breiten Walde immer näher und sahen viele Waldchen, welche wie Kinder des großen Waldes um ihn herum waren. Und hie und da stand ein Häuschen, welches weiß war, wie der Großvater gesagt hatte, oder ein größeres Haus, oder auch ein braunes Holzhäuschen oder ein winziges, wie es der Großvater beschrieben hatte. Kirschbäume standen an dem Wege, und auch sonst hie und da andere Bäume standen überall herum, besonders Ahorne und Tannen, die Wanderer sahen in Rinnen hinab, in denen Wasser rauschten, und auf einem sehr grünen Flecke stand ein weißes Häuschen mit breitem Giebel und flachem Dache, auf welchem große Steine lagen.

Der Großvater wies auf das Häuschen und sagte: „Dort werden wir wohnen. Ich werde in dem glänzenden weißen Häuschen ein Zimmer haben, Franz wird ein Zimmerchen haben, Katharina wird ein Zimmerchen haben, und die Frau, welche uns bedienen wird, hat jetzt schon die Hinterstube. Ich habe Niemanden als Euch mitgenommen, daß wir gar nichts von der großen Stadt bei uns haben. Das Wasser des Waldes und die Luft des Waldes werden gut wirken. Eure Wangen werden noch rosiger und Eure Augen werden noch glänzender werden."

„Großvater, wirst Du dann auch noch Jemand haben, der Dich liebt?" fragte Katharina.

„Das weiß ich nicht, mein Mädchen," antwortete der alte Mann.

Sie waren zu dem Häuschen gekommen und in dasselbe gegangen. Es war, wie der Großvater gesagt hatte; die drei Zimmer waren mit Geräthen versehen, und waren nett und reinlich. Die Kinder freuten sich darüber, und freuten sich, daß sie in die Wohnung gehen konnten, ohne über eine Treppe zu steigen. Die Frau, welche hier ihre Magd sein sollte, stand schon in weißer Schürze da. Das Gepäcke der Reisenden wurde gebracht und ausgepackt, die Abendsuppe wurde auf den runden Tisch gestellt, und der Großvater zeigte nur noch, ehe es dämmerte, den Kindern den schönen Wasserstrahl, der hinter dem Häuschen gleichsam mitten aus dem Felsen wie Glas hervorschoß und sich in einem Felsenbecken sammelte, von dem dann ein winziges Bächlein weiter rann, dann wurde die Hausthür gesperrt, die Fenstervorhänge wurden zugezogen und alle gingen zur Ruhe.

Des andern Tages am frühesten Morgen, als sie die Milch und das Wasser, das ihnen von der Frau gebracht worden war, getrunken hatten, gingen die drei neuen Bewohner des Häuschens auf dem weißen Wege, der von unendlich vielen Sandkörnern glitzerte, neben dem thauigen Grase in das freie weite Thal dahin. Der Großvater führte die Kinder gegen das Schulhaus

der Waldhäuser, welches auf dem Anger unter lauter Kirschbäumen stand und auf allen Seiten von oben bis unten mit Schindeln bedeckt war. Sie hatten eine halbe Stunde bis dahin zu gehen gehabt. Der Unterricht hatte noch nicht begonnen. Der alte Mann führte die Kinder in die Stube des Lehrers und sagte zu diesem: „Ich bin Stephan Heilkun, der Besitzer von Heilkun und Thanau, und diese zwei sind meine Enkel, die Kinder meines verstorbenen Sohnes. Ich bin in diesen Wald gegangen, um hier im Sommer Luft, Wasser und Aussicht zu genießen. Der Schreiner, welcher sich abseits der Klausenstraße das größere Haus gebaut hat, ist so freundlich gewesen, mir das kleinere in dem er früher gewohnt hat, für eine Zeit zu überlassen. Seine Muhme Crescentia ist meine Magd. Ich bin zu Euch gekommen, verehrter Herr Lehrer, weil Ihr der Schreiber der Waldgemeinde seid, Euch meine Ankunft und die Absicht meines Aufenthaltes dahier anzuzeigen. Den Vorsteher werde ich übermorgen am Sonntage besuchen, da ich bis dahin geordnet bin und den etwas weiten Weg zu ihm ohne Zeitversäumniß werde antreten können."

„Mein hochedler und mein hochverehrter Herr," antwortete der Lehrer, „ich danke für die Anzeige und werde sie sogleich eintragen. Möge Euch und den Kindern der Aufenthalt in dieser wilden Gegend recht lieb sein."

„Den Unterricht meiner Enkel werde ich selber fortsetzen," erwiderte der alte Stephan, „sollte ich Eures Rathes hier je bedürfen, so werde ich Euch darum bitten."

„Mein Rath wird bei so lieben und schönen und wohlerzogenen Kindern kaum nöthig sein," entgegnete der Lehrer, „aber wo ich dienen kann, diene ich gern. Leider sind meine Gaben klein und sie sind noch kleiner geworden, weil mich meine Vorgesetzten so lange in diesem unwirthbaren Waldwinkel und bei so rohen Menschen gelassen haben."

„Und könnt Ihr die Kinder dieser Leute nicht verbessern und veredeln?" fragte Stephan.

„Ja, wenn die Eltern nicht wieder alles verdürben," sagte der Lehrer, „die Kinder lernen Halsstarrigkeit und Bosheit. Da habe ich sogar ein Mädchen in der Schule, das aus Rohheit und Bosheit, obwohl es meiner Lehre schon fast entwachsen, bisher noch kein Wort in der Schule gesprochen hat."

„Das sollte doch kaum möglich sein," sagte Stephan.

„Es ist möglich," antwortete der Lehrer, „das Kind sitzt auf der weiten Bank, und wenn ich es frage und liebreich zu ihm rede, zeigt es die Zähne und schaut mich mit häßlichen Augen an, und sagt gar nichts, und wenn ich seine Schrift oder sein Buch oder seine Rechnungstafel will, so hält es die Hand darauf und blickt noch abscheulicher. Ich will als vernünftiger Mann nicht Gewalt brauchen, sonst kömmt das Kind gar nicht mehr in die Schule und geht ganz zu Grunde. Auf der Gasse stößt und schlägt es die andern Kinder, oftmals steht es auf einem Felsen und streckt den Arm aus den Lumpen hervor und predigt, oder schreit sonst etwas, wenn auch gar Niemand dabei ist, der es hört, ja dann schreit es sogar am lautesten. Nicht einmal bei seiner Mutter will das Mädchen bleiben, die doch noch die ehrbarste ist, sondern hockt bei der verwahrlosten Großmutter in dem hölzernen Loche hinter der Hütte und höhnt die Großmutter, indem es ihr Tannenreiser in die weißen Haare steckt, oder Preißelbeeren oder ihr einen Busch von Hahnenfedern auf das Haupt bindet. Es rennt oft in den Gräben herum und zerreißt Gesträuche und Kräuter. Oefter singt es mit der Großmutter."

„Und hat denn dieses Kind in der Schule etwas gelernt?" fragte der alte Stephan.

„Ich sehe es mitlesen, wenn gelesen wird," sagte der Lehrer, „wenigstens rührt es die Lippen, die Kinder sagen, daß es die Buchstaben recht macht und die Rechnungen aufschreibt. Sonst geht es aus Bosheit in die Schule, um da wild zu sein und zu trotzen. Selbst zu dem hochwürdigen geistlichen Herrn hat es noch kein Wort gesprochen."

„Wer sind denn seine Angehörigen?" fragte Stephan.

„Hergelaufene Menschen," antwortete der Lehrer. „Es sind die früheren Besitzer der Hütte ausgestorben und da kamen weitläufige Anverwandte, zwei Schwestern, davon eine die Mutter des Mädchens, die andere aber eine unverheirathete Person ist. Diese besorgen die Hütte, die zwei Kühe, die Ziegen und die kleinen Flecke Grundes und gehen in Arbeit. Dann ist noch die Großmutter, welche die Mutter der zwei Weibspersonen ist, und das wilde Kind. Von einem Vater dieses Kindes habe ich nie etwas gehört."

„Ihr werdet mir doch erlauben, daß ich Eure Schule einmal besuche," sagte Stephan.

„Ich werde eine Freude und Ehre daran haben," antwortete der Lehrer.

Darauf beurlaubte sich der alte Mann, Franz verbeugte sich, wie er es gelernt hatte, Katharina knixte, und sie verließen die Stube.

Dann ging der alte Mann noch mit den Kindern, ehe die Mittagszeit kam, von dem Schulhause, über grünen Rasen empor, dann zwischen kleinen Feldern, dann durch einen Laubgraben, in welchem Wasser rauschte, dann durch Wiesen, auf denen ungeheure Steine lagen, in den großen Wald hinauf, den sie bei ihrer Ankunft wie ein dunkles Band vor sich gehabt hatten. Er führte sie im Walde herum, so weit er gangbar war, oder der eine oder der andere Pfad hierhin und dorthin lenkte. Er zeigte ihnen die großen Buchen und Tannen und Ahorne, die da wuchsen, die bemoosten Steine, die in Mengen und in Verwirrungen umherlagen, und oft wie grünes Gold funkelten, er zeigte ihnen die

dunkeln und lichten Waldblumen, die im Schatten standen, und die anderen Kräuter und Blätter, die da waren, insonderheit, daran die Beeren wachsen würden, die sie in späterer Zeit des Sommers ergötzen sollten, er zeigte ihnen die vielen Wasserlein, die da rannen, und führte sie zu einem Waldbrunnen, den er wußte. Zu dem Brunnen ging ein guter Pfad, weil die Hirten, die Holzarbeiter und andere Leute ihren Trunk da holten, und glaubten, daß das Wasser heilig sei und besondere Gesundheitskräfte besitze. Es lag ein Stein wie ein Haus über dem Brunnen und von ihm rann ein Quellchen weiter. Es war so, wie der Großvater gesagt hatte, wenn sich das Wasser unter seinem Steine nicht gerührt hätte, wäre es von Luft nicht zu unterscheiden gewesen. Hohe Bäume und Brombeersträuche und andere Dinge waren umher. Der Großvater setzte sich mit den Kindern nieder und da sie sich genugsam abgekühlt hatten, zog er einen schönen Glasbecher aus einem Fache, das er in seiner Tasche trug, hervor, füllte ihn mit Wasser und gab den Kindern zu trinken, und trank selber. Dann als der Durst gestillt war, gingen sie unter dem Gesange von allerlei Vögeln, unter dem Geflatter von manchen schönen Faltern und im Anschauen manches bunten Käfers oder eines andern Thierchens oder gar eines über den Weg huschenden Eichhörnchens an Stamm nach Stamm dahin, immer abwärts, bis sie in's Freie gelangten und bald ihr Schreinerhäuschen sahen, dem sie zuwandelten.

Nach einigen Tagen ging der alte Stephan allein in das Schulhaus und in das Unterrichtszimmer. Der Lehrer zeigte ihm das wilde Mädchen. Es saß auf dem zweiten Platze der zweiten Bank, und sah den alten Mann mit schreckhaft großen pechschwarzen Augen an. Sonst saß es ruhig und still da. Der alte Mann ging in dem Zimmer herum, betrachtete allerlei, sprach zu den Kindern insgesammt einige Worte und ging wieder fort. So kam er nun öfter, die Kinder gewöhnten sich an ihn, er hörte zu, wenn sie lasen, er forderte sie auf, ihm ihre Schreibbücher und Rechnungstafeln zu zeigen, und beschenkte sie darnach zuweilen mit kleinen Bildchen. Das wilde Mädchen las nie, es zeigte ihm nie ein Schreibbuch oder eine Rechnungstafel. Wenn er manchesmal bis zum Ende der Schulzeit blieb und mit den Kindern fortging, umringten sie ihn und drängten sich an ihn, jedes wollte das nächste an ihm gehen, und manche gingen länger auf dem Pfade, den er wandelte, mit fort, als ihr Nachhauseweg erfordert hätte, um bei ihm bleiben zu können. Er sah nie, daß das wilde Mädchen andere Kinder stieß oder schlug, sondern es ging seines Wegs fort.

Einmal, als er nach langer Zeit wieder in die Schule kam, brachte er allerlei Dinge mit: Glaskorallen, kleine Marmorkugeln, rosenrothe Bändchen, Holztrompetchen, kleine Puppen und dergleichen. Er ließ die Kinder lesen, besah ihre Arbeiten, und theilte zahlreiche Geschenke unter die fleißigen aus, und die sonst nichts bekamen, bekamen wenigstens ein Bildchen. Alle Kinder hatte er zum Lesen gerufen, nur das wilde Mädchen nicht, von allen hatte er sich die Arbeit zeigen lassen, nur das wilde Mädchen hatte er nicht aufgefordert. Dann öffnete er seine goldene Uhr und zeigte den Kindern um das wilde Mädchen herum den inneren Goldglanz und das rührige Gehwerk, dem wilden Mädchen nicht. Dann ging er zu dem Stuhle an dem Tische des Lehrers, setzte sich nieder und packte die Geschenke, die ihm übrig geblieben waren, in seine Tasche. Da stand das wilde Mädchen auf, drängte aus der Bank, ging zu dem alten Manne, hielt das Buch hin und gab Zeichen, daß es lesen wolle. Der alte Mann machte eine freundliche Zustimmung und sofort begann das wilde Mädchen laut mit klarer aber etwas tiefer Stimme ganz richtig in fremdartiger Aussprache das zu lesen, was auf den aufgeschlagenen Blättern stand. Als der alte Mann das Mädchen bedeutet hatte, daß es genug sei, trug es sein Buch zu seiner Bank und brachte sein Schreibheft zum Ansehen. Der alte Stephan sah die Schrift an, es waren mehrere Blätter beschrieben, die Buchstaben waren deutlich, wenn auch nicht schön; aber der alte Mann erstaunte auf das Höchste, da er die Schrift las. Es war nirgends das, was auf der Vorschriftstafel stand, abgeschrieben, aber etwas geschrieben, was in die Feder gesagt worden sein konnte, aber was man sich selbst zu denken vermochte, sondern ganz andere seltsame Worte: Burgen, Nagelein, Schwarzbach, Susein, Merdehold, Staran, zwei Engel, Zinzilein, Waldfahren, und Aehnliches, dann Sätze: in die Wolken springen, die Geißel um den Stamm, Wasser, Wasser, Wasser fort, schöne Frau, schöne Frau, schöne Frau, alles leicht, alles grau, und solche Dinge noch mehrere. Der alte Mann sagte hierüber dem Lehrer gar nichts und dem wilden Mädchen auch nichts. Er gab dem Kinde die Schrift zurück, lobte es, strich den Scheitel seines rabenschwarzen Haares, das unbedeckt war, zweimal mit seiner Hand, zog aus seiner Tasche ein schönes rosenrothleidenes Band hervor und gab es dem Mädchen. Das Mädchen brachte ihm nun auch seine Tafel mit einer richtig gelösten Aufgabe. Dann ging es mit dem Bande und mit seiner Schrift und der Tafel zu der Bank auf seinen Platz. Der Lehrer sah allen diesen Dingen zu. Der alte Mann blieb bis zum Ende der Lehrzeit und ging dann mit den Kindern fort.

Und so oft er in die Schule kam, las ihm das Mädchen vor und zeigte ihm seine Schrift und seine Rechnung.

So verging einige Zeit.

Eines Tages ging der alte Stephan mit Franz und Katharina im Nachmittagssonnenscheine von dem weißen Schreinerhäuschen fort. Er führte die Kinder durch

die Raſenpfade an Bäumen, Geſträuchen, rauſchenden Bäſſern und großen Steinen vorüber, er führte ſie durch ein kleines wildes Gehölze, und als ſie aus demſelben getreten waren, lag ein ſehr kleines Fleckiein Korn von Geſträuchen umringt, und über dem kleinen Fleckiein Korn hing unter dem unermeßlichen blauen Himmel wie eine winzige ſingende Ampel eine Lerche, und an dem kleinen Fleckchen Korn ſtand ein braunes hölzernes Häuschen, das wie ein Holzhäuschen gegen den großen grauen Stein war, der ſich hinter ihm befand, und an dem Häuschen war ein holzbrauner Anbau, der wieder nur ein Holzhäuschen gegen das Häuschen war. Zu dieſem hölzernen Häuschen führte der Großvater die Kinder und von dem Häuschen zu dem Zubaue. Da ſaß unter der Thür, in

welche die helle Sonne ſchien, ein altes Weib und zog einen groben Faden aus der Spindel, und hinter dem alten Weibe hockte auf einer Tonne, aus dem Dunkel des winzigen Holzhauſes über das alte Weib heraus blickend, wie eine Katze das wilde Mädchen. Das alte Weib hatte einen rothen Latz, einen zerriſſenen, grünen Rock und ein Linnenhemd um die Schultern und den Hals, das aus Alter grau war. Rings um das Weib ſtaken in dem Holze des Anbaues, wie um ein Heiligenbild in einer Feldkapelle, Zweige, Blumen, Getreidehalme und ſelbſt Federn. In den weißen Haaren hatte das alte Weib Blumen, gefärbte Papierſtreifen, einen Büſchel Hahnenfedern, und es hing das roſenrothe Seidenband von den weißen Haaren hernieder, das der alte Stephan dem wilden Mädchen gegeben hatte. Das wilde Mädchen trug gar keinen Schmuck, ſein Rock war auch grün und zerriſſen, ſein Latz war blau und ſein Hemd, ſonſt wie das der Alten, hatte friſche Riſſe. Es blickte unwillig gegen die Ankommenden.

Stephan blieb mit den Kindern vor dem alten Weibe ſtehen und ſagte: „das iſt ein lieblicher Sonnenſchein, der heute da herniederkömmt.“

„Ja ja, er ſcheint jeder Zeit, wann er ſcheint,“ erwiderte das alte Weib.

„Ihr habt Euch in denſelben geſetzt, und zieht da Euern Faden aus dem Rocken,“ ſagte Stephan.

Das alte Weib ſah mit großen ſchwarzen Augen aus dem knöchernen Angeſichte auf ihn und ſagte nichts.

„Er wärmt Eure Glieder,“ ſagte Stephan wieder.

„Die Glieder möchten warm ſein im Sommer und im Winter und am Morgen und am Abende,“ ſagte das alte Weib.

„Wie heißt Ihr denn?“ fragte Stephan.

„Sonst hieß ich Lucio, jetzt aber Katharina, manchmal hieß ich auch Ludmila, da er noch lebte. Der Name war ihm süß, er hat diese schwarzen Haare gestreichelt,“ sagte das alte Weib.

„Frage sie nicht mehr,“ rief jetzt das wilde Mädchen, indem es seinen Kopf über den des alten Weibes hervorstreckte, so daß die Sonne ihn beschien.

Stephan nahm die Kinder bei der Hand, wendete sich um und ging von dem Zubaue weg.

An der Thüre des Hauses stand ein Weib und sagte zu Stephan, da er sich näherte: „Ihr seid bei der Mutter gewesen und habt mit ihr gesprochen.“

„Wenig,“ sagte Stephan, „sie scheint nicht redselig zu sein.“

„Das Kind läßt sie nicht sprechen, und läßt nicht andere mit ihr sprechen,“ sagte das Weib.

„Seid Ihr die Mutter des Kindes?“ fragte der alte Mann.

„Nein, ich bin die Jungfrau Anna, die Schwester der Mutter,“ antwortete das Weib, „wir haben die Plage, und müssen für alles sorgen, das Kind ist bei der Mutter hinten, und will gar nicht einmal zu uns hervorgehen, wo es viel besser wäre. Aber wollt Ihr denn mit dem schönen Herrlein und dem schönen Fräulein nicht herringehen, hoher Herr, und einen Schluck Milch trinken, von der Ziege oder von der Kuh?“

„Nein,“ sagte der alte Stephan, „wir müssen unseres Weges weiter gehen, und danken Euch.“

„Nun so behüte Euch Gott,“ sagte das Weib.

„Euch auch,“ entgegnete Stephan.

Dann ging er mit den Kindern von dem Holzhäuschen weg, an dem kleinen Fleckchen Korn dahin, in das wilde Gehölz, und aus demselben wieder gegen das weiße Schreinerhäuschen hinunter.

„Großvater,“ sagte Katharine, „das kleine Mädchen ist recht häßlich. Als es den Kopf hervorstreckte, daß ihn die Sonne beschien, war es mit dem schwarzen Angesichte wie ein dunkles Bild in einem Holzrahmen.“

„Aber wie ein schönes Bild,“ sagte Franz, „seine Wangen glänzten wie eine Glocke der Kirche, und seine Augen leuchteten wie die Kerzen an dem Altare.“

„Nein, wie die Kohlen im Backofen,“ sagte das Mädchen.

„Man soll das Kind nur rein und schön anziehen, wie Dich,“ sagte Franz, „dann siehe.“

Sie waren in das Schreinerhäuschen hinunter gekommen, und Crescentia gab ihnen die Milch, welche sie zu dieser Zeit immer bekamen.

An einem jeden Tage, wenn sie nach dem Morgengange gelernt hatten, führte der Großvater die Kinder zu dem Waldbrunnen hinauf, und sie tranken mittelst des schönen Glasbechers von dem Wasser des Brunnens, und sie sahen die Bäume und Blumen und Grasblätter des Waldes und seine Insassen und seine Käfer und seine Thierchen, und hörten die Vögel singen. Einige Male gingen sie auch mit dem Führer Mathias den langen Pfad schief über die ganze mächtige Waldlehne empor, bis sie zu dem Fels der drei Sessel kamen. Stephan stieg mit den Kindern, die Stufen, die der König in den Fels hatte hauen lassen, hinan, und sie sahen umher. Da lag der ungeheure Wald zu ihren Füßen, dann das weite Land mit Feldern, Wiesen, Wäldern, Häusern, Dörfern, Kirchen; den Donaustrom sahen sie, den Inn, die Isar, und dann den blauen Gürtel der Alpen von Tirol bis zu dem Ortler, und schöne schimmernde weiße Tafelchen waren in dem blauen Gürtel. Die Kinder hatten eine unaussprechliche Freude. Zuweilen gingen sie auch an den Schluchten, an den rauschenden Wassern, an den Ahornbäumen und anderen Bäumen hinauf in das wilde Gehölz, und aus ihm zu dem kleinen Fleckchen Korn, über dem manches Mal wieder eine Lerche war, und von dem Fleckchen Korn zu dem Holzhäuschen und von dem Holzhäuschen zu dem winzigen Anbaue, und sahen die alte Großmutter und das wilde Mädchen. Der Großvater sprach wenig; aber er brachte öfter etwas: ein seidenes Bändlein oder Glaskorallen oder papierene Blumen oder ein Schnürchen mit Dolden, und sie sahen dann später die Dinge an dem alten Beibe hängen.

„Die Mutter und die Muhme des Mädchens,“ sagte Katharina, „sind doch viel ehrbarer gekleidet, als die alte Frau und das Mädchen.“

„Weil sie auf sich mehr verwenden,“ sagte Franz.

Der Sommer war indessen immer älter geworden, die Leute thaten stets andere Arbeiten auf den Feldern und Wiesen, das Fleckchen Korn vor dem Holzhäuschen war abgeerntet, fast jeder Mensch der Gegend kannte schon den alten Mann mit den zwei Kindern, der Herbst rückte herzu, und die Stunde des Abschieds schlug.

„Centia“ sagte Stephan eines Morgens, da alles gepackt war, was fort mußte, und da es die Leute in das Wirthshaus im Klaffergrunde gebracht hatten, „behüte alles gut, was wir da gelassen haben, mit dem ersten Frühlinge kommen wir wieder.“

Dann ging er mit den Kindern auf dem Pfade in das Klafferwirthshaus, um dort in den Wagen zu steigen. Der Lehrer der Waldhäuser war da und auch der Vorstand der Waldgemeinde und andere Leute, um Abschied zu nehmen, Crescentia war ihnen auch nachgelaufen, und da man sich verabschiedet hatte und da die Kinder im Wagen saßen, und der alte Stephan den Fuß auf den Tritt stellte, um emporzusteigen, flog hinter dem Schoppen das wilde Mädchen herbei, schlang beide Arme um den alten Mann, küßte ihn auf den weißen Stutzbart und rannte davon. Der alte Mann wischte sich mit dem Aermel seines Rockes das Angesicht, man mußte nicht weshalb, er stieg ein, und der Wagen fuhr davon.

In Handelsbrunn bekamen die Kinder Milch, in Fendelsberg wurde das Mittagsessen verzehrt, und sie fuhren Passau zu.

Und der wilde Winter kam. Von dem Fels der drei Sessel gingen die Winde über die Waldlehne nieder, durch die Wipfel der Bäume an den Waldbrunnen, auf die Schluchten und die Anger und die Thalrinnen und die weißen Häuschen mit den Steindächern, und die braunen hölzernen, auf das Häuschen, das an dem kleinen Felde stand, um welches Gebüsche waren, auf das weiße Schreinerhäuschen, auf das Schulhaus mit den Schindelwänden, auf das Wirthshaus in der Klasserstraße, und weiter hin gegen den Berg, auf welchem die Kirche von Breitenberg stand, und gegen andere Kirchen, und gegen die weiten Länder hinaus. Und die Flocken kamen und jagten dahin, wohin der Wind zielte, und legten eine Hülle über alle Dinge, die immer wuchs und wuchs. Und die Tage waren kurz und finster, und die Nächte lang und stockend. Und die Kälte erschien und baute um die laublosen Zweige der Bäume das feine Weiß, und streute es auch auf alle jene Nadeln des Waldes, auf denen nicht ohnehin schon der Schnee lag. Und Crescentia heizte öfter in den Stuben und Kammern des weißen Schreinerhäuschens, und legte die Hüllen und Bettzeuge heraus, die der alte Stephan da gelassen, und die er geschickt hatte, daß sie sich in der Wärme lüfteten.

Und als die Sonne immer höher kam und immer wärmer wurde, und als endlich an manchen Zweigen die Kätzchen hingen, an anderen die Blüthen, und als der hohe Wald seine neuen lichtgrünen Wedel anlegte, ging der Wagen, in welchem der alte Stephan mit seinen Enkeln Franz und Katharina saß, nach Fendelsberg, nach Jandelsbrunn und in das Wirthshaus in der Klasserstraße, wo der alte Mann mit den Kindern ausstieg, und von wo er mit ihnen über den Anger und zwischen den zerstreuten Häuschen, in die Schreinerwohnung ging, an der Crescentia stand, und an der andere Leute standen, die die Ankommenden begrüßten. Männer brachten die Sachen nach, welche von dem Wagen in das Schreinerhäuschen mußten.

Und die drei Reisenden nahmen gleich von allem Besitz, wie sie es im vorigen Sommer gethan hatten, um wieder zu leben wie im vorigen Sommer.

Des nächsten Morgens kam der Gemeindevorsteher zu dem alten Stephan, um ihn zu begrüßen, es kam der Lehrer der Waldhäuserschule, und Nachbarn und Bekannte kamen, und einige von denen, welchen Stephan im vorigen Jahre Gutes gethan hatte.

Und hierauf ging Stephan in dieses und jenes Haus und Häuschen und besuchte die Bewohner.

Und den übrigen Theil des Tages gingen sie an verschiedene Plätze, bis es Abend wurde.

In den kommenden Tagen war es dann schon so, als seien sie nie von dem Schreinerhäuschen fort gewesen. Crescentia besorgte das Haus, liebte die Kinder, arbeitete, und nahm Leute zur Arbeit, wenn es noth that.

Die Kinder lernten, machten ihre Aufgaben mit der Anweisung und der Hilfe des Großvaters, und genossen, was zu genießen war.

Von dem Hause des Herrn Rosenau, das mit Wiesen und Aeckern hart an dem großen Walde lag, kam der Herr und die Frau öfter zum Besuche, und an den Kindern desselben hatten Franz und Katharina Gespielen. Sie gingen öfter auch in das Haus hinauf. So war es auch mit dem Hause des Herrn und der Frau Minden, das jenseits des rauschenden Baches lag, auf dessen Brücke die gemalten Grenzsteine standen, die Franz und Katharina so bewunderten. Und wie mit diesen zwei Häusern war es auch noch mit dem einen oder dem anderen Hause und Häuschen. Wenn Stephan mit den alten Leuten sprach, spielten die Kinder.

Einmal, da sie wieder zu ihrem Waldbrunnen gingen, sahen sie, ehe sie bei ihm waren, auf dem hohen Steine desselben das wilde Mädchen stehen. Es hatte den Kopf erhoben und streckte bald den einen Arm empor, bald den andern, bald beide, bald hielt es dieselben wagerecht, und rief dabei Worte aus. Wenn es den Arm oder beide emporstreckte, fiel der Hemdärmel, der nicht geknöpft war, zurück und es waren die dunklen Arme zu sehen, als wären sie aus Erz gegossen. Und den Leib richtete das Mädchen empor, daß er noch schlanker und höher erschien. Anfangs konnten Stephan und die Kinder die Worte nicht verstehen, dann lauschten sie ihnen und vernahmen: „Schöne Frau, alte Frau, schöne Frau, weißes Haar, Augenpaar, Sonnenschein, Hütte dein, Märchenfrau, Flachs so grau, Worte dein, Herz hinein, Mädchen, Mädchen, Mädchen, bleib bei ihr, schmücke sie, nähre sie, schlafe da, immer nah, alle fort, himmelhoch, Sonne noch, Jana, Jana, Jana!"

Und bei diesem Worte erblickte das Mädchen die drei Menschen, die unten standen, und glitt schnell, wie eine Waldschlange rückwärts von dem Steine hinab und ward nicht mehr gesehen. Stephan ging mit den Kindern zu dem Brunnen, schöpfte in seinen Glasbecher Wasser, und sie tranken. Da kam das wilde Mädchen herzu, blieb stehen und sah sie mit den glänzenden Augen an und seine dunkeln Wangen waren von der Bewegung roth.

Als der alte Stephan und die Kinder Anstalten machten, sich von dem Brunnen zu entfernen, ging das wilde Mädchen zu dem alten Manne, faßte seine Hand, und sagte: „Geh mit."

„So führe mich," sagte der alte Mann.

Das wilde Mädchen führte ihn und ließ seine Hand nicht los. Es führte ihn von dem Brunnen abwärts, und dann, da die Wege sich theilten,

einen andern Pfad durch den Wald, als auf welchen man gegen das Schreinerhäuschen kömmt. Da sie ins Freie gelangten, gingen sie über Anger und Wiese, durch einen Graben und durch ein Gehölz. Die Kinder gingen hinterher. Aus dem Gehölze kamen sie zu dem kleinen Felde, das vom Gebüsche umgeben ist, auf dem im vorigen Sommer das Korn gestanden war, auf dem jetzt grüner Hafer wuchs, und an dem das Holzhäuschen mit dem Holzanbaue stand. Ueber dem Felde sang wieder die Lerche wie eine winzige Ampel, als liebte sie diesen Platz, oder als wollte sie den Kindern eine Freude machen, da sie heuer wieder hieher kamen. Das Mädchen führte den alten Mann und die Kinder zu dem Anbaue des Häuschens, und sagte: „Da ist er, Großmutter.“ Nach einem Weilchen sprach es zu Stephan: „Du bist bei dem Herrn Martin Linden gewesen, Du bist bei dem Herrn Franz Rosenau gewesen, Du bist in der Schule gewesen, Du bist in dem Marhause gewesen und bei Ludmina's Eltern und bei dem Grabenbauer und in der Mühle, warum bist Du nicht zu uns gekommen?“

„Ich wäre schon gekommen,“ sagte Stephan.

Die Großmutter saß unter der Thür des Anbaues auf einem Bänklein. Sie hatte von den Bändern und Glasperlen und den anderen Dingen, welche Stephan geipendet hatte, an sich. Sie saß müßig an der Sonne, als hätte sie auf ihn wie auf einen Bräutigam gewartet.

Das wilde Mädchen lief in das Häuschen, brachte in einem grünen Krüglein Milch, reichte das Krüglein der Großmutter und sagte: „Trink.“

„Jana, Jana,“ sagte die Großmutter, da das Mädchen zurück war, „die Hummeln sind in ihrem Baue und Du bist immer fort.“

„Ich muß Sachen suchen,“ erwiderte das Mädchen, „die Du brauchst, ich muß singen und auf den Stein steigen, und ich muß nach dem alten Manne forschen.“

„Wir kommen zu Euch, liebe Frau,“ sagte Stephan, „weil wir wieder in dem Waldlande sind. Wir bleiben den ganzen Sommer da und werden schon öfter zu Euch kommen.“

„Du bist ein alter Mann, sie ist eine alte Frau,“ sagte das wilde Mädchen, „sie ist schön und Du bist schön.“

Stephan antwortete nicht auf diese Rede, sondern sprach zu der alten Frau, wie der Himmel so heiter sei, wie der Frühling so lieblich sich eingestellt habe und wie die Luft um das Holzhäuschen wehen.

„Ja, es ist der Winter gewesen, er ist sehr lang gewesen,“ antwortete die alte Frau, „und dann hat er aufgehört, und sie haben den Hafer gesät.“

„Der Hafer ist recht schön auf diesem Felde, und die Körner werden zierlich an den feinen Fäden hängen,“ sagte Stephan, „wenn sie sich entwickeln.“

„Jana ziert alles,“ entgegnete die alte Frau, „und hat schon von der Mutter viele Strafe bekommen.“

„Das geht in alles andre hin,“ sagte das Mädchen, „und rede nicht davon.“

Während Stephan mit der alten Frau sprach, konnten er und es konnten die Kinder in das Innere des kleinen Holzbaues schauen. Es war derselbe eine kleine Kammer. In ihr war ein größeres Bett wahrscheinlich für die alte Frau, dann ein Häuflein von Bettzeug in einer Ecke, darauf das wilde Mädchen kauern konnte, wenn es ruhen wollte. Dann war eine Bank an dem Ofenein, ein Tischchen und eine Truhe. An dem Eingange stand die kleine Tonne, auf der das wilde Mädchen bei Stephans erstem Besuche gesessen war. Um das größere Bett und an andern Stellen staken Tannenreiser, Laubzweige und Blumen und Federn von Hühneren, Hähnen, Enten, Nußhehern und anderen Vögeln, so wie auch allerlei Gestaltungen aus buntem Papier, aus farbigen Lappen und Bändern hernieder hingen.

Stephan sagte, er werde morgen wieder kommen, und ging mit den Kindern fort. Das wilde Mädchen sprang ihm nach, faßte ihn an der Hand, sah ihm mit den großen Augen in das Angesicht, streichelte seine Hand ein Mal, und lief wieder zur Großmutter zurück.

Als Stephan zu der Thür des Häuschens kam, trat die Mutter des wilden Mädchens aus derselben heraus, und sagte: „Ach hoher Herr, geht doch heute ein wenig in die Stube, ich habe Euch um etwas zu bitten.“

Stephan ging mit den Kindern in die Stube. Die Stube war schöner als die Kammer des Zubaues, in ihr standen drei Betten und in der Kammer, die daneben war, stand noch ein viertes Bett, das besser war als die drei. Sonst zeigten sich die Geräthe, wie sie in solchen Wohnungen zu sein pflegen.

Stephan setzte sich mit den Kindern an den gescheuerten Tisch, die Frau brachte in einer grünen Schale Milch und auf einem grünen Schüsselchen Butter. Dann legte sie ein Laiblein Brot, drei Löffel und ein Messer auf den Tisch.

Stephan und die Kinder aßen einige Löffel von der Milch und jedes ein Schnittchen Butterbrot.

„Was ich Euch bitten wollte,“ sagte das Weib, „ich bin die Mutter von dem Kinde Juliana, das in der Schule zu Euch gesprochen hat, ich heiße Magdalena, da ist die Stube und die Kammer, darin bin ich und meine Schwester, da steht ein schönes Bett für die Großmutter, und eines für Juliana, sagt dem Kinde, daß es zu uns geht, dann geht die Großmutter auch mit. Sie sind immer in dem schlechten Holzhüttchen, und wenn ich dem Kinde Strafe drohe, so schaut es mich mit den großen Augen an, wie sein Vater, der zu früh gestorben ist. Und ich getraue mir nicht, das Kind zu strafen, sonst läuft es am Ende gar fort. Sagt es ihm doch, lieber Herr.“

„Ich werde nachdenken, was man in dieser Sache

Gutes ſtiften könnte," antwortete Stephan, „und werde darnach handeln."

„Ja handelt darnach," ſagte die Frau, „und es wird recht gut ſein, wenn die zwei Leute bei uns ſind."

„Jetzt muß ich mich entfernen," ſagte Stephan, „und ich werde Euch die Antwort ſchon wiſſen laſſen."

„Ja, laßt ſie uns wiſſen, und den Tag, wann die zwei herüber kommen," antwortete die Frau.

„Gehabt Euch wohl," ſagte Stephan.

„Gott behüte Euch und die ſchönen Kinder," ſagte die Frau.

Stephan erhob ſich und verließ mit den Kindern das Häuschen.

„Großvater," ſagte Katharina, „Du mußt dem Mädchen befehlen, daß es mit ſeiner Großmutter aus der Holzkammer in die ſchönen Zimmer des Hauſes herübergeht, da haben ſie es beſſer."

„Ich meine," antwortete Franz, „daß man das Mädchen nicht zwingen ſoll."

„Ihr meint beide, wie es Euch gut dünkt," ſagte der Großvater, „ich weiß noch nicht, was ich meinen ſoll, und wenn das Mädchen herüber geht, ſoll es freiwillig gehen, und dann habt Ihr beide Recht."

„Wir haben beide Recht, ſiehſt Du Franz," ſagte Katharina.

Sie waren bei dieſen Worten an dem Haferfeldlein hingegangen, gingen dann durch das Gebüſch und das wilde Gehölz und ſchlugen den Weg nach dem Schreinerhäuschen ein.

Des andern Tages am Nachmittage ging der Großvater, wie er verſprochen hatte, mit den Kindern zu Juliana und ihrer Großmutter. Sie waren dieſes Mal mit Geſchenken beladen. Katharina trug ein großes Bilderbuch, in welchem die verſchiedenſten Dinge abgebildet waren, Franz trug auch Bücher, dann Tafeln, auf denen Gegenſtände gezeichnet waren, die man malen konnte, und ein Kaſtchen mit Farben und Pinſeln, und der Großvater brachte ſehr ſchöne Pfauenfedern, Federn von Goldfaſanen und Silberfaſanen, dann farbige Bänder, Lappen, Fäden und Schnüre, und endlich farbiges Papier und eine Scheere. Er gab zuerſt ſeine Dinge an Juliana, und ſagte, daß er ihr dies alles von ſeiner Heimath gebracht habe. Sie nahm, was ſie faſſen konnte, in die Hände, und hielt anderes noch mit dem Ellenbogen an ſich, und ſah ihn an. Dann warf ſie alles auf das Bett der Großmutter und nahm ſeine Hand in ihre beiden und drückte ſie. Dann kam Franz hinzu, und gab ihr die Bücher und das andere. Sie legte alles ſogleich auf das Bett, und ſagte zu Stephan: „Das gibſt auch Du mir?"

„Mit meinem Willen gibt es Dir Franz," ſagte der alte Mann.

„So nehme ich es," ſagte das Mädchen.

Dann gab ihr Katharina das Bilderbuch, indem es daſſelbe aufſchlug, und auf die Bilder wies.

Juliana that einen Blick hinein, legte das Buch auf das Bett, wandte ſich zu Stephan, und ſagte: „Das gibſt auch Du mir?"

„Mit meinem Willen gibt es Dir Katharina," ſagte Stephan.

„So nehme ich es," antwortete das Mädchen.

„Thu es," ſagte Stephan, „und verwende die Sachen wie Du willſt."

Das Mädchen ſtand nun noch immer da, und blickte ihm in das Angeſicht.

Die Großmutter ſaß auf einem Schemel und hatte das bis und da zerriſſene Kleid um ſich ausgebreitet, ſie ſchaute auf den Vorgang und um ihre Lippen war ein Lächeln, das man nicht verſtehen konnte, wie wenn etwa ein einziger Sonnenſtrahl auf einen rauhen dürren Fels trifft und auf ihm einen düſteren Lichtſchein hervorbringt.

Stephan blieb eine Zeit mit den Kindern da und ging dann wieder fort.

Er kam nun öfter mit Franz und Katharina in das Holzhäuschen, das an dem kleinen Felde ſtand, welches von Gebüſchen umgeben und von dem wilden Gehölze begrenzt war. Alles, was er und die Kinder gebracht hatten, war zum Schmucke des kleinen Holzhauſes verwendet worden. Die Pfauenfedern, die anderen Federn, Kreiſen, Bänder, Schleifen, Papierroſen, Lappenzierathen, Schnüre, Fäden und anderes war eingefügt und geordnet. Mit den Farben waren auf die weißen Papierbögen, die Franz gebracht hatte, auf Holzſpäne und andere Dinge der Kammer Striche, Kreuze und andere Geſtaltungen gemalt worden.

Das Bilderbuch hing umgeſchlagen an einer Schnur hernieder, und das Bild, das es zeigte, war mit einem Faden umbunden, daß es nicht zuklappen konnte. Die Großmutter war geſchmückt, daß man ſie kaum kennen konnte. Juliana hatte von all den Dingen gar nichts an ſich.

Das wilde Mädchen kam auch ſehr oft in das Schreinerhäuschen und brachte meiſtens etwas mit. Es brachte ſchöne Zweige oder Blumen oder bunte Steinchen oder eßbare Waldſchwämme oder Beeren, die es in Körbchen von Birkenrinde that, welche es mit ſeinem Taſchenmeſſer verfertigt hatte. Es richtete ſeine Gaben immer an Stephan.

Alle Tage, wenn er mit den Kindern zu dem Waldbrunnen ging, kam das wilde Mädchen auch. Meiſtens war es ſchon bei dem Brunnen, wenn er kam. Dann ſtand es ruhig da, ſah zu, wenn er Waſſer ſchöpfte und trank, und den Kindern zu trinken gab. Und wenn er Anſtalten zum Fortgehen machte, lief es ſchnell auf dem Pfade hin, der zu ſeinem Holzhäuschen führte. Stephan aber ging ſeinen Weg in das Schreinerhäuschen.

Wenn er, was auch jetzt wieder geschah, mit den Kindern zu den drei Esseln ging, so ging das Mädchen mit.

Sonst lief es, wenn es in dem Schreinerhäuschen war, mit den Kindern auf dem Anger herum, tanzte mit ihnen und spielte mit ihnen.

Zuweilen ging Stephan früher als zur gewöhnlichen Stunde zu dem Brunnen und harrte auf das Mädchen, bis es kam. Es kam immer. Während des Harrens stieg Franz öfter auf den hohen Stein, der über dem Brunnen lag, und blickte herum. Dann that er auch nicht selten, wie das wilde Mädchen einmal auf diesem Steine gethan hatte; er warf die Arme empor oder streckte sie aus, oder that dies mit dem einen oder dem andern und rief Worte, die er entweder in dem Augenblicke zusammenstellte, oder die er schon wußte. Ehe aber das Mädchen kam, kletterte er stets wieder herunter.

Von dem, daß das wilde Mädchen zu der Mutter und Muhme hinüberziehen solle, war keine Rede mehr.

Und so war der Sommer vergangen, und es war der Herbst gekommen, der die Bromberren aber auch die kalten Reife des Morgens brachte.

Stephan packte seine Sachen zusammen und fuhr eines Tages mit den Kindern davon. Das wilde Mädchen hatte wieder, ehe er in den Wagen stieg, die Arme um seinen Nacken geschlungen und seinen weißen Stutzbart geküßt. Von den Kindern hatte es durch Drücken der Hände und durch Schütteln derselben Abschied genommen.

Als im nächsten Frühlinge der Wagen, in welchem Stephan mit den Kindern saß, wieder gegen den Wald fuhr, stand an der Grundmühle, noch lange ehe das Fuhrzeug zu dem Wirthshause in der Klafferstraße kommen konnte, das wilde Mädchen. Als es den Wagen sah, machte es Zeichen. Stephan hieß den Wagen halten. Das Mädchen lief hinzu, sprang auf den Tritt, küßte den alten Mann wie bei dem Abschiede, reichte den Kindern die Hände und drückte und schüttelte die ihrigen, und glitt dann wieder von dem Wagentritte herab und lief querfeldein dem Walde zu.

Stephan brachte jetzt auch keine andern Geschenke für das wilde Mädchen, als eine Reihe von verschiedenfarbigen Muscheln. Die Kinder brachten gar nichts.

Stephan ging bald nach seiner Ankunft in das Holzhäuschen an dem kleinen Waldteichchen, auf dem heuer Gerste stand, und neben dem Häuschen in den kleinen Holzhau, um mit den Kindern die alte Großmutter und Juliana zu grüßen. Er gab dem Mädchen die Muscheln. Es nahm dieselben mit Freuden.

Als er mit den Kindern wieder einmal in den Holzhau kam, waren unter dem andern Zierath auch die Muscheln vertheilt. Die schönsten trug die Großmutter um den Hals.

Und in diesem Sommer war es wieder, wie es in dem vorigen gewesen war. Stephan machte mit den Kindern Besuche in verschiedenen Häusern, und man besuchte auch ihn und die Kinder wieder. Er ging mit den Kindern täglich zu dem Waldbrunnen, und täglich war das wilde Mädchen da. Er führte die Kinder auch oft zu der alten Großmutter, und stets war das Mädchen zu Hause, wenn er kam. Sonst lief es auch in das Schreinerhäuschen wie früher, und hüpfte und tanzte, und spielte mit den zwei Kindern. Nur wenn fremde Leute bei Stephan waren, kam es niemals.

Daß die Großmutter mit Juliana in die anderen Räume des Holzhäuschens ziehen solle, geschah auch heuer nicht. Die Mutter des Mädchens freute sich schon darüber, daß ihr Kind mit den Enkeln eines so vornehmen Mannes umgehen und spielen dürfte. Das Lächeln der Großmutter war seliger, wenn sie spann, oder im Nichtsthun in der Sonne saß.

Das wilde Mädchen sprach zu Stephan: „Du bist recht schön, Du bist recht gut."

Eines Tages, da die Kinder mit Juliana in die Stube des Schreinerhäuschens waren, und Franz den Vorschlag machte, über den großen Anger zu dem Forellenbache hinab zu laufen, und da die Kinder sich schon bei dem Großvater verabschiedet hatten, und aus der Thür waren, kehrte Juliana noch einmal um, lief zu Stephan, tupfte mit ihrer Hand an den Aermel seines Rockes, drückte dann die Stelle mit der Hand, sah ihn an und lief dann den andern Kindern nach.

Während sie den Anger hinab rannten, trat Stephan vor ein Kreuz, das in dem Zimmer hing, seinen Augen entstürzten Thränen und er sagte: „Du heiliger und Du gerechter Gott! So ist es denn zum ersten Male in meinem Leben, daß ich von Jemandem um meiner selbst willen geliebt werde, von einem Menschen, dem ich nichts gegeben und gethan habe, weßhalb Menschen sonst Dank oder Zuneigung schuldig zu sein glauben, oder was sie durch ihr Entgegenkommen zu gewinnen hoffen. Und dieser Mensch ist ein armes, verwaistes und vernachlässigtes Kind, das seine Gründe seiner Handlungen und Empfindungen kennt. Ich danke Dir für dieses süße, bisher ungekannte, mir zum Schlusse meines Lebens gegebene Gefühl, Du mein gerechter, mein guter Gott!"

Dann ging er in der Stube hin und wieder, und trocknete sich mit dem Tuche die Thränen von den Augen.

Erescentia kam und sagte, ob er denn sehe, wie fröhlich die Kinder auf dem Anger sind. Sie sind hinabgelaufen, sind heraufgelaufen, sind wieder hinabgelaufen, und jetzt halten sie sich an den Händen und drehen sich im Kreise.

„Lasse das," sagte Stephan, „sie genießen den Beginn des Lebens, wenn dasselbe gegen das Ende neigt, ist alles anders."

Stephan war gegen Juliana, ihre Großmutter und

ihre andern Angehörigen in diesem Sommer nicht anders als in den früheren.

Da die Zeit des Waldaufenthaltes aus war und die Abreise kam, nahm Juliana in dem Schreinerhäuschen Abschied, stand aber doch des andern Tages, da der Wagen an der Mühle vorbei fuhr, am Wege und nahm noch einmal Abschied.

Und wie bisher kam der alte Stephan nun alle Sommer in die Waldhäuser, und es war, wie es immer bisher gewesen war, nur daß er das Schreinerhäuschen kaufte und verschiedene Veränderungen in ihm vornahm, und daß er jetzt gar keine Geschenke mehr, auch nicht die geringfügigsten, an Juliana oder ihre Angehörigen austheilte. Auch die Kinder brachten nichts und gaben

nichts, außer was im Spielen oder Umherschweifen gegeben oder gefunden wurde.

Eine Veränderung aber trat allmälig ein, die Kinder wuchsen heran, und waren, wenn auch nicht so stark, doch fast so hoch wie erwachsene Leute. Ihre Spiele wurden ernster, und sie befaßten sich mehr mit Büchern. Sie lasen sich vor, sie zeigten sich Bilder, und sagten Sprüche her, die sie gelesen hatten. Franz trug nach und nach von den Büchern, die in dem Schreinerhäuschen waren, eine ziemliche Anzahl zu Juliana. Er las oft mit ihr allein, sie wählten hiezu häufig das Freie und lasen laut in den Fluren im

Walde, im Geſteine, und riefen Worte und Reden in die Lüfte, wenn ſie ſo mit einander gingen oder am Saume des Waldes dahin liefen.

Dies dauerte ſo fort.

Eines Tages ging der alte Stephan mit ſeinen Enkeln früher als gewöhnlich zu dem Waldbrunnen. Er kam zu demſelben nicht auf dem Pfade von dem Schreinerhäuschen, ſondern von dem Walde herunter. Da ſahen ſie, als ſie nahe genug waren, Juliana wieder auf dem hohen Steine, und konnten auch endlich Worte vernehmen, die ſie rief. Sie rief mit ihrer etwas tieferen aber klangvollen Stimme gegen die Bäume hin:

„Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen,
Denn mein Geheimniß iſt eine Pflicht;
Ich möchte Dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht!“

Dann rief ſie nach einer Weile wieder:

„Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll ſein,
Hangen und bangen in ſchwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt,
Himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend,
himmelhoch jauchzend!“

Den Schlußvers rief ſie nicht, ſondern ſie rief

wieder: „Himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend!“

Und wie ſie den Arm dabei emporhob, drang er durch den zerriſſenen Aermel hervor und war ſo ſchön, wie an einem Standbilde alter Künſtlerzeit. Und ihre Geſtalt war ſehr fein und ſchlank.

Und ſie rief wieder:

„Blumen, die der Lenz geboren,
Streu ich Dir in deinen Schooß.“

Dann rief ſie wieder:

„Dem Winde, dem Regen,
Dem Schnee entgegen.
Immer zu, immer zu, immer zu, immer zu, immer zu!“

Und dann rief ſie:

„Ich bilde Menſchen,
Dein nicht zu achten, wie ich!“

Hierauf ſtieg ſie von dem Felſen herunter und Stephan ging mit ſeinen Enkeln zu ihr hinzu. Er ſagte von ihrem Rufen nichts.

Es ging wieder eine Zeit wie gewöhnlich dahin.

Einmal waren die Kinder auf dem Anger vor dem Schreinerhäuschen und ſpielten. Juliana war bei ihnen. Der alte Stephan trat an das offene Fenſter und ſah ihnen zu. Da ſah er, daß Katharina nicht da war, und daß Franz und Juliana allein waren. Plötzlich fielen ſich die zwei Kinder in die Arme, umſchlangen

sich und küßten sich, und Juliana rief: „Liebster, liebster, liebster Franz!“

Und Franz rief: „Liebste, liebste Juliana!“

Und Juliana rief wieder: „Liebster, liebster Franz!“

Und dann ließen sie sich los, und Katharina kam um die Ecke des Häuschens herauf gerannt.

Es war ein seltsamer Anblick gewesen, wie der wohlgekleidete Knabe und das Mädchen in Lumpen sich umschlungen gehalten und geküßt hatten.

Der alte Stephan aber sagte zu sich: „Die menschliche Weisenheit ist endlich zur Entscheidung gekommen.“

Mehrere Tage nach dieser Begebenheit sagte er in der Stube des Schreinerhäuschens in der Gegenwart der Kinder zu Juliana: „Juliana, ich werde Dich, wenn ich wieder von dem Walde fort fahre, mit mir nehmen. Du wirst schöne Kleider bekommen, Du wirst noch manches lernen, und wenn Du das gelernt hast, wirst Du Franzens Braut werden, und dann sein Eheweib.“

„Ich gehe nicht mit Dir,“ antwortete Juliana.

„Warum denn nicht, Juliana?“ fragte Stephan.

„Weil ich die Großmutter nicht verlasse,“ antwortete Juliana.

„Die Großmutter wird es Dir gönnen, wenn Du das Glück für Dein Leben findest,“ sagte Stephan.

„Großvater,“ erwiderte das Mädchen, „wenn man Franz und Katharina goldene Kleider gäbe, sie auf einen goldenen Stuhl setzte, und zum Kaiser und zur Kaiserin machte, und sie Dir wegnähme, würdest Du nicht betrübt sein?“

„Ich würde es sein,“ sagte Stephan.

„Siehst Du, antwortete das Mädchen, „ich bin die Mutter der Großmutter, ich bin ihre Schwester, ich bin ihre Obrigkeit, ich bin ihre Magd, ich muß bei ihr bleiben.“

„Juliana, die Großmutter geht auch mit uns,“ sagte Stephan.

„An einem andern Orte würde die Großmutter sterben,“ antwortete das Mädchen.

„Juliana,“ erwiderte der alte Stephan, „wenn Du nicht mit uns gehst, dann müssen wir uns auf immer trennen. Damit Du Franzens Weib werden könntest, müßtest Du noch vieles lernen, und müßtest dazu in eine andere Welt kommen, als hier ist. Wie Ihr hier seid, könnt Ihr nicht bleiben. Und damit meinem Enkel Franz nicht zu sehr das Herz weh thut, wenn er Dich öfter sähe, kann ich im nächsten Sommer und in allen nächsten Sommern nicht mehr in den Wald kommen, damit er Dich vergißt.“

„Er wird mich vergessen, und es wird alles gut sein,“ sagte das Mädchen.

Bei diesen Worten quollen ihm große Tropfen aus den schwarzen Augen, und rannen über die Wangen herunter.

Es waren die ersten Thränen gewesen, die Stephan an dem Kinde gesehen hatte.

„Juliana, Mädchen,“ sagte er, thue wie Du willst.“ Das Mädchen ging zu ihm hin und küßte ihm zum ersten Male die Hand.

Dann ging es schweigend zu der Thür hinaus.

Die zwei anderen Kinder saßen mit Thränen übergossen auf ihren Stühlen.

Stephan legte auf jedes Haupt eine seiner Hände und sagte: „Es ist recht schön von Euch, daß Ihr folgsam gewesen und kein Wort drein geredet habt. Lassen wir Gott seinen Willen, wie er alles fügt. Jetzt geht mit mir zu dem Schwarzbache und in den langen Wald hinunter.“

Die Kinder schluchzten fort, suchten hierauf ihre Thränen zu bemeistern, wischten sich mit ihren Taschentüchern ab, richteten sich in Ordnung und folgten ihm in das Freie.

Stephan war nun anders gegen Juliana und ihre Angehörigen. Gegen das Mädchen war er noch freundlicher und gütiger als früher. Ihrer Mutter und ihrer Muhme gab er Geld, daß sie sowohl sich als auch Juliana und der Großmutter bessere Kleider und sonst noch andere Nothwendigkeiten anschaffen konnten. Er gab auch sogar Stoffe zu manchen Dingen in das Haus. Magdalena hatte ein Kalb, das ihr die Kuh gebracht, und das sie sehr geliebt hatte, aus Bedrängniß verkaufen müssen. Dieses kaufte Stephan als halbgewachsenes Thier wieder zurück und ließ es in das Holzhäuschen bringen. An die Wiese jenseits der Gebüsche, die zu dem Häuschen gehörte, grenzte ein Stück, welches feil war. Stephan kaufte es und gab es Magdalena. Vor allem aber ließ er Werkleute kommen und ließ einen hölzernen Zubau zu Juliana's und der Großmutter Wohnung beginnen, der noch fertig werden mußte, so lange er da war. Das Gemach Juliana's und der Großmutter sollte unverändert bleiben, nur sollte man von ihm noch in eine schöne geräumige Stube kommen können. Und als alles fertig war, stand die Stube da, sie glänzte hell von vier Fenstern, prangte mit einem grünen Ofen und reinen Geräthen. Juliana und die Großmutter waren erfreut. Magdalena und Anna dankten Stephan für das viele Gute, das er ihnen that, und das so zahlreich sei, daß man es kaum begreifen könne.

Der alte Stephan besah alles, was er gethan hatte, und rüstete sich zur Abreise.

Als die Reise gekommen waren, wurde ein Wagen mit allem bepackt, was in dem Schreinerhäuschen gewesen war und wurde fortgesendet. Dann nahm man Abschied, und Stephan fuhr mit den Kindern davon.

Und der wilde Winter kam, die Nächte waren wieder lang, die Flocken legten wieder das Land gegen Breitenberg hin und die Kälte war in den Lüften. Aber auch der Frühling kam, die Gesträuche und Bäume blühten, die Tannen setzten die neuen Spitzen an und bekamen

die rothen Zäpfchen, Blumen und Gräser waren da, über dem kleinen Felde, das von Gebüschen umgeben war, auf dem wieder Winterkorn empor wuchs und an dem das neue glänzende Holzhäuschen stand, sang wieder die Lerche: aber der Wagen mit Stephan und den Kindern kam nicht mehr, und an der Mühle stand kein Mädchen mehr, ihn zu erwarten. Das kleine Schreinerhäuschen war leer und gesperrt, und Crescentia war zu den Ihrigen gegangen.

So ging der Sommer hin.

In dem nächsten Sommer war es wieder so. Das Schreinerhäuschen war leer; denn Stephan kam nicht und vermiethete es nicht. Nur Crescentia besuchte es zuweilen mit Leuten und reinigte und fegte es, und ließ ausbessern, wo etwas fehlte.

In dem dritten Sommer kam Stephan mit den Kindern. Aber er kam erst, da schon der größte Theil des Sommers verflossen war. Er ging zu dem Holzhaue der Großmutter und Juliana's. Die Großmutter saß in der Sonne und lächelte. Juliana stand neben ihr. Sie war höher geworden und schien nun ihr Wachsen vollendet zu haben. Sie war magerer und ernster. Stephan und die Kinder grüßten sie und die Großmutter und wurden von Juliana wieder gegrüßt. Sie gaben die Geschenke, welche nun in werthvollen Sachen bestanden, und die Geschenke wurden freudig angenommen. Stephan ging auch zu Magdalena und Anna, gab ihnen die Dinge, die er für sie gebracht hatte, und erntete vielen Dank. Da er wieder in sein Häuschen gekommen war, sendete er erst noch mehreres in das Holzhäuschen, das er dafür bestimmt hatte und das er nicht hatte mittragen können.

Zwischen den Bewohnern des Schreinerhäuschens und Juliana war nun wieder ein Zusammensein wie früher. Juliana kam sehr oft und brachte wieder Dinge; sie blieb aber immer in der Stube des Häuschens oder auf dem Anger vor den Fenstern.

Stephan verbesserte manches an seinem Häuschen und der Umgebung, und ließ Arbeiten vornehmen, die auf größere Bequemlichkeit hin zielten.

Er fuhr dieses Mal mit seinen Enkeln viel früher als sonst wieder fort. Juliana stand an der Mühle.

Und so geschah es mehrere Jahre.

Einmal, da er sich wieder in dem Häuschen befand, und sehr schöne Tage waren, kam eines frühen Morgens Anna und sagte, daß in der Nacht die Großmutter gestorben sei.

Stephan ging sogleich mit den Kindern in das Holzhäuschen.

Da lag die Großmutter in dem schönen Bette, das er ihr in der großen Holzstube hatte aufrichten lassen, und auf ihrem entfalten Angesichte war das nämliche Lächeln, das sie gehabt hatte, als er die vielen Federn und die anderen bunten Dinge gebracht hatte. Zu ihren Häupten saß Juliana.

Er ließ die Vorbereitungen zur Beerdigung machen.

Die Großmutter lag bald auf ihrer Bahre in einem weißen Kleide mit veilchenblauen Schleifen, wie sie nie ein so schönes Gewand in ihrem Leben gehabt hatte. Ihre Hände hielten ein Kreuz. Die Nachbarn kamen und legten Bildchen auf sie, daß sie fast so geschmückt aussah wie einst, da sie von Juliana geziert worden war.

Endlich, da die Zeit erschien, wurde sie in ihren Sarg geschlossen. Stephan ließ sie in einem schönen Wagen nach dem Kirchhof von Breitenberg bringen und dort wurde sie unter den kirchlichen Gebräuchen zur Erde bestattet. Es waren um des vornehmen Mannes willen viele Menschen herbei gekommen und gaben der alten Frau die letzte Ehre. Magdalena und Anna weinten und jammerten an dem Grabe, und erzählten, wie die Frau so gut gewesen sei. Juliana stand still dabei und sagte gar nichts.

Des andern Tages kam sie zu Stephan und sprach: „Großvater, jetzt gehe ich mit Dir, und will bei Dir sein, wie ich bei der Großmutter gewesen bin."

„Juliana," erwiderte Stephan, „Du verlässest Deine Mutter."

„Sie denkt es sich, daß Du mich mitnimmst und ist froh darüber," entgegnete das Mädchen, „sie hat es schon Nachbarinnen erzählt, daß ich schöne Kleider und Sachen bekommen werde. Die Großmutter hätte sich nicht gefreut, wenn ich mit Engeln in den Himmel gegangen wäre."

„Liebst denn Du Deine Mutter nicht, Juliana?" fragte Stephan.

„Ich liebe meine Mutter," antwortete Juliana, „sie hat mir Gutes gethan, ich werde oft zu ihr zurück kehren und werde ihr wieder Gutes thun."

„Ich sage wieder, wie einst," antwortete Stephan, „Juliana, thue wie Du willst."

Und sofort brachte er nun diese Angelegenheit mit der Mutter des Mädchens ins Reine, sorgte noch in manchen Dingen für Magdalena und Anna, und in kurzer Zeit darauf fuhr Juliana wie Katharina gekleidet mit Stephan und seinem Enkel von dem Wirthshause der Klafferstraße in dem schönen Wagen fort, den Weg gegen Landelsbrunn hin.

Da mehrere Jahre vergangen waren und Stephan die Hand seines Enkels Franz in die seines Kindes Juliana, wie er sie nannte, legte, sagte er: Franz, Du erhältst eine Gattin, welche wirklich liebt und auch ihre Pflicht verliebt, und das ist das Höchste. Halte dieses Höchste in Ehren und Du wirst glücklich sein und glücklich machen. Du liebst mich und Katharina liebt mich aus Verwandtschaftsliebe und weil ich bin, der ich bin, Juliana liebt mich allein, weil ich bin, der ich bin, und diesen Schimmer der Liebe hat mir Gott

gesendet und ich will ihn mir für den Rest meines Lebens bewahren, es mag dieser Rest lang oder kurz sein."

So war es mit dem wilden Mädchen.

Nicht lange Zeit darnach, da ich das erfahren hatte, was ich hier erzählt habe, war ich wieder einmal auf dem Rigi und es war meine Gattin mit. Der jetzige Wirth, der bei meinem ersten Besuche des Berges ein junger Mensch gewesen war, und sich viel mit uns abgegeben hatte, erzählte mir, es sei die schöne schwarze Frau mit ihrem Gatten wieder da gewesen und die Schwester dieses Gatten sei mit ihrem Manne auch da gewesen. Die schwarze Frau sei noch immer ganz unbegreiflich schön. Ihre braunhaarige Schwägerin gebe ihr aber wenig nach. Er zeigte mir die Namen im Einschreibbuche; da stand: Franz von Heilkun, Juliana von Heilkun, Alexander von Belen, Katharina von Belen. Ich schlug nun jene Namen nach, welche mir einmal der Augsburger Kaufmann, als die der schwarzen Frau und ihres Gatten in demselben Buche gezeigt, und die ich wieder vergessen hatte. Da stand auch: Franz von Heilkun, Juliana von Heilkun.

Von den wunderschönen Gedichtchen, welche Juliana soll machen können, stand auch jetzt keines bei ihrem Namen im Einschreibbuche.

Anastasius Grün.

Ein Liebesbote.

Sehnsuchtkrank nach dem geliebten Jungen,
Dessen Blick ihr tief in's Herz gedrungen,
Sprach das Magdlein beichtend zu dem Pater:
„Frommer Mönch, des Seelenheils Berather,
Wißt, so streng das Haus mein Gormund hüte,
Gegen jedes Männlein's Einlaß wüthe,
Wußte doch mein Liebster einzudringen,
Im Gewand der Magd mußt' ihm's gelingen.
Sagt ihm nun, daß er nicht wiederkehre,
Daß ich büßend ihm den Einlaß wehre;
Bringt dies Ringlein, das er mir gegeben
Ihm zurück als Abschiedspfand für's Leben" —
Ei, wie schlau sprach die so scheinbar Spröde,
Ei, wie war der Mönch so blind, so blöde,
Denn das Ringlein sagt ihm's selbst am Ende,
Daß es nicht geformt für Frauenhände!

Klar doch ward der Botschaft Sinn dem Jungen,
Dessen Herz ihr süßer Blick bezwungen;
Denn's noch nie gelang zu ihr zu kommen,
Jetzt wohl weiß er's: Magdgewand wird frommen!
Händeküssend spricht er zu dem Pater:
„Frommer Mönch, ihr, unsres Heils Berather,
Sagt der Maid, wie tief mich's schmerzt zu weichen,
Ihr Gebot doch ehr' ich; daß als Zeichen
Bringt zurück dies Armband ihr von Golde,
Das mir einst als Huldpfand bot die Holde." —

Ei, wie ist der Knabe schlau nicht minder,
Doch wie blieb der Mönch ein Blöd' und Blinder,
Denn sonst müßt ihm' selbst dies Armband sagen,
Daß nicht Männer solchen Goldreif tragen!

Abends als die Sternlein au'gegangen,
Halten Knab' und Maid sich liebumfangen,
Draußen blüh'n und glüh'n verschwiegne Rosen,
Innen blüht's und glüht's von Kuß und Kosen,
Lachend legnen sie die Liebesnoten
Ihres Witzes und den blinden Boten;
Doch die Täublein ahnen nicht im Neste
Wer der Schlaufte Aller und der Beste.

Einsam an dem Fenster seiner Zelle
Lehnt der Mönch und blickt zur Sternenhelle,
Saugt den Würzehauch der Blumenglocken,
Hört des Sprossers Locken und Frohlocken,
Und er denkt der Maid und denkt des Knaben:
„Was mir selbst verlagt, mags Andre laben!"
Gleichwie Rosenschein bei Sternenlichte
Spielt ihm Lächeln auf dem Angesichte:
„Bleibt nur in dem Wahn, ihr guten Kinder,
Daß ich nichts verrieth, ein Blöd' und Blinder!"

Bildhauer.

„Habt mich mit Speis und Trank gelabt,
Gern dankt ich's durch die That, Herr Abt,
Will drum zum Abschied nicht verschweigen,
Welch Schatz euch unbewußt zu eigen.
Der Stein, den ich im Hof dort schaue,
Ein Rest wohl von dem Klosterbaue,
Der Marmorblock ich's, den ich meine;
Es steckt, weiß Gott, in diesem Steine
Ein prächt'ger Christus fix und fertig,
Des tücht'gen Armes nur gewärtig.
Laßt, wenn ich rückkehr, mich verdienen
Nebst eurem Lob ein paar Zechinen,
Und bei des Klosterkellers Tropfen
Will ich ihn gern heraus euch klopfen."
Ein Künstler sprach's im Sammetrock,
Sah scheidend noch zum mächt'gen Block,
Voll Lebenswärme ward die Quader,
Voll edlen Bluts die blaue Ader.

Das „Klopfen" und die „Tropfen" klangen
Im Ohr des Abts und blieben hangen.
Er denkt: Ei, die Zechinen kann
Ersparen schier ein kluger Mann!
Er winkt dem Kellermeister leise
Und wählt dann aus der Brüder Kreise
Der stämmigsten Gesellen Vier:
„Wohlauf! Ihr seht den Steinblock hier,
Drin steckt, des tücht'gen Arms gewärtig,
Ein prächt'ger Christus fix und fertig.
Den sollt ihr jetzt heraus mir klopfen.
Gestärkt von diesen goldnen Tropfen!"
Hei, an ein Han'n und Hammern ging's!
Die Stücke flogen rechts und links,
Das dröhnt und hallt wie ein Gewitter,
Dem Abbas sprang in's Aug' ein Splitter,
Den Mönchen dampft das Haupt von Schweiß,
Vom Staub sind schon die Kutten weiß,
Der Block wird kleiner, immer kleiner,
Den prächt'gen Christ doch sieht noch keiner!
Nur frisch drauf los! Von ihrem Klopfen
Verschwinden Stein und goldne Tropfen.
Zum Brocklein schmilzt die Quader ein,
Kein Heiland doch entstieg dem Stein!
Der Abt, ein Steinbild der Medusa,
Verwünscht die sammtne Künstlerblouse.
In Splittern liegt die Marmormasse
Verstreut als Bauschutt auf der Straße.

Und als der Mann im Sammetrock
Rückkehrt und späht nach seinem Block,
Ach, er erkennt vom Lieblingssteine
Ringsum die bleichenden Gebeine
Und edlen Zorns und Unmuthöschwer
Den frommen Predigern predigt er:
„Mein Christ, ich seh's ist auferstanden,
Hat selber sich befreit aus Banden,
Dabei doch Hals und Bein gebrochen,
Und ihr zerschlugt ihm Haupt und Knochen!
Weh über euch! doch merkt euch das:
Weß Aug' nicht klar, gleichwie durch Glas,
Sein Werk schon fertig sieht im Stein,
Der losse nur den Bildner sein!
Weß Hand nicht fest und zart zugleich
Sich weiß mit wucht'gem Hammerstreich
Um es'gen Umriß weich zu schmiegen,
Der leih den Schöpfermeißel liegen!
Nur Geist zeugt Geist! Die Höhn umkreist,
Zur Tiefe taucht der Sehergeist
Und bricht der Menschheit neue Bahnen
Und weckt zur That ihr träumend Ahnen.
Wer sein entbehret, der sieh' am Raine
Und klopf' im Tagwerk ihm die Steine!
Zerfallen mußt' in plumper Hand
Der Heiland selbst zu Straßensand;
Der Bildner ward zum Hohn der Lacher
Ein leidlich guter Wegemacher."

Hermann Kurz.

Gruß in die Ferne.

Dunkelnd über dem See dämmert das Abendroth,
Nur die höchsten Gebirge
Erglüht noch Gluth, doch es sinkt, duft'rer allmalig, nun
Auch ihr Bild zu den Schatten.

Dort ach, fern in der Nacht, dort wo des Himmels Licht
Hinschwand unter den Wolken,
Dort Dich wieder zu seh'n träumt ich, und war Dir
nah —
Nah im Geiste, da warf mir
Ueber Dornen am Weg Blüthen der Lufthauch zu,
Während Dein ich gedachte! —

Heilige Cäcilia.

Nacht und Sturm iſt um mich her,
O wie fühl' ich mich entzückt! —
Donner rollt, es brauſt das Meer.
Herd ich, Erde, dir entrückt? —

Pſalmenſänger, Völkerhirt!
Auf zu Deiner Harfen Chor
Wie des Adlers Flug, ſo ſchwirrt
Meiner Töne Macht empor.

Deiner Harfe Wohllaut quoll
In die Seele mir ſo tief,
Daß ein Echo rein und hell
Aus dem Mund der Erde rief!

Schwinge Dich, o tönend Erz,
Auf mit Deines Sturmes Ton,
Dank und Wonne, Leid und Schmerz,
Trage vor des Höchſten Thron.

Tejas.

Es ſchleudert Well' auf Welle
An eines Tempels Schwelle,
Das wilde Meergebraus,
Die Wogen ziſchen und heulen,
Und bäumen ſich um die Säulen
Und hoch darüber hinaus.

Es landen am äußerſten Riffe
Die mächtigen Gothenſchiffe
Des Königs Tejas an,
Wie ſchuppige Drachen ſpringen
Die Recken an's Land und bringen
Zum Tempelbau hinan.

Nun gib uns heraus die Schale
Und ſchlachte ſie, grauer Sklave,
Du Diener des Götzen Apoll'!
Schließ auf von Schätzen die Schreine,
Und ſchenke mit hülfchem Weine
Des Königs Trinkhorn voll! —

„Ihr ſeid es, die Nacht iſt gelichtet!" —
Ruft freudig — emporgerichtet,
Der Greis mit funkelndem Blick:

„Ihr Helden von Troja, Herzen!
Vollendet habt ihr, ihr Hohen
Ein ungeheures Geſchick!"

„Die Wand'rung der Seelen erfüllend,
Erſcheint ihr wieder, euch hüllend,
In ſterblicher Männergeſtalt. —
Ich fülle den Becher, Atride!
Vernimm vom mäonſchen Liede
Der heiligen Töne Gewalt." —

Er ſchreitet mit mächtigen Schritten
Die Stufen empor und in Mitten
Des Tempels, zum hohen Altar,
Da ſingt er in ſchwellenden Tönen
Die Rückkehr der Fürſten, den Söhnen
Des Nordens, der Wikingerſchaar.

Sie lauſchten, gelehnt an die Speere,
Dem Lied und dem brauſenden Meere; —
Es klang ihnen beides ſo traut.
Verſchwunden war in den Tiefen,
Der Greis als zum Dank ihn ſie riefen,
Und die Wogen erdonnerten laut.

Yemma.

O Tochter Indiens, Du des Fremden Braut!
Wir legen unſ're Kränze Dir zu Füßen:
Es iſt Dein Hochzeitstag! Der Morgen graut,
Die Anverwandten kommen Dich zu grüßen.

O tritt hervor! Wir ſchmücken Dir das Haar
Mit Blüthen, mit dem Duft der Sandalblume:
Wir brachten Dir die ſchönſten Kleider dar,
Wir ſingen Lieder ihm und Dir zum Ruhm.

Du zitterſt? fühlſt Du Dich zu ſehr geſchmückt?
Du glaubſt vielleicht, wir wollen Dich ermorden?
O nein! kein Dolch iſt über Dich gezückt,
Du biſt zu bleich für unſern Neid geworden!"

So ſprechen lachend zu des Fremden Braut
Die ſtolzen Schweſtern, ihr den Schleier bringend:
Und ſie rief aus mit ſchmerzerſticktem Laut,
Und barg ihr Haupt, die Thränen nicht mehr zwingend —

„Ich zittre, weil ich weiß, daß Euer Haß
Und Euer Hohn mich zu durchbohren ſuchen.
Ich beb' vor Eurem Blick, ich werde blaß,
Weil mir im Stillen Eure Herzen kuchen."

Herodias.

Zur Zeit des Aufruhrs in den Niederlanden,
Als der Blokade durch das Spanier-Heer
Die Bürger von Antwerpen widerſtanden,
In mondenlanger tapfrer Gegenwehr,
Da fiel einſt in des Kampfs Beginnen
Ein altes Schloß am Scheldeſtrand
Den fremden Truppen in die Hand.

Der Frühlingswind blies um die Zinnen
Des mächtigen Caſtells mit aller Wuth,
Und in die Drachenhalſe vor den Rinnen
Ergoß vom Dache ſich die Regenflut.
Es krächzte laut die Windfahn' auf dem Thurme,
Es ſtampften Pferde aufgezäumt am Thor,
Und Leuchter flackerten im Sturme,
Und Männer ſchritten durch den Corridor.
Zwei Reiter ſaßen am Kamin ums Feuer,
Dem Einen ſchien es nicht geheuer,
Ein Spanier war's, er gab auf alles Acht —
Und blickte oft voll Unruh in die Nacht.
Denn manches Herz ſchlug noch voll Trauer
Im Stillen für das Vaterland,
Und bot ſelbſt über Wall und Mauer
Dem Aufruhr in dem Land die Hand.
Der Andre war ein ſtattlicher Wallone,
Ein Löwenkopf mit langem blonden Haar,
Es ſchien auf ſeinem ſtolzen Lippenthrone
Nur kecker Muth und ſpotte der Gefahr;
Sein Schwert war breit, ein rechtes Schwert,
Und die Agraff auf ſeinem Hute
War über tauſend Thaler werth,
Sie war ein Kleinod aus dem Reichsſtiftigute.
„Was iſt das für ein Bild dort oben?"
Begann der Spanier, „ſeht es hält
Das ſchöne Weib ein blutig Haupt erhoben,
Das iſt wohl Judith?" — „Wie es Euch gefällt" —
Entgegnete der Andre, „ich behaupte
Es iſt Herodias und ihre Magd,
Die mit des Täufers Haupt, an den ſie glaubte,
Lautheulend durch die Lüfte jagt,
Das Bild iſt gut, es ſpricht vernehmlich:
Gen' Himmel ſchreit ſchuldlos vergoſſ'nes Blut!"
Der Spanier lächelte, „ſehr gut, ſehr gut!"
Und höhniſch rief er, „iſt es nicht aus Brüſſel
Dies ſchöne Bild? in Brüſſel nämlich
Hat manche ſaubere Herodias
Des Grafen Egmont Haupt auf ihrer Schüſſel! —"
Das traf. Von Zorn ganz blaß,
Ergrimmt, und mit verbiſſ'nem Hohne
Sprach durch die Zähne der Wallone:
„Sagt mir Sennor, iſt's wirklich wahr,
Als Egmonts Haupt fiel auf dem Blocke,
Daß Alba dabei gegenwärtig war? —"
„Still," ſprach der Spanier, „ſtill, die Glocke
Schlägt Mitternacht, wir wollen fort,
Der Herzog, müßt Ihr mir erlauben,
Läßt von dem ſtrengen Wort
Der alten Lehre nicht ein Jota rauben.
Er ſelbſt war auf dem Richtplatz Kommandant,
Und Egmont hat, er ſtarb im wahren Glauben,
All ſeine Sünden reuevoll bekannt!"
Ha, rief der Niederländer, Schimpf und Schande,
Zu Zeter über einen, deſſen Herz
Kalt lächelt bei des Feindes Todesſchmerz,
Und Hohn ſpricht dem Gefühl im ganzen Lande!"
„Wie?" rief der Spanier aus, und ſah ſich um,
„Daß ſich die Meuterei nicht rühre,
Wir machen noch die Ketzer ſtumm,
Ihr wißt, für wen ich dieſen Degen führe!"
„Das glaub' ich," ſagte jener, „aber hier,
Hier ſchlägt es auch, wer nicht den Alba flucht,
Der iſt nicht werth, daß ihn! —" „Verruchter!"
Fuhr jener auf, „bei meinem Eide,
Das iſt zu arg!" — „Zu arg, wohlan!
Laßt ſeh'n, hat Euer Degen Schneide?"
„Verflucht Ihr flämiſcher Kumpan
Die Schärfe dieſes Stahles aus Toledo!"
„Es gilt," rief der Wallone, „fort Du Hund
Mit Deinem welſchen Kreuz und Kredo.
Hoch Gent, und hoch der Bettlerbund! —"
Der Spanier, ohne noch ein Wort zu ſagen,
Fuhr wüthend über ſeinen Gegner los,
Und traf, eh' der noch einen Hieb geſchlagen,
Ihn in die Bruſt mit einem Stoß
Und eine Wunde wurde blos,
Aus der in purpurrother Welle
Das Blut hervor und auf den Boden ſchoß
Er taumelte und ſtürzte auf der Stelle,
Die Fauſt noch um den Degenknauf,
Zur Erde hin, doch hielt er noch die Wunde
Im Sterben zu: „Ihr Mörder," rief er auf,
„Ihr Spanier ſeid geſtehet, und im Bunde
Mit einem in der Hölle, aber auf mein Wort,
Ihr müßt noch alle fort. —"
Der Spanier wiſch den Degen rein von Blut,
Warf ſeinen Handſchuh auf's Kamin,
Ergriff ſein Glas und lachte vor ſich hin:
„Mit all der Tollheit, all dem Muth
Bringt Ihr es doch nicht weiter
Als höchſtens zum Schaffot und auf die Leiter;"
Und ſieh', da wars, als winke das Gemälde,
Und eine Todtenſtille ward im Saal,

Man hörte wie die Fluth der Schelde
An ihre Ufer ſchwoll; mit einemmal
Verändern ſich des Spaniers Züge
In Grau'n und Furcht, ſein Auge ſtiert
Auf einen Punkt, er lauſcht, als ſchlüge
Ein Toſen an ſein Ohr: „da wird minirt.“ —
Fort, ruft er von Entſetzen blaß — —
In ihren Angeln flogen auf die Thüren
Und ein trat aufgelöſten Haars, Herodias;
Sie faßt ihn um den Leib,
Und dreimal ihn im Wirbel drehend,
Saust durch das Fenſter, wie die Windsbraut wehend,
Im Sturmesheulen mit ihm fort das Weib.
Zugleich geſchah ein Knall, das Firmament
Erſchien im Augenblick ein Feuerſchlund;
Das Schloß erſchüttert bis zum Fundament,
Mit allem was darin war, ſank zu Grund.
Die Mine von Antwerpen war geſprungen
Und hatte rings umher das Land verſengt,
Zertrümmert und verſchlungen
Und in die Luft geſprengt.

Max Schaffrath.

Leid und Luſt
Aus tiefer Bruſt.

So unvermuthet trifft ein Ton
Ins Herz und regt verwandte Saiten.
Du ſchauerſt auf: er iſt entflohn;
Doch klingt er nach für alle Zeiten.

Ein flüchtig Schaun, da war's geſchehn!
Nun lieb' und ſuch' ich Dich vergebens.
Und ſoll ich nie Dich wiederſehn:
Du biſt die Sonne meines Lebens.

Wie könnteſt Du mein Herz verſtehen?
Mir ſchien uns kaum!
Doch iſt das Wunder jüngſt geſchehen
Im nächt'gen Traum.
Und alle Tagedanken weben
Sich in den Traum;
Ich träume fort durchs wache Leben
Und weiß es kaum.

Nun denk' ich Deiner Nacht und Tag,
Und keinen Ausweg ſeh' ich offen,
Wie mein Geſchick ſich wenden mag:
Was kann ich hoffen!

Da ſpricht der Unmuth wohl mir ein:
O wärſt du dieſem Leid entriſſen! —
Und doch — wie einſam würd' ich ſein,
Müßt' ich es miſſen!

Sie ſagen mir: „Du trägſt verborgen
In Deiner Bruſt geheimen Schmerz.
Auch uns gehören Deine Sorgen;
Sprich — und erleichter's Dein Herz!“ —

Und immer mahnen ſie aufs Neue
Und reden von Vertrau'n und Muth;
Und ach, die oft erprobte Treue,
Wie wohl ſie meinem Herzen thut!

Da drängt es mich auch zum Geſtändniß,
Und iſt die Lippe ſchon bereit,
Dann wieder dünkt mir ſolch' Bekenntniß,
Als würd' ein Heiligthum entweiht.

Iſt's wirklich Schmerz? wer mag's entſcheiden?
Verluſt? und niemals warſt Du mein?
So ſei es Schmerz! — gern will ich leiden,
Und ſollt' es auch zeitlebens ſein.

Doch nein — nicht Schmerz! Nur ſanfte Trauer,
Ein dunkles Sehnen Tag um Tag,
Belohnt durch ſüßen Wonneſchauer,
So oft ich Dein gedenken mag!

Oft fordert meine Sehnſucht mächtig,
Daß ich erfrage mein Geſchick;
Doch Ein Gedanke ſcheucht bedächtig
Den Wunſch ins volle Herz zurück:

Es möchte Deinen Frieden trüben,
Wenn Du die Kunde je gewannst
Von meinem tiefen, stillen Lieben,
Und ach, es nicht erwiedern kannst.

So nennt es thöricht und vergebens!
Ihr sprecht so weis' und denkt so kühl.
Den ganzen Inhalt meines Lebens
Verklärt dies heilige Gefühl.

Und ob mir keine Hoffnung bliebe,
Das ändert nicht den treuen Sinn;
Auch unbeglückt ist meine Liebe
Ein großer, herrlicher Gewinn.

Und weil ich ganz Dir hingegeben,
Bin ich erst wahrhaft stark und frei.
Zum Höchsten drängt's mich aufzustreben,
Auf daß ich Deiner würdig sein.

Dein Bild im Herzen muß ich wandeln,
Als sei's in Deiner Gegenwart.
So bleibt mein Denken und mein Handeln
Vor jedem niedern Hauch bewahrt.

Sie nennen's Stolz: ich nehm' es hin
Und trage jeden Hohn gelassen —
O wüßten sie, wie trüb mein Sinn:
Zu stillem Mitleid wird' ihr Hassen.

Mit diesem Weh in tiefster Brust
Umringt von brausenden Gesellen,
Wie quält mich ihre wilde Lust!
Und ach, ich kann mich nicht verstellen!

Es scheucht mich weg, ich sitz' allein;
Und drängt man mich durch rohes Werben,
Da kann ich scharf und trotzig sein
Und wehren mit dem Wort, dem herben.

So mag ein Schmerz, der sich der Welt
Verschließt, als kalter Trotz erscheinen;
Doch bin ich einsam, dann erhält
Sein Recht das Herz und macht mich weinen.

Stark hab' ich mit mir selbst gerungen,
Auf Deine Ruhe nur bedacht
Des Herzens Ungeduld bezwungen
Und Aug' und Lippe streng bewacht.

Ich sah auch Dich: Du zogst durchs Leben
Ein arglos Kind mit leichtem Tritt,
Dem schönen Augenblick ergeben,
Nicht ahnend, wie ich liebt' und litt.

Da hab' ich zu mir selbst gesprochen:
Gefährde nicht dies reine Glück! —
Nun ist mein fester Sinn gebrochen:
Das that von Dir ein einz'ger Blick.

Ein Blick! Wie Nebel vor der Sonne
Zerrann vor ihm der Stärke Wahn.
Ich bin besiegt. O Hoffnungswonne!
Die kühne Frage sei gethan!

Und zwingt Dein Herz Dich, zu verneinen:
So tret' ich klaglos zurück,
Will heimlich meinen Gram verweinen
Und innig beten für Dein Glück. — —

Dürft' ich es allerwärts
Zeigen und sagen!
O Herz, mein pochend Herz,
Wirst Du es tragen?

Stand hieltest Du so lang
Mitten im Leide:
Was zitterst Du so bang
Vor dieser Freude?

O dieser Seligkeit
Drängende Fülle!
O Glück, so hoch und weit,
Brich nicht die Hülle!

Wie das nun glüht und zieht,
Wogt durch den Busen! —
Nur ein verströmend Lied!
Rettet mich, Musen!

So halt' ich endlich Dich umfangen:
Und alle Noth und alle Pein
Ist wie ein leichter Traum vergangen
Vor dem Gedanken: Sie ist mein!

So ringt empor ein kühner Klimmer
Durch Schluchten, Waldnacht, Felsgestein,
Er sieht am Ziel: in Pracht und Schimmer
Liegt eine Welt voll Sonnenschein.

Dir hab' ich manches Lied gesungen,
Als ich um Deine Gunst noch rang:
Nun halt' ich selig Dich umschlungen,
Und im Genuß schweigt mein Gesang.

O sei nicht ungerecht und wähne,
Die mächt'ge Flamme sei verglüht.
Mein Glück hat nur die stumme Thräne,
Und ist zu groß für jedes Lied!

Will das Glück zu lange säumen,
Magst Du in des Lied's Erguß
Von der künft'gen Stunde träumen,
Schweigen schon im Vorgenuß.

Oder mußt Du ganz entsagen
Und verblutet fast Dein Herz:
Kann ein Lied Dich aufwärts tragen
Und verklären Deinen Schmerz.

Aber wenn zur Vollgenüge
Reiches Glück das Leben beut,
Schweigt das Lied und senkt die Flüge
Vor der schönen Wirklichkeit.

Deine Lieb' ist wie die Maiennacht,
Die mild und heimlich mich umfängt
Und eine reiche Sternenpracht
Geheimnißvoll in's Herz mir senkt.

Die Lüfte kosen leichtbeschwingt,
Begeistrung rauscht der Wasserfall,
Und in dem eignen Herzen klingt
Das Hohelied der Nachtigall.

Im Walde träumt' ich von Dir, mein Kind.
Der Himmel wird schon düster,
Und in den Zweigen rings beginnt
Ein heimliches Geflüster.

Ich lausch' und höre süßerschreckt
Ein Echo meiner Träume:
Wer hat euch meine Lieb' entdeckt?
O plaudert nicht, ihr Bäume!

Die Sonne war im Untergehn,
Du hast so süß gesungen:
Wir blieben lauschend vor Dir steh'n,
Wir standen selig umschlungen.

O Nachtigall, wir trauten Dir
Und ahnten keine Tücke.
Nun singst Du dem ganzen Waldrevier
Von unserm verschwiegenen Glücke.

Ich schreite durch die stille Nacht,
Mein Sinnen schweift zur Ferne.
Die Erde schwand, in milder Pracht
Glühn über mir die Sterne.

Und wundersam durchschauert's mich,
Indem ich Dein gedenke,
Als ob der ganze Himmel sich
Ins Herz mir niedersenke.

Durch Deine Liebe neubeseelt,
Ein Andrer bin ich, als ich war;
Ich fühle meine Kraft gestählt,
Des Geistes Aug' ist frisch und klar.

Wem solch ein Glück vom Himmel fiel,
Der soll verdienen auch sein Loos.
Kühn schau' ich nach dem höchsten Ziel:
Denn nichts ist meinem Muth zu groß.

Es treibt mich fort in's Thatenfeld —
Die Schranken auf, und laßt mich ein!
Denn wirken will ich für die Welt
Und allem Recht ein Schirmer sein.

Und wenn das Vaterland alsdann
Des hohen Strebens Werth erkannt,
Und jeder biedre deutsche Mann
Mich freudig bei den Besten nennt:

Dann tret' ich mit zufriednem Sinn
Vor Dich und lege meinen Ruhm
Zu Füßen Dir; denn was ich bin
Und that, es ist Dein Eigenthum! —

An Deinem Busen laß mich ruhn!
Da draußen stürmt und tobt es wild.
Es riß mich fort; ich rang zu Dir
Zurück: Du bist so still und mild.

O schließe fester mich ans Herz:
Da draußen wogt der heiße Streit.
In Deines Herzens Heiligthum
Blüht heil'ger Frieden unentweiht.

Und öffne mir die Seele ganz!
In ihre Klarheit laß mich schaun!
Da draußen Zweifel nur und Haß,
Hier wohnt noch Lieb und Gottvertraun.

Da draußen gleißt der bunte Schein
Und lockt und trügt und raubt die Ruh —
O, Du bist meine ganze Welt
Und gibst den Himmel mir dazu!

Weg mit dem Scheinbild eitlen Ruhms!
Hinweg und sink' in nichts zurück!
Im Schrein des innern Heiligthums,
Da liegt verwahrt das ächte Glück.

Wer nach dem Lob der Menge fragt,
Den läßt ihr schwanker Sinn nicht ruhn;
Was mir der Gott im Busen sagt,
Das will ich achten, will ich thun.

Das ist ein Stern, der nimmer trügt:
Er schafft aus Nacht den hellsten Tag.
Und hab' ich so mir selbst genügt,
Dann komme, was da kommen mag.

Ey Dank! der Sturm ist nun vorbei!
Im Busen wird's so friedensstill;
Ich athme leicht, ich athme frei
Und weiß nun deutlich, was ich will.

Rein sei der Quell, die That sei rein
Von Eigennutz und Selbstbetrug!
So wird mein Ziel gesichert sein,
Und Deine Lieb' ist Lohn genug!

C. Halsrath.

Im Gewitter.

Ich steh' auf dem Berg, wie auf Zinnen des Thurms
Mit flatterndem Mantel ein König des Sturms.
Unten im Grunde durch Nebelreigen
Seh' ich die Wipfel sich angstvoll neigen.
Plötzlich mit schnaubenden Wolkenkolossen
Kommen die Geistergeschwader geschossen,
Schlacht! Halloh ein zerschmetternder Schlag,
Fluthen und Flammen und Donner und Schlossen!

Elementarkraft, Gewitterpracht,
Schauerlich schön — o es zieht mich mit Macht!
Tod oder Freiheit! Die Elemente
Rufen's, sturmlaufend am Firmamente

Waldbrand im Thal! nur zu in Gewittern,
Stürmende Riesen, ich werde nicht zittern,
Dieser befriedeten sonnigen Welt
Ewige Pfeiler werden nicht splittern.

Nur der Geliebtesten Hütte im Thal
Ziehe vorüber, verderblicher Strahl.
Schone die blühenden Saaten der Laube,
Wo sie von Liebe träumet, die Taube.
Rollende Donner verhallet gelinde,
Wisset, es zittert das Herzchen dem Kinde
Gleichwie das Vöglein schüchtern und zag,
Gleichwie die Blätter der Espe im Winde.

Juninacht.

Die schöne Sonne ist gesunken,
Dort träumt an Westens fernstem Saum
Mit halbgeschlossnem Lid ein Wölkchen
Von ihrem Licht den letzten Traum.
Nun senken sich die Schatten nieder
Der abendlichen Einsamkeit,
Die weite Welt um uns wird stille,
Die stille Seele wird uns weit.

Und schon entfacht in blauen Höhen
Sich Stern um Stern zu milder Gluth,
Wie bebt dem keuschen Licht entgegen
Des Seees jungfräuliche Fluth,
Bis von geheimer Lust gehoben
Sein Spiegel leis und leiser schwillt,
Bis aus dem feuchten Schooß der Tiefe
Der Höhen goldnes Wunder quillt.

Ein blauer Duft umfängt die Berge,
Die Wälder stehn als wie im Traum.
Kein Laut, kein Lied, nur leises Wehen,
Wie Geisterhauch — Du hörst es kaum.
Es weckt die Vöglein nicht, doch öffnet
Die Knospen es zum künft'gen Tag,
Auf daß auch morgen Grün und Blüthe
Des Wandrers Auge freuen mag.

Uns aber ist zu Muthe selig,
Als fühlten sichtbar wir den Geist,
Der stets mit goldenen Gedanken
Das weite All erfüllend kreist,
Aus dessen Hauch von Tag zu Tage
Ein holder Raub das Leben stammt,
In dem es webt, — zu dem es kehret,
Wenn es im Bilde ausgeflammt!

Unvergeßlich.

„Was pflegst Du thöricht Herz
In Dir den alten Schmerz?
Nun da so wundersam
Ins Land der Frühling kam,
Wirf ab den dunkeln Gram,
Laß fahren
Dahin, was Dir des Schicksals Tücke nahm!

„Was Du besessen hast,
Das Meiste war nur Last!"
Ach eitel Zier und Pracht,
Reichthum und Ehr' und Macht
Vergißt sich über Nacht,
Doch Liebe
Doch Liebe nicht, die alte Liebe wacht.

Robert Hamerling.

Göttersöhne.

Gleichwie die hohen Göttersöhne der alten
Hellenensage, vom Schoos entsprungen
Liebreizender sterblicher Jungfrau'n,
Herangeblüht
Als edelkräftige Heldenbilder,
Den Götterdrang in der Brust,
Sich aufmachten, und aufsuchten die Väter: —
Es wanderte der an die tosende See
Und rief den grauen Erzeuger,
Den Dreizackschwinger, auf daß er ihn ausstatte
mit Siegskraft,
Indessen And're zum funkensprühenden Sonnenwagen
Emporstrebend, ohne zu zucken mit dem Augenlid,
Ertrugen des Vaters Gluthblick,
Und gottbeseelt, ob auch thöricht,
Vom Lenker des Goldgespanns
Sich ausbaten die Zügel —
So möcht' ich immerdar
Beschwören hinter den Dingen
Ein Vaterantlitz! Aber vergeblich, ach,
In götterloser Leere verhallt
Der Sehnsuchtsruf. Es tritt
Dem kindlichen Liebesdrang
Kein Dreizackschwinger entgegen,
Kein Goldgespannlenker!
Zuweilen aber,
Wenn wir ans brausende Meer
Uns wenden, oder an die allumlodernde Kraft
Des Aethers, an den schauernden Wald,
Oder ans blumige Thalgefild,
Begegnets unserem Ruf doch auch
Wie leis' antwortende Vaterstimmen.

Doch ewig unerfaßbar,
Ewig unbestimmbar in uns
Bleibt die befeuernde Götterkraft.
Wir wissen es nicht, von wannen sie kommt, und
fremd
Durchschauert uns, schwermuth-erweckend, selbst
Der Blumenodem im Hauche der Lenzluft.

Im Schloßhof.

Im Schloßhof duftet die Linde,
Da los' ich um Mitternacht
Mit meinem lieblichen Kinde
In schweigender Mondespracht.

Wenn Alle zur Ruh' gegangen,
Kommst Du bei Sternenschein;
Wo Blüten duften und prangen,
Sitzen wir ganz allein.

Die Männer und Frau'n, sie schlummern,
Kein Lauscher ist ringsherum:
Das Schloß, der Weiher, die Blumen
Sind unser Eigenthum.

Die Sterne vor Freude wachen,
Die Lüfte schlummern nicht ein,
Weil nun die Liebe regieret,
Die Liebe ganz allein.

Die Blumen heben in Wonne
Lauschend ihr Angesicht,
Im Traum der springende Bronnen
Von unserem Glücke spricht.

Und horch, wo im Mondesflitter
Das Häuschen schimmert am See,
Weiß eine verspätete Zither
All unser süßes Weh.

Die Sonnenblume.

Tiefsinnige Sonnenblume, Du neigst
Das feuerbrütende Haupt so gedankenschwer,
So sonnetrunken! Wenn unbestritten die Rose schön ist,
So spricht doch schon zum Herzen geheimnißvoller
Ein Lilienkelch, und Urtiefen des Geistes regt
Helianthos auf, der mystische Sonnenspiegel,
In welchem das schreckbar-funkelnde Heliosbild,
Wiedergeboren in Florens Reich,
Als Blumenantlitz lächelt, und seine Gluth
Zu gold'ner Farbenmilde gedämpft hat.

Denn wo es glüht, das heilige Licht, da trägts
Kein sterblich Aug, und so blüht es lieber
Am Wege still in Zeichen und Bildern,
Vor welchen dem Wandernden
Das Herz aufgeht, und selbst
Die Alltagsseele zuweilen geheim
Bewegt wird; was erst muß geschehen dem Dichter?

Lied Siegfrieds.

Nun kehrt das Schiff empor den Rhein
Und kränzet Helm und Schilde —
Du, Falke, sollst mein Bote sein,
Mein Bote zu Chrimhilde

Nun sprich: „Frau, gieb mir Botenlohn,
Die Sachsen sind geschlagen,
Und eine neue Königskron'
Mag König Gunther tragen.

Dein Siegfried zwang die Kön'ge zwar,
Ihn hat das Glück getragen —
Doch, der das Beste that, das war,
Das war von Tronje Hagen."

Hei, schlug er in die Sachsenmacht
Wie Blitz schlägt in die Eichen:
Mein ganzes Herz hat aufgelacht
Bei seinen stolzen Streichen.

Nun, Leudeger und Leudegast,
Getrost, gefangne Fürsten —
Ihr seid bei Siegfried jetzt zu Gast,
Ihr sollt, bei Gott, nicht dürsten

Habt nicht des Kampf's zu schwere Reu'!
Man wird euch nicht erwürgen,
Wie Gold ist König Gunther treu —
Ich, Siegfried, wills verbürgen.

Er kennt nicht Neid noch Uebelmuth,
Er ist mir wie ein Bruder,
Wer ihm vertraut, der trauet gut. —
Nun auf und rühret die Ruder!

Und Silber streut in's Land und Gold
Vollauf aus unsrer Beute,
Sie soll'n uns Alle werden hold
Von hier bis Worms die Leute.

Und schmücket Segel, Rah' und Mast
Mit Kranz und Laubgewinden,
Als kam' ein Götterzug zu Gast
Zu frohen Menschenkindern.

Ich sing mit heller Melodei,
Das Steuer führet Hagen,
Und Volker soll uns von Alzei
Dazu die Harfe schlagen! —

Hagens Sterbelied.

Nun werd' ich sehr alleine,
Die Fürsten liegen todt —
Wie glänzt im Mondenscheine
Der Estrich blutig roth.

Die fröhlichen Burgunden
Wie nun so still sie sind:
Ich höre wie aus Wunden
Das Blut in Tropfen rinnt.

Es steiget aus dem Hause
Ein Dunst von Blute schwer —
Schon kreischen nach dem Schmause
Die Geier rings umher.

Es schläft der König Gunther
In fieberwirrem Schlaf,
Seit ihn vom Thurm herunter
Ein spitzer Bolzen traf.

Und Volk liegt erschlagen,
Der lachte, wie er fiel:
„Nimm all' mein Erbe, Hagen,
Nimm Du mein Saitenspiel!"

Er trug, vor Hunnentücken
Beschirmt, die Fiedel traut
Auf seinem sichern Rücken,
Den nie ein Feind geschaut.

Sie scholl wie Nachtigallen,
Wenn Walter sie gespannt, —
Wohl Anders wird sie schallen
In meiner harten Hand.

Vier Saiten sind gesprungen —
Drei haften noch daran —
Ich habe nie gesungen,
Ich bin kein Fiedelmann —

Doch treibt mich's zu versuchen
Wie meine Weise geht:
Ich denk', ein gutes Fluchen
Ist auch kein schlecht Gebet

So sei'n verflucht die Weiber:
Weib ist was falsch und schlecht,
Die um zwei weiße Leiber
Verdirbt Burgunds Geschlecht!

Und Fluch dem Wahngetriebe
Von Liebe, Pflicht und Recht:
Erlogen ist die Liebe
Und nur der Haß ist echt.

Die Reue ist der Narren!
Nur das ist Athmens werth
Zum Tode auszuharren
Beim Groll, beim Stolz, beim Schwert.

Und hätt' ich zu berathen
Neu meine ganze Bahn —
Ich ließe meiner Thaten
Nicht eine ungethan.

Und käm', der Welt Entzücken,
Ein zweiter Siegfried her —
Ich stieß ihm in den Rücken
Zum zweiten Mal den Speer!

Was wißt ihr, feige Saiten
Verjagt ihr solchem Sang? — —
Ha, wer mit mächt'gem Schreiten
Kömmt dort den Hof entlang?

Und näher — immer näher —
Ein Schatte riesenlang —
Das ist kein Hunnenspäher —
Das dröhnt wie Schicksals Gang: —

Auf, Gunther, jetzt erwache,
Den Schritt kenn' ich von fern:
Auf, auf, der Tod, die Rache
Und Dietrich kömmt von Bern!

[illegible]

I. König Richard und Herr Blondel de Nesle.

(1104.)

Zwölf Monde waren um und mehr,
Durch England ging ein Klagen:
Wo König Richard gefangen wär,
Nicht Einer vermocht's zu sagen!

Das bittre Leid hat Keiner so schwer
Als Blondel de Nesle getragen:
Oft sangen die Zwei, der König und er,
Selbander in besseren Tagen

Herr Blondel de Nesle that einen Schwur:
„Deß muß ich bringen die Kunde!
„König Richard harrt auf dem Troubadour,
„Mein harrt er Stund' auf Stunde!

„Ueber Zinn' und Thurm, über Kluft und Wall
„Ein Vogel mag sich schwingen,
„Viel leichter mag der Liederschall
„Durch Thor und Gitter dringen!" —

Herr Blondel de Nesle ritt manchen Tag,
Er ritt durch deutsche Gauen:
Wo König Richard gefangen lag,
Das konnt' ihm Keiner vertrauen.

Herr Blondel de Nesle ließ manchen Sang
Ueber Zinn' und Wall sich schwingen,
Er lauschte lang, er lauschte bang —
Keine Antwort wollte klingen!

Und bei des sinkenden Tages Schein
An ein Städtlein kommt er gezogen,
Dem unfern spiegelt ihr grau Gestein
Die Burg in der Donau Wogen.

„Wie nennt Ihr den Ort?" — „Burg Dürrenstein,
Ist Oestreich's Herzog pflichtig."
Herr Blondel ritt zur Herberg' ein,
Er forschte klugkürsichtig.

„Dort hat's Gefangne viel — ist's wahr?"
„Nur Einer, Herr, nur Einer,
„Den halten sie oben schier ein Jahr,
„Und Namen und Stand weiß Keiner."

Herr Blondel schritt zur Burg hinan,
Begann sich umzuschauen,
Die Söldner und der Kastellan
Sie mochten ihm bald vertrauen:

Denn Saitenspiel und Sangeskunst
Sind allwärts gute Genossen,
Und wo sie werben um Huld und Gunst,
Kein Herz ist ihnen verschlossen.

Da sang Herr Blondel das Lied am Thor
Und begann die Zither zu schlagen:
König Richard und er sie sangen's zuvor
Selbander in besseren Tagen.

„O schöne Herrin mein,
„Dein holdes Angesicht,
„Der süßen Augen Licht,
„Dein Leib so schlank und fein —
„Laßt mich gefangen sein
„Und stets Dir zugewendet!" —

Herr Blondel schwieg und lauschte bang
Hinauf zum Thurmesgitter.
Er lauschte lang — horch! da erklang
Die Folge des Liedes zur Zither:

„Schön acht' ich Liebesleid,
„So laß' ich nicht von Dir!
„Mehr Ruhm gewinn ich hier,
„Wo Du mir giebst Bescheid,
„Als eine Frau verleiht,
„Die, was Du weigerst, spendet." —

Herrn Blondel's Herz vor Lust schier brach:
Das war ja des Königs Weise!
Das war des Königs Zitherschlag!
Und wieder vom Thurm klingt's leise:

„Ein Freund ist treu und hold!
„In Banden muß ich sein
„Ums Lösegeld allein.
„Auf, England! Sende Gold
„Als Deines Königs Sold!
„Dir soll mein Arm geweiht sein!" —

Herr Blondel verstand den König gut,
Den lodernden Zorn bewang er,
Und er bezwang sein stürmendes Blut
Und wieder die Reime sang er:

„Heil meinem tapfern Herrn!
„Zu ihm mit Herz und Hand,
„Zu ihm steht Engelland
„In Treuen nah und fern!
„Drum seiner Ehren Stern
„Richard soll bald befreit sein!"

Und Blondel schritt zu Thal von der Burg,
Sein Roß, das ließ er springen,
Die Städte ritt er, die Länder hindurch,
König Richard's Gruß zu bringen.

2. König Richard und Graf Johann von Mortagne.

Vielhundertstimmiger Ruf erschallt
Durch all' die englischen Lande:
„König Richard kehrt aus Feindesgewalt!
„Er ist frei der schmählichen Bande!" —

Die Stunde drängt, daß Richard erscheint,
Weil offnen Verrath ihm spann —
Der längst sich neigte dem König feind —
Sein Bruder der Graf Johann.

König Philipp bot ihm die Bundeshand,
Wollt' ihn als König erkennen,
Und was sein Vater besaß an Land,
Das sollt' er sein eigen nennen;

Da schwur ihm Johann den Lehenseid,
Er sprach: „Mein Bruder ist todt!
„Ich bin der König mit Recht zur Zeit!“ —
Und Viele trog sein Gebot.

König Richard landet in Engelland,
Da schien die Sonne gar hell:
Die treu ihm blieben mit Herz und Hand,
In Eile sie sind zur Stell'

Da rasseln die Schwerter, die Panzer klirr'n,
Die Rosse stampfen den Acker,
Die Fähnlein flattern, die Bogen schwirr'n,
Und die Reisigen tummeln sich wacker.

Den König ergreift ein fröhlich Gefühl:
Er liegt vor Mauern und Thürmen,
Es ist ihm so wohl im Lanzengewühl,
Kann wiederum stürmen, ja stürmen!

Vor Nottingham's Burg der König zog,
Johann's Feldhauptmann spricht:
„So zeige, wenn mein Herr uns trog,
„Der Leu sein Angesicht!“

König Richard ließ den Galgen hau'n,
Den Heimsturz warf er empor:
„Mich sollt Ihr und meinen Gewährsmann
schau'n!“
Da thaten sie auf das Thor.

Und ritt nach Winchester's Kathedral',
Nicht mocht' er säumen und ruh'n,
Und ward gekrönt zum anderen Mal
In der Kirche von Sanct Swithun

„Meine Panzerfaust das Schwert hält fest,
„Und fest sitzt wieder die Kron'!
„Wo ist er, den's nicht schlafen läßt
Das Gelüst nach meinem Thron?

„Und jetzt zu Schiff! Mag harren ein Thor
„Bis ruhiger wird das Meer!
„Der Sturm hilft gut! Die Anker empor!
„Nach Frankreich steht mein Begehr!“ —

Und fuhr hinaus und fuhr durch's Land —
Die Windsbraut über den Plan,
Und Burg um Burg mit eiserner Hand
Zerbrach er auf rascher Bahn.

König Philipp ließ sich nirgends schau'n:
Vor der Windsbraut floh er wie Spreu;
Er meint, ihn zacken die scharfen Klau'n,
An der Spur erkennt er den Leu!

Da fleht um Gnade der Graf Johann,
Um Gnade fleht er allein.
„Dir will ich verzeih'n, untreuer Mann,
„Deine Burgen die bleiben mein!“ —

Carl Busse.

Durch Nacht zum Licht!

Ich kenn' das Meer: ich kenn' die Fluth:
Ich kenn' die sturmgepeitschten Wogen —
Und ach! ich weiß es nur zu gut
Wie Manchen sie hinabgezogen!

Da sah ich Dich auf leichtem Kahn,
Ohn Segeltuch, ohn Mast und Steuer,
Kein Kompaß zeigte Dir die Bahn,
Kein Nothsignal, kein Leuchtthurmfeuer.

Die Woge schleuderte empor
Nußschalen gleich, den kleinen Nachen.
Mir aber tönte wirr in's Ohr
Dein Lachen! o, Dein wildes Lachen!

Ich sah Dich stehen vorn am Kiel,
Die Hand gekrümmt in die Seite
Und vorwärts treiben ohne Ziel
Nur immer weiter in die Weite! — —

Halt an! Halt ein! — Und willenlos
Trieb's mich Dir nach durch Sturm und Wetter.
Ich folgt' in des Verderbens Schooß
Als Dein Genoſſe, — oder Retter! — —

Der Mond geht auf. Klar wird die Fluth.
Die Welle koſet freundlich wieder.
Der Donner ſchweigt. Der Sturmwind ruht.
Und milde Sterne ſchaun hernieder.

Mißtrauiſch nahmſt Du meine Hand.
Nun ſeh ich lächeln Deine Lippen!
Und vor uns liegt ein Inſelland,
Ein traulich Ufer ohne Klippen.

So trau mir doch!

So trau mir doch! Mein ganzes Leben
Hab ich in Dich hinein getraut,
Mein ganzes Sein Dir hingegeben,
Mein ganzes Glück auf Dich gebaut!

So trau mir doch! Wenn wir nun ſehen,
Wie treue Liebe beglücken kann,
Wenn ein Geheimniß wir verſtehen,
Was gehts die kalten Menſchen an!

Laß ſie des Haſſes Flammen ſchüren,
Laß ſie nur reden Hohn und Fluch;
Wenn wir im Herzen Segen ſchüren,
So iſt für uns das ſchon genug.

Bei Dir, da fand ich meinen Frieden
Bei Dir, da find' mein Glück ich noch: —
Ich weiß: Gott hat Dich mir beſchieden.
So glaub mir doch! So trau mir doch!

Herbſtlied.

Nun geht der Wald ſich ſchmücken
Mit Grün und Gelb und Roth;
Ein Bräutigam will kommen,
Heißt: Winter oder Tod.

Wald will ihm Alles geben,
Will ganz ſein eigen ſein,
Will laſſen alle Träume
Von Lenz und Sonnenſchein!

Mein arm, verlaſſ'nes Herze!
Glaub nicht an neues Glück;
Du ſehnſt zu erſter Liebe,
Zum Lenz Dich doch zurück!

Blaue Augen.

Aus Deinem Aug', Du Auserkor'ne,
Du wunderſüße, holde Maid,
Grüßt mich noch einmal die verlor'ne,
Die längſt begrab'ne Jugendzeit.

Wie oftmals lag ich in der Jugend
Zur Sommerzeit am Waldesrain
Und träumte, in den Himmel lugend,
In einen Himmel mich hinein.

Da ward zu fernem Engelſingen
Der flinken Fliege leis' Geſumm,
Da dichtet' ich zu Engelſchwingen
Die weißen Wolkenflügel um. —

Ich träum' zum Kind zurück mich wieder.
Mein Haupt, es ruht in Deinem Schooß
Und liebend ſchaut auf mich hernieder
Dein blaues Auge, klar und groß.

Den Frieden fühl' ich wieder thauen,
Und es entſchwinden Traum und Wahn.
O, alle guten Engel ſchauen
Aus Deinem lieben Aug' mich an!

Der Christabend.

„Kastanien kauft! Kastanien kauft!
Will Keiner die Kastanien haben?“
So klingt vom Morgen bis zur Nacht
Der Ruf des Savoyardenknaben.

Die Weihnacht ist's. Die Nacht ist kalt.
Im weißen Mantel steht der Wald.
Im Schwalbennester suchte Platz
Und Schutz vor Schnee und Eis der Spatz.
Am warmen Heerd das Kätzlein schnurrt;
Im Heu versteckt das Hündlein knurrt.
Beppo, das Savoyardenkind,
Muß draußen stehn in Schnee und Wind.

„Kastanien kauft! Kastanien kauft!
Will Keiner die Kastanien kaufen!“
Vor Frost der braune Junge bebt
Und Thränen von den Wangen laufen.

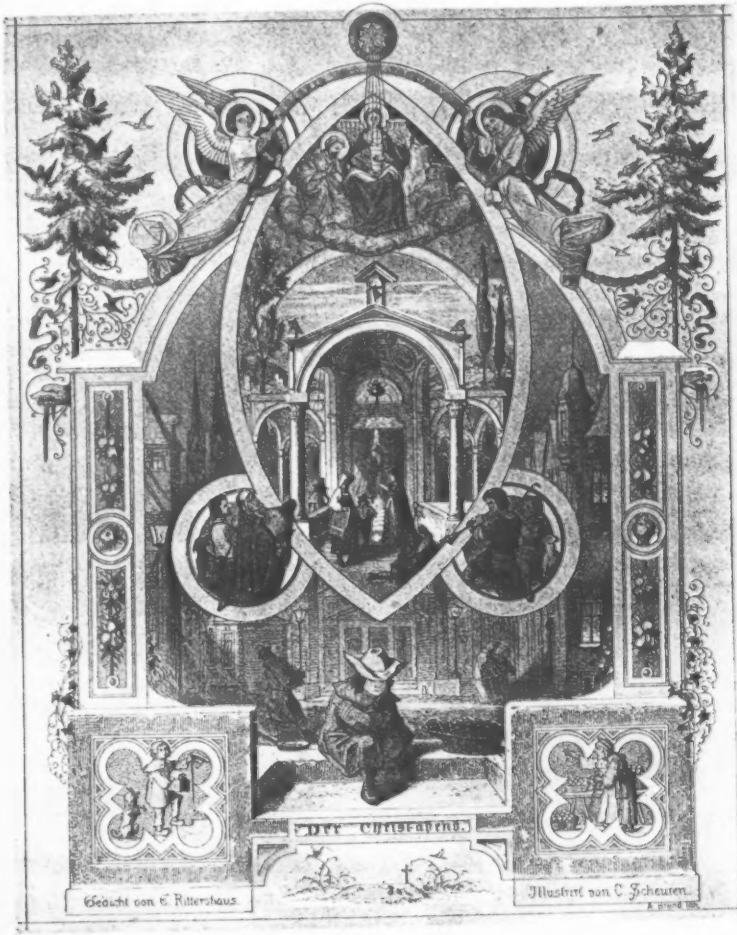
„Kastanien kauft!“ so rief er schon
Seit Tagesgrau'n mit hellem Ton,
Und Leute kamen, Groß und Klein,
Und kauften für die Weihnacht ein.
Die Puppen und der bunte Tand,
Und Aepfel, Mandeln braungebrannt,
Vergoldet Spielzeug aller Art,
Den Nikkaus mit dem krausen Bart,
Die Engel mit den Flügeln weiß —
Das alles paßt zum Tannenreis
Des Christbaums, alles kommt hinein. —
Gerötete Kastanien? — Nein! —
„Kastanien kauft! Kastanien kauft!“ —
„He, Junge, laß' Dein Schrei'n und Schwätzen!“ —
Doch bleibt des Kleinen Tasche leer,
So wird's noch harte Prügel setzen.
Die Höckerfrau, die nimmt's genau!
S'ist eine böse, alte Frau,
Und doch muß Beppo dankbar sein,
Sie nahm ihn in ihr Haus hinein —
Sie gab ihm Ruhstatt, gab ihm Brot,
Seit seine weißen Mäuslein todt
In Sommerhitz', in Winterfrost,
Sitzt er nun am Kastanienrost,
Im Dienst der alten Höckerfrau

Es ist so kalt, es weht so rauh
Der Wind aus Nord. Des Südens Kind
Noch einmal ruft's durch Schnee und Wind:
„Kastanien kauft!“ Ach, Keiner will —
Sie kaufen, Keiner etwas schenken.

Ein Weinen noch — dann wird es still!
Zum Schlafe sich die Augen senken.

O, welch' ein Traum! Ein Blumenduft
Umweht ihn statt der Winterluft
Und in den Straßen, welche Schaar
Bekannter Leute! Wunderbar
Wird ihm zu Muthe, so bekannt
Ist alles ihm! Das Heimathsland,
Im Traume darf e's wiedersehn.
Und horche, aus der Kirche wehn
Gar süße Klänge, manch' ein Lied,
Bei dessen Ton er einst gekniet
An seiner lieben Mutter Seit'
Er schämt sich im zerrissnen Kleid
Zum Thor der Kirche einzugeh'n;
Am Eingang bleibt er lauschend stehn —
Da sieht er Buben, die er kennt,
Hört, wie man ihn beim Namen nennt.
„Komm, Beppo!“ Und es treibt ihn fort,
Er muß hinein, zum heil'gen Ort,
Da prangt mit hellem Sternenkranz
Die Jungfrau in dem Lichterglanz;
Da knieen vor dem Jesuskind
Des Feldes Hirten frommgesinnt;
Da leuchtet Pracht und Herrlichkeit —
Er sieht auf sein zerrissen Kleid
Und schluchzt und weinet bitterlich
Und seufzt und klagt: „Wie arm bin ich!“
Doch sieh! Die Himmelskönigin
Winkt Beppo zu der Krippe hin;
Sie legt auf's Haupt die Hand ihm sacht —
O, wie ihn das so selig macht!
Seit vielen Monden wußt' er nicht
Wie Liebe zu dem Herzen spricht. —
Sein Mantel, dürftig und zerfetzt,
Wird durch ein seidnes Kleid ersetzt;
Die Gnadenmutter lächelnd spricht:
„Nun schlafe, Beppo! Weine nicht!
Vergesse, was Dir Gram gemacht!“
Maria spricht's und legt ihn sacht
Ins Krippchen zu dem Heiland nieder.

Die Kinder singen Weihnachtslieder
Bei'm Christbaum, froh der Weihnachtgabe;
Die Glocken tönen von den Thürmen. —
Erfroren bei des Nordwinds Stürmen,
Liegt todt der Savoyardenknabe. —


Der Christabend.
Gedacht von E. Rittershaus
Illustrirt von C. Scheuren.

Liebesgruß.

Es lag im Dämmerlichte
Die Welt um uns herum:
Wir saßen am Stamm der Fichte
Und waren beide stumm.

Der Mond fing an zu scheinen,
Und sternhell ward die Nacht. —
Wir haben vor lauter Weinen
An's Küssen nicht gedacht!

Sie lag an meinem Herzen,
Sie saß auf meinem Knie.
Ich hatte vor lauter Schmerzen
Kein Trosteswort für sie! — — —

Das war die Scheidestunde. —
Nun bin ich, ach, so fern'!
Ihr Wolken, gebet mir Kunde:
Wo weilt mein Hoffnungsstern?

Du weiße Wolke, senke
Dich grüßend zu der Maid,
Sag', daß ich ihrer gedenke
In Lieb' in Ewigkeit!

Julius Grosse.

Laßt austoben.

Laßt Euren Sohn gewähren, alter Mann,
Austoben müssen sich die Flegeljahre —
Verjährte Jugend spukt noch dann und wann
Und folgt dem Greise neckend bis zur Bahre.
Ist eine Thorheit glücklich überstanden,
Schlägt eine andre ihn sofort in Banden. —

Du war mein Freund in jungen Jahren schon
Ein Menschenfeind, heimgh von Deines Gleichen,
Aß ungekochtes Fleisch wie Robinson;
Vergnügt, war er allein, zerschnitt er Leichen
Als Anatom. — Frost, Hunger, jede Plage
Der Einsamkeit verschönte seine Tage. —

Die einzigen Freunde waren Thiere nur,
Schildkröten, Frösche, Vögel, Salamander,
Pudel und Hasen — in gleiche Natur
Der Fluth und Luft, er setzt sie bei einander.
Sein Bett ein Pfuhl von Moos — an seiner Wange
Schlief eine zahme buntgefleckte Schlange. —

Nun, seit er sich ein schönes Weibchen nahm,
Haßt er die Pudel, Molche, Schlangen, Kröten;
Sein einzig Lieblingsthierchen ist Madam,
Doch sein Humor ging ihm vollständig flöten.
Denn jetzt wird er gebürstet und gestriegelt,
Doch sein Museum bleibt ihm stets verriegelt.

Seht einen andern weiß ich, als er jung,
Besucht er nur die Kirchen. Vor Madonnen
Verschwamm sein Auge voll Begeisterung,
Und brünstig schwelgte er in Andachtswonnen.
Mit Priestern hielt er heilige Gespräche
Und schien erlöst von jeder Menschenschwäche.

Ein Faschingsball, ein Wirthshaus, ein Glas Wein
War ihm ein Gräuel, vollends das Theater
Ein Werk des Teufels — aber hinterdrein,
Nun er hübsch alt geworden, seht, was that er:
Nach Wien und nach Paris ging er auf Reisen.
Dort trat er in die Zunft der wahren Weisen.

Ehablis und Austern! — was am besten schmeckt,
Studirt er heut — sein Kinn ward eine Wampe;
Bei Weibern selbst, die einst ihn nur erschreckt,
Ist heut er nirgends mehr ein Weißer Lampe.
Er betet fromm zu schönen Tänzerinnen,
Zwei Mädchen dringen vollends ihn von Sinnen.

Noch andre weiß ich, einst als Burschen wild,
Die heute mit der frommen Heerde zuckeln,
Einst feurig, heldenhaft im Kampfgefild,
Vor jedem kleinen Herrn heut katzenbuckeln,
Gilts nur ein rothes Bändchen und ein Wappen
Oder ein gnädig Lächeln zu erschnappen. —

Und andre, die den Heller einst gespart
In schmutzigem Geiz — nun werfen sie die Summen
Mit vollen Händen fort nach Fürstenart,
Daß jede Filzanklage muß verstummen.
Nur schade, daß man solchen Lustgesellen
So spät noch einen Vormund muß bestellen

Drum laßt den Sohn gewähren, alter Mann,
Laßt ihm die Zügel schießen, laßt ihn toben
Gesunde Jugend spottet jedem Bann,
Ein junger Wein will seine Kraft erproben.
Sonst wird er sauer oder sprengt die Fässer.
Die Gährung und die Zeit nur macht ihn besser.

Des Irontinos Begräbniß.

(Nach Armand.)

Auf dem Grabe zündet an die Kohlen,
Werft dann trockne Kräuter in die Flamme,
Daß der Selige sich am Dufte labe.
War er auch ein Bleichgesicht, doch jenseits
Wird er lieben seine rothen Brüder.
Schon vor Jahren kam er, und er rauchte
Friedenspfeifen mit uns, als der Büffel,
Der im Sommer an den klaren Quellen
Blauer Berge seinen Durst gestillt hat,
Winters noch herab in die Prärie kam,
Noch in Florida sein Futter suchend.
Schon vor Jahren kam er fern aus Osten,
Kam zur Zeit, da noch die Seminolen
Bär und Ur auf eignen Rossen jagten
An den Felsenufern des Ohio.
Damals kam er, hat um unsre Freundschaft
Und hat uns die seine treu erhalten;
Doch die andern Bleichgesichter kamen
Mit dem Blitz und Donner in den Händen.
Gaben uns den Feuertrank zu trinken,
Streuten Krankheit unter unsre Brüder.
Drängten Schritt für Schritt uns mählig rückwärts
In des Landes Sümpfe hier zusammen.
Wo wir untergehen wie die Insel
Auf dem großen Wasser, wenn die Wogen
Ueber ihr im Sturm zusammenschlagen —
Denn uns folgt der Zorn des großen Geistes,
Unsre Stämme schmelzen schon seit Jahren;
Doch der Weiße mehrt sich wie Heuschrecken;
Bald wird sagen mehr kein Seminole,
Daß dies Land gehörte seinen Vätern,
Keiner wird erzählen ihre Siege,
Denn es wird der weißen Männer Pflugschar
Unser Grab aufwühlen in dem Walde.
Ueber den Gebeinen der Indianer
Werden blühen Mais und Baumwollstauden
Und des rothen Mannes Land beschatten. —

Indianerkriegsrath.

(Nach Armand.)

„Mir ist schon die Kunde die Ihr bringet,
Daß die bleichen Männer uns bedrängen
Und daß ich soll Eure Schaaren führen;
Doch die rechte Zeit ist uns noch ferne,
Da sein Kriegsroß zäumet Tallihadjo,
Noch sind üppig unsre Au'n und Wälder,
Um zu nähren Euch und Eure Heerden
Freude habt Ihr noch an Frau'n und Pferden,
Habt noch keine Sehnsucht nach den Gründen,
Nach den Gründen Eurer blassen Todten." —

Also sprach der Häuptling Tallihadjo.
Doch nach langem Schweigen tönt die Antwort
Einer war's der greisen Seminolen.

„Wo die Meereswoge auf dem Flusse,
Auf dem Withlacoofee weit in's Land rollt
Und das Gras der Ufer tränkt mit Salze,
Dort in großen Wigwams wohnt der Bleiche
Fährt mit Flügelcanoes auf dem Strome,
Raubt die Heerden, die am Ufer weiden,
Ueberfällt uns Nachts an unsern Feuern,
Schleudert Kugeln unter uns, um Männer,
Greise, Weiber, Kinder zu ermorden
Deshalb schickt uns Tonkabor der Häuptling,
Euch zur Schlacht zu rufen mit den Kriegern!"

„Sage Tonkabor, er soll das Salzland,
Soll des Withlacoofee Land verlassen,
Soll die Heerden treiben nach den Quellen,
Soll im Waldesschatten fern stromaufwärts
Seine Zelte schlagen in der Kühle.
Hört er dort die Axt der bleichen Männer,
Hört er auch den Kriegsruf Tallihadjos."

Wieder sprach ein andrer Seminole:

„Wo des Odawaha hundert Arme
Sich am großen Wasser, schwarze Felsen
Weiß umschäumend, schiffbekränzt umwälzen:
Dorthin bauten Maze Bleichgesichter,
Bauten einen Felsen auf die Klippen,
Traut ein Feuer lodert in den Nächten
Leuchtend durch die Wogen und die Wälder.
Homathlan, der Häuptling meint voll Sorge,
Wachen würde solchen Felsenfeuer,
Bis es Sonnengleich erhellt die Nächte,
Daß die Bleichgesichter uns im Schlafe
Und die rothen Kinder finden können,
Darum ruft er schnlich Tallihadjo
Zum zur Schlacht zu schauen alle Krieger!"

„Sage Homathlan, er soll die Gräber
Seiner Väter lassen, und die Zelte

Tragen nach den Seen des Odawata,
Süße Früchte bietet dort der Wald ihm,
Hirsche weiden zahllos an den Ufern,
Hört er dort die Jagd der bleichen Männer,
Hört er auch den Kriegsruf Tallhadjos."

Wieder sprach ein Creek Indianer also:

„Najuken, der Creeks machtvoller Häuptling,
Laßt dem Vater Tallihadjo sagen,
Daß die Weißen alles ihm genommen,
Daß er schmachte in weglosen Sümpfen
Wo er mit dem Büffel muß verschwinden.
Doch das Herz der Creeks ist stark und dürstet
Nach dem Blute aller Bleichgesichter —"

„Sage Najuken, erst wenn wir Alle
In den Sümpfen Floridas verkommen,
Dann wird Wege weisen Tallihadjo
In der Väter ewig grünem Jagdgrund
Und sein Herz wird freudig mit ihm schlagen."

Also sprach der Häuptling Tallihadjo
Auf der Pantherhaut vor seinem Wigwam,
Und die Frauen brachten Fleisch und Früchte
Und als Trank der Aloe Saft, den herben.

Aber jetzt erhob das Wort Onafen,
Tallihadjos aufgeblühte Tochter.
Unbemerklich stand sie in dem Rauche,
Wie ein Götterbild mit Feueraugen.

„Tallihadjo mein geliebter Vater,
Kannst Du Deinem Volk die Hülfe weigern?
Sieh der Schlaf, er flieht von Deinen Augen
Und der Haß, er frißt an Deinem Herzen
Und die Rache brütet Dir im Hirne,
Ist das Maß der Frevel nicht gefüllt längst —
Sind noch nicht genug von Deinen Kindern
Hingemordet, nicht genug der Frauen
Schandenvoll geraubt? Wann wird's genug sein,
Daß es Tallihadjo ruhet zu Thaten —
Oder ist Dein Arm erlahmt im Schlummer
Und Dein Geist ermüdet? Auf und rette,
Rächе Deine Kinder an den Mördern,
Besser als zu betteln, ist's zu sterben,
Besser als zu sterben, ist's zu kämpfen,
Um den Weg nach Westen uns zu bahnen
Einen Führer giebts allein zur Freiheit:
Die Verzweiflung ist es und der Schrecken!"

„Schweige Onafen, geliebte Tochter,
Großen Herzens, reinen Blutes bist Du,
Zwar Dein Auge wird den Herbstwind sehen,
Der das Laub bald von den Bäumen schüttelt,
Doch den Sturmwind nicht, der diese Wälder
Mit den Wurzeln kehren wird gen Himmel.
Obdach findet Mancher noch im Winde,
Doch vergehen wird er im Orkane —
Nur dem Bettler liegt nichts mehr am Leben.
Wer sich freuen kann noch des Besitzes,
Findet nicht den Weg zur letzten Freiheit.
Erst wenn Alles unser Volk verloren,
Wird es Alles sich zurückerobern.
Wie der große Geist die Blitze sammelt
Und die Wolken zieht im Sturm zusammen,
Also soll der Seminole sammeln
Zorn und Rache, bis sie schwer und reif sind.
Auch mein Herz durchzuckt der wilde Jammer
Um das Elend meiner rothen Brüder,
Doch für Einen lebt nicht Tallihadjo,
Lebt für Aller Freiheit, Aller Rache.
Laß den Kopf nie glauben, daß ich zittre,
Laß den Mund nie sagen, was Du hörtest,
Laß das Aug nie spiegeln, was Du sahest,
Sahst in meiner Seele — such Dein Lager,
Laß den Schlaf Dein Leid vom Herzen nehmen
Und den Kummer um des Volkes Schicksal —"

Also sprach der Häuptling Tallihadjo,
Ließ das Haupt stumm auf die Brust hinsinken
Und das Antlitz barg er in den Locken,
Die herab ihm von der Stirne fielen. —
Finster war die Nacht; im fernen Süden
Blitzte manchmal nur ein Wetterleuchten
Und verglühte wieder dann im Dunkel.

Der Allee

Dank Dir, reizende Allee
Alter Lindenbäume,
Die ich nur begrenzen seh
Das Gebiet der Träume!

Da wird nicht umhergestreift
Unbestimmt im Blauen;
Nach der Linie wird durchschweift
Die Gestalt der Auen. —

Ach, Ihr guten Alten habt
Es gar wohl erfonnen,
Daß Ihr feste Richtung gabt
Jeder Art von Wonnen.

Da in mir sich heimlich zeigt
Alt und neue Sitte,
Bin ich auf dem Gang geneigt
Durch Alleen-Mitte.

Sage freundlich heute Dank
Für gewiesne Wege:
Morgen führt des Sinnes Wank
Mich die wildsten Stege.

Unter blühendem Kirschbaumen.

Da lieg' ich; Wirth, setz' mir ein Glas
Von Deinem neusten Wein in's Gras,
Das hier, erglänzend, wie Smaragd,
Von Baumgezweig wird überragt!

Der Wein soll hell noch gährend sein,
Als schenkte mir der Mai ihn ein!
Ist denn die Luft schon abgeklärt,
Die hier mir durch die Seele fährt?

Vieltausendfaches Kirschenreiß
Streckt um mich her, von Blüten weiß.
Ich schwelge. Fern der Kukuk schreit
Das Ohr mir voll von schönster Zeit

Ich weiß mich kaum zu lassen mehr.
O liebe, Wirth, das Glas mir her!
Der Frühling überwältigt mich:
Bring' Wein, daß ich ihm halte Stich!

An den Mai.

Ach Mai in Deinem grünen Kleid,
Wie giebst Du mir ein lieb Geleit
Zurück in die Vergangenheit!
Da war ich noch ein froher Mann,
Und Du bist dazu angethan,
Daß man von Dir es lernen kann,
Wie man von Trübsal anderwirrt,
Von neuem froh und glücklich wird.

Einsicht.

Sieh, wie hebt sich reizend ab
Beim Himmel, bläulich schwarz durchfeuchtet,
Der grüne Berg, von Sonn' erleuchtet!
Halt ein mit Deinem Wanderstab!
Als wie bei goldnem Glase Wein
Kehr' hier bei diesem Lichtblick ein!

An einen flug Raben.

Daß, Raben, ihr nicht dienstbar seid
Dem Menschenvolk, ist mir nicht leid
Ich such' in Wald und Wiesen nur
Noch ursprungsfröhliche Natur,
Und sind' in euch Bestätigung:
Die Welt ist gern noch immer jung,
Will gern noch alte Freiheit haben,
Und wär's auch nur in euch, ihr Raben!

Frühlingsstimmung.

Holde Luftdurchschneiderin,
Halt nur, Schwalbe, so lang inn,
Bis ich Deinen Wunderflug
In mein Seelenleben trug!

Aber Du entschwandst im Nu!
Dort der Bäume Pflanzenruh'
Hält in ruhigerem Schwung
Meines Geists Bewunderung.

Feiern kann sie einmal nicht,
Und mein Herz im Frühling spricht:
Mehr, ja mehr, als tausendfach
Halt mich die Bewund'rung wach.

Landschaftsstone.

Wo Lichter dort die Wiese säumen
Hinschweifend unter schatt'gen Bäumen
Bin ich von Schönheit so berührt,
Wie Wohllaut sonst das Herz mir rührt

Nicht nur Gesang hat Melodie,
Die Landschaft auch gewohnt mir sie;
In ihre Töne hier versunken,
Empfind' ich mich, wie klangestrunken.

Einsamkeit.

Einsam wär' ich? Blaue Motte,
Du gesandt vom Waldesgotte,
Schwebst mir vor in leichtem Tanz?
Ach, wer wäre einsam ganz,
Wo ihm Gott ein Wesen sendet,
Dem er Schönheitssorgfalt verschwendet?

Der verpaßte Kuß.

Ein Schmetterling auf süßer Blume
Giebt sich mit ihr zum Eigenthume
Dem Hin- und Herbeweger Wind
Und schaukelt hin und wieder lind.

Doch sieh! hat er nicht weichen müssen
Vor einem andern Freund der Süßen?
Das Bienchen kam; ach, wie geschwind
Entfloh er, schneller als der Wind!

Abendluft.

Nike trinkt ihr Abendnektar,
Blumen hier am Wege,
Und mir scheint, daß meine Wonne
Sich in euch auch rege.

Kann mich auch davon nicht trennen:
Unsre Luft ist Eine!
Könnt ihr auch die Luft nicht nennen,
Fühlt ihr doch nicht keine.

Abendsang.

Wenn die Sonn' am Wald erstirbt
Und die Abendgrille zirpt,
Ist mein Thun:
Ausruhn.

Zirp' ich dann wohl auch ein Lied,
Ist's nur kurz, zum Unterschied.
Denn der Grille
Klarer Wille
Geht auf langen, langen Sang.
Solcher macht mir Angst und Bang.

Hull' und Fülle.

Du trittst in Hull' und Fülle,
Natur, vor meinen Sinn.
Doch reicht für Deine Hülle
Des Sinnes Kraft nur hin.

Die Fülle zu durchdringen,
Gelingt dem Blicke nie.
Es hieße Gott erzwingen,
Gebot' er über sie.

Leichter und schwerer Tod.

Der Arme kann mich kaum betrüben,
Wenn er dem Grab verfällt.
Ihn wollte in Geduld nur üben
Sein Gang durch diese Welt.

Wie schlingen leicht des Reichen Adern
Im Schloß und auf der Fahrt!
Um's Leben braucht' er nie zu hadern;
Doch stirbt er — ach, wie hart!

Lenaus Lieder.

Liederluſt.

Seht ihr nicht das Weinhaus winken?
Burschen, hait! Hier kehr' ich ein.
Luſt'ges Singen, luſt'ges Trinken,
Klares Lied und klarer Wein
Ja, hier laſſen wir uns nieder,
Trinken, ſingen, ihr und ich,
Schöne Lieder, luſt'ge Lieder; —
Ach, wir ſind recht liederlich.

Ja, hier laßt uns Hütten bauen!
Denn hier quillt ein guter Wein
Und ein holdes Kind mit blauen
Augenſternen ſchenkt uns ein.
Ja, das kann uns wohl behagen,
Denn was kümmert's euch und mich,
Ob die Leute ſpöttlich ſagen:
Ach, die ſind recht liederlich.

Welch ein ſchöner Tag iſt heute!
Trinket aus und ſtimmet ein:
Wir ſind lauter ſchöne Leute;
Grüß' uns Gott beim Glaſe Wein!
Ach, da malt der Wirth ſchon wieder
Auf das Brett den Kreidestrich!
Stimmet an das Lied der Lieder:
Ach, wir ſind recht liederlich.

Ja, wir ſind ein liederreiches,
Liederluſt'ges junges Blut,
Unſer Lied — und gieht's ein gleiches?
Klingt erſt recht beim Weine gut.
Singen wir das Lied der Roſe:
Mürr'ſche Welt, was kümmert's dich?
Dir zum Trotz, Du liederloſe,
Sind und bleiben wir liederlich.

Gustav Pfarrius.

Der Tunnel.

An Sümpfen und Moräſten,
Am Landmann hinterm Pflug,
An Hütten und an Pallaſten
Vorüber ging der Zug;

Dort barg auf weite Strecke
Das Feld ein Nebelflor,
Hier ſprang aus grünem Verſtecke
Ein mächt'ger Fels hervor.

Und von dem Haupt des Rieſen
Sah ſtolz dann eine Burg,
Und Bäume tanzten auf Wieſen
Und Bäche ſchimmerten durch.

Ich ſaß für mich, geſchaukelt
Auf weichem Pfühl, allein,
Die Bilder, die mich umgaukelt,
Sie nahmen ganz mich ein.

Bald ſchienen ſie alle zu fliegen —
So iſt der Sinne Trug —
Bald ruhig und ſtill zu liegen,
Und ich befand mich im Flug.

Da war mit einem Male
Erloſchen des Tages Glanz,
Die Bahn im engen Thale
Umſchloß ein Felſenkranz.

Es rollte der Zug bedachtig
Vorüber an Stein und Stein,
In einen Tunnel nächtig
Ging's wie ins Grab hinein.

Ein tiefes, dumpfes Rauſchen
Zuletzt das Ohr noch traf;
Ich wollte nicht mehr drauf lauſchen,
Ich neigte das Haupt zum Schlaf.

Fahrt hin, ihr Lebenſterne,
Wart flüchtiger Schimmer bloß,
Zur Ruhe ſink' ich gerne
Der Erde in den Schoos!

Und bald im Schlafesdrange
Mein Denken ſich verlor —
Da fuhr, von hellem Klange
Geweckt, ich plötzlich empor.

Ein Lichthauch, ſüß unnennbar
Ins Dunkel wehte herein,
Der Wölbung Wände erkennbar
Umſchloß ein magiſcher Schein;

Aufſprang ich von meinem Sitze
Und ſah — ſchon war erhellt
Weit Alles wie vom Blitze —
In eine neue Welt;

Die war von ſchönerer Sonne
Durchfunkelt und umglüht
Wie Auferſtehungswonne
Durchdrang es mein Gemüth. —

An Lilienbeeten und Roſen
Jetzt ſtill das Dampfroß ſtand,
Da ſah ich ſie ſcherzen und koſen
Und winken mit der Hand

Die Theuren, von denen geſchieden
Ich manche Thräne geweint,
Bald ſaßen in ſeligem Frieden
Wir Herz an Herz vereint,

Gewichen war mein Kummer,
Mein Sehnen war geſtillt —
Ich hatte vom Grabesſchlummer
Ein unvergeßlich Bild.

L. C. Fischer.

Minnesänger.

Gründonnerstag im Abendſchein
Da ſpielten wir am Kirchenrain,
Wie war's im Dorfe ſtill!
Wir ſpürten aus des Raſens Duft
Des Feſtes Geiſt und aus der Luft,
Das morgen kommen will
Die gold'ne Abendrothe klang,
Es war wie lockender Geſang
Und rief: Marie! Marie!

Das erſte Veilchen fand ich Dir:
O Kind, wie lächelteſt Du mir
Aus Deiner Engelsruh!
Geöffnet ſtand die Kirchenthür,
Die heil'ge Jungfrau ſah herfür,
Sie war ſo ſchön wie Du,
Und in dem Chor und in den Höh'n
Zerfloß ein himmliſches Getön
Und rief: Marie! Marie!

Und als der Stern im Abend ſtand,
Da gaben wir uns noch die Hand,
Das mochte ſelig ſein!
Wie ich dann wachend ſchlafen lag!
Wie Morgenfrühe lang vor Tag
Drang mir's zur Kammer ein;
Und Morgenhelle und Geſang
War all die ſüßen Oſtern lang
Ob Dir, Marie! Marie!

Die ſtillen Oſtern ſind vorbei,
Gekommen iſt der Freudenmai,
Wo iſt mein Kind? mein Kind?
Ihr lauten Vögel ſagt es mir,
Die heil'ge Jungfrau fragt nach ihr,
Sag mir's, du Mainwind;
Hältſt Du ein ſchwüles Roſenfeſt,
Das bis zum Abend ſie nicht läßt?
O komm, Marie! Marie!

Gründonnerſtag im Abendſchein
Geh ich am Kirchenrain allein,
Die Kirchenthür iſt zu.
Ein Engel weht durch's Dämmerlicht
Und findet nicht ihr Angeſicht;
Du guter Engel Du,
Geh bald hinauf in's Abendroth
Und klag' dem Himmel all die Noth:
Wo iſt Marie? Marie?

Alexander Kaufmann.

Die Träumer.

Der Kaiſer Karl hat auf der Jagd
Sich einſt verirrt bei ſinkender Nacht,
Und als er zog durch des Speſſarts Grau'n,
Geräth er in ein Räuberhaus.
Da grüßten ihn die Räuber fein:
„Ihr könnt beim Spiel der Vierte ſein!“

„Wir ſpielen Träumens“ — „Ungeträumt!
Sagt an, Ihr Herren, was Euch geträumt?“

Der Erſte ſprach: „Mir traumt, ich nahm
Eu'r grünes Hütchen — es ſitzt bequem!“
Der Zweite drauf: „Mir träumt fürwahr,
Ich trug' Euer ledernes Hoſenpaar.“

Der Dritte: „Mir hat geträumt zur Stund,
Ich ſetzt' Euer Hörnlein an den Mund.“

Da ſtößt der Karl einmal mit Macht
In's gold'ne Horn, daß die Hütte kracht,
Daß der Wald erbrauſet lang und bang
Von des Kaiſerhorns gewaltigem Klang;
Und wie ſein Troß durch die Laden bricht,
Ruft Karl: „Nun hört mein Traumgeſicht!“

„Mir träumt', ich ſäh' als ſchaukelnde Laſt
Drei Räuber hängen am nächſten Aſt.“

Maiweinlied.

Es jammen die Alten:
„Wir trinken den Wein,
Wie Gott ihn geſchaffen,
So lauter und rein.
Was ſoll uns die Roſe,
Was blutender Schaum?
Klar fließt uns das Leben —
Fort, ſchlummernder Traum!“

Es jauchzet die Jugend:
„Friſch, Mädchen, herbei
Und gießt in die Gläſer
Den lieblichſten Mai!
Waldmeiſter, den duft'
Vergeſſet uns nicht
So wird gleich dem L.
Der Wein zum Gedicht!“

Kleinigkeiten aus dem Süden.

1. In antikem Sinne.

Wieder kommt die gold'ne Sonne, weilet
Rasch vorbereitend Jedem seine Pflicht an.
Weckt die Hausfrau, Herdesglut zu zünden,
Führt den Ackrer zur getreuen Pflugschaar,
Zum Gewinn den leicht erregten Kaufmann,
Daß sich Felder, Wohnungen und Straßen
Füllen bald mit farbigstem Gewimmel.
Auch im Hafen weckt sie neues Leben.
Schiff an Schiff, sie kommen, gehen — Alles
Hört dem Wort der hohen, vielgeschäft'gen
Lebenspenderin und Weltenhausfrau.
Aber wen die Sorge quält und Mißmuth
Unbefriedigtes Gefühl der Liebe,
Sehnen nach der fernen Liebsten — schlaflos
Härmt er sich die lange, bange Nacht durch,
Um bei Tag voll Ungeschick und traumschwer
Fortzuleben ein verlornes Leben,
Menschenwort und Götterruf mißachtend.

2. Spanisch.

In Sevilla steht ein Kloster,
Wo Sanct Simon der Patron.
Drinnen gern Sevilla's Frauen
Sich verdienen Gotteslohn.

Dorthin ging auch meine Schöne,
Die man rings als Schönste preist;
Mockiert trägt sie über Röckten,
Und der Taffetmantel gleißt.

Spielt ihr auch ein wenig Anmuth
Um das Mündlein süß und zart;
Mit dem Weiß auf ihren Wangen
Hat sich leichtes Roth gepaart;

Ihre Aeugelein, die blauen,
Glänzen wie zwei Edelstein' —
Gleich als stieg' empor die Sonne
Trat zur Kirche sie hinein.

Wollt der Abt die Messe lesen —
Nein; der Abt verstummt im Chor;
Dienen wollten ihm die Knaben,
Brachten kaum ein Wort hervor:
Sollten Amen, Amen! singen,
Sangen all: Amor, Amor!

3. An die heilige Jungfrau.

(Nach italienischem Motiv.)

Sei gegrüßt, Du Himmelslilie,
Sei gegrüßt, Du Himmelsrose!
Wider Böse dornenvolle,
Für die Guten dornenlose!

Sei gegrüßt, Du Himmelsrose —
Ach, in diesem Thal der Klage
Steh' mir bei, Du Gnadenreiche,
Daß ich Armer nicht verzage!

Laß, wenn einst der Todesengel
Zu das Jenseits mich geleitet,
Dort den Rosenduft mich athmen
Der von Dir sich süß verbreitet!

Die Erfindung des Fastens.

(Nach neugriechischem Motiv.)

Zur Geliebten hatt' ein junges, schönes
Fischermädchen einst der heil'ge Petrus,
Das gleich ihm erfahren in dem Fischfang,
Täglich Hecht und Barbe reichlich einfing.
Eines Tags, als heil'rer Fang denn jemals
Ihr gelungen, ging mit stolzer Beute
Sie zu Markt, doch weil die Fleischer eben
Frisch geschlachtet, saß sie bis zum Abend
Ohne nur ein Fischlein zu verkaufen.

Traurig klagt spät Abends sie dem Liebsten,
Wie's ergangen, und der schlaue Peter,
Dem zu jeder Zeit ein Rath bereit stand,
Ordinirt alsbald ein strenges Fasten
Auf so lang, bis die gesammte Beute
Der geliebten Fischerin verkauft war.

Dorther stammt des Fastens Brauch und Uebung,
Und erhielt sich bis zur heut'gen Stunde.

Amara George.

Auf der Fluth.

Aus einer Novelle.

Leise, leise zieht der Kahn
Durch die Silberwogen;
Leise, leise, seine Bahn
Kommt mein Lied gezogen.

In der lichten Wasserfluth
Spiegeln sich die Sterne:
In Dein Auge blau und gut
Schauet' ich so gerne.

Doch Du schweigest, doch Du neigst
Tiefer nur das Köpfchen;
An der dunkeln Wimper zeigt
Sich ein Perlentröpfchen.

Sucht Dein Aug des Himmels Blau
Auf dem Wasserspiegel?
Oder löst der Thräne Thau
Deines Herzens Siegel?

Ach, daß eine Welle mir,
Eine Zähre sagte,
Ob für mich im Herzen Dir
Je die Liebe tagte?

Doch Du schweigest, doch Du neigst
Tiefer nur das Köpfchen —
Meiner Hoffnung Stern entweicht
Mit dem Thränentröpfchen.

J. F. Gruppe.

Das jüngste Gericht.

Tiefblau der lautre Himmel, tiefblau das schöne Meer,
Die schäum'gen Wogen rollen in langem Wall daher,
Und bläht die weißen Segel der Fahrwind voll und straff:
Glück zu denn gen Aleppo, Glück zu ins Norder Haff!

Von Cypern her mit Weinen, Korn vom Aegypterland,
Von Smyrna süße Feigen, gen Rhodus mit Gewand —
Dort aber nimmt ein Segel den Curs zum heil'gen Rom,
Denn andre Gabe bringet es nach Sanct Petri Dom.

Das friedlichste der Schiffe bedroht? Ich sehe Streit!
Sie entern, sie bezwingen und Hülfe wohl ist weit!
Die Saracenen sind es, der blutige Corsar:
Die Niederländ'sche Flagge erliegt der wilden Schaar.

Des Schiffes Herr erschlagen, todtwund der Steuermann,
Aus vielen Wunden blutend, wer noch sich regen kann!
Gefesselt! Ihrer wartet, weh, wehe, Sklaverei!
Der Sieger, stolz und herrisch, durchschreitet ihre Reih.

Er ruft: Bergt mir die Schätze! sie wechseln ihren Herrn.
Ich nehm aus dieser Schaale den vollen süßen Kern:
Der Kisten Zahl umschließet des Goldeswerthen viel:
Die leere Schaale geb' ich den Wogen hin zum Spiel!

Das ist das wahre Kleinod, die Hülle schon verräth's
Schlagt auf! Gold oder Demant? was aber das? da steht's,
Ein Bild auf dreien Tafeln, in Farben reich zu schau'n!
Die Heiden sehn's und staunen, ein Wunder schien es traun.

Dann riefen sie: Vernichte! Denn Höllenwerk ist das,
Ist Lästrung Allahs! Gieb es der Flammengluth zum Fraß!
Der Häuptling aber, sinnend auf Gold nur und Gewinn,
Schlau vor die Tafel führet er die Gebundnen hin.

Sie fielen auf die Kniee, sie beteten da leis —
Er sah's von fern und lauschte — sie beteten da heiß:
Errette Herr, erhöre! Herr auf der Himmel Thron,
Du ew'ger Richter, rette, Du heil'ger Gottessohn!

Er sah's von fern, er dachte: ein Zauber lebt darin,
Der helfe mir und bringe früh oder spät Gewinn!
Und wenn gen Rom ich führe den Abgott da, man giebt
Mir blinkende Zechinen, so viel mir nur beliebt.

So sprach er zu sich selber, und rief die Seinen dann:
Verschließt behutsam wieder! Doch nicht gehorcht ein Mann
Die hatten jetzt in Fässern gefunden Wein und Meth,
Und auf der Fahrt erlaubet ihn Koran und Prophet.

Er ruft, er donnert wilder, dann wieder; siehe da,
Ein Kaufmannsschiff, erkennbar dem Auge wird es nah:
Es weht die Hanseflagge — Schwert, Haken nun bereit!
An's Steuer! Und er treibt sie von dem Gelag zum Streit.

Der Tag ist gut, ihn kröne sogleich der zweite Fang!
Ich kenne dieses Wappen, es geht die Welt entlang!
Und ist nicht Gold und Silber an dieses Schiffleins Bord,
Ich finde duft'gen Bernstein! die fass' ich auf mein Wort!

Das Auberſchiff, der Segler, welch wilde Meerfahrt!
Weh Euch, ihr Fremden, kennet ihr auch Corſarenart?
Sie entern ſchon, ſie morden! — Nein, hier iſt Widerſtand.
Denn das ſind ſtarke Männer vom rauhen Oſtſeerand.

Matt fällt der Heidenſäbel, ſcharf haut das deutſche Schwert,
Der Koch, der Küchenjunge, mit Spieß und Beil bewehrt,
Der Bootsmann mit dem Haken, ſie waren raſch zur That,
Sie ſchlugen drein gewaltig, und die Vergeltung naht.

Seht, die Corſarenbeute nun iſt in ihrer Hand,
Da fanden ſie Geraubtes weither aus allem Land,
Da fanden ſie mit Staunen das hehre heil'ge Bild —
Ich wähne, deſſen Zauber hat wohl ſich bald erfüllt!

Sie löſeten die Brüder, die ſagten's ihnen Dank:
Wir fahren nun zur Heimath, an ſchweren Wunden krank.
Das Bild? Nun, das iſt Euer! Es war beſtimmt gen Rom,
Gott wollte, daß es ginge in Eurer Heimath Dom!

So ſind wir reich gelohnet! Nun auf zum hall'ſchen Meer!
Reich ſind des Orients Schätze, doch dieſer Schatz iſt mehr!
Es müſſen ſich die Wellen nun ebnen unſrer Fahrt,
Denn Heil iſt mit dem Schiffe, daß ſolch ein Kleinod wahrt.

Sie ließen an den Maſten die Segel voller blähn,
Die Hanſeflagge ſtolzet im friſchen Winde wehn,
Sie ſteuerten gen Tanzig, dort in die ſchöne Bucht,
Mit ihrem heil'gen Wunder und mit des Südens Frucht.

Noch heut zu Sanct Marien da ſtehet Du das Bild:
Im Weltgericht dort thronet der Heiland hehr und mild,
Hoch ob der Regenbogen, der Engel Michael
Darunter mit der Wage, in Auftung goldesheil,

Hier ſtehſt Du die Verdammten, von Sündenſchuld beſchwert,
Und dort, die ſelig werden, das Antlitz ſicht verklärt,
Du ſiehſt des Himmels Pforten — geh hin und ſchau es an,
Ein Werk, das ſelbſt der Dichter nicht werth beſchreiben kann.

Friedrich Bodenſtedt.

Auſonius.

Vor dem Schreibtiſch, marmorn, übergoldet,
Auf des Seſſels weichem ſchwellendem Polſter,
Seine Verſe zählend, ſaß Auſonius,
Voll von inn'rer Unruh, denn nicht wollte
Ihm wie ſonſt die Arbeit von der Stelle.
Nun ſein Loos, das ihm zum Dichter machte,
Däuchte ihm das ſchwerſte, das der Götter
Ungunſt hätte für ihn wählen können.
Und verdrießlich ſah er vor ſich nieder,
Ließ die Feder kritzeln, was ſie mochte,
Faungeſichter, trunkene Silenen,
Dann zurück warf er ſich in den Seſſel,
Rieb die Stirne, — doch ihm irrten unſtät
Die Gedanken, ach, und all ſein Mühen
Blieb umſonſt die flehenden zu greifen.
Auf ſchlug er das Auge. Auf dem Schreibtiſch
Stand ein Amor, und ihm war als hätte
Eben erſt der Gott geſchneilt den goldnen
Pfeil von ſeinem Bogen, und er hörte
Schadenfroh ihn kichern. Nimmer ſoll er
Mir das Herz verwunden, ſprach der Dichter
Zu ſich ſelbſt, das ſchon ein Mannesleben
Ihm getrotzt, — und wieder ſenkte träumend
Er das Haupt und ſuchte de.. verlornen
Faden des Gedichtes in den reichen
Blatt- und Blumenranken ſeines Teppichs.
Da gewahrs' auf einmal er zwei nackte
Allerliebſte Füßchen über dieſe
Roſenranken huſchen, an den Füßchen
Allerliebſte kleine roſ'ge Zehen.
Wie empor er blickte, voll von Staunen
Sah er ſeine Sklavin, die des Kaiſers
Huld ihm zugewieſen für den Haushalt
Aus der Beute ſeines letzten Feldzugs.
Eine Schwäbin war's und Biſſel wurde
Sie daheim genannt, doch Auſonius
Wandelte in Biſſula den Namen.
Stets in ſich verſenkt und mit Sponderen
Stets das Haupt gefüllt und mit Moloſſen,
Schwerfortſchreitenden Verſfüßen, hatte
Nimmer noch auf ſeiner jungen Sklavin
Zierlich kleine Füßchen er geachtet,
Noch ſie ſelbſt geſehn, die großen Augen,
Voll von Himmelsbläue, und die Flechten
Gelben Haars die ihr im Nacken hingen.
Leiſe war in's Zimmer ſie getreten,
Unbemerkt mit einem Pfauenwedel
An den Wänden rings die Götterbilder
Abzuſtäuben. Schon in ſeine Nähe
Kam ſie und von ſolchen Schauern fühlte
Er mit einemmal ſich überrieſelt,
Wie er nimmer ſie empfunden, war ihm
Kunſtreich einer Strophe Bau gelungen,
Hatte ihm des Kaiſers Gunſt geſchmeichelt.
Auf die roſ'gen Zehen hob ſich Biſſel,
Zu der Juno Häupten zu gelangen
Oder zu Apollos goldnen Locken.
Nieder zog ſie dann ihr kurzes Röckchen,

Das verrätherisch sich emporgeschoben,
Glättete die Decken auf den Polstern,
Rückte hier und dort zurecht die Schemel,
Und da heiß herein die Sonne brannte,
Wehte mit den bunten Pfauenfedern
Selbst sie Kühlung den erglühten Wangen.
Was sie that, es war voll holder Anmuth
Jener angebornen, die nicht mühsam
Sich erlernt nach hochästhetischen Regeln,
Die nichts weiß von sich, — im Schlaf belschieden
Ihren Lieblingen von unsrer großen
Lehrerin Natur. — Nun an den Schreibtisch
Trat sie, beugte leise sich herüber,
Ach, da war's geschehen um den Dichter.
Und er fühlte tief den Pfeil im Herzen.
Damit endlich ihn der schadenfrohe
Gott getroffen, den er lange Jahre
Keck herausgefordert. — Immer sah ich
Sinnen Dich und schreiben, sprach das Mädchen,
Warum sitzest stets Du in der Stube
Eingepferchi, da draußen hell die Sonne
Dir entgegenlacht und milde Kühlung
Dir des Laubgangs dunkle Schatten bieten?
Komm, ich will Dir lesen, was ich schreibe,
Rief der Dichter und den Arm des Mädchens
Hielt er fest und suchte die Erschrodne
Auf den Schooß zu ziehen. Doch sie hatte
Schnell sich ihm entwunden. Willst Du lesen
Gut'ger Herr, Gehorsam will ich hören,
Hier, abseits, auf diesem niedern Schemel
Und sie hockte vorgebeugten Hauptes
Auf dem Schemel, hielt das anmuthvolle
Kinn auf ihre Hand gestützt und schaute
Zu ihm auf mit ihren großen Augen.
Die ein Saum von langen goldnen Wimpern,
Einem goldnen Kranze gleich, umfaßte.
Aus den Heften vor ihm aufgeschichtet
Hastig eines griff heraus Aulonius
Und begann zu lesen. Ach, befangner
Las er vor der Sklavin, als dem Kaiser.
Gleich als säh' das Herz ihm in der Nähe,
Zitterte bei jedem Schlag des Herzens
Seine Stimme. Und er las der Sklavin
Was er von der Liebe einst gedichtet,
Wie er sie gedacht, — der Theorie nach
Und dem Hörensagen, da er selber
Liebe nicht empfunden. Auf dem Schemel
Ruhig saß das Mädchen bis zum Ende,
Ungerührt von allen seinen Versen,
Dann erhob sie sich. Nicht weiß ich, sprach sie,
Wie ich's deuten soll, — das geht so schweren
Schritts einher und vieler Kunst gebraucht es,
Anders ist's im Süden als im Norden,
Und nicht kunstvoll wissen wir zu singen

Wo der Neckar fluthet, — wie es eben
Sich im Herzen regt, spricht ungekünstelt
Es die Lippe nach, — und ob sie dachte,
Daß daheim sie saß am grünen Neckar,
Oder was ihr sonst durchfuhr die Seele,
Sie begann in sich hinein zu singen,
Leise erst und dann sich selbst vergessend
Voll und klar ein schwäbisch Liebeslieddchen,
Dann noch eins und wieder eins. Wie leichte
Luft'ge Vöglein in der Linde Zweigen
Flatterten die Lieder, ernst und neckisch,
Voll von Uebermuth und voll von Sehnsucht,
Sich verflechtend in der grünen Laube,
Dann hervor das kleine Köpfchen reckend,
Mit den Neuglein suchend, sich entdeckend
Und voll sel'gen Jubels wiederfindend.
War ihm stets barbarisch nur erklungen
Deutscher Laut, wie strömte ihm entgegen
Reinsten Wohllaut's Fülle! und nicht konnte
Er sich länger halten. Ihr zu Füßen
Ward Aulonius sich: O komm, o komme,
Sei Geliebte mir, mein göttlich Mädchen,
Und der cyprischen Göttin eine Taube
Laß uns opfern! — Wieder auf dem Schreibtisch
Kicherte der Gott, der schadenfrohe, —
Heimchenohren hätten's hören können, —
Daß so tief sein goldner Pfeil getroffen.
Lächelnd wehrte Bilhala dem Dichter:
Liebes Väterchen will ich Dich nennen,
Freund, Beschützer! Wie doch könnt' ich Liebster
Zu Dir sagen? Gerne mit den Liebsten
Locken spielt die Liebe, und statt eines
Braunen Lockenkranzes, trägt nur einen
Grünen Kranz Dein Haupt von Lorbeerblättern.
Aber trunken von der Liebe Wahnsinn
Wollte er gewaltsam sie umfassen,
Doch das Mädchen, das in lautes Schluchzen
Plötzlich ausbrach, wie ein hart verletztes
Flücht'ges Reh entsprang es durch die Thüre
Und verdrießlich warf sein Heft Aulonius
In die Ecke: Wie ein Blinder schrieb ich
Von der Liebe, und zu meinem Schaden
Fühl' ich nun wie Liebe brennt und peinigt!
Und verdrießlich setzte er sich nieder,
Bis die Dämmrung seine Stube fülle,
Bis die Nacht den sternegeschmückten Schleier
Weithin legte über Haus und Garten.
Und verdrießlich stand er auf und suchte
Dann sein einsam Lager. Ruhig hatten
Stets ihn die Spondeen und Molossen
Schlafen lassen, — nicht wollt' in sein Auge
Schlaf jetzt kommen. Wie er auch sich wälzte
Auf die rechte oder linke Seite,
Seine Decken von sich trat und welches

Und das hört ein frischer Knabe,
Windet eilig einen Kranz,
Schleicht zum Mädchen und bekränzt sie:
Komm m... mit zum Kirmestanz!

Und sie fragt sich: soll ich bleiben?
Und sie fragt sich: soll ich geh'n?
Schweigend folgt sie ihm am Arme,
Weiß nicht wie ihr ist geschieh'n.

Schöner bist Du, trägst Du Blumen,
Stolzer wirst Du, trinkst Du Wein:
Wohler wäre Dir auf Erden,
Wüßtest Du die Meine sein!

Nach dem ersten Tanze trinkt sie
Kühlen Wein recht wohlgemuth:
Nach dem zweiten sagt sie leise:
Frag mich nicht: ich bin Dir gut.

Immer will ich Blumen tragen,
Immer trinken kühlen Wein,
Immer will ich lieb Dich haben,
Immerfort die Deine sein!

Schrubb-Lieder.

Wie so lieblich durch die Fensterscheiben
Spielt der goldne Morgensonnenschein!
Heute muß ich in dem Zimmer bleiben,
Heute kann's mir nirgend wohler sein!
„Mann, Du mußt hinaus, hinaus!
's wird geschrubbt das ganze Haus."
Schrubb, schrubb, schrubb! : :

Fern vom bunten lauten Weltgewühle
Ist es hier so still, so heimlich mir!
Wie ich mich doch so gemüthlich fühle,
Ob behaglich in dem Zimmer!
„Mann, Du mußt hinaus, hinaus!
's wird geschrubbt das ganze Haus."
Schrubb, schrubb, schrubb! : :

Ach! es ist ein Traum ja nur gewesen —
Hier ist länger meines Bleibens nicht.
Eimer kommen schon, und Bürsten, Besen, —
Sei's denn! Folgsamkeit ist Mannes Pflicht.
Ja, ich muß hinaus, hinaus:
's wird geschrubbt das ganze Haus!
Schrubb, schrubb, schrubb! : :

F. Hirschfeld.

Kirchhofsrosen.

Wenn ich oft Gestalten sehe,
Die den Keim des Todes tragen,
Möcht ich immer grübelnd fragen:
Warum all' dies bleiche Wehe?

Und warum dies lange Sterben,
Dieses Bangen, dieses Schweben,
Dieses Ringen um das Leben
Mit dem Tod, dem bittern, herben?

Immer muß im Geist auf's Neue
Ich dies Ringen voller Grauen,
Auf des Lebens Kampfplatz schauen —
Und der Tod ist hier der Leue.

Um die Opfer möcht' ich weinen
Seh' ich in den todesbleichen
Zügen jene Schreckenszeichen:
Vor der Ehe mußt Du erscheinen!

Bald, ja bald mußt Du erliegen,
Denn der Krankheit Vampyr leise,
Unersättlich, tropfenweise
Saugt Dein Blut mit gieren Zügen.

Nicht der Lenz hat diese Wangen
Angehaucht mit Liebeskosen;
Kirchhofsrosen, Kirchhofsrosen!
O wie bald seid ihr vergangen! —

Will der Tod die Seinen werben,
Sei's im Sturmschritt hast'ger Eile;
Nur nicht diese zög'rnden Beile,
Dieses lange, bange Sterben!

L. L. Brück.

Friedrich Rückert.

Wie der Jongleur die glanzend-gold'nen Globen
In schönen Kreisen tanzt sein Haupt umschweben,
Ein holdes Spiel voll Heiterkeit und Leben,
Das Alle, die es schauen, jubelnd loben;

Und wie der Rossebändiger, von oben
Herab, die Rosse, die sich wild erheben,
Zu lenken weiß, daß all' ihr Widerstreben
Durch leisen Druck der Zügel ist gehoben:

So weißt Du, Freiraud, mit klangvollen Reimen,
Durchgeistet von Gedanken und Gefühlen,
Gleich gold'nen Globen meisterhaft zu spielen:

So weißt Du Deinen Pegasus zu zäumen,
Zu lenken nach den selbstbestimmten Zielen
In Erdenbahnen und in Himmelsräumen.

Die barmherzige Schwester.

Am Krankenbett in letzter Nacht
Hielt die barmherz'ge Schwester Wacht.
Ihr Betbuch hatte sie vergessen
Und nahm zum Schlafvertreib indessen
Aus ihrer Kranken Bücherschrein
Ein Buch — kein böses kann' es sein;
Mocht' es dem Dichter sonst gelingen,
Die Heil'ge Schrift in Reim' zu bringen? —
Der Doctor früh am Morgen find't
Die Augen von dem lieben Kind
Verweint, geröthet und entzünd't.
Sie hatte noch den ersten Band
Von Friedrich Rückert in der Hand,
Darin der „Liebesfrühling" stand. —
Ach mög' ihr Aug' und Herz genesen!
Sie hat die Nacht zu viel gelesen.

Sehnsucht.

Nach den Bergen sehnst Du Dich, den fernen,
Nach dem Himmel, nach den gold'nen Sternen —
Ach, Du suchest erd- und himmelwärts
Ewig nur — ein Menschenherz.

H. Hoffmann von Fallersleben.

Deutsche Träume.

Ihr schwelgt in schönen Träumen
Der guten, alten Zeit,
Ihr laßt die Becher schäumen
Für deutsche Herrlichkeit,
Ihr denket jener Ehren,
Als Varus uns bekriegt,
Wie da Germaniens Bären
Die Aare Roms besiegt.

Ihr denkt an Reich und Kaiser,
Der Feinde Schreck und Damm,
An all' die edlen Reiser
Aus deutschem Heldenstamm:
Carolus, starke Eiche,
Wer hält bei Dir nicht Rast:
Wie fest hast Du die Speiche
Im Rad der Zeit erfaßt!

Du, Heinrich, Stadtgründer,
Und Otto, stolzer Leu,
Wer ist nicht gern Verkünder
Der Thaten hoch und treu!
Und Konrad, Du, aus Franken,
Und Heinrich, mürb'ger Sohn,
Gegrüßt ihr grünen Ranken
Am deutschen Kaiserthron!

Schaut, wie sie stolz und mächtig
In Wort und That erblühn
Die Staufen, groß und prächtig,
Die Helden stark und kühn!
Du, Rothbart, deutsche Lanze,
Du, Friedrich, hoher Geist,
Den nie im rechten Glanze
Das Lied des Dichters preist! —

Erloschen sind die Sterne,
Gebrochen ist die Macht,
Es strahlt aus weiter Ferne
Herüber Füll' und Pracht:
Bei dem, was sie erworben,
Der Sinn noch träumend weilt,
Die Ahnen sind gestorben,
Das Erbe ward getheilt.

Die Lande, welche einte
Der deutsche Kaisertron,
Es nahmen uns die Feinde
Manch schönes Stück davon;
Es schweift der Blick hinüber,
Dort grüßet Erwins Dom,
Und klagend rauscht vorüber
Der Rhein, der heil'ge Strom.

Das sind die alten Lieder
Das ist die alte Art,
Sie klingen immer wieder
So stark und treu und zart;
Sie klingen, und die Herzen
Erfaßt ein grimmes Leid,
In tiefen, heil'gen Schmerzen
Verträumen sie die Zeit.

Doch rauscht der Zeitenflügel,
Noch glüht der heil'ge Brand,
Noch grünen rings die Hügel,
Mein deutsches Vaterland,
Noch brausen stolze Wogen
Durch manche goldne Mark,
Noch blaut der Himmelsbogen,
Das Volk ist groß und stark!

Frisch auf! ihr sollt ihn gründen,
Den Thron der neuen Zeit,
Des Geistes Fackel zünden
Zu frischer Herrlichkeit,
Der Künste Blüthe wahren
Und fügen Stern an Stern,
Und euch in Liebe schaaren
Um Einen Gott und Herrn! —

O schöner Zukunft Tage!
Die gold'nen Fahnen wehn,
Verstummt ist jede Klage
Um das, was einst geschehn:
Mit blanken Waffen wehren
Wir leicht der Feinde Hand:
Dann stehst Du hoch in Ehren,
Mein deutsches Vaterland!

Der Ring.

Geliebte, komm und laß Dir reichen
Den gold'nen Ring, der Treue Pfand:
Trag ihn, der Liebe theures Zeichen
Als Zierde Deiner schönen Hand.

Es kam das Gold, das edle, klare,
Tief aus der Erde Schooß ans Licht,
So wie die Lieb', die ewig wahre,
Nur aus der Seele Tiefen bricht.

Und wie der Rost sich sucht vergebens
Des edlen Goldes lichte Bahn,
So faßt der Frost und Rost des Lebens
Auch nimmer ächte Liebe an.

Doch wehe! wer mit leichten Scherzen
Die Liebe knüpft an dieses Ding:
Die ächte Liebe kommt von Herzen
Und nicht von einem gold'nen Ring.

Mag er Dir Sinn und Deutung geben
Von dem, was mich geführt zu Dir
Daß Du Dein Herz, Dein ganzes Leben
In Liebe gabst zu eigen mir.

Georg Fink.

Sonst und Jetzt.

Weißt noch, wie ich Dir schmeichelnd sagte:
Süß Lieb, wir werden glücklich sein?
Du spieltest schelmisch die Verzagte,
Ich wiegte Dich in Träume ein.

Mit Deinen Zweifeln schufst Du Qualen,
Aus meinen Qualen sogst Du Lust.
Und diese Lust — wie Sonnenstrahlen
Zog ich sie ein in meine Brust.

Die Zweifel sind nun längst verschwunden,
Und alle Qual ist nun vorbei,
Und doch wie gern von jenen Stunden
Auf' ich die Schatten noch herbei.

Lebenslust.

Greife zu mit vollen Händen,
Erdgebornes Menschenkind,
Wenn die Götter Gutes senden,
Und bei heitrer Laune sind!

Nur nicht schlürfen, nur nicht nippen,
Geht der volle Becher rund!
Festgelangt an süße Lippen,
Nicht erst lang geneipt den Mund! —

Soll ich nach dem Golde fragen,
Wenn mein Herz so reich und voll?
Freund, das Geld ist nicht geschlagen,
Daß man elend darben soll!

Laß die blanken Thaler rollen,
Die Dukaten obendrein,
Die beschnittnen und die vollen —
Alle Münzen, groß und klein! —

Herzen, die von Liebe glühen,
Lippen, die zum Küssen rund,
Wangen, die im Wein erblühen,
Sind der Götter liebster Fund.

Schmähst Du Wein und Lieb' und Lieder
Und die tolle Lustigkeit —
Komm nach hundert Jahren wieder,
Heute hab' ich keine Zeit.

Rudolf Baumbach.

Nächtlicher Rosenduft.

Verbirgt auch Dunkelheit
Im Gartenbeet die Blüthe,
Ihr Hauch der Innigkeit
Spricht tief mir zum Gemüthe.
Das ist der Zauberduft,
Den doppelt süß die Rose
Ausathmet in die Luft,
Ruht sie der Nacht im Schooße.

So an der Stimme Laut,
Der mir das Herz erfüllte,
Erkannt' ich meine Braut,
Wenn Dunkel sie umhüllte.
Der Jugend Hochgefühl,
Das ich für todt gehalten,
Erhebt sich frisch vom Pfühl
In meines Herzens Falten.

Unbefriedigte Sehnsucht.

Bald schmückt der Abendröthe Glanz
Den Fichtenberg mit gold'nem Kranz.
Die Sehnsucht treibt mich aus dem Haus
Durchs Feld zum stillen Wald hinaus.

Hier schau' ich in den klaren See:
Ach! wie ist mir so wohl, so weh,
Als blickt' ich einer lieben Frau
In ihrer Augen tiefes Blau.

Hell blinkt im See der Abendstern
So nahe mir und doch so fern.
Sei stark mein Herz! Zieh' dich zurück
Und träume dir der Liebe Glück.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Italische Blätter.

Neapel.

Gruß dir Neapel! Welcher Glanz der Lüfte,
Und welches Licht am hohen Himmelsbogen,
Und welches Blau in tiefen Meeresmogen,
Und welche Fluthen der Orangendüfte!

Und welch Getümmel durch der Straßen Klüfte,
Die rollend stets von Wagen sind durchzogen,
Vom Roß durchbraust, vom Wandrer rasch durchflogen:
Das drängt sich Arm an Arm und Hüft' an Hüfte.

Das schwatzt und lärmet, lachet, pfeift und singet,
Sie hadern, markten, feilschen, handeln, kaufen,
Daß es mir wirbelt und im Ohre klinget.

Wie wind' ich mich durch diesen dichten Haufen,
Der mich in seinen Knäul unlösbar schlinget?
Laßt uns nur toll mit all den Tollen laufen!

Auf Camaldoli.

Großstolze Schau' Es liegen Meer und Lande
Im höchsten Schönheitsglanze hingebreitet,
Berg' und Gestad durch Buchten ausgeweitet,
Und Alles glänzt im weißen Sonnenbrande.

Capri und Ischia ragen fern am Rande
Des Horizonts, im blauen Golfe gleitet
Rings Schiff an Schiff die Segel hell gebreitet,
Neapel leuchtet weit vom schönen Strande.

Vollkom'ne Lebensbilder ohne Schranken!
Doch sieht ...a den Besuv tiefdunkel steigen
Gleich wie des Todes drohenden Gedanken.

Nie schaut' ich solch ein Bild so groß und eigen,
Wo Reiz und Ernst sich ineinander ranken.
Wie reich bist du Natur! Der Rest ist Schweigen.

An der Marina.

Welch kunterbunt und farbig Straßenleben,
Da ist nicht Zwang noch Hinderung zu spüren:
Sie hocken ringS geellig vor den Thüren,
All dem Geschäft des Augenblicks ergeben.

Die dunkeläug'gen Kinder spielen eben,
Geheim Gespräch siehst du die Mädchen führen,
Indeß die Mütter offne Feuer schüren,
Großmütter ihre Fäden spinnend weben.

Es klopft der Schuster dort an seinen Schuhen,
Der Schneider schnellet auf und ab die Nadel,
Der Krämer nestelt in den alten Truhen.

Wer schlafen will, der fürchtet seinen Tadel,
Du siehst ihn schnarchend an der Erde ruhen —
So treibt es hier der Lazzaroni-Adel.

Die Caſtelle.

Dumpf ſchaun in dieſe lichte Stadt der Feſte
Vom Meer und von den Höhen ſtolze Mauern,
Sie machen Dir die frohe Seele ſchauern,
Vergangner Blut'ger Zeiten Ueberreſte.
Hier in der Fluth ragt Anjous dunkle Veſte
So fenſterlos und ſchroff ſteht da ſie kauern;
Sankt Elmo ſieht du auf der Höhe lauern,
Vernichtung droht vom felsgethürmten Reſte.
Mir ſcheinen wilde Schatten dort zu ſchweben,
Der Anjou Schatten, Schatten der Bourbonen.
Zorn war ihr Daſein, Blutgier war ihr Leben.
Kann Grimm und Haß denn in der Seele wohnen,
Wo Alles lacht? Stammt der Vernichtung Streben
Von Ewern, die im Flammenberge thronen?

Ida.

Am Rheine ſah ich einſt ein Kind erblühen
Gleich einer Roſenknoſpe licht und helle.
Es ſtand ſo fröhlich an des Lebens Schwelle,
Als ſei das Leben ohne Laſt und Mühen.
Ich ſah die Knoſpe dann als Blume ſprühen:
Ein Wunder war's. Der Freude lichte Quelle
Ward ſie für uns. Raſch geht der Zeiten Welle —
Ich ſah ihr lieblich Haupt im Brautkranz glühen.
Dann zog ſie fort zu dieſen Prachtgeſtaden
Parthenope's. Hier hat ſie noch genoſſen
Das vollſte Leben auf den reichſten Pfaden.
Du ſchlimmer Süd, von Licht und Glanz umfloſſen,
O welche Schuld haſt du auf dich geladen!
Du haſt ein ſchönes deutſches Aug' geſchloſſen!

Wunder.

Wie anders iſt's in dieſen Berg' und Thalen,
Als drüben in den heimathlichen Gauen!
So dunkel ſah ich nie die Wogen blauen,
So hell im Lichte nie die Felſen ſtrahlen.
Die Pflanzen, die ſie unter ew'gen Qualen
Daheim im ſchwülen Treibhaus ängſtlich bauen,
Sie ſchmücken ungeſtiegt die üpp'gen Auen,
Goldfrüchte glühn im Laubwerk, ſchön zum Malen.
Und wie ich ſchreit' an lachenden Geſtaden,
Da hör' ich auch das ſchwirrende Geſinge
Der unbekannten ſüdlichen Cikaden.
Die mächt'gen Oleanderſchmetterlinge,
Sie ſchwärmen im Hybiskus-Honigbade:
Allwärts gewahrt das Auge Wunderdinge.

Baja.

Es lagen hier der alten Römer Flotten,
Die weit und breit den Ocean befahren,
Die rings an allen Küſten Sieger waren,
Die ſelbſt Carthago's höhniſch durften ſpotten.
Hier zechten der Matroſen wilde Rotten,
Erzählend von beſtandenen Gefahren,
Hier pflegten Frucht die Speicher zu bewahren,
Sie hargen hier den Wein in kühlen Grotten.
Stadt, Tempel, Villen in des Laubwerks Kranze
Entragten rings den rebenreichen Hängen,
Geſang erſcholl, es ruht die Welt im Glanze.
Jetzt iſt es hier ſo öd' auf öden Gängen,
Das Meer ſo ſtill, verkümmert Menſch und Pflanze:
Die todte Schau will mir den Athem engen.

Portici.

Mag ſich verderbenſchwanger auch erheben
Der Feuerberg und täglich Unheil drohen
Mit Stein- und Aſchenregen, Flammenlohen,
Mag ſeinem Ungeſtüm der Feld erbeben.
Hier ſieht du ſtets in munter friſchem Leben
Hintreiben ſich die unermüdlich Frohen,
Es klingen Geigen, Flöten und Hoboen,
Den Barkenführer ſieht du ſingend ſchweben.
Wie ſie auf Wagen keck das Land durchrennen,
O, wie ſie wild im wirren Tanz ſich wiegen
Beim Coſtagnettenton! Die Blicke brennen.
Die Buſen wogen und die Haare fliegen.
Komm her, hier lernſt du wahren Frohſinn kennen:
Es ſcheint den Tod das Leben zu beſiegen!

Pompeji.

Von alten Büchern habt ihr wohl vernommen —
Drin alte Schrift die ältre Schrift verſtecket,
Durch die, wenn ſie geſchickte Hand erwecket,
Verſchollne Kunden an die Sonnen kommen.
So iſt Pompeji, das von Zorn, entglommen
Der Feuerberg mit Aſchen einſt bedecket.
Du armes Volk, wie wurdeſt du erſchrecket,
Als dich dein tragiſch Schickſal überkommen!
Jahrtauſende war ſeine Spur verloren,
Manch Volk iſt über dieſe Stadt geſchritten,
Da fand ein Bauer ſie beim Brunnenbohren.
Man grub ſie aus, und in der Lava Mitten
Lehrt ſie mit Straßen, Häuſern, Mauern, Thoren
Uns mehr wie alle Bücher alte Sitten.

Sorrent.

So ſind ſie doch erfüllt die Jugendträume:
Ich lieg' im Graſe ob Sorrent's Geſtaden,
Wo mich in ihre friſchen Schatten laden
Oliven-, Myrt- und Goldorangenbäume
Durchs Laubwerk ſtrahlen rings die weißen Schäume
Des lichten Meeres, drin ſich die Inſeln baden,
Die Kähne ziehn auf ſilberhellen Pfaden
Und Städt' und Villen kränzen rings die Säume.

O Jugendzeit, du Zeit voll jungem Glanze,
Es träumte damals in den frohen Tagen
Die heiße Stirn von einem Lorberkranze.

An Tasso's Wiege ſeh' ich herrlich ragen
Ob meinem Haupt der Dichter heilge Pflanze:
Darf ich mir einen Zweig zu pflücken wagen?

Auf dem Golf.

Wie lieblich iſt's auf ſchlankem Boot zu ſchweben
In dieſem Golf! die weißen Segel ſchwellen,
Es kräuſeln ſilbern ſich die blauen Wellen,
Wir ruhn vom tiefen Himmel hoch umgeben.

Rings blüht der Landſchaft wunderbares Leben;
Dort grottenreich Gebüſch mit friſchen Quellen,
Hier dunkles Grün, daraus ſich ringe die hellen
Luſthäuſer mit den weißen Mauern heben.

Hier magſt du alte Römerthürme ſchauen,
Hier ließ ſich Maure und Normanne nieder,
Dort ſteht in Barbaroſſas Veſte grauen.

Einſt klang das Land von wildem Schlachtlärm wieder,
Hier wollten alle Völker Hütten bauen:
Wir ſingen friedlich ſüße deutſche Lieder.

Die Inſeln der Sirenen.

Ihr kennt die ſchöne Sage der Helenen
Von jenen lieberreichen Waſſerfrauen,
Die ſchwimmend ſich im Meerie ließen ſchauen:
Wer ſie vernahm, empfand ein endlos Sehnen.

Man hört' ihn Tag und Nächte Seufzer dehnen,
Er ſtarb vor Schmerz noch dieſen ewig blauen
Gewäſſern und der Küſte grünen Auen. —
Dort leuchten ſie, die Inſeln der Sirenen.

Wo ſind ſie nun, die ſüßen Sängerinnen?
Kaum leben ſie noch in den alten Kunden,
Die im Odyſſeuslied den Geiſt gewinnen.

Doch iſt der holde Zauber nicht entſchwunden,
Verſtrudend wehen ſie noch unſern Sinnen
Die Zauberlieder in geweihten Stunden.

Italiens Weine.

Jetzt hab' ich alle Weine durchgenoſſen:
Wohl mochte goldner Vino ſanto munden,
Und Aliatico in guten Stunden
Iſt zu Florenz mir in das Glas gefloſſen.

Ich trank zu Rom mit fröhlichen Genoſſen
Den Orvieto, wenn uns hold verbunden
Die frohe Luſt, auch hat bei Tafelrunden
Velletri oft die Herzen aufgeſchloſſen.

Neapel bot den Capri unſere Zungen
Und Lacrimae in roth und goldnem Scheine,
Zumeiſt ward der Falleruerkrug geſchwungen.

Süß oder herb, es waren gute Weine,
Doch keinem iſt von allen es gelungen,
Uns zu begeiſtern wie das Gold vom Rheine.

Standpunkt des Wunderers.

Was frommen Klagen hier, was nutzt der Jammer,
Die ihr mit Leidensmienen aufgeſproſſen,
Daß ihr nicht könnt des Norden Ofen ſtochen,
Und daß an Thür und Fenſter fehlt die Klammer,

Daß ihr entbehrt das Bett der heim'ſchen Kammer,
Daß ſie im Topf nicht wie zu Hauſe kochen
Und daß euch grauſam ein Inſekt geſtochen.
Steht nicht als Amboß da, zeigt euch als Hammer!

Was bleibt ihr nicht daheim bei Eul' und Unken,
Macht nicht dies wundervolle, ſonnenklare,
Fruchtreiche Land die Seele ſelig trunken?

Seht ihr der Meiſter Werke, die wie Aare
Ob Welt und Zeiten ſchweben, nicht verſunken
Wie vor des Menſchenthumes hochaltare?

Paeſtum.

Hier öffnet ſich ein Blick in der Helenen
Glanzvolle Welt, die längſt in Nacht geſunken —
Ach, Schlangen ziſchen jetzt, es ſchrei'n die Unken
In Sümpfen, die ſich fieberträchtig dehnen.

Doch ſteht ihr noch bewunderungsvoll vor jenen
Verfallnen Tempeln, die ſie ſchönheittrunken
Hier ſchufen, hell durchweht vom Gotterfunken,
Und durch die Seelen zieht ein heilig Sehnen.

Das Sehnen iſt's nach jenem urgeſunden
Geiſtklaren Volke, das im Reich der Schönen
Als Sieger glänzt, von keinem überwunden.

Es iſt dahin. Der Nachwelt ſpäten Söhnen
Erklingen wohl noch Helles hehre Kunden,
Doch nie mehr wird Homeros Sprache tönen.

Abſchied von Neapel.

Glückſelig, wer das Daſein einſt genoſſen
In dieſem unausſprechlich ſchönen Lande,
Er trägt in der Erinnrung reichem Pfande
Ein hohes Klemod in das Herz geſchloſſen.

Lebt wohl ihr Berge, licht- und glanzumfloſſen,
Ihr holden Städte an dem Wogenſtrande,
Ihr grünen Inſeln an des Golfes Rande,
Du blaue Fluth von Strahlen übergoſſen!

Zu Schiff! Die Glocke klingt und Boot um Boote
Umſchwärmen ſchon den Dampfer im Gewebe,
Die Räder ſauſen, Rauch entſteigt dem Schlote.

Neapel ſieh und ſtirb! Nein, ſieh's und lebe,
Nie werd ich jetzt mehr arm. Friſchauf, Pilote,
Daß ich getroſt zur alten Heimath ſchwebe.

Düsseldorfer Künstler-Album.

Sechzehnter Jahrgang.

1866.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Bilder.

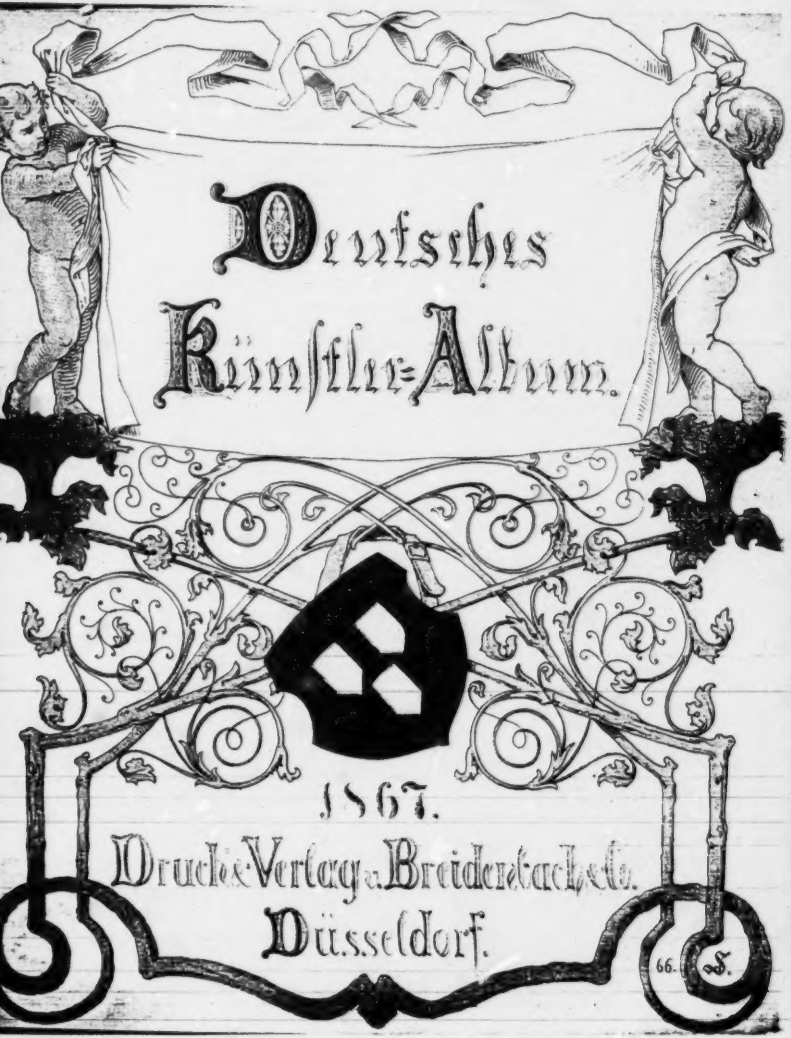
Titel von Professor A. Schrödter.
Das Verhör von F. Hiddemann.
Straße in Genzano von Professor Osw. Achenbach.
Pagenstreiche von A. J. Litschauer.
Abend auf dem Monte Pincio von E. Jungheim.
Der kleine Apfeldieb von H. Salentin.
Der Analabar in Liffis von Paul von Franken.
Volker und Hagen auf der Wacht von A. Baur.
Hurrah' wir haben sie von C. Hünten.
Gralende Hirsche von Deiker.
Der Geheimschreiber von A. Kindler.
Loreley von Adolph Schmitz.
Der Gang zum ersten Aufgebot von Prof. A. Jordan.
Sommer von L. Hugo Becker.
Im Postbureau von E. Stammel.
Forellenfischer in Gastein von G. Süs.
Auf der Wanderschaft von Th. Böttcher
Abschied von A. von Wille.
Nachzügler von Geerts.
Römische Hirten von W. Krafft.
Freund Epheu spricht von Frau Allwine Schrödter.
Der Christabend von Professor E. Scheuren.

II. Gedichte.

(Die Holzschnitte sind ausgeführt in dem Atelier von Brend'amour in Düsseldorf.)

	Seite
Adalbert Stifter. Der Waldbrunnen. (Erzählung.)	1
Anastasius Grün. Ein Liebesbote	18
Bildhauer	19
Hermann Lingg. Gruß in die Ferne	19
Heilige Cäcilia	20
Tesaß	20
Hemma	20
Herodias	21
Max Schaffrath. Leid und Lust — Aus tiefer Brust	22
C. Malsrath. Im Gewitter	25
Zumnacht	25
Unvergeßlich	26
Robert Hamerling. Götterlöhne	26
Im Schloßhof	26
Die Sonnenblume	27
Felix Dahn. Lied Siegfrieds	27
Hagens Sterbelied	28
Gisbert Freiherr von Vinke.	
I. König Richard und Herr Blondel de Nesle (1194)	28
II. König Richard und Graf Johann von Mortagne	29
Carl Siebel. Durch Nacht zum Licht	30
So trau' mir doch	31
Herbstlied	31
Emil Rittershaus. Blaue Augen	31
Der Christabend	32
Liebesgruß	33
Julius Groſse. Laßt austoben	33
Des Frontinos Begräbniß. (Nach Armand.)	34
Indianerkriegsrath. (Nach Armand.)	34
Karl Mayer. Die Aller	35
Unter blühenden Kirschbäumen	36
An den Mai	36
An einen Flug Raben	36
Frühlingsstimmung	36
Landschaftstöne	36
Einsamkeit	36
Der verjagte Falter	37
Abendluft	37
Abendsang	37
Hall' und Fälle	37
Leichter und schwerer Tod	37
Hermann Grieben. Liederlust	37
Gustav Pfarrius. Der Tunnel	38
J. C. Fischer. Minnesänger	38

	Seite
Alexander Kaufmann. Die Träumer	38
Maiweinlied	39
Kleinigkeiten aus dem Süden. 1. In antikem Sinne. 2. Spanisch. 3. An die heilige Jungfrau. (Nach italien. Motiv.)	40
Die Erfindung des Fastens. (Nach wallachischem Motiv.)	40
Amara George. Auf der Flucht. (Aus einer Novelle.)	41
O. F. Gruppe. Das jüngste Gericht	42
Friedrich Becher. Ausonius	42
Siegfried Kapper. Erzgebirgische Lieder.	
1. Sonntagsstube	44
2. Die Spinnerin	45
Hoffmann von Fallersleben.	
Soll nicht meine Hoffnung sinken	45
Ade, Helene	45
Trinklied	45
Rasch bekehrt	45
Schrudd-Liedchen	46
H. Steinthaer. Kirchhofsrosen	46
A. E. Grück. Friedrich Rückert	46
Die barmherzige Schwester	47
Sehnsucht	47
K. Hofmann von Waldorn. Deutsche Träume	47
Der Ring	48
Georg Hick. Sonst und Jetzt	48
Lebenslust	48
Adolf Bube. Nächtlicher Rosenduft	49
Unbefriedigte Sehnsucht	49
Wolfgang Müller v. Königswinter. Italische Blätter	49
Neapel	49
Auf Camaldoli	49
An der Marina	49
Die Cascelle	50
Ada	50
Wunder	50
Baja	50
Portici	50
Pompeji	50
Sorrent	51
Auf dem Golf	51
Die Inseln der Sirenen	51
Italiens Weine	51
Standpunkt des Wanderers	51
Paestum	51
Abschied von Neapel	51


Deutsches
Künstler-Album.
1867.
Druck & Verlag v. Breidenbach & Co.
Düsseldorf.
66. S.

Deutsches

Künstler-Album.

Redigirt

von

Dr. Wolfg. Müller von Königswinter.

1867

Düsseldorf,

Druck und Verlag von Breidenbach & Co.

Lithographisches Institut.

Reproduction von Gebr. Hoffmann in Leipzig
Gedruckt von C. Grumbach in Leipzig.

Bibliotheca
Berolinensis

Inhalts-Verzeichniß.

I. Bilder.

Seite

Titelblatt von Frau Allwine Schrödter in Carlsruhe . . . 1
Auf Wiedersehen von Professor Carl Becker in Berlin . . 3
Rathe wer ist's? von Professor Adolf Menzel in Berlin . 5
Der Reichenbach von Carl Jungheim in Düsseldorf 7
Nord oder Süd, wenn nur die Seele glüht von Professor Caspar Scheuren in Düsseldorf 9
Der alte Krieger und sein Enkel von Professor A. Tidemand in Düsseldorf 11
Sucewittchen von A. Hendschel in Frankfurt a. M. 13
Norwegische Küste von S. Jacobsen in Düsseldorf 15
Dante und Beatrice von Director Eduard Bendemann in Düsseldorf, mit Gedicht von Ludwig Uhland 17
Scene aus „Was ihr wollt" von Professor Adolf Schrödter in Carlsruhe 19
Verbotene Frucht von B. Vautier in Düsseldorf 21
Am Jacobsbrunnen von Professor Jos. Ritter von Führich in Wien 23
Heimkehr der Heerde von C. Kröner in Düsseldorf 25
In der Kloster-Bibliothek von Wilhelm Riefstahl in Berlin . 27
Einfahrt von Hâvre de Grâce von Wilhelm Meyer in Cöln, mit Gedicht von Wolfg. Müller von Königswinter 29
Julia von Adolf Schmitz in Düsseldorf 31
Hans Sachs von Carl Haeberlin in München, mit Gedicht von Wolfgang von Goethe 33
Jugendstreiche von C. Becker in Berlin 35
Spruch-Illustration zu Friedrich Rückert's „Neuses aus Neuseß" von Frau Angelika von Woringen in Freiburg 37
Illustration zu Adelbert Chamisso's „Lebens-Lieder und Bilder" von Max Adamo in München 39
Wallensteins Zug nach Eger von Professor Carl Piloty in München, mit Gedicht von Ludwig Bund 41
Mozart (componirt den Don Juan) von Th. Mintrop in Düsseldorf, mit Gedicht von Ed. Brauer 43
St. Eustachius von Professor Friedrich Preller in Weimar, mit Gedicht von Gustav Pfarrius 45
Mondenschein von Professor M. von Schwind in München, mit Gedicht von Wolfgang Müller von Königswinter . . . 47

II. Gedichte.

Seite

Friedrich Rückert. Neuses aus Neuseß 38
Ludwig Bund. Wallensteins Zug nach Eger 42
Gustav Pfarrius. St. Eustachius 46
Hieronymus Lorm. Ein adeliges Fräulein. Novelle 49
Trinkspruch 57
Gisbert Freiherr von Vincke. Jenseits und diesseits der Berge . 57
J. H. Mosenthal. Aus einem Cyclus: Herbstzeitlosen . . . 63
Hermann Lingg. Wanderers Weihnacht 64
Klosterrose 64
Frühlingslied 64
Ein Waffenstillstand 65
Karl Simrock. Der große Kurfürst auf der langen Brücke zu Berlin . 65
St. Agnes 65
Zu den Schweizerliedern 66
Die Rose blüht 66
Dräxler-Manfred. Seerose 66
Friedrich Bodenstedt. Abschied vom Kaukasus 67
In der Fremde 68
Gottfried Wandner. Schule und Leben. Illustration von Max Adamo in München 68
Am Meeresstrande 69
Meerfahrt 69
Heimkehr 70
Klage 70
Abgewendet 71
Dr. Wilhelm Hertz. Ein altes Büchlein 71
Segen der Nacht 72
Bergeinsamkeit 72
Brieflein 72
Julius Grosse. Die schwarze Burgel 72
Julius Rodenberg. Sie ist fern von dem Land 73
Der junge Harfner 74
Carl Siebel. Gott Bacchus 74
Lied der Windsbraut 74
Auch ein Gebet 74
J. Victor Scheffel. Der Wasgenstein. Illustrirt von F. Keller in Carlsruhe 75

	Seite
Ludwig August Frankl. Allerlei Weisheit	77
Müller von der Werra. Prinz Eugen	77
Eduard Mörike. Meiner Schwester	78
An Margot	78
Max Schaffrath. Ein einsamer Kirschbaum	79
Halme	79
Zum Troste	80
Beruhigung	80
Adolf Bube. Gebirgsode	80
Orangenlilie	81
Seelilien	81
Hoffmann von Fallersleben. Müllers Töchterlein	81
Ich bin ein Husar	81
Eduard Grauer. (Mozart am Clavier 44) Schweizerbilder	82
Karl Mayer. Unterschied im Leben	83
Auf Waldeswegen	83
Stille Bewegung	83
Im fernen Wald	83
Felix Dahn. Herakles	83
Arabisches	84

	Seite
Georg Hick. Liebeslieder	85
Emanuel Geibel. Der Spielmann	85
Carl von Holtei. An eine fürstliche Braut	86
Josef Weilen. Torquato Tasso. Illustration von M. Adamo in München	86
Hermann Grieben. Im Rheingau	88
Immortellen	89
Emil Rittershaus. Ein Osterlied	89
Nichts für Spatzen	90
Heinrich Steinhauer. Lenzjubel	90
Die Haide	90
Verloren	91
August Silberstein. Nachtbild	91
Edelwild	91
In ein schönes Frauenantlitz sehen	91
Begrab'ne Lieb'	92
O. F. Gruppe. Der Kalif	92
Dr. **Wolfgang Müller von Königswinter.** (Hagens Lied 48) Italische Blätter	93

Frau Allwine Schroedter

in

Carlsruhe.

Titelblatt zum Deutschen Künstler-Album.

Deutsches
Künstler Album

Professor Carl Becker

in

Berlin.

„Auf Wiedersehen."

Lithographie von C. Bösnapp in Berlin.

AUF WIEDERSEHEN!

Professor Adolf Menzel

in

Berlin.

„Rathe wer ist's?"

Scene auf einem Rennhofe des 16. Jahrhunderts.

Kathe, wer iſt's?

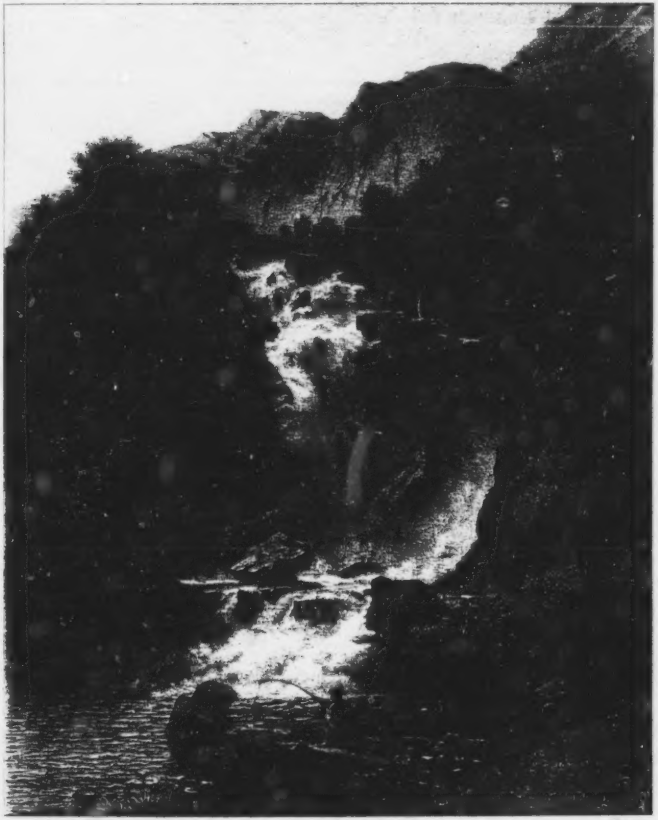
Carl Jungheim

in

Düsseldorf.

„Der Reichenbach."

Lithographirt von Jos. Lützeler in Düsseldorf.



DER REICHENBACH

Professor Caspar Scheuren

in

Düsseldorf.

Nord oder Süd,
Wenn nur die Seele glüht.

Professor Adolf Tidemand

in

Düsseldorf.

„Der alte Krieger und sein Enkel."

DER ALTE KRIEGER UND SEIN ENKEL.

A. Hendschel

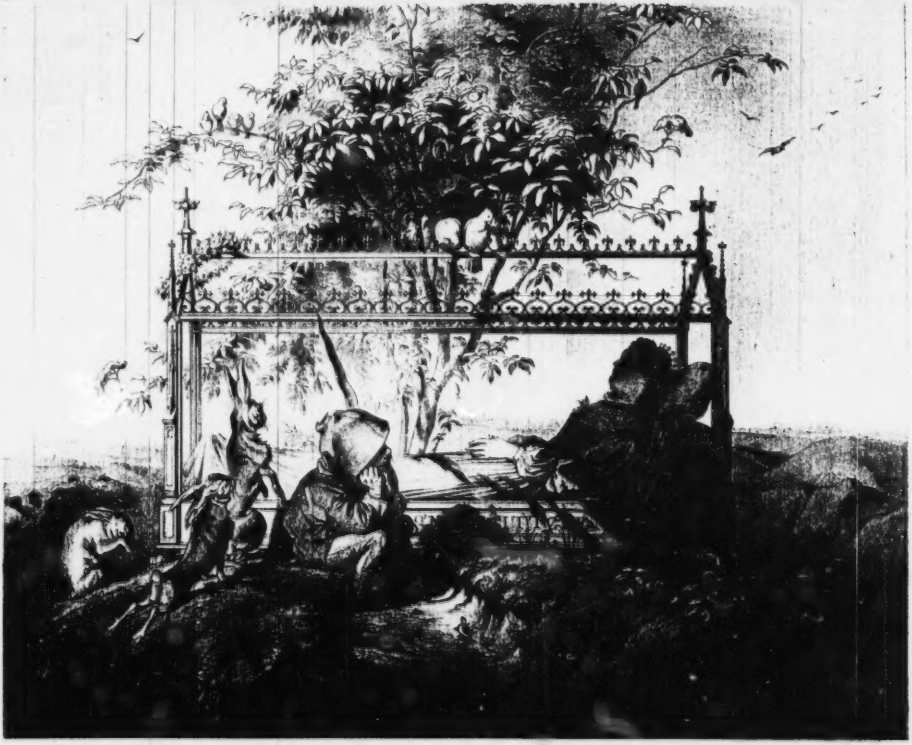
in

Frankfurt a. M.

—

„Sneewittchen."

Lithographirt von Wilh. Greiff in Düsseldorf.



S. Jacobsen

in

Düsseldorf.

„Norwegische Küste."

Lithographie von Aug. Hoffmann in Düsseldorf.

Director Eduard Bendemann

in

Düsseldorf.

„Dante und Beatrice.“

Chromotypie von Wilh. Greef in Düsseldorf.

Ludwig Uhland.

War's ein Thor der Stadt Florenz,
Oder war's ein Thor der Himmel,
Traus am klaren Frühlingsmorgen
Zog so festlich Gewimmel?

Kinder hold wie Engelscharen,
Reich geschmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Rosenthal
Zu den frohen Festestanzen.

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichsten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.

Rauschen nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erschüttert?
Klang nicht Tantes junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja, ihm ist in jener Stunde
Des Gesanges Quell entsprungen;
In Sonetten, in Canzonen
Ist die Lieb' ihm früh erklungen.

Als, zur Jungfrau hold erwachsen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch seine Dichtung schon
Wie ein Baum, der Blüthen regnet.

Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Schaaren wieder,
Aber langsam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.

Unter einem schwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geschmücket,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod so früh gepflücket.

Dante saß in seiner Kammer,
Einsam, still, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhallte sein Gerichte.

In der Wälder tiefste Schatten
Stieg der edle Sänger nieder;
Oftmals den fernen Todesglocken
Tönten sortan seine Lieder.

Aber in der wild'sten Oede,
Wo er ging mit bangem Sehnen,
Kam zu ihm ein Abgesandter
Von der hingeschied'nen Schönen,

Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefste Schluchten,
Wo sein ird'scher Schmerz verstummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.

Bald zum ird'schen Licht empor
Kam er auf den dunklen Wegen;
Aus des Paradieses Pforte
Trat die Freundin ihm entgegen.

Hoch und höher schwebten beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen,
Sie aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen.

Er, die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angesichte,
Der, verklärt, ihn schauen ließ
Abglanz von dem ew'gen Lichte.

Einem göttlichen Gedicht
Hat er Alles einverleibet
Mit so ew'gen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felsen schreibet.

Ja, mit Recht wird dieser Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'sche Liebe
Sich zu himmlischer verkläret.

DANTE AND BEATRICE.

Professor Adolf Schrödter

in

Carlsruhe.

Aus: „Was ihr wollt.“

Benjamin Vautier

in

Düsseldorf.

„Verbotene Frucht."

Lithographie von G. Fechert in Berlin.

VERBOTENE FRUCHT.

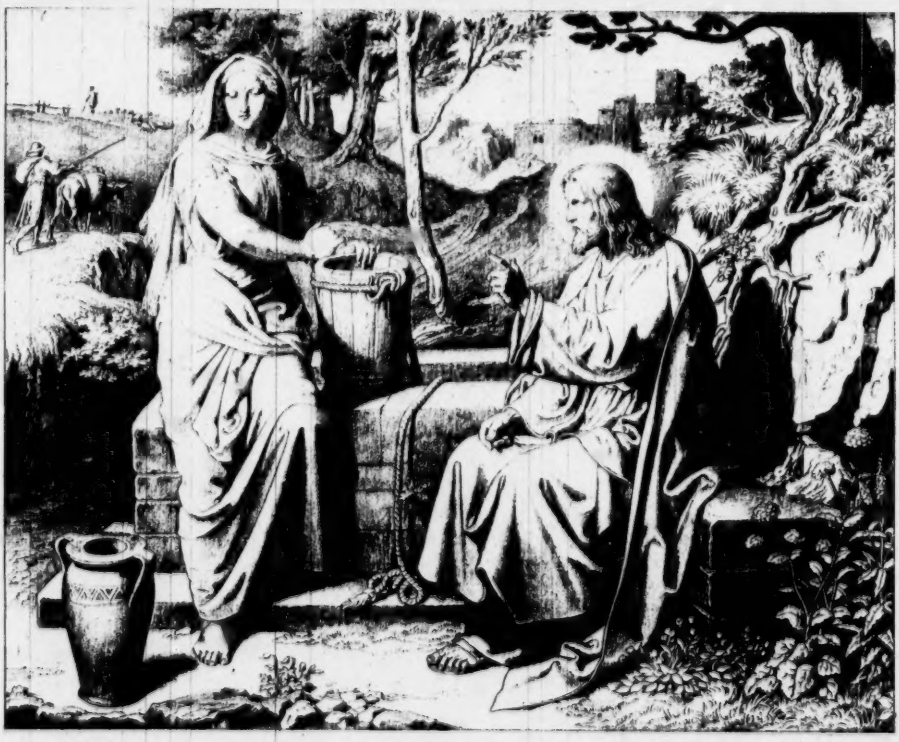
Professor Jos. Ritter von Führich

in

Wien.

„Am Jacobsbrunnen."

Lithographie von W. Kraft in Düsseldorf.



C. Kröner

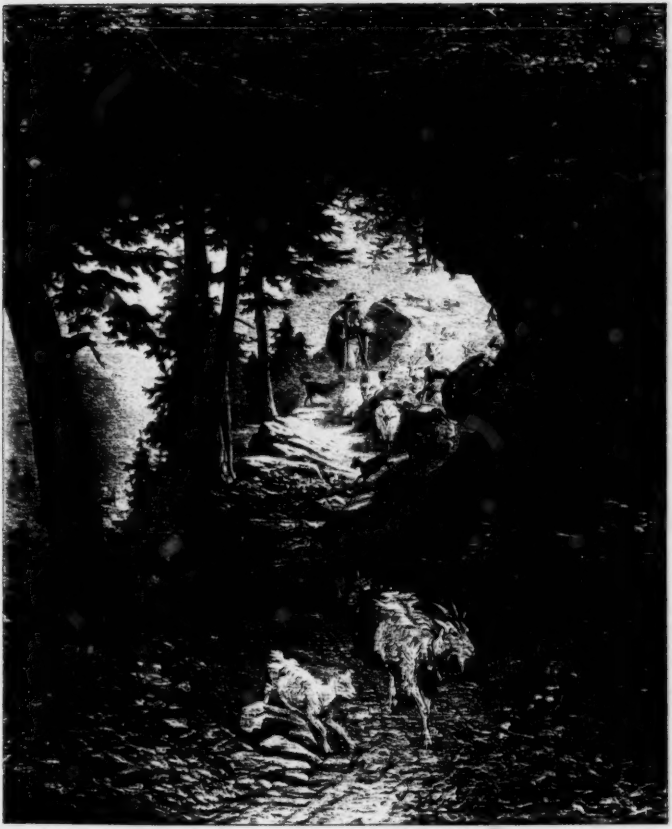
in

Düsseldorf.

—[illegible]—

„Heimkehr der Heerde."

[illegible]



HEIMKEHR DER HERDE.

Wilhelm Riefstahl

in

Berlin.

„In der Kloster-Bibliothek."

IN DER KLOSTER BIBLIOTHEK.

Wilhelm Meyer

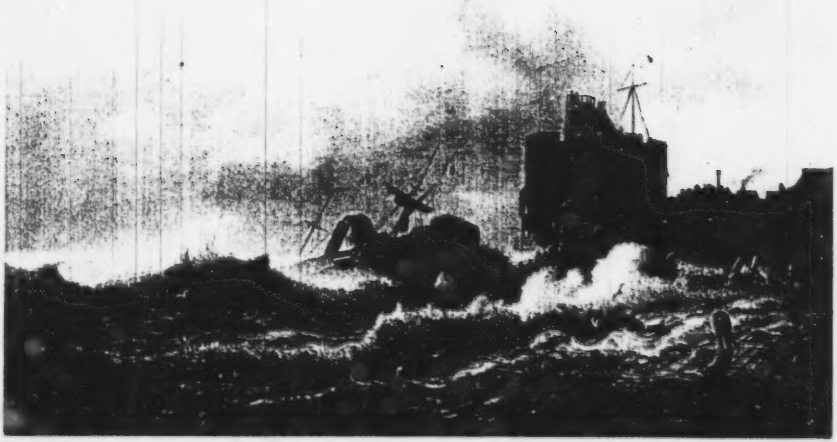
in

Cöln.

Einfahrt von Hâvre de Grâce.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Ich grüße dich blaues unendliches Meer,
Wie dehnst du so weit und gewaltig die Brust,
Die Lande der Erde umarmend du hehr,
Du spielst mit den Wolken des Himmels in Luft.
Blau oben die Luste, blau unten die Flut
Der Himmel so nah und die Erde so weit,
Und Ruh, wo der Blick auf den Bildern ruht!
So flieh' ich das Leben, vergeße die Zeit!



LIBRAIRIE DU HAVRE DE GRACE.

Adolf Schmitz

in

Düsseldorf.

„Julia.“

Lithographie von Chr. Sell in Düsseldorf.

Carl Haeberlin

in

München.

„Hans Sachs."

Lithographie von M. [illegible] in Düsseldorf

Wolfgang von Goethe.

Hans Sachs.

Er hätt' ein Auge treu und klug,
Und war' auch liebevoll genug,
Zu ſchauen Manches klar und rein,
Und wieder zu machen alles fein;
Hätt' auch eine Zunge die ſich ergoß
Und leicht und fein in Worte floß;
Des thaten die Muſen ſich erfreun,
Wollten ihn zum Meiſterſänger weihn.

O. Becker

in

Berlin.

„Jugendstreiche.“

Lithographie von C. Lüderitz in Berlin.

JUGENDSTREICHE.

Frau Angelika von Woringen

in

Freiburg.

Spruch-Illustrationen

zu

Friedrich Rückert's

„Neuestes aus Neuseß."

Friedrich Rückert †.*)

Neustes aus Neuseß.

1.

In des Himmels blauer Ferne
Goldne Blumen scheinen Sterne
Unserer Empfindung,
Möchten sie wie Blumen pflücken
Und damit Geliebtes schmücken,
Selige Liebesblindung!

In der Erschöpfung weitem Ringe
Scheinen Blumen so geringe
Als wie Sterne wichtig;
Doch geschenkt von Liebeshänden
Finden wir, ach oder fanden
Sterne dagegen nichtig.

Mag's der tiefe Sinn erwägen,
Kein's dem andern sieht entgegen
Im Gottheiligthume,
Wunder froh in Erdenthalen
Wie der Himmelssterne Strahlen
Kleinster Stern der Blume.

2.

Wenn der Nordwind sich erhebt,
Südwind ihm entgegenstrebt
Und in Wechselstürmen
Sich die Wogen thürmen;
Steht im Zischen Gischen
Fest ein Fels dazwischen;
Aber wenn sich will mit Macht
In der Elemente Schlacht
Menschenvorwitz mischen,
Unbedacht,
Scheitern an dem Riffe
Seine stolzen Schiffe.

3.

Fahr wohl,
O Vöglein, das nun wandern soll;
Der Sommer fährt von hinnen
Du willst mit ihm entrinnen:
Fahr wohl, fahr wohl!

Fahr wohl,
O Blättlein, das nun fallen soll;
Dich hat roth angestrahlet
Der Herbst im Tod bemalet:
Fahr wohl, fahr wohl!

Fahr wohl,
O Leben, das nun sterben soll;
Nicht sterben kann das Leben
Wird neu der Gruft entschweben:
Fahr wohl, fahr wohl!

Fahr wohl!
In langen Winternächten soll
Mein Geist nun schau'n im Traume
Wenn sonst mein Aug' im Raume:
Fahr wohl, fahr wohl!

Fahr wohl,
All Liebes, was nun scheiden soll;
Und ob es so geschehe,
Daß ich nicht mehr dich sehe,
Fahr wohl, fahr wohl,
Fahr wohl!

4.

Verwelkte Blume, Menschenkind,
Man senkt gelind
Dich in die Erde hinunter;
Dann wird ob dir der Rasen grün,
Und Blumen blüh'n,
Und du blüh'st mitten darunter.

*) Die letzten Gedichte wurden aus am 5. Dezember 1848, also wenige Wochen vor dem Tode des Dichters, aus einem eigenthümlichen Schreiben desselben zugesandt.

Die Verlagshandlung.

Verwelkte Blume

Menschenkind
Man senkt gelind
Dich in die Erde
hinunter;
Dann wird ob dir
der Rasen grün,
Und Blumen blühn,
Und du blühst
mitten darunter.

Max Adamo

in

München.

Illustration

zu

Adelbert Chamisso's

„Lebens-Lieder und Bilder."

Adelbert Chamisso.

Du ſchlummerſt, ſeiner Sinne,
Du meiner Freuden Kind,
So ſanft in meinen Armen,
Du deine Welt noch ſind.

Nun wachſt du auf, du lächelſt,
Ich blicke wonnereich
In deines Vaters Augen
Und in mein Himmelreich.

Laß ſchweigend mich genießen
Der ſüßen kurzen Friſt,
Wo noch an meinem Herzen
Du ganz der Meine biſt.

Es will ſich bald nicht paſſen,
Es treibt und dehnt ſich aus,
Es wird dem lock'gen Knaben
Zu klein das Mutterhaus.

Es ſtürmt der Mann in's Leben,
Er bricht ſich ſeine Bahn;
Mit Lieb' und Haß gerüſtet
Streift kämpfend er hinan.

Und der verarmten Mutter
Iſt nun Entſagung Pflicht:
Sie folgt ihm mit dem Herzen,
Ihr Aug' erreicht ihn nicht.

O Liebling meines Herzens,
Mein Segen über dich!
Sei gleich nur deinem Vater,
Das Andre findet ſich.

Laß schweigend mich genießen
Die süßen kurzen Frist,
Wo noch an meinem Herzen
Du [illegible] [illegible] meine bist

[illegible]

Professor Carl Piloty

in

München.

„Wallensteins Zug nach Eger.“

Lithographie von W. Kraft in Düsseldorf

Ludwig Bund.

Wallensteins Zug nach Eger.

Geächtet, haßt, verrathen, schnöd verlassen
Von allen Freunden, die er groß gemacht,
So zieht Friedland still durch Pilsen's Gassen
Sich bergend in die Schatten dunkler Nacht.
Die ihm gefolgt auf hellen Siegesbahnen,
Wo er gewinkt mit seinem Herrscherblick,
Verschwunden sind sie bis auf wen'ge Fahnen, —
Doch er, noch trotzt er mächtig dem Geschick. —

Noch kann er nicht den gold'nen Schlüssel finden,
Mit dem er neu sich öffnet seine Welt;
Noch schwankt er, sich dem Schweden zu verbinden, —
Ist er nicht selbst der eingebor'ne Held?!
Ein Wort von ihm, und abertausend kamen,
Wer hat sich nicht vor seiner Macht gebeugt;
Er kennt ja selbst den Werth von seinem Namen,
Nun soll er flammen, bis der Feind entfleucht. —

Die Nacht ist kalt; die schweren Wolken jagen,
Die treuen Sterne alle sind verhängt;
Er glaubt an sie, und gläubig möcht' er fragen
Was alles ihm das heiße Hirn durchdrängt.
Doch keiner strahlt, nicht Mars, der ihm gehässig,
Noch Jupiter mit Venus im Verein;
Die Wolkenschleier wachsen unablässig,
Und Friedland's Brüten wird zur wilden Pein.

Die Truppen selbst, vordem voll Sang und Lieder,
Wenn auf den Heerweg sie gelegt den Schritt,
Sie schreiten stumm, und träg sind alle Glieder,
Ein jedes Häuflein nimmt die Sorge mit.
Oft rief sie sonst zu einem muntern Scherze
Des Feldherrn Wort, wo er vorüber flog;
Nun sehn sie ihn gleich einem Bild von Erze,
Auf das sich schwer die Nacht herniederbog.

Fern ist das Ziel, doch unbekannt den Schaaren,
Die Führer sind von Friedland eingeweiht:
Bis Eger nur noch fürchtet er Gefahren,
In Eger soll sich lösen aller Streit.
Er der im offnen Lager noch vor Wochen
Der halben Welt die Kriegsgesetze schrieb,
Wie ist sein Muth so jählings nun gebrochen,
Daß Raum ihm nur in dieser Veste blieb!

Es geht der Zug in fortgedrängter Eile,
In Nacht und Schweigen schauerlich gehüllt;
Ein „Weiter nur", doch nur in jedem Theile,
Da Furcht und Zweifel alle gleich erfüllt.
In stillem Beten flüstert Seni's Lippe,
Der sorgenvoll in weicher Sänfte lag.
Er sieht des Freundes Schiff an schroffer Klippe,
Er ahnte wohl, daß bald es ganz zerbrach. —

Erst als die Nacht, die lange, überwunden,
Hob von den Kriegern sich der bange Druck.
Nur Friedland hatte noch sich nicht gefunden —
Er war die Eiche ohne Blätterschmuck.
Der Herren Hand entsinkt der reiche Zügel,
So hemmte er des stolzen Thieres Lauf;
Statt seiner schwang sich Seni in den Bügel,
Ihn aber nahm die weiche Sänfte auf.

Nicht einmal flüchtig kann es ihm gelingen,
Daß er der Sorge ihren Stachel raubt;
Sie schlägt von Neuem ihre dunklen Schwingen,
Und wilder noch um sein gebeugtes Haupt:
Was ihm die Nacht geheimnißvoller Weise
Noch mild verschloß in seiner Phantasie,
Das sieht er nun im hellen Tageskreise:
Den tief Verhaßten — Piccolomini. —

All' seine Liebe, die er ihm gespendet,
Die freudig theilte jede Frucht der That;
Ihm hat er arglos sein Vertrauen verpfändet,
Und nun von ihm den schreienden Verrath.
Das denkt er jetzt, das macht ihn immer trüber —
Das Auge Seni's sah sein Leiden nur —
Und manche Stunde zieht ihm so vorüber,
Auf langem Zuge durch die öde Flur.

Kein Sonnenstrahl will heut mit sanftem Lichte
Die Schwere lösen, die auf Allem ruht.
Unendlich einsam zieh'n die Wolkenschichte,
In ihrem Schooße Schnee und Regenfluth.
Der gold'ne Widder, der zum Himmelsbogen
Den Frühling lockt, wie ist er noch so weit;
Der Ring des Stieres ist noch nicht durchflogen,
Und auch die Erde trägt ihr Trauerkleid. —

Doch eh' der Abend kam mit seinem Schatten
Ist auch das Ziel, nun Jedem klar, erreicht.
Es jauchzt die Schaar, schon nahe dem Ermatten,
Der Muth des Lebens hebt sich wieder leicht.
Auch Friedland hat das Grollen überwunden;
Und seiner Pläne völlig wieder klar
Hat er sich endlich in sich selbst gefunden,
Und ausgelöscht ist Sorg' ihm und Gefahr.

Da aber zieht ihn tückisch das Verhängniß
Auf eine and're ruhelose Bahn;
Es martert seine Seele voll Bedrängniß,
Und neuen Qualen wird er unterthan.
Ihm gilt nicht Zufall — Alles giebt ihm Kunde
Was andern Menschen nur ein leeres Spiel;
Seit mit den Sternen er im festen Bunde
Zeigt ihm die Erde auch der Wunder viel:

Es stockt der Zug: an eines Friedhofs Mauer
Bleibt festgedrängt des Feldherrn Sänfte stehn,
Und Wallenstein, voll Schrecken und voll Schauer,
Muß eines Grabes weite Oeffnung sehn. —
Die Todtengräber grüßen ihn voll Schweigen,
An seiner Seite Buttler selbst erblaßt;
„Wer wird in diese dunkle Grube steigen"
So fragt er sich von Ahnung schwer erfaßt.

So immer fragt er — nicht der Brücke Schwanken,
Vom Huf der Rosse, von der Krieger Tritt,
Nahm seiner Brust das Gift von dem Gedanken;
Auch in die Veste zog es zuckend mit. —
Wohl war der feige Mörder nicht mehr ferne,
Den Baum zu fällen, eh' ihn warf die Zeit.
In wenig Stunden löschten Friedlands Sterne —
Und auf dem Friedhof war sein Grab bereit.

Theodor Mintrop

in

Düsseldorf.

„Mozart."

Bei der Composition des Don Juan.

Lithographie von C. Vollmers in Düsseldorf.

Eduard Brauer.

Mozart.

Da sitzt im geheimnißvollen Schweigen
Der Mitternacht, beglänzt vom Mondenlicht,
Der Meister, dem sich alle Meister neigen,
Wo weit Musik zum Menschenherzen spricht.

Er, den so reich der Musen Huld beglückte,
Dem Schönheit selbst den Zaubergürtel lieh,
Damit er schon als Kind die Welt entzückte,
Verlassen scheint er heute vom Genie.

Welch' bunt Gemenge lustiger Gestalten
Tritt ihm entgegen in Da Ponte's Text
Des kühnsten Wüstlings ungezähmtes Walten,
Gefoppte Männer, Frauen liebbehext.

Ein Blüthenstrauß vom Wunderland der Spanier,
Durch Molières Kunst der Nachwelt aufbewahrt,
Mord, Liebesseufzer, Tanz und Schmaus, Champagner,
Ein Gast von Stein, zum Nachtisch Höllenfahrt.

Zu toll, fürwahr! Betäubt und müdgedichtet
Ist Mozart's Haupt — doch drinnen lebt die Kraft,
Ein Schöpfungsurwald ist noch ungelichtet,
Das in des Meisters Seele treibt und schafft.

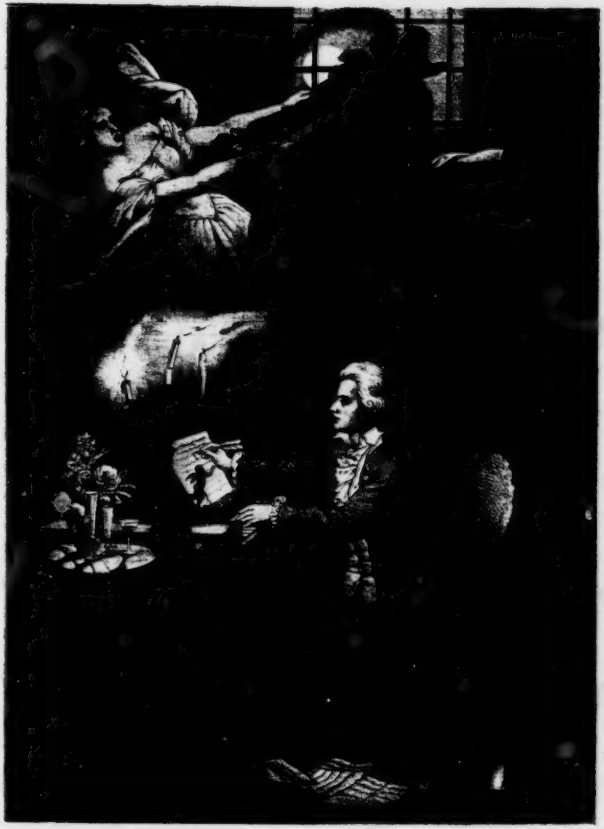
Verzagen? nein, das ist nicht Mozarts Weise,
Er schwingt sein Glas und trinkt es dreimal leer:
„Treibt der Champagner erst das Blut im Kreise,
Dann giebts ein Leben wonnevoll und hehr!

Champagner, ja das ist der rechte Hebel,
Der Berge rückt; schon braust der Töne Strom,
Sieh, Donna Anna's Bild entsteigt dem Nebel
Und Don Juan's herzverlockendes Phantom.

O laß' ihn flieh'n, den schönen Friedenstörer,
Du armes Kind, er spottet deiner Qual,
Sein Schmeichlermund bezaubert alle Hörer,
Sein Blick ist Göttergluth, sein Herz ist Stahl.

Bald folgen wechselnd immer neue Bilder,
Vereint zuletzt in toller Fröhlichkeit,
Und das Clavier tönt wilder immer wilder
Bis Tact und Rythmus nickend sich entzweit.

Ein Rothruf dann, und grimmen Zornes Brausen,
Wie wenn der Sturmwind Bäume niederknackt,
Dann Stille rings — Aurora lächelt draußen,
Vollendet ist das Don Juan erster Act.



MOZART.

Professor Friedrich Preller

in

Weimar.

—:o:—

„St. Eustachius."

Lithographie von W. Kraft in Düsseldorf.

Gustav Pfarrius.

St. Eustachius.

Der Feind war überwunden
Am Euphrat und am Rhein,
Auf finstre Stürme folgte
Des Friedens Sonnenschein;
Rom feierte Triumphe
Und schwelgte im Genuß
Der Siege, die es dankte
Dem Helden Placidus.

Doch er, dem Volk und Kaiser
Den Lorbeer zuerkannt,
Er saß vor seinem Zelte
Dem Jubel abgewandt,
Versunken in Gedanken,
Mit trübem Angesicht:
Der Ruhm, der ihn umstrahlte,
Gab ihm den Frieden nicht.

Spätsommer war's, es winkte
Noch lachend die Natur,
Noch schimmerten im Glanze
Des Himmels Wald und Flur;
Hinaus trieb's ihn als Jäger
Zu kürzen sich die Zeit;
Er streifte durch die Schatten
Der Waldeseinsamkeit.

Da bäumte sich im Dickicht
Mit einem Mal sein Roß
Ein Hirsch mit Blitzesschnelle
An ihm vorüberschoß;
Er schleuderte gewaltig
Den scharfen Speer ihm nach —
Der Hirsch, der war verschwunden,
Der Speer am Boden lag.

Nun galt's umher zu pirschen
Im weiten Waldrevier,
Doch nirgend, nirgend fanden
Das stolz gekrönte Thier:
Hier schlugen an die Rüden,
Dort fuhr ein Ast empor,
Dann aber wieder ruhig
Und still war's, wie zuvor.

Im Schweiß, als wär er selber
Gehetzt und auf der Flucht,
Stieg Placidus vom Pferde
Vor einer Felsenschlucht,
Hieß ruh'n die treuen Hunde,
Ließ frei das Roß und los,
Sank unter eine Eiche
Ermattet auf das Moos.

So bin ich, sprach er finster,
So bin ich unverzagt
Mein ganzes langes Leben
Phantomen nachgejagt:
Wie mir der Hirsch erschienen,
Wie er verschwand im Thal,
So leuchtete und schwand mir
In Nacht mein Ideal!

Dies wachend halb, halb träumend
Er mit sich selber sprach,
Bis, nach und nach verstummend,
In tiefem Schlaf er lag.
Doch auch im Schlaf noch folgt er
Dem Hirsch in wildem Lauf, —
Da rauscht es im Gebüsche,
Erschrocken fährt er auf.

Und vor ihm auf dem Felsen
Hoch steht das edle Wild,
Trägt zwischen dem Geweihe
Des Welterlösers Bild,
Und eine Stimme nieder,
Wie aus dem Himmel, dringt:
„Ich bin es, der Verfolgte,
Der dir den Frieden bringt!"

Durch Wald und Felsen klang es
Wie Sphären-Harmonie;
Der Christenfeind, der Heros,
Sank nieder auf ein Knie,
Und faltete die Hände,
Und blickte stumm empor:
Auf that sich seiner Seele
Des Friedens goldnes Thor.

Eustachius in der Taufe
Ward Placidus genannt;
Der Kirche eine Säule
Viel Jahre noch er stand;
Für sie zu Tod gemartert,
Starb freudig dann er hin:
Da Christus ward sein Leben,
Ward Sterben sein Gewinn.

ST EUSTACHIUS.

Professor M. von Schwind

in

München.

„Mondenschein."

Aus einem Cyclus von Reisebildern.

Lithographie von M. Jaffers in Düsseldorf.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Hagens Lied.

Es ſteht des Dienſtmann's rechte Treu'
Feſt wie der Fels im Meere,
Er kämpfet ſonder Furcht und Scheu
Für ſeines Fürſten Ehre.
Und ob die Welt in Scherben bricht,
Die Wogen d'ruber ſchlagen,
Ich beg' und pflege meine Pflicht,
Ich wanke nicht, ich ſchwanke nicht:
Hüte dich, Hagen!

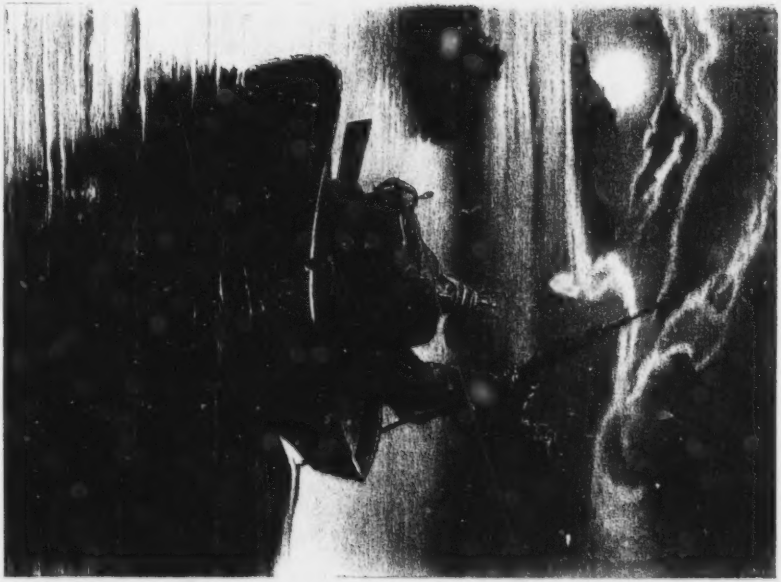
Mir lachte auch der ſüße Mai
Im jungen Blütnenglanze,
Es lud auch Fidel und Schalmei
Zum rauſchend glühendem Tanze,
Da ſah' ich wirbelnd manches Paar
Nach Luſt und Liebe jagen
O volle Buſen, fliegend Haar!
Doch nie vergaß ich, wer ich war —
Hüte dich, Hagen!

Oft ritt ich durch das weite Land
Entlang die Höh'n und Thale,
Die Burg ..n Berg, die Stadt am Strand
Erglüh'n im Sonnenſtrahle.
Sie riefen gaſtlich mich hinein
Zu reichen Feſtgelagen,
In hohen Krügen perlt der Wein —
Wer kann der Trunkenheit mich zeih'n?
Hüte dich, Hagen!

Ich ſah die Elfen Nachts im Wald
Den Ringeltreigen ſchlingen,
Verwirrend lockte mit Gewalt
Der Waldfrau'n ſüßes Singen;
Es winkte mir die holde Fei
Am Bronn in tiefen Hagen,
Die Gnomen brachten Gold herbei —
Fort, fort ihr Zauber mancherlei!
Hüte dich, Hagen!

Ich trug bei Tag, ich trug bei Nacht
Die Pflicht in kühner Seele,
Geht es zur Raſt, geht es zur Schlacht,
Ich ſieh' des Herrn Befehle.
Zum Saß' ich ſtets mein Roß und Schwert
In feſter Treu' getragen,
Genoriam iſt des Recken Wert,
Frag' nicht, ob er die Tapfrung ehrt!
Hüte dich, Hagen!

Still geht die Nacht, der Mond iſt klar,
Friſch in den Rhein mein Zerge!
Hell jauchzend zieht manch' luſt'ge Schaar
Durch's Thal und durch die Berge,
Sieh' auch die Nixe taucht empor!
Was will das Fluthweib ſagen?
Blind iſt mein Aug' taub iſt mein Ohr,
Heut' ſchreit' ich noch zu Worms in's Thor.
Hüte dich, Hagen!



Hieronymus Lorm.

Ein adeliges Fräulein.

I.

Seit Jahren liebte ich es, zur Weihnachtszeit die große Stadt trotz ihrer verlockenden Bescheerungen zu verlassen, um die landschaftliche Natur in ihrem tiefen Winterfrieden zu besuchen. Wird den Kindern der holde Wahn vorgespiegelt, Christkindlein würde ihnen in der geheimnißvollen Nacht seine Gaben zwischen die Fenster legen — wer um diese Zeit sich zu seinem Vergnügen auf das Land begibt, der späht ernsthaft nach den Gaben, welche thatsächlich von oben kommen. Ich, auf dem Lande geboren, habe stets ein Heimweh nach ihm behalten, welches mich am öftesten im Winter, inmitten der glänzendsten Gesellschaft überfällt. Es ist mir dann keineswegs darum zu thun, mein Geburtsdorf wiederzusehen, sondern nur darum, überhaupt auf das Land zu kommen. Die Weihnachtszeit gibt dazu freie Tage; ich forsche dann gerne nach den Stimmungen und Hoffnungen des Landmannes, in welchen die besten Freuden des nächsten Jahres eingeschlossen liegen, ich lasse mir sagen, ob der Schnee der weißen Weihnachten von der Art ist, um das Versprechen grüner Ostern auch wirklich zu halten. Endlich sind die Gebräuche, mit welchen die Weihnacht in manchen Bauernstuben gefeiert wird, auch nicht zu unterschätzen; um die von kunstloser Hand angefertigten, ganz von traulichem Moos umgebenen „Krippen" sammeln sich Kinder, welche dann mit dem Lämmlein oder Eselein an der Brust glücklicher zu Bette gehen, als die meisten Stadtkinder, nachdem sie den Crinolinen-Umfang ihrer neuen Puppen geprüft haben.

Dieses Jahr ist das erste, in welchem ich mich zu alt fühle, um es noch einmal mit Schnee und Frost aufzunehmen. Es ist freilich auch das erste meiner Pensionirung, und wie das Amt den Verstand, so zieht die Pensionirung das Alter nach sich. Wer nicht pensionirt wurde, weil er zu alt ist, der wird sicherlich alt werden, weil er pensionirt wurde. Nie durch Weib und Kind beglückt, nun auch zum erstenmale eines Vergnügens meiner kräftigeren Jahre beraubt, bleibt mir in meiner Einsamkeit nichts übrig, als mir still und allein den Weihnachtsbaum des Alters anzuzünden.

Das ist natürlich der Baum der Einbildungskraft, über und über behangt mit Erinnerungen, worunter manches Spielzeug, nach welchem man aber einst ungemein ernsthaft die Hände ausgestreckt hat. Indem ich mich jedoch des Ausdrucks „Weihnachtsbaum des Alters" bediene, ist er auch schon angezündet. Denn er stammt aus dem Munde einer Person, die zu meinen liebsten, und deren Begegnung mit mir zu meinen merkwürdigsten Erinnerungen gehört.

Zu einem meiner Weihnachts-Ausflüge vor vielen Jahren wählte ich nämlich eine Gegend im südlichen Theil des Landes, nicht weil sie mir anmuthiger als eine andere erschienen wäre — die Jahreszeit gleicht solche Unterschiede aus — sondern um vielleicht meinem fürstlichen Gebieter einen großen Dienst leisten zu können. Es befand sich dort in der Nähe eines Gebirgsdorfes ein Herrenhaus, welches einer Freifrau von Borte gehörte und von ihr ununterbrochen bewohnt wurde und in diesem Schloß ein Bild, welches mein Fürst, weil es aus französischer Schule war, aus der er am liebsten sammelte, gar zu gerne besessen hätte, wie er einst in meiner Gegenwart äußerte, wenn nur an die wunderliche Frau heranzukommen gewesen wäre, geschweige denn, daß man ihr ein Angebot hätte machen können auf einen Gegenstand von dem man wußte, daß sie ihn zu ihren unveräußerlichen Besitzthümern zählte.

Fest, aber tief verschwiegen faßte ich den Vorsatz einen Versuch zu machen. Dadurch bekam die Art von unwissenschaftlicher Naturforschung, zu der ich jährlich den Weihnachts-Urlaub benutzte, einen abenteuerlichen Beigeschmack, der jedoch mein Reisebehagen weder durch Furcht noch durch Hoffnung störte. Zu letzterer war kein Grund vorhanden, und da Niemand um mein Vorhaben, bezüglich der Freifrau von Borte, wußte, so setzte ich mich auch keiner Beschämung aus, wenn es mißlang. Der Plan diente also nur dazu, meinen winterlichen Spaziergang noch durch den Reiz der Phantasie zu würzen.

Es ging ein tüchtiger Sturmwind, als ich in der dritten Woche des Dezembers dem Gemeindewirthshause des Gebirgsdorfes zusteuerte. Es war in diesem Winter noch wenig Schnee gefallen, sonst hätte ich auch schwerlich so bequem bis zu dem nächstgelegenen Orte vordringen können. Allein an diesem Tage versuchte der Wind vergebens, die es schien, dichte, graue Schneewolken auseinanderzujagen. Er hinderte sie nur im Verein mit der Kälte, ihre Flocken fallen zu lassen.

II.

Wer kein Neuling ist in den Dörfern, weiß auch in einer ihm noch neuen Gegend bald was er zu thun hat, damit sein Erscheinen in städtischem Gewande und zu einer Zeit des allseitigen Heimbleibens nicht in allzubelästigendem Grade die glotzende Neugier der im Winter

heit müßigen Bauern und das blöde Anlächeln ihrer Weiber erregt. Meistens genügt es, mit dem Wirthe Freund zu werden. Ich hatte ihm bald einen complicirten Viehhandel deutlich gemacht, der mich angeblich hieherführe, und sobald der Wirth kein Zeichen gibt, daß ihn der winterliche Besuch irgendwie befremde, wird derselbe auch von den Gästen als etwas Selbstverständliches betrachtet. Wehe dem Reisenden, dem es nicht gelingt, einen längern Aufenthalt in einer Gegend zu erklären, die in das moderne Verkehrsnetz noch nicht eingeschlossen wurde! Er wird auf eindringliche Weise erfahren, wie abscheulich die sogenannte gute alte Zeit war, die seitab von den Eisenbahnen heute noch besteht.

Will man nun gar die Leute mittheilsam machen, dann gilt es, sich völlig aufgeknöpft zu zeigen, sie müssen glauben, alle Triebfedern unserer Existenz zu kennen, seit wir in die Welt blicken. Geübt in der praktischen Ausführung dieser Regel war ich, eh' der Abend völlig hereingebrochen war, bereits ein guter alter Bekannter in der Wirthsstube. Der Sturm draußen brauste noch zuweilen stark auf, schlief aber bald wieder ein, als wäre er selbst im Erfrieren. Der Gäste kamen und gingen nicht viele, und wenn auch Manche von ihnen lange blieben, so dauerte doch ihre Beinennung keineswegs eben so lange, sondern erlaubte der Wirthin immer wieder zu ihrem Spinnrocken zurückzukehren. Neben diesem saß ich behaglich schmauchend und brachte die Wirthin zum Reden. Ich mußte die Schleußen natürlich bei ihren eigenen Angelegenheiten öffnen, wenn sie noch bei dem, was mich interessirte, im Fluß sein sollte.

Eintönig, aber gerade deshalb zur Ruhe des Momentes passend, flossen ihre Reden an meinem Ohr vorüber; ich war bereits vom sechsten Wochenbette mit ihr aufgestanden und war bereit, mich zum siebenten niederzulegen. Während aber meine Aufmerksamkeit gar keinen Zweifel zu lassen schien, wie sehr ich die mütterlichen Leiden und Freuden nachempfand, sah ich doch zugleich mit Theilnahme, wie der Wirth hinter dem Schenktisch den landwirthschaftlichen Anzeiger aus der Kreisstadt zur triefenden Küchenlampe hielt und tief in der Stille forschte, wo die Vieh- und Körner-Preise verzeichnet waren, wie er dann auf den Stuhl sich warf, einnickte, aber plötzlich auffuhr, hastig nach demselben Blatte griff, als hätten sich die Preise inzwischen geändert, und wieder einnickte; wie bei jeder solchen Bewegung der große Haushund sich erhob, von Bank zu Bank schnuppernd die Runde machte und mit Ausnahme eines Winkels, den er anstarrte und wo er vielleicht den Kater zu sehen erwartete, Alles in Ordnung fand und sich wieder zum Ofen legte. Alles dies spielte sich trotz seiner Gewöhnlichkeit wie in einem Nebel der Behaglichkeit vor mir ab, bis plötzlich Wirth und Hund, Stube und Gäste vor mir zu versinken schienen und Aug' und Ohr sich ganz und ausschließlich auf die schwatzende Wirthin richteten. Denn sie hatte eben unversehens den Namen der Freifrau von Börte genannt, worauf ich bisher gelauert, was ich aber geradezu durch eine Anfrage hervorzurufen mich wohl gehütet hatte.

„Wer hat sich an Ihr Herz gelegt, Frau Wirthin, und gewesst und geschluchzt?“ fragte ich, als ob ich den Namen nicht verschluckt [illegible] hätte.

„Der Bräutigam der Frau von Börte,“ wiederholte sie, „wir nennen sie nicht anders als die Freifrau, seit sie von ihrem Vater das „Alt-Börte'“ Schloß geerbt hat. Ehemals hat man sie natürlich die Baronin geheißen. Es ist aber bekannt geworden, daß sie diesen Titel nicht mag, seit sie einen Hausirer mit Modesachen, der immer ins Schloß gekommen und immer abgewiesen worden ist, einmal vor sich ließ, bloß weil er sagte, er wolle zur Freifrau von Börte, statt zur Baronin. Sie kaufte ihm Vieles ab, was sie nachher den Bäuerinnen geschenkt hat, und der Hausirer ist dann bei uns zu keinem Ende gekommen mit dem Erzählen, in welche Gunst es ihn gebracht, daß er ihr den Titel „Freifrau“ gegeben hat. Vielleicht weil es ein ausländisches Wort ist und „Baronin“ ihr schon zu gemein war. Seitdem sagt man nun überall: die „Freifrau“, in der ganzen Gegend.“

„Es ist aber doch eine sonderbare Grille der Frau von Börte,“ bemerkte ich, „daß sie so vielen Werth auf die Anrede legt.“

„Ja,“ sagte die Wirthin mit einer bezeichnenden Handbewegung nach der Stirne, „das arme, alte Weibele! Es ist nicht ganz richtig mit ihr.“

„Was Sie sagen!“ rief ich, fast erschreckt. Denn mit einer Verrückten läßt sich kein Geschäft machen und schon der Versuch, sie zum Verkauf des Bildes zu bewegen, wäre sträflich gewesen.

„Gewiß ist es freilich nicht,“ sagte die Wirthin und versicherte zum, daß sie die Behauptung zu einem andern Fremden gar nicht ausgesprochen hätte; ich aber wäre, wie sie wohl sehe, ein recht schaffener Mann und würde es nicht weiter tragen. Ich erkannte, daß ich wohlgethan, früher keine directe Anfrage zu stellen, man würde mir mißtrauisch jede weitere Aufklärung versagt haben. Denn aus Liebe zu der seltsamen Frau, oder aus einem Auftrag von ihr zu gehorchen, war man beflissen, ihr Fremde ferne zu halten und deshalb Erkundigungen nach ihr nicht zu beantworten. Nach dem großen Fortschritt aber, den ich in dem Vertrauen meiner Wirthin gemacht hatte, durfte ich nun schon die Aufforderung wagen, mir die Schicksale und Lebensumstände der Frau von Börte zu berichten.

III.

Aus den überflüssig langen Erzählungen der Wirthin ergab sich nur der folgende lückenhafte und ungenügende Thatbestand.

Der Baron von Börte, der Vater der „Freifrau“, war ein tief verschuldeter Edelmann aus uraltem Hause. Das Schloß im Gebirge, in dessen Nähe ich mich jetzt befand, war ursprünglich nur ein Jagdhaus und zu dauerndem Wohnsitz nicht eingerichtet gewesen. Nachdem aber der Baron, ermattet vom Kampf mit dem Leben seine übrigen Besitzthümer den Gläubigern preisgegeben hatte, quittirte er auch seine Stellung bei Hof und in der Regierung, aus dem vollen Untergang nur eine unbedeutende Summe und das Jagdhaus rettend, in das er sich mit seiner Tochter zurückzog. Er war Wittwer; die Tochter zählte damals siebzehn Jahre. Wald und Felder gehörten zum Schloß. Der Baron war aber seiner edelmännischen Gewohnheiten so müde geworden, daß er die Jagd verpachtete. Die Äcker ließ er bewirthschaften, von dem mitgebrachten Gelde das Haus wohnlich machen — und so lebten Vater und Tochter in zwar nicht durch Mangel, aber auch nicht durch Freuden gestörter Einsamkeit. Sie mochte in dem Herzen beider Menschen wenig gewühlt haben. Denn war die Tochter in der Blüthe ihrer Schönheit und schon deshalb zum [illegible] berechtigt, so war auch der Vater noch ein kräftiger Mann und jede Begegnung [illegible] hätte einen vom [illegible] [illegible] [illegible] oder Schritt, mit dem er den Boden trat, [illegible], daß die [illegible] von der Welt eine erzwungene war, [illegible] Entsagung darüber [illegible].

Zwei Jahre dauerte diese Einsamkeit, dann wurde sie von einem Manne unterbrochen, den man Anfangs in der Gegend für einen Landschaftsmaler gehalten hatte. Er war aber dies nicht eigentlich, sondern ein Kaufmann von großem Vermögen. Nachdem er sich auf unbekannte Weise Zutritt in das sonst unzugängliche Schloß verschafft hatte, verließ er dasselbe eines Tages als Bräutigam.

Nun kam er natürlich öfter und in kürzern Zwischenräumen in die Gegend. Zuweilen kamen auch unmittelbar vor oder nach ihm [illegible] Sammtkiste, welche [illegible] [illegible], Geschenke von ihm, [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible]. Die [illegible] Gegend wurde durch ihn auf einen erhöhtern Ton der [illegible]

hagens gestimmt. Das Glück machte ihn freigebig, drängte ihn, Andere glücklich zu machen. Und sein Glück war groß, das will sagen, seine Liebe zu der schönen Braut. Und auch die machte aus ihrer Neigung kein Hehl. Wenn die Liebenden durch das Thal schritten, die verschlungenen Arme leicht und sich wie Kinder an den Händen faßend, dann lächelten Diejenigen, die sie sahen, unwillkürlich, als hätte sie ein eigenes Glück berührt. Auch der Baron hatte sein bestes, mitunthätiges Wesen aufgeboten und zeigte überall seine herzliche Betheiligung, seine patriarchische Gesinnung.

Und wieder einmal, es war im Sommerhalbjahr, kam der glückliche junge Bräutigam zum Besuch seiner Verlobten in das Dorf. Wie gewöhnlich hielt er zu Pferde, nur mit einem Mantelsack ausgerüstet, vor dem Wirthshaus. Es war aber diesmal schon tiefe Nacht, weil der Postmeister auf der ungefähr drei Meilen entfernten Station, der ihm stets das Postpferd stellte, diesmal ein solches nicht so rasch zur Verfügung gehabt hatte, nachdem er einige Stunden früher einem fremden Cavalier, der mit seinem Diener in dieselbe Gegend gewollt, zwei Pferde hatte überlassen müssen.

In so später Stunde konnte oder wollte der junge Mann sich nicht mehr unmittelbar auf das Schloß verfügen und mußte daher thatsächlich das Zimmer beziehen, das er sich übrigens bei jedem Besuche im Wirthshause einrichten ließ, wenn er es auch niemals wirklich bewohnte. Er war aber so aufgeregt von liebender Ungeduld, daß er gar nicht an das Niederlegen dachte, sondern, nachdem er einige Augenblicke auf einem Sopha geruht, in Haus und Hof umherschritt, wie um irgend eine Beschäftigung zu finden, die seine Unruhe hätte beschwichtigen können.

So gelangte er auch in das ehelige Schlafgemach des Hauses. Die Wirthin, die noch von ihrem letzten Wochenbett nicht aufgestanden war, lag bei dämmerndem Nachtlicht noch im Bette und als sie seinen Tritt hörte, rief sie ihn freundschaftlich an. Er legte sich auf den Stuhl an ihrem Bette, und froh, seinen gepreßten Empfindungen Luft machen, aber auch nur der Geliebten mit lauten Worten gedenken zu können, sprach er von seiner Liebe, seiner Freude, seiner Sehnsucht nach dem nächsten Morgen, nicht ermedend, wie sering das Verständniß seiner Zuhörerin für den poetischen Ausdruck seiner Empfindungen, wenn sie auch diese selbst mit dem Instinkt des Volksberzens wohl zu würdigen verstand, noch weniger darauf achtend, daß der daneben von den Mühen des Tages ausruhende Ehemann solche Melodien mit einem nicht ganz dazu passenden orgelnden Baßen-Choral begleitete. Erst als sich in diesen Baß ein weiblicher Alt als zweite Stimme mischte, mochte der schwärmerisch Liebende zum Bewußtsein gekommen sein, daß er an seinem einsamen Zimmer einen ebenso guten Antheilnehmer finden könne.

Sobald die ersten Bewegungen im Hause das Nahen des Frühroths anzeigten, begab sich der junge Mann auf den Weg nach dem Schlosse. Man konnte ihn im Wirthshaus sicher sein, ihn Tage lang, nämlich bis zu seiner Abreise nicht wiedersehen. Allein der Vormittag war noch nicht ganz verflossen, als man ihn bereits wieder auf das Wirthshaus zuschreiten sah, ängstlich, wankend, gebeugten Hauptes, auf unweiten natürlichen, als mußte er erfragen, wo er sich befinde. Bei seinem Eintritt in das Haus sah man Todesblässe auf seiner Stirne und seinen Wangen. Mechanisch schritt er wieder nach dem Zimmer der Wirthin, warf sich auf denselben Stuhl, auf dem er sich einige Stunden früher so glücklich gewußt hatte, und vielleicht war es die bittertste Erkenntniß dieses Contrastes, was seine Erinnerung löste: er brach in krampfhaften Schluchzen aus und weinte Thränenströme. Erst die immer beunruhigenden Fragen der Wirthin und das Zusammeln der Hausleute um ihn machten ihn ihnen lassen, daß er Menschen ein Schauspiel gebe, denen er sich nicht entziehen wollte, aber die ihn nicht fassen konnten. Sie führende eilte er auf sein Zimmer, in welchem er sich bis zum Abend verschloß.

Am Abend verlangte er sich wieder auf das Schloß, kehrte gleich niedergeschlagen zurück und ließ zwei neue Kerzen auf sein Zimmer bringen. Es daß man Anderen, daß er die ganze Nacht schrieb, wenn er nicht laut mit sich selbst sprach. Nachdem er des andern Tages abermals vom Schloß zurückgekehrt war, ohne daß sich in seinem Aussehen oder seiner Stimmung etwas geändert hatte, bestellt er sein Pferd zu satteln. Er berichtete die Lenke mit Geld, mit Sachen, nicht wie jemand in überschwänglichem Drang, so viel als möglich von seinem Glück mitzutheilen, sondern sichtlich nur, um so viel als anging von den Dingen dieser Welt los zu werden. Dann eilte er ohne Abschiedswort davon und man sah ihn erst etwa ein Jahr später wieder, als der Trauerer das Pferd gefahren und bezahlen war. Da schien der junge Mann einen vermeintlichen Versuch zu machen, sich seiner ehemaligen Braut wieder zu nähern. Als dies aber vergeblich Mühe blieb, wird er, um nicht mehr wiederzukehren.

Begreiflicherweise hatte der räthselhafte Vorgang in der ganzen Gegend großes Aufsehen erregt und die lebhafteste Neugier nach der Erklärung desselben angeregt. Was man jedoch aus den in halber Geistesabwesenheit ausgestoßenen Aeußerungen des jungen Mannes und aus den Berichten der im Schlosse Bedienstete zusammenstellte, war wenig. Dennoch schien es zur Erklärung vollkommen auszureichen.

Die Tochter des Trauerers von Borte hatte ganz einfach ihren Bräutigam nicht mehr sehen wollen, als er sich am Morgen nach der im Wirthshaus durchwachten Nacht im Schlosse eingefunden hatte. Vergebens waren die Fragen, Bitten, Beschwörungen und Thränen, nicht blos ihres Geliebten, auch ihres Vaters, der von dem unbegreiflichen Verhalten nicht minder erschreckt, ebenfalls keinen Grund dafür anzugeben wußte. Das Fräulein gab fest und bestimmt den Entschluß zu erkennen, das Verhältniß als gelöst zu betrachten und den Bräutigam niemals mehr sehen zu wollen, und ein anderes Wort als die stete Wiederholung dieses sämmtlich unerklärlichen Ausspruchs war dem Mädchen nicht abzugewinnen.

Gerade aber der Mangel einer faßbaren Ursache solchen Verhaltens, nachdem die beiderseitige große Liebe der Verlobten und ihre bisherige heitre Eintracht keinen zweifel unterworfen werden konnte, schnitt alle Vermuthungen und Versuche ab und rief die Ahnung hervor, die Alles in erklären schien: daß bei dem jungen schönen Mädchen eine plötzliche Geistesstörung eingetreten wäre.

Nichts jedoch in dem ferneren Verhalten der Trauerer-Familie schien für die schreckliche Ahnung eine Bestätigung zu bieten, wenn man diese nicht in der außerordentlichen Liebe in der Einsamkeit finden wollte. Seit dem Tode ihres Vaters und dem letzten verzeihlichen Kindesungehorsam hatte das Fräulein zu nennen, vielleicht zur Abkürzung des Wortes „Trostrau", im Sommer niemals ihre Behausung, sondern beschränkte ihr Zusammensein auf den Schloßgarten, dessen Linden sie mit der sorgsamsten Aufmerksamkeit überwachte. Der Gärtner und seine Gehilfen wußten nicht genug von ihrer Milde und ihrem Verlangen zu erzählen. Im Winter erging sie sich auch zuweilen im nahen Walde, so weit der Schnee es zuließ, und hielt manch in das Dorf inder, wo sie die Kranken und die Armen besuchte und sich den Gerichten gleich stellte, so daß nur die Liebe und Verehrung, die sie entgegengebracht wurden, sie als eine höhere erscheinen ließen. Dabei war sie muthmaßlich gesittet und mußte wohl auch mit dem Glück der Jugend, von welchem sie sich so plötzlich abgetrennt hatte, diese selbst verloren haben, da die Wirthin sie im Gespräche mit mir ein „alt Mädele" genannt hatte.

Das war Alles, was ich mir an Thatsachen aus der langen Erzählung der Wirthin zusammenfügen konnte.

IV.

Was mich am nächsten Morgen weckte, war ein greller, weißer Schimmer vor den Augen. Durch das vorhanglose Fenster der Bauernstube schimmerte unter blauem Himmel und goldenem Sonnenlicht der Schnee, der über Nacht reichlich gefallen war, die ganze Landschaft wie zur Feier des heiligen Christfestes mit einem ernstlichen weißen Tischtuch bedeckend. Seelenvergnügt sprang ich in die Höhe, eilig kleidete ich mich an, um nur der Wonne im Freien sogleich theilhaftig zu werden. Solche Ungeduld an einem 24. December mag einem eingeborenen Stadter seltsam vorkommen, der seinen Naturgenuß in Landpartien während der heißen Jahreszeit reichlich. Allein ich bin eben Einer „vom Lande“.

Bald lief ich wie mit bezaubertem Schritte aufwärts, wo nur die Bergstade gangbar waren, ohne in der nivellirenden Schneefläche ein besonderes Ziel in's Auge fassen zu können, aber mich sonderlich um eines zu kümmern. Es war windstill und sonnig; das jungfräuliche Kristallen des Schnee's unter dem Fuß, der ihn zum ersten= mal berührte, spornte die Kraft des Gehens an, und der kalte den erhobten Brustwinkel durch die eigene Bewegung entgegenzuathmen, war eine unvergleichliche Erquickung.

Ich weiß nicht, wie lange ich kletterte und wie lange ich noch gestiefert wäre, wenn nicht plötzlich eine Art physischen Heimweh's mich überfallen hatte. Dich Heimweh war nichts weiter als Hunger, aber ein wahrer Lukretian des Magens, ein Hunger, wie ich ihn, seit ich von meiner Heimath und von meiner Jugend geschieden war, nicht mehr verspürt hatte. Nun wußte ich zwar, daß ich den Rückweg zu suchen, aber nicht wie ich ihn zu finden hatte. Das Einfachste war freilich, mich umzudrehen und abwärts zu steigen. Allein schon nach wenigen Augenblicken erkannte ich von der Gegend, in welcher alle Unterschiede verschneit waren, wenigstens soweit, daß ich mich nicht auf derselben Bahn befand, auf welchem ich in die Höhe gekommen war.

Gleichviel! dachte ich, wenn ich auch statt meines Wirthshauses nur irgend einen Rauch finde, der anzeigt, daß gekocht wird. Und munter niederschreitend gelangte ich auf einen Boden, der mir nach und nach manchere Unterschiede von den bisher betretenen Wald- und Bergpfaden zeigte. Er war sichtlich besonders gepflanzt und gepflegt worden und die dürren, schneebestäubten Zweige und Stämme der Anpflanzungen an seinen Seiten wiesen auf eine veränderte und offenbar durch Kunst herbeigeführte Vegetation hin. Der Gedanke lag nahe, daß ich mich in das Besitzthum der Frau von Börte verirrt hatte.

Jetzt erst dachte ich wieder an die geheime Mission, die ich mit beim Antritt meiner Hinterreise selbst auferlegt hatte. Doch verwarf ich in der Erinnerung, daß Frau von Börte nicht als politik durchdringungsfähig zu betrachten sein dürfte, jeden Gedanken an die Erwerbung des Buches. Dennoch durchzuckte mich ein seltsam eigenthümlicher Erwartung, als ich plötzlich aus nach heimischer Ferne eine Gestalt mir entgegenkommen sah, welche ganz bei mir von der Sitten geschilderten Erscheinung der Frau von Börte glich. Ich beschleunigte meine Schritte und stand bald einem Mütterchen gegenüber, das dessen matronenhafter Kopfbedeckung sich eine Physiognomie mit sehr ausgeprägten Zügen hervorbrannte. In einem Tone rauher Bestimmtheit redete sie mich an:

„Ich bin unterthänig auf diesen Weg gekommen, erwiderte ich, meine Absicht ist, das Dorf wiederzufinden; entschuldigen Sie, Frau Baronin“ —

Ein helles Lachen hinter mir unterbrach mich. Ich wendete mich um und eine zweite, ähnlich gekleidete Frauengestalt stand vor mir. Aus der weißen schmutterlichen Kopfbedeckung strahlten sich blond blonde Locken hervor und nackte mir ein weiter, von der Kälte etwas gerötheten Gesicht mit großen, leuchtenden, lieblichen Augen entgegen.

„Kind! gehen, Trenz“ *) sagte die neu hinzugekommene Dame und zu mir sich wendend: „Ich will Ihnen einen Führer in das Dorf geben, wenn Sie nicht vom Herrn Jermog ermüdet erst ein wenig ruhen wollen.“

Während nun die Alte, der ich zuerst begegnet war, sich entfernte, sagte die andere Dame, indem sie sich langsam in Bewegung setzte und mich dadurch veranlaßte, an ihre linke Seite zu treten und neben ihr zu schreiten:

„Im Sommer bin ich eben so ungastlich wie meine Magd und hätte den verirrten Wanderer seinem guten Stern überlassen.“

Noch immer lächelte sie und lieblich klang ihre Stimme. Obgleich ich damals bereits an der Schwelle des Greisenalters stand, konnte ich mich doch einer wohlmuthsvollsten Bewegung des Herzens dieser Erscheinung gegenüber nicht erwehren, in der ich offenbar das Fräulein von Börte zu begrüßen hatte. Das machte mich einige Augenblicke stumm und verlegen. Mit unnatürlicher Galanterie verlegte ich endlich:

„Alle Viele, die im Sommer in dieser Gegend Villeggiatur halten, wurden auch im Winter sich einfinden, wenn sie wüßten, daß die Gastfreundschaft der Frau von Börte an diese Jahreszeit geknüpft ist.“

„Sie würden sich verrechnen, die zu diesem Zwecke kämen, entgegnete sie lachend; nur daß ich zum ersternale einen Fremden in dieser Gegend traf, an einem Winterabend, ist Ursache, daß ich nicht vor ihm flüchtete. Ich selbst war im nahen Walde, beobachtete, von Ihnen ungesehen, wie kräftig und fröhlich Sie dahin schritten, offenbar erquickt von dem seltenen Naturgenuß, und folgte Ihnen, als Sie die Richtung nach meinem Hause einschlugen. Ich hatte sogar bald schon den Muth gefaßt zu dem Entschlusse, Sie aus freien Stücken anzusprechen, bevor noch Ihre Begegnung mit Cresscnca dazu Veranlassung gab.“

„Und wenn der Wald jetzt statt in Schnee in das Grün seiner Blätter gekleidet wäre, so würden Sie dies nicht gethan haben?“ fragte ich, im Innern bestürzt, mir über die Umdämmerung des Geistes, wenn sie in der That vorhanden sein sollte, so bald als möglich klar zu werden. War vielleicht dieser Unterschied im Verhalten zu den Menschen nach Maßgabe der Jahreszeiten eine von den Neuerungen eines gesurten Seelenleidens?

Ihre Antwort widerlegte jedoch diese Annahme. „Gewiß würde ich dies nicht gethan haben,“ sagte sie, „und der Grund ist ganz einfach. Ich lebe in freiwilliger und doch nach meinem Schicksal nothwendiger Trennung von der Welt, die mir nichts mehr geben kann, von der ich nichts mehr will. So ist denn die Natur, insofern sie mir im nahen Wald und Feld, in diesem Berg und Thal zugänglich bleibt, meine Welt, ja meine Heimath, mein Haus, der geräumte Raum meines Lebens. In diesen fuhrt man nicht fremde Gäste, die blos aus einem Gegenstand frivoler Neugierde betreten, was also ein Theil des eigenen besitzen ist. Die Natur ist mein einziges, mein letztes Besitzthum. Auch dieses mit dem Bedürfnissen zu theilen, fordere die Menschenliebe, aber doch nicht nur in der Voraussetzung, daß es ein wirkliches Bedürfniß danach, eine wahre Freude darin habe, daß er es nicht als ein Spielzeug behandle und endlich sicherlich wegwerfe kann. Sehen Sie, mein lieber Herr, die Leute, die nur im Sommer auf das Land ziehen und nur, weil sie es in der Stadt, die um diese Zeit ihre Theater und Concertsale schließt, schon durchaus gar nicht mehr aushalten können, sie sind die fremden Gäste, denen die Natur ein Gegenstand frivoler Neugierde, ein Spielzeug ist, daß sie wegwerfen, so bald der Winter naht. Ich table sie nicht, sie sind eben die Glücklichen, denen ihre Freuden, die der Welt wie der Familie, nicht Zeit und Gelegenheit geben, zu erstarren, daß die Natur nur Denjenigen eine wirkliche sein, erscheint, die keine andere mehr haben, daß sie

*) Anrufung der Truthenne.

gleich dem Jehovah des alten Testamentes ein eifersüchtiger Gott ist, der keine andere Götter neben sich duldet. Ich tadle sie nicht, allein wie könnte ich Gemeinschaft mit ihnen haben? Und doch würde ich einen Genossen meiner Naturliebe sehr willkommen nennen. Es ist wohl eine Unbesonnenheit von mir, daß ich ihn in dem Manne vermuthete, der diese Landschaft im Winter aufsucht, wer weiß in welcher geschäftlichen Absicht, die mit meiner Thorheit gar nichts gemein hat."

Wenn der Leser nicht vergessen hat, daß ich ihm die Motive erzählte, die mich stets zur Weihnachtszeit aus der großen Stadt forttrieben, so wird er ermessen können, wie sehr diese Worte der seltsamen Frau mich treffen mußten. Ich brauchte nur der Wahrheit Stimme zu leihen, um sie zu überzeugen, daß hier ein wunderbarer Zufall zwei Menschen zusammengeführt hatte, die sich in einer gleichen und nicht häufig vorkommenden Auffassung des Gefühls für die Natur begegneten.

Wir waren während dieses Gespräches zum Schlosse gelangt, hatten das Portal überschritten und befanden uns am Fuße der breiten und schönen Treppe, als ich erst bemerkte, daß ich schicklicherweise wohl nicht weiter mit vordringen konnte. Ich blieb stehen; die Freifrau, die bereits einige Stufen erstiegen hatte, wendete sich um, und mit einem Ernste, dessen etwas gebieterischer Ton ohne Zweifel aus dem Wunsche hervorging, einer ihr angenehmen Vorstellung bis auf den Grund zu schauen, um sich von der vollen Wahrheit zu überzeugen, fragte sie:

„Nein also aus Liebe zur Natur haben Sie die Winterreise unternommen und gerade in diese von der Residenz so weit entlegenen Gegend?"

Wie sie jetzt vor mir stand, die zierliche Gestalt, der die Treppenstufen zu einem würdig erhöhenden Piedestal dienten, im Antlitz einen fast beklommenen Ernst, eine Antwort erwartend, die, an sich unwichtig, nur ihrer Abgeschiedenheit und Vereinsamung bedeutungsvoll vorkommen konnte, da wäre es mir eine unmögliche Entweihung alles dessen gewesen, was in meinem alten Herzen noch an Poesie übrig war, wenn ich eine Unwahrheit gesagt hätte. Ich entgegnete daher:

„Ich bin Custos der Kunstschätze des Fürsten***. Oft hörte ich meinen lieben Gebieter begeistert von einem Gemälde sprechen, das sich in der Sammlung dieses Schlosses befinden soll. Zwar nicht einer Hoffnung, aber doch einer leisen Möglichkeit des Bildes ansichtig zu werden, wollte ich Raum lassen, als ich meinen gewohnten Weihnachtsausflug diesmal hieher lenkte."

Ein Schatten flog über ihre Züge und mit einer gewissen Herbheit des Tones sagte sie: „Welchen Namen führt das Bild, das Sie meinen?"

Ich erwiderte: „Es ist Ary Scheffer's heilige Monica mit ihrem Sohne, dem heiligen Augustin."

Sie wurde bleich und starrte [illegible] einige Augenblicke erschrocken und neugierig zugleich an. Als ich in meinem unschuldigen Bewußtsein diesen Blick mit ruhiger Treuherzigkeit aushielt, senkte sie die Augen und eine leise Röthe stieg in ihr Antlitz. Abermals erhob sie dann ihre Augen auf mich und mit dem Tone und der Miene einer inneren Beschwichtigung, wie nach dem Aufgeben eines grundlosen Mißtrauens sagte sie: „Sie sollen das Bild sehen; das Tageslicht reicht gerade noch dazu aus, in einer Stunde bricht die Dämmerung an."

Nachdem ich ihrem Wink gehorchend mit ihr die Treppe emporgestiegen, gelangten wir in einen Corridor, wo es bereits dunkelte. An einer Thüre blieb sie stehen und bedeutete mich einzutreten. Ich öffnete und breitete die Portière auseinander, die hinter mir zufiel, ohne daß die Freifrau mir folgte. Allein stand ich in einem luxuriös aber in einheitlichem Styl ausgeschmückten Wohngemach, in das die Sonne noch mit ihren hellsten Strahlen fiel. Marmor, Sammet, geschnitztes Holz waren reichlich verwendet, doch schien all dies niemals wirklich benutzt zu werden, sondern nur vorhanden zu sein, um dem Raum einen wohnlichen Schimmer zu geben, damit er nicht blos der kahle Rahmen zu dem Bilde sei, das an der Wand hing.

Das Bild war nun freilich von seltenem Werthe und hätte jede Art von Umgebung vergessen lassen. Nur von innerem Leben bewegt, sind die beiden Figuren, die heilige Monica und ihr Sohn, neben einander hingestellt: die eine der extatische Ausdruck des zu seligem Schauen gewordenen Glaubens, die andere eine Verkörperung der schmerzlichen Sehnsucht nach dem Glück des Glaubens. Das Antlitz der Heiligen ist emporgewendet, ihr Leben scheint dem Erlöschen nahe, aber in den ganz vergeistigten Zügen spiegelt sich dennoch volles Leben, wenn auch ein anderes, höheres. Dem Sohn aber ist das Licht, in dessen Glanz sie schwelgt, nur erst ein schwacher Dämmerschein, zu unsicher, zu schwankend, um die Zweifel aufzuklären, die rastlos forschenden Gedanken in einem Brennpunkt zu vereinigen. Das sagt die schwermüthige Neigung seines Hauptes, der wie in einen Abgrund niederstarrende Blick.

Im Anblick des Bildes vergaß ich Hunger und Ermüdung und so aufmerksam und so lange hatte ich es betrachtet, daß ich es sogar unter den endlich leise darüber fallenden Schatten der einbrechenden Dämmerung noch immer in seiner vollen Wirkung vor mir zu sehen glaubte.

Plötzlich klang die holde Stimme des Fräuleins von Börte hinter mir. Mir unhörbar war sie eingetreten, mußte mein Entzücken still beobachtet haben und als ob meine Gedanken laut zu ihr gesprochen hatten und sie nun das Gespräch nur fortsetzte, sagte sie: „Und glaubt man nicht noch die Spuren eines Schmerzes im Antlitz der Heiligen zu sehen, während man in ihrem Anblick doch zugleich klar und voll empfindet, daß sie alles Irdische überwunden hat? Und fühlt man nicht ebenso, daß der Trotz des Sohnes nicht andauern kann, daß ein Charakter, wie er in diesen großartigen, von leidenschaftlicher Kraft überhauchten Zügen ausgeprägt ist, unmöglich lange ein Spielball des Zweifels bleiben, sondern bald zu einer bestimmten Lebensrichtung kommen wird?"

Sie sprach unverkennbar aus dem Tiefsten ihrer Seele, und so allgemein der Inhalt war, ihre Worte klangen doch wie aus dem persönlichen Resonanzboden ihres Gemüthes heraus. Ich aber, unbekannt mit der eigentlichen Natur dieses Wesens vor mir, dessen großer äußerer und moralischer Reiz mir sogar durch den Verdacht einer intellectuellen Störung getrübt war, noch unbekannter mit den Schicksalen, die auf dieses Wesen bestimmend eingewirkt haben mochten, konnte auf solche Verinnerlichung im Erfassen eines Kunstwerks nicht eingehen. Unbefangen erwiderte ich daher:

„Als ein alter Galeriedirector bin ich gewohnt, zunächst nach dem zu schauen, was in der Kunst das Praktische ist: nach der Technik. Da muß ich nun gestehen, daß nichts von dem modernen Nazarenenthum verschiedener sein kann, als die Ausführung dieses Bildes. Und dennoch kann ich mir nicht erklären, warum die Gleichgültigkeit gegen coloristische Wirkung, was mancher andern Schöpfung dieses Künstlers trotz der edlen Reinheit der Formen zum Nachtheil gereicht, hier zur Vollkommenheit beiträgt."

Eine seltsame Bewegung, gleich dem triumphirenden Lächeln eines Engels spielte um die Lippen des Mädchens. Sie hatte die Augen emporgeschlagen und schien das plötzlich in ihr erregte Gefühl still für sich auszukosten. Dann wendete sie sich zu mir, noch immer mit einem Lächeln auf den Lippen, das sich aber in das eines gutmüthigen Spottes verwandelt hatte:

„Sehen Sie nun selbst ein, gelehrter Kunstkenner," sagte sie, „daß die Vertrautheit mit dem Technischen nicht hinreicht, ein großes Werk zu erklären? Das Bild ist von dem „modernen Nazarenenthum" wie Sie es nennen, deshalb verschieden, weil die Frömmigkeit, die es athmet, den Glauben nicht als ein gedankenlos überkommenes Gut, sondern als ein selbsterkämpftes Ideal verherrlicht. Mehr Rücksicht auf die Farbe würde nur verhindern, daß sich der Accent voll und

ungetheilt auf Gedanken und Empfindungen lege. Im Antlitz der Mutter hier hat das Ideal bereits gesiegt, worunter ich nicht irgend einen positiven Glauben, sondern nur eine von der Welt abgekehrte Lebensanschauung verstehe. Im Antlitz des heiligen Augustin aber ist das Ideal noch im Kampfe mit der Welt begriffen, Alles jedoch verheißt, daß es unzweifelhaft siegen werde. So herrscht in diesem Bilde dasselbe heißbewegte Leben, das in einem Menschenherzen vorgeht, wenn es durch Schuld oder Unglück auf einen Weg gestoßen wird, wo ihm nichts mehr übrig bleibt, als nach Ueberwindung zu ringen. Mir war das Bild darin eine anspornende Lehre, ein beistehender Genosse —"

Sie hielt einen Augenblick inne und fuhr dann leichtern Tones fort: „Ja, das Bild ist mir ein theures Symbol, es ist ein Stück meiner Lebensgeschichte in geheimnißvoller Schrift. Was es mir aber auch leistete, es hat jetzt seine Dienste für mich gethan, ich bin mit der Welt fertig. Und darum beschleicht es mich manchmal wie ein Vorwurf, daß dieses Bild, das noch Tausende erheben und beseligen könnte, in dem einsamen Schloß hier so verborgen bleiben soll, wie ich selbst. Ich, ich — habe nicht die Gabe, mich den Menschen verständlich zu machen, das Bild aber kann predigen, und darum müßte es eigentlich in die Welt hinaus, seine Mission erfüllen."

Diese Worte der Freifrau trafen mich wie eine freudige Hoffnung, den Plan meiner Reise verwirklichen, das Bild für meinen Gebieter ankaufen zu können. Als ich jedoch eine zaghafte Aeußerung in diesem Sinne gewagt hatte, wurde mir die seltsame Antwort:

„Ja, wenn Jemand existirte, der dieses Bild verschenken oder verkaufen dürfte! Es ist aber vielleicht der einzige Gegenstand auf dieser Erde, der keinen Eigenthümer hat. Niemand, Niemand ist im Besitz dieses Bildes."

Ihre Stimme zitterte bei dieser Rede, ihre Augen schweiften wie irre umher und auch ihre Gesichtszüge veränderten sich. Ich fühlte, wie ich erblaßte. Die plötzliche Bewegung des Mädchens in Verbindung mit den Worten, denen keine vernünftige Deutung zu geben war, — dieß erinnerte mich wieder an die Geschichte, die ich von der Wirthin vernommen hatte, an die einzig mögliche Erklärung für das unbegreifliche Verhalten der Braut in der Annahme einer Gemüthsstörung, eines Wahnsinns. Ich wurde von einem Grauen erfaßt, das von Schmerz über das Loos der Unglücklichen begleitet war, die bereits meine ganze Theilnahme gewonnen hatte.

Unwillkürlich trat ich von ihr hinweg an's Fenster. Es mochte sein, daß sie mich in diesem Augenblicke genau beobachtete, weil der Rest des scheidenden Tageslichtes ganz auf mich fiel, daß sie ein gewisses Entsetzen in meinen Zügen las und vielleicht sogar den traurigen Gedanken ahnte, der es veranlaßte. Denn sie trat zu mir und sagte mit dem gewinnendsten Lächeln:

„Ich habe so lange, so lange schon keinen Gast bei mir gesehen, daß ich in Gefahr komme, meinen Verstand um allen Credit zu bringen, indem ich Sie hier, im Dunkeln und ohne Erquickung, verweilen lasse, statt an Ihre Erfrischung zu denken. Ich habe Sie ja als einen müden, verirrten und gewiß auch hungrigen Wanderer angetroffen."

Und mit einem einladenden Wink ihr zu folgen, schritt sie der Thüre zu, durch die sie eingetreten war. Ich wollte Einwendungen machen, darauf bestehen, in's Dorf zurückzukehren, um nicht unbefugter Weise die ihr gewohnte Einsamkeit zu stören, sie aber schnitt ferneren Widerstand durch die Bemerkung ab:

„Es ist ja heute der 24. December. Wollen Sie mich um eine ganz unerwartete Weihnachtsfreude wieder bringen?"

„Ach, ich bin ein zu altes Kind, um den Weihnachtsbaum zu umhüpfen," warf ich noch ein.

„O!" rief sie, „bin ich nicht durch mein Schicksal auch schon eine Greisin? Gewiß hat man mich Ihnen im Dorfe unten ein altes Mütterchen genannt, sonst hätten Sie mich nicht in meiner Creszenz zu sehen geglaubt. So zünden wir uns denn heute den Weihnachtsbaum des Alters an: die Erinnerung."

Das schien mir einen willkommenen Aufschluß anzukündigen. Vielleicht, dachte ich, hat das Fremde und Räthselhafte dieser Erscheinung doch noch einen andern Erklärungsgrund als den schauerlichen, der im Munde der Leute lebt.

V.

Licht, Wärme und Behagen verbreitete der elegant eingerichtete Speisesaal, der uns aufnahm. Ich bemerkte erst jetzt, daß die Toilette des Fräuleins von Borte bei aller Einfachheit nicht ohne Schmuck war und einen beinahe festlichen Anstrich hatte. Dabei übte das Fräulein die kleinen Pflichten gegen den Gast mit einer, nach den vorhergegangenen Aeußerungen, welche eine trübe Grundstimmung ihres Wesens gar nicht verbargen, überraschenden Heiterkeit.

Als wir später am Kamin einander gegenüber saßen, konnte ich nicht umhin, ihr darüber eine Bemerkung zu machen. „Sie waren wohl immer sehr glücklich," erwiderte sie, „und ein großer Schmerz muß niemals bei Ihnen eingekehrt sein, wenn Sie voraussetzen, daß er sich nur in einem ununterbrochenen, menschenscheuen Trübsinn, in fortwährenden Seufzern und Geberden der Melancholie äußern könne. So lange der Schmerz noch beständig an der Miene der Außenwelt festhält, ist er noch nicht ganz dem Innersten der Seele eingeimpft, ist es noch immer möglich, daß er plötzlich einem Trost, wenn nicht einer Freude weiche. Anders ist die Wirkung gänzlicher Hoffnungslosigkeit. Sie concentrirt nicht fortwährend alle Saiten des Innern in einem einzigen Accord, in dem Weh über ein plötzliches Unglück, sie stimmt vielmehr alle diese Saiten um vieles tiefer herab und macht sie schlaffer. Die Fähigkeiten zur Freude, zur Unterhaltung, zum Lächeln und selbst zum Lachen sind noch alle vorhanden, aber matt und gebrochen. Dem Herzen sind die Schwungfedern ausgerissen; innerhalb der Sphäre seines Schmerzes, die es von allen Seiten umgibt, kann es noch heiter scheinen und lächeln, aber über diese Sphäre hinaus kann es sich nicht mehr erheben."

„So kommt es," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „daß ich sogar noch immer heitere Geselligkeit liebe, aber nur in zwei Arten, entweder als Gesellschaft starker und erhabener Geister, oder als Verkehr mit den Leuten, die keinen Geist haben, aber dabei auch die große Tugend besitzen, keinen Geist haben zu wollen. Einem Kreis von Weisen, Künstlern, Poeten zum Mittelpunkt zu dienen, so daß ich mit der Prinzessin Eleonore sagen könnte:

„Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen""

habe ich nicht die Anlagen und auch nicht die materiellen Mittel. Dafür ist es dem Gemüthe wie ein Naturgenuß, zuweilen mit Menschen aus dem Volke zu verkehren, so lange sie in ihrer Unverfälschtheit die Typen bestimmter Berufsweise und Beschäftigungen bleiben und treu und wahr gar nichts anderes sein wollen. Nur für die Geselligkeit, die in der Mitte zwischen beiden Classen liegt, die es geistreich findet, den Geist auf bloßen Zeitvertreib zu verwenden, der sich selbst letzter Zweck ist, habe ich nicht mehr Fröhlichkeit des Herzens genug, bin ich schon zu alt und zu unglücklich."

Als ich nun meine Freude und meine Verwunderung äußerte, daß gerade mir, der ich mich zu jener mittleren Classe von Geselligen zählen mußte, die Gunst eines Verkehrs mit ihr zu Theil geworden; als sie mir hierauf in zartester Weise deutlich gemacht, daß meine sichtbare Liebe zur Natur, mein Zusammenhang mit der Kunst und endlich auch meine ehrgrauenden Haare ihr Entgegenkommen weckten, floß das Gespräch in so vertraulicher Weise fort, daß ich es wagen konnte nach den Motiven ihrer frühern Aeußerung zu fragen.

die mich so sehr befremdet hatte: das Bild hätte keinen Eigenthümer, der es verschenken oder verkaufen durfte und wäre überhaupt ein Gegenstand ohne Besitzer.

Der Aufschluß, den ich hierauf von Fräulein von Börte erhielt, löste mir zugleich das Räthsel ihres Schicksals und war so vollständig, daß, als ich in später Nachtstunde das Schloß verließ, um des andern Tages zur Stadt und zum Amte zurückzukehren, alle Einzelheiten der Begebenheit vor meinem Gedächtniß standen, als ob ich sie selbst erlebt hätte. Nichts ist davon im Laufe der Zeit verblaßt und mit der innigen Verehrung für die Unglückliche hat sich auch stets eine Art von Reue in mir erhalten, daß ich, ob auch unschuldiger Weise, bei dem hochbegabten Wesen jemals eine intellectuelle Störung hätte voraussetzen können.

Als sie mit ihrem Vater das Jagdschlößchen im Gebirge bezogen hatte, das einzige Habe, das dem tiefverschuldeten Cavalier bei seinem Rückzug aus der großen Welt noch unangetastet geblieben war, hatte sich das noch sehr junge Mädchen nicht gerade freudig in die ihr auferlegte Einsamkeit gefügt. Dennoch siegte ihr von Natur aus fröhliches Herz immer häufiger über die Lust zu klagen; sie befreundete sich täglich mehr mit der landschaftlichen Schönheit ihres Aufenthaltes und es blieb ihr, nachdem kaum zwei Jahre so weltentrückten Lebens abgelaufen waren, kein andrer Wunsch mehr, als daß, wenn schon die Geselligkeit sowohl als der Luxus der Einrichtung aus dem Schlosse verbannt waren, dieses doch mindestens mit einigen Kunstgegenständen geschmückt werden möchte.

Der Vater, unterrichtet von diesem Wunsche, aber ohne Ahnung, wie er ihn seinen Mitteln angemessen, besonders jedoch mit Vermeidung von Reisen nach großen Städten erfüllen sollte, ergriff das Zusammentreffen mit einem jungen Landschaftsmaler, der sich die Aufnahme der Gegend in sein Skizzenbuch sehr angelegen sein ließ, wie ein Mittel, dem Wunsch seiner Tochter die Möglichkeit der Erfüllung zu erschließen. Der Baron nahm den jungen Mann mit auf das Schloß, um ihn hinsichtlich der Anschaffung verkäuflicher Bilder und plastischer Gegenstände zu Rathe zu ziehen. Die junge Dame wurde der Unterredung beigezogen, weil ihre Ansichten und Bedürfnisse bei jeder zu treffenden Entscheidung maßgebend sein sollten.

Vater und Tochter fanden Vergnügen an dem offenbar höchst gebildeten jungen Manne, namentlich aber an seinem überaus heitern Wesen. Er kannte die Kunstzustände der Hauptstadt, ja des Landes und der Fremde genau, hatte große Reisen gemacht, Vieles gesehen und Erfahrungen in seinem Fache gesammelt. Dennoch wollte er nicht Antworten ertheilen, mit denen sogleich Alles abgethan gewesen wäre, was man von ihm verlangte, sondern berief sich darauf, daß er noch einmal sehen, noch einmal kommen müsse, wobei sein Auge, indem es brennend auf dem Mädchen ruhte, sich doch in eine träumerische Ferne zu verlieren schien.

Der Baron äußerte, ob nicht der junge Mann selbst bereits ein Künstler wäre, dessen Werke man an sich zu bringen trachten müsse und fragte wiederholt nach seinem Namen. Allein der Maler betheuerte, daß er noch nicht so Erhebliches geleistet hätte, daß seine Specialität eigentlich nur die Kunstkennerschaft wäre und bewies, daß er wirklich den unberühmten Namen Leo Thurn führte.

„Unberühmt ist dieser Name nicht", versetzte der Baron, „Thurn nennt sich ja der zwei- und dreifache Millionär, dessen landwirthschaftliche und Fabrik-Etablissements der König selbst als eine Zierde des Landes gepriesen hat."

„Es gibt so viele gleichlautende Namen", erwiderte der junge Mann, eine etwaige Vermuthung leichthin ablehnend. Schon wenige Tage nach seinem Scheiden trafen mehrere werthvolle Kunstwerke auf dem Schlosse ein, darunter auch das Bild von Ary Scheffer „die heilige Monica mit ihrem Sohne." Thurn schrieb, der Baron möge einstweilen beschauen, prüfen, sich auf eine Wahl vorbereiten; über Art und Mittel der Erwerbung wolle er später mündlich mit ihm verhandeln. Auch ließ der junge Mann in der That nicht lange auf sich warten, doch führten die Verhandlungen, bei seinem geschickten Ausweichen, so oft von einem Ankauf ernstlich die Rede sein sollte, zu keinem andern Ziele, als daß stets mehr Kunstwerke eintrafen und die Besuche des jungen Mannes in stets kürzeren Zwischenräumen erfolgten.

Dem Baron mochte dieß bei dem vollkommen edelmännischen Benehmen Thurn's, bei seinem feinen Tact und Tone durchaus nicht fremdartig erscheinen, eher zu einer fraglichen Gewohnheit werden; zugleich war der alte Freiherr so durchdrungen von seinem Standesbewußtsein und setzte in dieser Beziehung auch im Gefühle seiner Tochter so unüberwindliche Schranken voraus, daß er in ihrem stets traulichem Verkehr mit Thurn keine Gefahr sah. Doch sollte er hierüber früh genug belehrt werden. Eine mit aller Macht aufkeimende Leidenschaft verzehrte die Vorurtheile spurlos, denen das Mädchen allerdings durch Geburt und Erziehung, gleichsam unbewußt, unterworfen gewesen war. Immer höher entflammt durch die unaussprechlich innige Liebe Thurn's, schwur sie sich ihm mit Wort und Kuß als die Seine zu, keine Gewalt der Erde sollte Macht genug haben, dieses Bündniß zu lösen.

Leo Thurn blieb mitten in seinem berauschenden Glücke weltklug, um überzeugt zu sein, daß er bei dem Vater kein leichtes Spiel haben werde. Doch vertraute er einem Coup, den er sich absichtlich für den alten Herrn aufgespart hatte. Früher war Thurn beflissen gewesen, vor dem Edelmann nur als ein armer Künstler — zu gelten, weil er nur unter diesem Titel Zutritt hatte erlangen können. Jetzt, bevor noch die sprachlose Ueberraschung des Barons über die unerhörte Kühnheit der Werbung sich zu einem Worte hatte aufraffen können, legitimirte sich Thurn als der einzige Sohn und Erbe des berühmten Millionärs. Wer weiß aber, ob selbst dieser imponirende Umstand dem alten Edelmann über das Entsetzen vor einem bürgerlichen Bewerber hätte hinweghelfen können, wenn Leo, mit den zerrütteten Verhältnissen des Cavaliers wohl vertraut, ihm nicht einen Vertrag in die Hände gespielt hätte, aus welchem unter allerlei plausibel gemachten Vorwänden und Berechtigungen derartige Vortheile für den Baron hervorgingen, daß sie ihm die materielle Restauration seines Namens, seiner Güter, seines mit so brennendem Schmerz aufgegebenen Glanz- und Hoflebens gestatteten.

Noch immer ein wenig seufzend fand sich der Baron, bestochen durch den unerwarteten Reichthum, der ihm werden sollte, immer williger in den Gedanken an den bürgerlichen Schwiegersohn, und wenn jetzt außer Kunstwerken auch Luxusgegenstände aller Art eintrafen, weil Leo die Stätte, wo er ein himmlisches Glück gefunden hatte, aus Dankbarkeit zu einem Feenpalast herausschmücken wollte, so tröstete sich der Baron über die „unnatürliche" Verbindung, wie er sagte, mit der Betrachtung der zahlreichen Beispiele von Annäherung des Adels an die Industrie. Die ganze Gegend, über welche das Glück der Liebenden sich in zahlreichen Wohlthaten zu ergießen schien, sah den Baron lächelnd das Glück seines Kindes beobachten und hielt ihn selbst für beglückt.

Für die große Welt war das Bündniß noch so viel wie Geheimniß, aber der Verlobungstag war festgesetzt, an welchem es allgemein bekannt gemacht werden sollte. Da traf eines Morgens im Spätherbste eine Staffette im Schlosse ein mit einem Schreiben für den Baron. Er las und begab sich mit dem Brief in der Hand in das Zimmer seiner Tochter. Eine sonderbare Aufregung hatte Gewalt über ihn gewonnen, in dem Grade, daß sie ihm Anfangs das Sprechen verwehrte. Endlich beantwortete er das stumme Erstaunen des Mädchens mit der Aufforderung, sich an seiner Seite niederzulassen und genau auf seine Worte zu achten.

„Es ist Dir nicht unbekannt," begann er, „daß unser Haus einst

Seitenlinien hat, welche beide den gräflichen Namen Rudenkron-Börte führen. Uralte Familienfeindschaft, die noch aus der Zeit des Glaubenswechsels während der Reformation stammt, hat sie uns bisher ferne gehalten, obgleich die Freiherren von Börte die eigentlichen Stammhalter des Geschlechtes sind. Von den beiden Linien ist die eine reich begütert, die andere ziemlich herabgekommen. Die Majoratsherren beider Häuser, noch unvermählt, führen beide den Vornamen Lothar. Einer von ihnen wirbt um Deine Hand. Er will, von meinen finanziellen Verhältnissen unterrichtet, die äußerliche Stellung meines Hauses neu begründen helfen; er ist also der reiche Lothar. Durch die Verbindung will er zugleich eine traditionelle Feindschaft, die längst jedes berechtigte Motiv verloren hat, gründlich beenden. Ich stimme bei — Du natürlich auch."

Das Mädchen stand auf, legte die Hand auf die Stirne des Freiherrn und fragte mit ernster Besorgniß: „Bist Du nicht wohl, Papa?"

Er drängte ihre Hand etwas unsanft zurück. „Keinen Scherz!" rief er: „Graf Lothar kömmt heute Abend hier an, stellt sich Dir erst vor, wie es die Form erheischt, bringt bei mir dann die förmliche Werbung an und nachdem der Heirathscontract besprochen ist, bist Du, würdig der Standesehre Deines Hauses, verlobt, die Braut des Grafen Rudenkron-Börte."

„Aber um Gotteswillen! War denn Alles was wir bisher erlebten ein Traum, oder bin ich in diesem Augenblicke die Beute einer sinnlosen Fieberphantasie?"

„Was findest Du phantastisch daran, daß Du, eines Edelmanns Tochter einen Edelmann heirathest?"

„Und Leo Thurn!" schrie sie mit aller Gewalt ihrer Stimme, als hätte dieser lautgerufene Name den finstern Zauberbann brechen müssen, unter welchem sie jetzt zu stehen glaubte.

„Ah", sagte der Baron lachend, „da sind wir nun doch bei der Fieberphantasie! die Tochter des hochgebornen Freiherrn von Börte, Kämmerer und Ordens-Commandeurs, das Eheweib des Fabrikantensohnes, des Abkömmlings von Geldmäklern und Wucherern! Der Himmel ist mir besonders gnädig, daß er noch rechtzeitig eingreift, sonst wäre das tolle Hirngespinnst am Ende möglich und wirklich geworden. Ich bin nur deßhalb zu entschuldigen einen Augenblick ernstlich daran gedacht zu haben, weil man in dieser Einsamkeit ganz aus Rand und Band kommt und vergißt, daß man ja auch noch in dieser Welt gehört, wie sie Gott eingerichtet hat. Nun mich dieser Brief wieder in die Fugen gebracht hat, schaudere ich vor dem Abgrund, an dem wir standen."

Das Mädchen starrte ihn mit so stieren Blicken eines fast übermenschlichen Erstaunens an, als wäre sie wahnsinnig oder betrachte einen Wahnsinnigen. Er mußte unwillkürlich in seiner Rede innehalten, sagte aber dann:

„Du fürchtest vielleicht die kleinen Beschwerlichkeiten bei der Lösung der widernatürlichen Beziehung zu dem Kaufmann — wie heißt er? Sei unbesorgt, ich werde kurzen Proceß machen und die nöthigen Schreibereien auf mich nehmen. Die Sache ist so gut wie fertig."

„Fertig und abgeschlossen ist", erwiderte sie langsam, absichtlich jedes Wort betonend, „daß ich die Braut des Mannes bin, welcher den Namen Leo Thurn führt und daß ich bis an mein Ende nicht von ihm lassen werde. Dem Manne aber, der in der Absicht kömmt, um die Braut eines Andern zu werben, verschließe ich meine Thüre."

„Ich habe Dir hierauf nur Eins zu sagen", sprach der Baron mit erzwungener Gelassenheit: „wäre mir an Deiner Stelle ein Sohn geboren worden, so müßte er zur Ehre seines Namens und seines Standes jeden Augenblick bereit sein, sein Leben zu opfern oder sein Glück preiszugeben. Er müßte, so oft der Augenblick es fordert, mit dem Schwerte in der Hand den Feinden seines Hauses oder seines Gebietes entgegentreten, und weder eine zärtliche Neigung, noch ein früheres Versprechen dürfte ihn hindern. Er wäre beschimpft und entehrt und verflucht, wenn er sich weigerte, seine Pflicht zu erfüllen. Und glaubst Du, weil Du Deinem Stande zufällig als Weib geboren wurdest, Du wärst aller Pflichten gegen ihn los und ledig? Du hast nicht die Aufgabe für die Ehre des Hauses nöthigenfalls zu sterben, aber wohl für sie zu leben. Und wenn Du eine Gelegenheit, die Dir der Himmel gibt, dieser Pflicht glorreich zu entsprechen aus Feigheit und Egoismus zurückstößest, so trifft Dich der Zorn, die Verachtung Deiner Genossen, der Fluch Deines Vaters und verfolgt Dich bis an Dein Lebensende."

„Lieber todt sein, als von ihm lassen!" rief sie mit Trotz und Erbitterung.

Der Baron brach in ein höhnisches Gelächter aus: „Todtsein! Du redest schon sehr bürgerlich, das macht der schlechte Umgang. Als ob Todtsein etwas Schreckliches, als ob es eine Erlösung wäre, die Dich Deiner Pflicht enthebe. So denken romantische Kaufmannsjünglinge. Aber auch Todte können als Ehrlose betrachtet werden und daß sie lieber sterben als würdig handeln, rettet sie von der Schande nicht. Glaubst Du, ich weiß nicht daß Du leidest, ja daß Dir das Herz vielleicht brechen kann, indem Du es an das eines ungeliebten Mannes legen sollst? Und dennoch fordere ich es von Dir, wie ich meinem Sohne im Felde selbst die Waffe in die Hand drücken würde, in dem Augenblicke, da die Kugeln schon pfeifen. Sichtbar deutet der Himmel selbst mit dem Finger darauf hin, was Du zu thun hast. Tochter eines verarmten Edelmannes, durch Noth und Beschämung dem Abfall von Deinem Stande nahe gebracht — siehe plötzlich ein Retter vor Dir, ein Mann Deines Ranges, geneigt über Deine Armuth hinwegzusehen, weil mit den Mitteln ausgerüstet, die Würde des Hauses auch vor der Welt im alten Glanze zu wahren. Und Du wolltest fahnenflüchtig werden, aus bürgerlichen Vorurtheilen an Dir und mir, an Deinem Beruf und an Deiner wahren Ehre treulos handeln?"

Den ganzen Tag über dauerte dieser Kampf zwischen Vater und Tochter. Immer leidenschaftlicher ward die Aufregung Beider und endlich — der Abend war schon angebrochen, die Uhr zeigte die Stunde, welche den Grafen Lothar bringen sollte — schwur der alte Freiherr, daß ihm, wenn sein Wille nicht geschähe, nur ein Schritt blutiger Verzweiflung übrig bliebe, nicht wegen Vereitlung der Heirath selbst, die ihn allerdings auf die wünschenswertheste Weise dem Leben in der großen Welt zurückgeben würde, sondern aus Scham über die Gleichgültigkeit und Ehrlosigkeit seines Kindes.

Wie eine Glocke von Blei mochte die Stimme der Gewaltigen geklungen haben, als sie ihrem Vater sagte:

„So mag Graf Lothar kommen; ich werde thun, was Du willst."

Wenige Augenblicke später ritt der Erwartete in Begleitung eines Dieners auf Pferden, die er sich vom Postmeister der letzten Station hatte geben lassen, in den Hof. Der Freiherr empfing ihn mit der gebührenden Förmlichkeit und führte ihn in den Salon, um ihn seiner Tochter vorzustellen, die kaum fähig sich von ihrem Sitze zu erheben, nicht verstand, was er sagte, und selbst seine Gestalt nur wie unter einem Nebel sah. Die Lippen fast tonlos bewegend, wenn sie sprechen wollte, verbeugte sie sich mechanisch, als nach etwa einer Viertelstunde der Graf sich erhob und dem Freiherrn in ein anderes Gemach folgte.

Betäubt, besinnungslos blieb sie zurück, sie wußte nicht wie lange. Es bedurfte jedenfalls geraumer Zeit, ehe sie in der Art von wacher Ohnmacht, in der sie sich befand, deutlich erkannte, daß ihr Vater wieder neben ihr stand und daß der Graf nicht mehr anwesend war. Allmählich faßte sie auch den Sinn der Worte, die zu ihr gesprochen wurden, und die ihr erst nur ein dumpfes Brausen geschienen hatten.

„Du hast beispielloses Glück", sagte der Baron, „und ich habe mich innerlich getäuscht. Als ich mit dem Grafen die materiellen Arrangements treffen wollte, stellte sich heraus, daß er der arme

Lothar, nicht der reiche ist. Seltsam! Während man von Deiner Verlobung mit Leo Thurn in der Welt noch nicht das Geringste weiß, hat sich doch das Gerücht verbreitet, daß mir große Reichthümer in Aussicht ständen, vielleicht weil in der That durch Thurn auf meinen Namen Güter eingekauft wurden, die dann auf Dich übergehen sollen. Man hält das Haus Thurn und Comp. für meinen Banquier. Das stach dem gräflichen Don Quixotte in die Augen. Ich mußte der Täuschung rasch ein Ende machen, nachdem ich über seine Verhältnisse ebenfalls enttäuscht worden. So hat sich Alles friedlich in Nichts aufgelöst. Der Besuch des Grafen und seine Absichten werden von ihm wie von uns verschwiegen werden. So ist der ganze Zwischenfall wie ungeschehen. Es ist nur gut, daß uns eine Ressource bleibt."

„Welche Ressource?" fragte das Fräulein, auf welches der Bericht von der ganz unerwarteten Wendung des Falles nicht den geringsten Eindruck gemacht zu haben schien.

„Nun", erwiderte der Baron mit einiger Veränderung, „da Alles bleibt, wie es vor dem Besuch des Grafen gewesen, so erlebe ich doch noch und zum Aerger und zur Beschämung der Verwandtschaft die Wiederherstellung meines äußern Glanzes, wenn auch durch bürgerliche Hände. Freilich durch einen Rubenkron Gärte wäre es erwünschter gewesen. Sollte nicht Thurn heute oder morgen kommen?"

Das Mädchen erhob sich jetzt, ihre frühere Spannkraft schien zurückgekehrt, flammenden Auges rief sie dem Baron zu: „Zerstörer meines Lebensglücks! Wohl wird Thurn wiederkehren, aber ich werde ihn nicht mehr sehen. Könntest Du denken, daß ich dem heißgeliebten Manne die treulos gewordene Hand reichen würde? Mit meiner Zustimmung den Grafen Lothar als Bewerber um mich zu empfangen, habe ich die Ehe gebrochen, bevor sie noch geschlossen war. Nie mehr Leo's redliche Augen auf mir ruhen zu sehen, vor denen ich in Scham versinken müßte, ist das Einzige, wofür ich noch zu sorgen habe."

Sie wendete sich von dem wie erstarrt stehenden Manne ab, um den Salon zu verlassen, kehrte aber noch einmal zurück.

„Eine einzige Wohlthat," sagte sie, „erflehe ich von Dir und vom Schicksal: Niemand wisse wie tief ich gefallen, wie sehr ich gesündigt. Das Schamgefühl vor dem Geliebten bleibe mir erspart, während ich an dem nagenden Bewußtsein zu Grunde gehen werde. Dich, mein Vater, wird eigne Scheu zwingen, Thurn den von Dir beabsichtigten Wort- und Treubruch zu verschweigen und die Welt hat kein Mittel, die Wahrheit zu errathen, weil Graf Lothar Ursache hat, von seinem Besuch nicht zu sprechen. So wird der Geliebte nichts von meiner Schuld erfahren und mag es immerhin für Wahnsinn halten, daß ich mich weigere, ihn jemals wieder zu sehen."

Ein Thränenstrom brach aus ihren Augen, als sie den Vater verließ, um sich in ihr Gemach zurückzuziehen.

Dies begab sich an demselben Tage, als Leo Thurn auf der Station kein Reitpferd bekam, weil ein Cavalier mit seinem Diener ihm zuvor gekommen war. Wie der ahnungslose Mann die Nacht im Wirthshause zubrachte und was sich am andern Morgen begab, ist bereits aufgezeichnet worden, ebenso wie seine vergeblichen Versuche, sich nach dem bald erfolgten Tode des Barons der Geliebten wieder zu nähern. Die Kunstwerke und Luxusgegenstände, mit denen er das Schloß ausgeschmückt hatte, nahm er nicht zurück, sondern schrieb darüber an seine frühere Braut: „Wenn ein unbegreifliches, nie zu errathendes Schicksal über uns Beide so grausam verfügte, daß es uns blind und zwecklos aus dem nahen Glück verstieß, so soll auch über diese Gegenstände kein vernünftiger Wille entscheiden. Mögen sie jetzt bleiben, wo sie sind, und nach Ihrem Tode mag der Zufall damit schalten, wie er will. Die Sachen haben keinen Eigenthümer. Mir sollen sie, die Zeugen eines für gewiß gehaltenen Glückes, nicht zurückkehren; seelenlos gewordene Quäler und Folterinstrumente wären sie mir, weil sie von vergangenen Tagen sprächen."

Das Bild der heiligen Monica und ihres Sohnes trug dazu bei, die Seelenbitterkeit der Unglücklichen zu friedlicherer Resignation, zu einer Art Weltüberwindung abzuklären. Als zufällig ein wandernder Waarenverkäufer sie „Freifrau" titulirte statt Baronesse, hielt sie jenen Titel mit besonderer Vorliebe fest; er bedeutete ihr die von allen Beziehungen zu einer nichtigen Welt freien Frau.

Orientalischer Trinkspruch.

Der Weise sieht behaglich, darf er beim Glase ruh'n,
Die Schöpfung auf der Spitze der eignen Nase ruh'n.
So weit sie reicht ist Alles erquickt von Rebenduft,
Drum kann die Welt auf seiner vernünft'gern Base ruh'n.

Vollkommen ist das Leben, so lang der Becher voll.
Laß' doch das leere Wünschen, die hohle Phrase ruh'n!
Wär' schon die Welt ein Eden, gäb's keinen sel'gen Rausch —
So trink! Du mußt ja nüchtern einst unter'm Grase ruh'n.

Gisbert Freiherr von Vincke.

Jenseits und diesseits der Berge.

Im Jahr des Heiles, als man schrieb eintausend
Achthundert siebenundvierzig im Kalender,
Wem träumte da, es käme weltdurchbrausend
Des nächsten Lenzes Sturm, der Freiheitsspender,
An Thronen rüttelnd und Perrücken zausend:
Recht aus dem Vollen schwelgte der Verschwender,
Und drum verschwand er gleich der Fee Morgana,
Und jetzt verschreibt man Ipecacuanha!

Verlebte Weisheit macht sich breit als Asa,
Dukaten sind in Händen der Beschneider!
O, Flügelschuhe trug das Kind der Maja —
Hemmschuhe machen unsre Weltbekleider!
Von Reden rauscht es rings, als sprache Daja,
Allein der weise Nathan fehlt uns leider!
Auf Staatscarrossen Phaeton's als Lenker:
Durch dick und dünn kutschirt das Volk der Denker!

Im Jahr des Heils — des Unheils sagt' ich lieber:
Starb Moritz Strachwitz doch in diesem Jahr!
Von erster Römerfahrt, vom gelben Tiber,
Ein Liederfürst, zur Heimath zog er dar —
Da rafft' ihn hin zu Wien ein tückisch Fieber,
Dem nicht der junge Lorbeer heilig war.
Die Blüthe knickt der Frost um's Morgenroth:
Ein ganzer Frühling lag hier starr und todt!

Er war ein Mann, der jeder Art Gelichter
Mit seines Wortes scharfer Geißel schlug;
Er war ein echter Freund, ein strenger Richter,
Voll Sturm und Drang auf seines Rosses Bug;
Von Gottes Gnaden ein geborner Dichter,
Der treu sein deutsches Land im Herzen trug.
Noch gohr der Wein, den er uns gab zu schlürfen:
Wir hätten lautres Gold erwarten dürfen! —

Zwar wissen wir, die Thüre zum Parnaß
Schloß Julian Schmidt: der Eintritt ist verboten!
Nur einigen Freunden öffnet er den Paß
Und läßt sie sitzen bei den großen Todten.
So ist auf Nachruhm freilich kein Verlaß,
Es sei denn, man erweichte den Despoten.
Ob's aber auch die Zukunft so erledigt?
Leicht nickt man ein bei einer alten Predigt.

Inzwischen rastlos rinnt die Musenquelle,
Profus, als wäre sie petroleummächtig.
Mehr Fluth als Gluth jedoch, mehr trüb als helle —
Man sollte dort herum drainiren, dächt' ich.
„Gefragt" ist auf dem Markte die Novelle,
Anthologien mit Goldschnitt „gehen" prächtig.
Dabei florirt ein Institut der Zeit:
Kritikversicherungsgegenseitigkeit.

Also im Jahr des Heils — wem ist bekannt,
Wie schön sich's damals in Italien reiste?
Das Schifflein Petri war jüngst neu bemannt:
Man staunte, weß der Steurer sich erdreiste!
Er hatte volle Segel aufgespannt,
Und diese schwellt' ein Hauch von frischem Geiste.
Der Jubelruf erscholl im Unisono
Durch Stadt und Land: „Evviva Pio nono!"

Und Rom, die Stadt der Gräber und Ruinen,
Erhob sich aus jahrhundertlangem Schlaf:
So leuchtend plötzlich war der Tag erschienen,
Daß jäher Strahl die blöden Augen traf!
Geschenktes Glück ist schwerer zu verdienen,
Die neue Freiheit wagend prüft der Sklav,
Und unter Rosen wuchern schon die Nesseln,
Indeß die Kräfte spielend sich entfesseln.

Das Tagstheater bracht' ein Stück an's Licht:
„Der brave Herr," ein Kind aus jenen Tagen.
Des Herrn Verwalter ist der Bösewicht:
Zuerst erscheint er im Jesuitenkragen,
Dann kommt die rothe Robe gar in Sicht;
Und als sie schließlich ihn in Ketten schlagen,
Räth ihm der Wirth des Dorfs, ein guter Alter:
„Im Haus des Teufels werde du Verwalter!" —

Das war denn zeitgemäß von A bis Z! —
Der Thespiskarr'n liegt auch bei uns im Argen:
Man schmiert ihn stark mit importirtem Fett,
Was ewig lebt, das liebt man einzusargen.
Ja, da sind Laube, Putlitz, Dingelstedt
Und Devrient, die alte Schätze bargen
Und neue förderten mit Kunstverstand — —
Doch still! Wir weilen noch am Tiberstrand.

War das ein Leben! Und des Südens Kinder
Sie haben das Talent zu lauter Lust:
Geborne Vivatrufer, Kränzewinder,
Von Grazien umflattert unbewußt;
Die Gangart ist in Blut und Blick geschwinder,
Doch Jeder scheint ein Pilgrim vor Sanct Just.
Auch die Natur zieht stolzer ihre Linien,
Und rauschen Kühlung — Lorbeern, Cedern, Pinien.

Nur ein Artikel: Reiseabenteuer,
Der fehlt' in diesem Jahrgang auf dem Lager;
In Sicherheit war Mensch und Vieh und Scheuer,
Behelligt ward nicht Vetturin noch Schwager.
Das mag ganz gut sein zu der Ordnung Steuer,
Doch der Romantik Feld blieb welk und mager:
Wie nüchtern ist es, so das Land zu säubern —
Für Freunde selbst — von Mördern und von Räubern!

Zwar im Billet der Diligenza stand
Die ahnungsvolle drohende Verneinung:
„Für Ueberfall mit Waffen in der Hand,
„Desgleichen sonstige Naturerscheinung
„(Als Wassernoth und himmlischen Feuers Brand)
„Giebt's nicht Entschädigung." — Nach unsrer Meinung,
War diese Warnung hoffnungsreiche Beize —
O Trug! Das Leben weigert solche Reize!

Und doch! Ein Abenteuer kann ich künden.
Das handelt freilich nicht von Brand und Mord
Noch stammt es aus „des Waldes tiefsten Gründen:"
Nichts Criminelles nehmen wir an Bord.
Wird Mitgefühl trotzdem mein Held entzünden?
Ein schlichter Maler ist er aus dem Nord.
Hackländer sagt (und wahr ist's): dies Begebniß
Tritt vor euch hin als wirkliches Erlebniß.

Mein Freund, der Maler, sei hier Kurt genannt
(Zwar nicht nach meines Stoffes Materialien)
Ein Wiener Kunstfreund hatt' ihn abgesandt,
Er sollt' ein Bild copiren in Italien — —
Halt da im Text! Schier hätt' ich mich verrannt:
Beginnt man denn mit solcherlei Lappalien?
Der Anfang ist ja dürr, wirkt nicht ergreifend;
Die Regel heißt: ausholend und umschweifend!

Vom tiefen Süden pilgern wir herauf,
Den Wandervögeln blickt der Himmel gnädig;
Ein jeder Abend krönt des Tages Lauf,
Ein jedes Herz ist leicht und sorgenledig!
Nur Schöneres thut sich nach dem Schönen auf —
Ein Zaubermärchen steigt empor Venedig!
Zu rasch zerstiebt der goldne Märchenduft
Ein schriller Pfiff des Bahnzugs theilt die Luft.

Die italienischen Wissenschaftsvertrauten
Sie treffen ein, um diesmal hier zu tagen.
Auch viel gelehrte deutsche Köpfe schauten,
Dem Süden gern verbrüdert, aus den Wagen;
So freute sich das Ohr an Heimathlauten
Zu Land und Wasser in den heitern Tagen.
Vor den gelahrten Herrn — man merkt es deutlich —
Wollt' auch Venezia ausschaun schmuck und bräutlich.

Des alten Stolzes Flamme war entlodert,
Die alte Herrlichkeit zurückgerufen:
Verblichne Pracht ward wieder vorgefodert,
Und emsige Hände flickten, putzten, schufen.
Der Bucintoro leider ist vermodert,
Er legt sich nicht mehr an die Marmorstufen,
Und nicht mehr singt die Adria mit Rezia:
„Mein Gatte!" zu dem Dogen von Venezia.

Balkon und Fenster, wo des Bildners Hand
Den harten Stein zu weichem Schmuck gezwungen,
Sie schämen sich der rohen Bretterwand;
Das Wappenschild, einst leuchtend, ist zersprungen;
Im Hofe schweigt der Quell, den Marmorrand
Hält grüner Ranken Fülle dicht umschlungen,
Der Triton steht erstaunt, er scheint zu lauschen,
Ob Seid' und Sammet nimmer um ihn rauschen.

Drei Cedermasten wurzeln in den Fugen
Des Pflasters noch vor der Basilika,
Wo sie die Banner dreier Kronen trugen,
Genannt Morea, Cypern, Candia!
Die stolzhinwallend ihre Falten schlugen,
Die Banner wehn, die Masten stehn noch da —
Nur sind die Farben nicht mehr ganz dieselben:
Ein schwarzer Streif gesellt sich jetzt dem gelben!

Du hast, San Marco's Platz, nicht deines Gleichen
In allen Städten, welche Ruf erwarben;
Die größten müssen dir, die schönsten weichen,
Denn was du beutst, das läßt die andern darben.
Sobald erst Tag und Nacht die Hand sich reichen,
In Grau verschwimmt die Pracht der bunten Farben,
Beginnt dein Reich im Gas- und Mondenstrahl
Bist du der weiten Stadt Gesellschaftssaal!

Das wogt und treibt im buntesten Gemische,
Das trifft und trennt sich, lacht und conversirt;
Hier sitzt ein Kreis zum Thee am runden Tische,
Da schlürft man Eis, und dort wird musicirt.
Der Saal ist schwül, verlockend winkt die Frische
Des nächsten Raumes — auf! man promenirt
Auf die Piazzetta aus dem Festgewühle:
Von der Lagune wehet Meereskühle.

Am Platz San Marco's hatte damals Mendel
Sein deutsches Kaffeehaus, wohin wir schritten
Um 8 Uhr früh, wenn nach des Uhrthurms Pendel
Die heiligen drei Könige fürbaßgeglitten.
Besprochen ward die Welt und ihre Händel,
Zugleich ein Tagesplan zurechtgeschnitten;
Denn Jeder sammelt hier die besten Data
Und trinkt daneben seine Mezzolata.

Ein Dutzend zählte nämlich zu dem Kreise,
Nach Zweck und Heimath ziemlich buntgescheckt;
Doch Jedermann befand sich auf der Reise
Und sah durch Zeit und Geld sein Ziel gesteckt.
Des Tages Stunden nutzt nach seiner Weise
Der Maler, Bildner, Dichter, Architekt,
Die Nacht vereint uns zu Berichterstattern,
Wir saugen Honig, wenn die Worte flattern.

Nur Heinrich Stieglitz ist am Orte säßig,
Denn nach Venedig zog's ihn schon vor Jahren;
Die Landsmannschaft berath er unablässig,
Allüberall bewandert, vielerfahren;
Bei mancher Schrulle, wird er nie gehässig,
Die Milde weiß er mit dem Recht zu paaren,
Ein treuer Mann der Heimath und der Kunst,
Ob ihm auch längst gebrach der Menge Gunst.

Sie hatte früh den Jüngling hocherhoben
Als der sein Lied so feurig ließ ertönen,
Dann ward sie karg und karger ihn zu loben,
Des freudigen Zurufs mußt' er sich entwöhnen,
Das Leben stellt ihn auf die schwersten Proben,
Da darf die Kunst dem Leben ihn versöhnen;
Und bleicht auch leis sein dunkellockig Haar,
Der Geist ist jung, das Urtheil reif und wahr.

Heut bringt er ein Programm dem Künstlerneste,
Die Feierstunden der Gelehrsamkeit
Vicenza bittet all die Herrn als Gäste,
Hält ein antikes Stück für sie bereit.
Dann ladet Padua zum Blumenfeste,
Nach Pola geben Dampfer das Geleit.
So beut man auswärts feine leichte Speise,
Und das Menu daheim klingt gleicherweise:

Da wird den Herrn servirt die Regata
(Natürlich nach Beendung der Sieste);
Und Abends Cavalchina mascherata
(Vom alten Carneval die dürftigen Reste);
Und Nachts sul Canal grande Serenata,
Auch Tombola di sera; doch das Beste
(Hier denk' ich mir die Zunge des Tedesco),
Die Austern vor der Suppe sind der — Fresco!

Wißt ihr, was Fresco ist? Ihr wißt es schwerlich!
Dasselbe, was der Deutsche Corso nennt
Doch mit Beschränkung. Bleibt es unentbehrlich,
Daß man beim Corso reitet, fährt und rennt,
Passiv und activ musterungsbegehrlich,
So ist dies auch des Fresco's Fundament —
Nur kommt hier von der Gondel die Bewegung:
Ein Vorwärtsgleiten, scheinbar ohne Regung.

Wir lehnen in den „Kissen, weich wie Moos,"
Nur süßes Nichtsthun soll uns wohlgefallen!
Kein Lärmen hört, kein Rütteln und kein Stoß,
Leis schwimmen abwärts Thurm, Palast und Hallen,
Viel bunte Barken steuern auf uns los,
Und Blicke blitzt es aus den Barken allen;
Wir ruhn und lassen rings die Dinge wandern,
Cigarren rauchend, eine nach der andern.

Des Festprogrammes Verleiung war geschehen,
Erst da erschien mein Freund, der Maler Kurt,
Ganz still, als säum' er, Schlimmes zu begehen
Und trüge schon das Messer in dem Gurt.
(So konnte Kaiser Karl am Maine stehen,
Eh er zum Glück entdeckt der Franken Furt!)
Für's Leben schien der Maler ein Verlorner,
Sonst sah er niemals aus wie ein Verschworner.

Wir blickten scheu nach Kurt, nur von der Seite:
Die Mezzolata war ihm kein Genuß!
Er schluckt' und schwieg und stierte dann in's Weite
Und fuhr sich durch das Haar zum Ueberfluß.
Was ließ sich thun? Was war hier das Gescheite?
Wie brachte man den lahmen Geist in Schuß?
Da plötzlich bricht das Eis — der Schreck war panisch —
Er schreit uns an: „Wo lernt man Venezianisch?" —

Es giebt im Leben wunderbare Sagen:
Der Mensch — — doch nein! Wir bleiben in der Schanze:
Kein Ausfall wird gemacht! Ihr sollt nicht sagen,
Ein Renner ohne Reiter sei die Stanze.
Der Freundeskreis ergoß sich denn in Fragen:
„He, Kurt, die Mähre zäumst du auf beim Schwanze?" —
„Was war's? Was stieß dir zu?" — „Ist das erhört?" —
Kurzum, ein Wespennest war aufgestört!

Freund Kurt entdeckt nun freilich sein Vergreifen,
Als dieser Kugelregen ihn umfloß:
Er will auf Unbefangenheit sich steifen
Und wählt als Waffe Papageno's Schloß.
Zu spät! „Mundspitzen hilft nicht — du mußt pfeifen!" —
„Stoß in das Horn!" — „Laß fliegen dein Geschoß!" —
In stilles Grübeln einmal noch versank er
Rief dann: „Wohlan!" und lichtet schon den Anker:

„Auf frühe Tageszeit bestellt' ich heute
Die Gondel, pünktlich war mein Gondelier;
Dem Skizzenbuch zu Liebe ging's auf Beute
Die Kreuz und Quer durch unbekannt Revier.
Da ruft Aloise, den der Streifzug freute:
„Signor, jetzt kommt das Beste für's Papier!" —
Ja, den versteh' ich: telegraphisch spricht er
Mit Arm und Bein und schneidet noch Gesichter.

Die Gondel hielt an einer Mauerwand
Von Ansehn recht verwittert und verwettert,
Doch lockt sie sehr, denn längst ist über'n Rand
Der Schlinggewächse krauser Flor geklettert;
Man ahnt so was von einem Zauberland,
Als Nachtigallenlied herüberschmettert.
Nun, die Entdeckung, dacht' ich, ist ein Treffer!
Doch wie hinein? Da liegt der Has' im Pfeffer! —

Aloise lachte schlau und sah mich an:
Die Hände hielt er vor dem Bauch verschlungen,
Ach, erst die Hand — und auf die Schulter dann —
Das Leiterwesen schien mir höchst gelungen.
Als mein Gewissen aufzuthaun begann,
Hab' ich's mit Weisheitssprüchen eingesungen:
Wer Pfeifen schneiden will, der geht ins Röhricht,
Und wer am Quell verdurstet, der ist thöricht!

Ich saß schon oben, weise wie Periander,
Und blickt' hinab vom Luginsland verwundert!
War das ein gar zu prächtig Durcheinander:
Dornröschens Hof — verklungen ein Jahrhundert —
Im Wirrsal Rosen, Lorbeern, Oleander —
Und also, dacht' ich, nicht die Zeit verplundert!
Kein Mensch zu sehn! Das mußte mir ein Wink sein:
Auf allen Diebeswegen gilt es flink sein.

Ein Sprung, und — wie im Märchenbuch von Hauff
Saß ich auf moosigem Säulenkapitale,
Der Bleistift flog bereits herab, hinauf,
Beleuchtung — von verstohlenem Sonnenstrahle;
Und Tasso's Lied bekam ich in den Kauf,
Das sang Aloise drauß auf dem Kanale.
Schon Alles — könnte man das Fatum bändigen!
Doch über Eins noch muß ich euch verständigen.

Zwei Säulen, wißt, flankirten eine Pforte
Zur rechten Hand und Stufen, roh von Ziegel,
Die führten nieder aus dem Zauberorte
Bis auf des Hauptkanales Wasserspiegel:
Dies Pförtlein ward ersehn zum Abzugshorte,
Leicht schoben sich zurück die rostigen Riegel;
Dort hielt auch schon mein treuer Sänger Blondel,
Aloise hielt dort wachsam mit der Gondel.

Item, so zeichnet' ich in größter Ruh —
Gedeckter Abmarsch ist doch immer wichtig —
Da flog mir plötzlich ein „Briccone!" zu:
Ich sah mich um, ob die Adresse richtig?
Das war sie schon, Fortsetzung folgte — puh!
Ein mündlich Hagelwetter unnachsichtig!
Und in dem Rahmen blühender Gewächse
Stand vor mir eine langstverjährte Hexe.

Natürlich, was sie sprach, verstand ich nicht,
Doch durch das wie war mir der Sinn untrüglich —
(Merkwürdig, wie das Volk hier deutlich spricht!)
Ich dachte nun auf Retirade klüglich —
Und hinter Donnerwolken ward es Licht!
Von oben klang ein Fenster unverzüglich,
Ich blickt' empor — dort stand mein Schirm und Schild —
Was meint ihr wohl? — ein reizend Frauenbild.

Erlaßt mir, dies zu schildern nach der Schnur:
Schönheit seciren, heißt — sie meuchlings tödten,
Zu schildern ist der Schönheit Wirkung nur.
Vermeint ihr, daß Details den Reiz erhöhten,
So seht im Tasso nach, er faßt à jour
Armidens Bild, da habt ihr, was vonnöthen.
Die Wirkung konntet ihr an mir ermessen,
Als ich beim Frühstück unter euch gesessen.

Das Fenster that sich auf, die Fei erstand
Und sprach der Hexe zu mit sanftem Klange
Auf Venezianisch, bis der Molch verschwand.
Das Fenster schloß sich rasch — ich starrte lange —
Auswendig kalter Stein, inwendig Brand —
Dann stürzt' ich fort — in meinem dunkeln Drange.
Nun helft! Mein Schicksal ist doch ganz satanisch!
Und sagt zuerst: wo lernt man Venezianisch? —

Kurt schwieg. Viel Stimmen wurden laut zu Zeiten,
Nur aber: soweit Aloise, soweit Sinne!
Dann einem sich die Wachtmeyer und Weiben,
Wie man den irrenden Flachs am Besen spinne.
Ja, hülfe Puck, der Hausknecht bei den Elfen,
Leicht schmeckt' er das Elsen dieser Manne;
Doch uns mißfiel der Puck moderner Staaten,
Die Polizei, zum Rathen wie zum Thaten.

Die Aermste plackte schon so manches Huhn!
Man schrieb zum Beispiel auf San Marco's Säulen —
In jenen Stunden, wo die Menschen ruhn,
Und wo es Tag ist lediglich für Eulen —
„Evviva Pio nono!" — Was zu thun?
Nicht immer nutzt es, schlägt man drein mit Keulen.
Puck sucht umsonst den Schreiber zu erhaschen,
Er eilt, vor Tag die Inschrift abzuwaschen.

Vergebne Mühe sahn wir in der Frühe,
Durch starke Conjectur zu deuten nur.
Da gab sich der Geheimschreiberei die Mühe
Und brauchte unabwaschliche Tinctur
Fürwahr! Doch Puck erfand die gleiche Brühe.
Er machte schmierend eine Wunderfur!
Puck hatte damals viel zu übertunchen.
Man schrieb das letzte Lobajahr in München.

Und schien der böse Mittelmann Aloise —
Ein Gondolier ist stets ein scharfer Boxer!
Doch im Palast beim Zauberparadiese
Fand sich allein die alte Hexe vor.
Seit Jahren wohnte Niemand dort als diese,
Worauf die Nachbarschaft sich hoch verschwor.
So blanke wirkungslos die erste Bombe!
Am Berge standen wir, als — Hekatombe!

Aloise ging der Alten um den Bart,
Indeß zum Plaudern war die nicht zu bringen,
Sie kannt' ihn gleich von jener Morgenfahrt;
Und als er klimpernd sich die Lire klingen,
Da rief sie höhnisch: „Geh und Harfe spart,
„Denn euer eins — ich kann's und will's nicht singen.
„Bibi, die Signora — Keiner kannte sie —
„Kann der zu miethen: wir vermiethen nie!" —

Das mochte Wahrheit, mochte Lüge sein,
Das Jünglein schwankte hart: wer sollt' es wissen!
Nur Lüge sprach vielleicht der nahere Schein.
So blieb uns denn nichts übrig, als beflissen
Zu wahnen auf die Damen groß und klein —
Kennt Kurt war freilich nie dabei zu missen;
Bringt sein Zagnalement doch stete Fehde,
Denn „Haar und Augen schwarz," das paßt auf Jede!

Im Dienste sind wir Tag und Nacht, wie Charon.
Nach Elementen jagend und Phänomen:
Wir mußten scharf den Lilienflor von Saron,
Sowohl auf Marmorsaubern als in Bahnen;
Uns taufend ein jedes Kind vom Stamm des Saron,
Und manch Exemplar wird zum grimmen Gähnen.
Nichts auf der Welt verlockt so das Klauben,
Als wie: vergebens harren, fruchtlos suchen.

Zwei Dinge waren unserer Spürkunst Knebel,
Die ließen sich nicht lösen und nicht mindern:
Man gab die Feste meist bei Nacht und Nebel,
Da sahn wir wenig von den schönen Kindern;
Und bot der Sonnenschein willkommen Hebel,
Dann sollt' ein andrer Uebelstand uns hindern:
Man fuhr in Schiff, der Gondeln starre Rasse
Ist ein Verbot, schwer thut sich auf die Gasse.

Auch Feuerwerker muß unsere erschlaffen —
So ist der Mensch — wenn keine Frucht ihm reift
Freund Kurt allein der sahst nicht noch in gaffen,
Weil seine Phantasie am Ziele schweift;
Und dabei schießt er stets die Angstbomben:
Auf Venezianisch hat sich Kurt gesteift.
Entsetzlich, sind' er Tie und Tieb' in mora!
Schon spricht er glatt: „Bellissima Signora!"

Nur einmal blinkt' ihm eines Sternes Glanz —
Man nennt es richtiger eine Sternenschnuppe:
In der Fenice war's beim Mummenschanz,
Ich stand mit Kurt in dichter Maskengruppe.
Dein Taillenbild durchfliegt den Tanzestanz —
Er stutzt und starrt — vom Auge fällt die Schuppe:
Die sage nur — drei Zweifel! — ja, da saß sie,
Umringt von andern, und Orangen aß sie!

Nie ein Beisitzer krallt' er meinen Arm
Mit Eisenfingern — schreien hört' ich mögen —
Mir sagt der Geist: es schlug das Herz Allarm!
Ich suchte rasch, wohin die Augen flogen,
Ich sind' und fand, und mir ward frühlingswarm.
Als ob die Zähmaben etwas zwitschern zogen.
Ihr Blick erkennt den Maler, der ihr huldigt:
Ein zuchtig sagt's! — Bei mir ist Kurt entschuldigt.

Der stand und schien den Athem anzuhalten,
Jetzt, wie ein Blitz, durchfuhr ihn der Entschluß:
Er riß mich fort, als sah' er Spukgestalten
Mit war das eine ungeknackte Nuß,
Nicht gern als Sache läßt' ich mit mir schalten,
Drum bemmt' ich auf dem Gange seinen Schuß
Und fragte sinnt: wohin man denn mich schleppe?
Er rief verhört: „Du fragst? Hinauf die Treppe!" —

An dem Gedanken ließ sich wenig kritteln,
So folgt' ich denn: nur war es nicht gar leicht.
Alsbald den rechten Aufgang zu ermitteln:
Durch manche Pforte ward ein Herr erweicht.
Als wir zur Hoffe, oder zu zwei Dritteln
In Stiegenhöhe den ersten Stock erreicht,
Da kam ein Maskenschwarm die Treppe herunter
Und rauschte an uns vorüber funterbunter.

E ben... Der obere Korridor ist hier!
Ich winke mir den nächsten Logenschließer
Und trage nach der rogo Nummer vier —
„Se eben lere!" erklärt er und bemüht er.
Entspricht mit dichtgeschlossenen Visier!
Kennt Kurt — den Anlaß auf den Boden wirft er
Und klaubt hurt: nichts fördert mehr das Klauben,
Ich sagt' es euch bereits, als fruchtlos Suchen.

Ja, Unglücksvögel giebt es ohne Zahl,
Die sind gewohnt, daß sie der Teufel reite:
Nehmt an, ihr Butterbrot fällt in den Saal,
So fällt's natürlich auf die Butterseite;
Zwei Unglücksvögel bucken sich zumal —
Kopf kracht an Kopf, als wären's Eichenscheite.
Zu diesem Orden zählte Kurt als Bruder,
Und Puck (der Kobold nämlich) saß am Ruder.

Wir hatten freilich an Terrain gewonnen
Durch das Ereigniß: Jeder Zweifel fiel,
Ob nicht die Dame längst der Stadt entronnen?
Sie war noch da — erreichbar blieb das Ziel.
Dann hatte sie auf Kurt sich gleich besonnen:
Beweis genug ihr freundlich Mienenspiel.
Die zwei Factoren deckten manche Blöße
Beim Suchen nach der unbekannten Größe.

Indeß die Feste neigten sich zum Ende!
Uns allen war die Perspective kläglich:
Zerflattern muß der Künstlerschaft Currende,
Denn an die Heimkehr mahnt es Jeden täglich.
Kurt nannte das der Hoffnung Sonnenwende,
Die Liebesactien sanken ganz unsäglich.
Er schlich umher und glich dem matten Falken.
Zum Strohhalm schwand bereits der Rettungsbalken.

Des letzten Tages Sonne war verglommen,
Wir saßen um San Marco's Kandelaber.
Wir dachten, einmal noch in Fluß zu kommen:
Was jeder von Geschichten hatte, gab er.
Verlorne Müh'! Die Stimmung blieb beklommen,
Als Zwilling fand sich zu dem „Wenn" das „Aber".
Kurt schwieg, ihm war geknickt der letzte Halm:
Die Zukunft lag verhüllt von Dunst und Qualm.

Da plötzlich zittern rings in mattem Schein
Die Flammen, hier und dort verlischt ein Licht,
Staub wolkt sich von des Pflasters Quaderstein,
Und eisiger Zug streift schneidend das Gesicht,
Und eine Windsbraut pfeift und stürmt herein —
Der Schaft des Kandelabers knickt und bricht:
Das ist die Bora, die herniederfuhr
Vom öden Karstgebirg auf Fluth und Flur.

Nun folgt ein Stürzen ungestümer Hast,
Ein wild Gewirr, ein Drängen, ein Geschrei,
Hier kracht und klirrt ein Tisch mit seiner Last,
Dort fliegt ein Schleier, reißt ein Kleid entzwei,
Der Freund verliert den Freund, der Wirth den Gast,
In Haufen Alles, keine Straße frei —
Die Bora fährt dazwischen ohne Rast:
Ein Banner reißt sie noch vom Cedermast.

Ihr merkt, das End' vom Lied' ist nicht mehr fern —
Da muß ich an den alten Holtei denken:
Ich hab' ihn lieb den wackern alten Herrn,
Der so gemüthlich weiß den Kiel zu lenken;
Mit breiter Spitze schreibt er freilich gern
Und sitzt als Stammgast in Hotels und Schenken,
Doch liebenswürdig bleibt er dort und hier,
Und was man nicht sagt, sagt er — mit Manier.

Der alte Holtei giebt einmal die Regel
(In seinen „Vagabunden" muß es stehn):
Man soll nicht plötzlich reffen alle Segel,
Wenn Held und Heldin zum Altare gehn:
Dann zeigt des Glückes höchsten Stand der Pegel,
Das Weiterströmen will der Leser sehn,
Und in dem Kreis von Kindern, Kindeskindern
Wächst sein Genuß vielmehr, statt sich zu mindern.

Ja, lieber Herr, das lautet nicht so übel,
Wir schlössen demnächst mit dem Epitaph.
Indeß, mir scheint, bei tieferem Gegrübel:
Der Novellist ist doch kein Biograph.
Die Phantasie führt ihren Farbenkübel,
In diesen greift der Leser gern und brav,
Er will die Zukunft selbst in Scene setzen,
Und an dem eignen „Pinxit" sich ergötzen.

So denk' ich denn, ihr haltet mir's zu Gnaden,
Wenn ich den Knoten löse rasch und keck,
Nicht mit dem Spinnrad dreh' am Schicksalsfaden:
Die Zeitersparniß ist schon ganz erklecklich!
Nur muß ich mir noch einen Helfer laden
Mit langem Arm, allmächtig und erschrecklich:
Vermag er doch das Fatum selbst zu bändigen —
Und „Casus" nennen ihn die Rechtsverständigen.

O Zufall, Anker aller Lustspielschreiber,
Du hast im Leben deinen breiten Boden!
Hier trittst du schüchtern auf als Farbenreiber,
Dort schaffst du stolz als Meister neue Moden;
Der Premier einmal, andresmal der Treiber,
Weißt du zu pflanzen bald, bald auszuroden;
Du zählst, dem Zopfe feind, zu keiner Innung,
Dir fehlt nur Eins: politische Gesinnung!

Du machst auch dießmal Hans in allen Gassen! —
Als auf San Marco, gleich der Rotte Korah,
Sich stießen rücksichtslos die Menschenmassen,
Gehetzt von deinem Associé, der Bora,
Trieb mit dem Strom verloren und verlassen
Die unsichtbar gewordene Signora.
Der Wirbel trug sie — seltsame Verkettung! —
An unsern Künstlertisch als Strand der Rettung.

In einer Ecke standen wir [illegible],
Da wird der trübe Kurt schier umgeschmissen,
Er hält sich an dem [illegible], den ihr [illegible].
Auch dies war aus dem Gleichgewicht gerissen,
Sein Halt im Wankt, den es verstört umklammert —
So fanden sich die Zwei, ohn' es zu wissen!
Ja, Kurt, du hältst umarmt die [illegible]. —
Laß [illegible] los, das schwer errungne!

O nein! — Er rief: „Mein Fräulein — Sie verzeihn —!"
Sie rief: „Der Herr —!" im Wiener Dialecte.
So riß der Damm. Ins Rollen bringt den Stein
Der Landsmannschaft Gefühl, das sich entdeckte. —
Jetzt ward der Plan: Ihr Vater tritt herein,
Der die vermißte Tochter immer [illegible] —
Er war der Wiener Kunstfreund, der den Maler
Entsendet hat zum Lande der Italer.

Dann lockt' auch ihn Venedig's Festverkehr:
Sie wohnten bei dem Onkel auf dem Land,
Das Schienengeleise trug sie hin und her,
Hin nach Venedig, her zum Brentastrand;
Des Onkels Stadtpalast stand immer leer,
Dort war's, wo Kurt zuerst die Dame fand.
So löst sich Alles auf in Wohlgefallen —
Beruhigt können wir den Koffer schnallen.

Was noch? Das Brautpaar saß nicht auf dem Ast,
Und als nunmehr die Flitterwochen kamen,
Da wurden sie vereint im Stadtpalast.
Die Hexenalte sprach: „In Gottes Namen!"
Bei Kurt und Gattin war ich selbst zu Gast,
Dornröschens Hof hing dort im goldnen Rahmen.
Dann zogen sie gen Wien, die Eheleute —
Nach zwanzig Jahren lebt das Paar noch heute.

Im März 1866.

Nach zwanzig Jahren! — Ja, wir werden alt —
Und bleiben jung beim Sturmschritt dieser Zeit.
Der Traum gewinnt da wirkliche Gestalt,
Wie Traum verschwunden ist die Wirklichkeit.
Für Ideale weht die Luft zu kalt,
Nüchterngesunder Sinn für's Recht gedeiht.
Von der Kamille theilt uns Falstaff mit:
„Sie wächset gut, wenn man sie fleißig tritt!"

Ein helles Morgenroth erweckt den Süden —
Laßt nur getrost die Nebelstreifen wallen;
Der Geist ist wach, um nimmer zu ermüden!
Laßt nur getrost Versucherstimmen schallen,
Ob sie zur Umkehr in die Nacht euch laden:
Dem Lenzhauch muß das dürre Laub verfallen.
Auf jedem Blatte schreibt die Weltgeschichte
Mit ehernem Griffel: „Aus der Nacht zum Lichte!" —

S. H. Mosenthal.

Aus einem Cyclus:

Herbstzeitlosen.

1.

Märchenhaftes Blumengift,
Das aus Puck's verwegnen Händen,
Uns mit süßem Wahn zu blenden,
Das geschloss'ne Auge trifft.
Ach, dein Zauber ist verrauscht,
Und es sind mit einem Male
Die geliebten Ideale
In die Wirklichkeit vertauscht!

Und beschämt fragt der Verstand:
Sind es wirklich diese Züge,
Was mit solcher Zauberlüge
Meine Macht in Ketten band?
Und das Herz, erlöst und frei,
Birgt in seinem tiefsten Innern
Das verstohlene Erinnern
An die holde Sclaverei! —

2.

Von der Blume weggewischt
Ist des zarten Duftes Fülle,
Der die Seele mir erfrischt.
Was soll mir die bunte Hülle?

Aus der Chrysalide zog
Psyche fort mit einem Male;
Nun der Falter ihr entflog,
Was soll mir die leere Schale?

Liebling, den mein Herz umschloß
Da es glaubte an dein Lieben,
Nun der holde Traum zerfloß
Was bist Du für mich geblieben?

3.

Doch wenn auf dein holdes Bild
Unverhofft die Blicke fallen
Fühl ich meine Pulse wallen
Und der Wehmuth Thräne quillt.

Heilig ist der Altar noch,
Ob auch seine Gluth verlodert
Ob ihr Inhalt auch vermodert,
Man bekränzt die Gräber doch!

4.

Des Herzens Sturm hat sich gelegt;
Von Ebb' und Fluth
Hat sich die Seele, wildbewegt,
Nun ausgeruht.

Gleich gelten wir uns, ich und du
Nach langer Ze[illegible]
Nach süßem Kam[illegible] die bittre Ruh:
Gleichgültigkeit!

Hermann Lingg.

Wanderers Weihnacht.

Schon völlig unter Schnee sank ein
Der Pfahl am Weg, der Meilenstein,
Vom Kirchhofkreuze streift die Flocken
Des Raben Flug, und fernher schallt
Durch's Dämmern das Geläut' der Glocken,
Das einsam in die Luft verhallt.
Die Tannen vor den grauen Thoren
Des Städtchens neigen düster her
Und ihre Zweige dichtgefroren
Ruhn schwer, wie Bärentatzen schwer
Rings auf den winterlichen Hecken,
Dicht ganz der Frost umzogen dicht;
Sie scheinen riesig sich zu strecken
Und schaun aus ihren weißen Decken
Gespensterhaft in's Dämmerlicht;
Und fort und fort aus Wolken schwer
Weht's, wie zerriss'ne Schneelawinen,
Da sprühet durch das Dunkel der
Der Bahnzug auf den weißen Schienen.
Vom Schwarm der Flocken überweht
Sind alle Fugen an den Wägen,
Im dumpfen Wartsaal harrend steht,
Wem noch was Liebes kommt entgegen.
Die Nacht ist weit schon vorgerückt
O Jubelnacht, der Kindheit Traume!
Aus allen Häusern hellgeschmückt
Erglänzen schon die Weihnachtsbäume;
Und in der letzten Hütte Dach,
Wie dort, wo stolz die Thüren offen,
Ist, wenn nicht laute Freude wach,
Erinn'rung doch und stilles Hoffen.
Jetzt kommt der Zug, jetzt hält er an
Und über die beschneiten Fenster
Wehn um die Säulen längs der Bahn
Des Dampfes graue Nachtgespenster.
Die Thüren springen auf, da steigt
Ein Mädchen aus vom ersten Wagen
Und ein geliebtes Antlitz zeigt
Ihr Schleier halb zurückgeschlagen.
Ich steh' im Mantel tiefverhüllt
Und lass' an mir vorüber schweben
Das süße Bild. — Es ist erfüllt
Der letzte Wunsch in meinem Leben,
Der Kindheit Traum ist aus. — Voran
Ihr Flammengeister! Trägt mich fort im Flug
Und lehret mich auf weitem Ocean
Vergessenheit! Leb' wohl! Fort rollt der Zug,
Die Esse zischt und dampft in Feuerfluthen.
Ich aber preß' mich in's Coupée,
Wo kaum vorher noch ihre Wangen ruhten
Und wo ihr Blick vielleicht gefolgt den Gluthen
Die draußen niederspruhn in Nacht und Schnee.

Klosterrose.

Ihr Blumen in dem Garten,
Ich lernte tagelang
Von jenen längst erstarrten
Am Kreuzgewölb im Gang.

Von jenen, unsern Schwestern,
Die dort in Stein gehau'n
So streng, und heut' wie gestern
Auf uns herniederschau'n.

Ich las in Todtenbeinen
Vertieft in Moderhuft,
Die Schriften auf den Steinen
Und lernte von der Gruft.

O Schwestern, lernt entsagen!
Aus Hochmuth sind wir schwach;
Die Sünde darf nicht klagen
Und sündig sind wir, ach!

Seht diesen meinen Schleier
Gestickt in Mondenschein,
Der Himmel selbst, mein Freier,
Wob Thränen in ihm ein.

Frühlingslied.

Wie nah', wie düster dunkeln
Die Bergeshöhn herein,
Die Wolken oben funkeln
In lichtem, goldnen Schein!
Und aus den Felsenschlünden
Weh'n Stürme durch die Nacht,
Der Erde zu verkünden:
Der Frühling ist erwacht!

Nun freue sich, wer Gutes
Vollbringen will mit Kraft
Und wer da frohen Muthes
Am Werk der Zukunft schafft.
Noch dunkelt stürmesmächtig,
Was hoffend wir gedacht —
Doch spricht's im Herzen mächtig:
Der Frühling ist erwacht!

Ein Waffenstillstand.

1647.

„Es ging darauf der Capitän Lieutenant von Altmannshausen mit einem Trommel Schlager hinaus, wogegen ein schwedischer Lieutenant von dem Gotten Acker zu ihm herauskam."
Chronik von Cramm.

Die Kugeln hörten auf zu sausen
Auf Schanz und Wall und auf dem Ring,
Der Kapitän in Schärp' und Krausen
Mit seinem Tromm' schlager ging,
Auf daß er mit den Schweden draußen
Den Waffenstillstand ausbeding.
Er ritt dann über Schanz und Brücke
Und nach dem Kirchhof vor der Stadt;
Da lagen noch die Schwedenstücke
Da lag noch reich die Kugelsaat.

Es kam auch von den Schweden zeitig
Ein Lieutnant und Tambour zumal
Um auszuwechseln gegenseitig
Der letzten Kriegsgefangenen Zahl.
Um's Land war man sich nicht mehr streitig,
Das war nur mehr ein Jammerthal.
Und wie nun sah der Schwedenkrieger
Die Kreuz' und Gräber selbst zerstört,
Da rief er aus: Wer ist der Sieger,
Wenn ihm ein solcher Sieg gehört?

Der deutsche Reiter stieg vom Pferde
Und nahm den Hut in Andacht ab:
Ja Herr, so sehn wir Deutschlands Erde
Gleich einem umgewühlten Grab.
Geh' Gott, daß endlich Friede werde
Das Land voll Todter Ruhe hab'.
Da reichten auf den Gottesacker
Die Hände beide Krieger sich
Und thaten einen Umtrunk wacker,
Worauf man gütlich sich verglich.

K. Simrock.

Der große Kurfürst auf der langen Brücke zu Berlin.

18. Julius 1726.

Seht wie hier der große Kurfürst
Steht so mark- und lebensvoll,
Weil ihm täglich in Gefahren
Seine kühne Seele schwoll.
Und ein Kindlein trägt der Kurfürst
Väterlich auf seinem Schooß:
In der Schlacht hat er's gerettet
Und er pflegt's und zieht es groß.
Und es wird ein rascher Jüngling,
Und es wird ein starker Mann,
Der mit seinem Riesenleibe
Eine Welt erschüttern kann.
Und das Kindlein, das ich meine,
Das ist, Preußen, unser Staat,
Den der alte Held gegründet,
Den der Fritz erweitert hat.
Der auch unter Friedrich Wilhelm
Seines Wachsthums nicht vergaß
Und nun seine Glieder breitet
Von der Weichsel bis zur Maas.

18. Juli 1815.

Wenn er endlich ausgewachsen
Steht, der vollen Kraft bewußt,
Sinke Baiern, Schwaben, Sachsen
Liebend an des Starken Brust.
Fehrbellin, da ward gerettet
Jenes Kind im Waffentanz,
Um sein Leben dann gewettet
Siegreich noch bei Belleallianz.
Nie vergessen Preußenherzen
Belleallianz und Fehrbellin;
An demselben Tag im Juli
Ward uns großer Sieg verlieh'n.

St. Agnes.

Das war die junge Schäferin,
Die war dem Hirten hold.
„Ach vielgeliebter Hirt, ich bin
Dir treu wie lautres Gold."

„Das Gold ist flüchtig," sprach der Hirt,
„Und keinem Menschen treu,
Von Einem zu dem Andern irrt
Es hin ohn' alle Scheu."

In der Fremde.

O Thor, der du in fremden Ländern
Geglaubt dein Schicksal zu verändern,
Dasselbe bleibt es Ueberall!
Der Sturm, der mit der Wogen Schwall
Des Schiffes jäh' Verderben zeugte,
Den Mast zerschmettert trieb zum Strand:
Er war's, der schon die Fichte beugte
Da sie auf heim'schem Grund noch stand.

Der Schmerz, den du hinausgetragen,
Weil du gemeint ihm zu entfliehn;
An deinem Herzen wird er nagen,
Wird bis zum Grabe mit dir ziehn.
Geh' mit dir selbst streng in's Gericht,
Und wenn dir's nicht gelingt, von Innen
Die Ruh, das Glück dir zu gewinnen:
Von Außen kommt das Glück dir nicht!

Wenn du kommst, um zu erfreuen,
Wirst du stets willkommen sein;
Bist du traurig, bleib allein,
Wenige zählen zu den Treuen.
Trag' dein Leiden stumm für Jeden,
Kehr' in's Inn're tief den Blick,
Laß im Kampf mit Mißgeschick
Deine Thaten für dich reden!
Sei dem Baum gleich, der, gerüttelt
Von des Herbststurms wilder Wucht,
Labend seine reifste Frucht
Aus gebeugtem Haupte schüttelt.

Godfried Wandner.

Schule und Leben.

I.

Brütend sitzt der Herr Professor unter seiner Bücher Last,
Von der alten Folianten Pergament begraben fast.
Alte Römer, alte Griechen, der Hebräer Wust sogar
Sehen seine Jahre schwinden, bleichten früh sein schlichtes Haar.
Nur höchst selten dränget schüchtern in der Classizisten Reih'n
Sich ein Ton der frischen Jugend wie ein Hauch der Gottheit ein.

So auch heut', ein Bändchen Lieder nimmt der weise Mann zur Hand,
Das ihm seiner Schüler Einer hatt' gewidmet und gesandt.
Halb mit Freude, halb mit Anmuth schauet er das kecke Ding,
Das die Zeit zu ernstrem Thun ihm sich zu rauben unterfing,
Rückt die Brille auf die Nase, greift zum Gänsefiele dann
Und fängt leise mit sich sprechend so zu kritisiren an:

Wohl gewählet sind die Füße und die Strophen gut gebaut,
Nur daß frech wird unter Jamben oft ein Daktylus geschaut,
Daß zu kühn ist mancher Tropus, unnatürlich manches Wort:
„Grüne Tage" „goldner Frühling" und „das Herz des Himmels Hort".
Daß zuweilen unter andern auch ein Reim ist nicht ganz rein —
Dieses ist's, wovon wir wünschen, daß es möcht' geändert sein.
Doch im Ganzen zu besitzen scheint Talent der junge Mann,
Der es einst mit reifern Jahren zu noch Bessern bringen kann;
Nicht zu laut schwärmt er für Freiheit, achtet Recht und Polizei,
Will nicht wie die meisten Dichter trümmern alle Welt entzwei. —
Und so wünschen wir das Beste, kleines Buch, dir auf den Pfad,
Daß dir Ehr' und Ansich'n bringe deiner Lieder bunte Saat;
Und daß d'raus der Schüler lernen Rythmus, Form und Metrum kann,
Schaff' ich selbst zwei Exemplare für der Schule Sammlung an.

II.

Indessen ein rosig Jungfräulein,
Mit Augen leuchtend wie Sonnenschein,
Mit Wangen gleich ... dem Frühlingstag,
Hüpft fröhlich über den grünen Hag.
Wie singt und jauchzt und jubelt die Kleine
Und durch die Luft, die zitternd reine,
Hallt weit hin wieder ihr heller Sang
Die Wellen plätschern ganz leis' dazu.
Es steht der Wald in schweigender Ruh;
Der Himmel blicket verklärend mild
Herab auf der Jugend heiteres Bild. —
Und als mich, zu folgen der muntren Schönen,
Zu lauschen den süßen kunstlosen Tönen,
Hinzog ein unsichtbar mächtig Band:
Mein eignes Lied ich wiederfand,
Das ich voll junger Seligkeit
Dereinst gedichtet in schöner Zeit,
Als frisch noch der Muth und lockig das Haupt,
Ein Lied, das ich längst verschollen geglaubt.
Wie führten die Klänge das alte Glück,
Verrauschte Jugend und Liebe zurück;
Und neues Hoffen und neues Leben
Hat jene Stunde mir lächelnd gegeben.

Nun sei dir Freundchen, die Frage gestellt,
Welche Kritik dir besser gefällt!

Am Meeresstrande.

Leise ist das Meer erregt,
Wunderbare fremde Düfte
Ueber seine Wogen trägt
Uns der Windhauch durch die Lüfte.

Zauber einer schönern Welt,
Ferner glüh'nder Tropenlande,
Wie er mich gefesselt hält
Hier auf kahlem Dünenlande!

Denken muß ich unbewußt
Alter Zeit, da schleicht ein Sehnen
Unbezwingbar in die Brust,
Und in's Auge treten Thränen. —

Rosig wie in holdem Traum
Sah' ich einst dich um mich schweben,
Aber ach, du ahntest kaum,
Daß in dir mein ganzes Leben.

Sieh: ein Wort, ein Lächeln nur,
Und ich dankte dem Geschicke —
Leuchtend wie der Gottheit Spur
Schau ich jene Augenblicke.

All' mein Glück zerstob wie Rauch;
Eins nur blieb im Weltgetriebe
Treu mir: der Erinnerungshauch
Erster seliger Jugendliebe.

Meerfahrt.

Eine Herbstnacht-Phantasie.

Frohlocke mein Herz: dein altes Sehnen,
Dein heißes Wünschen seit Jugendtagen
Siehst du erfüllt nun!
Der Heimath ferne, der schnell vergessenen,
Schwebst Du im luftig schaukelnden Kahn,
Ein winzig Pünktchen im Weltenraum,
Dahin auf dem lachenden Spiegel
Des Oceans.
Tiefblau die spielend tanzenden Wellen
Des unabsehbar rauschenden,
Des friedlich athmenden Meeres,
Tiefblau des Himmels gewaltige Kuppel,
In dessen klare krystallene Räume
Die Menschheit im frommen Kinderglauben
Den Sitz der Götter, der niemals gebornen,
Und ihre eigne ewig heitre
Zukunft hineinträumt.
Pfeilschnell über die glänzende Fluth
Hinfliegt mein schwankes gebrechliches Schiff,
Deß dünne Bretter allein sich legen
Zwischen des tückischen Abgrund's
Unermeß'ne gähnende Tiefe
Und mich. —
Und aus den Wellen tauchen empor,
Bekränzt mit Kronen von Schilf und Tang,
Mit weißen leuchtenden Perlenschnüren,
Die stillen Bewohner der Zauberschlösser
Im Meeresschooß
Undine im schimmernden Goldgelock,
Mit menschlich wogenden Götterbrüsten —

Darinnen brennende Herzen schlagen,
Tödtlich verzehrend — mit ihren Wächtern,
Den grämlich alten, finstern Tritonen
Umschwimmen mein Schiff und sprengen
Plätschernd die Wasser als sprühenden Regen
Ueber mein Antlitz.
Im Wasser verglüht mit purpurnem Hauch
Zitternd die scheidende Seele des Tages.
Sehnsüchtig schweifen die Blicke
Ueber die endlos wallende See.
Verschwunden ist weithin das sichre Land,
Von dem ich gesloh'n — so weit ich seh',
Nur Himmel und Fluthen.
Es kommen zu Sinn mir alle die Sagen
Versunkener Städte,
Die tief im nächtlichen Grund begraben,
Von Riff und Korallen umragt,
Ein traumhaft gespenstiges Dasein weben:
Julin und Vineta.
Ich schau im Geist die blassen Gestalten
Die einst gleich mir mit blühender Hoffnung
Ihr Leben dem Meer vertraut.

Nun ruh'n sie hier unten im kühlen Bette,
Geschmückt mit Muscheln und buntem Stein,
Mit großen gläsernen Augen starrend
Hinauf zur lichten gleißenden Fläche,
Zur Sonnenhöh'. —
Gedenken mußt ich vergangenen Glück's,
Der Zeit der Jugend, der ersten Liebe,
Der einzig schönen, nun ewig verlornen,
Die um das schwache sterbliche Herz
Den Rosenkranz der Erinnerung flocht,
Den Kranz voll süßbetäubenden Duftes
Und voll von Dornen.
Gedenken mußte ich an blaue Augen,
Tiefblaue wie die rauschenden Meereswellen,
Tiefblau wie des Tages krystalline Kuppel:
An deine klaren Augen, Geliebte,
Die einst mir in kurzen seligen Stunden
Den Glanz des Himmels erschlossen —
Und dann mich hinabgeschleudert
Zur dunklen Dämongebüteten
Tiefe des Elends. — —

Heimkehr.

Du trugst ein schlichtes Linnenkleid,
Ein weißes Röslein nur im Haar.
Als ich dich fand — seit jener Zeit
Verstrich uns manches rasche Jahr.

Ich zog bei heit'rem Sonnenschein,
Bei grauem Himmel durch die Welt,
Doch blieb beim Wandern ganz allein
Mein Sinnen all' auf dich gestellt.

Nun ich die Heimath wiedersah,
Die lustig rebengrüne Stadt,
Wie war so Vieles anders da,
Seit ich sie einst verlassen hatt'!

Zu stürzen droht das kleine Haus,
Darin die Liebste still gewohnt,
Mein Glück auch nahm sie mit hinaus,
Die jetzt in Prunkgemächern thront.

In Goldesglanz, in Sammetpracht —
Kaum kannt' ich noch das arme Kind:
Ich ahne schmerzlich, welche Macht
Geändert Alles so geschwind.

An deinem Herzen nagt ein Harm
Der Wange Roth ist abgeblüht;
O wärst du noch so still und arm
Und reich wie ehmals dein Gemüth!

Das alte schlichte Linnenkleid,
Der weiße Rosenschmuck im Haar —
Wie denk' ich trüb' an jene Zeit,
An meiner Jugend schönstes Jahr!

Klage.

Bleiche Zeit, zeitsterklärt
Einen Kranz von weißen Rosen
In dem wirren dunklen Haar:
Also stellt an freudelosen
Tagen sich dein Bild mir dar.

Möchte lösen eine Macht
Mit dem Glück all' meiner Tage,
Mit dem Schlummer jeder Nacht
Was mit stummer Thränenklage
Trübte deiner Augen Pracht!

Und in Nacht durch manchen Traum
Schwebst du hin mit stillem Weinen,
Aber rasch, du nahtest kaum,
Schwindest wieder — nur für einen
Wunsch noch hat die Seele Raum!

Abgewendet.

Du stehst vor mir, ein stolzes Weib
In hoher unnahbarer Pracht.
Nie wußte nichts dein holder Leib
Vom Zauber süßer Liebesmacht.

Nicht lenkst du scheu der Augen Licht,
Wenn ich im Zufall dir genaht.
Dein marmorkühles Angesicht,
Nicht bebt es — führt uns gleicher Pfad.

Die Lippen weigern Wort und Gruß,
Die Lippen, deren manche Glut
In mancher Stund' im Flammenkuß
Auf meinen Lippen jüngst geruht.

Dr. Wilhelm Hertz.

Ein altes Büchlein.

Ein altes Büchlein fällt mir in die Hand,
Bestaubt, vergilbt und Jahre lang vergessen:
Horazens Lieder sind's, darob ich einst
In Schul' und Haus so manche Stunde saß.
Und da ich lächelnd hin und wider blättre,
Viel Sprüchlein schau ich an den Rand geschrieben,
Wie sie zur Kurzweil ein verdross'ner Schüler
Am Sommernachmittag zu malen pflegt.
Neugierig las ich — wunderbar bewegt —
Sehnsücht'ge Worte meiner jungen Liebe;
Der Holden Namen fand' ich allerwärts
In saubern Zügen griechisch und latein
Und zwischen Seufzern heißer Ungeduld
Erinnerungszeichen mancher sel'gen Stunde.
Du Zauberbuch, aus deinen Blättern weht
Ein Märchenduft von langverblühten Lenzen,
Und durch die Ruhe meiner Seele bebt
Ein träumerischer Klang verschollner Tage.

Denkst du, mein Büchlein, jener trauten Zeit,
Wo in mein Heimathhaus am Winterabend
Zum Pfänderspiel das stille Mädchen kam,
Wo im Tumult der jugendlichen Schaar
Wir schweigend saßen, Blick in Blick verloren,
Die Pfänder tauschten und die Herzen mit?
Denkst du, wie ich beim Heimgang sie geleitet
Säumigen Schrittes durch die dunkle Stadt,
Wie vor dem Schneewind der Decembernacht
Sich Arm an Arm mit leis'rem Druck geschmiegt?
Orion stieg am Himmel strahlend auf,
Wir flüsterten von nie gehörten Dingen.

Der Winter ging, mein schönster Frühling kam,
In lichten Wonnen lag die grüne Welt.
Wir liefen Morgens tief im Tannenwald
Wie junge Rehe durch der Veilchen Thau
Und haschten uns um Küsse, bis wir müde
Am Feldbach saßen unterm Holderstrauch,
Wo Vöglein badeten im Sonnenschein.
In meinem Schooß umfangen hielt ich sie,
Auf meinem Arm ihr rückgebog'nes Haupt;
Von Küssen blüht' ihr Mund, in meine Locken
War kosend ihre weiche Hand versenkt.
Und ich — verklärt von ihren lichten Augen —
Sprach ihr die Jubellieder meines Glücks,
Indessen durch den sonntagstillen Wald
Fern her vom Thal die Morgenglocken klangen.

Halt ein, du Träumer! fühlst du nicht dein Herz
Von jähem Weh im Innersten bedrängt?
Dein lächelnd Auge schwimmt in bitt'rem Thau:
Was blieb dir nur vom Schatten jener Tage?

Siehst du, mein Büchlein, was du mir gethan?
Wie anders ward's, wie viel hab' ich verloren,
Seit ich zuletzt in diese Blätter sah!
Fern liegt die Jugend, ferne liegt die Heimath;
Ich habe viel erlebt, auch sagt man wohl,
Ich sei gelehrt und Meister mancher Kunst. —
Doch Eines, was mir vordem wohlbekannt,
Das hab' ich lang verlernt und fast vergessen. —
Es ist das Glück — die Menschen nennen es
Mit tausend Namen, und ich nannt' es Liebe.
Es schied und starb, ich hab's verschmerzt, — doch nun
Acht' ich das Leben kaum des Athmens werth.

Dein kühler Gleichmuth, alter Freund Horaz,
Der Vielgepries'ne, ward mir nie zu Theil.
Und dennoch freut mich nun, daß ich dich fand,
Dich, den Vertrauten jugendfroher Tage!
Du mahnst mich recht, Vergessen wäre Raub;
Mir ziemt es besser, frei von Wunsch und Weh
Am alten Glück betrachtend mich zu sonnen,
Und seine Schönheit, die mein Geist bewahrt,
Soll mich mit seiner Flüchtigkeit versöhnen.

So komm, mein altes Büchlein, denn hervor
Aus Staub und Dunkelheit an's goldne Licht!
Ein heimlich liebes Plätzchen weiß ich dir,
Wo Blumen stehn am Sims und durch den Vorhang
Am Sommerabend roth die Sonne scheint,
Vor all den andern Büchern ehr' ich dich!
Traun, ihre Weisheit ist nur Tand und Bürde
Vor deiner tröstlich holden Wissenschaft.
Denn eine Kunde weißt du mir zu sagen,
Die meine Seele labt wie Frühlingsluft, —
Die Kunde, daß einst eine Zeit gewesen,
In der auch ich auf Erden glücklich war.

Segen der Nacht.

Gruß dir, heilige Nacht, du führst die erröthende Liebe,
Führest die Grazien all' freundlich zur Erde herab.
Phöbos löset die Zügel, und leicht hin gleiten die Rosse,
Ueber das blaue Gebirg' streifet ihr rosiger Huf.
Scheidend blickt er noch einmal zurück, und es funkeln die Pfeile;
Aber mit sanfter Gewalt zieht ihn die Liebe hinab.
Thetis umfangt ihn leise genaht mit fühlenden Armen;
Ihrem unsterblichen Reiz giebt er sich lächelnd dahin.
Laß denn ruhen die Welt, du flammender König der Thaten,
Und so löse auch mir segnend das glühende Herz!
Rastlos hab' ich zum Schönen gestrebt und wilde Gefühle
Unter das zähmende Band bildender Worte geschmiegt.
Aber nun schmacht' ich selber, in frischer Empfindung zu leben,
Wie der versiegende Quell schmachtet nach himmlischem Thau.
Siehe, da kamst du, heilige Nacht, und führest die Liebe,
Führest die Grazien all' freundlich zur Erde herab.
Ueber den Himmel erzittert noch sanft lichtblauender Schimmer;
Aber in silbernem Duft thronet der goldene Mond.
Nimm' mich auf, o Geliebte, geschäftige Herrin des Hauses,
Führ' in dein friedlich' Bereich ruhig den stürmischen Gast!
Rüste das Mahl und breite den Pfühl und reiche die Becher,
Rufe das heimische Glück alter Geschlechter herbei!
Denn sanft schlagendes Herz und der Lippe melodisches Plaudern
Wiegen in holdes Gefühl meinen ermatteten Geist.
Gleichwie die schlummernde Lerche sich rührt beim Säuseln der Aehren,
Athmet künft'gen Gesang's freudige Ahnung in mir.
Doch mir fliehet das Wort, und ich fühle mit göttlicher Ruhe
Nur noch im lieblichen Druck wechselnder Küsse die Zeit.
Kampflos nimmst du die Seele mir ein mit siegender Anmuth,
Und es erfüllet mein Herz seliger Wünsche Gewalt.
Laß die Lampe verglühn! Im Dämmerlichte des Mondes
Schwinde den Augen die Welt, wie sie den Herzen entschwand,
Und wie am Anfang einst durch des Chaos unendliche Wüste
Wandle die Liebe allein hell durch die irdische Nacht.

Bergeinsamkeit.

Bergeinsamkeit,
Dein denk' ich sehnend manchen Tag,
Da ich in Blüthenbüschen
Zur Frühlingszeit
Mit meinem Liebchen lag.

Der Lippen Spiel
Gab heißer jeden Kuß zurück;
Wir tauschten Gluth um Gluthe
Und hofften viel
Und glaubten an das Glück.

Was hofften wir?
Wir waren arm an Gut und Geld,
Das Glück ging mit den Winden;
Sie schied von mir,
Und ich zog in die Welt.

O Bergesgrün,
Wie mag die Luft dort einsam wehn!
Verwachsen sind die Steige,
Die Blumen blühn
Und welken ungeseh'n.

Brieflein.

Die schönste Sprache sicherlich
In allen Menschengauen
Ist, wenn zwei treue Seelen sich
Stumm in die Augen schauen.

Warum doch sitz' ich euch so fern,
Ihr lieben Schelmenaugen?
Mit Blicken sprach' ich allzugern,
Die Feder will nichts taugen.

Auch Neues wüßt' ich viel, mein Lieb',
Es füllte manche Seite, —
Doch was mir von Gedanken blieb,
Das fliegt zu dir in's Weite.

Ach, säßen wir erst uns'rer zwei,
Erzählt' ich Alles stündlich;
Wir unterhielten uns dabei —
Im schönsten Sinne — mündlich!

Julius Grosse.

Die schwarze Wurzel.

Durch die Schluchten fand man ihn erschossen
Auf den Fichtennadeln hoch am Bergsee,
Wo der Saumpfad geht an Felsenschroffen
Ueber Moos und Brocken in die Tannenschlucht.
Dorten lag er roth in seinem Blute.

Noch die Faust geballt um seine Büchse
Und die Raben flogen um die Leiche.
Noch gebrochen von seinen offnen Augen
Die zum Himmel starrten unbeweglich ...

Droben steht die Alm der schwarzen Burgel,
Die so lustig singt in losen Haaren,
Die so schaurig lacht wie Adlerkrächzen,
Die so wild sich umsieht und so lieblich.
Denn die Burgel war ein schönes Mädchen —
Schade um den Burschen, den verwegnen!
Zwar durchschossen fand man nur die Schläfen,
Doch die tief're Wunde saß im Herzen,
Seit die schwarze Burgel ihn betrogen,
Die sein Ein und Alles war auf Erden.
Als die Senn'rin auf den höchsten Almen
Zwar man sieht es, daß sie von Tyrol stammt;
Offen war die schönumlockte Stirne,
Doch verschmitzt die mandelförm'gen Augen,
Die im Lachen sprühten dunkle Blitze,
Blitze, falsch, unheimlich und versuchend.

Hei wie lustig war es in der Hütte,
Hei wie muthig klang ihr Silberlachen,
Hei wie rührig waren ihre Hände,
Denn der Jäger saß bei ihr am Feuer,
Und sie buk ihm Schmarren in der Pfanne,
Und sie sang ihm Lieder auf der Zither,
Und sie saß ihm kosend auf dem Schooße.
Hundert Fragen flossen ihr vom Munde
Unermüdlich, doch im Aug' ein Lauern:
Wo er Morgens ginge auf den Anstand,
Wo er Mittags schliefe an dem Abgrund,
Wo er Abends pürsche tief im Thale.
Denn sie will den Vielgeliebten retten,
Jenen kühnen Wildschütz im Gebirge,
Nur zum Scheine kos't sie mit dem Jäger.

Aber plötzlich sieht sie in der Thüre
Droh'n ein bleiches geisterhaftes Antlitz,
Das mit Feueraugen jäh hereinspäht,
Daß sie aufschreit tief in's Herz getroffen.
Doch der blasse Kopf ist längst verschwunden,
Und das Mädchen sieht verstört zum Heerde
Und der Jäger weiß nicht, was gescheh'n ist,
Und entlockt kein Wort mehr von der Spröden,
Die mit Abscheu plötzlich ihn hinwegstößt.

Ist Verrath im Spiele oder Laune?
Wer vermag ein Mädchen zu ergründen,
Und zumal die falsche schwarze Burgel.
D'rum mit Vorsicht ladet er die Büchse,
Geht beizeit mit kühlem Gruß von dannen.

Doch am andern Tag war's auf der Schneide,
Dort wo jäh die Felsenwand zu Thal fällt:
Plötzlich auf zehn Schritte taucht der Wildschütz
Aus den Latschen mit gespanntem Rohre:
„Hund von Grünrock, hier wird ausgezahlt heut,
Mädchendieb, hier ist dein Blei gegossen!"
Schießt und auf das Antlitz fiel der Jäger,
Reglos lag er da im Farrenkraute.
Und das Echo knattert von den Wänden
Weithin durch die graue Felsenwüste.

Doch mit heis'rem Lachen steigt der Wildschütz
Wieder aufwärts, ladet auch von Neuem.
Doch im Farrenkraute regt sich's heimlich:
Nur zum Scheine stürzt' der Jäger nieder,
Unverwundet blieb er von dem Schusse;
Aber heimlich hebt er jetzt die Büchse,
Langsam zielend. — Lieder singt der Wildschütz.
Warum kracht es plötzlich aus dem Kraute,
Steh'n die Todten wieder aus dem Blut' auf,
Warum springt er hoch gleichwie ein Hirschbock,
Stürzt und kugelt blutend in den Abgrund —

Stille war es wieder auf der Schneide,
Nur die Adler krächzen hoch im Blauen
Und der Sturmwind wimmert in den Klüften,
Seufzend tönt sein Heulen wie in Klage,
Daß ein kühner Wildschütz so geendet.

Durch die Schläfen fand man ihn geschossen,
Noch die Faust geballt um seine Büchse,
Und die Raben flogen um die Leiche,
Noch geschreckt von seinen off'nen Augen,
Die zum Himmel starrten unbeweglich.
Droben liegt die Alm der schwarzen Burgel,
Und am Abgrund sieht man oft sie stehen,
Und sie singt so laut und lacht so lustig,
Alpenrosen in den losen Haaren —
Ach zum Schein nur! Dunkler Wahnsinn ist es,
Der umflort der Armen Leidgedächtniß.
Also geht und steht sie lange Jahr' schon,
Graue Haare hat sie heut' und Runzeln,
Und es fürchten Senner sie und Jäger,
Schlagen still ihr Kreuz und schreiten rascher,
Wenn ihr Weg sie selten dort vorbeiführt.

Julius Rodenberg.

Aus Thomas Moore's Irischen Melodien.

Sie ist fern von dem Land.

Sie ist fern von dem Land, wo da schlummert ihr Held —
Und von schmachtender Freier Geberde
Schaut kalt sie hinweg, und die Thräne fällt,
Denn bei ihm ist ihr Herz in der Erde.

Sie singt der Heimath wilden Gesang,
Jeder Ton, den er liebte, muß klingen; —
Ah! sie wissen es nicht, die da schwelgen im Klang,
Daß der Sängerin Herz will zerspringen.

Er lebte für sie, und er ging in den Tod
Für die Freiheit, die all' seine Habe:
Doch das Vaterland sitzt noch und weint in Noth,
Und die Liebe, die sehnt sich zu Grabe.

O! macht ihr ein Grab, wo das Morgenroth naht
Mit Frühthau die blumigen Haiden,
Daß im Traum es sie anweht, wie schmeichelnder West,
Aus dem Land ihrer Liebe und Leiden.

Der junge Harfner.

Der jung' Harfner zum Kampfe ging,
In den Reihen des Todes sich schlug er.
Seines Vaters Schwert an dem Gürtel hing,
An dem Arme die Harfe trug er.
„Land des Sang's!“ so sprach der Kriegerbard',
„Mag alle Welt dich höhnen:
„Ein Schwert für dein Recht gezogen ward,
„Eine Harfe soll treu dir tönen!“

Der Harfner fiel! — bleich ward die Wang',
Doch sein Herz blieb stolz und munter:
Die Harf', die er liebte, nie wieder klang,
Denn die Saiten riß er herunter;
Und rief: „Keine Kette rühre dich an,
Du Seele der Reinen und Braven!
Dein Lied war gemacht für den freien Mann,
Und es soll nicht klingen für Sclaven!“

Carl Siebel.

Gott Bacchus.

Das ist mein herrlich Kriegesheer!
Ist meines Reiches Zier!
Die Garde hat der Rhein gesandt!
Das leichte Fußvolk Moselland,
Und wohl gewappnet, stolz und schwer
Champagne den Kürassier.

Hispanien und Italia
Sind meinem Scepter hold!
Sie senden ihre Söhne her
In Wappen leicht, in Rüstung schwer
Und jauchzen ihr Victoria,
Wo Blut in den Adern rollt.

Fürwahr Gesell! es ist ein Krieg
Auf Leben und auf Tod.
Die Sorgen schlag' ich in die Flucht!
Die Leiden weichen meiner Wucht,
Und herrlich herrscht nach schönem Sieg
Der Freude Machtgebot.

Lied der Windsbraut.

Der Erde Staub zum Himmel aufdampft,
Der Aehre gesegnete Krone zerschellt,
Ihres Rosses Huf die Aecker zerstampft,
Es reitet die Windsbraut über das Feld!

„Verlaßnes Mädchen! komm mit zum Tanz!
Mein Bräutigam wohnet in Süd und Nord!
Doch glaub' ich, ich hätt' ihn, ich faßte ihn ganz —
So ist er untreu, so ist er fort!

„Was birgst, mein Kind, du scheu dein Gesicht?
Was blickst du verstört und beirrt? —
Die Welt, die falsche, mehr werth ist sie nicht,
Als daß sie geflohen, zertreten wird.“

Auch ein Gebet.

Wär' Eines nur mir stets vergönnt:
Daß treu an mich ich glauben könnt'!

Es ist nicht schwer auf And're bau'n,
Es ist gar leicht auf Freunde trau'n.

Wo solch' Vertrau'n verloren geht,
Mit neuem Muth es neu ersteht.

Doch, wer sich selbst verloren hat,
Der weint umsonst sich thränensatt.

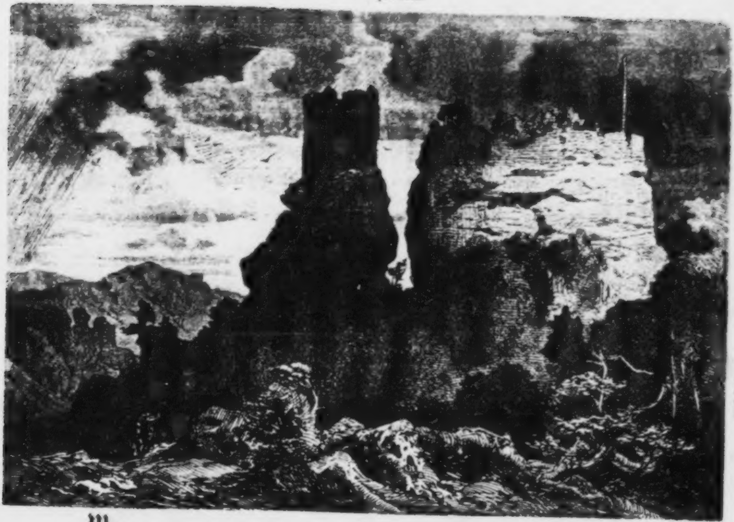
Der wird ein harter, kalter Stein,
Kein Tropfen Thau dringt in ihn ein.

Und ruht bei ihm ein Samenkorn,
So muß es selbst im Stein verdorr'n!

Wär' Eines nur mir stets vergönnt:
Daß treu an mich ich glauben könnt'!

J. Victor Scheffel.

Der Wasgenstein.



Wer kennt im deutschen Grenzbezirke
Des Waidmanns Lust, den Wasgauwald,
Der einst den Völkern im Gebirge
Gleich einer Gottheit heilig galt?
Hei Jagdhornruf und Hundebellen!
Wie zog's mit Hall und Schall zur Pirsch
Als noch an kressenreichen Quellen
Sich stolz geäs't der Edelhirsch!

Wo sind die Jäger, die einst lachten
Wenn Jener stritt im Brautturnier,
Daß die Gehörne weithin krachten?
... Still geht der Lenz heut durch's Revier.
Ein Pfad biegt von des Maimont Gipfeln
In ein elsässisch Waldthal ein
Und braunroth starrt aus grünen Wipfeln
Der Doppelklotz des Wasgenstein.

Wie ein vermoostes Waldgeheimniß
Ruht das geborst'ne Riesenhaus
In Schutt und schweigender Verträumniß
Von dunkler Vorzeit Räthseln aus.
Wer schuf den Plan zu solchem Werke?
Wer drang zuerst am Fels empor?
... Erdmänner höhlten ihn und Zwerge,
Giganten thürmten Thurm und Thor.

An diesen senkrecht steilen Rändern
Braucht's sichern Tritt und männlich Herz
Weh allen Krinolingewändern! ...
Der Blick verkürzt sich abgrundwärts.
Jach schwebt der Aufsteg und verwittert,
Und schwer ist's, am Geländer geh'n.
Wer keuchend in den Knieen zittert
Thut besser, es gemalt zu sehn.

Auf fünfzig mürben Sandsteinstufen
Erklommen wir der Gipfel stramm
Und grüßten laut mit Willkommrufen
Des Himmels Blau vom schmalen Kamm.
Hochheimsam war's. Die wilde Taube
Entfloh dem Nest, vom Gruß verscheucht.
Licht schien der Frühling rings im Laube
Und seine Nebel wallten feucht.

Seltsam Gefühl auf solchem Riffe
Von freiem Schweben ob der Kluft:
Als wandle sich die Burg zum Schiffe
Und treibe schwankend durch die Luft:
Als Mast der Thurm mit hohen Rüstern,
Als Deck des Felskamms schmaler Horst,
Als Wellenschlag des Hochwalds Flüstern,
Als Meer der weite grüne Forst.

Von echter Schwindel so bezwungen
Dem fällt betäubt Nichts Andres ein
Als Meister Gottfried* schon gesungen:
„Sie flichen wieder in ihr hein".
Da wölbt, kyklopisch anzuschauen,
Als Kammer sich ein schmal Gemach;
Ein einziger Pfeiler, grob behauen,
Trägt wuchtig alles Felsendach.

Hier in den lang verlass'nen Mauern
Die Moder weithin überflog
War's daß der Urzeit heilig Schauern
Noch einmal durch die Trümmer zog.
Ein Gang fuhr auf. In fernen Tiefen
Erschienen Drei von Reckenart
Die einen Heldenbergschlaf schliefen
Dieweil den Tisch durchwuchs ihr Bart.

Der Leib wies Narben eingerissen,
Der Becher tausendjaehrigen Wein,
Dem waren Stirn und Aug' zerschlissen,
Dem fehlt die Rechte — dem ein Bein.
Hochragend in der Schlaefer Kreise
Stand eine Jungfrau groß und schlank,
Als ob sie in Walkürenweise
Erst jüngst gebracht den Labetrank.

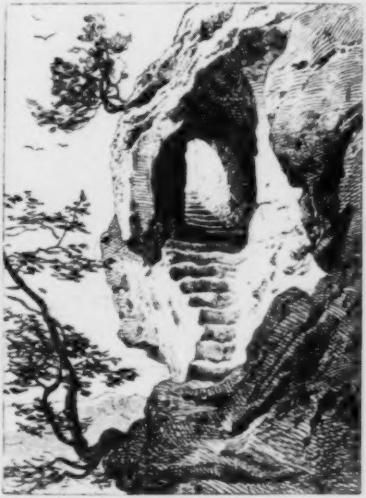
Und im Gewoelb erschall mit Dröhnen
Ein Lied von fremd urig'nem Klang
Das Einer in gewaltigen Toenen
Altfraenkisch zu der Harfe sang:
Wie Held Waltari mit Hiltgunden
Aus Heunenland zum Rhein entritt
Und mit den Helden der Burgunden
Am Wasgenstein den Zweikampf stritt.

Dann ward als ob die Helden schliefen:
„Wann kommt die Zeit? wann bricht der Traum?
Wann greift Ihr wieder nach den Schilden?
Wann grünt des Reiches verdorrter Baum?"
Doch Hiltgund schwieg. Die Recken schwiegen
Und Alles schwieg. Da kam ein Zwerg.
Die Nebel sah man dichter fliegen
Und mit Geknarr schloß sich der Berg.

Walpurgistag den ersten Maien
Wo alle Tiefen offen stehn,
Ward von verfahrner Schüler Zweien
Dies Wasgauwunder angesehn.
Sie mischten in der Hoehlung Spalten
Waldmeisterkraut zu würzigem Wein,
Und dichteten vergnügt und malten
Dies neue Lied vom Wasgenstein.

* Tristan und Isolt, 1200.

Felsenkammer im Innern des Felsen.


Luftloch und Felsentreppen.

Ludwig August Frankl.

Allerlei Weisheit.

Gleichspruch.

Ich achte meine Hasser
Nicht mehr als Regenwasser,
Das von den Dächern fließt —
Und ob sie mich beneiden,
Sie müssen dennoch leiden,
Daß Gott mein Helfer ist!

Eule und Nachtigal.

Sei du die Eule nicht, die Todeskunde bringt,
Sei du die Nachtigal, die Frühlings Botschaft singt.

Eitelkeit.

Lange sah zu der Frosch, ein Pferd vom Schmiede beschlagen;
Endlich hob er den Fuß, reicht zum Beschlag ihn auch hin.

Lüge und Wahrheit.

Die Lüge die man hört
Und Ruhe uns gewährt
Ist mehr als Wahrheit werth,
Die uns die Ruhe stört.

Symbol des Schweigens.

Mit zehn goldenen Zungen begabt ist die Lilie im Garten,
Als des Schweigens Symbol gilt sie dem Parsen jedoch!

Uebereinkommen.

Was du mir sagst, geschehe mir,
Was du mir wünschest, dir!

Für einen Leichenstein.

So kurz das Glück, des Lebens Tage,
Ein Blitz durch Nacht, ein Hauch der Luft.
„Warum so flüchtig?“ ruft die Klage,
„Warum so dauernd?“ spricht die Gruft.

Halbes Vertrauen.

Fische zwei, sie werden an einem Feuer gebraten,
Halb schon verkohlt, es glaubt's Einer dem Anderen nicht.

Eins oder das Andere.

Trägst du als Palme Datteln nicht,
Dem Menschenvolk zu Dank,
Dann sei, wie die Cypresse doch
So frei, so hoch, so schlank!

Allnoth.

Jeder Seele droht Gefahr im irdischen Leben,
Ob jeder Taube schwebt lauernd ein Geier herab.

Aufmunterung zu Lieben.

Es singt die Nachtigal, in Ruh'
Sich wiegend auf dem Frühlingsreis:
„Was für ein Mensch bist du,
Der nichts von Liebe weiß?“

Ehre.

Unsre Haut wird nicht getragen,
Unser Fleisch wird nicht gegessen;
Was sind werth wir? laß dir sagen,
Wenn die Ehre wir vergessen?

Fehlbarkeit.

Besser versteht ein jegliches Ding der Papst und der Bauer
Als der Papst allein, wenn er nicht rathen sich läßt.

Kennzeichen.

Wie die Thier- und Menschnatur
Sich unterscheiden?
Manchen stört die Nase nur,
Sonst könnt' er weiden.

Rasches Leben.

So wie der Blitz zu sein, das wäre Leben!
Ein kühner, Götterngleicher Athemzug,
Ein Leuchten, ein Verklären, ein Entschweben,
Ein voller Pulsschlag Dasein und — genug!

Müller von der Werra.

Prinz Eugen.

Prinz Eugen der Würtemberger,
Hei! wie hat der's gut gemacht:
Stand zu Bonaparten's Aerger
Trotzig in der Völkerschlacht.
Seine Kämpen, fest als Mauer,
Weichen dem Verderben nicht,
Schauen ob dem Kugelschauer
Kühn dem Tod in's Angesicht!
Hoch zu Roß ist schlicht zu sehn
Prinz Eugen!

Tausend mächt'ge Feuerschlünde
Führt der finst're Corse auf,
Daß ihr Unheil laut verkünde
Seines Heeres Siegeslauf!
Nach dem Centrum ist gerichtet
All das Hohl- und Wurfgeschütz,
Dessen Reihen sind gelichtet
Doch nicht in des Feind's Besitz
Denn zu Roß ist noch zu seh'n
Prinz Eugen!

Plötzlich kam ein Wald von Reitern,
Murat führt die Tollen an
Alles stürzt vor diesen Streitern
Was sich stemmt auf ihrer Bahn!
Hei! sie kommen windsbrautartig,
Alles ist dem Tod geweiht
Doch wie auch die Schwerter schartig
Noch ein Glied ist kampfbereit
Dabei doch zu Roß zu sehn
Prinz Eugen!

Dieser Held mit seinen Mannen
Leistet letzten Widerstand
Schlägt den kecken Feind von dannen,
Daß er stiebet auseinand'!
Richtig war sein Stoß, der harte,
Der auf's Herz des Heer's gestellt;
Also hat Herr Bonaparte
Seinen letzten Trumpf verspielt!
Siegreich ist zu Roß zu sehn
Prinz Eugen!

Von den Thürmen Festgeläute,
Denn die Alliirten nah'n;
Leipzig sendet seine Bräute,
Um die Sieger zu empfah'n;
Durch die Thore ziehn die Helden
Wie nach einem Weltgericht.
Von dem Tapfersten zu melden
Ist des Sängers schönste Pflicht;
Hoch zu Roß ist er zu sehn, —
Prinz Eugen!

Eduard Mörike.

Meiner Schwester.

Nach dem Tode der Mutter, mit einem Blättchen von der Birke zwischen dem Pfarrgarten und Kirchhof zu Cleversulzbach. Sommer 1841.

„Blättchen! das in losem Spiel
Winde durch die Lüfte tragen,
Blättchen, kannst du mir nicht sagen,
Wo ist deiner Wandrung Ziel?“

Ach, ich weiß ein frommes Kind,
Dem möcht' ich mich gern verbinden,
Und kann doch den Weg nicht finden,
So verstürmte mich der Wind.

Als ich aus der Knospe mich
Vor dem Veilchen, früh, gerungen,
Kam das Liebchen oft gesungen
Durch den Garten morgendlich.

Aber da sich, glatt und schön,
That mein grünes Herzlein dehnen,
Sah' ich sie in bittern Thränen
Unter unsern Zweigen steh'n.

Und dort drüben über'm Hag
Steht das Röslein, steht die Weide,
Dahin wallte sie im Leide,
Mir vorüber, jeden Tag.

Freut' auch mich nichts weiter mehr,
Nicht die süße Maiensonne,
Bienenton und Schaukelwonne
Keine kühle Mondnacht mehr.

Also welkt' ich vor der Zeit;
Bin, bevor der Herbst gekommen,
Aus der Mutter Hut genommen
Und von der Geliebten weit.

Dürft' ich zu ihr, ach wie viel
Sagt' ich ihr von Lust und Schmerzen,
Und an dem getreusten Herzen
Fänd' ich meiner Wand'rung Ziel!

An Margot.

Wir sah'n dich im geschwisterlichen Reigen
Voll Anmuth, Blume unter Blumen, schweben.
Im Lächeln blühete die Seele dir,
Ganz Eins mit der sichtbaren Gestalt,
Dir unbewußt, heraus auf's Angesicht:
Unschuldige Freude; dem Beschauer fast
So innig fühlbar, wie der Tänzerin!
O wessen ganzes Sein und Leben doch
Sich so bewegte durch des Jahres Kreis
In holdem Gleichmaß jeglichen Moment,
Sich selber so zu seliger Genüge
Und alle Welt zu letzen, zu erbau'n!

Max Schaffrath.

Ein einsamer Kirschbaum.

Fahr' hin, du schlimme, schnöde Welt,
Die viel verheißt und wenig hält!
Wohl strebt' ich treu und unverdrossen —
Fahr' hin! Die Rechnung ist geschlossen!
Für alle Liebe, die ich trug,
Hast du mir Hohn zurückgegeben —
Fahr' hin! Schon opfert' ich genug:
Die schön're Hälfte war's vom Leben!

Was soll die beste, regste Kraft,
Die gern für hohe Ziele schafft
Und an sich selbst den Anspruch steigert,
Wofern der Raum ihr bleibt verweigert?
Die Blüthe, die kein Aug' entzückt —
Umsonst, daß sie in Farben lodert!
Unnütze Frucht, die ungepflückt
Zu Boden fällt und liegt und modert!

So grollt' ich und verlor mich bald
Weit ab vom Pfad im tiefen Wald:
Es ward so todtenstumm und düster,
Gar ernsthaft schauten Eich' und Rüster,
Wie Mannestrotz. Ich schaute d'rin,
Getreu der eig'nen Seele Bildniß:
Das that so wohl dem trüben Sinn,
Und weiter schritt ich durch die Wildniß.

Da plötzlich — wie durch Wolkenschicht'
Ein Stern in mildem Glanze bricht —
Vorschimmert eine lichte Stelle:
Von einem Kirschbaum kam die Helle.
Er stand in reicher Frühlingstracht,
Dicht Blüth' auf Blüth' an jedem Reise;
Und wie ich staun' ob solcher Pracht,
Da war's, als haucht' er sanft und leise:

„Schau, hier in diese öde Welt
Hat einsam mich Natur gestellt,
Recht unter düst're Waldgenossen;
Doch bin ich muthig aufgeschossen.
Nun blüh' ich frisch in vollster Lust —
O wähne nicht, es sei vergebens!
Der schönen Gaben stillbewußt,
Erfreu' ich mich des reichen Lebens.

Und hab' ich treulich ausgeprägt,
Was mild Natur in mich gelegt,
So that ich meinem Drang Genüge
Und bin getrost, wie's auch sich füge.
Auf Blüthe Frucht! Ich sorge nicht,
Wem wohl sie mag zu Gute kommen;
Wer redlich that nach seiner Pflicht,
Der weiß, es muß dem Ganzen frommen!"

Und wie ich langsam weiter zog,
Indeß ich diesen Spruch erwog,
Gelangt' ich bald zum Waldessaume:
Aufwacht' ich wie aus schweren Traume.
Rings lag die Flur in mildem Schein,
Als sei sie nie so schön gewesen,
Der Himmel blau und wolkenrein —
Froh blickt' ich auf — und war genesen.

Halme.

Traurig einsam, hart am Wege
Steht gebeugt ein falber Halm,
Schleppt ein Leben, matt und träge,
Mühsam fort in Staub und Qualm,
Rettung ohne Weiterschritt!
Kaum ist noch ein Blättchen kenntlich.
Also steht er, bis ihn endlich
Eines Wand'rers Fuß zertritt.

Aber dort auf weiter Strecke
Dehnt sich in bescheid'ner Pracht
Eine sammetgrüne Decke,
D'rauf ein frisches Leben lacht:
Wiesen ganz von gleicher Art.
Einzelhalme sind auch diese;
Doch sie bilden eine Wiese,
In ein Ganzes dicht geschaart.

Schau, auf diesem sanften Pfühle
Wie die Blumen höher glüh'n,
Und von ihrem Farbenspiele
Sich verklärt das zarte Grün!
Das ist Dasein, das ist Lust:
Wechselnd geben und empfangen;
So, in Einheit aufgegangen,
Höhern Werthes sich bewußt!

Reger Austausch, das ist Leben!
Was du giebst, ist doppelt dein!
Froh dem Ganzen hingegeben,
Muß die Einzelkraft gedeih'n.
Ein gestaltenreiches Rund,
Wogt in Eintracht das Getriebe,
Alles bindet sich durch Liebe
Und die Schönheit weiht den Bund.

Tausend mörd'ge Feuerschlünde
Führt der finst're Corse auf,
Daß ihr Unheil laut verkünde
Seines Heeres Siegeslauf!
Nach dem Centrum ist gerichtet
All das Hohl- und Kartätschblitz,
Dessen Reihen sind gelichtet
Doch nicht in des Feind's Besitz,
Denn zu Roß ist noch zu sehn
Prinz Eugen!

Plötzlich kam ein Wald von Reitern,
Murat führt die Tollen an,
Alles stürzt vor diesen Streitern
Was sich stemmt auf ihrer Bahn!
Heil! sie kommen windsbrautartig,
Alles ist dem Tod geweiht!
Doch wie auch die Schwerter schartig,
Noch ein Glied ist kampfbereit,
Dabei hoch zu Roß zu sehn
Prinz Eugen!

Dieser Held mit seinen Mannen
Leistet letzten Widerstand,
Schlägt den kecken Feind von dannen,
Daß er stiebet auseinand'!
Richtig war sein Stoß, der harte,
Der auf's Herz des Heer's gezielt,
Also hat Herr Bonaparte
Seinen letzten Trumpf verspielt!
Siegreich ist zu Roß zu sehn
Prinz Eugen!

Von den Thürmen Festgeläute,
Denn die Alliirten nah'n;
Leipzig sendet seine Bräute,
Um die Sieger zu empfah'n:
Durch die Thore ziehn die Helden,
Wie nach einem Weltgericht;
Von dem Tapfersten zu melden
Ist des Sängers schönste Pflicht:
Hoch zu Roß ist er zu sehn, —
Prinz Eugen!

Eduard Mörike.

Meiner Schwester.

Nach dem Tode der Mutter, mit einem Blättchen von der Birke zwischen dem Pfarrgarten und Kirchhof zu Cleversulzbach. Sommer 1841.

„Blättchen! das in losem Spiel
Winde durch die Lüfte tragen,
Blättchen, kannst du mir nicht sagen,
Wo ist deiner Wandrung Ziel?"

Ach, ich weiß ein frommes Kind,
Dem möcht' ich mich gern verbinden,
Und kann doch den Weg nicht finden,
So verstürmte mich der Wind.

Als ich aus der Knospe mich
Vor dem Veilchen, früh, gerungen,
Kam das Liedchen oft gesungen
Durch den Garten morgendlich.

Aber da sich, glatt und schön,
That mein grünes Herzlein dehnen,
Sah' ich sie in bittern Thränen
Unter unsern Zweigen steh'n.

Und dort drüben über'm Hag
Steht das Röslein, steht die Weide,
Dahin wallte sie im Leide,
Mir vorüber, jeden Tag.

Freut' auch mich nichts weiter mehr,
Nicht die süße Maiensonne,
Bienenton und Schaukelwonne
Keine kühle Mondnacht mehr.

Also welkt' ich vor der Zeit,
Bin, bevor der Herbst gekommen,
Aus der Mutter Hut genommen
Und von der Geliebten weit.

Dürft' ich zu ihr, ach wie viel
Sagt' ich ihr von Lust und Schmerzen,
Und an dem getreusten Herzen
Fänd' ich meiner Wand'rung Ziel!

An Margot.

Wir sah'n dich im geschwisterlichen Reigen
Voll Anmuth, Blume unter Blumen, schweben
Im Lächeln blühete die Seele dir
Ganz Eins mit der sichtbaren Gestalt,
Dir unbewußt, heraus auf's Angesicht:
Unschuldige Freude; dem Beschauer fast
So innig fühlbar, wie der Tänzerin!
O wessen ganzes Sein und Leben doch
Sich so bewegte durch des Jahres Kreis
In holdem Gleichmaß jeglichen Moment,
Sich selber so zu seliger Genüge
Und alle Welt zu letzen, zu erbau'n!

M a x S c h a f f r a t h.

Ein einsamer Kirschbaum.

Fahr' hin, du schlimme, schnöde Welt,
Die viel verheißt und wenig hält!
Wohl strebt' ich treu und unverdrossen —
Fahr' hin! Die Rechnung ist geschlossen!
Für alle Liebe, die ich trug,
Hast du mir Hohn zurückgegeben —
Fahr' hin! Schon opfert' ich genug:
Die schön're Hälfte war's vom Leben!

Was soll die beste, regste Kraft,
Die gern für hohe Ziele schafft
Und an sich selbst den Anspruch steigert,
Wofern der Raum ihr bleibt verweigert?
Die Blüthe, die kein Aug' entzückt —
Umsonst, daß sie in Farben lodert!
Unnütze Frucht, die ungepflückt
Zu Boden fällt und liegt und modert!

So grollt' ich und verlor mich bald
Weit ab vom Pfad im tiefen Wald:
Es ward so todtenstumm und düster,
Gar ernsthaft schauten Eich' und Rüster,
Wie Mannestrotz. Ich schaute d'rein,
Getreu der eig'nen Seele Bildniß:
Das that so wohl dem trüben Sinn,
Und weiter schritt ich durch die Wildniß.

Da plötzlich — wie durch Wolkenschicht'
Ein Stern in mildem Glanze bricht —
Vorschimmert eine lichte Stelle:
Von einem Kirschbaum kam die Helle.
Er stand in reicher Frühlingstracht,
Dicht Blüth' auf Blüth' an jedem Reise;
Und wie ich staun' ob solcher Pracht,
Da war's, als haucht' er sanft und leise:

„Schau, hier in diese öde Welt
Hat einsam mich Natur gestellt,
Recht unter düst're Waldgenossen;
Doch bin ich muthig aufgeschossen.
Nun blüh' ich frisch in vollster Lust —
O wähne nicht, es sei vergebens!
Der schönen Gaben stillbewußt,
Erfreu' ich mich des reichen Lebens.

Und hab' ich treulich ausgeprägt,
Was mild Natur in mich gelegt,
So that ich meinem Drang Genüge
Und bin getrost, wie's auch sich füge.
Auf Blüthe Frucht! Ich sorge nicht,
Wem wohl sie mag zu Gute kommen;
Wer redlich that nach seiner Pflicht,
Der weiß, es muß dem Ganzen frommen!"

Und wie ich langsam weiter zog,
Indeß ich diesen Spruch erwog,
Gelangt' ich bald zum Waldessaume:
Aufwacht' ich wie aus schwerem Traume.
Rings lag die Flur in mildem Schein,
Als sei sie nie so schön gewesen:
Der Himmel blau und wolkenrein —
Froh blickt' ich auf — und war genesen.

Halme.

Traurig einsam, dort am Wege
Steht gebeugt ein falber Halm,
Schleppt ein Leben, matt und träge,
Mühsam fort in Staub und Qualm.
Zeitlang ohne Weiterschritt!
Kaum ist noch ein Blättchen kenntlich.
Also steht er, bis ihn endlich
Eines Wand'rers Fuß zertritt.

Aber dort auf weiter Strecke
Dehnt sich in bescheid'ner Pracht
Eine sammetgrüne Decke,
Draus ein frisches Leben lacht.
Halme ganz von gleicher Art,
Einzelhalme sind auch hier;
Doch sie bilden eine Zier,
In ein Ganzes dicht gepaart.

Schau, auf diesem sanften Pfühle
Wie die Blumen heller glüh'n,
Und von ihrem Farbenspiele
Sich verklärt das zarte Grün!
Das ist Leben, das ist Lust:
Wechselnd geben und empfangen;
So, in Einheit aufgegangen,
Höhern Werthes sich bewußt!

Reger Austausch, das ist Leben!
Was du giebst, ist doppelt dein!
Froh dem Ganzen hingegeben,
Muß die Einzelkraft gedeih'n.
Ein gestaltenreiches Rund
Hält in Eintracht das Getriebe;
Alles bindet sich durch Liebe
Und die Schönheit weiht den Bund.

Ewig ändern die Gestalten,
Selbst das Schönste welkt und fällt:
In unendlichem Entfalten
Baut sich täglich neu die Welt.
Eh' dein kurzes Sein entschwebt,
Frisch zum Ganzen beigetragen!
Dann in Wahrheit darfst du sagen,
Daß du nicht umsonst gelebt.

Bist du nicht zur Blüth' erkoren,
Nimm getrost, was dir beschert,
Nicht das Kleinste geh' verloren;
Alles hat zum Ganzen Werth.
Was du bist, nur sei es ganz!
Nicht die Blüth' allein, die lichte,
Auch das dunkle Blatt, das schlichte,
Hat Bedeutung für den Kranz.

Zum Troste.

Sprich, warum bist Du beklommen?
Was bekümmert dich so sehr?
Wird der Lenz nicht wiederkommen?
Und alsdann — was willst du mehr?
Zwar die Blumen sind erstorben,
Die dir hell' in's Herz gelacht;
Aber and're werden blühen
Völlig in der gleichen Pracht.

Wird die Nachtigall nicht schlagen?
Muß es just dieselbe sein?
Zu den künft'gen Maientagen
Finden leicht sich andre ein.
Bald ein Nasen ist gefunden
Unter manchem Buchenbaum,
Und da kannst du wieder träumen
Einen neuen Liebestraum.

Hier Verblühen, dort Entfalten —
Sieh', Natur bleibt immer neu:
Unter wechselnden Gestalten
Stets die Eine, wahr und treu.
Und sie beut aus reicher Fülle
Jeder Kreatur genung:
In der schönen Zeit der Liebe
Wird dein Herz auch wieder jung!

Beruhigung.

O nicht so trostlos niederschau'n!
Die trübe Zeit wird auch verfließen
Dann werden frische Blüthen sprießen —
Du darfst dem Leben kühn vertrau'n!

Die Erde, die dich trägt und hegt,
Sie ruht im Winter wie gestorben,
Bis sie die neue Kraft erworben,
Die sich in tausend Wundern regt.

Wenn lang die Flur verödet lag,
Wie hoch entzückt die erste Blüthe!
Und doppelt süß ist dem Gemüthe
Nach langem Harm ein Freudentag.

Adolf Bube.

Gebirgsöde.

Hoch hängt der Mond am Himmelszelt
Und sendet bleichen Schein
Herunter in die öde Welt
Auf todtes Felsgestein.

Es steigt wie finst're Riesen auf
Aus tiefer Thäler Qualm,
Nicht Strauch und Kiefer grünt darauf,
Auch nicht der kleinste Halm.

Ein Dach von ew'gem Schnee bedeckt
Den unwirthbaren Bau,
Der schroff und starr empor sich reckt,
Tief in des Aethers Blau.

So weit auch rings das Auge schweift,
Kein Leben, — Alles todt.
Ein kühler Wind darüber pfeift
Und küßt die Wange roth.

Das ist der Geist der Ewigkeit,
Der über Oeden schwebt
Und, nicht gehemmt von Raum und Zeit,
Frei in dem Weltall lebt.

Orangenlilie.

Wie drückt die Luft gewitterschwül
Auf Blumen Haim, und Blatt!
Sie senken sich in Angstgefühl
Duftlos und sterbensmatt.

Doch die Orangenlilie hebt
Sich hoch und füllt mit Duft,
Der Luft in Flämmchen ihr entschwebt,
Viel süßer noch die Luft.

Und aus dem Lilienreiche steigt
Das Bild der Theuren mir,
Die mir ihr Auge bang gemeigt,
Lag Kummer schwer auf ihr.

Da, wie zu deiner and'ren Zeit,
Selbst nicht in Lust und Schmerz,
Erschloß in hoher Innigkeit
Sich anmuthsvoll ihr Herz.

Seeflüstern.

Was ist das für ein Säuseln
Im mondbeglänzten See,
Als ließ' in seinem Kräuseln
Sich ein geheimes Weh?

Was ist das für ein Tönen,
Als, wenn in stiller Nacht
Mit Seufzen und mit Stöhnen,
Einsame Sehnsucht wacht?

Was ist das für ein Klingen
In melancholisch weich,
Dem schwach gehauchten Singen
Verschmähter Liebe gleich?

Ist das des Sees Leben,
Was in dem Mondenlicht
Der Wellen banges Beben
In meinem Herzen spricht? —

Ach nein! Die Töne entquellen
Dem Leid, das in der lebt
Und mit den schwanken Wellen
Sich schwermuthsvoll verwebt.

Auf, laß' dich ihm entreißen:
Beseelt dich Lust und Schmerz,
Dann spricht in hell'ren Weisen
Dir aus dem See dein Herz.

Hoffmann von Fallersleben.

Müllers Töchterlein.

Die Mühle hör' ich rauschen,
Der kalte Winter klirrt,
Wie bald, da werd' ich lauschen
Der Nachtigallen Lied.

Wie bald, da sitz' ich wieder,
Wo ich im Frühling saß,
Am Bach im dunklen Flieder
Auf Moos und jungem Gras.

Und knüpf' ich mir dann Hälmchen
Und frag', ob sie mich liebe,
Dann kommt das lose Scheinchen
Und flink mir Antwort giebt.

Dann hab' ich Alles wieder,
Die ganze Welt ist mein:
Es sitzt ja bei mir nieder
Des Müllers Töchterlein.

Ich bin ein Husar.

Hurrah! ich bin ein Husar!
Ich komme wie Vögel geflogen,
Ich habe den Säbel gezogen,
Das Beil in der Hand,
Den Hahn gespannt.
So jag' ich keck in der Feinde Reih'n,
Ich hau' und schieße tapfer d'rein:
Piff paff puff!
Hurrah!

Hurrah! ich bin ein Husar!
Die Feinde kommen gerritten,
Man heißt es muthig gestritten!
Die Standarte voran!
Frisch d'rauf und d'ran!
Ich jage keck in der Feinde Reih'n,
Ich hau' und ich schieß' und der Sieg ist mein:
Piff paff puff!
Hurrah!

Eduard Brauer.

Schweizerbilder.

I.

In der Stiftskirche zu Luzern.

(1865).

Dort, wo der herrlichste der Schweizer See'n,
Ein funkelnd Kreuz, der Berge Wall umblaut,
Dicht an Luzerns Gestaden siehst du sieh'n
Ein Gotteshaus, in alter Zeit erbaut.

D'rin sitzt gelagert in den Bogenhallen,
Der Alpenwand'rer reisefrohe Schaar,
Und von der Riesenorgel niederwallen
Machtvolle Töne, lieblich wunderbar.

Bald ruhig ernst, bald wie Lawinenbrausen,
Bald lind, wie Lenzes erster Kuß,
Und helle Luft und schauerdunkles Grausen
Durchwogt das Herz mit wechselndem Erguß.

Und horch — wie aus unnahbar weiter Ferne
Entklingt dem Werk ein reiner Sängerchor.
Ist's Geistergruß von einem schönern Sterne?
Wo sind die Sänger? fragen Aug' und Ohr.

Von höh'rer Gluth scheint jede Brust erleuchtet,
Goddam! Der steife Lord scheint sanft bewegt,
Von Thränenthau des Kriegers Blick befeuchtet,
Selbst die Lorette kirchlich angeregt.

Ein deutscher Blondkopf schwelgt in Idealen,
Die Gouvernante seufzt: „Das ist Musik!"
Der Geldmann auch entrückt dem Reich der Zahlen,
Entmammont sich auf einen Augenblick.

Nur Einer, ein hochweiser Tonmagister
Aus Frankfurt, schüttelt alt sein Löwenhaupt
Und murmelt: „Fades Spiel und falsch Register!
O wär' es, hier zu spielen, mir erlaubt —"

„Wie anders wollt' ich durch die Tasten fahren,
Als dieser Pater Nägeli vermag,
Der Zukunft Kraftmusik euch offenbaren —"
Da schallt vom See ein jäher Donnerschlag.

Ein Ton gewaltig über all' Beschreiben,
Als bebte rings der Alpen fester Grund,
Und singend blickt durch farbenreiche Scheiben
Der Sonne Strahl, nun schweigt des Tablers Mund.

Und all' die Schaar von Großen und von Kleinen,
Getrennt durch Bildung, Sitte, Stand und Rang,
Vereinigt sich im Preis des Ewig-Einen,
Und sanft erstirbt der fromme Orgelklang.

II.

Tellsdapelle bei Küßnacht.

(1856).

Zum grünen Rigi zogen wir,
Doch rechts zur hohlen Gasse
Gen Küßnacht trieb uns die Begier,
Zum tellberühmten Passe.

„Hohlgassen giebt es mehr als viel,
Die schöner sind als diese,
Und daß durch Tell hier Geßler fiel
Wär' hübsch — wenn sich's erwiese."

„Sind nicht die Beiden längst verdrängt
Schon vom Geschichtsgebiete?
Freund Tell und Alles was d'ran hängt
Verbannt in's Reich der Mythe?"

So scherzten wir, ein lustig Paar,
Und nah'ten der Kapelle,
Hei! weich' ein Wunder bot sich dar
Uns Zweiflern an der Schwelle!

Da stand, fürwahr, am schmalen Thor
Der alte Tell leibhaftig,
Und streckt uns, einlaßwehrend, vor
Die Armbrust riesenschaftig.

Bist du der Tell? Sein Schafsgesicht
Entlockt uns ein Gelächter.
„Ich bin es, doch der ächte nicht
Bin nur des Kirchleins Wächter!"

„Nicht Geßlerblut, ihr lieben Herrn,
Trinkgeld ist mein Begehren."
Das gaben wir dem falschen gern,
Dem ächten Tell zu Ehren.

Nach Monden sprach der hohe Rath
Zum Wicht: „das dünkt uns Schande,
Frei magst du betteln früh' und spat,
Doch nicht im Tellsgewande!"

Karl Mayer.

Unterschied im Sehen.

Blaue Ferne,
Ja ich lerne
Recht aus dir, zu seh'n, die Kunst.
Dank' ich denn dein Blau der Gunst
Der entfernten Gegenstände?

Sind denn blau der Felsen Wände?
So verklärt sie kennen lernen
Kann ich nur im Nich entfernen;
Nur durch meine Standpunktswahl
Helf' ich mir zum Ideal.

Auf Waldeswegen.

Längst verlass'ne Waldesstraße
Komm' ich einsam hergezogen:
Rosen beugen sich im Bogen
Ueber die verwachs'ne Gasse,

Thun es so mit Liebesranken,
Machen sie mir so gemeinsam,
Daß nichts weniger als einsam
Ich mich fühle in Gedanken.

Stille Bewegung.

Lichtstrahlen sind in stetem Wandern
Von einem Buchenstamm zum andern
Und stille Schatten ziehen mit,
Doch beide mit so leichtem Schritt,
Daß ihre stille Wanderschaft

Sich kaum ein Augenmerk verschafft.
Wohl thut hier, seh' ich, Zug für Zug,
Die Schönheit nur sich selbst genug,
Und nicht bewält'gen kann das Wort
Das tausendfache Da und Dort.

Im fernen Wald.

Dort naht mir eines Manns Gestalt
In des Gebirgs einsamstem Wald.
Was er wohl hier im Schilde führt?
Wie eigen mich sein Anblick rührt!

Denn kommt so plötzlich uns zur Schau
Ein Mensch auf wild entlegener Au,
So reiht sich der Erscheinung an
Die Frag' in uns: Was sinnt der Mann?

Der Menschen gut' und schlimme Zahl
Läßt uns ja ungewisse Wahl,
Dem uns Begegnenden zu trau'n,
Wo nicht uns kläglich vorzuschau'n.

Doch, Mensch, der Zweifel hält nicht Stich:
Ich grüße frisch als Bruder dich,
Obgleich nur im Vorübergeh'n
Obgleich auf niemals Wiederseh'n.

Felix Dahn.

Herakles.

Nicht stets erfreut der Sitz bei den Himmlischen,
Auf Purpurpolstern, unter dem Marmordach:
Auch Goldgetäfels wird man müde —
Manchmal verlangt mich nach Wald und Freiheit!

Hier, wo der Fels sich schattend vorüberwölbt,
Wo durch den Eichgrund sprudelnd die Quelle rinnt,
Hierher den Mischkrug, den bekränzten,
Hebe, mein Weib und doch ewig Mädchen!

Ja, lehne nur, du selige Anmuth du,
Das kleine Köpfchen mir an das breite Knie
Und laß in deinem Haar mich spielen,
Während mein Herz ich dir ganz erschließe.

Du weißt es nicht, du göttlich geborene,
Was doch in tiefer Seele der schönste Stolz,
Mit dem ich oft in leisem Lächeln
All' die Olympier überschaue.

Sieh, ihnen ward verdienstlos die Göttlichkeit,
Die ich aus eig'ner Kraft mir im Schweiß errang,
Bis Hera selbst und all' ihr Hassen
Endlich beschämt sich versöhnen mußte.

O, als sie selbst, die herrliche Feindin, mir
Vom Goldthron sich erhebend die Rechte bot —
Ein Stolz durchzog mir da die Seele,
Welchen ihr Aros doch niemals kannte!

Drum segn' ich sie um jenen gewaltigen Haß,
Der mich verfolgend trieb bis zur Unterwelt;
Ihr Haß erhob den Sohn Alkmenen's
Hoch zum Olymp und zu Heb's Gatten.

Nur Einem beugen Haupt und Gedanken sich
In heißer Liebe stummer Bewunderung:
Dir, großer Vater Zeus Kronion,
Herrlichster du in ruhiger Hoheit!

Einst kommt der Tag, da alle Gewalten sich,
Giganten, Götter, Menschen zumal, empört
Erheben wider deine Herrschaft,
Weil sie soviel nicht der Größe tragen:

Dann birst des Hades Thor und Poseidon brüllt,
Es tost der Kosmos. — aber du lächelst nur:
Dir bleibt dein Blitz, dir bleibt dein Adler,
Herakles bleibt dir und seine Treue.

Arabisches.

I.

Fatme.

Von seines liebsten Freundes Grab,
Vom Grabe Husseins kam Abdallah:
„Ach, stets was er mir Liebstes gab,
Noch immer schnell entriß mir's Allah."

Und Fatme frug: „Was klagest du?"
„Ach was ich liebe, muß verderben!"
Da haucht sie ihm erröthend zu:
„So liebe mich und laß mich sterben." —

II.

Todtenklage.

Weithin ruht in Nacht die Wüste, Sterne flimmern sonder Zahl —
Weithinweg von unsern Zelten trag' ich meine heiße Qual.

Bei den Zelten kreist der Becher, Lied erschallt und Saitenspiel,
Ach, und doch sind's nicht drei Monde, daß mein tapfrer Bruder fiel!

Abu Seid, du Stolz der Deinen, Stern des Rathes, Sturm der Schlacht,
Oft dein Blut verspritzt für jeden hast du, der dort singt und lacht.

Abu Seid, gazellenbräunlich, schöner Frau'n geheimer Traum,
Deinem Feind warst du ein Löwe, deinem Freund ein Palmenbaum.

O was weilt' ich in Medina, weil du sankst am Paß Al Irmt
Da du, Einer gegen Dreißig, uns'rer Frauen Flucht beschirmt.

Dreizehn Lanzen schon im Schilde, sieben Wunden in der Brust —
Immer wollt'st du noch nicht fallen, bis du fallen doch gemußt. — —

Und dies Volk, dem du gerettet Mutter, Schwester, Kind und Weib,
Ha, sie singen — und die Geyer zehren noch an deinem Leib.

Aber ich will Dein gedenken, schöner, kühner, junger Scheich:
Hilft kein Gott, kein Mensch dich rächen, so hilf du mir, Höllenreich!

Meine Seele sollt ihr haben, schwarze Geister, immerdar,
Helft ihr mir den Stamm verderben, der des Helden Mörder war.

Ha, dann will ich jauchzend denken durch der Hölle Ewigkeit:
Abu Seid das war mein Bruder, und ich rächte Abu Seid.

III.

Der weise Scheich.

Hier sitz' ich und halte den goldenen Stab,
Den mein Volk als dem weisesten Richter mir gab; —

Doch ich denke der Zeit, da die Mädchen von Zands
Als dem glühendsten Sänger mir reichten den Kranz.

Es bestürmen das Zelt mir früh und spät
Graubärtige Scheiche und holen sich Rath; —

Doch ich denke der Zeit, da dem grämlichen Scheich
Hier im Zelt ward geschmiedet der lustigste Streich.

Sie sagen, so viele Haare mein Bart,
So viel weise Gedanken mein Haupt bewahrt; —

Doch ich denke der Zeit, da ich Küsse getauscht,
Viel mehr als mir Locken im Winde gerauscht:

Und ich denke der Zeit, da auf schnaubenden Roß
Ich zum Siege gestürmt durch der Perser Geschoß:

Da in Kosen die Nacht, und in Kämpfen der Tag,
Und der Abend verrauschte in Siegesgelag.

Ach, Goldstab und Ansehn und Weisheit dazu —
O, goldene Jugend, wie ferne bist du!

Georg Hick.

Liederlieder.

I.

O schlag' um mich dein Flügelpaar,
Du Engel sonder Fehle!
O reich' den Kelch der Liebe dar
Der liebetrunk'nen Seele!

Bei dir, bei dir ist Fried' und Ruh'
Und seliges Behagen.
Ob ich dich liebe konntest du
Doch wohl im Scherz nur fragen.

Ich kriege dir dein Lippenpaar
Noch zu mit heißen Küssen,
Daß solche Fragen immerdar
Im Keim ersticken müssen.

Und schmolzt du dann zu heißem Drang,
O himmlisches Entzücken:
Das klinget mir wie Sphärensang,
Mich schlimmer zu bedrücken.

O frag' nur oft und schmolze zu,
Mir Qualen zu bereiten!
Die Qual ist süß, und du bist du
In alle Ewigkeiten.

II.

Du bist so gut und du bist so lieb,
Nur etwas trotzig bisweilen,
Und spitz' ich die Lippen und bitte dich: Gieb!
Gleich geb' ich dich flüchtig entteilen.

Du Herz, o könnt' ich's doch machen wie du,
Dein Vorbild als Rache benutzend,
Doch seltsam — bequemst du dem Mündchen mir zu,
Gleich hast du der Küssen ein Dutzend.

Emanuel Geibel.

Der Spielmann.

Sie sagen, im Festen einst lag er zur Nacht,
Da haben ihm Feuen die Fiedel gebracht,
Da hat auf den Lippen bei Monduntergang
Der Reif ihm die Lippen gelöst zum Gesang.

Nun zeigt er und singt er, nun singt er und geigt,
Die Herzen bezwingt er, sobald er sich zeigt;
Im Dorf an der Linde, im Fürstenpalast,
Wie drängt sich geschwinde der Schwarm um den Gast!

Schon hebt er den Bogen, schon weckt er den Schall,
Da strömt es wie Wogen aus klarem Krystall;
Wie schwellen die reinen so stark und so weich!
Wer's hört, der muß weinen und jauchzen zugleich.

Und plötzlich beweichen beginnt er den Klang
Der Stimme zu mischen mit tiefem Gesang,
Erst kurz nur und leise, dann nachtig bezwingt,
Bis Wort sich und Weise bezaubernd verschlingt.

Was lachelt vor Wonne der Greis dort und schwärmt?
Er träumt, daß die Sonne der Jugend ihn wärmt.
Was blickt in die Runde der Kriegsmann so kühn?
Vom Siegfeld die Wunde bequant ihm zu glühn.

Was staunen befangen die Knaben im Kreis?
Was brennt auf den Wangen der Mädchen so heiß?
Im bangenden Sinne die Lust und die Qual,
Den Zauber der Minne verstehn sie zumal.

Dem Waidmann erklingt es wie grüßendes Horn,
Den Schnitter umringt es wie Wachteln im Korn,
Den Schiffer am Lande bestürmt's wie ein Weh,
Er hört das Gedrange der rollenden See.

Und wo sich im Kreise verbindet ein Herz,
Da fühlt ihn die Weise den brennenden Schmerz;
Aufathmet's betroffen, als traufelte mild
Balsamisches Hoffen vom Sternengefild.

Wie Adlergefieder jetzt schwingt sich der Schall,
Jetzt taufelt er nieder wie Tropfen im Fall,
So wandeln die Boten des sanften Gerichts,
Zu grüßen die Todten zum Orte des Lichts.

Nun sterben die Klänge, nun schweigen sie ganz —
Da jubelt die Menge, da dringt sie den Kranz;
Doch stolz sich verneigend, als drückt ihn der Lohn,
Im Dunkel ist schweigend der Spielmann entflohn.

Beim Glanze der Sterne, von Linden umrauscht,
Schon wandert er ferne, wo Niemand ihm lauscht;
Da geigt er in Thränen sich selbst noch ein Stück:
Verlorenes Sehnen, beraubtes Glück!

Carl von Holtei.

An eine fürstliche Braut.

Sie sind so alt, die jungen Herrn,
So weise in frühen Jahren,
Sie glauben an keinen heil'gen Stern,
Unter all' den Sternenschaaren;
Sie glauben an nichts mehr . . . oder doch;
An sich selber etwa glauben sie noch.

An Liebe aber glauben sie nicht;
Sie lächeln spöttisch und sagen:
In unserer Zeit ist's Männerpflicht,
Sich des Ideals zu entschlagen.
Was nützen thörichte Kinderei'n?
Nur Positives gilt jetzt allein.

Fürwahr, 's ist eine öde Zeit,
Die gepries'ne in der wir leben . . .
Da sehet, in dieser Wüste weit
Ein ander' Bild sich erheben;
Ein Jüngling der sich aufrichtig giebt,
Der als Mann gesteht, daß er innig liebt.

Er hat die kindlich-reine Gluth
Gerettet, bewahret, geheget,
Und auszusprechen fühlt er Muth,
Was ihm die Brust bewegt.
Der ersten Liebe will er sich weih'n,
Er lebt für sie, in ihr allein.

Das ist so selten und wunderbar,
Die kalte Welt mag's scheiden,
Am Himmel droben, ewig klar,
Da herrschen and're Welten,
Die Sterne schau'n herab mit Lust
Auf ein warmes Herz in treuer Brust.

Elisabeth, du hast's erkannt
Dies Herz voll Lieb' und Glauben!
Laßt Euch, verbunden Hand in Hand,
Nicht von der Erde rauben
Was Himmels Huld in Gnaden gab;
Nehmt Lieb' und Glauben mit in's Grab.

Josef Weilen.

Torquato Tasso.

Schön ist Consandoli voll Myrthen und Platanen,
Der Morgenthau blitzt hell von fein gekiesten Bahnen,
Durch grüne Gänge eilt, die Arme eng verschränket
Ein Mann, das ernste Haupt zur Erde tief gesenket,
Und knistert sein der Sand, anhält er scheu — erschrocken,
Den Athem wie den Schritt, und streift vom Aug' die Locken.
„Ob sie es ist?" Er hauchts aus tief bewegter Seele,
Unschlüssig, ob er bleib', ob in's Gebüsch sich stehle.
„Es war ein Vöglein nur, das auf dem Kiese hüpfte,
„Ein Körnchen aufgepickt und in sein Nest entschlüpfte.
„Unselig Dichterherz! mit deiner Last von Lieben,
„Ein überbürdet Boot, an einen Fels getrieben,
„Wie nie der Mitternacht sich ein'gen Morgensterne,
„So bleibt die Fürstin dir durch Rang und Kälte ferne;
„Laß ab, schling nicht um sie der Lieder ew'gen Reigen,
„Kaum dankt sie dir dafür mit einem leisen Neigen;
„Und mitten aus der Fluth der glühendsten Gefühle
„Ragt sie wohl marmorschön, doch ach auch marmorkühle!
„Und doch: — treu wie mein Herz, ist ihr mein Lied verschworen,
„Wie ich die Leier stimm' sie tönt nur Leonoren
„Gestalten, die ich schaff', sie machen mir nur Freude,
„Wenn ich in Etwas sie von ihrem Wesen kleide! —
„Oft möcht' — ein schüchtern Kind — ihr Händchen ich ergreifen,
„Oft fühlt ich mich beglückt nur an ihr Kleid zu streifen, —
„Doch manchesmal — da zuckt wahnsinniges Begehren!
„Flammzüngig durch die Brust, scheucht priesterlich Verehren.
„Und sieht sie groß mich an mit den unsel'gen Blicken!
„Drängt Leidenschaft mich vor, sie wild an's Herz zu drücken;
„Und scheid' ich auch von ihr mit ehrfurchtsvollem Neigen,
„Im Herzen jauchzt ein Lied, ein Lied: daß sie mein Eigen! —
„Im Traum: allzubeglückt, im Leben zu viel Schmerz —
Ein Dichterherz!

Trüb, modrig ist die Luft und grau die Kerkerwände —
Er gräbt das schwere Haupt tief ein in seine Hände.
Und schmerzlich seufzt er auf: O Bann der Kerkerstille,
Die quälender mich drückt, selbst als das Wuthgebrülle
Und thierisch-wilde Schrei'n, mit dem die Kameraden
In Nachbarzellen rings, mich mitzuheulen laden! —
Und lausch' ich lange Zeit dem Weinen, Lachen, Stöhnen —
Spricht mir kein Menschenlaut, als in des Wahnsinns Tönen
Faßt der Gedanke mich — o! der entsetzensvolle:
„Vielleicht sind alle klug und du allein der Tolle!" — —
Mein fürstlich strenger Herr! — verdient ich deinen Tadel,
Bedenk' ein Dichter hat, von Gott verbrieft den Adel,
Schien das Vergeh'n auch groß, deß mich dein Zorn beschuldigt,
Daß deiner Schwester ich im kühnen Lied gehuldigt
Doch ist's nicht recht, daß du *dein* Wappenschild zu reinen,
Wahnsinnig *mich* erklärt, den Adel schmähst der Meinen.
Wohl irrte mein Gefühl, mein Geist ging seine Gleise,
Mein Lied in deiner Hand, bedarfst du mehr Beweise?
Konnt' Gottfrieds Kreuzzug aus krankem Hirne sprießen,
Mußt' in die Narrenhaft du Ariost auch schließen;
Mein *Herz* ist schwer erkrankt, laß heilen diesen Kranken,
Schick' nicht zum Arzt mein *Haupt* voll ewiger Gedanken.
O Alles trüg' ich leicht, der Kerkermeister Schelten,
Den Raum nur sargesgroß, die Kost so schmal als selten,
Wollt' manchmal frische Luft nur in die Zelle *fliegen*,
So viel ein Hälmchen braucht, das grüne Haupt zu wiegen,
Säh' ich 'ne Blume nur, ja träumt ich blos ihr Düften,
Hört' singen, zwitschern bloß ein Vöglein in den Lüften!
Und käme nie die Nacht! — Dann spür' den Geist ich siechen.
Dämonen, krötengleich, in meine Zelle kriechen,
Und hauchen faul mich an, und funkelnd wild sie blicken.
Mich schaudert's, und ich wag' nicht von dem Platz zu rücken;
Sie tanzen um mein Bett, — sie heulen wild im Chore! —
Wohin verkriech' ich mich —, den Namen Leonore,
Und quälen! — o wie sehr! — bis in die Narrenzelle —
Eindringt der *einz'ge* Strahl, den für mich hat die *Helle*:
Und dieser Strahl erzählt von: Himmel, Meer und Erden —
Nein! Noch bin ich nicht toll, doch hier, — bald muß ich's werden,
Wohl besser ich zerschell', eh' ich ganz sinnberaubt, —
Dies Dichterhaupt!

O Zeit voll Poesie, voll Lieb' und Lied und Leide,
Du bildest zwischen Mann- und Jugendzeit die Scheide!
Wenn sich der Jünglingsgeist satt sog, an Wissensfluthen
Im ersten Kampf gekühlt des Jugendfeuers Gluthen,
Kommt — eh' das Leben ihn schleicht in die Arbeitsklause
Ein Lied — ein Liebestraum als hochpoetische Pause.
Auch manchem Volke ist solch' eine Zeit gegeben: — —
Oft vor dem Kampf, und oft wenn ihm mißlingt sein Streben,
Versinkt's in Traum und läßt von Liedern sich umranken,
Der Held der That macht Platz dem Helden der Gedanken.
In einer solchen Zeit ertönten Tassos Lieder,
Die Poesie umschlingt Italiens Völkerglieder,
Leonor' sank in die Gruft, ihm öffnet sich die Zelle,
Ein Lied — begeistert Volk empfängt ihn an der Schwelle,
Ein Adel hochgesinnt reiht ihn in seine Mitte,
Sein Lied, aus Volkes Mund, grüßt ihn bei jedem Schritte;
Der Fürst von Mantua bereitet Königsfeste
Zugleich zu Tassos Ruhm, zugleich zur Schmach der Este,
Es scheint entschwund'nes Glück mit altem Glanz gekehrt,
Er steht im Fürstensaal: von Männern hochgeehrt,
Umringt von holden Frau'n, umrauscht von Sammt und Seide
Er, — mitten in der Pracht im einfach schwarzen Kleide. —
Erbleicht, gealtert früh, zur Erde düster blickend,
Mild wie ein krankes Kind, an's Herz die Leier drückend,
Und ohn' den ernsten Blick vom Boden zu erheben
Läßt er melod'schen Halls und sanft die Stimme beben
Spricht von Erminia, erzählt, wie sie getrieben
Der Liebe Macht, den Feind treu bis zum Tod zu lieben.
An seiner Stimme Klang schmiegt sich der Ton der Leier,
Wie leiser Wellenschlag den Nachen wiegt im Weiher.
Geendet ist das Lied — die Hand im Niedergleiten
Entlocket einen Ton, wie Sterbeton, den Saiten,
Die man auszittern hört! — Im Saale: — tiefes Schweigen,
Wie lauschend Alle noch ihr Ohr dem Sänger neigen,
Im Frauen Auge feucht der Wehmuth Thräne zittert
Und harte Männerfaust stützt sich auf's Schwert erschüttert. —
Doch Tassos Auge blitzt — die Stirne hoch erhoben,
Des Saales Decke reißt — verklärt blickt er nach oben,
Der Himmel öffnet sich, er hört die Sphären klingen,
Hört ew'ge Herrlichkeit im ew'gen Lied besingen
Und in der Engelschaar schwebt sie, die Engelreine — —
Aus Paradieses Glück, von ew'gem Sonnenscheine
Blickt sie nach ihm herab, auf trübem Erdenraum — —
Ein Dichtertraum!

Hinaus — ein wirbelnd Blatt — ab — auf — mit allen Winden —
Erst Staub geworden kann's beim Staube Ruhe finden! —
Nur fort! — Er kann sein Haupt in Ruhe nirgend bergen,
Schallt ihm ein Tritt in's Ohr, so ist's der Schritt von Schergen,
Die ewig hinter ihm. — Er bebt vor jeder Schwelle,
Ihn mahnet jedes Dach an Haft und Narrenzelle,
Er sieht aus jedem Aug' des Hasses Blicke schießen,
Ein schlauer Fallstrick scheint ihm eines Freundes Grüßen,
Wer ihn zu bleiben mahnt, will in die Haft ihn locken,
Faßt Jemand seine Hand, los reißt er sich erschrocken,
Drückt tief den Hut in's Haupt, nicht dankend und nicht grüßend,
Den alten Mantel fest um seine Schultern schließend, —
Zieht hin im Straßenstaub; — wildfremdesten Gestalten
Gesellt er sich und sucht mit ihnen Schritt zu halten,
Bis jener Argwohn, der ihm stets im Innern wühlet
Auch auf ihr Angesicht den schwarzen Schatten spielet,
Dann eilt er in den Wald! — Wie er sich dort verstecket,
So still ist's nie — daß nicht ein fallend Blatt ihn schrecket,
Flieht weiter gramversenkt; nur freudig aufgerüttelt,
Wenn wild der Sturmwind heult, der Bäume Häupter schüttelt,
Wenn Wolk' an Wolk' sich drängt, daß ihre Schleußen brechen,
Stampft er mit freud'gem Muth in Schlamm und Wetterbächen;
Fühlt angeheimelt sich, wenn er von Frost durchschauert
In eines Hirten Haus, in's Feuer blickend, kauert,
Er theilt mit ihm das Mahl mit fürstlichem Vergnügen,
Er singt sein schönstes Lied, sein Kind in Schlaf zu wiegen,
Streckt sich am Heerde aus von Flammen leicht umspielet,
Bis er, Mißtrau'n geschreckt, nach seinen Wirthen schielet,
Aufspringt und weiter jagt —! Die Phantasie, die wilde
Hetzt rings auf seinem Weg der Feinde Wahngebilde —
Die Nacht umwickelt ihn wie schwarzes Leichentuch —
Ein Dichterfluch.

Vor Sancti Onofrio — an einer knorr'gen Eiche
Hinab ſtarrend auf Rom, der Dichter lehnt, der bleiche: —
„Auf Torſo! Dich ruft Rom, zu feiern ſeinen Dichter!“ — —
„Zu ſpät; — mir kam ein Ruf von einem größern Richter!“
„Mit einer Krone will dein Haupt Habit Clemens ſchmücken!“
„Ich brauch' nur eine Hand, das Aug' mir zuzudrücken!“
„Ein Thron harrt dein, der reich in Gold und Purpur ſtrahlet!“ —
„Mir ſind vier Bretter noth, und dieſe ſchwarz bemalet!“
„Schon tönet Glockenklang des Krönungsfeſt's Beginnen!“
„Zu ſpät, die Seele — ſeht — will eurem Zeh entrinnen!
„Und ſtatt auf meinem Haupt, der Wiege der Gedanken,
„Wird Kron' und Lorber nur auf meinem Sarge ſchwanken,
„Das Leben nahm mir oft, was ich mein Eigen ſchätzte,
„Der Tod machts gleich auf: ſteckt die Ehre mir, die letzte
„Tief unten ew'ges Rom, liegt du im Abendſchimmer,
„Tief unter mir ſeh' ich o ſterben — deine Trümmer! —

„Ich brach oft Treu und Schwur, ein Jüngling leicht gemuthet,
„Und habe mich als Mann an Treue todtgeblutet,
„Und doch, war's ungerecht'n — ich fühle keine Reue,
„Litt freudig jede Qual, und liebe ſie auf's Neue.
„O Poeſie! Du warſt mir Glück und Lohn und Strafe;
„Herr fremder Phantaſien, war ich der eignen Sklave,
„Und doch — ſo lang nach glänzt ein Schwert, und Krone tragen,
„So lange wird mein Volk mein Lied im Herzen tragen.
„So lange wird mein Volk in meinen Tönen ſprechen,
„Ich hab' geliebt, gehaßt, genoß ſo Ruhm wie Schande,
„Ein Bettler irrt' ich um, im eig'nen Vaterlande,
„Als Kind ward ich verbannt, als Mann litt ich Verhöhnung,
„Erſt reif zum Irrenhaus und dann zur Dichterkrönung
„Und nach dem Tod vielleicht ein Denkmal ſtolz und groß:
O Dichterloos!“ — —

Hermann Grieben.

Im Rheingau.

(1864.)

Letztverwichnen Herbſt in Bingen,
Ja, zu Bingen war's am Rhein,
Da vernahm ich mächt'ges Singen
Und ein tauſendſtimm'ges Schrei'n.
Anfangs klang es matt und heiter,
Doch dann klang es voll und ganz:
„Gott erhalte Franz den Kaiſer
Unſern guten Kaiſer Franz!“

Denn die Landesherrſchaft von Heſſen
Naſſau, Baden und der Pfalz
Hat verſammelt dort geſeſſen
Und geſchrei'n aus vollem Hals:

Eichenlaub und Epheureiſer
Binden ihm zu Kron' und Kranz!
Vivat hoch der deutſche Kaiſer,
Unſer guter Kaiſer Franz!

Her! Was ſoll mir das bedeuten
Auf der Preuß' in Bingerbrück!
Muß ich mir von dieſen Leuten
Singen laſſen ſolch' ein Stück! —
Nun, ſo ſage ich denn mit vollem,
Derbem Tonen mitunterein:
Hohenzollern, Hohenzollern
Soll der deutſche Loſung ſein.

Drob erwacht in seinem Schlosse
  Kaiser Karl zu Ingelheim:
Zürnend ruft er seinem Trosse:
  Was bedeutet dieser Reim?
Was bedeuten diese Haufen?
  Hüben, drüben lärmt's zugleich.
Sind denn nicht die Hohenstaufen
  Längst gestorben sammt dem Reich?

Doch vom Rüdesheimer Berge
  Schaut herunter über'n Rhein
In's Gewühl der Turnerzwerge
  Stolz der Reichsfreiherr vom Stein:
Und er lächelt wie ein Weiser
  Ueber all' den Mummenschanz:
Ist das alte Lied vom Kaiser
  Denn ein Trost des Vaterlands?

Da, den Rhein heraufgefahren
  Kommt mit Dampf ein Geisterschiff:
D'rin ein Greis mit weißen Haaren
  Steuert fest durch's Binger Riff:
Und er ruft in Zorn und Grimme:
  Seid zum letzten Mal gewarnt
Hört zum letzten Mal die Stimme
  Eures alten Vaters Arndt!

Nun, da haben sie gesungen
  Gleich „das deutsche Vaterland",
„Schleswig Holstein meerumschlungen"
  Und noch Lieder allerhand,
Ach, wie bist du stark im Liede,
  Deutsches Volk, und im Gedicht!
Doch das ist die rechte Schmiede
  Deines Heils noch lange nicht.

Mit Gesang und blüh'nder Rede
  Wird das Recht noch nicht gewahrt:
Schließt doch endlich 'mal die Fehde
  Und den Streit um Kaisers Bart!
Deutsche Männer aller Staaten,
  Stehet fest zum deutschen Recht!
Nicht durch Lieder, nein, durch Thaten
  Werden wir ein frei Geschlecht.

Doch der Thaten allergrößte
  Ist ein treu Zusammenstehn,
Soll das schon so tief gelös'te
  Reich nicht ganz in Stücke gehn.
Laßt das Singen! Laßt das Reden!
  Setzt die That vor Allem ein!
Deutsche Treue soll für jeden
  Deutschen Mann die Losung sein.

Immortellen.

Am 18. Februar 1866.

Den stillen Hügel hab' ich heut geschmückt,
  Der hier sich wölbt im weiten Feld der Todten;
Drei Monde sind's, daß ich die Hand gedrückt,
  Die mir der Freund zum letzten Mal geboten;
Jetzt liegt sie kalt und starr, der Geist entwich
  Hinüber zu des Lichtes ew'gen Quellen:
Wir tragen Leid um dich, mein Roderich*),
  Und schmücken heut' dein Grab mit Immortellen.

O schmerzlich ist's, daß du den heut'gen Tag
  Nicht mehr erleben solltest, dir zur Freude,
Am Stromgestad', im stillen Gartenhag,
  In deiner Eltern traulichem Gebäude.
Die süße Heimath, wo die Berge sich
  Herüberneigen zu des Stromes Wellen,
Erwartet dich umsonst, mein Roderich:
  Wir schmücken hier dein Grab mit Immortellen.

Der greisen Mutter denk' ich, die voll Schmerz
  Den heimgegang'nen liebsten Sohn betrauert;
In Thränen steht das vielgetreue Herz,
  Das nun auch diesen Schmerz noch überdauert.
Du tiefverehrte Frau, laß heute mich
  Den letzten Gruß des Sohnes dir bestellen:
Von deinem Liebling, unserm Roderich,
  Ist dieser Strauß, ein Gruß in Immortellen.

Emil Rittershaus.

Ein Osterlied.

Ein Osterlied! — O wonnig Frühlingsfest!
Nun trägt der Staar die Halme schon zum Nest.
Nun träumt die Nachtigall von Heimwärtsgeh'n
Und auf den Auen blaue Veilchen stehn.
Der Liebe Pfänder sind's, die der Azur
Der Erde ließ, als er der stillen Flur
Den ersten Lenzkuß auf die Lippen drückte —
Und aus dem Kranz von Sonnenstrahlen pflückte
Der um des Himmels Haupt schwebt, leis die Hand
Der Erde, und sie schmückt das Lenzgewand,
Das grüne, thaubesternte, lächelnd uns
Mit sonnig goldnem Schlüsselblumenstrauß. —
— — — — — — — — — — —
Ein Osterlied! O Auferstehungstag!

*) Roderich Arndt, Sohn von Ernst Moritz Arndt, starb, 44 Jahre alt, in Köln am 26. November 1865. Seine greise Mutter in Bonn, Frau Nanna Arndt geb. Schleiermacher, beging am 18. Februar 1866 ihren achtzigsten Geburtstag.

Die braunen Käglein hüpfen durch den Hag.
Die Lerche steigt, der Quelle Silberband
Schlingt blitzend sich durch's frische Wiesenland
„Wach' auf, mach' auf, zu neuer Jugend wieder!"
Das sagt der helle Klang der Osterlieder!
Das singt die Glocke mit metall'ner Zunge,
Schneeglöckchen singt's, das kleine, frühlingsjunge
Das sagt der Ostertag zu Jung und Alt,
Zum Jüngling, dem noch braun die Locke wallt,
Zum Mädchen, dem die Wange rosig blüht,
Zum Greise, lebensmatt und lebensmüd' —
Das rechte Glück, die volle Lebenslust
Hat nur die Heimatt in der Kinderbrust.
Die noch nicht weiß, was Glück ist! Nur als Gast
Hält's noch verträumter Jugend bei uns Rast.
O Ostertag, bring' du noch einmal wieder
In mein Herz den Ton der Jugendlieder,
Mach' du die Seele frisch und sonnenklar,
Zu einem Tempel, wie sie ehmals war!
Laß ein Tropfen Himmel niederthauen
Auf trüber Herzen gramumeiste Auen,
Den goldnen Blitzstrahl laß zur Freudenblüthe
Aufwachen in dem traurigen Gemüthe,
Die Thräne trock'ne, die vom Auge rinnt,
Und laß uns werden, wie die Kinder sind,
Daß Glück im Herzen Eingang halten mag! —
Das sei dein Segen junger Ostertag!

Nichts für Spatzen!

Sommerspinne spinnt das Netzlein,
In den Feldern blüht der Mohn,
Und es zanken sich die Spätzlein
Um die reifen Kirschen schon.
Gärtner unter'm Baume sitzt.
„Spätzlein, Spätzlein, nichts stibitzt!
Laßt nur euer loses Schrei'n:
Mein sind diese Kirschen, mein!
Wenn der heiße Tag verstrich,
Pflück' die Kirschen ich für mich
Mein sind diese Kirschen!" —

Müllers Gretel pflückt ein Bündlein
Rothen Mohns am Wiesenstreif;
Müllers Gretel Kirschenmündlein
Ist zum süßen Kusse reif.
Hans und Kunz und Klaus und Veit
Hatten d'rüber Zank und Streit. —
Lockenköpfchen, blond und kraus,
Wer bekommt den Blumenstrauß? —
Gretel, wenn die Welt es wußt',
Wer das Kirschenmündlein küßt! —
Mein sind diese Kirschen!

Heinrich Steinhauer.

Lenzjubel.

Wie hat doch der Frühling die Erde beglückt
Mit überschwenglichem Segen:
Sie bräutlich geschmückt in die Arme gedrückt,
Ihr liebend am Herzen gelegen.

Wie hat doch der Frühling der Wunder so viel
Der jubelnden Erde gespendet,
Erwachende Liebe, ohn' Maaß und Ziel,
In sehnende Herzen gesendet.

O blühende Zeit! voll Duft und Klang,
Voll leuchtender Sonnentage!
Hoch oben am waldigen Bergeshang,
Tief unten im Feld und im Hage.

Wie hast du voll prangender Herrlichkeit
Den Himmel zur Erde gezogen:
Grüß Gott dich, du keimende Frühlingszeit: —
Schlag über mich deine Wogen!

Die Haide.

So kahl und flach, ohn' jedes Laubgeschmeide
Liegt weit gestreckt die nackte, öde Heide;
Kein Laut, kein Lied ringsum, nur selten schwirrt
Ein Bienlein, das im Wandern sich verirrt, —
So weit du siehst: nur nackte, öde Heide.

Liegst du im Kampf mit einem wilden Leide,
So komm heraus! hier sind allein ihr Beide;
Und hält dein Herz umstrickt ein finstrer Wahn
Hier mag' es: Aug' um Aug' und Zahn um Zahn!
Hier sieht nur Gott dich und die stille Heide.

Und willst ein Glück verbergen du dem Neide,
Trag' es hierher, laut juble deine Freude,
Kein Echo ruft, es lauscht kein Ohr, ringsum
Unsehbarweit ist's einsam, still und stumm;
Hier hört nur Gott dich und die stille Heide.

Verloren.

Es tragen die Lüfte wetthallend Gesang
Melodisch zu mir herüber;
Der macht mir das Herze so sehnsuchtsbang,
Und die Sinne stimmt er mir trüber.

Ich weiß nicht, ist es das alte Lied,
Das einst mir die Amme gesungen,
Das mir vor Jahren das Kindergemüth
Mit bittrerm Grauen bezwungen?

Das Lied von einem unsäglichen Schmerz,
Vom unendbarem Verderben,
Wie ein armes gebrochenes Menschenherz,
Nicht leben konnte, nicht sterben.

Wie es irrte verbannt in der Welt umher,
Vom Menschenglücke vertrieben,
O bitt'rer Fluch! es nicht mehr
Zu hassen, nicht mehr zu lieben.

Im lebenden Sarge der pochenden Brust
Da hat es versteinert gelegen;
Es hat nichts von Wünschen und Hoffen gewußt,
Nichts mehr vom Fluche und Segen.

Nur trostlos verlassene Einsamkeit,
Nur namenloses Verderben;
Es fühlte nicht Lust, es fühlte nicht Leid —
Und konnte dennoch nicht sterben.

Ich weiß nicht, ist es der alte Sang,
Den einst mir die Amme gesungen?
Mir ist die Seele so todesbang,
Von bittrerm Grauen bezwungen.

Wie hat mir so schmerzlich das Herz erweicht
Das Lied, ohne Trost und Versöhnen,
Ich weiß nicht — sind mir die Augen feucht —
Ist's von Thau oder ist's von Thränen?

August Silberstein.

Nachtbild.

Leise athmend weint die Nacht
Und die Sterne flimmern.
Nur ein Mutterherz noch wacht
Bei der Lampe Schimmern.

Süße Nacht, o Mutter Nacht!
Mit den sanften Armen
Hüllst du uns in Schlummer sacht
Träumen und Erbarmen!

Rastlos drängt der Tag und birgt
Ungezählte Triebe;
Was in der besorgt noch wirkt,
Ist allein die Liebe!

Fern im Osten kämmend steigt
Rosenroths Entlachen —
Müd das Haupt die Mutter neigt
Tausende erwachen!

Edelwild.

Tief in des Waldes dichtem Laube
Da liegt der edle Hirsch getroffen,
Hoch oben girrt die wilde Taube,
Und die Todeswunde klafft offen!

Von ferne schallt der Meute Bellen,
Die lechzend sucht im wirren Holze,
Ihr will vor Schmerz die Brust zerschwellen,
Doch keinen Laut verräth der Stolze!

Es ist um Sterben voller Größe,
Im Sinken noch der Hoheit Zeugen!
Der Edle trägt den Kampfes Blöße,
Kann fallen — verachten — doch nicht klagen!

In ein schönes Frauenantlitz sehen.

In ein schönes Frauenantlitz sehen
Und das Reine ganz bemerken,
Heißet eine Andacht will begehen,
Gott empfinden in den Werken!

Laß dein Auge nur auf Schönheit sticken!
Wenn sich nicht der Dank dir zeiget,
Mag dein Herz der fromme Trost erquicken,
Daß ein Engel sich dir neiget!

Begrab'ne Lieb.

Begrab'ne Lieb' erwacht,
Mit Macht, mit Macht,
In der Nacht,
Und hält nicht Ruh' im Herzensschrein,
Ja aufersteht im Geisterschein!

Das ist ein Treiben gar seltsamer Art,
Es kömmt', in Unschuld, mit Jugend gepaart,
Die einst'ge Geliebte, sie sieht uns an,
Was hat mit Armen das Schicksal gethan!
Es rinnen die Thränen wohl über die Wangen,
Die sind ihr, wie Rosen, frisch aufgegangen,
Uns schrecket ein Bangen, uns lockt ein Verlangen!

Sie ringet die Hände, sie breitet die Arme,
Das fasset mit unendlichem Harme!
Man möchte sterben, und fühlt und lebet,
Man möchte schlafen, und wacht und bebet,
Man möchte weinen, und kann es nicht,
Daß sich im Busen das Herz zerbricht!

Begrab'ne Lieb' erwacht,
Mit Macht, mit Macht,
In der Nacht,
Und hält nicht Ruh' im Herzensschrein,
Ja aufersteht im Geisterschein!

O. F. Gruppe.

Der Kalif.

1.

Jagd ist's, der Kalif Mahadi
Labt sein großes Herz mit Jagen,
In den Wäldern, auf den Höhen,
Heute — wie an allen Tagen.

Von der stolzen Hand entläßt er
Seinen Falken in die Lüfte:
Dem entgeht kein Wild, und barg' es
Sich in's Dunkel tiefster Klüfte!

Flieht die luftige Gazelle
Steil hinan die höchsten Zacken,
Der geflügelte Verfolger
Schlägt die Krall' in ihren Nacken.

Doch des hohen Jägers Liebling,
Heute hat er sich verflogen,
Alles Locken ist vergebens,
Alles Suchen hat getrogen.

Spornt er doch sein Roß, das edle,
Schonungslos hinan die Klippen,
Und er spornt es wild und wilder,
Daß es trieft an Bug und Rippen.

Es versagt den Dienst: vom Rosse
Schwingt unwillig sich der Reiter,
Klimmt empor die glatten Felsen,
Immer höher, immer weiter.

Nun ermüdet und ermattet
Schaut er um sich in der Runde,
Schon gesunken ist die Sonne,
Und des Ortes fehlt ihm Kunde.

Da, nicht allzufern, entdeckt er
Einsam liegend eine Hütte,
Und des Obdachs schon bedürftig,
Lenket er dahin die Schritte.

Doch, soll als Kalif er nahen?
Nein, ein Jäger will er scheinen,
Birgt den perlenreichen Gürtel,
Und den Dolch mit Flammensteinen.

Lehnet draußen an die Steinwand
Seine goldbeschlagnen Speere,
Und ein Jäger in die Hütte
Tritt er, welcher Dach begehre.

Gastlich ihn empfängt der Wohner,
Beut ein Polster ihm zur Ruhe,
Langet, um ihn zu bewirthen,
Ein Geschirr aus alter Truhe.

Schön war das Geschirr und edel,
Aber mager, was er bietet,
Dürftig war das Mahl, doch ward es
Durch des Gebers Herz vergütet.

Kaum nur sättigt der Kalif sich,
Und er sprach zuletzt die Worte:
Ist es möglich, daß du wohnest,
Freund, an diesem wüsten Orte?

Wächst doch nichts das Menschen nähret
Rings umher in weiter Runde,
Wovon lebst du, wie verkehrst du?
Davon, Lieber, gieb mir Kunde!

Jener sprach mit tiefem Seufzer:
Anders war der Ort vor Zeiten,
Oel und Wein floß hier in Strömen,
Korn gedieh in den Gebreiten.

Weit umher ein Garten war es,
Datteln reiften hier und Feigen,
Dort ein Weinberg, hier Gefilde —
Laß das And're mich verschweigen!

Nein, ich will es hören, rede,
Denn du darfst mir's offenbaren,
Welch' Geschick hat dich betroffen,
Welche Schuld? ich will's erfahren!

Kein Geschick und kein Verschulden,
Aber unser Segen hatte
Aufgeregt die Gier der Macht'gen,
Ihre Gier, die nimmer satte!

Und der Fürst auf hohem Throne —
Segne Gott ihn, den Kalifen —
Jener sprach: Was meinst du, rede,
Sprich aus deines Herzens Tiefen!

Und er sprach: Kalif Almansur,
Hoch und groß war er vor allen,
Da gediehen seine Völker,
Reiches Loos war uns gefallen;

Groß war er, allein sein Nachfahr —
Da am Tisch den Gast durchzuckt es,
Denn e r war's, doch blieb er ruhig,
Was sein Herz sprach, er verschluckt' es.

Jener sprach: Kalif Mahadi
Bringt das Jahr dahin mit Jagen,
Keinen Tag dem Volke weiht er
Von des Jahres allen Tagen.

Das begünstigen die Diener,
Die sich nun zu Herrschern machten,
Die das Mark der Völker saugen —
Siehe, was sie hier vollbrachten!

Alle Siedler sind verzogen,
Und du findest leer die Stätte,
Ein Einsiedler wider Willen
Sitz' ich einsam hier und bete.

Bete, daß im hohen Himmel
Sich erbarme Gottes Gnade,
Von dem Herrn den Schwarm entferne,
Und vom Reiche Schand' und Schade.

2.

Beide saßen in der Halle,
Der verfall'nen, noch beisammen,
Angeleuchtet auf dem Herde
Von des Feuers kargen Flammen.

Sehr verfinstert schien der Fremde,
Tief in's Herz den Blick gekehret,
Und es sieht's der Wirth und sorget,
Wie sein Aug' er wieder kläret.

Da hinab die morschen Stufen
Lenkt zum Keller er die Schritte,
Und, mit Vorsicht tastend, setzt er
An dem dunkeln Ort die Tritte.

Einen Krug, mit Moos bewachsen,
Aus dem feuchten Sand enthebt er,
Und ihn zaudernd trägt er aufwärts,
Und sein Auge blickt belebter.

Stellt ihn auf den Tisch und redet:
Dir, o Freund, will ich beweisen,
Was vor Zeiten hier gewachsen —
Und du bist ja heut' auf Reisen.

Leiser sprach er: das ist Wein hier,
Wein, der köstlichste auf Erden;
Da wir beide still beisammen,
Soll er heut' getrunken werden.

Dir ist er erlaubt, du weißt es,
Nach dem Ausspruch des Propheten,
Doch ich that genug seit Jahren
Hier in Fasten und Gebeten.

Wie er nun behutsam öffnet,
Duft war's, wie von Schiras Thalen,
Paradiesesduft erhob sich,
Als der Seim floß in die Schaalen.

Oder besser in die Schälchen,
Denn der Siedler selbst bekennet,
Wein, wie der, ist nur zu kosten,
Weil er gleich wie Feuer brennet.

Und zu kosten nicht verschmähte
Der Kalif: Ja, Wein, wie Feuer,
Und das Land, das ihn getragen,
Ist vor allen Landen theuer!

Und zu trinken nicht verschmähte
Der Kalif, und seine Seele
Wuchs und wieder war er heiter,
Und er sprach: Daß ich's nicht hehle —

Wisse denn, wen du bewirthest,
Doch es sei dein Muth nicht kleiner,
Wiss', ich diene dem Kalifen,
Seiner hohen Diener Einer.

Jener stutzte wohl ein wenig,
Doch gewann er bald sich wieder,
Denn es lächelte so freundlich
Der Erhöhte auf ihn nieder.

Und er sprach, die Schaale füllend:
Wenn der Trank dir irgend mundet,
O, verschmäh' ihn nicht, wer davon
Trinkt sein richtig Maaß, gesundet!

Der Kalif, die Schaal' ergreifend,
Trank sie aus, da sie behagte,
Und er sprach: Zu wenig sagt' ich,
Ich bin mehr noch, als ich sagte.

Nicht der Diener des Kalifen,
Nein, sein Günstling, [illegible]
Seinen Freund mich könnt' ich nennen,
Denn er kennt und liebt mich lange.

Wie der Siedler das vernommen,
Neigt' er tief sich: Herr, verzeihe,
Wenn ich thöricht Wort gesprochen.
Jener sprach: Schenk' ein auf's neue!

Trank der [illegible]? Was ich habe
Und vermag, es ist dein eigen!
[illegible]
[illegible]

Und der Fürst, die Schaal' erfassend,
Trank sie aus, und sprach: Die Klarheit
Dieses lauteren Getränkes
Dünkt werth mich voller Wahrheit.

So vernimm denn und erfahre,
Wer ich bin in deiner Hütte,
Du bewirthest den Kalifen —
Der trat rückwärts erst zwei Schritte.

Aber schnell sich dann bezwingend,
Auf dem Tisch den Krug erfaßt er,
Trieb den Kork hinein aus Kräften,
Vor sich brummend: Arges Laster!

Auch nicht einen Tropfen weiter!
Rief er, denn die erste Schaale
Macht aus einem schlichten Jäger
Einen Herrn mit Einem Male.

Bei der zweiten Schaale wardst du
Günstling des Gefeierten eben,
Und die dritte hat sogar dich
Zum Kalifen selbst erhoben!

Schenkt' ich nun dir noch die vierte,
Du erwüchsest zum Propheten,
Bei der fünften, ganz unfehlbar
Wär' es Zeit dich anzubeten!

Das gesprochen, trug er brummend
Seinen Krug hinab zum Keller;
Aber des Kalifen Antlitz
Ward ob solchem Wort nur heller.

Er nun neigte sich auf's Polster,
Um des süßen Schlafs zu pflegen,
Und den Wirth am andern Morgen
Nur befragt' er nach den Wegen.

Und von seinem Finger ziehend
Reicht er ihm als Dankeszeichen
Einen Ring mit einem Onyx,
Einen Ring wohl ohne gleichen.

Und er sprach: Kommst du nach Bagdad,
Sei mein Gast an meinem Herde,
Zeigest du den Ring am Thore,
Findest du mich sonder Fährde.

3.

Ohne Falken, ohne Jagdroß,
Ohne seine gold'nen Speere,
Doch die Seele voll Gedanken,
Schritt nun der Kalif in's Leere.

Jenes Weges schritt er weiter,
Den der Siedler ihm gewiesen;
Oede liegend Land, dort Sümpfe,
Ehmals Saatgefild und Wiesen!

Unter herrenlosem Oelbaum
Rastend am versiegten Borne,
Bracht' er hin den heißen Mittag —
Ehmals stand der Baum im Korne!

Und die Schritte weiter lenkend
Fand er Abends eine Hütte,
Drin die Armuth schien zu wohnen,
Dahin lenkt' er seine Schritte.

Und was ihm der Siedler sagte,
Alles das erzählt er wieder,
Und er neigte voll Gedanken
Auf den Pfühl sein Haupt hernieder.

Spät entschlafen, früh erwachet
Geht er mit dem Morgensterne,
An dem Bach hin, an dem Flusse,
Wohnung sah er in der Ferne.

Und ein schnelles Roß gewann er,
Und er reitet ohn' Geleite,
Doch mit offnen Augen schauend
Durch die wechselnden Gebreite —

Durch die Weiler, durch die Städte —
Reitet ein zu Bagdads Thoren;
Und des Siedlers Wort im Herzen
Stehet fest und unverloren.

Jetzt herab vom Throne wie anders
Herrschet er ob der Gebückten!
Die einst stolzen Diener zagen,
Doch es athmen die Gedrückten!

Offen steht des Thronsaals Hallen
Den Bedrängten und den Armen,
Und sein Antlitz, streng den Dienern,
Neigt dem Volk sich voll Erbarmen.

Und zur Rechenschaft am Throne
Läßt er die Schuld'gen kommen,
Und mit Blicken der Verachtung
Trifft er die scheinheilig Frommen!

4.

Das geschah im stolzen Bagdad,
Und im Lande mehrt sich Segen —
Doch der Siedler harrt des fremden
Mannes Wiederkunft entgegen.

Der gelehnt an seine Hütte
Fand er die zwei goldnen Speere,
Die der Mann im Rausch vergessen!
Wüßt' er nur, wer jener wäre!

O gewiß, sobald er nüchtern,
Kommt er wieder sie zu holen,
Denn er weiß, in dieser Oede
Werden sie ihm nicht gestohlen.

Und so harrt er Wochen, Monde,
Doch kein Jäger will erscheinen,
Und es rollt der Lauf des Jahres,
Und der Gäste sieht er keinen.

Da ergreifet er die Speere,
Ihn gemahnet es zur Reise,
Und mit rüst'gem Fuß gen Bagdad
Wandert er nach Pilgerweise.

In der Hand die gold'nen Speere,
Doch den edeln Reif am Finger,
So durchmißt er viele Rasten,
Des Verlornen Wiederbringer.

Endlich an dem Thor von Bagdad
Zeigt er seinen Ring und fraget —
Statt der Antwort da erfährt er,
Was wohl wenig ihm behaget.

Denn der Hüter an dem Thore
Ruft der höhern Diener Einen,
Dieser wieder einen höhern;
Seltsam Allen will es scheinen.

Und sie drehn den Ring bedenklich,
Und befragen seinen Träger,
Selim heißt er, und er meldet
Von den Speeren und dem Jäger.

Jene schütteln ihre Köpfe
Und es mehren unterdessen
Sich neugierig grelle Augen,
Die vom Schopf zur Zeh' ihn messen.

Doch der Fremde sprach: Ich wäre
Von dem Geber selbst betrogen?
Ja, im argen Weinrausch hat er
Mir ganz unverschämt gelogen!

O, der Trunkenbold, der Lügner,
Hätt', ein Dieb, den Ring gestohlen?
Mir verdächtig war er selber,
Und ich sag' es unverhohlen!

Solches sprach er; doch die Söldner
Raunen insgeheim und zischen,
Und sie winken still einander:
Achtsam! laßt ihn nicht entwischen!

Boten schon zum Scheik und Mufti
Eilen auf geschwinden Thieren,
Flügelschnelle Boten eilen
Wiederum zu den Wesiren.

Und von Einem zu dem andern,
Und ganz Bagdad ist beweget,
Bis an's Ohr des Herrn der Gläub'gen
Einer jetzt den Handel träget.

Da nun sprach der Herr der Gläub'gen:
Gastrecht ziemet mir zu üben,
Führet meinen Gast denn schweigsam
Nach dem grünen Palast drüben.

Und der Fürst, erfreuten Herzens,
That von sich der Herrschaft Zeichen
Und man sah ihn einem Diener
So an Kleid als Haltung gleichen.

Und bevor noch im Palaste
Dort der Siedler angekommen,
Hat der Fürst, ihn zu bewirthen,
Seine Wohnung da genommen.

5.

Gleich die Boten nun bescheiden
Sieht man sich vor Selim neigen,
Und die Hüter und die Söldner
Ihm der Ehre viel erzeigen.

Ihn in eine Sänfte lädt man,
Und Vertrauen faßt er wieder,
Und die beiden Speere haltend,
Lässet er bequem sich nieder.

Und je mehr und mehr gemächlich
Sich in's weiche Polster lehnt er,
Und behaglich und zufrieden
Mit der Welt, die Glieder dehnt er.

So das große Bagdad schaut er,
Straßen, weite bald, bald enge,
Schauet hundert wirre Gassen,
Und ein bunt und laut Gedränge.

Manchen Bau mit Staunen sieht er,
Doch beim schönsten, den er schauet,
Hält man an: du bist zur Stelle!
Daß er kaum den Sinnen trauet.

Und man hilft ihm aus der Sänfte,
Und man führt ihn zum Portale,
Ihn empfängt, es ist der Gastfreund,
Grüßend in dem hohen Saale.

Doch man ladet erst in's Bad ihn,
Daß er stärkt die müden Glieder,
Reicht zur Wahl ihm saub're Kleider —
Und der Wirth empfängt ihn wieder.

Leicht aufathmend sprach der Fremde:
Gut, daß ich dich aufgefunden!
Ja, du bist es, und ich sehe
Recht in Fülle dich gesunden!

Hier, mein Bester, sind die Speere,
Die du einst bei mir vergessen;
Haben sie dir nicht gefehlet,
Wenn du jagtest unterdessen?

Doch dein Ring, war's Mißverständniß?
Was erlebt' ich! Welche Mienen!
Daß du selber, Herr, verzeihe,
Schon mir zweifelhaft erschienen.

Jener Ring — — O ich bedaure!
Fiel der Fürst in's Wort, und lachte
Meinem Herrn ward er verehret,
Der ihn zum Geschenk mir machte.

Aber komm, laß das vergessen,
Nimm Besitz von diesen Hallen,
Meiner Wohnung, wie du siehest,
Ordne dir sie nach Gefallen!

Ihm entgegnete der Fremde:
Ganz fürtrefflich ist dein Wohnen,
Du verwaltest den Palast hier?
Wie muß der Kalif erst thronen!

Der Kalif nun sprach: Zum Imbiß
Ist es Zeit: zwar an Getränke
Durft' es fehlen, doch du sollst mir
Just nicht fasten, wie ich denke!

Und zum Speisesaal ihn führt er,
Setzt ihn auf den Pfuhl von Seide,
Und zum Waschen bot das Becken
Ihm ein Sklav in seidnem Kleide.

Und in Porzellan von China
Und in Gläsern aus Aegypten
Stand das Mahl, und als vom Mahle
Seine Lippen scheu nur nippten:

Welche Kost und welche Fülle!
Und er wagte kaum zu essen;
Doch der Wirth nun, froh gesprächig,
Ließ ihn bald der Scheu vergessen.

Und schon sprachen sie vertraulich,
Und viel kluge Worte flossen
Von des Fremden Mund, und heitre
Von dem Munde des Genossen.

Siehe, durch die hohen Hallen
Blickt der Mond mit goldnem Strahle.
Da erhebt der Fürst vom Sitz sich,
Führt den Gastfreund aus dem Saale.

Führet ihn auf die Terrasse,
Welch' ein Anblick! Tief in Schatten
Breitet sich ein reicher Garten,
Brunnen springen auf den Matten.

Aber drüben in dem Mondlicht
Hebt sich ein Palast, ein weiter,
Marmorweiß, mit hundert Thürmen
Und der Herrscher sagte heiter:

Sieh, dort wohnt mein Herr! die Stunde
Ruft mich ab und heißt mich gehen;
Morgen seh' ich dich beim Mahle,
Sei gegrüßt — auf Wiedersehen!

6.

Tags darauf, zur Zeit des Mahles,
Naht ein Diener: dich erwarten
Will mein Herr im Schlosse drüben;
Du erreichst es durch den Garten.

Durch den Garten geht er, staunend
All der Blumenpracht und Frische,
Aber in den klaren Teichen
Sonnen sich die goldnen Fische.

Während stolze Pfau'n die Schweife
Mit den goldnen Augen spreiten,
Und des Paradieses Vögel
Dort die wonn'gen Flügel breiten.

Jetzt auf dreißig Marmorstufen
Steiget er hinan zum Schlosse;
Ehrerbietig dort empfangen
Wird er von dem Dienertrosse.

Und man führet ihn zum Vorsaal
Und zum Saal der Tafel weiter,
Da empfängt, heut stolzer prangend,
Ihn der Wirth, doch ganz so heiter.

Und man reicht zum Handewaschen
Ihm zuerst ein Silberbecken,
Und mit silbernem Geschirre
Siehet er den Tisch sich decken.

Da begann der Wirth mit Lächeln:
Ueber Nacht ward ich erhoben,
Und wohl besser nun als drüben,
Meinst du nicht? wohn' ich hier oben.

Darauf bot man edle Speisen,
Und vertraute Worte flossen,
Manches kluge von dem Fremden,
Und manch heitres vom Genossen.

Sprich, begann der Fürst, wie ward dir
Deines weisen Rathes Fülle?
Ehmals im Gewühl des Lebens,
Sprach er, dann in meiner Stille.

Wieder sprach der Fremde: Sag mir,
Falls du solch ein Wort darfst sagen:
Wie ward der Kalif so anders,
Als er war in frühern Tagen?

Frage nicht zu viel, sprach Jener,
Laß uns d'rum den Himmel loben,
Aber wolle hier auch meinen
Scherbet mir als Kenner proben!

Wenn ich, sprach der Gast, nur einmal
Den Kalifen könnte sehen,
Darum bin ich hergekommen,
Und nicht eher möcht' ich gehen.

Der Kalif entgegnet lächelnd:
Bleibe nur! Das Ding ist eigen,
Manchmal kommt es unerwartet,
Doch es heißt mein Stand mich schweigen.

Unterdessen schien der Vollmond
Wiederum mit goldnem Strahle
Auf das Tischtuch und das Silber,
Und der Fürst stand auf vom Mahle.

Und er sprach: Nun laß uns treten
Aus dem Saal auf die Terrassen!
Und sie sahen einen Garten
In des Mondlichts duft'gen Massen.

Einen noch viel schönern Garten
Als er gestern ward gesehen,
Und ein golden Schloß, die Wohnung
Schien's der Königin der Feen!

Und der Fürst: In dieser Jahrszeit
Pflegt dort der Kalif zu weilen,
Morgen sehn wir uns, die Stunde
Rufet mich und heißet eilen!

7.

Wieder um die Zeit des Mahles
Naben goldgeschmückte Boten,
Und es wird der Gast hinüber
Nach dem hohen Schloß entboten.

Schon durchschreitet er den Garten,
Hier erwägend und betrachtend,
Um sich her der Wunder alle
Kaum mit einem Blick noch achtend.

Und auf dreimal dreißig Stufen
Steiget er empor zum Schlosse,
Wird empfangen schon in Ehrfurcht
Von dem reichen Dienertrosse.

Und die Würdenträger stehen
An des Portals beiden Seiten,
Ihm sich neigend, doch es springen
Flügelpforten auf, die weiten.

Und ihm tritt der Wirth entgegen —
Die sich neigten bis zur Erde,
All die Stolzen, er hinwieder
Grüßt mit freundlicher Geberde.

Und der Rede wenig achtend,
Kam es dem erstaunten Gaste,
Daß umher die Stolzen alle
Mächtiges Erstaunen faßte.

Und er führet ihn zur Tafel,
Die für sie allein bestellet
Oben in dem höhern Raume,
Rings von gold'gem Schein erhellet.

Und der Fürst erhob sich lieber,
Sich in ganzer Hoheit zeigend;
Die ihn sahn, sie blickten nieder,
In der Seele tief sich neigend.

Da mit flammendem Erröthen
Rief der Gast: Bei meinem Leben,
Du bist der Kalif! der Gläub'gen
Herrscher! Wolle mir vergeben!

Der Kalif sprach: Ja, ich bin es;
Wahrheit war in meiner Rede,
Lügner war ich nicht, noch Trunkner —
Freund, doch deshalb keine Fehde!

Jener sprach: Herr, ich bin trunken,
Nicht vom Wein, von deiner Güte!
Daß der große Gott im Himmel
Lange deines Lebens hüte!

Aber laß mich fort noch heute,
Denn du steigst von Tag zu Tage,
Soll ich morgen mit dir tafeln,
Sterben müßt' ich ohne Frage!

Der Kalif darauf mit Lächeln:
Nein, du darfst es nicht besorgen;
Daß du mich als Mensch erkennest,
Darum lud ich dich auf morgen.

Aber jetzt trägt auf, mich hungert,
Und laßt auch uns nimmer dursten,
Denn es wird ein Mann bewirthet
Dessen werth, vor seinem Fürsten.

Diener reichten nun das Becken,
Gold, als ob die Sonne schiene!
Alles Gold auf allen Tafeln
Und Smaragde und Rubine!

Doch des Fürsten heitre Rede
Macht' den Gast der Scheu vergessen,
Und der Fürst entlockt manch Wort ihm,
Jedes klug und wohlgemessen.

Als der Tafel Brauch vollendet,
Sprach der Fürst: Ruft meine Söhne!
Und sie traten ein, sich neigend,
Hold in brüderlicher Schöne.

Und der Fürst sprach: Dies der ältre,
Musa al Hadi, der milde,
Aber dieser hier, der jüngre
Harun al Raschid, der wilde.

Sie bedürfen des Erziehers,
Und ich hab' ihn hier gefunden,
Darum mußt du bei mir bleiben —
Bessern konnt' ich nicht erfunden!

Gibst du bald so viel den Söhnen,
Als dem Vater du gewesen,
Dann sind sie und dieses Reich ist
Dann auf lange Zeit genesen!

Leiten wirst du sie, o Selim,
Mit des Blickes kluger Klarheit,
Und, was Fürsten selten hören,
Sie vernehmen von der Wahrheit!

Doch du selbst brauchst nicht nach Hause,
Denn schon hab' ich hingesendet,
Deine Nachbarn sind gerufen,
Ihre Dächer bald vollendet.

Weiter sprach er: Siehe, Selim,
In den Händen meiner Knaben
Jene Speere, die du brachtest —
Drauf ein Denkspruch eingegraben.

Denn am Tag, da ich verloren
Diese beiden goldnen Speere,
Hab' ich wieder aufgefunden
Den verlornen Pfad der Ehre —

Den verlornen Pfad der Herrschaft,
Von dem nie ich möge weichen;
Sei'n sie doch auch meinen Söhnen
Immer ein Erinnerungszeichen!

Nicht umsonst war das gesprochen,
Denn es hat nach wenig Jahren —
Musa starb — die Welt vom großen
Harun al Raschid erfahren.

13

Wolfgang Müller von Königswinter.

Italische Blätter.

Rom.

Ist es denn wahr? Wohin ich auf dem Flügel
Der Phantasie oft schweifte traumverloren,
Es hebt sich dort mit Kuppeln, Mauern, Thoren
Die heil'ge ewige Stadt der sieben Hügel?

Die Stadt, die einst gelenkt der Kön'ge Zügel,
Die dann der Republik sich zugeschworen,
Die Stadt glorreicher Triumphatoren,
Des Papstes, dem der Kaiser hielt den Bügel!

Weltherrscherin aus alt und jüngern Tagen,
Bist du's, die stolz der Erde weite Lande,
Der Völker [illegible] in Haft zu schlagen?

Bei Gott, da ragt das Capitol am Rande,
Dort drüben dort, Sankt Peter seh ich ragen:
Ich schwindle mir der Geist im Zauberbande!

Straßenwanderung.

Wie fühl' ich mich betreten und verwirrt,
Als in die ew'ge Stadt ich eingegangen.
Jedoch mein Schritt hat festlich [illegible]
Durch den Tumult der Menschenmenge irrt.

[illegible] in Caffé, wo den Haaren [illegible]
Betracht' ich mit der Dichter [illegible]
Doch hilft ich auf der [illegible] mein Verlangen
[illegible] des im Tempel [illegible]

Sonst seh ich die [illegible] und die Brunnen
Vom Platz des Volks zum Capitol der nennen
Und die berühmten Bildwerk und Colonnen.

Bei [illegible] sieht die mich zunnen
Zum [illegible] im Schreibbericht des [illegible]
Die [illegible] Augen durch die Schleier [illegible]

Capitol.

Das ist das heut Capitol der Welt,
Wo einst der Tempel Jupiters gestanden,
Wo einst die Könige der Welten [illegible]
Das [illegible] Volk im [illegible]

Da ward [illegible] der [illegible] Macht [illegible]
Und aus den [illegible] Brandes
Stieg auf die Republik. Sie wußte standen,
Als der Cäsaren [illegible]

Das ist das Capitol, das [illegible]
Sich neu durch Michel Angelo erhoben —
Paläst' und Trümmer [illegible]

Roms Schicksal [illegible] immerdar [illegible]
Du siehst, den Blick in ferne Zeit gerichtet
Aus noch Gehalten, die dahin gehoben.

Die alten Römer.

Das war ein Volk, ein Volk der strengsten Rechte,
Der Zucht, der Mäßigung, der schlichten Sitten,
Der Pflicht und Ehre, doch, wenn es geschritten,
Des Löwenmuthes im [illegible] Gefechte.

So wuchs es von Geschlechte zu Geschlechte,
Im Anfang klein ging es mit großen Schritten,
Rom ward die Kön'gin in der Länder Mitten
Und alle Völker dienten ihr als Knechte.

Und doch versank es ob im Lauf der Zeiten
Durch Habgier, Brunksucht, Sinnenlust und Lüsten
Zuchtlosigkeit, die zum Verderben leiten.

Wie konntest du zum Bild des [illegible]
Des [illegible] Nero Bild? Von allen Zeiten
Kam die Vernichtung an mit dunklen [illegible]

Helden.

Und sahet ihr am Geist vorüberwallen
Die alten Römer heldische Gestalten,
Nicht bei dem Kön'gen möget ihr euch verhalten,
Nur [illegible] weckt ein [illegible] euch Gefallen.

Die Republik [illegible] hielt's vor Allen,
Die dem die [illegible] Sonnenkraft entfalten,
Die [illegible] war des Staates [illegible]
[illegible] und [illegible] herrlich [illegible]

[illegible] die [illegible] auf den [illegible]
Die [illegible], die der [illegible]
[illegible] und die Brutus und die [illegible]

Ihr [illegible] nach den Gracchen [illegible]
Und auf die [illegible]
Es ist der Mannheit [illegible], die euch entzündet.

Cornelia.

Wenn wir den Geist auch an den Helden weiden,
Die dieses Weltreich einst gewußt zu einen,
Mehr lockt's, wenn hehre Frauen uns erscheinen,
Die Klugheit, Anmuth, Lieb und Treu umkleiden.

So war Cornelia. Nach den Geschmeiden
Frug einst ein römisch Weib in Gold und Steinen
Der Gracchen Mutter. Sie bedeckt die Kleinen,
Die lieben Kinder, und sie wies nach Beiden.

Und [illegible] wir in [illegible]
Und haben [illegible] gerufen,
[illegible] in [illegible]

Denn ist uns doch die [illegible] oft gestossen
Und [illegible] in Schmiedeschmerzen, [illegible]
Gebahnten wir [illegible] der lieben Sprossen.

Auf dem Forum.

Ich habe nun das neue Rom verlassen
Und tret' in's Alte, hell vom Mond beschienen:
Sieh rings des Forums mächtige Ruinen,
Hoch bauen sich des Capitols Terrassen.

Zerbrochne Tempelbauten hier gleich blassen
Gespenstern einer Zeit. Mit andern Mienen
Gleicht mancher Siegesbogen, aber ihnen
Des Colosseums colossale Massen.

Hier hat sich einst das Volk in alten Zeiten,
Das weit die Welt beherrscht, umhergetrieben
Im frohen Spiel, in wildbewegtem Streiten.

Und jetzt ist Alles leer. Nicht Haß, nicht Lieben
Hallt wieder in den öden Einsamkeiten —
Das Licht des Mondes ist sich gleich geblieben.

Das Colosseum.

Gigantisch hebet sich mit dunkeln Mauern
Des Colosseums riesig weite Runde,
Vom Geist der Römerkraft giebt es euch Kunde,
Sie schien in alle Zeiten fest zu dauern.

Vergänglichkeit! Es füllt mit tiefem Trauern
Die Seele sich, fast stockt das Wort im Munde;
Zerstiebt ein solches Werk vom Erdenrunde,
Was wird bestehn in künft'ger Zeiten Schauern?

Hier auf den Sitzen saßen hunderttausend
Schaulfeste Römer, bei den Löwenkämpfen
Und Sklavenhetzen wilden Beifall brausend.

Jetzt predigt hier ein Mönch von Seelenkämpfen,
Fegefeuerqual und Hölle zeigt er grausend,
Im Hörer alle Lebenslust zu dämpfen.

Der sterbende Fechter.

Mir taucht ein Bild herauf aus alten Tagen,
Der Fechter ist's, er fiel im kühnen Streite,
Er neigt das Haupt, das Blut entquillt der Seite,
In hellem Siegeslauf ward er erschlagen.

Beifall ertönt. Er endet ohne Klagen.
Ein schlichter Mann entsproß er dem Gebreite
Des Gothenlands. Man riß ihn in die Weite —
Bann, Knechtschaft, Tod hat er, ein Mann, ertragen.

Beifall ertönt. Das ist ein Schrein und Lärmen,
Verblendet Römervolk, indeß die Gothen
Sich wüthend rüsten mit den wilden Schwärmen.

Zum Zug nach Süden ist das Volk entboten
Verblendet Rom, bald wirst du still dich härmen,
Du sinkst im Sturm! So rächen sie den Todten.

Die Triumphbogen.

Da steh'n sie noch, die grauen Siegesbogen,
Der rauschenden Triumphe stille Zeichen,
Durch die vor Zeit aus allen Weltenreichen
Imperatoren, Völker zwingend, zogen.

Die Tuba klang, die ehrnen Adler flogen,
Herangeschleppt ward Beute sonder Gleichen,
Besiegte sah man hin als Sklaven schleichen
Und rings das Volk von Rom im Jubel wogen.

Hier schritten zagend sie, Judäas Sprossen
Am Siegeswagen; uns're blonden Ahnen,
Sie schritten hier von Ketten fest umschlossen.

Aus Juda flog indeß auf hellen Bahnen
Das Licht der Welt; vom höchsten Ruhm umflossen
Wuchs auf der starke Volksgeist der Germanen.

In den Kaiserpalästen.

Da liegt die Stadt im weichen Mondenstrahle.
Mir ist, als hört' ich rauschend Saiten klirren
Und süße Flötentöne lockend girren
Und Festgesang vom üppig wilden Mahle.

Jetzt naht ein Zug. Sie brausen aus dem Saale,
Wie sie dahin in leichten Sprüngen schwirren
Und unterm Lorbeer ihre Tänze wirren:
Das ist das End' von einem Bacchanale.

Seht, wie die Knaben Thyrsusstäbe schwingen;
Die Mädchen seht, umkränzt von Rebenzweigen,
Die haschend sich im Liebesspiel umschlingen.

Jetzt schwinden sie. Und ringsum wieder Schweigen. —
Solch' Bild aus Tagen, welche längst vergingen,
Mag hier den Sinnen wie ein Traum entsteigen.

Die Thermen des Carracalla.

Wetterschichtig ragen Carracallas Thermen
Noch heut' empor, ob sie auch frech gespalten
Steinbrecherfaust, sind sie der Kunstgestalten
Auch schnöd entblößt, der Statuen und Hermen.

Wo ist das Volk, das hier in hellen Schwärmen
Volksspiele trieb, wie sie die frohen Alten
Einst liebten? Leichter Tanz ward rings gehalten,
Das Lied erklang, das war im Bad ein Lärmen.

Ach, Alles todt. Hoch von den Riesenwänden
Siehst du in lauter öde leere Schlünde.
Doch weiter schweift der Blick nach den Geländen.

Es ist, als ob sich der Campagne Gründe
Und das Gebirg, umstrahlt von Sonnenbränden,
Wie Sühne diesem trau'gen Bild verbände.

Wandel der Zeiten.

Bald waren's wilde Prätorianerhorden
Die plündernd in das alte Rom gefahren
Bald voller Raubgelüste die Barbaren
Anstauchend wüst aus Osten und aus Norden.

Raubgierig Volk drang zu des Tibers Borden
Allzeit. Doch deine schlimmsten Feinde waren
Die eignen Söhne; es entflohn die Laren,
Du bist die Stadt der Christenheit geworden.

All deine Prachtpaläste sind erhoben
Aus diesen Steinen. Sieh, Farneses Halle,
Hier die Kanzlei, das Capitol dort oben.

O Rom, was warst du vor deinem Falle?
Rom ahnt man aus den Trümmern, die geblieben,
Die Stadt der Städte auf dem Erdenballe.

Das Pantheon.

Das Pantheon! Geheiligt ist die Stunde.
Ich sah den Tempel aus den Kaisertagen
Mit einfach weit erhab'nen Säulen ragen,
Und mächtig wölbt sich oben die Rotunde.

Die Heiden weihten die gewalt'ge Runde
Den Göttern all, die längst zu Grab getragen,
Dann wurden hier Altäre aufgeschlagen
Dem ein'gen Gott und unserm neuen Bunde

Welch' stolzer Bau! Einst sah man rings sich pressen
Das Römervolk, und Zeus Gebete schicken,
Jetzt murmeln ernste Priester ernste Messen.

Ein ew'ger Wechsel webt in den Geschicken:
Hier herrscht der Christ, doch Zeus ist unvergessen,
Ihr seht sein Antlitz durch die Wölbung blicken.

Die Engelsburg.

Wie nichtig ist der Mensch, der ausgelebet!
Der kleinste Raum genüget zu empfangen
Den Aschenstaub, in den er aufgegangen,
Ob Lumpen nur, ob Purpur ihn einwebet.

Schaut, wie das Grabmal Hadrians sich hebet,
Wie es von ries'gem Felsenwerk umfangen
Stolz colossal in hoch gewalt'gem Prangen
Empor am Strand des gelben Tibers strebet!

Den Krug mit eines Kaisers Ueberreste,
Barg es vor Zeit, dann dient es furchtbar grausend
Als unbezwingbar starke Kriegesveste.

An seinen Mauern tobten Schlachten brausend,
Es rettete die Päpste, seine Gäste:
So ragt die Engelsburg schon manch' Jahrtausend.

In den Ruinen.

Niemals ergriff die Seele mir so mächtig
Melancholie, wie hier in diesen Mauern.
Du siehst sie aus den öden Trümmern lauern
Hohläugig, qualdurchdrungen, fahl und nächtig.

Hier saß ein Volk, so stolz, so stark und prächtig,
Daß wir noch heut vor seiner Größe schauern,
Und wie versank es! Daß wir weinend trauern,
Zuchtlos, der Tugend bar, verderbenträchtig.

Die Eule fliegt, der Marder schleicht nach Raube,
Wo einst man sah das Haupt der Reiche thronen;
Zerbrochen liegt hier eine Welt im Staube.

Gebrochne Scepter und zerstückte Kronen —
Vor dir verschwindet des Bestehens Glaube,
Du greise Niobe der Nationen!

Sanct Peter.

Voll Staunen tret' ich in Sanct Peters Halle,
Sie stehet hoch und stolz auf festem Grunde,
Die Mutterkirche aus dem neuen Bunde,
Die größte auf dem weiten Erdenballe.

Sie überragt an Pracht und Reichthum alle,
Marmor- und Goldgebild durchglänzt die Runde
Bis in der Kuppel leuchtende Rotunde;
Du fragest mich, wie sie dem Sinn gefalle?

Wohl lieb ich sie im hellen Kerzenscheine,
Wenn Chorgesang erbraust in vollem Strome,
Und wenn der Priester segnet die Gemeine.

Wenn rings entsteigen süße Raucharome;
Doch beten möcht' ich lieber fern am Rheine
In dem geheimnißvollen Kölner Dome.

Die Apostelfürsten.

Sie zeigen an der Straße dir die Stelle,
Wo die Apostel scheidend sich umfingen,
Eh sie zum herben Martyrtode gingen,
Ein schlichtes Denkmal raget die Kapelle.

Ihr kennt Sanct Peters festlich hohe Schwelle,
Wo Henker ihn, den heiligen, empfingen;
Ihr kennt, wo man ihn sah im Sterben ringen,
Sanct Paulus an des Tibers gelber Welle.

Vom heil'gen Lande, wo den Tod erlitten
Der Menschheit Lehrer, trugen sie die Schätze
Der Liebe her, für die sie kühn gestritten.

Reich wucherten sie dort, die edeln Schätze
Sich stets vermehrend in der Heiden Mitten,
Und heiliger wie hier sind keine Plätze.

Der Thurm des Nero.

Das Volk erzählt: In fliegendem Gewande,
Die Stirn umkränzt und in der Hand die Saiten,
So stand, um sich ein Schauspiel zu bereiten,
Der Kaiser Nero an des Thurmes Rande.

Zu schaun das Flammenbild von Ilions Brande,
Hieß er die große Stadt an allen Seiten
Anzünden. Singend sah er sich verbreiten
Die Gluthen rechts und links am Tiberstrande.

Das Volk erzählt: Geschreckt von Traumgesichten,
Beschloß er, weil sie fluchend ihn verdammen,
Die verhaßten Christen zu vernichten.

Was half's? Es brach die Heidenwelt zusammen;
Aus des Despoten blutigen Gerichten
Steigt Lieb und Freiheit stets in hellen Flammen!

Die Katakomben.

Tugend und Recht war todt in jenen Tagen
Zuchtloser Lust, der Habgier und der Lügen,
Man brach den Eid, sah Freunde sich betrügen
Und Sippen sich vergiften und erschlagen.

Und mitten in dies Hetzen, Würgen, Jagen,
Der Sklavenkämpfe grimmiges Vergnügen,
Da wußte Gott ein neues Licht zu fügen,
Das Fromm' und Arme hold im Geiste tragen.

Das Licht der Liebe barg sich vor dem Strahle
Der Sonne, tief im hohlen Fels verborgen,
Da hielten sie die keuschen Liebesmahle.

Da löste sich das Herz der Erdensorgen,
Da tranken sie des neuen Bundes Schaale,
Hier aus den Katakomben stieg der Morgen.

Deutsches Künstler-Album.

III.

Druck & Verlag v. Bretdenbach & Co.
Düsseldorf.

Deutsches

Künſtler-Album.

Deutsches

Künstler-Album.

Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter.

Gesammelt von der Verlagshandlung.

III.

Düsseldorf 1870.

Verlag von Breidenbach & Comp.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Artistischer Theil.

J. W. Preyer: Fruchtstück mit Römerglas. Farbendruck.

A. Hendschel: Kleeblättchen.

Director **A. v. Kreling:** Besuch im Kloster.

G. Erdmann: Die Schmollende. Farbendruck.

G. Vautier: Die erste Arbeit.

Professor **L. Knaus:** Die Freundinnen.

E. Stammel: Komm, komm! Farbendruck.

A. Kindler: Die Betenden.

G. Süs: Das erste Sturzbad.

A. v. Werner: Vittoriella.

O. Arnold: Morgengruß.

J. Jacobsen: Winter. Farbendruck.

Professor **E. Becker:** Heimliche Zusammenkunft.

A. v. Rösler: Ueberraschung.

Werner: Der böse Schwamm! Farbendruck.

E. Bosch: Vor Weihnachten.

E. Volckers: Rumänische Landleute.

H. Herzog: Norwegischer Wasserfall. Farbendruck.

P. Molitor: Sta. Caecilia.

Eugen Klimsch: Holzschnitte zu dem Gedicht „Vergessen" von J. Weilen.

O. Cornill: „Auch ohne Flügel." Illustration zur gleichnamigen Novelle von Walter Schwarz.

Eugen Klimsch: Thürine. Illustration zur Novelle gleichen Namens von A. Ebeling.

II.

Literarische Abtheilung.

Seite

1. Gedichte.

M. Beilhack:
Der Traum der Braut 7
A. Bierling:
Raum und Zeit 29
A. E. Brachvogel:
Die Lehrlingssäule zu Roslin 36
Ed. Brauer:
Denksprüche 29
Adolph Bube:
Traumgefühl 10
Felix Dahn:
Mary Stuart und Sir Gordon 40
Therese Draum:
Wald-Anemonen 17
Wie's Frühling wird 18
Dräxler-Manfred:
Die Brüder 34
A. Ebeling:
Der Traum des Armen 25
Bernhard Endrulat:
Dichterloos. — Blumen zur Herbstreise. — Neuer Frühling . 16
M. v. Eschenbach:
Volles Maaß. — Guter Rath. — Grabschrift 24
Ludw. Aug. Frankl:
Kleopatra 41
Karl Gerok:
Friedrich der Gebissene 38
O. F. Gruppe:
Das Goldschiff 44
Karl Freiherr v. Gumppenberg:
Zeitbilder. — Storch und Thürmer 30
Josefine Freiin v. Knorr:
Helleborus niger. — Begegnung 17
Hermann Lingg:
Ein Steuermann wohl möcht' ich sein 21
Heinrich der Finkler 21
Gartenfest 22
Was früher ich an dir durch Haß verschuldet 23
Melchior Meyr:
Aus einem Cyklus: „Liebe und Poesie" . . . . . 3—5
Friedrich Oser:
Frühlingsklage. — Frisch hinaus! — 11
Der Bergwald im Frühling 11
Abendfrieden 11
Morgenständchen. — Lebe wohl! 12
Des Liedes Heimath 12
Wie mir der Himmel lacht! 12
O Kindheitstraum! 13
Alte Klänge 13
Vergäß ein Kind der Mutter Lied? 13
Am süßesten duften die Blumen im Wald 13
Gustav Pfarrius:
Die goldne Zeit 30
J. Priem:
Arabella 31
Verbesserung 32

Seite

Heribert Rau:
Wenn du nicht liebst, wie soll dir Liebe werden? 2
Ferdust 43
Heinrich Reder:
Alpenbilder 1—12 . . . . . 14. 15
Emil Rittershaus:
Eine Hand 9
Friedrich Roeder:
Die Sterne 23
Die Naturforscher 23
Max Schaffrath:
Kleine Lieder 8. 9
Ernst Scherenberg:
Bald ist's zum letzten Mal! 9
Sie haben dich hinaus getragen 9
O du Genossin meiner Jugendtage! 10
Georg Scherer:
Getrennte Bahnen 26
Im Walde 26
Georg Scheuerlin:
Der Brunnen Wunderbar 1
Weihe der Nacht 16
Vorüber 17
Fr. Xav. Seidl:
Geheimniß 6
Lieder an Frida I—IV 6. 7
August Silberstein:
Die schönste Liebe 2
Heinrich Steinheuer:
Frühling und Herbst 19
Was soll die Thräne? 19
Albert Traeger:
Barfuß 25
Ritter v. Tschabuschnigg:
Unter der Linde 33
Skalda 33
Gisbert Frhr. Vincke:
Gebet des Fräuleins Anna v. Rohan 47
Godfried Wandner:
Im Mönchsgewande 19
Heimkehr 20
Waldherbst 21
Joseph Weiten:
Vergessen (illustrirt durch 2 Holzschnitte von Eug. Klimsch) . . 27
Heinrich Zeise:
Doppelter Frühling 18
Des alten Seemanns Heim 18

2. Novellen.

Auch ohne Flügel. Novelle von **Walter Schwarz.** (Illustrirt von O. Cornill) 49
Thürme. Eine bretonische Dorfgeschichte von **A. Ebeling.** (Illustrirt von Eug. Klimsch) 61

G. Sus.

MANZANIN
AVW. 1859.

Der Brunnen Wunderbar.

Was wallt und rauscht so voll und klar
Vom Thal zur Bergeshalte? —
Das ist der Brunnen „Wunderbar“
Im deutschen Sängerwalde, —
Ein Strom, der durch die Lande braust,
So weit ein deutscher Pflanzer haust;
Daß Gott ihn uns erhalte!

Ihr Sänger, auf, hie flutet hell
Ein Born für Herz und Sinne;
Hier fließt der ächte Wunderquell
Der frommen, deutschen Minne.
Heran wer immer trüb und krank,
Daß er an seinem Zaubertrank
Verjüngte Lust gewinne.

Nicht Wasser ist's, womit er speist
Die Herzen bis zum Grunde;
Sein Quell ist Ton, sein Odem Geist,
Ein Hauch aus Gottes Munde.
Drum, Sänger, füllt das Bundeshorn,
Daß an dem edlen Gnadenborn
Euch Seel' und Leib gesunde.

Wer hoch die deutsche Fahne trägt,
Wer schwört beim deutschen Rheine,
Wem voll das Herz und feurig schlägt
Für's Vaterland, das Eine:
Den tränkt aus seiner heil'gen Flut,
Den tauft mit der Begeist'rung Glut
Der Brunnen, den ich meine.

Und fragt ihr — wo der edle Born? —
Ihr kennt und liebt ihn Alle,
Ob euch von Freude, ob im Zorn
Der Busen überwalle;
Der Quell, zu dem es stets uns zieht,
Der Brunnen ist das deutsche Lied,
Die deutsche Sangeshalle.

Georg Scherer.

August Silberstein.

Die schönste Liebe.

Die schönste Liebe, die dein eigen
In dieser ganzen Erdenfrist,
Mit der dir Gott will Gunst erzeigen,
So lang noch Odem in dir ist,
Die ewig jung im Fortbestand:
Die treue Lieb' zum Vaterland!

Wohl magst du Frauengunst erwerben
Und sonnen dich in ihrem Schein,
Doch gilt's im Leben und im Sterben
Noch höh'rem Ziele sich zu weih'n.
Und nie ein Herz noch höh'res fand,
Als treue Lieb' zum Vaterland!

All' was du liebst, wird bald vergehen,
Es wechseln Schönheit und Gestalt,
Die süße Heimath wird bestehen
In ihres Zaubers Allgewalt.
Dich segnet über'm Grabesrand
Die treue Lieb' zum Vaterland!

Heribert Rau.

Wenn Du nicht liebst, wie soll Dir Liebe werden?
Da wo kein Ton, ist keine Harmonie;
Wo Geist gebricht, ermangelt Phantasie,
Und Fels und Stein bleibt hart und kalt auf Erden.

Doch führe nur nicht nutzlose Beschwerden:
Die mächt'gen Felsen dort, gewahrst du sie?
Ruf ihnen zu, — ihr Echo schweiget nie,
Nur will das Schlafende geweckt erst werden.

So ist es mit der Liebe zartem Leben:
Rufst du sie an, so wird sie Antwort geben;
Nur was erstorben, bleibt in starrer Ruh.

Dem Herz, das liebt, pocht auch ein and'res zu;
Und einmal wach, schlägt Lieb' in lichten Flammen,
Entzückend und entzückt, in heil'ger Gluth zusammen.

Melchior Meyr.

(Aus einem Cyclus: „Liebe und Poeſie".)

1.

Traute, gieb mir deine Hand,
Laß in's Aug' dir ſchauen.
Ohne Schwures Unterpfand
Kannſt du mir vertrauen.

Deine Augen, lieb und treu,
Schimmern und berichten
Deinem Freund in ſüßer Scheu
Reizende Geſchichten.

Welche Freuden tauſchten wir
In entzücktem Leben! —
Lieb' um Liebe! — Du biſt mir,
Ich bin dir gegeben.

2.

Singend ſchweb' ich auf in's Lichterich
Und ich leb' im ewig Schönen,
In den ausgegoſſ'nen Farben,
In den ausgegoſſ'nen Tönen.

Sieh, da kommt zu mir die Gute,
Duftig wie die Roſe blühend,
Doch in innigerer Liebe
Schöner als die Roſe glühend.

O des Wunders! — Nicht der Dämon,
Nicht der Menſch im Sinnentriebe,
Nur der Engel in der Seele
Fühlt den heil'gen Reiz der Liebe.

3.

Die Welt, ſie hatte wieder einmal ſich
Nach ihrer Weiſe gegen mich gehalten,
Um eine Hoffnung ärmer mich gemacht,
So tückiſch, daß mich's auch von ihr gewundert.
Der Guten ſagt' ich's, und ſie war betroffen,
Mitleidig ſchweigend ging ſie hin und her.
Auf einmal naht ſie ſich und ſteht vor mir
Mit einem Lächeln ernſt und liebevoll.
Sie ſagt: „Wozu, mein Freund, bedarfſt du das?
Du haſt genug, des Lebens dich zu freu'n.
Haſt einen Geiſt, der alles dir verſchönt,
Und eine Freundin, die dir ganz gehört.
Ich würde dich nicht mehr als vorher lieben,
Wenn du erreicht, worauf dein Herz getrachtet —
Nein jetzt, gerade jetzt lieb' ich dich mehr!
Was man dir nahm, ich will es dir erſetzen,
Ich will dir's ſchöner geben, lieblicher —
Wenn für dich Werth hat, was ich bieten kann."
O gütevolles Herz! O heiterer Sinn!
Mich hätte man beraubt und Unmuth fühle' ich?
Ich bin des Glückes auserwählter Liebling,
Die Himmelsthür iſt auf, die Welt iſt mein!

4.

In des Geliebten Bildniß,
Wo ich alleine bin,
Malt Phantaſie dein Bildniß
Vor meine Seele hin.

Die jugendfrohen Mienen,
Das Auge liebehell,
Das immer mir erſchienen
Ein Freudeſtrahlen-Quell.

Den Wuchs in ſeiner Feinheit,
Mit Fülle ſchön vereint,
Den Fuß in ſeiner Kleinheit,
Der nur zu ſchweben ſcheint.

Das wunderbare Ganze,
Harmoniſch, zauberreich,
Im ſüßem Liebesglanze
Lichtduftig, feengleich! —

Da, tief im Herzen quillt mir
Ein Sehnen, heiß und bang.
O, wärſt du nur ein Bild mir,
Du wärſt mein Untergang!

Könnt' ich dich nicht umfangen,
Weil du mir ſtets entſchwebſt,
Ich ſtürbe vor Verlangen! —
Heil dir und mir — du lebſt!

5.

Meine Seele denkt im Stillen
Deiner, die du ferne biſt.
Doch ich fühle, liebes Mädchen
Keinen Schmerz zu dieſer Friſt.

In dem heimlich ſtillen Sehnen
Mild erhebt die Liebe ſich,
Und ſie quillt und wogt im Herzen,
Füllt mich, und beſeligt mich.

Und was könnte mir nun fehlen?
Hab' ich nicht die höchſte Luſt? — —
Wehe, weh mir, ich vergehe!
Komm, o komm an meine Bruſt!

6.

Sie.

Das Leben iſt auf Erden
Von Bitterſprüchen voll!
Wer ſagt uns, was es werden,
Wohin es enden ſoll?

Kannſt du mir Licht gewähren,
Ein Sänger und ein Mann,
So wolle mich belehren,
Daß ich es faſſen kann.

Er.

Es wär' ein ſchlimmes Zeichen,
Die Rede wäre Schein,
Wenn ſie der Herzens-Gleichen
Ein Räthſel könnte ſein.

Horch! — An der Erde hing ich
Mit feuriger Begier,
Und alle Luſt empfing ich
Und alles Leid von ihr.

Welch' Heil iſt ausgegoſſen,
Von Schätzen, welche Flut!
Doch alles rings umſchloſſen
Von grimmer Feinde Wut.

Auf Größe lauert Kleinheit,
Auf Glück und Freude Not,
Auf Erdſinn Gemeinheit,
Auf Kraft und Leben Tod.

Es iſt ein wüſtes Ringen,
Vergällt wird jeder Trank,
Die Freiheit liegt in Schlingen,
Das ganze Sein iſt krank.

Und wird die Macht nicht enden
Des Haſſes und der Pein?
Das Glück ſich nicht vollenden
Hoch über'm Erdenſchein?

Ringt unſer Geiſt vergebens
Nach dauerndem Gewinn?
Verleiht kein Zweck des Lebens
Dem Leben Licht und Sinn?

Soll ſtets die Kraft entflammt ſein
Zum Schaffen ohne Schluß?
Soll das Geſchlecht verdammt ſein
Zum Werk des Siſyphus? —

So fragt ich oft in Schmerzen,
Verſtört, verzweifelt ſchier;
Ich rang mit Kopf und Herzen —
Erleuchtung wurde mir.

Die Liebe kann nicht walten
So wüſtes Einerlei!
Wie groß auch das Verſchulden
Die Liebe macht uns frei.

Nie wär' es auch geſchehen,
Was Alle niederzwingt,
Wenn ſie nicht vorgeſehen,
Was Troſt und Hülfe bringt.

Die Liebe will verzeihen,
Aufrichten, was geſtürzt,
Zum Ringen Kraft verleihen,
Beſchenken, was verkürzt.

Die Liebe will verklären,
Was nichtig und gemein,
Zu reinen Lebens Ehren,
Zu frontenhellem Sein.

Die Liebe kann nicht raſten,
So lang noch unverſöhnt,
Gedrückt von ihren Laſten
Die letzte Seele ſtöhnt.

Sie findet nur Genügen,
Wenn Alles heimgekehrt,
Ihr Licht in Schönheitszügen
Das ganze Sein verklärt.

Und wirſt du, Liebſte, fragen:
Iſt ſie, die Solches ſchafft?
Wenn unſre Herzen ſchlagen,
Geſchieht's aus ihrer Kraft.

Regierte nicht die Liebe
Das All mit ſolcher Macht,
Wie hätten ihre Triebe
Sich rief in uns entfacht?

Daß eins dem andern ſchaure
In zärtlichem Begehr,
Das innigholde Feuer
Sag an, wo ſtimm' es her?

Daß wir im Traum und Wachen
So ſchön das Leben ſehn,
Daß wir ſo ſchön es machen,
Wie könnte das geſchehn?

All-Liebe muß verſöhnen,
Was auf zum Lichte ſtrebt,
Damit im Ewig-Schönen
Lichtſelig Alles lebt! — —

Dein Auge glänzt beſeuchtet!
Was ich geſagt, iſt klar,
Ein Strahl hat dir geleuchtet —

Sie.

Was du geſagt, iſt wahr.

Ja, Liebe wird regieren
Allsiegerin zuletzt.
Sie wird das Ganze zieren,
Sie ziert das Eine jetzt.

Sie nimmt dem Feind die Waffen,
Läßt Nacht in Licht vergehn.
Was wir im Kleinen schaffen
Im Großen wird's geschehn.

Die Lieb', unwiderstehlich,
Macht Alles hold und mild.
Ein Paar, in Liebe selig,
Ist ein prophetisch Bild.

Und was sie mochten fehlen
In Leidenschaft und Pein,
Den liebevollen Seelen
Wird's nachgelassen sein.

Mein Freund, mein Herz, mein Leben,
Die Liebe, sie vergiebt!

Er.

Der Liebe wird vergeben — —
Wir haben viel geliebt!

7.

Ich liebe dich zu sehen
Und neben dir zu stehen.
Wie heiter, sich bescheiden
Und nur die Seele weiden!

Was alles Glück verheißet
Und glühend an sich reißet,
Es glänzt in sel'gem Lichte
Vor innerem Gesichte.

O Lust, an lieber Frauen
Die Zaubermacht zu schauen,
In ihren Glanz versunken,
Von ihrem Dufte trunken!

8.

Die Bäche, wie sie starren,
Die Räder, wie sie knarren —
Das Land, wir fern hinaus beschneit!
Mich überfällt kein Trauern
In diesen Winterschauern,
Mir ist es eine liebe Zeit.

Im Ofen glüh'n die Scheiter,
Die Stub' ist warm und heiter,
Moosweich das Lager an der Wand.
Und sitz' ich oder schüre,
Da, leise, geht die Thüre —
Die Liebste grüßt und reicht die Hand.

Schneeflocken sind zergangen
Auf ihren rothen Wangen,
Sie gleicht der Rose frisch bethaut.
„Wie schön, daß du gekommen!"
Den Mantel abgenommen —
Da ruhen wir und plaudern traut.

Horch, wilden Sturmes Toben,
Das plötzlich sich erhoben!
Im Rauchfang heult's und wimmert's hohl.
Wir lehnen eng zusammen
Und schauen in die Flammen,
Uns ist in tiefster Seele wohl.

9.

Die Zeit, sie geht von hinnen —
Sie ist zu solcher Flucht gesandt.
Doch sieh's mit heitern Sinnen!
Wer Liebe kann gewinnen,
Der hat sein Leben gut verwandt.

Die Lieb' in holdem Glühen
Sie schenkt uns Freuden ohne Reu.
Läßt wonnig ohne Mühen
Des Lebens Garten blühen,
Und sie gebiert sich immer neu.

Wie schön ist unser Leben!
Laß, Freundin, deinen Geist zurück,
Laß ihn in's Künft'ge schweben —
Wie hell sie uns umgeben,
Erinnerungslust und Hoffnungsglück!

Wie konnten wir erwerben
So köstlich Gut, so reichen Hort!
Und nahte das Verderben,
Wir könnten beide sterben;
Allein wir leben fröhlich fort.

Fr. Xav. Seidl.

Geheimniß.

Das iſt's, was mich am lauten Tag
Inmitten Andrer freuen mag,
Weil ich gewiß bin, herz'ges Kind,
Daß bei mir deine Träume ſind.
Das hat dein Auge mir geſagt,
Das hat dein Seufzer mir geklagt,
Und Niemand ahnt und Niemand weiß,
Wie du verſtohlen mir und heiß
Gedrückt die Hand.

Es war des Lebens ſchönſte Stund' —
War ſtumm auch unſer Beider Mund,
Die Herzen pochten ohne Ruh
Verſtehend ſich einander zu.
Wir ſtanden mitten in dem Schwarm,
Es lehnt' dein Arm an meinem Arm
Und Niemand ahnt und Niemand weiß,
Wie du verſtohlen mir und heiß
Gedrückt die Hand.

Dann, als die Scheideſtunde kam
Und Jeder von mir Abſchied nahm,
Da reichten ſie nach Sitt' und Brauch
Mir höflich kalt die Hände auch.
Und wie die Andern, ernſt, geſetzt,
Kamſt du zu mir und kamſt zuletzt,
Doch Niemand ahnt und Niemand weiß,
Wie du verſtohlen mir und heiß
Gedrückt die Hand.

Lieder an Frida.

1.

Ein neuer friſcher Hauch des Lebens
Umſpielet Einmal noch mein Haupt:
Nun weiß ich, daß ich nicht vergebens
An eine gold'ne Zeit geglaubt.

Es fühlt mein Herz, wie neugeboren,
Sich nahe ſeinem jungen Glück,
Was es auch Liebes ſchon verloren,
Ein Sonnenſtrahl blieb ihm zurück.

Der jetzt, nachdem die Nebel ſchwanden,
Ihm hell beleuchtet jeden Tag —
Ein Glanz, der lange unverſtanden
In zwei geliebten Augen lag.

Der weckt nach manchem heißen Streben
Die Lieder wieder auf in mir —
So gilt dies Lied dem neuen Leben,
Und dieſes neue Leben Dir!

2.

Geſtatte, daß auf allen Wegen,
Ob ſie auch trüb' und traurig ſind,
Ich meiner Freude Hab' und Fülle
In Einen holden Namen hülle,
Hier liegt mein Friede und mein Segen,
Wenn ich dich nennen kann: „Mein Kind!"

Du rieſt der Kindheit Friedensmilde
Mit Einem Blick mir wieder vor;
Das Herz darf hoffen und vertrauen,
Denn leuchtend ſteigt nach Wettergrauen,
Verklärt von deinem ſchönen Bilde,
Sein lang verlor'nes Glück empor.

3.

Seit mir deine Lieb' erblühte,
Zog wie warmer Sonnenſchein
In mein freudelos Gemüthe
Licht und Leben wieder ein.

Vor dem Zauber deiner Blicke
Ruht des Leidens wilder Drang,
Neu verſöhnt mit dem Geſchicke
Hoffe die Seele nimmer bang.

Ob ich kühn mein Glück auch baute,
Friedensvoll mein Herz doch ſchlägt,
Da des Friedens ſüße Laute
Schon dein lieber Name trägt.

Jetzt bist du mein und mir beschieden
Für einen ganzen Lebenslauf,
So bau' ich denn zu unserm Frieden
Getrost die neue Heimath auf.
Da sollst du hoch und herrlich thronen,
Mein Denken segnen und mein Thun,
In meinem Herzen sollst du wohnen,
An meinem Herzen sollst du ruhn.

Und da du selbst mit holdem Streben
Die süße Gluth in mir genährt,
Da du mir selbst das ganze Leben
Zum ewigen Gedicht verklärt:
So will ich heil'gen Tönen lauschen,
Und unbeschränkt in Zeit und Raum
Wird dich der Dichtkunst Flug umrauschen,
Umträften deinen liebsten Traum.

So ruht in dir und deinem Lieben
All' meines Erdenglückes Keim,
Was mir an Freuden noch verblieben,
Trag' ich's zu dir, so trag' ich's heim.
Da sollst du hoch und herrlich thronen,
Mein Denken segnen und mein Thun —
In meinem Herzen sollst du wohnen,
An meinem Herzen sollst du ruhn!

Max Beilhack.

Der Traum der Braut.

Zum letzten Mal auf dein jungfräulich Herz
Leg' ich die Hand, wie's oft ich that zum Scherz,
Daß gerngesehn'ner Bilder lieblicher Betrug
Dein Bett umgaukelte im neckisch bunten Zug.
Was zuckt dein Herz heut unter meiner Hand?
Hast du in mir den Traumgott nicht erkannt?

Zum Fest bereit schon liegt dein Festgewand,
Dein Schmuck, ein Blumenstrauß von Diamant,
Ein kalter Strauß, d'ran mancher warme Busen schlug,
Ein alter Strauß, den jede deiner Ahnfrau'n trug,
Den jede trug an einem eing'gen Tag
Am Traualtar und bei dem Brautgelag.

Noch immer prangt der Demantrose Glanz,
Maiglöckchen blühen noch als Perlenkranz.
Viel schön're Perlen sind darauf schon hingetropft,
Als die, an welche sehnend hier das Herz geklopft;
Viel schöner, als der Demant Feuer sprüht,
War manches Antlitz hold in Scham erglüht.

Wohl jede Brust, die sich damit geschmückt,
Wie wähnte sie sich ewig hoch beglückt!
Und jetzt? — Die Lilienhügel, zwischen deren Pracht
Das Kleinod lag, deckt ew'ger Hügel Nacht.
Von all der Jugend und dem Maienglück
Blieb nur der leblos kühle Schmuck zurück.

Und wenn er nun in Farbengluthen flammt,
Wer ahnt's, woher jed' einzeln Steinchen flammt?
Wer aber sieht es an dem festlich heitern Tag,
Wohin, zu welchem Ziel er dich geleiten mag?
Zum Ziel, das jede Ahnfrau hat erstrebt,
Zum Ziel, du habest nicht umsonst gelebt.

Max Schaffrath.

Kleine Lieder.

1.

Das iſt die rechte Liebe nicht,
Die nur um Lenzesblüthen ſchwärmt;
Nicht jene, die ſich prunkend zeigt,
Wo das Gewühl des Tages lärmt.

Das iſt die rechte Liebe nicht,
Die fiebriſch brauſt in wilder Glut
Und jede zarte Schranke höhnt
Vor Ungeduld und Uebermuth.

Das iſt die rechte Liebe nicht,
Die nur im Hauch des Glücks gedeiht
Und voll Verzweiflung tobt, ſobald
Ihr ernſte Prüfung ſchafft das Leid.

Die ächte Lieb' iſt wie das Meer,
Das reiche Wunder in ſich ſchließt,
Doch mit der Woge ſorgſam deckt
Die Fülle, die im Innern ſprießt.

Sie iſt wie klares Sonnenlicht,
Das mild erwärmt mit ſtiller Kraft
Und ohne Nachlaß immer neu
Den blütherreichen Lenz erſchafft.

Sie iſt wie Sterne, die ſich ſcheu
Verhüllen, wenn der Tag erwacht,
Doch mild und troſtreich niederſchau'n
Ins Grauen unſrer Erdennacht.

Sie iſt ein Gottesfunken, der
Den Geiſt befruchtet und erhellt,
Daß er aus Erdesſchranken kühn
Aufſtrebt zu einer höhern Welt.

O, wer ſie treulich hegt, der wird
Schon hier in's Jenſeits eingeweiht;
Er trägt den Gott in ſich und fühlt
Gewißheit der Unſterblichkeit.

2.

Ich ſaß in der Laube mit dir allein,
Durchglüht von ſtiller Wonne;
Rings gaben die Blumen ſo klaren Schein,
Gebreift von der Abendſonne.

Wir ſprachen wenig, und ich weiß
Nicht mehr, was wir geſprochen;
Mir war zu Muth, als hör' ich leis
Dein Herz in der Stimme pochen.

Kein Wort von Liebe ſprachen wir,
Gleichgültiger Rede befliſſen;
Doch überglücklich ſchied ich von dir,
In der Bruſt ein ſeliges Wiſſen.

3.

Mit euch Wolken möcht' ich ziehen
Durch die Lüfte ſonder Weilen.
Euch Beglückten ward's verliehen
Mit des Windes Flug zu eilen.

Mühſam über Fluß und Hügel
Dehnt ſich hier die Erdenferne;
Aber ihr mit leichtem Flügel
Wandelt ſchnell von Stern zu Sterne.

Bald erreicht iſt dort der eine,
Den ich lang mir angeſehen:
Ach, er muß wohl, wie ich meine,
Ueber ihrem Hauſe ſtehen!

4.

Wegbannen jeden fremden Blick
Möcht' ich aus deiner heil'gen Nähe,
Daß mein entzücktes Aug' allein
Die Wunder deiner Schönheit ſähe.

O könnt' ich flüchten dich und mich
Zum fernen, tiefen Waldesgrunde!
So tief, daß draußen in der Welt
Sich bald verlöre Spur und Kunde.

Mit dir allein, allein mit mir —
Welch' ſel'ges Loos wär' uns beſchieden!
Das kleine Haus umhegte ſtill
Ein reines Bild von Glück und Frieden.

Nur jene Lieder, die ich dann
Von deiner Huld begeiſtert ſänge,
Sie ſchwebten in die Welt hinaus,
Daß überall dein Preis erklänge.

Da ſollte lauſchend manches Herz
Voll ſüßer Ahnung höher ſchlagen
Und forſchend auf des Liedes Spur
Nach dem verborg'nen Urbild fragen.

Umſonſt, — ſie ſpähten dich nicht aus,
Noch jenen, der das Lied geſungen.
Uns ſchirmt der Wald; ich halte dich
In ſeinem Dunkel ſtill umſchlungen.

5.

In sanftem Schlummer ruhst du jetzt;
Schon ist es tiefe Nacht,
Und über deinem Hause blinkt
Ein Stern und hält die Wacht.

Er lächelt und sein mildrer Schein
Spielt an den Scheiben sacht:
Ob er wohl einen süßen Traum
In deiner Seel' entfacht?

Du lieber Stern, o weh' hinein,
Daß ich in später Nacht
Einsam zu ihr hinaufgeschaut,
Und was ich still gedacht!

6.

Und weil ich dich so innig lieb',
Und weil mein Leben an dir hängt,
So hat der eine mächt'ge Trieb
Die andern all' zurück gedrängt.

Mein ganzer Sinn ist so gestellt,
Als ob ich jetzt erst wahrhaft frei;
Mir ist, als ob ich aus der Welt
Geschieden schon für immer sei;

Als sei's ein wesenloser Schein,
Was mir begegnet, mich umgiebt,
Und nur das Eine wahr allein,
Daß meine Seele lebt und liebt.

Emil Rittershaus.

Eine Hand.

Und ist dir alles Glück verblieben,
Es ist doch nichts als leerer Tand,
Hast du gefunden nicht hienieden
Der treuen Liebe Segenshand!

Was hilft's, wenn hier im Erdenleben
Dein Herz auch tausend Blüthen bricht,
Wenn Gott dir nicht die Hand gegeben,
Die sie für dich zum Kranze flicht!

Und ist dir hart die Lebensreise —
Der Schmerz wird stumm, der dich bewegt,
Wenn eine weiche Hand sich leise
Auf deiner Stirne Furchen legt.

Und, wenn sich blaß die Wangen färben
Bei'm Heimgang zu der ew'gen Ruh',
Dann segnest du die Hand im Sterben,
Die sanft dir drückt die Augen zu.

Ernst Scherenberg.

Bald ist's zum letzten Mal!

Schickt sich Natur zum Scheiden —
Färbt Todesroth den Hain —
Liegt über Flur und Haiden
Ein herbstlich fahler Schein: —
Rührt uns mit Wehmuthsschauer
Ein warmer Sonnenstrahl;
Wir sagen uns in Trauer:
Bald ist's zum letzten Mal!

So sieh' ich nun voll Kummer
An deiner Lagerstatt;
Nach fieberhaftem Schlummer
Hebst du den Blick so matt;
Und eine Welt von Schmerzen
Weckt mir sein Liebesstrahl —
Ich fühl's ja tief im Herzen:
Bald ist's zum letzten Mal!

Sie haben dich hinaus getragen.

Sie haben dich hinaus getragen
Dorthin, wo keine Wiederkehr;
Wo du gewirkt in schönern Tagen,
Ist's nun so öde, todt und leer.

Einsam umspielt vom Abendschimmer
Wird draußen jetzt dein Hügel sein —
Ich sitz' im düstern Trauerzimmer
Mit meiner stummen Qual allein.

O grauenhafte Grabesstille,
Nach diesem langen Abschiedskampf!
Im Sturm des Schmerzes brach der Wille;
Es schweigt das Herz in starrem Krampf.

Ich kann mich nicht an's Jetzt gewöhnen;
Und immer noch — in wachem Traum —
Hör' ich, wie einst, dein leises Stöhnen
Hinzittern durch den öden Raum.

Dein, ach, so oft gehörtes Flehen
Trifft schmerzlich wiederum mein Ohr —
Und, dir wie eh'mals beizustehen,
Spring' selbstvergessen ich empor.

Umsonst! — Das Grab giebt Keinen wieder! —
An der verwaisten Lagerstatt
Sink ich in Gram verloren nieder —
Und weine mich von Herzen satt.

O du Genossin meiner Jugendtage!

O du Genossin meiner Jugendtage!
Ob auch mein Frühling lange schon entschwand,
Du warst in meines Lebens dunkler Sage
Die Fee, bei der ich stete Jugend fand.

Du schiedest — und der Zauber ist gewichen:
Trüb' liegt die Welt ringsum im Abendschein!
Du nahmst, da du im Tode still erblichen,
Auch meine Jugend mit in's Grab hinein.

Adolf Bube.

Traumgefühl.

Der Morgen zog in seinem Dämmergrau,
Umsäumt von Roth, herauf am Himmelsblau,
Und mit ihm war der Geister Schaar erwacht,
Die frisch verjagt den Nebelschwarm der Nacht.

Mir aber hing geheimnißvoll ein Traum,
Ein schönes Bild in meines Herzens Raum:
Der Freund, der mich verließ vor langer Zeit,
War mir erschienen aus der Ewigkeit.

Ich hatt' ihm wieder in das Aug' geschaut,
Vernommen seiner Stimme trauten Laut.
Auf meiner Seele Grund stand die Gestalt
So jugendfroh, wie sie mit mir gewallt.

Sie litt nicht, als des Tages Lauf begann,
Daß sich sein Schimmer um mein Fühlen spann;
Sie mahnte lockend mich an's Paradies,
Das mir des Herzens klarer Spiegel wies.

Sie hob mit der Verklärung Zauberkraft
Die Seele mir aus ihres Leibes Haft
Und führte sie in eine hehre Welt,
Wo nur die Ewigkeit das Scepter hält. —

Doch beim Erwachen floh, was ich empfand,
Es riß entzwei der Sehnsucht luftig' Band,
Das aus den zart'sten Fäden leicht sich wob
Und meine Seele zur verwandten hob.

Umsonst frug ich des Himmels goldnes Licht,
Ob aufwärts zog mein theures Traumgesicht,
Umsonst den Nebel, der zerstob im Thal,
Ob es verschwand im hellen Sonnenstrahl.

Ich frug die Erde. Auch sie gab nicht kund,
Ob sie es eingesenkt in ihren Grund.
Es war dahin! — Doch ew'ger Liebe Spur
Bot überall dem Späher die Natur.

Ein Glorienschein lag in dem Silberthau
Auf Laub und Blüthen und auf grüner Au,
Und im Gebirgsthal rauschte hell der Bach,
Als sei ein menschlich' Fühlen in ihm wach.

Es war, als künde seiner Wellen Schwung,
Er ahne leise die Verkündigung,
Die von dem Himmel zu der Erde ging
Und Tod und Leben schloß in einen Ring.

Und aus dem Wald im Schmuck von Sonnengold
Erklangs versöhnend, liebevoll und hold:
„Verwandte Geister trennt nicht Zeit und Raum,
„Was dir im Traum erschien, das war kein Traum."

Friedrich Oſer.

Frühlingsklage.

Wölklein ziehen in den Höh'n,
Schnell gejagt von lauen Lüften;
Wieſen ſtehn ſo wunderſchön,
Veilchen rings im Thale düften;
Aber fern im Haine ſchon,
Horch! weich' banger Klageton!

Weiß es wohl, o Nachtigall,
Ach! was mir dein Lied will ſagen?
Kennt' ihn wohl, der Wehmuth Schall,
In den allerſchönſten Tagen!
Mir auch zittert's durch's Gemüth,
Wie ſo bald der Lenz verblüht!

Friſch hinaus!

Friſch hinaus, friſch hinaus!
Gewandert, gewandert!
Sonne blickt ſo ſchön auf die Welt,
Vöglein ſchlagen im Blätterzelt;
Grün die Matten und bunt die Au,
Weiß die Wölklein im Himmelblau!
Und die Winde, die Winde,
Wie luſtig geſchwinde
Flattern ſie von den Bergen daher,
Als müßten ſie heut noch über das Meer!
Friſch hinaus, friſch hinaus!
Gewandert, gewandert!

Friſch hinaus, friſch hinaus!
Gewandert, gewandert!
Blitzend und ſchimmernd der Ströme Band,
Glühend die Firnen am blauen Rand!
Wogend die Saaten im Morgenthau,
Schmetternd die Lerchen im fernſten Blau!
Und die Bäume, die Bäume
Voll blühender Träume!
Weiter, weiter! Empor, empor!
Und jauchzt und ſingt mit der Vöglein Chor:
Friſch hinaus, friſch hinaus!
Gewandert, gewandert!

Der Bergwald im Frühling.

Kryſtallner Bach,
O halte Wach
Vor meinem lieben Walde!
Hüt' ihm den Traum,
Du Blüthenbaum,
Hoch ragend an der Halde!

So fromm und friſch
Lacht das Gemiſch
Der Buchen und der Tannen:
Habt Acht, habt Acht
Bei Tag und Nacht!
Den Frevler ſchreckt vom bannen!

Den Sonnenſchein
Nur laßt hinein,
Des Mondes Silberſtrahlen:
Wie werden hold
Des Dankes Sold
Mir aller Pracht ſie zahlen!

Den Sänger auch
Nach altem Brauch
Laßt durch die Büſche dringen,
Daß froher Weis
Er neuen Preis
Mag ſeinem Walde bringen!

Abendfrieden.

Wie lachſt du voller Frieden,
Mein Kirchlein, noch mich an,
Da nun der Tag geſchieden,
Und Nacht mich will umfahn.
Im Kirchhof mitten drinnen
So mild ſchaust du hinab,
Und ziehſt hinauf mein Sinnen
Weit über Tod und Grab.

O gieb ihm deinen Segen,
Du letzter Abendſtrahl,
Eh' ſich die Schatten legen
Nun ganz auf Berg und Thal.
Und ich, umrauſcht vom Walde,
Von ſüßem Hauch umweht,
Will bringen an der Halde
Vor Gott mein Nachtgebet.

Morgenständchen.

Noch schlummert sie süß. — Dem rauschenden Wald
Hoch oben sing' ich mein Lied.
O horch! wie's nieder vom Hügel schallt
Und durch die Dämm'rung zieht:
Im Blüthenthal grüß' Gott von fern!
Wach auf, wach auf, mein Morgenstern!

Noch hört sie mich nicht. — Ihr Vögel im Hain
Fliegt nieder, weckt sie mir sacht,
Und zeckt, ihr Lüftchen, an's Fensterlein,
Bis lächelnd sie erwacht!
Im Blüthenthal grüß' Gott von fern!
Wach auf, wach auf, mein Morgenstern!

Nun winkt sie mir zu! — Mein rauschender Wald,
Nun hilf mir singen mein Lied,
Daß lauter, lauter es schallt und hallt,
Eh' ganz die Dämm'rung flieht!
Im Blüthenthal grüß' Gott von fern!
Du bist's, du bist's, mein Morgenstern!

Lebe wohl!

Lebe wohl! Ob wir uns trennen,
Holde, sind wir doch uns nah;
Wie die Stern' am Himmel brennen,
Lodert unsre Liebe ja.
Wie im Thau die Rosen funkeln,
Glüht und blüht sie immerdar,
Und am schönsten aus dem Dunkeln
Muß sie leuchten hell und klar.

Wie in's Blau die Berge ragen,
Muß sie wachsen fort und fort;
Wie die frischen Wellen jagen
Strömt und schimmert unser Hort!
Und noch reicher wird er strahlen,
Führt dich Gott zu mir zurück:
Lebe wohl zu tausend Malen,
Lebe wohl, mein süßes Glück!

Des Liedes Heimath.

Wie Lerchensang im Sturme
Hoch ob dem öden Ried,
Wie Glockenhall im Thurme
Verklang, verklang mein Lied.
Verrauscht nach allen Winden
War Freude gleich und Schmerz,
Bis Gott mich dich ließ finden,
Du treustes, treustes Herz!

Nun schließ' ich ohne Wanken
Dir auf der Seele Grund;
Die heiligsten Gedanken
Wie mach' ich froh sie kund!
Und halt ich dich umwunden,
Wie rauscht und strömt mein Sang:
Mein Lied ja hat gefunden,
Die Heimath lebenslang!

Wie mir der Himmel lacht!

Wie mir der Himmel lacht
Aus deinem Angesichte,
Du ahnst es nicht!
Und wenn dein Mund ein einzig Wörtlein spricht,
Wie gleich voll Pracht
Mir himmlischer Gesang erwacht!

Wie mir der Frühling lacht!
Aus jeder Knospe licht
Die Blüthe bricht!
Dein ist das Himmelreich, du ahnst es nicht,
Mit welcher Macht,
O Kind, mein Kind, dich Gott bedacht!

O Kindheitstraum!

O Kindheitstraum, du schöner Traum
Am fernen grünen Uferſaum!
Wie eines Kirchleins Frühgeläute
Liebſt du mir durch die Seele heute;
Wie erſter Veilchenduft ſo hold,
So linde wie Frühlingsmorgengold!

O Kindheitstraum, du ſchöner Traum,
Fern unterm weißen Blüthenbaum,
Wie ein verwehend Scheidelied
Der Hauch an mir vorüberzieht:
Wann lachſt mit allem Duft und Glanz,
O Traum, du einſt mir wieder ganz?

Alte Klänge.

Horch, o horch, die muntern Klänge
Tranten vor des Hauſes Thür!
Herz, was wird dir traut ſo enge?
Thränen, was drecht ihr herfür?

Ja! es iſt dieſelbe Weiſe,
Die mir einſt die Mutter ſang;
Die als Kind ich laut und leiſe
Fort einſt ſummte Tage lang!

Weiter, Burſchen! froh und herzlich
Sonſt begrüßt, — zur Reiſe dieß! —
Ach! ihr ahnet nicht, wie ſchmerzlich
Euer Spiel mein Herz zerriß!

Vergäß' ein Kind der Mutter Lied?

Vergäß' ein Kind der Mutter Lied,
Ob's längſt ſein Haus gebaut?
O nein! Durch's tiefſte Herz noch zieht
Der Klang wie einſt ſo traut!

Und Segen quillt um Segen draus
Mild wie des Himmels Thau,
Und ſchmückt und ziert des Kindes Haus,
Wie Maiengrün die Au.

Dann kehrt zurück er unbeirrt
In's Mutterherz, drin, ach!
Es ſtiller, immer ſtiller wird
Und einſam allgemach.

Doch, wie durchweht von Blüthenhauch,
Durchſtrahlt von Maienſchein,
O! wird's, ob ſtill und einſam auch,
Nur doppelt glücklich ſein!

Am ſüßeſten duften die Blumen im Wald.

Am ſüßeſten duften die Blumen im Wald,
Wenn die Blize verſprüht und der Donner verhallt;
Wenn ſchimmernd im Reiche der Tropfen noch bebt,
Und tröſtend der Bogen des Friedens ſich hebt.

Am ſüßeſten lächelt ein Auge dich an,
Wenns die Wimper erſchließt mit der Zähre noch dran;
Wenn's jählings im Finge dann liebend dich ſtreift,
Und ſtrahlend und leuchtend gen Himmel dann ſchweift.

Am ſüßeſten grüßet ein Lied wohl dein Herz,
Wenn in heiligem Klang ſich verkläret der Schmerz;
Wenn leis erſt und zitternd der Ton ſich erſchwingt;
Und jauchzend vom Siege des Glaubens dann ſingt.

Alpenbilder.

Federzeichnungen

von

Heinrich Reder.

1.

Meine Sennin, die den Tragkorb
Auf dem Haupt mir leichtlich ſchritt,
Hab' ich frohen Blick's bewundert,
Daß ſie hielt ſo ſich're Tritt.

Als ich ſie darum belobte,
Sucht' zu lächeln wohl ihr Mund,
Doch die Thränen in den Augen
Gaben mir die Wahrheit kund:

„Herr, Euch möcht' ich's gerne ſagen,
Wenn es nicht ſo traurig wär',
Mit dem Kopf iſt leicht zu tragen,
Aber mit dem Herzen ſchwer."

2.

Hoch und höher im Gebirge
Stieg ich froh mit leichtem Schritt,
Als noch dichter bleicher Nebel
Mit der Morgenſonne ſtritt.

Lang beſah ich dieſes Treiben
Wie ſich da und dort erhob
Spitz' um Spitze, bis das Ganze
Voller Sonnenglanz umwob.

Wenn die Leuchte der Erkenntniß
Jetzt nur Auserwählten ſcheint,
Hoff' ich, daß im Lauf der Zeiten
Alle Menſchen ſie vereint.

3.

Fernher zieht ſich durch die Ebne
Raſch ein langer Streifen Qualm —
Weh! Schon rennt das ſtuggeſchwinde
Feuerroß zur grünen Alm.

Durch die friedlich ſtillen Thale
Gellt der Pfeife ſchriller Ton,
Und die Einfalt alter Sitten
Iſt im Schreck davor entflohn.

Auf den glatten Eiſenſchienen
Naht ſich reiſend die Kultur,
Baut Hotels auf jeden Gletſcher
Und vermiethet die Natur.

4.

Schützen ſtehn am Königstage
Um des Feſtes Ehrenſchild,
Eine Scheibe, die zum Schmucke
Trägt des ſchönſten Mädchens Bild.

Auf dem goldgeſtickten Mieder
Gilt das rothe Herz als Ziel;
Wer es trifft, wird Schützenkönig,
Beſſ'res ſteht noch auf dem Spiel.

Wer es trifft, bekommt noch eigens
Von dem Mädchen einen Kuß —
Daß ich g'rade damals fehle,
Macht mir heute noch Verdruß.

5.

Viſa! Tanzmuſik iſt heute
Auf der Schlechtenberger Alm,
Lüftre iſt das Keſſelfeuer
Wohlgeruch der Knaſteranalm.

Dickgeſohlte, nagelſchwere
Schuhe ſchlagen rumpf den Takt
Zu dem Ländler, den ein Holzer
Auf der alten Zither backt.

Hochauf ſchwingt der Bub die Dirne —
Wie ſein froher Juchzer gellt,
Dünkte mich die Hütte ſchöner
Denn ein Saal der ſchönen Welt.

6.

Rauſcht der Regen auf den Schindeln,
Klopft an's Fenſterlein der Wind,
Sitz' ich ſtill am Feuerheerde
Bei dem ſchönen Alpenkind.

Mit den großen blauen Augen
Schaut ſie ſinnend in die Gluth,
Und ein wunderliebes Träumen
Auf dem braunen Antlitz ruht.

Sitz' ich allzunah den Kohlen,
Daß mein Puls ſo fiebernd pocht,
Oder ſind's die blauen Augen,
Daß mein Blut im Herzen kocht?

7.

Wenn das matte silbergraue
Mondlicht um die Alpe fließt,
Süßer wunderbarer Zauber
Märchenhaft sich d'rüber gießt.

Alles scheint verzaubert, geistig;
Wie von schönem Traum umweht,
Wenn der Frieden und die Liebe
Leis vom Himmel niederschwebt.

Durch der Hütte kleines Fenster
Blinkt ein rother Feuerschein,
Kindlich betend kniet die Sennin
Noch im stillen Kämmerlein.

8.

Flammt der Ferner hoch am Himmel
Roth in Abendsonnenglanz,
Scheint darüber ausgegossen
Ew'ger Liebe heil'ge Fluth.

Wie ein Auferstehungstempel
Herrlich in erhab'ner Pracht,
Leuchtet er ein göttlich Wunder
Aus dem tiefen Blau der Nacht.

Wenn jedoch die Gluth entschwunden
Mit der Sonne gold'nem Licht,
Starrt er abgekahl dir entgegen,
Wie ein Todtenangesicht.

9.

Vor dem Schlund der dunklen Höhle,
Welche noch kein Fuß betrat,
Stand ich in Gedanken lange,
Denn verschwunden war der Pfad.

Von dem Rande ließ ich fallen
In den Abgrund einen Stein,
Tonlos ohne Widerhallen
Schlangen ihn die Tiefen ein.

Da gedacht ich deines Herzens,
D'rin ich all' mein Glück versenkt;
Lange harrt' ich, doch kein Echo
Hat es jemals mir geschenkt.

10.

Wenn die Sennin von der Alpe
Wieder treibt hinab ins Land,
Schmückt sie fröhlich ihr Lieblings
Mit dem schönsten Band und Band.

Band und Kranz sind Ehrenzeichen,
Daß die Heerde völlig kehrt;
Wer auch nur Ein Stück verloren,
Dem ist solcher Schmuck verwehrt.

Von der Alpe trieb die Sennin,
Kränze trug die Glockenkuh,
Doch sie selber trug kein Sträußlein,
Hin war ihres Herzens Ruh'.

11.

Das Gebirge hüllen tiefe,
Dunkelblaue Tinten ein,
Golgroth nur die höchsten Kuppen
Glüh'n im Abendsonnenschein.

Und sie glühen heiß und heißer
Wie des Tages Auge sinkt,
Bis allein die letzte Spitze
Purpurn durch das Dunkel blinkt.

Wenn die Sonne ganz versunken
Leuchtet noch ihr rosig Licht,
Wie das Bildniß der Geliebten
Durch die Nacht des Lebens bricht.

12.

Von den Bergen muß ich scheiden
Und dahin ist all' mein Glück.
Meine Freude, meine Freiheit
Laß ich auf der Alm zurück.

Gott behüt' dich, liebe Sennin!
Mache mir das Herz nicht schwer,
Wenn die Rosen wieder blühen
Hoff' ich frohe Wiederkehr.

Juchze nicht, wenn fern am Kirchlein
Du mich siehst zum letztenmal,
Denn du hast mich dort begrüßet,
Als ich stieg herauf vom Thal.

Bernhard Endrulat.

Dichterloos.

Von soviel tausend Frühlingsblüthen,
Die hell im trunkeln Laube glühten,
Wird süße Frucht, ach, eine kaum!
Willst, Dichter, du dein Loos beklagen,
Wenn all dein Singen und dein Sagen
Verüberschwebt, ein nichtiger Traum?

War nicht der Baum im Frühlingskleide
Vielleicht des Wanderers Augenweide,
Der müd' durchschritt den finstern Tann?
Wer weiß, ob nicht des Dichters Zeile
Vor'm Untergang auf kurze Weile
Ein Herz zu holdem Dank gewann!

Blumen zur Herbstreise.

Auf die weite herbstliche Reise
Nimm uns leichte Gesellschaft mit!
Dankbar woll'n wir nach unsrer Weise
Duften und lächeln auf jedem Schritt.
Zwar wo der Herbst, der tödtliche, schauert,
Kurz ein Blumenleben nur dauert,
Aber ein jedes Auge, das bricht,
Jeder verblassende Mund noch spricht
Zärtlich und leise:
Glückliche Reise, glückliche Reise!
Aber die Letzte der Schwesterschaar,
Die trunkne Rose in grünem Haar,
Laß sie an deiner Brust vergeh'n
Mit dem Seufzer: Auf Wiedersehn!

Neuer Frühling.

Frühling, Frühling! — Süß von Düften
In den Lüften schwimmt es wieder;
Ueber den gesprengten Grüften
Jubeln Auferstehungslieder.

Frühling, Frühling! — Alles Dunkel
Wandelt sich in Licht und Farben;
O du Himmel voll Gefunkel,
Erde du voll Blüthengarben!

Frühling, Frühling! — all' die Wonne
Dennoch ungepriesen bliebe,
Sprüng' im Herzen nicht ein Brenne
Neuer süßer, sel'ger Liebe!

Georg Scheuerlin.

Weihe der Nacht.

Der Himmel — will er segnen Wald und Flur —
Er naht im Lenz auf linder Lüfte Spur;

Er sendet auf die Erde lösend, sacht
Den Frühlingsgeruch und die Sternennacht;

Wenn Alles schlummert, heißt er ungesehn
Den Friedensengel durch die Lande gehn,

Der Gras und Laub, vom Sonnenstrahl versengt,
Der jeden Halm mit kühlem Thau besprengt,

Und in das Auge, das sich brennend schließt,
Des Glückes Traum, das Oel der Hoffnung gießt,

Daß, wenn der frühe Tag aus Osten taucht,
Ihm wieder frisch der Blüthen Opfer taucht,

Und wenn die Schläfer weckt der Morgenstern,
Die Herzen neu lobsingen Gott dem Herrn.

Vorüber.

Ein Bächlein ſeh' ich gleiten
Zur Mühle leiſe, ſacht;
Mir träumt von fernen Zeiten,
Von einer ſel'gen Nacht;

Mir träumt von einer Linde,
Von Nachtigallenſchlag,
Von einem ſchönen Kinde,
Das mir am Herzen lag.

Mir träumt von einer Stunde,
Darin ich lauſchberauſcht
An einem ſüßen Munde
Das höchſte Wort erlauſcht.

Das Bächlein an den Weiden,
Der treue Lindenbaum —
Sie ſah'n ihn blühn und ſcheiden
Den kurzen Liebestraum.

Sie rauſchen wohl noch immer
Am alten Mühlenwehr;
Nur gehn die Räder nimmer,
Und küßt kein Lieb mich mehr.

Joſefine Freiin von Knorr.

Helleborus niger.

Wenn Schnee nicht auf den Feldern,
Nur noch die Tannen grün,
Da ſieht man in den Wäldern
Dich, zarte Blume, blühn.

Du ſchmückſt mit deinen Flocken
Das bald entſchwund'ne Jahr,
Du ſtehſt mit deinen Glocken
Im jungen Januar.

Mit deinem Kelch, dem weißen,
Erwächſt du winterlich,
Die letzte Blume heißen,
Die erſte kann man dich!

Ach manchmal im Gemüthe,
Im froſt'gen Lebenslauf,
Geht ſpät wie dieſe Blüthe,
Uns eine Regung auf!

Das Herz den Stürmen offen,
Gewahrt den Lenzhauch jung,
Und weiß nicht, iſt es Hoffen —
Iſt's nur Erinnerung? —

Begegnung.

Der Herrin ging, der alten,
Der alte Diener nach,
All' beide die Stirne voll Falten,
All' beide alt und ſchwach.

Ich kam vorüber an ihnen,
Betrachtete das Paar,
Es ſchien mir Herrſchen und Dienen
Verſchmelzen ſonderbar!

Als würden zwei Masken gehen,
Als wär' es ein Puppenſpiel,
So hab' ich ſie angeſehen
Im wogenden Straßengewühl.

Die Frau im ſeidenen Kleide,
Der Mann im Joch der Livrée;
Wie drückte ſo traurig beide
Des Alters Froſt und Schnee!

Sie gingen zuſammen im Frohne
Derſelben Dienſtbarkeit,
Sie mit der Grafenkrone,
Er im Bedientenkleid.

Thereſe Draun.

Wald-Anemonen.

Sie ſprießen licht aus Waldesnacht,
Ohne bunten Glanz, ohne Farbenpracht,
Wie tiefer Seelen ſtilles Träumen,
Unter den alten, rauſchenden Bäumen. —
Und wenn der Wind vorüber ſtreicht,
Dann neigen ſie ihre Köpfchen leicht

Und grüßen der Sonne golden Licht,
Wo's durch die grünen Blätter bricht,
Und fangen in ihren Kelch, den kleinen,
Die warmen Strahlen, die goldig reinen: —
So erblüh'n ſie, ohne Glanz und Pracht,
Die lichten Kinder der Waldesnacht. —

Wie's Frühling wird.

In Thälern und auf Höhen
Ist Winter rief und weit:
Da regt sich leis die Erde
Aus ihrem stummen Leid:

Sie schaut empor zum Himmel
Und haucht: „ ich liebe dich:
O sende deine Sonne
Und liebend segne mich."

Und Eis und Schnee zerfließen
In heißem Sonnenstrahl
Und tausend Blumen sprießen —
Und Frühling wird's im Thal. —

Heinrich Zeise.

Doppelter Frühling.

Die Zeit der jugendfrischen Lieder,
Sie ist für mich noch nicht verbei,
Im Herzen hallt mir mächtig wieder
Der Jubelruf des goldnen Mai.
Es grünt und blüht an allen Enden,
Es jauchzt und klingt bergauf, bergab,
Wie leicht ruh'st du in meinen Händen
Du treubewährter Wanderstab.

Es grünt im Thal und in den Klüften,
Die Fluth des Quells blinkt silberklar,
Und droben in den blauen Lüften
Jauchzt muntrer Wandervögel Schaar.
Wie sie dort oben jauchzend ziehen,
Wenngleich vom Wandern todesmatt,
So möcht' ich jubelnd auch entfliehen
Dem trüben Dunst und Qualm der Stadt.

Wie jene Vögel nach dem Norden,
Dem Lande ihrer Sehnsucht ziehn,
So möcht' ich an des Meeres Borden,
Und in die stillen Wälder fliehn.
Wo mir die freien Lüfte kühlen
Die heiße Stirn am Strand der See,
Wo rauschend mir die Wellen spülen
Von meiner Brust ein jeglich Weh.

Wie lind die Weste mich umhauchen,
Rings steht im Glanz und Duft das All,
Könnt' ich, du heil'ges Meer, mich tauchen
In deiner Fluthen Prachtkrystall.
Wie wollt' ich laut in frischen Liedern,
Und in Akkorden leicht beschwingt,
Des Frühlings Weihegruß erwiedern,
Der tausendfältig um mich klingt.

Des alten Seemanns Heim.

Ich hab' vereinst in jungen Jahren,
Als mir das Herz noch feurig schlug,
Das weite, stolze Meer befahren,
Die Wogen brachen sich, die klaren,
An unsres Schiffes schlankem Bug.
Es strahlte hoch am Himmelsbogen
Der ew'gen Sonne goldner Schild,
Und drunten murmelten die Wogen
So sehnsuchtweckend, weich und mild.

Und wiederum an Sturmestagen
Hat unser Schiff die Fluth umbrüllt,
Und von des Sturmes Wuth verschlagen,
Durch Meereswüsten hingetragen,
Blieb uns der Sonne Glanz verhüllt.
Dann war's, als ob der Meergeist riefe
Uns in die Nacht, die uns umgab,
In jene bodenlose Tiefe,
In's schauerliche Wogengrab.

Doch wie der Sturm auch brüllen mochte,
Und uns gepeitscht des Südens Föhn,
Die Fluth an Deck und Planken pochte,
Das Meer aufwirbelnd zischt' und kochte,
In seiner Wildheit war es schön!
Und herrlich war's im Sonnenglanze,
Gekräuselt von der Winde Flug,
Wenn's unsre Brigg, gleichwie im Tanze,
Auf sanftbewegten Wellen trug.

Ich wurde alt, mein Schritt ward schwanker,
Die See ruft mich nicht mehr hinaus,
An tiefer Küste warf den Anker
Ich ein gebrechner Greis, ein Kranker,
Zu ruhn nach wilden Stürmen aus.
Daß sterbend noch mein Auge streife
Der Wolken und der Wellen Flug,
Und scheitend übers Meer hinschweife,
— Des Seemann's riefig Leichentuch! —

Heinrich Steinheuer.

Frühling und Herbst.

Wie kehren jene Tage wieder,
Wo sich im Taumel sel'ger Lust
Ein immer frischer Strom der Lieder
Ergoß aus deiner jungen Brust.

Dahin sind auch die freben Stunden,
Wo Seligkeit nur dein Gewinn,
Wo du in dir den Lenz gefunden —
Sie alle sind nun längst dahin.

Wohl glüht das Herz in vollen Schlägen
Für alles Schöne, hoch und hehr,
Doch jener schöne Weihesegen
Der ersten Jugend ist's nicht mehr.

Es ist nicht mehr das reiche Leben,
Blieb dein Gemüth auch frisch und jung;
Dir fehlt der Jugend keckes Streben,
Und der Begeist'rung kühner Schwung.

Es trat zu oft mit strengem Mahnen
Der Geist der That zu dir heran,
Und hieß dich geh'n gemess'nere Bahnen,
Und reifte dich zum ernsten Mann.

Aus märchenhaften Traumgedanken
Erstand dein Geist der forscht und sucht,
Und an den üpp'gen Blüthenranken
Hängt nun die volle reife Frucht.

Was soll die Thräne?

Was soll die Thräne nach all' der Lust?
Die schmerzerfüllte Klage?
Sei stark mein Herz und selbstbewußt,
Und trage voll Muth nun den Verlust
Des Traumbilds goldener Tage.

Dir lachte die Welt in seligster Pracht,
Im leuchtenden Sonnenstrahle
Sind dir die duftigsten Blüthen erwacht,
Und jubelnd hat dir das Leben gebracht
Die schäumendsten Pokale.

Und wenn auch der Lenz der Freude nun schied
In wandelbarer Treue,
So wie er geglüht und duftig geblüht
Er steht wieder auf in deinem Lied,
In Liedern erwacht er auf's Neue.

Godfried Wandner.

Im Mönchsgewande.

Wie oftmals kam der Frühling zur Welt,
Von Glanz umhüllt und Blüthengesegnet,
Wie oft verglühten die rothen Rosen
Im Sturm der herbstlich tosenden Zeit,
Seit sich die schwere Pforte des Klosters
Wie mit den sieben unlöslichen Siegeln
Hinter dem ernsten, schweigenden Mann
Dumpftönend schloß!
Hinter ihm liegt auch Jugend und Hoffen;
Und wunschlos, immer in gleichem Gang
Gleiten die Tage wie Nebelschatten

Des längst begrab'nen treulosen Glücks
Müde vorüber an seinem Herzen.
Sein Antlitz fahl und die Wange welk;
Zum Gürtel wallet der dichte Bart,
Darein die Zeit und die Hand des Grames
Schon früh manch' silbernen Faden wob. —
Ihr jäh verrauschten goldenen Tage,
Tief eingesargt in der stummen Brust,
Weich' zauberisch Walten will euch erwecken
Aus banger Nacht? —

War es der Gottheit prüfendes Walten,
War es ein Trugbild finsterer Mächte:
Heut' sah er sie wieder nach langen Jahren,
Die einst, eine kaum erblühte Knospe,
All' seine Träume himmlisch verklärt?
Er schaute sie wieder, wie er zu schauen
Als einzige, höchste Wonne des Daseins
Einstmals gepriesen.
Nun sah er sie wieder in voller Schöne,
Vom wehenden Schleier duftig umwallt,
Die Locken bekränzt mit Myrthenzweigen.
An ihrer Seite der hohe Mann,

Wie lächelt er selig zu ihr hernieder,
Die nun sein eigen nach heißem Müh'n. —
Und ihre Hände für's Leben verbindet
Der Spruch des Mönch's; doch um die Lippen
Zuckt es wie Hohn ihm und bitterer Fluch.
Verzehrend senkt er die wilde Gluth
Des Blicks auf das schlichtern erbebende Weib. —
Da, siehe, plötzlich quillt eine Thräne
Heimlich hernieder in seinen Bart,
Versöhnend mild und zum Segen wandelnd
Den bösen Fluch.

Und längst noch, da jene Beiden geschieden,
Gesenkten Haupt's mit gefalteten Händen,
Den Glanz der Augen von Schmerz umflort,
Steht sinnend der Mönch — Er träumt von fernen
Hellleuchtenden Tagen voll Sonnengold,
Von Jugend und Liebe.
Leise wie Frühlingssehnen im Herbst
Zittert Erinnerung wonniger Stunden
Ihm durch das Herz.
Er trinkt des frisch hinrauschenden Lebens,
Des bunten wogenden Menschenstromes,
Von dem ihn für ewig heute getrennt hält
Die düstre Schwelle des Klosters, die Macht
Irregeleiteten menschlichen Wahnes. —

Aber draußen im Garten duften die Rosen
So süß wie in Gärten der Glücklichen,
Und vom Gezweig des blühenden Flieders
Schmettert ein kleines buntes Waldvöglein
Hinein in die blaue schimmernde Luft
Sein Lied von Freiheit und Liebe.

Heimkehr.

Der Heimath weiche Luft umspielt mich wieder
Durchbebt von der Erinnrung süßem Glück,
Und führt zurück der Jugend frohe Lieder,
Die alten schönen Zeiten mir zurück.
Wie einstmals säuselt's in den mächt'gen Linden
In fühlem Schatten dort am Waldesſaum,
Wo ich geträumt so manchen goldnen Traum —
Erinnrung bleibt, ob auch die Jahre schwinden.

Wie Märchenzauber rauscht's im dunklen Laube,
Die Rosen glüh'n wie einst in holdem Duft,
Um Rebgelände schwillt die blaue Traube,
Gereift in Sonnengluth der Heimathluft.
Die Burschе jauchzen, schmucke Dirnen singen,
Auf Thal und Höhen rings liegt Glanz und Licht,
Und manches helle Kinderangesicht
Will mir die eigne Jugend wieder bringen.

Und doch kehr' ich in Gram und Thränen wieder
Zurück zu dir mein schönes Heimathland,
Wo ich die alte Pracht, die alten Lieder,
Wo Alles ich — nur Eine nicht mehr fand:
Von der am schwersten damals ich geschieden,
Die Liebste mein im stillen Waldeshaus —
Man trug im Sterbekleid sie jüngst hinaus
Und mit ihr meiner Seele ganzen Frieden.

Waldherbſt.

Wie der Herbſt doch gar ſo bald
All' der Zweige grünes Hoffen
Mag zerſtäuben, daß der Wald
Steht von bangem Weh betroffen;

Daß kein Blumenkelch mehr blüht,
Daß die Vögel ſchweigend trauern,
Und die Welt ſich ſterbemüd'
Birgt in kühlen Nebelſchauern!

Wo vereinſt mit gold'nem Strahl
Lag der Sonnenſchein, der warme,
Recken Bäume ſchwarz und kahl
In die Luft Gefpenſterarme.

Nur der Wind ſauſt ſchrill im Tann,
Sonſt kein Laut in weiter Runde —
Wie ein lieber Traum zerrann
Längſt hier jede frohe Kunde.

Ueber'm Haupt in langen Reih'n
Schau' ich Wandervögelſcharen —
Und mein Herz hüllt Sehnſucht ein
Nach entſchwund'nen Wanderjahren.

Hermann Lingg.

Ein Steuermann wohl möcht' ich ſein
Auf Wogen wild und tief,
Ich lenkte durch Nacht und Wetterſchein
Mein Boot, wenn Alles ſchlief.

Auf hohem Wartthurm in der Nacht
Ein Wächter möcht' ich ſein,
Ich ſchriebe, was Großes ein Volk vollbracht
Der Nachwelt in's Thatenbuch ein,

Und ruhen möcht' ich auf blutiger Hatt',
Und ſchau'n noch vor dem Tod
Die arme Menſchenwelt befreit
Von Elend und aller Noth.

Heinrich der Finkler.

Durch der Fürſten Wahl erkoren
Als des deutſchen Reiches Hort
Von des Heimathſchloſſes Thoren
Zog der König Heinrich fort.

Krönungsboten und Vaſallen
Harrten ſchon im Burghof ſein,
Er noch einmal durch die Hallen
Wandelt tiefbewegt allein.

Wird es ihm wohl je auf Erden
Wieder traut wie hier und gut,
Wird ihm jemals wieder werden
Wie auf dieſer Burg zu Muth?

Seine Vögel, die er hegte
Lockte jetzt der König her,
Sprach zu dem, der ihrer pflegte,
Denn es ward das Herz ihm ſchwer:

Sag mir, wirſt du wohl die Schaaren
Meiner Sänger hier im Saal
Mir auch fürder treu bewahren,
Und verſeh'n mit ihrem Mahl?

Während ich nun geh' zu lernen,
Was man an den Höfen pfeift,
Wo nach rieſes Apfels Kernen
Mancher Has' und Habicht ſtreift.

Wie ſonſt wir die Droſſel fingen
Und den Finken nachgeſtellt,
Sieh, ſo wird mit Neg und Schlingen
Lauern bald auf mich die Welt.

Manchen Raben wern' ich hören,
Der ſich Etwas rechtes deucht,
Der mein Werk mir möchte ſtören,
Und mir meinen Fang verſcheucht.

Sprach's und eine kleine Meiſe
Flog ihm auf die Schulter hin,
Zwitſcherte in's Ohr ihm leiſe:
„König, weißt Du wer ich bin?“

„Ich bin ein gefang'ner Sänger,
„Aus dem Wald kam ich in Haft;
„Aber komme Du nicht länger
„Deines Volkes Muth und Kraft!“

„Trau' den Mauern mit den Zinnen
„Nicht zu viel!“ — ſang's und war fort.
Alſo will ich, Gott befohlen!
Sprach der Kaiſer und hielt Wort.

Gartenfeſt.

Wie blinkte durch die Nacht
Um deinen Hals gewunden
Der gold'nen Kette Pracht!
Wie flogen uns die Stunden!

Durch heller Bäume Glanz
Erklang Muſik herüber,
Und ging ſo eigen ganz
In unſer Schwärmen über.

Was wir uns da entdeckt,
Wie viel wir uns vertrauten,
Wie viel wir halbverſteckt
Erriethen und durchſchauten.

Zur Maske ward das Wort,
Zur heitern, bald zur ernſten,
Und weh ſich ſpielend fort
Bis zu der Sterne fernſten.

Oft ſah uns an im Flug
Aus blüh'nden Schlangenhaare
Ein Schmerz, o groß genug
Für lange Leidensjahre!

Doch ſank davor ſogleich
Ein Eiſenſchleier nieder,
Und ließ uns in ein Reich
Des Glücks und Friedens nieder.

In einem Augenblick
Kam Leid und Freud' wie Wogen
Der rauſchenden Muſik
An uns vorbeigeflogen.

Vorbei flog frühe Zeit
Mit gold'nen Kinderjahren,
Und Zukunft im Geleit
Bekränzter Hoffnungsſcharen.

Vorbei flog Sturm im See
Und Eis und Palmenküſte,
Indeß ich, ſüße Fee!
Dein Händchen hielt und küßte.

Wir ſaßen geſtern wie die Leichen
Da wie zwei Marmorbilder da —
Nicht einen Blick konnt' ich erreichen
So oft ich dir in's Auge ſah.

Das Schweigen war nicht durchzubrechen
Es ſchien mir wie der dunkle Baum,
Wenn man im Traum ſich müht zu ſprechen,
Und fühlt, daß man nicht reden kann.

Die Sprüde gegen mich zu ſpielen
Gelang dir gut, ich wünſchte nur,
Daß Ann're in dem Fach gefielen,
Mir wurdſt du faſt zu ſehr — Natur.

Eine ferne Sonne ſpricht
Aus dem funkelnden Juwele,
Deine Liebe war das Licht
Im dem Abgrund meiner Seele.

In der Erde dunklem Schacht
Leuchten hell die Edelſteine,
In der Seele tiefſter Nacht
Oft Gedanken, ſonnenreine.

Was früher ich an dir durch Haß verſchuldet
Vergälten möcht' ich's dir viel tauſendmal,
Doch fürcht' ich, mehr als vorher du geduldet
Bringt meine Liebe dir nun Leid und Qual.

O wenn du denn von meinem Haß gelitten
So räch' dich jetzt und haſſe mich dafür,
Ich möcht' dich ſelbſt — o Engel! darum bitten,
Du, fürcht' ich leider, du gewähr'ſt es mir —

Denn welche Bitte kannſt du mir verſagen
Wenn du mich liebſt? nur dieſe, ſagſt du, nicht?
Wie aber ſoll den Vorwurf ich ertragen,
Daß meine Liebe dir nur Dornen flicht?

Friedrich Roeber.

Die Sterne.

Zu den Geſtirnen hinauf voll Sehnſucht hab' ich geſehen
Stand ich verlaſſen, allein, tief im Gedränge der Welt.

Ueber dem ird'ſchen Gewölk erglänzte der Strahl des Orion
Leuchtend zur Erde herab ſtrömte des Sirius Licht,

Und in unendlicher Pracht dahinzog golden der Wagen, —
Durch das Dunkel, wie flog glühend die Seele ihm nach!

Hätten mich Schwingen empor zu euch, ihr himmliſchen Welten,
Daß ich dem irdiſchen Drang wäre mit einem entrückt!

Wer gibt Kunde von euch? Da ſiehe, — wir zwingen den Lichtſtrahl
Daß er in lesbarer Schrift euer Geheimniß verräth.

Irdiſch ſeid ihr, wie wir, und erdengleich ſeid ihr gefüget,
Euer Gerippe iſt Stein, Eiſen und Gold euer Blut.

Wer auch bewohnen euch mag, nun weiß ich, daß irdiſche Sorgen
Bilden das Erbtheil auch ihm, irdiſche Mühen und Noth.

Hab' ich entfliehen gewollt, nun halte mich feſt in den Armen,
Mutter Erde! Zu dir kehr' ich beruhigt zurück.

Wie du den Becher mir füllſt aus dem Miſchkrug will ich ihn leeren,
Wie du die Fäden mir webſt, trag' ich das irdiſche Kleid!

Hab' ich begonnen auf dir, es ſei auch auf dir die Vollendung,
Deine Schranke ſie birgt dennoch ein himmliſches Glück.

Die Naturforſcher.

Wär ich euch nimmer gefolgt! Der Natur entreißt ihr den Schleier
Und das erſchrockene Aug' ſieht ein entſtelltes Geſichte!

Alles iſt Irrthum und Täuſchung, ſo lehrt ihr und eitles Trugwerk,
Stumm iſt die uns umgibt, farblos und lichtlos die Welt.

Wenn ſich mit roſigem Hauch der öſtliche Himmel umkleidet
Uns verkündend der Tag nahe mit leuchtendem Schritt;

Oder vergüldend die Sonne ſich ſenkt und die Wolkengebirge
Und der Strom und der Wald ſteh'n wie in lodernem Brand;

Wenn aus der Ferne verhallend der klagende Laut eines Liedes
Dringt in das lauſchende Ohr und uns die Seele bewegt:

Ach, ſie beweiſen es klar: das eigene Aug' ward zum Lügner
Und das eigene Ohr ward zum Betrüger an uns.

Schwingung des Aethers nur iſt der tauſendfarbige Lichtglanz,
Und das Lied, das uns rührt, iſt nur die Schwingung der Luft;

Und die Empfindung der Seele die heute in Schmerzen ſich ausweint
Mit unendlicher Luſt morgen die Bruſt uns erfüllt:

Schwingung der Nerven nur iſt's; — ſie ſtehen und meſſen und wägen,
Was unſ're Herzen durchbebt geben in Zahlen ſie an.

Das Geheimniß des Seins, es wird zum Rechenexempel
Und der ſchaffende Gott löſ't in der Gleichung ſich auf!

Wär' ich euch nimmer gefolgt! Der Natur entreißt ihr den Schleier
Und das erſchrockene Aug' ſieht ein entſtelltes Geſicht.

M. v. Eſchenbach.

Volles Maaß.

Ein halbes Können, halbes Streben,
Kein rechter Ernſt, kein rechter Scherz,
Kein Sinken tief, kein kühnes Heben,
Den Kopf ſo warm, ſo kühl das Herz!

Kein heißer Wunſch, kein voll Genügen,
Mein Pfad nicht dunkel und nicht hell,
Kein Labetrunk in langen Zügen
Aus reinen Fluten: Lebensquell!

O Gott du gibſt mir nicht den Frieden
Und nicht des Kampf's bewegte Luſt,
Erprob' die Kraft die du beſchieden
Erprob' den Muth in meiner Bruſt!

Was du mir gabſt, laß mich's bewähren,
Mein ſtürmiſch Fleh'n ſteigt himmelwärts:
Willſt du kein ganzes Glück gewähren,
Gewähr' denn einen ganzen Schmerz!

Guter Rath.

O frage nicht: Warum? Wozu?
O frag' nicht: Wie ſoll's enden?
Der innern Stimme folge du
Und laß die Zeit es wenden.

Beginn dein Werk mit friſchem Muth
Wenn du mit dir im Reinen;
Das Ende liegt in Gottes Hut
Der Anfang in der deinen.

Grabſchrift.

Im Schatten dieſer Weide ruht
Ein armer Menſch, nicht ſchlecht noch gut.
Er hat geweint mehr als gelacht,
Hat mehr gefühlt als wie gedacht,
Er hat geliebt und viel gelitten,
Hat ſchwer gekämpft und — nichts erſtritten.
Nun liegt er endlich ſanft geſtreckt,
Wünſcht nicht zu werden auferweckt,
Wollt' Gott an ihm das Wunder thun
Er bäte: Herr, o laß' mich ruhn!

Albert Traeger.

Barfuß.

Prangt die Welt im grünen Kleide,
Dehnt sich weich die Wiesenflur,
Gibt der holden Augenweide
Weide der Gedanke nur,
Daß von allem Winterleide
Ausgelöscht die letzte Spur,
An des Frühlings froher Gabe
Seinen Theil der Aermste habe.

Denk' an euch, ihr armen kleinen
Füße, die ihr, unbewehrt,
Frierend an gefror'nen Steinen
Bis auf's Blut euch oft versehrt,
Wo sich Lieb' und Sorgfalt einen,
Wart euch gehen nicht gelehrt,
Birt're Noth auf rauhen Wegen
Treibt dem Elend euch entgegen.

Sehr, ein Teppich liegt gebreitet,
Voll und luftig, weich und warm,
D'ranf ihr leicht und sicher schreitet
Sonder Hinderniß und Harm.
Eine Stätte ist bereitet
Eurer Spiele munter'm Schwarm,
Fühlt an diesen Segenstagen
Ihr auch wohliges Behagen!

Der dem Vogel das Gefieder
Wie dem Baume gab das Laub,
Auf der Blüthe Kelch hernieder
Streute den buntfarb'gen Staub,
Ließ er eure zarten Glieder
Mancher Fährlichkeit zum Raub,
Seid ihr darum doch nicht minder
Auch des lieben Gottes Kinder.

Wenn das Gras euch seine Grüße
In der Hoffnung Farbe bringt,
Tummelt euch, ihr kleinen Füße,
Daß durch's Grün ihr lustig springt.
Ach, des Frühlings wonnesüße
Spanne ist so leichtbeschwingt,
Und von einem Lenz zum andern
Müßt ruch Schnee und Eis ihr wandern.

Ob kein Weg dann weiter führet
Euch durch das verlass'ne Land,
Gabenlos und ungerühret
Alles euch sich abgewandt:
Die im Frühling ihr verspüret
Unter euch, die milde Hand,
Wird mit väterlichem Walten
Gott auch über euch stets halten!

A. Ebeling.

Der Traum des Armen.

Der Arme schläft. — Es wirft der Mondenschimmer
Auf seine Lagerstätte Ruh' und Frieden;
Du einzig Glück der Armuth: kurzer Schlummer!
O sei gesegnet Schlaf! Wie schwer auch immer
Das Leben drückt mit seinem Schmerz und Kummer,
In dir ist uns ein Lethetrank beschieden.

.... Und sieh, ein schöner Knabe,
Beim Traumes Dämmerschein,
Mit seinem Zauberstabe
Tritt zu dem Schläfer ein.

Da steigen Lustgebilde
Herauf im Sonnenlicht:
Zum reichen Lenzgefilde
Wird hell das Traumgesicht.

Viel Blüthenflocken fliegen
Rings durch die weite Flur,
Und Silbervögel wiegen
Den Fittich im Azur.

Erhab'ne Säulen tragen
Ein Dach krystallenklar,
Und in der Ferne ragen
Die Berge wunderbar.

Weit dehnen sich die Matten
Zu dunklem Wiesengrund;
Im kühlen Palmenschatten
Ein Paradiesesmund.

Viel Purpurrosen schaukeln
Sanft in der Maienluft,
Und goldne Falter gaukeln
Berauscht in ihrem Duft.

Und lächelnd zieh'n vorüber
Gestalten Arm in Arm;
Kein Thränenblick, kein trüber,
Kein sorgenvoller Harm!

Das Antlitz eines Jeden
So Jugendluft-erhellt!
Ein Liebesgruß aus Eden,
Der alle Herzen schwellt!

Von Laubgewind umhangen
Geht auf ein ſtolzer Saal,
Darin im Feſtesprangen
Ein reichbeſetztes Mahl.

Der Gäſte froh Gedränge
Naht unter Jubelſchall,
Und Engelsharfenklänge
Durchtönen rings das All.

Da ruft es laut von Oben:
„Willkommen, tritt herein!
Wer niedrig, wird erhoben,
Der Ehrenplatz iſt dein!

Der du ſo lang inmitten
Des Grams, der Noth gewohnt,
Du haſt genug gelitten,
Jetzt biſt du ſchön belohnt!"

Ein Leuchten, gottgeſendet,
Füllt ſonnengleich den Plan,
Er ſchaut, vom Glanz geblendet,
Die Himmel aufgethan.

.... Der Arme ſchläft. — Die lichte Traumeswonne
Hat trügeriſch geröthet ſeine Wangen;
O dürft' er ſo aus dieſem Leben ſcheiden!
Der gold'ne Morgen naht, und ſieh', die Sonne,
Die immer ihn geweckt zu neuen Leiden,
Iſt über einem Todten aufgegangen.

Georg Scherer.

Getrennte Bahnen.

Zwei Sterne, die in ihrem ew'gen Gleiſe
Am Himmel gehn, begrüßen ſich von fern;
Sie nähern ſich, ſie ziehn ſich an — wie gern
Vollbrächten ſie zuſammen ihre Reiſe!

O kurzes Glück! Schon trennt unmerklich leiſe
Das Schickſal ſie. „Fahr wohl, du ſchöner Stern!"
Blinkt jener, denn er fühlt im tiefſten Kern,
Daß er um eine and're Sonne kreiſe. —

So zogſt auch du mich einſtmals mächtig an,
Ein lichter Stern in meiner Nacht hienieden;
Du ſchiedeſt — und der holde Traum zerrann.

Doch was auf dieſer Welt an Glück und Frieden
Durch Frauenhuld dem Manne werden kann —
Es ward mir voll und reich durch dich beſchieden.

Im Walde.

„Seht nun, Brüder, wie ein Thurm,"
Sprach im Forſt die alte Eiche;
„In den Lüften raſt der Sturm
„Und ſchon naht er uns'rem Reiche.

„Junges Volk, noch reich belaubt,
„Schließt euch dicht an uns, die Alten;
„Stramm den Stamm und hoch das Haupt,
„Laßt uns feſt zuſammenhalten!"

„Kinder," ſprach die Weide, „dreht
„Fügſam euch nach allen Winden;
„Schmiegt und biegt euch wie es geht,
„Daß wir unverſehrt uns finden!"

Rief das Moos: „Was das Gebölk
„Schwatzt von Kämpfen, Schmiegen, Ducken!
„Fühl' auf meinem grünem Pelz
„Nur ein höchſt behaglich Jucken." —

Doch die Windsbraut fährt alsbald
In den Forſt, die Bäume zittern;
Bis zum Grund erbebt der Wald,
Wipfel brechen, Stämme ſplittern.

Und aus Wolken, ſchwarz verhüllt,
Wirft der Sturm des Blitzes Schlange,
Und des Donners Stimme brüllt
Dumpf ihm nach auf ſeinem Gange. — —

Tief zerſpalten und zerfetzt
Steht der Baum, ein wunder Streiter;
Moos und Weiden, unverletzt,
Begetiren ſorglos weiter.

Joſef Weiſen.

Vergeſſen.

O trat zu mir der milde Todesengel,
Verklärt ſein Aug', das ſonnenhelle, blickt,
Und freundlich ſpricht er: „Bin zu dir geſchickt,
„Nach Gottes Rath wirſt dieſer Welt voll Mängel
„In einem ſanften Tod, du jetzt entrückt,
„Mach dich bereit, ſag' Lebewohl der Erde,
„Aus morſchem „Sein" keimt dir ein ewig „Werde".

„Und weil du an des Lebens ſtolzem Mahle,
„Dem lockenden, nie lebensfroh gepraßt,
„Der Freuden Kelch mit ſcheuer Hand gefaßt,
„Und unverrückbar nach dem Ideale,
„Ob irrend oft, doch treu gerungen haſt,
„Weil du dein Glück geſucht in deinem Innern,
„Nimm von der Erde mit dir Ein Erinnern.

„Beſinne dich und wähl' das Erdgedenken,
„Das du in dir willſt retten aus der Zeit,
„Daran dich flammern eine Ewigkeit.
„Denn Alles wird ſich ſchnell in Nacht verſenken,
„Was je in dir ſich regt' von Luſt und Leid.
„Nur Eines bleibe dir, dieß Eine wähle
„Dir für die Ewigkeit, o ew'ge Seele!"

Da ſchrie ich auf: „„Nicht ſterben macht mich jammern,
„„Leb' wohl, o Erde, wo ſo viel ich litt,
„„Doch eine Welt von Bildern zu mir tritt; —
„„Wie Kinder, die ſich an den Vater klammern,
„„Der ſcheiden will, und flehen: Nimm uns mit,
„„So drängt ſich zu mir her mein ganz Gedenken!"" —
„Umſonſt, nur Ein Erinnern darf ich ſchenken."

„„Nur Eins? — und all das aun're wird vernichtet,
„„So tönt zu mir dein fürchterliches Wort! —
„„Was rette ich mir nur in's Jenſeits fort? —
„„Was war, wenn ſich mir alles hat verflüchtet,
„„Auf dieſer Welt mir Anker ſchon und Hort? —
„„Das Beſte, was ich als Poet erſtrebte,
„„Es war zugleich das Beſte, daß ich lebte.

„„Mein letztes Werk, ich hab' es kaum beendet,
„„Mit Stolz darauf mein Auge ſcheidend ruht,
„„Ich prüf' es nochmals und es ſcheint mir gut,
„„Die letzte Kraft hab' ich daran verſchwendet,
„„Geſchrieben es mit meines Herzens Blut,
„„Laß ewig feſt mich im Gedächtniß halten,
„„Der letzten Dichtung theuere Geſtalten! — —""

— „Durchſinne wohl, was du dir ausgewählet,
„Wann thateſt du im Schaffen dir genug?
„Was heute der Vollendung Siegel trug,
„Schien morgen ſtets dir halb und halb verfehlet,
„Und über dich des Zweifels Brandung ſchlug,
„Jetzt möchteſt du ſolch' qualenreiches Schämen,
„Ein höh'rer Geiſt mit dir in's Jenſeits nehmen? —"

„„Ich danke dir! Mag denn mit mir vergehen,
„„Das, was ich schuf, ist's doch nur stümperhaft,
„„Ein Ant'res sei der ew'gen Nacht entrafft,
„„Bleib' über mir gleich einer Sonne stehen
„„Im Lieben liegt des Menschen beste Kraft,
„„Das was ich liebte sollst als **Angedenken**
„„Du güt'ger Geist mir voll **Erbarmen schenken.**

„„Von allem, was ich liebte, sei erlesen
„„Ein dreifaches mir zur Erinnrung nur,
„„Zwei Kinder hab' ich, die gab mir Natur,
„„Ein Weib besitze ich, ein edles Wesen
„„Das mein durch Liebe mehr noch als durch Schwur,
„„Mag reißen der Erinn'rung ganze Kette,
„„Wenn ich aus ihr nur dieses Glied mir rette.""

„Was wär's für dich, denkst du an sie zurücke? —
„Du bleibst doch ewig ihnen unnahbar!
„Du wüßtest sie umdräuet von Gefahr,
„Zu jeder Stunde Beute der Geschicke,
„Und eig'ner Leidenschaften gier'ger Schaar,
„Könnt' dieß zu denken dir wohl Trost bereiten,
„Daß, die du liebtest, leben, leiden, streiten?"

— „„Verhülle mir's! — Ich will sie nimmer sehen,
„„Die ich in Hut der güt'gen Gottheit weiß,
„„Doch Eins, dieß letzte, geb' ich dir nicht preis,
„„Mein eig'nes „Ich", darf nicht in Nichts verwehen,
„„Mein ganzes Sein begehrt dieß wild und heiß,
„„Ich darf mir selbst nicht wie ein Dieb entschlüpfen,
„„Ich muß mein „Künftig" an mein „Heute" knüpfen.""

— „Dein „Ich" willst du, dein eigenstes, behalten!
„Was ist dein Ich? Wann war es je dir treu?
„An jedem Tag verlorst du es auf's Neu,
„Es äffte dich in quälendsten Gestalten,
„Bald war es stark, bald schwach, bald That, bald Reu,
„Nur darum warst du hier zur Qual erlesen,
„Weil eben dieses „Ich" dein „Ich" gewesen! —

„Erdrücke ihn, den Dämon, der dich bindet,
„Erkenne, diese Welt ist Schein und Trug,
„Sag' muthig zu dem „Ich": Nun ist's genug! —
„Du sprichst es schon?! — Der Erde Schwere schwindet,
„Und aufwärts trägt dich eigner Schwingen Flug
„Hinein in's Licht und würdig bist du dessen,
„Du bist befreit, weil Alles du Vergessen."

Eduard Brauer.

Denksprüche.

1.

Wie von den spiegelhellen
Nur leicht bewegten Wellen
Musik in sanftem Schwellen,
Ob arm und schlicht, doch lieblich klingt,
So klingt's, wenn vom Gemüthe
Voll klarer Seelengüte
In's Herz, dem Leid erblühte,
Ein sanftes, schlichtes Wort des Trostes dringt.

2.

Wer Liebe mißt nach Gabenwerth,
Ist Liebe nicht zu haben werth.

3.

Ärgerfluß — Überdruß,
Halt Maß im Wunsch und im Genuß,
Blasirter Mann — blessirter Mann,
Der nimmer Heilung finden kann.

4.

„Nur Lumpe sind bescheiden"
Hört' ich den Dichter sagen?
Ja, Lumpe sind bescheiden,
Wie Mücklein auf den Haiden
An heißen Sommertagen,
Die ohne Scheu und Zagen,
Trotz Schlagen und Verjagen,
Uns plagen und zernagen.

5.

Gottglaube läßt sich nicht studiren,
Durchdringt er dir nicht Herz und Nieren,
Du wirst ihn nie exegitiren.

6.

Göttersöhne, Kinder Gottes
Hat man weiland uns genannt,
O des Jammers, o des Spottes!
Aller Welt wirr's nun bekannt:
Affi ist unser Urpapa,
Vivat Physiologia!

7.

Wer einmal A sagt, hat auch B zu sagen,
Nicht so bedeute!
Wer immer Ja sagt hat dann Weh zu sagen
Am letzten Ende.

8.

Wo Macht und Pracht sich würdig eint,
Mag Hoheit wohl gedeih'n,
Was ohne Maßen rauscht und scheint,
Ist meist nur Rausch und Schein.

A. Bläsing.

Raum und Zeit.

Mit dem Fortschritt der Zeit
Bleibt kein Ort mehr so weit,
Man erreicht ihn gar bald
Durch des Dampfes Gewalt.

Das geflügelte Wort,
Hoch in dem Drahte dort,
Eilt durch des Menschen Witz
Ebenso wie der Blitz.

Schneller denn beide noch
Fliehen die Jahre doch;
Schauet der Mensch zurück:
Sein Leben — ein Augenblick!

Karl Freih. v. Gumppenberg.

Zeitbilder.

Tüchtiger Minne
Ritterlich Streben
Ehrbaren Handwerks
Emsiges Weben:
Fremm in Gedanken
Thaten und Wort: —
Das war der Ahnen
Losung und Hort!

Lustig gelebt und
Fröhlich gestorben,
Hurtig verthan und
Langsam erworben:
Viele geküßt und
Keine gefreit: —
Das ist der Wahlspruch
Unserer Zeit!

Fröhlich gelebt und
Ehrlich gestorben,
Leben gespart und
Geistig erworben,
Eine geküßt und
Eine gefreit: —
Wann wird sie kommen
Die goldene Zeit?

Storch und Thürmer.

Der Thürmer sieht einsam und sehnend
Im hohen Thurmgemach,
Und über ihm klappert ein Storchpaar
Und baut ein Nest am Dach!

Der Thürmer sieht's und es fällt ihm
Mit einem Male ein,
Daß traurig macht solch' Sehnen
Im Thurmgemach allein!

Und als die röthlichen Blätter
Der Herbstwind jagt um's Dach,
Da küßt ein trautes Weibchen
Der Thürmer im Thurmgemach!

„Leb' wohl du klappernd Storchpaar,
Nur kehrst du wieder im Mai,
So bring' was Schönes im Schnabel,
Sonst ist kein Spaß dabei!"

G. Pfarrius.

Die goldne Zeit.

Was füllt die Brust so innig
Mit sehnsuchtsvollem Leid,
Wenn uns die Dichter singen
Von einer goldnen Zeit?

Was gibt das Herz so gläubig
Sich hin und zweifelt nicht,
Wenn von des Paradieses
Verlust die Sage spricht?

Was flieht in hehren Träumen,
Der Trübsal abgewandt,
Der Geist in höchster Wonne
Nach jenem Fabelland?

Es führt ja die Geschichte
Nach Eren nicht zurück,
Sie weiß von keinem reinen,
Vollkommnen Erdenglück;

Es kämpften ja die Menschen,
An Schwäche wie an Kraft,
Gleich uns zu allen Zeiten
Mit Schmerz und Leidenschaft;

Es dreht sich ja im Wechsel
Ein ew'ges Schicksalsrad
Und nimmer grünt auf Erden
Der Freuden volle Saat.

Doch sieh', o sieh' die Kleine!
Was hemmt den freien Lauf?
Wie blicken ihre Aeuglein
So freudefunkelnd auf?

Welch' himmlisches Entzücken!
Sie traut dem Glanze kaum,
Der sich ihr naht: der Engel
Bringt ihr den Weihnachtsbaum.

O schaue die Verklärte,
Den seelenvollen Blick!
Hier ist's, hier tritt in's Leben
Vollkommnes Erdenglück.

Gedenke deiner Jugend
Geschwund'ner Freudigkeit:
Das war das Götterleben,
Das war die gold'ne Zeit.

Ihr lichte Friedensauen
Im schönen Jugenbland,
Ihr Fluren mit des Baches
Verbrämtem Blüthenſtrand,

Ihr goldnen Hügel, glänzend
Im hell'rem Sonnenſchein,
Ihr Thäler, duftdurchdrungen
Von schönerm Blüthenhain,

Euch findet nimmer wieder,
Wer einmal euch verließ,
Ihr ſchwanket von der Erde,
Ihr war't das Paradies.

J. Priem.

Arabella.

Zaubernacht in Altcaſtilien,
Süß durchwürzt von Blumendüften,
Wo die Lorbeerzweige ſchaukeln
Auf den Fluthen des Duero; —

Jener Mann im ſchwarzen Mantel
Mit dem ſchmerzdurchfurchten Antlitz,
Der dort ſinnend, finſtren Blickes,
An des Fluſſes Ufern wandelt,

Hat kein Auge für die Reize,
Die ſo üppig dich umgürten,
Lauſcht nicht auf die Zauberklänge
Deiner Sänger in den Hainen.

Mit des Wahnſinns ſtarrem Blicke
Schaut hinab er in die Fluthen,
Und ein tiefer Seufzer miſcht ſich
In den Sang der Nachtigallen.

„Arabella, Wunderblume
„Aus dem Garten von Cordova,
„Soll am Anblick deiner Reize
„Nimmermehr mein Herz geſunden?

„Soll in Dämmernacht mein Auge
„Bleiben, und der Strahl des Lichtes
„Nicht den goldnen Tag mir künden,
„Der aus deinen Blicken leuchtet?

„Nun, ſo ſoll auch nicht der fahle,
„Blaße Schein der Erdenſonne
„Mit dem falſchen Licht mich blenden,
„Das der Menſchen Troß vergöttert.

„Ew'ge Nacht ſoll mich umgeben!
„Nehmt mich auf ihr kühlen Fluthen,
„Löſcht das matte Licht der Augen
„Und die heiße Gluth im Buſen!"

Und er richtet ſich zum Sprunge,
Plötzlich faßt ihn an dem Kleide
Rücklings eine Hand, — es tönnert
„„Halt, Senvor,"" ihm in die Ohren.

„„Euer Weg iſt auch der meine,
„„Laßt uns doch zuſammen gehen
„„Nach dem ungewiſſen Ziele!
„„In Geſellſchaft geht ſich's beſſer.""

Doch die Worte, ſie verhallen
Ungehört vor ſeinem Ohre:
„Arabella! Arabella," —
In dem Laut liegt ſeine Seele.

Nur der Laut, der ſchmerzensvolle,
Ringet ſich aus ſeinem Munde;
Weithin durch die Nacht erſchallt es
„Arabella! Arabella!"

Und noch feſter packt der Fremde
Krampfhaft ihn am ſchwarzen Mantel:
„„Ja, der Name, der unſel'ge,
„„Iſt's, der in die Fluth mich treibet.

„„Arabella von Cordova
„„Hätt' ich niemals dich geſehen!
„„Wäre niemals deiner Stimme
„„Zauber in mein Herz gedrungen! —""

„Ha, ſo wühlt in eurem Buſen
„Gleiche Qual? — und gleiches Sehnen
„Läßt auch eures Schmerzes Lethe
„In des Stromes Fluthen ſuchen?

„Habt auch Ihr der Mandoline
„Saiten laut ertönen laſſen,
„An dem ſteinernen Balkone,
„Steinern wie ihr Herz, das kalte?

„Habt auch Ihr umſonſt geflehet
„Nächtelang, es zu erweichen,
„O ſo kommt, mein Schmerzgewoſſe,
„Kommt, die Fluth, ſie iſt barmherzig." —

„„Ich? Umſonſt? O wär's geweſen!
„„Ueberoll hat ſie den Beter
„„Ihrer Gunſt mir dargeboten,
„„Denn mein Weib iſt ſie geworden.""

„Euer Weib? Ha!" — Nach dem Dolche
Zuckt die Hand des Eiferſücht'gen —
„„Laßt! O laßt!"" So ſprach der And're,
„„Eben deshalb ſuch' ich Ruhe;

„„Ew'ge Ruhe vor den Stürmen,
„„Die mein Stilles Haus durchtoben,
„„Seit die Blume von Cordova
„„Dort als Herrin eingezogen! —""

Als der neue Morgen graute,
Saß im Söller der Poſada
An den Ufern des Duero
Noch ein fröhlich Paar beiſammen.

Nicht der brauſende Duero
War der Lethe ihrer Qualen,
In dem Wein von Alicante
Liegt der Beiden Schmerz begraben.

Verbeſſerung.

„Auf're Wieſen grünen wieder"
So beginnt ein altes Lied,
Und an ſeinen Melodieen
Sang ſich manche Kehle müd.

Aus dem hübſchen Frühlingsliedchen
Liegt die Stelle mir im Sinn:
„Kühner wird jetzt jeder Schäfer,
„Sanfter jede Schäferin." —

Einmal ward's in einer Schule
Auch gar fleißig exerzirt,
Und die Jugend ſchrie gewaltig,
Und der Lehrer war gerührt;

Deſto weniger der Pfarrer
Als er in die Schule trat:
„Herr Magiſter, Herr Magiſter,
„Das iſt keine gute Saat!

„Solche Lieder ſind der Jugend
„Nur zu oft ein ſüßes Gift,
„Wenn Ihr Lieder ſingen wollet
„Singt ſie aus der heil'gen Schrift!" —

„„Doch die Melodie, Herr Pfarrer,
„„Ach, ſie iſt ja wunderſchön!"" —
„In den Tönen ſteckt der Teufel,
„Die mit ſolchem Texte geh'n!

„Fühlt Ihr in des Liedes Worten
„Nicht den ſchlau verſteckten Sinn:
„Kühner wird jetzt jeder Schäfer,
„Sanfter jede Schäferin?" —

„„Ach, des ſüßen Frühlings Kommen
„„Iſt ja nur damit gemeint;
„„Fühlen Sie nicht ſelbſt Herr Pfarrer,
„„Daß die Sonne wärmer ſcheint?

„„Daß der Lüfte ſanftes Weben
„„Jede Bruſt mit Wonne füllt,
„„Und der Lerche lauter Jubel
„„Manches Weh im Herzen ſtillt?""

Und der Pfarrer zieht die Doſe,
Voll mit Spaniel gefüllt:
„Ei, gewiß, mein Herr Magiſter,
„Doch es bleibt ein kühnes Bild.

„Und man weckt in jungen Herzen
„Nur zu leicht der Welten Luſt,
„Ach, ein einzig Wörtchen zündet
„Oft die Flamme in der Bruſt.

„Doch, ich will's ſo ſtreng nicht nehmen,
„Singt im Gottes Namen fort,
„Aber ändert in dem Liede
„Nur ein einzig kleines Wort;

„Laßt die Kinder künftig ſingen —
„Unverändert bleibt der Sinn:
„Kühner wird jetzt jeder Käfer,
„Sanfter jede Käferin!"

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Unter der Linde.

Verklungen iſt es in der Linde Kronen,
Verlöſchelt in der Wipfel leichtem Säuſeln,
Im Duft der Abendröthe iſt's zerronnen,
Verſunken in der Wellen leiſem Kräuſeln.

Was es geweſen, weiß ich nicht zu ſagen,
Ob es geweſen, weiß ich das doch kaum,
Die Schwalbe mocht's im Fluge weiter tragen,
Der Sonnenſtrahl umwob den wachen Traum.

So wie die Liebe ſchien's ein Kind der Schmerzen,
So wie die Jugend war's getränkt mit Luſt,
Es ſtieg empor, als käm's aus meinem Herzen,
Und wieder ſank's zurück in meine Bruſt.

Skalda.

In's ſtolze Reich des Nordens, in König Sigurds Hans
War der Verrath geſchlichen, und brachte Mord und Graus;
Das Trinkhorn ging im Kreiſe, der Harfner ſang beim Mahl,
Da traf die frohen Reken der Feinde ſcharfer Stahl.

Erſchlagen ſank der König und ſeine hohe Frau,
Die Fürſtenkinder lagen geknickt in rothem Thau,
Nur eines blieb vergeſſen, beiſeite wimmert's leis,
Nur Einen faßte Keiner, das war der Harfnergreis.

Jetzt irrt er durch die Hallen, die oft ſein Sang erfreut,
Er ſchlug die edle Harfe zum letzten Male heut;
Aus dunkler Ecke ruft ihn das ſcheue Königskind,
Er nimmt's in ſeine Arme, er hegt es treu und lind.

Mit ihm und mit der Harfe entflieht er in die Nacht,
Die Flammen ſpringen lüſtern ſchon um der Zinnen Pracht;
Wie retter er das Mädchen aus freier Mörderhand?
Sie ſchreien wild und ſtürmen ihm nach hinaus zum Strand.

Es bläht kein Schiff die Segel am Ufer öd' und leer, —
Da ſchleudert er die Harfe hinunter in das Meer,
Und legt auf ihre Saiten, als wär's ein Kahn, das Kind,
Mehr als auf Menſchenherzen, vertraut er Flut und Wind.

Und ſieh, die Lüfte koſen, mitleidig rollt die Flut,
Als wär' das Kind gegeben in guter Geiſter Hut;
Die Harfe gleitet leiſe, das Kind ſitzt lächelnd drin,
Der Purpurmantel flattert als Segel drüber hin.

Das Morgenroth umſchimmert's ſchon fern vom Unglücksſtrand,
Grün aus den Fluten hebt ſich ein ſtilles Inſelland,
Und wie oft ſeit'ne Märe weit wandert über's Meer,
So ſchwimmt auf treuer Harfe das Königskind daher.

Den Männern, die's begrüßen, iſt der Geſang gar werth,
Sie ehren hoch die Götter, und führen ſtolz das Schwert,
Drum wird das holde Wunder in frommer Art gehegt,
Im Tempel hängt die Harfe, das Kind wird treu gepflegt.

Es wächſt empor zur Jungfrau, ſo ſchön wie keine war,
Im Schmucke goldner Locken, mit Augen ernſt und klar;
Und wie ihr treu die Harfe, blieb ſie der Harfe treu,
Und hielt daran in frommer, in gottgeweihter Scheu.

Im ſtillen Tempeldunkel, im alten heil'gen Hain
Erklang oft ihre Harfe, ſang ihre Stimme drein,
Und wunderbare Sagen, die nie ihr Ohr vernahm,
Entfloſſen ihren Lippen, wenn die Begeiſtrung kam.

Sie ſang von alten Helden und von der Minne Glück,
Von feſtlich frohen Tagen, von gräßlichem Geſchick;
Bald ſchien's, daß ſie's erlebte, bald, daß ſie es erfand,
Nie hat ſie es verkündet, wo ihre Wiege ſtand.

Ein hoher Götterwille verſchloß oft ihren Mund,
Dann gab ſie ſeltne Runen und viel Geheimes kund;
Kein Arm hat ſie umſchlungen, kein Mann um ſie gefreit,
Die Jungfrau blieb den Göttern und dem Geſang geweiht.

Dräxler-Manfred.

Die Brüder.

1.

In der alten Stadt Gerona,
Jetzt wohl fünf es siebzig Jahre,
Lebten einſt zwei ſchöne Brüder,
Don Enrico, Don Fernandez,
Von Alvera, gleich an Wuchſe,
Gleich an Miene und an Sprache,
Und ſo feſt ſich liebend, daß man
Sie die beiden Einen nannte.
Ruhm und Waffen war Enrico's,
Liebe war Fernando's Banner: —
Alſo unterſchied das Streben
Die ſich ähnlich ſonſt in Allem,
Die das Aug' nur mühſam kannte
Unterſcheiden von einander.
Und Chlorinde war die ſchöne,
War die reizgeſchmückte Dame,
Deren Blicke liebezündend
In Fernando's Seele trafen.
Was im tiefen Herzen glimmend
Wie ein Funken erſt geſchlafen,
Trat bald aus der Lippenpforte,
Liebesflammen um ſich ſtrahlend.
Herz um Herz und Lieb' um Liebe,
Alſo ward der Tauſch begangen,
Und Fernandez und Chlorinde
Lagen in den ſchönſten Banden.
Deſſen faßte beide Brüder
Wohl ein tiefer, tiefer Jammer,
Weil der Trennungstag erſchienen,
Weil die Scheideſtunde nahte,
Weil ſie beide in der Ferne
In dem heißen Tanz der Waffen
Ehre ihrem Vaterlande,
Ruhm ſich ſelber ſollten ſchaffen.
Den Enrico fühlte Schmerzen
Bei des Bruders tiefem Grame,
Den Fernandez heiße Qualen
Beim Gedanken an die arme,
An die weinende Geliebte,
Die betrübt und ſtill verlaſſen
In die unſichtbare Ferne
Hauchen werde ihre Klagen.
Und ſo ſtanden beide Brüder
Sich verſtehend ſtill beiſammen,
Blickten ſich in's naſſe Auge,
Küßten ſich die feuchte Wange,
Und ſie ſprachen und ſie ſchwuren —
Nur die dunkle Nacht vernahm es:
Auszudauern feſt in Leiden,
In des Schmerzes wildem Kampfe,
Auszuhalten kühn im Streite,
In des Krieges heißem Kampfe,
Sich zu lieben bis im Tode,
Bis im erzbedeckten Sarge,
Und mit feſtem Muth zu rächen
Jedes Ueble, jedes Arge,
Das im Leben oder Tode
Ihrer Einem man gedachte,
Und zu ehren jede Liebe,
Die man ihrer Einem brachte.

2.

Auf dem Feld von Perpignan
Steht ein kleiner Hügel Erde.
Mitten unter fünfzig andern
Durch ein ſchwarzes Kreuzlein kenntlich.
In der alten Stadt Gerona
Könnt ihr ſchöne Häuſer ſehen,
Doch vor allen hat dem einen
Nur Chlorinde Ruhm gegeben.
Perpignan, wie iſt dein Hügel
Einſam ruhig und verödet,
Still und ruhig wie der Schläfer,
Den in deinen Schooß ſie legten,
Und verlaſſen ſeit der Eine
Sich von dir hat fortgewendet,
Der mit Blumen dich gezieret
Und genetzt mit heißen Thränen. —
Zu Gerona doch im Schloſſe
Wechſeln laute heit're Feſte,
Denn da gibt es keinen blaſſen,
Keinen blutbedeckten Schläfer:
Masken nur und bunte Tänzer,
Reichgeſchmückte helle Säle
Und Don Pedro und Chlorinde,
Die Verlobung heut begehen. —
Zu der Dame, ſittig grüßend,
Tritt jetzt eine Maske näher;
Eingehüllt in ſchwarze Seide,
Allen ein geheimes Räthſel,
Stand er hingebannt und ſtarrend,
In der fernen Saalesecke;
Jetzo an Chlorintens Arme
Durch die bunten Reihen ſchwebend
Spricht er leiſe, leiſe Worte
Sie beſchwörend, zu ihr flehend,
Und wie nun der Tanz vorüber,
Hat ihn Keiner mehr geſehen.
Jener ſtille Unbekannte,
Den Enrico von Alvera,
Unten ſteht er heimlich harrend

Auf der offnen, mondbeglänzten
Marmorflur des hellen Schlosses,
Tüfter nach der Treppe bebend.
Endlich hört er leise Schritte,
Hört die rauschenden Gewänder,
Und hernieder steigt Chlorinde
Leise gegen ihn sich wendend:
Sprecht, wer seid Ihr Unbekannter,
Und was will mir Eure Rede?
So die Dame. Aber schweigend
Faßt am Arme sie der Fremde,
Nimmt die Maske still herunter
Und sein Auge trifft die Schöne.
Weh mir! Don Fernandez! ruft sie
Mit dem bangen Ton des Schreckens,
Den dem Mahner ihrer Untren
Tief erschüttert ab sich wendend —
Seid Ihr lebend, seid Ihr Schatten?
Habt Erbarmen mit mir Aermsten
Und verzeihet, wenn Ihr Blut nicht
Bringen wolltet statt Vergebung!
Und der blasse Unbekannte
Drauf mit dumpfem Ton entgegnet:
Euer Blut nicht, noch Vergebung
Wart in meine Hand gelegt:
Holen will ich Eure Schwüre,
Die Ihr Einem habt gegeben,
Und im Tod Euch Jenen zeigen,
Den Ihr hintergingt im Leben.

3.

In dem mitternächt'gen Dunkel,
Ueber Berge und durch Tiefen
Sieht man einen blassen Reiter
Raschen Fluges weiterziehen.
Weg' und Stege kennt er alle,
Auch die nicht der Mond beschimmert,
Der mit trübem Wolkenschleier
Seine Leuchte hat umhüllet.
Eilend jagt er ab- und aufwärts.
Wie ein menschenscheuer Flüchtling,
Rastlos über den befesten
Steilen Pyrenäenrücken,
Hoch zu Rosse, fest Chlorinden
Mit der starken Hand umschlingend.
Also reitet Don Enrico
Durch die stillen Finsternisse.
Und die Nacht ist hingeschwunden
Und der Tag ist aufgestiegen;
Wohlbekannte Gegend sieht
Jetzt der Reiter vor sich liegen.
Niederstürzt der Rappe schäumend,
Perpignan, vor seinem Hügel,
Und Chlorinde sinkt mit Beben
An der Friedensstätte nieder.
Mag Euch tiefer hier vergeben,
(So das ernste Wort Enrico's
Dessen Lippen Euren Namen
Noch im Tode hat gesühnet.
Scheidend haben wir geschworen,
Fest zu rächen alles Ueble,
Das im Leben oder Tode
Unsrer Einem ward gemünzet.
Halten will ich's diesem Todten
Und die ewig Rache stillen;
Alle, die sein Herz betrübten,
Sollen seinen Bruder fühlen!
Hingestreckt mit zwanzig Wunden
Hab' ich den, der ihn besiegte;
Hingelegt in tiefen Schmerzen
Hab' ich Euch an seinem Hügel.
Fürchtet nichts von meinem Schwerte:
Untren muß im Leben büßen,
Denn ein schnelles Ende könnte
Ihre Qualen nur versüßen.
Also sprach mit düsterm Ernste
Don Enrico und Chlorinde
Lag in Thränen still zerflossen
Auf dem moosbedeckten Hügel.
Blaß und stumm und ohne Leben,
Krampfhaft nur das Kreuz umschließend,
Lag sie leidend, mit dem letzten
Ach! die Lüfte noch begrüßend.
Jetzo zuckt sie jäh zusammen,
Bleicher wurden Wang' und Lippe,
Und das fahle Auge deutet:
Scheidend zog der Geist von hinnen,
Und Enrico, tief erschüttert,
Sieht die blassen kalten Züge:
Herr des Himmels, sei ihr gnädig,
Ruft er, Du hast sie gerichtet!
Meines Schwures bin ich ledig,
Meine Anker sind gelichtet;
Liebe nur bleibt mir für Jenen
Uebrig, der vor mir geschieden:
Laß mich, Herr die Liebe wahren,
Laß mich finden seinen Frieden!

Und er grub noch einen Hügel,
Den er für Chlorinde schmückte,
Und verschwand im Waldesdunkel,
Wo ihn Keiner mehr erblickte.

A. E. Brachvogel.

Die Lehrlingssäule zu Roslin.

1.

Niederschäumt von Pentlands Hügeln
Toll die Esk im Wogentanze;
Von des Nordwinds rauhen Flügeln
Kahl gefegt, steh'n rings im Kranze
An der Fluth zerriss'nen Borden
Seltsam düst're Spukgestalten,
Die entsetzt zu Fels geworden,
Als im Thal sie Einzug halten. —
Scheint der Vollmond nächtlich nieder
Spiegelnd in des Sturzbachs Welle,
Leuchten ihre kahlen Glieder
Schreckhaft grell, fast linnenhelle;
Einer Ritterschaar in weißen
Ordensmänteln zu vergleichen
Sind sie, die auf ernstes Heischen
Zu verborgnem Werke schleichen. —
Thal und Fels zu überschauen
Ragt der Roslin hohe Feste,
Tiefe Trauer, stummes Grauen
Künden diese stolzen Reste.
Nur des Epheu grüne Ranken
Schlangenhaft zur Zinne klettern,
Diesen Bau im letzten Wanken
Zu bestatten unter Blättern.
Links erhebt sich die Kapelle
Auf des Ufers grünen Matten,
Ihre Fenster blinken helle
Durch der Föhren stille Schatten.
Sieh, mit hochgeschwung'nem Bogen
Ragt zu Thal die weite Pforte,
Dahinein die Templer zogen
In des Bunds geweihtem Orte. —
Hier mit ernst beredtem Munde
Carl von Roslin am Altare
Lehrte die Johannesskunde,
Sie die Eine, ewig Wahre.
Dann mit tiefem Klagelaute,
Zions Untergang er dachte,
Ach, daß neu auf Blut man baute,
Was Verrath zu Fall einst brachte!
Und zum Abschied Aller Blicke
Wandten sich zur Lehrlingssäule
Am Portale ernst zurücke,
Zu dem Blute, was noch weile
An des Lehrlingswerkes Füßen.
Ihre Häupter tief sich neigen
Um Mac Benaich's*) Blut zu grüßen,
Eh' zur Höh' die Aitter steigen! —
Ihre Namen sind verschwunden,
Roslins Feste ist zerfallen,
Aber Nichts hat überwunden
Diese hehren Gotteshallen.
Voll Bewunderung steht noch heute
Jeder vor dem Lehrlingswerke
Das der Pforte linke Seite
Schmückt in Schönheit, Weisheit, Stärke,
Und noch lebt die Schottensage:
„Wie gestreckt ins eig'ne Blut
„Von des Meisters Hammerschlage
„Ward des Lehrlings Künstlermuth!" —

2.

Der Lehrer ist todt und der Tempel zerbrach,
Zerstreut sind die heiligen Streiter;
Ihr Ruhm ist vergessen und nur noch die Schmach,
Die Trauer ihr stummer Begleiter.
Der muthige Roslin von Orkney zu Schiff
Entrückt manchen Templer gen Norden
Durch's Wogengedränge, durch Stürme und Riff
Nach Schottlands entlegenen Borden.
Die Berge von Pentland sie kennen ja nicht
Des Clemens*) und Philipp**) Tücke,
Hier hebt man die Häupter noch fröhlich zum Licht,
Hier wägt man nicht Worte und Blicke.
Nun dürfen in Frieden und Einsamkeit
Die Brüder hier wohnen und klagen,
Erheben, ertrümmen die bessere Zeit
Und wiederum Hütten sich schlagen.
Sie mögen nun forschend das Dunkel durchspäh'n,
Das Licht, das verlor'ne, zu finden,
Die heilige Zion noch einmal erhöh'n,
Des Ordens Altar zu begründen.
Die Earle von Roslin mit reisiger Wehr,
Die Schotten mit Schwertern und Bogen
Im Lande rings haben sie weit schon umher
Den Wall um die Templer gezogen!
Da endlich erhebet Held Roslin das Wort:
„Gen Osten faßt, Brüder, und schauen,
„Der Lehre der Liebe zu ewigem Hort
„Ein Zion uns wiedererbauen!" — —

*) Mac Benaich, d. h.: Sohn der Liche aus dem schott. Klan den Aichin.

*) Papst Clemens VII.
**) Philipp der Schöne von Frankreich.

So sehen sie fröhlich, wie wieder ersteht
In fremden, verschollenen Landen
Der Tempel, von Quader zu Quader erhöht,
Wie einst er auf Zion gestanden.
Ach ragt er auch nimmer im heiligen Land
Mit Salome's Größe und Schöne,
Sie preisen des Meisters neu bildende Hand
Doch jauchzend im Harfengetöne. —
Schon steht der Altar und es strebet der Bau
Empor bis zur funkelnden Zinne,
Als ob von der Tenne Arafnas er schau
Als Freistatt der himmlischen Minne.
Nur Eins noch, so ist auch das Letzte erreicht,
Dann wölbt sich zum Schlußstein die Krone,
Und obwohl das Haar schon den Rittern erbleicht,
Sie kommen doch endlich zum Lohne;
Dies Eine, die Pfeiler sind's, zwei an der Zahl,
So ehmals in Salome's Tagen
Den Bogen zum innersten Tempelportal,
Die Wölbung der Kuppel getragen. —
Sie wieder zu meißeln dem Werkmeister nicht
Trotz emsigstem Schaffen gelinget,
Es fehlt seiner Seele das heilige Licht,
Ob Roslin auch heiß in ihn dringet.
Zu Rom nur allein noch, versichert sein Mund,
Sei wahrhaft ihr Vorbild zu finden,
Er eilt über's Meer, auf Italiens Grund
Die herrliche Form zu ergründen. —
So ruhet der Bau denn manch' Mond und manch' Jahr,
Und brennender mehrt sich das Bangen
Der Greise gewerk'nen Tempelgenossenschaar,
Ob je sie zum Schlußstein gelangen.
Da tritt zu dem Earl einst mit schlichtem Sinn
Mac-Benaich der Lehrling und saget:
„Zum Steinbruch bei Roslin-Hall wendet Euch hin,
„Ihr findet, was lang' Ihr beklaget!
„Ich habe die Säule, von Sehnsucht belebt,
„Zu meißeln allda mich erkühnet;
„Die Hand zwar des Meisters den Tempel erhebt,
„Der Lehrling nur schweiget und dienet,
„Doch David durch Gott einst den Goleath schlug,
„Er ließ auch die Säule mich machen,
„Denn gläubig im Herzen das Hoffen ich trug:
„Der Herr sei allmächtig im Schwachen!" —
Der Roslin, die Ritter, die Werkleute all',
Sie eilen die Säule zu finden,
Und treffen sie leuchtend im sonnigen Strahl
Gigantisch in Felsenschlünden.
Welch' Jauchzen und Wonne, welch' heilige Lust,
Welch' andachtsvoll staunend Beneigen!
Der Lehrling zieht Mac-Benaich bewegt an die Brust:
„O, durfte der Lehrling uns zeigen,
„Was nimmer dem Meister, dem starken, gelang,
„So lasset zur Schwachheit uns neuten,
„Der Lehrling fortan soll zu rühmlichstem Dank
„Den Tempel auch gänzlich vollenden!
„Erhebet die Säule und setzt sie zur Frist
„Zur Linken der Pforte als Zierde,
„In Himmel und Erde gelegnet sie ist
„Solch' gläubigen Lehrlings Begierde!" —
Da regen sich Alle zu eifrigstem Thun,
Bis endlich im schweigenden Thale,
Wo neben dem Werke die Arbeiter ruhn,
Die Säule sich hebt am Portale. — —
Was starrt denn der Pilger am Felsenband dort,
Erschienen von fernen Gestalten?
Was schleicht er herab zu dem heiligen Ort
Auf steilen, gefahrvollen Pfaden?
Der Meister von Rom ist's, der wiedergekehrt
Mit seinem betrogenen Hoffen
Und staunend nun schaut und voll Schrecken erfährt:
Daß ein Lehrling ihn so übertroffen!
Zwar bittend in Demuth tritt Benaich heran,
Er fühlt ja des Bebenden Jammer,
Doch faßet voll Rache der neidische Mann
Vom Eisrich den eisernen Hammer
Und nieder, — in schrecklichem Meistergruß, —
Er schmettert den Lehrling zur Erde,
Daß dort an der Säule geröthetem Fuß
Der Lohn seiner Arbeit ihm werde! — —
Wohl enden den Tempel des Werkmeisters Hand,
Doch trägt bei der Arbeit er Ketten,
Selbst daß er den heißesten Fleiß angewandt,
Es kann ihn vor Roslin nicht retten.
Denn kaum ist der Schlußstein dem Ganzen gefügt,
Geendet der Templer Kapelle,
Sein ruchloses Haupt von den Schultern ihm fliegt,
Und hin nimmt die rasende Welle
Der stürzenden Eok seinen Leichnam und treibt
Hinab ihn in's Oede und Leere,
Sein Name — versunken, — vergessen bleibt
Bei seinen Gebeinen im Meere! —
Im Alter indessen strahlt jugendlich hell
Die Säule des Lehrlings hernieder
Noch heute zu Thale von Roslin Kapell'
Und Schottland ihn feiert durch Lieder!

K. Gerok.

Friedrich, der Gebissene.

1. Der Mutterkuß.

Die Wartburg ruht im Dunkel,
Der Bergwald stöhnt im Sturm,
Nur Eines Lichts Gefunkel
Glimmt noch im Frauenthurm,
Dort sticht der süße Schlummer
Zwei Augen, trübverwacht,
Dort nagt der bittre Kummer
Ein Herz in stiller Mitternacht.

Das ist Frau Margarethe,
Graf Albrechts fromm Gemahl,
Sie hüet noch im Gebete
In tiefer Seelenqual; —
Der solch Juwel zerschlagen,
Solch edlen Schatz verkannt,
Der wird sein alten Tagen
Wohl „der Unartige" genannt.

Ihr hoher Seelenadel,
Ihr Hohenstaufenblut,
Die Schönheit sonder Tadel,
Drei Kindlein, hold und gut,
Der keines rührt die Sinne
Dem ungetreuen Mann,
Den eine wilde Minne
Mit Zaubernetzen ganz umspann.

Die schöne Kunigunde,
Die Gräfin Isenberg
Lockt ihn zu bösem Bunde
Durch teuflisch Zauberwerk,
Sie mag nicht Ruhe geben,
Bis daß ihr Werk vollbracht.
Es geht dir an dein Leben
Hüt', arme Frau, dich heute Nacht!

Sie hüllt sich keusch in Decken,
Sie schließ die Augen kaum,
Da fährt in jähem Schrecken
Sie auf aus bangem Traum,
Ihr Herz schlägt wie ein Hammer,
Sie schaut sich grausend um:
Weh! mitten in der Kammer
Da steht ein Mörder bleich und stumm.

Doch plötzlich rührt ein Grauen
Des Knechtes rohen Sinn,
Vor seiner edlen Frauen
In Thränen sinkt er hin:
„Ich kann es nicht vollbringen,
Ihr seid zu tugendreich,
Mich ließ der Landgraf ringen,
Nun heißt vom Tode mir und Euch!"

Da sprach sie: „Schleich verstohlen
Dich in den Ritterbau,
Geh' meinen Kämmrer holen
Mit schwerverrath'ner Frau;"
Sie weckt die treuen Frauen,
Da hält man weinend Rath:
„Ihr müßt vor Morgengrauen
Weitweg von hier auf sich'rem Pfad!"

Sie läßt sich zitternd kleiden
In rauhes Reisgewand,
Sie rafft vom Brautgeschmeiden
Ihr Bestes rasch zur Hand,
Sie weiß vor Angst und Grämen
Kaum selber was sie thut,
Darf doch nicht mit sich nehmen
Den liebsten Schmuck, ihr bestes Gut.

Sie tritt mit schwanker Kerze
Ins nahe Schlafgemach
Und steht in stummem Schmerze
An ihrer Kindlein Bett,
Da liegen sie verschlungen
Auf Einem Schlummerpfühl,
Drei blühendschöne Jungen,
Drei Rosen gleich an Einem Stiel.

Sie schlingt die Mutterarme
Um Dieß mit heißem Schmerz,
Sie preßt in herbem Harme
Den holden Heinz ans Herz,
Doch wie sie an den Dritten,
Den süßen Friedrich, kam,
Da zuckt ihr Herz, durchschnitten
Von unaussprechlich bitt'rem Gram.

Sie hebt vom Schlummerkissen
Ihn weinend in die Höh,
Erstickt ihn schier mit Küssen,
Dem Kindlein ward so weh,
Drückt lange, lange, lange
Ihn an den heißen Mund
Und beißt im Liebesdrange
Des Knaben weiche Wange wund.

Lang blutet ihm die Wange,
Doch länger ihr das Herz,
Das blutet nach so lange,
Bis daß es brach vor Schmerz;
Wohl von der Wartburg Mauer
Half ihr das Rettungseil,
Doch von des Abschieds Trauer
Ihr Mutterherz ward nimmer heil.

Zu Frankfurt an dem Maine
Im stillen Klosterhaus
Ruht unterm Leichensteine
Die Schmerzensreiche aus.
Dort kniete oft und lange
Ein Degen ritterlich:
Mit der gebißnen Wange
Ihr bester Sohn, Graf Friederich.

2. Das Vaterherz.

Das war der Landgraf Friederich
Mit der gebiß'nen Wange,
Auf seiner Wartburg hielt er sich
Trotz Feindes Sturm und Drange,
Er taxirt froh beim gelt'nen Wein
Im lust'gen Ritterssaal,
Weil heut' vom schönsten Töchterlein
Genesen sein Gemahl.

Da sprach die Frau zu ihrem Herrn,
Es war am dritten Morgen:
„Der Feind ist nah, der Priester fern,
Die Taufe macht mir Sorgen."
Der Herr versetzt: „zum frommen Werk
Mag wohl noch werten Rath,
Ich bring dem Mönch auf Tanneberg
Das Kind zum Wasserbad."

Und horch! in finstrer Mitternacht
Verstohlen klirrt der Riegel,
Das alte Burgthor öffnet sacht
Die schweren Eichenflügel,
Die Brücke dröhnt von Rosseshuf,
Und leiser Waffenklang
Und heimlicher Kommandoruf
Ertönt den Wall entlang.

Das ist der Fürst, er wagt den Ritt
Mit zehn getreuen Mannen,
Und führt sein junges Kindlein mit
Im Schutz der dunklen Tannen:
Der hochgeborne Täufling liegt,
Anstatt im Bettlein warm,
Vom harten Tritt nicht sanft gewiegt
In seiner Amme Arm.

Bald beißt der Graf zu scharfem Trab
Die muten Rosse spornen,
Und schweigend gehts bergauf und ab
Durch Busch, Gestrüpp und Dornen.
Doch drunten, horch! in Eisenach
Bläst schon der Feind Allarm
Und spürt dem edlen Wilde nach
Und macht dem Helden warm.

Und wärmer noch dem Mägdelein,
Dem Säugling von drei Tagen,
Dem will nicht über Stock und Stein
Der rauhe Ritt behagen,
Auf plötzlich aus der Reiterschaar
Durch Stahlgeklirr und Wind
Ertönt ein Stimmlein silberklar,
Gar kläglich weint das Kind.

Da spornt der Graf sein Roß geschwind,
Die Amme trabte vorne —
„So schweige doch dein schreiend Kind!"
Er flüsterte halb im Zorne;
Die spricht: „Genadet, edler Graf,
Das Fräulein wird nicht still,
Kein Wiegenlied bringt's nun in Schlaf,
Dieweil es trinken will!"

Da, unterm Küraß ist entbrannt
Sein Vaterherz dem Fürsten:
„Und tobets ganz Thüringerland,
Das Fräulein soll nicht dürsten;
Halt an, die Hengste umgekehrt,
Die Sperre fest zur Hand,
Du tränkst das Kindlein ungestört,
Wir halten fechtend Stand!"

Und rasselnd stürmt der Feind heran,
Und singt und stürmt nicht weiter,
Denn mauerfest hält, Mann an Mann,
Der Graf und seine Reiter;
Das Fräulein an der Amme Brust
Das trinkt in vollem Zug
Und nimmt sich Zeit und saugt mit Lust,
Hat lange nicht genug.

Nun ward es still, der Feind entfloh
Und weiter gehts im Laufe,
Und Nächtens bringt der Vater froh
Sein Kindlein von der Taufe;
Der Mutter legt er stolz auf's Bett
Die kleine süße Dirn',
Die herzt ihr Kind Elisabeth
Und küßt es auf die Stirn.

Das war der Landgraf Friederich
Mit der gebiß'nen Wange,
Ein Degen, kühn und ritterlich
Im Schlachtensturm und Drange,
Doch in der Brust voll Heldenmuth
Sein zärtlich Vaterherz
Impft' ihm die Mutter einst in's Blut
Im heißen Abschiedsschmerz.

Felix Dahn.

Mary Stuart und Sir Gordon.

I.

An Englands Grenze harret die schöne Sünderin,
Doch nicht mehr sieht nach London, nach Antrem sieht ihr Sinn:

Er sieht nach neuer Liebe, nach neuem Glück und Wahn:
Das war Sir Leslie Gordon, der hat es ihr angethan.

Er nahm in Gordon Caſtle die Flücht'ge gastlich auf, —
Er ahnte nicht, welch' Unheil er lud zu sich herauf.

Mit höfischen Ritterſitten er nimt ihr als Vasall
Und schaute fühlen Auges die üppige Schönheit all'.

Das konnte sie nicht tragen — nicht lag's in ihrer Art,
Noch hat in ihrer Nähe kein Mann sein Herz gewahrt.

Tief sah sie in sein Auge — und als das blieb so kühl,
Entflammt das eig'ne Herz ihr bezwingendes Gefühl!

Sie rang mit ihrer Liebe — und ihre Liebe gewann, —
Und eines Abends trat sie vor den geliebten Mann,

Gesenkten Hauptes, gleitend, wie die schöne Schlange thut,
Vertauſendfacht ihr Liebreiz durch leise rieselnde Gluth.

„Sir Leslie, haucht sie bittend, Sir Leslie, gebt mich frei:
Mir träumte schwer — mir träumte, daß ich eure Gefangene sei."

„Gefangen? Dies Schloß ist euer — Königin, ihr sprecht im Scherz."
„Ich sprech' im tiefſten Jammer und gefangen ist — mein Herz."

Und sie preßt die verschlungenen Hände vor die Stirne marmorweiß:
„Ich liebe dich, Leslie Gordon, — Mary Stuart liebt dich heiß."

Da trat Sir Leslie Gordon zurück zwei Schritte weit
Und stolz sprach er und eisig: „Lady Stuart, das thut mir leid.

Ihr liebt mir zu geschwinde, — ich kann nicht folgen so schnell:
Sir Cecil und Sir Darnley — und Rizio — und Bothwell —

Und meint ihr, Leslie Gordon, der wäre der Künfte? — Nein!
Lady Stuart, es müſſen die Gordons überall die Ersten sein."

Da hob das Haupt Maria, das sie tief vor ihm gebeugt,
Ein Blick voll tiefſten Liebens und Vorwurfs auf ihn neigt:

„Wohl hab' ich das verdienet, doch nicht — aus deinem Munde!
Auf, sattelt mir die Rosse, nach London geht's zur Stunde."

Und Leslie Gordon sah ihr getroff'nen Blickes nach
Und Scham und Schmerz und Reue sich brandend in ihm brach.

2.

„Sie schmachtet im finstern Tower, von Mord das Haupt bedroht,
Und ich hab' sie gestoßen von mir in den bittern Tod!

Das süßeste Weib auf Erden bot Herz mir, Hand und Heil,
Und ich, zum Dank, entgegen trieb sie dem Henkerbeil!

O, nur noch einmal küssen den Staub von deinen Schuh'n,
Sonst kann in Höll' und Himmel nicht meine Seele ruh'n.

Nein, nein, du sollst nicht sterben! Ich rette dich, bei Gott!
Ich rette dich, Maria, oder theile dein Schaffott."

Zu London im alten Tower hielt man zu scharfe Wacht, — —
Zwei Tage vor Maria ward er zum Tod gebracht.

Fest schritt er aufs Gerüste: „Hier ist der Vortritt mein:
Sagt ihr, es müssen die Gerechten überall die Ersten sein."

Ludw. Aug. Frankl.

Kleopatra.

1.

Das Meer im kühlenden Abend rollt
Voll Purpur und Gold,
Ein Singen drüben und Klingen.
Mit rothen Planken und rothem Mast
Zieht durch die Wogen ein Schiffpallast,
Wie leuchten die Segelschwingen!

Und schwarze Sklaven in weißem Gewand,
Die Ruder zur Hand,
Sie fahren entlang die Küste.
Von bräunlichen Mädchen am Bord eine Schaar,
Durchflittert mit Gold das wallende Haar,
Nackt schimmern Arm' und Brüste;

Sie greifen in goldene Harfen hinein
Mit Elfenbein
Und schwingen Trommeln und Schellen;
Es tönt ihr melodischer Chorgesang,
Dazwischen ein Jauchzen und seltsamer Klang
Hin über die rauschenden Wellen.

Und auf dem Verdeck in luftigem Zelt,
Von Glanz erhellt,
Gelagert auf Purpurfellen
Die Königin in Bissusgewand,
Die schönste der Frauen im Morgenland,
Ihr klingen die Harfen und Schellen.

Und selig bereut an des Thrones Fuß
Antonius,
Sie lächelt süß zu ihm nieder;
Sie zieht ihn mit schmachtenden Blicken empor —
Der Windhauch spielt mit dem leichten Flor
Der weißen schwellenden Glieder.

Stieg von Olympos seligen Höhn
Eine Göttin so schön?
Er umschlingt die Wonnedurchbebte —
Die leuchtenden Sterne beginnen schon sacht
Den stillen Reigen der lustigen Nacht,
Die von Traum und Gesängen belebte.

Er spricht zur Geliebten: „Wie wirst du so bleich?"
Sie erwiedert ihm weich:
„Die Sterne machen mich blässer."
Und Küsse wieder und seliges Wort,
Es klingen die Harfen und Schellen am Bord
Und rauschen die Gewässer.

„Die goldene Kanne reiche mir du,
Die Schale dazu,
Und gieße mir ein vom Weine."
Sie schüttet hinein den zerriebenen Glanz
Der größten Perle des Morgenlands,
Es glänzt mit dämmerndem Scheine.

Sie nippt von der Schale und labet ihn ein
Zum perlenden Wein:
„Wir feiern die glücklichste Stunde!"
Doch spiegelt ihr Wehmuth im feuchten Blick,
Als ahnte sie bange ein Trauergeschick;
Er trinkt mit durstigem Munde.

„Und werden wir morgen auch selig sein
Beim Sternenschein?
Du lächelst mit seltsamem Blicke."
Und zu ihm redet das schöne Weib:
„Das Morgen lass'! Heut blüht noch mein Leib.
Schon schreiten die Geschicke."

Die Harfen und Glöckchen am schäumenden Bord,
Ein schriller Akkord,
Die singenden Mädchen schweigen.
Die Wogen nur rauschen, die Segel im Wind,
Bis wieder die Schiffer gelandet sind.
Die Sterne sind im Reigen.

2.

In der Grabpyramide in dämmernder Nacht,
Welch funkelnde Pracht:
Die Königin ruht, umflossen
Von Gold durchwirktem Purpurgewand,
Im gelösten Haar der Herrschaft Band,
Auf Polstern hingegossen.

Rings schwarze Sklaven in weißem Gewand,
Die Spaten zur Hand,
Und bräunliche Mädchengestalten,
Die bei dunkelroth brennendem Fackelschein,
Geräthe von Gold und Erzelgestein,
In silbernen Körben halten.

Die Königin winkt, sie senken den Schatz
In vertieftem Platz,
Es wird ihn Niemand verrathen.
Der zurück aus dem Grabdom zum Lichte kehrt,
Es fallen die Sklaven, die Mädchen dem Schwert
Der wachenden Soldaten.

So stumm geschieht Alles im heimlichen Raum,
Wie Schatten im Traum,
Die Mädchen und Sklaven verschwinden:
Nur Eine noch reichet der Königin
Ein zierlich geflochtenes Körbchen hin,
Aus Palmenblätter Gewinden.

Wie sind der Königin Wangen so blaß,
Die Augen naß,
Hinstarrt sie mit zuckendem Munde:

„Die Fluren zerstreut, geschlagen das Heer,
Der Römer beherrscht schon die Stadt und das Meer
Gekommen für mich ist die Stunde."

Und aus den Palmenblättern langt sie hervor
Und hält sie empor
Eine grüngeltr'ne Spange;
Feucht glänzend um ihren Arm gelegt,
Wie wollüstig um die Schönheit bewegt
Sich die schlanke, rettende Schlange.

Da kommt es herein mit wankendem Fuß,
„Antonius!
Was folgst du mir mit Beben?
Und ist sie verloren die Männerschlacht
Und war es die letzte, die selige Nacht,
Willst du ein Feiger, noch leben?"

Aufrafft sie vom Boden sich stolz und wild,
Aus Marmor ein Bild
Steht sie in der Grabesrunde;
Am Arme sieht sie der Schlange zu:
„Wann vollbringst dein rettendes Werk denn du?
Mein ist nur noch die Stunde.

In Rom, wo zu Füßen der Cäsar mir lag,
Wie wechselt der Tag,
Da soll den Triumph ich schmücken?
Wo im Venustempel aus Marmor glänzt
Mein Bild, vom Cäsar mit Rosen bekränzt,
Gefesselt als Sklavin mich drücken?"

Und Hörnerrufe und Schwertergeklirr
Und Stimmen so wirr;
Die Königin sinkt zusammen.
Antonius ihr zugefehrt,
Bohrt in die Brust sich schweigend das Schwert —
Und draußen Sturm und Flammen.

Die Pforte berstet, jetzt dringt es herein
Bei Fackelschein,
Der Feldherr und seine Krieger;
Von den Schultern den Purpurmantel legt
Er auf die Leichen liebbewegt
Und spricht: „Nur der Tod ist Sieger!"

Heribert Rau.

Ferdusi.

1.

Heil dem Sultan, dem Beschützer
Aller Dichter und Gelehrten!
Sultan Mahmud, Schah von Persien,
Dir soll Heil und Ehre werden!

Hast bewiesen wahre Größe,
Die das Edle ehrt und Schöne;
Die empfänglich für die Dichtkunst,
Und die Meisterschaft der Töne.

Nicht nur Helden, nein, auch Dichter
Sammelst du an deinem Throne:
„Wer mir diene, mich erfreute,
„Freue sich an reichem Lohne!

„Auch Ferdusi will ich sehen, —
„Ihn, von Thus den großen Sänger;
„Er verberge, zu bescheiden,
„Mir sein Angesicht nicht länger."

Rasch des Herrschers Boten fliegen,
Den Berühmten herzurufen;
Bald erblicket auch der Sultan
Ihn an seines Thrones Stufen.

„Sei gegrüßt mir, Ben Scherifschah,
„Den mein Volk Ferdusi nennet,
„Den die Welt als einen großen
„Und berühmten Dichter kennet.

„Meiner Sonne Gnade leuchtet
„Jedem Wurm im Erdenleben;
„Soll sie einem großen Dichter
„Nicht auch Licht und Wärme geben?

„Ja! Ich will dich überdecken
„Schier mit Ruhm und Gold und Ehren,
„Wirst, durch deine schönen Verse,
„Du die Perle Persien ehren."

„Was Tabari hat begonnen,
„Die Geschichte meiner Reiche,
„In der Dichtkunst heil'ger Weihe,
„Mir und allen Völkern zeige.

„Und für jeden deiner Verse
„Sei ein Goldstück dir gegeben;
„Wer ein Fürst ist in der Dichtkunst,
„Soll bei mir auch fürstlich leben!"

Und Ferdusi beugt sich nieder:
„„Herr, ich danke für die Gnade;
„„Aber mehr noch für die Weisheit
„„Die da liegt in deinem Rathe.""

„„Hast mir, laß mich hoch dich preisen,
„„Einen prächt'gen Stoff gegeben:
„„Voll Begeist'rung und voll Freude
„„Sing' ich d'rau mein ganzes Leben.""

Und Ferdusi zieht von dannen,
Rasch die Schöpfung zu beginnen.
Arm, wie er gekommen, zieht er,
Reich an Hoffnung doch, von hinnen.

2.

Vierzig Jahre sind verstrichen.
Herrlich ist das Werk gelungen!
Voll Begeist'rung hat Ferdusi
Schier sein Vaterland besungen.

Sechzigtausend Verse sind es,
Der Geschichte Persiens eigen,
Die — voll Hoheit und voll Schönheit —
Uns den Geist des Dichters zeigen.

Und es hört es Sultan Mahmud,
Denkt dabei, was er versprochen.
Nur vergessen hat's der Herrscher,
Aber nicht sein Wort gebrochen.

„Vierzig Jahre sind zwar Lange . . .
„Doch . . . ich will's ihm reich vergüten,
„Königlicher Reichthum lohne
„Nach der Arbeit nun den Müden."

Und, mit Schätzen schwer beladen,
Ziehn nach Thus des Sultans Scherzen:
Denn in Thus soll sich Ferdusi,
Still bescheiden, noch verbergen.

3.

Langsam ging es mit der Reise,
Denn die Thiere, schwer beladen,
Trugen ja den reichen Segen
Von des Sultan Mahmuds Gnaden.

Nur ein Mann, wie Sultan Mahmud,
Der das Große ehrt und Schöne,
Der empfänglich ist für Dichtkunst,
Und die Meisterschaft der Töne, . . .

Nur ein solcher konnte senden
Solche fürstlich-reiche Gaben,
Einen greisen edeln Dichter
In dem Alter noch zu laben.

Säcke Goldes, Purpurdecken,
Edle Steine, schöne Waffen,
Pers'sche Rosse und auch Wagen,
Um Bequemlichkeit zu schaffen.

Ja, es war zu reich und prächtig,
Für den Mann, der so bescheiden;
Und es möchten wohl die Boten
Den Beschenkten fast beneiden.

Sieh! . . . . da zeigt sich Thus von weitem:
„Heil Ferdusi!" — rufen Alle —
„Wir begrüßen dich Beglückten
„Mit der Freude Jubelschalle!"

„Ha! wie wird der Dichter staunen
„Ueber dieses Reichthums Fülle;
„Ueber all die schönen Dinge
„Und die prächt'ge Purpurhülle!"

„Denn des Herrschers Gnade leuchtet
„Jedem Wurm im Erdenleben;
„Soll er einem großen Dichter
„Nicht auch Licht und Wärme geben?"

Und sie treiben an die Thiere,
Tummeln lustig ihre Pferde,
Daß dem vielberühmten Dichter
Bald des Reichthums Freude werde.

4.

Endlich ist die Stadt erreichet,
Doch sie müssen ruhig halten,
Da sich eben an dem Thore
Trauerzüge ernst entfalten.

Schmerz und Kummer in den Zügen
Steht des ärm'ren Volkes Menge;
Ernst und stille naht die Leiche,
Schlicht und ohne viel Gepränge.

Doch des Sultans Abgesandter,
Der den Zug der Schätze führet,
Ruft voll Stolz, in zorn'ger Eile:
„Platz für uns, wie sich's gebühret!"

„Wollen zu Ferdusi wallen,
„Königlichen Lohn ihm bringen,
„Wie der Sultan es befohlen,
„Für sein Dichten, für sein Singen!"

„Darum sagt: wo ist zu finden,
„Den der Schah so reich beschenket?" — — —
Alles schweiget . . . doch zur Erde
Man den müden Schläfer senket.

Bleich und still und eingefallen
Ruht ein Greis hier auf der Bahre. . . .
„„Ach! was soll dem todten Dichter
„„Eures Goldes eitle Waare!

„„Gram und Kummer hat vollendet,
„„Noth und Sorge auch, sein Leben.
„„Lohnend wird allein den Dichter
„„Seines Volkes Lieb' umschweben!""

O. F. Gruppe.

Das Goldschiff.

Gold führt das Schiff — mit seinen stolzen Masten
In vollen Segeln schießt dahin der Kiel —
Gold, kalifornisch Gold, wie Korneslasten,
Und nur des Schiffes Eigner weiß, wie viel.
Der schreitet auf und ab am Hintertheile
Und überdenkt den schwindelnden Gewinn
Und immer fliegt das Schiff mit Windeseile
Im unermeßnen Ocean dahin.

Hold ist die Nacht und sternenvoll der Himmel,
Ein Feuerstreif im Meer des Schiffs Geleit,
Und gaukelnd folgen in dem Flutgewimmel
Piloten und Delphine meilenweit.

Lau ist die Luft — und lind — die Fluten blinken,
Der alte Bootsmann sieht's, besorgt im Geist —
Die Segel flattern schlaff, die Segel sinken —
Jetzt ist es windstill — wißt ihr, was es heißt?

Es wolle Gott der Herr uns bald erlösen!
Laßt ein Gebet uns sprechen Gott dem Herrn,
Wahre sein Herz ein jeder vor dem Bösen,
Und fluchend Wort sei eurem Munde fern.
Wir haben Frucht vollauf, und haben Wasser —
Doch unser Leben steht in Gottes Hand!
So sprach des Schiffes Fürst, der stets ein Hasser
Der Worte war, doch, wo es galt, sie fand.

Geduld, so heißt des Schiffers erste Tugend;
Muth, das ist viel, allein Geduld ist mehr;
Geduld jetzt lernt das rasche Blut der Jugend —
Denn eingefroren rings erscheint das Meer,
Am heißen Strahl erstarret, ohne Welle,
Nur naht auftauchend dann und wann ein Hay,
Doch bald auch schwindet die bewegte Stelle,
Und Luft und Meer ist regungslos aufs neu.

Kein Vogel, der die schwere Luft durchschiffte —
Was ist des Sandmeers Wüste doch noch traut!
Da stiebt der Kies hin und da weben Lüfte,
Und lesbar wird des Leuen Spur erschaut,
Und Nachts, o Wonnelaut! du hörst sein Brüllen;
Hier aber in dem gleich gewognen Meer,
Wie vor der Schöpfung ist's im Ewigstillen,
Wie nach dem End' ist's — athemlos und leer!

Und doch, der Sonnenball zieht seine Kreise,
Ein Maaß der Leiden und der trägen Zeit,
Und dann die Stern' im ewigen Geleise,
Sie zeigen flammend die Unendlichkeit:
Ob dir ein schrankenloser Himmel offen,
Ein Meer, ein bodenloses, unter dir:
Bist du auch fest im Glauben und im Hoffen?
Sein oder Nichtsein ewig, fragt sich's hier.

Und näher rückt der Tod — nur gestern haben
Sie einen Greis bestattet in die Flut,
Und heute wird ein blühend Weib begraben
Mit ihrem Kind, das ihr am Busen ruht.
Sorgt für die Seel'! — ich seh' den Leib ermatten,
Denn Krankheit ist des Darbenden Genoß,
Und blässer wird und ähnlicher den Schatten
Und schweigsamer des Schiffervolkes Troß.

Noch sorglos spielt die Jugend mit Gesange,
Wo alle bangen, sie ist froh und reich.
Der Führer sieht's vertieft: die frische Wange
Ist morgen auch wohl matt und fieberbleich!
Du willst ein Bootsmann werden, sei denn immer
Recht brav und rüstig, Junge, halt dich gut!
Er wandte sich, im Auge Thränenschimmer:
Bei Gott, gern brächt' ich heim dies muntre Blut!

Das Wasser theilen sie — wie karg gemessen!
Seid ihr so sparsam, Männer, mit dem Tod?
Faul ist der Trank und brennend Salz das Essen —
Sie rechnen aus die Tage noch der Noth;
Doch früher kommt Erlösung: wer entschlafen,
Wohl ihm, wenn er nicht wiederum erwacht!
Sie klagen nicht, es halten aus die Braven —
Und sich ein Opfer fordert jede Nacht.

Und stiller wird's — da welch ein Hauch ergossen?
Ein süßer Duft erfüllt des Schiffes Raum,
Daß auf dem Deck die lagernden Genossen
Mit bunter Schwing' umweht ein lichter Traum —
Von Rebenhügeln und von Winzerzügen,
Von Wonn' und Weinlust in dem heim'schen Land —
Nur Einer wird verfinstert in den Zügen,
Und ernst zur Todeswaffe greift die Hand.

Verworr'ne Stimmen jetzt im untern Decke —
Er kann sie deuten: das ist Meuterei!
Sie findet Lohn, sie komm' aus dem Verstecke!
Und wild und wilder tönt herauf Geschrei:
Denn, weh, das Weinfaß haben sie gefunden,
Das jener bis zum letzten aufgespart.
Sie streiten — und es fließt aus offnen Spunden
Das edle Naß — der Kampf wird blutig heiß.

Entschütten konntet ihr das Gold der Tonnen,
Den Goldsand schaufeln wie gespeichert Korn,
Ihr hättet nicht die Gier erregt, entsponnen
Nicht solchen Streit, geschürt nicht solchen Zorn:
Doch Wein hier, Wein, den arger Geiz verborgen,
Daß er den Sterbenden nicht Labung bot,
Um nur für sich, so wähnten sie, zu sorgen —
Sie riefen: „Fluch ihm! Treff' ihn Pest und Tod!"

Vom Boden auf nun schlürfen sie die Fluten,
Bevor noch ganz das dürre Holz sie trank:
Das matte Blut entflammt von schäum'gen Gluten,
Es war der Hölle Geist, der sie bezwang.
Ihm drohn die Messer, der in grausen Nöthen
Verpestet Wasser gab, und hatte Wein!
Er aber herrscht, und sich're Schüsse tödten;
Zwei ihrer sanken; dann erging Verzeihn.

Und stiller wird's im Raum, der Kreis ward enger,
Und ernster ward's mit jedem Morgenroth,
Und hoffnungsloser stets und immer bänger,
Und immer näher tritt der stiere Tod.
Der Schiffsherr sprach: Bedenket nun das Ende,
Den letzten Willen zu Papier nun geht,
Vielleicht gelangt er in der Euren Hände,
Vielleicht daß von uns Einer überlebt!

Und wieder sprach er so und blickt' im Kreise
Die Männer messend an: Kurz ist die Frist,
So lasset denn — das sprach er ernst und leise —
Uns Gutthat üben, da es Zeit noch ist:
Es ward ein Knab' in unsre Hut gegeben,
Der Wittwe Sohn, die ferne sein gedenkt,
Er hat am längsten noch von uns zu leben,
Laßt ihn erhalten, ihn vor allen tränkt!

Sie sprachen Ja — und hielten es mit Treue,
So lange Blut die Adern noch durchrinnt,
Und keiner ist, den solches Wort gereue:
Die Männer sterben willig um das Kind.
Jetzt sinkt zuletzt der Führer um zu sterben,
Da hat den Knaben wilder Schmerz erfaßt,
Und jener segnet scheidend seinen Erben,
Denn ihm verschrieb er Schiff und Schiffes Last.

Er hebt sein Haupt noch einmal, öffnet wieder
Das Auge. Siehe Wolken! täuscht mein Blick?
Gott helfe dir! — Da sank sein Haupt hernieder
Und schon vollendet hat er sein Geschick.
Der Knabe barg sein Antlitz, Thränen flossen:
Verwaiset nun auf wüstem Ocean,
Geschieden auch der letzte der Genossen,
Den Blick erhub er fragend himmelan.

Da zuckt ein heller Blitz ihm grell entgegen,
Es rauscht, es woget um ihn her die Flut,
Es wettert fern und nah in lauten Schlägen,
Und steht des Himmels Bau in lichter Glut.
Die Wasser gießen nieder von der Höhe,
Trinkbares Wasser, Wasser süß und hell!
O daß es doch noch der Geschiedne sähe,
Des Himmels Manna, neuen Lebens Quell!

Er schlürft, er lebet auf. Die Taue knattern,
Der frische Windhauch streicht das Deck entlang,
Die Wimpel wehn, die schlaffen Segel flattern,
Sie spannen sich — dem höchsten Gotte Dank!
Den Knaben faßt die Unruh', in die Masten
Klimmt er empor, die Stangen und die Raa'n
Muß er besorgen, denn es heißt nicht rasten,
Sturm zeigt der Himmel, seine Boten nahn.

Vom höchsten Mastkorb schaut er in die Weiten,
In's dunkle Meer, in's Toben schäum'ger Flut,
Er sieht die Wasser mit dem Himmel streiten,
Und jauchzend schwingt er seinen leichten Hut.
Jetzt aber treibt es ihn die Leitern nieder,
Wie schwach die Kraft, er klettert rüstiglich,
Er denkt an alles, denn es gilt, und wieder
Nun an das Steuer stellt der Knabe sich.

Allein, wie lenken? Fehlen doch die Sterne!
Und wenn sie schienen, er versteht sie nicht!
Er sitzt betrübt, gedenkend in die Ferne,
Und Thränen schleichen über sein Gesicht
Gedenkt der Mutter er im fernen Norden,
Die sorgt und weint — und darbt? — indeß ihr Kind
Das Goldschiff lenket, das sein eigen worden —
O, daß ihn heimwärts trieben Well' und Wind!

O könnt' er's lenken! Könnten heiße Thränen
Die Heimath finden, wie des Vogels Flug,
Und könnt' er's lenken mit der Seele Sehnen,
Lenkt doch die Nadel ein geheimer Zug!
Er betet. — Ihn umfängt ein sanft Ermatten,
Er sinkt zurück — es wieget ihn das Meer —
Schläft er? — Vom Himmel fallen schwarze Schatten —
Sein Aug' erlischt — und Nacht ist rings umher.

Da braust der Sturm und siedend gährt die Welle,
Zum Abgrund öffnet sich der schwarze Schwall,
Jetzt macht die Welt ein jähes Flammen helle,
Und himmelan jetzt wächst der Woge Wall,
Und zwischen Höll' und Himmel hingestoßen,
Ein Spielball in der Elemente Zwist,
Verschlungen in dem Weltmeer bald, dem großen,
Das Schiff, das nur ein Sarg noch ist.

Wär's möglich, daß es Staub hält solchem Toben,
Daß splitternd es in Trümmer nicht zerschellt,
Wenn eine Hand nicht in den Sternen oben
Es ob dem offnen Abgrund schirmend hält?
Es jagt der Sturm es über hundert Meilen,
Das ungelenkte, herrenlose Schiff,
Ist's doch, als ob vor ihm sich müssen theilen
Untief' und Brandung und das Felsenriff.

Und sieh, zur Küste wird es sanft getragen,
Es naht dem Wachtthurm, will's zum Hafen ein?
Ganz ohne Gruß? Ein überkeckes Wagen!
Von fernster Küste müssen's Männer sein —
Man ruft es an — nicht Antwort — und es streichet
Die Segel nicht. Kanonen spei'n vom Land
Das Eisen in die Flank' ihm! — doch es weichet
Nicht von dem Kurs und steuert auf den Strand!

Die braunen Krieger eilen zur Schaluppe,
Umfahren erst das Schiff, besteigen's drauf;
Er selbst, der Fürst, am Ufer in der Gruppe
Der Würdenträger lauscht der Dinge Lauf. —
Ein guter Fang! Das Schiff ist ohne Leute,
Nur ein paar Leichen hier — doch reiche Fracht! —
Sie trugen in das Schatzhaus ein die Beute
Des unermeßnen Goldes, Tag und Nacht.

Die Leichen nahmen sie, sie zu bestatten,
Sie gönnten fromm den Weißen Erd' und Grab,
Um einzugehen in das Reich der Schatten,
Und wehrten singend böse Geister ab.
Mit Melodieen, die die Haare sträubten,
Den Mann und Knaben legten sie zur Ruh —
Es ward kein Kreuz erhöht zu ihren Häupten,
Und keine Kunde flog der Heimath zu.

Gebet des Fräuleins Anna von Rohan

aus tiefer Trübsal um den Verlust ihrer Mutter
Katharina von Parthenay, welche am 26. October 1631
im Alter von 77 Jahren verstarb.

[Anna von Rohan, nicht minder ausgezeichnet durch Geburt und Geist, als durch ihre Frömmigkeit, war die Schwester des berühmten Führers der französischen Protestanten unter Ludwig XIII., sie verstand Lateinisch, Griechisch und Hebräisch. Sie starb unvermählt im Jahre 1684.]

(Französisch.)

O höre, höre, Herr, mein Flehen,
Das zu dir dringt aus bitt'rem Leid,
Nimm auf der armen Seele Flehen
Nach deiner Allbarmherzigkeit.
Mein Aug' und meine Seufzer sagen,
Was meine Worte dir nicht klagen,
Die Hände streck' ich bang dahin,
Wo ich des Trost's gewärtig bin.
Du hast verheißen, gütiger Vater,
Beträngten Herzen nah zu sein,
So laß mich hoffen, mein Berather,
Du wollst dem meinen Beistand leihn!

Ach, Herr, schier denen muß ich gleichen,
Die man in's dunkle Grab versenkt!
Den zweien Tagen, die verstreichen,
Ist einer — nur dem Schmerz geschenkt.
Mein Auge siecht das Licht beklemmen,
Dem ist die alte Kraft benommen;
Mein Ohr verschleußt sich überall
Vor des Gesanges süßem Schall;
Ich wankle nicht, weil bin ermatter,
Mir kann der Schlaf nicht Ruhe leihn,
Die Angst hat meinen Sinn umschartet,
Der Frost erstarret mein Gebein.

Die lieb mir sind mehr als mein Leben,
Die mich beschützen treu und gern,
Nur Seufzer können sie mir geben
In höchster Noth — sie sind ja fern!
Ich weiß, daß ihrer Jeder klaget
Um tiefen Schmerz, der an mir naget;
Mir ist nicht fremd, daß für uns drei*)
Dieß Kreuz zugleich verhänget sei.
Daß tiefes Weh, so mir beschieden,
Auch meiner Brüder Herzen beugt —
Doch weißt Du, daß die Last hienieden
Dem minder Starken schwerer deucht!

Nach allen schreckenvollen Stunden,
So ich erduldet Nacht und Tag,
Nach Haft und Frost und schweren Wunden,
Nach Mangel, Noth, die auf mir lag —
Mußt' ich auch noch, zu bittern Leiden,
Die Mutter sehn von hinnen scheiden! —
Du hast's gewollt, so muß's sein,
Gesetz ist und der Wille Dein:
Du bist gerecht in allen Wegen,
Der mit dem Maaß des Rechtes mißt,
Und was Du thust, das dient zum Segen,
Weil Du die Güte selber bist.

Die Theure lenke meine Pfade,
Mit Thränen denk' ich's immerdar —
Dir war sie Tochter, Herr der Gnade,
Bevor sie mir noch Mutter war;
Du hattest Dir sie auserkoren
Schon vordem eh ich ward geboren;
Ihr Glauben, ihre Frömmigkeit
Gehörten Dir nur allezeit.
Und weil Du gnädig, Herr der Welten,
Die guten Gaben uns bestimmst,
Soll's nicht als recht und billig gelten,
Daß Du, was Dein ist, wieder nimmst?

*) Ihre beiden Brüder, Rohan und Soubise, und sie selbst.

Warum durft' ich nicht mit ihr kommen
In's Grab, die immer mit ihr war?
Warum ward ich nicht aufgenommen
Mit ihr in Deiner Engel Schaar?
Warum gab Hunger, Kriegsbeschwerde
Nicht meinen armen Leib der Erde?
Warum, ach! ward für mich so leicht
Des mächt'gen Siegers Herz erweicht? —
Allgütiger, Du wollst nicht tödten,
Daß dieses Herz, wenn's zu Dir flieht,
Mehr Nöthes thut, als es muß ödten,
Daß es Dich lästert im Gebet!

Sieh' an mit Milde mein Begehren,
Verzeih', daß mich der Wunsch erfreut,
Laß Dein Gebot mich treu verehren,
Nur was Du willst, o Herr, gebeut.
Auf daß ich nicht dem Worte traue hin,
Daß du bist Gott, daß ich nur Staub bin,
Daß Du bist Alles, ich ein Nichts,
Ich bös, Du gut, o Quell des Lichts!
Die eitle Traurigkeit verjage,
Sie widerstreitet Deiner Huld:
Statt daß ich meine Leiden klage,
Laß mich verabscheun meine Schuld!

Laß meine Fehler mich bekennen,
Zeigt doch Dein heilig Wort uns an,
O Herr, daß keine Zahl sie nennen,
Und daß kein Maaß sie messen kann,
Daß, was der eitle Sinn begehre,
Zahlreicher ist als Sand am Meere:
Ihn zählet keines Menschen Mund
Und keine Sprache thut ihn kund.
Doch wenn wir sünd'gen täglich, stündlich —
Vollkomm'ner Du in Rath und That,
Erzeigst Du Wohlthat unergründlich,
Weit über unsre Missethat!

Und dieß ist Deiner Güte Krone —
Drum bet' ich an vor Deinem Thron:
Du machtest Gott zum Menschensohne,
Auf daß der Mensch sei Gottes Sohn;
Du gabst dahin des Einen Leben,
Daß uns die Sünde sei vergeben:
Der Herr ward Knecht, reich an Geduld,
Der Gläub'ger nahm auf sich die Schuld!
Mir kommt, als Lamm von Deiner Heerde
Des treuen Hirten Leib zu gut,
Und der Geschaffnen Schuldbeschwerde
Wäscht ihnen ab des Schöpfers Blut.

So laß mich Deine Wunder loben,
Nicht klagen um mein wundes Herz,
Laß preisen mich die Hand von oben,
Nicht weinen um den eignen Schmerz:
Und mag ich sterben, mag ich leben,
Sieh Deinem Rathschluß mich ergeben —
Zu Dir nur wend' ich himmelwärts,
Mein Vater, Aug' und Hand und Herz!
Und Deine Liebe soll mich leiten,
Mein Ziel sei Deine Furcht allein,
Dann laß mich einst für alle Zeiten
In Deinem Himmel bei Dir sein.

Gisbert Frhr. Vincke.

Auch ohne Flügel.

Novelle

von

Walter Schwarz.

Den wolkenlosen Frühlingshimmel verklärte lichtes Sonnengold in strahlender Fülle. Neu erwacht schien die Welt: schwellende Knospen an den Aesten, Lerchengezwitscher in blauer Luft und in den Straßen unabsehbar wimmelndes Menschenvolk, als habe es heute Alle und Jeden herausgelockt, sich an der neuen Herrlichkeit zu freuen. Im weitgeöffneten Fenster hing in goldblitzendem Käfig der Kanarienvogel, auch sein Theil Lenzesluft zu empfangen. Junge Mädchen führten, still beseligt, ihre neuen Frühlingskleider spazieren; selbst alte, kränkliche Leute hatten sich heute — wohlerwahrt natürlich! — nach langer Winterhaft wieder an die Luft gewagt, des warmen Sonnenscheins wohlthuendes Behagen zu genießen. Und wie das liebe Himmelslicht alles Werdende weckend, Leben verlieh dem Leben selber, so griff seine verklärende Macht auch über eine abgeschlossenere Welt hin, wo es stiller war und einsamer, aber darum nicht minder schön. Es sandten die goldenen Strahlen, die in der Straßen Gewühl heiter hineinlächelten, ihre Lichtblicke auch den hohen, feierlichen Räumen des Museums, über die Tafeln der alten Meister hingleitend, welche sich hier bedeutungsvoll eine an die andere reihten. Und galt es dabei auch kein neuerstehendes Tafelin an's Licht zu locken, wie es sich draußen rührte und regte im keimenden Grase, an knospenden Bäumen, so schien in anderer Weise doch auch hier der Frühling ein Zauberwort gesprochen zu haben. In Licht getränkt, wiesen die Gemälde heute allerlei Schönheiten, die die graue Winterzeit lange verschleiert gehalten. Ueberraschend tauchte eine abgetönte Gestalt, die häufig übersehen worden, im Schatten auf. Welche Tiefe entfalteten die weichen, dunklen Falten eines prächtigen Mantels; was lebte nicht Alles auf jenem verschwimmenden Mittelgrund, der sich bisher nur in einförmigem Grau hinzuschieben schien. Auf steinigen Borden sah man die Thautropfen, Krystalle und Korallenzweige, über die Hubert van Eyck seine frommen Pilger, in Andacht versunken, hinschreiten läßt. Aus locker zusammengehaltem Gewölk runterten sich liebreizend Murillo'sche Engelsköpfchen heraus. Ja, auf jener Anbetung der Könige, im Stall zu Bethlehem, wird sogar, am Balken aufgehängt, ein Crucifix sichtbar, weil das heilige Zeichen nicht fehlen darf, wo rechte Andacht wohnt. —

Die Sonne, die die verborgene Schönheit und den rührenden Irrthum zugleich entschleierte, nahm ihren Weg weiter und weiter. Und weil ihrer mitthätigen Gnade nichts zu abgelegen und gering ist, machte sie es hell und frühlingsklar bis in den schmucklosen, etwas verrämerten und jedenfalls sehr unterthätigen Raum hinein, der die Gallerie abschließt und an dessen Thür wir groß angeschrieben lesen: „Kein Eingang." — Es ist dies die Werkstatt des Professor Schmitt, der hier an blindgewordenen Gemälden den Firniß erweckt, Bilder-Schäden aller Art mit wunderbar kluger Geschicklichkeit auszubessern versteht und durch seine Lasuren, mit vorsichtigem Pinsel nachhilft, wo die unerbittliche Zeit selbst eines vielbewunderten Meisterwerkes nicht länger schonen will.

Auch jetzt war der Maler bei interessanter Arbeit beschäftigt. Mit weichem, feinem Läppchen putzte er an einer tief nachgedunkelten Leinwand herum, die angefeuchtet, zauberhafte Lichteffecte, den Beleuchtungskunststücken eines Schalken nicht unähnlich, wies, während sich trannhaft Alles wieder in Dunkel hüllte, sobald die Luft das glänzende Naß aufgesogen. Dann sah der Künstler von der Seite darüber hin, rieb und putzte wieder — hauchte darauf; das Zauberbild kam und ging und neckte ihn. Aber so ganz war er davon gefesselt seine Spur zu suchen und festzuhalten, daß die übrige Welt um ihn her gar nicht mehr für ihn da zu sein schien.

Der Professor Schmitt war ein alter Mann; vielleicht nicht ganz so bejahrt wie er aussah, aber den Sechzigen doch sicher nicht mehr fern. Sein grauer Malerrock umschloß eine Gestalt, die von Jahren und steter Arbeit etwas gebeugt, klein und unansehnlich erschien. Unter dem Käppchen von hirschbraunem Sammt, rahmte silberweißes Lockenhaar ein feines, freundliches, sehr angenehmes Antlitz ein. Das etwas wächsern durchsichtige Colorit zeugte von langgenossener Stubenluft; aber es stimmte harmonisch zu dem lichten Haar und dem friedseligen Ausdruck dieser milden Züge. Als sei von den alten Bildern, mit denen er ausschließlich lebte und webte, etwas auf den Menschen selber übergegangen, so sah der alte Schmitt aus, als gehöre er der Gegenwart nicht an; was der klare Ausblick dieser alternden, sanften, blauen Augen an Realität verrieth, hatte wenig gemein mit dem positiven Realismus unserer heutigen Tage.

Endlich hatte er genug auf der alten Leinwand herumgewirthschaftet. Er stellte sie gegen das Fenster in volles Licht; räumte die Fläschchen und Geräthschaften bei Seite, die ihm während der Arbeit gedient und schlug eine große Mappe auf, aus der er — erst Einiges umblätternd — mehrere vergilbte, mitgenommene Blätter herausfischte, die er vor sich auf der großen, roben Tischplatte hinbreitete. Das Kinn in die Hand gestützt, blieb er sinnend vor ihnen stehen, kalt die Beharrung übertenkend, die bei ihrer Restaurirung wohl anzuwenden sei, dann über der Schönheit des Kunstwerkes selbst, auch das wieder

vergessen — ganz in Anschauen versunken. Die Sonne rückte unterdessen weiter und weiter in das Atelier hinein, auch an den Wänden hier und da allerlei interessante Denkmäler alter Kunst entschleiernd: seltene Empfangsgüsse, ein prächtiges Schnitzwerk, das dem Beit Stoß Ehre gemacht hätte; unvollendete Malerversuche, Kartons und Entwürfe aller Art im buntesten Durcheinander. Und inmitten dieser bald wunderlichen, bald anziehenden Welt, in der er ganz zu Hause, stand der alte Mann — tiefe Stille um ihn her. Auch der Sonnenstrahl glitt lautlos über die Dielen am Boden hin.

Endlich wurden Stimmen im Nebenraume vernehmbar; die Klinke an der Thür bewegte sich und durch die schmalgeöffnete Spalte schaute das fragende Gesicht des grauköpfigen Galeriediener hinein.

„Herr Professor Schmitt noch hier? — Ja noch! — Bitte, Herr Professor, wollen Sie so gut sein! Diese Herrschaften wünschen Sie zu sprechen."

Der alte Maler sah auf. In der Thüre, die seine Werkstatt mit der Gemäldegallerie verband, war neben dem tressenbesetzten Dienstrock des Aufsehers eine hehre, männliche Gestalt sichtbar geworden. Der Professor legte das Blatt nieder, das er eben in die Hand genommen und trat hinaus in den Bilderssaal.

Der Fremde, der sich ihm hier, mit einer Cavaliers weltmännischer Art, grüßend als Graf Bergen vorstellte, mochte kaum jünger sein, als der Maler selbst; aber ganz anderes trug er sich, aufrecht und vornehm. Sorgfalt und Eleganz liegten in seiner ganzen äußeren Erscheinung den Mann von Welt erkennen. Rasch und entschieden erschien er, sein Blick fest, vielleicht etwas kalt. Der kurländische Accent bestätigte, was er eben dem Maler mitgetheilt, daß er nämlich fremd sei hier am Orte.

„Ein Unfall, der meine Frau betreffen," berichtete er kurz und bündig, „nöthigt uns, einen längeren Aufenthalt hier zu nehmen. Meine Tochter hat künstlerische Interessen und möchte die Zeit nutzen, ein Bild dieser Gallerie zu copiren. Ich höre, daß Sie Damen öfter bei solchem Unternehmen behülflich sind. Würden Sie die Güte haben, sich auch meiner Tochter anzunehmen?"

„Eigentlichen Unterricht ertheile ich nicht," erwiederte mit bescheiden ausweichendem Lächeln der Professor, dessen etwas zögernde, ängstliche Weise sichtlich gegen das sichere Wesen des Grafen abstach: „meine Zeit erlaubt mir das nicht. Aber wenn es nur vorübergehend die Ueberwachung einer Copie gilt und wenn die junge Dame" —

Jetzt erst, da sie auf seine letzten Worte hin, eine Bewegung sich ihm zu nähern machte, wurde der Professor der schlanken Mädchengestalt gewahr, die bisher vor Rafaels zart hingehauchter Madonna gestanden, ohne im Zusammenhange mit dem Grafen zu scheinen. Der Einwilligung froh, zu der sich Professor Schmitt bald und bald bereit erklärt, wandte sie nun den Kopf und lächelnd kam sie gerade auf den alten Maler zu. Zwei große, fremdliche Augen blickten ihn lebendig an, aus einem klaren, blonden Gesichtchen, in dem sich etwas von dem Sonnenschein draußen gefangen zu haben schien. Sprechend Aehnlich sah die Comtesse ihrem Vater, nur daß bei ihr Alles weicher, milder erschien; auch der fremdländische Accent im wohlthuenden Klange ihrer jugendfrischen Stimme.

„O, Herr Professor," redete sie diesen nun mit schmeichelnder Freundlichkeit an, „weisen Sie mich nicht ab! — Sie sollen gewiß nicht über mich zu klagen haben. Sehr fleißig werde ich sein. Ich nehme es ganz ernst mit meiner Arbeit und habe die Kunst sehr, sehr lieb! —"

Der alte Mann war im Augenblick gewonnen. Es lag in dieser Mädchens Art, in ihrem hellen, leuchtenden Antlitz, im Klange ihrer Stimme, ja in der Gebärde selbst, mit der sie ihm, ihre Worte begleitend, bittend wie ein Kind, beide Hände entgegenstreckte — etwas dem er nicht widerstand. Ein feines Roth trat ganz schüchtern, fast jungfräulich, auf seine welken Wangen; er rieb die Hände, verneigte sich mehr als einmal gegen die junge Dame, wiederholend, daß er ja gern bereit sei ihr zu dienen, daß er sein Möglichstes thun wolle, u. s. w. Ihre Freude äußerte sich unverhohlen. Der Graf sprach in einigen knappen Worten auch seinen Dank aus; so war es rasch eine abgemachte Sache. Das Nähere ward besprochen und festgesetzt; dann gingen die Drei durch die Gallerie, ein Original auszuwählen. Vor lauter Begeisterung kannte die kleine Gräfin zuerst gar nicht zum Entschlusse kommen. Ueber jedes neue Bild, das sie sah, in neues Entzücken ausbrechend, hätte sie sich am liebsten an Allem versucht. Professer Schmitt, dem der Graf unterdessen kurz über die Leistungen der Tochter berichtet, wobei diese ihn lebhaft zu unterbrechen mehr als einmal Gelegenheit fand — suchte lächelnd ihren Enthusiasmus zu zügeln und endlich entschied man sich für ein famigeneigtes Madonnenköpfchen der Bernhard Luini, das von süßer Anmuth, von zartestem Farbenschmelz, recht für eine Mädchenhand geeignet schien. Auch war es keine sehr umfangreiche Arbeit; die Copie konnte in der Zeit geleistet werden, die der Graf vorläufig für seine Anwesenheit festgesetzt. Vier Wochen waren das ungefähr. Die, meinte der Arzt, würden zur Heilung eines Armbruches erforderlich sein, den die Gemahlin des Grafen bei ihrer Ankunft hier durch einen unglücklichen Fall erlitten, wodurch die Weiterreise unmöglich geworden.

Farben und Leinwand waren rasch zur Stelle geschafft und schon am nächsten Morgen ging Comtesse Agnes an ihr Werk. Sie copirte das Bild in der Gallerie selber; der alte Schmitt, der in seiner Werkstatt thätig blieb, kam ab und zu, einen Blick auf ihre Arbeit zu werfen. Das junge Mädchen war natürlich nur Dilettantin, ohne Ausbildung, ohne Technik. Aber ein gutes Auge für Farben und Formen unterstützte ihre Lust zur Sache; instinktiv fühlte sie das Richtige heraus und war die Art, wie sie es wiederzugeben versuchte, oft sinnlich ungelenk, so lag gerade in dieser Naivetät eine Hingabe an das Original, die der Copie zu Gute kam. Des Professers Erfahrung half nach; hin und wieder zeichnete er selbst mit sicherer Hand in die Arbeit hinein, die auf diese Weise ein ganz hübsches Ansehen gewann, so daß Lehrer und Schülerin ihre Freude daran hatten.

Angetrieb durch den täglichen Verkehr, bei dem das Streben sich recht mit einander zu verständigen, beide Theile natürlich zusammenführen mußte, entwickelte sich etwas wie Freundschaft zwischen dem alten Manne und der kleinen Gräfin. Dem Professer, für dessen ideale Anschauungen in der Kunst, die allgemeine Art, wie er sie aufgefaßt und genossen sah, mehr viel zu reh und äußerlich war, that es wohl, in diesem blonden Kinde einer noch ganz jugendreinen Empfänglichkeit zu begegnen,

die nur hingeworfen sein wollte auf das Erste, wahrhaft Schöne, um sich in voller Begeisterung dem Eindruck zu erschließen. Des alten Schmidt stilles, gedankenvolles Gesicht klärte sich jedesmal zu einem sonnigen Lächeln auf, wenn er, den Gang herunterkommend, um die Ecke schaute, wo unter weltberühmten Coreggios der kleine Anini hing und er dort das Comteschen emsig an ihrer Staffelei sitzen sah; in zierlich gewählten Gewänderu freilich, aber das kräftigere Blautuch roch schlicht aus der Stirn gestrichen, achtlos gegen alles Aufgemacht mit Leib und Seele bei der Arbeit, die ihre innerste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sie pflegte ihm, wenn sie ihn leise aufstreten, näher kommen sah, in seinem behaglichen, grauen Rock, auf dem Kopfe das Sammetmützchen, an dem er schmunzelnd ein wenig rückte, sie zu begrüßen — gleich die kleine, zierliche Hand entgegen zu streckeu, die nicht selten etwas Bleiter oder Ultramarin mit gefaßt. Nur hunderterlei Fragen hatte sie dann an ihn zu richten, über die Mischung der Kreidefarbe, über die Bewegung dieser Linie; besonders der Schatten unter der Nase machte ihr viel Reih; er wurde bald zu schwer, bald materialisirte er nicht genug. Der Professor sah, wie ruhig sie es meinte und nahm sich liebevoll ihrer Arbeit an.

Um seiner Schülerin manche Lehre, die er ihr in Worten gab, anschaulich zu machen, führte er sie auch vor andere Gemälde der Gallerie, erzählte ihr von den Meistern und wie sie gemalt; wie sie ihre Farben selber zubereitet und wie schon dadurch eine feine, individuelle Besonderheit in ihre Werke hineingekommen, die von der viel allgemeineren Behandlung neuerer Künstler so selten erreicht werde. Der Professor hatte die alten Maler studirt; er wußte von ihrem Leben, wie die menschliche Seite in ihnen entwickelt geworden und welche oft wunderbare Schicksale sie auf Künstlerwege gebracht. Das Comteschen hörte seinen Erzählungen, die ihr oft tagelang anzudenken erschienen, mit großen, lauschenden Augen zu. Sie hatte auf ihren Reisen manche Gallerie gesehen; hatte lange Leute lang über München und Dresden, über die Cornyphäen des Louvre sprechen hören. Aber wie der alte Schmidt davon erzählte, das war etwas ganz anderes; unwohlen war es von allem Zauber des Bergangenen. Agnes meinte, hinter mustzirenten Engeln den Goldgrund schimmern zu sehen, den so zart und fein jetzt Keiner mehr herzustellen vermag; nur blankes Metall bringt man zu Wege, keinen mitleuchtenden Träger des Himmlischen — Wie ein Kind dem man Märchen erzählt, wollte sie immer mehr davon hören. Ohne innerlich besonders zu Kunstenneuschaft angelegt zu sein, glich sie der feinfühligen Pflanze, die ihre Kelche immer der Sonne zuwendet. Aller Schönheit schloß sich die junge Seele durstig auf und wo ihr Verständniß noch nicht ausreichte, leitete ihr Gefühl sie doch fast immer richtig. Nur mit einzelnen Anschauungen ihres Lehrers konnte sie sich, vielleicht gerade durch ihren entschieden ausgesprochenen Schönheitssinn gehindert, nicht unbedingt vertraut machen. Denn Professor Schmidt sie an altdeutsche Kunst heran zu führen versuchte, schüttelte sie das Köpfchen, ohne sich ergriffen zu fühlen. Sie konnte diesen hausbackenen Gestalten, in ihrer ungeschminkten Lebenswahrheit, keinen Reiz abgewinnen. Rasch von ihrer scheinbaren Steifheit ermüdet, kehrte sie immer wieder zu den seeleren Schöpfungen des beflügelten Genius zurück; zu Raphaels hehren Madonnen, zu den Goldtönen Tizian's; zu Correggios lächelndem Liebreiz oder des Berenesen prächtiger Gewandung. Der alte Schmidt, obgleich selber ein treuer Anhänger der Deutschen, ließ sie ruhig gewähren; er wußte, daß erst langes Studium, vielleicht durch eigene Erlebnisse unterstützt, dazu gehört, um Sinn auch für diese ernstere Seite der Kunst zu wecken und hielt es Agnes Jugend zu Gute, daß sie den Blick dafür noch nicht gewonnen.

Eines Tages war das Comteschen in großer Verlegenheit wegen einiger Treyen Oele, das in ihrem Fläschchen ausgegangen und das sie doch unerläßlich zum Anstrichen ihres Bildes brauchte. Nach einigem Hin- und Her-Ueberlegen entschloß sie sich, an die geheimnißvolle Thür „kein Eingang" zu klopfen und ihren Lehrer um Aushülfe zu bitten.

Der Professor war nicht wenig erstaunt, statt des alten Gallerieriesners, der sonst einzig und allein mit einer Anfrage oder Meldung in dies abgeschlossene Heiligthum eindrang, heute das lichte Märchenantlitz herein schauen zu sehen. Natürlich zeigte er sich gern bereit, alle nur möglichen Oele herzugeben; aber in dem wirren Durcheinander seiner Umgebung war die Ausführung dieser guten Absicht nicht leicht zu bewerkstelligen. Es wollte sich durchaus kein Fläschchen finden, das auch nur annähernd geeignet schien, sich dem reinen Zwecke des Comteschens anbieten zu lassen. Während der Professor nun auf allen Tischen, in verschiedenen Kasten unter den wunderlichsten Gegenständen herumkramte, konnte Agnes nicht widerstehen, die geheimnißvoll bunte Welt hier etwas näher zu ergründen. Es reizte sie eigen nach Firniß und Aether, nach allerlei frisch aufgetragenen Farben. Schritt für Schritt war sie näher herangekommen; endlich machte sie gar die Thür hinter sich zu und nun war sie wirklich drinnen im Atelier, zum ersten Male! —

„Also so sieht es in einer Künstlerwerkstatt aus? —" sagte sie, in heiterer Verwunderung nach allen Seiten hin um sich blickend. Der Professor hatte eben das richtige Fläschchen gefunden, aber jetzt bat sie ihn, noch ein Augenblickchen bleiben zu dürfen. Er hatte nichts dagegen, forderte sie vielmehr auf, sich nach Belieben umzusehen und zeigte ihr sogar selber, was hier Alles herum stand und lag: alte, halb verschwundene Temperabilder in wurmstichigen Rahmen; Pergamentabfälle kostbarer Missale, die die Goldschläger in grobem Unverstand zum Umschlag ihrer Platten verbraucht; lange Papierrollen auf einander gehäuft, rich mit Staub bedeckt; daneben wieder leuchtend in aufgetrichten Farben ein altes Gemälde, an dem der Professor geschickte Hand eben Wunder gethan. Unwiderstehlich war es, hier herumstöbernd, auf Entdeckungen auszugehen. Mit kindlicher Lust am Geheimnißvollen guckte das Comteschen in alle Winkel, drehte alle Blechrahmen um; ihr war zu Muthe, als müsse sie einen unbekannten Schatz heben, dem sie forschend weiter und weiter nachging. Alles entzückte sie; selbst die Atmosphäre, die sie hier athmete, hatte ihren besonderen charakteristischen Reiz.

„Ja," rief Agnes endlich, ohne ihr interessantes Herumkramen zu unterbrechen, obgleich ihr Lehrer inzwischen wieder zu malen begonnen hatte: „das ist hier eine ganz verzauberte Welt, in der Sie, mein theuerster Professor, wie ein Magier walten, der Geheimnisse seltenster Farbenmischung besitzt und Zaubersormeln weiß, die Vergangenheit zu entschleiern. Nicht wundern würde es mich zu hören, daß Sie ab und zu hier überirrischen Besuch empfangen. Ich habe mir's immer gedacht und jetzt weiß ich es bestimmt: Sie stehen mit den Geistern der Alten unmittelbar in Verbindung; von ihnen selber erhalten

Sie Anweisung, wie am besten für die Erhaltung ihrer Bilder, der nachgebliebenen Kinder ihrer Seelen, zu sorgen sei. Alle Welt sagt es: kein Mensch versteht auch nur annähernd ein altes Gemälde zu behandeln wie Sie. Das haben Sie nicht von sich selber!" neckte das muntere Kind ihrer Mühe weiter. „Hier, aus diesem klassischen Staude, hinter diesen rampenirten Tafeln und Papyrusrollen steigen sie empor, Ihnen persönlich ihre Aufwartung zu machen: Tizian, der Jünglinge-Greis mit flammendem Blick, des Engelkinderes sanftes Klosteramtlin; Mantegna und Francia; wiltremantisch Salvator Rosa mit flatterndem Haar; am Ende gar sie sagenhafte Leonarde, die silberne Lyra im Arm, die er selber construirt. O ich möchte hier sein um Mitternacht, wenn der Geisterreigen beginnt und Sie die Gewaltigen alle um sich versammeln, mein geliebter Meister!" —

Der alte Schmidt schüttelte ruhig den Kopf. „Nein," — unterbrach er sie lächelnd — „da irren Sie, Demoiselle, die Herrlichen kommen nicht zu mir. Aus der Heimath ihrer Seelen, die sie jetzt gefunden, mögen sie nicht zurück in eine Welt, wo selbst ihr begnadigtes Sein ein nur Kampf war und Entbehrung. Aber ich bin zu ihnen gegangen — mit einer ganzen Lebens Kraft und Liebe, mit aufrichtigem, demüthigem Wollen. Da hat sich mir, ohne Geisterspuk, auf dem ganz natürlichen Wege treuer Arbeit Manches erschlossen, woran die Meisten freilich achtlos vorübergehen. Und wenn Sie sagen, liebe Kleine, ich verstünde es besser als Andere ein altes Bild zu behandeln, so kommt das nur, weil ich vor solcher Aufgabe mein eigenes, kleines Ich bei Seite setze, nur an Den denkend, den ich vor mir habe und der mir heilig, unantastbar sein soll. Es drängt sich dann wenigstens keine fremde Intimitualität in das Meisterwerk hinein, das meinen Händen anvertraut ist. Darin liegt das ganze Geheimniß."

„Und das Ireale Ihres Wirkens," rief Agnes lebhaft. „Nicht Jeder besitzt Selbstlosigkeit genug, immer vor Anderen zurückzutreten zu können! — Aber was soll das hier? — Dies saubere Blatt zwischen den staubigen Brettern!"

Und auf einem Stoß alter, gegen die Wand gestellter Bleirahmen und Reißbretter, zog das Comteschen jetzt einen sorgfältig auf weißes Papier gelegten, wohlerhaltenen Holzschnitt hervor. Der alte Schmidt sah auf.

„Ei sieh doch," rief er, „da müssen die Hexenmeschen herumgefallen sein und mein schöner Täter ist herunterzeglitten zwischen das alte Gerüll. Nein, allerdings rahin gehört er nicht. Bitte, Comteske, legen Sie mir das Blatt auf den Tisch dort; ich will es nachher wieder an seinen Platz gegen die Wand befestigen."

„Warum liegt es nicht bei den andern Blättern in der Mappe?" fragte Agnes.

Der alte Mann sah über das Blatt hin, das sie noch immer in der Hand hielt. „Weil ich dieses gern immer vor Augen habe," erwiderte er mit lautem Klang der Stimme.

„Ist es denn so besonders schön?" fragte das Comteschen, das aus sich selber, wie es schien, nicht unbefangen zu freier Ansicht kommen konnte.

Der Professor war aufgestanden. Ueber die Schulter seiner Schülerin blickte er schweigend auf den Holzschnitt. Er stellte eine thronende Maria vor. Engel, still andächtigen Jünglingen ähnlich, umstehen die Himmlische, ihr Früchte und Blumen reichend: Engel schweben aus strahlendem Gewölk herab, ihr den Himmels Krone aufzusetzen und wirker Engel spielen zu ihren Füßen, reizende, runtliche Kindergestalten in jubelntem Uebermuthe auf Schalmeien blasend, Krüge mit seltenen Pflanzen mühsam in flämmigen Aermchen emporhebend. Des Künstlerdenes ganze beseligte Rührigkeit ist in ihnen ausgedrückt. Nur eine kleine Gestalt steht still und andachtsvoll in der Ecke: ein ernstblickendes Engelchen, das statt, wie die Anderen, Flügel an den Schultern zu tragen, einen Pilgerstab in der Hand hält. Der langen Gewänder flatternde Bewegung, ein nacktes Füßchen, welches unter ihnen sichtbar wird, scheint anzudeuten, daß der kleine Pilger weit, weit gewandert ist, bis er die selige Stätte erreicht. Auch bleibt er beim Glücke der Anderen still für sich, nur ein stummer Zuschauer; und doch fühlt sich der Fremde heraus, der darin liegt, daß er nun hier ist und in andächtiger Betrachtung den Stab niederlegen, den müden Fuß ruhen darf.

Auf des Professors Gesicht trat ein hell[illegible]underndes, wie er sich mehr und mehr in die einfach gegebene Darstellung vertiefte. Er sahen seine eigene Umgebung ganz zu vergessen und Agnes mußte endlich ihre Frage wiederholen, was denn nur so besonders schön an diesem Blatte sei?

„Ja," meinte da der alte Schmidt, „wenn Sie nur nach der Schönheit fragen, so lassen sich auch gegen diese Competition, wie gegen Vieles aus altdeutscher Schule, Einwendungen machen. Es drängt sich Alles ein wenig voll auf einander. Die Maienna könnte weniger hausmütterlich gerecht, die Gewandung weniger knitrig gefaltet sein. Correggio hat seine Himmelskönigin mit schwungvollerer Anmuth zwischen Engel und Wolken gruppirt. Aber sehen wir darüber hinweg, so ist gerade in diesem Blatte etwas so menschlich tief Rührendes, Ergreifendes ausgesprochen, daß ich Dürer lieb haben möchte, wäre ich auch nur viele einzige Arbeit von ihm kennen gelernt. Sie bilden mich fragend an, mein liebes Kind? — Ja, Sie werden am Ende von allerem gar nichts verstehen, denn Sie gehören zu den glücklichen Engeln dort, die sich mit seliger Unbefangenheit in diesen himmlischen Reigenen als auf ihrem Heimathboden bewegen. Aber wissen Sie, wenn ich so ganz unworten. Wer ein langes Leben, in dem die Sonne nicht viel geschienen, wer weite Wege auf hartem Boden hinter sich hat, — der blickt mit eigener Empfindung auf den kleinen Wanderer dort in der Ecke, der, wenn er auch nicht voll mit genießt, doch hier sein rast, Himmelsluft zu athmen, ewiges Licht zu schauen; und wer kann recht bereuen, was sie endliche Gegenwart auch des Zurückgebeten, unter den Zeligen betenet, — der kann es dem großen Dürer nicht warm genug danken, wie er es so rührend in den kleinen, überlebenen Gestalt ausgedrückt, daß man auch ohne Flügel in den Himmel kommen kann, nur den Wanderstab in der Hand, den Blick unverwandt nach oben gerichtet."

Agnes hatte bald den alten Mann, der zu ihr sprach, daß Dürers Holzschnitt angeblickt. Ob sie ihn recht erkannt, den tief innerlichen Zusammenhang, der zwischen beiden waltete? Den ihrer fortgelebt Jugend war das kaum zu erwarten. Aber vielleicht verlieh ihr das warme Herz, auch hierin ahnend ein Verständniß für das, was noch außerhalb ihrer Erfahrung lag. Sie sah sich den kleinen Dürer'schen Engel lange mit ernst an. Das Blatt, das sie eben noch beschützen wollte, war ihr ernstlich ehrwürdig geworden. Ohne etwas zu sagen, suchte

Auch ohne Flügel.

sie sich die nöthigen Haftzweckchen zusammen und befestigte es selber an die Wand.

Der Professor war inzwischen wieder an das Fenster getreten. Er hatte eine Scheibe darin geöffnet; die Mailuft wehte mild herein, der rollenden Wagen Gerassel tönte nur fern und gedämpft bis hier hinauf. Endlich nahm Agnes das Fläschchen, um wieder an ihre Arbeit zu gehen. Aber ehe sie das Atelier verließ, reichte sie dem Professor noch einmal stumm die Hand. Er verstand, was sie ihm damit sagen wollte und blickte mit väterlich zärtlichem Wohlwollen über ihre liebe, freundliche Erscheinung hin. Ihm war nicht anders, als sei ein Sonnenstrahl mehr in seine Einsamkeit gefallen.

Auch er wollte nun wieder zu malen beginnen; aber wie unaufhörlich er jetzt auch blieb, die eigenen Gedanken durchkreuzten seine Arbeit mit anderen Bildern und ließen ihn nicht vorwärts kommen. Endlich legte er seinen Malerapparat bei Seite und setzte sich in den alten Lehnsessel vor Dürers Holzschnitt nieder. Vergangenes trat, zu neuem Leben erwacht, gegenwärtig vor seine Seele. — —

Die Zeit lag weit zurück, da er ein Jüngling gewesen, mit wallendem, braunem Lockenhaar. Es war in seiner Vaterstadt. Im rauchenden Bergkessel klemmten sich an rauschen gestreckten Hügeln, die auf- und absteigenden Straßen hin. Dicht gegen bewaldete Bergwände angelehnt, waren die Häuser nur von einer Seite zugänglich, aber mit hübschen kleinen Vorgärten geziert, die terrassenförmig nach der Straße hinunterstiegen. Aus gelbem Gestein sprudelten heiße, heilsame Quellen hervor, die der Stadt eine wohlverdiente Berühmtheit erworben. Während einiger Sommermonate strömten ihr, Zugvögeln gleich, bunte Schwärme fremder Gäste aus aller Herren Länder zu. Im Frühjahr und Herbst dagegen lag das Gebirges ganze, stille Poesie über ihr und im Winter war sie eine kleine Stadt, wie jede andere, in der man beim Lampenschein um den Familientisch sitzt, sich zum Kaffee besucht und Einer immer ganz genau von des Anderen Treiben unterrichtet ist.

Heinrich Schmitt war der Sohn eines Badearztes, der, um beschränkten Mitteln nachzuhelfen, auch Fremde in seinem Hause logirte. Des Knaben Phantasie ward frühzeitig durch das Kommen und Gehen sehr verschiedenartiger Gestalten angeregt. Er sah berühmte Staatsmänner, namhafte Künstler, die schönsten Frauen in oft fremdländischen Gewändern, im Vaterhause einkehren, unter den rundgeschnittenen Kastanien vor der Thüre sitzen. Nicht selten trat er mit Diesem oder Jenem in eine Art von Verkehr, der Einträge in seiner Erinnerung zurückließ. War es wieder still geworden am Ort, so stieg Heinrich hinauf in die Berge, in ihrer weiten Einsamkeit zurückzuträumen an seine Erlebnisse, nachzusinnen, was der nächste Sommer bringen könne. Eine besondere Gefühlsinnigkeit, die ihm angeboren, ließ ihn Alles tief und warm ergreifen. Er dachte sich Möglichkeiten aus, baute eine über der anderen auf, je kühner, desto besser. Als sich später Gelegenheit dazu bot, verfehlte dies innere Schaffen nicht, sich auch nach außen hin eine Form zu suchen. Ein junger Maler, der Illustrationen für Journale zeichnete, wohnte während einer Saison in des Doktors Haus. Heinrich sah mit lebhaftem Interesse, wie er vorüberziehende Gestalten mit wenigen, sichern Strichen in seinem Skizzenbuche festhielt, und versuchte, nach Kinderart, es ihm nachzuthun. Natürlich wurden es nur kindische Figürchen, die er schuf, aber der Maler, der des Knaben Lust sah, ließ ihn spielend ein wenig zeichnen. Tanten und Basen staunten in höchster Bewunderung die überraschenden Leistungen an, die Anlaß wurden, daß man Heinrich in eine Zeichenschule that. Schon damals stieg der Gedanke in ihm auf Künstler werden zu wollen, und die ganze kleinstädtische Bornirtheit, der das imponirte, stimmte bewundernd ein, überzeugt, daß er dazu geboren sei. —

In den Jahren, die darüber hingegangen, war der kleine Badearzt mehr und mehr Mode geworden. Immer bunter gestaltete sich das Leben dort, immer erregender wirkte es auf Heinrich ein, der sich in kühnen Phantasien schon selber auf einer Höhe träumte, wie er sie ruhmgekrönt, hier von Einzelnen erreicht sah. Auch war er nun kein Knabe mehr und zwischen das prächtige Gewebe seiner hochgespannten Lebenserwartungen, schlang der holde Zauber erster Liebe seine goldenen Fäden.

Wunderschön war sie — Helene — des angesehenen Rathes einzige Tochter. Wenn auch um eine Anzahl Jahre jünger als Heinrich, war sie ihm doch bereits in den Spielen der Kindheit eine muntere Gefährtin gewesen und es lag schon damals etwas von Verehrung und Anbetung in all den zarten Rücksichten, die er, ganz gegen Knabenart, an ihrem heiteren, fein organisirten Wesen übte. Später kehrte ihr geringeltes Lockenhaar auf allen Compositionen des jungen Künstlers wieder und da die halbe Stadt in erwartungsvollem Stolze auf das Genie blickte, das aus ihrer Mitte aufzublühen versprach, entging auch diese Huldigung der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht. Man fand es endlich ganz natürlich, daß der angehend berühmte Mann und die junge Schönheit für einander bestimmt sein müßten. Sogar Helenens Vater erklärte sich einverstanden, des jungen Schmitt glänzende Aussichten als Aequivalent für vollende Thaler gelten zu lassen. Und Helene? Sie hätte kein Mädchen sein, es hätte ihr ganzes Jugendleben nicht in dem des Freundes wurzeln müssen, wäre sie unempfindlich geblieben, wo sie sich warm geliebt und öffentlich verherrlicht zugleich sah. So schien denn Alles auf guten Wegen, bald noch ein Kinderglück und doch schon verheißend für die Zukunft.

Ein paar harmlose Jugendjahre waren spielend an den Glücklichen vorübergeeilt. Mit Heinrichs Künstlerschaft sollte nun Ernst gemacht werden. Nachdem er am Orte, wie er glaubte, gründliche Vorkenntnisse erworben, waren noch zwei Jahre in der Residenz bestimmt, seine Ausbildung zu vollenden. Nach Ablauf dieser Frist sollte er heimkehren, Helenen als seine Braut zu empfangen. Sein Vater, dessen Praxis einen glücklichen Aufschwung genommen, machte ihm dann Hoffnung auf eine Reise in den Süden, ehe er den häuslichen Heerd begründen würde, wo und wie seine Neigung es ihm eingeben wollte. An seinem Gelingen zweifelte er eben so wenig wie Andere. Es waren weit hinaus greifende Pläne, die sich darauf gründeten. Das Berauschende, das in ihnen für Heinrichs Herz wie für seinen Ehrgeiz lag, hielt ihn selbst über den Abschied von der Geliebten hinweg, der ohnedieß noch nicht schwer in die Wagschale zu fallen pflegt, wenn man zwei und zwanzig Jahre zählt und sich auf Leben, Glück und Wiedersehen noch unbedingt verläßt, mit der Sicherheit erfahrungsloser Jugend.

Die erste Enttäuschung trat an Heinrich heran, als man auf der Akademie seine Leistungen zwar talentvoll, aber durchaus nicht hervorragend fand. Die Art wie man ihn hier beurtheilte,

war himmelweit verschieden von der heimischen Bewunderung, an die er sich nur allzusehr gewöhnt. Wo im Zusammenfluß aller Kräfte nur bedeutende Capacitäten, höchste Ziele erreichend, sich vor der Masse auszuzeichnen vermochten, wo im stuthenden Treiben der großen Stadt Neues täglich Neuerem weichen mußte, wurde Heinrich, bei nur mittelmäßiger Begabung, eine Demuth aufgedrängt, in die er sich nicht willig fand. Natürlich wähnte er, nur nicht richtig gewürdigt zu werden; war verstimmt, arbeitete mit weniger Lust und kam dem zu Folge auch nicht vorwärts, wie es zu wünschen gewesen. Als er dies Letzte wenigstens selber einsehen mußte, verlor er gänzlich den Muth. Hoffnungslosigkeit steigerte sein Unvermögen. Von einem Extrem rasch in's andere fallend, hielt er es überhaupt für verfehlt, sich der Kunst geweihet zu haben. Schon sann er auf andere Wege, die er einzuschlagen im Stande sei — aber ein gewisses Schamgefühl, die Erwartungen, die er auf sich gerichtet wußte, unerfüllt zu lassen, hielt ihn doch wieder auf seinem Platze fest. Der Gedanke an Helene interessirte, der ihn vortem begeistert hatte, war ihm jetzt verwirrend, drückend. Als Preis außerordentlicher Leistungen war sie ihm, dem Unbemittelten, Namenlosen, versprochen worden — durfte er noch einen Anspruch an sie erheben, wenn er, unbekannt nur unberühmt, sich in nichts hervorthat? — Die Antwort, die er sich darauf geben mußte, war keine beglückende. Ein Schleier fiel über die Zukunft, die er sich so schön angemalt.

Inmitten dieser inneren Conflicte, erhielt er die Nachricht, daß sein Vater plötzlich gestorben sei. Es war der erste äußere Schicksalsschlag in Heinrichs Leben, aber er traf ihn hart. Noch ehe seine Studienzeit abgelaufen, kehrte er nun in die Heimath zurück. Sie wies ihm ein ganz anderes Gesicht, als bei seiner Abreise. Die feine Anschichten in das Zukünftige hinein wankend geworden, war nun auch die Vergangenheit zerfallen; verödet das liebe Vaterhaus, die kränkelnde Mutter in trückenter Lage zurückgeblieben; denn der Doktor, der bei steigender Besserung des Barometers auf die wachsenden Einnahmen einer langen Lebensdauer gerechnet hatte, war — vielleicht auch um die Ausbildung seines Sohnes zu bestreiten — weit über seine Mittel hinausgegangen und hinterließ gänzlich zerrüttete Verhältnisse.

Unter dem Druck dieses unerwarteten Unglückes, wagte es Heinrich kaum, sich Helenen wieder zu nahen und an die Hoffnungen zu erinnern, die man ihm einst eröffnet. Aber wenn zerrüttete Gemüthsthätigkeit auf seiner Seite ihn scheu und zurückhaltend machte, so war in Helenen wieder Großmuth, eine völlige Abwesenheit jeder kleinlichen Selbstsucht, so sehr Grundzug des Charakters, daß sie gerade in der jetzigen Situation ihr Glück, ihren Stolz darin fand, dem Geliebten unbedingt Treue zu halten. Auch ihr Vater ließ in ebenhafter Rechtschaffenheit den jungen Mann das Mißgeschick nicht empfinden, das ihn unverschuldet betreffen, und die Verlobung ward gefeiert, wie es vortem beschlossen worden. So hielt denn Heinrich wirklich ein Glück in Händen, groß und beseligend genug, ihn alles Andere darüber verschmerzen zu lassen.

Eine friedlichere Stimmung kam über ihn. Er lebte nun ausschließlich mit seiner Braut; schöner denn je, war Helene jetzt erst zur vollen Jungfräulichkeit herangereift. Anfangs hatte es Heinrich ein wenig gekränkt, daß sie in den zwei Trennungsjahren sichtlich gewachsen, ihn jetzt körperlich beinah überragte, eine hohe überaus edele Gestalt. Aber er gewöhnte sich daran. Auch kleidete es sie so gut, daß er es endlich gar nicht anders hätte haben mögen.

Er malte Helenen; ein schöneres, liebreizenderes Modell hatte ihm noch nie gesessen. Wie ehedem fand, was er schuf, hier unter den Seinen ungetheilten Beifall. Natürlich — diese Leute hatten es ja entdeckt, daß er ein Genie sei; sie kennten sich doch nun nicht selber Lügen strafen, indem sie einen Stümper in ihm erkannten.

„Vortrefflich! Zum Sprechen ähnlich, entzückend! Er übertrifft noch die Natur" — hieß es von allen Seiten. Ach, es that wohl das einmal wieder zu hören. Die alte Heimathlust, in der Heinrichs beste Hoffnungen gekeimt und aufgegangen, wehte ihm noch einmal schmeichelnd entgegen. Wo Andere so unbedingt an ihn glaubten, war es da nicht natürlich, daß er selber wieder Zutrauen zu sich gewann? — Er arbeitete mit neuerwachter Begeisterung.

Aber nicht lange vermochte ihn die Bewunderung, die er weckte, zu täuschen. Als sein Bild bald vollendet war, genügte es ihm selber nicht. Steif war es, kalt. Der Hauch des Lebens fehlte, der beseelende Funke. Was Jene bei mangelntem Kunstverständnisse ein Uebertreffen der Natur nannten, war nur, daß die Natur unerreicht geblieben. Als sich Heinrich dessen bewußt wurde, verlor er allen Muth und kein Loben und Preisen von außen her vermochte ihn wieder aufzurichten. Er malte das Bild nicht fertig. Sagen konnte er Helenen nicht, warum er die Arbeit nicht vollendete; ihm war, als hiese das ihr bekennen, daß er ihrer nicht werth sei. Und darer schreckte er zurück. Lieber wollte er noch einmal mit unsäglichem Fleiße ein neues Streben beginnen. Den einer Reise nach Italien, wie sie vortem in seinen Planen gelegen, konnte jetzt freilich die Rede nicht mehr sein. Helenens Vater hatte ihm zwar angeboten, daß er bereit sei, die Mittel dazu herzugeben; aber Heinrich dünkte es zu viel, auch das noch anzunehmen. Er ging zurück in die Residenz, allen Hochmuth, den er ehedem mitgebracht, bei Seite lassend, mit Aufwand aller Kräfte noch einmal sein Bestes zu versuchen.

Eine allgemeine Kunstausstellung war für den Herbst angesetzt. Heinrich begann ein Bild zu diesem Zwecke zu malen. Er richtete sein Leben klösterlich ein und gönnte sich weder Zerstreuung noch Rast, um durch nichts von seiner Arbeit abgezogen zu werden. Wie immer war er anfangs guten Muthes, bis dann wieder Zweifel kamen, ein ängstliches Gefühl eigener Unsicherheit, das ihm ganz im Gegensatz zu seinem anfänglichen Selbstgenügen, innere Qualen bereitete. Helenens Briefe waren die einzigen Lichtblicke in dieser Zeit neuen Kampfes.

Zu Pfingsten hatte man ihn daheim erwartet, aber er konnte von seinem Bilde nicht loskommen und gab die Reise wieder auf. Helene, die sich auf das Bestimmen gefreut, schrieb zwar betrübt über Heinrichs Unbeständen, aber auch wieder sichtlich getrost, ihn so eifrig in seinem Bereufe zu sinden. Sie war innerlich ganz darauf angelegt, eine solche Hingabe würdigen zu können; denn aus dem blonden Kinde, für dessen eisenhafte Scheuheit sich schon Heinrichs Knabenträume begeistert, war eine charaktervoll ausgeprägte Natur herangereift, die die Dinge ernst nahm und sich in dem was Noth that, durch keine unzeitige Gefühlsseligkeit beirren ließ. Die und da hatte Einer das wärmere, anschmiegende Element an ihr vermissen wollen; aber mit Unrecht. Sie trug es in sich, nur ohne es durch häufiges

Darthun nach außen hin abzumühen. Alles Kleinliche Wesen, das Frauen oft reizend, aber nicht tiefer macht, war ihr fremd. Klar und stark empfindend, konnte sie sich nie auch nur um einen Schatten unterordnen gegeben, als sie innerlich gestimmt war. In unverbrüchlicher Wahrheit war ihre Natur begründet. Welch treues Festhalten sie dabei an dem übte, was sie für recht und gut erkannt, ohne jeden selbstsüchtigen Rückgedanken, das hatte sie ihrem Verleben in seinem Unglück bereits bewiesen.

Heinrichs Vaterstadt schien in diesem Jahre besonders viel auswärtige Gäste anzuziehen. Man hörte allgemein, daß der kleine Vaterort überfüllt sei. Auch Helene schrieb davon. Sie schrieb jetzt überhaupt häufiger als sonst, berichtete ausführlicher von ihrem Leben, was jeder Tag gebracht hatte, wen sie von den alten Bekannten gesprochen — es war, als treibe sie ein besonderes Verlangen, ihren Verleben an Allem Theil nehmen zu lassen, was sie betraf. So sehr diese Absicht Heinrich erfreuen mußte, trat ihm dennoch in der Art, wie sie sich bekundete, manchmal etwas entgegen, das nicht unbefangen in Helenens Eigenthümlichkeit lag und ihn deshalb fast fremd in den sonst so lieben Briefen berührte. Dann war es ihm, als stände im Hintergrund von allerlei etwas, das sich nicht nannte und das doch da war. Es beunruhigte ihn gerade nicht, aber es machte ihn nachdenklich und weckte doppelte Sehnsucht in ihm, Helenen endlich doch wiederzusehen.

Erdrückend heiß war der Sommer. Von Stubenluft ermattet, von ununterbrochener Arbeit übermüdet, fühlte sich Heinrich endlich einer Erholung bedürftig. An seinem Bitte blieben ihm nur noch wenige Reteuchen zu machen übrig. Vielleicht kam es auch der Arbeit zu Gute, wenn er zwischen durch einmal Blick und Gedanken an anderen Eindrücken erfrische. Wo konnte er das lieber thun als bei Helenen! Ihre Briefe riefen ihn oberdieß. So ließ er denn sein Bild trocknen, schnürte ein leichtes Bündel und reiste in die Heimath.

Der schwüle Abend hing grau über dem Gebirge, als Heinrich, den Bahnzug verlassend, die kurze Strecke Weges in die Stadt hinein zu Fuß zurücklegte. Schweres, fleischmahreichenes Gewölk schnitt den schwarzgrünen Bergen die Kuppen ab; wo es sich zerrahin noch flüsterer zusammenballte, fuhr hie und da ein Blitz lautlos durch die dunklen Massen hin. Etwas Banges, Erwartungsvolles schwebte in der Luft. Als Heinrich die wohlbekannte Straße hinunterschritt, wirbelte seiner, mehlweißer Staub vor ihm auf; die Blumen in den hübschen Anlagen der Promenade senkten welk ihre Häupter; Alles schien nach einem erfrischenden Regen wie nach Erlösung zu schmachten.

Heinrich's Herz war doch immer aufs Neue bewegt, wenn er die Umgebungen wiedersah, wo er als glücklicher Knabe gespielt, wo alle holde Rückerinnerung vergangener Tage saß mit der Gegenwart Klatheit wieder vor ihm erwachte. Dies war seines Vaters Haus! Es hatte einen anderen Anstrich bekommen. In dem Garten bewegten sich fremde Gestalten, die den Wanderer verwundert anblickten, der verweilend an dem Hause emporsah, als wollten sie sagen: was geht's dich an? — Auch seine Mutter war fortgezogen von hier; das Haus war verkauft, alle Bande gelöst, die ihn einst an dieses Fleckchen Erde gefesselt. Er ging weiter. — Bunt drängte sich ihm das muntere Vaterleben entgegen. Hübsche Frauen in luftig zierlichen Kleidern luswandelten plaudernd. Vor allen Thüren saß man, Luft zu schöpfen. Weitgeöffnete Fenster erschlossen in sommerlicher Freiheit auch das weitere Leben der Häuser. Hier klang ein Forte-Piane, dort weinte ein Kind. Vor dem Kurhause saß die elegante Welt auf gestochtenen Gartenstühlen und aß Eis; die Brunnenmusik spielte unter blaugestreiften Zelt. Auch der lahme Herr und die kranke Dame im Rollstuhl hatten sich dazu eingefunden. Es waren dieselben Einheimische, die Heinrich als Kind empfangen; derselbe Polenwalzer klang an sein Ohr; heimlich murmelte der Bach dazwischen, an dessen Rande blauäugige Vergißmeinnicht blühten, heute wie vor langen Jahren. Aber für Heinrich war es doch etwas ganz anderes geworden und die schmerzlichen Erinnerungen des Erlebten mahnten ihn, daß es die alte Zeit nicht mehr sei.

Nur Eins — Eins blieb ihm geretter. „Helene!“ — jauchzte seine Seele, als er am Ausgang der Straße das stattliche Haus vor sich sah, mit dem blühenden Vorgarten, in dem prächtige Lindenbäume, dicht zusammengerückt, das behagliche Zitzplätzchen duftend beschatteten. Er kannte das Haus, den Garten; unter den Bäumen dort hatte er mit ihr gespielt. Was war Alles was er verloren, gegen ihren Besitz! — Mit beflügelten Schritten eilte er weiter; sein Herz brannte der Geliebten entgegen.

Als er sich dem Hause näherte, sah er bunte Kleider unter den Bäumen schimmern; auch ein weißes, jugendliches Märchengewand. Der Abend dämmerte schon herein. Eine Dienerin trat aus der Thür und trug Wurlichter in klaren Glasglocken auf den Tisch unter die Bäume; in der helleren Beleuchtung erkannte Heinrich zuerst die alte Tante, die dem Rath das Haus führte. Sie saß und nähte emsig an einer großen Stickerei. Neben ihr, aber an der anderen Seite des Tisches, Heinrich den Rücken wendend, saß ein Offizier in fremdländischer Uniform, eine hohe stattliche Figur, von vornehmer Haltung wie es schien. Er las laut vor. Heinrich verstand nichts davon, denn von rückwärts tönte ihm noch die Brunnenmusik in's Ohr und verwirrte die Klänge.

Dem Offizier gegenüber saß Helene. — Hell von dem Lichte beleuchtet, das in der unbewegten Luft ruhig vor ihr brannte, war ihr Antlitz dem Freunde, dessen Nähe sie nicht ahnte, voll zugewendet. Es sah ernster aus als sonst, dies schöne Märchenantlitz; auch bleicher. Nur in den Augen regte sich etwas, dem Wetterleuchten ähnlich, das über dem fernen Himmel zuckte; auch hier war es, von beginnendem Kampfe zeugend, ein Aufglühen aus tiefstem Seelengrund. Sie wandte keinen Blick von dem Lesenden. Entrich schwieg die Musik; nun konnte auch Heinrich des Fremden Stimme vernehmen und weich und tönend erschien sie ihm, von ungewöhnlichem Wohlklang. Ein eigener Zauber webte sich um das hell hervortretende Bild im dämmrigen Schatten der Bäume. Warum geht es mit einem Male kalt wie eine Hand von Eis über sein Herz hin, armer Lauscher im Schatten dort, der nicht dazu gehört, den Keiner bemerkt? — —

Bei einem Abschnitte angelangt, legte der Offizier das Buch nieder und Heinrich stieg die wenigen Stufen hinauf, die in den Garten führten. Der knisternde Kies unter seinen Tritten verrieth ihn, noch ehe er in voller Beleuchtung stand. Die Drei am Tische sahen auf. Helene hatte ihn gleich erkannt. Auf ihr Antlitz trat etwas — Schreck wäre zu viel gesagt — aber ein Aufleuchten harmlos überraschter Freude war es auch nicht. Dennoch streckte sie Heinrich rasch die Hand entgegen,

mit den Worten: „Wie gut, daß du wieder da bist!“ „Dies ist der Maler Schmidt, mein Verlobter,“ stellte sie ihn mit einer gewissen Hast dem Fremden vor, der sich grüßend erhoben hatte. Heinrich sah in ein offenes, edles Gesicht, dem die breite Narbe über der Wange nichts von seiner ritterlichen Schönheit nahm. Mit dem Heldenhaften dieser männlichen Erscheinung war die weiche Stimme, die vorhin geklungen, kaum in Uebereinstimmung zu bringen. Aber vielleicht lag gerade in diesem Contrast ein Reiz mehr.

Helene stellte nun auch den Fremden vor — sie nannte einen Namen von russischem Klang —; dann saßen sie Alle wieder, Heinrich neben der Braut. Eine fühlbare Befangenheit, wie sie übrigens beim unerwarteten Wiedersehen Verlobter nicht selten ist, schwebte über dem kleinen Kreise. Heinrich hielt Helenens Hand — sie zu küssen hätte er kaum gewagt in Gegenwart des fremden Mannes.

Zwischen wiederholten Pausen, in denen die Unterhaltung immer wieder bekommen hinken blieb, ward von gleichgültigen Dingen gesprochen. Helene erzählte, daß der Vater auf einer Gebirgstour sei, von der sie ihn erst morgen zurück erwarte. Der Fremde saß ihr gegenüber wie vorhin; aber jetzt hatte er sich so gewendet, daß er fern von ihr, in das Dunkel der Bäume blickte. Die weißen Lindenblüthen schimmerten wie kleine Sterne im Blätterwerk und dufteten berauschend süß.

Endlich erwähnte der Russe etwas von vorgeschrittener Abendstunde, auch daß das herauf kommende Wetter es wohl bald nöthig mache, sich ins Haus zurückzuziehen. Darauf nahm er das Buch, aus dem er gelesen, und verneigte sich. Als er Helenen gegenüber stand, kannte es Heinrich nicht entgehen, wie prächtig die beiden hochgewachsenen Gestalten nebeneinander anzusehen waren. Helene wünschte dem Fremden gute Nacht, ohne seinem Blicke zu begegnen. Dann sah ihn Heinrich durch den Garten nach dem Hause gehen.

„Der Vater hat ihm zwei Zimmer im oberen Stockwerk vermiethet,“ erklärte Helene, noch ehe Heinrich sie darum befragt; „er hätte sonst wieder abreisen müssen; es ist Alles überfüllt in diesem Jahre.“

Nun räumte auch die Tante ihre Arbeit zusammen. Sie wollte ein Zimmer für Heinrich herrichten lassen, aber er lehnte es ab. Er habe seinen Koffer zu einem Freunde geschickt, bei dem er wohnen könne; das sei schon abgemacht.

„Je will ich wenigstens für ein Nachtmahl sorgen,“ meinte die alte Tante; „Reisen macht hungrig und von der Liebe allein wird Keiner satt.“ — Sie ging und ließ sie Verlobten allein.

Als habe die Spannung, die die äußere Atmosphäre drückend belastete, sich auch zwischen diese zwei Herzen gedrängt, so saßen Heinrich und Helene einander nun gegenüber; ob stumm, ob redend, das rechte Wort wollte sich nicht finden, die von diesem Banne zu erlösen. Helene wiederholte es noch ein paar Mal, wie gut es sei, daß Heinrich gekommen; aber sie sagte es ohne Ueberzeugkeit, auch ohne den Grund anzugeben, der es sie sinken ließ. Und ihre Wangen waren so bleich, so ruhelos ihr Blick. —

Nach einer Weile stand Heinrich auf. Er trat an die niedrige Mauerbrüstung, die den Garten gegen die Straße hin abschloß. Tiefes Dunkel lag weit unter; trumpf rollte jetzt der nahende Donner. Heinrichs Herz war wie zusammengeschnürt und eben am Himmel kein Stern — kein Trost, wohin er blickte.

„Helene,“ sagte er endlich, „mich dünkt, es ist Etwas anders geworden, seitdem ich zum letzten Male hier war.“

Sie sah ihn rasch an und sah eben so rasch wieder von ihm fort.

„Ich weiß nicht, was du meinst,“ entgegnete sie kurz; „zwischen uns kann sa nichts anders werden; wir sind einander doch sicher, denke ich.“

Es klang ein entschiedenes Wollen, etwas wie ein Entschluß, den sie sich selber aufzwang, aus ihren Worten; aber obgleich sie jetzt fest darein zu blicken vermeinte, zuckte es doch schmerzlich um ihre Lippen — unsagbar schmerzlich. — — Ihre Antwort konnte Heinrich keine Beruhigung gewähren.

Er gedachte des Tages, da er zum Bettler geworden, es ihr anheimstellte das Wort zurücknehmen, das sie ihm gegeben. Mit stolzem Lächeln hatte sie damals den Kopf zurückgeworfen.

„Was denkst du von mir und meiner Treue?“ — hatte sie gesagt. „Ich habe mich dir verlobt ohne Vorbehalt für Zeit und Ewigkeit und weiß von keinen Verhältnissen, die mich jemals von dir trennen könnten.“

Damals durfte er ihr Opfer annehmen, denn die Liebe machte am Ende doch Alles gleich zwischen ihnen. Dieselbe Großmuth sprach auch heute aus ihr: sie wollte ihm ihr Wort halten unter allen Umständen. Aber ihm war, als sähe er durch die Selbstüberwindung, die sie zu üben versuchte, tief, tief hinab in ihr Herz und sähe dort, wie ihr Gewissen der Treue, — welches sich dem Verlobten verpflichtet fühlte, — schmerzlich kämpfte gegen ihre innere Wahrheit, die etwas Anderes nicht hindern konnte da zu sein — etwas, das so viel mächtiger sprach, so viel unabweisbarer als jene Jugendneigung, in die Helenens Herz hineingewachsen war, ohne Wahl. Heinrich hätte sie nicht so lange, so über Alles lieb haben müssen, hätte er in diesem Augenblick an sich selber denken können. Ihm war nur gegenwärtig was sie litt, wie sie ihn dauerte; zu Hülfe kommen mußte er ihr.

„Helene,“ hub er noch einmal ruhig an, „es ist doch Etwas anders geworden; schließe vertrauensvoll dein Herz vor mir auf — sage es mir.“

Doch sie schüttelte den Kopf entschieden wie vorhin. Er sah, daß ihre Hände krampfhaft in ihrem Schooß gefaltet waren wie in übermenschlichem Anschalten. „Nein, es soll nie — nie anders werden zwischen uns,“ wiederholte sie noch einmal, aber aller Klang war aus ihrer Stimme gewichen.

In der bangen Stille, die ihren Worten folgte, ließen sich jetzt unerwartet sanfte Geigentöne vernehmen. Wie aus Himmelshöhen stiegen sie herab, in feierlichem Ernst, in rührender Weichheit eine Klage hauchend, die alles Menschenleid, aller Sehnsucht wortloses Weh unsagbar innig, ergreifend aussprechen schien. Heinrich sah empor; er sah im oberen Stockwerk das erleuchtete Fenster geöffnet — er wußte, wer dort spielte. Und wie die Töne immer tiefer, immer verständlicher an sein Herz drangen, da meinte er in ihnen die Macht und Verneinung einer hervorragenden Natur erkennen zu müssen, die in bewußter Kraft den vollen Ausdruck für ihr bestes Sein gefunden. Jene Heldengestalt vergegenwärtigte sich ihm, die er vorhin bewundert hatte; und neben diesen zwiefachen Zauber trat des eigenen Ichs schwankende Betrübung; die Zukunft, die ihn unsicher im Stiche ließ — dazwischen Helene. — —

Die Geige schwieg. Heinrich blickte wieder auf seine Braut. Sie hatte ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckt und weinte bitterlich. Da fiel der Schleier gänzlich von seinen Augen.

„Nein, — sage mir nichts," rief er näher herantretend, sanft zu ihr geneigt, „gönn' deinem Herzen Ruhe. Ich weiß jetzt Alles, ohne daß du mir's zu sagen brauchst. Du kannst nichts dafür, armes Kind; mein Schicksal hat mir's so bestimmt. Laß uns getreu die Wege gehen, die es klar vor uns hingezeichnet."

Er löste ihr leise die Hände vom thränenden Antlitz und sah sie nach einmal voll, fast freudig an. Dann streifte er einen kleinen Ring, den sie ihm fast noch als Kind gegeben, vom Finger; den legte er vor ihr auf den Tisch.

„Gieb ihn einem Anderen," sagte er ruhig gefaßt; „er war ein Pfand des Glücks, er soll nicht das Glied an einer Kette werden. Lebe wohl Helene! Sei glücklich — glücklich und mache mir nie einen Vorwurf — du kannst nichts dafür!"

Als er sich wandte, machte sie eine Bewegung, wie um ihn zurückzuhalten; aber schon hatte er den Hut und das Mäntel wieder ergriffen, das er, ein hoffnungsvoller Wanderer, vorhin an tiefer Schwelle niedergelegt — schon war er auf den Stufen, die hinunter in die Straße führten. Helene rang noch einmal die Hände nach ihm hin, wie in schmerzlicher Bitte, nur nannte seinen Namen — aber ablehnend winkte er still zurück. Im nämlichen Augenblicke hub die Geige noch einmal an, zauberstark zu ihr herab zu klingen — da konnte sie nicht länger mehr gegen die Wahrheit ihres Herzens, — sie ließ ihn gehen.

Wild fuhr Gewitterwind auf und trieb wirbelndes Blätterwerk durch die Luft, als Heinrich die finstere Straße hinunter eilte. Wie ein losgerissenes Blatt erschien er sich selber: die Berge, die Häuser seiner Heimath haben ihn noch einmal an, aber er gehörte nicht mehr hierher, ihn trieb der Sturm, er wußte nicht wohin! — Am Kirchthurm schlug es zehn Uhr. Er sprach bei seinem Freunde vor, den er interessen nicht zu Hause traf. Ein kurz aufgeschriebener Zettel unterrichtete denselben, daß Heinrich nur gekommen sei, um Abschied zu nehmen. Seine Beziehungen hier am Orte seien gelöst. Der kleine Koffer, der inzwischen eingetroffen, wurde rasch wieder auf den Bahnhof zurückgetragen. Um dreiviertel auf elf Uhr ging der Zug ab, den der Eilende noch glücklich erreichte. Es war ein kurzer Besuch in der Heimath gewesen, und auch der letzte.

Ein mächtiges Wetter entlud sich drohend, als Heinrich einsam durch die stürmende Nacht dahinfuhr. Unter des Donners Krachen, im glutrothen Zucken der Blitze hätte er den Strahl gelegenet, der auch sein äußeres Dasein vernichtend zu Boden geschreckt, nachdem der inneren Welt heilige Hoffnung in Trümmer gesunken. Aber so leicht war seiner Leben Aufgabe nicht gestellt.

Als endlich ermüdender Regen beschäftigend niederrauschte, dachte der Einsame daran, welche Befreiung es Helenen geben müßte, zu wissen, daß er nun fort sei und nie, nie wiederkehren würde. Es war sehr wohlthätig sich das klar zu machen, aber sein zerrissenes Herz fand darin den einzigen Trost. —

Wie nun Heinrich Schmitz zurückkehrte in die gewohnten Verhältnisse, wie er wieder vor dem Bilde stand, an dessen Gelingen sich seine Verwirklichung seliger Erwartungen mehr knüpfte, wie er endlich doch die Thätigkeit wieder aufnahm, auf die er nun einmal angewiesen, wenngleich ihm jeder Spann dazu genommen — darüber ist im Grunde nicht viel zu sagen, denn äußerlich ging Alles seinen glatten, ereignißlosen Weg, als sei nichts geschehen. Wie es innerlich um ihn stand, davon vermochte er sich selbst kaum Rechenschaft zu geben. Denn wie es häufig zu geschehen pflegt, so war auch hier die Katastrophe selber durchaus nicht das Schwerste gewesen; während ihrer Dauer hatte die Anspannung aller Gemüthskräfte Heinrich unterstützt. Die eigentliche Trübsal kam erst hinterher, als ihn viele Hülfe verließ; da galt es langes, schweres Ringen, bis er sich in die Besinnung seines Lebens finden lernte. Hin und wieder heftig er, daß ihm die Kunst ersetzen könne, was seinem Herzen genommen worden. In rastloser Arbeit, in dem Erfolge, den er sich endlich zu verrienen hoffte, wähnte er vielleicht Beruhigung zu finden; aber die Wirklichkeit verfagte ihm auch diesen Trost.

Sein Bild, in dem zwar Fleiß und guter Wille anerkannt wurde, sagte wieder nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus. Die Kritik sprach sich dahin aus, daß die Compositionen tiefes Malero mit einer kleinlärrischen Enge und Befangenheit behaftet seien, aus denen er nicht heraus könne: der Flügelschlag fehle seinem Talente.

Wie schmerzlich sich auch Heinrich gerade jetzt von diesem Urtheil betroffen fühlte, mußte er die Richtigkeit desselben doch anerkennen. So lange er seine Arbeit vereinzelt im eigenen Atelier vor sich gehabt, wo er Alles in sie hineinträumen konnte, was er in ihr gewollt, war eine Täuschung möglich. Neben den Leistungen Anderer engingen ihm ihre Mängel nicht, ein bedeutender Abstand mußte ihm sogar selbst in die Augen fallen. Hatte ihm doch Blick und Gefühl in der Kunst nie gefehlt; eben weil er beides besaß und weil Andere dieß in ihm weit überschätzen, war er Maler geworden. Aber die übeferliche Kraft des Künstlers besaß er nicht. Als ihm das endlich zum Bewußtsein kam, stand er mader- und rathlos inmitten einer verfehlten Laufbahn. Vor Bitterkeit bewahrte ihn die Milde seines Naturells, aber er empfand es, daß auch das eine von den Himmels Prüfungen ist, ein Talent empfangen zu haben, groß genug, alle Sehnsucht, alles Streben zu wecken, welches aber, wo es wahres Schaffen gilt, an seinen Grenzen klebt. — „O tausend Mal besser taub und stumm geboren zu sein und nichts zu wissen von des Genius Sonnenahnen," sagte sich Heinrich oft in der grauen, lichtlosen Winterzeit, die seiner Trennung von Helenen dem Scheitern seiner künstlerischen Hoffnungen folgte.

Im nächsten Sommer schrieb ihm sein Freund: Helene habe sich einem russischen Militär verlobt, der schon im vorigen Jahre in ihres Vaters Hause gewohnt. Bald darauf hörte er auf gleichem Wege, daß sie dem Gatten in's Ausland gefolgt; ihr Glück sei, wie es die hervorragend bedeutende, liebenswürdige Persönlichkeit des Mannes erklärlich mache, ein strahlendes gewesen. Damit schnitt alle Kunde ab, die Heinrich Schmitz von der Geliebten seiner Jugend erhielt. In unbekannte Länder, in andere Sphären der Gesellschaft war sie ihm für immer entrückt.

Er selber fühlte endlich die Nothwendigkeit, seinem eigenen Leben eine bestimmte, äußere Gestalt zu geben. Die Hoffnung auf eine glänzende Künstlerzukunft hatte ihn verlassen, der Jugend Sonnenhöhe lag überschritten hinter ihm; erschöpft waren auch die geringen Mittel, die ihm noch nach des Vaters Tode geblieben; es galt nun, leidere Entschlüsse zu

faſſen, bei denen die materielle Seite des Lebens nicht länger unberückſichtigt bleiben konnte. Heinrich verließ die Reſidenz. Das Leben war zu theuer dort, die Maſſe tüchtiger Kräfte zu bedeutend, um ihm aufkommen zu laſſen. In einem kleinen Orte beſſer er, ſich mit Stundengeben das Nöthige zu verdienen. Einige Jahre gingen kümmerlich hin. Er mußte mehreremale den Aufenthalt wechſeln. Aber weil ſeine Anſprüche mit der Zeit ganz andere geworden, gelang es ihm doch zu leben und zu verdienen. Bei Herausgabe eines phyſikaliſchen Werkes, für welches er erläuternde Figuren zeichnete, fand er längere Zeit hindurch dauernde Beſchäftigung. Als er nachher die feſte Stelle des Zeichenlehrers an einem bedeutenden Mädchenpenſionat in der Provinz erhielt, arbeitete er ſich und der Noth heraus. Es war freilich ein Wirken, ganz anders, als er es in goldenen Kinderträumen, in glücklicher Jugend geträumt; aber er hatte es lernen müſſen, ſich an Wenigem genügen zu laſſen, und die hochfliegenden Phantaſien jener Zeit lagen jetzt weit hinter ihm, wo ſchon hin und wieder ein graues Haar um ſeine Schläfe ſpielte.

Bei regelmäßigen Einnahmen und ſehr beſcheidenen Bedürfniſſen wurde es Heinrich möglich, ſo viel zu erübrigen, daß er im Sommer eine kleine Fußtour in's Gebirge machen konnte. Er hatte längſt Verlangen danach getragen; ein Kind der Berge, war ihm die Stubenluft, unter deren Einfluß er frühzeitig ermattet, oft genug beklemmend geweſen. Nun wehte ihm wieder freie Luft wohlthuend entgegen. Mit dem Dufte blühender Auen, mit dem friſchen Hauche der Wälder, kehrten ihm der Vergangenheit ſchmerzlich ſüße Bilder zurück; auch das ihre — Helenens! — Unvergeſſen, durch nichts anderes verdrängt, lebte ihr Bild auf ſeiner Seele Grund. Aber keine vergebliche Sehnſucht ließ ihn wünſchen, daß es anders hätte kommen ſollen. Je weiter ihn ſeine Wege geführt, je klarer war es ihm geworden: was er auch an ſich ſelbſt verſehle, ihr gegenüber hatte er das Richtige getroffen. Das gab ihm über aller Entſagung, die von ihm gefordert wurde, ein beruhigtes Bewußtſein und hielt ihn aufrecht.

Auf einer ſeiner kleinen Reiſen war Heinrich Schmidt auch nach Süddeutſchland gekommen und dort ſah er zum erſten Male bedeutendere Werke altdeutſcher Kunſt. So lange er an eine glänzende Entwicklung ſeiner eigenen Gaben gedacht, hatte er ſich, von ehrgeizigen Beſtrebungen verwirrt gedrängt, wenig mit den Malern der Vergangenheit beſchäftigt. Die Sammlung dazu fehlte ihm. Er bulligte der realiſtiſchen Technik der Gegenwart, der Franzoſen breiter Pinſelführung, ihren brillanten Farbeneffecten und wenn es ja einmal etwas Vorzeitliches ſein mußte, ſo wendete er ſich raphaelitiſcher Schönheit, dem kühnen Michelangelo, Rubens gewaltigen Formen zu. Was auf dem eigenen Heimathboden geblüht, war ihm arm an künſtleriſchem Gehalt, hausbacken, oft ſogar etwas kindiſch erſchienen. Später kam dann eine Zeit, wo Heinrichs Seele tief beſchämt, überhaupt Auffaſſung und Streben verlor und als er ſich endlich doch wieder auf das Leben beſinnen mußte, galt es Pumpen und Retorten zu zeichnen, oder den ungeſchickten Zügen oft wenig befähigter Schülerinnen mühſam nachzuhelfen.

Jetzt endlich, nach langen Jahren zum erſten Male wieder, ruhte ſein Blick auf Werken der Kunſt, der deutſchen Kunſt. Und ganz verändert war der Eindruck den er jetzt empfing. Hatte er früher die rechten Bilder nicht geſehen, oder war ſein Blick verſchloſſen geweſen? — Wie bedeutſam traten ihm mit einem Mal dieſe Geſtalten entgegen, in ihrem Ernſt, in ihrem Frieden! — Wunderbar bereit erzählten ſie ihm von dem Wirken der Maler, die in demüthiger Andacht und Hingabe an ein Höchſtes, niemals ſich ſelber geſucht in der Kunſt. Die menſchliche Seite ihres Schaffens zog ihn faſt noch mehr an, als ihre Künſtlerſchaft. Früher hatte er von alledem nichts empfunden; einer fremden Sprache gleich hatte der Klang ſein Ohr getroffen, ohne daß ſein Sinn ihn gefaßt. Erſt das Leben, in dem er ſein eigen Herz überwinden gelernt, mußte ſein Verſtändniß dafür erſchließen. Nun er aber einmal ihre Bedeutung recht erfaßt, nun ſie ihm das tiefſte Herz gerührt, waren die Deutſchen ihm wie die beſten Freunde geworden. Er konnte nicht fort von Holbein, von Dürer, von dem wunderbaren Martin Schön, Matthias Grunewald und den frommen Meiſtern ohne Namen; immer neue Tiefen des reichſten Seelenlebens ſchloſſen ſich vor ihm auf; es war, als ſolle ſich ſein eigenes verkümmertes Daſein doch noch erfüllen, indem es ganz in dem übrigen aufging.

Fortan ſuchte er jede Gelegenheit auf, Werke älterer Kunſt auf's Gründlichſte zu ſtudiren und ein glücklicher Zufall unterſtützte ſeine Neigung. Ein reicher, rheiniſcher Handelsherr, der ſich erſt kürzlich am Orte niedergelaſſen, beſaß nicht unbedeutende Sammlungen, bei deren Transport ein ſchöner Zeitbloom — zart umſchleierte Frauenköpfe auf Goldgrund — arg beſchädigt worden. Man nannte dem bekümmerten Beſitzer den Lehrer Schmidt, als einen gewiſſenhaften ſorgfältigen Mann, der ſich mit alten Bildern beſchäftige und vielleicht den Schaden auszubeſſern vermöge. Heinrich hatte ſich allerdings noch nie an derartiger Arbeit verſucht, aber er übernahm ſie dennoch und das wahre Intereſſe, die innige Liebe, mit der er herangieng, vereint mit einem Gefühl von Ehrfurcht, welches ihn das Bild wie ein Heiligthum halten ließ, an dem jedes Eingreifen in unbefugter Weiſe Frevel geweſen wäre, bewirkten, daß er ſeine Aufgabe über Erwarten glücklich löſte. Sein Gönner, der das zu ſchätzen verſtand, vertraute ihm bald mehreres aus ſeiner Sammlung an und empfahl ihn weiter, ſo daß es Heinrich an Beſchäftigung auf dieſem Felde nicht mehr fehlte. Uebung natürlich ſteigerte ſeine Fertigkeit. Nicht lange währte es, ſo kamen auswärtige Aufträge an ihn, die ihn auch in weiteren Kreiſen bekannt machten. Sammler ließen den Maler Schmidt kommen, ihren beſchädigten Erwerbungen wieder zu Anſehen zu verhelfen, ſie kunſthiſtoriſch zu ordnen und aufzuſtellen. Die Werke der beſten alten Meiſter kamen in ſeine Hände; er lernte mehr und mehr die verſchiedenen Eigenthümlichkeiten erfaſſen und weil er ſich treu und einfach, ohne ſelber etwas dabei ſein zu wollen, in die Weiſe jedes Einzelnen hineindachte, gelang ihm bei dieſen Arbeiten wirklich Ungewöhnliches. Sein Ruf als tüchtiger Reſtaurator hatte ſich ſchon nach wenigen Jahren feſt begründet. Späſſemmerſonnenſchein war dies endliche Gelingen für Heinrich; aber wie jener, mild und abgeklärt, umwebte auch dieſes das alternden Malers Leben mit einer Feenlichtes, auf die er längſt nicht mehr gehofft. Und am Ende ſiedte doch ein Künſtler in ihm, anderer Art freilich, als unkuntige Ueberſchätzung ihn in geſpreizter Wichtigkeit hatte aus ihm machen wollen; anders auch, als in's Unbeſtimmte hinausirrende Jugendträumereien es ihm ſelber vorgeſpiegelt; aber doch ein Jünger der Kunſt, der im innigſten Verſtändniß ihrer ewigen Schönheit, — nachdem der Menſch in ihm redlich durch-

gekämpft, — ihrem Dienst auch sein Leben widmen durfte, demüthig und doch beglückt, je nach den Kräften, die ihm Gott gegeben.

Jahr auf Jahr war vorüber gegangen. Wir finden Heinrich — den man nun den „alten Schmidt" nannte — mit dem Titel eines Professors an das .....er Museum berufen, wieder, wie er an der kunstgeschichtlich sehr bedeutenden Gemäldegallerie dort mit großem Fleiße und dem glücklichen Erfolge wirkt. Seine umfangreiche Thätigkeit nahm ihn ganz in Anspruch. Von der Welt hatte er sich schon längst zurückgehalten; hier nun lebte er ganz mit den Bildern, die ihr treuen Genossen seiner Einsamkeit waren. In seinem friedlich stillen Atelier, dessen Abgeschlossenheit an einen Klosters Zelle erinnerte, dachte der alte Mann oft lächelnd daran zurück, wie er sich, da er noch ein Jüngling war, des Künstlers Dasein vorgestellt, als eine stete, festliche Bewegung, nur auf den Lichthöhen des Lebens verweilend. Ach, er hatte es erfahren, daß gerade der schaffende Geist der Sammlung bedarf und daß auch in der Kunst das Höchste sich nur frommer Andacht offenbart.

So weit es seine Mittel erlaubten, hatte der Professor die nun da auf kleinen Reisen Kunstsachen und Curiositäten erworben, mit denen er die Umgebungen, in denen er wie ein Klausner lebte, seinem Sinne gemäß, auszuschmücken liebte. In seinem Atelier hing manch alte, interessante Tafel, unvollendete Skizzen von berühmter Hand, alte seltene Stiche; auch Türen Holzschnitt war dort an die Wand geheftet. In dem kleinen, ungeflügelten Engelchen, das unbeachtet in der Ecke steht, hatte der alte Maler oft sich selbst wiedererkennen geglaubt. Den Stab in der Hand, war auch er mühselig gewandert, ein langes, entsagungsreiches Leben hindurch, weder das Glück, noch der Genius hatten ihm Fittige an die Schulter geheftet; aber am Ende war er doch angelangt an himmlischer Stätte. Und zählte er auch selbst nicht mit im Reigen der selig beschwingten Gestalten dort, die zu Füßen der Himmelskönigin spielten — er durfte doch dabei sein, durfte hineinschauen in ihr Glück, dem sich die eigene Brust sehnsuchtsvoll erschloß und vereint friedlich den Stab niederlegen — des Himmels Pforte war erreicht — auch ohne Flügel! —

„Wollen Herr Professor so gut sein, den Schlüssel an sich zu nehmen? Es ist vier Uhr vorbei," — meldete der grauköpfige Gallerieriener, der den Dienstrock bereits mit bequemerem Civil vertauscht, in das Atelier hinein. „Herr Professor gehen wohl die kleine Treppe hinunter, wir haben vorne geschlossen. Empfehle mich ganz gehorsamst!" und den Schlüssel überreichend, war der gute Mann, in dessen Absicht es durchaus nicht lag, den gemüthlichen Familienkaffee zu Haus, nebst obligatem Schlafrock und Pantoffeln, unnütz hinaus zu schieben — ohne Weiteres wieder verschwunden. Professor Schmidt hatte, Zeit und Stunde vergessend, noch immer vor dem Türen'schen Bilde gesessen, vergangener Zeiten gedenkend, aus denen Bilder sich endlich das Heute klar herausgestaltet. In die Gegenwart zurückgerufen, bemerkte er, daß wirklich schon nachmittägliches Sonnenlicht tief in das Atelier hineinfiel; auch in der Straße unten, wo ein lärmender Marktverkehr sein ausrufendes Durcheinander oft bis in die hochgelegene Künstlerwerkstatt hinaufschickte, war es längst still geworden. Da rückte denn der Maler seine Staffeleien auf die Seite, säuberte Pinsel und Palette, sorgte noch, daß ein ausgestrecktendes Bild sein rechtes Theil Abendsonne empfange und verließ dann selber das Gebäude, wie ihm angerathen worden, die kleine Treppe wählend, die sein Privatausgang, wenn er über die Museumsstunde hinaus im Atelier blieb, wegen ihm die helleren Tage jetzt häufig Anlaß gaben. Heute interessirten wanderte er hinaus in's Freie, des Frühlings heitere Pracht an blühenden Bäumen und duftendem Gesträuch prangen zu sehen, und sich am munteren Treiben der Menschen zu freuen, die fröhlich im Grünen lustwandelten. —

Am anderen Morgen verkündete ihm das Comteßchen, sie müsse jetzt noch sehr dringig an ihrem Bilde sein, denn in — Gottlob — die Mutter ihrer völligen Genesung entgegengehe, sei die Weiterreise für Beginn der nächsten Woche festgesetzt. Die Copie des kleinen Luini hatte übrigens Fortschritte genug gemacht, um noch in dieser Spanne Zeit vollendet zu werden. Bei der Schülerin Begeisterung und Emsigkeit, unter des Lehrers verständnißreichem Einfluß, war, trotz manchem Fehl, etwas in das Bildchen hineingekommen, das es dem Original näher führte, als es vielleicht bei viel fertigerer Künstlerschaft möglich gewesen.

Der Graf hatte seine junge Tochter wiederholt auf dem Museum besucht.

„Mama kommt auch noch einmal, meine Arbeit anzusehen," erzählte Agnes, als wieder ein Paar Tage vergangen waren; „sie will sie neben dem Original sehen, sonst — meint sie — lobt sie mich nachher, wenn ich es gar nicht verliere."

Es war zwei Tage vor der Abreise der gräflichen Familie. Professor Schmidt stand hinter dem Stuhle seiner Schülerin, die letzten Pinselstriche sorgsam bewachend, die dem zarten Köpfchen seine Vollendung geben sollten. Die Gallerieräte, die an einzelnen Wochentagen nur den Stutzirenden geöffnet, waren heinah leer, rechte Arbeitsstille rings herum. Einzlich ließen sich in der Nebenabtheilung Stimmen vernehmen, Schritte kamen näher; ein vornehmes Damengewand rauschte über den Boden hin und, von einer Dienerin begleitet, trat die Gräfin — eine hohe, stattliche Gestalt — zu Agnes heran, sie mütterlich zärtlich auf die Stirn küssend. Sie schlug den Schleier zurück, dessen schwarzes Spitzengewebe bisher ihre Züge verhüllt hatte und begrüßte nun auch den Lehrer. Heinrich sah in ein noch immer schönes Antlitz, dessen reinen Formen es eigenthümlich war, weniger unter dem Einflusse der Jahre zu leiden, als wo nur Anmuth und Lieblichkeit die Jugend schwerer vermissen machen. Aber wäre dies Antlitz auch gealtert, von der Zeit entstellt gewesen, wiedererkannt hätte er es doch, denn ein unaussprechbares Gefühl in uns läßt sich durch keine Veränderung täuschen über den Menschen, der uns Eins und Alles gewesen ist auf Erden, welche Zahl der Jahre, welche Kluft der Verhältnisse ihn auch von uns getrennt. — Dieß war Helene. — Heinrich nannte ihren Namen nicht; ja, als er ihr Bild einmal recht innig, mit unbeschreiblich tiefgreifender Rührung in sich aufgenommen, senkte er den Blick auf die Arbeit seiner Schülerin hinab.

Auch die Gräfin hatte ihn in's Auge gefaßt; auch vor ihrer Erinnerung tauchte eine Möglichkeit auf — aber, unsicher und zweifelhaft, wähnte sie noch, es könne doch eine Täuschung sein.

„Herr Professor — Schmidt?" hub sie fragend an, als wisse sie nicht genau, ob es so richtig sei. Er verneigte sich

stumm. „Heinrich Schmidt —“ sagte sie dann mit einem Male entschieden. Ein flüchtiges Roth hauchte über ihre Wangen hin. Aber die kleine Verwirrung kurz überwindend, streckte sie ihm offen und frei die Hand entgegen. „Wir sind alte Bekannte,“ sagte sie, denn auch heute noch verschmähte sie es, ein Hehl zu machen aus ihrem Herzen; sie verleugnete den Freund ihrer Jugend nicht.

„Warum hast du es mir nie gesagt, daß du meinen lieben Professor kennst?“ rief Agnes überrascht aufblickend.

„Ich wußte es selber nicht,“ entgegnete die Gräfin, sanft mit der Hand über die blonden Scheitel des feinen Mädchenkopfes hinstreichend. „Der Name ist so allgemein, daß er mich zu keiner bestimmten Annahme berechtigte. — Sie leben jetzt immer hier am Orte?“ wandte sie sich wieder zu Heinrich.

Wie sie einander hier gegenüber standen, er, in bescheiden abgegrenztem Wirken saß zum Greise gealtert, sie, die vornehme Frau auf der Höhe der Gesellschaft, die Mutter des lieblichen Kindes, das sie ihm absichtslos anvertraut — war es ihnen an die Hand gegeben, ohne falsche, sentimentale Befangenheit den richtigen Ton für einander zu treffen.

Die Frage der Gräfin beantwortend, sprach Heinrich nun von seiner Stellung am hiesigen Museum, von der Thätigkeit, die damit verbunden und wie solche seinem Lebensabende noch eine schöne, beglückende Erfüllung verliehen. Helene hörte ihm mit gespanntestem Interesse zu. Sie sah halt ihn an, halt die Bilder rings umher, von denen er ihr, wie von lieben Freunden sprach. Da Agnes noch etwas an ihrer Copie berichtigen wollte, was ihre ganze Aufmerksamkeit ungeübter in Anspruch nahm, blieben die Gräfin und der Lehrer gewissermaßen allein miteinander. Im Gespräche auf- und abwandelnd, waren sie in die nächste Abtheilung gekommen. Er zeigte ihr ein Bild von hohem Werthe, das er erst kürzlich, unter schwierigen Umständen restaurirt. Sie konnte nicht genug hören von der Kunst, die er übte, von aller Befriedigung, die sie ihm brachte. Er flocht endlich auch Agnes Namen hinein und erzählte, wie sich ihm die Stunden geweben, die ihn an ihr frisches, warmherziges Sein herangeführt. Der Gräfin Mutterherz wußte ihm gerührten Dank dafür. So wandelten sie durch die hohen, stillen Säle hin; Beide anders, auf anderen Bahnen geheilt, als in der Zeit, da sie einander schon einmal gekannt und doch, wie damals, verirrauend und antheilvoll Einer dem Leben des Anderen zugewendet.

An einem der hohen, lichten Fenster, die einen weiten Blick über prächtige Gebäude, überbrücktes Gewässer, in der Straßen wimmelndes, wogendes Treiben bin, eröffnen — war die Gräfin stehen geblieben. Dort unten regte und rührte sich eine bunte Welt; die Zwei hier oben standen in feierlicher Stille; da hinab zu sehen, war ihnen, wie auf die Vergangenheit zurückzublicken, von stiller Lebenshöhe aus, auf der sie denne einander unerwartet noch einmal begegnet waren.

„Menschliche Schicksale entwickeln sich wunderbar nach Gottes Willen,“ sagte Helene ernst. „Auch das meine hat sich ganz anders gewendet, als ich mir's einst geträumt. Von einem blutigen Schlachtfelde aus“ — ihr Blick senkte sich hinab auf ihre Hand, an der Heinrich ein bekanntes, unscheinbares Reifchen blitzen sah — „ist mir der kleine Ring noch einmal zugeschickt worden, nach langem, überselgem Glücke der letzte Lebensgruß. — Als ich später die Stätte des Schreckens aufzusuchen kam, hat man mir Gräber ohne Namen gezeigt, nur eine unsichere Kunde konnte mir an, in welches man meinen Helden hinabgesenkt. — Jahre tiefster Verzinsamung sind namenlos kummervoll darüber hingegangen, bis ich mich zu einer zweiten Ehe entschließen, die mir durch Familienverhältnisse fast unabweisbar nahe gerückt wurde. Der Graf ist ein naher Verwandter des Verstorbenen. Ich habe niemals Grund zur Klage gehabt — niemals. Nur wenn ich mein innerstes Herz frage, was ich einst beseelen, kann.“ — setzte sie wehmüthig hinzu, — „kann freilich ist es doch etwas Anderes — etwas ganz Anderes gewerten.“

Sie schwieg — es zuckte schmerzlich um ihren schönen Mund.

„Helene,“ — sagte da der alte Mann neben ihr, „das seltene Glück, mit frischgeschwellten Segel geraden Wegs dem Lande zuzusteuern, nach dem wir sehnsuchtsvoll seither die Anker gelichtet, wird nur Wenigen zu Theil. Aber auch im Ruderboot, rüstig die Arme regend, erreicht sich eine Küste und wenn sie und endlich Frieden bringt — was wollen wir dann mehr?“ —

Sie hob den Blick auf zu ihm und sah ihn ruhig an. Der friedvoll klare Ausdruck seines Gesichtes sagte ihr fast noch mehr, als die einfachen Worte. Da leuchtete es sonnt in ihren Augen auf. „Ja“ — rief sie mit einem Lächeln, in dem ihre ganze Seele zu liegen schien — „wir wollen dankbar sein! — Und am Ende habe ja auch ich mein Theil Glück empfangen — mein reichlich Theil!“

Sie sagte es im Hinblick auf den blonden Mädchenkopf, der eben suchend in den Saal hineinlauschte.

„Bis hierher habt Ihr Euch verirrt?“ — rief Agnes, die endlich Gefunkenen sicht und heiter wie ein Sonnenstrahl grüßend. „Ja, da hätte ich lange suchen können! — Habt Ihr mich denn ganz vergessen? — Der Professor muß ja noch einen letzten Segen über meinen Kunst sprechen, und du, süße Mutter, darfst mir noch gar nicht so lange herum stehen und dich angreifen — du siehst mir schon weiter bleicher aus als vorhin; das leide ich nicht!“

Mit einer Kinder ganzer, schmeichelnder Zärtlichkeit schlang sie beide Arme um die Mutter und wie sich jetzt das blonde Köpfchen dicht an die Wange der Gräfin schmiegte, da lächelte der alte Mann und wiederholte leise: „ein reichlich Theil!“—

Am andern Tage kamen die Damen noch einmal auf das Museum. Agnes wollte ihr Bildchen und ihre Geräthschaften abholen und endlich Abschied nehmen von dem theuern Meister, der ihr so lieb geworden. Tausenderlei hatte sie ihm noch zu sagen: wie sie sein Bild ansehen wolle, ohne sein zu gedenken; wie sie es im Sinne trage, alles Gutes die Deutschen zu stutiren, den Dürer hauptsächlich; wie sie aber dennoch glaube, ihrer Ansicht nach könne Raphael nimmermehr erreicht werden. Dunter liefen, durcheinanderlaufendes Kindergeschwätz war es, bei dem der alte Schmidt aus dem freundlichen Lächeln und Nicken nicht herauskam. Endlich aber, als sie nun wirklich scheiden sollte, traten dem Comtesschen doch die Thränen in die Augen. Der beste Freund sei er ihr geworden — das mußte sie noch hinzufügen — und vergessen werde sie ihn niemals!

Helene hatte Heinrich weniger zu sagen; sie reichte ihm nur stumm die Hand — was dieses Wiedersehen ihnen Beiden gewesen, das stand tief in ihren Herzen geschrieben.

Der alte Schmidt geleitete seine Freundinnen noch bis an die große Freitreppe der prächtigen Eingangshalle. Dort sagten sie einander endlich Lebewohl. — Die Hände vor sich hingefaltet, blickte er ihnen nach, wie sie die Stufen hinunterschritten. Agnes nickte immer noch einmal grüßend zurück und winkte mit dem Tuche. Auch von Helenen traf ihn ein letzter Blick — dann waren sie im bunten Menschengedränge verschwunden.

Heinrich aber kehrte still zu seinen Bildern zurück. Von geltenden Sonnenlichtern umspielt, in himmlischer Klarheit lächelte es ihm entgegen, das Ewig-Heitere der Kunst.

Thürine.

Eine bretonische Dorfgeschichte.

Von

A. Ebeling.

Es war zahlreiche Gesellschaft auf dem gräflichen Schlosse; aus der ganzen Umgegend waren die Gäste, zumeist die Bewohner der benachbarten Güter, zusammengekommen, vom nahen Bischofsitz war ein Dombert eingetroffen, und auch der Unter-Präfekt des Arrondissements war gegenwärtig, was auf irgend ein officielles Fest, oder dergleichen, deutete. Im großen Speisesaal war es ungemein fröhlich und laut, die Diener eilten hin und her, man hatte bereits den Nachtisch aufgetragen und die Champagnerflaschen knallten, jedesmal von einem Schreckensruf der Damen begleitet, denn die einfachen bretonischen Sitten gestatten noch die lustige Explosion des Schaumweines, welche die vornehme pariser Etiquette längst verpönt hat. Der Graf erhob sich und brachte einen Toast aus, von dem man freilich nicht viel hörte; dann wurde angestoßen und auch die Damen mußten ihr Glas bis auf die Neige leeren.

Unten auf dem freien Platze vor dem Schlosse war es ebenfalls sehr lebendig; die Bauern des nahen Dorfes waren mit ihren Frauen und Kindern erschienen, alle im Sonntagsstaat und umstanden vier schmucke Burschen, die auf den Schultern über quergelegten Stangen einen gewaltigen tannenartigen Kranz trugen, der reich mit bunten Bändern und Flittergold verziert war. — Durch die offenen Bogenfenster des Speisesaals vernahm man die munteren Weisen eines Dudelsacks, die uralte Sackpfeife der Bretonen. Der alte Philipp, ein im Dienst des Hauses grau gewordener Lakai war fast ein Familienglied, näherte sich ehrerbietig der Gräfin und bat um die Erlaubniß, die Kranzträger heraufkommen zu lassen, um den Herrschaften ihr Kunstwerk zu zeigen. In der nächsten Minute schwankte auch schon die prächtige Blumenkrone durch die weiten Flügelthüren in den Saal hinein und wurde allgemein bewundert. Die jungen Fräulein kredenzten jedem Träger ein Glas Champagner und füllten ihnen die Seitentaschen mit Kuchen, und unter dem Betritt des Dudelsacks, der ebenfalls mit heraufgekommen war und einen entsetzlichen Lärm vollführte, zogen die Burschen wieder davon.

„Jetzt ist es aber hohe Zeit, daß ich gehe," sagte der Pfarrer des Dorfes, zur Gräfin gewendet, neben welcher er jedesmal saß, wenn er auf dem Schlosse speiste, „ich muß noch die Prozession ordnen und die Gesänge an die Schulkinder vertheilen; um zwei Uhr präcis sind wir am oberen Gitter des Parks, um die Herrschaften zu erwarten." Der Pfarrer empfahl sich der Gesellschaft, und dies war zugleich das Signal zur Aufhebung der Tafel. Die Gäste zerstreuten sich in die anstoßenden Gallerien, wo der Kaffee bereit wurde, dann begaben sich die Herren in das Billardzimmer zu einer kurzen Partie und die Damen traten auf den Altan, der wie ein weiter Balkon die Haupt-Façade des Schlosses einfaßte und auf das Meer hinausging. —

Zwei Worte jetzt über die Bedeutung der Festlichkeit. Die alte Kirche des Dorfes, welches unter dem Patronat der gräflichen Familie stand, war nach und nach so baufällig geworden, daß man sich zu einem Neubau hatte entschließen müssen. Die eigentlichen Patronate sind freilich überall in Frankreich längst abgeschafft, nur in einzelnen Gegenden und vorzüglich in der Bretagne, haben sie sich noch gewissermaßen stillschweigend erhalten. Die Dorfgemeinden sind nämlich in der Regel sehr arm und die Gutsherrschaften sehr reich, und da diese durchgängig von streng christlicher Gesinnung beseelt sind, so finden alle gemeinnützigen Unternehmungen, und vorzüglich der Bau von Kirchen, von Schul- und Armenhäusern, durch sie stets die großartigste Unterstützung. Im vorliegenden Falle war es vollends so, denn die gräfliche Familie gehörte zu den reichsten und mildthätigsten des Landes.

Der Kirchenbau war in runder Summe auf 100,000 Franken veranschlagt worden, wovon der Graf sofort, aber ganz im Stillen nur nur unter Mitwissen der bischöflichen Behörde, des Pfarrers und der Kirchenvorsteher, erklärt hatte, daß er die Hälfte tragen werde; durch seinen Einfluß in Paris hatte er ferner vom Cultusministerium einen Zuschuß von 20,000 Franken erlangt und eine fast ähnliche Summe durch eine Sammlung bei seinen reichen Gutsnachbaren, so daß für die Bauern der Gemeinde selbst fast nichts mehr beizusteuern blieb. Sie schafften dafür, was noch etwas zu thun, das Material an Ort und Stelle, und hier und da brachte auch ein bemittelter Bewohner des Dorfes dem Pfarrer einen Thaler oder gar einen Louisd'or, so daß schließlich die guten Leute selbstgefällig sagten, und auch die Wahrheit keineswegs zu verletzen glaubten: „Ja, ja, die neue Kirche, die haben wir so gut wie aus eigenen Mitteln erbaut."

Schon im vorhergehenden Jahre war der Grundstein gelegt worden, und jetzt galt es die Kranzfeier, denn die eigentliche Kirche war vollendet und nur noch der Thurm fehlte ..... Doch da zieht bereits die Schloßgesellschaft durch den Garten

und durch den Park nach dem äußeren Gitter, um sich der Prozession anzuschließen.

Die Feierlichkeit selbst war sehr einfach und kurz. Der Domherr hielt eine kleine Anrede, lobte den christlichen Sinn der Bevölkerung, machte der Schloßherrschaft das übliche, hier aber gewiß wohlverdiente Compliment und legte alsdann den Kranz ein, der unter lautem Hurrah hinaufgezogen und von den Zimmerleuten oben auf der äußersten Spitze des Dachstuhls, grade über dem Chor, befestigt wurde. Der Graf hatte eine Tonne Cider nachfahren lassen und auch der Dachstuhl hatte sich wieder eingestellt, den Dorfbewohnern eine doppelte Garantie für einen heitern Nachmittag.

Ich war etwas vor den Uebrigen mit allein durch den Park zurückgegangen, um in der Bibliothek eine angefangene Lektüre zu vollenden. Ich machte einen kleinen Umweg, um zu einer Felspartie zu gelangen, die auf einer Anhöhe mitten im Park liegt und von wo man eine herrliche Aussicht auf die ganze Landschaft hat. Rechts gewahrte ich durch das grüne Laub die weißschimmernde Kirche mit dem halbverdeckten Thurme, und erkannte deutlich auf dem Dach den schaukelnden Kranz; die Prozession mit Kreuz und Banner zog bereits unten im Thal nach der alten Kirche zurück, deren schwarzes, unscheinbares Thürmchen ebenfalls zu sehen war; links lag das gräfliche Schloß aus dunklem Granit, mit seinen Bogenfenstern, seinen vorgebauten Erkern und runden Eckthürmen, auf deren einem die Wappenfahne wehte, und im Hintergrunde dehnte sich wie ein unermeßlicher, silberblitzender Spiegel das Meer, von großen und kleinen Segeln belebt, die sich wie weiße Schwäne am dunkelblauen Horizont abzeichneten.

Ich verweilte einige Minuten, um das wunderschöne Schauspiel länger zu genießen, und wollte schon den Weg nach dem Schlosse einschlagen, als ich plötzlich bemerkte, daß ich nicht allein war. Nur in geringer Entfernung vor mir saß auf einem von wilden Brombeerstauden umrankten Felsstück ein Mädchen in der hübschen Landestracht: das kurze, enganschließende rothe Röckchen, das anschließende schwarze Mieder mit der dichten doppelten goldenen Knopfreihe und der weißen Halskrause, und über den Schultern, wie ein kleiner Tschman, die gleichfalls schwarze aber mit bunten Stickereien verzierte offene Jacke. Sie saß still, wie in sich gekehrt und hielt in der Hand einen großen Strauß von getrockneten Ginsterblumen, bekanntlich der leuchtende Felsenschmuck in der ganzen Bretagne.

Als ich näher hinzutrat, erkannte ich sie und rief ihr zu: „Thürine, wie kommst Du hierhin und noch dazu ganz allein, wo doch alle Welt bei der Kranzfeier ist?“

Sie blickte auf und sah mich an und ich bemerkte, daß sie geweint hatte; die Thränen standen ihr noch in den Augen. „Ich bin allein,“ antwortete sie, „weil ich traurig bin und noch trauriger werde, wenn ich die Andern so vergnügt sehe.“

„Du mußt aber nicht traurig sein. Weißt Du denn nicht, daß sehr oft das, was uns anfangs wie ein großes Unglück erscheint, gerade unser Glück werden kann.“

Sie lächelte wehmüthig und schüttelte den Kopf: „Ich weiß wohl, was Sie meinen, aber das ist es nicht allein. Ich habe auch sonst noch einen Grund, um traurig zu sein.“

„Und was für einen?“

„Ich bin arm und möchte doch auch etwas für die neue Kirche geben. Als gestern der Herr Pfarrer alle jungen Mädchen einlud, eine Sammlung für den Marienaltar zu machen, fiel mir ein, daß ich nichts geben kann. Ich dachte wohl an das Goldstück, das ich im vorigen Jahre bei der Kindtaufe im Schlosse bekam und das mir die Helene aufbewahrt, (Helene war die alte Kammerfrau der Gräfin) aber sie will es mir nicht geben.“

„Kind,“ entgegnete ich lachend, „Du bist gar nicht so arm, man braucht nur deinen hübschen Anzug zu betrachten.“

„O, den gibt mir die Frau Gräfin, und ich weiß wohl, daß er viel zu schön für mich ist.“

„Das nicht; denn er steht dir sehr gut. Aber wenn du willst, so schenke ich dir ein Goldstück, das kannst du dem Pfarrer bringen als deinen Beitrag für den Marienaltar.“

„Dann sind Sie ja der Geber und nicht ich,“ entgegnete sie, und ich mußte diese einfache Logik gelten lassen.

„Oder noch etwas,“ fiel ich ein, denn mir kam auf einmal ein Gedanke, nur galt es, ihr denselben begreiflich zu machen.

„Du hast wohl schon von Büchern gehört, Thürine, in denen Geschichten geschrieben stehen.“

„Was für Geschichten?“

„O allerlei Geschichten, die im Leben passiren, denn im Grunde hat jeder Mensch eine Geschichte und auch du.“

Sie sah mich mit ihren großen schönen Augen erstaunt an.

„Gewiß auch du, und ich kenne sie, denn die Frau Gräfin hat sie mir kürzlich erzählt. Jetzt ist der Yvon fern, aber er wird doch wiederkommen und könnte dich dann heirathen.“ (Sie wurde feuerroth und bückte sich tief auf ihren Ginsterstrauß); „Und wenn ich nun erzähle, wie das Alles gewesen ist, wie ihr euch kennen gelernt und lieb gewonnen habt, wie man euch nachher getrennt hat, wie ihr euch treu geblieben seid, wie er zurückgekehrt ist und wie endlich der Herr Pfarrer den Segen über euch gesprochen hat, da in der neuen Kirche“ . . . . ich wies mit der Hand hinüber . . . . „das wäre so eine Geschichte.“

„Wenn er aber nicht wieder kommt“ sagte sie leise und fing von Neuem an zu weinen.

„Das steht bei Gott; aber man sagt auch, daß, wenn sich Zwei recht von Herzen lieben, sie das Schicksal endlich vereinigt. Doch höre, Thürine, das ist nur die erste Hälfte von dem, was ich sagen wollte. Wenn ich nun deine Geschichte geschrieben habe, so schicke ich sie nach Paris, um sie drucken zu lassen, und dann wird es ein Buch, das viele hundert Menschen lesen.“

„Unmöglich!“ rief sie, „was wird man von mir denken?“

„Man weiß ja gar nicht, wer du bist,“ antwortete ich lachend, „aber höre nur weiter. Der Buchhändler giebt mir Geld für meine Geschichte, und, wenn sie hübsch ist, viel Geld.“

„Viel Geld?“ fragte sie erstaunt.

„Vielleicht zwei-, dreihundert Franken, und dann kann ich dir leicht ein Paar Goldstücke für den Marienaltar geben, und du darfst sie wohl annehmen, denn es ist ja deine eigene Geschichte.“

„Aber wenn er nicht zurückkommt?“ wiederholte sie traurig.

„Nach dir nicht so trübe Gedanken, Thürine; die Geschichte kann ich doch schreiben, nur wird der Schluß anders.“

„O dann gehe ich nach Saint-Brieuc zu den Schwestern in's Kloster, um die Armen zu pflegen; das hab' ich schon der Helene gesagt.“

„So weit ist es noch nicht,“ entgegnete ich; „es bleibt also dabei, was ich gesagt habe, nicht wahr?“

„Ich weiß nicht, was ich antworten soll, aber das ist gewiß, ich will auch von meiner Seite etwas dazu thun."

„Und was denn?" fragte ich neugierig.

„Ich will die heilige Jungfrau bitten, Ihnen beizustehen, daß Sie es recht schön machen." —

. . . . und auf diese Weise, lieber Leser, ist meine kleine Novelle zu einer so hohen Protection gekommen, und das war zugleich die Einleitung.

I.

Die Gräfin saß eines Nachmittags allein in der großen Gallerie, nach dem Meere zu, als der alte Philipp eintrat und den Pfarrer anmeldete, der auch dem Diener auf dem Fuße folgte.

„Was bringen Sie mir, Hochwürden?" fragte die Dame, nachdem sie den alten Hausfreund herzlich begrüßt hatte.

„Ob es etwas Gutes ist, weiß ich diesmal nicht," antwortete der Pfarrer, „es ist nur die Nachricht, daß die Eltern des Yvon beschlossen haben, ihren Sohn nach Paris zu schicken, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Der Vater wünscht aber, vorher Ihre Ansicht darüber zu hören, gnädige Frau."

„Er hat mir schon vor einigen Tagen davon gesprochen," entgegnete diese, „und da Yvon mit seinem Onkel hinreist und unter dessen Aufsicht bleibt, so habe ich nichts einzuwenden, obwohl ich bezweifle, daß ihn dieß auf andere Gedanken bringen wird."

„Und doch wünschen das die Eltern so sehr, und es ist ihnen auch wirklich nicht zu verdenken; Yvon ist ihr einziger Sohn, dessen Zukunft ihnen sehr am Herzen liegt. Sie haben bereits eine hübsche Parthie für ihn — die reiche Müllerstochter in Plédran — aber er will davon nichts wissen und hat noch gestern erklärt, er wolle die Thürine oder sonst keine auf der Welt."

„Ich weiß es wohl," sagte die Gräfin, „und die Sache beträbt mich, aber es ist sehr schwer, darin das Richtige zu rathen. Thürine ist ein gutes, unschuldiges Kind, das ihr reines, unbewachtes Herz vielleicht allzuschnell hingegeben hat; aber auch Yvon ist ein braver junger Mann, der es gewiß ehrlich meint und wohl eine Frau glücklich machen kann."

„Gewiß, gewiß, wenn es nur nicht gerade Thürine wäre," bemerkte der Pfarrer.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Hochwürden," nahm die Gräfin wieder das Wort, „Thürine, ein Pariser Findelkind, ohne Eltern, ja ohne Namen, und Yvon, der reiche Pächterssohn, den man überall mit offenen Armen empfangen würde."

„Wer weiß," begann der Pfarrer nach einigem Nachdenken, „wenn er die unglückliche Herkunft des Mädchens wüßte, so könnte das vielleicht ein Grund für ihn sein, zurückzutreten."

„Es war bis jetzt ein Geheimniß zwischen uns Beiden," sagte die Gräfin ernst, „aber ich ermächtige Sie, es den Eltern Yvon's mitzutheilen — ich brauche Ihnen die nöthige Vorsicht nicht zu empfehlen" — der Pfarrer machte eine zustimmende Handbewegung: „wenn Sie meinen, den Frieden dadurch in der Familie wieder herzustellen."

Sie erhob sich bei diesen Worten, und lud den Pfarrer zu einem Spaziergang im Park ein.

II.

Am Abend desselben Tages gab es eine kleine Familienscene im Hause des Pächters.

„Yvon," hatte der Vater beim Nachtessen gesagt, „mache heute Abend keinen gewöhnlichen Spaziergang nicht, sondern komm in die hintere Stube, ich habe mit dir zu sprechen."

Die Mutter hatte bei diesen Worten ihren Liebling besorgt angeschaut, aber nichts hinzugefügt; der Onkel hatte mit dem Messer auf seinem Teller musicirt, und war auch stumm geblieben, indeß nicht ohne ein gewisses Mißbehagen zu verrathen. Bei einfachen Landleuten sind sogenannte Familienscenen immer peinlich und unerfreulich, aber der Vater hatte sich vorgenommen, endlich mit dem Sohne in's Reine zu kommen. Dieser war im Grunde von sanftem Charakter und auch sonst gut geartet, nur von der Mutter etwas verzogen worden und deshalb gewohnt, seine Wünsche stets erfüllt zu sehen. Er hoffte nun ein Gleiches in Bezug auf seine Herzensangelegenheit, und hatte auch gar keinen Hehl daraus gemacht, daß es seine Absicht sei, Thürine als Gattin heimzuführen. Bei verständiger Ueberlegung hätte er sich leicht sagen können, daß er hier bei den Eltern starken Widerspruch finden würde; aber wo hat denn je ein Verliebter Zeit und Ruhe zu verständiger Ueberlegung gehabt, und verliebt war der arme Yvon und zwar, wie man auch in der Bretagne sagt, bis über die Ohren.

„Yvon," begann der Vater, nachdem er sich verschiedentlich geräuspert hatte und ein paar Mal im Zimmer auf und ab gegangen war — die Mutter saß am Fenster und that, als wenn sie gar nicht zuhörte, der Onkel stand mit gespreizten Beinen vor dem Kamin, als ob es mitten im Winter wäre, rauchte seine Pfeife und brummte ein Soldatenlied in den Bart — „Yvon, ich wollt' es dir schon immer sagen, mein Betragen gefällt mir seit einiger Zeit nicht recht; du arbeitest nicht mehr wie sonst, du gehst kaum in's Feld, um nach den Knechten zu sehen und die Bücher scheinen mir auch nicht mehr so gut gehalten, wie früher."

„Die Bücher sind in Ordnung, Vater," antwortete der Sohn bescheiden, „auf's Feld zu den Knechten gehe ich nicht mehr so oft, denn du selbst bist ja fast immer draußen, und wenn es etwas zu arbeiten gibt, so ziehe ich mich gewiß nicht zurück."

„Das ist es auch eigentlich nicht, was ich sagen will," fuhr der Vater fort, „aber du wirst mich schon verstehen; ich will sagen, daß du nicht mehr wie sonst bist und daß du vor Allerlei in den Kopf gesetzt hast, was mir nicht gefällt."

„Und was denn Vater?" fragte der Sohn mit derselben Ruhe, wirklich wie ein kleiner Diplomat.

„Nun ich meine die Thürine!" rief der Pächter heftig, „denn du thust, als wenn ich spanisch spräche. Du bist in sie verliebt und willst sie heirathen, nicht wahr? Ich aber sage dir, daß ich sie nicht zur Schwiegertochter will und daß ich dir schon ein anderes Mädchen ausgesucht habe; auch hoffe ich, daß du als gehorsamer Sohn keine Einwendungen machen wirst, Yvon, und deine Mutter ist ganz meiner Meinung . . . . sprich doch auch ein Wort, Alte!"

Die Pächterin schwieg; sie versuchte wohl etwas zu sagen, aber es wollte nicht heraus und sie wischte sich die Augen.

„Schön," begann der Vater von Neuem und unterdrückte

einen leisen Fluch, „wenn die Weiber miteinander sollen, so fangen sie an zu weinen. Und du, Schwager, bist auch stumm wie ein Fisch! Diese letzten Worte waren an den Onkel gerichtet. „man sollte glauben, ihr hättet Angst vor dem Burschen."

„Ich bin ein alter Soldat," antwortete der Onkel barsch und stolz," und kenne keine Furcht; aber ich mische mich nicht gern in Angelegenheiten, wo ich nicht direkt befohlen kann."

Yvon war unterdessen zur Mutter getreten; er küßte ihr die Thränen von den Wangen und sagte dann mit schmeichelnder Stimme: „Mutter, denkst du wirklich wie der Vater? Du hast mir doch so oft gesagt, Thürine sei das beste Mädchen, das du je gesehen, und der Mann könne sich glücklich schätzen, der sie zur Frau bekäme."

„Das wohl," entgegnete die Pächterin, die sich endlich ermannte, „aber damit sagte ich nicht, daß ich sie zur Schwiegertochter haben wollte."

„Sei doch vernünftig, Yvon," nahm der Vater besänftigter wieder das Wort, „die Thürine mag ein ganz gutes Mädchen sein, aber sie taugt nicht für dich und nicht für uns. Weißt du wohl, daß zu an jede Thür anklopfen darfst und daß sich hundert Familien freuen würden, dich zum Schwiegersohn zu bekommen? Und das nicht allein; ich habe bereits eine Braut für dich, die reichste auf vier Meilen in der Runde."

„Doch nicht die Françoise, Vater, die Müllerstochter in Pledran?"

„Eben die. Sie ist die einzige Tochter und die Mühle arbeitet Tag und Nacht; die Eltern sind alt und wollen sich zurückziehen, und der Eichenbusch gehört ihnen auch. Das Alles wird später einmal dein, du brauchst nur ja zu sagen."

„Das werde ich aber im Leben nicht!" rief Yvon und jetzt keineswegs mit sanfter Stimme. „Die Françoise ist alt und hat schon mehr als einen Schatz gehabt. Auch ist sie stolz und will doch hinaus, und weil die Grafenssöhne nicht gekommen sind, will sie nun mit dem Pächtersohn fürlieb nehmen. Lieber im Leben keine Frau, als solche!"

„Du redest albernes Zeug, Yvon. Die Françoise ist ein anständiges Mädchen und ihre Eltern sind honette Leute, wo hingegen die Eltern der Thürine . . . . doch ich will es lieber nicht sagen, denn es ist gar zu schimpflich."

„Die Eltern der Thürine sind reich," entgegnete Yvon schnell, „sie ist eine Waise, aber von anständiger Familie; das ist ein Unglück und kein Schimpf."

„Ach was! Alle zu hast die einfältige Geschichte auch geglaubt? Ein ausgesetztes Findelkind ist sie, aber so was Abenteuerliches; die Töchter einer Pariser Dirne, und weiter nichts."

„Vater, Vater!" rief der Sohn laut und trat dicht an den Pächter hinan, „wie kannst du so etwas sagen?"

„Ich sage es, weil es wahr ist; da frag' die Mutter, der Herr Pfarrer hat es uns diesen Nachmittag erzählt und der Herr Pfarrer lügt nicht."

Die Pächterin nickte bejahend, aber sie antwortete nicht.

Yvon schwieg einige Minuten lang, wie wenn er mit sich zu Rathe ginge, dann sagte er: „Es mag sein, daß es so ist, doch auf Thürine fällt darum keine Schuld. Sie ist unschuldig und rein wie ein Engel. Würde die Frau Gräfin sie sonst bei sich aufgenommen haben? In meinen Augen ist sie trotzdem tausendmal mehr werth, als die stolze, reiche Françoise. Lieber will ich mich als Knecht verdingen, als" . . . . .

„Kinder! Kinder!" unterbrach hier der Onkel, der endlich seine Pfeife ausgeraucht hatte, das Gespräch, „was sind das für Geschichten! Als wenn schon morgen Hochzeit gemacht werden sollte! Jetzt will ich ein Wort reden: Hör' Yvon, ein guter Sohn muß den Willen seines Vaters ehren; es thut mir leid um die Thürine, daß sie nicht von anständiger Herkunft ist; aber du, Schwager, laß meine Françoise bei Seite. Alle Better, wenn ich ein Mädel nicht lieb habe, so nehm' ich sie nicht; aber ohne den elterlichen Segen wollte ich auch keine, und wenn ich sie noch so lieb hätte. Das, denk' ich, ist deutlich gesprochen. Nun geht euch die Haut und versöhnt euch. Ich habe das Zanken und Streiten zwischen Eltern und Kindern nie leiden können. Verderbt mir nicht den letzten Tag; morgen reis' ich nach Paris und nehme den Yvon mit. In der Hauptstadt wird er schon anderen Sinnes werden."

„Nicht in Bezug auf Thürine," erwiderte Yvon, „aber ich freue mich, daß ich Paris zu sehen bekomme."

Die Mutter war unterdessen aufgestanden und legte die Hand des Sohnes in die des Vaters.

„Ich bin gar nicht böse," sagte der Alte, „obwohl es mich ärgert, daß er die Françoise nicht will, versprich mir nur das Eine, Yvon, daß du die Thürine nicht ohne Einwilligung deiner Eltern zur Frau nimmst."

„Das kann ich schon versprechen," antwortete der junge Mann, „aber wenn du sie kenntest, wie ich sie kenne, Vater, so würdest du sie gewiß gern zur Tochter annehmen und mich vielleicht noch bitten, sie zu heirathen."

„Darauf laß ich es ankommen," rief der Pächter, „aber bis dahin hat es gute Zeit."

„Friede! Friede!" rief der Onkel, „umarmt euch und dann wollen wir unsern Kaffee packen."

III.

Es war schon nach Mitternacht und die letzten Lichter im gräflichen Schlosse waren erloschen. Das altersthümliche Gebäude lag wie eine schwarze, phantastische Masse zwischen den hohen Eichen, der silberne Halbmond stand im Westen und warf einen matten Schimmer auf die Giebel und auf die schwarze Steingallerie des Altans, und über dem großen Rasenplatze vor der Hauptfagade, den die beiden Auffahrtsalleen in weitgeschwungenen Bogen begrenzten, wallten die Nebel wie leichte wehende Schleier. Aus der Ferne schallte das dumpfe Brausen des Meeres wie verhallender Donner, und die Kastanien des Parks plätscherten eintönig dazwischen.

Am hinteren Flügel, wo die Küchen und Dienstwohnungen lagen, stand vor einem kleinen Parterrefenster eine dunkle Gestalt: Yvon. Er hatte leben zweimal leise an die Scheiben geklopft, endlich öffnete sich das Fenster, aber kaum zur Hälfte, und das Mondlicht beleuchtete ein zaghaftes Märchenantlitz: Thürine.

„Es ist nicht recht, was du thust, Yvon," sagte sie mit zitternder Stimme und drängte ihn zurück, als er ihre Hand ergreifen wollte; „Helene schläft nicht neben mir und kann leicht erwachen. Was würde sie sagen, wenn sie uns sähe."

„Helene hat uns beide lieb und sie weiß es längst, daß du meine Braut bist; sie wird uns nicht verrathen."

„Ich bin ja keine Braut nicht, Yvon; zwei Verlobte können

sich frei und offen zeigen vor der ganzen Welt, und wir verbergen uns wie Diebe in der Nacht. O es ist nicht recht, was du thust."

„Es ist doch recht und du bist doch meine Braut," rief der junge Mann lebhaft; „haben wir uns nicht gegenseitig Liebe und Treue versprochen bis in den Tod? Sag', Thürine, haben wir das nicht?"

„Das wohl," antwortete das Mädchen schüchtern; „aber ich habe auch der Frau Gräfin gelobt müssen, nie an eine Heirath mit dir ohne Einwilligung seiner Eltern zu denken, und du weißt, daß sie gegen unsere Verbindung sind?"

„Mein Vater, weil er die alberne Fratzerei von Pleberan im Kopf hat; aber ich will nichts von ihr wissen."

„Die Fratzerei ist reich und schön, und ich bin arm und" ..... das schlimme Wort wollte der Aermen doch nicht über die Lippen.

„Wenn du arm bist, Thürine," sagte Yvon, so bin ich reich genug für uns Beide, und schön bist du wie kein anderes Mädchen auf der Welt." Dabei ergriff er ihre Hand, die sie ihm diesmal nicht entzog.

„Erinnerst du dich noch," fuhr er fort, „als kürzlich die große Gesellschaft im Schlosse war? ich habe sie nach der Tafel im Park spazieren gehen sehen, all die vornehmen Damen in ihren prächtigen Kleidern und ich habe sie mir genau betrachtet: nicht Eine von ihnen war so schön wie du."

„Laß das," sagte Thürine, „und geh jetzt, weshalb bist du überhaupt gekommen?"

„Um Abschied zu nehmen, denn du weißt doch, daß ich morgen mit dem Onkel nach Paris gehe. Ich wollte dich noch einmal sehen und dir sagen, daß ich immer an dich denken werde und dich bitten, es auch zu thun. Hast du mich wirklich so lieb, wie ich dich?"

Thürine antwortete nicht, aber ihr Schweigen mußte ihm wohl für eine Antwort gelten, denn auch er sagte nichts; nur ihre Hand hielt er fester und drückte sie an seine Lippen.

„Ich vergesse dich nicht," flüsterte sie endlich „und ich will für dich beten, daß du glücklich zurückkehrst."

„Meine Mutter wird die schon Nachricht von mir geben," sagte Yvon, „sie kommt ja oft aufs Schloß und sie hat dich gern."

Wieder schwiegen beide .... Durch die Stille der lauen Sommernacht zog ein leises Weben, das den nahen Morgen verkündete, die Mondsichel war längst versunken und nur einzelne bleiche Sterne blinkten noch am Himmel, den bereits ein weißlicher Schimmer überzog .... Yvon fuhr auf, er preßte noch einmal heftig ihre Hand, sie neigte sich weinend gegen ihn, daß ihre Wangen sich berührten — „bleib mir treu, Thürine," rief er, „so wie ich dir! Lebwohl! Auf Wiedersehn!"

Dann verschwand er in einer Seitenallee des Parks.

IV.

Der nächste Morgen war wunderschön, die Sonne war prächtig über den Felsen der Meeresküste aufgegangen, das Meer leuchtete wie flüssiges Gold, und sogar die dunkeln Steinfiguren des alten Schlosses sahen weniger trüber aus; blitzender Thau lag auf Blumen und Gräsern, und alle Baumwipfel bewegten sich sanft in der kühlen Luft. Im Herrenhause war es noch still, aber in den rauchen liegenden Wirthschafts-Gebäuden herrschte bereits lautes Leben. Die Knechte zogen peitschenknallend auf die Aecker hinaus, man vernahm das Gebrüll der Heerden und das Wiehern der Pferde, das Krähen und Gackern des Hühnervolkes, in der lichten Höhe schmetternde Lerchentriller, aus allen Gebüschen den Gesang der Vögel, aus dem nahen Eichenwalde den langgedehnten Ruf des Kukuks und das Flöten und Pfeifen der Drosseln und Amseln, und plötzlich dazwischen von der Schloßkapelle die in kurzen Pausen auf einander folgenden drei Glockentöne des Angelusläutens, das in allen katholischen Ländern, morgens, mittags und abends, den Menschen ein paar Minuten lang an seine höhere Bestimmung mahnt.

Die Thür der kleinen Kapelle stand offen, der alte Philipp räumte die Bänke und Stühle ab, legte dann das Altartuch auseinander und traf die übrigen Vorbereitungen für die Messe des Schloßgeistlichen; einige Minuten später erschien Thürine mit frisch gepflückten Blumen, die sie in die verschiedenen Vasen vertheilte, was sie täglich zu thun pflegte. Dann kniete sie nieder und betete, aber länger als gewöhnlich. Gewiß dachte das arme Kind an den Abschied in der verflossenen Nacht, und bat um Kraft, die Trennung zu ertragen und um eine glückliche Lösung ihres Schicksals.

Als sie wieder zur Kapelle hinaustrat, ging sie nicht sofort in's Schloß zurück, sondern wartete eine Weile, und schaute über die Kornfelder auf die riesenige Stelle des Thals hinab, wo sich die weiße Landstraße hinzog. Sie mußte den günstigen Moment getroffen haben, denn nach wenig Minuten wurde auf der Chaussee ein kleines Gabriolet sichtbar, in welchem zwei Männer saßen: der Onkel und Yvon, die nach der nächsten Eisenbahnstation fuhren, um von da nach Paris zu reisen. Sie konnte freilich die beiden Figuren nicht deutlich erkennen, aber ihr Herz sagte ihr, daß sie sich nicht täuschte. Es schien ihr sogar, als sähe sie im Wagen ein wehendes Taschentuch, und sie hätte gern das ihrige herausgezogen, um den Gruß zu erwiedern, aber sie fürchtete sich vor den verübergehenden Knechten. Schnell, wie wenn sie etwas vergessen, eilte sie in die Kapelle zurück, nahm zwei der schönsten Rosen aus einer der Vasen und legte sie unter die Statue der Madonna, die in einer Nische an der Außenseite der Mauer aufgestellt war; dann ging sie heiteren Sinnes davon und sang eines jener kleinen Lieder, an denen die Volkspoesie der Bretagne so reich ist, das wir aber freilich hier nur in der deutschen Uebersetzung wiedergeben können.

Du duftest wie die Maienrose,
Wenn rings des Frühlings Gruß erklingt,
Der auch dem trübsten Erdenloose
Ein grünes Blatt der Hoffnung bringt.

Du schimmerst wie der Stern am blauen,
Unwandelbaren Himmelszelt,
Wo Engel mild herniederschauen,
Als Boten einer bessern Welt.

Ich bette drum auf dich flimmer,
O tröste mich, o sei nicht fern
Mit deinem Duft, mit deinem Schimmer,
Du meine Rose! du mein Stern!

V.

Wir wollen jetzt den Leser mit der Vergangenheit unserer kleinen Heldin, soweit es zum Verständniß dieser Erzählung nöthig ist, bekannt machen.

Die Gräfin, die sich in jenem Jahre während des Winters auf einige Monate nach Paris begab, hatte dort einst eine eigenthümliche und zugleich sehr berühmte Bekanntschaft gemacht. Man rief sie eines Tages zu einer armen, verkrankten Frau, die im Hinterhause desselben Gasthofes im Sterben lag und den lebhaften Wunsch ausgesprochen hatte, die fremde Dame aus der Bretagne vor ihrem Ende zu sehen. Dergleichen erschütternde Gegensätze sind nichts Seltenes in einer Weltstadt wie Paris. In der Beletage irgend eines prächtigen Hotels mit vergoldeten Balkonen und hohen Spiegelscheiben ist glänzender Ball voll schimmernder Toiletten, blitzender Kronleuchter und geputzter Lakaien, und in der elenden Dachkammer irgend eines Seitenflügels über den Ställen und Remisen liegt ein Unglücklicher halb verhungert auf Stroh, es hört vielleicht die Tanzmusik und die auf- und abrollenden Equipagen; ein Glas von jener Limonade, die kennt Sie nicht, fließt und von den Dienern leichtsinnig verschüttet wird, würde ihm in seiner letzten Stunde vor dem Todeskampfe erquickt haben .... aber das eiserne Rad des Schicksals wälzt sich unerbittlich und zermalmend über die Menschen, und nur ein gläubiges Herz findet in dieser scheinbaren entsetzlichen Disharmonie den versöhnenden Accord durch einen Blick nach Oben. —

Die Gräfin eilte zu der Sterbenden, die ihren Namen nicht nennen wollte. Es war noch eine junge Frau, welche nur Elend, Entbehrung und Krankheit so gealtert hatten. Sie richtete sich mühsam auf in ihrem ärmlichen Bette, als sie aber die Kammerfrau erblickte, machte sie eine heftig abwehrende Bewegung; sie wollte mit der Gräfin allein sein und hieß winkte der Dienerin, sich zu entfernen. Dann sagte die Kranke zitternd und mit fieberhafter Schnelle, als fürchte sie, vom Tode überrascht zu werden: „Ich fühle, es ist vorbei, am nächsten Morgen stehe ich vor Gott, er wird mich gnädig richten, denn ich habe Unendliches gelitten. Ein Aebtissin in meiner Jugend hat mich in namenloses Elend gestürzt. Ich glaubte dem Verführer, der mich herzlos verließ. Meine Eltern verstießen mich, ich brachte mein Kind, das ich nicht ernähren konnte, in's Findelhaus, und verbarg mich dann in dem großen Paris. Meine Tochter ist jetzt neun Jahre alt, im zehnten muß sie die Anstalt verlassen, nur was soll aus ihr werden ohne Beistand und Schutz? Dieser Gedanke läßt mich nicht sterben. Da hörte ich von Ihnen, Frau Gräfin, von Ihrer Mitthätigkeit und Herzensgüte; ich kenne Sie nicht, aber es ist für mich wie ein Wink des Himmels; nehmen Sie sich meiner Tochter an, hier sind die Papiere, bringen Sie sie fort aus dem schrecklichen Paris, erziehen Sie sie in Gottesfurcht, wenn auch nur als niedere Magd, nur der Allmächtige wird Sie segnen ... nur was auch geschehen möge, lassen Sie meine Tochter nie nach Paris kommen; Paris war mein Verderben ...."

Die Sterbende hielt inne und legte sich leidenschaftlich zurück; die lange Rede hatte ihre wenigen Kräfte vollends erschöpft. Die Gräfin beugte sich erschüttert über sie, um ihr Muth einzusprechen, nahm die Papiere und gelobte ihr mit einer heiligen Versicherung, für das Kind zu sorgen; dann eilte sie hinaus und rief nach einem Priester. Dieser kam noch zeitig genug, um die letzten reuevollen Geständnisse der Unglücklichen zu vernehmen, die wenige Minuten darauf unter seinen erbauenden Segensworten verschied.

Die Gräfin war noch an demselben Tage in's Findelhaus gefahren, um das Kind, das nur mit seinem Taufnamen Mathurine in die Register eingetragen war, zu holen. Die üblichen Formalitäten waren leicht erfüllt und der Name der gräflichen Familie genügte, um alle Betenken zu heben; der Staat ist ebenso froh, wenn ihm die Privatmildthätigkeit zu Hülfe kommt, um ihn der späteren Aufsicht und Sorge für die Findelkinder zu überhehen.

Mathurine, oder Thürine, wie man sie später nach bretonischer Sitte nannte, war damals ein unbändiges, kränklich aussehendes Kind, mit feinen, bleichen Zügen und lebhaften schwarzen Augen. Die kleine hatte außerdem etwas Verlegenes und Verdrießliches, als wüßte sie um die dunkle Schuld, der sie ihr Dasein verdankte. Auch nach ihrer Ueberführung in die Bretagne, wo die Gräfin sie sofort der Pflege und Obhut der alten Helene übergab, blieb sie noch eine Weile so, aber nicht lange. Das stille, gleichförmige Leben im Schloß, die friedlichen Beschäftigungen des Tages, die reine gesunde Luft, die einfache, aber in ihrer Einfachheit so großartige Natur — das Meer, die Felsen, Wald und Feld — Alles übte auf die physische wie moralische Entwicklung des Kindes einen überaus günstigen Einfluß, und als einige Jahre später die Gräfin einst von einer längeren Entfernung zurückkam, erkannte sie das Mädchen kaum wieder. Jetzt erst fühlte sie, daß sie hier einen Menschen wirklich an Leib und Seele gerettet hatte.

Dabei wurde Thürine auf das Einfachste erzogen; sie ging in die Mädchenschule des Dorfes und gehörte bald zu den besten Schülerinnen; in der Winterlehre beim Pfarrer zeichnete sie sich durch leichte Auffassungskraft aus und stand bei der ersten Communion obenan; aber als sie mit den andern Mädchen in ihren schlichten weißen Kleide und mit der geweihten Kerze an den Altar trat, fiel die reizende Erscheinung sowohl der Schloßherrschaft wie den Dorfbewohnern auf, denn es lag in ihrem ganzen Wesen etwas Einsames und fast etwas Trübsinniges, was sie vor den übrigen Kindern vortheilhaft auszeichnete.

Trostem gehörte Thürine zu den Gesunde an, und die Gräfin vermied ängstlich Alles, was in ihr irgendwie den Gedanken einer höheren Lebensstellung erwecken konnte. Thürine selbst dachte auch am allerwenigsten an etwas anderes; ihre Vergangenheit war abgeschlossen von Niemand, schon aus Rücksicht gegen die Gräfin, fragte darnach; sie lebte heiter und unbefangen in der ruhigen, sorgenfreien Gegenwart, half in den Küchen und kam im Hausstande, arbeitete im Blumengarten und in den Treibhäusern und besorgte den Dienst in der Schloßkapelle; überall war sie gern gesehen und alle zeigten sich freundlich und aufmerksam gegen sie, schon weil man wußte, daß sie unter der besonderen Protection der gnädigen Frau stand. Thürine unterstützte auch die alte Helene in ihrem Dienst bei der Gräfin und durfte sich dann manchmal nachmittags, wenn kein Besuch im Schlosse war, in die große Gallerie setzen und sich mit einer weiblichen Arbeit beschäftigen. Ueberhaupt ist in der Bretagne und namentlich in den Schlössern das Verhältniß der Herrschaft zu den Dienstboten ein anderes als im übrigen Frankreich.

Dort herrscht wirklich noch auf der einen Seite langjährige bewährte Treue und Hingabe und auf der andern Nachsicht und Milde und erkenntliche Dankbarkeit, was beides entschieden seinen Grund in der ächt christlichen Gesinnung der Bevölkerung hat und ein patriarchalisches Zusammenleben begründet.

VI.

So hatte Thüring das achtzehnte Jahr erreicht, als auch ihr jene Stunde schlug, wo das Herz in seinen geheimsten Regungen erwacht und wo die unbestimmte, verhüllte Sehnsucht, die Gott in jede Menschenbrust gelegt hat, einen Gegenstand findet, den sie im Sonnenlichte der Verklärung erblickt. Schüchtern vielleicht und befangen und sich selbst nicht klar, aber es war doch, wie Stifter so schön sagt, „das heiligste und ursprünglichste Gefühl, worauch der Schöpfer seine Menschheit hält" — die Liebe.

Wie es gekommen und noch dazu so schnell gekommen war, wußte sie nicht; sie wußte nur, daß sie Ivon, den jungen Pädagogen innig liebte, und sie glaubte ihm gern, wenn er ihr dasselbe versicherte.

Wir müssen jetzt mit einigen kurzen Worten auch diesen unsern Lesern vorführen.

Ivon vereinte schon als Knabe sehr günstige Anlagen und da er der einzige Sohn war, so beschäftigten seine Eltern, auf seine Erziehung mehr Sorgfalt zu verwenden, als gewöhnlich Leute ihres Standes zu thun pflegen. Sie schickten ihn daher in das nahe Saint-Brieuc in eine Erziehungsanstalt und hofften, daß vielleicht in ihm die Neigung zum Studiren erwachen würde. Die Mutter hegte namentlich goldene Pläne für die Zukunft ihres Lieblings, den sie im Geist bereits als Advokat oder Arzt, oder gar als Magistratsperson in der Nähe sah. Ivon benutzte die dargebotene Gelegenheit, sich auszubitten auf das Beste, machte seine Gymnasialklassen durch, erwarb sich tüchtige Kenntnisse und bestand die Abiturientenprüfung mit Ehren. Er bezog alsdann die Akademie zu Rennes, um sich der Jurisprudenz zu widmen, aber mehr um seinen Eltern gefällig zu sein, als aus innerer Neigung, denn er fühlte keinen wahrhaften Beruf für den gelehrten Stand, und wenn er die großen Sommerferien im elterlichen Hause zugebracht hatte, so wurde ihm der Aufenthalt am Fels und Wall und hauptsächlich von dem prächtigen Meeresufer mit seinen Felsen und Buchten immer sehr schwer.

So waren auch einst die Ferien zu Ende gegangen, aber Ivon machte diesmal gar keine Anstalten, nach Rennes zu seinen Vorlesungen zurückzukehren, sondern erklärte im Gegentheil, als man ihn endlich an die Abreise erinnerte, daß er sich anders besonnen habe und das Studiren aufgeben und zu Hause bleiben wolle. Der Vater, der längst gemerkt hatte, daß sein Sohn besser zum Landwirthe als zum Gelehrten paßte, fand sich bald in diesen Wechsel, zumal ihm der Pfarrer, den er sofort um Rath fragte, begreiflich gemacht hatte, daß die erhaltene Schulbildung seinem Sohn später sehr zu Statten kommen würde, der natürlich leicht in den Gemeinderath oder wohl gar zum Maire der Commune gewählt werden könne. Dieser letztere Grund beschwichtigte auch die Mutter, die sich sonst wohl nicht so schnell zufrieden gegeben und auf ihre stolzen Hoffnungen verzichtet hätte.

Die wahre und eigentliche Ursache von Ivon's Sinnesänderung war indeß eine ganz andere und zwar diese: die Gräfin hatte ihn einst kommen lassen und ihn gebeten, die Bibliothek des Schlosses, die noch nie und noch durch die lange Abwesenheit des Grafen, der als Deputirter den größten Theil des Jahres in Paris zubringen mußte, in Unordnung gerathen war, wieder in Stand zu setzen, einen Catalog anzufertigen und sich auch der übrigen Sammlungen in den Galerien, der Mineralien, Pflanzen, Alterthümer und Münzen anzunehmen. Dem jungen Manne war dieser Auftrag sehr willkommen, er fühlte sich dadurch sogar gehoben, schlich und arbeitete mehrere Wochen lang in den verschiedenen Räumen mit großem Eifer, um dem Vertrauen der adeligen Frau zu entsprechen. Da er einiger Hantierungen bedurfte, so war es sehr natürlich, daß ihm Thüring, die ohnehin mehr und mehr im Innern des Schlosses Beschäftigung gefunden hatte, vielfältig leistete, zumal sich Beide seit langen Jahren kannten. Daß aus dem früheren Kinden und aus dem kleinen Mädchen ein Jüngling und eine Jungfrau geworden war, wurde ihnen erst dann klar, als ihre reinen, unverderbenen Herzen sich ihre gegenseitige Neigung gestanden.

Nur diese junge Seele, wo diese Neigung zuerst deutlich zu Tage trat, sei mir hier flüchtig mitzutheilen erlaubt. Thüring hatte noch so gut wie gar nichts gelesen, aber sie hörte gern zu, wenn ihr Ivon unter der Arbeit aus irgend einem Buche etwas erzählte. So unter Anderm die rührende Geschichte Graziella's von Lamartine, die einen tiefen Eindruck auf sie machte. Mit immer steigendem Interesse verfolgte sie von Tage zu Tage die Abenteuer des verliebten jungen Pariseers und der Fischerstochter, die Anfangs so harmlos begannen und sich zuletzt so tragisch gestalten hatten. Als aber schließlich das unerbittliche Geschick die arme Graziella von ihrem Geliebten trennte und sie in Folge der Trennung erkrankte und am gebrochenem Herzen starb, vergoß sie bittere Thränen, wie wenn sie selbst das unglückliche Opfer gewesen. Als Ivon sie zu trösten versuchte, fragte sie ihn plötzlich mit leuchtenden Blicken: „Sag' Ivon, hättest du das thun können? Deine Geliebte verlassen, ihr untreu werden, nachdem du ihr einmal Treue versprochen, um eine Andere zu heirathen?" Der junge Mann erkannte über viele leidenschaftliche Sprache bei dem sonst so ruhigen und schüchternen Mädchen; als er ihr aber in die dunklen, noch feuchten Augen sah, fühlte er wohl, daß sie aus ihrem eigenen Herzen gesprochen. „Nein, nimmermehr, Thüring," rief er nun unwarnt sie heftig, „sage mir nur, daß du mich liebst und ich bleibe dir treu bis in alle Ewigkeit, und nur du sollst mein Weib werden und kein anderes Mädchen auf der Welt!" Sie antwortete nicht, sondern lehnte nur ihr hocherröthendes Gesicht an seine Schulter, und von diesem Moment an war ihr beiderseitiges Schicksal entschieden.

Ivon machte auch gar kein Geheimniß, weder aus seiner Liebe, noch aus seiner Absicht, Thüring zu heirathen und wunderte sich sehr, als er bei seiner Mutter, der er sich zuerst vertraute, auf Einwendungen und Bedenken stieß. Diese, obwohl sie persönlich das Mädchen sehr liebte, fürchtete sie finanziellen Pläne des Vaters, der dem Sohn bereits die reiche Müllerstochter in Pletran bestimmt hatte.

Als die Gräfin von ihrer Badereise zurückgekommen war, erfuhr sie ebenfalls den kleinen Roman, ging aber mit dem ihr eigenen Tact anscheinend leicht darüber hinweg. Sie verstand

sich zu sehr auf das menschliche Herz, um nicht zu wissen, daß gerade in solchen Fällen Zwang und Strenge die Lage nur verschlimmern, und außerdem kannte sie die beiden jungen Leute genügend, um sich über die Aussicht ihres Liebesverhältnisses zu beruhigen. Auch war ja von einer Mésalliance nun viel im Munde so unnatürliche Wort zu gebrauchen; gar nicht die Rede, denn ohne das eigensinnige Bete der Prinzessin stand ja der Heirath nichts im Wege. Aber der Wille des Vaters mußte geehrt werden und sie begnügte sich daher einfach, den Sohn an seine Pflichten gegen seine Eltern zu erinnern und dem Mädchen das Versprechen abzunehmen, ohne Einwilligung der Eltern an keine Verbindung mit ihnen zu denken.

Die beiden Liebenden haben sich von nun an weniger; doch die Trennung zweier Herzen, die für einander schlagen, ist ihnen nur eine neue Mahnung, das Gelöbniß der Treue um so fester zu bewahren. Auch konnte man sie, nach den einfachen Verhältnissen, in welchen sie lebten, nicht wohl ganz und gar von einander entfernt halten, und Sonntags nach der Messe kamen ihren regelmäßig zu der Nordenthür und wartete, bis Thüsine vorüber ging. Ein Blick, oder wenn die Gelegenheit günstig war, ein flüchtiger Händedruck und eine schnell gereichte Blume waren Alles, was sie wagen durften, aber dies Wenige genügte, um sie zu trösten und mit Hoffnung zu erfüllen.

Der alte Bertram mit dem Steifsinn, ein lustiger Kauz, der das Quartenbier im Schlosse ab, weil er auf der Jagd im Dienste des Grafen das Bein verloren hatte, lachte oft über die Beiden und sagte ungenirt und laut, daß es Jeder hören konnte: „die kriegen sich doch noch einmal, denn sie haben sich gar zu lieb, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. In der neuen Kirche werden sie getraut werden und ein schönes Paar abgeben, und auf dem Schlosse selbst wird die Hochzeit sein; denkt an mich, ich hab' es prophezeit!"

Der Pächter hatte nie direkt mit seinem Sohne über die „verdrießliche Sache," wie er sie nannte, gesprochen, bis an jenem Abend, dessen Scene wir bereits oben geschildert haben und die der Abreise Yvon's nach Paris mit dem Onkel vorherging.

VII.

Yvon an seinen Freund Carl in Rennes.

Erster Brief.

Paris, 10. Juni. *

Schon seit zehn Tage bin ich hier und komme erst heute dazu, Dir zu schreiben. Ich wollte aber absichtlich einige Zeit verstreichen lassen, um mich etwas an das neue Leben und an die tausend Eindrücke, die mich von allen Seiten bestürmen, zu gewöhnen. Auch heute bin ich noch nicht zur Ruhe gekommen, ich glaube, man kommt in Paris niemals dazu, erwarte deshalb keinen langen inhaltlichen Brief, mit einer detaillirten Schilderung der Weltstadt, viele werde ich Dir mündlich geben, wenn wir uns wiedersehen, was hoffentlich bald geschieht, denn soviel kann ich Dir jetzt schon sagen: lange in Paris bleiben möchte ich nicht und erst ganz leben, noch weniger.

Paris ist allerdings schön, wunderschön, und ich habe nun mit eigenen Augen alles das gesehen, worüber und die Reisenden-Feuilletons seit langen Jahren immer so viel erzählt haben: die neuen Boulevards, immer einer prächtiger als der andere, und die gar kein Ende nehmen, die Elysäischen Felder mit dem Triumphbogen, die reizenden Gärten und Squares mit Springbrunnen, Statuen und exotischen Gewächsen, die hohen Bäume und die breiten Quais, den berühmten Concertplatz mit dem Obelisken, den Tuilerienpark und das alte Königsschloß, wo jetzt der Kaiser wohnt. Dann das Menschengewühl in den Straßen, daß man kaum hindurch kann, die vielen Equipagen hin- und herrollenden Wagen und Cabriolets, und ein unaufhörliches Toben und Brausen, wenn man nur auf's Trottoir tritt, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht.

Mein Onkel hatte kürzlich einen Geschäftsfreund zu besuchen, der weit hinter der Barrière wohnt, im Faubourg, wo das Arsenal liegt; wir fuhren von unserem Gasthofe gut anderthalb Stunden und, trotz Dir, trat wirklich ganz das Gefühl der Regel leer. Nur an Sonntagen sind die Straßen, wenn in allen wird das Hochamt mit außerordentlicher Pracht gefeiert, aber die versammelte Menge macht nicht den Eindruck einer andächtigen; es ist ein unaufhörliches Kommen und Gehen, und die Toiletten der vornehmen Damen erinnern mehr an einen Ball als an den Gottesdienst.

In solchen Augenblicken denke ich dann an unsere kleine Dorfkirche, an den guten Pfarrer und an den alten Küster, der sich immer die letzte Altarkerze anzuzünden vergißt, und an unsere ländlichen Bauern mit ihren Kindern, die recht und schlecht auf den bloßen Boden niederknien — hier sind die Bestühle mit rothem Sammt überzogen und die Schweizer sehen in ihren goldgestickten Anzug aus wie Generäle. Schön ist es in den Pariser Kirchen, aber heim kann man nicht recht kommen.

Kann ich man jedoch heraus, so beginnt das wilde Leben von Neuem. In dem Restaurant, wo wir speisen, essen wenigstens drei, vierhundert Personen auf einmal und vor dem Geklapper der Teller, der Messer und Gabeln und dem Geschrei der Kellner kann man sein eigen Wort nicht hören. Ich bin immer froh, wenn wir fertig sind; dem Onkel hingegen scheint das Alles ausnehmend zu gefallen. Abends gehen wir in die Kaffeehäuser und dann in die Gartenconcerte der Elysäischen Felder, und vor Mitternacht kommen wir nie nach Hause. Aber nach diesen Begriffen ist das noch sehr früh. Auch im jardin mabille sind wir gewesen, dem Rendezvous der demi-monde, wo allabendlich getanzt wird. Du erinnerst Dich wohl der Bilder, die wir in Rennes davon haben und wo wir nie glauben wollten, daß es möglich wäre, so zu tanzen. Ich sage Dir, Carl, in der Wirklichkeit ist es noch viel schlimmer. Dabei sind sehr viele jene Tänzerinnen recht nur weiß geschminkt, mit schwarz gemalten Augenbrauen, daß man ihnen gern ins Gesicht schlagen möchte, wenn sie nicht gar zu witzlich wären. Die Männer sind um kein Haar besser, alle so steif und mager, daß sie wirklich Betrauen erregen. Die sollten nur einmal auf einen von unseren traditionellen Tanzplätzen kommen; da würden sie nach den ersten fünf Minuten umfallen, wie die Fliegen.

Eine von jenen sauberen Damen hängte sich plötzlich, ehe

ich mich dessen versah und ohne daß ich hindern konnte, an meinen Arm und bat mich, sie aufs Buffet zu führen, um ein Glas Eis zu essen. Sie unwillkommen mir auch das Ansinnen war, so wollte ich doch nicht für einen Wären passiren und führte sie hin. Aber schon unterwegs erzählte sie mir eine lange Geschichte, daß sie ihren Hauszins nicht bezahlen könne und daß sie einen Kaschmirshawl versetzt habe, der verfallen sei und den sie einlösen müsse, wenn sie ihn nicht verlieren wolle, und bat mich um fünf Louisd'or. Das empörte mich denn doch zu sehr; ich ließ sie stehen und machte mich davon. Da rief sie mir Schimpfnamen nach und holte ein paar Freundinnen, um ihnen den „Knickerigen Kleinstädter" zu zeigen, wie sie mich nannte.

Du lieber Gott! woran hat denn mein Onkel gedacht, als er sagte, ich solle nur mit ihm nach Paris gehen, das würde mich schon auf andere Gedanken bringen. Er lachte, als ich ihm mein Abenteuer erzählte und meinte, man müsse es so genau nicht nehmen; alle Pariser Weiber seien auch nicht so wie jene vom jardin mabille, und morgen wolle er mich der Familie Durant vorstellen, von der er mir beständig spricht, namentlich von der Tochter, die eine sehr gute Partie sei, nur schön und liebenswürdig ebenein.

Um ihn nicht böse zu machen, werde ich ihn begleiten, aber wenn es nach meinem Sinne ginge, so packten wir morgen wieder ein und reisten zurück; mein Herz ist ja doch nicht hier und wo es ist, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Du bist ja seit Jahren mein Vertrauter und weißt, daß ich nur ein Ziel auf dieser Welt habe: Thérine!

— — — — — — — —

Zweiter Brief.

Paris, am 16. Juni.

Bei den Durants bin ich nun auch gewesen, aber zum zweiten Male gehe ich nicht wieder hin, das habe ich dem guten Onkel rund heraus erklärt. Ich will gern zugeben, daß es anständige und respektable Leute sind, aber mir gefallen sie nicht und ich würde unglücklich sein, wenn ich mir ihnen leben müßte, oder wenn ich gar Fräulein Pauline .... doch ich schreibe den Gedanken nicht aus, denn ihn bloß zu denken, scheint mir schon eine Sünde gegen das gute, treue Kind, dem mein Herz gehört.

Der alte Durant, oder „Papa Durant," wie ihn alle nennen, ist ein Weißwaarenhändler in der Rue Saint-Denis, der in seinem Leben nicht hinter seinem Ladentisch und aus seiner Straße herausgekommen ist. Vierzig Jahre lang hat er Calicot und Shirting gemessen und abgeschnitten, seine Leute, seine Familie und sich selbst knapp und kümmerlich gehalten, um so viel Geld wie nur irgend möglich zusammenzuscharren; jetzt ist er ein reicher Mann geworden, der sein Geschäft aufgeben und eine hübsche Etage auf irgend einem neuen Boulevard beziehen will, um dort den Rentier zu spielen. Bevor will er aber seine Tochter verheirathen, und gut verheirathen, wie er sagt, denn er gibt ihr hunderttausend Franken baar mit, was er ebenfalls jedem erzählt, der es hören will. Die Tochter ist ein albernes, geziertes Ding, das ein Bischen Clavier spielt, ein Bischen zeichnet, ein Bischen malt (von allem ein Bischen und abends auf ihrem Zimmer die Romane von Sue und Dumas liest. Von der Küche und vom Haushalt versteht sie nichts, um so mehr aber von Toiletten und Moden. Eine solche Person würde mich ja unglücklich machen, und mein Onkel, der den alten Durant aus seiner Jugendzeit her kennt, mußte wirklich blind sein, um das nicht auf den ersten Blick einzusehen. Von der Mutter sage ich Dir lieber gar nichts. Sie ist älter als ihr Herr Gemahl, und putzt sich fast noch mehr als ihre Tochter. Sie trägt falsche Locken und einen ungeheueren Chignon und riecht beständig an einem kleinen Flacon, weil sie sich einbildet, schwache Nerven zu haben, obwohl sie für zwei ißt und trinkt. Bei Tische kam natürlich die Rede auf die Bretagne und ich sprach sofort von meinem Lieblingsthema, dem Meer. „Um Gotteswillen! hören Sie auf," rief mir Madame Durant zu, „schon wenn ich das Wort Meer aussprechen höre, meine ich die Seekrankheit zu bekommen; ich habe es nie begreifen können, daß es Menschen gibt, die sich auf das Wasser wagen." Dies alberne Geschwätz verleidete mir die Frau vollends, und beim Nachhausegehen sagte ich dem Onkel ungeniert meine Meinung. Im Grunde hat mich der Onkel recht lieb und ist ein verständiger, herzensguter Mann; „ich sehe schon Ihren," antwortete er, „daß Du nicht für Paris geschaffen bist; Du thust am besten, wieder in deine Bretagne zurückzukehren." Wann? rief ich seelenvergnügt, und wäre ihm fast um den Hals gefallen. „Wann zu willst," sagte er, „meinetwegen morgen oder übermorgen, mit meinen Geschäften bin ich ohnehin fertig."

Meine Freude kannst Du Dir denken.

— — — — — — — —

VIII.

Eilen wir unserem Freunde in sein schönes bretonisches Dorf voraus, um so mehr, weil dort unterdessen ein bedeutsames Ereigniß stattgefunden hat.

Eines Nachmittags fuhr ein leichter Reisewagen, in welchem ein einzelner Herr saß, in den Schloßhof und hielt vor den großen Perron. Der Herr stieg aus und gab seine Karte, auf deren Rückseite er noch vorher mit Bleistift ein paar Worte geschrieben, dem Diener, der sie zur Gräfin hinauftrug, um ihn anzumelden. Es war ein Mann in mittleren Jahren, elegant aber in Trauer gekleidet und auch auf seinem Gesicht lag der Ausdruck eines tiefen Schmerzes.

„Der Marquis de l'Etang," sagte die Gräfin erstaunt, indem sie die Karte betrachtete und auch die hinzugefügten Worte gelesen: bitte um eine kurze Unterredung unter vier Augen. „Führ' ihn herauf, Philippe, er soll mir sehr willkommen sein."

„Comtesse," begann der Marquis nach den ersten Begrüßungen, „Sie werden sich gewiß über meinen Besuch verwundern; ich selbst hätte nicht geglaubt, als ich vor einigen Jahren das Glück hatte, Sie in Paris zu sehen, daß ich mich einst so Ihnen gegenüber finden würde."

„Ich erinnere mich dessen sehr gut, Herr Marquis, es war in einer Soirée beim Senatspräsidenten; Sie führten damals Ihre junge schöne Frau in die Welt. Doch ich sehe," fügte sie leiser und zögernd hinzu, „Sie sind in Trauer" ....

„Meine Frau ist vor einigen Monaten am Nervenfieber gestorben," antwortete der Marquis, und fuhr mit der Hand über die Augen, „ein Engel, der in seine bessere Heimath zurückgekehrt ist. O Gott, ich hatte ein solches Weib nicht verdient!"

„Die Vorsehung geht ihre eigenen Wege," sagte die Gräfin theilnehmend, „welche Familie wäre wohl frei von Kummer und Leid; nur prüft der Himmel die Einen mehr, als die Andern."

„Mich hat er schrecklich geprüft, begann der Marquis nach einer Pause und ich fühle, daß mein Lebensglück auf immer dahin ist. Doch ich muß Ihnen den Grund meines unerwarteten Besuches erklären. Ich komme im Auftrage eines meiner besten Freunde der Ihnen seit Langem auf das Tiefste verpflichtet ist, freilich ohne es zu wissen. Er hat mich geschickt, seine langjährige Schuld abzutragen, so weit dies überhaupt möglich ist."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Marquis," unterbrach ihn die Gräfin, noch immer äußerst erstaunt.

„Sie werden mich sofort verstehen, wenn ich Ihnen mittheile, daß es sich um Thürine handelt, für die Sie so edelmüthig gesorgt haben."

„Thürine?" rief die Gräfin fast erschrocken, „Thürine?"

„Bitte, hören Sie mich an, Comtesse, ich werde mich kurz fassen. Mein Freund ist der Vater des Mädchens; er hat erst später das Elend und den Tod der unglücklichen Mutter erfahren. Bekommen Sie ihn nicht; er hat die Schuld seiner Jugend schwer gebüßt. Ein großer Schmerz mußte ihn treffen, um sein Herz der Reue zu öffnen. Er hat gleich mir seine junge Gattin verloren und steht allein und trostlos in der Welt. Da erst ist ihm der Gedanke gekommen, an dem Kinde gut zu machen, was er an der Mutter verbrochen. Die Spur seiner Tochter war leicht aufzufinden, denn daß sie in's Findelhaus gebracht war, wußten wir. Von der Oberin erfuhren wir darauf das Weitere: Ihre hochherzige Vermittlung Frau Gräfin und Ihr Versprechen, sich des armen Kindes anzunehmen. Thürine steht jetzt im achtzehnten Jahre und mein Freund wünscht ihre Zukunft zu sichern. Unter den Papieren die man Ihnen überliefert hat, ist auch ein Brief von ihm, der sich näher darüber ausspricht."

„Ich kenne ihn," erwiderte die Gräfin und trat an einen Sekretair, in welchem sie ein verborgenes Fach öffnete und jenes Paket hervorhelte, das ihr damals die Oberin bei Uebergabe des Kindes eingehändigt hatte. „Aber in diesem Briefe verpflichtet sich der Vater nur zu einer späteren Unterstützung, wenn die Personen, die sich seiner Tochter angenommen, eine solche reclamiren würden. Dies ist im vorliegenden Falle nicht nöthig, Herr Marquis, Thürine ist zufrieden und glücklich und auch ihre weitere Zukunft werde ich nicht vergessen." Diese letzten Worte sprach die Gräfin mit etwas strenger Stimme, denn sie dachte lebhaft an das traurige Ende der armen, verführten Mutter.

Es entstand eine peinliche Pause, während welcher die Gräfin noch den Brief in der Hand hielt. Sie blickte noch einmal hinein und sagte dann: „der Vater hat sich nur mit seinem Vornamen Gaston unterzeichnet und die Kenntniß seines Notars hinzugefügt, an den man sich zu wenden hätte, um weitere Schritte zu thun. Sie begreifen, daß ich dies Alles unberücksichtigt gelassen habe." Nach einer neuen Pause, bemerkte sie wie zufällig: „auch Ihr Vorname ist Gaston. Herr Marquis, wie ich auf Ihrer Karte lese." Dabei ließ sie ihren durchdringenden Blick auf dem räthselhaften Gaste ruhen.

Der Marquis answortete nicht, sondern wandte sich ab und hielt sein Taschentuch vor die Augen.

„Ich will das Geheimniß nicht weiter ergründen," begann die Gräfin von Neuem, „aber ich glaube ein Recht zu haben, über die Zukunft des Mädchens zu entscheiden. Sagen Sie Ihrem Gaston, Herr Marquis, sie betonte den Namen in auffallender Weise daß ich dies Recht an dem Sterbebette der Mutter erworben habe. Ich tröstete die Unglückliche in ihrer letzten Stunde und entzog sie darnach der wilden Verzweiflung, die sich ihrer bemächtigt hatte. Sie starb mit Gott versöhnt, sie verzieh ihrem Verführer und bekete für ihn und für ihr Kind . . . ."

Der Marquis war hastig aufgestanden und an's Fenster getreten; er konnte sich nicht länger beherrschen, sondern weinte und schluchzte laut.

Nach einigen Minuten trat er gefaßter zur Gräfin und ergriff ihre Hand: „Sie sind eine edle Frau," sagte er, „und das Schicksal des Mädchens kann in keinen besseren Händen sein. Bestimmen Sie daßselbe, wie Sie es für gut halten."

„Ich habe der Mutter versprochen, Thürine nie von mir zu geben und sie namentlich nie nach Paris zu lassen. Sie ist einfach und anspruchslos erzogen, auch hat ein rechtschaffener junger Mann bereits um sie angehalten, dessen Eltern nur ihre Einwilligung verweigern, weil sie eine glänzendere Partie für ihren Sohn in Aussicht haben."

„Aber Thürine ist von heute an nicht mehr mittellos," sagte der Marquis und zog aus seinem Portefeuille ein voluminöses Couvert hervor, das er der Gräfin überreichte; es ist eine Rentenverschreibung von 4000 Franken, es mag ihre Aussteuer sein, wenn wirklich der junge Mann, von dem Sie sprachen, es ernstlich meint, und wenn Thürine selbst ihre Zustimmung gibt."

„Die hat sie im Stillen längst gegeben," erwiderte die Gräfin lächelnd, „sie wagt nur nicht, an ein solches Glück zu glauben." Bei diesen Worten war sie aufgestanden und hatte das Nebenzimmer geöffnet: Thürine erschien auf der Schwelle. Sie blieb verwundert stehen, als sie den Marquis erblickte, der sich aufrichtete, ihr entgegenging und ihre Hand ergriff. Nun trat sie vollends scheu zurück, aber die Gräfin sagte in gütigem Tone: „Komme nur herein, Thürine, und fürchte dich nicht, der Herr kommt aus Paris und bringt dir Grüße von deinem Vater."

„Von meinem Vater?" wiederholte das Mädchen erstaunt und trat näher und ließ auch dem Marquis fergeles ihre Hand; „von meinem Vater? Ich glaubte, mein Vater wäre tott wie meine Mutter?" Dabei warf sie einen fragenden Blick auf die Gräfin.

„Kind," answortete diese, „ich habe dir oft von deiner seligen Mutter erzählt; auch deinen Vater hielt man für tott, weil er fortgerissen war über's Meer und seit Jahren keine Nachricht von sich gegeben hatte: jetzt ist er plötzlich zurückgekehrt."

„Und warum ist er nicht selbst gekommen?" fragte Thürine, und ihre schönen, reinen Augen richteten sich abwechselnd auf die Gräfin und auf den Marquis. Da hielt sich dieser nicht länger, denn die Stimme der Natur sprach zu laut, er zog das Mädchen — seine Tochter! — an sein Herz und bedeckte ihre Stirn und ihre Wangen mit Küssen und Thränen. Sie litt es still, denn auch sie vernahm wohl in ihrem Innern den Klang derselben Stimme, unbewußt aber unwiderstehlich.

„Du wirst ihn später sehen," sagte die Gräfin gerührt,

„dieser Herr bringt dir heute seine Grüße und ein reiches Geschenk von ihm."

„Aber ich darf doch bei Ihnen bleiben?" fragte das Mädchen und schmiegte sich, was sie sonst nie gewagt hätte, dicht an ihre Herrin.

„Gewiß," entgegnete diese, „wenn nicht anderes Yvon dich eines Tages wird entführen." Dann begleitete sie das Mädchen in das Nebenzimmer zurück.

Der Marquis stand wieder am Fenster und meinte: „O," rief er, „ich habe mein Glück verscherzt und wage nicht einmal, mich offen als Vater meines Kindes zu bekennen!"

„Der Anfang ist gemacht, Herr Marquis," sagte die Gräfin in mildem Tone, „lassen wir die Zeit wirken, sie heilt, ja alle Wunden."

. . . . Eine Stunde später fuhr der Reisewagen wieder durch die lange Schloßallee zum Ehrenthore hinaus, langsam, wie wenn es ihm schwer würde, sich zu entfernen; und noch an demselben Abend ließ die Gräfin den Pfarrer um einen Besuch bitten.

IX.

Der Pächter war seit einigen Tagen sehr unruhig und augenscheinlich zerstreut, denn es gingen ihm allerlei Gedanken im Kopf herum. Auch war er auf einmal unzufrieden, daß Yvon so lange in Paris blieb, wo er im Grunde nichts verloren hatte, wie er sagte, wobei er nicht bedachte, daß er damals bei der Abreise dem Onkel eingeschärft, den Sohn erst dann zurückzubringen, wenn er anderen Sinnes geworden sei. „Ich fürchte, wir bleiben alsdann sehr lange," hatte der Onkel gesagt: „gleichviel," war die Antwort gewesen, „wenn er sich nur endlich die Thörine aus dem Kopf schlägt."

Nun war aber der Pächter selbst plötzlich anderen Sinnes geworden und er selbst konnte sich das Mädchen nicht aus dem Kopfe schlagen; denn der Pfarrer hatte ihm kürzlich einen Besuch gemacht und ihm ganz absonderliche Dinge erzählt. Auch durch die alte Helene, der natürlich Thörine alles vertraut hatte, war mancherlei bekannt geworden und das Geheimniß ging unter dem Siegel der Verschwiegenheit von Mund zu Mund. Man sprach von einem fremden Herrn, der auf einmal im Schlosse erschienen sei und von Papieren, die er Thörine geschenkt habe, wodurch sie nun reich geworden sei, wie Jemand, der das große Loos gewonnen. Auch Freier meldeten sich bereits, aber im Stillen und von fern, denn die meisten wußten, daß Yvon der eigentliche Prätendent war. All dies kam dem Pächter zu Ohren und beschäftigte ihn, wie gesagt, sehr.

„Wenn ich nur den einfältigen Brief nicht geschrieben hätte," sagte er zu seiner Frau, „aber wer konnte auch so etwas ahnen!"

Zwei Worte über diesen Brief, den wir dem Leser nicht vorenthalten dürfen.

Der Pächter hatte sich einen kleinen Kunstgriff ausgedacht, um den Sohn für seine Pläne günstiger zu stimmen, denn die reiche Französin wollte ihm nicht aus dem Sinn und er hoffte noch immer, sie vereinst seine Schwiegertochter zu nennen. Er hatte deshalb an Yvon geschrieben, daß er ihm endlich eine Mittheilung machen müsse, die er bis dahin stets zurückgehalten. Sein Vermögen sei nämlich keineswegs so bedeutend, wie man allgemein glaube; in den letzten Jahren habe er sogar mehrere beträchtliche Verluste gehabt, die er nur vor Jedem zu verheimlichen gewußt, deshalb wünsche er auch für seine eigene Finanzen die Verbindung der Französin mit Yvon, dem es also einem guten Sohne doch gewiß nicht gleichgültig sein könne, die Eltern, die so viel für ihn gethan hätten, auf ihre alten Tage in beschränkten Verhältnissen, eher wohl gar in Noth zu wissen.

Der Pächter hatte ganz richtig calculirt: was bei dem Sohn der väterliche Befehl, der nur eine Caprice zu sein schien, nicht vermochte, das erreichte die Bitte, vorzüglich wenn sie so ernsthaft motivirt und so direkt an sein kindliches Gefühl gerichtet war. Yvon, wenn er sich auch noch nicht entschließen konnte, die Mülleresdocter zu heirathen, sah doch mehr und mehr ein, daß er an eine Verbindung mit Thörine nicht denken durfte und kam deshalb traurig und niedergeschlagen wieder bei den Seinigen an. Von dem überraschenden Wechsel der Lage wußte er nichts.

„Da bring' ich den Tänzer zurück," sagte der Onkel, der ebenfalls von nichts wußte, „er ist unverbesserlich, denn selbst ein schönes, reiches Pariser Fräulein, das ich ihm ausgesucht hatte, will er nicht, und er hat solches Heimweh bekommen, daß er nicht länger in Paris geblieben wäre, auch wenn ihn der Kaiser zu Tische gebeten hätte."

Die Mutter küßte ihren Liebling, der sich vergebens bemühte, ein heiteres Gesicht zu machen. Sie hätte ihm gern schnell ein paar Worte über das große Ereigniß im Schlosse zugeflüstert, aber sie wagte es nicht in Gegenwart des Vaters.

„Die ganze Reise nach Paris war eine verfehlte Geschichte," sagte der Pächter, nachdem er seinen Sohn umarmt hatte, „Yvon hätte besser gethan, ruhig bei uns zu bleiben, so wären wir vielleicht jetzt schon im Reinen."

„Ich verstehe dich nicht, Schwager," entgegnete der Onkel erstaunt, „du warst ja gerade der Erste, der auf den Gedanken kam, mir den Burschen mitzugeben."

„Das wohl," antwortete der Pächter nicht ohne Verlegenheit, denn er war eben kein Diplomat und wußte nicht recht, wie er es anfangen sollte, seine plötzliche Sinnesänderung zu bemänteln, „das wohl, aber es können manchmal im Leben unvorhergesehene Fälle eintreten, wo es besser ist, wenn die Kinder zu Hause bleiben."

„Jacob! Jacob!" rief der Onkel, „was redest du da für Zeug? Totschlagen lasse ich mich, wenn ich eine Silbe davon verstehe."

„Ich verstehe es vielleicht besser," sagte Yvon mit bewegter Stimme, denn er dachte an den Brief; „o Vater, es wird mir schwer, auf mein ganzes Lebensglück zu verzichten, aber wenn es wahr ist, was du mir geschrieben hast, ... ehe ich euch in Noth sehe, so hoffe ich, wird mir Gott schon die Kraft geben" . . . . . er konnte vor Schluchzen nicht vollenden.

Dies brachte den Pächter vollends aus dem Concept, doch nun hielt sich auch die Mutter nicht länger, und in der stolzen Freude über das gute, vortreffliche Herz ihres Sohnes, das sich hier so schön bewährte, rief sie aus: „So ist es ja nicht, Yvon, der Vater hat dich nur prüfen wollen; du weißt nur nicht, was hier während deiner Abwesenheit passirt ist; die

Thürine ist auf einmal ein reiches Mädchen geworden; ein Graf oder Marquis ist aus Paris gekommen und hat ihr ein Vermögen gebracht, so viel, daß sie ein Landgut kaufen kann, und der Herr Pfarrer hat uns schon gesagt, daß die Frau Gräfin gern eure Heirath will und wir wollen es auch gern, dein Vater und ich. Sprich Alter, ist es nicht so?"

„Frau," antwortete der Pächter, „du hast mir einen Stein vom Herzen genommen, ich hätte dich nur gleich sollen reden lassen; ja Yvon es ist so, wie die Mutter sagt, und ich gebe euch meinen Segen, du bist ein guter Sohn."

„Wird hier Komödie gespielt?" rief der Onkel, „oder habt ihr alle den Verstand verloren? vorschlagen lasse ich mich" . . . . er wollte seinen obige Phrase wiederholen. Aber der Pächter ging auf ihn zu, ergriff seinen Arm und zog ihn an das Fenster, um ihm die ganze seltsame Geschichte zu erzählen.

Yvon stand unterdessen mitten im Zimmer, wie Einer, der aus einem schweren Traum erwacht; dieser plötzliche Uebergang von der Trauer zur Freude überwältigte ihn dergestalt, daß er seiner Mutter weinend um den Hals fiel und kein Wort hervorbringen konnte. Sie streichelte ihn liebreich und wischte ihm mit ihrem Tuche die Thränen von den Wangen. Endlich sagte er leise: „Ist es wirklich wahr, Mutter, wirklich wahr? ich kann es nicht glauben."

Die beiden Männer waren zu ihnen getreten und der Onkel rief mit vergnügter Stimme: „Glaube es nur, Yvon, denn es ist wahr, und wir wollen noch diesen Abend aufs Schloß gehen und Thürine selbst fragen, das wird am besten sein."

Der Sohn lächelte durch seine Thränen, doch plötzlich wurde er ernsthaft und sagte: „Aber wird die Thürine jetzt wollen, wo sie so reich geworden ist und wo sie weiß, daß der Vater früher" . . . .

„Albernheiten!" unterbrach ihn der Onkel, „die Mädchen wollen immer, wenn sie verliebt sind; ich wette darauf, daß sie schon weiß, daß du zurück bist und daß sie dich erwartet."

„Yvon, Yvon!" sagte der Pächter, als er sah, daß sein Sohn noch immer zögerte, „ich muß dich wohl noch bitten, um sie anzuhalten."

„Thu' das nicht, Schwager," rief der Onkel, „oder wir lachen dich aus. Weißt du nicht, daß du damals sagtest, als du ihn die Predigt hieltest, daß du" . . . . Doch der Pächter legte ihm die Hand auf den Mund und ließ ihn nicht ausreden. Yvon umarmte noch einmal seine Eltern und folgte dann, wenn auch nicht ohne Widerstreben, dem Onkel, der ihn mit sich fortzog.

Sie schlugen einen Seitenweg links vom Schlosse ein um auf die kleine Anhöhe zu gelangen, wo die Kapelle lag; „ich habe so eine Ahnung, sagte der Onkel, „daß wir die Prinzessin da oben finden werden, es ist kurz vor dem Angelusläuten und für den morgenden Sonntag hat sie ohnedies allerlei in der Kapelle zu thun."

Nur so war es auch. Kaum waren die Beiden oben angelangt, als sie von der Gartenseite das Mädchen heraufkommen sahen, mit einem großen Blumenstrauß in der Hand, den sie, wie gewöhnlich, für die Altarvasen gepflückt hatte.

„Yvon!" rief sie erschrocken, als sie den Geliebten erblickte, den sie noch in Paris glaubte und hätte beinahe den Strauß fallen lassen; „Thürine!" rief er entzückt, und eilte ihr entgegen, aber sie schienen sich gegenseitig zu besinnen und wagten nicht, sich zu umarmen.

„Umarmt euch nur, Kinder," sagte der Onkel, „und habt euch nur lieb; das Leid ist jetzt vorbei und morgen bestelle ich das Aufgebot."

„Thürine," begann der Jüngling schüchtern, „meine Eltern haben mir erzählt, was dir für ein Glück während meiner Abwesenheit zu Theil geworden; jetzt bist du ein reiches Mädchen, das gewiß einen besseren Freier finden wird als mich; ach ich weiß ja kaum, ob ich dich noch mit zu anreden darf."

„Yvon, wie kannst du so reden!" entgegnete Thürine und ihre Wangen überflog ein lebhaftes Roth; wie sie so dastand, war sie wirklich schön zu nennen, in jungfräulichem Liebreiz, der ihre Gestalt wie eine Glorie umgab) „sieh mich doch nur an; ich trage ja noch dieselben Kleider und bin noch dieselbe, wie an jenem Abend, wo wir von einander Abschied nahmen. Wenn ich aber reich bin," fuhr sie mit erhöhter Stimme fort und ihre Augen leuchteten mit dem Ausdruck der innigsten, treuesten Liebe, „so bin ich froh, daß ich es dir vergelten kann, denn du hast mir dein Herz geschenkt, als ich arm war, und ich habe immer nur dich geliebt, nur dich allein in der ganzen Welt!"

„Das heiß ich hübsch gesprochen!" rief der Onkel und schob den Neffen mit einem gelinden Puff vorwärts, indem er ihm zuraunte: „Gib ihr doch einen herzhaften Kuß; der Taufent, ich soll' es nur sein!" . . . . aber in demselben Moment zog er ehrerbietig seinen Hut ab, denn die Gräfin, die sich, in Begleitung des Pfarrers, ebenfalls zum Abendgebet begeben wollte, war unbemerkt herangekommen und stand beinahe dicht hinter dem Paare.

Jetzt änderte sich die Scene, aber nur, um einen schönen, erhebenten Schluß zu erhalten.

„Ihr braucht euch nicht zu schämen, Kinder," sagte die Gräfin freundlich zu Yvon und zu Thürine, die beide bestürzt zurücktraten und vor Verlegenheit nicht aufzublicken wagten; „wir wissen längst um eure Liebe, und das Schicksal meint es gut mit euch, denn es vereinigt euch, um euch glücklich zu machen."

Sie waren unterdessen sämmtlich bis zur nahen Kapelle gegangen, deren Thüren offen standen, weil sich bereits nach der Sitte des Hauses die Dienerschaft und das übrige Gesinde dort versammelt hatte. Die Strahlen der untergehenden Sonne fielen durch die bunten Scheiben des kleinen Gotteshauses und warfen rothe Funken auf die Goldverzierungen des Altars, und die paushackigen Engel zu beiden Seiten des Tabernakels schienen fast zu lächeln, so glänzten sie.

Der Pfarrer zog den Bräutigam und die Braut, denn das waren sie nun, bis dicht vor den Eingang, deutete mit der Rechten auf das schimmernde Crucifix und sagte dann mit feierlichem Ernst: „Yvon und Thürine, gelobt hier, euch immer so zu lieben wie heute und euch treu zu bleiben für das ganze Leben in Freud' und Leid, so wird der Allmächtige euern Bund segnen." Dann machte er über sie das Zeichen des heiligen Kreuzes.

In demselben Augenblicke ertönte das Gebetläuten, ... die frommen Klänge wehten hinaus durch die stille Luft, über die blühende Landschaft und über das dämmernde Meer.

* * *

X.

Es war wieder zahlreiche Gesellschaft auf dem gräflichen Schlosse und eine noch glänzendere, als diejenige, welche wir zu Anfang unserer Erzählung schilderten. Diesmal war der Bischof selbst gekommen und der Präfekt begleiteten, denn wenn es damals das Fest der Kranzfeier galt, so galt es jetzt das noch bedeutendere der Glockenweihe und nur die so vollendeten Thurmes.

Und noch ein drittes Fest kam hinzu, das für die Dorfbewohner eigentlich das bedeutendste war: die Hochzeit Yvon's mit Thérèse, deren Trauung zugleich die erste in der neuen Kirche sein sollte. Ueberdies war es ein Sonntag, man kann sich also leicht vorstellen, welch eine Menschenmenge von allen Seiten zusammengeströmt war.

Während des Hochamts, das der Bischof celebrirte, war die Zahl der Andächtigen und als wahrheitsgetreuer Berichterstatter müssen wir hinzufügen: der Neugierigen so groß, daß Viele draußen auf dem freien Platze vor der Kirche bleiben mußten, wo sie betäubten Glocken auf starken Gerüsten ruhten und auf den Segensspruch warteten, um abreisen zu können.

Aber die Hauptperson war doch trotz Bischof und Präfekt, trotz Glocken und allem Uebrigen, die Braut, die mit dem Bräutigam nicht vor dem Altar stahl und das vorgeschriebene Ja vor Rührung kaum aussprechen konnte. Dem guten Yvon ging es nicht besser; der Onkel dagegen, der ihm als Trauzeuge diente und seine alte Wachtmeisteruniform mit dem Ehrenlegionskreuze angezogen hatte, machte ein so überwergnügtes Gesicht, daß sich daselbe kaum mit der Heiligkeit des Ortes vertragen wollte. Der Bischof vollzog in Person die Trauung, eine Ehre, die allerdings auf Rechnung der gräflichen Familie zu schreiben war; aber der hochwürdigste Herr hielt eine so innige Anrede an das junge Paar, sprach ihnen so einfach und herzlich von ihren Pflichten und von ihrer Dankbarkeit gegen die Vorsehung, daß nicht wenig Augen naß wurden.

Als die Feierlichkeit beendet war die Ceremonie der Glockenweihe sollte nachmittags während der Vesper stattfinden drängte sich Alles an den Ausgang, um das Paar noch einmal zu sehen, und als sie vorübergingen, dicht hinter dem Bischof und dem Präfekten und von der gräflichen Familie und den zahlreichen Schloßgästen gefolgt, zu denen auch der Pächter mit seiner Frau gehörte, ließ sich mehr als eine Stimme vernehmen: „O die schöne Braut!“ Sie trug ein schlichtes weißes Kleid mit einem blauen Gürtel, und um den Hals, ebenfalls an einem blauen Bande, ein goldenes Kreuz, das ihr die Gräfin am Morgen geschenkt hatte; aber der schönste Schmuck war der Kranz von Orangenblüthen (der Brautkranz nach französischer Sitte), der in dem dunkeln Haar, dessen breite Flechten ihr weit über den Nacken hinabfielen, wie eine Krone leuchtete und den ihr die jungen Damen im Schlosse selbst geflochten und aufgesetzt hatten. Yvon trug die bretonische Tracht, aber die vornehme schwarze von seinem Tuch, die weite Kniehose mit den Zwickeistrümpfen und den blitzenden Schnallenschuhen, die offene Weste mit der doppelten silbernen Knopfreihe und die leinwandartige Jacke, nur alle Nähte des Anzugs mit buntfarbigen Stickereien geschmückt, als ob er unter einem Regenbogen hindurchgegangen wäre, wie sich der Onkel ausdrückte.

Bei Tafel erhielten die Neuvermählten den Ehrenplatz: Yvon mit seinem Vater neben der Gräfin, Thérèse mit der Pächterin neben dem Grafen, und obenan, vor dem silbernen, und blumengefüllten Aufsatz, der Bischof, der Präfekt und der Pfarrer und dann in langen Reihen die übrigen Herren und Damen.

Ich setze mich mehr nach unten zu dem Onkel, der ein niedliches Fräulein zu Tische geführt hatte, recht und schlecht, wie jener andere Cicerone, und der nun seiner Nachbarin allerlei erzählte, von seinen Reisen, vom italienischen Feldzug und auch von Paris, welches sie noch nicht kannte. Das Fräulein lachte unaufhörlich und schien sich vortrefflich zu amüsiren. Wir trank' er alle fünf Minuten zu und flüsterte mir in's Ohr: „Welch ein nobles Haus, welch ein Reichthum und welche Leutseligkeit! Den Château-Lafitte empfehle ich Ihnen, der Kaiser kann keinen besseren trinken. Aber sehen Sie nur die Bräutleute an, sie sind stumm und verlegen und essen und trinken nicht; ist denn wirklich der Ehestand eine so traurige Sache?“ Diese letzten Worte waren mehr an seine Dame gerichtet, mit der er hierdurch auf ihre eigene vereinstige fröhliche Hochzeit anspielte.

Nun knallten die Champagnerflaschen, und mehr als ein Kelchglas wurde in der Hast zu voll geschenkt, daß es überschäumte; die Diener, in großer Livrée, mit rothen Plüschhosen und dreieckigen Hüten mit Silbertressen, hatten jeder einen Blumenstrauß vor der Brust, und mancher von ihnen mochte wohl beim Auf- und Abtragen der Speisen ein heimliches Schlückchen gewagt haben, denn sie scherzten und lachten unter einander, aber sie hatten auch viel zu thun und es war sehr warm. In der ehrlichen, natürlichen Bretagne ist dergleichen scheu erlaubt und man drückt an solchen Tagen gern ein Auge zu.

Unten auf dem Rasenplatze vor dem Schlosse stand ebenfalls eine lange Tafel von wenigstens hundert Gedecken und die Bänke zu beiden Seiten waren nicht besetzt, denn nach bretonischer Sitte ist zu einer Hochzeit immer alle Welt geladen. Auch der Dudelsack ließ sich bereits vernehmen und Baßgeigen und Flöten: ein ganzes Orchester.

Später, nach aufgehobener Tafel, begab sich die Schloßgesellschaft hinab und die schmucken Burschen des Dorfes näherten sich dreist den eleganten Fräulein und baten sie um einen Tanz auf den Abend, was diese auch vergnügt zusagten.

Der alte Bertram mit dem Stelzfuß hatte sich ebenfalls eingefunden; er hielt ein Glas Cidre in der Hand und wackelte stärker als gewöhnlich. „Hab' ich es nicht prophezeiht“, rief er, „hab' ich es nicht prophezeiht, daß sie ein Paar würden?“

Thérèse stand mitten unter ihnen und wurde namentlich von den Frauen und Mädchen umringt, die sie mit Fragen und Complimenten bestürmten. Das schöne Kind antwortete mit verschämtem Lächeln, aber sie freute sich doch sehr über die allgemeine Theilnahme und Liebe.

Da endlich glückte es mir, sie zu erwischen. „Madame Yvon,“ sagte ich scherzend und bot ihr den Arm, „ich bin Ihnen noch meinen Glückwunsch schuldig.“

„Den nehme ich aber nur an,“ entgegnete sie, „wenn Sie mich wie sonst Thérèse und nicht Sie nennen, oder ich würde glauben, Sie wollten sich über mich lustig machen.“

„Das nicht, das nicht!“ rief ich, „aber um so besser; also

Thüringe und du.“ Und ich führte sie unter die große Linde, von wo man die herrliche Aussicht auf das Meer hat.

„Erinnerst du dich noch, Thüringe,“ sagte ich ihr dann, „wie ich dich damals bei der Kranzfeier so allein und traurig im Park fand und dich tröstete und dir versicherte, es würde noch Alles gut werden? Jetzt ist sogar Alles viel schöner geworden, als wir gedacht, und nun kann ich auch deine Geschichte der Welt erzählen, schon weil sie einen so hübschen Schluß bekommen hat. Aber die zwei Goldstücke für den Marienaltar brauche ich dir wohl nicht mehr zu geben, wie ich dir damals versprach, denn du bist ja jetzt viel reicher als ich.“

„Ach, lassen Sie doch den Reichthum! aber ich habe schon meinen Mann (‚Ihren‘“ sagte sie schnell, als wollte sie sich verbessern und ich lachte) gebeten, eine schöne Madonnenstatue zu kaufen, um sie der Kirche zu schenken, so schön wie sie nur zu finden ist. Das dürfen Sie in Ihrem Buche nicht vergessen.“

„Gewiß nicht,“ erwiderte ich, „und ich werde sogar hinzufügen, daß ich dich an deinem Hochzeitstage umarmt und dir versichert habe, du seiest die schönste Braut, die ich je gesehen.“ Und bei diesen Worten küßte ich sie herzlich.

Der Kuß war übrigens nicht gefährlich, lieber Leser, denn der Herr Gemahl, der seiner Gattin nachgegangen war, stand neben uns und ich umarmte ihn gleichfalls. —

Lebt wohl, ihr guten Menschen und lebt so glücklich, wie ihr es verdient. Ich muß zurück in das Getümmel und fröhlich glänzende, aber so kalte Paris, das dem Gemüth so wenig bietet und das ich gern mit eurem reinen Himmel vertauschte, wenn ich nur könnte. Dieser Himmel spiegelt sich wieder in euren frommen, treuen Herzen; und wenn ich abends nach Westen schaue, so stellen die leuchtenden Wolken, die über eurer Heimath stehen, mir euer freundliches Bild vor die Seele führen.

. . . . Du meine Rose! du mein Stern! . . . .

Druck von C. Grumbach in Berlin.

Deutsches Künstler-Album.

IV.

Druck & Verlag v. Breidenbach & Co.
Düsseldorf.

Deutsches

Künstler-Album.

Deutsches

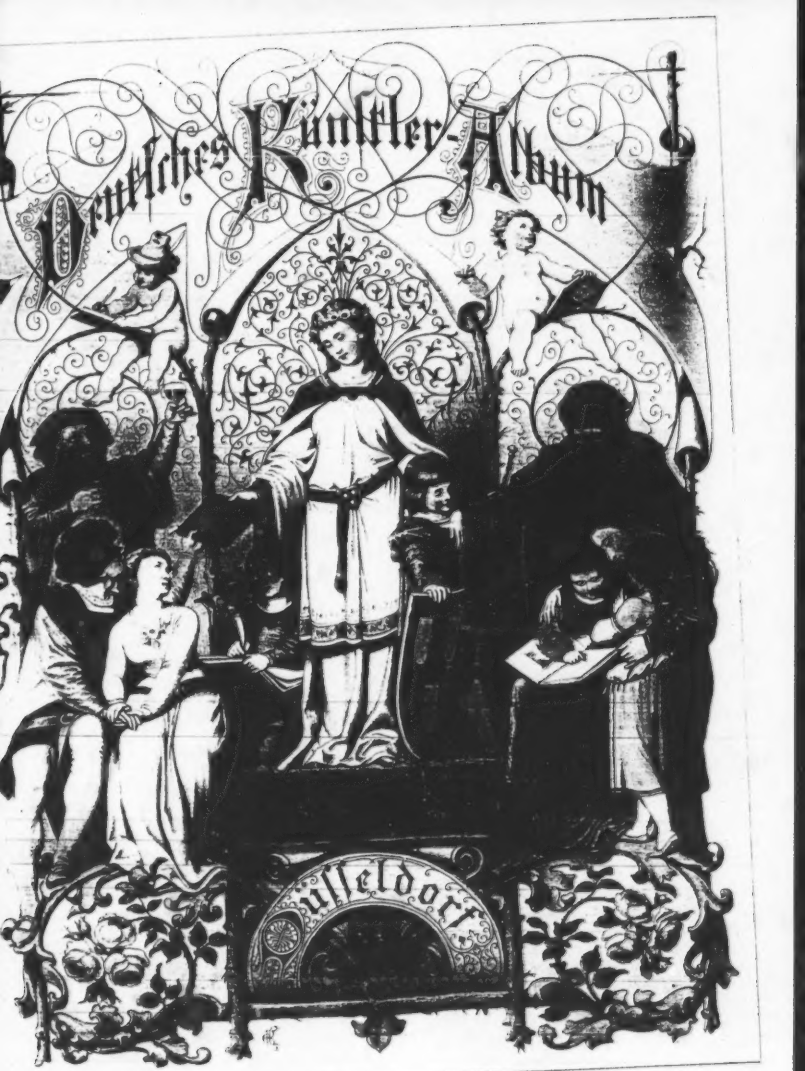
Künstler-Album.

Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter.

IV.

Düsseldorf 1871.

Verlag von Breidenbach & Comp.


Deutsches Künstler-Album
Düsseldorf

Deutschland.

Eine Vision im Juli 1870.

Und wieder stehst du, deutsches Volk, in Waffen
Und ziehst begeistert aus zum heil'gen Krieg,
Gewaltsam dir erregt vom wälschen Affen.

Ob auch bis jetzt der Schlachtendonner schwieg,
Und keine Wunden noch die Feinde brennen:
Doch ist errungen schon der höchste Sieg.

Der schönste Sieg! Wer möcht' ihn anders nennen?
Die Schranken stürzten ein mit Einem Schlag:
Ganz stehst du da und lernst dich ganz erkennen.

So wird gesühnt jahrhundertlange Schmach;
Durch schlimme Spaltung hielt man dich gebunden,
An der gesplittert deine Kraft sich brach.

Wie oft dein Blut auch strömt' aus tausend Wunden:
Du rangst umsonst, unmächtig und zerstückt;
Doch wirst du jetzt nur herrlicher gesunden.

Von schweren Sorgen um dein Loos bedrückt
Wacht' ich die Nächte durch in ernstem Sinnen:
Da ward mein Geist in künft'ge Zeit entrückt.

Ich sah das Dunkel ringsumher zerrinnen;
Ein Wogen war, wie wenn im Tagesgraun
Sich Alles drängt, Gestaltung zu gewinnen.

Und vor mir stand, gar herrlich anzuschaun,
Ein hehres Wesen, ganz von Licht umgossen;
Kaum mocht' ich selbst dem eignen Auge traun.

Weiß sein Gewand. Die blonden Locken flossen
Auf Brust und Schultern nieder reich und dicht;
Ein Purpurgürtel hielt die Brust umschlossen.

Von kühner Stirne strahlt' es her so licht,
Wie blankes Erz, vom Sonnenstrahl getroffen,
Und ernste Hoheit thront' im Angesicht.

Doch von dem Auge, spiegelklar und offen,
Ausging ein Leuchten sanft und friedensmild,
So stillverklärt wie ein erfülltes Hoffen.

Hoch die Gestalt; ein unerreichtes Bild
Von Manneschönheit, die auf Kraft gegründet
Stets jugendfrisch aus ew'gem Borne quillt.

Und wie mein Blick sich an der Schau entzündet,
Da wird's in meiner Seele licht und klar,
Daß ich verstand, was die Erscheinung kündet.

Denn nicht vernahm's mein irdisch Ohr; es war
Kein tönend Wort gleich dem aus Menschenmunde;
Doch tief im Innern hallt' es wunderbar.

Was so enthüllt mir ward — o sel'ge Kunde!
Du helles Bild von naher Herrlichkeit,
Drob mir das Herz erbebt' im tiefsten Grunde!

Mein deutsches Volk, im Sturme naht die Zeit,
Wo deine hohe Sendung sich vollendet,
Für die der Herr der Völker dich geweiht.

Die lange Nacht der Büßung hat geendet,
Dir auferlegt für einst'ge schwere Schuld,
Und Strafe wird zum Segen jetzt gewendet.

Denn weil du trugst in Schweigen und Geduld
Die herbe Prüfung, über dich gebreitet,
So stiegst du höher stets in Gottes Huld.

Erkenn' es ganz, wie mild er dich geleitet
Und liebevoll in tiefster Schmach sogar
Zu deiner künft'gen Größe vorbereitet.

Denn als du niederlagst, der Ehre bar,
Uneins in dir, verheert von rohen Horden,
Und selbst dein Name schier verschollen war;

Als deine Flur der Tummelplatz geworden
Manch fremden Volks, das dich zur Frohne zwang
Und gen dich selber trieb in Haß und Morden;

Als nahe schien dein voller Untergang,
Und nirgenshöher, das Mißgeschick zu enden,
Ein tröstend Licht zu dir herüberdrang:

Da mußtest du den Blick nach innen wenden
Und Einkehr halten in des Geistes Schacht,
Dich in dir selbst stets höher zu vollenden.

So reiftest du zu einer geist'gen Macht
Im Zeitenlauf, und alle Völker lernten
Und nutzten aus, was du für sie erdacht.

Dein Forscherblick drang ruhlos nach entfernten
Gestaden, wo nur menschlich Wesen strebt,
Und überall gewannst du reiche Ernten.

Und wie du Alles deinem Geist verwebt,
So hast du aller Menschenbildung Stufen
In deiner eig'nen Seele durchgelebt.

Zum geist'gen Herrscheramt seitdem berufen,
Prägst du dem Bildungsgang der heut'gen Welt
Die Richtung auf, die deine Denker schufen.

Nun hat dir Gott ein weit'res Ziel gestellt;
Drum rief er dich gewaltsam zu den Waffen,
Daß deinem Geist sich äuß're Macht gesellt.

Du sollst auf's Neu dein Vaterland dir schaffen,
Und jener Frevler ward dazu ersehn,
Daß er dich zwang, dich einig aufzuraffen.

In heißem Kampfe sollst du den bestehn,
Der lang' Europa hielt in Furcht und Schrecken,
Und Riesenglaubtes wird durch dich geschehn.

Du wirst an ihm des Herrn Gericht vollstrecken,
Ihn ganz entblößen von der Größe Schein
Und froherstaunt, was du vermagst, entdecken.

Wohl wird der Sieg ein schwererkaufter sein;
Erst muß dein Blut in vollen Strömen fließen,
Und schmerzlich Opfer sich an Opfer reihn.

Doch wird daraus kostbare Frucht entsprießen
Und über deine Gränzen weit und breit
Auf Nachbarvölker ihre Fülle ergießen.

Du halte fest an deiner Einigkeit!
So bleibst du stark. Dann wird die Stunde schlagen,
Die endlich dich vom letzten Druck befreit.

Ein großes, freies Volk — so wirst du ragen
Ob allen Völkern hoch, titanenhaft,
Ein herrlich Reich, wie in der Vorzeit Tagen.

Du wirst, gestützet durch die Wissenschaft,
Im Rath der Völker die Entscheidung geben,
Und vollen Nachdruck leiht ihr deine Kraft.

Kein Frevler wird fortan den Schild erheben,
Ein sichrer Frieden blühn in reichstem Flor,
Der ganz Europa weckt zu neuem Leben. —

So führe denn die neue Zeit empor,
Heil und Gedeihn Jahrhunderten zu spenden.
O laß nicht ab! Der Gott, der dich erkor
Zum hohen Werk, er hilft es auch vollenden.

Max Schaffrath.

Beim deutschen Kriegsbeginn.

(Juli 1870.)

Wenn laut auf allen Straßen
Beim hellen Waffenschein
Die Kriegstrompeten blasen
Zum heil'gen Kampf am Rhein;

Wenn Väter mit den Söhnen
Zum Streite freudig zieh'n,
Und Heldenlieder tönen
Statt Alltagsmelodie'n;

Wenn Opferhymnen steigen
Zum Himmel ernst und klar,
Da darfst auch du nicht schweigen,
Geweihte Sängerschaar.

Du hast so viel gedichtet,
Viel Schönes war nur Traum,
Viel Hohes schwand, vernichtet,
Wie Seifenblasenschaum.

Doch nun ist wahr geworden
Der Hoffnung Sehnsuchtsbild,
Der Süden steht zum Norden
Treufest mit Wehr' und Schild.

Er lebt und wird nicht sterben,
Der ächte deutsche Muth;
Sie brach noch nicht in Scherben,
Die Treue rein und gut.

O fließet, heil'ge Wunden,
Für's große Vaterland,
Und heilet schnell, verbunden
Von treuer Bruderhand.

Das Blut, das euch entflossen,
Ist uns'res Bluts ein Theil,
Aus diesem Blut wird sprossen
Des deutschen Volkes Heil.

Ob rings der Feind sich mehre,
Wir fehn's und zagen nicht,
Zu dir, du Herr der Heere,
Steht uns're Zuversicht.

Du ew'ger Schlachtenleiter,
Sei mit uns auf dem Plan,
Und führe Deutschlands Streiter
Zum Sieg auf sich'rer Bahn!

Eduard Brauer.

Gruß an den Rhein.

Getrost, ihr Wächter dort am Rheine,
Nicht einsam mehr ist euer Stand:
Schon braust's heran im Waffen-Scheine
Vom Alpenschnee zum Meeres-Strand.

Der Schwabe stürmt von seinen Wiesen,
Vom hohen Berg der Bayer her,
Die Dünen senden ihre Friesen,
Und seine Sachsen schickt das Meer.

Und zorn'gen Schwungs, des Räubers Schrecken,
Eh' er die edle Brut gewann,
Schwarz-flüglig, seinen Horst zu decken,
Der Adler Preußens rauscht heran! —

Felix Dahn.

Deutsches Lied.

Das ist kein Krieg um die Chimäre
Von eitlem Glanz und hehlem Ruhm:
Das ist der Kampf um Deutschlands Ehre,
Und jedes deutsche Heiligthum.

Es tritt vor seines Hauses Pforte,
Das frecher Uebermuth bedroht,
Das deutsche Volk mit zorn'gem Worte
Zum Kampf auf Leben und auf Tod.

Man zwingt das Schwert uns in die Hände,
Wohlan, so sei's nicht mehr gesenkt,
Bis sich das Schicksal ganz vollende,
Dem sich der Feind entgegen drängt.

Auf! Werft den Friede-Brecher nieder,
Daß er nicht fürder schaden kann:
Die edeln Marken nehmt ihm wieder,
Die er in böser Zeit gewann.

Laßt sehn, ob nicht zum Vaterlande
Das Herz des Elsaß wieder neigt,
Wenn ihr ihm, statt der alten Schande,
Den Spiegel deutscher Ehre zeigt.

Mit Einem Zeichen nur gewinnen
Das alte Reichsland werdet ihr:
Pflanzt auf des freien Straßburg Zinnen
Des neuen deutschen Reichs Panier.

Felix Dahn.

Der preußische Invalide.

Komm' her, mein Enkel, wack'rer Junge,
Noch einmal geht der Teufel los:
Ganz Deutschland stehet auf dem Sprunge
Am Rheine gegen den Franzos'!
Er will auf's Neu' uns an das Leben,
Man weiß schon lang', wie scheel er sieht:
Da heißt's ihm auf den Pelz 'was geben —
Doch ich bin leider Invalid!

Als Anno Dreizehn wir gestritten,
Da war ein Kerl ich nicht von Stroh:
Nach Leipzig bin ich mit geritten,
Und fehlte nicht bei Waterloo.
Den Säbel hab' ich froh geschwungen,
Von Arndt und Körner manches Lied
Beim Einhau'n in den Feind gesungen —
Da war ich noch kein Invalid!

Doch ganz zuletzt — — — zum Teufelholen
War es! — da schoß ein Küraffier
Im Umsehn noch mit den Pistolen
Hier in den rechten Schenkel mir.
Ich hatt' ihm wacker Stand gehalten,
Doch er, der Hundsfott, er entflieht.
Ich hätt' den Schädel ihm gespalten, —
Er machte mich zum Invalid'!

Ich kam, ich weiß nicht wie, vom Pferde,
Und wie ein Wollsack lag ich fest;
Im Lazareth gab's viel Beschwerde,
Und mancher Fluch ward mir erpreßt.
Das Bein ward mir vom Leib geschnitten,
Vom Drechsler kam das neue Glied —
Die Pest, was hatt' ich nicht gelitten, —
Bloß, daß ich wurde Invalid!

Um mir ein Pflaster aufzudrücken,
Ward mir das Kreuz hier zugestellt,
Dazu noch zwei verfluchte Krücken,
Damit zu humpeln durch die Welt;
Zuletzt auch noch 'nen Leierkasten
Zum Lohn das Vaterland beschied.
Nicht hungern galt's, nur manchmal fasten —
Ich war nun einmal Invalid!

Ich war's und bin es auch geblieben,
Mein Leben war der Freuden quitt;
Nur als wir drei und sechzig schrieben,
In Leipzig's Festzug zog ich mit.
Da sprach man viel von unsern Thaten,
Nannt' Bayard uns und Winkelried —
Krimskrams! Wir waren halt Soldaten —
Und heut' bin ich ein Invalid!

Ich bin's, und wahrlich, ich muß sagen:
Es ist ein ganz verdammtes Loos;
Ein braver Kerl kann viel ertragen,
Doch solches Elend ist zu groß!
So wacklich durch das Leben trakeln,
Das rechts und links so lustig zieht, —
Zum Henker mit dem Ruhmesgakeln —
Ein Lump nur ist ein Invalid!

Ich hab' gewettert manche Stunde
Kreuzhimmeltausendsapperment,
Gelästert Gott mit meinem Munde,
Und heimlich manchmal auch geflennt.

In vielen schweren Kümmernissen,
Wo jeder Sonnenstrahl mich mied,
Hätt' gern ich mich in's Grab geschmissen —
Was nutzt der Welt ein Invalid?

Dein Vater, der das wohl erfahren
Und der im Frieden nur gelebt,
Ist, dich vor solchem Loos zu wahren,
Von ganzem Herzen jetzt bestrebt.
Mein Sohn, so spricht er, laß dir rathen,
Sieh, wie's dem Großpapa gerieth:
Jung ging er unter die Soldaten —
Und ward ein alter Invalid!

Nun ja, mein Enkel, wahrgesprochen
Ist das — ich lob' mir auch die Ruh' ....
Du wagst im Kriege deine Knochen,
Zum Glück dein Leben gleich dazu.
Laß' ihn getrost die Pfeife stopfen,
Er sieht das Ding, wie er es sieht —
Doch die Franzosen tüchtig klopfen —
Das räth dir hier der Invalid!

Ja, Enkel, ja, ich ließ dich kennen,
Was mich mein Lebenlang bedrückt;
Du sollst nicht in's Verderben rennen,
Doch Schmach, wer nicht gen Frankreich rückt!
Geh frisch dem Feind nur an den Kragen,
Stürm' an, bis er mit Schande flieht:
In tausend Stücke laß' dich schlagen, —
So wirst du niemals Invalid!

Teodor Peßl.

Deutscher Gruß an Straßburg.

(Juli 1870.)

Was strebst du, Volk, an Straßburgs Wall
Und blickst wie schreckbethört?
Ein Schall, wie Alpentrümmerfall,
Hat deinen Sinn verstört.

Vom Münster wiederhallt der Klang,
Es zittert die Bastei:
Mit dieser Friedensbrücke sprang
Deutschlands Geduld entzwei.

Zu lang' hat Zwietracht uns geschwächt,
Erfahrt's, wir sind nun eins
Zum Kampf für Freiheit, Ehr' und Recht,
Zum Schutz des deutschen Rheins.

Rückt an, ihr Schaaren sturmbehelmt,
Alldeutschlands Macht voran,
Zum Nachbarn, der uns stets beschelmt,
Und schnöden Krieg begann.

O Straßburg, einst so ruhmbedeckt,
Juwel im deutschen Land,
Du Schlüssel Deutschlands, eingesteckt
Von Ludwigs Räuberhand!

Gedenkst du nicht der alten Zeit,
Wo hoch dein Banner flog?
Wo Gottfrieds Lied voll Herrlichkeit
Durch deine Hallen zog?

Noch spricht in Erwin's Wunderbau
Ein deutscher Geist aus dir,
Sein Werk, ob alt und morschgrau,
Bleibt deine höchste Zier.

Noch harft ein würd'ger Sängerkreis
Am Wasgau frei und frisch,
Und hell klingt deutschen Liedes Weis'
In wälsches Sprachgemisch.

Erhebe dich! die Zeit iſt nah,
Viel näher, als du weißt,
Wo Deutſchlands Macht, Alſatia,
Dich wälſchem Joch entreißt.

Die Zeit der Ehre und der Kraft,
Die deutſche Zeit erſcheint,
Zu feſter Bundesbrüderſchaft
Hat uns Gott ſelbſt vereint.

Eduard Krauer.

Germaniens Ruf an Elſaß und Lothringen.

Sie ſteht am Rhein mit Schild und Speer,
Um ſie geſchaart das Rieſenheer
Der kühnen Schwertgenoſſen; —
Germania iſt's, das edle Weib,
Ein Heldenbild, — der hehre Leib
Von Majeſtät umfloſſen.

Das Auge tiefer Wehmuth voll,
Die Bruſt getheilt in Leid' und Groll —
Hebt ſie die Mutterhände
Und ſegnet Himmel, Land und Strom,
Und grüßt hinaus von Straßburgs Dom
Bis an die Moſelländе.

„Mein Elſaß, du mein Fleiſch und Blut,
So lang von Frankreichs Uebermuth
Geknechtet und geſchändet,
Wirf ab der Wälſchen ſchnödes Joch,
Geraubt, entfremdet — bliebſt mir doch
Dein deutſches Blut verpfändet.

„Und du, mir ſtets vermißt, beklagt,
Wirf ab den Dienſt der feilen Magd,
Mein theures Lotharingen.
Du ſchliefſt in eines Buhlen Schooß,
Wach auf, die Mutter kämpft dich los
Aus des Verführers Schlingen." —

So ruft ſie laut und ſchlingt den Arm
Um Sohn und Tochter treu und warm,
Daß Herz an Herzen pochen; —
Und ja, die Mutterliebe ſiegt:
Mit Frankreichs frechen Banden liegt
Der Kinder Trotz gebrochen.

Und wieder einig, wundergleich
Erblüht ein deutſches Rieſenreich;
Da regt ſich's im Kyffhäuſer;
Zum Tag gelichtet iſt die Nacht: —
Erſtanden thront in alter Macht
Der deutſche Heldenkaiſer!

Georg Scherer.

Deutſches Siegeslied.

Nun laßt die Siegsfanfaren ſchmettern,
Und fallet ein im Jubelchor:
Denn hell aus dunklen Schlachtenwettern
Stieg Deutſchlands gold'ner Stern empor.

Der falſche Zauber brach in Stücke
An unſ'res Speeres Eichen-Schaft:
Dort wälſcher Trug und wälſche Tücke,
Hier deutſche Treu' und deutſche Kraft.

Scharf habt den Adler ihr getroffen,
Ihr Schützen meines Alpenlands,
Und raſch, wie eure Felſen-Schroffen,
Erſtiegt ihr Wall und Mauerkranz!

Gefällt die Wehr', den Schuß verhalten,
Drang an der Preuße ſiegesfroh:
Sie haben ihm nicht Stand gehalten,
Dem Bajonet von Waterloo!

Nein, als ſie auf der Höhen Krone
Des deutſchen Auges Blitz gewahrt,
Da hat des Cäſars Bataillone
Den Berg hinab die Flucht entſchaart!

Jetzt nach, Uhlanen und Huſaren,
Den Todtenkopf am ſchwarzen Helm,
Wie Wetter Gottes d'rein gefahren,
Auf Turko-Hund und Zuaven-Schelm!

Das Lager brennt, die Adler fallen,
Das Morgegeſchütz, ſtumm liegt es da,
Und durch die Lüfte brauſt's mit Schallen:
Victoria! Victoria!

Felix Dahn.

Hurrah, die Todten reiten schnell.

Es zog heran wie Sand am Meer:
Zuaven, Turkos, Frankreichs Heer,
Geführt vom Kaiserneffen.
Im Schaffen klein, im Lügen groß,
Wollt' er, ein Rächer Waterloo's,
In's Herz die Deutschen treffen;
Wohl flog sein Adler hoch und hell: —
Hurrah, die Todten reiten schnell.

Er, wie sein Ohm, der Völker Fluch,
So, durch Verrath und Eidesbruch
Der Franzen würd'ger Kaiser —
Hat er geflunkert, hat gekräht,
Ein Gaukler, in der Majestät
Erstohlner Lorbeerreiser, —
Der Turkos ächter Spießgesell!
Hurrah, die Todten reiten schnell.

Doch nur gemach, schon harret dein
Der Heldengreis am deutschen Rhein,
Ein König, ruhmbeladen.
Er — gegen dich, den Sündenknecht,
Ein Ritter ohne Fehl, so recht
Ein Fürst von Gottes Gnaden;
Fürwahr ein deutscher „Wilhelm" Tell.
Hurrah, die Sühne reitet schnell.

Denn bald, so wandte sich das Blatt:
Der Kais'rin Schach; der Kaiser matt,
Sein stolzes Heer zerrieben,
Ihm selbst von Friedrich Wilhelms Stahl
Das „Mene Tekel" tief als Maal
Am Nacken eingeschrieben. —
So zog er ab mit wundem Fell.
Hurrah, die Todten ritten schnell.

Ja schnell; nach wenig Monden kaum
Zerrann wie Schaum der eitle Traum
Von Frankreichs Weltengröße.
Der wälsche Hahn, er liegt zerzaust,
Zerdrückt von deutscher Eisenfaust;
Nun schweigt das Kriegsgetöse
Bis auf des Korsen Wuthgebell.
Hurrah, die Todten ritten schnell.

Und nun, mein Volk, tritt fest und stark —
Er liegt zerschlagen bis auf's Mark —
Dem Erbfeind auf den Nacken;
Und ihn, den Völkermörder, laß,
Geächtet von der Menschheit Haß,
Sein Reisebündel packen;
Er fahr zum Teufel in's Hotel!
Hurrah, die Todten reiten schnell.

Georg Scheuerlin.

Zum 2. September 1870.

Am heiligen Napoleonstag der Franken
Hat sich's ihr eitler Kaiser zugeschworen,
Mit Geiersgriff zu packen unsre Flanken,
Und träumte, unsre Schaaren müßten wanken,
Er aber ziehn zu Deutschlands offnen Thoren.

Der ew'ge Gott hat seinen Schwur gerichtet! —
Bei Metz ward in dreitäg'ger Schlacht bezwungen
Die Blüthe Frankreichs, all' der Stolz vernichtet,
Der nach dem Rhein den frechen Blick gerichtet,
Sein Todtenlied dem Hochmuth da gesungen.

Zu Sedan aber schlang der Eisenring
Der deutschen Helden sich um Galliens Glieder;
Auf seines hohen Königsgreises Wink,
An dessen Schritt der Blick der Völker hing,
Sank der Koloß des Kaiserthumes nieder.

Vor dem, den er schon als besiegt gesehn,
Dem Fürsten, den zu Ems er so geschändet,
Muß heut' Napoleon als Gefang'ner stehn,
Um Mitleid muß er vor der Welt ihn flehn:
So hat der Gott der Völker es gewendet!

Erheb' sich d'rum all' Volk in deutschen Gaun,
Und stimm' in einen Schwur zum Himmel ein: —
„So lang' die Alpen her nach Deutschland schaun,
„So lang' an deutschem Bord sich Fluthen stau'n,
„Der Tag soll stets ein — Wilhelmstag uns sein!"

A. E. Brachvogel.

Neueste Geſchichte.

Gib Acht, gib Acht, mein lieber Sohn,
So ſpricht der Held Napoleon,
Ich zog die großen Stiefel an,
Und klapp'r ich mit den Sporen dran,
So wirſt du ſehn, wie allſogleich
Die Deutſchen werden windelweich.

Geſagt, gethan. Er klappert ſehr —
Und ſieh, ganz Deutſchland ſteht in Wehr.

Ei, ei! ſagt Held Napoleon,
Dies Mal bedarf's ein Wettres ſchon.
Paß' auf, ich will den Säbel ziehn,
Da liegt ganz Deutſchland auf den Knien.

Geſagt, gethan. Er ward gezückt: —
Zum Rhein kam Deutſchland angerückt.

Was denken Bismark denn und Roon?
Ruft da der Held Napoleon.
Sind beide denn total verrückt?
Den Sporn geklirrt, das Schwert gezückt,
Und mit zum Torte immer noch
Iſt Deutſchland nicht im Mauſeloch?

Da muß was Großes wohl geſchehn.
Mein Söhnchen, komm und laß' uns gehn,
Bei Saarbrück ſchießen wir in's Land,
Da hält kein deutſcher Mann uns Stand!

Geſagt, gethan. Es hat geknallt —
Da kam Alldeutſchland mit Gewalt,
Schlug rechts und links — das war ein Schreck!
Und Held Napoleon lag im Dreck.

Theodor Vehl.

Deutſche Meinung.

Nicht wie der Franzmann ſein „Preſtige“ verkündet —
Auf Leichenhügeln, durch Bacchantenfreuden,
Voll bitt'ren Hohns ob ſeines Gegners Leiden, —
Steht rings das deutſche Volk zum Kampf verbündet!
Nicht Phraſe iſt's, die uns den Lorbeer windet;
Wir pflücken ihn in ernſtem, theurem Streiten,
Den Völkerfrieden endlich zu bereiten,
Feſt wie auf Fels, auf deutſches Blut gegründet!
Ob auch zur That geworden Deutſchlands Sehnen,
Sein Jubel iſt geläutert doch durch Thränen!

Nicht Länderraub iſt unſ'res Volks Gelüſten.
Die Plünd'rungswuth entmenſchter Generale
Iſt unbekannt im Land der Ideale;
Nicht wir, — ſich ſelbſt macht Gallien nur verwüſten.
Wenn Deutſchlands Einheit wir mit Gott begrüßten,
Sei auch mit Gott das deutſche Werk beendet;
Er, der zur Kraft die Demuth uns geſpendet,
Gab uns den Stolz, beim Sieg uns nicht zu brüſten!
In ſeinem glaubensgroßen Chriſtenthum
Allein nur ruht des deutſchen Volkes Ruhm!

Doch Ihr, die nimmer für, doch ewig wider
Den deutſchen Geiſt mißgünſtig Euch geſtellt,
Wißt, was er packte, er auch eifern hält;
Der „dumme deutſche Michel“ gibt's nicht wieder!
Erkauft iſt mit dem Blute unſ'rer Brüder,
Was Frankreich unſ'rer Schwachheit einſt entriſſen,
Wir wollen nichts von falſchen Freunden wiſſen,
Wir kennen ihre alten Schlummerlieder!
Wer uns nicht half, den Kampf zu hintertreiben,
Soll auch beim deutſchen Sieg zu Hauſe bleiben.

Führ' Du's hinaus allein, Du deutſcher Held,
In Deiner ſchlichten, graden, großen Weiſe!
All' unſer Volk glaubt Dir, dem Königsgreiſe,
Den Gott ſich ſo zum Rüſtzeug hat beſtellt!
Du wirſt vor Ihm und vor der ganzen Welt
In Deiner ernſten Kraft und Weisheit ſorgen,
Daß nicht erbleiche mehr der deutſche Morgen,
Deſſ' Strahl uns leuchtend jetzt in's Herze fällt!
Du wirſt als Denkmal ſetzen Dir hienieden
Schon auf Dein Grab der Erde großen Frieden!! —

A. E. Brachvogel.

Mahnung.

Ein einig Volk, ein ſtarkes Volk! —
Nur das vergeſſet nimmermehr!
Nichts iſt, wie dieſes Eine, dringlich.
Ein einig Volk iſt unbezwinglich,
Ein einig Volk — ein Fels im Meer.

Ein wahrhaft Volk, ein ſtarkes Volk.
Wahrhaftigkeit ein ſich'rer Hort.
Nie höre man von deutſchen Zungen
Wortſprudelnde Verſicherungen.
Welch' ſchöner Spruch: „Ein Mann, ein Wort!“

Ein weises Volk, ein starkes Volk.
Nicht Farb' und Name hat Gewicht.
Vergeßt nicht ob der Form das Wesen,
Denkt, was wir sind, was wir gewesen;
Um Kleinigkeiten hadert nicht! —

Ein sittig Volk, ein starkes Volk.
Wer zügellos genießt, erschlafft.
Nichts laßt mit Rohheit euch versöhnen,
Die Freude sei ein Kult des Schönen,
Nur Sittenreinheit wahrt die Kraft.

Ein frommes Volk, ein starkes Volk.
Was heilig dem, sei dir nicht Spott.
Nicht, was scheinheilig, ist zu loben;
Wie's sei, nur gläubig seh'n nach oben.
Wir glauben all' an einen Gott.

Ein einig Volk, ein starkes Volk,
Vergeßt das nun und nimmermehr!
Nichts ist, wie dieses Eine, dringlich!
Ein einig Volk ist unbezwinglich,
Ein einig Volk — ein Fels im Meer!

Bernd. Hörmann.

König Wilhelm.*)

Heinr. Marschner's Melodie: „Wer ist der Mirer hochgeehrt?"

Wer ist der greise Siegesheld,
Der, uns zu Schutz und Wehr,
Für's Vaterland zog in das Feld
Mit Deutschlands ganzem Heer?
Wer ist es, den der Lorbeerkranz
Von Königgrätz umweht?
Wer ist es, der im Siegesglanz
Vor Frankreichs Hauptstadt steht?
Du edles Deutschland, freue dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
: Dein Wilhelm, :,: Dein König Wilhelm ist's! :

Wer hat für Dich in blut'ger Schlacht
Besiegt den ärgsten Feind?
Wer hat Dich groß und stark gemacht,
Dich brüderlich geeint?
Wer ist, wenn je ein Feind noch droht,
Dein bester Hort und Schutz?
Wer geht für Dich in Kampf und Tod
Der ganzen Welt zu Trutz? —
Du edles Deutschland, freue dich.
Dein König, hoch und ritterlich,
: Dein Wilhelm, :,: Dein König Wilhelm ist's! :

Hoffmann von Fallersleben.

Den Deutschen Künstlern.

Trinkspruch.

Begeistert heb' ich den Pokal,
D'raus reiner Nektar lacht:
Den deutschen Künstlern allzumal
Sei dieses Glas gebracht!

Nicht jenen, die den Bildersaal
Geschmückt mit reichster Pracht,
Noch jenen, deren Ideal
Den Stein belebt gemacht,

Die glatte Verse ohne Zahl
Und Lieder fein erdacht,
Und mit der Tonkunst Zauberstrahl
Verschönt des Daseins Nacht.

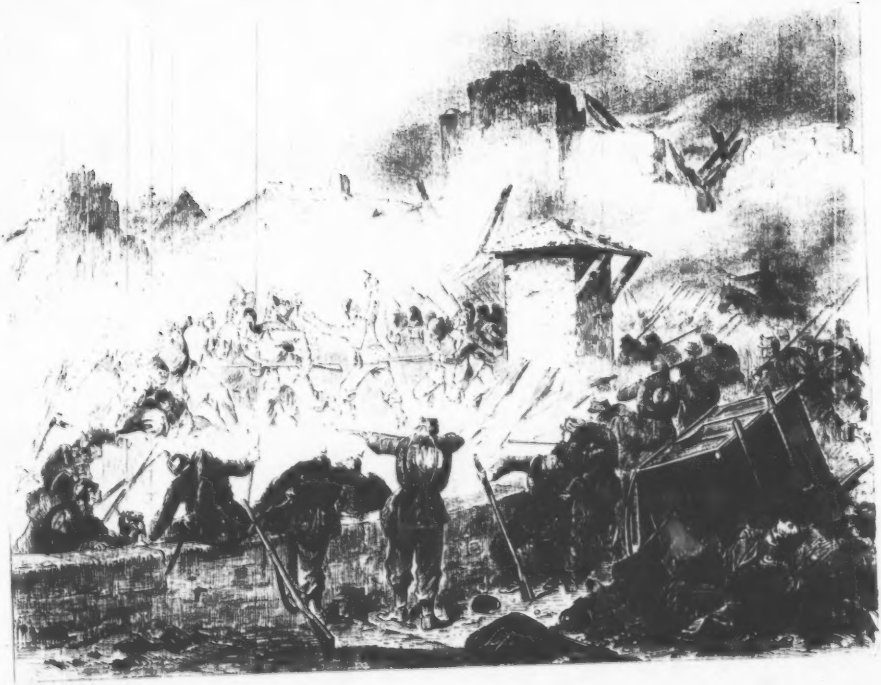
Den deutschen Künstlern allzumal,
Die drüben in der Schlacht
Mit deutschen Schwertes blankem Stahl
Ihr Meisterwerk vollbracht,

Die an Germaniens Westportal
So stark und treu gewacht:
Euch, deutsche Krieger allzumal,
Sei dieses Glas gebracht!

Eduard Bauer.

*) Das Lied „König Wilhelm" mit der Marschner'schen Melodie ist zum Besten der Allgemeinen deutschen Invaliden-Stiftung bei G. W. Niemeyer in Hamburg erschienen. Preis 5 Sgr.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.



An die Kunstgenossen.

Da wir doch nicht mitthun dürfen
In den großen Staatsaktionen,
Bei den hohen Schicksalswürfen,
Wo's um Reiche geht und Kronen:

In bescheidenern Bezirken,
Bei bescheiden'rer Begabung
Laßt uns schaffen, laßt uns wirken
Unserm Volk zu Trost und Labung.

Ob der Sturm im Walde wüthet,
Ob der Blitz den Baum zertrümmert,
Blühn die Blumen wohlbehütet
Unten weiter unbekümmert.

Ob es kracht aus Feuerschlünden,
Daß von Blut die Lande rieseln,
Springen frisch in Waldesgründen
Quellen zwischen Moos und Kieseln.

Laßt uns schaffen, was den Quellen
Und den Blumen sich vergleiche,
Uns zu gutem Werk gesellen
In der Künste Friedensreiche.

Soll die Kunst zum Heil uns führen,
Zur Erhebung und Befreiung,
Darf sie nicht die Zwietracht schüren
In den Schranken der Parteiung.

Friedrich Bodenstedt.

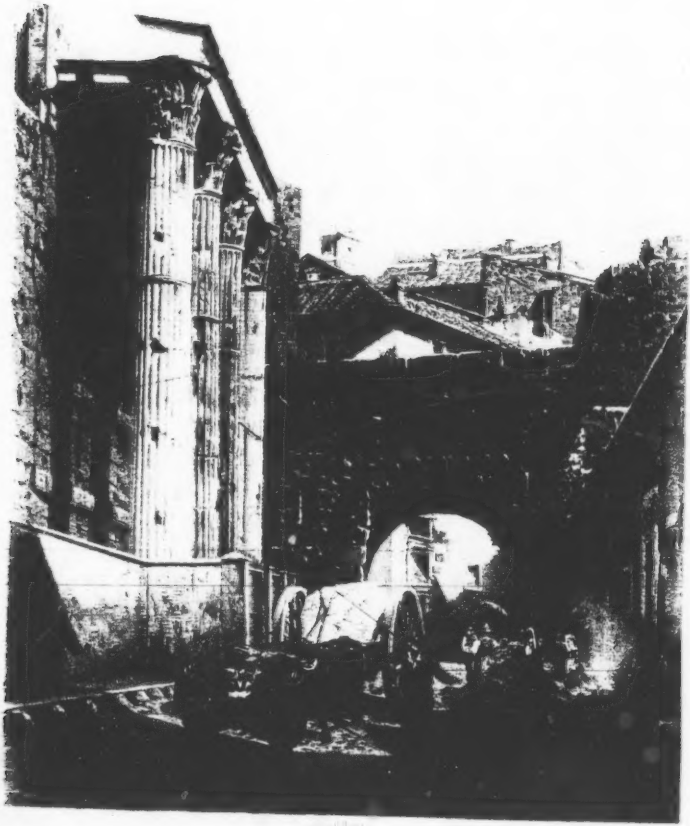
Zum Leben gehört das Trinken,
Gleichwie zum Manne das Weib;
Wo volle Gläſer winken,
Giebt's fröhlichen Zeitvertreib.

Reift doch die Sonne ſelber
Auf lockerem Grund den Wein;
Sei's rother, weißer, gelber,
Er geht uns fröhlich ein.

Laßt ſeine trockene Tugend
Dem nüchternen Geſchlecht:
Noch Keiner ſtarb in der Jugend,
Der bis zum Alter gezecht!

Friedrich Bodenſtedt.

Wildjäger



Feodor Wehl.

Der Vater an den Sohn.

Wie lange, Sohn, noch werd' ich's treiben?
Mein Leben rollt dem Grabe zu.
Ein Teſtament mag ich nicht ſchreiben,
Jedoch mein Erbe, das biſt du.
Gieb Acht der Rede meiner Zunge
Und höre mit Geduld mich an:
Gedeih' und wachſe, lieber Junge,
Und werd' ein braver, deutſcher Mann.

Halt feſt an deiner Väter Glauben,
An Chriſti Lehren, Gottes Wort;
Am Buchſtab' brauchſt du nicht zu klauben,
Doch ſei ſein Geiſt dir Schirm und Hort.
Sei fromm im Thun, nicht mit der Zunge,
Gott ſteh' in Allem dir voran:
Gedeih' und wachſe, lieber Junge,
Und werd' ein braver, deutſcher Mann.

Steh' treu zu deinem Vaterlande,
Unwandelbar in Luſt und Leid,
In Freiheit oder Knechtesbande
Sei ihm dein Gut und Blut geweiht.
Dein Herz erglüh' und deine Zunge,
Gilt es die Heimath wie und wann:
Gedeih' und wachſe, lieber Junge,
Und werd' ein braver, deutſcher Mann.

Bleib fern von Thoren und von Laſſen,
Vergeude nicht des Lebens Kraft,
Bedenk: in Wehren und in Waffen
Behauptet ſich, wer Großes ſchafft.
Sei nicht ein Virtuos der Zunge,
Der ſchwatzen und beſtimpeln kann:
Gedeih' und wachſe, lieber Junge,
Und werd' ein braver, deutſcher Mann.

Die Frauen halte ſtets in Ehren,
Bei jeder denk der Mutter dein —
Sahſt du ihr Auge ſich verklären,
Wo's galt ihr Leben dir zu weih'n?
Ein Frauenlob ſei mit der Zunge,
Ein Ritter mit dem Arm ſodann.
Gedeih' und wachſe, lieber Junge,
Und werd' ein braver, deutſcher Mann.

Bewahr' dein Herz den Idealen
Und ſei zum Kampf für ſie bereit;
Erbärmlich gelte dir das Prahlen
Mit Dingen ſchnöder Weltlichkeit.
Viel eher beiß dir ab die Zunge,
Als daß ſie Edles taſte an:
Gedeih' und wachſe, lieber Junge,
Und werd' ein braver, deutſcher Mann.

Thuſt du das, Sohn, biſt du mein Erbe,
An der mein Herz von je geglaubt,
Und wenn ich niederſink und ſterbe,
Fleh' ich dir Segen auf dein Haupt.
Das letzte Wort noch meiner Zunge,
Es ſteht ſo brünſtig, als es kann:
Gedeih' und wachſe, lieber Junge,
Und werd' ein braver, deutſcher Mann.

Heribert Rau.

Verzage nicht!

Verzage nicht, wenn dich des Schicksals Wogen,
Die sturmgepeitschten, schleudern hin und her;
Es bleibt ein Ungethüm des Lebens Meer,
Das Tausende schon um ihr Glück betrogen.

Doch nach dem Sturm siehst du den Friedensbogen,
Er glänzt am Himmel freudig dir und hehr;
Was dir Vernichtung schien, ist segenschwer,
Die Lüfte reinigend, dahin gezogen.

So wird dein geistig Auge stets gewahren,
Wie aus Verwirrung, Stürmen und Gefahren
Die Schönheit und die Ordnung siegend bricht.

Des Winters Eis und Schnee muß erst zergehen,
Soll frühlingsschön und neu die Welt erstehen
Und grüßen dich in der Verjüngung Licht.

So oder so.

Es ist die Lieb' ein Räthselspiel,
Dess' Lösung auf den Himmel weist; —
Nur gebt mir acht, daß nicht am Ziel
Die Auflösung .... Enttäuschung heißt!

Erhabener Sinn.

Willst du wahre Größ' erstreben
Und erhab'nen Sinnes sein,
Such' die Größe nicht im Leben.
Aber ... Großes leg' hinein!

Eduard Brauer.

Denksprüche.

1.

Willst du was Rechtes leisten? nun,
Geselle laß dir rathen:
Nicht schau'n, was die Meisten thun,
Doch was die Meister thaten.

2.

Still laß meine Pflicht mich thun,
Still und treu und richtig thun,
Wichte mögen wichtig thun!

3.

Ein Raufstreit? O wie jämmerlich
Ist euer Rauggepränge,
Mich dünkt zwei Esel freuten sich
Um ihrer Ohren Länge.

4.

Vermummt in Demuth spricht
Der Gleißner: „Meine Wenigkeit";
„Beugt euch in Unterthänigkeit",
Spricht laut sein Angesicht.

5.

Nicht bücken ſollſt du vor dem Geßlerhut
Dein freigebor'nes Haupt mit Sclavenmuth,
Doch kürze nie des Grußes Liebeszeichen
Ehrſamen Grüßern, armen oder reichen.

6.

Deutſch und klar,
Treu und wahr
Stell im Wort dein Denken dar.
Fort mit wälſchem Sprachgemengſel,
Mit geziertem Formgepränge,
Zopf ſammt allem Beigehängſel!

7.

Sei mild und maßvoll in der Meinungslehre,
Doch flieh des Schwächlings urtheilsmatte Rede,
Vor lauter: „möchte, könnte, dürfte, ſollte“
Weiß endlich Niemand, was er ſagen wollte.

8.

Recht verkünde
Kurz und rund,
Schlaue Gründe,
Klarer Grund.

9.

Was Puchta ſagt und Savigny?
Und was Herr N. N. ſagt?
Nach des Geſetzes Geiſt o wie
So ſpärlich wird gefragt!

Pfingſtoffenbarung.

Wenn ſich mit Blumen kränzen
Die Berge und das Thal,
Die hellen Ströme glänzen
Im Frühlingsmineſtrahl;

Wenn Frühlingsdüfte wallen,
Geſang das Land durchklingt,
Ein heil'ges Wohlgefallen
Durch alle Herzen dringt;

Wenn, was im Tod versunken,
Allregſam ſich belebt,
Wenn auferſtehungstrunken
Hochauf der Falter ſchwebt,

Im Größten und Geringſten
Liebwaltet Gottes Kraft:
Das iſt das Feſt der Pfingſten,
Das Neuwunder ſchafft.

Da läßt der Geiſt die Zungen
Der treuen Jüngerſchaar,
Das Wort, das fremd gelungen
Ertönt urheimathklar.

Erſchienen iſt der Tröſter,
Den Chriſtus euch verheißt,
Der Wunderthäter größter:
Der Liebe heil'ger Geiſt.

Er bringt euch allverſöhnend
Heilvorſchaft höhern Seins,
Die Menge flüſtert höhnend:
„Sie ſind voll ſüßen Weins!“

Friedrich Oſer.

1.

Frühlingsankunft.

Blauer Himmel, klare Lüfte,
Seid gegrüßt viel tauſend Mal,
Und ihr erſten ſüßen Düfte,
Und du goldner Sonnenſtrahl!
O wie jauchzt das Herz dir zu,
Schöner, ſchöner Frühling du!

Haſt auch lange du geſäumet,
Endlich, endlich kommſt du doch;
Und was harrend wir geträumet,
Iſt erfüllt nur holder noch!
Alles machſt du gut im Nu,
Schöner, ſchöner Frühling du!

Grünt, ihr Auen! ſchmückt, ihr Felder,
Eilend euch zu ſeinem Preis!
Schäumt, ihr Bäche! rauſcht, ihr Wälder!
Singt, ihr Vögel, heller Weis!
Jauchzt mit uns ihm freudig zu:
Schöner, ſchöner Frühling du!

2.

Lerchensang.

Die Halme tropfen noch,
Vom Sturm gewiegt;
Hinan durch's Wetter doch
Die Lerche fliegt;
  Sucht an der Himmelsau
  Ein Fleckchen Blau.

Und wie im Sonnenglanz
Klingt hell ihr Lied,
Als ob schon lange ganz
Der Nebel schied;
  Ihr gnügt im Wolkengrau
  Ein Fleckchen Blau.

Sing mit, sing mit, o Herz,
Wie's auch dir geh,
Und schwing dich himmelwärts
Durch alles Weh!
  Blieb nicht auch dir, o schau,
  Ein Fleckchen Blau?

3.

Morgenwanderung.

Wie blitze so hell im Morgenstrahl
Und lacht mich an das grüne Thal,
Und winkt mir durch's Gesträuch der Bach:
Heraus, Heraus! und wall mir nach!
  Heraus, heraus! durch Feld und Wald!
  Der Maien ist vorbei gar bald!

Wie schmettern, horch! die Vögel all
Und rufen mir mit Sang und Schall,
Und nicken in der blauen Luft
Die Blüthenzweige voller Duft:
  Heraus, Heraus! durch Feld und Wald!
  Der Maien ist vorbei gar bald!

Grüß Gott, grüß Gott! da bin ich schon
Und jauchze drein mit frischem Ton!
Nur nicht so trutzig, wilder Bach!
Was gilt's, was gilt's? ich komm dir nach!
  Ich sing dir zu vom Felsen bald,
  Daß weit es klingt durch Feld und Wald!

4.

Waldeinsamkeit.

Waldeinsamkeit! — die Sonn' allein
Spielt scheidend auf dem dunkeln Moos,
Und tief im Busch ein Vögelein
Singt leise noch und klagt sein Loos.
Und durch das Laub ein Lüftchen geht,
So feierlich wie ein Gebet.
  Waldeinsamkeit, o süße du!
  Waldeinsamkeit, bring' mir auch Ruh!

Waldeinsamkeit! — die Röslein nur
Verwundert thun die Augen auf,
Und unterm Riede sucht die Spur
Der Bach in nimmermüdem Lauf,
Und fern vom Hügel, mild und traut,
Klingt her der Abendglockenlaut.
  Waldeinsamkeit, o süße du!
  Waldeinsamkeit, bring' mir auch Ruh!

Waldeinsamkeit! — O nun erst ganz
Labt mich dein Trost, da jeder Klang
Erstorben rings und jeder Glanz,
Kein Hauch mehr zieht den Tann entlang,
In sel'ger Stille Gott allein
Will gnadenreich mir nahe sein.
  Waldeinsamkeit, o süße du!
  Hab Dank, hab Dank für deine Ruh!

Theodor Kaebel.

Der Mai.

Wenn im seligen Lenze
Die Veilchen erflehn
Und die farbigen Kränze
Und duftig umwehn:
O dann grünt es und blüht es
Zum Herzen hinein,
Denn es darf auch im Herzen
Kein Winter mehr sein.

Wenn das Laub von den Bäumen
Die Blumen begräbt
Und der Winter in Träumen
Uns düster umschwebt:
O dann sinkt auch im Herzen
Manch Blättchen herab
Und bedecket da liebend
Ein duftiges Grab.

Und der Erde wohl wieder
Ein Frühling erblüht,
Bringet Veilchen und Flieder,
Weckt Liebe und Lied.
Doch ein Herz, das geliebet,
Erblüht nicht neu;
Wohl erblühen ihm Blumen, —
Doch nie mehr ein Mai.

Rose, Lilie und Vergißmeinnicht.

Wenn dir auf Liebchens Wange nicht
Die Rose hat gelacht;
Du sahst noch keine Rose hier
In ihrer wahren Pracht.

Und sahst du nie um Liebchens Stirn
Der Unschuld Lilie wehn:
Du sahst voll Licht und Himmelsglanz
Noch keine Lilie stehn.

Und sahst du nie: „Vergiß mein nicht“!
Ihr sanftes Auge flehn;
Du hast noch nie auf Erden hier
Vergißmeinnicht gesehn.

Und zaubern dir kein holdes Lieb
Den sel'gen Lenz herbei:
Dir lachen tausend Blumen wohl,
Doch Blumen ohne Mai.

Wehmuth.

Blüht auch mir ein Frühling wieder,
Mir, der schon dem Lenz entblüht?
Tönen seine Jubellieder
Einem Herzen, das verglüht?
Grüne Wiesen, grüne Bäume,
Blauer Himmel, Sonnenschein —
Ach, ich glaubte, eure Träume
Sollten einstens Wahrheit sein!

Was ich las in euren Blicken,
Blumen in dem Maienlicht,
Jenes selige Entzücken,
Das mir tausend Zungen spricht, —
Ach, ich glaubte es zu finden
Unter Seelen, mir verwandt,
Und ich suchte, — doch dem Blinden
Blieb die Nacht sein Vaterland.

Manche Blume sah ich blühen,
Doch sie blühte nicht für mich;
Sah' der Wangen Rose glühen,
Während meine Wange blich.
Hat kein Herz für mich geschlagen,
Hat kein Auge mir gelacht, —
Laßt mich's singen, laßt mich's klagen:
Ich bin nur für mich erwacht!

Trost.

Warum trauert deine Serle
Und verzehret sich in Schmerz?
Was dein liebend Herz auch quäle:
Blicke ruhig himmelwärts!
Wolken ziehen auf und nieder,
Sparen ihre Thränen nicht, —
Aber wie verklärt dann wieder
Himmelblau durch Wolken bricht.

Was geschehen, ist geschehen,
Doch nicht ewig bleibt es nah':
Zeiten kommen und vergehen —
Alles steht in Träumen da.
Welken können deine Kränze,
Thränen dir im Auge steh'n:
Im des Lebens ew'gem Lenze
Können Blüthen nicht vergehn.

Leise sinkt der Thau hernieder,
Und der goldne Morgen tagt.
Deine Blumen duften wieder,
Deine Liebe nicht mehr klagt.
Selig wird dein Auge strahlen
Voller Licht und Himmelsglanz,
Und die Erde wird sich malen
Die als schöner Blumenkranz.

Wie lange die Liebe währt.

So lang' die Rose sich erschließt
Der Sonne geilmen Küssen,
So lang' wird sich der Liebe auch
Das Herz erschließen müssen.

So lange noch der Vogel schlägt
In holden Maientagen,
So lange werden Herzen auch
Für andre Herzen schlagen.

So lange noch die Rose glüht,
Den holden Lenz zu blühen,
So lange werden Herzen auch
Noch sel'ge Liebe glühen.

Und klaget noch die Nachtigall,
Was keine Lieder sagen,
Wird auch das Herz der Liebe Weh'
In stummen Liedern klagen.

So lange man noch Rosen bricht,
Wiewohl die Dornen stechen,
So lange werden Herzen auch
Um andre Herzen brechen.

Und kehrt der Sänger noch zurück
Und singt die alten Lieder,
Kehrt auch die Liebe immer neu
In unsre Herzen wieder.

Der Wanderer.

Es ziehet ein Wandrer von Lande zu Land,
Sein Antlitz iſt Sorge, und Staub ſein Gewand;
Ob Bäume ihn grüßen, ob Blumen ihm blühn,
Es treibet ihn, weiter und weiter zu ziehn.

Und tönet ihm endlich ein heimathlich Lied,
Das mächtig ſein Herze mit Liebe durchglüht:
Auf ſeliger Lippe erſtirbt ihm das Wort;
Er darf ja nicht weilen, es treibet ihn fort.

Und kennſt du den Wandrer, der nirgends verweilt,
Mit flüchtigem Fuße die Fluren durcheilt?
Du biſt ja ſelber im irdiſchen Glück:
Stets eileſt du weiter und läßt es zurück.

Und ſollſt du nun ſcheiden, ſo wird dir's ſo ſchwer,
Ach Wandrer, dein Herze verlangte ja mehr!
Doch richte nach oben den hoffenden Blick:
Du kehreſt ja wieder zur Heimath zurück.

Die Feuerlilie.

Die weiße Blüthe ſchaukelnd in den Lüften,
In ihrer Unſchuld rein und ungetrübt,
Ihr Haupt umweht von wunderſüßen Düften,
Von allen Blumen rings umher geliebt:
So ſah man einſtens jene Lilie ſtehen,
Wie wir noch heute ihre Schweſter ſehen.

Und eine Roſe ſtand in nächſter Nähe
Und ſchmückte ſich mit jungfräulichem Roth.
Die Lilie ſah's und rief erregt: „Wie ſehe
So bleich ich aus! Noch bleicher als der Tod!
Das Glück, wie ſchönes Morgenroth zu glühen,
Ward nur der ſtolzen Roſe dort verliehen."

Und voller Unmuth klagte ſie noch lange
Und ſchmähte ſelbſt das reine Sonnenlicht;
Und Neid und Aerger färbte ihre Wange,
Und feuerroth erglühte ihr Geſicht;
Es ſpreizten ſich die Blätter an dem Stiele
Nach allen Seiten hin im Zorngefühle.

So ſteht als Feuerlilie noch zur Stunde
Sie grollend da und kennt die Schweſter nicht,
Und nie ward ihr ein Lob aus einem Munde,
Wo rühmend man von jener Reinen ſpricht;
Denn eitle Farbenpracht in Nichts verſchwindet,
Wo hehrer Glanz das Himmliſche verkündet.

Die drei Roſen.

Gleich der Lilie ſtand im weißen Kleide
Einſt die Roſe da mit ihren Schweſtern,
Als das erſte Leben ſie durchdrang.
Duftend ſtanden ſie im weißen Kleide,
Als die Sonne, aller Blumen Freude,
Still zum erſten Male niederſank.

„Dort von Oſten kam zuerſt die Helle",
Sprach voll Zuverſicht die erſte Roſe,
„Und von dort wird uns ein neues Licht!"
Unverwandt blickt ſie nach jener Stelle:
„Dort im Oſten liegt die Sonnenquelle!"
Und die Nacht raubt ihr den Glauben nicht.

Aber ſchweigend in ſich ſelbſt verſunken,
Neigt im ſel'gen Traum die eine Schweſter
Nach der Seite hin ihr duftend Haupt,
Dachte lufttrunken und wonnetrunken
Nur des Lichtes und der Lebensfunken,
Fühlte nicht, was ihr die Nacht geraubt.

Doch die andre Schweſter blickte immer
Voller Sehnſucht nach dem Abendhimmel,
Wo der letzte Strahl ſich noch ergoß.
Suchte hoffend nach dem letzten Schimmer,
Der, ſich flüchtend hinter Wolkentrümmer,
Endlich ganz in dunkler Nacht zerfloß.

Rings umher nur tiefes banges Schweigen. —
Und es mochten lange ſo die Roſen
Hoffend, zagend und in Träumen ſtehn.
Aber ſieh! im fernen Oſten zeigen
Lichte Wölkchen ſich, am Himmel ſteigen
Strahlen auf von goldbekränzten Höhn!

Und ſie kommt, der man geharrt ſo bange,
Malet purpurroth die erſte Roſe,
Die voll Zuverſicht nach Oſten ſah,
Schmückt mit blaſſem Roth die zarte Wange
Jener zweiten, die bereits ſo lange
Stand umſchwebt von ſüßen Träumen da.

Aber unverwandt nach Weſten blickte
Immer noch die dritte jener Roſen,
Sann ihm nach dem ſchönen Abendroth;
Und der Widerſchein des Frühroths ſchmückte
Röthlich ihren innern Reich und drückte
Sehnſucht auf ihr Antlitz voller Tod.

J. G. Fiſcher.

Ueber's and're Jahr.

Mit Laube bedeckt
Vom vorigen Jahr,
Eine Knoſpe verſteckt
Vom vorigen Jahr;
Laß' es ſchlummern das Kind und berühr' es nicht,
— Laß' es träumen, ferne dem Tageslicht
Bis über das and're Jahr. —
O du treue Erde, du fromme Zeit,
Wie haſt du behütet über's Jahr,
Wie haſt du erweckt ſo wunderbar
Zum Tag die blühendſte Herrlichkeit!
Nun komme heran, du ganzes Thal,
Begrüß' und lobpreiſe ſie allzumal.

Eine Liebe geheim
Im vorigen Jahr,
Eine Knoſpe, ein Keim
Im vorigen Jahr;
Laß' ſie ſchlummern und träumen, berufe ſie nie,
Kein Name nenne, kein Lüftlein ſie
Bis über das and're Jahr. —
O du ſchlummernde Kraft, du heilige Zeit,
Wie haſt du behütet über's Jahr,
Wie haſt du erfüllet wunderbar
Der Liebe ganze Unfänglichkeit!
Nun rufe und nenne, was rufen mag,
Die unnennbare Liebe am lichten Tag.

Der Verlobten.

Du biſt es, deren Geiſt darüber ſchwebt,
Wenn ob dem glatten Strom die Ruhe webt;
Doch wie ein zitternder Gedanke bebt
Die Seele, denn was in der Tiefe lebt,
Das biſt du auch — und wenn ſich's wogend hebt,
Wenn es mit ungekannter Fluten Kraft
Mich zu umdrängen, zu verſchlingen ſtrebt
Und allen Widerſtand von hinnen rafft — !?
Nein — ſieh, des Stromes Bett liegt hinter mir
Und hell und ſtille wird's — ich bin bei Dir;
Wohl hatten Stromesfluten mich umzogen,
Doch Harmonien ſind der Seele Wogen,
Denn eine Klarheit wie dein Angeſicht
Lebt in den Lüften, in der Tiefe nicht.

Dein Auge.

Läſſeſt du Auge, ſtill und groß,
Läſſeſt du nimmer das meine los?
Wer biſt du, daß du mich ſo gefaßt?
Biſt du der Pfeil, biſt du der Schild?
Hältſt du die Seele der Seele ganz
Geſchloſſen in dieſen feuchten Glanz? —
Sei es, du ſchwimmendes, weiches Bild,
Weich, wie im Teiche ſich malt die Welt,
Daß uns beſſer die Welt gefällt!
Wie du mich einmal getroffen haſt,
Will ich ewig gefeſſelt ſchweben,

Will mit Andacht die Blicke fragen,
Ihr ſeliges Auf- und Niederſchlagen.
Will ewig mit eingeſchloſſen leben,
Wenn es ſich öffnet, dieß Himmelreich,
Wenn es ſich ſchließt, dieß Himmelreich.

Es lebt kein ſüßerer Augenblick,
Als wenn es ſich ſenkt, der Liebſten Auge,
Es lebt kein ſüßerer Augenblick,
Als wenn es ſich hebt, der Liebſten Auge.

Mein jüngstes Neujahr.

Schon Mitternacht! Es wachen auf
Gesang und Harfenton,
Ein neues Jahr beginnt den Lauf,
Ein altes gieng davon.

Oft stand ich schon gedankenvoll,
Ob ich in solcher Nacht
Rück- oder vorwärts denken soll,
Und habe — Nichts gedacht.

Da wußt' ich Nichts von mir und dir
Und nicht wo aus noch ein,
Niemand gehört' ich, Niemand mir.
So ganz und gar allein!

Nun ist der Pfad mir aufgehellt
Und gerne folg' ich, gern,
Nur Einer Achse folgt die Welt
Und Einer Bahn der Stern.

Wie sich der Flut ein Schwimmer gibt,
Der in den Strom sich warf: —
Ich weiß ein Leben, das mich liebt
Und das ich lieben darf.

Godfried Wandner.

Jugendliebe.

Um zu wecken altes Träumen
Aus dem fernen Jugendland,
Zieht es oft mich nach den Räumen,
Wo mein Herz das deine fand.

Längst verödet sind die Zimmer,
Morsch das üpp're Gartenhaus —
Und es floh der alte Schimmer,
Seit die Liebe zog hinaus.

Oftmal ist's, als müßt' ich sehen
Dich mit schwebend leichtem Schritt
Leise durch die Gänge gehen,
Die mein Fuß allein betritt.

Alte Zeiten tauchen wieder
Dämmernd auf in meiner Brust,
Süße lang verklungne Lieder,
Alte Sehnsucht, alte Lust.

Unter Blumen unser Rosen
Einst der lichte Tag verschien:
Mit der Liebe, mit den Rosen
Gieng auch all mein Glück dahin.

Welke Blumen.

Verdorrt sind längst die Blumen, die Liebe längst schon tot;
Noch wahr' ich manches Sträußchen, das sie mir einstens bot.

Durch die verwelkten Blätter weht's oft wie Frühlingsschein,
Als kehrt' in ihren Kelchen das alte Leben ein.

Ein blasses Antlitz leuchtet aus ihnen stumm hervor,
Mit ihm ein Strahl des Glückes, das ich an dir verlor.

Die stillen, dunklen Augen sehn mich so klagend an —
Wie hätt' ich manches anders zu dieser Frist gethan!

Großmütterchen.

Großmütterchen sitzt unter'm Lindenbaum
Und schaut in die Nacht hinaus,
Die fern am schweigenden Waldessaum
Sich friedlich breitet aus.

Alt ist der Baum, Großmütterchen grau,
Sie haben manch Jahr gesehn,
Sie sahen Lenze mild und blau
Und Stürme vorüber gehn. —

Ein Vogel flötet vom morschen Baum
Hernieder sein sehnend Lied,
Und durch Großmütterchens Herz ein Traum
Von Jugend und Liebe zieht.

So ist die Liebe das letzte Band,
Das beide am Leben hält;
Vielleicht schon morgen hat Gottes Hand
Die beiden Alten gefällt.

Dräxler-Manfred.

Mahnung.

Pflücke den Tag und genieße das Glück,
Das seine Stunden dir bieten;
Oeffne die Brust und erschließe den Blick,
Schwelge in Sonne und Blüten;
Eile, den flüchtigen Schmetterling Lust
Rosengeschaukelt zu haschen;
Besser als all, was entbehren du mußt,
Ist es, von Seligkeit naschen.

Greife doch zu, wo der Becher dir schäumt,
Tanze, zum Tänzer erkoren:
Hast du versäumt sie nun oder verträumt,
Ist dir die Stunde verloren.
Andre bereichern sich mit dem Geschenk,
Das dir vor Augen erglänzte,
Andre berauschen sich in dem Getränk,
Das dir die Göttin kredenzte.

Leid und Entbehrung dienieden ist groß
Und nur ein Tropfen die Freude.
Schürfe ihn auf und erheitre dein Loos,
Freue dich Andern zum Neide.
Immer umlagert dich böses Geschick
Mit seinen Qualen und Nöten, —
Pflücke den Tag und genieße das Glück,
Das seine Stunden dir bieten!

Chinesisch.

Eine Pfirsichblüte pflückt' ich
Nur der Herzgeliebten schickt' ich,
Deren Lippe aber glühte
Röther als jene Blüthe.

Eine schwarze Zwergbe fing ich
Nur zur Herzgeliebten zing ich,
Deren Augenbrauen schienen
Sie wie Zwergbenflügel kleinen.

Weiß war nächsten Tag's die Blüte
Und der Vogel, den ich hüte,
Ausgeflogen zu den Bäumen,
Die die Pfirsichblüten säumen.

Doch die Lippen meiner Lieben
Waren rosig stets geblieben,
Und der Augenbrauen Bogen
Waren schöner noch gezogen.

Heinrich Zeise.

Wanderlied.

Ich habe lang genug getragen
Des trüben Winters Noth und Pein,
Jetzt will an heitern Frühlingstagen
Auch ich ein freier Wand'rer sein.

Springt aus dem Felsen doch die Quelle
Hervor in neuverjüngter Kraft,
Und es begibt des Stromes Welle
Sich fröhlich auf die Wanderschaft.

Die Vögel wandern aus dem Süden,
Und ziehn gen Nord ohn' Aufenthalt,
Schon weht der Schaar, der wandermüden,
Der grünbelaubte Buchenwald.

Sie kommen weit aus fernen Zonen,
Wo Palmen stehn im Sonnenbrand,
Jetzt schmettern sie vom Buchenkronen
Den ersten Gruß ins deutsche Land.

Wie freudig wird ihr Ruf vernommen,
Es klingt die Mähr von Haus zu Haus:
„Des Frühlings Boten sind gekommen
„Und treiben Sorg' und Noth hinaus."

Jetzt gilt's zu ackern und zu bauen,
Die Veilchen und die Primeln blühn,
Jetzt kleiden Felder sich und Auen
Mit einem Mal in frisches Grün.

Der Waldessänger heitre Lehren,
— O Wanderlust, o frischer Klang, —
Befolgen will ich sie und ehren
Mein ganzes, ganzes Leben lang.

Vernarbt.

Schau dort den Baum im Waldesgrund
Im frischen Wachsthum steh'n,
Nur eine Stelle, jüngst noch wund,
Vernarbt wirst du sie seh'n.

Ist zwar am Stamm verwachsen auch,
Der einst ihn traf, der Hieb,
So sieht noch immerdar dein Aug'
Die Narbe, — sie verblieb.

So geht's dem armen Menschenherz'
Auch wenn es Blüthen treibt,
Traf einmal es ein bitterer Schmerz,
Die Wunde — sie verbleibt!

F. G. Pfarrius.

Im Montafuner Thal.

Mädchen mit den braunen Locken,
Stell die Spinnrei nun bei Seit',
Ferner Klang der Abendglocken
Kündet Feierabendzeit.

Bring' vom Ellth-Veltliner Weine,
Aber stell' zwei Gläser hin,
Trinke gar nicht gern alleine,
Wenn so froh, wie heut' ich bin.

Munter hüpft die Maid von dannen,
Und erstaunt verracht' ich sie,
Denn sie gleicht den schlanken Tannen,
Unter welchen sie gediehn. —

„Euer Haus liegt gar verlassen,
Aber freilich wunderschön,
Komm laß uns die Gläser fassen,
Mädchen, auf dein Wohlergehn!

Nicht so, Kind, das leichte Nippen
Laß ich gar nicht gelten heut',
Thu mir deinen süßen Lippen
Gründlich mir einmal Bescheid!"

„Danke freundlich, laßt mich spinnen,
Plaudern kann man doch dazu.
Muß noch recht viel Garn gewinnen,
Eh ich heute darf zur Ruh.""

„Laß auch mich einmal probiren,
Ob auch ich wohl spinnen kann,
Spinnen ist ein alt' Hantiren,
Knüpft sich manches Mädchen dran:

Dornenröslein, liebes Mädchen,
Kennst du wohl, du gleichst ihm ja, —
— Ach, da reißt mir ab das Fädchen,
Sei mit deiner Hülfe nah!"

Und sie setzt sich nicht zur Seiten,
Daß des Athems Hauch mich streift,
Rührig mit den Händchen beiden
In mein schlecht Gespinnste greift.

Da erfaß' ich rasch die Hände,
Blick' in's dunkle Auge ihr:
„Liebe, eh' ich hinweg mich wende,
Einen einz'gen Kuß gieb mir!"

Scheu und roth, voll Widerstreben
Sie, — doch ich piratenkühn:
„Keiner sieht, — willst du nicht geben,
Ei so nehm' ich frisch mir ihn!"

Otto Reisner.

Morgengruß.

F' in dem grünen, duftigen Haine
Ein Vöglein sang dem Morgenscheine,
Schritt ich mit frohem Jugendsinn
Durch thaugeschmückte Fluren hin,
Und wo ein Blümchen ich gefunden,
Hab' ich's zum Strauße dir gebunden.

Um deinen Geist noch Träume spinnen,
Doch mich ruft ernst der Tag von hinnen.
Wenn sich dein Aug' erschlossen hat,
Dann werden dir an meiner Statt
Die Schwestern mit den holden Blicken
Den Morgengruß vom Fenster nicken.

Der Liebesbote.

Vom weichen Schwester-Arm umschlungen,
Vom Arm' der Nacht, entschlief der Tag;
Und was gelitten, was gesungen,
Mit ihm in gleicher Ruhe lag.

Nur noch in deinem Garten klingen
Die Lieder der Frau Nachtigall,
Daß auf vor Liebessehnsucht springen
Die zarten Rosenknospen all.

In Herzenslust ich eine pflücke,
Und werf' sie dir in's Schlafgemach,
Daß sich dein Aug' daran entzücke,
Ist es vom süßen Schlummer wach.

Doch wenn im Herzen plötzlich regen
Sich Töne voller Zauberklang:
Dann klingt daraus dir das entgegen,
Was Nachtigall der Rose sang.

A. Ebeling.

Mailied.

(Zu ihrem Geburtstage.)

Der Monat Mai steht immer
In seiner Brüder Kreis,
Mit lichtem Farbenschimmer,
Hoch obenan im Preis.
Was lenzverklärt hienieden,
Das ist im Mai zu sehn,
Weil ihm von Gott beschieden,
Am schönsten dazustehn.

Ein Blühen und ein Singen
Im Monat Mai zumal,
Daß Duft und Töne dringen
Bis in das fernste Thal.
Was Winterschnee gewesen,
Das wird zu Blütenschnee;
Und jeder ist genesen
Auch von dem schlimmsten Weh.

Und soll ein Menschenleben
Beglückt und herrlich sein,
So wird es ihm gegeben
Im Mai, im Mai allein.
Dann ist, daß er im hohen
Genuß ihn feiern mag,
Der Tag von seiner frohen
Geburt ein Maientag.

O Monat, du der Wonne,
Ich sieh's aus voller Brust,
Gib ihr die heilste Sonne,
Gib ihr die reichste Lust!
Dann wird, was nah und ferne
Die Maienweit verschönt,
Zu einem lichten Sterne,
Der ihren Scheitel krönt.

August Silberstein.

Um deine Liebe.

Ich möchte dich hüllen in Purpurgewand,
Mit Perlen und mit Demantschnüren
Dir Haupt und Brust und Arme zieren,
Nur um zu küssen deine Hand,
Nur um dein Herz zu rühren,
Um deine Liebe!

Fast möcht' ich dich finden im tiefsten Leid,
Wenn ich ein Fürst der Fürsten wäre,
Nur daß ich rufen könnte: du Hehre,
Dein ist mein Reich voll Herrlichkeit,
Zu trocknen deine Zähre,
Um deine Liebe!

Ich weiß von unerhörten Wundern.

Ich weiß von einer holden Rose
In ihres Blühens schönstem Lenze;
Nicht Herbst, noch Winter können walten,
Daß sie nicht lächle, dufte, glänze!

Ich weiß von einem trauten Sterne
In seines Strahlens hellstem Scheine;
Nicht Wolken, noch der Tag verhüllen
Die milde Glut, die klare, reine!

Ich weiß von unerhörten Wundern!
Doch nein, allein vom Lied, dem schlichten,
Nur dies, gesagt ist's mit Allem,
Wovon die Dichter träumend dichten!

Ich und vom Wald die Quelle.

Ich und vom Wald die Quelle
Eilen zum Thal hinaus,
Wir suchen die gleiche Stelle,
Dort vor des Liebchens Haus.

Das Bächlein plaudert als Brunnen
Vor ihrem Fensterlein,
Ich flüstre Grüße voll Wonnen
Ihr in das Stübchen hinein.

Sie eilet, die kühlen Grüße
Am klaren Brunnen zu nippen,
Ich drücke die heißen Küsse
Ihr auf die rothen Lippen!

Albert Ferrari.

1.

Du Mond mit reinem Silberschein,
Wie schaust du in mein Fensterlein;
Mir ist so wohl in reinem Licht,
Als säh' ich Ihr in's Angesicht.

Doch ach, mein Lieb ist fern von hier,
Ich bin betrübt; ich klag es Dir.
Denn Niemand hat seitdem so traut
Wie du in's Auge mir geschaut.

2.

Leise flüstert's in den Linden
Wie mit leisem Geisterwehn,
Melodien vom Wiedersinden,
Melodien vom Wiedersehn.

Es verstummt des Busens Klage,
Wie die Töne still verwehn,
Nur im Seufzer hallt die Frage:
„Wann und wo ein Wiedersehn?"

3.

Es zittern die Blätter so golden
Im sonnendurchwebten Raum,
Es hauchen die Blüthen, die holden,
Den wundersetigsten Traum.

Den Traum von süßer Liebe,
Den Traum von bitterem Leid —
Vorüber du Bild, vorüber
Mit deiner Seligkeit.

4.

Wie alles Leid des Lebens
Doch vor dem Lichte flieht,
Wenn früh am Morgenhimmel
Das erste Roth erglüht.

Mir ist als dämmere Hoffnung
Mit jedem jungen Tag,
Bis daß ein Morgen nahet,
Der nimmer enden mag.

Albert Traeger.

Melancholisches Sonett.

O sehe deine Augen zweifelnd fragen:
Hat wirklich er manch wildes Lied gesungen,
Nur sind es nicht verlämmerische Zungen,
Die seinen keden Uebermuth verklagen?

Du hast mich nicht gekannt zu jenen Tagen,
Da den bekränzten Becher ich geschwungen,
Von weichen Armen schmeichlerisch umschlungen,
In süßem Rausch der Harfe Gold geschlagen.

In stillem Ernst hab' ich mich beugen müssen,
Nicht ält' ich mehr das Jechen und das Küssen,
Doch bin ich auch kein übersatter Büßer.

Nur noch beschleicht zuweilen mich ein Neben
Aus alten Zeiten, wie von fernen Reben
Ein wintervermehrter Duft, ein frühlingssüßer.

Wie lieblich seid Ihr! — —

Wie lieblich seid Ihr, holde Frauen,
Wenn stilles Wohlthun Euch verklärt,
Wenn Perlen Eure Blicke thauen,
Und Ihr, gleich Engeln anzuschauen,
Dem Elend süßen Trost gewährt.

Was Eurer Schönheit Wunderblüthe
Den Zauber ew'ger Jugend bringt:
Die Quelle ist's der Himmelsgüte,
Die tief im weiblichen Gemüthe,
Ein Labsal aller Noth, entspringt.

Die von der rauhen Welt verstoßen,
Die Armen sind Ihr im Gemüth,
Es blüh'n um sie der Mitleid's Rosen,
Nur freundlich winkt dem Obdachlosen
Im Frauenherzen ein Asyl.

Ernſt Scherenberg.

An ihrem Grabe.

„Es iſt beſtimmt in Gottes Rath" —
Wie oft im trauten Freundeskreiſe
Erſcholl die wehmuthsvolle Weiſe,
Wenn ſonſt die Trennung uns genaht!
Doch durch die bange Abſchiedsſtunde
Fühlt' ich es glückverheißend weh'n,
Denn tröſtend klang's von deinem Munde:
„Auf Wiederſehn! Auf Wiederſehn!"

„Es iſt beſtimmt in Gottes Rath" —
Nun ſingen deine Lieblingsweiſe
Sie dir zur letzten, ew'gen Reiſe
Auf dunklem, unbekanntem Pfad.
Dich aber wecken keine Lieder,
Du kannſt den Klang nicht mehr verſteh'n —
Wie Geiſtergruß nun tönt's hernieder:
Ade! — Auf Nimmerwiederſehn!

Es ſei dein Herz, wie der Demant.

Es ſei dein Herz, wie der Demant,
Der, wenn zuvor auf ihm gefunkelt
Der Sonne lichter Strahlenglanz,
Selbſt leuchtet, wenn es ſpäter dunkelt:

Auf daß, ſinkt trüb vereinſt dein Tag,
Uns mußte deine Sonne ſcheiden,
Es aus dem eignen Innern ſtrahlt
Mild in die dunkle Nacht der Leiden.

Robert Hamerling.

O, Thränen ſind ein feſter Kitt.

O, Thränen ſind ein feſter Kitt —
Das Lied, das nicht mit dir gemeint war,
Das erſt die Luft, noch nicht der Schmerz
Dir in wilder Umarmung geeint war,
Das iſt nicht rein, das liebſt du noch nicht,
Das kannſt du noch laſſen, noch miſſen —
Doch das dein geworben in Schmerzesglut,
Nur blutend wird's dir entriſſen!

Auf den Lippen zergeht ein lächelnder Kuß,
Wie Süße des Weins in der Nähe:
Doch ein Kuß, den das Salz der Thränen gewürzt,
Der ätzt dir ein Mal in die Seele.
Aus Roſenfeſſeln der Liebe vermagſt
Du noch leicht dich zu löſen, zu retten:
Diamant'ne Bande ſchlingt ſie dir nur
Aus Thränenperlenketten!

Winterlied am Bache.

Sieh, da liegt erſtarrt der Bach,
Eine tote grüne Schlange:
Schwalbe zog der Schwalbe nach,
Und mit meinem ſtummen Drange
Bin ich, ach, ſo ganz allein!

Gold'ne Sonne, die du wanderſt
Ueber eingeſchneite Berge,
Kommt der Lenz, mit tiefen Wellen
Thaue mein Geheimniß auf!

Wann die Schwalben wiederkehren
Und im Wald die Primel blüht,
Soll die Stillgeliebte hören,
Was in meiner Seele glüht.

Lyrische Aphorismen.

I. Tag und Nacht.

Der Tag, ein fröhlicher Junge, bezahlt
Den Lichttribut
Mit einem eing'gen funkelnden Goldstück —
Die geizige Nacht
Mit unzähliger Scheidemünze
Und einem abgegriffenen Silberstück. —

II. Drei Dinge.

Seltsam, daß uns die Augen zudrücken
Die drei süßesten unter den Dingen,
Die uns entrücken
Der irdischen Noth,
Die uns zuhöchst auf Erden beglücken:
Liebesentzücken,
Schlummer und Tod.

Stammbuchblätter.

Was will doch nur die Poesie?
Sie kommt zu spät, sie kommt zu früh,
Hat schnöden Lohn für edle Müh',
Was sie gewollt, erreicht sie nie.

Schönheit ist nur das Blühen einer Blume:
Doch durch die Macht wird sie zum Herrscheramt,
Und durch die Huld wird sie zum Priesterthume.

Uns Alle drückt der Fluch der Danaiden,
Des Glückes Flut zu schöpfen mit dem Siebe:
Doch — Schönheit lebt, wenn Schönes auch entschwindet,
Wenn Liebes uns verläßt, es bleibt die Liebe.

Melchior Meyr.

Eine poetische Rehrenlese.

Aus frühern Tagen.

1.

Reizend, kindlich, frisch, ätherisch —
O glückel'ge Creatur!
Wenn sie lächelt, gleicht ihr Antlitz
Blütenhellen Maienflur.

Lenz im Auge, Lenz im Herzen!
Alles reich und unbewußt! —
Fühl' es, und ein Blitz der Wonne
Glüht mir zuckt durch meine Brust.

Freilich wohl, das wär' ein Liebchen
Für den edeln Musensohn!
Freilich wohl, die solle' ich nehmen —
Doch ein Anrer hat sie schon!

2.

Reizend Kind! So früh entfaltet
Zu der reinsten Jugendblüte;
Kräftig, anmuthsvoll gestaltet,
Und schon froh geneigt zur Güte!

Hörst es gern, wenn ich dich preise,
Ob die Augen auch, die lieben,
Vorwurf schaun in holder Weise,
Daß mein Loben übertrieben.

Ach, es kann ja nicht erreichen —
Denn die Worte sind vergebens —
Dieses Antlitz ohne Gleichen,
Diesen Duft des jungen Lebens.

Traum der Liebe, scheu Verlangen
Glimmen auf in deiner Seele,
Und es röthen sich die Wangen,
Daß kein eing'ger Zauber fehle.

Laß die Güte dich bezwingen,
Den Bezwungenen zu lieben!
Ueber Gnade! Denn zu ringen,
Keine Kraft ist mir geblieben.

3.

Du liebes kleines Mädchen,
Du herzig gutes Kind,
Ach wüßtest du, wie süße
Mir deine Küsse sind!

Du küssest mit Verlangen,
Mit kindlich scheuer Lust,
Nur pochend ruht an meiner
Die jugendliche Brust.

Nur wie verschönt die Minne,
Der süße Minnesold!
Dein Augenpaar, wie leuchtend!
Dein Angesicht, wie hold!

Noch einen, Liebchen, einen! —
O Himmel, welch ein Kuß!
Nein, küsse, laß dich küssen,
Nur heute keinen Schluß.

1.

Er.

Liebste, das ist nicht zu leugnen,
Schlennig war dein Sinn bestrickt.
Hatt' ich doch noch kaum geworben,
Als du hold mir schon genickt.

Sie.

Viel geschwinder warst du selber.
Hattest mich ja kaum gesehn,
Als du nur im Stande warest,
Meiner Tritte Spur zu gehn.

Er.

Sag', wie kam es doch, mein Schätzchen,
Daß dein Herz, im Nu gerührt,
Mit so liebenswerther Eile
Dich in meinen Arm geführt?

Sie.

Sag', wie kam es doch, mein Trauter,
Daß den Arm du ausgestreckt
Mit den Blicken eines Grames,
Der Erbarmen mir geweckt?

Er.

Soll ich sagen, was gesagt sehn
Täglich ist und stündlich ist? —
Wehe, wir sind große Sünder,
Wenn die Liebe sündlich ist.

5.

Was wir mit glühendem Herzen ersehnt
Und glücklich endlich gefunden:
Daß wir uns, Wang' an Wange gelehnt,
Frohzärtlich halten umwunden;

Daß wir uns beide Haut in Haut
Und Herz an Herzen ergezen —
Es würde den lieben Unverstand
Und Neid unendlich verletzen.

Laß uns den reizend geheimen Bund
Zum Trutz der Thoren erneuen!
Wir wollen, im innersten Herzen gesund,
Nur inniger uns erfreuen.

Und wenn aus Wonnen traumverschönt
Noch träumend wir erwachen,
Uns über den Eifer, der Liebe verpönt,
In selige Freude lachen.

Gedichte eines wunderlichen Heiligen.

1.

Meinst du wohl, daß immer dir noch
Ueber dich der Sieg gelinge?
Nein, der eine Schritt entscheidet,
Der dem Reiz dich nahe bringt.

Denn je näher, um so lichter
Glänzt der Schönsten Angesicht,
Um so lockender die Freude,
Die das Glutenaug' verspricht.

Alles, was dir je geleuchtet,
Hat verloren seinen Schein,
Und mit übermächt'gen Strahlen
Eine Sonne herrscht allein.

Ihre süßen Züge schauen,
Und dann mannhaft widerstehn?
Frei von hinnen gehn? Unmöglich!
Ihr an's Herz und untergehn!

2.

Von stillgebietenderem Geschick
Ist er hinweg genommen
Der Zauber, der den reinen Blick
Gefangen nahm dem Frommen.

Die weißen Arme, die gerobt
Mit tödtlich engen Banden,
Die schwarzen Augen, die gelobt,
Sie sind in fernen Landen.

Nicht lockt sie mehr, die Zauberin,
Die schon den Geist gekettet,
Die schon berauscht den irren Sinn! —
Weh mir, ich bin gerettet!

Melancholisches.

1.

An den Mond.

Du scheinst durch's offne Fenster
Vom Himmel klar:
Du leuchte der Gespenster,
Du trifft mich wunderbar.

Ich hatte dich verlassen,
Gesellt mein;
Statt an dem Geisterblassen
Hing ich am Sonnenschein.

Ich pries den Glanz, der farbig
Die Fluren schmückt,
Und hellen Muths erwarb ich,
Was glühend mich beglückt.

Es ist dahin geschwunden, —
Aus jede Spur!
Mir blieb von sel'gen Stunden
Ein kranker Abglanz nur.

Und nächtlich wirrt's im Leben
Und still in mir;
Da zieht's mit leisem Beben
Mich wieder hin zu dir.

Du strahlst in bleicher Kühle
So freundlich mild,
Erinnernder Gefühle
Wehmüthig Ebenbild.

2.

Des Abends in meiner Stube,
Da sitz' ich still allein
Und sehe melancholisch
In düstre Nacht hinein.

Ich denk' an dieß und jenes,
Ich denk' an schöne Zeit,
Sie schwand dahin und ließ mir
Das Leid der Einsamkeit.

Es kommt auch anders geben,
Es hatte Raum und Frist;
Allein es ging nun eben,
Wie es gegangen ist.

So wird es weiter gehen,
Gehn ohne Wiederkehr,
Hübsch abwärts — und am Ende,
Da geht es gar nicht mehr!

Poesie.

Singe, Dichter, singe so schön,
Als es die Freude, die Liebe vermag.
Wehmuth freilich erweckt dein Lied
Und ein Bangen quillt in der Brust,
Daß nur im Liede die Freude währt,
Daß nur im Bilde die Schönheit glänzt,
Während im Leben die Nacht sie verschlingt.
Aber der Schönheit Zauber beglückt
Auch im Spiegel das trauernde Herz,
Und vor dem schimmernden Bilde der Lust,
Süß ist die Sehnsucht, süß ist das Leid.

Max Schaffrath.

Bekenntniß.

Sie hab' in früher Jugendzeit
Ich fühn gehofft und heiß ersonnen!
Der Schmeichellaut Unsterblichkeit
War tief im Herzen mir erklungen.

Es lag die Welt so voll und reich
Vor mir, den süßer Wahn berhörte;
Stolz blickt' ich, dem Erob'rer gleich,
Als ob das alles mein gehörte.

Den fernsten Stern, die Ros' im Thal
Verknüpften meine Phantasieen:
Mir war der Schöpfung weiter Saal
Huldvoll, ein geistig Reich, verliehen.

Das Große der Vergangenheit
Erstand vor meinem Blick lebendig;
So sank die Schranke hin der Zeit,
Und Gegenwart war allbeständig.

Verheißend rankt' in sie hinein
Der Zukunft dunkle Wunderblume;
Schon stahl sich Duft und goldner Schein
Aus leicht verhüllten Heiligthume.

O schöner, kurzer Jugendtraum!
So grausam ward ich aufgerüttelt,
Wie wilder Sturm vom Apfelbaum
Die kaum erschloss'nen Blüthen schüttelt.

Es schwand die Glut, es schwand die Lust,
In Asche sank mein reiches Leben;
Kaum daß noch in der öden Brust
Ein leis Erinnern nachgeblieben.

Am Boden im Gestrüpp ein Aar
Neucht blutig mit gebrochnem Flügel;
Sein Auge trüb, des Glanzes baar,
Starrt fern auf sonnenhelle Hügel.

Durch Brombeerrank und dumpfes Moos
Schleppt er den Leib umher, den siechen,
Auf kleinem Raume ruheles
Nothdürft'ge Nahrung zu erkriechen.

So brach auch mir des Schicksals Hand
Erbarmungslos die kühnen Schwingen;
In engumgränzten Kreis gebannt
Galt's fürder ein alltäglich Ringen.

Nun sah ich in verschwieg'ner Noth
Der langen Jahre Stunden wandern —
Ein trüg'risch überkünchter Tod! —
Einförmig eine glich der andern.

Wie hoffnungslos ein Kranker stöhnt
Und himmelan mit Schmerzgeberde,
Dem letzten Augenblick versöhnt,
Forscht, ob denn endlich Abend werde:

Solch Sehnen rämmert' in mir auf;
Gleichmüthig mit verhalt'ner Klage
Sah ich den reiglos gleichen Lauf
So schön gerämmter Lebenstage.

O Abendroth, wie säumst du lang! . . .
Da sieh! im Osten ist's entglommen;
Melodisch klingt's wie Lerchensang:
Es will ein neuer Morgen kommen!

Ein neuer Lenz bereitet sich.
Das ist ein Duften und ein Glühen,
Wie unterm schönern Himmelsstrich
Zweimal des Jahrs die Bäume blühen.

Es haucht mich an so warm und mild;
Ein selt'nes Wunder ist geschehen,
Seit ich mein schön'res Ebenbild
In deiner Augen Strahl gesehen.

Ach, seit mit sel'gem Liebesschein
Mir glänzen diese klaren Lichter,
Zog neues Leben jubelnd ein,
Und neu in mir erstand der Dichter.

Still hingeschmiegt an deine Brust,
Von deiner Arme Ring umkettet,
Wie bin ich stolzer Kraft bewußt!
Durch dich bin ich mir selbst gerettet.

Im milden Strahle deiner Huld
Zu reinster Menschlichkeit gediehen —
Versiegt der Haß, gesühnt die Schuld —
Der ganzen Welt hab' ich verziehen.

Ja, aller Aufruhr ist gestillt.
Um dich nur weben die Gedanken,
Wie um ein einsam Heil'genbild
Sich wilde Rosen friedlich ranken.

Was ich besitz' und bin, ist dein!
Kannst du vom eig'nen Werke lassen?
Und dennoch könnt' ich nur verzeihn
Und endlos trauern, doch nicht hassen.

O laß mich nicht! Mein ganzes Glück,
Mein Leben ist an dich gebunden.
Und wankst du je, so denk zurück
An jene stillen, sel'gen Stunden!

Der Gott der Liebe, glaub's, er wird
Von dir einst fordern meine Seele,
Wenn ich, an Menschentreu betrirt,
Gebrochn'em Muths mein Ziel verfehle;

Wenn er die Kraft, in mich gelegt,
Mit dem vergleicht, was ich verwendet,
Und auf gerechter Wage wägt
An jenem Tag, wann ich vollendet.

O laß mich nicht! Aus Geistesnacht
Hast du mich neu zum Licht erzogen,
Und selig bin ich aufgewacht —
O daß mein Hoffen nicht gelogen!

Wenn blasser stets das Abendlicht
Mählig verlischt im Dämmertönen,
Dann mag unmerklich das Gesicht
Sich an die tiefe Nacht gewöhnen.

Doch wenn nun durch die tiefe Nacht
Ein Leuchten fährt, ein jäh Gefunkel,
So schnell verblitzt, wie grell entfacht,
Dann ist das Dunkel doppelt dunkel.

Blick in die Zukunft.

Ich schied von dir für manchen Tag,
Im Herzen selig und beträngt.
Die Nacht ist stumm, der Himmel rings
Mit Wolkenschleiern dicht verhängt.

Was birgt für uns der Zukunft Schooß?
Es bebt mein Herz; ich schau' empor,
Und sieh', es theilt sich das Gewölk,
Ein bleicher Schimmer bricht hervor.

Es ist der Abendstern. Er blickt
Auf mich herab versöhnungsmild
Und senkt mir Trost ins bange Herz —
O lieber Stern, er ist mein Bild!

Er liebt die Sonne schmerzlichtief
Und folgt ihr nach auf stiller Bahn.
Sie ist ihm hold; ihr Strahlenblick
Zieht seine Seele mächtig an.

Und nimmermüd' umkreist er sie,
Ach, nur erreicht sie ewig nicht.
Sein stilles, dunkles Leben glänzt
Im Wiederschein von ihrem Licht.

Feodor Loewe.

Ein Haus am Thor.

Es steht ein Haus zunächst am Thor;
Und führt mein Weg mich dran vorbei,
So blickt mein Aug' zu ihm empor,
Als ob mir drin was Liebes sei.

Wer's jetzt bewohnt, wem's eigen ist —
Fremd sind mir Jene ganz und gar;
Allein die schöne Zeit vergißt
Mein Herz nicht, wo das anders war.

Denn eins der Fenster mahnt: „Ich bin
Dasselbe noch, woran sie stand,
Und, gingst du durch die Straße hin,
Herabgegrüßt mit Haupt und Hand."

Dasselbe ist es, das sie dicht
Einst mit des Vorhangs Sammt verhängt,
Ward's allzusehr vom Sonnenlicht
Und von des Mondes Strahl bedrängt.

Und hinter ihm, im stillen Raum
Voll holder Dämmerung, allein,
Durchträumten wir den schönsten Traum
In seligem Beisammensein.

So manchen Tag, in Nächten auch,
Hat leis dieß Fenster sich bewegt,
Kam ich heran; — nun hat ein Hauch
Sich trübend auf sein Glas gelegt.

Die blinden Scheiben mahnen mich
An höchstes Glück und tiefsten Schmerz,
An einen Glanz, der längst verblich,
Und schneller klopfend horcht mein Herz. —

An jenem Haus, zunächst am Thor,
Als ob mir drin was Liebes sei,
Blickt sinnend stets mein Aug' empor,
Und langsam nur schreit' ich vorbei.

Waldkühle.

Laß dein tiefgeheimstes Leben
In der Fülle seiner Macht,
Deine Schatten mich umweben,
Grüne, heil'ge Waldesnacht.

Deinem Wipfelwehn zu lauschen,
Labt in dieser Tage Glut,
Wie den Wandrer schon das Rauschen
Einer fernen Meeresflut.

Widerstreitende Gefühle,
Die mir Herz und Geist erregt,
Hat der Anhauch deiner Kühle
Sänftigend zur Ruh' gelegt.

Ströme starken Dufts zu trinken,
Trauter Wald, vergönnst du mir;
Ziehst, ins warme Moos zu sinken,
Freundlich mich herab zu dir.

Zu erhorchen, wie tiefinnen
Dir im Schooß der Werdekraft
Volle Lebensadern rinnen
Und ein ewig Wirken schafft.

Daß ein liebesorglich Schonen
Unten bei den Wurzeln bleibt,
Wenn das Laub von deinen Kronen
Längst vergilbt im Winde treibt.

So von deinem Arm umschlungen
Find' ich neue Lebenslust,
Denn dein Hauch hat mich durchdrungen,
Mütterliche Erdenbrust.

Kann aus liebendem Umfangen,
Das mich ganz gefangen nahm,
Mir gesättigtem Verlangen
Stärker scheiden, als ich kam.

Josefine Freiin von Knorr.

Uebelbilder.

O Träume, die von Innen
Sich drängen sonder Rast,
Die kommen und zerrinnen,
Eh' sie mein Auge faßt.

Ihr, die in hundert Bildern
Mit der Gestaltung Drang
Mir wollt die Zukunft schildern
Bald fröhlich und oft bang!

Ihr mahnt in eurem Jagen
Mich an das Bilderspiel,
Das einst in Jugendtagen
Dem Kind so wohl gefiel!

Da stand die Cathedrale
Mit einer Beterschaar,
Bis fort mit einem Male
Der leuchtende Altar.

Und eine sonn'ge Küste
Sich aus den Pfeilern wand,
Die dann im Bild der Wüste
Allmählich wieder schwand!

Die Berge und die Flüsse,
Die Städte und das Meer,
Sie sandten ihre Grüße
Im Wechselzuge her.

Und so in meinem Innern
Geht's lange Stunden zu,
Gehofftes und Erinnern
Bekämpft sich ohne Ruh.

Wie mit verborg'nem Hebel
Wirkt eine mag'sche Kraft,
Es steigt und sinkt ein Nebel,
Der Zauberbilder schafft.

Bis daß allmählich leise
Der Vorhang niederfällt,
Und vor die mag'schen Kreise
Die Wirklichkeit sich stellt.

Walter Schwarz.

Sechs Lieder.

1.

Sie sagen, du seist dem Meere gleich,
So unergründlich, so tief, so reich,
Dich habe noch Keiner verstanden.
Dein Wesen sei ungleich wie Ebbe und Fluth,
Es müsse des kühnsten Schiffers Muth
An seinen Rätzeln stranden.

Ich aber vertraute dem Auge dein,
Wie über dem Meere dem Sternenschein,
Vor dem mein Bangen geschwunden.
Ich war ein Taucher und fuhr hinab;
Die Liebe mir ihre Leuchte gab —
Ich habe Perlen gefunden.

2.

Heut' Nacht sah ich im Traume
Das lichtdurchglänzte Land,
Schimmernd im Meeresschaume
Den grünen Küstenstrand.

Die Anemonen blühten
Am Berge weiß und roth;
Und ferne Wolken glühten.
Wir fuhren im kleinen Boot.

Ferner die Küsten rückten,
Stiller ward unsre Bahn;
Nur reine Augen blickten
Mich wie ein Märchen an.

3.

Ach wie doch Alles, Alles nun
So anders worden ist!
Ich seh dich an und weiß es kaum,
Ob du es bist? —

Wohl sind's die alten Augen noch,
Doch nicht der alte Blick.
Und bin ich wied'rum auch bei dir,
Wo ist das Glück? —

Du hast mir heut' im grünen Wald
Blauveilchen wohl gebracht,
Und warst dabei so freudenreich
Und hast gelacht.

Und ich ward still; — die Veilchen ach!
Duften nach alter Zeit,
Die hinter den Bergen begraben liegt,
Wie weit, wie weit!

4.

Es war ein Traum, der mich beim Tanze
Von hundert Herzen einst belog,
Als ich im raschbewegten Tanze
Mit dir den lichten Saal durchflog.

Rings war ein rauschend, buntes Leben,
Wie schlug mein Herz an deinem bang,
Wie fühlt' ich jeden Nerv erbeben,
Als dich mein Arm so fest umschlang.

Ich weiß, es giebt uns zu vereinen
Kein Band auf Erden, denn es liegt
Dein Vaterland so fern dem meinen
Und mein Gott ist der deine nicht.

Und nur aus deinen Augensternen
Lockt mich ein irrer Zauberschein,
Als könntest du in allen Fernen
Mein Gott und meine Heimath sein.

5.

Es ist nun schon so lange her,
Daß ich dich nicht gesehn.
Die Tage kommen bang und schwer,
Sie kommen und vergehn.

Ach und das süße, liebe Bild
Rückt immer ferner mir.
Bald wird mir's sein, als hätt' ich mild
Einst nur geträumt von dir.

6.

Und wer dir erzählt: ich lebe vergnügt,
Weder von Kummer noch Sorgen besiegt,
In Saus und Braus, Tag aus, Tag ein,
Bei Tanz und bei Liedern, bei Spiel und bei Wein —
Dem glaube du Alles, was er zu dir spricht:
Er redet die Wahrheit, beklagt dich nicht.
Doch wenn er dir sagt: ich vergäße dein,
Und nennte andere Liebe mein,
Ich fände im Rausche ein wirkliches Glück,
Mein Herz sei so froh, wie mein Wort und mein Blick —
Dann schüttle das Haupt und wisse still,
Was all' der Lärmen bereuten will.

Einem Freunde.

Das stille blaue Wasser hab' ich gern
Von friedlich abgegrenzten Alpenseen;
Ich lieb' es, wenn ein funkelnd lichter Stern
Mich trostreich grüßt aus klaren Himmelshöhen.
Die Augen lieb' ich, drin der Frieden ruht,
Die weichen Stimmen, die zum Herzen dringen:
Ich lieb' des Abendrothes stille Gluth,
Wenn sanfte Lieder über's Wasser klingen.

Ich brauche Frieden, Ebenmaaß und Ruh,
Soll mir der Schmerz im eignen Herzen schweigen;
Drum mag ich nicht, mein theurer Freund, wie du,
Mich in das Eis der Gletscher hoch versteigen.
Nicht mag ich in des Schnees gespaltner Schlucht,
Im Sturmwind, Wolkenkampf und Blitzesrücken,
Im starren Fels und seiner zähen Kluft
Schreckhaft mein eigen Spiegelbild erblicken.

Mein Kind.

Im hohen Korne steht mein Kind
Mit Augen blau und klar,
Es weht im kühlen Morgenwind
Sein lichtes Lockenhaar.

Für seinen großen Blumenstrauß
Scheint fast die Hand zu klein;
Und aus den Augen strahlt's heraus
Wie lauter Sonnenschein.

Du Herzensblum', du Liebling mein,
Gott segne dich, mein Kind;
Er fächle stets die Stirne dein
Mit frischem Morgenwind.

Er geb' dir Blumen allezeit,
Dich fromm daran zu freun,
Und stell' dich immer so wie heut'
In seinen Sonnenschein.

Fr. Xav. Seidl.

Noch hüllt ein Dämmerschein der Kindertage —

Noch hüllt ein Dämmerschein der Kindertage
Mit mildem Glanz dein holdes Wesen ein,
Und ohne Angst vor jähem Wetterschlage
Schaust du der Zukunft Himmel blau und rein.

Ineß ich vor der Welt mit scheuem Bangen
Still unser seliges Geheimniß hüt' —
Kein Ton des Spottes soll zu dir gelangen
Und dir den Frieden stören im Gemüth.

Ich weiß, es wallet tief in deinem Innern
Der Liebe Strahl in unverfälschtem Glühn,
Laß unter Sehnen, Hoffen und Erinnern
Die Tage reifen und die Morthe blühn!

Strophen.

Was auch an wechselnden Gestalten
Im Leben uns begegnen mag,
Wir gehen, ohne sie zu halten,
Daran vorüber manchen Tag.

Auf Einmal klingt es hold und leise
Durch uns're glüh'nde Seele weit,
Wie eine längst bekannte Weise
Von Heimathglück und Jugendzeit.

Und dann an eine liebe Stelle
Streift einmal unser flücht'ger Fuß —
Wir grüßen und entgegen helle
Erfreut uns ein verwandter Gruß.

Oft ist's ein Lied mit frohem Hauche,
Ein einzig Wort oft, das entschwebt,
Ein Blick aus einem schönen Auge,
Der ewig in der Seele lebt.

Und neu beginnt das Herz zu schlagen,
Daß wir nicht an's Vergangne denken,
Mehr denken, und uns nimmer fragen,
Ob wir das Glück auch wiedersehn.

Wir glauben nur, daß, was wir fanden,
Erblühen wird zur schönsten Saat,
Weil unsern Gruß ein Gruß verstanden,
Weil uns ein Blick gesegnet hat.

Phalanx.

Im Meergestad', im Feindeslande,
Berübten Sinn's, im Kriegsgewande,
So saß er ernst und schweigend da,
Ob auch sein Auge rings die Seinen
In Kampfeslust sich froh vereinen
Und alle hoch begeistert sah.

Doch wie sein Blick nach Ost sich wendet,
Da eilet, den er ausgesendet,
Ein Bote, staubbedeckt herbei,
Und bringt die längst ersehnte Kunde,
Was von der Gottheit heil'gem Munde
Ob seinem Haupt beschlossen sei.

„Vernimm, o Herr, was ich erfahren,
Und siehe, daß sie dich bewahren,
Klar scheint der Götter Spruch zu sein:
„„Wo Thau der blaue Himmel regnet,
Da sind die Waffen dir gesegnet,
Der Sieg und auch das Land ist dein!““

Der Feldherr hört's mit bangem Zagen,
Drei Tage schon die Wolken jagen
Am Himmel dunkelgrau dahin.
„Thor“, spricht er, „auf Orakel bauen,
Der eig'nen Manneskraft vertrauen
Bringt uns viel sicherern Gewinn.“

Doch ist umsonst ihr rastlos Streben,
Kein Lohn ward ihren Müh'n gegeben,
Es war kein Sieg mit ihrem Schwert.
Vom Himmel fällt kein Regen nieder,
Und dunkel ziehn die Wolken wieder —
Es siehet der Feldherr gramverzehrt.

Da kommt sein Weib mit bleichen Wangen
Und angstvoll in das Zelt gegangen,
Sie ahnt und fühlt sein traurig' Loos;
Sie weiß, es nagt an seinem Herzen,
Und ohne Wort in ihren Schmerzen
Sinkt sie ihm weinend in den Schooß.

Doch plötzlich, wie vom Blitz getroffen,
Fährt er empor, ein freudig Hoffen
Erglänzt auf seinem Angesicht.
Sein Herz hat neues Glück erfahren;
Drum eilt er schnell zu seinen Scharen,
Umarmt sein trautes Weib und spricht:

„Nun ist der Götter Zorn entschwunden,
Ich hab' den süßen Thau gefunden,
Nach dem ich sehnend aufgeschaut.
So zieht gerrost in's Schlachtgetümmel,
Dies Auge ist mein blauer Himmel,
Aus dem die Thräne mir gethaut.“

Bald zogen sie mit Jubelschallen
Zum Kampf; Taranto war gefallen,
Eh' noch der Tag entschwunden ganz.
Und Aethra legt beim Klang der Lieder,
Als scheidend ging die Sonne nieder,
Auf ihres Helden Haupt den Kranz.

Max Schlierbach.

Sommerabend.

Du eines Nahens gewärtig, sieh,
Strahlt entzündeter Leuchte Schein
Hell hinaus in die Sommernacht.
Durch's geöffnete Fenster wallt
Hin und wieder der Blüthen Duft;
Auf den Wogen des Windes kommt,
In den Mantel der Nacht gehüllt,
Muse, schwebe hernieder!

Die auf silbernem Nahne dort
Segelt hin durch der Lüfte Meer,
Selbst Selene die Königin
Kam im Dämmer hernieder einst:
Von ambrosischer Küsse Hauch,
Nektarfeuchtem Gelock umspielt,
Sah der Schläfer Endymion
Götterfetige Träume.

Mich auch küssest du weihend oft
Auf die schlummerbesiegte Stirn,
Kamst geschmückt mit dem Myrthenzweig,
Kamst von himmlischem Licht umstrahlt!
Hör' auch heute des Freundes Ruf;
Mit begeisterter Lippe dann,
Göttin, künd' ich die süße Lust
Deiner Theophanien!

Vor der Alpenhütte.

Nacht war's im Bergthal, silbern schimmerte
Das Mondlicht auf verhauter Alpentrift
Und an den Rändern steiler Felsenwände,
Gleich Fackeln stiegen sacht empor die Sterne,
Die Meilensteine der Unendlichkeit.

Ich stand im Kühlen vor der niedern Hütte,
Und andachtsvoll und leise sprach ich so:
Du Geist, du hoher, unerforschlicher,
Der du die Myriaden Welten lenkst
Zu einer einzgen, stillen Harmonie,
Ich liebe dich nicht, wie man Menschen liebt;
Denn meinem Herzen, Gott, bist du zu groß.
Mein Geist nur ahnt dich, der ein Funken ist
Des reinen, und ich beuge mich vor dir,
O Herr, in Andacht und Bewunderung.
Die Tempel, die sie dir erbaut von Stein,
Sie sind zu eng mir, und sie sind' ich nicht,
Wenn ich dich finden will. Doch hier, doch hier,
Wo sich in majestätisch ernster Schöne
Dein Werk mir aufthut, auf den Bergeshöhn,
Da bist du nah, da find' ich dich, o Gott!

Und als ich's sprach, da war der volle Mond
Hinaufgewandelt langsam zum Zenith,
Und seine Strahlen küßten meine Stirn,
Gleichwie ein Segen des Allmächtigen.

Zerstörung Rom's.

Nacht war's, die Feuer der Barbaren
Sie flammten durch das wüste Rom;
Da saß bei schäumenden Pokalen
Karthago's Fürst im Hippodrom.
Vom Forum scholl ein gelles Heulen,
Mißtönend Lied und Erzgeklirr;
Dort lag um umgestürzte Säulen
Von trunknen Zechern ein Gewirr.

Hetären lagern mit Barbaren,
Gelost die Würfel, wild zerrauft,
Den Schmuck noch in den schwarzen Haaren,
Mit dem der Römer sie erkauft.

Es leuchtet dem bacchantischen Reigen
Des Himmels glutverbreitet Feu,
Und niederblickt mit ernstem Schweigen
Das ausgebrannte Capitol.

Es war in eines Dreiwegs Mitte,
Da traf sich eine dunkre Schaar;
Sie lenkten ihre leichten Schritte
Zu Trivia's morschem Steinaltar.
Gehüllt in farbige Gewänder,
Das bleiche Antlitz starr und rot,
Sie schienen Boten fremder Länder
Und grüßten sich beim Flammenrot.

Sie grüßten sich mit stummem Neigen,
Und ihre Schwerter hallten leis:
Da unterbrach das dumpfe Schweigen
Mit solchem Wort ein dunkler Greis:
„Seid ihr gleich mir dem Tod entstiegen,
Zu schauen unsrer Feindin Fall?
Gruß euch! Ein Held von vielen Siegen
Bin ich, der Punier Hannibal.

Die, um die Völker unbekümmert,
Den Raub der Erde heimgebracht,
Sie sieht ihr stolzes Reich zertrümmert
Im Taumel Einer Schreckensnacht.
Wer bist du, Fremdling, stark von Sehnen?
„„Germaniens Heerfürst, Ariovist.““
Und du? „„Der letzte der Hellenen,
Gemordet durch der Römer List.““

Dich kenn' ich: Du bist Syriens König!
Gib deine Rechte mir zum Gruß.
Auch du warst einst der Wölfin fröhnig,
Mein Kampfgenoß Antiochus!
Dein Name? „„Spartakus der Fechter.““
Du? „„Roma's Sohn, doch Roma's Feind.
Es hat das große Volk der Schlächter
Um Catilina nie geweint!““

Wer nahet dort im Isisschleier,
So herrlich, wie ich keine sah?
Willkommen zu der Leichenfeier,
O Königin Kleopatra!
Willkommen, Thracier, Scythen, Parther!
Auf, eilt die todte Stadt zu schaun,
Die ihr mit eurer Leiber Marter,
Mit eurem Blute halft erbaun!“

Und flüsternd wandelten sie weiter
Den heil'gen Weg zum Capitol;
Sie grüßten die erschlagnen Streiter
Mit einer Lache grimm und hohl.
Doch als des Morgens erste Boten
Dem Trümmerfeld das Licht gebracht,
Zerstob die Racheschaar der Todten,
Gleich einem Traumgebild der Nacht!

Adolf Bube.

Ein alter Friedhof.

Ein Friedhof that mir auf sein Gitterthor
Und lud mich ein, die Gräber zu betrachten.
Nur hie und da trat noch ein Kreuz hervor,
Das halb vermorschte Bretter überdachten.

Hier lagen Leichensteine, eingedrückt
Tief in den Boden, dicht von Moos umwoben,
Dort waren sie von ihrem Platz gerückt,
Als ob von unten sie hinweggeschoben.

Wo eine Inschrift noch zu lesen war,
Da nannte sie, wer drunter lag im Frieden.
Bei seinem Namen standen Tag und Jahr,
Wann er geboren und wann er geschieden.

Doch keine gab mir Kunde, was sein Herz
Gehofft, ersehnt, gewonnen und erstritten,
Wie es in Lieb' erglüht, gebangt in Schmerz,
In bitt'rer Täuschung krampfhaft schwer gelitten.

Wohl Manchen barg ein tief verfall'nes Grab,
Den seine Zeit in Glanz und Ruhm gesehen,
Der sich in Ehrbegier dem Wahn ergab,
Sein Name werd' in Ewigkeit bestehen.

Wie eitler Dunst in leere Luft gehaucht,
War er vielleicht in kurzer Zeit verschollen,
Auf immer in Vergessenheit getaucht
Vom Strom der Welt im raschen Weiterrollen

Wie stark sein Puls auch schlug in Leidenschaft,
Und wie rebellisch-wild auch war sein Streben,
Aus seinem Staube schuf mit ew'ger Kraft
Sich die Natur in Ruhe neues Leben.

Im Todtenfelde grünten Strauch und Baum
Und schmückten reich mit Blüthen ihre Aeste;
Lenzvöglein wählten ihren stillen Raum
Und wohnten fröhlich hier im sich'ren Neste.

Und als bei ihrem kindlich-reinen Sang
Die Gräber sich im Morgenlicht verschönten,
Erkannt' ich klar, daß sich im Wechselgang
Auch hier das Leben und der Tod versöhnten.

Maximilian Beilhack.

Vergänglichkeit.

Die alte Straße ist verfallen,
Darauf vom Süd das Saumroß zog,
In die mit hellem Peitschenknallen
Der Fuhrmann mit gethürmten Ballen
Aus nord'schen Handelsstädten bog.

Die Unke singt im Graben träge,
Die Distel hängt herein in's Gleis,
Gefall'ne Bäume decken schräge
Die wüste Bahn, seit Eisenwege
Der Wand'rer und der Kaufherr weiß.

Bei Seite steht in stiller Trauer
Dieß Gnadenkirchlein hier allein,
Geborsten klafft die moos'ge Mauer,
Durch's Inn're weht ein dumpfer Schauer
Von schmerzlichem Vergessensein.

Noch schmückt die Heil'ge, doch mit trüber,
Erlosch'ner Pracht das Postament,
Verdorrte Blumen hangen drüber,
Verwischte Namen gegenüber
Von Menschen, die man nimmer nennt.

Nur mir zu Häupten regt sich Leben:
Was fährst du, Spinne, durch's Gespinnst,
Als ob, vom Moder rings umgeben,
Mich Athmenden du zu umweben,
Und hier mich festzuhalten sinnst?

Hinweg von mir! Ich sehe wieder
Die ewig schaffende Natur:
Von Menschen ungepflanzter Flieder
Nickt durch's zerriss'ne Dach hernieder,
Und drüber schimmert der Azur.

Der Braut.

Wenn sie zum letzten Mal dir drücken
In's Haar den jungfräulichen Kranz,
Bedenke dann, daß sie dich schmücken
Nicht mehr zum Spiel, nicht mehr zum Tanz!

Kein flücht'ger Tänzer wird dich holen,
Im Arm dich halten kurze Zeit —
Zum Ernst ist unter deinen Sohlen
Der Boden heute dir geweiht.

Und wenn sie nach der Feier heben
Den Kranz herunter dir vom Haupt,
Legst du mit deinem Haupt dein Leben
An's Herz des Mann's, dem du geglaubt.

Nimm Abschied von dem Kranz der Bräute,
Tritt muthig in der Frauen Kreis,
Im Kranz des Lebens wirst du heute
Nun selbst ein blühend sprossend Reis.

Heinrich Steinheuer.

Dorflieder.

1.

Juchhei! nun ist die Saat bestellt;
Nun mag der Himmel walten,
Und seine Wunder rings im Feld
Zur schönsten Pracht entfalten.

Im Herzen will die Maienzeit
Sich wonnig schon erneuen,
Sich dieser Welt, so schön und weit,
Herzinniglich zu freuen.

O süßer Klang! o Melodei
Aus tausend jungen Kehlen!
Wie zaubert ihr so froh und frei
Die lenzerwachten Seelen.

Juchhei! nun ist die Saat bestellt;
Schon grünen rings die Maien.
O komm heraus, der Gotteswelt
Herzinnig dich zu freuen!

2.

Durch das grüne Aehrenfeld
Gehst du mir zur Seiten,
Dürft' ich durch die ganze Welt
Dich so froh geleiten!

Ringsum grüne Hoffnungssaat
Voller Blüthenkeime,
Und im besten Sonntagsstaat
Wiesen, Wald und Bäume.

Wie ein stolzer Baldachin
Blauer Himmel broken,
Lerchen schwirren her und hin,
Die den Frühling loben.

Hoch im Blauen schweben sie
Gleich wie Jubelnoten:
Sanfte Lenz und Poesie
Sie als Liebesboten?

Oder sind aus unsrer Brust,
Aus der seligfrohen,
Sie, uns selber unbewußt,
Jubelfroh entflohen?

3.

Des Sonntags ist die größte Lust
Durch Feld und Wald zu schweifen,
Ein frisches Lied aus frischer Brust
Frisch in die Welt zu pfeifen.

So ist der Woche Tagwerk nun
Mit Gott gelangt zu Ende:
Nun dürfen heute fröhlich ruh'n
Die Arbeit und die Hände.

Der Ruhe wird sich erst bewußt,
Wer abwirft schwere Lasten,
Wem Arbeit eine wahre Lust,
Der hat heut Lust zu rasten.

Es winkt der Strauß am Giebeldach,
Frau Wirthin, schenket ein!
Denn Arbeit bringt der nächste Tag,
Der heut'ge Lust und Wein!

4.

Der Baß und die Fiedel, die Flöte im Takt!
Wie Einem das rief in die Seele packt:
Als ob auch das Herz im Takte schlägt;
Ha, reich mir die Hand, den Arm, so recht!

Erst langsam bedächtig, Schritt vor Schritt,
Es rechte in die Reihe, wir kommen schon mit!
Es fliegen vom selber der flüchtige Fuß,
Verstohlen, wer sieht's? einen Druck, einen Kuß!

Jetzt schneller vorwärts, jetzt wieder zurück,
Jetzt sucht sich die Hand, wie leuchtet der Blick,
Im wirbelnden Schwunge jetzt Brust an Brust,
Bei Gott! das Tanzen ist doch eine Lust!

Den Arm in die Hüfte, den Kopf in die Höh',
Jetzt etwas ferner, nun jetzt in der Näh';
Ein Flieben, ein Finden, Schritt um Schritt,
Und die Liebe im Herzen, sie tanzet mit.

5.

Wir ziehen wohl singend das Dorf entlang;
Am Fenster die Mädchen, sie lauschen dem Sang.
Sie fragen nicht lange: wer mag es wohl sein?
Ein Jedes erkennet den Liebsten sein.

Der Brunnen bleibt immer der schönste Platz,
Da findet ein Jeder den herzliebsten Schatz;
Da blühet die Lust zum fröhlichsten Scherz,
Da glüht in der Brust zum Lieben das Herz.

Und kommt nun der Winter, uns thut es nicht leid,
Da beginnt ja erst recht zum Lieben die Zeit:
Die Mädchen am Rädchen, wir mitten im Kreis,
Da freiet ein Jeder selbsteigener Weis'.

6.

Mit rothem Band und Blumenstrauß,
Der schönste Baum im ganzen Ort,
Der steht am allerletzten Haus;
Der Schützenkönig wohnet dort.

Wo wär' ein schönrer Baum zu schau'n,
Wo gäb' es einen schönern Platz?
Ja, ja, ich will dir's nur vertrau'n:
Der Schützenkönig ist mein Schatz.

Der Erste stets bei Spiel und Tanz,
Der Erste stets bei Lust und Scherz,
Trat seine Augel in den Kranz,
Und traf sein Blick mir in das Herz.

Er ist so schlank, so schön, so kühn,
Kein Bursch im Dorfe kommt ihm gleich:
Er wählte mich zur Königin,
Und um're Lieb' zum Königreich.

7.

Den Strauß im Knopfloch, das Band am Hut,
Ein Lied in frisch'ger Kehle;
Im Herzen sprühenden Jugendmuth,
Hussah! eine frisch'ge Seele!

Das ist der rechte Hirmesgast,
Zu Tanz und Spiel bereit;
Drei Tage, ohne Ruh' und Rast,
Im Jubel fliehe die Zeit.

Und hast du noch im Herzen Platz,
So sei nur schnell bereit:
Nimm dir den schönsten Hirmesschatz
Zur frisch'gen Hirmeszeit.

8.

Pfingsten war's; der Himmel blau,
Die Bäume blühten voll und reich;
Ich zog umher durch Wald und Au,
Und sucht' und fand den schönsten Zweig.

Es war noch früh um Morgenschein,
Du lagst wohl noch im süßen Traum,
Da suchte ich an dem Fenster dein
Den schönsten Platz für meinen Baum.

Es setzten auf der Zweige Grün
Sich Zephir bald und Nachtigall,
Und brachten voller Melodie'n
Den Morgengruß, mit trautem Schall.

Und als vom Schlummer du erwacht,
Dich lieblich grüßten Sang und Baum:
O sag', an wen hast du gedacht,
Wen sah'st du wohl vorbin im Traum?

9.

Am Frohnleichnamstage,
Mit Fahnen und Monstranz,
Mit Liedern und Gebeten,
Mit Kreuz und Rosenkranz,

Da zogen wir durch's Dörfchen
Beim Feierglockenton,
Durch Felder und durch Saaten
In heil'ger Prozession.

Rings Blumen auf den Straßen,
Rings Blumen auf der Brust,
Und blühten sie im Herzen
In unbewußter Lust.

Ich trug die heil'ge Fahne
Und drauf ein flammend Herz;
Du trugst in deinen Händen
Die brennend rothe Kerz'.

Und gingst an meiner Seite
In Andacht inniglich,
O mag mir's Gott verzeihen:
Ich dachte nur an dich.

Ich sprach die Litaneien:
„Erlöst', erhöre mich!"
Marie, o meine Liebe,
Ich dachte nur an dich.

Und als wir Rast gehalten
Am kleinen Heil'genhaus,
Da sprach der Priester Segen
Ob der Gemeinde aus.

Marie, o meine Liebe!
Wie lange wird's noch sein,
Daß er den Segen spendet
Uns Beiden, ganz allein?

10.

Es erwachen die Blüthentriebe,
Zur Blume wird jedes Herz;
Als Biene naschet die Liebe
Und flüchtet vom Herz zu Herz.

O flieh', verberge dich nimmer,
Sie findet dich doch, mein Kind!
Es wissen die Bienen ja immer,
Wo die schönsten der Blumen sind.

11.

O komm, noch eh' der Tag sich neigt,
Zu Lust und Tanz, mein liebes Kind!
Ein blinder Fiedler steht und geigt,
Und singt dabei: „Die Lieb' ist blind!"

Zu seinem Wieder pocht die Lust,
Ich liebe lauschend, still entzückt;
Die Rose gieb von deiner Brust,
Daß sie im Tanze nicht zerrückt.

Der Fiedler singt: „Die Lieb' ist blind!"
Was kann ein Blinder denn auch seh'n?
Ich aber seh', mein liebes Kind,
Dein Herz in vollen Flammen steh'n!

J. Priem.

Ein Meisterstück.

In Regensburg da saßen der armen Sünder drei,
Das Urtheil war gesprochen, schon war der Stab entzwei,
Drei Henker harrten sehnlich schon auf den Augenblick,
An jenen dem zu machen ihr blut'ges Meisterstück. —

Der erste zog mit Kohle singe einen schwarzen Ring
Am Hals des armen Sünders und rief: „Ein leichtes Ding!
Hier schlag ich durch und fehle nicht um ein dünnes Haar!"
Und als der Mond gefallen, da war es so — fürwahr! —

Der and're schlang zwei Fäden, wie Spinnenweb so fein,
Dem Opfer um die Kehle, und sprach: „So muß es sein:
Ein Faden liegt am andern und keiner sei verletzt,
Wenn ich dazwischen schlage mit scharfem Schwerte jetzt!"

Er rief's, und als er hurtig sein blut'ges Werk gethan,
Da drängte sich zu schauen das Volk in Massen an,
Und meisterhaft gelungen war ihm der scharfe Streich,
Und Alles schrie vor Staunen: „Das thut ihm Keiner gleich!"

Da schrie der dritte Henker, ein Riese von Gestalt:
„Auf welche Weise mach' ich nun meinen Sünder kalt?"
Das wollte Jeder sehen und reckt' den Hals empor,
Die Henker auf der Bühne, die streckten weit ihn vor.

Doch der schlang keine Fäden und malte keinen Strich,
Das Schwert in beiden Händen schwang dreimal er um sich;
Es blitzte und es zischte — ein Streich — da war's vorbei:
Der Sünder und zwei Henker, das sind der Köpfe drei.

Die Regensburger Herren, die dachten: ohne Kopf
Ist auch der beste Henker, wie jeder Mensch, ein Tropf, —
Und also ward er Meister, und hat mit Meisterschaft
Geköpft bis an sein Ende mit ungeschwächter Kraft.

Der verfluchte Quell.

I.

Herr Hans von Borenlaube
Stieg nieder in das Thal,
Er glüht vom Saft der Traube,
Die wächst am Strand der Saal.

Es liegt des Tages Schwüle
Schwer auf des Thales Rund,
Der Ritter sucht die Kühle
Im stillen Waldesgrund.

Da sprudelt klares Wasser
Und lädt zum Trinken ein:
„Ach", seufzt der alte Prasser,
„Wär's lieber guter Wein!"

Es brennen ihm die Lippen,
Er schöpft mit seinem Helm
Vom Wasser nur zu nippen,
Der durstgeplagte Schelm.

Doch kaum hat er's im Munde,
Zieht er die Stirne kraus,
Es krabbelt ihm im Schlunde,
Und fluchend spuckt er's aus:

„Das Wasser war, beim Teufel,
Sonst wie ein and'res gut,
Jetzt schmeckt's, es ist kein Zweifel,
Nach meinem Eisenhut!"

Er schöpft mit beiden Händen,
Doch bleibt ihm der Geschmack,
Er ruft: „will mich verblenden
Des Tatans Schabernack?"

Und zähnknirschend zu dem Schlosse
Kehrt fluchend er zurück,
Und ruft dem Dienertrosse
Mit zornerfülltem Blick:

„Der Teufel hat die Quelle
Des Wassers mir verhext,
Jetzt schafft mir Wein zur Stelle
Vom besten, der da wächst!

Daß ich die Gurgel wasche
Den diesem Höllentrank,
Mich mahnt's wie Brand und Asche
Und höllischer Gestank."

Er hat von dieser Stunde
Kein Wasser mehr verlangt,
Dieweil ihm nicht gefunde,
Was Teufels Macht verflucht.

Und ließ den Quell vermauern,
Der aberwitz'ge Thor.
Doch thät's nicht lange dauern,
Da brach er neu hervor.

So spottet sein die Quelle
Und ist noch unversiegt,
Doch läuft in der Kapelle
Der dumme Ritter liegt. —

II.

Im Fuß der Borenlaube
Am schönen Saalestrand
Wächst heute noch die Traube
An sonn'ger Bergeswand.

Doch nur zerfall'ne Trümmer,
Verbrannter Mauern Rest
Verkündet der Zinne Schimmer,
Umlaubt im Sturm der West;

Doch unten in dem Thale
An dem verfluchten Quell
Erglänzt in ihrem Strahle
Ein neues Leben hell.

Wo früher Waldesschatten,
Prangt jetzt manch stattlich Haus,
Statt grüner Wiesenmatten
Dehnt weit ein Bark sich aus.

Die Welt, der Promenaden
Der großen Städte satt,
Zieht durch die Colonnaden
Der kleinen Frankenstadt.

Der kranke Sohn der Steppe
Seufzt an des Tieres Haut,
Daneben rauscht die Schleppe
Der Miß vom Themsestrand.

Und die in Hütten wohnen,
Und in dem Marmorsaal —
Ja selber von den Thronen
Sie kommen in das Thal.

Da pilgert auch ein Ritter
Mit Regenschirm und Shawl
Zum grünen Eisengitter
Im schönen Quellenthal.

„Ihr Quellen, die da fließen,
Verflucht hat euch mein Ahn,
Und zog den Wein, den süßen,
Euch vor in seinem Wahn.

Er trank noch guten ächten,
Drum war's ihm zu verzeih'n,
Ich aber hab' vom schlechten
Das leid'ge Hypercin!

O wollet euch erbarmen,
Ihr Quellen, meiner Noth,
Eh' mich mit kalten Armen
Umfaßt der garst'ge Tod!"

Da aus des Brunnens Tiefe
Erklang ein schrilles „Nein!
Und wer auch flehend riefe,
Ich würd' ihm gnädig sein.

Wohl kleiner, die da kamen,
Wird ungetröstet geh'n,
Doch, wer mit deinem Namen
Mich ruft, wird ungnos steh'n!

Für jedes Jahr voll Segen,
Das ihr der Welt geraubt,
Muß auf die Bahre legen
Ein Borstenlaub' sein Haupt.

Fahr hin, du alter Zecher,
Und mit dir dein Geschlecht,
Mich hat mit jedem Becher
Dein Freund, der Wein, gerächt!"

Die Nymphe sprach's, der Ritter
Hüllt sich in seinen Shawl
Und sprach: „das wär' nicht bitter
Und obendrein fatal!

Muß ich vom Wasser sterben,
So sei's von dem im Wein,
Das wird ja meinen Erben
Am Ende gleichviel sein."

Und wandte von der Quelle
Sich grimmig ab im Nu,
Und pinkte auf der Stelle
Dem Weinhaus wieder zu.

Und in der zeit'nen Traube
Mit himmlischer Gewalt
Der letzte Borstenlaube
Büßt seines Ahnherrn Schuld!

F. A. Muth.

Sonntagswanderung.

Sonntagsstille in der Weite,
Goldensonn'ger Morgenruh,
Blumenhauch auf weiter Haide,
Sonntagshimmel, Sonntagsluft!
Auf den Bergen, in dem Thal
Lichter Strahl —
Gott zum Gruß vieltausendmal!

Sel'ges Wandern! In dem Herzen
Klingen alle Glocken nach,
Trinnen glüh's wie tausend Kerzen,
Alte Wunder werden wach.
Süßer Frieden, Sonntagsruh,
Nahest zu?
Gott zum Gruß ruf' ich dir zu.

Der Frater Kellermeister.

Ein rheinischer Schwank.

Den Frater Kellermeister
Den schickt man an den Rhein;
Es war ein luſt'ger feister,
Ein Kenner war's vom Wein.
Für's Kloſter ſoll er kaufen
Ein Faß vom beſten Wein,
Doch nur das Waſſertaufen,
Das mög' er laſſen ſein.

Herr Abt, den müßt ihr loben!
Denn in derſelben Nacht
Hat er, den Wein zu proben,
Sich auf den Weg gemacht.
„Wo ſind' ich nur den rechten,
Wohlauf, wohlauf den Rhein,
Den ruſtigſten, den ächten,
Wie Gold ſo klar und fein?"

Er probt am frühen Morgen
Am Rüdesheimer Faß,
Er macht ſich weiter Sorgen
Die Kennerzunge naß.
Die Roſen luſtig blühten,
So munter und ſo roth,
Des Fraters Wangen glühten,
Er probt ſich faſt zu Tod.

„Johannisberg hat Flauſen,
Es wirft ſo leicht ſein Moſt,
Der Rothe von Aßmannshauſen
Iſt da die beſte Koſt.
Ihr Brüder in den Zellen,
Ach Gott, wie hart ihr's gut!
Ich muß den Kopf zerſchellen
Nach rechtem Trauerbrauch."

Der Frater zog am Rheine
Hinauf, hinab fortan:
„Herr Wirth, vom beſten Weine!
Ach heiß mir armem Mann!"
Am Rhein ſind luſt'ge Leute,
Der Frater blieb am Rhein,
Es harrt der Abt noch heute
Auf ihn und auf den Wein.

Rheinfahrt.

Es rauſchen die Wogen
Im Strome dahin,
Zu Thale wir zogen
Mit luſtigem Sinn;
Die Glocken erklangen
Her über den Rhein,
Im Schiffstein wir ſangen
Beim goldigen Wein.

O ſonnige Berge,
O duftiges Thal,
Du Winzer, du Ferge,
Ich grüß' euch zumal;
Ihr Burgen und Reben,
Ihr Glocken ſo ſüß,
Dich rheiniſches Leben
Von Herzen ich grüß'!

Die Mädchen noch tauchen
Aus rheiniſcher Flut,
Die Roſen noch hauchen
Hier duftige Glut:
Die Fiedeln, die hellen,
Noch rufen zum Reih'n,
Und friſche Geſellen
Die ſingen darein.

Wie Duft von den Reben,
Wie ſonniger Wein
Blüht hier noch ein Leben,
So züchtig und rein;
Noch blühet von Frauen,
Von Männern ſo recht,
Die trauen und bauen

Wir fröhlichen Zecher
Beim goldenen Wein,
Wir füllen die Becher:
Ein Hoch auf den Rhein!
Ihr Burgen, ihr Reben,
Ihr Glocken ſo ſüß,
Dich rheiniſches Leben

G. Pfarrius.

Die Rheincorrection.

Wie lang schon, mit sich selbst im Streit,
Hat Deutschland sich blamirt!
Gekommen endlich ist die Zeit,
Daß man es corrigirt.

Was soll die Kunstempfindelei?
Zur Schönheit der Natur
Der blöde Hang? Das ist vorbei,
Es kommt die Correctur.

Was ist correct? Es ist der Weg,
Der ohne Gaukelspiel
Gradaus auf schmalem gradem Steg
Den Menschen führt zum Ziel.

Was ist das Ziel? — Das fragst du noch?
Verharrt dein blöder Sinn
Noch immer in dem Träumerjoch?
Das Ziel ist Zeitgewinn.

Fort mit dem Sang der Loreley,
Der Oenologen-Kunst,
Der Sumpffieber-Faselei!
Fort mit dem blauen Dunst!

Ja, Brüder, setzt euch kühn zur Wehr,
Hinauf zum Ziel, hinauf!
Kein Schönheitszauber hemm' uns mehr
In unserm Siegeslauf!

Wie auch die fade Narrenwelt
Vor Wuth sich recht und streckt,
Was auf dem Seil den Tänzer hält,
Das ist allein correct.

Sorgt, daß der flache krumme Rhein
Schmal, grad und hastig läuft,
Daß, wer dagegen wagt zu schrei'n,
Sofort darin ersäuft!

Carl Woldemar Neumann.

Mein Glück.

Das Glück hat selten mir gelacht
Auf meiner Lebensreise,
Es kam nur manchmal über Nacht
Mir einer lieben Weise.

Da sang es mir im Traume vor
Mit silberhellem Tone,
Nur lauschte dann entzückt mein Ohr,
Ward ihm ein Lied zum Lohne.

So hab' das Singen ich erlernt,
Den schönsten Trost hienieden,
Der meinen Himmel mir besternt,
Mir Freiheit bringt und Frieden.

Erwachen.

Ich ruhte, versenkt in süßen Traum,
Unter dem blühenden Lindenbaum,
Beim lieblichen Wellenrauschen.

Mein Herz gedachte der alten Zeit,
Alter, verschollener Herrlichkeit,
Beim lieblichen Wellenrauschen.

Die Sonne spiegelte sich im Rhein,
Düster schauten die Burgen d'rein
Beim lieblichen Wellenrauschen.

Ein alter, seelenvoller Sang
Leise zu mir herüber klang
Beim lieblichen Wellenrauschen.

Von Sehnsucht schwer, im Fieberhast
Pochte mein Herz mir hörbar fast,
Beim lieblichen Wellenrauschen.

Da plötzlich verscheucht ein schriller Laut
All' die Träume, die ich geschaut
Beim lieblichen Wellenrauschen.

Das Dampfroß jagt an mir vorbei,
Brausend verschlingt seine Melodei
Das liebliche Wellenrauschen.

Ich schwinge jauchzend meinen Hut,
Grüße den Zug mit stolzem Muth —
Und lasse die Wellen rauschen:

Fahr' wohl, du alte Herrlichkeit!
Glück auf zu neue, du freie Zeit, —
Ich grüße dein Wellenrauschen!

Wilhelmine Gräfin v. Wickenburg-Almásy.

An einer Ruine.

Ihr Mauern, die ihr steif und starrend steht,
Verwittert und ergraut,
Wie ihr, ist sie verschollen und verweht,
Die Zeit, die euch erbaut!

Von der uns Größ'res als der Zeitraum trennt,
Zehnfach Vergangenheit,
Ja tausendfach bist du's, wie man dich nennt,
Du gute, alte Zeit.

Du Zeit der Helden, denen Panzerdruck
Nur Kinderspielerei,
Die's nicht empfanden, wie der wucht'ge Schmuck
Am Geiste hing, wie Blei;

Die Schwert und Lanze schwangen unerschlafft,
Warum? Wozu? Gleichviel!
Der Zweck der Kräfte war allein die Kraft,
Der Kampf des Kampfes Ziel.

So war es in der guten alten Zeit,
Im alten Heldenthum, —
Wir halten's anders, — uns gilt nicht der Streit,
Uns gilt nur das „Warum!"

Ja damals focht, — dieweil der Geist geruht,
Des nerv'gen Armes Macht,
Wir aber kämpfen, dürstend nicht nach Blut,
Die große Geisterschlacht.

Es ist verjagt, der Träume luft'ges Heer,
Der Nebelschleier fällt,
O blendend Licht! Die Erde ist [illegible] mehr
Der Mittelpunkt der Welt.

Und unter Sternen schwebt im Weltall frei
Sie leuchtend, selbst ein Stern,
Und Nachbarwelten zieh'n an ihr vorbei,
Nur Brüder nah und fern!

Und wie's die Blüthe zieht zum Sonnenstrahl
Will jede Welt dahin,
Und die sie trägt, die Wesen ohne Zahl
Mit sich zum Lichte ziehn.

Nur Licht! — Die Nacht mit schwarzem Flügelkleid,
Die Nacht, mehr ist sie nicht,
Als nur ein kleiner Flecken Dunkelheit
In einem Meer von Licht!

Ihr Mauern, Reste der Vergangenheit,
Stürzt nieder, Stein für Stein,
Versinkt! — ich kann der guten alten Zeit
Nicht eine Thräne weih'n.

An mein Kind.

O Knospe du, mit festgeschloss'nen Blättern,
Kaum Knospe noch, hier ist noch Alles Keim!
In dieses Buch mit unsichtbaren Lettern
Was schrieb wohl die Natur, so tief geheim?

So wie der Blüthenkeim die volle Pflanze
Ganz, unveränderlich in sich verschließt,
So liegt dein künftig Selbst, das volle, ganze,
Schon jetzt in dir, wie's einst der Saat entsprießt.

Doch wie des Werdens mindeste Bedingung
Sich muß erfüllen, daß die Frucht gedeih,
Bedarf das Herz, daß jede leise Schwingung
Von einem Segensbauch begleitet sei.

Ich kann dich vor dem Sturme nicht bewahren,
Der jenem Hauch sich rauh entgegenstellt,
Doch bringt er jener Seele nicht Gefahren,
Die in sich selbst trägt, was sie aufrecht hält.

Drum gebe Gott dir jene Kraft und Stärke,
Die an sich selbst den Glauben nicht verliert,
In der Natur und jedem ihrer Werke
Erkenn' den Geist, der G[illegible]es nur gebiert!

Doch wie sich auch dein Lebenslauf gestaltet,
Er wird nicht frei von Schmerz und Qualen sein,
Jedweder Keim, der sich in dir entfaltet,
Wird ohne Schmerz zur Reife nicht gedeih'n.

Der leidenlos die Kinderzeit benennet,
Vergaß, was einst im eig'nen Herzen lag;
Was auch der Grund sei, er geht tief und brennet,
Der Kinderschmerz, den Keiner theilen mag.

Und später, wenn das Herz so freudig schlagend,
So sicher sich in seinem Glauben fühlt, —
O welche Qual, wenn unvermerkt u[illegible]
Der erste Zweifel unsre Brust du[illegible]

Und doch mein Kind, die Qual dir zu ersparen,
So schwer mir's fällt, bet' ich zum Himmel nicht, —
Nimm auf den Kampf und ringe nach dem Wahren,
Es leuchtet schön, das selbsterkämpfte Licht!

Ja ring' dich durch, und laß dich's nicht verdrießen,
Das Leben bietet uns des Schönen viel, —
Bleibt's auch, ob wir entsagen, ob genießen,
Ein schwanker Weg, nach einem festen Ziel.

Der Himmel geb', daß reine junge Seele
Mit reinem Glauben und mit wahrer Glut
Ein schönes Endziel ihrem Streben wähle,
Auf dem mit Festigkeit dein Auge ruht.

Gott lasse dich, auf deinem Weg durch's Leben,
Empfänglich für die Lust und für den Schmerz,
Doch mög' er keinen kalten Geist dir geben,
Und für den Kummer kein zu weiches Herz.

Friedrich Hofmann.

Ein Brief an ein Wickelkind.

(Albert Träger's, des Dichters, Töchterlein.)

Willkommen, liebe kleine Maid,
In dieser Welt voll Herrlichkeit!
Da bist du nun! Wie freu' ich mich!
Wir warteten gar lang auf dich.

Vor Allem sag' mir: wie gefällt
Es dir soweit in dieser Welt?
Sieh, ist es dir wie mir zu Sinn,
So ist's gar nicht so übel drin.

Zwar giebt's noch Herren, heut' zumal,
Die nennen's „irrisches Jammerthal" —
Allein ihr rundes Angesicht
Verräth: sie glauben's selber nicht.

Wir Leutchen sind ganz andrer Art:
Wir hatten täglich Himmelfahrt;
Den Himmel halten wir gar fest,
Damit er uns die Erde läßt!

Auch du hast deinen Himmel schon.
Dein Schlummerbettchen ist sein Thron,
Und deines Himmels Sonnenschein,
Der kommt von deinem Mütterlein.

Denn bist du froh vom Schlaf erwacht,
Wie's da aus deinen Aeuglein lacht!
Ihr Augenpaar, so lieb und klar,
Schmückt deinen Himmel immerdar!

Und wenn des Geistes Schlummerfrist
Dir, liebes Kind, vergangen ist,
Der Aeuglein Lust erst recht sich regt:
Man sieht, daß sie das Herz bewegt!

Ach, was für Wonne das erweckt,
Wenn sich nach ihr dein Aermchen streckt,
Den Jubel hört das ganze Haus,
Streckst du nach ihr die Aermchen aus!

Bald spielt d-s Zappelbeinchen mit
Und übet [illegible]m ersten Schritt,
Und bal[illegible]ch das Zünglein da
Mit fei[illegible] ersten Laut: „Mama!"

Eh, das wird schön! Und bald — wie groß
Bist du, hält sie dich auf dem Schooß!
Papa erstaunt und ruft: famos!
Denn du geht schon das Tanzen los!

Wie bald? — Ja wohl! — Und nun beginnt
Des Wandels Wunder, das zum Kind
Das Weib verwandelt und den Mann —
Und du? du wirst ihr Hausroman!

Was du gebeutst, das muß geschehn —
Man muß die's ab am Auge sehn —
Und doch, wie schwer dein Joch auch wiegt,
Das Herz ist's, das sich drunter schmiegt.

Und ganz, wie's bei den Großen Brauch,
Ist's in der Welt der Kleinen auch:
Ein Blick, ein Lächeln wohlgemuth
Macht Alles, Alles wieder gut.

Es lächle denn recht oft, lieb' Kind,
Ueb' die Tyrannenrechte lind,
Daß hell des Vaters Laute klingt,
Wenn froh dein Lied die Mutter singt.

Und nimm's nicht übel, kleines Lieb,
Daß ich den ersten Brief dir schrieb.
Einst schreibt ein Andrer wohl an dich,
Der dir viel lieber ist, als ich.

Dann aber denkst du doch noch an
Den alten liederfrohen Mann,
Und giebst ihm für den ersten Gruß,
Wenn er's erlebt, noch einen Kuß.

Karl Freih. v. Gumppenberg.

Jus und Amor.

Es ist kein Amtstag heute! — Themis fuhr
Spazieren nach der Insel scharfgen Hainen,
In ihrer Wage schaukeln sich die Kleinen
Und unverrennert lächelt die Natur!

Der Göttin ernster Schülerkreis zerstob
Und tummelt sorglos sich durch Busch und Auen,
Und jauchzt der Lerche nach, wenn sie zum Blauen
Sich aufgescheucht vom bunten Lager hob.

Doch in der Göttin Tempel ganz allein
Blieb hinter pergamentnen Aktenrollen
Und im Olymp rikitiren Protokollen
Ein Jünger sitzen an dem Opferstein!

„Wie soll dem Zeus", so spricht er finstren Blicks,
„Ich gegen all' die Klagen der Kokotten
In juris vim den Ruf der Unschuld retten?
Das ist kein Anwalt je im Stand beim Eng!"

Und sinnend sitzt er. — Sieh, da klettert leis
Durch's offne Fenster nun der Tempeldiebe
Gestügelt und bewehrt ein blonder Bube,
Bekränzt mit duftend frischem Myrtenkreis!

Und ehe sich's der Themis Sohn versieht,
Schlägt er inmitten einer stolzen Phrase
Den Codex juris zu ihm vor der Nase,
Daß aus den Augen sein Concept gerieht!

„Frau Venus grüßt dich!" spricht der Liebesgott,
„Und sandte mich, die Stirne dir zu klären: —
Nicht sollst um Jovis Unschuld du dich scheeren,
Der Frauen Zorn ist uns ein Kinderspott!

„Denn wo die Liebe tiefe Wunden schlug,
Kann nur die Liebe rasche Heilung bringen;
Drum wird dir auf dem Rechtsweg nie gelingen,
Wozu ein Pfeil aus meiner Hand genug!

Komm laß das dicke Buch mit seinem Wust
Nun einmal liegen im verrieften Staube,
Es harret dein versteckt im Lorbeerlaube
Ein holdes Kind zu süßer Liebeskust!

Sieh' auf nur keusch mir, will dein Führer sein;
Des wahren Rechtes Mutter ist die Liebe,
Gesetz sei dir die Sprache ihrer Triebe,
Und was sie hasst, sei dir verpönt allein!"

Der Themis Jünger wußt' nicht, wie's geschah: —
Er fand sich plötzlich tief im Lorbeerhaine,
Und strahlend in der Tugend heiter Reine
Sein trunknes Aug' ein Frauenbild erfah!

Im Busche saß der Liebesgott versteckt: —
Er lächelt scheinisch, — spannt den göttnen Bogen,
Und schwirrend kam der sichre Pfeil geflogen,
Der jeglich Menschenherz zur Liebe weckt!

„Glückauf zum Bunde!" ruft der Schütze kaum,
„Doch denket auch der Göttin mit der Wage: —
„Wie recht zu lieben steht nicht mehr in Frage,
„Nun zeigt, wie man mit Liebe rechten kann!"

Georg Scheuerlin.

Der letzte Postillon.

Ueber Höh'n und Thal sich windend,
Erzeglitzernd, Spang' an Spange,
Felsen spaltend, Meere bindend,
Ringt sich eine Riesenschlange:
Oder nennst du sie den Strom,
Der in ungezähmten Bogen
Senket seine Eisenwogen
Von dem Belt zum Alpendom?

Drüber hin mit Sturmesflügel
Schnaubt das wildeste der Rosse;
Näher mit verhängtem Zügel
Brausend — wächst es zum Kolosse.
Horch, wie von der Dämpfe Gischt
Kocht die atemvolle Lunge,
Wie der Pfiff der ehr'nen Zunge
Durch erschreckte Lüfte zischt!

Mit der Windsbraut um die Wette
Rast es unter tausend Lasten,
Knirschend seiner Eisenkette,
Doch gehorsam der verhaßten.
Welch' ein Webschiff, fortgeschnellt
Ueber Berge, Ströme, Lande,
Schlingt es donnernd seine Bande —
Doch zum Segen — um die Welt!

Welcher Geist ist diesen Erzen
Eingehaucht? In ihren Knochen
Hörst du wie aus tiefstem Herzen
Pulse jungen Lebens pochen;
Stehst einer Riesenuhr
Pendel hin und wieder kreisen,
Während ihre Zeiger weisen
Auf den Mittag der Cultur. — —

Abends war's. Die Fluren schliefen,
Als mich einst im vollen Jagen
Ueber grüne Waldestiefen
Trug der wilde Feuerwagen
Hin, bis wo des Thales Bug
Schimmernd lag in Mondesbelle;
Dort gemess'ner ward die Schnelle
Endlich rastend stand der Zug.

Schweigsam sieht's um dort die Matten
Sich um wald'ge Hügel schmiegen;
Zwischen Lichtern, Laub und Schatten
Muss ein süßer Frieden liegen!
Doch wo säumt das schöne Ried,
Das dereinst am Bache lauschte,
Wo der Hirsch, der vormals rauschte
Durch das Ried hinab zum See?

Nimmer hin nach diesen Triften
Zieht die Hirtin, um zu weiden;
Schwäne, die den Teich beschiffen,
Zogen aus, den Ort zu meiden;
Nur was ehmals hier gebaut
Zwischen Wassern, Laub und Scholle,
Flieht das Thal, darin der volle
Strom des Menschenlebens braust.

An dem stillen Platz im Grunde
Steht erbaut das Wärters Klause,
Den des nahen Zuges Raune
Rasch getrieben aus dem Hause;
Hell umfliesst das Mauerlicht
Ihm das Haupt, der Stirne Falten.
Nur bekannt scheint mir des Alten
Freundlich ernstes Angesicht.

Nun ein Hörnlein von der Hüfte
Nach dem Munde führt er eben,
Und verloren durch die Lüfte
Säße Töne läßt er schweben.
Wie mich Klang um Klang bethört!
Lustig erst, dann schmerzlich leise —
Dünkt es mich, die leid'ne Weise
Hört' ich einmal schon gehört.

Einst auf einer Fahrt zum Rheine
War dies Liedlein mir erklungen;
Jede Note brach mir eine
Rose voll Erinnerungen;
Lieblich scholl des Hornes Ton
Damals über Feld und Raden,
Nur der Mann, der es geblasen, —
Dieser war's — mein Postillon.

Nun erkennt auch er mich wieder,
Grüßt bewegt zu mir herüber;
Doch um seine Augenlider
Zieht ein Schmerz sich trüb und trüber.

„Armer Freund, gewohnt zu Ross
Frei zu schweifen durch die Laune,
Sprich, was dich in solche Baune,
Dich an diese Klause schn[illegible]" —

Statt ein Wörtlein mir zu sagen
Griff er wieder nach dem Horne,
Nur die Töne ließ er klagen
Halb in Rührung, halb im Zorne,
Dass es in die Seele brach
Wundersam, ein Traum von Tönen,
Der von einer treuen, schönen,
Unvergessnen Liebe sprach.

Mir im Herzen lebten wieder
Bilder längst vergangner Zeiten;
Wanderlust und Wanderlieder
Hört' ich mir vorübergleiten;
Bunt gefüllt von Jung und Alt, —
Pilgerne, fahrend, hoch zu Pferde, —
Lag vor mir die junge Erde,
Nur von Sängern klang der Wald.

Einen Wanderburschen schreiten
Sieht mein Traum: — im Freundeswarme
Zieht er fort; noch ferne breiten
Sich nach ihm die Mutterarme.
Dort — noch Thränen im Gesichte —
Grüßt ein Mägdlein ihn verstohlen:
„Süßer Knabe, Gott befohlen!" —
„O Getreuster Schatz, vergiß mein nicht!" —

Später in des Tages Schwüle
Ruht der Bursche bei der Linde;
Mädlein unten reibt die Mühle,
Perlen eben zieht im Winde.
Horch, ein Posthorn! — Wie Gebraus
Rollt ein Wagen dort in's Weite:
„Grüße zu, den Gott geleite,
Grüß' mir fern ein liebes Haus!" —

Abend's dann am Brunnenrohre
Seh' ich Mägdlein Wasser holen,
Nur der Fremdling naht dem Thore
Märe, mit bestaubten Sohlen.
Jüngst, der am Fenster ruht,
Fragt: woher, — wohin die Reise? —
Und die Dirnen flüstern leise:
„Weiß' ein schmucker, junger Blut!" —

„Wanderzeit, du Zeit der Mähren,
Bald, so lebst du nur in Sagen.
Neue Mächte sprühn und gähren
In dem Dampf der Feuerwagen;
Nimmer grüßt des Hornes Ton
Wald und Fluren wie vor Jahren,
Und mit mir zu Grabe fahren
Wird der letzte Postillon!" — —

So das Lied; — nun schweigt der Alte;
Nur das Echo mit Verhören
Läßt herüber aus dem Walde
Seine letzten Grüße hören,
Daß von süßer Macht besiegt
Sich mit Allem, was verklungen,
Trauernd in Erinnerungen
Meine stille Seele wiegt.

Möchte ihm gern die Hände reichen,
Doch von dannen braust der Wagen;
Nur ein stummes Liebeszeichen
Hat mein Blick ihm zugetragen;
Horch, und noch ein letztes Stück
Bringt sein Hörnlein mir zu Ohren:
„Was im Leben dir verloren,
Nimm im Liede neu zurück!“ —

H. H. Rosenthal.

Die Musik.

Ein Gedicht, illustrirt durch Tonstücke und Bilder*).

(Musikalische Introduction.)
(Händel, aus dem Alexanderfest.)

Musik! das Wort erklingt — und schon umrauscht
Es uns wie leichter Flügelschlag der Musen.
Musik! Musik! Und jede Nerve lauscht.
Und was verschwiegen lag im tiefsten Busen,
Der heil'ge Schmerz, das namenlose Glück,
Der Freiheit Drang, der Liebe süßes Sehnen,
Die stumme Andacht und die laute Lust,
Es schwillt und bricht hervor und sprengt die Brust
Und stäubet auf in Jubelruf und Thränen,
Durch deinen Frühlingshauch — Musik! Musik!

Wer bist du denn? — der Lüfte leises Schwingen?
Des Hauches Weile, die sich senkt und hebt?
Der Athemzug, durch den das Rohr erbebt,
Durch den bewegt die zarten Saiten klingen?
So wär' dein Wesen nur ein Hall, ein Schall,
Ein flücht'ger Hauch nur deine ew'ge Schöne?
Nein! Nicht der Ton, der beide Bund der Töne,
Das ehrne Maß, die reine Harmonie,
Die Gleichgestimmte wunderbar vermählet,
Das ist dein Zauber, deine Poesie,
Das deine Seele, die das All' beseelet.

Du Spiegelbild der Gottheit, die sich nur
In ihrer reinen Harmonie verkündet,
Im ewig-heitren Gleichmaß der Natur!
Du bist's, die mir dem Ew'gen uns verbündet!
Unfaßbar, unaussprechlich hebest du
Den Staubgebornen seinem Himmel zu.
Du Keusche, Reine, die den Geist entrückt,
Aus jener ird'schen Fessel, die ihn drückt,
Du leih'st ihm Schwingen, trägst ihn mächtig weiter,
Der Töne Stufe wird zur Himmelsleiter;
Und jagen sinn're Mächte ohne Zahl
Uns wieder zu der Erde Pein und Qual,
Dein Flügel rauschet, es tönen deine Lieder,
Die Thräne quillt — der Himmel hat uns wieder!

So reiz denn, Muse, ein in diesen Kreis,
Der sich versammelt hat zu edlem Ziele,
Und der sich liebend zu empfangen weiß,
Und weihe dieses Festes fromme Spiele.
Und gießt du nicht von deinen Schätzen allen —
Ja weich ist ja dein Füllhorn und zu groß, —
So lässest du doch wohl in unsern Schooß
Ein Sternlein deiner duft'gen Blüthen fallen.
Aus Klangfiguren und aus Farbentönen
Gewunden biete sie dem Ohr, dem Blick.
Lebens'ge Blüten aus dem Reich des Schönen,
Steigt auf und preist die Wunder der Musik!

Musik.
(Werner, Hymne an die heilige Cäcilie.)

Horch! es tönen fromme Klänge!
Sind's Gebete, sind's Gesänge,
Was zum Himmel rauschend weht?
Ach! Gesang ist auch Gebet!
Rauschten nicht durch Zions Palmen
Davids gottgeweihte Psalmen?
Klang nicht Orpheus' goldne Leier
Zu der höchsten Mächte Feier?
Nur den Engelschören nah',
Schwebest du auf Orgeltönen
Aufwärts zu dem Reich des Schönen,
Heilige Cäcilia!

(I. Tableau: Die heilige Cäcilia.)
(Nach Raphael.)

Heil'ge Muse! Wenn du ja
Dich gehüllt in ird'sche Gluten,
So war es, der dich sah,
Raphael gab dich uns wieder.
Und kein süß'rer Gratesang
Schwebt um deinen Mund, du Hehre,
Nicht Allegri's Miserere,
Palestrina's Orgelklang,
Pergolese's Lerchentöne,
Sie umrauschen dich, du Schöne.

*) Als Festspiel verfaßt zu einer in Wien zu wohlthätigen Zwecken veranstalteten Vorstellung.

Nur der Andacht heil'ge Triebe
Schmälern keinen Zauber nicht;
Dein verklärtes Auge spricht:
Mein Geber ist: Lied und Liebe!

(Arie von Pergolese.)

Lied und Liebe! o Musik!
Mit wie neuen holden Zügen
Zeigst du dich dem trunk'nen Blick.
Irrisch, Irr'sche zu vergnügen,
Kehrst du lächelnd bei uns ein,
Rosen sind dein Heil'genschein,
Statt der Orgeltöne gleiten
Lieder von der Laute Saiten,
Und des Menschenherzens Sehnen
Und das Weh', das es durchdringt,
Wird zu Liedern, wird zu Tönen;
Was da liebt und leidet — singt.

Lieb' und Lied, die beiden gleichen
Sich bis auf ein kleines Zeichen,
Nur an Amor's Bogen lehnt
Sich Apollo's goldne Laute!
Ach! das Weh', das schmerzlich traute,
Das gefürchtet und ersehnt,
Das uns Rosen beut und Wunden —
Wer es einmal nur empfunden,
Wendet sehnsuchtsvoll den Blick
Nach der Trösterin — Musik!
So viel Vöglein als da singen
Unter'm blauen Himmelszelt,
So viel Liebeslieder klingen
Klagend, jubelnd durch die Welt!

Hehres Weib aus Lesbos' Gauen,
Die Olympias Lorbeer freut,
Sappho! herrlichste der Frauen,
Deine gold'ne Leier tönt.
Und was singst du? Liebesklagen
Um den treulos schönen Freund.
Jede Thräne stillgeweint
Wird zum Lied, in späten Tagen
Nachempfunden und verehrt:
Die Musik hat dich verklärt.

Minnetier, du Wunderblume!
Kön'ge dienten deinem Ruhme,
Nur um deinen Siegespreis
Rang der Ritter Heldenkreis.
Von der Wartburg hoher Zinne
Bis wo die Durance rauscht
Schlägt dir jedes Herz und lauscht
Deinem Hohenlied, o Minne!

Mit dem Schwerte in der Hand,
Mit der Laute an dem Band,
In der Brust das Bild der Schönen,
Kämpfen sie mit Lied und Tönen.
Klingsor aus Pannonien's Gauen,
Heinerich, das Lob der Frauen,
Walther von der Vogelweide,
Ulerich von Lichtenstein,
Von der Minne Lust und Leiden
Künden ihre Melodein.

Ob die Schwerter auch zersplittern,
Bleibt die Laute doch am Band;
Von den Fürsten, von den Rittern,
Nimmt der Schäfer sie zur Hand.
Zur Schalmei und Hirtenflöte
Singt er zärtlich sein Gedicht
In die gold'ne Abendröthe,
In das stille Mondenlicht.

(Musik von Flöten und Schalmeien.)

Damon klagt von süßem Triebe,
Phillis seufzt ein leises Ach!
Und der gute Mond ist wach,
Und belauscht das Lied der Liebe.

(Couplet von Romeau.)

(II. Tableau: **Joulle nach Watteau.**)

Doch des Liedes Ruhm zu preisen,
Laßt uns nicht zu fremden Weisen,
Nicht in ferne Lande zieh'n;
Denn den reichsten Liedersiegen
Trug die Muse dir entgegen,
Dir mein Oest'reich, dir mein Wien!
Lerchen trägst du in dem Schilde;
Gold'ne Sänger wie im Bilde,
Sangeslerchen zeugt dein Schooß,
Liedersiegen reich und groß.
Durch Jahrhunderte und Länger
Schmücket sich des Sieges Ruhm,
Denn des Liedes größter Sänger,
Schubert, ist dein Eigenthum.

(„Ständchen", Lied von Schubert.)

In neuer Form erblick' ich dich, Musik!
Die Laute und die Rosen sind verschwunden,
Der strenge Lorbeer hält dein Haupt umwunden,
Und hoher Ernst durchleuchtet dir den Blick.
Die Maske hält die Rechte hoch empor,
Und über dir der guten Genien Chor,
An dem vorbeigewollt die Blicke haften:
Doch aus der Tiefe drängt sich wild hervor
Das zügellose Heer der Leidenschaften.
Des Dramas Bild entrollt sich vielgestaltig,
Der Muse jüngstes Kind doch allgewaltig!
Als Kind noch liegt es in Italiens Wiege
Und spielt mit Daphne, kost mit Rinalt.
Doch mählich wächst es und gewinnt Gestalt,
Und in den Kampfplatz tritt es schon zum Siege.
Dem Jüngling wird der Ritterschlag gegeben
Von deiner mächtigen Hand, o Ritter Gluck,
Und hehre Bilder seh' ich umschweben!
Hier treibt Armida ihren Zauberspuk,
Dort beugt sich Iphigenia zu Oresten,
Dort tritt Admet beseligt vor Alcesten,
Und Orpheus weiß mit seiner Leier Tönen
Des Orcus Furien selber zu versöhnen!

Doch plötzlich wird der Muse Blick verklärt,
Ein Knabe hat sich lächelnd ihr genäh'rt,
Ein Meister in des Jünglings Locken schon,
Mein Amadeus ist es, Oest'reichs Sohn!
Da strahlt am Horizont die Morgenröthe,
Die Nacht versinkt und was ihr knechtisch fröhnt,
Es triumphirt das Licht und lieblich tönt
Des Jünglings Wunderhorn — die Zauberflöte.

(Musik, Arie des Tamino, Flötensolo.)

(III. Tableau: **Die Zauberflöte nach Schwind.**)

Du Genius, der des Lebens üpp'ge Blüthe
In „Don Giovanni" unserm Ohr erschloß,
Aus deinen Zügen strahlet Titus Güte
Umspielt vom heitern Lächeln Figaros,
Doch ernst begrüßt den Jüngling und den Ahnen
Der Meister mit der Stirne des Titanen!
Neun Töchter sind's, die glänzend ihn umzieh'n,
Den Musen gleich an Zahl, neun Symphonien,
Und nur ein einz'ger Sohn, allein ein Leue,
Das königliche Bild der Kraft und Treue,
Das Höchste, was das Drama je geboren,
Das Lied von Florestan und Leonoren.

Und immer reicher, bunter wird die Schaar,
Es drängt sich Bild um Bildniß in den Rahmen,
Wer zählet die Gestalten, nennt die Namen!
Bald fesselt Ernst die Seele wunderbar,
Bald strahlet Heiterkeit aus jeder Miene;
Mit Schelmenaugen lächelt uns Rosine,
Agathens Locke schmückt der Jungfernkranz,
Und Hüons Horn bewegt zum Zaubertanz.
Medea zückt nach ihrer Kinder Herzen,
Und Norma's Seele theilet ihre Schmerzen:
Tell legt auf's Haupt des eig'nen Kindes an,
Und Masaniello bricht Tyrannenmacht,
Die Glocke tönt: Bartholomäus-Nacht!
Die Fluth durchzieht der Ritter mit dem Schwan,
Und Gretchen steigt verklärt aus ird'scher Hülle —
Das Auge schließt sich vor der Bilder Fülle.

Allein das Ohr bestricken noch die Töne,
Die tändelnd-schmeichelnden von überm Rhein,
Denn perlend, leicht und süß, wie ihren Wein,
Credenzen ihn der Muse Frankreich's Söhne.
Die Muse nippt — es mundet ihr das Süße,
Von ihrem Haupte fällt der ernste Kranz.
Der leichte Takt zuckt ihr bis in die Füße,
Und jede Nerve wirbelt ihr zum Tanz.
Wie bist du reizend, Muse, leichtbeschwingt,
Wie glänzt dein Aug' von freudiger Erregung,
Wenn nach des Taktes flüchtiger Bewegung
Sich Arm in Arm zu holder Kette schlingt.
Wenn auf den Flügeln deiner süßen Weisen
Der Staubgebor'ne von der Erde schwebt,
Die selbst sich drehet in harmon'schen Kreisen,
Im holden Gleichmaß, das die Welt belebt.

(Musik.)

Menuet. (Mozart.)

Steif und vornehm unter den Perücken
Wird das Paar zum Menuet geführt:
Doch die Fingerspitze, leicht berührt,
Sie versteht wohl jenes leise Drücken:
Und beim Complimente züchtig nah,
Flüstert ihm ein leiser Seufzer. Ja!

Ländler. (Schubert.)

Fester hat der deutsche Bursch sein Mädchen
Um die schlanke Hüfte schon gepackt,
Und die Röcke fliegen um die Wädchen,
Und die Hände klatschen nach dem Takt.
Selbst Großvater nicht verschmäht den Reigen,
Und Großmutter steht verschämt und stumm,
Doch die Fiedler streichen schon die Geigen,
Und im Dreischritt dreht er sie herum.

Bolero.

Jetzt ertönen Lauten, Castagnetten.
Stolz und schlank und biegsam wie ein Rohr
Führt der Spanier seine Donna vor,
Schlingend des Fandango's leichte Ketten.
Und das ist ein Biegen und ein Schmiegen,
Und das ist ein Haschen und Entflieh'n,
Und die schwarzen Rabenhaare fliegen,
Und die dunkeln Augensterne glüh'n.

Csárdás.

Doch was gleicht dem wehmuthsvollen Reigen,
Der aus Ungarns Pußten wiederklingt,
Wenn beim Klange der Zigennergeigen
Hoch der Czikos sich im Tanze schwingt,
Klirrend, schwirrend, jauchzend, wildberauscht,
Hei, wer da mit dem Magnaten tauscht!
Cymbal töne, braune Burschen geigt,
Wie der Ungar Csárdás tanze, zeigt!

(IV. Tableau: **Pußtabild.**)

Doch auch wir, die Cisleithanen,
Schwören zu des Tanzes Fahnen,
Und es weiß die ganze Welt,
Wie man's unter diesem Banner,
Angeführt von Strauß und Lanner,
An der blauen Donau hält!

(Musik, an der blauen Donau, Walzer von Strauß.)

Laßt uns die, die's uns mißgönnen,
Immerhin Phäaken nennen.
Wie, Phäaken? Ist's geschmäht?
Nein, das waren edle Leute,
Die beschenkt mit reicher Beute
Einen armen Dulder haben,
Der gefleht um milde Gaben.
Wien, das thust du, früh und spät!
Arme Dulder fleh'n auch hier,
D'rum Phäaken bleiben wir!
Segne Gottes reiche Hand
Ewig dies Phäakenland.

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Vergiß.

Vergiß! Das ist mein letztes Wort im Scheiden,
Reich' lächelnd mir die Hand hin und vergiß!
Vergiß das Weh und deine kleinen Freuden,
Vergiß den Flittertranz, weil er zerriß.

Vergiß! Dies eine Wort kann ich dir geben,
Für's Dasein weiß' ich mit dem Wort dich ein:
Vergessen heißt die eine Hälfte Leben,
Die andre Hälfte, die heißt fröhlich sein.

Vergiß die Maiflur, wo wir uns gefunden,
Den Kuß, der unsre Herzen einst vermählt;
So lang er glüht, so lang sind wir gebunden,
Die Hand ist dein, die noch die deine hält.

Vergiß, daß du gejubelt und geweinet,
Fang' neu zu jubeln und zu weinen an;
Vergiß die Stunde, die uns einst vereinet,
Vergiß dich selbst und mich und was verrann!

Wie, — Thränen! Weg damit von frischen Wangen,
Rand an dem Leben ist Erinnerungsschmerz, —
Sieh' mich noch einmal an, — bin ich gegangen.
Wirf dich vergessend an ein andres Herz!

Im Alpenhause.

Alpenföhn schlug an die Scheiben,
Und ein Regenbogen flog
Unter mir durch's Nebeltreiben
Das im tiefen Thale zog.

Schritt ich unter jener Hülle,
Sah ich heut' den ersten Tag, —
War des sonst Erlebten Fülle
Nur ein Traum, in dem ich lag?

Aber vor dem Hause blühte
Eine stille Alpenflur,
Und die Sonn' durch's Fenster glühte
Treuen Muthern der Natur.

Ju die Hand, nach alter Sitte,
Schlug die Mutter grüßend ein. —
Sprecht, wo ist der Herr der Hütte?
Möcht' auch ihm willkommen sein. —

Der ist fort! — Ob grau an Haaren,
Sprach sie's leis doch und gerührt —
Jetzt muß ich den Spruch bewahren,
Der am Haus steht, wie's gebührt.

Von den Webestühlen spähten
Mägde jung mit Augen frei,
Andre spannen, wirkten, nähten,
Kinder spielten auch dabei. —

Sind die eure Töchter, Alle? —
Herr, dann wär' ich glücklich; nein,
Eine in der ganzen Halle,
Nur die jüngste dort ist mein. —

Und die Dirn' im rothen Mieder,
Schlank und lieblich, trat hervor,
Schlug die blauen Augen nieder,
Hold erröthend bis an's Ohr.

Freundlich hieß die Mutter grüßen,
Tochter sah mich an und bot
Flüchtig mir die Stirn zum Küssen,
Doch die Lippe war zu roth.

Auf den Wink der Mutter brachte
Sie mir Milch und Butter blank,
Alpenrosen, sprach und lachte,
Und ich übte Scherz und Zank. —

Hast du Brüder, Maid? — Ja, freie:
Jäger sucht den blut'gen Sieg,
Hirten hält die Alp', die freie,
Und der dritte zog in Krieg. —

Und was spinnst du? — Hochzeitlinnen. —
Liebst so jung schon? — Herr, noch nicht;
Liebt man, kann man nicht mehr spinnen,
Ungleich trebt sich's, Faden bricht. —

Wie, nur möchtest, Kind, mich lieben? —
Könnt euch gut sein, — lieben? — nein!
Wen ich lieb', der muß hier hüben
Auf der stillen Alpe sein;

Hier der Gletscher, d'ran der Himmel,
Nur ein Weg geht, nah' am Haus;
Fänd' ich unten im Gewimmel
Wohl ein liebend Herz heraus? —

Schwer errungen, schnell verloren!
Kind, vielleicht errietst du wahr;
Blüh' und lieb', wo du geboren,
Und sei glücklich immerdar!

Sir Walter Raleigh.

Herr Raleigh lag im Tower tief,
Es rollte fern die See,
Und ob er wachte, ob er schlief,
Ein's war sein gräßtes Weh:

Ich zog gar weit durch Meer und Land,
In Zonen warm und kalt,
Und doch betrat ich nie den Strand,
Der rings von Golde strahlt.

Ich weiß, wo Eldorado liegt,
Ich, den kein Sturm erschreckt,
So aber lieg' ich hier besiegt
Und nimmer wird's entdeckt.

Der König hört's. Habt ihr die Wort,
Sir Walter, auch bedacht?
Fahrt mit dem besten Schiffe fort,
Doch löst, was ihr versprecht.

Tragt ihr zum Goldland mein Panier,
So lohn' ich euch in Huld,
Doch habt ihr nur gepraßt vor mir,
Büßt euer Kopf die Schuld.

Ich geh' es ein: und die ich treu,
Die Kette sei bewahrt. —
Ein langer, freier Athemzug,
Und dann beginnt die Fahrt.

Die Welle hebt sich mit Gebraus,
Und sinkt zurück in Schaum,
Sir Walter Raleigh segelt aus
Nach seinem Jugendtraum.

Die Nacht ist schön, die Lüfte klar,
Sir Walter lehnt am Bord,
Die Sterne funkeln wunderbar,
Die Brise weht aus Nord.

Drauf wird der heiße Tag zur Nacht,
Gewitter kreuzen bang,
Die Woge peitscht, die Planke kracht,
Als gält' es Untergang.

Sir Walter läßt das Steuer nicht,
Er richtet den Kompaß,
Und ob auch Mast und Segel bricht,
Fort geht's ohn' Unterlaß.

Fort geht's nach Westen, dorten liegt
Das Goldland, das er sucht,
Dort rollt die Fluth, die's heimlich wiegt,
Dort birgt sich seine Bucht.

Manch' Eiland steigt in Glanz empor,
Und mancher Küste Schein, —
Doch reißt der Nebel ferner Flor,
Ist's Sand nur und Gestein.

So schwand zwei Mal das Jahr, er trifft
Nicht Goldland und nicht Glück,
Sein Hoffen war ein Traum; da schifft
Nach England er zurück.

King James, ich war ein Thor, hier ist
Mein Kopf für's Henkerbeil,
Ich bitt' nur Ein's: gebt kurze Frist,
Das Leben ist mir feil.

Und als er stiert auf Towerhill
Furchtlos, ein ganzer Mann,
Da starrt verblüfft die Menge still
In seines Todes Bann.

Er aber prüft das Eisen heil:
Scharf ist die Arznei,
Doch alle Uebel heilt sie schnell,
Drum, Freimann, rasch herbei!

Heinrich Reder.

Cingol, der Zigeuner.

1.

Wenn ich einen Renner wüßte,
Der mein Wünschen kennt' ertragen,
Will ich ihn bei Tage stehlen,
Und den Cziko's drum erschlagen.

Droht ein Galgen von dem Hügel,
Werd' ich nicht vor ihm erschrecken;
Deine schwarzen Haare sollen
Fliegend mein Gesicht bedecken.

In den Armen die Geliebte,
Reit' ich flüchtig mit dem Winde,
Bis ich süß auf ihren Lippen
Die Gewähr des Wunsches finde.

2.

Ich möchte dich fassen im lustigen Tanze
Nur tragen und schwingen und drehn,
Bis Flechten und Bänder und Blätter vom Kranze
Den wogenden Busen umwehn.

Dann wollt' ich dich heben und drücken und pressen
Nur glühend in's Auge dir sehn,
Bis trunken du solltest dich selber vergessen
Und schmachtend vor Liebe vergehn.

3

Das wilde Roß der Steppe
Fing ich mit fliegender Schlinge,
Den grimmen Wolf des Waldes
Schlug ich mit blitzender Klinge.

Unendliche Strecken der Haide
Hab' ich nicht müde gemessen,
Dabei den nagenden Hunger,
Den brennenden Durst vergessen.

Ich habe die Tiefe der Ströme
Dem Lachse gleich ergründet,
Aus glühend geriebenem Holze
Das Lagerfeuer gezündet.

Ich maß der Gletscher Höhe
Auf weltenverlorner Firne,
Und zählte in langen Nächten
Des Haitehimmels Gestirne.

Ich brach im tiefsten Kerker
Den Händen und Füßen die Ketten,
Und wußt' mein verfehmtes Leben
Aus tausend Gefahren zu retten.

Nur du wie ein Stern am Himmel
Bist nimmer für mich erreichbar,
Und seiner ewigen Ferne
Mein Sehnen nur vergleichbar.

4.

Stets ein Fremdling und geächtet
Hör' ich nie ein Wort der Mitte.
Ein Zigeuner! Und die Menschen
Jagen mich gleich einem Wilde.

Ueber Tag muß ich verborgen
In des Waldes Dunkel leben,
Nachts nur darf ich auf der Haide
Zu dem Mond den Blick erheben.

Scheu und flüchtig vor den Häschern
Muß ich meine Schritte dämpfen.
Hungernd mich dem Luchs gesellen
Und um seine Beute kämpfen.

Ob ich in den Schenken fiedle,
Oder alte Kessel flicke,
Vogelfrei bin ich, und nirgends
Sicher vor dem häufen Stricke.

Dieses Alles wollt' ich leiden
Nur noch mehr der schweren Nöthen,
Wenn sich nur, sobald ich komme,
Mädchen, deine Wangen röthen.

5.

In Hispaniens Sonne trank ich
Leidenschaft aus braunen Brüsten,
Leidenschaft von heißen Lippen,
Die mich unter Schmerzen küßten.

O wie kocht das Blut im Grimme,
Daß ich mein Geschick verfluche,
Denn ich finde nur die Schwester,
Wo ich die Geliebte suche.

Mit dem Feuer meiner Seele
Müßt' ich eine Welt entflammen!
Ohne deine Liebe brech' ich
In die eigne Gluth zusammen.

Meiner Mutter Thränen brennen
Mir noch auf den feuchten Wangen —
Niemand liebt mich, seit sie sterbend
Mich zum letztenmal umfangen.

Kann ich niemals dich erringen,
Will ich scheiden und vergessen
Dort, wo schon vom Grab der Mutter
Fernher rauschen die Cypressen.

6.

Wenn ich dachte mich zu stürzen
Ab hinab zum tiefsten Schlunde,
Wandt' ich mich, sobald ein Lächeln
Mich begrüßt von deinem Munde.

Wenn ich aus dem Zahn der Otter
Gegen Schlaf mir wollte saugen,
Strahlte durch die Nacht die Hoffnung,
Daß ich deine schwarzen Augen.

Auf die Brust den Dolch gezwungen,
Fühlt' ich meine Hand erlahmen,
Wenn ich dich mit sanfter Stimme
Rufen hörte meinen Namen.

7.

Wie ein Hund bin ich geworden,
Der vor seinem Zelte wacht,
Ohne daß du seiner Treue
Je mit einem Wort gedacht.

Wie ein Wolf will ich nun werden,
Lauernd in des Waldes Nacht,
Bis ich den zu Tode würgte,
Der so elend mich gemacht.

Haß und Liebe wild und glühend
Haben mir das Blut entfacht —
Deiner will ich nicht gedenken,
Bis der Rache Schwur vollbracht.

8.

Einen Pfeil hab' ich geschnitten
Aus dem jähen Rohr des Weihers,
Und den leichten Schaft befiedert
Mit dem straffen Aar des Geiers.

Eine kupferrothe Natter
Fing ich in der Felsenritze,
Und mit ihrem Gifte tränkt' ich
Seines Stahles scharfe Spitze.

Sicher fliegt er von der Sehne,
Tödtlich ist die kleinste Wunde, —
Diesen Pfeil bewahrt mein Gürtel
Für der Rache süße Stunde.

9.

Sehnsucht treibt mich in die Wälder,
Sehnsucht wieder auf die Halden —
Wo ich bin, wohin ich wandre,
Nirgends kann ich von dir scheiden.

Wenn ich aus dem Traum erwache,
Auf den Wangen noch die Thränen,
Denk' ich, viele Mädchen haben
Schwarze Augen, schwarze Strähnen.

Und das erste, das ich grüße,
Will mir feurig Liebe schenken;
Schwarz von Augen, schwarz von Haaren,
Laßt es deiner mich gedenken.

Suchen will ich jetzt die Schenke,
Wo des Kaisers Werber zechen,
Nur für einen Trunk Tokayer
Leih' und Leben ihm versprechen.

Aber meine Zierrel will ich
Vorher auf die Steine schlagen,
Weil sonst wieder ans den Saiten
Tönen meiner Sehnsucht Klagen.

Hermann Lingg.

Melusine.

Tiefe Schatten rings umsäumen
Eine Lichtung in dem Hain,
Zwischen dunkeln Eichenbäumen
Glitzert Sonnenlicht herein.

Hier im Schatten rauscht die Quelle,
Die umwölbt von Felsen ruht,
Blumen blüh'n an ihrer Welle,
Ginster, Klee und Eisenhut.

Ernst und ganz verrieft in Schweigen
Ragen auch Cypressen kühn
Ueber Myrthen auf, und steigen
Hoch empor zum Sonnenglüh'n.

Unter ihren düstern Zweigen
Kühlet sich die Mittagsglut,
Ringsum Schlaf und tiefes Schweigen,
Selbst die Zenne, scheint es, ruht.

Da nur dort nur durch die Stille
Schwirrt ein heimliches Gesumm',
Bebt ein Luftband, zirpt die Grille,
Schau'n erschreckt die Blumen um.

Und die schöne Melusine
Taucht aus ihrer Quelle Blau,
Im Gewölbe der Ruine
Von dem alten Tempelbau.

Waldhornklänge hört sie schallen,
Näher jauchzt der Jägerchor,
Lächelnd voller Wohlgefallen
Lauscht die schlanke Fee hervor.

Jetzt kurz's Tüchlein hört sie's brechen,
Flüchtig kommt zu ihr ein Reh,
Scheint sie flehend anzusprechen:
Hilf uns, mitleidreiche Fee!

Schon den Speer zum Wurf zeichnungen
Fetzt ein Jagender dem Wild,
Blickt nun starr, von Scheu bezwungen,
Auf das schöne Wunderbild.

Mehr und Hüfthorn läßt er sinken,
Ihm verwirrigt süße Pein,
Ihre milden Blicke winken,
Nur so tritt er zu ihr ein.

Auf dem Steintisch aus der Quelle
Setzt sie kühlen Trank ihm vor,
Und ihm dringt, wie aus der Welle,
Ihrer Stimme Klang in's Ohr.

In des jungen Ritters Armen
Selig, liebeselig ruht
Melusine, und erwarmen
Fühlt sie bald ihr kühles Blut.

Wunderſame Worte tauschen
Die Verliebten in dem Wald,
Salz wie hohes Tannenrauschen,
Und wie heimlich Flüstern bald.

Was sie sich zu sagen hatten,
Niemand hat es je gehört,
Als vielleicht der Bäume Schatten,
Und das hat sie nicht gestört. —

Von der nahen Hochzeitfeier
Sprechen sie, schon hochbeglückt,
Und sie hüllt um ihn den Schleier,
Hält ihn fest an sich gedrückt.

„Säh' ich doch auf deinen Wangen
Morgen, wenn der Tag erwacht,
Noch die Lilien schlafumfangen
Blüh vom Glück der schönen Nacht.

Daß dein müd'rer Blick mich grüßte!
Als ein Zeuge, daß die Luft
Ihre ganze Schuld verküßte,
Munt an Munt, nur Brust an Brust.

Streicheln wollt' ich dir die Locken,
Und es wogte sanft und weh
Deine Seele noch erschrocken,
Wie nach einem Sturm der See.

Wo wir traulich heut' geruht,
Liegt nun stiller Mondenschimmer,
Durch die schwüle Sommergluth
Weht das Sternengestimmer,
Schon in holden Traum gewiegt,
Fühl' ich dich noch innen,
Liebend Herz, an mich geschmiegt!

Ach, daß Alles scheiden muß,
Flüchtig, wie das Wort vom Munde,
Flüchtig selbst dein süßer Kuß!
Ueber jede Stunde
Legt sich der Gedanke schwer:
Glückliche Sekunde,
Kehrst du nimmer, nimmer mehr?"

Ist's Neptun, der Gott der Heiden,
Ist's der Zauberer Merlin,
Der die Braut in Gold und Seiden
Führt zur Ritterburg dahin? —

Auf schneeweißen Zelttern reiten
Nixen, eine helle Schaar,
Die die junge Braut geleiten
Zum bekränzten Traualtar.

Nach der Trauung, nach den Glocken
Kommt der Schwanz und folgt der Tanz,
In der Nixlein braunen Locken
Blinkt der Wasserlilien Kranz.

Wie sie sich die Hände geben,
Auf und ab im Reigen flieh'n!
Wie sie neigen, wie sie schweben,
Und die Schleppen nach sich zieh'n!

Draußen auf dem Schloßaltane
Ruh'n der Ritter und die Fee —
Und sie spricht zu ihm: „ich ahne,
Ach, ich ahne dir'res Weh.

O versprich mir eins — ich liebe
Dich darum auf meinen Knie'n,
Wie ich komme, wo ich gehe,
Forsche niemals, wer ich bin! —

Einmal jährlich meine Schritte
Lenk' ich heim in's Quellgemach,
Dann, o Herr — gewähr' die Bitte,
Folge du mir ja nicht nach!

Was man sagen mag, o höre,
Höre nicht darauf, sag' Nein!"
„„Nein denn"", rief der Ritter. „Schwöre!"
„„Ja, ich schwör's beim Sternenschein.""

Meer um Meere sind vergangen,
Und noch lächelt frisch und neu
Beider Gatten hold Verlangen,
Ihre Lieb' und ihre Treu.

Jeder Morgen bringt ein Hoffen,
Jeder Abend zählt ein Glück,
Beides bringt, dem Himmel offen,
Doppelt reich die Nacht zurück.

O daß nie der Tag erschiene,
Der verhängnißvolle Tag,
Dem die schöne Melusine
Nicht zu widerstehn vermag.

Doch er kommt, und als allmählich
Im Zenith die Sonne brennt,
Zieht es sie unwiderstehlich
Zu ihr heimisch Element.

Ungeschaut süße Stunden,
Zu der Schwestern Neid'n verdammt,
Sind ihr dort am Quell entschwunden,
Und es dämmert schon die Nacht.

Ruh'los auf der Burg indessen
Harrt ihr Gatte, wacht und sinnt,
Wann sie ehr- und treuvergessen —
Wüßt' ich nur, wer dort sie minnt!

Flüchtig, denn die Angst gab Flügel,
Eilt die Fee hinaus das Schloß,
Dort am Thor, die Faust am Zügel,
Harrt ihr Gatte hoch zu Roß.

Während er mit leiner Miene,
Daß er ihr mißtraut, verräth,
Seufzt die schöne Melusine:
Ach, er hat doch nicht gespäht.

Steht auf Erden dauernd Festes?
Welche Wahrheit birgt nicht Spott?
Täuschung ist der Güter bestes,
Und die Binde ist der Gott.

Die Vergessenheit ist eben,
Die Betäubung ist der Muth
Und die Stärke zu vergeben,
Ja, die Blindheit ist ein Gut!

Wo denn immer hin verschwinde
Jeden Mond die edle Frau,
Frug der Burgvasall das Gesinde,
Rieb dabei die Hände schlau.

Habt ihr sie schon beten sehen,
Sah schon Jemand ihren Fuß?
Oder sie vorübergehen
Je am Kreuz mit frommem Gruß?

So der Burgvasall zum Gesinde,
Das Gesinde unter sich,
An dem Brunnen, bei der Linde,
Wie das raune, wie das schlich! —

Einstmal, als zu ihrer Quelle
Melusina wieder ging,
Eben als sie an der Schwelle
Ihrer Schwestern Chor empfing,

Als sie alle, sie zu grüßen,
Ihre Kränze schwingen sah,
Und sie selbst mit zarten Füßen
Kam dem Saum der Welle nah,

Durch den Riß der Wölbung schaute
Nur des Mondes Silberschein,
Und nur ihrer Lust vertraute
Sterne blickten still herein.

Weh', da drang heran die Meute,
Jagdgeschrei und Pferdegewieh'r,
Tobend rief der Ritter: heute
Schaff' ich mir Gewißheit hier.

Was erblickt er? Wer auf Erden
Sagt es, was geheimnißvoll
Lebt in Wassern, sein dem Werden
Erste Lebensfluth entquoll?

„Ach, du hast den Schwur gebrochen,
Weh! was hast du mich betauscht,
Höre, wie mit Donnerpochen
An dein Thor die Wege rauschen!"

Jammernd sank die Nixe schreiend
In der Schwestern Arm zurück,
Sah ihn an, ihm noch verzeihend,
Und dahin war all sein Glück.

Wie sie ihm verher verführet,
Hat es sein Geschick vollbracht,
Von den Feinden angeführet
Ward sein Schloß in selber Nacht.

Um die Fenster, um die Mauer,
Von dem Feuermeer umwallt,
Sah man noch in stiller Trauer
Schweben ihre Lichtgestalt. —

Lieblich tönt Geziry der Grille
Durch das Thal am blauen See.
Sternlicht dämmert durch die Stille,
Taucht empor die schöne Fee?

In dem tiefen Felsengrunde
Wallt ein Pilger krank und müd',
Und es hebt von seinem Munde
Hörbar kaum ein klagend Lied.

„Fraget nicht nach meinem Leben,
Fraget nicht, woher, wohin?
Antwort könnt' ich euch nicht geben,
Fraget nicht mich, wer ich bin.

Meinem Schatten aller Orten
Folgt der düstre Zweifel nach,
Ach, ich sagt' es nicht mit Worten,
Was mein krankes Herz verbrach.

Ohne Glauben, ohne Hoffen
Irr' ich, ohne Rast und Ruh',
Vor mir liegt der Himmel offen,
Und der Hölle wank' ich zu."

Zu der schönen Melusine
Kommt der gramgebeugte Mann,
Irrend durch den finstern Tann,
Ob er noch das Glück verdiene,
Daß sie mit der Himmelsmiene
Einmal noch ihn grüßen kann?

Wie sie hält ihn sanft umschlungen,
Sinkt sein Haupt auf ihren Schooß,
Daß ihn ihr Gelock umfloß,
Aller Schmerz ist bald bezwungen,
Zu der Träume Dämmerungen
Küßt sie seine Seele los.

„Horch, die Quellen rauschen Grüße!
Kennst du noch kein junges Weib —
Bleib, o mein Geliebter, bleib!
Schwer hast du gebüßt, nun büße!" —
Küß' auf Küsse, zärtlich süße,
Brechen ihm den müden Leid.

Tief im Schatten rausche die Quelle,
Bergend ihre lautre Fluth
Vor der Mittagsglut,
Blumen blüh'n um ihre Welle,
Alles schweigt und Alles ruht.

Ueber Leid und Untergehen
Lächelst du, du lächelst nur,
Ewige Natur!
Deine großen Blicke sehen
Immer die Verjüngung nur.

Ob dein Lächeln uns versöhne,
Oder ob das Herz uns bricht,
Darnach fragst du nicht,
Wandellos in gleicher Schöne
Strahlt dein lächelnd Angesicht.

Friedrich Bodenstedt.

Neue Sprüche.

1.

Du liebst die Luft, die zu dir weht
Voll Wohlgeruch von Flur und Beet:
So freu' dich auch, gibt dir ein Mund
Den guten Leumund Andrer kund.

Du fliehst die Luft, die schwerbeschwingt
Dir Dunst aus Moor und Sümpfen bringt:
So flieh auch aus des Schwätzers Kreis,
Der Schlechtes nur von Andern weiß.

2.

Leicht ist's Ehr' und Wohlstand erben,
Aber schwer sie zu erwerben.
Ein behagliches Genießen
Mag ererbtem Gut entsprießen,
Und der Ahnen lange Reihe
Stolz die Brust der Enkel heben:
Doch dem Leben rechte Weihe
Kann nur eig'nes Schaffen geben.

3.

Schaff', als ob des Lebens Noth
Nie von deinen Wangen schwände,
Aber leb', als ob der Tod
Schon vor deiner Thüre stände!

Trost.

Lust weckt Lust, und Schmerz weckt Schmerzen,
Nacht zeugt Dunkel, Tag zeugt Helle —
Nimm dir nichts zu sehr zu Herzen,
Denn es wechselt wie die Welle.

Oft kommt jählings eine Mahnung
An vergangne Fluchgeschicke —
Oft wirft eine düstre Ahnung
In die Zukunft Seherblicke.

Doch kein Jammer kann uns frommen,
Und uns trösten kein Verzagen —
Was da kommen soll, wird kommen,
Ob wir's leicht, ob schwer ertragen.

Selbst das Glück macht oft uns bange,
Sah'n wir in vergangnen Zeiten
Hinter seinem Segensgange
Schreckenvoll das Unglück schreiten.

Kein Geschöpf bleibt frei von Schmerzen,
Doch dem Dunkel folgt die Helle;
Nimm dir nichts zu sehr zu Herzen,
Denn es wechselt wie die Welle.

Der vergrabene Schatz.

War ein Ehrlicher und ein Betrüger,
Die zusammen eine Reise machten,
Ihres Gutes waltend in Gemeinschaft.
Und der Ehrliche fand auf dem Heimweg
Einen Schatz von tausend Stücken Goldes.
Heimlich fand er's, doch behielt's nicht heimlich;
Zum Gefährten sprach er: laß uns theilen,
Nimm du eine Hälfte, ich die and're,
Daß wir gleichen Nutzen haben!

Aber der Gefährte gab zur Antwort:
Mit dem Golde trennt sich leicht die Freundschaft,
Darum thöricht wär's, den Schatz zu theilen,
Laß vereinigt, Freund, was du gefunden,
Daß vereinigt unsre Herzen bleiben!
Unter diesem alten Abornbaume
Vor der Stadt laß uns den Schatz vergraben:
Brauchst du Geld, so geben wir zusammen,
Um vom Schatz zu nehmen nach Bedürfniß —
Brauch' ich Geld, so thun wir ganz desgleichen.

Willig folgt der Ehrliche dem Rathe
Des Betrügers: unterm Abornbaume
Heimlich ward der gold'ne Schatz vergraben.

In die Stadt kamn sitten die Gefährten,
Sich der Heimkehr und des Fundes freuend.

Aber heimlich, spät im nächt'gen Dunkel
Der Betrüger schlich zum Abornbaume,
Hob den ganzen Schatz, bracht' ihn zum Hause
Seines Vaters, barg ihn zu verbergen.

Viele Monden waren schon vergangen,
Seit sie heimgekommen von der Reise.
Da das Haus des Ehrlichen kam Sorge
Und am Nöthigsten begann's zu mangeln;
Da gedacht' er des vergrab'nen Schatzes.
Und er ging zum Hause des Betrügers,
Sprach: begleite mich zum Abornbaume,
Daß ich nehme vom gefund'nen Golde.

Der Betrüger folgte dem Gefährten,
Und sie gruben unterm Abornbaume
Nach dem Schatz, doch der war nicht zu finden.
Da in falschem Zorn stürzt der Betrüger
Auf den Ehrlichen, zeiht ihn des Raubes,
Daß er heimlich längst den Schatz gehoben.
Und er schlägt ihn, führt ihn vor den Richter,
Oeffentlich des Raubes ihn beschuld'gend.

Zweifelnd fragt der Richter: haft du Zeugen? —
Darauf Jener: mag der Ahorn selber,
Unter dessen Grunn der Schatz geborgen,
Mir bezeugen, daß ich Wahrheit rede.

Sprach der Richter: hören wir das Zeugniß!

Und sie gingen hin zum Ahornbaume,
Doch voraus schlich des Betrügers Vater,
Der das Gold getheilt mit seinem Sohne,
Und im hohlen Stamme sich versteckte.
Antwort gab er auf des Richters Fragen,
Gleich als ob der Ahorn selber spräche,
So daß Alle staunten ob dem Wunder.

Darauf hieß der Richter Feuer legen
An den Ahornbaum, ihn zu verbrennen.
Bald erscholl ein Wehschrei aus dem Stamme,
Und der Alte kam hervorgekrochen
Zitternd, halb erstickt um Gnade flehend,
Seines Sohnes Falschheit offenbarend.

Also ward der Ehrliche gerettet,
Und der Schatz ward ihm zurückgegeben.
Aber den Betrüger und den Vater
Ließ der Richter auf zwei Esel binden,
Ließ sie schandvoll durch die Straßen führen
Und vom Volke steinigen und geißeln.

Felix Dahn.

Hagar's Rache.

Es kam ein Mann durch die Wüste gefahren
Mit dreißig beladenen Dromedaren.

Die trugen Schätze viel hundert Lasten, —
Unter den Cedern wollten sie rasten.

Da auf schnaubenden Rossen mit Pfeil und Bogen
Kamen die Söhne der Wüste geflogen,

Und nahmen das Gut und schleiften den Mann
Zu ihres Fürsten Zelt hindann.

Der kam geschritten, bräunlich schön,
Wie der Löwe schreitet auf Karmels Höh'n.

„O schone mein Leben, nimm Lösegeld,
Ich fülle mit Gold dir das ganze Zelt;

Denn Gott gab Segen meinem Stamm:
Ich bin Ifak, der Sohn des Abraham."

Da riß aus der Scheide der Emir das Schwert:
„Dank den Göttern der Rache, die dich mir gewährt!

Lang' fahnd' ich nach dir, lang' such' ich dich schon:
Denn ich bin Ismael, Hagar's Sohn.

In die Wüste, zum Futter der Geier und Raben,
— So wollt' es ja Sarah, die Treffliche, haben! —

In die Wüste verstieß er das Weib und den Knaben,
Und Jehova vergalt mit Verheißung und Gaben!

Doch die Palme der Wüste war grün'ger als Gott,
Die Verstoßenen leben, Jehova zum Spott.

Laß seh'n, ob er dich nun entreißt dem Verderben?
Gerettetes Brüderlein, du mußt sterben!" —

Da hob von den Polstern ein hehres Weib
Den immer noch königlich schönen Leib,

Sie zerdrückt eine Thräne voll Stolz und Harm,
Und rührt des Helden erhobenen Arm:

„O König der Wüste, du mein Juwel,
Mein Löwe, mein Arier, mein Ismael,

Ich bitte, — zum Dank für ein ganzes Leben, —
Mir sollst du den Sohn der Sarah geben."

Und er neigte das Haupt und das Schwert dazu,
Und küßte im Staub seiner Mutter Schuh.

„Sag' Abraham", sprach sie zu jenem gewandt:
„Hagar hat mich dir zurück gesandt." —

Lied der Genuesen.

Gleichwie die Möve ruhlos haftet
Von Land zu Meer, von Meer zu Land,
Und kaum im Flug die Schwinge rastet
Auf Wellenschaum, auf Dünensand:

So wogen wir auf irren Bahnen
Von Deich zu Flut, von Flut zu Deich,

Zerschlißne Segel unsre Fahnen,
Ein morsches Schifflein unser Reich.

Oft nur den letzten Schuß im Laufe,
Vom Sturm gepeitscht, vom Feind gehetzt,
Ein armliger Bettler-Haufe,
Den Hut zerhau'n, das Wamms zerfetzt: — —

Und doch erhebt das stolze Spanien,
Ja dessen Reich der Tag nicht sinkt,
Wenn unser Racheruf: Oranien!
Sich über Alba's Heere schwingt.

Ihr bebt mit Recht! von Sclavenschande,
Bei Gott! wird dieser Boden rein —
Und müßten alle Niederlande
Vom Meeresfluth verschlungen sein.

Durchstecht den Damm, reißt auf die Schleusen,
Ertränkt die fremde Tyrannei:
Es nahe die See, es nah'n die Geusen,
Das Land wird Meer, doch wird es frei!

Zwei Unteroffiziere.

Die Friederike Krüger, die war ein Doppelherz,
Im Waffenkampfe Sieger, wie auf der Liebe Feld,
In Ehren hier und dorten, in Ehren allerwärts,
D'rum schmückten Kreuz und Orden ihr allgetreues Herz.

Der König rief die Seinen, da zog ihr Liebster aus,
Und sie soll einsam weinen daheim im Vaterhaus?
Sie wollte lieber schwingen ein Schwert, als daß sie spann,
Um ihn sich zu erringen, der ihre Lieb' gewann.

Es soll ihr Niemand wehren des Kampfes süße Lust,
Und in das Kleid der Ehren hüllt sie die keusche Brust,
Die heilige Gefühle so wunderbar durchglüh'n —
Und in des Kampf's Gewühle die Jungfrau mächtig zieh'n.

Sie stand im heißen Streite in vollem Waffentanz
An des Geliebten Seite, gleichwie beim Hirtentanz,
Was kümmert sie das Todten bei Culm und Dennewitz!
Sie baut auf Gott da droben und denkt an ihren Fritz.

Bei Leipzig ward geschlagen die Völkerschlacht so heiß
In dreien blut'gen Tagen zu Deutschlands Ehr' und Preis,
Und in des Kampfes Hitze vergaß den Fritz sie schier,
D'rum ward der tapfern Fritze des Ehrenkreuzes Zier!

Mit Vater Blücher zogen sie jubelnd über'n Rhein
Und der Oise Wogen bis nach Paris hinein,
Und als das Kriegsspiel ruhte und heimwärts zog die Schaar,
Da war'n dem Fritz zu Muthe, als ging's zum Traualtar. —

Die Fritz war Corporal'in, der Fritz schon längst Sergeant,
Nun reicht sie als Gemahlin gewiß ihm ihre Hand?
Doch plötzlich fährt ein Sinnen ihm schmerzlich durch die Brust,
Erst muß auch er gewinnen, was tapferer Krieger Lust!

Doch erst nach zweien Jahren im Kampf bei Waterloo
Ward unter Bülow's Schaaren auch er des Preises froh:
Das Kreuz mit weißem Bande trug stolz er auf der Brust,
Als heim zum Vaterlande er kehrte sieg'sbewußt.

Bald stand am Traualtare der Priester auch bereit,
Daß einem treuen Paare er seinen Segen weih'r.
Da kamen zwei Soldaten, Feldwebel und Sergeant,
Die sich dem Priester nahten und reichten sich die Hand.

Und als der Priester fragte: „Wo weilt doch wohl die Braut?"
Und als die Fritze sagte: „Ich werde angetraut
Dem Fritz, den ich erkoren, — in Noth ihm und Gefahr
So oft mich zugeschworen." — da ward das Räthsel klar.

Und wie die Kameraden, vom Priesters Hand vereint,
Nun aus der Kirche traten, da hat die Fritz gemeint:
„Nun führe Gottes Segen, wie in der Schlachten Blitz,
Auch auf des Friedens Wegen die Fritze und den Fritz!"

J. Prem.

K. G. Ritter v. Leitner.

Die goldene Ehrenmünze.

Volk! so hört, weil ihr's verlanget,
Ihr Volk, noch jung im Zorn!
Warum an meiner Brust hier hanget
Das Kaiserbild von Gold.
Ich trag' es, seit im Neunerkriege
Ich mit bei Aspern stritt;
Da gab's, ihr Burschen! Sieg' um Siege,
Man focht um jeden Schritt.

Im Ort verschanzten die Franzosen
Sich hinter Pfahl und Stein,
Da stürzten kühn mit wildem Tosen
Die Unsern sich hinein.

Sie warfen Hohlgeschoß und Flammen
In Scheuer, Stall und Haus,
Und was sie nicht gethan'n zusammen,
Das jagten sie hinaus.

Im Kirchhof nur noch und im Thurme
Hielt Stand der letzte Rest,
Verrieb die Unsern stets beim Sturme,
Und setzte drinn sich fest.
„Was", — dachte Karl, — „will dieser Haufe?
Auf, frische Truppen vor!"
Und wild nun ging's in wildem Laufe
An's schwarze Friedensthor.

Da theilten jäh sich seine Flügel, —
Wir waren schon ganz nah', —
Und vor uns stand ein Schanzenhügel
Mit Feldgeschützen da.
Bei Gott! — das waren Höllenhunde,
Die bellten grimm uns an,
Und sprühten Feuer aus dem Schlunde,
Und ließen nicht und d'ran.

„Mir nach, und vorwärts Kameraden!"
Rief Hauptmann Murrmann jetzt,
„Flink angefaßt die Pallisaden,
„Und d'rüber weggesetzt!"
Und Heim an Heim, und Müh' an Mühe
Klomm stürmend mit empor,
Und manch' verfluchter blaue Schütze
Entlud auf uns sein Rohr.

Wir aber schwangen Kolb' und Säbel,
Und jauchzten laut vor Lust,
Und sprangen dreist in Rauch und Nebel
Den Franken auf die Brust.
Musketе klirrte an Musketе,
Erhitzt von Pulverglut,
Und auf're heißen Bajonete
Erzischten schier im Blut.

Die Blauen flob'n mit wirrem Heulen,
Und flehten um Pardon,
Und ließen uns die gold'nen Eulen
Zurück als Siegeslohn.
Da sangten noch zum Abschied ihnen
Die letzten Kugeln wir,
Und machten, weil die Nacht erschienen,
Im Friedhof Nachtquartier.

Ermattet sank ich hin, und suchte,
Ein Grab zu Häupten, Rub'.
Den Teufel auch! — Weiß Gott! ich fluchte:
Kein Auge that ich zu.
Noch stand das Dorf in hellen Flammen,
Es krachte dort und da,
Und gräulich kreischten d'rein zusammen,
Die wund dem Tode nah'.

Da sprang ich mürrisch auf, und rannte
Ins nächste beste Haus,
Und rang, — das schon beinah' verbrannte, —
Ein Tambourlein heraus.
Nun schrie aus Rauch und Qualm daneben
Ein Blauer, weiß nicht was;
Da schlepp' ich denn, — es galt sein Leben, —
Den Kerl auf's grüne Gras.

Schnell wallt' in's Haus ich wieder dringen,
D'raus Angstgeschrei noch scholl;
Da sah ich her den Hauptmann springen:
„Halt! Kuklik, ist er toll?"
Ich bat umsonst; er schalt und packte
Mich an die Brust zuletzt;
Da barst die Wand, die Dachung krachte,
Und lag in Trümmern jetzt.

D'rauf ward es still und immer stiller,
Und ich, in's Gras gestreckt,
Schlief ein, und schlief, bis Trommeltriller
Früh' morgens mich erweckt.
Mein Regiment „Erzherzog Rainer"
Stand bald in stolzer Front.
Ach Gott! da fehlte mehr als Einer,
Ich aber war verschont.

Der Feldherr ritt die Reih'n hernieder,
„Hoch Kurl! Hoch Oesterreich!"
Erscholl's im Sturm durch alle Glieder
Zu Spiel und Trommelstreich.
Ehrfürchtig ritt der Oberst neben
Mit tiefgesenkter Wehr',
Und, als sie mir genüber eben,
Sprach tiefer: Hoheit! Der.

Da rief der Feldherr: „Brav!" und schmückte
Mit Goldstück mich und Band:
Und, weiß Gott! diese Tage drückte
Die tapf're Heldenhand.
Das war ein Tag! — Ich kann Euch's melden,
Noch heute wert' ich weich.
Ruft, Burschе, mit: Ein Hoch dem Helden!
Hoch Karl von Oesterreich!

Der Leichenträger.

Der Leichenträger, geschmückt mit dem Strauß,
Tritt finster dort aus dem kleinen Haus'.

Er trägt im Mantel, den Hut beflohrt,
Daraus ein bemaltes Trübelein fort.

Er trägt es gar sorglich unter dem Arm,
Als müß' er im Wind' es halten warm.

Er schreitet damit so mühsam einher,
Als wär' ihm das kleine Särglein zu schwer.

Und wie er nun vollends tritt an das Grab,
Da thut er, als könn' er's nicht senken hinab.

Was hat er doch heute, der steinerne Mann,
Daß nun er gar fängt zu weinen an?

Was dort er zur Ruhe getegt so lind,
War eben — sein eigenes liebes Kind.

Gisbert Frhr. Vincke.

Wie die Westfälinger unherkommen.

(1450.)

Der Kurfürst Erzbischof Theodorich
Von Cöln hält große Tafel im Palast,
Und um ihn reiht sich Ritter und Prälat;
Die Diener rennen mit den Silberschüsseln,
Den Ueberfluß der Speisen darzureichen,
Aus mächt'gen Kannen strömt in gold'ne Becher
Der gold'ne Rheinwein kühl und unversiegbar —
Des Schenken Arm ermüdet vor der Zeit.

Nun lösen sich die Zungen allgemach,
Und lauter wird das Mahl: in Schimpf und Schalkheit
Flieht Wort und Antwort, gleich dem Federball.
Still aber sitzt ganz unten an der Tafel
Ein Mönch aus Unna im Westfalenland,
Der lauschet behaglich auf das Spiel der Rede
Und läßt nicht Speis' und Trank vorübergehn;
Dem Kirchenfürsten brachte er heut' ein Schreiben,
So von des Klosters Prior ihm besorglich
Verwahrt ward, da ließ ihn Erzbischof
Theodorich als Gast an seine Tafel,
Auf daß des schlichten Bruders staunend Auge
An all der Pracht und Herrlichkeit sich weide.

Jetzt ruft zum Mönchlein mit erhob'ner Stimme
Der Erzbischof, und Alles schweigt geziement.
„Des Priors Schreiben," spricht er, „das Ihr mir
„Behändiget, erbittet nichts Geringes:
„Ob dem ich Euch bescheide, laßt uns hören,
„Ob auch der Rede Gabe wirr zerpflegt
„Von Eurem Kloster im Westfalenlande.
„Ihr selbst, vernahm ich, seit umhergekommen
„Auf mancher Wanderschaft in fremder Zone,
„Das ist des Lobes werth. Ich bin gewiß,
„Ihr habt nicht mit des Leibes Auge bloß,
„Auch Eures Geistes Blick hat umgeschaut
„Und achtsam aufgemerket. Sagt uns denn,
„Von allen Dingen, so Ihr nahmet wahr —
„In diesem oder anderm Theil der Welt,
„Was hat am Wunderbarsten Euch berühret?"

Und Ritter und Prälat sie saßen lächelnd
Dem Mönche zugewandt, des Hoffens froh,
Ein ungeschicktes Wort von ihm zu hören.
Der wischt den Mund mit seinem Kuttenärmel,
Und unbekümmert gibt er so Bescheid:
„Hochwürdigster, zumeist erstaunte mich's,
„Wie meine Landsleut' in der Welt zerstreut sind,
„Und was sie da Vielseitsames erfahren.
„Ich sah wohl manche Länder, aber keins,
„Wo ich nicht auch Westfälinger gefunden.
„Verwunderlich vor allen Andern war
„Mir dennoch Einer — um des Ortes halb,
„Da ich den Landsmann plötzlich angetroffen.
„Geliebt's Euch, mag ich treulich das berichten".

Nun saßen Alle stumm in Neubegier,
Des Mönches wohlgesetzter Rede lauschend;
Der Kurfürst nickt' ihm Huld, so fuhr er fort:
„Wir schifften eines Tags im Dienst des Herrn
„Auf jenem großen Meer, das zwischen England,
„Norweg und Sachsen seine Wasser treibt.
„Gar feindlich blies der Wind, uns schützten Felsen,
„Die steil und nackt aufsteigen aus dem Meer,
„Und hier, vermeint' ich, gäb' es keine Spur
„Von Christenheit, auch nur von Menschenwesen.
„Da hört' ich unsre Schiffsleut', Einer sagte:
„„Geht mir! Wo wär's denn möglich, hier zu lauren!""
„Ein Andrer drauf: „„Wo? Beim Westfälinger!""
„Dem eignen Ohr vertraut ich kaum, ich fragte:
„„Wer ist denn der?"" — Sie sprachen: „„Wirst schon sehn.""—
„So zeigt sich plötzlich eine Felsenbucht,
„Wir legen an und treten auf's Gestipp,
„Der schmale Fußpfad steigt empor im Zickzack
„Bis an ein Häuslein, steindeschwert sein Dach,
„Und aus dem Häuslein tritt ein Mann, der ruft:
„„Willkommen all'! Ihr klagt um schlechte Fahrt,
„„Ich klagt' um schlecht Vertreib — Eins hilft dem Andern!""
„Und bracht' uns Speis' und Trank, so gut er's hatte.
„Verwundert fragt' ich da denselben Mann:
„„Seid ihr denn ein Westfälinger? Was treibt Ihr?
„„Wie kommt Ihr nur hierher? Und wovon lebt Ihr?""
„Die Heimath mocht' er wohl am Laut erkennen,
„Drum sprach er; „„Wahrlich, Euer Landsmann bin ich,
„„Aus Borken, so da liegt im Münsterland.
„„Wie ich hierhergekam, weiß ich selber kaum,
„„Doch nunmehr hab' ich Wirthschaft für die Schiffer.
„„Was sie mir geben, davon muß ich leben."" —
„Nach kurzer Frist verließen wir den Mann,
„Denn er verschmäht' es mit uns heimzukehren,
„Weil dort für ihn ein nützlich Schaffen sei.
„Ich aber bin belehrt seit jenem Tag,
„Wie nimmer den Westfälingern das Glück
„Ganz abhold ist, wenn sie die Heimath lassen
„Und überall, so weit der Erdball reicht,
„In allen Lagen sich versuchen mögen.
„Ja, steil' ich mir die nackte Klippe vor,
„Umflossen rings von wüster Fluth des Meer's,
„Wo wider Willen nur ein Schiffer landet —
„Wer anders hätte nicht vielmehr gedangt
„Vor Hunger dort zu sterben, als gewagt
„Ausharrend seinen Nächsten noch zu speisen?
„Und wer ein Solches dennoch unternimmt,

„Weil nicht die Kraft dem starken Willen fehlt,
„Wer, fest vertrauend dem allmächt'gen Gott,
„Zum Heil des Nächsten sich berufen achtet,
„Deß schlichter Sinn ist auch im Kleinen groß —
„Mich hat's zum Mind'sten so berühren wollen."
Der Mönch aus Unna schwieg nach diesem Wort,
Und schweigend saßen Ritter und Prälat,
Doch Erzbischof Theoderich sprach also:
„Zu Frieren ziehet heim, mein würd'ger Bruder,
„Sagt Eurem Prior, Alles sei gewährt,
„Was er erbeten, — um des Boten willen,
„Denn Euren Spruch erfand ich fromm und klug!"

Karl Gerok.

Kaiser Albrechts Tod.

1. Der Königsmord.

1. Mai 1308.

O trüber Mond der Wenne,
O düstres Maienlicht,
Lisch aus, du gold'ne Sonne,
Umwölke dein Gesicht,
Lisch aus, lisch aus gen Westen
Im blutigem Abendroth,
Es geht aus heitern Festen
In grausen Mord und Tod!

Auf seine Burg zu Baden
Zu frohem Festgelag
Ließ Kaiser Albrecht laden
Am ersten Maientag,
Nun reitet er gen Abend,
Noch wohlgemuth vom Wein,
Durch grüne Fluren tradend
Hinunter an den Rhein.

Wie glänzt im Frühlingsschimmer
Sein schönes Schweizerland!
Drum läßt's der Kaiser nimmer
Und pack's mit eherner Hand.
Mit kriegerischem Trosse
Durchreitet er das Thal,
Wie wiebern stolz die Rosse,
Wie klirrt und klirrt der Stahl!

Schau an die grünen Matten:
Es ist zum letztenmal,
Schon länger wird dein Schatten,
Und roth der Sonne Strahl;
Bis an der Alpen Kette
Dieß Land heißt alles dein,
Bald schließt ein enges Bette
Den mächt'gen Kaiser ein.

Siehst du ihr nicht zur Seiten
So finster nur so bleich
Den schönen Jüngling reiten,
Dem Todesengel gleich?
Weißt nicht warum so düster
Er blickt am heitern Tag,
Ahnst nicht welch' bös Gelüster
Er dir im Rücken pflag?

Der Herzog ist's von Schwaben,
Sein Bruderssohn Johann;
Du hältst ihn noch als Knaben,
Doch fühlt er sich als Mann;
Da beut sein Ohm zum Hohne
Den Blumenkranz ihm vor
Statt Schwabens Herzogskrone,
Wie ward er bleich und roth!

Nun an der Reuß Gestaden
Hält an der reisige Troß,
Da gilt's zu Schiff zu laden
Die Ritter sammt dem Roß;
Der Fähre Raum ist enge,
Der Kaiser tritt voran,
Ihm nach ein bunt Gedränge,
Gefüllt ist schon der Kahn.

Und kennst du dein Geleite,
Und siehst du diesen Mann?
Hart hält er dir zur Seite,
Dein Bruderssohn Johann!
Und traust du dieser Fähre?
Es ist dein Charonsboot,
Aus Erdenglück und Ehre
Führt's dich in Noth und Tod.

Jetzt ist man überm Strome,
Zu Rosse sitzt man schon,
Zur Rechten trabt dem Ohme
Sein junger Bruderssohn.
Der Fährmann fuhr zurücke,
Zu holen das Geleit.
Da tauscht man rasche Blicke,
Haus ruft: es ist die Zeit!

Und wie die Raben packen
Ein stolzes Erstwild,
So kommen ihm über den Nacken
Die Mörder im Gefild,
Vorn fällt ihm in die Zügel
Konrad von Tegernfeld,
Von hinten, hoch im Bügel,
Nennt Baim, den Sperr gefüllt.

Und eh' er seine Seele
Erbleichend Gott befahl,
Bohrt Hans ihm in die Kehle
Des Dolches scharfen Stahl,
Und wie der Sinnberaubte
Im Sattel zusammenbrach,
Noch sitzt Ann rief im Haupte
Das Schwert des Eschenbach.

Nur Einer hat gezaudert
Und hält, von Schreck erstarrt:
Vorm Königsmerke schaudert
Herr Rudolf von der Wart,
Er läßt die That geschehen,
Steht Herzog Hans in Pflicht,
Er hat's mit angesehen,
Doch mitverschuldet nicht.

Abseits am Wege ruhte
Ein pilgernd Bettelweib,
Die faßt in seinem Blute
Den edlen Kaiserleib,
Die hat in Schooß genommen
Sein bleich entstelltes Haupt,
Bis das Geleit gekommen
Und klagt und Rache schnaubt.

Die Mörder sind zerstoben,
Sah keiner den andern mehr,
Die Rachegeister schnoben
Um Roß und Reiter her,
Sie haben sich verkrochen
In Wältern, tief und dicht,
Ihre Burgen sind gebrochen,
Ihre Gräber kennt man nicht.

2. Das Hochgericht.

Vor dem Thor zu Winterthur hört man Nachts den Mühlbach brausen,
Hört am Bach der Erlen Laub geisterhaft im Winde sausen,
Doch durch Wind und Wellenrauschen, horch! welch' feuerbar Gerön,
Bald wie eines Engels Flüstern, bald wie Schächers Angstgestöhn!

Thaubefeuchter schleicht ein Pfad dort entlang dem Wiesengrunde,
Schleicht abseits von Busch und Bach hin zu eines Angers Runde,
Und der Mond zerreißt die Wolken, und in seinem bleichen Licht
Auf des öden Angers Runde steigt empor das Hochgericht.

Oben auf erhab'nem Pfahl sieht man in des Rades Speichen,
Weiß wie Linnen ausgespannt, nackte Menschengrieser bleichen,
Unten an des Pfahles Fuße dunkel vom Gewand umwallt
Auf die Kniee hingesunken schmiegt sich eine Frau'ngestalt.

Gertrud, Gertrud! stöhnt's herab, warum bist du hergekommen?
Ward nicht längst in bittrem Weh ewig Lebewohl genommen?
Gräßlich sind des Todes Schmerzen, du verschärfst sie siebenmal,
Lasse mich im Frieren sterben, spare dir und mir die Qual!

Rudolf, Rudolf! tönt's empor, heiß mich nicht von hinnen gehen,
Weise nicht dein Weib von dir, wenn du zuckst in Todeswehen,
Heiß mich sündlich nicht vergessen, was mein Heiland mir gebot,
Was mein Herze dir gelobet: sei getreu bis in den Tod! —

Und der Mond verbirgt sein Licht, nur um's Rad wirr's still und düster,
Nur der Mühlbach rauscht von fern und im Busch des Windes Geflüster;
Doch durch Wind und Wellenrauschen, horch! welch' feuerbar Gerön,
Bald wie eines Engels Flüstern, bald wie Schächers Angstgestöhn!

Rudolf, Rudolf! tönt's hinauf, spricht beim stillen Sternenlichte,
Spricht's in deines Weibes Ohr, spricht's vor Gottes Angesichte,
An der Ewigkeiten Pforte spricht's in deiner letzten Noth:
Bist du rein von Albrechts Blute, gehst du schuldlos in den Tod?

Gertrud, Gertrud! stöhnt's herab, Gott sei meiner Seele gnädig,
Schuldig bin ich tausendfach, dieser Sünde bin ich ledig,
Bin, so wahr mir Gott vergebe, rein von Kaiser Albrechts Blut,
Sterbe schuldlos hingeschlachtet von Frau Agnes blinder Wuth. —

Wieder wird es still um's Rad, ferne tönt des Mühlbachs Brausen,
Klagend in der Erlen Laub geht des Nachtwinds leises Sausen,
Doch durch Wind und Wellenrauschen höret man ein leis Getön,
Bald wie eines Engels Flüstern, bald wie Sünders Angstgestöhn.

Rudolf, Rudolf! thun's empor, laß vor Gottes Thron uns treten,
Herr, Herr, hör' uns tiefer Noth, deine Kinder schrei'n und beten,
Komm, Herr Jesu, Ehrenkönig, der am Pfahle schuldlos hing,
Hilf, Maria, Schmerzensmutter, der ein Schwert durch's Herze ging!

Gertrud, Gertrud! stöhn's herab, Tröstung quillt aus deinem Munde,
Himmelsthau ist dein Gebet, Balsam kräuft's in jede Wunde,
Habe Dank, du fromme Seele, treues Weib, verlaß mich nicht,
Bleibe bei mir, guter Engel, bis mein Herz im Tode bricht!

Wieder wird es still um's Rad, nur die nächt'gen Stunden schleichen,
Bis die fernen Höhne krähn, bis die letzten Sterne bleichen,
Bis die Morgenröthe funkelt: plötzlich von der Mühle nah'n
Rosseshufe, Waffenblitze, stolze Ritter sprengen an.

Agnes, Ungarns Königin, sprengt voran im Eisenkleide,
Daß sie an des Opfers Qual ihre grimme Seele weide.
An des Vaters blut'ger Leiche Rache schwur die finstre Frau,
Schwur: ich will in Blut die Füße baden wie in Maienthau.

Ruft der Herzog Leopold spottend: „Ha, wo sind die Krähen,
Daß ihm seine Augen noch unzerhackt im Kopfe stehen?"
Und der Frau auf ihren Knieen zuckt ein Schauder durch den Leib,
Und die Fürstin rollt die Augen: „Dort am Pfahl was will das Weib?"

Doch der Ritter Landenberg flüstert in der Fürstin Ohren:
„S'ist die Freifrau von der Wart, laßt die Arme ungeschoren."
Und sie wenden rasch die Rosse, rasselnd sprengen sie seitein,
Auf der Richenau wird es stille und die Beiden sind allein.

Und sie harrt die zweite Nacht, harrt bis an den andern Abend,
Mit dem Troste des Gebets ihres Gatten Herze labend,
Scheucht die Krähen ihm vom Haupte, scheucht mit frommem Liedeswort
Der Verzweiflung Nachtgedanken von der armen Seele fort.

Endlich, endlich ist's vollbracht, in des zweiten Abends Strahle
Wendet sich sein müdes Haupt, zuckt sein Leib zum letztenmale;
Gertrud, Gertrud! haucht er leise, das ist Treue bis zum Tod!
Und in's Kloster, um zu sterben, wankt sie hin im Abendrot.

3. Der Mönch.

Im finstern Waldesgrunde
Da liegt ein tiefes Thal,
Kaum streift's auf eine Stunde
Der Mittagssonnenstrahl,
Kein Vöglein hört man singen
Im schwarzen Tannengrün,
Sieht in den feuchten Klingen
Kein Maienröslein blühn.

Dort steht mit grauem Mauer
Ein uralt Klosterhaus,
Es ragt so ernst und finster
Aus Waldes Nacht heraus,
Und wenn der Paß der Glocken
Zu Metт' und Vesper ruft:
Der Wandrer horcht erschrocken,
Es tönt wie aus der Gruft.

Und bleiche Klosterbrüder
Gehn in den Mauern um,
Zur Erde schaun sie nieder
Und wandeln ewig stumm;
Und geh'n sich zwei entgegen
Im Haus und auf der Flur,
So heißt ihr Gruß und Segen
„Memento mori"! nur.

Dort liegt in kahler Zelle
Bei trübem Abendschein
Auf harter Lagerstelle
Ein Mönch in Todespein.
Den müden Leib gelüstet
Nach einer schmalen Trub',
Die längst ihm steht gerüstet
Am Berg zur letzten Rub'.

Er kam vor fünfzig Jahren
Als Fremdling hergewallt,
Er kam in blonden Haaren,
Nun ist er grau und alt.
Er ging so düstrer Mienen
Im Kreis der Brüder her,
Zu büßen und zu dienen,
War einzig sein Begehr.

Und seit er einst die Schwelle
Des Klosterrings betrat:
Vom Kreuzgang zur Kapelle
Ging Tag für Tag sein Pfad,
Er hat zu keiner Hore
Bei Tag und Nacht gefehlt,
Hat seinen Stand im Chore
Mit Knieen ausgehöhlt.

Nun geht am trüben Abend
Sein trüber Tag zu Enb',
An's Bette, himmlisch labend,
Bringt man das Sakrament.
Im düstern Auge leuchtet
Der erste Freudenstrahl,
Er hebt sein Haupt und beichtet
Dem Abt zum letztenmal.

Und als er ausgesprochen
Sein lang confiteor,
Da haucht er's noch gebrochen
Dem Beichtiger ins Ohr:
„Laß's mit mir sein begraben,
„Gebüßet ist's genug:
„Ich bin Johann von Schwaben,
„Der seinen Ohm erschlug!"

Friedrich Seehof.

Der König von Sicilien.

Auren, Griechen und Normannen
Folgen meinem Königswort,
Und des Meeres schönstes Eiland
Ist mein Eigenthum und Hort.
Dunkle Wälder, hohe Berge
Küßt der Sonne goldnes Licht,
Glücklich, glücklich ist Sicilien,
Nur sein König ist es nicht!

Sieg und Ruhm krönt meine Waffen,
Müd' des Lorbeers rast' ich schon,
Doch die Myrthe will nicht blühen,
Einsam ist mein Königsthron.
Bringt des Laures Töchter alle
Mir heran von Berg und Thal,
Einer leuchte meiner Krone,
Meines Scepters Siegesstrahl!

Und zum hohen Königsschlosse
Wallet minnigliche Schaar,
All' des Laures Fürsten bieten
Ihres Stammes Blüten dar.

Nicht an Anmuth fehlt's, noch Jugend,
Nicht an Reizen, unerreicht,
Nicht an heißer Blicke Werbung, —
Doch das Herz des Königs schweigt.

Nur er läßt den Glanz der Feste,
Läßt der gold'nen Säle Pracht:
„Jenen flieh' im Rausch der Freude,
Mir gib Schlaf, o holde Nacht!
Gib Vergessen, oder löse
Von den Augen mir den Bann,
Daß ich die verwornen Räthsel
Meines Herzens schauen kann!"

So entschlief er. Aber helle
Ward's mit einem Mal um ihn,
Und ein Jüngling nahr, der herrlich
Wie kein Sterblicher ihm schien:
„Die den Herrn der Welt geboren
Für dies sünd'ge Erdenland",
Sprach er freundlich, „hat, o König,
Mich zu dir herab gesandt.

Wunsch und Sehnsucht dir erfüllen
Will sie, so du fromm vertraust,
Und in deinem Königreiche
Einen Tempel ihr erbaust."
Und der König scheuchte den Schlummer,
Und erhebt sich hocherfreut:
„Dank dir, Heilige des Himmels,
Und begonnen sei es heut'."

„Reget euch ihr rüst'gen Hände,
Meister, Künstler eilt heran,
Hier zum Preis der Himmelsmutter
Steig' ein Tempel himmelan!
Fällt des Waldes stärkste Stämme,
Spart nicht Gold, noch Marmelstein,
Denn des Königs frommes Opfer
Soll des Königs würdig sein.

Was an diesem Werk ihr schaffet,
Sei um reichen Lohn getan,
Keiner rühme einen Sinnes
Eig'nen Antheils sich daran.
Keine Steuer sei dem Volke,
Keine Frohn ihm auferlegt,
Tor trifft den, der seine Hände
Ohne Lohn zu heischen regt!"

Und nun schaffen tausend Kräfte
Rastlos thätig im Verein,
Aus dem Grund vom Fundamente
Wächst es aufwärts Stein um Stein.
Weißer Marmor deckt die Wände,
Und manch'scher Bilder Pracht
Glänzt in Gold und lichten Farben
Durch des Domes heil'ge Nacht.

Stolze Kuppeln wölben mächtig
Sich in blaue Luft hinaus,
Und ein Kreuz von lautrem Golde
Krönt das hohe Gotteshaus.
In des Chor's gewölbter Höhe
Thront die Jungfrau selbst im Bild,
Zu dem Kreuz des Weltenrichters
Blickt sie aufwärts, göttlich mild.

In den Händen hält die Reine
Eine weiße Schrift entrollt,
Drauf für alle Welt zu lesen
Steht in schlanker Lettern Gold:
„Diesen Tempel, hehr und mächtig,
Der die Ferne überschaut,
Hat Sicilions frommer König
Mir zur Ehre aufgebaut."

Da nun kaum die erste Sonne,
Strahlend dem beglückten Land,
Morgenröther Flut entstiegen,
Als der Bau vollendet stand,
Da zum hohen Königsschlosse
Dringt die Kunde aus der Statt,
Daß die Inschrift in dem Bilde
Seltsam sich verändert hat.

„Diesen Tempel," steht's zu lesen,
„Der die Ferne überschaut,
Hat die Fischermaid Constanze
Mir zur Ehre aufgebaut."
Finster stirnend dräut der König
Dem verwegnen Frevler Tod,
Doch vergebens späh'n die Häscher,
Unerfüllt bleibt sein Gebot.

Nur im Dome wird auf's Neue
In der Wölbung buntem Feld,
So wie sie zuerst gestanden
Jene Inschrift hergestellt.
Und zur Nachtzeit, schwer gerüstet,
Schreiten Wächter um das Thor,
Daß kein Unberufner nahe
Uns betrete Dom und Chor.

Aber schon am andern Morgen
Fliegt die Kunde durch die Statt,
Daß die Schrift sich in dem Bilde
Wie vorher verwandelt hat:
„Diesen Tempel", steht's zu lesen,
„Der die Ferne überschaut,
Hat die Fischermaid Constanze
Mir zur Ehre aufgebaut."

Und der König tritt zum Dome,
Und sein Auge blickt Wuth:
„Falsche Wächter, feile Sclaven,
Strafend forer' ich euer Blut!"
Diese stürzen ihm zu Füßen:
„Herr, vollbring's nach deinem Sinn,
Niemand hat den Dom betreten —
Es geschehen Wunder drin!

Wol' es selbst, o Herr, bedenken,
In der Spanne einer Nacht
Nimmer wirr von Menschenhänden,
Was geschehen ist, vollbracht.
Ohne thürmendes Gerüste
Reichet Keiner auf zum Chor,
Tragen ihn nicht Engelsflügel
Zum Gewölbe hoch empor."

Und der König spricht ergrimmt:
„In der Wölbung buntem Feld,
So wie sie zuerst gestanden,
Sei die Inschrift hergestellt.
Selber will ich mit euch wachen,
Und erwarten was geschieht,
Ob das seltsam Wunderbare
Sich zum dritten Mal vollzieht."

So geschieht's. In tiefer Stille
Zieht die dunkle Nacht hinab,
Und der königliche Wächter
Wandelt spähend auf und ab.
Lautlos ruhen Markt und Straßen,
Lautlos ruht der hohe Dom,
Und die schlanken Kuppeln leuchten
In des Vollmonds gold'nem Strom.

Stund' um Stunde flieht. Im Osten
Steiget lichte Gluth empor,
Und dem Wink des Königs öffnet
Sich das erzgeformte Thor.
Langsam schreitet er zum Chore,
Steht erschüttert, bang und stumm, —
Denn die Inschrift in dem Bilde
Ist verwandelt wiederum.

„Geht, ihr Wächter", ruft der König,
„Eilt und haltet nirgends Rast,
Sucht die Fischermaid Constanze,
Führt sie mit euch zum Palast!
Was dies Wunder mir bedeute,
Wird vielleicht aus ihrem Mund, —
Denn ich selbst kann's nicht enträthseln —
Meinem bangen Herzen kund."

Fern am Strande, wo das Mädchen
Einsam vor dem kleinen Haus
Netze wob mit zartem Finger,
Fanden sie die Wächter aus.
Und da hilft kein banges Flehen,
Wie es auch beweglich schallt,
Fort von dem geliebten Strande
Reißt sie hilflos die Gewalt.

Als sie nun im Königssaale
Und vor'm hohen Throne stand,
Bang und schüchtern ihr Gebahren
Und so ärmlich ihr Gewand,
Wallten doch die goldnen Locken
Um ihr Haupt so wunderreich,
Glänzte doch so blau ihr Auge —
Einer Fürstin schien sie gleich.

Da zerfloß des Königs Strenge
Vor dem süßen Angesicht,
Wie das Eis des schroffen Winters
Vor der milden Sonne Licht.
Freundlich faßt' er ihre Hände:
„Dieser Arme schwache Kraft,"
Sprach er, „hätte mir zum Trotze
An dem Tempel mitgeschafft?

Welcher Arbeit, blonde Tochter
Der Normannen, rühmst du dich,
Daß vor deinem Namen meiner
Dreimal von der Mauer wich?"
Und sie hob die blauen Augen,
Sah ihn schüchtern bittend an:
„Herr, ich weiß nicht, wie's geschehen —
Grosses hab' ich nicht gethan!

Da du aber, Herr, der Armen
Arme Gabe hast verschmäht
Zu dem Haus der Mutter Gottes,
Das vor allen herrlich steht,

So bedacht' ich mir's im Herzen,
Wie das Wenige, das mein,
Ihr, der Heil'gen, Vielgeliebten
Möchte doch gewidmet sein.

Und so trug ich denn den Stieren,
Deren jochgezähmte Kraft
Zu dem heil'gen Bau die Steine
Aus der Ferne hergeschafft,
Täglich, wenn sie keuchend lagen
An dem Weg zu kurzer Ruh',
Gras und Kräuter von den Wiesen
Und vom Bache Wasser zu.

Aber wahrlich, nicht verletzen
Wollt' ich frevelnd dein Gebot,
Denn ich liebe ja das Leben,
Und ich fürchte ja den Tod.
Nur zum Preise der Madonna
Hab' ich, was ich that, gethan —
War es dennoch ein Verbrechen,
Sieh, o Herr, es gnädig an!"

Sprach der König von Sicilien:
„Reine Himmelskönigin,
Deiner Wunder Deutung leuchtet
Endlich dem bethörten Sinn.
Nicht nach Gütern und nach Schätzen,
Die der Reiche leicht entbehrt,
Nach des Gebers frommem Sinne
Missest du des Opfers Werth.

All' des Marmors, all' der Bilder
Bunte steingefügte Pracht,
Dieses Kindes schlichte Gabe
Hat zu Nichte sie gemacht.
Wie's der Engel hingeschrieben,
Soll es steh'n für alle Zeit:
Diesen Tempel aufgebauet
Hat die fromme Fischermaid.

Was dein Bote mir verheißen
Als des frommen Werks Gewinn,
Ob ich gleich es zu empfangen,
Heilige, nicht würdig bin,
Neigt sich mir aus deinen Händen,
Tritt erfüllt in's Leben ein,
Nicht mehr länger auf dem Throne
Soll ich herrschend einsam sein!

Tönet all' ihr frohen Glocken,
Daß ihr mir das Fest verschönt,
Demuth, die sich schon verborgen,
Wird erhoben und gekrönt.
Dich, die heut noch Fischerneye
Einsam spann am Meeresstrand,
Dich, Constanze, dich als Fürstin
Grüße das beglückte Land!"

Friedrich Roeber.

Agilulph.

Es sang Herr Agilulph allstund,
Im Kampf, im Sturmgeroll:
Dürft' ich nur küssen deinen Mund,
O Fürstin, wonnevoll!
Folgt' er im Wald des Ebers Spur,
Folgt' er der flücht'gen Hinde,
Er sang: dürft' ich dich küssen nur,
O Fürstin Theudelinde!

Ritt er zu Berg, ritt er zu Thal,
Durch Busch und Dorngeflechte,
Er sang: und wär ich dein Gemahl
Dann übt' ich aus mein Recht!
Ich ließ' dem Falken seinen Flug,
Ich ließ' die flücht'ge Hinde,
Denn nimmer küßt' ich dich genug,
O Fürstin Theudelinde!

Der falsche Schemt zur Fürstin sprach:
Hörst du das freche Lied?
Es klingt im Wald von reiner Schmach,
Es klingt in Schilf und Ried!
Kein Weg so eng, kein Pfad so rein,
Fort tragen es die Winde,
Drum halte Hof und streng Gericht,
O Fürstin Theudelinde!

Sie springt von ihrem Stuhl empor:
Was rutt' ich seinen Spott?
Dem Wodan opfert er und Thor,
Nur ich dem Christengott!
Da flammt ihr Aug', es flicht ihr Haar:
Wie ich die Schmach verwinde!
Da rächest deinen Schimpf fürwahr,
O Fürstin Theudelinde!

Den Baum und Strauch der Rebel tropft
Im früher Morgenzeit,
Herrn Agilulph das Herze klopft
Laut an das Panzerkleid.

Die Vögel singen um ihn her,
Es klingt in Busch und Laube;
Herr Agilulph seufzt tief und schwer:
O Fürstin Theudelinde!

Er reitet Weg und Pfad entlang,
Er reitt in ihre Hall',
Ihn grüßt nicht Schild- und Waffenklang,
Still bleibt es überall; —
Nur finstern Auges auf ihn schaut
Ringsum das Ingesinde.
Er aber spricht: ich grüß' dich laut,
O Fürstin Theudelinde!

Nur neigt sein Haupt und beugt den Fuß,
Nur da sie ihn erblickt,
Ihr ganzes Herz bei seinem Gruß
Im innersten erschrickt.
Sie steht verwirrt und weiß nicht, wie
Ihr Sinn sich wiederfinde;
Ihr klingt's wie süße Melodie:
O Fürstin Theudelinde!

Nur immer fort nur fort es klingt;
Sie weiß nicht was sie thut,
Da sie den Gegengruß ihm bringt
Aus würz'gen Weines Flut;
Da von des Bechers gold'nem Rand
Sie nippt den Schaum gefeuchtet;
Wie küßt er brünstig ihr die Hand,
Der Fürstin Theudelinde!

Erröthend flüstert sie ihm zu:
Was übst du nicht dein Recht?
Wie küßt die Hand in guter Ruh'
Der niedre Waffenknecht!
Küß mir den Mund als mein Gemahl,
Du sangst es laut und linde!
Nun selig küßt er tausendmal
Die Fürstin Theudelinde!

R. Waldmüller-Duboc.

Turia.

I.

Umworben.

„Schüttelt immerhin die Locken,
Saget nein, so viel ihr wollt,
Wenn Ihr spendet, sind's nicht Brocken,
Ist es überwichtig's Gold.
Diesen Rosenfinger halt' ich
Und in ihm die ganze Hand:
Wer, den Göttern gleich, gewaltig,
Langt nicht mit der Liebe Pfand!"

So der Römer. Eitles Mühen.
Ja, ihr Aug', wohl ist es heut'
Wie ein Feuer, — Funken sprühen,
Wo sie nur die Blicke streut;
Ihres Busens wogend Beben,
Wie sie schweigt und wie sie spricht,
Alles birgt ein neues Leben,
Doch dem Römer gilt es nicht.

Drüben neben den Cäsaren,
Von den Gästen schon getrennt,
Die Lucilius heut geladen,
Wandelt der, für den sie brennt.
Heim gen Norden zieht er morgen,
Eben schied er, schwer betrübt, —
Und noch immer ihm verborgen
Ist's, daß Turia ihn liebt.

„Den Barbaren! — O ich Schwache!
Nur aus Furcht, daß solch' ein Bund
Mich hier zum Gespötte mache,
Lag auch heut' mein Blick, mein Mund,
Sah auch heut' — zum letzten Male —
Kühl ich in sein tiefes Aug',
Würzt' ich auch die Abschiedsschale
Ihm mit feines Wortes Hauch!"

Leise senken sich die Schatten,
Sänft' an Säufte kommt und geht,
Leerer wird's, nur auf den Matten,
Draußen plaudert's noch und schmäht,
Strichelt, weiß, für wen der Vater
Sie verspart, — „kein übler Plan!
Er Lucilus, Rom's Berather,
Und sein Eidam — Domitian!"

II.

Besiegt.

Wenn die Vögel Nester bauen,
Und voll Blüthen jeder Strauch,
Und der Wald, die Flur, die Auen
Nur ein einz'ger Balsamhauch,
O da mag es wohl die Erde
So durchschauern, so durchglühn,
Wie wenn süßer Lieb' Beschwerde
Einer Menschenbrust verliehn.

Süße Lieb' hat triumphiret;
Mit der Botschaft: „Weile noch!"
Eilt ein Sclav' ihm nach und führet
Ihn, der von dem Rosenjoch
Nur den bannenden Gedanken
Amor's schon verzaubert warf,
Dahin auf verschwiegnen Wegen,
Wo sie bebend seiner harrt.

Süße Lieb' hat obgesieget,
Turia's Herz, nun ist's verschenkt.
„Ach wie rasch ein Pfeil doch fliegt,
Wenn der kleine Gott ihn lenkt!
Gestern noch auf steiler Zinne
Spröd und herb, nicht kalt, noch warm,
Heut' ein fügsam Kind der Minne
In des Ueberwinders Arm!"

Ja, des Ueberwinders! — Meiden
Wird um ihn sie Roma's Pracht,
Von dem Vater wird sie scheiden,
Fernhin ziehn, gen Mitternacht; —
„Doch um dich die Fremde lieben
Will ich, und die Winter kalt,
Alles, arg wie du's beschrieben,
— Und den Göttern flammeln Dank!"

— „Nicht den deinen!" — „Haß du andre?" —
Eng wird ihr die Brust — „und doch
Wenn ich einmal mit dir wandre,
Ziemt mir da denn Eignes noch?
Deine Götter sind die meinen,
Dir gehör' ich, bin dein Theil,
Nur noch in dem Einz'gen, Einen
Sucher Turia ihr Heil."

III.

Zum Palast des Kaisers.

Armer Vater! Wird er's fassen?
Ja, die Sibyllen sprachen wahr:
Für den Thron erziehen lassen
Hat er sie seit manchem Jahr.
Einem Seherspruch vertrauend,
Träumte in der Einsamkeit
Gern er, auf die Tochter bauend,
Von vereinst'ger größrer Zeit.

Nicht aus Ehrgeiz; — Roma's Größe
War von jeher sein Gebet,
Rings ist Alles Bettlerblöße,
Rom allein ist Majestät;
Rom ist Sonne, ihrem Prangen
Fern, hat seinen Phantasien
Er seit Jahren nachgehangen
Und die Fieden gern verziehn.

Arme Turia! Bellommen
Wird ihr Herz, nun sie vernimmt
Endlich, was zu Roma's Frommen
Oefter Rathschluß ihr bestimmt;
Was den Vater, seinen Hüten
Zu empfangen, einst bewog,
Was ihn jetzt, von Hirt und Hürten
Fort, zurück zum Hofe zog.

Arme Turia! Zerspringen
Will der Busen ihr vor Qual,
Doch sie muß das Weh bezwingen,
Denn schon winkt der Kaisersaal,
Denn schon steht sie auf der Schwelle
Jener Pracht des Palatins,
Die des Buntes scheue Welle
Baut, inmitten ihres Flieders.

„Sammlung, Kind!" — „„Und dies Gerüste?"" —
„Bittende, des Herrschers Zier."
— „„Und der Sang dort, jene Klänge?"" —
„Preis ihm Spendende wie wir."
— „„Und der Kerzenglanz, die Helle?"" —
„Spät noch Arbeit, spät noch Licht.
Sammlung, Kind! Wir sind zur Stelle,
Heiligern Boden gibt es nicht."

Und sie treten ein. Da schwirrt es
Leicht geschürzt und bunt geschminkt
Um den Thron, da kos't und girrt es,
Neckt und kichert, lockt und winkt.
Von bacchantisch wüsten Tönen
Ist die ganze Luft erfüllt,
Und was sonst nur ahnend Wähnen,
Zeigt sich hier dem Blick enthüllt.

Wie vom Wetterstrahl getroffen
Steht Lucil; doch während er
Stumm noch harrt, das Aug' weit offen,
Flüstert's plötzlich rings und raunt:
„Nickt der Kaiser nicht? — Ihr Dirnen,
Fort! Verhängt die Fenster dicht!
Frühroth glänzt schon um die Firnen,
Und er liebt den Morgen nicht."

Vom Palast tönt's in die Gassen,
In die Tempel, auf den Plan:
Rom soll von der Arbeit lassen,
Eingenickt ist Domitian.
Still, du Ruderknecht im Hafen,
Kärrner, ausgespannt! — Wer spricht?
Domitian ist eingeschlafen,
Und er liebt den Morgen nicht.

IV.

Enttäuscht.

Auf der Warte seines Hauses
Sitzt Lucil: „da ziehn sie hin,
Die Genossen seines Schmauses,
Leer die Seele, wüst der Sinn.
Phöbus, lenke deine Rosse
Heim in's Meer, das du verläßt:
O dies Rom ist eine Gosse,
Und sein Odem ist die Pest!"

Eine Tafel aus dem Busen
Zieht er, und er schreibt: „O Freund,
Dieses Rom, es gleicht Medusen,
Wer in's Aug' ihm blickt, versteint.
Des Avernus Dünste tödten,
Heißt es, Vögel in der Luft,
Bei dem Klang von Roma's Flöten
Sieckt das Denken selbst zur Gruft.

„Seit ich Ölbaums Triften
Mit dem Sumpfe hier vertauscht,
Athm' ich nur noch unter Giften,
Ist mein Kopf wie mohnberauscht.
Der uns Titus sollt' ersetzen,
Domitian, mein Stern — ich fand
Ihn inmitten feiler Metzen,
Und so stand mein Haus auf Sand.

„Ja, mit all den großen Dingen,
Die wir Schwärmer einst geträumt:
Rom's Erstarken, Rom's Verjüngen,
Ward hier schmählich aufgeräumt;
Faule Früchte, wo man schüttelt:
Kaiser, Söldner, Volk, Senat, —
Unser Maaß ist vollgerüttelt,
Und der Aschenregen naht."

Und am selben Nachmittage
Fügt Lucil die Worte nach:
„O der schnöden Niederlage!
O des Schimpfes, o der Schmach!
Nicht nur Rom hat mich betrogen,
Nicht mein Abgott nur, — o Schmerz!
Die ich für den Thron erzogen:
Ein Barbar gewann ihr Herz!

„Ein Germane! Mußt' ich leben,
Um's mit Augen noch zu sehn!
Wilde, die zur Herrschaft streben,
Während wir zu Grabe gehn!
Alles stürzt; des besten Gutes
Werden wir beraubt! — Doch nein!
Turia ist edlen Blutes;
So kann sie sich nicht entweihn."

V.

Ergebung.

Und in mitternächt'ger Stille
Fügt er nochmals bei: „O Freund,
Einsam ist's um mich, die Grille
Zirpt — und meine Seele weint.
Weint, daß, während neuen Bahnen
Zugewandt der Menschheit Fuß,
Ich mit einem bloßen Ahnen
Beßrer Zeiten scheiden muß.

„Turia ist mir entrissen,
Der Barbar hat obgesiegt;
Feucht ist noch von Beider Küssen
Diese Hand, — sie bebt, sie fliegt.
Denn der troßig schöne Bube
Hat auch mir das Herz gewandt,
Und wie eine Krankenstube
Deucht mir jetzt des Südens Land.

„O die kernhaft schlichte Weise
Jener unverdorbnen Welt, —
Kühl und würzig, wie im Eise
Sich des Bacchus Trunk erhält! —
O des Blickes klare Helle
Ohne Falsch und ohne Arg, —
Frisch und lauter wie die Quelle,
Drinn Castalia sich barg.

„Soll die Menschheit noch nicht enden,
Hier ist Frische, hier ist Kraft,
Ohne Prunken, ohne Blenden,
Scharfer Speer an rohem Schaft.
Frei von niedrer Lüste Makel,
Für die Herrschaft wie gemacht, —
Freund, mir ahnet, das Orakel
War im tiefern Sinn erdacht."

Ludw. Aug. Frankl.

Kaiserin Helena.

Weh dir Trapezunt, du goldne Stadt,
Weh den Gärten und Palästen,
Feuersbrunst wird nimmer an dir satt,
Wild geschürt von deinen Gästen.

Wie sich rauchend dehnt der heiße Strom
Ueber Säulen und Altane,
Hoch von deinem stolzen Kuppeldom
Weht Mohammeds rothe Fahne.

Und dein Kaiser und dein mächt'ges Heer
Liegen todt vor deinen Thoren:
Der Komnenen Herrschaft ist nicht mehr,
Reich und Krone sind verloren.

Auf dem Schlachtfeld mit den Seinen hält
Noch der stolze Ueberwinder:
„Führt heraus mir aus dem Zelt
Die gefangnen Kaiserkinder!"

Sieben Knaben bringen sie heran,
Ihre Eisenfesseln klirren;
Bogenschützen sehn den Sieger an,
Bis er winkt — die Pfeile schwirren.

Wilder Aufschrei, dann ein Schweigen lang,
Tief ergreift es selbst die Krieger;
Dumpfe Paukenschläge, Zimbalklang,
Lärm des Heeres grüßt den Sieger. — — —

Heiße Mittagsschwüle brütet schwer
Auf die blutgetränkte Erde;
In den Zelten müde ruht das Heer,
Lagern rings Kameel' und Pferde.

Aus der Kaiserburg geborst'nem Thor,
Ueber Marmorschutt und Leichen
Tritt ein hoheitsvolles Weib hervor,
Um das Haupt der Herrschaft Zeichen.

Weiße Schleier hüllen ihren Leib,
Schwarzes Haar bis an die Lenden,
Gluth und Feinde achtet nicht das Weib,
Einen Spaten in den Händen.

Schreitet durch die Straßen blutgetränkt,
Bis vor die zerstörten Mauern,
In der Seele, auf den Tod gekränkt,
Ein entsetzenvolles Trauern.

Feuchter Todeshauch bedeckt die Au',
Bebend in des Mittags Gluthen,
In den Nebel tritt die Kaiserfrau,
Wo noch Sterbende verbluten.

Schreitet langsam, lauscht nur spät hinaus,
Ihre Augen vorgetrieben,
Schreitet stumm das weite Schlachtfeld aus —
Liegen da der Knaben sieben.

Liegt der Kaiser todt auf blut'gem Moos.
Lange starrt sie an die Bleichen,
Und sie löst vom Haupt die Schleier los
Und bedeckt damit die Leichen.

Niedersitzt sie dann auf einen Stein,
Fromme Todtenwache haltend,
Zu den Knien sinkt das Haupt ihr ein,
Und die bleichen Hände faltend.

Eine Todtenklage hebt sie an,
Wie ein Singen ist's und Sprechen —
Hörten es Lebend'ge auf dem Plan,
Ihre Herzen würden brechen.

Keine Thräne furcht ihr Angesicht,
Selbst scheint sie der Todten eine —
Und sie singt nicht mehr und redet nicht,
Und sie rührt sich nicht am Steine.

Nur wenn Raben näher ihr und nah
Leichenhungrig sie umkreisen,
Hebt abwehrend stumm empor sie da
Ihres Spatens helles Eisen.

Schwarz und kreischend flattert es davon —
Ohne Regung sitzt sie wieder.
Lang versunken ist die Sonne schon,
Schwarze Wolken hangen nieder.

Plötzlich durch das Nachtgewölk hervor
Bricht der Mond mit weißen Strahlen,
Nur von fern zuweilen gellt empor
Das Gebelle von Schakalen.

Von dem Stein empor hebt sich das Weib,
Gürtet fester die Gewande;
Einen Riesenschatten wirft ihr Leib
Zu des Schlachtfelds fernem Rande.

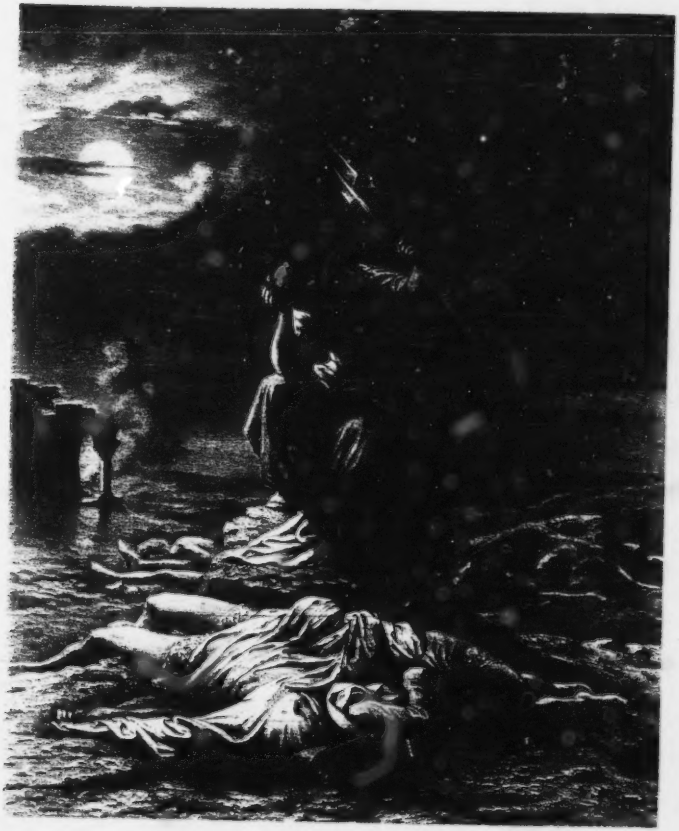
Sieben Gräber gräbt sie in den Grund,
Ihre Kinder zu begraben;
Nennt beim Namen, küßt ihn auf den Mund
Weinend, jeden ihrer Knaben.

Nur des Kaisers Leiche naht sie nun,
Dem läßt sie die bleichen Häupter,
Und auf ihm am längsten ruhn
Ihres Aug's erloschne Brüder.

Und sie läßt nicht ab von ihrem Thun,
Achtend nicht der nächt'gen Schrecken,
Bis die Todten fromm gebettet ruhn,
Schollen schützend sie bedecken.

Kühler Morgenhauch beginnt zu wehn
Durch die finstern Nachtgehölze,
Und der Sonne weiße Boten gehn
Leuchtend über das Gefilde.

Wie auf Grüften oft im Morgenroth
Marmorne Gestalten lehnen,
steht die Fürstenmutter, weiß und todt,
Auf dem Grabe der Gemordeten.



Georg von Maxlrain.

Novelle

von

Carl Freih. v. Gumppenberg.

1.

Der Wonnemonat des Jahres 1584 hatte die Halden des bayrischen Oberlandes mit goldgelben Schlüsselblumen und die Haselgebüsche mit zartem Grün angethan. Die Klüfte des Wendelstein's traten allmälig deutlicher aus der winterlichen Schneefläche hervor, und der Schlierbach brauste ungestüm durch das Thal, riß den jungen Aufzug an seinen Ufern mit sich fort und trug mächtige Baumstämme zur Mangfall, welche sie ihrerseits dem Innstrom zuführte. Laue Lenzluft lockte die Drossel aus ihrem Winterschlafe und lustig schlagend saß sie auf dem höchsten Wipfel der Tanne neben den Burginnen von Waldenberg, als wollte sie den uralten Sitz der Reichsfreiherrn von Hohenwaldeck ebenfalls zu verjüngter Lebenslust erwecken; doch das wettergraue Gemäuer blieb stumm, und griesgrämig schaute es aus dem Frühlingsgrün in die Welt hinaus.

Im geräfelten Speisesaal droben aber war heute Familientafel; man feierte der Burgfrau Geburtsfest, und der alte Vogt Enoch hatte sein Staatskleid aus dem Schreine geholt, das seit einem vollen Jahre darinnen geruht; nicht um zehn Goldgulden würde er sich das Vorrecht der Betheiligung an diesem Ehrentage haben nehmen lassen! — Enoch war im Dienste der Maxlrainer grau geworden, hatte Vater, Mutter und Geschwister des Reichsfreiherrn Wolf Dietrich zu Grabe geleitet, und manchen Sprossen seines Stammes zur Welt kommen sehen, er war ein lebendiges Tagebuch, in welchem sein Herr gerne manchmal nachblätterte, und eine auftauchende Erinnerung an's Tageslicht hervorzog. Das waren Enoch's seligste Augenblicke, da glänzte sein matt gewordenes Auge jugendlich auf, da richtete er den gekrümmten Rücken stolz empor und erzählte feurig vom Danke, so Wolf von Maxlrain im Turniere errungen, von der Schönheit seiner Töchter, — von Minne und ritterlichem Spiel, so auf Burg Waldenberg sich zugetragen. Es kam ihm dabei just nicht darauf an, seinen Zuhörern unten in der Trinkstube oftmals die nämliche Erzählung aufzurischen oder erweichen Bäres aufzubinden, wußte man ja doch dem alten Burgvogt schon um seines fröhlichen Vortrags willen gerne zuhören.

„He alter Fuchs," rief ihn nun Wolf Wilhelm scherzend an, als ihm Enoch zitternd eine Schüssel Hirschleber präsentirte, „sind wir halt wiederum ein Jährlein älter worden! aber der Enoch laßt sich's nicht anmerken, ist so frisch wie zu Vaters Zeiten, da er noch kein grau Härlein hatte, und wird uns traun noch alle zu Grabe tragen!"

„Verlang mir nichts dergleichen mehr zu schauen, Euer Gnaden," erwiderte der Bergvogt kopfschüttelnd, — „wird auch nicht lang währen mit mir, — meine Knie verspüren's wohl, so ich die Treppen hinaufsteigen soll, — werden mir bald die Treu' kündigen."

„Wer mag mir dann mein Hackenschloß fegen, so der Enoch nicht mehr lebt?" fiel der 15jährige Wilhelm, Wolf Dietrich's jüngster Sohn, dem Burgvogt in die Rede.

„Und wer wird mir dann Federspieße schaffen, so der Enoch fort geht?" fragte in fast weinerlichem Tone Ferdinand, der Sohn Wolf Wilhelms, ein schlanker Jüngling mit lebhaftem Auge und trotzig aufgeworfener Lippe; — „steugt keiner so gerecht, es habe ihm denn der Enoch geschnitzt und die Federn trangefügt."

Der herzogliche Rath Wolf Wilhelm von Maxlrain gab dem Gespräche eine andere Wendung, indem er dem Junker Georg, des Reichsfreiherrn Wolf Dietrichs Zweitgebornem, welcher am frühesten Morgen zu Pferde die Stadt verlassen hatte, zurief, was er für Neuigkeiten mitbringe.

„Nicht viel, Ohm," erwiderte Georg, indem er ein Glas Rothen hinabjagte und die Branen aufklug in die Höhe zog; „die Unsicherheit in herzoglichen Landen vermehrt sich, weiß Niemand wo Schutz und Recht zu suchen; und so ich nicht ein Paar Pistolen und meinen Rappen gehabt, hätten mich die Strolche im Höchenkirchner Walde sicherlich erschlagen und verscharrt! — Am Hofe ist das alte Wesen, und stehn die Jesuitenpatres gar mächtig in Ehren; der Herzog vermeint, sie seien sein alleiniger Trost in jetzigen so unchristlichen Zeiten, und alle guten Werke kämen vom Einflusse der Gesellschaft Jesu auf Schule und Volk. Bereits denkt er an Erbauung eines prächtigen Gotteshauses für die patres, und kümmert ihn wenig, so die Landschaft die alte Schuld von 600,000 fl. nicht mehr verzinsen will; habt ihr's gehört, was der Pirazenauer und der Erbmarschalk von Gumppenberg letztlich fürgebracht? er meinte, es ließe sich noch Manches an der Hofpracht, an ausländischen Künstlern und Musikanten ersparen, und dann sollte einmal Gewissensfreiheit gegeben werden, auf daß die Dienstleute nicht des neuen Glaubens halber aus dem Land verwiesen würden!"

„Einverstanden, Pienzenauer!“ versetzte Wolf Dietrich schmunzelnd, „aber was die patros betrifft, Georg, so sollst du nicht hart gegen andre Leute sein, — einem Jeden sein Theil, — achte die weltlichen Herren nicht gering, weil du andern Glaubens bist, und trachte sein deutsam auf dein eigen Heil, daß dir Gott gnädig sein mag!“

Georg schien etwas ärgerlich über diese unerwartete Zurechtweisung, und seine Wangen rötheten sich leicht, indem er erwiderte: „So mein gestrenger Herr Vater den Pater Mengin anshalten müßte, möcht' er wohl ein bißlein andern Sinnes werden; merke schon lange, daß mir der Herzog fast ungnädig wäre, wußte aber nicht warum; da hab' ich letzthin einmal an der Thüre gehorcht und vernommen, wie der fromme Beichtvater mich bei Seiner Fürstlichen Gnaden gar unchristlich verklagt und übel angelassen hat, dieweil ich ein Erzintheraner sei und ein gefährlich Umkaut, so der Herzog ausreuten sollte, auf daß nicht der ganze Hof möchte angesteckt werden. Seitdem mag ich die Augeben nicht mehr leiden und verfehe mich nichts Guten von solchen Leuten, mag's Euch wohl dünken, Vater, oder schlimm!“

Wolf Dietrich stimmte zwar innerlich dem Sohne bei, seine Grundsätze geboten ihm aber nach außen Schonung für die ganze Welt zu predigen, und er erwiederte:

„Es hat überall und allezeit heuchlerische und feindselige Leute gegeben, aber um deßwillen darf man nicht einen Orden, so viel Gutes im Lande stiftet und die größte Gelehrheit erobert hat, schlecht achten. Bist halt ein jung hitzig Blut, das nicht lange zieret, aber gleich zustoßet!“

Wolf Wilhelm, welcher in Georgs aufgeregter Miene lesen mochte, daß derselbe dem Gespräche zuletzt eine unziemliche Wendung geben könnte, kam ihm mit der Frage zuvor, wie es denn des Kapitels Unterthanen von Schlierse ergangen, welche wegen Ketzerei vor den Hofrath gefordert worden.

Der Junker erwiederte verächtlich: „Sind lauter feige Söldner die Bauern, haben Alle Abbitte geleistet, wissen nicht was sie wollen, — heute greifen sie mit Gewalt nach der Wahrheit, und so ihnen morgen Einer fürsagt, es wäre ein Irrthum, da glauben sie's wieder und jagen die Wahrheit zum Teufel! — War ein großer Aufruhr am Marktplatz und gab viel Reden unter den Bürgern; waren auch Etliche darunter, die's übel aufnahmen, daß man die hörigen Leute um der Religion willen wie Diebe einfangt und durch die Straßen schleppt, die wahren Dieb' und Räuber aber ihr Wesen treiben lasset; und sie meinten, es würde nicht Bessres damit ausgerichtet; insonderheit eine schlichte Bürgersmaid war überall vorndran, und retzete den Gefangenen tröstliche Worte zu und meinte, die Strafe Gottes müßte kommen über die Richter, so die Unschuldigen verdammen; es war ein holdseliger Engel, ein Cherubim, der das feurige Schwert gen das Unrecht erhob!“

Georgs Auge hatte bei dieser Erzählung einen eigenthümlichen Glanz angenommen, seine Lippen zuckten, als hätten sie noch Manches im Hinterhalte, und sinnend drehte er den Humpen zwischen den Fingern. — — Dem Mutterauge aber entgehte nichts, was in der Seele des Kindes waltet, ihm ist jegliche Falte erschlossen, welche für die übrige Welt ein Geheimniß birgt, ihm ist die Lösung der tiefsten Räthsel im Gemüthe des Kindes vorbehalten! — Veronica's Blick traf den ihres Sohnes Georg — und sie wußte, daß er liebte! Doch nicht minder hatte dem Sohne dieser Mutterblick gesagt, daß er sich verrathen habe, und dieser Gedanke verdoppelte seinen Pulsschlag und machte ihm gar bald den Speisesaal zu enge und die Gesellschaft lästig; es war ihm, als sähe ihn jeder der Gäste spöttisch an und sage: „Schande über des Reichsfreiherrn Sohn, welcher seinen makellosen Stamm mit eines Bürgers Kind zu vermengen droht!“ Dann wollte er ihnen entgegnen: „Reitet nicht der Durchlauchtigste Herzog Ferdinand gen Bruck zu einer Bürgers Kind? und wer mag ihn d'rob übel achten?“ — Mit Ungeduld erwartete Georg schweigend das letzte Gericht des Mahles, und ehe noch die verschiedenen Toaste, welche in den Kehlen der Gäste schlummerten, losbrachen, entschuldigte er sich, es sei ihm fast unpaß und er müsse frische Luft schöpfen; dann stürzte er in die Rüstkammer, hing sich eine Armbrust und etliche Bolzen in den Gurt und eilte durch das eiserne Hinterpförtlein an der Hofmauer — dem Walde zu, der den steilen Abhang bedeckte. Am Fuße desselben angelangt, wandelte er sinnend den Bach entlang. Es war ein drückend schwüler Nachmittag; die Mücken tanzten in verschiedenen Schwärmen über dem spiegelklaren Wasser, aus dem manchmal eine vorwitzige Forelle nach dem schiffbrüchigen Prachtkäferlein emporschnellte. Georg schlug über den schmalen Steg den Fußpfad gen die Mühle ein; dort hatte er vor wenig Tagen einen mächtigen Reiher bemerkt, — vielleicht mag's gelingen, demselben einen Bolzen durch die Brust zu jagen. Im dichten Gebüsch angelangt, das sich am linken Ufer des Baches hinzog, lud den Junker das saftgrüne schwellende Moos, aus welchem Erdbeer- und Heidelbeersträuche wucherten, zu kurzer Rast ein, und er ließ sich, diesem Rufe folgend, nieder, — stützte das blonde Lockenhaupt auf den Arm und überließ sich seinen Gedanken. — Die Begebenheit auf dem Marktplatze zu München zog wiederholt an seinem Auge vorüber; er sah das empörte Bürgerweib die Fäuste gegen die Hofburg ballen, sah wie der Stadtgerichter Rimbhofer einem Hellebarter etlich Worte zuflüsterte, und dabei auf die Jungfrau wies, welche von der gaffenden Menge verspottet und mit fortgerissen wurde. — Georg hatte sie nach jenem Auftritte noch ein einzig Mal am Gemüsemarkt gesprochen, ihr mit aller Hingebung seiner Seele in die blauen Aeuglein geschaut, sie hatte dieselben erröthend niedergeschlagen, und — ihm den Rücken gekehrt. Er war drauf lange gestanden, der holden Gestalt nachstarrend, bis ihn ein fühlloses Marktweib, welcher der Junker den Weg zu ihren Kohlkörben versperrte, mit einigen Scheltworten aus seinen Träumen riß. Er eilte der Schönen durch die Menge nach, — allein sie war und blieb verschwunden. Seitdem trollte Georg oftmals den Gemüsemarkt vergeblich auf und ab, — die Bürgerstochter schien absichtlich eine Zusammenkunft mit dem Junker zu meiden, und tausend Vermuthungen durchkreuzten Georgs Gehirn. Sobald er wieder gen München kam, mußte er wissen, weß Kind seine Liebe sei, und er beschloß bei sich unabänderlich, sein Ziel bis auf's Aeußerste zu verfolgen. Was konnte der Vater gegen eine Verbindung mit der schönen Bürgersmaid für triftige Gründe einwenden? — sollte ihr gerechter Unwille über die Behandlung der Sektischen nicht ein Beweis ihrer Hinneigung zur neuen Lehre sein? und mußte diese Entdeckung nicht dazu dienen, den Vater für die Auserwählte zu gewinnen? — — Die Abspannung der Nerven, welche stets einer großen Aufregung derselben folgt, sowie die schwüle Mai-

luft lullten den jungen Magtrainer unbemerkt in Schlummer, und ein neckischer Traum führte ein holdseliges Frauenbild an seine Seite. — — —

Indessen hatten sich im Westen drohende Gewitterwolken gesammelt; bald bewegte ein leises Lüftlein die Kronen der Weißtanne, und ferner Donner grollte bisweilen durch die Atmosphäre. — Schon kömmt der Vortrab des heranziehenden Wolkenheeres über unserem Walde an, — das Lüftchen wird zum Windstoß und rauscht durch das Gehölz, der Häher rückt kreischend näher an den Stamm der Fichte, um vor dem nahenden Unwetter geschützt zu sein; mit gellem Rufe sucht der Grünspecht die hohle Buche auf, und pfeifend verkriecht sich die Waldmaus in das Innerste ihrer Moosgemächer. — Georg schläft mit lächelndem Antlitz, — die Bürgerstochter hatte ihm soeben die niedliche Hand gereicht! — Der Windstoß wird zum Orkan, die schlanken Stämme biegen sich geschmeidig unter seiner Wucht, und übereinander gethürmt treiben die Wolken bald stahlblau, bald gelblich über die Lauffchaft. Einzelne schwere Tropfen fallen in die Blätter der Buche, — ein zackiger Blitz — ein Donnerschlag, — und aus dem nahen Gebüsch tritt hastig eine lange Gestalt in schwarzem Talare hervor, überrascht vor Georg stehen bleibend, der vom Donner erweckt sich die Augen reibt, und die schwarze Erscheinung wie ein Gespenst anstarrt.

„Euch treff ich hier, Junker," brach der Schwarze das Schweigen, — „potz Wunden, wißt wohl nicht, welch' Gefahr es da unter der Tanne hat, so ein Unwetter am Himmel steht? — kommt, sputet Euch, auf daß uns nicht Schlimmes zustoßen mag!"

„Traun" rief Georg aufspringend, — „hätt' Euch schier nicht erkannt, Herr Abt von Benarn, — weiß auch nicht, wie's zugen has, daß ich verschlafen, — wollte gen die Mühle dürschen und bin beim Rasten in Schlaf gerathen."

Kaum waren die beiden Männer einige Schritte vorwärts gegangen, als abermals ein greller Blitz durch das Gewölk zuckte, gefolgt von einem betäubenden Donnerschlage, welcher die Erde unter den Füßen der erschrockten Wanderer dröhnen machte; als sie sich umsahen, hatte der Blitzstrahl die Tanne, unter welcher Georg von seiner Liebe geträumt, bis zur Wurzel gespalten. — —

Der Administrator faltete die Hände, entblößte das Haupt, und sprach in feierlichem Tone: „Wir danken dir, Gott, daß du nicht willst den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe!" Dann wandte er sich zu Georg: „Seher, Junker, wie Euch der Herr beschirmet vor Todesgefahr, und preises Ihn, denn Er mag sein Wohlgefallen an Euch haben, dieweilen Er Euch durch mich bedüter, auf daß Ihr viel Gutes in der Welt schaffen und durch ein tugendreich Leben Seine Glorie vor den Menschen vermehren möget!"

„Leonhardus," versetzte Georg, intem er mit zusammengezogener Stirne stehen blieb und dem Klosterherrn starr in das lauernde Auge sah, — „Leonhardus, wer hat Euch wohl verrathen, daß ich ein tugendreich Leben verbringen soll? wißt Ihr etwa, was man über jenen Gewittern meinethalber für Willen und Absicht führet?"

Der Administrator trat scheinbar betroffen einen Schritt seitwärts und versetzte langsam: „Wer hat Euch solch Gedanken erweckt, Junker? Die professores zu Ingolstadt mögen ein bißlein anders gelehrt haben, oder wart Ihr etwan gar ein Schüler des Seehofer, junger Herr? — hätte solch heterische Meinung bei Euch nicht gesucht, und möcht' es der Durchlauchtigste Herr Herzog traun wenig zufrieden sein, so er solche Irrlehre von seinem Edelknecht vernähme!"

„Sparet Eure Bußpredigt, Leonhardus," unterbrach ihn Georg barsch, „Ihr bessert mich nicht, und ich setze all mein Gut daran, Ihr habt itzom bisweilen ein schwach Stündlein, wo Euch die Meinung als Schild dienet, daß der Mensch nicht kann, wie sein Wille wäre, und oftmalen eine schlimme That verbringt, dieweilen seine Bestimmung also lautet!"

Der Schwarzrock zog nun plötzlich die Farben des Junkers auf; mit der Miene der Vertraulichkeit entgegnete er: „Mir dünket, Ihr seid noch daßelbe offen und treuherzig Blut, denn ehmals, als ich Euch das alte Saalbuch des Klosters Benarn mit den feingemalten Bildlein wies, — Ihr entsinnet Euch deß wohl noch?" — Der Junker schwieg. — „Ihr scheuet halt kein Hinderniß," fuhr der Administrator schmeichelnd fort, — „brecht frisch gen das Licht durch, so in unser Saeculum hereinleuchtet; — kann Euch drum just nicht verdammen, — sind große gelahrte Männer gewesen, so Eure Meinung verfündet." — —

„Und dabei traun keine Einbuße erlitten haben!" fiel ihm Georg in die Rede, — „darum, Leonhardus, mag ich den Herzog nicht verstehen, so er kein Wörtlein dulden will, das von der alten Lehre ein Haarbreit abgeht; es gibt traun viel Mißbräuche, welche anzuerkennen noth thut, meint Ihr nicht?"

Der Administrator warf verstohlen einen häßlichen Blick seitwärts nach dem Junker, und erwiderte: „Concedo, lieber junger Freund, doch geziemet es sich meines Amtes nicht, solch Geranken zu hegen, und so ich nicht völlig gewiß wäre, daß wir ohn' Zeugen disputiren, möcht' ich just nicht beigestimmt haben; item, Ihr meint als Junker, Euer guter Wille helfe nichts, so Ihr zu sündhaftem Leben bestimmt seid, und glaubt wohl imgleichen, die guten Werke seien fast unnütz, um ein ewig Seligkeit zu erobern?"

„Bah!" rief Georg, „so Euch das Hufen überkommt, so müßt Ihr husten, und so Einem ein gut Werk in das Herz einschießet, so muß es traun wiederum in Fürichein kommen; — kann Solches großen Lohn und ein ewig Seligkeit verdienen?"

Leonhardus wußte genug, — es war ihm kein Wort des Junkers entgangen, —, und er lenkte das Gespräch auf das Gewitter, welches seinen fruchtbringenden Regen über die lechzende Pflanzenwelt streute. — —

2.

Ein leises Lüftlein durchstrich die Hollundergebüsche am Meister Ruelandt's Fenster und wehte ihm den köstlichen Duft der Blüthendolden um die weingeröthete Nas., so daß er bedächtig den Hammer ruhen ließ, und den Wohlgeruch einschlürfend hinauslugte in das schöne Thal! — Wenn in jetzoch, freundlicher Leser, ihr dieses Thal etwa von riesigen Gletschern oder sanftanschwellenden Hügeln umgeben, und von einem ruhig rieselnden Bache mit reizenden Ufern durchschlängelt vorstellet, so bedaure ich, dich statt dessen in einen der ältesten Stadttheile Münchens versetzen zu müssen! — Wir finden zwar hier auch einen Bach, jedoch hat der wohlweise Rath der Stadt

einem Schlängeln desselben durch festen Canalbau vorgebeugt, und darüber wölbt sich die Hochbrücke, und rollen die hochaufgeladenen Salz- und Weinfuhrwerke, nachdem sie dem Zöllner am wettergeschwärzten Ifarthore ihren Tribut entrichtet, während in den Zwingern links und rechts Fürnehm und Gering sich insfeuerland ergeht, und manch züchtig aufgeblüht Mägdlein eine Rose von der Hecke bricht, um sie ihrem Liebsten an das Wamms zu stecken; sie sind aber auch so recht geschaffen diese Zwinger mit ihren Strauchanlagen und zierlichen Blumenbeeten, um ein jung fröhlich Herz zum Schwärmen zu bringen! — —

Hans Christoph Rueland, der erste Waffenschmied der Stadt und Rathsherr allda, mußte dieß zu seinem Leidwesen an seinem einzigen Kinde erfahren, der schönen Magdalena, deren liebster Aufenthalt der Zwinger geworden, und längst war der Meister über den Gegenstand im Reinen, dem ihre Seufzer galten, und er mochte auch wissen, wem sie die Rose an's Wamms steckte. — Eben dachte er wieder an diese unselige Leidenschaft seiner Tochter, und immer mehr verfinsterte sich seine nietere Stirne, immer röther wurde seine Nase, bis Rueland endlich aufsprang, den Schwertknauf und Hammer bei Seite warf und die Fäuste ballend ausrief: „Ich leid's mal nicht, und so ich etwas nicht will, und nicht mag, und nicht leiden kann, nutzet der Jungfer ihr Essenn' und Eeret' und Gethu' keinen Pfennig, dieweilen ich auch ein Wörtlein drein reden darf. Beim Thurmknopf von Unser Lieben Frauen, solle mich die ganze oberländische Ritterschaft in die Schranken fordern, ich thät' mich traun nicht scheuen, so es meine Handehre gilt!"

„Stopht, bist Du etwa nicht recht bei Sinnen?" unterbrach den Monolog des aufgeregt in der Werkstätte auf- und abschreitenden Meisters die wohlbeleibte Ehehälfte, welche aus ihrer Küchenthätigkeit gerissen den Schöpflöffel wie zur Beschwörung des bösen Geistes emporhaltend unter der Thüre erschien; — „Du rennest Dir ja schier den Kopf an die Wand, — was hat's denn für ein gar schrecklich Ereignis geben, daß Du Dich also g'habest?"

„Ist's etwa keine Schande, so ein Bürgerskind der Stadt zum Frohnleichnamsumgang nicht zugelassen wird? — Ist unserm ehrlichen Hause nicht für ewig Zeiten ein unverbesserlich Schandfled versetzt? — So ich den saubern Junker bei der Kehle hätte, verzeih mir's unser Herrgott, ich thät' ihn über den Ambos legen, und mit vielen, daß ihm die verdammte Lieb' zu all zehn Fingern ausgefahren wär'!"

„Aber 'Stophl!" beschwichtigte die Hausfrau sich bekreuzend, „rede doch nicht also sündhaftes Zeug, auf daß Dir's nicht vergolten werden mag am jüngsten Tag; es ist freilich nicht recht, daß der junge Maxtrainer unserm Kind nachstellt, und die Lene damit einverstanden scheint; — aber, Christoph, — die Lieb' weiß halt nichts von Fürnehm und Gering, und es dünkt ihr, ein jeglicher Berg möchte zu übersteigen sein, so man nur anharren wollte; — und bist Du denn etwa gewiß, daß der Junker es durchaus nicht ehrlich mit der Lene meinen könnte?"

„Narretei," versetzte der Waffenschmied verächtlich den Mund verziehend, — „Du wirst Dein eigen Kind nicht in Schand' und Spott bringen wollen, Weib, denn so Du der Lene solch tolle Meinung leihest, magst Du auch Rede stehn, so ein Unheil sich zutragen wird! — Du weißt doch, daß der Maxtrainer insgeheim ein Lutheraner ist, und daß der Herzog noch etlich Wochen zuschauen und dann den Junker aus dem Lande jagen wird? — Willst Du etwa dem lutherischen Lautstreicher dann unser einzig Kind antrauen? — Geh, Weib, sonst möcht' unser dreißigjähriger Hausfrieden eine Scharten kriegen, — geh und schöpfe die Brühe ab, es steht Dir traun besser an, denn solch einfältig Geplauder!" —

Frau Ruelantin wußte aus den wenigen ehelichen Auftritten dieser Art, daß eine Widersetzlichkeit von ihrer Seite handgreifliche Folgen haben könnte, — sie schloß daher die Zugbrücke ihrer Küchenburg und begnügte sich mit einem gar wehmüthigen Selbstgespräche über die Gefühllosigkeit ihres Ehegatten, welcher außen noch immer hin- und hergoltern, den beinigen Stuhl umwarf, die Feilen und den Drahtbund in die Ecke schleuderte und erst ruhiger wurde, als ihm nichts mehr im Wege lag; dann holte er Sammtwammes, Hut und Stock aus dem Kasten, zog dazu eine frische Krause um den Hals, bürzte die kurze Pluderhose ab und verließ nun, die Thüre hinter sich zuwerfend, die Werkstatt, um den Aerger bei gewohnter Besperkanne hinabzuschwemmen. —

Frau Ruelantin sagt inteß durch das Schutzfensterlein, so zwischen der Küche und dem ankostenden Gemache angebracht ist, und sichert in ihre Schürze hinein, die sie an den Mund hält. Wir sind zwar bekanntlich gar nicht neugierig, aber dieweilen es doch einem oder den andern Leser oder gar eine schöne Leserin geben könnte, so gerne wüßte, was da drinnen sich zutragen mag, so stellen wir uns auf die Bank hinter die Frau Ruelantin, und lugen auch ein bißlein hinein. Traun — es reuet uns nicht! Magdalena's Kämmerlein ist so zierlich und nett, so reinlich und geordnet, daß wir für die Bewohnerin schon im Voraus eingenommen werden. Neue hat sich eben die reichen braunen Zöpfe geflochten und befestigt nun ein Paar Schleifen von schwarzen, gelben und weißen Bändern an das Ende derselben. Ihre edlen Gesichtszüge, über welche der Ernst seiner Grundtüge und charakträftige Entschlossenheit ausgegossen sind, finden wir bei dem Gedanken an ihre Liebe im Schimmer zarter Jungfräulichkeit verklärt, ein fetig Lächeln spielt, gleichsam ein Morgenroth, um ihre vollen Lippen, und schwärmerisch ruhet das große blaue Auge mit den langen Wimpern auf dem betrachtungsvollen Bänterschmucke. —

„Wie wird sich Georg wundern und freuen, so er seiner Farben anstatig wird," dachte sie, — „wenn nur die Mahme schon da wäre! — ach die Sonne stehet noch gar hoch, — der Tag ist wiederum erschrecklich lang! — Was wird wir Georg heute für Kunde bringen? — sagte er doch gestern, er wolle dem Herzoge Alles offenbaren, auf daß er ein besser Amt begehren und mich ehrlich werben könne? — wird er's schon vollführt haben?" —

Die Scheiben sind fertig, — Magdalena läßt die Zöpfe über den runden Nacken fallen, und stürmisch wogt ihr üppiger Busen in der Erwartung der ersehnten Stunde. Bald ergreift sie die Spindel, um sie noch wenig Minuten wieder bei Seite zu legen; bald gießt sie die Reifen an ihrem Fenster, die sie vor wenig Stunden erst begossen; bald entlockt sie der Laute etlich abgerissene Akkorde, — doch nichts vermag ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, nichts ihre Sehnsucht zu beruhigen! —

Die Frau Ruelantin trat kopfschüttelnd vom Schubfenster zurück und dachte: „'S wird nicht lange so bleiben können; das Kind hat keine Ruh', keine Rast mehr, und bei uns

Bürgersleuten sieht's nicht so, daß man die Jungfer könnt' feiern lassen; 's muß was geschehen so oder so, part oder widerpart! Die Lene rührt mir sonst kein Waschschüsselein mehr an; was thät etwa die Nachbarin Schrenkhin und des Stadtunterrichters Schwester die Scheidenreißerin und erst die Barthin mit ihrem Hochmuth sagen, so die Lene nichts Anderes denn im Zwinger stolzieren wollt'! — nein, da soll unser liebe Frau von Altenöttingen dafürstehn, — da muß eine Aenderung sich zutragen!" — So dachte die besorgte Mutter; aber was anheben? — zankt man die Jungfer weidlich aus, so möcht's etwa gar in Schwermuth gerathen; — nein, so geht's nicht, besser ich trag' dem Herzog die ganze Sache für, und bitt' ihn, er möchte den Maxtrainer rufen und seine Absichten proben, auf daß die Sachen so oder so, part oder widerpart, eine Gewißheit erringen!" —

Schon warf der Zeiger an der Sonnenuhr der Heiligen-Geistkirche seinen Schatten auf die sechste Ziffer, da öffnete sich die Küchenthüre, und die langersehnte Muhme, die Frau Rietlerin, trat ein mit dem Gruße: „Gelobt sei Jesus Christ!"

„In Ewigkeit Amen!" erwiederte Frau Ruelandin ohne aufzusehen; — „wollt Ihr mir die Lene wiederum verführen, he? — hab' mir's just überlegt, das Ding muß ein Ende kriegen, Rietlerin, so oder so, part oder widerpart, das Kind will den Junker nicht lassen, und da soll er einmal kund thun, wie er gesonnen sei; so er's ehrlich meinet, mag der Christoph auch nicht dawider sein; so er aber nicht Sich haltet, soll Schand' und Spott über ihn kommen, und wird die Lene auch andern Sinnes werden; meinet Ihr nicht, Rietlerin?"

Diese wollte eben eine voraussichtlich sehr umfangreiche Gegenrede beginnen, als es an dem Schubfensterlein daywischen rief: „Muhme, es ist Scho vorüber, wollt Ihr denn nicht gehen?" und es lag etwas so Bittendes in dem Tone dieser Stimme, daß die Frau Rietlerin sich bewogen fand, ihre Rede zu opfern und sich zum Abmarsch zu rüsten. „Ein andermal, Ruelandin, ein andermal," sagte sie beständig mit dem Kopfe wackelnd, welches Gebrechen der guten Frau von einer überstandenen Nervenkrankheit als Andenken verblieben war, — „laßt der Jungfer Lene heute ihre Freude noch; komm, Kind, wir wollen gehen!"

Mit freudestrahlenden Augen hüpfte Magdalena schon völlig heraus-staffiret aus ihrem Stübchen, und fiel der Muhme um den Hals und herzte sie so gewaltig, daß ihr Kopf wie die Krone einer Zitterpappel im Sturmwinde anzuhören war. „So du nicht friedlich sein willst, Lene, bleib' ich zu Hause," sterzerte die Muhme; doch das Mädchen schob sie lachend und hinter ihr herstrippelnd über die Schwelle, nahm den Arm der Frau Rietlerin in den ihrigen, und dann schritten sie selbander in feierlichem Tempo, so wie es sich für Bürgersfrauen gezieme, das Thal entlang, während die Frau Ruelandin ihnen staunend nachblickte, sich freuend über die herrliche Gestalt ihres Töchterleins. — „So oder so, part oder widerpart," sagte sie endlich, „es muß ein Ende nehmen!" dann ging sie wieder an ihre Hausarbeit. —

Im Zwinger unten da herrschte regen Leben; Jung und Alt schlürfte die kühle Abendluft nach des Tages Arbeit und Sonnengluth mit Wohlbehagen ein; schlingerpuppe Frauen und Kinder stolzierten einher, die Kinder tummelten sich auf den frischgrünen Rasenplätzen und in den jungbelaubten Gebüschen; dazwischen riefen die Obstweiber und Quackalber eintönig ihre Waare aus, und lärmten blinde oder lahme Bettler an den Mauerthürmchen lehnend laut ihre Gebete ab, um die Spaziergänger zu einer Liebesgabe zu bewegen. Einer derselben stand seit Jahren täglich von früh bis spät an dem Einlaßpförtlein vom Isarthore her, und hatte sich durch seine Beharrlichkeit das Privilegium auf diesen Platz erworben, so daß es seine Genossen als eine Frevelthat betrachtet hätten, so Einer den alten Tobias mit dem Stelzfuße verdrängen wollte. — Als Magdalena und die Muhme eintraten, verklärte sich des Bettlers grambruchfurchtes Antlitz zu einem Freudelächeln, denn des Waffenschmieds Töchterlein war noch nie ohne Spende an ihm passiret; er hob den wettergebleichten Hut mit flehendem Blicke empor und sah auch heute seine Hoffnung nicht getäuscht; denn Magdalena öffnete rasch das rothsammtne Täschlein, so ihr nebst dem Dolchschmucke an einer silbernen Kette von der Lende hing, und ließ etlich Pfennige in den Hut des Bettlers gleiten, welcher eine Thräne im Auge zerdrückend mit einem „Vergelt's Euch Gott, Jungfrau, und geb' Euch ein fröhliglich Urstände!" seinen Dank bezeigte. — Die beiden Frauen wandelten nun den Hang hinab, an den Buden der Rosenkranz- und Lebkuchenverkäufer vorbei, und schlossen sich dann den Reihen der Lustwandler an. Magdalena's Blicke durchkreuzten scheu den Zwinger nach allen Richtungen und wurden von Schritt zu Schritt unsteter, je mehr ihre Ungeduld wuchs, je lauter die Sehnsucht ihre Pulse anschwellte. Plötzlich faßte sie die Muhme am Arme, das Blut schoß ihr purpurn in die Wangen, und sie flüsterte, die Augen niederschlagend: „Muhme! — er kommt, er kommt!" —

Junker Georg hatte die Geliebte schon durch das Pförtlein treten sehen und eilte ihr mit großen Schritten durch die Menge entgegen. Ehrerbietig grüßte er die beiden Frauen und erbat sich bei der Muhme die Erlaubniß, sie auf ihrem Spaziergange geleiten zu dürfen. „Wird und traun Ehre und Lust bereiten, so Ihr, wohlerzeigeborener Herr, mir und Bürgersfrauen lustmantein wollet!" erwiederte die Frau Rietlerin, indem ihr Kopf einen getinten Wirbel schlug. — Nun trat eine Pause ein, welche man heutzutage etwa mit der überflüssigen Frage: „Wie steht das Befinden?" und der noch überflüssigeren Antwort: „Ganz gut, und das Ihre?" ausfüllen würde; unsere beiden Liebenden aber hatten hiezu keine Zeit, es mußte ja mit den ersten zärtlichen Blicken, die sie wechselten, zehnmal mehr ausgetauschtert werden, während die Muhme pflichtschuldigst auf die andere Seite schaute. Endlich nahm sich Georg ein Herz und begann, indem er den güldenen Degenknauf mit dem Spitzhandschuh blank rieb: „Habt wohl den Tag über wieterum viel geschafft, holde Jungfrau, und mögt Euch traun ergötzen an dem Stündlein, so Euch vergönnet ist, die vielmilde Naienluft zu kosten!"

„Wohl hab' ich, edler Ritter, die Spinrei weidlich tanzen lassen und der Mutter Lück' und Lofament besorgen helfen, sowie es der Bürgersmagd anstehet," erwiederte Lene über ihre kleine Lüge im Verlegenheit geratheud, — „doch so man die Arbeit vollbracht, erfreuet auch die Rast viel besser, — meinet Ihr nicht, Herr Junker?"

„Gewißlich ja, und könnt' kein süßer Plätzlein zum Lustwandeln geben, denn die Zwinger; es sind etlich gar schattig Ruhebänke hier, so man schier nicht passiren mag sonder ein bißlein Rast!"

Magdalena verstand den seinen Wink und erwiderte: „Möcht' traun einmal ein solch Ruheplätzlein kosten, muß fürwahr ein himmlisch Freud' sein, sich seinen Gedanken so recht zu vertrauen, inteß die Vögelein ringsum im duftiglichen Flieder singen, die Springbrunnen plätschern und — —" die Jungfrau fuhr mit der Hand an die Lippen, als wollte sie den Redefluß gewaltsam dämmen, der aus dem übervollen Herzen hervorzubrechen und den vorzeitigen Verräther zu spielen drohte. — Zum Glück ging aber die Frau Scheidereißerin vorüber, und die Muhme war mit derselben bald in ein so wichtiges und interessantes Gespräch über die neuesten Stadtneuigkeiten vertieft, daß die Frau Nietlerin gar nicht bemerkte, wie ihre schöne Nichte mit dem Ritter ihres Weges weiter ging und an einem heimlichen gegen den Hauptweg durch Gebüsche verdeckten Rasenplätzlein auf eine aus Baumästen zusammengefügte Bank sich niederließ. —

„O Magdalena," begann Georg aufathmend, — „wie ich mich gesehnt nach dieser Stunde, so und unbelauscht beisammen sind wir! — wie ich mich gesehnt, auf daß ich Dir wiederum in die blauen Aeuglein schauen und traun ein gute Kunde bringen darf!"

„Was vernehm' ich, Ritter?" versetzte die Angeredete hastig. — „welch' Kunde meint Ihr? — sprecht!"

„Ja, Magdalena," fuhr Georg mit leuchtendem Auge fort, „'s ist freilich nur ein fürwitzig Meinung von mir, doch will ich Dir's vertrauen: — der Herzog hat heute früh zu seinem Secretarius gesagt: Pernecker, fertig' ein Patent aus für einen Rittmeister über ein Fähnlein Landpferde, den Namen will ich selber einsetzen! — — Du weißt wohl, Magdalena, so Einer was hoffet, mag er's gerne glauben, insonderheit wenn die Liebe dabei im Spiel ist; — ich meine halt, der Herzog könnt' den Georg von Magkrain einsetzen in das Patent, dieweil er derzeit überaus leutselig gen mich gewesen."

„O wenn's doch gewißlich so wäre!" rief Lene vor Freude bebend; — „aber — werter Ihr noch meiner denken, so Ihr Rittmeister worten? — wird Euch das Bürgermägdlein nicht etwan zu gering dünken?"

Georg legte dreist seinen Arm um ihre Leute, ohne daß sie sich dessen erwehrte, und sagte herzlich: „Magst traun nimmer zweifeln, Goldkäferlein, daß Georg auf ewiglich Zeiten Dein eigen sei; schau das Ringlein hie mit dem bunten Steine, 's hat nicht Anfang, hat nicht End', und gleicher Art soll unser Liebe sein, Magdalena; — behalt' dieß Reiflein, und mag's Dir guten Muth geben wider die Trangsal, so Du etwa meinethalber zu dulden hättest, — 's wird letztlich Alles gut gehen!"

Magdalenen war es, als thäte ein leises Rauschen und Flüstern durch den Flieder über ihrem Haupte anheben, und als sie das Auge träumerisch erhob, da blickte sie einen blondgelockten Knaben mit goldenen Fittigen, in der Hand den Bogen, dessen Sehne noch vom Schusse zitterte; er grüßte freundlich nieder, und rings um ihn huschten nietliche Elfein aus den Blüthenkelchen, und sie hoben an zu wirken und zu weben einen Schleier aus unsichtbaren feinen Fäden, den senkten sie hernieder auf die Wimpern der Jungfrau, — überirdische Musik entzückte ihr Ohr, und sie fühlte sich von Geisterhänden emporgetragen, weiter und immer weiter in die goldenen Sphären himmlischer Seligkeit! — — —

Sanft hatte der Junker das holde Frauenbild an sich gezogen und drückte — wir verrathen es dem Leser ungern — den ersten langen Kuß auf ihre Lippen. —

Frau Nietlerin war, nachdem sie ausgeplaudert, wie toll einigemale den ganzen Zwinger durchlaufen, — hatte alle Bekannten, die ihr begegneten, die Schreinkin, die Barthin, die Scheidenreißerin gefragt, ob sie Magdalenen nicht gesehen, und stieß zuletzt auf den boshaften Stadtunterrichter, welcher mit der ernsthaftesten Miene erklärte, er habe soeben einen Ritter mit einer vermummten Frauensgestalt zum Spreithore hinaussprengen sehen! — Der Stadtunterrichter hatte nämlich seine Freude daran, der Jungfrau Lene etwas Ehrenrühriges anzudichten, dieweil er von ihr mit einem Liebesantrage schnöde abgewiesen worden. — Außer sich vor Angst kam Frau Nietlerin nun am Eingange des Zwingers an und stand plötzlich Georg und Magdalenen gegenüber, welche von der anderen Seite her seitwärts wandelten. Der Muhme Schrecken machte nun gerechtem Zorne Platz, ihr Kopf wackelte ärger als je, und sie stammelte zwischen den verbissenen Zähnen hervor: „Schöne Geschichten das, Jungfer! — soll Dir traun nicht gedeihen sein! — warte, Dein Vater wird Dich weisen, weggestalt ein ehrbar Mägdlein umherwandelt! — schöne Geschichten!"

„Aber Muhme, — ich — wir —"

„Will nichts weiter hören," unterbrach sie Frau Nietlerin, — „daheim wirst Du Dein Verhör schon passiren müssen!"

Eine Thräne stahl sich von Magdalena's Wimper und ihre Wangen glühten bei dem Gedanken, daß die Muhme sie wohl gar einer unehrbaren Handlung anklagen wolle, und vergeblich suchte sie derselben auf dem Heimwege ihre Unschuld begreiflich zu machen, während Georg sich rasch empfahl und aufgeregt der Hofburg zuschritt. —

In der Trinkstube zum Türkenbund saßen Meister Rueland, sein Bruder der Vorstand des Heiligegeist-Spitales, der Stadtrichter Rimdbeser und der Kastner Kaspar von Lerchenfeld noch in eifrigem Gespräche beisammen; der Waffenschmied hatte eben seine sechste Kanne geleert und schickte sich zum Heimgehen an; da winkte ihn der vom Heiligegeist bei Seite, und raunte ihm in's Ohr: „Weißt etwa die Neuigkeit schon, Christoph?"

„Nein — was hat's?"

„So Du mir gelobest nicht zu plaudern, — ich hab's aus gutem Grund'!" —

„Rede nur, kennt mich ja genugsam!"

„Der Junker Magkrainer muß fort!"

„Boz Bunten!"

„Es ist so, — die Pfaffen haben's endlich durchgesetzt, und der Herzog will den Lutherischen nicht länger in der Hofburg dulden!"

„Unser lieben Frauen Lob und Preis in Ewigkeit!" rief Rueland aus, — „jetzo fallet mir ein Mühlstein vom Herzen, und mag ich ruhig schlafen gehn! — Ruhsame Nacht, ihr Herren!" — —

3.

Ein schwüler Augusttag neigte sich zur Ruhe und vergoldete die Thurmkuppeln der Liebfrauenkirche, um welche Dohlen und Schwalben ihre Kreise zogen, während unten Bürger und Notabeln in fröhlichem Geplauder die Straßen durchzogen. — Vor der „neuen Veste" hielt ein langer Zug von Eselleuten, Pagen und herzoglichen Kammerdienern, denen einige mit Gepäck beladene Pferde am Zügel führten. An der Spitze des Zuges schritt in einfachem schwarzem Gewande mit staubbedeckten Strümpfen und Schuhen — Wilhelm V. von Bayern; ihm zur Linken Pater Mengin; dann folgten Prinz Max und sein Hofmeister, der Jesuite Wenzel Perräus; nach ihnen eine Reihe von Cavalieren, deren Miene übereinstimmend den Ausdruck des Vergnügens über die Erlösung von einer Tortur zeigte. Sie begleiteten den Landesfürsten bis in die Vorzimmer, und wurden hier huldvollst verabschiedet, während der Herzog seinen Sohn auf die Stirne küßte, dem Hofmeister herzlich die Hand schüttelte, und dieser sich mit seinem Zögling in jenen Flügel der Hofburg zurückzog, welcher die Gemächer des künftigen römischen Kaisers enthielt. —

Wilhelm warf sich erschöpft in einen Lehnstuhl und ließ sich vom ergrauten Kammerdiener entkleiden, während sich der Löwe Sultan vergebliche Mühe gab, die Aufmerksamkeit seines Herrn auf sich zu lenken.

„Hat der Fugger die Zeitung gesendet?" fragte der Herzog nach längerem Schweigen.

„Zu Befehl, fürstlich Gnaden," erwiederte der Diener, „der Augsburger Bote ist Mittags kommen, hat auch schimme Kunde mitgebracht, dieweil die Schwäbischen sich des neuen Kalenders halber nicht vertragen wollen, und unzüchtige Händel angefangen haben; der Bote meint, es könnte Scherben absetzen, so nicht bald Ruhe gestiftet wird."

„Wehe mir," rief der Herzog, die Hände faltend, — „Du lassest mich schier nicht in's Thor, ohne eine Amtssache fürzutragen; geh' und vermelde meinem vielliebem Gemahl der Frau Herzogin meine Ankunft, — sage, ich begehre ihrer!"

Der Diener ging und vollzog den Befehl. — Renata hatte ihre Abendandacht vollendet und begab sich sofort zum Herzog. Die Ruhe, welche in ihrer frommen Seele herrschte, war auch über die zarten Züge gegossen, welche noch immer die Schönheit der Jungfrau erraten ließen, obwohl die Frische derselben längst einer durchsichtigen Bläße Platz gemacht hatte. —

„Gott zum Gruße, Wilhelm!" redete sie das Gemach betretend den Gatten an, — „bist wohl recht ermüdet von Antechs heimkommen?"

„Ja, lieb Renata," seufzte der Herzog, — „es geht nicht mehr wie früher, — meine Glieder sind alt und unfügsam worden, wollen nicht mehr aushalten."

„Ist aber auch ein starker Gang, Wilhelm, — solltest Dich nicht also viel anstrengen, wenngleich dem Himmel ein solcher Bußgang wohlgefällig sein mag."

„Ist denn nicht meine Pflicht, all meine Kraft für des Landes Heil und Wohlfahrt zu opfern, auf daß die verderbliche Irrlehre nimmer Macht gewinnen kann, dieweilen irrische Waffen zu solchem Kampf schwerlich austreiben möchten? — Mengin hat mich heut wieterum angegangen, sollte den patribus das versprochen Gotteshaus und Collegium erbauen lassen, auf daß sie besser wirken könnten mit mir wider des Satans giftige Anschläge und Beriedungen; hab's auch mit dem Wolf Müller letztlich beredet und will bald den Grundstein dazu legen."

Renata hatte dem Gemahl jedes Wort mit frommer Begeisterung vom Munde gelesen und erwiederte, indem sie ihren Arm um seinen Nacken schlang: „Solch gottgefällige Werke kann Dir die irdische Welt nicht lohnen, aber die himmlische setzet dereinst ein strahlig Krönlein auf Dein Haupt, so nicht wie der Herzoghut in eitel Staub zerfallen wird!"

Beide Gatten schwiegen nun im geistigen Anschauen der himmlischen Freuden verstunken, als der Page Haslanger gräuschlos die Thüre öffnete und mit einem Schreiben in der Hand an der Schwelle stehen blieb. Renata bemerkte dieß und winkte ihm näher zu treten; dann nahm sie das Schreiben und besah es von allen Seiten, als wolle sie errathen, ob es dem theuren Gatten Freude oder Kummer bringen werde. Es kam vom Kloster Wevarn und trug das große Sigillum der Probstey; Renata reichte es dem Herzog, welcher aus seinen Träumen aufzahrend dasselbe sofort öffnete und dabei ausrief: Wirt wieterum ein Lamentoso sein der Sektischen halber, — weiß schon, bevor ich mir's lesen lasse!" „Poldl," rief er dann dem Pagen nach, — „les' mir das Schreiben, meine Augen sind schmählich schlecht worden."

Der kleine Haslanger zog die Brauen aiftig empor, räusperte sich, entrollte sorgfältig das Pergament und begann:

„Fürstlich Gnaden, Durchlauchtigster allerstrummster Herr „Herzog! — Meinen und des Klosters unterthänigsten Gruß „zuvor; mögen fürstliche Gnaden anhören, was Dero aller„niedrigster Knecht fürzubringen sich unterstehet. Aber ich „mag nicht schlafen und nicht rasten, so ich weiß, wie fürstlich „Gnaden gleichsam den Wolf im Pferche aufgefüttert und „gehegt haben, und sich von solch wild Gethier nicht „Schlimmes versehen; wie aber der Wolf, so er groß genug „worden, dem Herrn Herzog und dem ganzen Land traun „gefährlich sein wird; mit etlich kurzen Worten: ich meine „den Junker von Maxtrain, so Ihr am Hofe haltet; habe „mich selbst über seine Religion und geistliche Meinung in„formiret, und dessen auch sichere Kunde gewonnen, er ist „ein Fatalist und Atheist und hiezu noch ein Lutheraner, „scheu schlimmer denn sein hartnäckiger Vater, so fürstlich „Gnaden genugsam kennen. Mögt's Eurem treuesten Diener „nicht übel vermerken, so er Euch heimlich warnet, solch „Schlangenbrut aus Eurem frommen Hofsager auszujagen, „dieweil es noch Zeit ist. — Coterum — meine Gemeinden „wollen alle mit Gewalt in den Himmel kommen, und kann „ich nicht genug Beichtväter auftreiben, womit sich der Gnade „Eurer fürstlichen Durchlaucht gehorsamst empfiehlt

„Am Rendtag nach Mariä Himmelfahrt 1584. Leonhardus Administrator coenobii Weyarensis."

„Poh fünf Wunden!" rief der Herzog aufspringend, als der Page geendet, — „jetzo hangt meine Geduld am letzten Fädlein! —" will doch schauen, ob der Junker nicht seine Farbe bekennt! Schwarz oder weiß, — eine Seite muß matt werden, — will mein Spiel traun in Acht nehmen. Poldl! — der Junker Maxtrainer mag alsogleich vor mich treten."

Der Page entfernte sich mit einer Verbeugung, und Renata versuchte es den Unmuth des Gemahls zu dämpfen, indem sie die Hand auf seine Schulter legte und ihm mit schmeichelnder

Sanftheit fragte: „Weißt Du, Wilhelm, was unser Herr Jesu Christ zu Petrus gesprochen, da er sich vom Zorne meistern ließ?“

„Sei ohn' Sorge, Renata,“ erwiederte der Herzog lächelnd, — „und laß mich jetzo mit dem Junker selbander, — 's wird nicht gar scharfes Puniren absetzen, mein' ich!“

Renata küßte dem Gatten die Hand und schritt ihren Gemächern zu, während durch die entgegengesetzte Thüre Junker Georg in's Gemach trat und mit verbissenen Lippen stehen blieb. Das Herz pochte ihm hörbar bei dem Gedanken an die Fahne Landpferde, und als er die Pergamentrolle mit dem Siegillam auf dem Tische liegen sah, zuckte es wie ein Hoffnungsstrahl durch seine Glieder: — es konnte das Rittmeisterpatent, — es konnte der Schlüssel zur Erfüllung seiner sehnlichsten Herzenswünsche sein! Von der Rolle glitt sein forschender Blick nach dem Gesicht des Herzogs, senkte sich aber unwillkürlich, denn er traf dort jenen des Gebieters, welcher strenge prüfend und starr auf ihm ruhte. —

„Junker,“ begann Wilhelm gemessen, — „Ihr mögt wohl wissen, wie ich Euch schon des Oefteren Eurer Neigung zur neuen lezerischen Lehre halber beredet und verwarnt habe; hätte es traun nicht um Euch verdient, daß Ihr wider des Landes Wohlfahrt Euch verschworen, und mit denen, so mir Gott zu richten aufgetragen, gemeinsamen Handel pflegt; habe aber dessen sichere Kunde erhalten, und muß mich jetzo Eurer Meinung versichern; in etlich Tagen reitet ein frisch Häuflein zu meinem viellieben Herrn Bruder dem Herzog Ferdinand gen Cöln, auf daß es ihm gelingen wird, den reformirten Erzbischof sammt seiner Buble aus den Landen zu treiben, und alte Zucht und Religion wiederum einzusetzen. Ihr sollt mitziehen und ein Fähnlein führen, Junker! will Euch einen Anlaß bieten, Euch hervorzuthun, es soll aber auch ein Zeugniß sein für Eure Religionsmeinung, auf daß ich denen, so Euch als lutheraner angeben, sagen kann: Sehet, der Maxtrainer führt ein rechtgläubig Fähnlein! — Itom, sein Ihr's zufrieden?“

In Georg kämpften zwei widerstreitende Gefühle einen stürmischen Kampf: — die Liebe zeigte ihm Rittmeisterpatent, ruhmbekränzte Heimkehr und Altar, — während sich das religiöse Gewissen vor der Verläugnung seiner Grundsätze aufbäumte und zu tiefgewurzelt dastand, als daß selbst die Liebe es zu überzeugen vermochte. Sein Entschluß war schnell gefaßt, und in festem Tone begann er: „Fürstliche Gnaden, Durchlauchtigster Herr! bedanke mich treulich Eurer Fürsorge und guten Meinung; weiß auch gar wohl, wie solch Kreuzzug gen Cöln mir treisch Glück und Einkommen brächte; aber hinwiederum möcht' ich fürstliche Gnaden fragen, ob der Mensch des eitlen Gewinnes halber seinen Glauben verläugnen und wider sein Gewissen anstürmen darf? — Herr Herzog, Ihr habt des Oefteren erfahren, welch Sinnes der Reichsfreiherr auf Baltenberg ist: — der Junker Georg aber bekennet sich zu seinem Vater und ziehet nicht in Fehde wider die, so seines Glaubens sind.“

Unmuthig war der Herzog im Gemache auf- und abgeschritten; bei den letzten Worten des Junkers blieb er mit gefalteter Stirne vor demselben stehen, und allmählich ging der Zorn seiner Miene in Mitleid über. „Arm verlaufen Lämmlein!“ begann er dann weich, — „Dein ketzerischer Vater mag es vor Gott verantworten, daß er Dich mit in's Verderben zieht! — Will es aber noch versuchen und Dich den patribus überweisen; so diese nicht eine Besserung zu Wege bringen, bist Du ein verdorrt Stämmlein, so man austreifen und in's Feuer werfen muß. Ein halb Jahrtausend haben die von Maxtrain ihrem Lehensherrn Treue geschworen und gehalten, — und jetzo wollen sie sich mit Gewalt von mir lossagen: — der Herr zerges' es ihnen!“

„Die patros mögen ihre Mühe sparen,“ erwiderte Georg spöttisch, — „dieweilen ich mir nicht wie das gemeine Volk mein Lichtlein ausblasen lasse, so die ewige Wahrheit in mir angesteckt; Ihr mögt's etwa selbst noch inne werden, fürstliche Gnaden, wie Euer Land nicht viel Gutes von den Schwarzröcken gewinnt, und ich vermeine, der Kanzler Eck, so Euch gerathen, die Jesuiten nach Ingolstadt zu rufen, sollte gleichsam als ein Landesverräther condemnirt werden!“ —

„Schweig, Junkerlein, schweig!“ unterbrach ihn der Herzog, indem sein Unmuth wieder aufwallte und die mitleidige Regung verdrängte, — „die patres, welche den künftigen Herzog von Bayern zu erziehen haben, geziemet sich nicht, also zu schmähen!“

„Armer Prinz!“ rief Georg sich selbst vergessend aus, — „armes Bayerland, so den Feind alles Lichts im geheimen und offenen Rath ernähret und zusehen muß, wie die Finsterniß dem Erben des Herzogshuts in's Herz gepflanzet wird!“

„Genug, Bube,“ rief nun Wilhelm mit dem Fuße stampfend, so daß der Löwe aus dem Schlafe aufsuhr, unter dem Tische hervorkroch und den Junker gähnend anstarrte, — „ich mag kein Wörtlein mehr mit solch rebellischem Ketzer sprechen; — fleuch von dannen, auf daß meine Augen Dich nimmer zu schauen bekommen, — es gereuet mich traun als väterliche Liebe, so ich Dir zugewendet! — Mein Sekretarius wird Euch, Georg von Maxtrain, des Weiteren eine Meldung machen.“ — Damit wandte sich Wilhelm rasch der Thüre zu, welche er heftig hinter sich in's Schloß warf; — noch am selben Abende aber fertigte Derselbe die Verbannung des Junkers über die vier Wälder aus!

4.

„Zeuch den Mantel fester um den Hals, Magdalena, auf daß der Frost Dir nicht die Glieder erstarren mag!“ mahnte Junker Georg zärtlich seine Begleiterin, welche ihm zur Rechten auf einem schäumenden Rappen den Waldsteig entlang trabte.

„Der Wald will mir gar nicht heimlich dünken,“ erwiderte die Angeredete mit bebender Stimme; — „meine schier, in jedem Buschwerk könnt' ein Strolch oder Landstreicher liegen.“ Und in der That war die Angst Magdalena's keineswegs unbegründet; die großen Nadelholzwaldungen, welche sich zur Zeit unserer Erzählung zwischen Landshut und Regensburg ausdehnten, trugen noch wenig Spuren menschlicher Einmischung in die Rechte der Natur; selten öffnete ein Gereut dem auf der schmalen Landstraße dahinwandelnden Gesellen eine kurze Einsicht in das heilige Dunkel des Urwalds, und so Einer mehr als zehn Pfennige in der Tasche hatte, mußte er Anstand nehmen, diesen Weg ohne Eskorte der Landmiliz einzuschlagen.

„Magst nicht Furcht haben, Goldkäferlein!“ beruhigte Georg die Geliebte, indem er ihr seine Hand hinüberreichte, „hab' eine gute Klingen an der Seite, so es Einen darnach gelüstet.“

Schweigend trabte hierauf das abenteuerliche Paar durch die Tannennacht, — der Mond warf matte Streiflichter über den Weg; — bald mußte Georg sich auf den Hals des treuen Pferdes neigen, um den hereinhangenden Aesten auszuweichen, bald scheute Magdalenens Rappe vor einem faulen Baumstamme schnaubend zurück, so daß Georg ihn am Zaume faßen und streicheln an dem Phantome vorüberführen mußte. — Die Waffenschmiedstochter folgte dem Geliebten wie im Traume durch alle Hindernisse der Welt; dem Märchen, das niemals andere Bäume, als die des Zwingers gesehen, das niemals eine Nacht im Walde zugebracht, klang das Rauschen desselben wie ein geheimnißvolles Märchen; — sie glaubte wieder im Schooße der Mutter sitzend von einer Jungfrau erzählen zu hören, welche sich im Walde verirrt hatte, und von Zauberern und Feen in niegesehene Wunder eingeführt wurde; — dann war es ihr wieder, als reite ein solcher Zauberer neben ihr, und führe sie zum ersehnten Ziele ihres Glückes, zur Vereinigung mit ihm. — Ihm hatte sie ja Alles geopfert, und ein liebend Wort von seiner Lippe überlöhnte den Fluch der zürnenden Eltern, welcher der entführten Tochter auf Augenblicke um die Ohren klang. — Frau Auelandin war vor dem Herzog erschienen, trug demselben umständlich das Verhältniß des Magtrainers zu ihrem Kinde für und bat ihn um Einschreitung, so oder so, part oder widerpart. Der Herzog wies ihr das Verbannungsedikt, und noch spät Nachts weckte ein leises Klopfen am Fensterlein die Waffenschmiedstochter aus süßem Schlummer. Als Magdalena schüchtern öffnete, stand Georg auf dem Sattel seines Pferdes vor ihr; — nach langem Zögern reifte endlich der Entschluß in ihr, zu fliehen, — die Liebe siegte über die Pflicht! — Magdalena raffte das Nöthigste zusammen, das Nachtwächters Hellebarte hemmte den kühnen Reiter nicht, die Wache am Thor wurde niedergeritten, und außerhalb des Grabens stand ein zweites Pferd bereit, um Georgs theure Bürde auf seinen Rücken zu nehmen. — Als der Morgen graute, lagen bereits Freising's Thürme vor den Blicken der Flüchtlinge; durch unwegsame Halden und Wälder trug sie das sichere Roß, und Mittags hielten sie bei einem Klausner kurze Rast, der ihnen gastfreundlich ein Stücklein schwarz Brod und einen Becher klaren Quellwassers anbot, und den Rossen einen Korb voll Waldheu vormarf, worauf die Reise weiter fortgesetzt wurde. Als die Nacht hereinbrach, war Magdalenens Kraft erschöpft, doch entrang sich kein Laut der Klage ihrer hochwallenden Brust, und das Dunkel verbarg den Leidensausdruck ihres zarten Angesichts vor den wachsamen Blicken des Geliebten, bis sie von Ermattung übermannt allmählich auf den Hals des treuen Pferdes sank. Georg sprang erschrocken aus dem Sattel, führte sein Roß am Zügel und führte den Weg zu Fuße fortsetzend die gebrochene Frauengestalt, bis der Schimmer eines Feuers und die aufsteigende Rauchsäule die Nähe eines Meilers verriethen, und freundliche Köhlerleute die Obdachlosen in ihre rauchgeschwärzte Hütte aufnahmen. — Mit ärztlicher Sorgfalt hatte Georg der Geliebten ein Lager aus Heu und Laub bereitet und seinen Mantel schützend über sie gelegt, — und bald senkte sich erquickender Schlummer auf die müden Augenlieder der beiden Wanderer. — Der folgende Tag verging wie der erste, nur wagte sich Georg mehr in die Nähe der Ortschaften, da er nun eine Verfolgung weniger zu befürchten hatte, und heute fuhren wir die Flüchtlinge in einem weiterstrecklichen Forste zwischen der Eggmühle und einem Dorfe, genannt Thalmässingen, so man auf dem Wege von Landshut nach Regensburg finden kann. Neugierig, welch Ziel sich Georg vorgesteckt, setzen wir uns hinter ihn auf den Hengst, und nachdem wir so ein paar Stündlein mitgetrabt, erscheinen die Zinnen zweier Thürme am hellen Horizonte, darunter spiegelt sich der Mond in einem ruhigen silbernen Wasserringe, und Georg hält plötzlich mit dem freudigen Ausrufe sein Pferd an: „Magdalena, wir sind geborgen, — Traubling liegt vor uns!“

Mit einem Dankesblick nach Oben reichte ihm die Jungfrau ihre Hand; durch physische Entbehrungen und moralische Eindrücke herabgestimmt war sie weiter einer lebhaften Freude, noch eines bitteren Schmerzes mehr fähig, — eine gewisse Apathie hatte sich eingestellt, es gab nur Ein Unglück für sie, von Georg getrennt zu werden, aber auch nur Ein Glück, — ihn ganz zu besitzen! —

Am Ufer des Teiches angelangt, der die Reisenten von der Burg trennte, stieß Georg in eigenthümlicher Weise dreimal in sein Hifthorn, worauf alsbald an einem der Thürme ein Licht sichtbar wurde, und der Wärtel das Zeichen zum Oeffnen des Einlaßpförtleins und zur Ueberfahrt gab. Es währte nicht lange, so wurde es lebendig in der Burg; Diener mit Fackeln rannten durch den Hof und die Ecmäcker, das eiserne Pförtlein knarrte in seinen verrosteten Angeln, etliche Knappen kamen an den Teich herab, lösten den Kahn von der Kette und richteten die Ruder zurecht, worauf ihnen Georg zurief: „Wir haben zwo Zillen vonnöthen, Kunz, dieweil die Pferde auch nüber sollen; holet die andre aus dem Entenreich herauf, aber hurtig, auf daß wir nicht lange stehen müssen!“ Zwei Knappen eilten der bezeichneten Gegend zu, und bald verrieth ein nahes Plätschern der Ruder die nahende zweite Zille, während die erste eben das diesseitige Ufer erreichte.

„Habt und traun lange nimmer heimgesucht, Herr Junker!“ begrüßten die Gelandten Georg ehrerbietig, — „etwa sein unser gnädiger Herr, Euer gestrenger Herr Vater, gen Ortenburg gereist, und Ihr ihn bis Traubling geleitet, — ist's nicht so?“

„Ja, ja, meine Lieben,“ entgegnete Georg, — „am Hoflager gibt's nicht viel Zeit zum Reisen, nur so ich mir mich eine Hausfrau gefreiet,“ setzte er auf Magdalenens deutenden hinzu, — „so wär's mir heute sicherlich auch nicht gelungen, die väterliche Burg zu schauen.“

Der rothe Schein der Fackeln ließ glücklicherweise dem neugierigen Gesinde die Röthe verdergen, welche bei dieser etwas verfrühten Ausführung die Wangen der Waffenschmiedstochter übergoß. Georg sprang aus dem Sattel, hob die Geliebte vom Pferde und half ihr in den schwankenden Kahn steigen; dann wurden die Ruder in Bewegung gesetzt, die Zille schoß silberne Furchen hinterlassend durch die ruhige Flurh, und der volle Mond beleuchtete das glückseligste Paar auf weiter Erde; Georg hatte den Arm zärtlich um Magdalenens Leute geschlungen, diese ihre heiße Stirne an sein Lockenhaupt gelehnt, und ihr schönes Auge wanderte von Stern zu Stern, als wollte sie jedem derselben ihre Seligkeit erzählen. — Ein unsanfter Stoß weckte die Liebenden aus ihrem Traume, — das andere Ufer war erreicht; da stand der greise Vogt, den die Nachricht von des Junkers Ankunft eben aus den Federn gejagt.

„Sind die Frauengemächer fein säuberlich in Ordnung gerichtet, Wenzel?“ fragte der Junker.

„Fürtrefflich, gnädiger Herr, — Alles in Ordnung", versetzte dieser, — „die Spinnweben fort, zurückgekehrt, das Unziefer ausgestaubet und die gnädige Fr — — au", fügte er mit einem zweifelhaften Seitenblick hinzu, — „mag also gleich sich darinnen bequem machen. Item ist nicht minder Euer Kemnaten, Herr Junker, weidlich gefeget und gerichtet, wie sich's ziemt."

„Brav, Wenzel!" klopfte ihm Georg auf die Schulter, „hätte das meines unfürbergesehenen Kommens halber nicht erwartet; jetzo führet meine Hausfrau in ihre Zimmer; Ihr, Christoph und Lebrecht, wandre er sich an die Knappen, — „habet ihre Befehle ohn' Widerrede zu vollziehen, und so ich Ungehorsam oder Unziemlichkeit vermerke, mag's Euch traun gereuen!" — „Der Herr segne Deinen Schlaf, Magdalena", wandte sich Georg nun an die Geliebte, indem er ihre Hand ergriff und sie auf die Stirne küßte, — „Du wirst müde worden sein und Deine Aeuglein der Ruhe bedürfen, — Christoph mag Dir die Frauengemächer weisen!"

Ein zärtlicher Blick, den außer Georg Niemand bemerken konnte, war die einzige Erwiederung eines vom Uebermaaße wonniger Gefühle schier erdrückten jungfräulichen Herzens. Magdalena folgte langsam dem voranleuchtenden Diener, und wie die ertzgeformte Gestalt so die Treppe emporstieg, blieb der Burgvogt stehn, schmunzelte scheinisch und brummte in den Bart: „Hat nicht üble Wahl gethan, der Junker, und so die gnädige Frau item das Herz am rechten Flecklein traget, mag unsereins gütlich damit fahren!" — —

Georg schritt rasch durch wohlbekannte Gänge den Gemächern seines Vaters zu. Da war noch Alles unverändert, wie er es vor fünf Jahren verlassen hatte: — die schwarzpolirten Kästen mit den zierlich geschnitzten Gesimsen und Einfassungen, die Stühle mit hohen säulengetragenen Lehnen und dem rothsammtenen Polster, der runde Tisch mit der Mosaikplatte. — Alles stand noch am selben Platze, und alle hier verlebten lustig frohen Stunden tauchten in buntem Chaos vor Georgs Erinnerung wieder empor; auf Traubling hatte er sich für die hohe Schule in Bologna vorbereitet, in Traublings Auen den ersten Hirsch erlegt. Damals war es dem Knaben nicht in den Sinn gekommen, daß er einst als Flüchtling hier einkehren, — daß ihm Traubling ein Asyl gegen Verfolgung werden sollte. Und war es denn ein solches? konnte sich die Wahrheit lange bergen lassen, ohne zu den Ohren des Reichsfreiherrn auf Waldenberg zu gelangen? würde derselbe dann nicht etwa dem Herzog freie Hand lassen, den Verbannten aufzugreifen? Georg schritt mit gekreuzten Armen und gefalteter Stirn im Gemache auf und ab; sein jugendliches Antlitz hatte einen Ausdruck entschlossener Männlichkeit und Energie angenommen, und häufige Bewegungen seiner Muskeln verriethen den Sturm, der in ihm gährte, den Entschluß, der sich aus demselben emporrang. Er wollte die Gefahr als Gaste Magdalena's, nicht als ihr Entführer nahen sehen, er durfte die Geliebte nicht dem Schimpfe der siegenden Feinde preisgeben, sondern was da komme, mußte mit dem Muthe vereint ertragen werden. Doch welcher Priester würde sich über die Vorberingungen des Ehebündnisses hinwegsetzen, welchem durfte er wagen, sein Geheimniß anzuvertrauen? — Da kam ihm der Probst von Weyarn in den Sinn: — „er wird kommen, er wird mir diesen Freundschaftsdienst erweisen, und auf ihn werde ich bauen dürfen! Schon einmal erschien er mir als Schutzgeist, er mag es zum zweiten Male werden!" — Dem Gedanken folgte rasch die That, — Georg setzte sich an den Tisch und schrieb:

Hochwürdiger Herr!
Ehrwerther Probst Leonhardus!

„Ihr mögt etwa vernommen haben, wie mich der Herzog Wilhelm der Ketzerei halber über die Mäßen gedrauet hat; also sitz' ich jetzo einstweilen auf Niedertraublingen fast wohlgemuth; hab' mir aber auch ein Weiblein von München mitgenommen, so ich zeitig zur Handfrauen machen möcht', auf daß ich nicht alleinig wäre, so mich das Gericht aus Bayern Burg verbeyten wollte. Hinwieder aber, dieweilen ich keinem andern Pfaffen besser trauen mag, denn Euch, liebwerther Probst, so reiset mir zu Eh' heimlich gen Traublingen; sollt's gemüßlich nicht berrauen, und celebriret die heilig Handlung über uns, auf daß wir seibander ein Leib und ein Seel werden, und die Feinde uns nicht trennen mögen. Der Knappe, so dieß Schreiben bringet, mag Euch item den Weg weisen. Am Erchtag nach Sct. Michaelitag bin ich Euer gewärtig. Kommet und schweiget!

Euer
sonderbar zugethaner
Georg von Maxtrain.

Also muß Alles gut für sich gehn!" rief Georg heiter vom Stuhle aufspringend, indem er das Schreiben zusammenrollte, — „wann der Morgen grauet, mag Lebrecht den Hengsten zäumen, ein schlicht Bauerngewand anlegen und die Botschaft nach Weyarn verbringen!" Fröhlich, als wäre der Plan schon gelungen, eilte Georg nach diesen Worten an die Thüre und rief den Namen des zum Botschafter bestimmten Knappen in den Gang hinaus, worauf Lebrecht schlaftrunken erschien und nach seinen Befehlen fragte.

„Lebrecht! — bist allzeit ein getreuer und kluger Knecht gewesen, so zu groß Fürhaben und allerhand wichtig Stück Arbeit zu brauchen war; hab' Dich denn auch erwählet, mir einen guten Dienst zu schaffen, und will Dir's traun reichlich lohnen, so Du Deine Botschaft ohne Fehl überbringest. Magst etwa etlich Tag und Nacht reiten ob Landshut und München gen ein Kloster, so man Weyarn heißet, das liegt an dem Flüßlein Mangfallt, nicht weit von meines gnädigen Vaters Herrschaft, magst es leichtlich erfragen; — da reitest an und überdringest dieß Schreiben dem Administrator Leonhardus; er wird Dir ein Antwort ertheilen, und magst sodann, so Du einen Tag geraster, den Rückweg nehmen!"

Lebrecht schnitt ein bitersüßes Gesicht, nur es war ihm zu Muthe, als müßte er einen Ritt um die Welt unternehmen. „Ist ein stark Stücklein," meinte er, „nur mag's kein andrer Roß denn der Hengst ausmachen; auch gibt's hin und wieder noch schlimme Wegelagerer, so Einem übel zusetzen möchten; indeß mag's drumm oder gerad' gehen, ich were' mein Botschaft verbringen."

„Magst die das best Hüblein im Keller auswählen!" versetzte Georg dem Knappen das Schreiben aushändigend; „jetzo lege Dich, auf daß Du früh Morgens im Stegreif von dannen reitest!"

Der Knappe entfernte sich kopfschüttelnd, während Georg zufrieden mit sich und seinem Plane bald von süßen Hochzeitsträumen umgaukelt die Strapatzen der letzten Tage vergaß. — — — — — —

Oben liegt die Waffenschmiedstochter in Thränen gebadet am Fenster; das Gemach ist mit seinem Luxus und allen

Bequemlichkeiten ausstaffirt, große Spiegel in silbereingelegten Rahmen hängen ringsum an den hohen Wänden, dazwischen prächtige Armleuchter und Familienporträts; schwellende Divane laden zur Siesta ein, und wenn wir einen Blick in das Nebenkabinet werfen, in welchem die geöffneten blauseidenen Gardinen ein reizendes Lager schauen lassen, da sind wir versucht, Magdalenen um ihr Glück zu beneiden; doch ihr wehmüthiger Blick kündet uns, daß all die schönen Dinge spurlos an ihr vorübergehen, und nur die sichtbare Nähe des Geliebten jeden Rückblick verhindern, jene Eumeniden des Gewissens beschwören könnte. Jetzt, da sie mit sich allein war, da zogen grauenhafte Bilder aus der Heimath am Sternenhimmel auf: — der Vater mit drohender zorngeballter Hand, so zornig wie ihn die Tochter noch nie gesehen, — die Mutter vom Gram darniedergebeugt, — die Mahnne welche mit schrecklichem Kopfnicken der ganzen Stadt die Schande klagt, welche das Kuckanische Haus getroffen; — der Herzog wie er den Häschern Aufträge gibt, nach dem entflohenen Paar zu spähen, — überall Fluch, — nirgends ein tröstliches Bild, das den Zweifeln der Jungfrau zu Hilfe gekommen wäre! Fieber und Nachtluft rüttelten ihre Glieder, sie schloß zitternd das Fenster, ergriff die Leuchte, warf einen scheuen Blick im Gemache umher, aus dessen Spiegeln sie ein leichenblasses Gesicht anstarrte, und huschte dann, die Thüre hinter sich verriegelnd, in das Schlafkabinet, um die zweite Hälfte der Nacht in folternden Träumen zuzubringen. — —

5.

Ein heiterer Oktobermorgen spiegelte sich im Wasserringe, aus welchem die Burg Traubling aufstieg, um ihre Zinnen in die Morgenröthe zu tauchen. Durch den Teich von ihr getrennt stand ein Kirchlein, dessen vom Unwetter geschwärzte Wände, zersprungene Thurmmauer und runzgewölbtes Portal die Wucht der Jahre verriethen, welche über seine Kuppel hingezogen waren. Ringsum hatten die streckten knorrige Eichen ihre noch sparsam belaubten Aeste schützend aus, und an ihren Fuß schmiegten sich wuchernde Haselgebüsche, und bildeten eine lebendige Mauer um den kleinen Friedhof des Kirchleins. Nur nach einer Seite hin ließ das Gesträuch eine Lücke, von wo der Fußpfad in die wenigen zerstreuten Gehöfte um Traubling abzweigte.

Eben naht sich eine Gruppe von Männern diesem Eingange; voran trippelt geschäftig und ungeduldig nach den Knechten mit dem Karren umsehend Wenzel, der alte Kastellan; hinter ihm ein Paar Diener mit Fähnlein, Schwertern und Schilden, und dann etliche Bauern, welche kruchend eine Last von Kränze und Guirlanden von Eichenlaub und Blumen vor sich herschieben.

„Nun," begann Wenzel am Eingange stehen bleibend, „hie muß ein Frendenpförtlein aufgerichtet werden, und ein frumm Sprüchlein darangehangen; hab mir's schon ausgedacht, und fein säuberlich auf ein Häutlein geschrieben." Dann setzte er schmunzelnd hinzu: „Wird sich der Junker mit wenig wundern, so er das Sprüchlein schauet, und sich dessen vom alten Wenzel fast nit versehen haben!"

Nach diesem Prologe sprang der Burgvogt an den Karren, und die Aufstellung der Triumphpforte begann. Bald strich der Morgenwind durch die schwarzgelben und rothen Wimpeln, welche sich auf den Laubsäulen erhoben, und warf die Waffentrophäe an dem Spitzbogen des Thores die Sonnenstrahlen zurück. Nun holte Wenzel sein Pergament herfür, betrachtete vorerst mit innerer Befriedigung die Spannung auf den Gesichtern der Umstehenden, überlas dann den Spruch noch einmal aufmerksam, und nachdem er denselben vollkommen tadellos befunden, übergab er das Häutlein dem Diener Christoph mit dem Befehle, es mit einem Kranze eingerahmt genau in die Mitte des Bogens zu hängen. Christoph vollzog den Befehl sorgfältig. Da stand mit großen güldenen Buchstaben darauf:

„Dem edlen Junker Jörg von Rachelrain
Mag Heil geschehn und schmecken Speis und Wein,
Mit minder grüßt mit Blumenstrauß und Kränzel
Vielholde Braut der alte Burgvogt Wenzel!"

Ein allgemeines Beifallsgemurmel der Umstehenden folgte der Vorlesung Christoph's, und Wenzel lächelte stolz, indem er sich die Ueberraschung des Brautpaars vorgegenwärtigte; doch die Zeit drängte, und es mußte noch gar Vieles zur Feier des Tages geschehen. Nachdem auch das Portal des Kirchleins mit einem Kranze geschmückt war, traten Alle in dasselbe ein. Nach einer andächtigen Verbeugung schritt Wenzel an den Altar und überhäufte denselben mit dem ganzen Blumenflor, den der frostige Hauch des Herbstes noch übrig gelassen hatte, und wand die Ausläufer des Epheu's um seine Säulen; — das Werk war vollbracht, und der Burgvogt überblickte Alles und fand, daß es gut sei, worauf die Verschönerungs-Commission wiederum in's Freie trat.

„Jetzo mangeln uns noch etlich Pfeifer und Hornbläser," begann Wenzel zu den Bauern gewandt, — „so vor dem Zug einherblasen thäten, auf daß es fein lustiglich hergehen mag!"

„Die seindt schon bereit," erwiederten die Angeredeten zugleich hastig, — „und sollen fast groß Lärmen verbringen!"

„Brav!" rief der Burgvogt, sich vergnüglich die Hände reibend. — „der gnädig Herr wird zufrieten sein!" Dann trennten sich die Leute; wir aber steigen mit Wenzel in den Kahn, um uns nach Georg und seiner Braut umzusehen. — —

Am Erkerfenster ihres Gemachs lehnte Magdalena; die Morgensonne spiegelte sich auf dem blendendweißen Linnen, das über ihre üppigen Formen herniederfiel, — sie glänzte auf der Perlenschnur um ihren Nacken — sie glänzte aber auch in der Thräne, welche auf ihrer bleichen Wange hing gleich den Millionen Thautropfen unten im Garten an den Blüthenteichen! — Magdalena hatte die lange Nacht durch geweint. — — Wie oft hatte sie mit unendlicher Sehnsucht den Tag herbeigerufen, der sie mit dem Manne ihres Herzens auf ewig vereinen sollte, — und nun? der Tag war gekommen, und doch wollte eine namenlose Angst ihr Herz erdrücken, das zwischen zärtlicher Liebe und geheimem Gramm vor trauender Gefahr hin- und herschwankte, und zu keiner Ruhe kommen wollte. War es der Gedanke an den Fluch der Eltern, — war es die Heimlichkeit, in welcher die Trauung vollzogen werden sollte, — sie wußte es nicht, — nur ängstlich sah ihre Seele jeder neuen Stunde entgegen, als müsse sie das geahnte Unheil bereitet in ihrem Schooße bergen! — — —

Am entgegengesetzten Ende des Corridors finden wir den Junker bei einer Kanne Rothwein mit dem Probst Leonhardus von Wegarn in traulichem Gespräche.

„Wie vermeint Ihr, Probst," fragte Georg eben — „hat der Herzog noch nicht Wind bekommen, wo der Ertheirich steckt?"

„Pox fünf Wunden Christi!" erwiderte Leonhartus lachend, indem er sich harmlos im Lehnstuhl wiegte, — „müßte traun einen sonderbar guten Compaß führen, der Herzog, so er herausfinden wollt', gen welch Himmelsgegend Ihr gerittet seid, und sollt's auch gelochen, so wäret ihr wohl hurtig in der Reichsstatt, die Euch um Eures Bayern willen schützen wird. Seid darum ohn Sorgen, wasmaßen eine Leibesgefahr nicht zu fürchten ist!"

„Habt Ihr nicht erkundet, Probst," fuhr Georg vertrauensvoll fort, — „wiegestalt der Waffenschmied Rueland und sein Hausfrau sich gehaben, und ob sie etwelch Kreuzung gen mich unternehmen wöllten des Kindes halber?"

„Der Waffenschmied", erzählte Leonhartus spöttisch, „wollt' anfänglich schier den Amboß in tausend Scherben hauen vor Ingrimm, — und die Ruelandin hat etlich Tage geflennt, — itzo aber sind sie wiederum ruhig worden und zu Verstand kommen, dieweil sich solch kurzweilig Liebeshandel schon gar vielmal zugetragen und nicht zu hüten sei!"

Georg beobachtete die Züge des Probstes während dieser Rede aufmerksam, konnte aber nicht die mindeste Veränderung in denselben entdecken, welche einen Verdacht hätte aufkommen lassen. „Welchen Weg habt Ihr hieher eingeschlagen?" fragte er weiter, dem hochwürdigen Gaste den Becher füllend.

Einen Moment rollten dessen Augen unheimlich in ihren Höhlen umher, dann antwortete er mit sicherer Stimme: „Ich geleitete Euren Boten bis zur Veste Grünwald; von dort schieden wir, dieweil ich's nicht für rathsam erachtet, so man und im Burgfrieden der Stadt selbander treffen möchte; Ueberrecht ritt links um die Zwinger, ich rechts, und hatt' ich ihm das Töchlein Wöhringen bestimmt, wo wir wiederum zu einander stoßen sollten. — Item ich gelangt' ohn Fehl nach Wöhringen, aber von Ueberrechten wußt' Niemand Kunde, Niemand wollte ihn gesehn haben. Ich vermeinte nun, er sei etwan schon weitergeritten, und setzt' meinen Weg hurtig gen Freising, Landshut und Eggmühl fort, fount' aber den Ueberrecht nicht einholen bis Traubling. Möcht' dem Gesellen sein Rößlein borgen, Junker, — muß höllisch gerabet sein!"

„Habt Recht, Probst," erwiderte Georg, — „ist ein Erzscheim der Ueberrecht, und hab' ihm weidlich die Ohren gezaust, wasmaßen er Euch ohne Weg und Steg hätt allein reiten lan; — doch jetzo, liebwerther Probst, seid herzinniglich gegrüßt und dank ich Euch mein Lebtanng für solch' Freundschaftsdienst; — lasset uns nun das hochzeitlich Gewand anlegen, — Magtalena mag schon harren in ihrem Kämmerlein; schaut Euch indeß im Garten um, so es Euch gefällt, — werd' bald wiedrum bei Euch sein!"

Leonhartus ergriff sein Barett und empfahl sich, während Georg durch eine Seitenthüre verschwand. Kaum war das Schloß derselben eingefallen, als des Probstes Gesicht sich unpläslich verfinsterte. Das gemüthliche Lächeln verschwand, die Brauen zogen sich zusammen, und unter ihnen blitzte es gar unheimlich hervor. Leonhartus raffte behend die Ueberreste des Frühstücks zusammen, verbarg eine Kanne Wein und etliche Früchte in seinem weiten Gewande, und huschte auf den Gang hinaus und von da an den Teich hinab, wo er den Kahn von der Kette löste und ein harmlos Liedlein pfeifend an das andere Ufer ruderte. — Dort verschwand er im Haselgebüsch. — — — —

Droben in der Burg saß Georg neben Magtalenen, um deren Leibe er zärtlich den Arm geschlungen hatte. „Trockne deine Zähren, mein Goldkäferlein!" sagte er weich, — „an solchem Tage ziemt sich's nicht zu weinen, vielmehr lustiglich in die Welt zu singen; oder gereut Dich etwan Dein Versprechen, so Du mir gegeben, und hat Dein Herz nicht mehr Begehr nach mir?" .

„So meine Lieb' nicht mächtiger wär', denn all Anderes," entgegnete Magtalena, ihr Lockenköpfchen an der Schulter des Geliebten bergend, — „möchts um die Braut fast schlecht stehen, dieweil mir nicht Eures thaet!"

„Lieb Weiblein!" rief Georg nachdrucksvoll, und richtete die schöne Bürde sanft auf, indem er ihre ins Antlitz schaute, — „lieb Weiblein, wo sind Dein Muth und Standhaftigkeit hingerathen? — schench den Kleinmuth von Dir, so Dich niederdrücket. Du bist mit mir geflohen, hast Dein eitertlich Heimath verlassen, — jetzo sei auch mein stark Weib, das all Trangsal und Noth mit mir theilet!" Die Braut strich die Locken aus der Stirne, sah dem Junker mit einem langen Blicke voll Wehmuth und Hingebung in das Auge, und richtete sich dann stolz auf, als wollte sie dem Dämon in ihrem Innern den Fuß auf den Nacken setzen.

„Ja, ich will stark sein," rief sie dann mit fester Stimme aus, — „will Alles standhaft tragen, so mich treffen mag, um Deinerhalber, Georg, der Du mein Herz gar festiglich umsponnen mit Deiner Lieb, auf daß kein ander Macht der Welt ihm schaden kann! — Ich will stark sein, Georg! — alsogleich bin ich bereit, — hie liegt der Brautschmuck!"

Georg drückte der Geliebten einen heißen Kuß auf die Stirne und entfernte sich. — Eine eigenthümliche Stimmung hatte ihn überkommen; — der Hochzeitstag begann so ganz anders, als seine Phantasie denselben sich viel tausendmal ausgemalt, und doch wußte er sich die Ursache dieser Bedrückung, dieser Bangniß nicht zu enträthseln. Träumend schritt er die Treppe hinab, trat an den Teich und sah den Fischlein zu, welche lustig nach den Mücken emporschnellten und sich zwischen den Schilfrohren umherwiegten. — — —

Da klopfte ihm Jemand leise auf die Schulter. Georg wandte sich rasch um, und sein Blick begegnete dem des Probstes, welcher sich unbemerkt und sanft lächelnd ihm genaht hatte. — „Seid Ihr etwan gar schwermüthig worden, Junker," sagte er, — „weil Ihr nicht einmal drauf achtet, wie die Bauern im Sonntagsgewand sich gesammlet, und etlich Pfeifer und Herolden voran, kommen sind, um Euch zum Kirchgang zu geleiten? — kommt, Junker, es ist traun Zeit, die vielbelobte Braut zum Altar zu führen."

„Habt Recht, Leonhartus," erwiederte Georg, sich mit der Hand über die Stirn greifend, als wolle er die Stimmung, die ihn zur Unzeit übermannt, hinwegscheuchen, — „item, weiß ich doch wahrhaftig nicht, wie ich an den Teich gelangt bin: eilen wir zu Magtalenen, zu meiner viellieben Braut! — Sorget indeß, daß die Bauern nicht viel Lärmens anheben, ich will nicht, daß man außer dem Dorfe von solch Festlichkeit wisse, dieweil's gar leichtlich Gefahr bringen kunnt!"

„Will es ihnen künden; indeß die Leute haben auch ihr Freude und Lustbarkeit, wasmaßen der Herr Junker ein stattlich

Braut fahrt.

Hausfrauen heimführet, und ziemet sich's nicht, dessen übel zufrieden zu sein; wire nicht schaden, Junker, wird nicht schaden!" Der Probst trat nun zu den an festlich geschmückten Kähnen harrenden Bauern, während Georg zu Magdalenens Gemach emporstieg, und bald die Braut an der zarten Hand führend wieder erschien.

Sie war ruhig und entschlossen geworden; eine einförmige Blässe lag über ihren Zügen, die Augen hatten keine Thränen mehr, aber ein Schleier tiefer Wehmuth trübte ihren Spiegel und der bleiche Mund verzog sich manchmal gewaltsam zu einem heiteren Lächeln, das schnell wieder vor sich selber scheu vorüberhuschte. Ein Schmuck von weißen Perlen wand sich durch die reichen Flechten ihres Haares, ein ebensolches Halsband weitete mit der Weiße ihres Nackens und trug ein silbernes Kreuzlein; weiße Seide umfloß die üppig geformten Glieder, und um den Scheitel schmiegte sich ein frischer Myrthenkranz. — Als sich das Paar dem Kreise der Diener und Bauern näherte, schwenkten Alle mit lautem Jubel die Hüte, und begrüßten sie mit herzlichen Worten; sodann bestieg man die drei bereitliegenden Kähne. — Wenzel hatte den des Brautpaares mit einem Baldachin in den Maxlrainer Farben versehen, unter welchem die beiden Liebenden und der Probst auf weichen Polstern Platz nahmen. Wenzel und Christoph ruderten. Auf dem zweiten Kahne befand sich die Musik und Dienerschaft, auf dem dritten die Bauern. Als die Kähne vom Ufer stießen, begannen die Pfeifer und Hornisten ein lustig Liedlein zu blasen, so gut es eben die ländliche Muse zu Stande bringen wollte. Dasselbe war eben zu Ende, als die Kähne das andere Ufer erreichten. — Nachdem nun Georg der herrlichen Triumphpforte gebührende Anerkennung gezollt und dem alten Wenzel mit einem kräftigen Händedruck herzlich gedankt hatte, schritt der Zug dem Kirchlein zu. — Kaum war der Letzte der Bauern innerhalb der Heckenpforte, als aus dem Gebüsche ein seiner Kleidung nach zur Landmiliz des Herzogs gehöriger Knappe gegen das Wasser lief, in größter Hast die drei Kähne aneinander ketrete, sodann sich in einen derselben schwang und mit seiner Flotte der Burg zurueerte. — — Während wir noch diesem seltsamen Fährmann nachschauen, entsteht im Innern des Friedhofs wirrer Lärm; wir eilen dem Zuge nach und — eine grauenhafte Scene entrollt sich vor unseren Blicken.

Auf den Stufen des Kirchportales steht ein herzoglicher Offizier, in der einen Hand den entblößten Degen, in der andern eine Rolle; neben ihm schäumend vor Wuth und sich gewaltsam zurückhaltend der Waffenschmied Ruelant. Ringsum spie die Hecke bewaffnete Landmiliz aus, welche nur der Befehle ihres Anführers zu harren scheint, um die Hochzeitgäste insgesammt zu Gefangenen zu machen. — Georg hatte den Degen aus der Scheide gerissen, und hielt seine ohnmächtig zusammengesunkene Braut im linken Arm, während sich die verblüfften und waffenlosen Bauern hinter ihm auf einen Knäuel zusammendrückten und jeder seiner Bewegungen ängstlich folgten.

„Im Namen des Durchlauchtigsten Herzogs Wilhelmus V. von Bayern, unseres allergnädigsten Fürsten und Herrn," begann der Hauptmann in barschem Tone, indem er die Rolle entfaltete, — „verhafte ich Euch, Junker Georg von Maxlrain, wasmassen Ihr pro primo Euch als Keyer anmoch in den herzoglichen Landen umherreibet, — und pro secundo ehrlicher Bürgerstente Kind frevenlich zu Eurer Buhlin entführet! — Gebt Euer Seitenwehr!" — —

„Höll' und Teufel!" unterbrach ihn Georg, nachdem sich seine erste Ueberraschung gelegt hatte, — „seh wohl, wem ich solch Ueberfall zu danken! — Meinst Du etwan, Waffenschmied, mein Bräutlein wiedernm in Dein Tatzen zu bekommen? — wird nicht so leichtlich gehn, alter Recke, dieweil der Maxlrainer ein gut Klingen führet, und die unschuldig Jungfrau Euch nicht ehnder ausliefert, bis er von Euren Spießen übermacht ist; so Einer mein Klingen zu proben gelüstet, mag er in die Schranken treten und gen mich ehrlich auftragen!"

„Faßt ihn, Knechte!" rief der Hauptmann nun in ungestörtem Gleichmuth, worauf sich von jeder Seite zwei Mann dem Junker näherten und Miene machten, ihn anzufassen. — In Georg wallte das Blut seiner ritterlichen Ahnen kochend auf, und den Degen krampfhaft zum Stoße bereit haltend, rannte er, Magdalenen noch immer im Arme, blindlings auf den vermeintlichen Urheber dieser Katastrophe, den Waffenschmied los, indem er die Hakenschützen, welche ihm in den Weg traten, mit jugendlich starkem Arm bei Seite schleuderte. — Ruelant, darauf gefaßt sein Leben vertheidigen zu müssen, riß eine Pistole aus dem Gürtel, und richtete sie auf Georg, während er ihm zurief: „Halter ein, Junker, ehe es zu spät ist!" — In diesem Augenblicke erwachte Magdalena aus ihrer Ohnmacht, und ihr liebend Auge begriff sofort die Todesgefahr, welcher der Geliebte entgegenrannte. Mit einem Schrei des Entsetzens warf sie sich plötzlich an seine Brust, so daß sie seinen Schritt hemmte — — da blitzte es aus dem Rohre auf — — und Magdalenens Brautschleier färbte sich blutroth — — der Maxlrainer hielt eine Leiche in seinen Armen! — —

6.

Die kirchliche Einsegnung Herzog Ferdinands mit der schönen Bettenbeck war eben vorüber, und laut plaudernd zerstreute sich die Volksmenge in Gassen und Gäßchen der Hauptstadt. Auch an Meister Ruelants Waffenschmiede wogte und summte es vorbei, und mancher warf einen Blick durchs offene Fenster, um dem Meister, so er an der Arbeit wäre, einen Gruß zuzuwerfen; allein die Werkstätte war leer, nur der Hammer und Zange, Amboß und Drahtzund näher betrachtete, dem konnte es nicht entgehen, daß der dicke Staub darauf ungestört sich angesiedelt hatte. — „Muß unbak sein, der Ruelant!" meinte dann Einer der Vorüberrottenden. — „Wird halt eine Kanne über Nacht getrunken han," lachte ein Anderer — „'s ist nimmer richtig beim Meister, seit er im Thurm gesessen!" — Und so war es denn auch. Meister Ruelant war nach der Thrung seines einzigen geliebten Kindes mehr tort als lebendig eingezogen worden, und hatte unter Annahme mildernder Umstände von Seite der Richter ein Jahr lang den Kerker nicht verlassen. Die Haft hatte zuerst seine geistige Kraft gebrochen, und zuletzt war auch die des arbeitgewohnten Körpers unter dem Einflusse der dumpfen Luft und Unthätigkeit erschlafft. Als sich die eisernen Thore öffneten, trat nur ein Schatten dessen, der vor Jahresfrist hier eingegangen, in die blendende Tageshelle, und der Entlassene glaubte sich vor allen ihm Begegnenden ängstlich verbergen zu

müssen, als sei ihm die Schande blutroth auf die Stirne geschrieben.

Auch Frau Rueländin war schnell gealtert, der Gram hatte ihren Scheitel vorzeitig gebleicht, und da das Hauswesen ihr wenig mehr zu schaffen gab, richtete sie ihr Hauptaugenmerk nun auf ihr Seelenheil und besuchte täglich sechs Kirchen der Stadt; sie wußte genau, zu welcher Minute in jeder derselben ein Gottesdienst und für wen er gehalten wurde, wann ein Rosenkranz begann, und wer in den umliegenden Stadtvierteln in den heiligen Stand der Ehe treten wollte. Nebenbei erholte sie sich häufig geistlichen Trost bei den frommen Jesuiten, welche ihr auch das Mögliche zu thun versprachen, um Meister Rueland den nächsten vollkommenen Ablaß zuzuwenden. —

So kam der Tag, wo der Meister in sein Haus zurückkehrte, und sein Ehegespons wieder umarmen durfte. — Nach einigen Tagen der Ruhe versuchte es Rueland, wieder zu arbeiten, er hoffte sich hiemit die Ersilen zu verscheuchen und a's alte Geleise einzulenken. Ein paar Degenklingen, welche noch unvollendet in der Ecke standen, wurden wieder in Angriff genommen, allein bald ließ der Meister erschöpft den Arm sinken, und seufzend mußte er sich bekennen, daß es nimmer gut um ihn stehe! — — Allmälig kamen seine alten Freunde vom „Türkenbund" angerückt und drückten ihm ihre Freude über die Rückkehr in herzlicher Weise aus, und eines schönen Tags, eben als der Meister muthlos vor seinem Amboß saß, trat der „vom heiligen Geist" in die Werkstätte und vermeldete ihm, daß heute ein ganz besonders guter aufgespunter wetten, um des Meister Rueland Biedererinnerirt in die Zechgesellschaft würdig zu feiern. Des Waffenschmieds schüchternes Sträuben half nichts, der Pfleger holte den schwarzen Sammtrock und Hut aus dem Schreine, den Stock aus dem Winkel und schob den Bruder zur Thüre hinaus — in die Weinstube. —

Kopfschüttelnd sah ihnen Frau Rueländin nach, nahm den mächtigen Rosenkranz und das Litaneienbuch mit den großen Buchstaben aus der Lade und trollte — so oder so, part oder widerpart — der Liebfrauenkirche zu. — Von diesem Abende an ging aber mit dem Waffenschmied eine Umwandlung vor, welche seiner Ehehälfte manche schlaflose Nacht kostete; im fröhlichen Kreise des Türkenbunds war es Meister Rueland mit einem Male klar geworden, daß er sich zerstreuen müsse, und auf welche Weise konnte dies angenehmer und wirksamer geschehen, als wenn er so oft als möglich die Weinschenke besuchte? Während seiner Einkerkerung hatten sich die früheren zahlreichen Kunden zurückgezogen, die Gesellen waren ihrer Wege gegangen, und das Erwerbe des Waffenschmieds im Thal war in's Stocken gerathen; um aber von Neuem anzufangen, war Meister Rueland nicht mehr der Mann, und so kam es, daß er allmälig seine Werkstätte im Türkenbund aufschlug, Abends in betrunkenem Zustande heimwankte, und Morgens seine Zerstreuungs-Methode von vorne begann. — Der kleine Sparpfennig, den sich der Waffenschmied in besseren Zeiten zurückgelegt, und welcher, Dank dem geistlichen Einflusse, durch die milden Stiftungen der Frau Rueländin bereits beträchtlich zusammengeschmolzen war, drohte durch des Gatten Kehle zu rinnen, — als eines Tages die Frau Scheidenreißerin und die Frau Riedlerin mit verstörten Gesichtern zur Base in die Küche stürzten und ihr ohne allzugroße Schonung vermeldeten, — daß den Waffenschmied im Türkenbunde — der Schlag getroffen habe! — Während sich die Basen dann wehklagend in den Armen lagen, brachten die Knechte der Weinschenke bereits den scheinbar todten Zecher auf einer Tragbahre unter großem Zusammenlauf des Volkes in das Haus und luden ihre Bürde unter rohen Späßen im Schlafgemache des ersten Stockwerks ab. — — —

Fünf Monate waren seitdem vergangen; Meister Rueland saß Tag und Nacht unbeweglich in seinem hohen Lehnstuhl, der Schlaganfall hatte ihm Hände und Füße gelähmt, und wenn sein Geist sich für kurze Augenblicke aus blödem Hinbrüten aufraffte, so war es nur, um das Bild des gemordeten Kindes heraufzubeschwören, und sein Siechthum als die gerechte Strafe des Himmels zu bezeichnen. Niemand kümmerte sich mehr um den Waffenschmied, außer seiner getreuen Ehehälfte, welche dem Blödsinnigen beständig vorbetete und ihn unermüdlich pflegte. —

Eines Morgens verlangte Rueland nach einem Geistlichen; er schien seit langer Zeit wieder einmal bei klarem Verstande zu sein, und sprach eine volle Stunde mit dem Seelsorger, welcher hierauf tiefbewegt das Haus verließ. Nach zwei Tagen, während welcher der Kranke in verständigem Gespräche mit seiner Ehehälfte alle häuslichen Angelegenheiten ordnete, kehrte der Geistliche wieder, und zog ein Schreiben aus der Brusttasche. Rueland fing beim Anblicke desselben zu beben an, eine unnatürliche Spannung streckte alle seine Glieder und heftete seinen stieren Blick auf das Pergament, welches der Pfarrer nun entrollte und daraus Folgendes vorlas:

„Meinen Gruß zuvor, lieber Pfarrer! — Habe Euer Schreiben empfangen, und will nit säumen, zu thun was Ihr von mir verlanget, dieweil der Mensch sein beschiedentlich sein und sich mit besser dünken soll, denn andere sündhaft Menschen. Saget dem Waffenschmied, daß ich ihm gern vergeben will, was er mir Leids angethan, auf daß mir Gott ihem gnädig sein mag, so die Stunde der Erlösung kommet; saget ihm, daß er fast glückseliger sey denn ich, dieweilen sein Stündlein schon nahe ist; und so er Magdalenen drüben schauen dürfte, möge er ihr meinen herzinniglichen Gruß vermelden!" —

Regensburg am Sonnabend

nach St. Michaelistag. Georg von Maxtrain.

Als der Pfarrer geendet, flog ein seliges Lächeln über Ruelands Züge, er wollte reden, aber die Zunge versagte ihm den Dienst, — der lahme Arm aber hob sich einen Moment in einem letzten Erwachen der Lebenskraft empor und wies gen Himmel — dann fiel der Körper schwer in die Lehne zurück, — — der Waffenschmied hatte ausgelitten! —

7.

Die ehrwürdige Reichsstadt Regensburg hatte wieder einmal ihr Festkleid angethan, um die Abgesandten aus allen Gauen des Kaiserreiches würdig zu empfangen. Erzherzog Mathias wurde erwartet, um den Reichstag zu eröffnen, dessen Hauptaufgabe es war, die gegen den Einfall der Türken zu treffenden Maaßregeln zu berathen. — In den engen Gassen wogte Vornehm und Gering bunt durcheinander oder suchte einen Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus die Thurmzinnen des majestätischen Domes zu sehen waren. Dort sollte

eine rothe Fahne die nahe Ankunft des kaiserlichen Bevollmächtigten verkünden. — Auf dem Hairplatze war die Bürgermiliz aufgestellt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, und die bereits angekommenen Gesandten stolzierten vor ihrem Absteigquartiere in eifrigem Geplauder auf und ab, oder schauten aus den Thurmfenstern desselben herab auf das Treiben der aus ihrer Alltäglichkeit aufgestörten Volksmenge. — Unweit dieses Quartieres dehnte sich ein mächtiges mit einer Kapelle verbundenes Castell rem „Römling" entlang aus, dessen Fenster mit schwarz-roth-weißen Tüchern behangen, und dessen spitzbogiges Thor mit dem Wappenschilde der Grafen von Mayltrain geschmückt war. — Diesem Thore zu drängte sich jetzt ein alter in den Reisepelz gehüllter Mann, dem die silberweißen Locken unter dem Barette in den Nacken herabfielen. Die Federspießer öffneten willig ihre Reihe, um die gebückte ehrwürdige Gestalt hindurch zu lassen, und nachdem der Alte einigemale den schweren Thürklöpfel fallen ließ, ward ihm das Haus der Mayltrainer aufgethan. Er schritt feudend die breite Treppe empor und fand oben auf dem Vorplatze einen Jungen, welcher nach seinem Begehr fragte. Enoch, denn er war es, der sich's nicht hatte nehmen lassen, seinen neuen Herrn zuerst zu begrüßen, sah den Diener erstaunt an und fragte dann, wo denn Wenzel der Burggvogt von Traubling sei, den er als des Maytrainers Muntschenk zu finden gehofft.

„Mein Vater ist hinüber 'gangen in die andre Welt!" erwiderte der Jüngling traurig, — „und wie ich mir gewußt habe, was anbeben, hat mich der gute Graf Georg an des Vaters Statt in Dienst genommen; — bin dessen gar wohl zufrieden, und verlange mir mein Lebtag nit des Besseren!"

„Muß ich denn Alle überleben?" versetzte Enoch den Kopf schüttelnd, „wer hätte das gedacht, daß mein alter Kamerad, der Wenzel, vor mir unter den Erasboten käme? — Meine mich jetzo dem Grafen, sage nur, der Enoch sei da! — ich weiß gewiß, daß er mich alsogleich vorlassen wird!"

Der Diener verschwand durch eine Seitenthür, öffnete aber rasch darauf eine zweite, aus welcher Georg auf den Burgvogt zueilte und ihn sprachlos in seine Arme schloß. — Aus dem Jüngling war ein gereifter Mann geworden; dichter Bart bedeckte die untere Hälfte seines Gesichtes, und ein paar ernste Falten zogen sich quer über die breite Stirne. Er drückte Enoch ein paarmal stürmisch an die Brust, dann zog er ihn an der Hand in sein Gemach, indem er in herzlicher Weise sagte: „Gott zum Gruße, alter Freund! — haben uns traun lange nimmer gesehen, — an die 15 Jahre, wie ich vermeine. Hat mir nimmer gefallen wollen auf Waltenberg, da der Vater todt war, und insonderheit mocht' ich nicht begreifen, warum mein viellieber Bruder Ludwig des Oheims Wolf Wilhelm Beistand berufte, um der Herrschaft Meister zu werden." —

Enoch schmunzelte und versetzte dann schüchtern: „So Einer sein ganze Lebzeit in Wälschland und am Hof verbracht, da schmecket solch oberländisch Kost nimmer, und ist kein Freude mehr dabei, mit den unfeinen Bauern um Steuer und Scharwerk zu thädigen! — der Graf Ludwig ist nit dazu beschaffen, und als der Ohm sich auf sein Jägerhaus gen Schliers zurückgezogen, da mocht' er auch nimmer bleiben auf Waltenberg. „Enoch!" hat er vor etlich Tagen zu mir gesagt, — „eure Berge sind mir zu kalt und euer Bier wärmet nicht! — ich will wiederum über die Alpen steigen, da rinnet ein ander Blut in meinen Adern, da rinnet ein andre Glut aus vollem Faste!" — Dann setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb; und da ich wiederum in's Zimmer trat, gab er mir dieß Dokument hier und befahl, die beiden Rothschimmel an die neue Kutsche zu spannen. „Fahre alsogleich gen Regensburg," sagte der Graf, indem er mir auf die Schulter klopfte, „und bringe dieß meinem viellieben Herrn Bruder Jörg, er mag statt meiner die Bauern regieren, so ihn dessen gelüstet!" — Georg nahm dem Burgvogt das Pergament rasch aus der Hand und entrollte es; — da stand mit zierlichen Buchstaben und eingerahmt von allerlei kunstvollen Schnörkeln die Cessionsurkunde, unterzeichnet und gesiegelt von Ludwig von Mayltrain, Reichsfreiherrn von Hohenwalden! — Georg warf sich in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „O daß meine Magdalena den heutigen Tag erlebt hätte!" seufzte er nach einer Pause, — „mit welcher Herzensseligkeit würde ich sie in die Gemächer der väterlichen Burg eingeführt haben! — aber solcher Traum war allzu kostbar, er konnte nicht zur Wahrheit werden, dieweil wir armen Menschenkinder zu schwach sind, die himmlische Speise zu kosten!"

„Ihr habt die Waffenschmiedstochter wohl nimmer vergessen, Herr?" fragte Enoch schüchtern und mit feuchtem Auge.

„Vergessen?" fuhr Georg kopfschüttelnd auf, — „nein, Enoch, ich werde ihrer gedenken, solange mir zu denken vergönnet ist! — kein Glück, kein Leid soll ihr Bild aus meinem Herzen verjagen, — kein fremdes Weib davon Besitz nehmen mein Lebelang! — Siehe, Enoch, das ist Alles, was ich von ihr besitze!" Damit öffnete er ein reichvergoldetes Kästchen: — darin lag von gläsernem Gehäuse umgeben und weich gebettet eine vergilbte Rose. „Magdalena hat sie mir an das Wammus gesteckt, als wir uns im Zwinger der Hauptstadt das erste Mal geküßt hatten! — das waren selige Stunden, Enoch, — es ist längst vorbei; ich habe mich in 15 Jahren wohl daran gewöhnt, daß mein Lebensglück unwiederbringlich verloren ist, — aber trösten, — trösten, Enoch, konnte mich solch' Gedanke nicht, — die Wunde bleibt offen, und vermag sie kein Arzt der Erde zu heilen!"

„Der Burgvogt wartete einen Augenblick, bis sich die schmerzliche Aufregung in Georg etwas gelegt hatte, dann suchte er das Gespräch abzulenken, indem er fragte: „Was ist denn aus des Waffenschmieds Mitrib worden, Herr?"

Georg lächelte, stand auf und öffnete die Seitenthür. Da saß eine greise Frau, den schneeweißen Küchenschurz um die Lende und die grauen Haare in zwei saubere Flechten gestrichen, im bequemen Stuhle, und war damit beschäftigt die locker gewordenen Knöpfe eines Sammtwammses wieder zu befestigen. „Frau Munter!" rief Georg in das Gemach, — „es ist ein Besuch da aus meiner Heimath, der Euch kennen lernen möchte!"

„Mein Sorg," fuhr die Angeredete auf, — „habe ja noch den Küchenschurz an, — und meine Haare — unser liebe Frau von Altenöttingen! was wird der Herr sich denken, — kann mich gar nit sehen lassen also!" Dabei trippelte sie voll Verlegenheit im Zimmer umher, bis Enoch lachend rief: „Aber Frau Ruelantin, so seid doch vernünftig und laßt in Euren alten Tagen die Eitelkeit fahren; vor etlich 40 Jahren,

ja, da war es anders, aber ich hätte mich traun in Euch verliebt, auch so Ihr ungekämmet und Eure Schürze minder blank war wie heute!"

„So oder so, part oder widerpart," erwiederte die Frau Ruelandin, „die Scheidenreißerin und die Schrenkhin, Gott sei ihnen gnädig, haben es allzeit gesagt, es muß Ordnung sein, und darauf habe ich mein Lebtag gehalten!" Damit trippelte sie zur Thüre hinaus, um sich in gehörigen Staat zu werfen.

„Ist eine gar treue Seele die Frau Mutter!" sagte Georg, als sich die Thüre hinter ihr schloß; — „da der Waffenschmied schnellen Tod genommen und ich vom nothpeinlichen Hofgericht zu München in Gnaden entlassen wurde, da wollt' ich einsam und zurückgezogen leben und eine Hauserin zu mir nehmen, so mir das Losament und die Küchen besorgte; und wen anders sollt' ich hiezu auserwählen denn Magdalenens Mutter, so wie ich verlassen in der Welt dastand? Haben uns freilich etlichmal der Religionsmeinung halber weidlich gezankt, aber allmälig sind wir's gewöhnt worden, und denket ein Jedes, was ihm beliebt. Bin gar gut aufgehoben bei der Ruelandin, Enoch, und mag mich nicht gern von ihr trennen!"

„Das sollet Ihr auch nit, Herr!" fiel Enoch eifrig ein, — „die Alte muß mit gen Waldenberg ziehen und das Haus regieren; aber — weil Ihr von der Religionsmeinung geredet, — seid Ihr noch der alte Hitzkopf wie vor 15 Jahren? — wird nit mehr recht angehen in der Herrschaft Waldeck; da wehet ein ganz ander Windlein itzo, und möchte schlecht auszukommen sein mit den Grundholden, so Ihr den katholischen Glauben nit obenansetzet!"

„Sei ohn Sorgen, Enoch!" erwiederte Georg mit überlegener Miene, „mit den Jahren kühlet sich das Blut, und wird Einer gar duldsam wider des Anderen Meinung; — ich lasse die Hintersassen nicht in meinen Kopf lugen, und was sie denken, das mag mir item recht sein, ich werd's ihnen nicht wehren!"

„So ist's gut!" klatschte Enoch in die Hand, — jetzo richtet Euch zur Abfahrt, Herr, und die Ruelandin muß sich so oder so, part oder widerpart, auch bereit halten; — morgen fahren wir, so es Euch genehm ist, von dannen! — Hei, wird das ein Jubel sein, die ganze Herrschaft freuet sich auf ihren neuen Herrn!" — — Mit diesen Worten verließ er Maxlrainers Haus.

„Sie kommen, — sie kommen!" scholl es jetzt aus tausend Kehlen, und der Menschenschwarm verschlang den Burgvogt und riß ihn fort in fernen Gassen der Reichsstadt. — —

Das wiedergefundene Paradies.

Novelle

von

Mathilde Raven.

Aber sage mir, Hildegard, was ist geschehen? Deine Schwestern kamen verstört nach Hause, aber keine von ihnen konnte mir klaren Bericht abstatten. Was hat denn Rudolf, was hast Du gethan?

Frage mich nicht, Mama, ich kann Dir nichts sagen, als daß ich grenzenlos unglücklich bin. O! weshalb, weshalb habt Ihr zugegeben, daß ich diesen Mann heirathete!

Und die Hände vor das Gesicht drückend, brach die junge Frau in krampfhaftes Weinen aus.

In den feinen Zügen der älteren Dame zuckte es, aber sie drückte die schmalen Lippen zusammen und blickte schweigend auf die leidenschaftlich zitternde Gestalt der Tochter.

Erst nach einer Weile erwiederte sie: Rudolf hat Dich geliebt, wie selten ein Mann seine Frau liebt, und seinem Charakter liegt nichts ferner, als Leichtsinn und Veränderlichkeit. Was hast Du denn gethan, daß schon im ersten Jahre Eurer Ehe seine Liebe zu Dir verschwunden ist?

Die junge Frau schnellte empor.

Ich, Mutter?! rief sie und strich mit beiden Händen die dunkeln Locken von der glühenden Stirn. Ich soll die Schuld tragen? Ich soll verantwortlich dafür gemacht werden, daß seine Liebe Schein und Lüge war?

Hildegard! Du thust Rudolf Unrecht. Weshalb sollte er um Dich geworben haben, wenn nicht aus Liebe?

Hildegard's dunkle Augen blickten starr vor sich hin.

Weshalb, Mutter? Weiß ich's? Vielleicht aus Neid, weil er mich einem Andern nicht gönnte. Vielleicht aus Stolz, weil er eine Frau besitzen wollte, die von Vielen begehrt wurde. Vielleicht aus Trotz, um seinen Willen durchzusetzen, weil ich ihn anfangs zurückgewiesen hatte. Was nennen die Männer nicht alles Liebe! Habsucht, Egoismus, das wäre der richtige Name.

Die alte Dame schüttelte mit einem Seufzer den Kopf und wollte entgegnen, aber die Tochter in ihrer leidenschaftlichen Erregung ließ sie nicht zu Worte kommen.

O Mutter, sagte sie und drückte ihre beiden schlanken Hände auf die Schulter derselben, und blickte mit den großen, thränengefüllten Augen sie mit schmerzlicher Innigkeit an, o Mutter, Du weißt es, ich bin nicht daran gewöhnt, hart und unfreundlich behandelt zu werden. Du und der Vater habt mich nie gescholten; ich bin so glücklich gewesen zu Hause. Jeder war freundlich gegen mich, alle Bekannte, meine Geschwister, selbst Fremde; ich war überall willkommen, ja gefeiert und verhätschelt. Und nun!! — Kein freundlicher Blick, kein herzliches

Wort. Immer Tadel, immer Widerspruch! Was ich thue, was ich lasse, was ich sage, alles ist nicht recht. Jeder Wunsch wird mir versagt, jede Freude verbittert, und von ihm, der mich vergötterte, der mir schwur, er könne nicht leben ohne mich, der sich für den Glücklichsten auf der ganzen weiten Erde erklärte, als ich ihm das Jawort gab. O Mutter, nimm mich wieder auf, laß mich wieder ins elterliche Haus zurückkehren. Ich ertrage dies Leben nicht länger. Es ist zu schrecklich!

Die alte Dame fuhr erschrocken empor.

Kind! rief sie und drängte die Hände der Weinenden von ihrer Schulter, Kind, was sagst Du da! Deinen Mann verlassen! Es ist noch kein Jahr her, daß Du geschworen hast, ihm treu zu sein „bis der Tod Euch scheidet.“ Und was würde die Welt sagen!

Die Welt?! Was kann sie sagen, als daß mich Rutolf absichtlich behandelt, daß er allein die Schuld trägt! Mir kann Niemand einen Vorwurf machen, ich stehe rein da. Das wissen Alle, an deren Urtheil mir gelegen ist.

Du kennst die Welt nicht, Hildegart! Dich wird sie verdammen, wenn Du Deinen Gatten verläßt. Die Welt nimmt stets Partei gegen die Frau, für den Mann. Eine geschiedene Frau, und wäre sie, wie Shakespeare sagt, so kalt wie Eis und so rein wie Schnee, wird der Verläumdung nicht entgehen. Und wenn man dir keinen andern Vorwurf machen könnte, man würde sagen: „Sie hätte geduldiger, nachsichtiger sein müssen. Es ziemt der Frau, nachzugeben, den Launen des Mannes ihre Wünsche aufzuopfern.“

In den Augen der jungen Frau waren die Thränen versiegt; sie saß stolz aufgerichtet, mit einem bittern Lächeln um die feinen Lippen.

Rutolf trägt selber Sorge, entgegnete sie, daß dieser Vorwurf mich nicht treffen kann. Solche Scenen wie die am gestrigen Abend —

Was ist denn gestern Abend? fiel die Mutter hastig ein.

Du weißt, erzählte Hildegard mit erzwungener Ruhe, ich habe gestern im Concert des Gesangvereins gesungen. Ich habe gut gesungen, unser Dirigent selbst sagte es mir, und der allgemeine Beifall hat es bewiesen. Die Präsidentin von Frohn kam zu mir, dankte mir für den Genuß, den ich ihnen verschafft habe, und überhäufte mich mit Liebkosungen. Sie hatte für mich und Rutolf einen Platz an ihrem Tische aufgehoben (es wurde nach dem Concert souper); ihr Bruder, der Herr von Armbrecht aus Berlin, ließ sich mir vorstellen, und bat um die Ehre, mich zu Tische führen zu dürfen, kurz, man benahm sich von allen Seiten auf das Liebenswürdigste gegen mich.

Nur Rutolf hatte kein Wort und keinen Blick für mich, er wollte sogar, ich solle gleich nach Beendigung des Concerts mit ihm nach Hause gehen. Die Präsidentin erklärte aber, sie würde das nicht leiden, nahm meinen Arm in den ihrigen und führte mich zu Tische. Rutolf warf den Kopf in die Höhe, Du kennst ja seine Manier, wandte sich kurz um, und ging weg ohne Wort oder Gruß. Ich fühlte, daß ich blutroth wurde, aber die Präsidentin war so fein, mit keiner Miene von diesem ungebildeten Benehmen Notiz zu nehmen. Auch die übrige Gesellschaft, es war der gewöhnliche Kreis der Präsidentin, bereitete sich, mir über den peinlichen Moment wegzuhelfen. Herr von Armbrecht verwickelte mich sofort in ein Gespräch über Mendelssohn.

Ich glaubte schon, Rutolf wäre allein nach Hause gegangen; da höre ich zu meinem Erschrecken vom andern Ende des Saales her seine Stimme.

Er saß unter einer Gruppe von jungen Männern; ich konnte in einem Spiegel, der mir gegenüberhing, sein Gesicht sehen, es war sehr roth, seine Augen blitzten, er sprach und lachte laut und aufgeregt, so daß zuletzt die ganze Gesellschaft aufmerksam wurde. Ich sah, wie er ein Glas nach dem andern hinunterstürzte — o, wie habe ich mich seiner geschämt! — Und noch Tisch, es sollte getanzt werden, Herr von Armbrecht trat mit mir an zum Walzer, da kam Rutolf — o, ich kann es nicht beschreiben, was ich empfand, als er meine Hand von dem Arme meines Tänzers wegriß, als er mir befahl, mit ihm zu gehen — —! Ich hörte, wie die Frau von Belzin sagte: „Nein, der Mensch gehört nicht in unsere Gesellschaft! Die arme Hildegard!“ —

Ich ging mit ihm, ich sagte kein Wort, nur als wir ins Haus traten, sagte ich ganz ruhig: „Ich bin Dir sehr dankbar für die Ehre und das Vergnügen, die Du mir heute Abend bereitet hast.“

Er stieß mich fast über die Schwelle, schlug die Hausthür zu — und ist erst nach Hause gekommen, als der Tag schon graute.

Die alte Dame hatte mit ängstlicher Spannung zugehört.

Das ist aber entsetzlich! rief sie. Ein solcher Eklat! Das darf nicht wieder vorkommen; das ruinirt Deine ganze gesellschaftliche Stellung. Welchen Ernst hatte denn Rutolf, ist es etwa Eifersucht?

Eifersucht? wiederholte die junge Frau.

Rutolf weiß, daß ich zu stolz bin, ihm Ernst zur Eifersucht zu geben.

Aber der Vorzug, den die Präsidentin Dir giebt, ist ihm offenbar unangenehm, ich habe das längst bemerkt.

Ja, weil es ein Vorzug ist, der mir gewährt wird. Er mißgönnt ihn mir, wie Alles, was mich über ihn erhebt. Weil ich geseiert werde in den Kreisen, wo er, der einfache bürgerliche Architekt, nur um meinetwillen freundlich aufgenommen wird, weil er sich befangen fühlt auf einem Ball, den ich von Rechtswegen an zu betreten gewohnt bin, deshalb verlangt er, daß ich mich zurückziehe.

Verlangt er das! fiel die Mutter ein. Ja, dann mußt Du wohl den Umgang mit der Präsidentin aufgeben.

Mama! rief Hildegard auffahrend. Du giebst Rutolf Recht!!

Ich gebe ihm nicht Recht. Aber was kannst Du Anderes thun, als nachgeben? Er ist nun einmal Dein Mann und Dein Herr.

Mein Herr?!

Du mußt das Wort nicht so schwer nehmen. — Wie sagt Dein Shakespeare:

„Dein Ehmann ist Dein Herr, ist Dein Erhalter,
Dein Dach, Dein Hauptt, Dein Fürst, er sorgt für Dich
Und Deinen Unterhalt, giebt seinen Leib
Mühsel'ger Arbeit preis zu Land und Meer,
Wacht Nächte durch im Sturm und Tag' in Kälte,
Wenn Du im Hause warm und sicher ruhst.“

Ein verächtliches Lächeln kräuselte die Lippe der jungen Frau.

„Dein Licht, Dein Haupt, Dein Fürst!“ wiederholte sie. Ja, wenn er das wäre! Wenn er mir eine Wohlthat erwiesen hätte, indem er mich heirathete! Wenn ich gehoben würde durch ihn, wenn ich aufsehen müßte zu ihm!

Die gern wollte ich mich beugen vor wirklicher Ueberlegenheit! Wie bereitwillig würde ich der Vernunft, der Nothwendigkeit nachgeben!

Aber nimmer werde ich mich der Willkür, der Tyrannei fügen. Niemals werde ich mich zur Magd erniedrigen lassen, zur Magd eines Mannes, der in jeder Beziehung unter mir steht.

Die Hände der alten Dame zitterten in nervöser Unruhe.

Kind, sagte sie, was soll daraus werden, wenn Du Dich nicht bezwingst? Du hast Recht, ja, aber was nützt das Recht, wenn man keine Macht hat! Du mußt ja Dein Schicksal ertragen. Du sprachst vorhin von Trennung, aber das ist Thorheit. Man heirathet nicht zum Spiel und wird nicht zum Spaß geschieden. Du kannst nicht in Dein Elternhaus zurückkehren, als wärest Du nie gegangen, Dein Ruf, Dein Glück, Dein Seelenfrieden ist für immer dahin, wenn Du das Band zerreißest, das Dich an Burchardt kettet.

Die Welt würde mit Fingern zeigen auf Dich, auf uns; die Präsidentin würde die Erste sein, die sich von Dir zurückzöge; Deine Schwestern würden darunter leiden, der Schatten, der auf Dich fiele, würde auch ihre Aussichten verdunkeln. Doch, was spreche ich viel, Dein Vater würde nie einwilligen, daß Du so Deinen Schwur brächest, und freiwillig übernommene Pflichten von Dir würfest.

Und mich, Hildegard, mich würde der Kummer um Dich und die Scham über das Aufsehen unter die Erde bringen.

Die junge Frau drückte beide Hände vor's Gesicht.

So helfe mir Gott! sagte sie tonlos.

Einige Minuten herrschte so tiefes Schweigen im Zimmer, daß man die Pendelschläge der Uhr hörte; dann stand die ältere Dame auf.

Ich darf nicht länger bleiben, sagte sie mit unsicherer Stimme. Kommst Du nicht heute Abend auf ein Stündchen zu uns?

Ich weiß nicht, ob mein Herr es mir erlauben wird, entgegnete Hildegard hinter den vorgehaltenen Händen her mit bitterer Kürze.

Kind, ich bitte Dich, nicht diesen Ton! Wenn Du so mit Rudolf sprichst, ist es kein Wunder, wenn er Dir scharf antworten.

Mutter! Du willst mir nicht helfen, Du kannst mir keinen Rath geben. Willst Du mich zur Verzweiflung bringen, daß Du gegen mich Partei nimmst?!

Ich nehme nicht gegen Dich Partei, ich weiß ja, daß Du Recht hast, ich tadle ja Deines Mannes Betragen, aber — —

Aber er ist der Stärkere, und es ist Dir unbequem, das Recht gegen die Macht zu beschützen.

Die alte Dame band mit zitternder Hand ihr Hutband fest und zog den Shawl zusammen.

Ich gehe, Hildegard! Du bist zu aufgeregt, es läßt sich nicht mit Dir reden in diesem Augenblicke. Ich kann Dir nur wiederholen: Einer von Euch muß nachgeben, und da Rudolf es nicht thun wird, was bleibt Dir übrig, als Dich in das Unvermeidliche zu fügen?

Sie hatte bei diesen Worten die Thür schon geöffnet, und verließ mit einem hastigen: Adieu! das Zimmer.

Die Tochter sah ihr mit einem bittern Lächeln nach.

Ich hätte es wissen können, sagte sie vor sich hin. Mama nimmt immer Partei gegen den Schwächern, sie hat weder Muth noch Festigkeit. Sie überläßt mich meinem Schicksal! O, was soll aus mir werden!

Und wieder in Thränen ausbrechend, drückte sie trostlos ihr Gesicht in die Kissen des Sopha's.

Einige Minuten überließ sie rücksichtslos sich ihrem Schmerze; dann richtete sie plötzlich den Kopf empor; sie hörte die Thür des Vorzimmers sich öffnen. Eilig drückte sie ihr Tuch auf die Augen, indem sie ein Buch in die Hand und eine ruhige Haltung annahm.

Sie erwartete, den Tritt ihres Mannes zu hören, es war aber nur das Dienstmädchen, das einen Besuch anmeldete.

Herr von Armbrecht wünschte, Frau Burchardt seine Aufwartung zu machen.

Sehr angenehm! sagte die junge Dame, indem sie hastig zum Spiegel eilte, ihre Toilette zu ordnen, ehe sie in das vordere Zimmer sich begab.

Herr von Armbrecht war seinem Aeußern nach ein Mann, den Jeder, der ihn zum ersten Male sah, für einen Bekannten hielt, und von dem man am nächsten Tage nur unbestimmt sich erinnerte, daß man am vorigen Abend ihm vorgestellt worden.

Sein bereits etwas spärlich gewordenes Haar war von einer unbestimmten Farbe, sein Gesicht weder hübsch noch häßlich, und so ausdruckslos und gleichgültig wie möglich; Bart, Haltung, Kleidung, Bewegung ganz so, wie die Mode der „guten Gesellschaft“ sie augenblicklich erforderte. Was ihn von hundert Andern unterschied, war nur, daß er Herr von Armbrecht hieß und der Bruder der Präsidentin von Frohn war. Und das verbindliche Entgegenkommen der jungen Dame war auch wohl nur diesen Umstande zuzuschreiben; schwerlich würde sie in der Stimmung, worin sie sich befand, einen andern Besucher angenommen haben.

Ich komme, gnädige Frau, sagte Herr von Armbrecht, um mich zu erkundigen, wie Sie geschlafen haben nach der Anstrengung des gestrigen Abends. Aber ich sehe, es bedarf kaum der Frage; Sie strahlen ja wahrhaft von Frische, wie der Morgen in Person.

Hildegard's Auge senkte sich vor seinem dreisten Blicke, und die Glut, die ihre Wangen färbte, verbreitete sich über das ganze Gesicht bis unter die dunklen Locken. Es war ihr, als läse der fremde Mann Alles, was ihre Seele bewegte, und was sie vorhin mit der Mutter besprochen hatte, aus ihren Zügen, und die Erinnerung an das, was gestern Abend vorgefallen war, erfüllte sie mit bitterer Scham.

Es kostete ihr die größte Mühe, mit dem passenden Lächeln zu antworten:

Anstrengung, Herr von Armbrecht? Nennen Sie das Anstrengung, ein wenig zu singen? Man hört, daß Sie, als Berliner, keinen Begriff von dem haben, was wir Kleinstädter ertragen können.

Bitte sehr, gnädige Frau, Sie haben nicht als Kleinstädterin gesungen, sondern als Künstlerin, sagte der Berliner,

noch immer die Augen beobachtend auf das sprechende, erregte Gesicht der jungen Frau gerichtet.

„Sie scherzen! entgegnete sie mit einem leichten Auflachen der Befangenheit. Was für einen Unterschied finden Sie denn zwischen dem Gesange einer Kleinsängerin und einer Künstlerin, und weshalb sollte der letztere anstrengender sein?

Die erstere singt mit der Stimme, die zweite mit der Seele.

Sie blickte rasch auf, senkte aber sofort das Auge wieder, da es das seinige getroffen hatte.

Was Sie sagen, verstehe ich nicht ganz, sagte sie nach einer sekundenlangen Pause mit gezwungenem Scherz. Die Stimme ist etwas Körperliches; hätte ich mit der Stimme gesungen, so würde ich Ihre gütige Nachfrage, ob ich gut geschlafen habe, erklärlich finden. Aber die Seele schläft doch nicht, und restaurirt sich doch nicht im Schlafe.

Nicht, gnädige Frau?! sagte Herr von Armbrecht und rückte mit seinem Sessel näher an das Sopha, auf welchem Hildegard saß, und sein Blick suchte wieder den übrigen aufzufangen.

Sie überhörte absichtlich seine Frage und fuhr fort: „Ueberhaupt habe ich Sie in Verdacht, Herr von Armbrecht, daß unsere musikalische Abendunterhaltung nicht ganz den beabsichtigten Zweck bei Ihnen erreicht hat. Offenbar haben wir Ihnen mehr Spaß gemacht, als ästhetischen Genuß bereitet.

Sie thun mir Unrecht, gnädige Frau, erwiederte Herr von Armbrecht ganz ernsthaft. Allerdings leugne ich nicht, daß ich den Vorschlag meiner Schwester, sie in das Concert zu begleiten, etwas leichtsinnig aufgenommen habe. Der zwei und vierzigste Psalm von Mendelssohn, ausgeführt von Dilettanten, in einer Provinzialstadt vor, — wie viel Einwohner hat doch Ihre gute Stadt? Zehntausend?

Vierzehntausend siebenhundert.

Also von vierzehntausend siebenhundert Einwohnern — das versprach allerdings, nach Ihrem köstlichen Ausdrucke, mehr Spaß als ästhetischen Genuß. Ich gestehe auch, daß das Hirschgeschrei nach frischem Wasser des ersten Chors meinen Berliner Ohren nicht sehr harmonisch klang. Auch die kleine corpulente Dame, die mit einem so vergnügten Lächeln auf ihrem rosigen Gesicht und mit einem so zwirnfaden-dünnen Stimmchen zwischerte: „Meine Thränen sind meine Speise Tag und Nacht!“ machte nicht, wie Sie sich ausdrücken, gnädige Frau, den beabsichtigten Eindruck. Nur ich gestehe Ihnen, ich dachte schon daran, ob es nicht möglich sei, in aller Stille meinen Rücktritt anzutreten, bevor das Quintett gesungen würde. Denn das Quintett ist eine meiner Lieblingscompositionen, und der Gedanke, eine Caricatur desselben anhören zu müssen, war kein angenehmer.

Stellen Sie sich, gnädige Frau, meine Ueberraschung vor, als plötzlich eine klare, weiche, den ganzen Saal wie mit einem Strom von Wohllaut füllende Stimme die Worte sang: „Mein Gott, mein Gott! betrübt ist meine Seele in mir! Deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und dort eine Tiefe brause! Warum hast Du meiner vergessen! Mein Gott! Warum? Warum hast Du meiner vergessen?!“ —

Der Concertsaal und die mir so interessetosen Gesichter in demselben verschwanden vor meinen Blicken, es kam mir vor, als wäre ich mitten im Walde und hörte die Nachtigall.

Herr von Armbrecht! fiel die erglühende junge Frau ihm in's Wort.

Pardon, gnädige Frau, ich spreche nur meine Empfindung aus. Ich habe ja das Quintett oft gehört, von den besten Stimmen Berlins, ich glaube selbst von der Lucca, aber ich verspüre Sie, einem solchen Eindruck, wie gestern Abend Ihr Gesang, hat noch niemals —

Herr von Armbrecht, Sie spotten! — —

Bine, gnädige Frau, ich meine, was ich sage. Ich spreche nicht von der Stimme, der Schule. Sie haben ja nicht die Uebung gehabt wie eine Sängerin von Profession, ich spreche vom Vortrage, von der Innigkeit, von dem, was ich Seele nenne. Als ich Sie gestern Abend singen hörte — und sah, — hatte ich den Eindruck, als preßte Ihnen eigenes Leid diese Klagen aus, als käme dieser Angstschrei einer gequälten Seele wirklich aus Ihrem eigenen blutenden Herzen.

Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: Bei Sängerinnen vom Theater ist das anders.

Anders? wiederholte sie mechanisch.

Ja, gnädige Frau. Die Schauspieler und Sänger, auch die besten, können doch nur die Empfindungen des Dichters oder Componisten nachmachen, vorstellen, oder wie man es nennen will. Es bleibt doch immer mehr oder minder wahrscheinliche und täuschende Lüge. Es kann nicht so zu Herzen gehen, weil es nicht so vom Herzen kommt. Es ist das ein Unterschied, wie zwischen der gemalten und geschnitzten „Maske“ des Schauspielers und dem beweglichen Mienenspiel, dem Erröthen und Erbleichen eines jungen, frischen, geist- und seelenvollen Gesichts. Ein Unterschied, wie zwischen einer wirklichen duftenden, thautrischen Rose und einer Blume von Papier und Eisendraht.

Bieder hielt er einen Augenblick inne, als überlege er, ob es passend sei, das auszusprechen, was er dachte, und fügte dann hinzu: Ich weiß nicht, ob ich mich Ihnen verständlich gemacht habe, gnädige Frau. Ich kann nur wiederholen, was ich vorhin sagte: Sie haben nicht mit der Stimme, Sie haben mit der Seele gesungen.

Hildegard hielt noch immer das Auge vor seinem Blicke gesenkt. Sie fühlte sich verletzt und doch zugleich geschmeichelt von dem dreisten Lobe, dem anfeindlichen Mitleid dieses ihr fast noch fremden Mannes. Jeden Andern würde sie stolz und kurz in seine Schranken zurückgewiesen haben, aber Herr von Armbrecht, der Bruder der Präsidentin von Frohn, der Großstädter, erwies ja der einfachen Frau Burkhardt eine Ehre mit seinem Besuche, mit seinem Lobe, mit seiner Theilnahme für ihre unwürdige Lage.

Nur irrte sie nicht vielleicht sogar, wenn sie Anspielungen in seinen Worten fand? Er wußte vielleicht gar nichts von ihren Verhältnissen, und hatte ganz harmlos gesprochen. Nur, sein Lob war vielleicht übertrieben, aber deshalb nicht unpassend. Man darf einer Dame nicht sagen: „Wie schön sind Sie, Ihre Augen dringen mir in's Herz.“ Aber ihr zu sagen: „Wie schön singen Sie, Ihre Stimme bewegt mir das Herz“, das ist ganz unverfänglich, durchaus nicht unschicklich.

Sie begnügte sich deshalb mit dem Versuche, das Gespräch zu wenden, und sagte mit erzwungenem Scherz: Zuerst soll ich eine Künstlerin sein, weil ich mit der Seele singe, und

kann wieder aus demselben Grunde keine Künstlerin. Das Letzte will ich zugeben.

Sie wollen mich absichtlich mißverstehen, gnädige Frau, oder Sie sind übermäßig bescheiden.

Keins von beiden. Mir fiel nur ein, was mir vor einiger Zeit eine Theatersängerin sagte, in deren Gegenwart ich die Arie der Gräfin aus dem Figaro gesungen hatte. Sie war so höflich, mich zu loben, fügte aber hinzu: „Wenn wir so auf dem Theater singen wollten, wie Sie, würden wir uns bald aufreiben. Wir dürfen oder vielmehr wir müssen selbst kalt bleiben, wenn wir die Zuhörer erwärmen."

Die Dame hatte vielleicht Recht, fiel Herr von Armbrecht ein, und doch — wenn ich mir Sie auf der Bühne denke, gnädige Frau! — — Ah! der Eindruck müßte ein überwältigender sein, gerade, weil so ganz ungewöhnlich. Haben Sie Jenny Lind gehört in ihrer Blüthezeit? Aber wie frage ich, Sie waren ja damals kaum geboren. An Jenny Lind mußte ich gestern immer denken, nur hatte die Stimme der Lind immer etwas Berührendes. Ihr Organ ist bei Weitem schöner.

Aber, Herr von Armbrecht, unterbrach ihn die junge Frau auflachend, es ist doch zu arg, welche Complimente Sie mir machen. Ich auf der Bühne! Sie machen sich wirklich über die Kleinstädterin lustig. Ich habe Ihnen ja noch nichts vorgesungen als geistliche Musik, nicht einmal ein Lied. Ihr Urtheil über meine Befähigung für die Oper kann also nur ein Vorurtheil sein.

Daß ich ein Vorurtheil für Sie habe, gebe ich zu, entgegnete der Berliner. Und da Ihr Piano offen steht, und da hier, wie ich sehe, Opernauszüge in Fülle sich finden, so stehe es bei Ihnen, mein Urtheil zu berichtigen oder zu bestätigen. Sie sprachen vorhin von der Arie der Gräfin aus dem Figaro. War es diese:

Nur zu flüchtig bist du verschwunden,
Freudenwelle, o sel'ge Zeit!
Hin sind jene Rosenstunden,
Treuer Liebe nur geweiht!

Er war während dieser Worte aufgestanden, hatte den Clavierauszug des Figaro aufgeschlagen und sich vor das Piano gesetzt.

Sie erhob sich ebenfalls und folgte ihm.

Nein, es war die erste Arie:

„Heil'ge Quelle reiner Triebe,
Gieb mir wieder des Gatten Herz."

Ah, die ist wunderschön! Von allen Mozart'schen Opern ist mir der Figaro die liebste. Er ist wie eine Sommernacht, so voll Mondschein, Blumenduft, Nachtigallenschlag und weicher schwüler, wollüstiger Gewitterluft. Kaum kann man sich Sehnsüchtigeres, Süßeres denken als die Arie der Susanna:

O weile länger nicht, geliebte Treue!
Sehnsuchtsvoll harret Deiner hier die Freundin!
Noch leuchtet nicht des Mondes Silbersichel.

Er sang mit halber Stimme:

Die Blumen duften auf den bunten Wiesen,
Alles lockt uns zur Freude, Lust und Wonne!

unterbrach sich aber plötzlich und begann das Vorspiel zu der Arie, die Hildegard erwähnt hatte.

Ist Ihnen das Tempo so recht? fragte er, die Augen auf das Notenblatt geheftet.

Ein wenig langsamer. So ist's recht!

Und die Hand auf den Stuhl gelegt, ein wenig vorgebeugt, um die Noten bequemer zu lesen, begann sie zu singen.

Herr von Armbrecht horchte wie ein Musiklehrer.

Gut! Ausgezeichnet! Schönes A! Noch ein wenig länger aushalten. Prächtig, ganz wundervoll! Ein wenig ritardando! So! Piano! Verhaucht wie ein Seufzer! Pianissimo! Im getragenen Gesange sind Sie Meisterin. Jetzt müssen Sie mir noch den Cherubin singen:

Ihr, die Ihr Triebe
Des Herzens kennt,
Sagt, ist das Liebe,
Was hier so brennt?

Er hatte das Blatt schon umgeschlagen und die Begleitung begonnen, und Hildegard sang. Sie sang auch die zweite Arie Cherubins, und dann die vorhin erwähnte Arie Susannens. Und dann sagte Herr von Armbrecht: Wollen wir einmal dies Duett zwischen dem Grafen und Susanne versuchen:

So lang hab' ich geschmachtet,
Ohn' Hoffnung Dich geliebt!

Gern, ich fürchte nur, daß ich Fehler mache, war ihre Antwort.

Er entgegnete nichts darauf, sondern begann sofort mit einer angenehmen, obgleich nicht starken Stimme das Duett:

So lang hab' ich geschmachtet,
Ohn' Hoffnung Dich geliebt!

Sie fiel ein:

Die wird gar leicht verachtet,
Die sich zu früh ergiebt.

In demselben Momente öffnete sich hinter den Singenden die Thür, und die Gestalt eines hochgewachsenen Mannes erschien in derselben.

Hildegard hatte in dem Spiegel, der über dem Piano hing, den Eintretenden erkannt; es war ihr Gatte. Sie fuhr einen Moment, aber die Erinnerung an das, was gestern vorgefallen war, durchzuckte sie, ihre schlanke Gestalt bog sich höher, und sie veränderte ihre Stellung nicht.

„Du kommst zu mir im Garten?"
sang Armbrecht.
Um die bestimmte Zeit!
fiel sie ein.
„Wert' ich umsonst Dein warten?"
Sie fanden mich bereit.
„So athm' ich denn in vollen Zügen
Der Liebe süßes Glück!" — —

Die Thür flog dröhnend hinter einem Weggehenden in's Schloß.

Die Sängerin fuhr zusammen.

Herr von Armbrecht blickte flüchtig vom Notenblatt auf, sang aber sofort weiter:

„So kommst Du? läßt mich nicht warten?
Umsonst nicht warten?"

Und sie fiel ein:

Ja! Nein! Sie finden mich, Sie finden mich bereit.

Als das Duett zu Ende war, lehnte sich Herr von Armbrecht, die Hände noch auf den Tasten, ein wenig in seinem

Stuhle zurück und sagte, zu der Sängerin aufblickend: „Von allen Künsten ist mir doch Musik die liebste; sie ist Seelen- und Sinnengenuß zugleich. Und mit Shakespeare sage ich:

„Dem Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst,
Den nicht die Eintracht süßer Töne rühret,
Dem traue nicht."

Ich bin mit meinem Diebstahl leidlich zufrieden, aber wenn ich Jemanden beneiden könnte, so wäre es ein Sänger:

Wie mit dem Stab der Götterboten,
Beherrscht er das bewegte Herz.

Nun — klopft Ihnen das Herz nicht zum Zerspringen, gnädige Frau, wenn Sie eine Oper anhören? Und denken Sie nicht: „Ich könnte auch dort oben stehen und meine Töne wie Blumen auf Perlen vieler entzückten Menge streuen, ich könnte auch so alle diese Menschen jubeln, weinen, zittern, beben, zürnen und vergessen machen nach meinem Belieben. Auch mich würde man überschütten mit Beifall, mit Kränzen; auch mir würden die Herzen entgegenfliegen. — Aber freilich, Sie werden mir antworten, wie der Kaiser Franz von Oesterreich seinem Musikfeind, der ihm sagte: Es ist ewig Schade, daß Mozartle kein Musikus geworden sind. „Ach Er's gut sein," sagte Franzel, „wir stehen uns halt so besser."

Ganz so gut wie Kaiser Franzel stehe ich mich nun freilich nicht, entgegnete Frau Burchartz mit einem nur halb unterdrückten Seufzer. Indeß wird es wohl auch von dem Looße einer Sängerin heißen: Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.

Wenn, wenn auch nicht neu, klischirte Herr von Armbrecht etwas spöttisch, indem er sich erhob.

Ich meine, setzte sie erröthend hinzu, es ist schon nur recht, eine große Sängerin zu sein, aber eine mittelmäßige — —

Sie haben Recht, gnädige Frau, in der Künstlerwelt gelte es: aut Caesar aut nihil.

Also hätte ich mir noch wohl Glück zu wünschen, daß ich keine Künstlerin werden kann.

Allerdings, wenn Sie der Meinung sind, daß Sie nicht über die Mittelmäßigkeit sich erheben könnten. Aber fühlen Sie wirklich nichts von einer Künstlerseele in sich, gnädige Frau? Diesen Sie wirklich mit der Göthe'schen Taube:

„Das wahre Glück ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit hat überall genug?"

Aber ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich meinen Beruf so lang ausgesetzt und daß ich vergessen habe, den Auftrag auszuführen, den meine Schwester mir mitgegeben hat. Sie läßt Sie bitten, ihr den heutigen Abend zu schenken, und das Notenbuch mit den Töchterlichen Partien mitzubringen. Darf ich sagen, daß Sie und die Ihrigen kommen werden?

Die Frau Präsidentin ist sehr gütig! war Hildegard's Antwort. Ich werde mir Vergnügen so frei sein.

Also auf Wiedersehen! Und meinen Dank für diesen „Hochgenuß einer unterhaltenden Stunde!" Gnädige Frau! —

Nun Herr von Armbrecht verließ mit einer Verbeugung das Zimmer.

Allein geblieben stand die junge Frau noch lange regungslos auf derselben Stelle, die Hand auf die Stuhllehne gestützt, die Augen, aber ohne etwas zu sehen, auf das Notenblatt vor ihr gerichtet.

Wie von einem hohen Berge in ein weites, reiches, blühendes Thal sah sie mit den Augen des Geistes in das bewegte, glänzende Künstlerleben, das, nach Herr von Armbrecht's Ansicht, ihre Bestimmung gewesen wäre. Konnte er wirklich gemeint haben, was er sagte? War ihr Talent wirklich so bedeutend? O, wenn ein solches Glück erreichbar für sie wäre! Bewähmt, bewundert, gefeiert zu werden, überschüttet mit Glanz und Gold! Und um dies Alles zu erringen, bedurfte es keiner Anstrengung, keiner Opfers. Sie durfte nur sein, was Geburt und Erziehung sie geschaffen, sie durfte nur thun, was ihre Freude war, singen, sie durfte nur vor einem größern Kreise zeigen, wie sie in einem kleinern längst gethan, was die die Natur an Reiz und Talenten verliehen hatte. Sie war jung, sie war — ja sie war schön, sie besaß Energie. Weshalb sollte sie nicht erreichen, was sie ersehnte!"

Die Stimme ihrer Dienerin erweckte sie aus diesen Träumen.

„Das Essen ist aufgetragen, Madame. Herr Burchartz ist schon im Eßzimmer."

Zerstreut, noch halb in einer andern Welt, trat sie in das Zimmer, wo ihr Gatte sie erwartete. Der Groll aus die bittern Empfindungen waren für den Augenblick in den Hintergrund gedrängt durch die glänzenden Phantasiebilder, die ihr vorüberschwebten. Der Gruß, womit sie ihren Platz am Tische einnahm, klang deshalb so heiter und traulich, wie sie vor zwei Stunden selbst für unmöglich gehalten hätte.

Er kam ihrseinen seine Erwiderung. Ihr Gatte sah sie rüster und wie eine Wiederwelt, und nahm schweigend die Suppe in Empfang, die sie ihm vorlegte, schob sie aber, nachdem er gekostet, mit einem Laut des Unmuths zurück.

Die innere Frau wurde auf.

Was ist? Hast Du Dich verbrannt? fragte sie, noch immer mit ihren Gedanken anderswo.

Die Suppe ist verdammt gesalzen! antwortete er mit starker Betonung.

Sie führte den Löffel zum Munde.

Es scheint mir nur an Zucker, Thue ein wenig hinein. Hier! Ich, es ist wieder kein Zucker auf dem Tische. Das Mädchen vergißt es jedesmal.

Er lachte zornig auf.

Nun Du hast natürlich keine Zeit, das Mädchen zu beaufsichtigen.

Ich hatte Besuch, Herr von Armbrecht war so, um mich im Auftrage der Präsidentin für heute Abend einzuladen, entgegnete sie, während sie sich vorbeug, um die Klingel zu ziehen.

Ich wußte ihn vorhingen, fuhr sie fort, er sieh nicht nach. „Ich habe die jetzt nur geistliche Musik von Ihnen gehört," sagte er. „Ich muß auch hören, wie Sie Opernarien vortragen." Der Bizarre lag auf dem Clavier, er begleitete mir die Arie der Gräfin, dann —

Ich habe es gehört, sie Burchartz ihr in's Wort, verstummte aber, weil das Dienstmädchen mit dem verlangten Zuckfaß eintrat.

Herr von Armbrecht ist sehr musikalisch, fuhr Hildegard unbefangen fort, man merkt gleich, daß er Alles vom Blatt spielt, und zu singen versteht er auch, obgleich seine Stimme nicht bedeutend ist. Aber sein Gehör ist ausgezeichnet, und wenn irgend Jemand ein Urtheil über Musik hat, so ist es

Herr von Armbrecht. Und, denke Dir, er war ganz enthusiasmirt von meiner Stimme sowohl wie von meiner Auffassung. Er sagte, er begreife nicht, daß ich mein Talent so vergräbe. Mein Organ wäre schöner als das der Jenny Lind, und in dem Quintett gestern hätte ihm mein Vortrag besser gefallen als derjenige der Lucca. Ich würde als Bühnensängerin reos größten Erfolges sicher sein.

Vortrefflich! sagte der junge Ehemann. Du Sängerin! Und was wird aus mir? Verkaufe ich die Billets an der Casse?

Wie sonderbar Du gleich Alles aufnimmst! sagte Hildegard. Du bist ja selbst musikalisch, und findest meine Stimme schön. — Warum hast Du mich denn geheirathet? Wenn ich häßlich, dumm und talentlos wäre, hättest Du mich schwerlich gewählt. Ich dächte, wenn ich mir Ruhm und Vermögen erwerbe, so kommt das auch Dir zu Gute, Du bist ja mein Mann.

Richtig! entgegnete er mit bitterm Lachen. Und ich eigne mich vortrefflich dazu, den „Mann meiner Frau" vorzustellen. Oder nicht? Hast Du Dir vielleicht schon den Herrn von Armbrecht zum Reisebegleiter engagirt?

Die junge Frau fuhr empor. Rudolf! —

Ich muß gestehen, fuhr er fort, Ihr verliert keine Zeit! Gestern Abend zum ersten Male gesehen — oder irre ich — habt Ihr Euch schon früher gekannt? Nicht? Desto schlimmer. Erst gestern Abend einander vorgestellt, singt Ihr schon heute Liebesduetten, und macht schon Pläne —

Sie lächelte verächtlich.

Ich bitte Dich, Rudolf, frage doch lieber, wenn Du etwas nicht verstehst, statt Dich lächerlich zu machen durch Verstöße gegen alle gesellschaftliche Sitte. Ich dächte, Du könntest sicher sein, daß ich nichts thue, was unpassend ist. Kein gebildeter Mensch wird einer Dame derartige Motive unterlegen, wenn es sich um Kunst handelt. Wer denkt denn an die Worte, die man singt? Frau von Belzin trug vergangenen Sonntag dasselbe Duett mit dem Lieutenant von Ramberg bei der Präsidentin vor. Was mag Herr von Armbrecht gedacht haben bei Deinem pöbelhaften Zuwerfen der Thür vorhin!

Die Röthe des Zorns flammte in seinem Gesichte auf.

Ich hätte freilich besser gethan, sagte er verbissen, ihn selbst die Treppe hinab zu werfen.

Ungesitteter! erwiderte sie, die Achseln zuckend.

Er sprang auf und warf den Stuhl zurück, daß derselbe umfiel.

Besser ungesittet als unsittlich!

Unsittlich! Nimm das Wort zurück, Rudolf. Wofür hältst Du mich?

Wofür ich Dich halte? Für ein gefallsüchtiges, eitles, vergnügungssüchtiges Ding, so ein Zerlinchen, das den Masetto verläßt, wenn Don Juan winkt. Für eine oberflächliche, leichtsinnige Puppe —

Rudolf, schweig! Es ist empörend, was Du mir zu sagen wagst. Wenn ich nicht dächte, daß nur die Eifersucht —

Eifersucht?!

Er lachte bitter.

Aber es ist ja Wahnsinn, fuhr sie fort, zu glauben, daß ich einen Mann, wie Herrn von Armbrecht, lieben — —

Lieben?! wiederholte er. Du kannst nichts lieben, als Dich selbst, das weiß ich. Das Herz ist Deine schwache Seite nicht, darüber bin ich nicht im Zweifel.

Nun, was willst Du denn?

Was ich will?! Meine Ehre will ich wahren, meine Würde, mein Hausrecht.

Darum möchte ich selber bitten, entgegnete sie höhnisch. Wenn Einer von uns Veranlassung hat, sich des Andern zu schämen, so bist Du es nicht. Daß ich Deiner und meiner Ehre nichts vergeben werde, dafür ist mein Stolz Dir Bürge.

Was weißt Du von Stolz? rief er mit flammendem Zorn. Du bist nur hochmüthig. Was Du Ehre nennst, ist Prunk und Schein. Pflichtgefühl, Ewissenhaftigkeit sind leere Worte für Dich. Wie Du mich verlangtest vor diesen insolenten Menschen, die Dich als Zeitvertreib benutzen, so wirst Du Pflicht und Treue verrathen, wenn Dir Gelegenheit geboten wird, eine glänzende Rolle zu spielen. Was Du Stolz nennst, macht Dich zu Allem fähig.

Hildegard sah ihm starr in's erhitzte Gesicht.

Es ist unter meiner Würde, Dir zu antworten, sagte sie eisig. Dein Groll ist nichts, als das böse Ewissen. Der Gedanke an die traurige Rolle, die Du gestern spielteft, macht Dich wüthend.

Burchartt biß die Zähne auf einander.

Sprich nicht von gestern! zischte er, oder ich vergesse mich!

Wenn ich nur wüßte, fuhr sie fort, was Du eigentlich von mir verlangst!

Was ich verlange?! Daß Du Dich verträgst, wie es meiner Frau zusteht! Daß Du die Pflicht erfüllst, die Du freiwillig übernahmst: daß mein Interesse das Deine, mein Haus Deine Welt, mein Wohl Deine Sorge sei. Dein Platz ist an meiner Seite, nicht an der eines Laffen, wie Herr von Armbrecht. Nicht in den Salen, nicht auf die Bühne gehörst Du, nicht mit Singen und Toilette machen und Visiten annehmen hast Du Deine Stunden auszufüllen, die Wirthschaft eines bürgerlichen Mannes sollst Du führen.

Hildegard schnellte empor.

Dazu bin ich nicht erzogen.

Leider nicht! Ich spüre es.

Du hast gewußt, daß Du eine Dame heirathetest, nicht eine Magd. Ich lasse mich nicht zu Deiner Sphäre herabziehen. Erhebe Du Dich zu der meinigen. Ich will mich Dir nicht unterordnen, ich —

Du sollst! donnerte Burchartt, indem er ihren Arm mit eisernem Griff umschloß, so daß sie vor Schmerz aufschrie. Ich will Dir zeigen, daß ich Dein Herr bin. Auf Gnade hast Du verzichtet, aber ich will mein Recht. Ich will Ordnung im Hause. Von heute an hört der Umgang auf mit den Freunden aus Deiner „Sphäre". Du wirst heute Abend nicht zur Präsidentin gehen, Du wirst auftreten aus dem Gesangverein. Und wenn Dein sauberer Herr von Armbrecht noch einmal wagt, den Fuß über meine Schwelle zu setzen: ich werfe ihn zum Hause hinaus, so wahr ich Rudolf Burchartt heiße. Danach richte Dich! Und Wehe Dir, wenn Du wagst, mir zu trotzen!

Sie zurückschleudernd, daß sie gegen die Wand flog, stürzte er hinaus, die Thür krachend hinter sich zuschlagend.

Betäubt und keiner Bewegung mächtig verharrte Hildegard in der Stellung, worin sie war. Sie lag auf den Armen, das schmerzende Haupt an die Wand gelehnt, und starrte vor sich hin wie in einen Abgrund.

Als wäre ein Blitzstrahl auf sie niedergefahren, fühlte sie ihre ganze bisherige Existenz zerschmettert. Sie verstand jetzt das Wort, das ihr bis dahin ein leerer Schall gewesen war: „Und er soll Dein Herr sein!“ Es war ihr zum Bewußtsein gekommen, daß sie in der Gewalt ihres Mannes war, unbedingt, für's ganze Leben, und daß sie nirgends Hülfe finden würde gegen diese Gewalt, nicht bei den Aeltern, nicht bei Freunden, nicht bei der eigenen Mutter. Ein Gefühl, das sie nie gekannt hatte, Furcht, durchrieselte erstarrend ihre Adern.

Aber nur kurze Zeit währte die Erstarrung; leidenschaftliche Empörung über die Behandlung, die sie erdulden mußte, flammte in ihr auf. Geschmäht zu werden wie eine Verworfene, mißhandelt zu werden, sie von ihm! — Sie haßte ihn glühend in diesem Augenblicke, sie hätte einen Theil ihres Lebens geopfert, wenn sie ihn hätte demüthigen, erniedrigen können.

O welch eine Thorheit, nein, welches Unglück, daß sie ihr Loos an diesen Menschen geheftet hatte! Sie hatte geglaubt, er werde sie auf den Händen tragen und bestrebt sein, sie zu beglücken und alle ihre Wünsche zu erfüllen, zum Dank dafür, daß sie seiner leidenschaftlichen Werbung Gehör gegeben und eingewilligt hatte, die Frau des einfachen, mittellosen Mannes zu werden, sie, die gefeierte Schönheit, die feingebildete, hochbegabte Tochter eines angesehenen Beamten. Und statt dessen forderte dieser rohe Mensch von ihr die Dienste einer Magd, riß er sie los von ihren Freunden, verbot ihr sogar die Ausübung ihres Talents! —

Und dies mußte sie ertragen mit dem Bewußtsein, daß ohne diese übereilte Heirath ihr Loos aufs Elänzendste gefallen wäre. Sie brauchte nur die Hand auszustrecken, um das Glück zu fassen, aber diese Hand war gefesselt durch barbarische Willkür. Und keine Rettung! Sie war unglücklich für das ganze lange Leben. „Bis der Tod euch scheidet!“ O, es war entsetzlich!

Sie war, als das Dienstmädchen kam, um das Eßgeschirr wegzuräumen, hastig in ihr Wohnzimmer geeilt. Dort saß sie jetzt, in der dunkelsten Ecke, über das Geschehene brütend, und unaufhörlich Gedanken und Pläne im Kopfe herumwälzend. In diesem Momente war sie entschlossen, ihrem Gatten zu trotzen, seinem Befehle nicht zu gehorchen, heute Abend doch zur Präsidentin zu gehen, und im nächsten fühlte sie sich wieder von Furcht durchschauert, und bebte zurück vor den Scenen, die Rudolfs Rücksichtslosigkeit unfehlbar herbeiführen würde.

Niemand störte ihre Einsamkeit. Burchartt war, nach seiner Gewohnheit, sofort nach dem Mittagessen weggegangen. Er leitete augenblicklich den Bau eines Krankenhauses, das die Stadt errichten ließ, und da der Winter nahte, wurde mit allen Kräften gearbeitet, das Gebäude vorher unter Dach zu bringen. Der Architect war deshalb vom Morgen bis zum Abend in Anspruch genommen.

Die Sonne war bereits dem Untergange nahe, und Hildegard saß noch immer auf derselben Stelle. Sie hatte in ihrer Aufregung nicht beachtet, daß schon seit geraumer Zeit eine ungewöhnliche Unruhe im Hause war. Flüsternde Stimmen, schnelles Hin- und Hergehen, selbst ein Geräusch, als würde ein schwerer Gegenstand die Treppe heraufgeschleppt, das Alles hatte ihr Ohr berührt, ohne daß sie sich dessen bewußt wurde.

Jetzt öffnete das Dienstmädchen hastig und doch zögernd die Thür, und sagte mit verstörtem Gesichte: Frau Burchartt! Erschrecken Sie nicht. Ich soll es Ihnen nicht sagen, der Herr Medizinalrath hat verboten Sie zu rufen. Aber jetzt wollen sie Handtücher und altes Leinen, ich weiß nit' nicht zu helfen, und Sie müssen es ja doch einmal erfahren.

Was ist denn? fragte Hildegard, erschrocken aufstehend.

Sie wollen dem Herrn zur Ader lassen, deshalb wollen sie das Leinen.

Dem Herrn? Zur Ader lassen? Was ist geschehen?

Herr Burchartt ist beim Bau zu Schaden gekommen. Sie sagen, das Gerüst sei eingestürzt.

Mein Gott! Wo ist er?

Im Hause. Sie haben ihn gebracht. Im Schlafzimmer.

Die junge Frau eilte nach der Thür.

Gehen Sie mir nur erst das Leinen, Madame, mahnte das Mädchen. Der Herr Medizinalrath wartet.

Hildegard lief mit zitternder Hast die Treppe hinauf zur Schrankkammer und kam im Nu mit dem Verlangten zurück. Als sie an der Schlafkammerthür stand, wurde dieselbe geöffnet, der alte Hausarzt steckte den Kopf heraus und flüsterte: Rasch, rasch! Es ist keine Zeit zu verlieren.

Herr Medizinalrath, wie ist's mit Burchartt? Ist er verletzt? fragte Hildegard.

Der Arzt sinnte, als er ihr verstörtes Gesicht sah, faßte sich aber gleich und erwiderte: Aeußerlich nicht. Es ist nur die Erschütterung vom Sturze. Bleiben Sie draußen, Kind, wir können Sie jetzt nicht gebrauchen. Geben Sie her und halten Sie sich ruhig. Ich hoffe, es ist nichts.

Und ihr das Leinen vom Arme nehmend, drängte er sie zurück und schloß die Thür.

Hildegard hatte fast mechanisch unter dem Eindrucke des Augenblicks gehandelt. Jetzt, da sie sich wieder besann, kam die bittere Welle, die das Ereignis momentan zurückgeträngt hatte, mit voller Wucht zurück; der Haß stieg wieder in ihrer Seele auf, und sie fühlte nicht das geringste Mitleid mit dem Manne, der sie mißhandelt hatte. Es war ihr willkommen, daß der Arzt ihr den Zutritt zu ihm verfagte; was sollte sie bei ihm? Er war ja nicht einmal verletzt, es war nichts als die Erschütterung von dem Sturze, wie der Medizinalrath sagte.

So saß sie, in ihre grollenden Gedanken versenkt, bis die Dämmerung hereinbrach. Als das Dienstmädchen mit der brennenden Lampe durch das Vorzimmer hereinkam, trat gerade der Arzt aus dem Schlafzimmer.

Arme kleine Frau! flüsterte er, mitleidig in ihr bleiches Gesicht sehend. Wie Sie sich wohl geängstigt haben! Sie dürfen jetzt hineingehen, aber ganz leise. Es ist die größte Vorsicht nöthig.

Hat es denn Gefahr? fragte sie.

Der Medizinalrath zögerte einen Moment, dann entgegnete er: Vor einer Stunde war ich sehr besorgt, indeß der Aderlaß hat gut gewirkt. Nun jetzt ist er endlich eingeschlummert. Sorgen Sie für Ruhe, die größte Ruhe. Wird der Schlaf unterbrochen, kehrt der frühere Zustand zurück, so stehe ich für nichts.

Sie machte eine hastige Bewegung, wobei ihr Arm den kleinen Tisch vor ihr berührte. Eine Wasserflasche, die auf demselben zwischen mehreren Gläsern stand, gerieth in's Schwanken.

Der Medizinalrath streckte beide Hände aus, den Tisch zu halten; er war bleich geworden und flüsterte: Um Gotteswillen, Vorsicht! Wäre die Flasche mir den Gläsern auf den Boden gestürzt, wäre Burchartz durch den Lärm aufgestört aus dem Schlafe, es wäre sein Tod gewesen!

Und dann, indem er ihr die Hand reichte, fügte er hinzu: In zwei Stunden komme ich wieder. Sollte während meiner Abwesenheit etwas vorfallen, so schicken Sie sofort. Adieu! Haben Sie guten Muth. Und, vor allen Dingen, sorgen Sie für Ruhe.

Er ging, und Hildegard blieb allein.

Wenn der Tisch umgefallen, die Flasche hingestürzt wäre, hatte der Arzt gesagt, so wäre Burchartz gestorben. Dann wäre sie Wittwe, frei, ihre Ketten zerbrochen. Ein glückliches, genußreiches Leben hätte sich ihr eröffnet, statt dieses freudenlosen Kerkers. — — Sie starrte die Flasche an; sie brauchte nur den Fuß auszustrecken, bis er die schwankende Säule des leichten kleinen Tisches berührte, der Aermel ihres Kleides durfte nur die Gläser auf demselben streifen, und ihre unwürdige Lage hatte ein Ende, sie war befreit von ihrem Thrannen.

Ein Strahl der Lampe fiel auf die geschliffene Fläche der Flasche, sie blinzte und funkelte verlockend wie ein dämonisches Auge. — — Hildegard's Kopf bog sich vor, ihr Athem stand still. — —

Da wurde im Vorzimmer die Thür geöffnet. Die junge Frau fuhr auf, ein Schauer durchrieselte sie vom Kopf bis zu den Füßen. In höchster Eile, mit unhörbar leisem Schritte flog sie mehr als sie ging über den Teppich in das andere Zimmer.

Um Gotteswillen, flüsterte sie in höchster Angst. Kein Geräusch! Er schläft! Wenn er aufwacht, ist Alles verloren!

Das Dienstmädchen zog sich erschrocken zurück und schloß leise hinter sich die Thür.

Hildegard stand eine Sekunde starr wie eine Bildsäule. Dann knickte sie besinnungslos zusammen.

Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, gefaßt es mit einem Gefühle erstickender Angst. Wie Jemand, der zum ersten Male nach einem großen Unglücke gefahren hat, und sich beim Erwachen fragt: „War's nur ein Traum, oder hat Du wirklich das Liebste verloren?“ war es ihr unklar, ob es nur ein Gedanke, ein Traum gewesen war, oder ob sie das Entsetzliche wirklich gethan hatte?

Sie lag in dem dunkeln Vorzimmer und blickte nach dem erhellten Raume, wo die Lampe stand.

Sie wagte nicht, hineinzugehen: wenn es nun doch wahr wäre, wenn die zertrümmerte Flasche dort läge, wenn sie ihren Gatten wirklich getödtet hätte! — — —

Sie lag einige Augenblicke so, dann wurde die Qual der Ungewißheit zu groß, sie mußte sich überzeugen. Sie ging langsam, athemlos vor Herzklopfen, sie streckte den Kopf vor, wagte aber nicht, die Augen aufzuschlagen. Endlich, mit einem gewaltsamen Entschluß sah sie hin: Gerade, dort stand der Tisch und die Flasche war unversehrt! — Aber es war so still, so todtenstill im Schlafzimmer. Sollte sie hineingehen? O, was würde sie finden! Sie wußte nicht, wie lange sie ohnmächtig gelegen hatte — was konnte nicht geschehen sein während dieser Zeit?

Endlich wagte sie es, die Thür zu öffnen, ganz, ganz leise. Mit angehaltenem Athem, auf den Spitzen der Füße, bei jedem Schritte still stehend, und in namenloser Angst horchend, ob sie den Athemzug Rudolf's vernehmen könnte, ging sie an sein Lager.

Da lag er still, mit geschlossenen Augen, die linke Hand mit dem verbundenen Arme weit vorgestreckt auf der Bettdecke. Der matte Schimmer der Nachtlampe fiel auf einen Blutfleck des Gewandes. Das ausdrucksvolle, sonst so blühende Gesicht, noch vor wenigen Stunden so voll energischen Lebens, sah in dem Dämmerlichte aus, als wäre es von Marmor, so bleich war so starr. Zwischen den Augen zeigte sich eine tiefe Falte, und die Lippen waren geöffnet, wie zu einem schmerzlichen Seufzer.

Lebte er noch? Sie bog sich über ihn, aber das tobende Blut brauste ihr so in den Ohren, daß sie außer Stande war, seinen Athem zu hören. Ihr war, als schrie nicht neben ihr eine Stimme unaufhörlich: Mörderin! Mörderin! — —

Eine leise Bewegung seiner ausgestreckten Hand löste endlich den entsetzlichen Zweifel. Sie glitt am Bette nieder auf die Kniee. Nur oberflächlich, wie man in den Momenten höchster Erregung denkt, flog sein Vorwurf durch ihre Seele: „Was du Stolz nennst, macht dich zu Allem fähig.“ — Nur mit einem Male verstand sie, was Herren von Armbrecht's kreuzte Worte und Blicke bedeuteten, begriff sie Rudolf's Zorn über das Duell.

Mit Abscheu vor sich selber vergrub sie ihr Gesicht in beide Hände, sie konnte es nicht aushalten, das Gesicht des Mannes zu sehen, an dem sie sich so vergangen. Die bitterste Scham, die tiefste Reue durchwühlte ihre Seele. Ihr Stolz war zerschmettert; ja sie war eine Verworfene, sie verdiente jeden Vorwurf, sie war ein sündiges, elendes, verabscheuungswürdiges Geschöpf!

Als der Medizinalrath zwei Stunden später wiederkam, fand er die junge Frau auf den Knieen am Bette, das fieberhaft glühende Auge auf das Antlitz des Kranken geheftet.

Ist er aufgewacht? fragte der Arzt leise.

Sie schüttelte den Kopf, ohne ihre Stellung zu ändern.

In demselben Momente machte Burchartz eine Bewegung und schlug die Augen auf. Ein Lächeln zuckte über seine Züge und er sagte: Sieh, Doctor Brunnet!

Nur den Kopf ein wenig wendend, begegnete er Hildegard's Blicken, die mit leidenschaftlicher Innigkeit ihn anflehten.

Hilda! sagte er weich und zärtlich: Gute, liebe Hilda!

Dann schloß er die Augen wieder und legte den Kopf in's Kissen zurück.

Der Arzt stand noch eine Weile, ihn beobachtend; dann ging er leise in's Nebenzimmer, indem er der jungen Frau winkte, die ihm athemlos folgte.

Sie drückte die Thür hinter sich zu, dann faßte sie mit beiden Händen seinen Arm.

Er wird doch nicht sterben?! hauchte sie.

Nein, nein, seien Sie ruhig, mein Kind, war die Antwort des Arztes.

Wenn er stirbt, fuhr sie fort, so werde ich wahnsinnig.

Armes Kind! sagte er mitleidig. Nein, es ist Alles gut. Er hat sich erkältet, sein Gehirn ist nicht beschädigt. Ich hoffe es wird Alles gut gehen.

Sie sank auf einen Stuhl, und eine Fluth von Thränen, überströmte ihr Gesicht.

So recht, weinen Sie sich aus, sagte der Medizinalrath, das wird Ihnen wohl thun. Arme kleine Frau Ich fühle mit Ihnen. Sein Verlust wäre entsetzlich hart für Sie gewesen. Solcher Männer, wie Burchardt, giebt es nicht viele: so viel Talent, vereint mit so viel Charakter findet man nicht alle Tage. Sie haben das große Loos in der Ehestands-Lotterie gezogen, liebe kleine Frau. Burchardt ist ein Ehrenmann durch und durch. Ich kenne ihn von Jugend auf, das Leben ist ihm nicht leicht geworden, er hat, was er ist und besitzt, nur sich selbst, seinem Fleiße, seiner Rechtschaffenheit zu verdanken. Sie können stolz auf ihn sein, liebe Frau Burchardt, Sie können den Namen Ihres Mannes mit Ehren tragen. Er steht allgemein in der höchsten Achtung! vom ihm gilt, wenn von irgend Einem, das Shakespeare'sche Wort:

„Er ist ein Mann, nehmt Alles nur in Allem!"

Und es freut mich, daß ein so guter Mann den Lohn für sein redliches Streben gefunden hat, daß ihm das Schicksal das Beste gegeben hat, was die Welt für einen solchen Charakter bietet: eine Frau, die ihn liebt und die seinen Werth zu schätzen weiß. Sie werden ihn pflegen, kleine Frau, wie nur eine liebende Hand zu pflegen versteht, und das wird mehr zur Heilung unseres Kranken beitragen, als meine Medizin.

Sie zuckte bei dieser Rede, als würde ihr ein Dolch in das schuldbewußte Herz gestoßen. O, wenn der Medizinalrath in dies Herz sehen könnte, wenn er wüßte, was sie gethan, was sie gerade hatte, — er würde ihr mit Verachtung den Rücken wenden. Sie wagte nicht, ihn anzusehen, den Kopf zu erheben. Es war ihr, als müßte er auf ihrem Gesichte lesen, daß sie ein verworfenes, der schwärzesten Verbrechen fähiges Geschöpf war.

Sagen Sie mir, was ich thun soll, hauchte sie. Aber er wird doch nicht sterben? Sagen Sie mir, daß er nicht sterben wird. Sein Tod wäre Vernichtung für mich.

Vor allen Dingen müssen Sie ruhig sein, entgegnete der alte Arzt. Das Uebermaß der Liebe und Besorgniß kann sonst tödtlicher werden als Vernachlässigung. Nehmen Sie sich zusammen, kleine Frau. Vergessen Sie sich selbst und denken Sie nur an den Kranken, an Ihre Pflicht als Wärterin. Halten Sie den Blick auf das gerichtet, was vor Ihnen liegt, nicht auf das, was die Zukunft birgt. Das liegt in Gottes Hand. Haben Sie nur das Wohl Ihres Mannes im Auge, thun Sie, was ihm seine Lage erleichtert, meinen Sie, was ihn beunruhigen, aufregen, belästigen könnte. Zeigen Sie Ihre Liebe durch die That, nicht durch Demonstrationen. Vor allen Dingen, machen Sie kein so erschrockenes Gesicht, das macht ja den Kranken besorgt wegen seines Zustandes. Und dann, ich sehe, Sie tragen Seide. Wechseln Sie das Kleid, das Rauschen würde Burchardt belästigen.

Sie blickte erschüttert an sich nieder.

Sofort! entgegnete sie hastig. Ich will Alles thun, ich will Tag und Nacht nicht von ihm weichen. Ich will gewiß Alles vermeiden, was ihm schaden könnte. O Gott, ich wollte ja gern mein Herzblut hingeben für seine Rettung.

Der Medizinalrath gab ihr mit gerührtem Blicke die Hand zum Abschied.

Gutes Kind! sagte er. Es macht Ihnen Ehre, daß Sie ihn so lieben. Manches junge Ding würde einen unserer jungen Zierdengel riesem ernsten, sittenstrengen Manne vorgezogen haben. Sie, kleine Frau, wissen besser, was ächtes Gold ist, und daß das Leben kein Kinderspiel ist und kein Tanzvergnügen. Nun, Gott mit Ihnen! Sie verdienen es, daß er Ihnen den Geliebten erhält, es wird Alles gut gehen. Haben Sie nur Muth!

Die waren die Augen ihres Geistes aufgethan seit jenem Augenblicke! Wie verstand sie jetzt „was gut und böse sei"!

„Vergessen Sie sich selbst und denken Sie an Ihre Pflicht!" hatte der Arzt gesagt.

Und Burchardt: „Du kannst nichts lieben als Dich selbst."

Sie verstand jetzt, daß sie immer nur an sich gedacht, ihr eigenes Glück gesucht, ihre eigene Befriedigung im Auge gehabt hatte. Ein unächter Flitter nach dem andern fiel ab von ihrer Seele; sie sah ihr Inneres in der ganzen Häßlichkeit des Egoismus und der Eitelkeit, und gestand sich tief gedemüthigt: Du stehst weit unter ihm, Du hast seiner Verwahrte verdient. Du bist nicht werth der Liebe dieses Mannes.

Sie hatte rasch ihren Putz mit dem einfachsten Kleide vertauscht, das sie besaß, und war in das Krankenzimmer zurückgeeilt. Dort saß sie in Sorge und Angst viele Tage und Nächte, immer wachsam, zu Allem willig, der ärztlichen Dienste froh, mit ganzer Seele sich der Pflege des Kranken widmend, als wäre die Welt draußen versunken und nichts für sie vorhanden, als der geliebte leidende Gatte. Sie wich nur auf Augenblicke, und nur wenn es die Zubereitung essen galt, was er bedurfte, von seiner Seite, und es kam kein Schlaf in ihre Augen, so lange noch nicht alle Gefahr überwunden war.

Burchardt nahm zuerst mit Erstaunen, dann mit Rührung ihre Dienstleistungen an. Immer weicher wurde sein Ton, wenn er etwas verlangte, immer zärtlicher der Blick, womit er die Bewegungen der märchenhaften Gestalt verfolgte, wenn sie geräuschlos und bedeute für seine Pflege sich bemühte.

Wie Du nur bist, Hilda! sagte er, als er zum ersten Male, gestützt auf ihren Arm, sein Lager verlassen konnte. Du hast Dich aufgeopfert für mich.

Gott sei Dank, entgegnete sie mit zitternder Stimme, aber seinem Blicke ausweichend, Gott sei Dank, daß Du gerettet bist! Wenn Du gestorben wärest, ich hätte es nicht überlebt.

Hast Du mich wirklich so lieb, Hilda? fragte er weich. Nur ich war so unfreundlich gegen Dich. Vergieb mir.

Sprich nicht so! rief sie. Ich habe Alles verdient. Du hattest Recht. O, wenn ich unaussprechlich danken könnte — — Du guter, guter Mann! Ich will Alles wieder gut machen.

Sie faßte sich gewaltsam.

Wir wollen nicht davon sprechen. Der Medizinalrath hat verboten, Dich aufzuregen. Du bist noch schwach. Es könnte Dir schaden.

Im Gegentheil, sagte er mit Innigkeit. So thut mir so wohl, daß Du mich liebst. Sieh mir die Haut, Hilda! Ich will stumm sein, wenn Du es verlangst, aber sage es mir noch einmal, daß Du mich lieb hast.

Sie drückte die Augen auf seine Schulter.

Ueber Alles! Mehr als mein Leben! flüsterte sie.

Die kräftige Natur Burchardt's hatte in kurzer Zeit die Folgen seines Unfalles überwunden. Schon nach vierzehn Tagen war er wieder vollkommen hergestellt, und nur das Gebot des Arztes, der das unfreundlich gewordene Herbstwetter für ihn fürchtete, hielt ihn noch an's Haus gebannt.

Er saß im Wohnzimmer, die Zeitung in der Hand, am Fenster. Hiltegard, ihm gegenüber im Sopha, war mit Nähen beschäftigt.

Es klärt sich auf, sagte er. Willst Du nicht ein wenig ausgehen, Hiltegard? Du bist blaß, die frische Luft würde Dir wohlthun nach der langen Einsperrung. Du hast wochenlang Deine Freunde nicht gesehen. Besuche doch die Präsidentin.

Sie machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung.

Laß mich bei Dir bleiben, bat sie. Morgen geht Du wieder zum Bau, laß mich heute noch bei Dir bleiben.

Wie Du willst, Kind, ich sagte es nur um Deinetwillen.

Ich weiß es, Rudolf. Aber ich bleibe lieber bei Dir.

Nun, dann singe ein wenig. Du hast seit vierzehn Tagen Dein Instrument nicht berührt.

Die Thränen stiegen ihr in die Augen, sie wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihr.

Er stand auf und trat zu ihr.

Singe mir ein Lied, Hiltegard, bat er zärtlich. Zeige mir, daß Du meine Härte vergeben hast. Sei gut!

Ich kann nicht, sagte sie mit Anstrengung. Ich weiß jetzt, warum Dir mein Singen mißfällt. Du liebst die Musik ihrer selbst willen, als Kunst, und für mich war sie nur ein Mittel, zu gefallen — —

Hiltegard!

Ich verstehe jetzt Alles, ich weiß, daß einem Manne wie Dir mein Egoismus, meine kindische Selbstüberhebung in der Seele zuwider sein mußte. —

Hilda, höre mich! Das war es ja nicht, Kind! Ich kann es Dir jetzt sagen, weil ich weiß, daß ich mich geirrt habe. Ich habe Dich geliebt, vom ersten Augenblicke an, Du wußte ja, daß Du mit Deiner süßen Stimme Dich in mein Herz gesungen hast. Ich hoffte Dein Herz zu gewinnen durch das meinige; ich glaubte, Du werdest lernen mich zu lieben, meine Interessen zu theilen, in meine Ideen einzugehen. Es kränkte mich zuerst und brachte mich zuletzt zur Verzweiflung, daß Du nichts für mich zu fühlen schienst, daß Du kein Verständniß für mein Streben zeigtest, daß Dir die Gesellschaft jedes Gecken lieber war als die meinige. An dem Abende im Concert hatte mich Dein Gesang in tiefster Seele bewegt; ich sehnte mich danach, Dir meine Empfindung auszusprechen. Ich freute mich, mit Dir im traulichen Wohnzimmer allein zu sein, Dir zu sagen, wie ich Dich liebe, und wie glücklich und stolz mich meine Hilda mache. Da —

O sprich nicht weiter, fiel sie ihm in's Wort. Ich verstehe Alles! Vergieb! vergieb! Ich war blind und taub. Ich wußte nicht, was ich that.

Er schloß sie leidenschaftlich in seine Arme.

Und ich habe mich nutzlos selbst gequält, sagte er. Du liebst mich, ich weiß es! Ich bin glücklich! Und ich werde nie wieder an Dir zweifeln.

Sie schmiegte sich mit vertrauender Innigkeit an ihn. Und Du vergiebst mir Alles? flüsterte sie. Auch den Einfall, Sängerin zu werden? Ich will nie wieder solche thörichte Pläne machen.

Warum nicht, Kind? entgegnete er heiter. Wenn Du mich liebst, wenn Du in Wahrheit, mit Herz und Seele mein Weib bist, weshalb sollst Du dann nicht Sängerin werden? Mag die ganze Welt Dir Blumen streuen und Kränze werfen, wenn Du sie nur mir bringst, so werde ich glücklich sein.

Würdest Du eine andere Empfindung haben als Freude, wenn mein Talent mir Gold und Lorbeeren erwürbe?

Sobald wir eins sind, meine Hilda, sobald es wir heißt, nicht ich: sobald wir wirklich Eheleute sind, ist Dein Glück das meine, ist Deine Freude mein Genuß, ist Dein Ruhm mein Stolz.

Aber ich bin nicht mehr so eitel, zu glauben, daß mein Talent ausreicht, mir Ruhm zu verschaffen.

Das ist eine andere Frage, die erörtern wir später. Reicht es wirklich nicht aus für einen größern Kreis, nun gut, so hast Du es ja, wie jener Commerzienrath sagte, Gott sei Dank nicht nöthig. Du kannst Dich auch glücklich fühlen, ohne berühmt zu sein, kannst Du nicht, mein Frauchen?

Wenn Du mich so liebst! flüsterte sie erröthend.

Er küßte sie.

Und wenn Du heiser wärest wie ein Rabe! lachte er glücklich. Ich liebe nicht Deine Kehle, ich liebe Dich! Aber jetzt singe mir ein Lied.

Nein, kein Lied! Aber ein Duett mit Dir. Wir haben so lange nicht zusammen gesungen.

Er stutzte.

Ein Duett? Ja, aber keins aus dem Figaro.

Sie wurde flammend roth.

Nein! Niemals! Aber dies hier.

Sie hatte ein Notenbuch aufgeschlagen.

Er sah über ihre Schulter.

Dies Duett? Das Duett aus der Schöpfung: „Holde Gattin!" Du willst singen:

„Dein Will' ist mir Gesetz,
Und Dir gehorchen bringt
Mir Freude, Glück und Ruhm."

O, Du Eva! Wie lange ist's denn her, daß Du in lauter Empörung ausbrachst über diesen Text?

Sie warf sich ergiebend in seine Arme, sie sang:

„O Du, für den ich warb!"

„Mein Schirm, mein Schild, mein All!"

In diesem Momente meldete das eintretende Dienstmädchen: Herr von Armbrecht läßt fragen, ob Frau Burchardt seinen Besuch annehmen wolle.

Hiltegard zuckte zusammen.

Ihr Gatte hielt sie fest und sagte laut: „Sehr willkommen." Und mit dem linken Arm die Taille seiner Frau umfassungen haltend, ging er dem Gaste in's Vorzimmer entgegen.

Herr von Armbrecht stutzte, als er diese Gruppe erblickte, faßte sich aber rasch und sagte: Verzeihen Sie, wenn ich zur ungelegenen Zeit komme! Ich meinte, Ihren Gesang gehört zu haben, gnädige Frau. Bitte, lassen Sie sich doch ja nicht stören. Sie wissen, wie ich für Musik schwärme, ich würde unendlich bedauern, wenn ich Sie unterbrochen hätte. Bitte, fahren Sie fort.

Der junge Ehemann verbarg sich mit lächelnder Ruhe, ohne seine Stellung zu ändern.

Bitte sehr, Sie können uns niemals stören, Herr von Armbrecht, sagte er mit leiser Ironie. Meine Frau und ich waren allerdings im Begriff, ein Duett zu singen, hatten aber noch gar nicht begonnen. Wenn Sie erlauben, thun wir es jetzt. Vielleicht — meine Frau hat mir Ihre Fertigkeit auf dem

Clavier gerühmt — vielleicht hätten Sie die Güte, die Begleitung zu spielen. Meine linke Hand ist noch ein wenig steif, und es singt sich auch besser im Stehen.

Mit dem größten Vergnügen, sagte der Berliner. Ich habe gar nicht geahnt, gnädige Frau, daß Ihr Herr Gemahl Musik versteht. Was soll ich denn begleiten? Ah, die Schöpfung von Haydn! Duos Duett? — Herr Burchardt, wollen Sie sich links hinstellen! Gnädige Frau, würde ich Sie ersuchen, mir die Noten umzuwenden?

Burchardt ließ mit einem vielsagenden Lächeln den Arm von der Taille Hiltegart's gleiten und begann mit klangvoller Baritonstimme das Recitativ.

Herr von Armbrecht begleitete, ohne eine Miene zu verziehen. Als Hiltegard einfiel:

„O Du, für den ich ward!
Mein Schirm, mein Schild, mein All!
Dein Will' ist mir Gesetz,
Se hat's der Herr bestimmt.
Und Die geboren bringt
Mir Freude, Glück und Ruhm."

hob er flüchtig den Kopf, und sein Auge suchte vergeblich dem ihrigen zu begegnen.

Hübsch! sagte er während des Zwischenspiels. Erinnert an die bezähmte Widerspenstige.

Jetzt sang Burchardt:

„Holde Gattin! Dir zur Seite
Schwinden sanft die Stunden hin;
Jeder Augenblick ist Wonne,
Keine Sorge trübet sie."

Und Hiltegard sang, nach Herrn von Armbrecht's Ausdrucke, mit der Seele, in zungchaltenen Tönen wie die Nachtigall, während ihre Hand, die auf der Lehne des Clavierstuhls ruhte, Raoul's Hand entgegenglitt:

„Theurer Gatte! Dir zur Seite
Schwillt in Freude mir das Herz!
Dir gewidmet ist mein Leben,
Deine Liebe ist mein Lohn!"

Komische Noten! sagte der Clavierspieler und that, als sei ihm die Musik zu schwierig. Die Sänger ließen sich aber in ihrer Begeisterung nicht stören und sangen den Wechselgesang, unbekümmert darum, daß die Begleitung unsicher ward und zuletzt ganz aufhörte:

Er.
Der thauende Morgen,
O, wie erquickt er!

Sie.
Die Kühle des Abends,
O, wie erfreulich sie!

Er.
Wie labend ist
Der runden Früchte Saft!

Sie.
Wie würzend ist
Der Blumen sicher Duft!

Beide.
Doch ohne Dich, was wär' mir

Er.
Der Morgenthau!

Sie.
Der Abendhauch!

Er.
Der Früchte Saft!

Sie.
Der Blumen Duft!

Beide.
Mit Dir, mit Dir erhöht sich jede Freude,
Mit Dir, mit Dir genieß' ich doppelt sie!
Mit Dir, mit Dir ist Seligkeit das Leben!
Dir sei es ganz geweihet!

Plötzlich sagte Herr von Armbrecht, den Stuhl zurückschiebend und sich erhebend: Man wird in die Zeit zurückgezaubert, wo der Großvater die Großmutter nahm. Wie rund und durch sonnig ist diese Musik und dieser Text!

„Sie lieben Haydn nicht, Herr von Armbrecht?" rief die junge Frau. Ach, das sehe ich als Kriegserklärung an! Ich schwärme für die Schöpfung. Giebt es etwas Schöneres, als:

„Mit Würd' und Hoheit angethan,
Mit Schönheit, Kraft und Muth begabt,
Den Himmel aufgerichtet
Steht der Mensch,
Ein Mann und König der Natur!"

Ihr flammender Blick glitt, während sie sang, von dem hochgewachsenen Gatten zu dem schmächtigen Berliner nieder, der jenem kaum bis an die Schulter reichte, und ihre schlanke Gestalt hob sich freudig und stolz.

Burchardt faßte ihre Hand und zog sie an sich, während er einfiel:

„An seinen Busen schmieget sich,
Für ihn aus ihm geformt,
Die Gattin hold und anmuthsvoll."

Herrn von Armbrecht's gelbliche Gesichtsfarbe war nach und nach in's Grünliche übergegangen. Er versuchte, ironisch zu lächeln, brachte es aber nur zu einer Verzerrung der Lippen.

Allerliebst! sagte er. Das Paradies — ohne die Schlange! Der Schäfertall — ohne den Wolf! Das war das Ideal unserer Ahnen vor hundert Jahren, im Zeitalter des patriarchalischen Regiments. Heut zu Tage, in dem Zeitalter des Parlamentarismus und der Frauenemancipation findet man eine solche Idylle fade. Aber hier kennt man die Frauenfrage wohl noch gar nicht? Diese Dissonanz ist wohl noch gar nicht störend in die Harmonie Ihres kleinstädtischen Stillebens gedrungen?

Doch! entgegnete Hiltegard. Aber wir haben die Lösung gefunden.

Die Lösung der Frauenfrage?! Was Sie sagen! Und die heißt? — Tugend und Genügsamkeit, nicht wahr?

Liebe! sagten beide Ehegatten zugleich.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Artistischer Theil.

Titelbild von Eugen Klimsch.
E. Hünten: Kronprinz Friedrich Wilhelm bei Wörth.
Chr. Zell: Kampf am Spicherer Berge.
Professor C. Haeberlin: Erstürmung von Froschweiler.
Hermine Stilke: Aus Kampf und Noth.
H. Scarin: Stillleben.
Professor E. Hildebrand: Am Strande.
Professor W. Camphausen: Wallensteiner.
M. Munkacsy: Die letzte Stunde eines Verbrechers.
J. Müller: Das Göschenenthal.
A. v. Werner: Vertrauliche Unterredung.
A. Gurnier: Rückkehr von der Weide.
Professor C. Haeberlin: Ludwig XI.
A. v. Wille: Mondschein.
Professor Adolf Schrödter: Wiltyprett.
Hugo Harrer: Forum des Kaisers Augustus in Rom.
C. Kröner: Ruhe im Walde.
Professor: A. Schmitz: Zerstörung Rom's.
E. Grotjohann: Fraser Kellermeister. Holzschnitt.
Eugen Klimsch: Constanze.
Ernst Peßler: Kaiserin Helena.
E. Grotjohann: Brautfahrt.

II.

Literarische Abtheilung.

	Seite
I. Gedichte.	
Maxim. Bellhack:	
Vergänglichkeit	27.
Der Braut	27.
Friedr. Bodenstedt:	
An die Kunstgenossen	1.
Zum Leben gehört das Trinken	2.
Neue Sprüche	47.
Trost	47.
Der vergrabene Schatz	47.
A. E. Brachvogel:	
Deutsche Meinung	VII.
Zum 2. September 1870	VI.
Ed. Bauer:	
Denksprüche	4.
Pfingstoffenbarung	5.
Beim deutschen Kriegsbeginn	II.
Deutscher Gruß an Straßburg	IV.
Den deutschen Künstlern	VIII.
H. Bube:	
Ein alter Friedhof	26.
Felix Dahn:	
Hagars Rache	
Lied der Greisen	
Gruß an den Rhein	1
Deutsches Lied	1
Deutsches Siegeslied	
Brüxer-Manfred:	
Mahnung	
Chinesisch	
A. Ebeling:	
Kaiserlied	
Albert Ferrari:	
Du Mond mit deinem Silberschein	
Rosend flüstern in den Linden	
Es zittern die Blätter so golden	
Wie alles Leid des Lebens	
J. G. Fischer:	
Ueber's and're Jahr	
Der Verlobten	
Dein Auge	
Mein jüngstes Neujahr	

Seite

Ludw. Aug. Frankl:
Kaiserin Helena . . . . . 61.
Karl Gerok:
Kaiser Albrechts Tod . . . . . 52.
Karl v. Gumppenberg:
Jus und Amor . . . . . 36.
Rob. Hamerling:
O Thränen sind ein fester Kitt . . . . . 16.
Winterlied am Bache . . . . . 16.
Lyrische Aphorismen . . . . . 17.
Stammbuchblätter . . . . . 17.
Friedr. Hofmann:
Ein Brief an ein Wickelkind . . . . . 35.
Hoffmann von Fallersleben:
König Wilhelm . . . . . VIII.
Josefine v. Knorr:
Nebelbilder . . . . . 21.
K. G. v. Leitner:
Die goldene Ehrenmünze . . . . . 49.
Der Leichenträger . . . . . 50.
Herm. Lingg:
Melusina . . . . . 44.
Feodor Loewe:
Ein Haus am Thor . . . . . 20.
Waldkühle . . . . . 21.
Melchior Meyr:
Eine poetische Aehrenlese . . . . . 17.
J. H. Mosenthal:
Die Musik . . . . . 38.
F. A. Muth:
Sonntagswanderung . . . . . 31.
Der Frater Kellermeister . . . . . 32.
Rheinfahrt . . . . . 32.
C. W. Neumann:
Mein Glück . . . . . 33.
Erwachen . . . . . 33.
Ferd. Obermann:
Mahnung . . . . . VII.
Friedr. Oser:
Frühlingsankunft . . . . . 5.
Lerchensang . . . . . 6.
Morgenwanderung . . . . . 6.
Waldeinsamkeit . . . . . 6.
G. Pfarrius:
Die Rheincorrection . . . . . 33.
F. G. Pfarrius:
Im Montafuner Thal . . . . . 12.
J. Priem:
Ein Meisterstück . . . . . 29.
Der verfluchte Quell . . . . . 30.
Zwei Unteroffiziere . . . . . 49.
Theod. Raebel:
Der Mai . . . . . 6.
Rose, Lilie und Vergißmeinnicht . . . . . 7.
Wehmuth . . . . . 7.
Trost . . . . . 7.
Wie lange die Liebe währt . . . . . 7.
Der Wanderer . . . . . 8.
Die Feuerlilie . . . . . 8.
Die drei Rosen . . . . . 8.
Heribert Rau:
Verzage nicht . . . . . 4.
So oder so . . . . . 4.
Erhabener Sinn . . . . . 4.
Heinr. Reder:
Cingel der Zigeuner . . . . . 42.

Seite

Otto Reisner:
Morgengruß . . . . . 13.
Der Liebesbote . . . . . 13.
Friedr. Roeder:
Agilulph . . . . . 58.
Max Schaffrath:
Bekenntniß . . . . . 19.
Blick in die Zukunft . . . . . 20.
Deutschland. Eine Vision . . . . . I.
Ernst Scherenberg:
An ihrem Grabe . . . . . 16.
Es sei kein Herz, wie der Demant . . . . . 16.
Georg Scheuerlin:
Der letzte Postillon . . . . . 36.
Germaniens Ruf an Elsaß und Lothringen . . . . . V.
Hurrah, die Todten reiten schnell . . . . . VI.
Max Schlierbach:
Sommerabend . . . . . 25.
Vor der Alpenhütte . . . . . 25.
Zerstörung Roms . . . . . 25.
Walther Schwarz:
Sechs Lieder . . . . . 22.
Einem Freunde . . . . . 23.
Mein Kind . . . . . 23.
Friedr. Seehof:
Der König von Sicilien . . . . . 55.
Fr. Xav. Seidl:
Noch hüllt ein Dämmerschein der Kindertage . . . . . 23.
Strophen . . . . . 24.
Phalanto . . . . . 24.
Aug. Silberstein:
Um deine Liebe . . . . . 14.
Ich weiß von unerhörten Wundern . . . . . 14.
Ich und vom Wald die Quelle . . . . . 14.
Heinr. Steinheuer:
Dorflieder . . . . . 27.
Albert Träger:
Melancholisches Sonet . . . . . 15.
Wie lieblich seid ihr . . . . . 15.
Adolf v. Tschabuschnigg:
Vergiß . . . . . 41.
Im Alpenhause . . . . . 41.
Sir Walter Raleigh . . . . . 42.
Gisbert Vincke:
Wie die Westfälinger umherkommen . . . . . 51.
R. Waldmüller-Duboc:
Turia . . . . . 58.
Godfried Wandner:
Jugendliebe . . . . . 10.
Welke Blumen . . . . . 10.
Großmütterchen . . . . . 10.
Feodor Wehl:
Der Vater an den Sohn . . . . . 3.
Der preußische Invalide . . . . . III.
Neueste Geschichte . . . . . VII.
v. Wickenburg-Almasy:
An einer Ruine . . . . . 34.
An mein Kind . . . . . 34.
Heinrich Zeise:
Wanderlied . . . . . 11.
Vernarbt . . . . . 12.

2. Novellen.

Karl v. Gumppenberg: Georg von Maxlrain . . . . . 63.
Mathilde Raven: Das wiedergefundene Paradies . . . . . 78.

Deutsches
Künstler
Album
1874.
Kunstreiche Hand
Geht durch alle Land'.

Deutsches

Künstler-Album.

Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter.

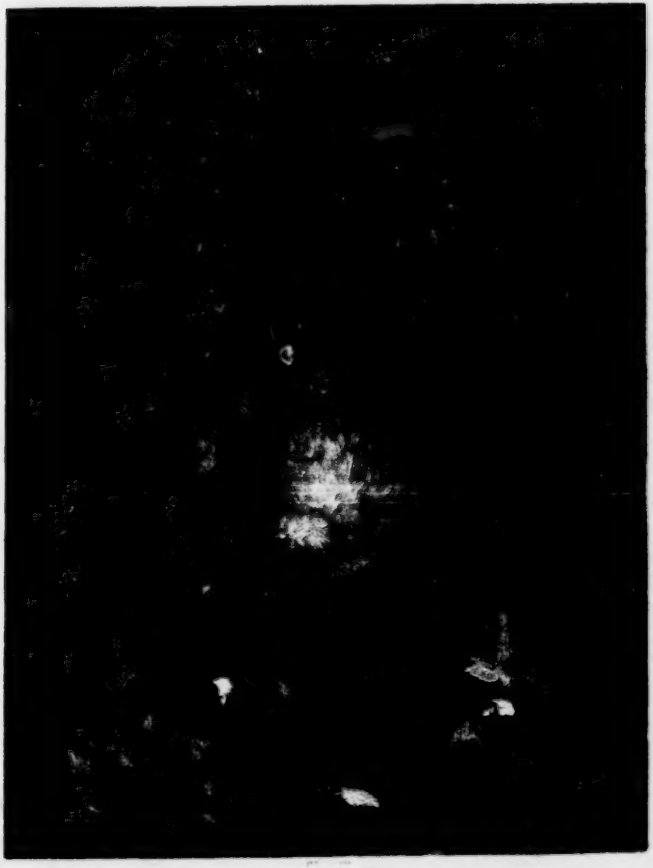
VII.

Herausgegeben von Adolf Ebeling.

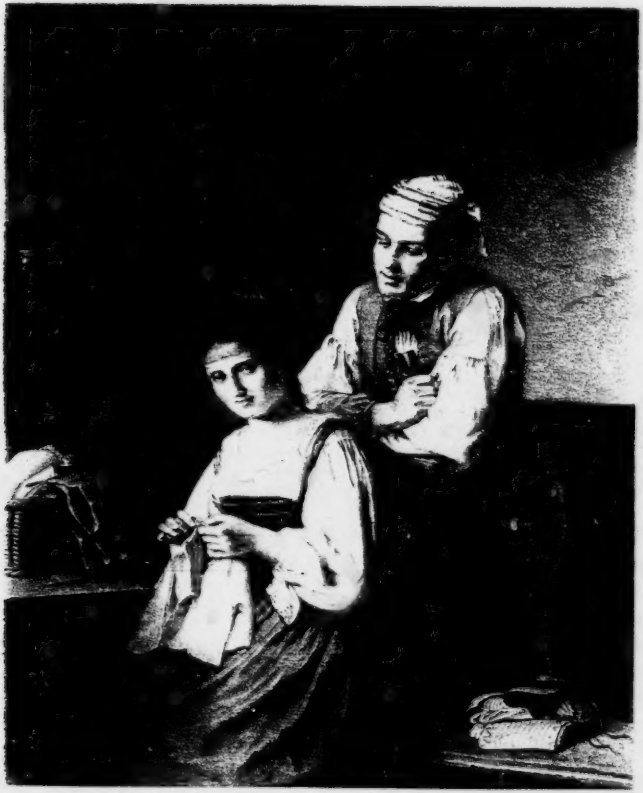
Düsseldorf.

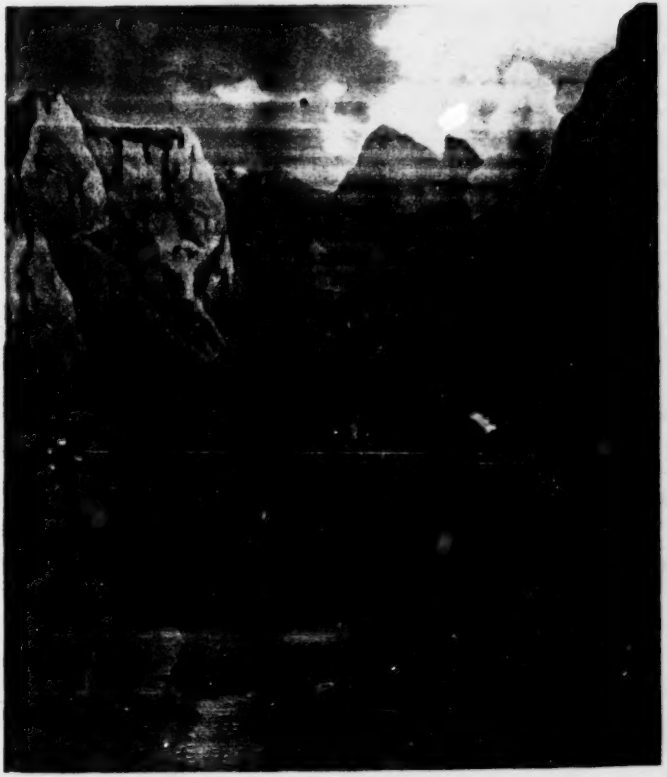
Verlag von Breidenbach & Comp.

1874.



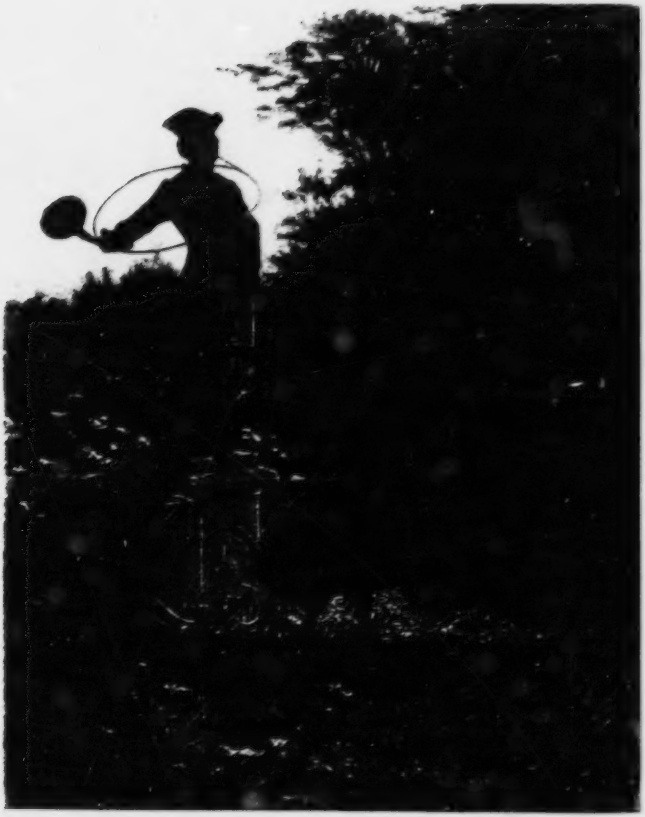
Schönen guten Morgen!

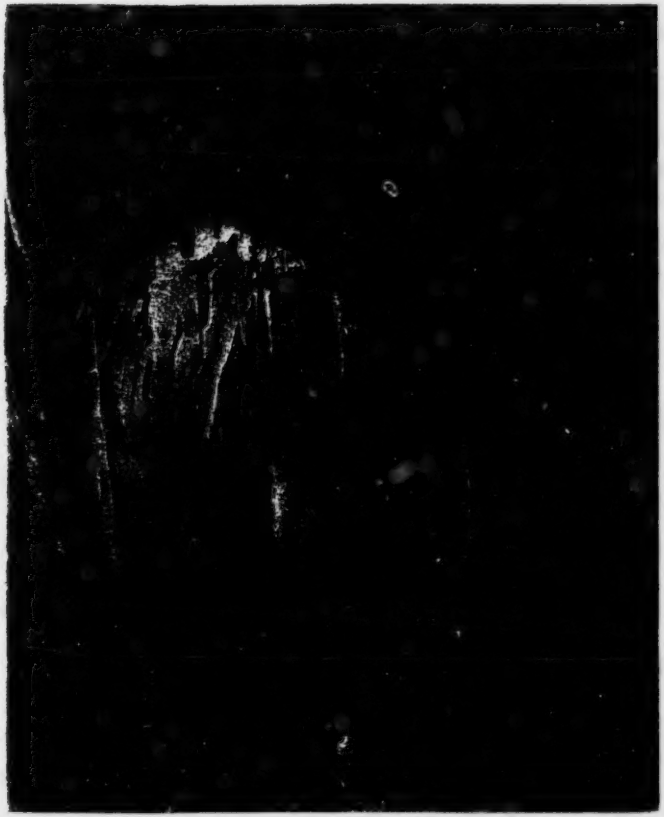




Vergänglichkeit.

Jadermann





G. Emil Barthel.

Mannestrauer.

Reich ein strenges, hartes Joch
Ist des Mannes Traurigkeit,
Und wie anders drückt es doch
Als des Jünglings schwerstes Leid!

Düstern Dranges Schwärmerei
Ist des Jünglings größte Qual;
Was auch ihre Quelle sei,
Glänzt ihr doch ein Hoffnungsstrahl.

Aber ach! des Mannes Herz
Birgt Entsagen und Verlust,
Und es trägt den tiefen Schmerz
Hoffnungslos und vollbewußt.

Wo des Jünglings Herzensbann
Sprengt der Thräne Segensflut,
Starret trocknen Auges der Mann
In des Schmerzes heiße Glut.

Und dieweil er ohne Lust
Rüstig schafft im Sonnenbrand,
Preßt die krampfgeschnürte Brust
Nur zuweilen seine Hand.

Nur zuweilen dumpf und bang
Ringt ein Klageton sich los,
Und er wünscht sich ewiglang
Auszuruhn im Erzensschoß.

Nur zuweilen schreit nach Lust
Laut sein Herz voll Widerstreit;
Lechzend schlürft dich seine Brust,
Taumelkelch Vergessenheit.

Aber aus des Kelches Grund
Steigt herauf ein Rache-Chor: —
Unglückselig ist er! — und —
Unglückselig'zer als zuvor.

Leid in Lust und Lust in Leid.

Glaubt nicht, daß ich fröhlich sei,
Sing ich auch in leichten Scherzen:
‚Poesie ist tiefes Schmerzen',
Klingt sie noch so froh und frei.

Aus der rabenschwarzen Nacht
Glänzt der Stern, der goldig-helle;
Plaudernd hüpft die Silberquelle
Lustig aus dem dunkeln Schacht.

Aus der Erde hochgemut
Steigt empor die schlanke Rebe;
Daß sie edle Trauben gebe,
Schneidet man sie bis auf's Blut.

Nur der Saft der Trauben weiht
Herrlich unsre Freudenfeste,
Singend leben unsre Gäste
Geistestrunkner Fröhlichkeit.

Lustberauscht ist jeder dann,
Scherzend lieblich nach Gefallen;
Doch am fröhlichsten von allen
Ist der größte Schmerzensmann.

Preisend laut das frohe Fest,
Singt er helle Jubellieder;
Ach, wer weiß, wie selten wieder
Ihn der Ernst des Lebens läßt!

Doppelt frei zu lauter Lust
Athmet auf bei heilen Scherzen
Seine von den tiefsten Schmerzen
Schwer bedrückte Menschenbrust.

Maximilian Beilhack.

Des Vaters Mitgabe.

(Zu Uhland's Gedächtniß)

Tritt in die Welt, mein Sohn, mit festem Fuß,
Für's Leben kann nur der Entschloss'ne taugen;
Der guten Mutter noch den Abschiedsgruß
Und dann die Thräne weg aus deinen Augen!
Mit meinem Segen nimm hier Uhland's Lieder,
Der Talismann bewahrt dich treu und bieder.

Du kennst das Buch, das freie Kunst uns schrieb,
Und manches Blatt hast du schon heiß verschlungen;
War dir ja längst klein Roland schon so lieb,
Des Knaben Berglied hast du oft gesungen.
Des Drachen Brut schlugst du mit Siegfried's Schwerte,
Und freutest dich, wie sich der Schwabe wehrte.

Gebetet hast du im verlornen Dom,
Und bang hast du des Sängers Fluch gelauschet,
Fuhrst mit verstord'nen Freunden auf dem Strom,
Der Mährin Sense hat dir hell gerauschet.
Gesang und Krieg, das eine in dem andern,
Klang dir, das Lied vom Frühling und vom Wandern.

Einkehrtest du beim Wirthe wundermild,
Du berchtest auf den Hammerschlag des Schmiedes,
Das Kleinod brachst du aus des Riesen Schild,
Warst oft nicht mehr beim ersten Glas — des Liedes,
Fuhrst über's Meer mit Karl zu kühnen Thaten,
Auf Abenteuer aus mit Fortunaten. —

Nun bist du Mann. Nimm nun das Buch zur Hand,
Durchforsche jetzt der ernstern Blätter Weisen;
Erglüht dein Herz für Recht und Vaterland,
So hast du Uhland's Geist herausgelesen.
Der bitte dich, daß nie der Sinn dir wanke,
Zum freien Mann in des Gesetzes Schranke!

Zieht Liebe dich zu Goldschmieds Töchterlein,
Gib's Ringlein ihr, sie wird es wärmig tragen.
Frei'st du im Sturme, wie Graf Eberstein,
Magst du beim Tanz der Braut dasselbe sagen.
In deinem Haus mag dir für redlich Müden
Durch sie ein bessres Singenthal erblühen.

Dünkt dir ein Mann der Freundschaft werth zu sein,
Frag' ihn: „Liebst du auch Ludwig Uhland's Lieder?"
Entgegnet er, unglaubbar, dir mit Nein,
So schüttle niemals ihm die Rechte wieder,
Das Tafeltuch zerschneid' wie Herzog Greiner
Schnell zwischen euch; der Deutschen ist er keiner.

Den Fürsten ehre nicht als feiger Knecht,
Die Wahrheit laß zu seinem Thron erschallen,
Und gilt's den Kampf um's alte, gute Recht,
Weißt du als braver Kamerad zu fallen,
Wie Sven und Ulf für's Vaterland zu sterben —
Den Uhland müssen Deine Kinder erben.

Das Brandenburger Schwert im Rhein.

1674 und 1870.

Mit fliegenden Fahnen, mit klingendem Spiel,
Im Herzen Sonnenschein,
Das Straßburger Münster im Aug' als Ziel,
So ziehn wir über den Rhein.
Der rauscht uns zum Ohr vernehmlich genug
Und wälzt seine Wogen sacht —
Wer hätte da nicht an den preußischen Zug
In früheren Tagen gedacht.

Bald werden es völlig zweihundert Jahr',
Da flog nach dem Straßburger Thurm
Zum Schutze für deutsches Recht der Aar
Von Brandenburg zum Sturm. —
Da nahm, zu retten das Elsasserland
Vor dem gierigen Frankenreich,
Der große Kurfürst das Schwert in die Hand,
Prinz Emil mit ihm zugleich.

Doch ob ihr Herz kampfmuthig schlug,
Ob vorwärts ihr Auge flog,
Der Bundesgenossen Zwist und Trug
War's, der sie rückwärts zog.
Und als die Brandenburger zurück
Marschirten über den Rhein,
Da ritt voran auf der Straßburger Brück'
Der eiserne Kurfürst allein.

Dann folgte sein Heer mit gesenktem Schwert,
Nachschleppend die Partisan,
Die treue Muskete nach unten gekehrt,
Mit Flor verhüllt die Fahn'.
Und durch die kalte Decembernacht
Klang heut kein fröhliches Spiel,
Die Trommeln schlugen dumpf und sacht,
Sie klagten um Prinz Emil.

Der Kurfürst aber klagte nicht laut,
Zu Straßburg weilte sein Sinn
In der Kaiserpfalz, wo zuletzt er geschaut
Nach dem sterbenden Sohne hin,
Der flüstert: „O Vater, und mußt Du zurück,
So senke mich hier in die Gruft;
Hier will ich ruh'n, bis mit besserem Glück
Ein Zollern mich wach einst ruft."

„Hier, wo mein Herz vor Kummer bricht
Ob Deutschlands verlorener Ehr',
Hier ruf' es als Rächer dereinst zum Gericht
Deutschlands vereinigtes Heer.
Und könnt ihr noch immer im Rhein den Hort
Der Nibelungen nicht schau'n" — —
Hier spricht er zum Vater ein leiseres Wort,
Und dann folgt Todesgrau'n.

Des Wortes gedenkt sein Vater jetzt,
Zum Bebrgebäng greift die Hand,
Und nun, die Sporen eingesetzt,
Vorspringt er zum Uferrand.
Er ruft und schleudert des Sohnes Schwert
Mit kräftigem Schwung in die Flut:
„Bis Deutschlands Eintracht wiederkehrt,
Hier Deutschlands Ehre ruht" . . . . . .

Und weiter und weiter ging der Zug
Gen Norden immer hin,
Nach manchen trüben Stunden schlug
Die Stunde von Fehrbellin.
Auch unsere Siegesstunde ruft,
Der Zeiger nach Straßburg weis't, —
Steig' auf aus Deiner entsühnten Gruft,
Sei mit uns, Emil's Geist!

Moritz Blanckarts.

Quentin Messis.

(geb. in Antwerpen um 1460, gest. daselbst 1529.)

Ernst und traurig in der Schmiede
Stand der Lehrling an der Esse,
Schlug gewaltig auf das Eisen,
Daß er Liebesharm vergesse.

Doch es wollt' ihm nicht gelingen,
Und wie hell die Funken sprangen,
Heller doch aus Mädchenaugen
In sein Herz die Blicke drangen.

Und wie laut sein Hämmern dröhnte,
Nimmer konnt' es übertönen
Seiner Sehnsucht laut Verlangen
Zu der Nachbarin, der schönen.

So vergingen viele Wochen,
Und er sah mit stillem Neide
Auf den Maler, welcher täglich
Zu ihr ging im Wamms von Seide.

Ach, der arme Schlosserlehrling
Stand verzweifelnd an der Esse,
Schlug vergeblich auf das Eisen,
Daß er Liebesharm vergesse!

Da vernahm er, wie es schmerzlich
Der Geliebten Herz berühre,
Daß der Maler nicht den Hammer
Und der Schmied den Pinsel führe.

Erst vermocht' er kaum zu fassen
Diese freudenreiche Kunde;
Aber nie mehr in der Werkstatt
Sah man ihn seit jener Stunde.

Mit dem regsten Eifer strebt' er
Fürder sich der Kunst zu weihen,
Um als hochberühmter Maler
Nicht mehr aussichtslos zu freien.

Was so lang' in ihm geschlummert,
Ohne daß er's noch entdeckte:
Ein Talent von seltnem Werthe,
Liebe war's, die es erweckte.

Und erfüllt ward all sein Hoffen,
Reiches Glück belohnt sein Streben,
Und der Name Quentin Messis
Wird für alle Zeiten leben.

Stabstrompeter Roch

bei Mars la Tour.

Es jagten über die grüne Flur
Die grünen Husaren bei Mars la Tour,
Anspornend die wiehernden Pferde.
Die feindlichen Kugeln schrecken sie nicht,
Ob roth auch das Blut aus den Wunden bricht
Den Söhnen der rothen Erde.

Voran sprengt Oberst von Eberstein,
Sein Stabstrompeter, dicht hinterrein,
Ließ schmettern die hellen Fanfaren.
So geht es in freudigem Siegeslauf,
Nichts hält die Braven im Angriff auf,
Schon weichen die fränkischen Schaaren.

Da sieht sich auf einmal vom sichern Tod
Der Oberst durch einen Franzosen bedroht,
Der zielend erhebt die Muskete.
Doch ehe die Kugel entfahren ihr noch,
Sprengt vorwärts der Stabstrompeter Roch
Und hebt zum Schlag die Trompete.

Sie, die nur Signale geblasen im Streit,
Ward nun zur vernichtenden Waffe geweiht
Und rettet des Obersten Leben:
Gewaltig trifft sie des Feindes Haupt,
Daß taumelnd er stürzt, seiner Sinne beraubt,
Um nie einen Schuß mehr zu geben.

Wohl war auch zerschlagen das Instrument,
Doch blies der Alte dem Regiment
Auf der neuen Trompete zum Siege.
So kehrt' er, das eiserne Kreuz auf der Brust,
An Eberstein's Seite in freudiger Lust
Zurück aus dem glorreichen Kriege.

Victor Blüthgen.

Nachtgebet.

Es kam die Nacht, es kam die Nacht
Und draußen pfiff der Wind,
Da hab' ich heimlich noch gedacht
An dich, du fernes Kind.

Vor meinem Blick so traumesholb
Stieg auf dein Augenpaar;
Wie trunken glitt der Lampe Gold
Dir durch das braune Haar.

Es pfiff der Wind mit Macht, mit Macht,
Die Brust in Sehnsucht schwoll,
Und plötzlich war in mir erwacht
Ein Sorgen liebevoll.

Ich löschte still der Lampe Schein;
Nacht war, was mich umgab,
Als ich, mit meinem Gott allein,
Für dich gebetet hab'.

Lästre nicht das bange Schmachten —

Lästre nicht das bange Schmachten
Und das schmerzliche Getriebe;
Was du blöde mir bespöttelst,
Ist das Erbtheil ächter Liebe.

In die Dornen mußt du greifen,
Willst du mit der Rose kosen;
Ach, die stärksten Dornen tragen
Oft die zartesten der Rosen.

Süße Rose, Liebesrose,
Ob auch brennen meine Wunden:
Spür' ich deines Kelches Duftbauch —
Nimmer braucht' ich zu gesunden!

Friedrich Bodenstedt.

Zur Vermählung meiner Tochter Jenni mit dem Hauptmann von Petersdorff. (17. September 1872.)

Ein Kind verläßt uns nach dem andern,
Blickt leid- und lustbewegt zurück
Aufs Vaterhaus, um fortzuwandern
Nach eigner Wahl zu neuem Glück.
Hier wird getrennt und dort gebunden
Nach wechselvollem Menschenlos —
Hier wird verloren, dort gefunden:
O, sei dein Glück im Finden groß!

Dich trieb kein Zwang, dich zu vermählen,
Du folgtest eignem Herzensdrang,
Den Heldengatten dir zu wählen,
Der dich nach Kampf und Sturm errang,
Dess Blick der Schlachtlärm nie verwirrte,
Dess Herz bewährt vor Freund und Feind,
Und der den Lorbeer mit der Myrthe
Zu schönem Bunde nun vereint.

Noch ist dir Trübes nicht begegnet,
Du warst geliebt von Jung und Alt,
Es hat der Herr dich reich gesegnet
An Geist und Herz und Wohlgestalt.
An Reinheit pflege diese Gaben,
Such' Glück, das aus dem Innern kommt,
Und was du wünschest, wirst du haben,
Wenn du nur wünschest, was Dir frommt.

Ich wünsche dir, du mögest sagen
Als Gattin über Jahr und Tag,
Wie ich in meinen alten Tagen
Beglückt es heut noch sagen mag:
Ich hab' im bunten Weltgetriebe
Der Menschenlose viel gesehn,
Doch keines schöner als die Liebe,
Wenn sich zwei Herzen recht verstehn.

Meiner Gattin

zum Weihnachtsabend 1872.

Was soll ich dir zum Christkind schenken,
Du liebes Weib, du treues Herz?
Ich muß den Blick zurück heut lenken,
In früh're Tage heimathwärts;
Wenn ich der Kerzen hell Gestimmer
Auf dem geschmückten Tannbaum seh',
So überschleicht mich heimlich immer
Ein unaussprechlich tiefes Weh.

Gewaltsam alle jungen Leiden
Rief die Erinn'rung mir zurück;
Mir blieben fremd der Jugend Freuden
Und fremd der Kindheit sonnig Glück;
Nur Unglück hatt' ich zum Genossen,
Und legt' ich nieder mich, zu rub'n,
Hab' ich gar oft mein Aug' geschlossen
Im Wunsch, es nie mehr aufzuthun.

Erst spät und meiner Heimat ferne
Ging heiter mir das Leben auf;
Mir glänzten viele schöne Sterne,
Ich wagte manch vermegnen Lauf;
Frisch trieb ich nun im Weltgewimmel,
Und Geist und Herz ward reich genährt —
Doch dauernd Glück hat mir der Himmel,
Erlitam, nur durch dich gewährt!

Und diesem Glück zum Angedenken
Für Kinder und für Kindeskind,
Laß dir dies Lied zum Christkind schenken;
Es bleibt, auch wenn wir nicht mehr sind,
Um ihnen, wie jetzt dir, zu sagen,
Daß mir mein Bestes ward durch dich,
Weil nie ein edler Herz geschlagen
Für einen Mann, als deins für mich!

Aufschwung.

Es weht der Gottesodem
Durch Himmel, Erd' und Flut;
Haucht aus der Tiefe Brodem
Und aus der Höhe Glut.

Läßt Adler hoch sich schwingen,
Geipreizte Pfau'n sich blähn,
Läßt Nachtigallen singen
Und Glaubenshähne krähn.

Schafft Kräfte der Entzweiung,
Läßt Thorheit herrschen lang;
Doch gibt auch zur Befreiung
Der Weisheit Kraft und Drang.

Der Frühling heilt die Schäden,
Die uns der Winter schlug;
Weisheit spinnt gold'ne Fäden
Aus Thorenwahn und Trug.

Du forsche nicht vergebens
Nach dieser Schöpfung Sinn:
Zieh' aus dem Schmerz des Lebens
Auch deinen Glücksgewinn!

Der Quell.

Der Quell, der hoch vom Berge springt,
Bahnt leicht sich seinen Lauf;
Den Quell, der aus der Tiefe dringt,
Hält manches Hemmniß auf.

Der eine strahlt in lichter Pracht,
Sein Lauf ist ein Triumph;
Des andern hat kein Auge Acht,
Er endigt oft im Sumpf.

Und ob auch ganz die gleiche Kraft
In beiden webt und wirkt:
Wie anders, was die freie schafft,
Als die zu eng bezirkt!

Reimsprüche.

1.

Weisheit macht glücklich: doch die größte Summe
Von Weisheit schafft zugleich die größten Leiden.
Am glücklichsten auf Erden ist der Dumme,
Mag auch kein Weiser ihn darum beneiden.

2.

Die von Fürsten verliehene Herrlichkeit
Wire gerne geehrt und gelitten —
Doch für Gaben, die Gott und Natur verleiht,
Hat der Mensch um Verzeihung zu bitten.

3.

Gar Vieles kann der Pöbel ertragen
Im Leben, wie in der Literatur:
Nur Menschen nicht, die ihn überragen —
Dagegen sträubt sich die Pöbelnatur.

4.

Doch wirst du, Freund, die Pöbelnatur
Nicht finden auf Märkten und Gassen nur:
Es gibt auch vornehmen Pöbel
In dieser gesegneten Welt,
Der viel auf kostbare Möbel,
Frauen, Pferde und Hunde hält.

Dräxler-Manfred.

Bei Jahren.

Früh Morgens schlüpft der Sonnenschein
So klar und rein zu dir herein
Und schleicht sich immer weiter.
Heraus Gesell, vom Bette schnell!
Er macht dir Herz und Stube hell
Und deine Seele heiter.

Jetzt bist du frisch und aufgeräumt,
Nur nicht gesäumt und noch geträumt,
Jetzt laß die Zügel schießen.
Am Morgen schafft die frische Kraft
Und bist du einmal launenhaft,
So leg' dich auf's Genießen.

Der neue Tag, o sieh, er lacht
In stiller Pracht und Schönheitsmacht,
Das laß dir nicht entgehen, —
Begeisterung und hoher Schwung
Zu geistiger Eroberung
Wird deine Brust durchwehen.

Vor Jahren, als ein Jüngling du,
Da schliefst du fort in süßer Ruh,
Das war dir zu vergeben;
O Seligkeit! ein Wald von Zeit
Wo Tag' und Jahre dicht gereiht,
War damals noch dein Leben.

Doch jetzt wirst du allmälig alt,
Gelichtet bald ist jener Wald,
Du mußt um Stunden geizen;
Drum stehle sie dem Morgen früh
Und schwelge jung die Phantasie
An jungen Tagesreizen.

Wohl hat das alte Sprüchwort Grund:
Die Morgenstund' hat Gold im Mund;
Auf, mache dir's zu eigen;
Es gibt Natur dir Silber nur,
Doch soll einst deines Daseins Spur
Das Gold der Arbeit zeigen.

Freund und Frau.

Ein wahrer Freund, o merke das!
Sei gegenüber Dir wie Glas:
Das läßt nicht Wind noch Regen ein;
Doch Wärme wohl und Sonnenschein,
Das zeigt dir treulich dein Gesicht,
Doch schmeichelt und verzerret es nicht;
Das schärft dein Auge, wenn es gilt
Und rückt dir näher Bild um Bild;
Das reicht dir deinen Labetrank
Und hat, geleert, den besten Dank.

Ein treuer Freund, deß achte wohl!
Der hat im Baume sein Symbol:
Der beut dir erst sein Schattendach
Und seine Früchte hinten nach;
Der zimmert sich zum Hause dir,
Wo Glück und Liebe nimmt Quartier;
Der brennt im Span und Gas dir hell
Und wärmet deine Feuerstell',
Und winterst du dich sterbend ein,
Umschließt er dich als letzter Schrein.

Ein Mädchen, das dir wohlgefällt,
Ist wie der Sonnenschein dem Feld:
Er lockt Keime hier und Saat,
Sie weckt Träume dir und That;
Er macht aufjubeln Gau und Hag,
Sie setzt dich im Zauberschlag;
Es sehnt nach ihm sich jede Flur,
Und schmachtend folgst du ihrer Spur,
Wie wird durch ihn die Erde warm,
Doch wärmer Dir in ihrem Arm!

Ein liebes Weib, das dir gehört,
Ist wie die Luft so rein und werth:
Du atmest sie und bist genaut,
Dein Dasein ist mit ihr im Bund, —
Sie deiner, ihrer du ein Stück,
Nothwendigkeit und Lebensglück;
Ein Engel, ruhig, mild und klar,
Umgibt sie dich allimmerar;
Und senken sie dich tot hinab,
Umjauselt trauernd sie dein Grab.

Georg Frhr. v. Dyherrn.

Auszulöschen, was geschehn.

Auszulöschen, was geschehn,
Hat kein Gott die Macht,
Darum wirft der Abendschein
Nie zur Sonnenpracht.
Darum bringt vergang'ne Zeit
Kein Gebet zurück,
Und die Thräne weckt nicht auf
Das versunk'ne Glück.

Und doch gibt's ein hehres Glück,
Das, begraben lang,
Fort und fort erwacht und lebt,
Wie ein Echoklang:
Und so hatt' auch ich ein Lieb,
Das mich nicht betrog,
Das wie weicher, süßer Ton
Durch mein Leben zog. —

Auszulöschen, was geschehn,
Hat kein Gott die Macht;
Doch wenn stirbt der Abendschein,
Kommt die sanfte Nacht,
Bringet Frieden, bringet Ruh' —
Ist's die Sonne nicht,
Die am Himmel zieht herauf,
Ist's der Sterne Licht!

Abendlied.

Um der Berge blauen Scheitel
Weisen Hauch die Dämm'rung webt,
Fernes Abendglockenläuten
Durch die blaue Nachtluft schwebt.
Eine einz'ge Wolke segelt
Dort umhüllt vom letzten Gold,
Und mir ist, als ob sie Frieden
Segnend niederthauen wollt'! —

Nun der letzte Schein verglommen
Und der letzte Laut verhallt,
Plaudern noch die Wasser leise
Und im Traume spricht der Wald.
Herzensruhe, Himmelssegen,
Die verloren lang geglaubt —
Alles findest hier du wieder,
Was die Welt dir hat geraubt.

Auf dem Comer See.

Drei Engel schweben über die Lande:
Gebet und Schlaf und Traum;
Auf ihrem dunklen Gewande
Glänzt hell der Sternensaum.
Und wenn erlosch der letzte Schimmer,
Der Strand im Schlummer ruht,
So gleitet des Mondes Barke immer
Noch silbern durch die Flut.

Wo Niemand noch gestanden
Hoch droben auf der Berge Firn',
Da möcht' ich ob den Landen
Stehn mit den Wolken Stirn an Stirn.
Fern von der Menschen Pfaden
Und unberührt von ihrer Qual,
Möcht' ich die Seele baden
Im ersten und im letzten Strahl.

Das Boot zieht weite Kreise
Still durch die blaue Flut
Und bald die Welle wieder
So allverschwiegen ruht.
Legst du an's Ohr die Muschel,
So ist erwacht der Klang
Der Wogen, der hinunter
In ihre Tiefe drang.

So zieht das Weh die Kreise
Durch unsre Menschenbrust:
Bald lächelt hold das Auge
Und spricht der Mund voll Lust.
Doch wenn in stillen Stunden
Dein Herz du hast befragt:
Dort stets die leise Stimme
Begrab'nes Glück beklagt.

Somma-Riva.

Schwarzäugiger, schlanker Matrose,
Bellaggio's braunes Kind,
Auf deine Locken lose
Drücke den Hut geschwind.

Dein Wamms, das scharlachrothe,
Wirf über die Schulter, Gesell,
Und fahr' im bewimpelten Bote
Hinaus auf den See mich schnell!

Die Villa Carlotta glänzet,
Terrassen steigen empor,
Die hohe Myrthe bekränzet
Das breite Gitterthor.

Granaten lauschen glühend
Und Trauben purpurgeschwellt;
Die Aloë steht blühend,
Die Sphynx der Blumenwelt.

Dort über die Marmorbilder
Im hohen Fürstensaal,
Da flutet leuchtend ein milder
Magischer Sonnenstrahl.

Mir ist, ein Lächeln habe
Verklärt der Psyche Gesicht —
Der herrliche Götterknabe
Hat er geküßt sie nicht?

Und wenn ich die Blicke wende,
Schau' ich die Büßerin;
Fließt über gefaltete Hände
Nicht leise die Thräne hin?

Thorwaldsen's Genius schwebet
Umher mit stolzem Flug,
Und jeder Heros lebet
Im Alexanderzug.

Da draußen rauscht ohn' Ende
Des Springbrunn's Silberstrahl,
Als spielten Nixenhände
Mit Perlen ohne Zahl.

Frisch auf! mein braver Matrose,
Die Abendlüfte weh'n!
Ich hab' die schönste Seerose,
Die Somma-Riva geseh'n!

Helene Engelhardt.

Idylle.

Hinter den Bergen versinkt die prächtig leuchtende Sonne,
Taucht in den Schimmer noch einmal die trotzigen Stirnen der Alpen,
Läßet in rosigem Licht die schneeigen Häupter erglänzen,
Schmückt sie mit goldenem Kranz, gleich stolzen Heroen der Vorzeit.
Einmal noch lächelt ihr Auge hinab in den traulichen Thalgrund,
Küsset mit scheidendem Strahl das Dörfchen am Fuße der Gletscher,
Spielt in den Kronen der Linden, vergoldet die Spitze des Kirchthurms,
Senkt sich dann müde zur Ruh', um still in den Fluthen zu träumen.

Aber im Dorfe, da herrscht noch heiter bewegliches Leben,
Denn es pranget gar lieblich im festlichen Schmucke des Sonntags.
Erntefest feiern sie heute. — Im erfrischenden Hauche des Abends
Unter der blühenden Linde des Dorfes vereint sich die Jugend;
Aehrenstrauß' in den Händen und Kränze von Weinlaub im Haare,
Erelweiß vor dem Mieder die Schaaren der lieblichen Mädchen,
Gemsbart und Geierfeder am Hut die fröhlichen Burschen,
Strömen zum Tanze herbei, und der festliche Reigen beginnet.

Vor dem behaglichen Hause, im Schatten der dichten Kastanien,
Lehnet der Pfarrherr, der greise, im dämmernden Lichte des Abends,
Schaut nach den tanzenden Paaren, die munter im Takte dahinziehn,
Lächelt und schüttelt den Kopf, und sinnet und lächelt dann wieder.
Wohl mag heut' er lächeln, gerenkt er vergangener Tage. —
Bald ist's ein halbes Jahrhundert, da tanzt' im Reigen ein Mädchen,
Frisch wie der Thau auf den Fluren und schön wie der rosige Morgen —
Erntefest war es auch, da führt' er den Eltern die Braut zu.
Vater und Mutter, sie legten die Hände segnend auf's Haupt ihm —
Längst schon entschliefen die Guten nach treulich vollendetem Tagwerk!

Hier im Hause, wo einst er die Spiele der Kindheit getrieben,
Ist er ergraut und gealtert im traulich heimischen Dörfchen;
Rüstig versieht er das Amt noch, der Greis mit den schneeigen Locken,
Fröhlich umhüpfen ihn heute die blühenden Schaaren der Enkel.
Jeden kennt er im Ort, und lieb ist ihm Jeder geworden:
Eingesegnet hat er die Maid hier im vorigen Jahre,
Jenes Paar dort getraut, und hier diese Kinder getaufet,
Ach, und im Laufe der Zeit gar Manchen zur Ruhe gebettet!

Tiefer schon senkt sich der Abend, und still ist's im Dorfe geworden,
Längst um die schattige Linde verstummte der fröhliche Reigen,
Hoch auf der Alm ist leise das Horn des Sennen verklungen.
Ueber den Bergen erwacht der dämmernde Schimmer des Mondes:
Friede, du seltener Gast, du Engel, den Oelzweig in Händen,
Schirm das lächelnde Thal, und wohn' in den Herzen der Menschen,
Daß sie, genügsamen Sinnes, in stiller Verborgenheit leben,
Schuldlos und reinen Gemüthes an thätiger Arbeit sich freuen,
Frei wie die Berge ringsum, und nimmer nach Bösem begehren!
So sprach leise der Pfarrherr und trat in das Haus zu den Seinen.

Im wunderschönen Monat Mai.

Der wunderschöne Monat Mai
Erglänzt in hellem Zauberschein
Wie taucht das Herz so wunderfroh
In all' die Frühlingsluft hinein!
Springen duften, Rosen blüh'n,
Des Lenzes buntes Allerlei,
Es keimt und grünt und sprosst hervor
Im wunderschönen Monat Mai.

Und anders, anders ward es dann;
Gealtert ist die schöne Welt.
Es wechselte der Menschheit Loos,
So wie die Woge steigt und fällt.
Wie manches Volk bedeckt das Grab,
Wie manch Jahrtausend zog vorbei,
Seit ihn der erste Mensch genoss,
Den wunderschönen Monat Mai!

Doch rückwärts, rückwärts eilt mein Geist
Zum Anfang aller Tage hin;
Der erste Lenz der jungen Welt,
Er spiegelt sich vor meinem Sinn:
Da wallt ein schuldlos Menschenpaar
Im Paradiesesgarten frei,
Geniesst mit Kinderseligkeit
Den wunderschönen Monat Mai.

Und heute lacht die Erde mir,
Und mich erfreut der Sonne Gluth,
Und tief im Busen perlt und schäumt
Der ungebroch'ne Jugendmuth.
Noch eine kurze Spanne Zeit,
So ist des Blühens Frist vorbei,
Der Lebensfrühling ist dahin,
Der wunderschöne Monat Mai.

Doch welkt der Wange Rosenroth
Und ist die Locke altersgrau,
Der Jugendzauber fortgeweht
Von Herbststürmen kalt und rauh,
Nimm hin, o Welt, was irrisch ist! —
Es zagt die Seele nicht dabei:
Es blüht im Geist unsterblich fort,
Der wunderschöne Monat Mai!

Heinrich Freimuth.

Mittagsläuten in der Stadt.

Gepriesen, heller Glockenschlag!
Wüsst' ich mir doch von allem Läuten
Am lieben langen Wochentag
Nicht eines freundlicher zu deuten.

Bei deinem Klange kühlt der Schweiß
Sich auf des Werkners glüh'nden Wangen;
Ich seh' den tausendhänd'gen Fleiß
Zum schwer errung'nen Brode langen.

Du pochst an Fenster, Thür und Thor,
Da glättet sich manch' düst're Miene;
Da leuchten schaarenweis hervor
Die bleichen Sklaven der Maschine.

Es lügen Mär' und Ammenmund —
Nicht wandeln in der Nacht Gespenster;
Sie wandern um die Mittagsstund':
Wollt ihr sie seh'n — kommt her an's Fenster!

Ha, ihrer Tausende! Sie sind
Lebend'gen Leibs bei Tag begraben,
So Mann als Weib, so Greis als Kind —
Die müssen auch ihr Stündlein haben.

Schlag Zwölf sind die Gespenster frei,
Da dürfen an die Luft sie wandern;
So zieh'n sie bis zum Hahnenschrei —
Die hier bei Tag, wie Nachts die andern.

Gepriesen, heller Mittagsklang;
Du rufst die Herren und die Knechte
Zum Stuhl der Rast, zum Feiergang —
O, wer nicht dankbar dir's gedächte!

Das Band, das Hungers Zwang zerriß,
Darf, Glocke, sich bei deinem Klingen
Um jeden Kreis der Kümmerniß
Ein flüchtig Stündlein wieder schlingen.

Es drückt die Kette keine Hand,
So weit die hellen Klänge trafen;
Es trägt die Erde, Land um Land,
In dieser Stunde keinen Sklaven!

Schneeabend im Felde.

Der Himmel Nacht — die Erde Licht!
Ein weiter Silbersee das Feld,
Den rings mit weißen Rosen dicht
Der nied're Hag umschlossen hält.

In lichten Blüthen steht der Baum,
Als wär's in laner Maiennacht;
Kein Fleckchen ist im weiten Raum,
Das nicht in hellem Schimmer lacht.

Die rothen Hüttenlichter glüh'n,
Rubinen gleich auf weißem Taft —
Und stumme Poesieen blüh'n
In stiller Runde zauberhaft.

Die schwarze Sammetmaske nimmt
Der volle Mond nun vom Gesicht,
Und auf die heiße Traumwelt schwimmt
Herab ein goldren, magisch Licht.

Lacht dir ein Auge lustverklärt.

Lacht dir ein Auge lustverklärt
In's thränenfeuchte Angesicht,
Ob's schuldend auch dein Herz durchfährt —
Im Grame zürn' dem Andern nicht!
Und denk', es sei ein Sonnenstrahl,
Hereingesandt in deinen Schmerz;
Er dankt ihn dir ein ander Mal,
Wenn Trübniß preßt sein eigen Herz.

Dann schleicht er stumm, wie Du zur Stund',
Und sucht den dunkeln, öden Weg —
Da, horch, gellt ihm ein Lachermund
An Waldesbord vom Mühlensteg;
Zwei Augen funkeln sonnenlicht
Hinein in seines Busens Nacht —
Du bist's und sagst: „Freund, zürne nicht!
Gott hat so Lust als Leid gemacht."

Herman Grieben.

Im Walde.

Still wandr' ich meiner Wege,
Seltsam ist mir zu Sinn,
Die Bäume sind so rege,
Als schlüg' ein Herz darin,
Als rauschte durch's Gehege
Die Waldeskönigin.

Sonst ließ ich gern mich nieder
In Waldeseinsamkeit
Und sann auf stille Lieder
Von Liebeslust und Leid,
Doch nimmer kehrt mir wieder
Die traumbeglückte Zeit.

Jetzt darf ich nicht mehr dichten
In dunkler Waldesnacht,
Jetzt wird der Traumgesichten
Im Liede kaum gedacht,
Die Seele will sich lichten,
Das Herz ist aufgewacht.

Das Liebeln und das Kosen,
Das Schwärmen im Gericht
Geziemt dem ruhelosen,
Thatkräft'gen Manne nicht;
Jetzt steht die Zeit voll Rosen,
Voll Rosen sonnenlicht.

Doch sieh'n auch mir im Herzen
Noch Rosen ohne Zahl,
Die blühn und glühn wie Kerzen
Und leuchten wie Sonnenstrahl,
Sie grüßen dich in Schmerzen
Viel hunderttausendmal.

Du grüßest sie nicht wieder,
Ach, du bemerkst sie kaum;
Sie beugen vor dir sich nieder
Zu deines Kleides Saum;
Die Rosen, meine Lieder,
Sie sterben in ihrem Traum.

Geständniß.

Zürne nicht! O laß dies Lied
In dieser lang und bang erflehten
Entscheidungsstunde vor dich treten!
O sage, was dein Herz entschied!
Du weißt es, wie ich sonst dich floh,
Du weißt es, wie ich sonst dich mied;
Nun ist's ja doch gekommen so:
Zu dir in Liebe muß ich beten.

Die Liebe hab' ich einst geschmäht,
Als mich die Freiheit rief zum Streite;
Die Thräne gab mir das Geleite
Und doch nur hab' ich Haß gesä't.
Wohl war's ein unglückselig'r Wahn.
Nun lieb' ich doch! Ist's schon zu spät,
Daß nach des Glückes stiller Bahn
Ich sehnsuchtsvoll die Arme breite?

O sage, was du sagen mußt!
Ich seh' es wohl, du scheinst betroffen,
Daß ich's bekenne laut und offen,
Was du gebeim ja schon gewußt:
So wie der Lenz die Welt umkos't,
Zieht auch durch diese trotz'ge Brust
Ein schöner Traum, ein süßer Trost,
Ein unergründlich frohes Hoffen.

Du hebst dich ab und neigst das Haupt,
Verwirrst das Herz, das dich erkoren,
Das, wie durch Zauber neugeboren,
An dich und deine Liebe glaubt?
O sprich das Wort, das mir den Wahn,
Den gläub'gen Wahn des Glückes raubt!
O sprich's! dann bin ich abgetban,
Dann geh' ich dich und mich verloren.

Abſchied.

Auch dir ein Wort, bevor ich ſcheide,
Ein Lebewohl zu guter Letzt!
Ich will nicht ſagen, daß ich leide;
Ein kaltes Scheiden gilt es jetzt.
Den letzten Dienſt dir zu erweiſen,
Tret' ich noch einmal vor dich hin,
Du weißt ja, daß ich nun zum Reiſen
Entſchloſſen und gerüſtet bin.

Was ſoll ich ſingen, ſoll ich reden,
Nun mich mein Stolz verſtummen heißt,
Nun mir das Schickſal alle Fäden
Der Zukunft auseinanderreißt?
Was kommen wird, mich kann's nicht kümmern;
Denn Alles iſt ja wohl beſtellt:
Mein kleines Leben liegt in Trümmern,
In Trümmer ſinkt die ganze Welt.

Wirf auf mein Schweigen keinen Tadel,
Auf meinen Stolz wirf keinen Stein!
Nach Norden ewig zeigt die Nadel;
O zürne nicht! So muß ſo ſein.
Das Herz iſt ſtarr gleich dem Magneten,
Fern liegt mein Traumbild wie der Pol.
Sei wie es ſei! Ich kann nur beten
Den ſtummen Wunſch: O lebe wohl!

Was ich gehofft, was ich empfunden,
Was ich geliebt: es war ein Wahn;
Vorüber ſind die alten Stunden
Und alle Luſt iſt abgethan.
Und ob das Herz auch rückwärts ſchaue,
Es freut ſich am Erlebten nicht;
Nach Vorwärts führt der Weg ins Blaue,
Mein letzter Gruß iſt dies Gedicht. —

Und doch, ich möchte ſo nicht ſcheiden,
Ich möchte ſo nicht von dir geh'n;
Ich weiß es ja und muß es leiden,
Daß wir uns niemals wiederſeh'n.
Ich weiß es ja und freu' mich deſſen,
Daß du dein Glück gefunden haſt:
Drum, ehe wir uns ganz vergeſſen,
Vergönne mir noch dieſe Raſt!

Wohl iſt's ein ſchmerzlich Abſchiednehmen,
Wenn man ſich trennt für alle Zeit;
Doch ſtillverſchloſſen bleibt das Grämen,
Stillſchweigen deckt das Herzeleid.
Sonſt wohl in Thränen ausgebrochen,
Blickt nun das Auge kalt und hohl;
Ein einzig Wort nur ſei geſprochen,
Ein einzig Wort: O lebe wohl!

Ich weiß, das Herz mit ſeinen Träumen,
Es iſt ein unergründlich Ding:
Heut hängt's wie Epheu an den Bäumen
Und morgen ſchweift's, ein Schmetterling,
Heut meint es brechend zu verbluten,
Als ob es ewig troſtlos ſei,
Doch wie vorbei die Jahre fluten,
So flutet auch der Schmerz vorbei.

Noch ſieh' ich zaghaft und beklommen,
Noch grämt und ſchmerzt mich der Verluſt,
Doch beſſ're Tage werden kommen
Und ſtiller einſt wird dieſe Bruſt.
Was iſt's denn auch? Bin ich doch ärmer
Geworden nur um ein Idol.
So fahr' ich hin. Vergib dem Schwärmer!
Vergib, vergiß und lebe wohl!

Nina Güthner.

Der Ritter.

Die Mutter gibt dem Kinde
Ein Kreuz mit Edelſtein,
Darunter ſteht geſchrieben
Das Wort: Gedenke mein!
Der Vater gibt dem Sohne
Ein ſcharfes, gutes Schwert
Mit einem Griff von Golde,
Koſtbar und hoch an Werth.

Die Dame gibt dem Ritter,
Den ihre Huld beglückt,
Die Schärpe, reich mit Perlen
Von ihrer Hand geſchmückt.
Und als er endlich ſcheidet
Und zieht zum Thor hinaus,
Gibt ihm ein bleiches Mädchen
Noch einen Roſenſtrauß.

Doch bald im Kriegsgetümmel
Sinkt er der Uebermacht,
Und wilde Feinde rauben
Ihm alle seine Pracht.
Das Schwert wird ihm genommen
In seiner letzten Pein,
Das Kreuz und auch die Schärpe
Mit Perl' und Edelstein.

Sie suchen seine Kleider
Nach andern Schätzen aus
Und finden auch den armen
Verwelkten Rosenstrauß.
Den werfen sie ihm höhnend
Auf das gebrochne Herz,
Und zieh'n mit ihrer Beute
Hinweg in frechem Scherz.

Doch fromme Priester finden
Den armen Rittersmann
Und nehmen sich des Todten
Getreu und christlich an.
Sie legen ihn mit Trauern
In ein geweihtes Grab,
Und geben ihm die Rosen
Mit in die Gruft hinab.

Robert Hamerling.

Richtet nicht die Todten.

Richtet, richtet nicht die Todten,
Welchen ja gestopft mit Erde
Ist der Mund zu ew'gem Schweigen
In der kalten Todesgruft.

Richtet nicht — doch müßt ihr richten,
Glaubt dem Tod mehr als dem Leben,
Mehr der todesblassen Wahrheit
Als der wangenrothen Lüge.

Glaubt der Klage, die da schwebet
Um die stummen, todten Lippen,
Nicht dem Leichtsinn, welcher schwatzend
Zeuget wider jenes Schweigen.

Glaubet, glaubt dem armen Todten,
Der in kalter Erde modert,
Nicht dem leichtgeschürzten Leben,
Das auf seinem Grabe tanzt.

Allerseelentag.

Die Todten haben Einen
In ihrer Einsamkeit,
Der ihnen eine Blume
Und eine Thräne weiht.

Der Friedhof steht voll Bitten,
Von Gästen wimmelt's rum:
Manch' Lebender geht traurig,
Verlassen für sich hin.

Hört Leute, die ihr wandert
Mit Kränzen friedhofwärts,
Legt lieber doch ein Blümchen
Auf dieses warme Herz!

O thut's, so lang ich lebe:
Denn darf ich einmal ruh'n,
Wie dort die Todten ruhen
In ihren stillen Truh'n —

Dann miss' ich eure Thränen
Und eure Liebe gern:
Dann tagt nur ja im Frieden
Der allerschönste Stern —

Im allertiefsten Dunkel
Das allerhellste Licht:
Dann brauch' ich eure Blumen
Und eure Kränze nicht.

Vergessen.

Als fern du warst, mein süßes Lieb,
Wie brannt' ich, meine Qualen
Beredter als die Feder schrieb,
Mit Worten dir zu malen!

Die böse Zeit, sie ist herum,
Ich darf an's Herz dich pressen:
Nun ist der Mund vor Freuden stumm,
Das Leid hab' ich vergessen.

Friedrich Hofmann.

Ferdinand Stolle.

(Am Grabe des alten, edlen „Dorfbarbier" im Gottesacker der Friedrichsstadt zu Dresden vom Verfasser gesprochen im Namen der „Gartenlaube")

Wir grüßen einen Glücklichen am Grabe:
Ihm trübt kein dunkles Blatt den letzten Kranz.
Was er erreicht an seinem Wanderstabe,
Erfüllte seine kühnsten Wünsche ganz.
Er ging den Weg, den Tausende geschritten,
Die gleicher Sehnsucht Drang und Weh durchbebt;
Wofür er kaum gezeugt und still gelitten —
Er hat es mit erreicht, er hat's erlebt —
Und ruht nun bei der Schaar der treu'sten Todten
In des errung'nen deutschen Reiches Boden.

Ein Kämpfer war auch er — in seiner Weise:
Nicht mit dem schweren Harnisch angethan,
Mit wucht'gem Schwert — er brach in weitem Kreise
Mit seinem Stabe unserm Siege Bahn.
Sein Stab, verbrüllet hier von Blum' und Blüthe,
Als freie Geißel frisch geschwungen dort,
Verfolgte seinen Sieg in dem Gemüthe
Und lockte die Versöhnten mit sich fort.
So stand er in des Volkes langem Kriege,
Vom Juliſturm bis zu dem letzten Siege.

Und wie in stets bescheidenem Gewande
Und doch mit ganzer Seele allezeit
Sein Wort geweihet er dem Vaterlande,
So werde ihm auch unser Dank geweiht:
Nicht Marmorsäulen — immergrüne Kränze,
Sie ehren dieses Sängers Grab allein,
Und wie sein schönstes Lied erklang dem Lenze,
Laßt jeden Lenz ihm neue Kränze weih'n!
— Des Volkes Liebe ist des Dichters Glaube! —
Das ist der Gruß der treuen „Gartenlaube".

Denkmalweihe der Heldenjugend.*)

Geweihte Stätte! Heimath unserm Bunde
Und unsrer Ehre ragend Heiligthum!
Du Säule trägst zur Nachwelt stolz die Kunde
Von unsrer Brüder ew'gem Heldenruhm.
Nimmer verwelk' euch das krönende Reis:
Lorbeer und Eiche, der Lebenden Preis!

Es schlug des Feindes Faust an Deutschlands Thore,
„Zum Rhein, zum Rhein!" so heult sein Schlachtgesang.
Wie schwang der Uebermuth die Tricolore!
Da rief's auch euch zum großen Waffengang:
Tausend um Tausend auf blutiger Spur
Folgten dem Donnerton „auf die Meninr!"

Und treu der Ehre, wie dem Vaterlande,
So botet ihr die freie Brust dem Stahl!
Und auf dem Schilde mit zerhacktem Rande,
So lagt ihr alle, auf der Brust das Maal!
Vaterlandserde, dir streute so roth
Blüthen um Blüthen der Schlachtentod!

O reiche Saat der Thränen und der Trauer,
Nur deine Ernte sühnt das tiefe Weh:
Zertrümmert sank die alte Zwietrachtsmauer,
Der Einheit Adler steigt zur Wolkenhöh'!
„Kaiser und Reich!" All Heil ihm! Er hält
Friedebeschirmend das Scepter der Welt!

Und also singen wir ein männlich Amen
Zur hohen Weihe euch und eurem Stein.
Dankbar begrüßt die Nachwelt eure Namen,
Ihr treuen Todten von der Wacht am Rhein!
Leuchte, du Säule der Ehre, in's Thal,
Tausend Getreuen viel tausend Mal!

*) Zur Einweihung des Denkmals der im Kampfe gegen Frankreich gefallenen Commilitonen der deutschen Corps-Studentenschaft, auf der Rudelsburg am 19 Mai 1872.

K. Hofmann von Rauborn.

Die beste Kost.

Zum Königsforst bei Benoberg, als kaum der Morgen tagt,
Der Kurfürst Johann Wilhelm zog einst hinaus zur Jagd.
Die muntern Bracken bellen, laut tönt das Jägerhorn,
Aufscheut das Wild vom Lager und flieht durch Busch und Dorn.
Das war ein lustig Pirschen, wie Alles, huscht und rennt!
Vergessen ist die Sorge, des Landes Regiment;
Vergessen Zeit und Stunde, wie's ringsum pufft und knallt
Und schon vom fernen Thurme die Mittagsglocke schallt.
Da rauscht noch aus dem Busche ein Eber wild empor;
Der Kurfürst folgt ihm hastig mit seinem Feuerrohr.
Wohl muß das Wild erliegen, des Rohres Beute sein,
Doch sieht der Fürst sich ferne vom Jagdgeleit allein.
Allein und doch begleitet von einem schlimmen Gast:
Des Hungers schwere Plage, die gönnt ihm keine Rast.
Er wankt auf irren Pfaden durch Buschwerk wild und kraus,
Bis er hinsinkt ermattet vor einem Bauernhaus.
Da sieht er wie ein Bettler, nicht ward's ihm leicht, fürwahr!
Die Bäu'rin reicht im Topfe ihm Speck und Erbsen dar.
Der Kurfürst aß mit Wonne: „Welch köstliches Gericht!"
So schmeckte ihm seit Jahren der beste Braten nicht.
Es rinnen durch die Glieder ihm neue Kräfte bald;
Er eilt gestärkt von dannen nach Haus durch Feld und Wald. —

Doch als er einst im Schlosse auf weichem Pfühl sich reckt,
Ihm von der Tafel Fülle nichts sonderlich mehr schmeckt,
Da ruft er: „Speck und Erbsen, das ist das Beste doch,
Was ich je aß im Leben; auf, sagt es meinem Koch!“
Der alte Koch, der schüttelt bedenklich zwar das Haupt,
Als ob er an die Güte des simpeln Mahls nicht glaubt;
Doch kocht er Speck und Erbsen; bald dampft es auf dem Tisch.
Der Kurfürst rückt zum Mahle, als sei's der beste Fisch.
O weh! beim ersten Bissen verzieht sich sein Gesicht;
Er ruft im Groll: „Der Alte versteht das Kochen nicht!
Auf, laßt den Reitknecht sattlen zum Ritt durch Busch und Au,
Von Schwiegelshohn*) zu holen hierher die Bauernfrau;
Die kocht Speck und Erbsen so trefflich mir auch jetzt,
Wie einst, als in der Hütte ihr Mahl mich hat gelabt.“ —
Die Bäu'rin steht am Herde als fein'nes Kochgenie;
Fürwahr, noch sah im Schlosse [illegible] solche Köchin nie!
Bald ist die Speise fertig, die Tafel war gedeckt;
Wie kommt es, daß dem Fürsten auch jetzt das Mahl nicht schmeckt?
Er schaut umher verwundert, er glaubt an schlimmen Trug,
Bis er die Bäu'rin selber nach diesem Räthsel frug.
„Herr Kurfürst,“ sprach sie muthig, „es sei euch nicht verhehlt,
Daß euch zu dieser Speise die rechte Würze fehlt.
Verlaßt die weichen Polster, streift frisch durch Busch und Thal,
So wird euch wieder munden wie einst mein läutlich Mahl.“
Der Kurfürst rasch zu folgen des Weibes Rath gelobt,
Und hat nach wenig Wochen als trefflich ihn erprobt.
Da sprach er öfter lachend: „Die beste Kost fürwahr
Das sind wohl Speck und Erbsen mit Schwarzbrot immerdar,
Doch gilt's dabei sich tummeln durch Busch und Wald und Au;
Von Schwiegelshohn mich lehrte das eine Bauernfrau.“

Seitdem im bergischen Lande, von Westen bis nach Ost,
Da speiset Speck und Erbsen als nationale Kost.

Der erste Schultag.

Mit Hut und Ränzchen steht es da,
Mein Kind und spricht: „Leb' wohl, Papa!“
Die Glocke ruft vom hohen Stuhle
Zum ersten Mal mein Kind zur Schule.
„Nimm hin den Abschiedskuß von mir,
Und Gottes Segen sei mit dir!
Nun wirst du lernen schöne Sachen,
Die klug dich und verständig machen.
Bleib' auch auf neuer Lebensbahn
Mein herzig liebes Kind fortan.“
So sprach ich, und mit diesem Wort
Ging froh mein Kind zur Schule fort.
Mir aber ward's zu öd' im Haus,
Fort trieb's mich in die Flur hinaus;
Abseits die Pfade mußt' ich gehn,
Man hätte sonst mich weinen sehn.

Die Blumen blühen frisch am Wege;
Die Vögel singen im Gehege;
Und weithin über Wald und Au
Wölbt sich der Himmel rein und blau.
Wie hatte sonst, der Stadt entrückt,
Mich diese Herrlichkeit entzückt!
Doch heute sprach der Frühlingswind:
„In dumpfer Stube sitzt dein Kind,
Derweil der Lenz in diesen Tagen
Die schönsten Bilder aufgeschlagen.“
Ein Vogel ruft bei jedem Schritt:
„Bringst du dein frohes Kind nicht mit?“
Der Käfer surrte aus den Schmielen:
„Mit deinem Kinde möcht' ich spielen!“
Und selbst die Blumen auf dem Plan,
Sie schauten vorwurfsvoll mich an.

*) Schwiegelshohn ist ein kleiner Ort unweit Benaberg im Bezirk Düsseldorf

Trotz all der Lust und Pracht umher,
Wie war es mir um's Herz so schwer!
Scheu pflückt' ich einen Blumenstrauß
Und eilte rasch zur Stadt nach Haus.
Doch still und ö' war's in den Räumen;
Die Puppe, wie in schweren Träumen,
Verlassen lag in dunkler Ecke;
Es rührt der Ball sich nicht vom Flecke;
Der Vogel in dem Käfig schaut
Betrübt mich an; kein froher Laut
Quillt aus der liederreichen Kehle,
Als ob der rechte Ton ihr fehle.

Zum Vöglein sprach ich: „Kleiner Wicht,
O sage, warum singst du nicht?"
Da hob es an bald sanft und leise
Zu zwitschern eine Klageweise.
Mir war's, als wollt' der Vogel eben
Prophetisch diese Lehre geben:
Die gold'nen Tage sorgenfrei,
Nun sind sie für dein Kind vorbei.
Aus seinem sel'gen Kindestraum,
Der sanft erblüht im Herzen kaum,
Aus seiner Unschuld Silberdecken
Wird es die Schule lehrend wecken,
Es seinen holden Phantasien
Mit ihrem Witze bald entziehn.
Der Frost des Zweifels wird ihm rauben
Der Kindheit süßen Wunderglauben.
Bald mit des Wissens Dämmerschein
Die Sorge tritt ins Leben ein
Und mahnt mit strafenden Geschichten
An die Erfüllung strenger Pflichten.
Dem sel'gen Eden Jahr um Jahr
Wird mehr und mehr dein Kind entteilen,
Und was so ganz dein eigen war,
Nun mußt du's mit der Schule theilen.
Da, horch! — schon hör' ich ferne Tritte,
Und näher kommen schnelle Schritte;
Die Thür geht auf: „Grüß' Gott, Papa!"
Mein herzig Kind ist wieder da!
Als brächt's ein Engel mir hernieder,
Froh schließ ich's in die Arme wieder.
Hei, wie der Ball durch's Zimmer springt!
Die Puppe lacht, der Vogel singt,
Durch's Fenster strahlt der Sonnenschein:
Und sieh', mein Kind ist wieder mein!

Hoffmann von Fallersleben.

An der See.

1.

Wellen kommen, Wellen scheiden,
Und sie ruh'n und weilen nie; —
Unsre Freuden, unsre Leiden
Flieh'n und kommen auch wie sie.

Nur der blaue Himmel lächelt
Seine süße Ruh' uns zu,
Flüsternd nur ein Lüftchen fächelt:
Liebes Herz, sei still auch du.

Alles, was dir einst gelungen,
Kehrt so nimmermehr zurück:
Ach! nur in Erinnerungen
Lebt allein dein schönstes Glück.

2.

So möcht' ich unter diesen Bäumen
Und unter diesem Himmelszelt,
So möcht' ich weilen, ruh'n und träumen
Von meiner alten lieben Welt!

Ich würde singen meine Lieder,
Des Lebens süße Melodei'n,
Ich würde haben Alles wieder,
Ich würde wieder glücklich sein.

O laßt mich unter diesen Bäumen
Und unter diesem Himmelszelt,
O laßt mich weilen, ruh'n und träumen
So lange, bis es Gott gefällt.

3.

Ein jeder Halm im Morgenwinde,
Er winket dir: o traure nicht!
Ein jedes Blättchen an der Linde,
Es säuselt dir: o traure nicht!

Ein jedes Blümchen auf der Haide,
Es flüstert dir: o traure nicht!
Die Ros' in ihrem schönen Kleide,
Auch sie ruft dir: o traure nicht!

Was alles grünt und blüht hienieden,
Es hat ein Recht, daß es so spricht:
Die Freude ward auch dir beschieden,
Sei froh auch du und — traure nicht!

4.

Die Sonn' in ihrer Strahlenglut
Sinkt endlich auch hinab:
Die See, worauf sie wohlgemuth
Gespielt hat, wird ihr Grab.

Und so vergeht das Leben auch
Mit aller seiner Pracht:
Ein Hauch nur noch, ein letzter Hauch —
Und um uns wird es Nacht.

5.

Die Möwe wiegt sich in der frischen Luft,
Der Seehund sonnt sich auf dem Felsgestein,
Die Bienen summen in dem Blüthenduft,
Die Mücken spielen froh im Sonnenschein.

Und jedes lebt und jedes freuet sich,
Und ihm gehört so ganz der Augenblick.
Und wessen, o mein Herz, erfreu'st du dich?
Wann ist so ungetrübt je dein Geschick?

Im ew'gen Wechsel zwischen Freud und Leid
Lebst du und bist vor jeder Zukunft bang;
Zu kurz war nur dein Lenz der Fröhlichkeit,
Du hoffst und sehnest dich dein Leben lang.

Sei still, sei still, du liebes gutes Herz!
Verlierst du viel, so blieb noch Manches dein:
Du kannst den Andern Trost in ihrem Schmerz
Und die Genossin ihrer Freude sein.

6.

O liebe himmelblaue See,
Gern will ich dein gedenken.
Mir war's, als könnt' ich all mein Weh
Und Leid in dich versenken.

Als hört' ich aus der Tief' hinfort
Der Liebe Stimmen klingen
Und Antwort mir auf jedes Wort
Und süßen Trost mir bringen.

Hab' Dank drum, liebe See, auch du!
Beruhigt kann ich gehen,
Und jeder Welle ruf' ich zu:
Ade, auf Wiedersehen!

Im Nachlande.

1.

Wie traurtger auch die Natur,
Einsamer auch die Einsamkeit,
Ein Etwas lebt in Wald und Flur,
Das uns erfreuet allezeit.

Zur Heimat wird die Fremde bald,
Vom Morgensonnenstrahl erhellt,
Zum lieben Freunde wird der Wald,
Zum Mitgefährten wird das Feld.

Wie freundlich grüßt das Tröpfchen Thau,
Wie lacht das Blumenaug' uns an!
Wie freut sich Alles in der Au,
Was singen, hüpfen, springen kann!

O laß dies Etwas dein auch sein
Und danke Gott, der dir's verlieh,
Dann bist du nirgend mehr allein
Und fühlest dich verlassen nie.

2.

Der Wiese weiße Nebel steigen,
Die Sonne sinkt in Purpurglut
Und kühle Luft spielt in den Zweigen,
Der Tag mit seiner Arbeit ruht.

Nur in dem Hause waltet Leben,
Da sitzt man um den runden Tisch,
Genießet froh, was Gott gegeben,
Und plaudert traulich, frei und frisch.

So rinnen hier auch hin die Stunden —
Verzagen soll kein Menschenherz,
Wenn es ein andres Herz gefunden
Für seine Freude, seinen Schmerz.

3.

Wie doch vor meinen Blicken lag
Im Sonnenglanze Wald und Flur!
Es war ein schöner Sommertag,
Und heut' ist Alles Nebel nur.

So lag die schöne Welt enthüllt
Mir einst im hellen Sonnenschein,
Ein jeder Wunsch war mir erfüllt
Und jede Freude nannt' ich mein.

Wie war ich glücklich, war ich jung!
Ich kannte kaum noch Schmerz und Leid;
Jetzt hab' ich nur Erinnerung,
Mein Schönstes ist Vergangenheit.

4.

Wenn die Blumen alle welken,
Wenn verschwindet alles Grün,
Muß dir Eine Blume bleiben
Und sie wird dir freundlich blüh'n.

Und sie wird die Sommerstunden,
Die du heiter hast verbracht,
Wird dir Alles wiederbringen,
Was dir Freude hat gemacht.

Ja, das ist die Hoffnungsblume!
Pflege sie mit frohem Sinn,
Dann geht dir der trübe Winter
Wie ein heit'rer Frühling hin.

Hermann Lingg.

Nocturnen.

Seid' ich euch, ihr Stunden, wieder,
Stunden tiefer Mitternacht!
Steigt ihr wieder zu mir nieder
Aus der hellen Sternenpracht!

Lang war't ihr mir fremd geblieben,
Und nun sprecht ihr wieder traut
Von vergang'nem Leid und Lieben
Mit dem alten Blick und Laut.

Eures Himmels dunkle Tiefen
Schau ich wieder, jene Welt,
Die mir oft die Hieroglyphen
Meines Daseins aufgehellt.

Grund gab euer ernstes Schweigen
Für des Lebens Räthsel an
Und mit stillem Fingerzeigen
Wies't ihr mir die rechte Bahn.

Oft hab' ich nach euch geschmachtet
Und auf Felsenhöh'n gelehnt,
Euer Nahen still betrachtet,
Tags mich oft nach euch gesehnt.

Nun ich eurem Zauberwalten
Wieder hingegeben bin,
Seh' ich viel sich neu gestalten,
Was mir schon verloren schien.

Hoffnung hebt den Muth ihr wieder,
Lust dem Leben neu entfacht,
Genien meiner ersten Lieder,
Stunden in der Mitternacht!

Wenn Hesperus mit seinen hellen Gluthen
Im Süden über Berghöh'n flammt und theilt
Mit einem lichten Streif die dunklen Fluthen,
Wie glücklich dünkt mir dann, was hier verweilt,
An diesem See, und lauscht dem Wellenschlage
Der Friedensstille nach vollbrachtem Tage!

In Mittagsländern kaum, am Meergestade
Mag reizender als hier die Nacht verglüh'n,
Doch Wen'gen nur vergönnt des Himmels Gnade
Auch auszuruh'n hier nach des Lebens Müh'n,
Und wenn des Herzens Stürme nicht mehr wehen,
Des Lebens Flamme still verglimmen sehen.

Sommer, schwermüthiger Liebe Vertrauter,
Wo durch die Schatten dein Sternlicht geblinkt,
Weht nun der Morgen, ein thränenbethauter,
Nacht und das holde Vergessen versinkt!

Ausgelöscht ist die zerstörende Lohe,
Die wie ein siegender Dämon geflammt,
Todt ist die Liebe, die freventlich hohe,
Dreimal von Himmel und Erde verdammt.

Rosen verblühet! ihr konntet gefallen,
Weil ihr der Angebeteten glicht,
Zärtliche Klagen, ihr mögt nun verhallen,
Selbst zu verstummen gebietet die Pflicht.

Wallet hinunter, verlorene Wogen,
Laßt mich verstummen und laßt mich allein!
Täuschung und Wünsche sind alle verflogen,
Steinern nur will ich und einsam sein.

Trübe, wenn der Tag erwacht,
Als die ersterhellten wieder
Aus dem Schooß der Nacht
Schaun' die Bergköp'n nieder,
Und noch flammt um sie das Licht,
Wenn in Nacht die Thäler sanken:
Nein, ihr endet nicht,
Liebende Gedanken!

F. A. Muth.

Ein Schifflein zieht zu Thale.

Ein Schifflein zieht zu Thale,
Und in der dunklen Nacht
Hab' ich vieltausendmale
An meinen Schatz gedacht.

Der Rhein, der muß wohl fließen,
Weil er viel Wellen hat:
Mein Herz, das muß dich grüßen,
Weil's dich so gerne hat.

Es steht ein Regenbogen
Weit über Land und Meer:
Und bist du fortgezogen,
Mein Schatz, auf Wiederkehr!

„Nach dem Haus schau' ich hinüber."

Nach dem Haus schau' ich hinüber,
Sternenklar ist rings die Nacht;
Nach dem Haus schau' ich hinüber,
Deiner hab' ich heiß gedacht.

Magst nicht mehr herüberlieben
Mit dem rosigen Angesicht,
In die Fremde muß ich geben
Ohne Sonne, ohne Licht.

In die Fremde muß ich gehen,
Und den Gruß verweht der Wind,
Wer' dich nimmer wiedersehen
Süßes, heißgeliebtes Kind.

Schneeglöckchen.

Welch' liebliches Läuten!
Was läutet's so fein?
O selig Bereuten,
Ei, Frühling soll's sein!

Und hast du im Herzen
Noch Eis und noch Schnee,
Noch Sorgen und Schmerzen,
Nur fort mit dem Weh!

Schneeglöckchen rührt helle
Die Glocken so fein —
Wie ist's denn, Geselle,
Stimmst du nicht mit ein?

Gebirgsbach.

Frisches Bächlein, aus den Steinen
Brausend, stürzest du zu Thal,
Deine mächt'gen, deine kleinen
Wellen grüß' ich tausendmal.

Frisches Bächlein, lustig schäumend,
Voller Jubel, voller Scherz,
Sinnig, lieblich fließend, träumend,
Wahre dir das leichte Herz!

Laß die großen Ströme brausen,
Neide nicht die stolze Flut —
In der Wälder grünen Klausen
O da hauset sich's gar zu gut!

Abend am Rhein.

Still Abendroth
Liegt weit und breit;
Wo ist die Noth
Zu dieser Zeit?

Leis zieht der Strom,
Der Wind kaum weht,
Es klingt vom Dom
Wie ein Gebet.

Still Abendroth
So weit, so breit;
Zu sel'gem Tod
Wär' das die Zeit.

Nachtstille.

Nun die Welt zur Ruh' gegangen,
Sind verstummet Lust und Schmerzen:
Weg die Thränen von den Wangen,
Weg die Klagen aus dem Herzen!

Nun der Erdensinn entschlummert,
Mondenschein und Engel wallen.
Allen Herzen, jedem Kummer
Süße Ruhe! Allen, Allen!

Ave Maria am Meer.

Stille die Wellen, still der Wind,
Glockengeläute fromm und lind,
Horch, wie es rufet über's Meer:
Ave Maria hehr!

Erd' und Himmel flüstern's nach,
Leise den Sternen sagt's der Tag,
Daß sie es schimmern über's Meer:
Ave Maria hehr!

Stiller geworden ist der Schmerz,
Und aus dem Dunkel ringt das Herz,
Nachtet's auf Erden noch so sehr:
Ave Maria hehr!

Seliges Grüßen, Engelslaut,
Ave Maria, Gottesbraut!
Ruf' es, o Seele, rausch' es, o Meer:
Ave Maria hehr!

Mutterherz.

Nun will das Laub der Wind verweh'n,
Matt wird der Sonnenstrahl;
Doch wird's auch Herbst, mag Alles geh'n,
Mir blüht ein Lenz zumal.
Den bricht kein Wind, den nimmt kein Schmerz:
Es ist mein liebes Mutterherz.

Schlöss' man den Englein auch die Thür
Des Paradieses zu,
Sie suchten dich, o glaub' es mir,
Geliebte Mutter du!
Ich hab' dein Herz und laß es nicht,
Bis meines einst im Tode bricht.

Wol ist dein Haar, o Mütterlein,
Schon weiß wie Winterschnee,
Doch ist dein Herz voll Rosenschein
Und ohne Dornenweh.
Was will der Herbst, der Erde Schmerz?
Mein Frühling blüht: der Mutter Herz!

Clara Nebe.

Vorüber!

Du hast in Frühlingstagen
So linnlich froh gelacht:
Willst du mir nun nicht sagen,
Was dich so traurig macht?

Du schweigst und Perlen tropfen
Dir auf die heiße Wang',
Und deine Pulse klopfen
So stürmisch und so bang.

Und ach! im Thränenschleier
Dein Blick mir still gesteht,
Daß eine Totenfeier
Dein armes Herz begeht.

Sternschnuppen im Herbst.

Vorüber wonnig Träumen!
Der Sommer sank in's Grab,
Das Laub fiel von den Bäumen,
Die Blüthen fielen ab.

Sie decken zart und leise
Den todten Sommer zu,
Sie rauschen süße Weise
Und singen ihn zur Ruh.

Und auf das Grab des Holden
Weint Himmels Auge sacht
Viel Thränen heiß und golden
In herbstlich öder Nacht.

Verstehst du, Herz, dies Sehnen,
Das Sommers Tod gebracht,
Und diese Strahlenthränen
Des Himmels bei der Nacht?

Ob Sturm und Wetter drohten,
Ob Stern um Stern erblich,
Sie bleiben lichte Boten
Als Himmelsgruß an dich!

Rosen im Schnee.

(Auf der Esplanade zu Metz.)

Welch' zauberische Märchenpracht:
Aus weitem Schneegefilde lacht
Ein ganzes Heer von Rosen.
Ist Winter kommen vor der Zeit?
Ist Frühlingswalten weit und breit
Mit Duften, Blüh'n und Kosen?

Fiel auf den Lenz der Flockenglanz?
Haucht auf den Schnee so duft'gen Kranz
Die Fee mit ros'gem Munde?
Du heilig Silberaug' der Nacht,
Das über diesen Wundern wacht,
O melde mir die Kunde!

Doch still! Es küßt die Rosenfee
Den keuschen, blüthenweißen Schnee
Und rings erklingt's im Kreise:
Der Lenz ist's, der uns Rosen beut,
Der Winter nur hat Schnee gestreut
Auf ihre Kelche leise.

Du Menschenherz, mußt nur verstehn
Mit Frühlingsrosen umzugehn,
Im Sommer sie zu hüten; —
Dann, Winter, komm getrost herbei:
Rings sprießen duftig wie im Mai
Der Rose Zauberblüthen.

Was weinest du?

Was weinest du, wenn dich die Welt verlästert
Und Stein um Stein dir wirft in's Angesicht?
Dein Herz ist wie ein tiefes, klares Wasser,
Das trübt ein Wurf aus Frevlerhänden nicht.
In Ringeln zittert nur die Fläche leise,
Doch bleibt es ja des Himmels reines Haus
Mit seinem Mondlicht, seinen Sonnenaugen,
Die, glaub' ich, lachen gar die Buben aus.
Drum fort die Thränen! Fröhlich aufgeblickt!
Und bitte Gott, daß er nichts Trüb'res schickt.

Carl Woldemar Neumann.

Trost im Frühling.

Sie trösten mich: „Der Lenz ist da
Mit all' den Wonnestunden!
Schon grünt und blüht es fern und nah,
Nun freue dich: der Lenz ist da,
Du wirst nun bald gesunden!" —

Sein Wirken und sein Walten tönt
In's stille Krankenzimmer;
Mit Blüthen tausendfach verschönt,
Steh'n all' die Bäume, — wie versöhnt
Ihr Duft mich und ihr Schimmer!

„Der Lenz ist da!" So klingt's auch mir
Im kranken Herzen leise:
„Getrost, es naht der Lenz auch dir
Und spendet reiche Blumenzier
Zu deiner letzten Reise!

Ertrage still den herben Schmerz
Mit freudigem Gemüthe,
Denn einst führt er dich himmelwärts,
Dann naht der Lenz und schmückt, mein Herz,
Auch dich mit mancher Blüthe!"

Die kranke Rose.

Seh' ich dich, du kranke Rose,
Von der Sonne Gluth verbrannt,
Erdenwärts das hoffnungslose
Kranke Köpfchen schon gewandt, —

O, dann möcht' ich bitter weinen,
Weinen mit gebrochnem Muth,
Denn du gleichst so ganz der Einen,
Die mein liebstes, höchstes Gut!

Sie auch, die vereinst erglühte
In der Schönheit Reiz, wie du,
Neigt des Hauptes welke Blüthe
Sterbend nun der Erde zu!

Dem Prinzen Victor von Wied.

Das Vaterland, für das dein Herz erglühte,
Für das dein Schwert so tapfer du geschwungen,
Bis eine Kugel deine Brust durchdrungen
Und dich geraubt im Glanz der Jugendblüthe, —

Dies Vaterland, für das dein Herzblut sprühte,
Dies höchste Ziel: gottlob! nun ist's errungen,
Nachdem der Schlachtruf abermals erklungen
Und Deutschland Sieger ward durch Gottes Güte.

Es lag der Feind, gelähmt vom Wetterstreiche,
Da bot der Bayernkönig Deutschlands Krone
Dem größten Helden dar im deutschen Reiche.

Nun herrscht er kühn auf Barbarossa's Throne,
Und segnet dankbar auch dein Bild, das bleiche,
Das edle Bild von Deutschlands treu'stem Sohne!

Friedrich Oser.

Am Rhein.

Hat der Lenz den Sieg errungen,
Kommt in's Land er über Nacht:
Allerwärts wird ihm gesungen
Und ein neues Lied gebracht,
Aber nirgends doch so fein
Und so froh als wie am Rhein!

Mag er donnern, mag er schäumen,
Oder spiegeln Schloß und Dom,
Hügel, die sein Ufer säumen:
O! von ihm, dem schönen Strom,
Stammt des Sängers bestes Lied,
Das von Land zu Lande zieht!

Wer will jauchzen, wer will singen
Recht aus tiefstem Herzensdrang,
Und dem Volk entgegenbringen
Einen frischen, heitern Klang:
Nur am Rheine lernt er's ganz,
Nur am Rhein im Frühlingsglanz!

Drum, so lang er kommt geflossen
Und so lang der Lenz ihm blüht,
Und er selber unverdrossen
Singt sein Lied uns in's Gemüth:
Soll zum Dank und Preis dem Rhein
Und zur Ehr' gesungen sein!

Ohne Dämm'rung ging der Tag zur Raſt.

Ohne Dämm'rung ging der Tag zur Raſt,
Trüb und traurig, mitternächtig faſt,
Wie er kam. — Und doch, verzage nicht:
Auch das tiefſte Dunkel birgt ein Licht.

Trüb ur' traurig ging die Nacht vorbei,
Schwarz und dunkel bis zum Hahnenſchrei:
Sieh! da wagt's ein Stern, ihm banget nicht,
Zeigt am Himmel ſich im Dämmerlicht.

Und die Sonne flammt ob der Frühlingspracht,
Und die Aue blüht, und die Blume lacht.
O verzage nicht, o verzage nicht!
Aus dem Dunkel bricht das ſchönſte Licht!

Ein Strahl aus dem Paradieſe.

Aus dem Paradies ein Strahl,
Eh's verlor'n für immer,
Lag noch fern auf Berg und Thal
Abends, voller Schimmer.

Mit der Dämm'rung kam zurück
Er durch's Grün gefloſſen —
Weh', der Garten und ſein Glück,
Weh! ach weh'! verſchloſſen!

Nimmer kann der arme Strahl
Rub'n in Edens Bäumen,
Mit den Brüdern allzumal
In den Wipfeln träumen!

Unſtät bis zum jüngſten Tag
Irrt er auf und nieder;
Nur in Kindesaugen mag
Er ſich freuen wieder.

Doch wie ſüß er lacht vor Glück, —
Aus dem blauen Grunde
Zieht's nach Eden ihn zurück
Heut' noch jede Stunde.

Heribert Rau.

Fiſchers Töchterlein.

Was ſchaukelt dort am Meeresrand
So keck auf wilder Flut?
Gar luſtig weht ein rotes Band
Von eines Mädchens Hut.

Es iſt des Fiſchers Töchterlein,
Die ſchmucke braune Maid,
Die ſich dort an der Möwe Schrei'n,
Am Wogenſchlag erfreut.

Die dunklen Aeuglein ſchau'n voll Luſt
Des Geſichtes Silberglanz;
Voll Freude pocht des Mädchens Bruſt
Beim luſ'gen Wogentanz.

Der kräft'ge Arm das Ruder führt
Das leichte Segel lenkt,
Das, von des Windes Hauch berührt,
Sich dreht und ſchwillt und ſenkt.

Du heißes braunes Fiſcherkind,
Mit Sturm und Meer vertraut,
Dürft' ich dich küſſen wie der Wind,
Als meines Herzens Braut!

Wie gern vertraut' mein Leben ich
Dir, auf des Schickſals Bahn;
Du führteſt durch die Stürme mich
Gewiß auf ſich'rer Bahn.

So ganz Natur und feſter Sinn
Und Muth und Lebensluſt!
O laute, holde Fiſcherin,
Nimm mich an deine Bruſt!

Das Mägdlein lacht und ſingt ein Lied
Von Freiheit, Lieb' und Luſt;
Fort iſt ſie! ... fort! ... Der Tag verglüht ...
Mir ſprengt der Schmerz die Bruſt.

Aimé Reinhardt.

An eine junge Dichterin.

Der Lerche gleich, die bei der Morgenhelle
Dem schlummertrunk'nen Aehrenfeld entfliegt,
Und, frei aufsteigend nach des Lichtes Quelle,
Wenn rings die Flur noch tief im Schatten liegt,
Sich auf des Aethers und Gesanges Welle
In Jubeltönen auf und nieder wiegt:
So hast du jugendfrisch dich aufgeschwungen
Und deines Lebens Morgenroth besungen.

Ein Kind noch warst du, als in dich hernieder
Vom heil'gen Feuer, dir selbst unbewußt,
Der Himmelsfunken fiel, der niemals wieder
Erlöschen kann in der geweihten Brust.
Ein Kind noch, und schon sah ein Gott dir nieder
Für deines jungen Tages Leid und Lust,
Zum Zeichen, daß ob deinem ganzen Leben
Das Schöne stets verklärend sollte schweben.

Und, treulich lauschend jedem leisen Klange,
Der deines Innern Saiten leicht bewegt,
Entströmte dir in glockenhellem Sange
So Schmerz wie Freude, die dich wahr erregt;
Nicht strebtest du, in eitlem Dichterdrange,
Nach Lauten, die noch nicht in dich gelegt:
Nur was du selbst gefühlt im Herzensgrunde,
Das floß in Liederswellen dir vom Munde.

Wohl mag der Sang die Geister stolz erheben,
Der sturmesgleich von Männerstimme schallt;
Doch tiefer stets wird das Gemüth durchbeben
Ein Lied, das süß von Mädchenlippen hallt;
Und jenes selig ahnungsreiche Weben,
Das in der Jungfrau Seele wogt und wallt,
Zugleich, wie du, empfinden und besingen,
Heißt zweifach nach der Dichtung Krone ringen.

Drum sorge nicht, ob voll schon in dir glühe
Der ew'ge Himmelsstrahl der Phantasie,
Ob dir in allen Knospen schon erblühe
Die holde Wunderblume Poesie;
Ahnst du denn nicht, weil schon in Jugendfrühe
So ächt dir strömt die inn're Melodie,
Daß dein Gesang, in Morgenroth begonnen,
Den schönsten Preis — die Herzen — dir gewonnen?

Emil Rittershaus.

Zur Winterszeit.

1.

Des Frühlings Schmetterlinge haben
Die flinken Flügel mir gelieh'n.
Der Sommer kam; den schönen Knaben,
Den Lenz, ich sah ihn weiter zieh'n.

Der Sommer flocht mir grüne Lauben
Von blütenvollem Rosendorn,
Dann kam der Herbst mit seinen Trauben,
Mit seiner Aehren gold'nem Korn.

Und wieder schwirrt's auf weißer Schwinge
Um mich, als ob's noch Frühling sei,
Als schickte seine Schmetterlinge
Zum zweiten Mal der junge Mai!

Welk sind die Rosen, dürr die Trauben,
Im Walde sind die Sänger still,
Und dennoch will das Herz nicht glauben,
Daß jetzt der Winter kommen will!

Ein eis'ger Hauch umstreift die Locke,
Entblättert ächzt im Sturm der Baum,
Und dichtet da die weiße Flocke
Zum Falter um — es ist ein Traum!

2.

Was sprach ich doch von welker Rose,
Von dürrer Frucht und kahlem Hain!
Ich muß sie preisen, meine Loose,
Und muß dem Himmel dankbar sein!

Du liebes Weib, du Herz, voll Güte,
Du Seele, voller Sonnenlicht,
Noch prangt der Jugend Rosenblüthe
Dir maienschön im Angesicht!

Noch flammt dein Aug' in jenem Strahle,
Drin ich's vor Zeiten flammen sah,
Als ich geküßt zum ersten Male
Vom Mund dein zitternd' bräutlich' Ja!

Und, daß du frisch und jung geblieben,
Wie viel auch Sorg' und Gram vergällt,
In klarem Sinn und treuem Lieben,
Das ist mein höchstes Glück der Welt!

Dir klingt mein Lied in hellem Psalme
Zu immer neuem Lob und Preis;
Du brachtest mir des Friedens Palme
Zu Reifen und zum Myrthenreis!

3.

Mein, daß sie kam, die Winternacht,
Es ist nicht wahr, ist Trug und Lüge!
Um meine Wangen spielen sacht
Des Frühlings milde Odemzüge.

Zwei Kinder hält mein Arm umfaßt,
Die fest an mich die Stirne schmiegen.
Wie selig ist's, solch süße Last
Am Herzen in den Schlaf zu wiegen!

Wenn sie erwachen und sie schau'n
Die schneegeschmückten Tannenbäume,
Sie werden um so emf'ger bau'n
Am Luftschloß ihrer Weihnachtsträume.

Was wird beschert? Was bringt der Christ? —
Das gibt ein Munkeln und ein Fragen!
Ich aber weiß, daß reicher ist
Mein Herz als in den Maientagen.

Des Schmetterlinges Flügel läßt
Den Blume nur zu Blume schweben,
Doch wer an's Herz die Kinder preßt,
Der kann im Himmel selber leben!

Der schwelgt in jener Herrlichkeit,
Die makellos und ohne Fehle,
Wenn er sich Engelschwingen leiht
Den unschuldvoller Kinderseele!

Max Schaffrath.

Frühling im Winter.

Weich' herrlicher Decembertag!
Tiefblau die Luft, die Sonne lachelt,
Und klar, vom lauen West umfächelt,
Schau'n späte Blumen aus dem Hag.

Ja, alle Zeichen deuten's an,
Daß noch ein später Lenz beginne;
Mir ist so jugendfrisch zu Sinne,
Schon fühl' ich hochbeglückt sein Nah'n.

Ist's eine Lerche, die da singt? —
Bethörtes Herz, wie magst du fragen!
Es ist dein eig'nes lautes Schlagen,
Das hell im Ohre wiederklingt.

Dir will sich alles unbewußt
Zu deiner Liebe Bild gestalten:
Bald wird der Winter strenge walten,
Und Lenz ist nur in deiner Brust.

Der erste Kuß.

Noch webt von deinen süßen Küssen
Geheime Glut um meinen Mund;
Mit immer neuen Flammengüssen
Durchlodern sie der Seele Grund.

Ich bin an allen Sinnen trunken,
Verschwunden ist mir Raum und Zeit,
Und all mein Denken taucht versunken
In einem Meer von Seligkeit.

Ach, alles Andre, was das Leben
Mir beut, wie ist es schaal und matt!
Was könnte dem Genüge geben,
Der solch' ein Glück gekostet hat!

Ein Traum.

Zu meinem Bettchen mit schwanken Schritten
Trafst du heran — ich sah's im nächt'gen Traume.
Du warst allein im matt erhellten Raume,
Ein bleiches Bild der Qual, die du glitten.

„Zieh' bald mich nach!" — so hört' ich leis dich bitten -
„Wer schützt die Ranke, losgelöst vom Baume?"
Du bogst dich vor, und von der Wimpern Saume
Mild auf mein Herz viel warme Tropfen glitten.

Und wie dein Mund nun auf dem meinen ruhte
In langem Kuß, begann mein Herz zu schlagen
So ungestüm, daß ich davon erwachte.

Da war so seltsam traurig mir zu Muthe:
Mein eig'nes Leben wollt' ich schier verklagen,
Das diesen Traum zur kurzen Täuschung machte.

Trost.

Wenn deines ird'schen Glückes Sterne
Im Sturm des Lebens untergehn,
Dann schau empor zur Himmelsferne,
Wo jene ew'gen Sterne stehn.

Wie trüb' es in der Seele nachtet,
Ihr Licht durchdringt den dunklen Raum,
Und dein Verlust, so groß geachtet,
Dünkt bald dir nur ein schwerer Traum.

Daß hier kein Dauerndes beschieden,
Es wird dir neu und tief bewußt;
Und mild versöhnend kehrt der Frieden
Zurück in die gequälte Brust.

Die Braut.

Erbarmen, Vater! Wo Liebe zerbricht,
Da blüht kein Glück. O zwinge mich nicht!

Denk' an die Geschwister, die todt schon sind.
Mein Vater, ich bin ja dein einziges Kind!

O denk' an die Mutter und was sie sprach!
Mich sucht' ihr Auge, bevor es brach.

Erbarme dich, Vater, und schone mein!
Ich will dir in Allem ergeben sein."

Sie liegt ihm zu Füßen, sie faßt ihm die Hand;
Er steht erschüttert und abgewandt.

Doch rasch gewinnt er die Fassung zurück:
„Ich weiß, was dir frommt zum wahren Glück.

Die Lieb' ist ein kindischer, thörichter Traum;
Vor der Sorge zerrinnt sie wie leichter Schaum.

Und ist er nicht jung, so ist er doch reich;
Manch anderes Mädchen entschlösse sich gleich.

Ich will — du mußt! drum sträube dich nicht:
Gehorsam ist heiligste Kindespflicht." —

Es regt sich im Hause und schafft ringsum;
Sie wankt durch die Räume bleich und stumm.

Bald wird sie festlich geschmückt als Braut:
Sie läßt es geschehen ohn' einen Laut.

Im weißen Kleide, den Kranz im Haar,
So wird sie geleitet zum Traualtar.

Der Bräutigam schaut so siegreich d'rein:
Noch wenig Minuten, dann ist sie sein.

Schon fügt er dem Finger der Treue Pfand;
Wie bebt sie, wie zittert die kleine Hand!

Und bei dem Segen aus Priesters Mund
Da bricht sie zusammen und schlägt den Grund.

Man hebt sie vom Boden und trägt sie hinaus;
Die Gäste verlassen das trauernde Haus.

Und todtenstill wird's ringsumher;
Die Stunden schleichen so bang und schwer.

Beim einzigen Kind in tiefer Nacht
Der Vater in düsterm Sinnen wacht.

Schon dämmert leise der Morgen herauf,
Da schlägt sie langsam die Augen auf.

Sie hebt sich empor, in die Kissen gestemmt,
Und lächelt so seltsam und blickt so fremd.

„Horch, Geigenschwirren und Hörnerklang!
Mein Bräutigam, wie säumst du lang!

Rasch fügt euch zu Paaren und ordnet den Tanz!
Ich schwebe voran im schimmernden Kranz.

Mein Vater, was stehst du so traurig allein?
Dort tritt ja die Mutter zur Thür herein."

Sie blickt so ernst, sie winkt mit der Hand;
Es wallt auf die Füße das lange Gewand.

„Komm, küsse mich, Mutter! o komm geschwind!
Gelt, Vater, ich war ein gehorsames Kind!

Wie eisig dein Odem, wie kalt dein Mund!
Es durchschauert mich tief bis in Herzensgrund.

O Mutter, wie hältst du mich fest umspannt!
Du knitterst die Schleifen am Brautgewand.

O Mutter, wie hältst du mich fest umstrickt!
Du hast mir die Ros' an der Brust geknickt.

O laß — nein, schließe mich fester an's Herz!
Dich mißt' ich so lange mit stillem Schmerz.

Nun wird mir so leicht, so selig zu Muth —
O Mutter, wie bist du lieb und gut!

O Mutter!" — Sie sinkt in die Kissen zurück,
Ein mildes Lächeln im brechenden Blick.

Gelöst ist die Fessel, verüber die Noth!
Schon steigt am Himmel das Morgenroth.

Durch's Fenster dringt ein Strahl herein
Und haucht auf die Wange Verklärungsschein.

Ein Schreinergesell.

Er athmet schwer, er athmet schnell
Beim leichten Werk, der junge Gesell.

Er schaut so krank, er ist so blaß;
Oft wird ihm das Auge von Thränen naß.

Still wischt er sie fort und senkt das Gesicht;
Die roben Gefährten gewahren's nicht.

Was macht ihn so traurig und feuchtet den Blick?
Hat ihn selber betroffen das harte Geschick?

Nein, die dort liegt im Todtenhemd,
Das junge Mädchen — sie ist ihm fremd.

Es keucht ihm der Athem in der Brust;
Sein eigenes Loos ist ihm klar bewußt.

Er glättet so sorgsam den Todtenschrein —
Ach, bald wohl legt man ihn selbst hinein!

Verlassen und krank, die Eltern todt —
So muß er sich mühen um dürftiges Brod.

Den Boden füllt er mit Spänen aus —
So ruht sie sanfter im engen Haus. —

Und kann er nicht mehr, und wenn er sich legt:
Wo ist die Hand, die ihm liebreich pflegt? —

Nun liegt sie im Sarge, das Werk ist gethan;
Mit tiefer Wehmuth schaut er sie an.

Und wie er die Schrauben des Deckels dreht,
Quillt heiß aus dem Herzen ein stummes Gebet.

Die Träger nah'n; er wankt nach Haus.
Dort sitzt er einsam und weint sich aus.

Pauline Schanz.

Ludwig der Springer.

Auf schwindelnder Höh', über Feld und Forst,
Hängt träuend und schwarz, wie des Ariers Horst,
Die Veste über der Saale.
Hoch oben, umbraust von Wetter und Sturm,
Blickt Jahr auf Jahr vom hohen Thurm
Der Landgraf Ludwig zu Thale.

„Gegessen hab' ich dein Kerbtier,
Verschmachtet bin ich in müßiger Noth,
So läßt du mich, Kaiser, verderben!
Und eh' ich verzag' und verzorre hier,
In die Schranken ruf' ich das Schicksal mir
Zum Kampf auf Leben und Sterben!

Und hab' ich gesündigt, so büßt' ich danach,
Und was ich aus glühender Liebe verbrach,
Bezahlt' ich mit glühender Reue.
Die Flucht ist bereitet, schon harrt mein Genoß,
Dort wiegt sich mein Rachen, dort stampfet mein Roß,
So grüß' ich dich, Leben, aufs Neue!

Gegrüßet, du Sonne, du blühende Welt,
Gegrüßet, du leuchtendes Himmelszelt,
Du luftige, getreue Ferne!
Du Schönste von Allen, sei dreimal gegrüßt,
Für die ich gesündigt, für die ich gebüßt!
Gegrüßet, du Stern aller Sterne!" —

Ein Satz und ein Klirren, ein zitternder Schrei —
Da steht auf dem Felsen er kühn und frei,
Anjetzeund zu rasendem Springen.
Noch ein Blick, der schaudernde Tiefe durchirrt,
Schon fliegt er, vom flatternden Mantel umschwirrt,
Als trügen ihn riesige Schwingen.

Und wie in die Falten sich bauschte der Wind,
Du trug er, o Wunder, ihn leicht und gelind
Hinab in die schäumenden Wellen.
Er springt in den Rachen, er schwingt sich aufs Roß —
Nach stürmt von der Veste der Wächter Troß
Und schmetternde Hörner gellen.

Doch der Landgraf, kein Reiter mehr holt ihn ein,
Fort saust er, gerettet, in's Leben hinein
Und jauchzt in die leuchtende Ferne:
„Für die ich gesündigt, für die ich gebüßt,
O schönste der Frauen, o sei mir gegrüßt,
Gegrüßet du Stern aller Sterne!"

Tropfen und Thränen.

Sprach der Tropfen und senkte sich leis,
Leise herab auf die Felsenstirn,
Sprach: ich dringe dereinst, ich weiß,
Dringe noch tief in dein steinern Gehirn.

Die erste Thräne zum Kinde sprach,
Die es lächelnd vom Auge sich strich,
Sprach: ich bohre doch nach und nach
In deine glückliche Seele mich.

Rief der Felsen und rief das Kind,
Lustig schüttelnd die Tröpfchen fort:
Was das für thörichte Dinglein sind! —
Tropfen und Thräne hielten Wort.

Wie tief grub sich im Laufe der Zeit
Ins Gestein des Tropfens Macht!
Frag' nicht, was der Thräne Beharrlichkeit
Aus dem glücklichen Kinde gemacht.

Ernst Scherenberg.

Müde Augen.

Müde Augen, oft getäuschte,
Warum öffnet ihr die Leere?
Warum hebt die trüben Blicke
Hoffend ihr noch einmal wieder? —

Wie von himmlischer Erscheinung
Drang in euer nächtig Dunkel
Plötzlich, wunderbar belebend,
Neuer Liebe Sternenfunkel.

Doch zu spät kommt dieses Glänzen,
Nicht mehr könnt ihr es ertragen;
Keinen Frühling mehr erweckt er,
Wie der Zeit in jungen Tagen.

Nur die letzten welken Blätter
Senkt er von dem Baum des Lebens,
Und verdorrt an seinen Aesten
Letzte Früchte einst'gen Strebens.

Müde Augen, warum schlosset
Ihr euch auf zu neuen Qualen?
Warum schlürft ihr torecrurstig
Ihr das Gift der Liebesstrahlen? —

Müde Augen, nun so trinkt euch
Vollends blind am süßen Schimmer!
Und wenn ihr genug getrunken,
Schließet, schließet euch für immer!

Im Rheingau.

Zwar auch bei uns im Norr, dem scheinbar kühlen,
Kann man die Adern deutschen Lebens fühlen —
Doch nur am Rhein bei gold'nem Sonnentag
Pulst uns'res Deutschlands wärmster Herzensschlag.

Max Schlierbach.

Den Vergessenen.

Geister der Vorzeit,
Schattengestalten,
in nächt'gen Träumen
schwebt ihr oftmals
stumm und klagend
um mich her
in flatternden Gewändern,
in ehrner Rüstung:
so wie einst
um die Opfergrube
des Laertiaden
Helden sich drängten.
Ha, wenn vom heißen,
lebendigen Blute
die Todten getrunken,
dann färbt sich die bleiche,
die zuckende Lippe;
von der hohen Stirne
leuchtet auf's Neu
der Glutgedanke,
der einst sie beseelte,
lodernd empor:
ein nächtlicher Blitzstrahl.
Unheimlich funkeln
die stieren Augen
und sie beginnen
in fremden Zungen
verklungene Kunde.
Ja, ich verstehe
das uralt ewige
wilde Klaglied!
Ihr habt gestrebt, gelitten, gekämpft,
in allen Zeiten, in allen Zonen;
auf deiner Stirne drückte
die goldene Krone;
für des Volkes Freiheit
zücktest du
das funkelnde Schwert.

Vergessen, verschollen!
Wo sind die Rollen
voll tiefer Weisheit,
die du in stillen
mondurchschienenen
Nächten erdacht —
wo sind sie, Alter?
Wo sind die leichten,
kosenden Lieder,
herrlicher Jüngling? —
Die Jungfrauen lauschten
leuchtenden Blickes
dem göttlichen Wohllaut —
wo sind sie, Sänger?
Vergessen, verschollen!
Tyrann und Befreier,
Denker und Dichter,
und die Völker all,
um die ihr euch mühtet;
hinabgetaumelt
in den dunkelklaffenden
Abgrund seid ihr,
und Geschlechter taumelten nach,
und mit dumpfrauschender Flut
stürzte darüber
ein Meer von Vergessenheit.
Fremd sind die Namen,
die ihr mir nennt,
und wenn ich erwache
müh' ich umsonst mich,
sie wieder zu finden.
Flehend blickt ihr mich an:
erlöst uns, erlöst uns
mit dem Sängermunde,
verkünd' uns wieder;
die Seelenlosen
beseele du neu!

Denn es quält die Todten,
wenn die Lebendigen
ihrer nicht denken!
Ich kann euch nicht retten
und mich nicht retten,
ob ihr die Hände
bittend emporstreckt;
denn euer Loos ist
das Loos der Menschheit.
Und es kömmt der Tag einst:
durch den Weltraum sausen
empört die Sterne,
und, wie des Meeres
brandende Wogen,
aneinander prallend,
zerschellen die Sterne;
neue Welten
tauchen wie Inseln
im Aether empor,
und neue Geschlechter
erblühen auf ihnen.
Das ist der Schöpfung
ewiger Kreislauf
und ihr ändert ihn nicht,
ihr Namenlosen!
Ihr habt euch des Augenblicks
einstens erfreut,
und der Becher, der euren
Händen entsunken,
nun ruht er in meinen
und bald in andern;
ewig wechselnd.
Verschwindet, ihr Schatten,
ich weiß kein Lied euch
und euren Fluch,
ich kann ihn nicht lösen;
Vergessen, verschollen!

Zum Geburtstage.

Als du ein Kind noch warst, da faltete
die Mutter dir die Händchen zum Gebet
des Abends, wenn sie dich zur Ruhe legte.
Der Kerze Licht zog um dein blondes Haupt
und spielte dir auf Wimper und auf Mund,
und leise flehtest du, wie man dich's lehrte,
mit kindlichem Vertrauen zum „lieben Gott."
Du dankest oder batest, wie es kam;
doch dankest mehr du, als du batest; denn
du battest ja, was Alles ist, die Liebe!
Ich seh dich lächeln, seh die Mutter auch,
wie sie dich küßt, wie aus dem feuchten Auge
ein stummes Dankgebet zum Himmel glänzt
für jenen Tag, der dich ihr einst geschenkt —
ich seh's: im Geiste knie' ich neben ihr!

O nimm von Allem, was die Erde birgt,
das Köſtlichſte, und häuf' es hoch empor,
rothglüh'udes Gold und blitzende Juwelen,
und nimm der reinſten Perle reinſten Strahl
und ſchaue dann den Strahl des Mutterauges,
den Einen Strahl voll abgrundtiefer Liebe —
verblaſſen wird der irdiſch eitle Tand
vor dieſer höchſten Offenbarung Gottes!
O ſchmähe dieſe ſchöne Erde nicht,
die einſt ein Gott mit einem Lächeln ſchuf,
in die er lächelnd dich hineinverlief,
und ſtrebe nicht nach unbekannten Weiten.
Im ätherblauen nicht, im ſternenfernen,
ſuch' ihn in dir — du findeſt ihn — den Himmel

Clotilde von Schwartzkoppen.

Des alten Jägers Tod.

Ihr kanntet ihn in ſeinen guten Zeiten,
Den rüſt'gen Waidmann, ſahst ihn manches Mal
Mit munterm Schritte das Gebirg durchſchreiten
Beim Frühroethſchein, im Abendſonnenſtrahl.

Bald ſprang ihm luſtig nach die ſlinke Meute,
Bald ſchritt ſein Waidmann ernſthaft bei ihm her —
Ein Vierzehnender? Ha, es glückt ihm heute! —
Feſt an die Wange drückt er das Gewehr.

Kein Muskel zuckt, kaum pocht's ihm in der Schläfe,
Er hält auf's Blatt. — Wenn ich einſt ſterben muß,
Wollt' ich, daß uns'res Herrgotts Streich mich träfe
Wie jenen Hirſch des Jägers ſich'rer Schuß!

Doch er ward krank und ſiech. — Es war geſtanden
In uns'res Königs Jagdrevier ſein Haus,
So ſchaut' er noch den Wald; die Kräfte ſchwanden,
Still hielt ſein treuer Waidmann bei ihm aus.

Wohl packt's die Beiden, ſah'n nach edlem Hirſche
Den ſtolzen Zug ſie da vorübergehn,
Im Geiſte fuhr der Alte mit zur Piriche —
Ein traurig Bild war's, ihn im Lehnſtuhl ſehn.

Ich ſeh' ihn noch, wie er ſein Käppchen rührte,
Auf ſeine Schwelle trat manch' hoher Gaſt;
Die Herr'n und Prinzen, die zur Jagd er führte,
Die hielten gern beim kranken Jäger Raſt.

Es freut' ihn wohl, doch kannt's ihn nicht befreien,
Halali war er, — leugnen dieſe Sport —
Der Gnaden viele können Fürſten leihen,
Der Gnaden letzte kommt allein von Gott.

Sie kam: — zu einer Zeit, wo es im Walde
Am ſchönſten iſt, wo laut die Hirſche ſchrein,
Das Laub ſich färbt und luſtig durch die Halde
Der Herbſtwind ſtreicht, da ſchlief der Alte ein.

Begrabt ihn ſtill und eine junge Eiche
Pflanzt auf ſein Grab; vielleicht, wie tief im Traum,
Hört er ſie rauſchen einſt, die blätterreiche,
Wenn Jahre ſie erſtarkt zum mächt'gen Baum.

Sie neigt ſich tief herab, mit dichtem Laube
Den Hügel ſchirmend, ſanften Friedens Pfand,
In ihrem Wipfel baut die wilde Taube,
Und furchtlos durch die Zweige lugt das Wild.

Fr. Xav. Seidl.

In den Bergen.

1.

Gebt mir den Wanderstab zur Hand
Der reisenden Scholaren,
Und laßt mich in's gelobte Land,
In's Land der Berge fahren!
Schon winken aus der Ferne her
Mir ihre blauen Spitzen —
Ich will darum nicht länger mehr
Im Lärm der Städte sitzen.
So schwing' ich freudig meinen Hut
Und mach' mich auf die Reise,
Es hebt das Herz sich frohgemuth
Bei einer luft'gen Weise;
Die jubelt laut durch's weite Thal:
Seid mir gegrüßt viel tausendmal,
Ihr sonnigen blauen Berge!

Und immer weiter führt der Pfad
Durch Wälder, Au'n und Wiesen,
Bis mehr und mehr mein Fuß sich naht
Den waldbewachs'nen Riesen.
Da rauscht ein heller Wasserfall
Durch Felsgestein und Schluchten,
Und blumige Matten überall,
Die Sonn' und Thau befruchten.
Dazu der frische Morgenduft,
Darin mein Herz sich badet,
Es athmet tief die süße Luft
Glückselig und begnadet,
Und jubelt laut durch's weite Thal:
Seid mir gegrüßt viel tausendmal,
Ihr sonnigen blauen Berge!

2.

Fröhlicher Klang der Morgenglocken,
Mahnend weckst du vom Schlummer mich,
Sonnenschein und die Berge locken
Auf die Matten so wonniglich.
Frischer Hauch von Blumen und Halmen
Weht erquickend hernieder heut,
Rings erschallt von den fernen Almen
Weidender Heerden Glockengeläut.

Thaubefeuchtet, im Frührothglanze
Dehnen die Fluren sich allgemach,
Und der Himmel legt auf das ganze
Blühende Thal sein blaues Dach.

Nur über einzelne Bergeswipfel
Hängen noch graue Wolken herein,
Doch segnend waltet über die Gipfel
Der Friede des Herrn und der Sonnenschein.

3.

Einsam auf der Berge Spitzen
Blüh'n zwei Blumen wunderbelt,
Blühen in den Felsenritzen,
Von dem warmen Sonnengelt
Aufgeweckt zu heiterm Leese:
Edelweiß und Alpenrose.

In der Berge trautem Frieden
Reisen sie, den Wolken nah,
Von den andern abgeschieden,
Blüh'n sie still und lieblich da,
Hoch am Felsen und im Moose,
Edelweiß und Alpenrose.

Wenn ich diese Blumen finde,
Schwebt ein süßes Bild vor mir:
Du mit unserm lieben Kinde,
Meines Lebens Lust und Zier;
Blühend meinem Erdenleese:
Edelweiß und Alpenrose!

Meiner Mutter.

Das war ein Tag voll Noth und Gram,
Als ich, o Mutter, Abschied nahm
Von dir für ew'ge Zeiten.
Mit deinem Auge brach mein Glück,
Zerfallen sah ich's Stück um Stück
Und fliehn nach allen Seiten.

Nun steh' ich einsam und allein,
Und nur der Nacht verborg'ner Schein
Sieht meine Thränen rinnen.
Der laute Tag ist mir verhaßt,
Es ist der Schmerz mein ew'ger Gast
Und wühlt in meinen Sinnen.

Der Eine Trost noch, der mir blieb,
Ist, daß für immer deine Lieb',
Dein Segen mich umschwebet,
Und daß der Herr das Lied mir gab,
Darin doch über Tod und Grab
Dein Angedenken lebet.

H. Steinheuer.

Herbst.

In kalter Hauch durchzieht die Flur,
Der Wald will sich entfärben,
Ein Wehruf geht durch die Natur,
Ein Sterben, ein Verderben.
Wie rauscht das Laub zu deinem Fuß
Verdorrt auf Waldesbahnen,
Das ist der erste Todesgruß,
Ein ernstes Sterbemahnen.

Zugvögel ziehn im schrillen Flug
Hin über Berg und Halden,
Das ist der Erde böser Fluch:
Ein Kommen und ein Scheiden.
Und wähnst du auch vom süßen Glück
Dich liebreich auserkoren,
O wie so bald ist's deinem Blick
Verschwunden und verloren.

Bestelle schnell auch du dein Haus,
Was Dir noch ist geblieben,
O theile deine Gaben aus
Von Hoffen und von Lieben.
Noch einmal drück an deine Brust,
Was du so bald mußt meiden,
Auch du, auch du, o Herze, mußt
Nun welken bald und scheiden.

Ohne Sorgen!

Was frag' ich nach Gestern? ich fasse das Glück,
Das heute sich gibt mir zu eigen;
Kein Sehnen verlockt mich zurück, zurück,
Ich trink' im schwelgenden Augenblick
Den schäumenden Becher zur Neigen.

Was frag ich nach Morgen? ich athme die Luft
In langen, erquickenden Zügen,
Ich sinke dem Lenz an die knospende Brust,
Mir ist, als wüchsen mir unbewußt
Die Schwingen zu mächtigen Flügen.

Als müßt' ich ausströmen und jubeln so laut
Die glühende Seel' im Liede;
Die Seele, die gläubig dem Lenze vertraut
Und die ihn begrüßt als jubelnde Braut,
Voll Glück, voll Lieb' und Friede.

Von blühenden Bäumen den blühenden Zweig,
Und ein Klang aus jauchzender Kehle,
Wie wird das Herz so stark und weich,
Wie ist doch die Erde so schön und reich,
Und so reich die Menschenseele.

Noch blühen die Rosen in flammender Glut,
Noch ranken die duftenden Reben,
Vertraue dich muthig des Lebens Flut;
Was hoch, erhaben, was edel und gut,
Der Kühne darf es erstreben.

Ich lasse das Gestern, das Morgen sein,
Weil das Glück ich heute gewinnen;
Ich lasse das Grämen, das Sorgen sein,
Die Zukunft, sie mag mir verborgen sein,
Heut leben die fröhlichen Stunden!

Albert Traeger.

Frühling und Altweibersommer.

Leis' die Orgel drin verhallt,
Und die Schaar der Frommen wallt
Aus dem stillen Gotteshaus
In den sonn'gen Tag hinaus;
Voll und laut die Straßen sind —
Abseits durch des Kreuzgangs Bogen
Hat die Alte fortgezogen
Das geliebte Enkelkind.

An den jungen Arm gelehnt
Langsam sie die Schritte dehnt,
Auf der letzten Stufe Stein
Stemmt den trenen Stab sie ein;
Und es zuckt durch ihr Gesicht,
Wie ein fernes Wetter leuchtet,
Milder Glanz ihr Auge feuchtet,
Während sie wie träumend spricht:

„Geh' ich ihn auch nimmer lang',
Bleibt es doch mein liebster Gang,
Immer zieht es meinen Sinn
Nach der alten Kirche hin — —
War ein Sonntag, just wie heut',
Auf der Stufe blieb ich stehen,
Wagte nicht emporzusehen,
Tieferschreckt und hocherfreut.

Er auch zitternd vor mir stand,
Reichte mir des Frühlings Pfand,
Eine Rose, frisch und roth,
Sprach von Liebe bis zum Tod — —
Und die Rose blühte fort,
Nie hat mich ein Dorn gestochen,
Erst der Tod hat sie gebrochen,
Bis zum Tode hielt er Wort.

Also ruft mein Lebensglück
Diese Kirche mir zurück,
Nirgend so, wie hier allein,
Dank' ich Gott und denke sein.
Hier will sanft ich schlummern auch,
Treulich wirst mein Grab du pflegen
Und auf meinem Hügel hegen
Einen rothen Rosenstrauch." — —

Leise klingt der Alten Wort
In des Mädchens Herzen fort,
Auch im kindlichen Gemüth
Ist es abend aufgeblüht.
Durch die klare Morgenluft
Weht ein Schauer hin, ein frommer:
Frühling und Altweibersommer
Stehn verklärt im Rosenduft.

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Auf Rügen.

Einsam dämmert der Wald und flüstert,
Und die hehren Buchen recken die Gliever,
Träumend im feuchten Morgenschein,
Zeugen dunkler Geschichten,
Erzählt von vergangnen edlen Geschlechtern.
Draußen rauscht das uralte Meer,
Maßvoll und bleich und getränkt von Mondlicht;
An der Wiege stand's des Menschengeschlechts, —
Mit den Göttern,
Ehe Menschen und Helden kämpften,
Hielt es berathende Zwiesprach, —
Und selbst vor den Göttern noch
Rollte es machtvoll aus der Urne des Nichts.

Still und geheimnißvoll wie Runenzauber
Zittert das fahle Mondlicht
Ueber Wasser und Land;
Schimmernd schwankt das Schilf,
Die Wellen glänzen,
Und durch gewölbte Buchenkronen
Fällt ein silberner Regen
In die Geheimnisse des Waldes.

Aber mitten im heiligen Haine
Liegt, makellos wie das Schild des Odin,
Die glatte, spiegelnde See; —
Keiner Möwe Flug bewegt ihn,

Kein Lüftchen kräuselt ihn.
Nur der geheimnißreiche Vollmond
Rollt den weißen Schleier des Nebels
Ueber die Fläche.

Das Waſſer, die Luft und die Buchen lauſchen:
Da tritt die hohe, gewaltige Erdengöttin
Leis an's Geſtad',
Wirft die weichen Gewänder ab,
Die faltigen,
Und die edlen, blinkenden Glieder
Badet ſie ſchweigend im klaren Waſſer
Und im thauigen Mondenlicht.
Die Nacht flüſtert, entzückt
Vom unſterblichen Anblick
Und berauſcht von der Götterpracht.

Drauf entſteigt ſie dem Bad,
Legt die goldnen Geſchirre
Auf der weißen Kühe harrendes Paar;
Sie beſteigt in ſiegender Hoheit
Den dreirädrigen Wagenſitz,
Und lenkt ſicher gewandt
Das Geſpann im mitternächtlichen Umzug,
Im feierlichen, über die Inſel.

Heiliges Schweigen, wo die Göttin wandelt;
In zerſtreuten Flurgehöften
Liegen in tiefem Schlummer die Menſchen,
Bedeutungsvolle Träume künden die Götternähe,
Und die Störche auf ſteilen Giebeln
Heben den Kopf vom Neſte
Scheu und verwundert;
Lauſchend beben ringo die Frühlingsblätter,
Und ſelbſt des Meeres Wellen
Halten erſtaunt im ewigen Ringeltanz
Und ſtrecken ſich aus dem Schooß der Mutter
Neugierig und ahnungsvoll.

Einſam am Meergeſtad',
Wo die Hünengräber
Aus unendlichem Sande ragen,
Sitzen auf den gewaltigen Hügeln,
Uralter Schlachten denkend,
Ernſt und ſinnend die erſchlagnen Helden.
Trüben Körpers, durchſichtig grau
Wie Abendnebel.
Aber nach dem Umzug der Göttin
Wenden alle das ernſte Antlitz,
Und, wie ſelten, wunderbare Freude
Zuckt über die rieſenhafte Heldenſtirne,
Alter Tage Gedächtniß
Und unſterblicher Thaten Preis.

Gisbert Freiherr Vincke.

Bei Haſtings.

(14. October 1066.)

Bei Haſtings über dem Feld liegt Nacht,
Viel' Tauſend liegen in langem Schlaf,
Um Mancher verwünſcht es, der noch wacht,
Daß Pfeil und Schwert nicht beſſer traf.

Im Herbſtwind rauſchet das Laub vom Baum,
Fährt praſſelnd über das Todtenreich,
Und hinter dem ſchwarzen Waldesſaum
Des Mondes Sichel erhebt ſich bleich.

Zwei Mönche wandeln da ſtumm herbei,
Sie ſchau'n den Todten ins Angeſicht:
König Harald's Leichnam ſuchen die Zwei —
Sie ſuchen mit Fleiß, ſie finden ihn nicht.

Von Waltham kamen ſie, der Abtei,
Gegründet durch König Harald's Huld:
Beſtatten wollten den Herrn die Zwei,
Sie wollten löſen des Dankes Schuld. —

Langſam verrinnt die Stunde der Nacht,
Am Himmel erliſcht des Mondes Licht,
Still wird und ſtiller das Feld der Schlacht. —
Die Mönche fanden den König nicht.

Im Oſten graut's — leis weichet die Nacht,
Den Tag verkündet ein eiſig Weh'n,
Und wer zum Leben wieder erwacht,
Wie Schauer des Todes packt es den.

Heim wandeln die Mönche matt und ſchwer,
Bekümmert ob dem verlornen Gang — —
Vom Saume des Waldes eilt daher
Ein bleiches Weib, den Hehen entlang.

Im Winde flattert das goldne Haar,
Der Blick des Auges iſt ſtier und kalt,
Ringe ſchweift es forſchend, der Thränen bar,
Als bör' ihm die Wahlſtatt Ziel und Halt.

Da plötzlich haftet des Auges Strahl,
Wo sich von Leichen der Hügel thürmt:
Hier wurde gekämpft zum letzten Mal,
Hier wurde zum letzten Mal gestürmt.

Ein gellender Schrei — zusammenbricht
Ueber den Todten das bleiche Weib:
Sie küßt ein starres Angesicht,
Sie hält umfangen des Königs Leib.

Wie traf es, daß sie den fand alsbald,
Den lange gesucht das Männerpaar? —
Sie hieß Editha Schwanenhals,
Die König Harald's Liebste war.

Heinrich Zeise.

Herbststimmung.

Sieh', es hat in bunte Farben
Herbst den Griffel eingetaucht,
Auf den Feldern sieh'n die Garben
Goldenschimmernd angehaucht.
Und das Laub der Buch' und Eiche
Färbt sich gelb und dunkelbraun,
Welch' ein Segen, welche reiche
Fülle rings auf Feld und Au'n.

O Natur, wie deckst du Allen
Sorgsam und verschwenderisch
So in Hütten wie in Hallen
Täglich liebereich den Tisch.
Nur die leichtbeschwingten Sänger
Wandern jubelnd über's Meer,
Wenn mit Frost, der arge Dränger,
Winter, stürmt von Norden her.

Herbst, es rauschen rings die Wälder,
Und die Wolken wandern weit;
Geht nun schlafen, Flur und Felder,
Denn es naht die Schlummerzeit.
Kommt der Blätterfall im Walde,
Wandern Storch und Schwalben fort,
Ach, dann nah'n auch bald, ja balde
Sturm und Schnee aus kaltem Nord.

Der Tannen Sprossen blitzen.

Der Tannen Sprossen blitzen
Und Anemonen blühn,
Der Buchen höchste Spitzen
Bekleiden sich mit Grün.
Der Felder Blumen funkeln
In Kleidern reich und bunt,
Und golden stehn Ranunkeln
Im kühlen Wiesengrund.

Wie herrlich ist's im Freien,
Zieht in den Wald hinaus,
Tragt grünen Schmuck der Maien
Ins einsam stille Haus.
Laßt all den reichen Segen,
Der draußen keimt und glüht,
In eurer Brust sich regen,
Im innersten Gemüth.

Wie leuchtet glanzumflossen
Zu Flur wie Wald zumeist,
Denn heut' ward ausgegossen
Auf's All der heil'ge Geist.
Er strahlt vom Himmel nieder,
Ein Theil der reinsten Lust,
Und wiegelt treu sich wieder
In warmer Menschenbrust.

Wie eilt die Zeit der Blüthe
Gar schnell und rasch vorbei,
Zu tragt ihn im Gemüthe,
Den blüthenreichen Mai:
Und hasst, wenn er vergangen
Und rauhe Stürme wehn,
Sein Glühen, Blüh'n und Prangen
Im Herzen auferstehn.

Der Himmel wölbt, der klare.

Der Himmel wölbt, der klare,
Sich über Land und Meer,
Der Frühlingsruf der Staare
Erschallt schon weit umher.
Es kleiden sich zur Stunde
So Busch wie Sträucher grün,
Im tiefen Waldesgrunde
Die Anemonen blühn.

Die trauten Birken neigen
Sich in den Lüften klar,
Und auf den schwanken Zweigen
Wiegt sich ein Meisenpaar.
Sie picken an der Rinde:
„Gepriesen sei der Mai,
Geschwinde, kommt geschwinde
Zum Nesterbau herbei!“

Es trafen von der Reise
Die Schwalben wieder ein,
Und ziehen luft'ge Kreise
Im goldnen Sonnenschein.
Die muntern Lerchen steigen
Empor zum Himmelsblau,
Wie könnten sie wohl schweigen?
Im Lenzschmuck steht die Au!

Welch' Glühen, Blühn und Weben
Ringsum auf Feld und Flur,
Ein tausendfaches Leben
Entfaltet die Natur.
Nun sei auch guter Dinge
Das arme Menschenherz,
Und im Gesange schwinge
Der Dank sich himmelwärts.

Der Liederquell.

Singe nie den Versen nach,
Will dir kein Lied gelingen,
Die Stunde kommt, es kommt der Tag,
Dann wird die Quelle springen.
Was lang in warmer Brust geruht,
Was lang das Herz getragen,
Das springt hervor in Drang und Gluth
An sonnenhellen Tagen.

Das dahnt sich, einem Springquell gleich,
Den Weg ins Thal hinunter,
Das stimmt die Seele mild und weich,
Das stimmt das Herz dir munter:
O, harre still und andachtsvoll
Zu deinem eignen Frommen,
Der Liederfluß, der in dir schwoll,
Er wird zu Tage kommen.

Doch wenn das Herz einst kalt und leer,
Versiecht des Lebens Tropfen,
Dann wird kein frischer Springquell mehr
In deinem Herzen klopfen.
Dann wird der frische Liederquell
Aus jüngern Herzen springen,
Dann tönt von jüngern Lippen hell
Des Waldes ewig Klingen.

Es wirft die Sonne ihre letzten Strahlen.

Es wirft die Sonne ihre letzten Strahlen
Wie schmelzend Gold von ferner Bergeshöh',
Und ihres Glanzes Purpurrosen malen
Durch Busch und Laub sich auf dem stillen See.

Die Weide senket ihre schwanken Zweige
Bis auf des Wassers spiegelklaren Saum,
Ein traulich Bitt, als ob ihr Haupt sich neige,
Als sei versunken sie in süßem Traum.

Im Schlummer scheint selbst die Natur zu liegen,
Leis nur bewegt sich des Schilfes Kranz,
Und auf der Erle schlanken Zweigen wiegen
Die Vögel sich im Abendsonnenglanz.

Nichts soll den wundersüßen Frieden stören,
Der durch die Fluren, durch die Wälder zieht,
Drum rauschen fern am Bergeshang die Föhren
Der müden Welt ein leises Schlummerlied.

Wie Rindesaugen blicken hell die Sterne
Neugierig von des Himmels klarem Dom,
Sie bringen Grüße mir aus weiter Ferne,
Und spiegeln glitzernd sich in See und Strom.

Ich will im Gehn den Vogel nicht erschrecken,
Und lag're mich auf's weiche Grün der Flur,
Mich mag die Nacht mit ihrem Schleier decken,
Ich lausche still dem Pulsschlag der Natur.

Karl Zettel.

Minne und Sang.

(Winterlos.)

Noch rauscht nicht zu Thale die silberne Welle;
Es springt nicht durch Veilchen die lustige Quelle;
Nicht pfeifen die Finken auf prangenden Flieder,
Nicht klagen die Drosseln in weichen Liedern:
Im Wald und Feld allum
Ist's winterlich und stumm.

Und dennoch, wer wollte mit schwächlichem Zagen
Besiegen sich lassen von grämlichen Tagen?
Erblüht uns ja reichlich ein Lenz im Gesange:
Die Dichtung umrauscht uns mit goldenem Klange
Und trägt uns hoch empor
Zum ew'gen Sternendom!

Und mag auch der Winter uns mürrisch umtosen,
Es winken uns süße, lebendige Rosen!
Was sollen des eisigen Königs Fehden?
Der Minne Bereich ist uns lachendes Eden!
Es glüht uns Haupt und Brust
Von reichster Lenzeslust!

So bringet den Frauen im hehrsten Kreise
Den klingenden Becher mit jubelndem Preise!
Denn sie sind berufen im Reiche des Schönen,
Den Dichter mit weihenden Händen zu krönen.
Drum Minne hoch und Sang
All unser Leben lang!

Zeit und Dichter.

Ihr seid ja tolle Träumer nur
„Und arme Fieberkranke,
„Die, wirren Blickes, nicht erschau'n
„Den Stoff und seine Schranke!"

„Nur um erlog'ne Sonnen tanzt,
„Um Blumen, die nicht blühen,
„Um Sterne, gaukelt der Poet,
„Die nie am Himmel glühen.

„Ein fruchtlos Müh'n ist solcher Kampf,
„Ein wahnbethörtes Ringen!
„Welch' Segen bringt der Menschheit noch
„Dies Dichten und dies Singen?

„Ein Nichts ist alle Poesie,
„Und wie man sich's auch drehte,
„Der Dichtung Lust und Weh entstammt
„Nur einer kranken Seele! —"

Dies sind die Worte, die ich oft
Von unsern Männern höre;
Es ist das alt-gemeine Lied,
Es heulen's tausend Chöre.

Das Ideale heißt ihr Traum,
Ihr thörichtblinde Weisen —
Ein Blutmeer und ein Aschenschutt
Wird eure Lehre preisen! — —

Die alte Sünde.

Wer hätte nicht, o nennt mir nur den Dichter,
Besungen seiner Liebsten Augenpaar?"
Der heißt sie „Sterne", jener „holde Lichter",
Ein Andrer „Diamantenfeuer" gar.

„Der Himmel selbst," so hör' ich einen hauchen,
„Groß all sein Blau in ihren treuen Blick."
Der Andre glaubt in süße Nacht zu tauchen,
Beneidet Götter nicht um ihr Geschick!

Ach, weggefangen haben die Poeten
Die schönsten Bilder schon; was fang' ich an?
Ich hab' doch auch zwei Augen anzubeten
Und bin sie zu besingen nun daran.

O Muse, hilf, du treu- und vielbewährte,
Erbarm' dich meiner schlimmen Dichternoth!
Ihr Götter, weist mich auf die rechte Fährte
Und stellt mir neue Bilder zu Gebot!

Da fläuelt Eros her zum Schreibetisch,
Und hält den Griffel mir und Arm zurück:
„Wozu," so zankt er, „die poet'schen Bücher?
O schreibe nicht, genieße nur dein Glück!"

Ich springe schnell von meinem Sorgenstuhle
Und eile zu dem lieben Hause hin —
Da fint' ich engelmild an Rad und Spuhle
Sie, meine stille Herzenskönigin.

Und statt von ihrem Augenpaar zu singen,
Sang' ich den Himmel aus demselben ein. —
Was soll ich mühsam noch nach Versen ringen,
Ich liebe nur und laß das Dichten sein.

Doch während mannhaft ich den Musen stürze,
Und scheiden will von Phöbus' Angesicht,
Verfall' ich wieder in die alte Sünde
Und mache trotz des Schwures dies Gedicht.

Vor dem Kepler-Monument zu Regensburg.

Nicht wie man Todter denkt in stummer Trauer,
Doch mit der Ehrfurcht heilig-tiefem Schauer
Begrüß ich hier in stillem Ahnen,
O Kepler, deine hohen Manen.

Denn deines Aug's geweihter Blick erschaute,
Was ihm der Sternenhimmel selbst vertraute:
Du folgtest durch der Nächte Schweigen
Dem blitzenden Planetenreigen.

Doch ward das Auge riesisbar schnell dem Geiste,
Und was den Sterblichen verworren kreiste,
Das hamtest du in goldne Netze
Durch ew'ge Zahlen und Gesetze.

So brauste stolz, du großer Forscherkönig,
Durch alle Welt dein Ruhm viellautenklingig
Und trug auf rauschendem Gefieder
Dir seine Lorbeerkrone nieder.

Und doch im Leben glänzte dir kein Friede —
Du bliebst ein tiefgequälter Prometheide!
Erst hier an dieses Stromes Borden
Ist er im Tode dir geworden.

So küssen ihr denn, seine trauten Sterne,
Aus eurer dunkeln, ungemessnen Ferne,
In nächtlicherster Weihestunde,
Sein Haupt in dieser Steinrotunde!

Uns aber mag sein Bild auf's neue mahnen,
Daß auf des Geistes reicherrichtung'nen Bahnen
Wir rüstig schaffen, kämpfen, streben;
Denn nur der Kampf ist wahres Leben.

Der Regenbogen.

Ein Feſtſpiel zu einer Vermählungsfeier

von

Adolf Ebeling.

Die Scene ſtellt das Ufer eines See's vor, mit ländlicher Umgebung und Fernſicht. Im Vordergrunde, unter Felſen gruppirt die ſieben Farben — weißgekleidete junge Mädchen mit ihren verſchiedenen Abzeichen — weiter nach hinten, aber erhöht in einer Muſchel ſtehend, die Fee mit dem Lilienſtabe, im Silberſchleier. Im Hintergrunde, über dem ganzen Himmel, ein leuchtender Regenbogen. — Wenn der Vorhang aufgeht, iſt die Fee allein zu ſehen.

Die Fee.

Du biſt erſtaunt, als kenntest du mich nicht,
Als hättest du mein Antlitz nie geſehn;
Und doch ſeit Jahren biſt du mir bekannt.
Denk' an die ſtillen Stunden, wenn der Mond
In lauer Sommernacht mit ſeinem Silber
Hell auf dem Spiegel meiner Fluthen ſtand:
Dann ſinnſt du oft in träumeriſchem Sinnen
An meinen grünen Ufern auf und ab,
Und trugſt vielleicht ſchon damals, wenn auch ſchüchtern,
Ein theures Bild im innigſtraulichen Herzen.
Ich lauſchte ſtill auf dem kryſtallnen Grunde
Und dachte freundlich an dein künftig Glück.
Auch leſ' ich ja in deinen lieben Zügen:
Du biſt ihm hold, dem frommen Minneglauben,
Daß eine Fee mit ihrer Macht und Milde
Oft das Geſchick unter Menſchen lenkt;
Daß ſie mit Engelsſittich ſchützt und ſchirmet,
Die hoffnungsvoll und gläubig ihr vertraun. —
So bin ich heut zu deinem Feſtesgruße
Den hellen Fluthen meines See's entſtiegen,
Um eine Freudengabe dir zu bringen;
Doch nicht allein . . . .

(die Felſen theilen ſich und es erſcheinen die ſieben Farben:)

. . . . hier ſiehſt du mein Gefolge.
Du kennſt es wohl, dies ſchöne Farbenzeichen,
Das hier im Bild ſich deinen Blicken malt,
Das, wie ein Gruß aus jenen Himmelsreichen,
Verſöhnend auf die Erde niederſtrahlt.
Du ſiehſt in dieſes Bogens hell'ger Sieben
Dein ganzes Leben deutungsvoll beſchrieben;
Denn mit des Regenbogens Farbenflammen
Trifft Menſchenſchickſal wunderbar zuſammen.

Die erste Farbe, **Roth**, tritt vor

(mit einer Rose.)

Ich bin das Roth; du kennst die schöne Farbe
Und die Bedeutung, die sie in sich trägt.
Wohl gibt es schon ein Eden hier auf Erden,
Wo ew'ger Frühling den Gefilden lacht,
Wo selbst der Schmerz sich wehmuthsvoll verklärt,
Weil uns die Welt zum hehren Gottestempel
Voll andachtsfrommer Menschenseelen wird:
Das ist der Liebe lichtgebornes Reich!
Sieh' dich umher in Flora's duft'gem Garten:
Die schönste Blume trägt der Liebe Farbe,
Die Rose blüht ein Sinnbild ihres Ruhms.
Die bring' ich dir, und mit dem treusten Herzen
Laß mich den Wunsch, laß mich die Hoffnung sagen,
Daß rosenroth für dich die Zukunft sei.
Noch lacht dir deines Lebens Morgenröthe
Im Rosenglanz; o möge deine Seele,
Wenn Abendröthe deinen Himmel schmückt,
In gleicher Heiterkeit nach Oben schau'n.
Dann wird es wahr, was schön der Dichter singt,
Was wie Prophetenwort die Welt durchklingt:
Was wir hienieden hoffen und erstreben,
Das ruft die Liebe freudenhell in's Leben!

(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die zweite Farbe, **Orange**, tritt vor

(mit einer goldenen Blume.)

Es ruht das Gold im tiefen Bergesschooße,
In meine Farbe kleidet sich sein Glanz:
So ruht auch in der tiefen Menschenseele
Ein seel'nes Gold, es heißt Zufriedenheit.
Und wie sich auch das Schicksal dir gestaltet,
Mit diesem Golde bist du groß und reich.
Mich aber laß zu deinem deut'gen Feste
Dir eine goldne Blume freundlich reichen,
Als schönes Bild für deine künft'gen Tage.
O, möge das Geschick im reichsten Maaße
Aus seinem Segensfüllhorn goldne Gaben
Verschwenderisch auf deine Wege streu'n! —
Am Himmel prangt in ewig neuem Glanze
Das Bild des höchsten Glücks, die goldne Sonne;
Ihr klarer Spiegel ist das weite Meer,
Worin sie stolz ihr Strahlenantlitz schaut.
Doch auch die stille Perle, die bescheiden
Im Reich der kleinsten Blume dich begrüßt,
Sie trägt der Sonne Bild in gleicher Pracht.
Dein Herz versteht die deutungsvolle Lehre:
Dem wahren Glück genügt ein reiner Spiegel,
Ob eines Meers, ob eines Tröpfchens Thau.
Und solches Glück all euren Erdentagen,
Das soll euch diese goldne Farbe sagen.

(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die dritte Farbe, **Hellgelb**, tritt vor

(mit Kornähren)

Bescheiden nah' ich dir in gleicher Liebe,
Mein lichtes Gelb grüßt dich mit schönem Sinn.
Es soll den Gottessegen dir verkünden,
Der treu und mild auf allem Guten ruht.
Der Sämann streut vertrauend seine Saaten,
Der Himmel schenkt den still erflehten Segen:
Im Winde wallt und wogt das Aehrenfeld.
Dann zieht der Schnitter hin mit Sang und Klang
Und bringt die reichen Gaben fröhlich heim;
Beim heitern Erntefest vergißt er gern
Die Müh'n und Sorgen der vergangnen Zeit.
Solch' froher Sinn sei eurem Thun beschieden,
Denn was ist dieses Menschenleben anders,
Als Säen und Ernten wunderbar vereint?
Es keimt die Saat im zarten Kindesherzen,
Die später sich zur Blüthe hold entfaltet,
Bis endlich dann die Frucht zum Lohne winkt.
So nehmt sie hin denn, diese reifen Aehren,
Sie sollen euch bedeutungsvoll verkünden:
An Saaten reich und tausendfält'ger Ernte.
Wo ihr auch wandelt auf verschlungnen Wegen
Er sei mit euch, der wahre Gottessegen.

(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die vierte Farbe, **Grün**, tritt vor

(mit dem Myrthenkranz)

Der Lenz erscheint und mit ihm neues Leben,
So hoffnungsreich, daß jedes Auge lacht.
Im Frühlingsgrün erglänzen rings die Auen
Und Waldgesang verkündet Freud' und Lust;
Ein Maienathem zieht durch alle Gauen,
Und jede Nacht bringt immer reichern Glanz.
Doch wenig gilt dir heut' der Blüthenschimmer,
Mit dem der Frühlingsengel uns beschenkt,
Weil heute dir ein schön'rer Schmuck gebührt.
Dies Myrthenreis, von treuer Hand gepflückt,
Von treuer Hand zur Krone dir gewunden,
Vereint für dich des Frühlings ganze Pracht.
Es wird der Kranz in seiner Festbedeutung
Zum Fürstendiadem für jedes Haupt,
So auch für deins! O gönne mir die Freude,
Dir diesen heilig-schönen Schmuck zu bringen,
Der jeden andern leuchtend überstrahlt.
Doch nun genug. Das Herz will überfließen,
Und mir bleibt nur die seligstille Thräne,
Wenn ich es ganz durchsinne, ganz durchdenke,
Was alles ich mit diesem Kranz gebracht.
Denn tausend Freuden, die der Zukunft blühn,
Verkündet dieser Myrthe Hoffnungsgrün!

(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die fünfte Farbe, **Hellblau**, tritt vor
(mit Vergißmeinnicht)

Wo der erhabene Gruß noch kaum verklungen,
Der mit der Myrtenkrone euch gebracht,
Da strb' ich schüchtern, ob auch eure Herzen
Noch meiner Farbe Spruch und Gabe beh.
Und doch, ich weiß, ihr habt noch stets mit Freuden
Das lichte Blau gesegnet und begrüßt;
Und gleich dem wolkenlosen, blauen Aether,
Der einen heilen Sommertag verkündet,
Und wie ein Freudenzeit dort oben prangt,
So sei auch euch bis in die fernsten Zeiten
Das Himmelblau des heitern Tags beschieden.
An klarer Waldesquelle blüht verborgen,
Der stillen Tugend gleich, ein Frühlingsstern,
Das oft die Hand der Liebe schon gepflückt,
Als Angedenken schön verliebter Stunden.
Und diese Blumen laß mich heut dir bringen,
Sie schau'n mit treuen Augen zu dir auf
Und bitten dich, in unser Aller Namen,
Du wollest ein Gedächtniß dir bewahren
Für deines Lebens heitern Freudentag.
Und jenes Wort, das leis die Blume spricht,
Wir rufen's laut dir zu: Vergiß uns nicht!

(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die sechste Farbe, **Dunkelblau**, tritt vor
(mit Enzianen.)

Auch mir ward Blau, jedoch in tiefern Glanze,
Und sinnig soll die Farbe dir erklären
Und diese Blumen sollen dir's verkünden:
Die tief're Treue wird zum Himmelsglauben,
Der ewig noch den Zagenden gestärkt.
Der Schiffer steuert kühn auf hoher See,
Doch ob auch rings die Wogen ihn umtoben,
Und ob auch rings die Stürme schrecklich dräu'n,
Vertrauensvoll lenkt er die schwache Barke,
Er achtet nicht der Klippen, nicht der Brandung,
Denn schon von fern winkt ihm ein tröstend Licht.
Er läßt die Freudenwimpel hoffend wehn
Und grüßt die Seinen bald im sichern Port.
Von wannen ward ihm diese Kraft der Seele,
Wenn nicht der feste Glaube dies gethan?
Der Glaube, daß ein liebend Vateraug
Allüberall für seine Kinder wacht.
So soll auch euch, wenn auf dem Oceane
Des vielgestaltig vielbewegten Lebens
Das Schifflein ängstlich hin und wieder schwankt,
Der Glaub' ein Compaß sein, der wandellos
Den sichern Hafen euren Blicken zeigt,
Der Glaub' ein Anker sein, der felsenfest
Gleich einem Stern am Firmament euch hält.
O schöne Losung für das Erdenleben:
Im Glauben sich gen Himmel zu erheben!

(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die siebente Farbe, **Violett**, tritt vor
(ohne Blume.)

Ich nahe dir zuletzt, in dunkler Farbe,
Ich bin der Schmerz; o zürne nicht dem Wort,
Das dich an Trauer und an Trübsal mahnt.
Wie auch die heitre Freude dich umlächelt
Und deinen Blicken Alles rosig malt,
Es hat der Schmerz sein unerbittlich Recht.
Sieh, selbst der farbenhelle Regenbogen,
Der jedes Herz erheitert und erfreut,
Er malt sich nur auf trauerdunkeln Wolken,
Wenn wilder Sturm das lichte Blau verscheucht.
Und wie die Blumenflur am hellsten schimmert,
Wenn ein Gewitter segnend sich entladen,
So wird das Menschenherz gestärkt, geläutert,
Wenn das Geschick die dunkle Stunde bringt.
Wohl schmerzt es mich, wo meine Schwestern alle
Dir frohen Sinnes Gruß und Gaben brachten,
Wehmüthig ohne heiteres dir zu nahn;
Und doch — auch für den Schmerz erblüht die Blume:
Die Thräne, die, von Oben uns gesendet,
Ein Himmelsbalsam für die Erdenwunde,
Und das Gebet, das still die frommen Engel
An Gottes heil'gem Throne niederschreiben,
Der auch das letzte seiner Kinder hört.
Drum laß mich meiner ernsten Sendung folgen
Und dir von Neuem meine Farbe zeigen:
Denn was an Glück das Schicksal uns gewährt,
Wird durch den Schmerz bedeutungsvoll verklärt!

(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die Fee.

Nun laßt uns scheiden. — Was euch viele Farben
Auf mein Gebot verheißen und verführet,
Das möge schön und herrlich sich erfüllen.
Ihr seht den Regenbogen leicht entstehen
Und leicht nach kurzem Sonnengruß entschwinden,
Doch lebt sein Bild in jeder Menschenbrust.
So geb' ich euch in dieser großen Stunde,
Von meines Geistes Seherblick erhoben,
Dies Friedenszeichen segnend zum Geschenk:
Es soll zur lichten Strahlentreue werden,
Und mit dem hellsten, reinsten Freudenschimmer
An eurem Lebenshimmel glänzend stehn!

(Die Scene ist mit rothem Lichte beleuchtet.)

Die Liebe streue Rosen euren Wegen,
Das goldne Glück sei huldvoll euch geneigt,
Euch zum Geleite stets der Gottessegen,
Der euch der Hoffnung sel'ge Bilder zeigt.
Hoch über euch die lichte Himmelsbläue,
Im Herzen tief die reine Glaubenstreue,
Dann wird selbst Schmerz das Leben euch verschönen,
Euch mit der reichsten Engelspalme krönen!

PRIMULA VERIS.

Novelle von

Ernst Lingen.

> Wie auch im Herzen
> Blüthe vor Zeiten. Schöner denn alle
> Blumen der Liebe;
> Primula veris!

Diesen Vers Lenau's citirend, blieb mein Freund stehen und deutete mit der Hand auf die lieblichen weißen Glöckchen, die sich, vom Strahl der warmen Märzsonne gelockt, vor uns da aus dem Boden dem Licht entgegendrängten. Ich sah ihn erstaunt an. Ob die kleine Blume Erinnerungen in seiner Seele weckte?

Wir hatten uns in langen Jahren nicht gesehen. Seit der Studentenzeit nicht mehr. Damals reichten wir uns die Hand zum Abschied auf der Terrasse des Heidelberger Schlosses. Zu unsern Füßen lag die Stadt, die wir so oft mitsammen durchwandert, glänzte der Fluß, über den in weiten Bogen die Brücke sich spannt, und darüber hinaus lockte die Bergstraße in die Ferne. Wie die sinkende Sonne dies herrliche Panorama noch vergoldete! Wir konnten den Blick nicht abwenden, war es doch das letzte Mal, daß er darauf ruhen sollte! Ja — damals! Wie rasch klopften die Pulse, wie heiß rollte das Blut durch die Adern, was träumten und versprachen wir uns von der Zukunft, was gelobten und schwuren wir für sie zu erstreben — in das Rad des Weltgeschicks einzugreifen, dünkte dem verwegenen Muth nicht unmöglich. Wie die alten Rittergestalten da droben auf der gewaltigen Ruine hoch und frei, vom Abendgold umflossen, in der reinen Luft standen, so fühlten auch wir uns mit unsern Gedanken und Planen erhaben über dem Getriebe und Gewoge des Alltagslebens, das sich unten zu unsern Füßen in gewohntem Gange fortbewegte.

Wie solche Stunden reinen Genusses, edler Begeisterung unverlöschlich in der Seele stehen! Noch hätte ich es malen können, das schöne Bild mit allem Reiz der Natur, mit all der vollen frischen Thätigkeit, die es belebte. Die geputzten Damen, die lorgnettirenden Herren und die flotten Bursche, die kleinen Mädchen mit dem Federball und die Buben da unten am Neckar, die unermüdlich die stets leer heraufkommende Angel von neuem in den Fluß warfen, und wie sich in ungebändigtem Muthwillen die Hunde über den Rasen tummelten. Und doch lagen sechszehn Jahre dazwischen und was hatte die Zeit aus den feurigen, hochstrebenden Jünglingen gemacht, die sich damals beim Abschied ewige Freundschaft gelobten?

Ich war ein Anderer, ein stiller, ernster Arbeiter geworden, dem die Erinnerung an seine Jugendträume zuweilen ein Lächeln auf die Lippen, aber mitunter auch ein wehmüthiges Gefühl oder eine heiße Sehnsucht im Herzen wachrief. Wenn ja einmal das Amt und der mich umwogende Strudel der Gegenwart zurücktraten und dem Herzen ein Recht einräumten! Aber das unvermuthete Wiedersehen des Freundes hatte mich plötzlich wieder in jene Zeit der Hoffnungen und der Träume, der Phantasie und des frohen, unverkümmerten Lebensgenusses zurückversetzt und wieder und wieder mußte ich ihn betrachten, aus diesen sinnenden, schon hie und da leise sich furchenden Zügen das blühende Antlitz wiederzufinden, das damals mit so keckem, frischem Muth in's Leben sah. Auch mir fiel der Dichter ein, von dem er eben sprach: „Wenn sich nach Jahren wiederseh'n die Alten, sie meinen doch in den gebräunten Falten, den süßen Strahl der Jugend noch zu schauen."

Ich wußte wenig Genaueres über Gustav's Leben seitdem. Hatten wir uns auch anfangs ausführlich Alles mitgetheilt, — später war der Briefwechsel erschlafft; er hatte die diplomatische Laufbahn erwählt und erst in London, später in Konstantinopel gelebt. Ein Gerücht, als ob er im Begriff stehe, sich zu verheirathen, war einmal zu mir gedrungen; da ich aber von ihm selbst nichts davon vernahm, hatte ich nicht weiter darnach geforscht, sondern es für eine leere Vermuthung gehalten. Ob es doch mehr gewesen war? „Lockt der Frühling dir die Poesie hervor, oder diese zarte Blüthe eine Erinnerung?" frug ich bald schon. „Daß du mir wieder zur Seite bist, ruft mir den eigenen Frühling zurück und seine Blüthen," erwiderte er und in dem warmen Blick, mit dem er mich dabei ansah, fand ich „den

süßen Strahl der Jugend" wieder, den ich gesucht. Stumm drückte ich seinen Arm. Sprach er doch aus, was mich selber so lebhaft bewegte! Wir befanden uns auf einem einsamen Platz des Tiergartens in Berlin. Es war seit Jahren mein täglicher Spaziergang und achtlos ging ich den Weg sonst dahin, in meine Gedanken vertieft der gewohnten Umgebung nicht achtend. Heut' war Alles neu und schön, da ich ihn zur Seite hatte, der mit lebhaftem Interesse jeden Pfad wieder erkannte, jede Veränderung und Verschönerung wahrnahm und sich freute, einmal wieder das erste Frühlingserwachen in Deutschland zu genießen. „Denn", sagte er, indem wir weiterschritten, „so schön, wie bei uns ist es doch nirgenewo anders und gewiß darum hat auch kein Land so viele Frühlingslieder, als unser Vaterland." „Und so viele Sehnsuchts- und Liebeslieder," setzte ich auf gut Glück hinzu; denn die Wahrheit zu gestehen, hatte ich wenig Gewißheit über diesen Punkt. Aber ich wollte auf seine weiche Stimmung eingehen, um ihn mittheilsam zu machen. „Der deutsche Frühling und die deutsche Liebe — du hast Recht," sagte er. „Warum lernen wir unsere Güter erst schätzen, wenn sie dahin sind?" murmelte er leise, wie in Gedanken, vor sich hin. „Also auch den deutschen Frauen hist du treu geblieben im fremden Laure?" frug ich scherzend, indem ich mich stellte, als habe ich den leisen Nachsatz nicht gehört. „Ich will dir nur gestehen, Gustav, es war mir ein heimlicher Trost, daß du mir noch die freie Rechte reichtest. Fürchtete ich doch schon mit stillem Neid, du seist dort in den Zaubergärten des Orients von einer Armida umstrickt worden, und lachelt des noch einsamen, täppischen Jugent genossen, der bis jetzt vergeblich sich nach dem Hafen einer glücklichen Häuslichkeit sehnt." Er hielt den Schritt an und sah mir voll und ernst in's Gesicht. „Hast du sonst nichts von mir gehört, als was ich dir hie und da brieflich mittheilte?" frug er. „Wie sollte ich? Habe ich doch so oft vergeblich mich nach Dir erkundigt." „Nun, grade so ist mir's mit dir ergangen. Da haben wir beide viel zu erzählen, und es sollst den Anfang machen," rief er. „Nicht also," erwiderte ich pathetisch. „Habe ich doch in stillgewohnter Baha fortgewandelt, indeß du, in den verschiedensten Ländern und gesellschaftlichen Kreisen sich bewegend, eine Menge von Erfahrungen, von interessanten Wahrnehmungen und Abenteuern mit heimgebracht haben mußt, nach deren Anhörung ich wahrhaft dürste. Schon diesen Morgen im Collegium bin ich mit Fragen bestürmt worden deinetwegen." Er lächelte. „Manches könnte ich allerdings erzählen, was auch deine Collegen interessiren würde. Doch laß uns das auch für sie aufsparen, die Gelegenheit wird sich bald genug finden. Laß' mich dir erzählen, was ich sonst Jedem verberge — meine inneren Erlebnisse, Erfahrungen und Wandlungen. Sind sie doch, so unbedeutend sie dem Oberflächlichen erscheinen mögen, unendlich wichtiger und einflußreicher auf unser ganzes Sein, als die größten Veränderungen in unseren äußern Verhältnissen." Ich konnte dies zwar nicht unbedingt zugeben; aber ich wollte ihn nicht stören und so fuhr er fort: „Ist mir doch, seit ich wieder bei dir bin, die Vergangenheit so lebendig, wie nie, aufgewacht und dem Jüngling gegenüber, der damals von dir schied, weich ein Anderer stehe ich nun da! Und vielleicht hilft nichts dem Menschen besser zur Klarheit, zu gerechtem Urtheil über sich und Andere, als wenn er einem Freund, dem er vertrauen kann, wie ich dir, das Erlebte und Erstrebte, das Verlorne und Errungene treu vorführt. Abgelöst von uns selbst erblicken wir unser Thun und Denken, unsere Leiden und Freuden und sie gewinnen eine andere, bestimmtere Gestalt.

Ach, Karl! ich hatte keinen Freund in der Fremde — manche gute, liebe Menschen traf ich — aber einen Freund hatte ich nicht. Zuerst, laß' mich gleich ganz offen sein, ich habe es lange Zeit auch nicht entbehrt, mich kaum darnach gesehnt; hatte ich doch ein Weiben kennen gelernt, in dem ich Alles zu finden hoffte — Freund, Geliebte und Heimath — ein begabtes, schönes Mädchen. Ja, sieh' mich nur betroffen an: es ist nicht meine politische Carriere, nicht die Diplomatie und nicht meine Zurückberufung, es ist das Herz, worüber ich mit dir reden, worüber ich mit mir selbst in's Klare kommen möchte. Aber was soll ich dir zuerst sagen? Wo soll ich beginnen? Mein ganzes Leben möchte ich noch einmal vorüberziehen lassen, damit en Alles recht verstehen könntest, was ich dir erzählen will. Doch dir möchte die Geduld ausgehen, wenn ich gar zu weit ausholte." „Das kann nicht dein Ernst sein," entgegnete ich. Könnte mir etwas wohlthuender sein, als dein Vertrauen! Könnte etwas mich mehr erfreuen, als einmal zwischen all meiner staubigen Akten- und Rechenwirthschaft ein warmes, menschliches Fühlen und Leben zu belauschen und dazu das meines liebsten Freundes! Aber komm', wir wollen nach Haus, der allzulange Aufenthalt in der Luft möchte dir noch Schaden thun. Dort in meinem Dichterwinkel, bei einem echten Mokkakaffee mit türkischen Pfeifen, dort wollen wir weitertauern und träumen „von alter Zeit — von Leid und Seligkeit."

Gustav war in Constantinopel erkrankt, der Arzt hatte ihm die Luft der Heimath verordnet, da er genas und obschon sie ihn ungern den bisherigen Posten verlassen sah, hatte seine Regierung bereitwillig in sein Gesuch gewilligt. Der Mensch ist weich gestimmt nach einer überstandenen, schweren Krankheit. Das neugeschenkte Dasein ist ihm köstlicher, werthvoller und heiliger, als es ihm je im Vollbesitz der Kraft war. Er steht wie vor einem neuen Abschnitt seines Lebens, die Vergangenheit ist ihm ferner, fremder, mehr wie einem Andern zugehörig. Das laute Gräusch der Welt, von dem er umgeben war, ist eine Weile verstummt gewesen und in der Stille des vorhandenen Krankenzimmers sind liebe, holde Gestalten wieder in ihre alten Rechte getreten, sei es, daß sie wirklich noch mit leisem, unhörbaren Schritt unser Lager umschweben, die Kissen rücken, und immer und immer wieder die durch die unruhigen Bewegungen des Fiebernden neu herabsinkenden Decken um ihn hüllen, leise die Hände auf unsere brennende

Stirn legen und unsere verschmachtenden Lippen benetzen — sei es, daß sie nur als süße Erinnerungen in dem Dämmerlicht, das uns umgibt, aufsteigen und die Sehnsucht wachrufen nach einer längst entschwundenen Zeit. Da das Auge der Mutter noch auf uns ruhte, wenn wir erwachten, da ihre Hand noch die Arznei reichte und ihr Mund mit schmeichelndem Liebeswort den bittern Trank versüßte, da sie uns vom lieben Gott und den lieben Engeln erzählte, wenn wir über Schmerzen klagten und uns mit reizenden Märchen die Zeit kürzte, wenn wir genasen. „O Mutter! hatte dein Kind warm, die Welt ist kalt und helle!“

Ja, ihm war sie jetzt kalt und helle, das erfuhr ich nun, als ich, mit ihm im Sopha lehnend, seiner Erzählung lauschte. Ihre Wogen hatten ihn erst schmeichelnd umfangen, dann hoch und höher getragen, der Gesang der Syrenen hatte ihm Ohr und Herz umstrickt, dann nach furchtbarer Sturmnacht fand er sich allein an einem Strand. Und da — krank und verlassen, stieg auch ihm ein seliges, unschuldsvolles Eden empor, in das jetzt seine Erinnerung flüchtete, das er vielleicht sich schöner träumte, als es je gewesen war. Doch darüber hatte ich sein Urtheil. Kannte ich doch das stille, ländliche Pfarrhaus nicht, das er mir jetzt schilderte; es lag ja fern, fern im Nierenland in den fruchtbaren Gefilden, die dem Nord- und Gebirgsländer wie ein Garten Gottes erscheinen! Wohl erinnerte ich mich, daß Gustav mir früher davon erzählt. Von dem Vetter Pastor mit dem vollen, aber früh schon silberweißen Haupthaar, von der stets geschäftigen Mutter, die mit stillem Behagen in Haus und Garten waltete, von Freund Eduard, der in des Vaters Fußstapfen treten würde und von der hübschen, kleinen Leni, die fröhlich sei, wie ein Kind und singe, wie eine Lerche. Doch das war stets in leichten Stizzenmanier geschehen, nicht selten mit muthwilligen, höchst komischen Spöttereien gemischt über die Saibung des Vaters, der auch bei kleinen, häuslichen Angelegenheiten den Predigerton nicht ganz vergessen konnte, und über die Wirthschaftlichkeit der Mutter, die immer hervorguckte, wenn sie auch im Feierkleide die Hausfrau für ein paar Stunden bei Seite lassen wollte. Aber nun? Hatte er die kleine Leni denn damals wirklich schon lieb gehabt, oder bildete er es sich jetzt vielleicht nur ein? Nach Jahren der Trennung, nachdem eine Andere, die er leidenschaftlich geliebt, ihn verschmäht hatte, flüchtete sein Herz vielleicht zu dieser Jugenderinnerung zurück, und die Ferne umwob sie mit einem Duft und Reiz, den sie in der Wirklichkeit nie für ihn gehabt hatte. Lieben wir es doch, wenn wir Verlorenes, Entschwundenes schildern wollen, unsern Pinsel in die schönsten Farben zu tauchen und so mochte es auch ihm ergehen. Interessen — seine Schilderung machte selbst mich warm und die Sehnsucht nach solch' einer Leni stieg in meinem Herzen auf. Ich sah das Pfarrhaus da liegen, wie er sprach — mitten im Garten zwischen Bäumen und Blumen, ich sah sie dazwischen umher wandeln mit dem hellbraunen Haar und den Rosenwangen, mit den blauen Augen voll Frohsinn und Treue. Aber es ward jetzt Winter, die Weihnachtszeit nahte und zu den Feiertagen ging er hin um Abschied zu nehmen.

„Es war der schönste Weihnachtsabend, den ich je erlebt,“ hub Gustav nach kurzem Sinnen wieder an, „so still und heilig und doch so voll Lust und Leben. Ich habe glänzendere Feste in London und Constantinopel gesehen, wo Kunst und Geschmack mit verschwenderischer Pracht alles aufgeboten hatten, die Gäste zu überraschen; die Erinnerung an den Zauber jenes Abends haben sich doch nicht verwischt. Der hohe Tannenbaum, der zum Christbaum geschmückt war, strahlte seinen Lichterglanz weit in den Garten hinaus, wo die reifbedeckten Bäume einen wunderschönen Anblick gewährten. Und drinnen in der hellen Feststube die herzensfrohen, glücklichen Menschen, sich der gegenseitigen Liebesbeweise freuend! Auch ich war mit allerlei kleinen Ueberraschungen bedacht worden, von denen mich am meisten eine Brieftasche freute, auf deren Deckel Leni mir eine Blüthe gestickt. Ich habe sie noch.“ Mit diesen Worten zog er sie aus seiner Brusttasche hervor und zeigte sie mir. Ich betrachtete die feine Arbeit und er fuhr fort: „Lange hat sie unbeachtet und vergessen bei andern ungebrauchten Sachen gelegen; aber jetzt ist der Zauber wieder lebendig geworden, der allzulang geschlummert hatte, und sie ist mir wieder theuer, wie an dem Abend, da ich sie empfing. Ach, jener Abend! Ich stand mit Leni noch spät am Fenster und wir sahen hinaus zu dem von tausend hellflackernden Sternen besäten Nachthimmel und dann in den Garten auf den glitzernden Schnee und die von ihm mit zauberischer Pracht geschmückten Bäume. Vater und Mutter betrachteten und bewunderten im Nebenzimmer noch einmal mit Eduard die schönen Zeichnungen, mit denen der talentvolle Jüngling die Eltern überrascht hatte. Ich hatte den Garten noch nicht im Winter gesehen und wenn er nun bald wieder mit Blüthen, statt mit Schnee überdeckt war, wo war ich dann? Weit, weit — und wie mochte mir dann zu Muthe sein? Unwillkürlich sah ich diesem Gedanken Worte. Leni sagte nicht gleich etwas auf meine Betrachtung. Dann fragte sie: „Haben Sie auch gesehen, was es für eine Blume ist, die ich Ihnen auf Ihr Notizbuch gestickt? Es ist nicht ohne Bedacht geschehen, daß ich diese anspruchslose Blüthe den Reisen und Nelken vorgezogen habe, die sich prächtiger aus dem dunklen Saffian hervorgehoben hätten. Es ist der erste, holde Gruß des Frühlings, diese kleine Blume, und darum liebt man sie so sehr, und als Symbol der Hoffnung und als Pfand einer frohen Zukunft habe ich sie auf dies Büchlein gestickt, das Sie mitbegleiten soll in die neue, fremde Welt.“ Sie hatte diese Worte so innig, so fern von dem fröhlich scherzenden Ton, der ihr sonst stets eigen war, gesprochen, daß ich sie betroffen anblickte. Aber sie stand auch, eine andere, da und erschien mir in diesem Augenblick unbeschreiblich reizend. Der Fenstervorhang, hinter den wir getreten waren, um hinausblicken zu können, hatte sich gelöst und das dünne Florgewebe umhüllte ihre zarte Gestalt; ich vermochte mich kaum zu fassen, ihr doch etwas zu antworten und brachte auch nur die Worte her-

vor: »Primula veris.« „Wie nennen Sie dieselbe?“ rief sie, jetzt wieder lachend. „Immer Ihr Latein! Verdeutschen Sie mir's doch!“ Aber, von einer unwiderstehlichen Gewalt erfaßt, bog ich mich zu ihr nieder und sie mit beiden Armen umschlingend, schloß ich ihr die lachenden Lippen mit einem innigen Kuß. Einen Moment ließ sie sich noch von mir halten; dann entwand sie sich meinen Armen und den Kopf an die Fensterscheiben lehnend, um ihre Beschämung zu bergen, sagte sie mit stillem Vorwurf: „Was war das Gustav?“ »Primula veris« konnte ich ihr nur noch leise zuflüstern, denn ich hörte die Andern zurück kommen. „Vergiß es nicht, Leni, vergiß mich nicht, hörst du?“ Sie erwiederte nichts und regte sich nicht. Ich nahm ihre Hand und führte sie an meine Lippen, dann trat ich von ihr zurück, den Andern entgegen.“

Eine Weile sah Gustav vor sich nieder: es kam mir vor, als falle es ihm schwer, weiter zu reden. „Es war das letzte Wort, das ich zu ihr gesprochen, ich habe sie nicht wieder gesehen, weiß nicht, wo sie in der Welt geblieben ist, Karl,“ fuhr er dann, mich wieder anblickend, fort. Und jetzt soll ich auch erfahren, wie das gekommen ist. Aber verzeih', wenn ich hie und da etwas zu ausführlich werde. In der Nacht, die jenem Abend folgte, schlief ich nicht. Ich war mir plötzlich bewußt geworden, daß ich Leni liebte; aber war sie mir erst in jenem Augenblick so theuer geworden? Ich wußte es selber nicht recht, aber ich fühlte, daß ich sie jetzt sehr lieb hatte. Ich begriff mich selber nicht, daß ich versprochen, den zweiten Feiertag zu Hause zuzubringen und kam vergeblich auf Mittel, zu bleiben. Aber ich hatte gleich bei der Ankunft gesagt, daß ich den zweiten Tag wieder fort wolle, man fand es natürlich und Niemand dachte daran, mich zu halten. Man rechnete es mir hoch an, daß ich in dieser Jahreszeit die ziemlich weite Reise zu ihnen hinaus gemacht, um Abschied zu nehmen und war zu bescheiden, mich länger den Meinen und den Annehmlichkeiten des Stadtlebens fern zu halten. Ich dachte jetzt, wie ich den Tag vertreiben, ohne mit Leni von unserer langen Trennung, ohne mit ihr ernsthaft zu reden. Aber wir wollten uns schreiben, ich wollte sie darum bitten am andern Morgen, wo ich sie doch hoffentlich noch sehen würde. Immer von neuem rief ich mir ihre innigen Worte zurück und konnte den Morgen kaum erwarten, um noch einmal mit ihr reden, um ihr noch so Manches vor dem Abschied sagen zu können. Endlich zeigte die Uhr fünf; um halbsieben fuhr die Post ab und so eurste ich jetzt aufstehen. Als ich reisefertig in das Wohnzimmer trat, fand ich es behaglich erwärmt und erleuchtet; die Eltern und Eduard schon am einladenden Frühstücktisch mich erwartend. Aber Leni sah ich nicht. Ob die Mutter meine Enttäuschung in meinen Mienen las? Sie sagte: „Leni wollte auch herunter kommen; aber ich habe es nicht geleiten und ihr gesagt, ich werde ihre Adieu's und guten Wünsche schon ausrichten.“ Ich war wortkarg und verstimmt trotz aller liebenswürdigen Freundlichkeit der Freunde, die mir noch beim Abschied die herzlichsten Wünsche für meine auf den Februar festgesetzten Reise und die anzutretende Laufbahn mitgaben. Eduard brachte mich zur Post, ich lehnte mich noch einmal zum Wagenfenster hinaus, da die Pferde schon anzogen und ihm die Hand reichend, sagte ich leise: „Grüße deine Schwester.“ Was ich, in meinen Mantel gewickelt in der dunklen Wagenecke sachte und träumte, brauche ich dir wohl nicht zu erzählen. Ich hätte so bis nach Hause fahren mögen und ungern vertauschte ich diesmal meinen Sitz im Postwagen mit dem Eisenbahncoupé. Auch zu Hause fand ich meine heitere Stimmung nicht wieder, aber das fiel Niemanden auf. Drückte die Eltern doch selbst der Gedanke, daß ich nun bald das Vaterhaus, in das ich mich während der paar Jahre, die ich in X. an der Regierung beschäftigt war, wieder so ganz eingelebt hatte, wohl für immer verlassen werde. Doch laß mich über diese Zeit hinwegeilen. Du weißt, wie es mir Anfangs in London erging, wie ich mich in meinen Posten hineinarbeiten mußte und das Leben dort mir nüchtern und langweilig erschien. Damals schrieb ich dir ja noch öfter, ich schrieb auch zuweilen an Eduard und erhielt durch ihn Nachrichten über die Seinen. Gern hätte ich Leni selbst geschrieben; doch manche Bedenken hielten mich davon ab. Es war besser, ich wartete, bis ich mit bestimmten Aussichten einer gesicherten Lebensstellung zurückkehren und vor ihre Eltern hintreten konnte. Ich hoffte, daß dies in nicht zu ferner Zeit geschehen könne, denn das Leben in London gefiel mir schlecht und all meine Sehnsucht ging nach der Heimath, nach einem, meinen Kenntnissen und Leistungen angemessenen, wenn auch bescheideneren Wirkungskreis. Daß dieser mir nicht versagt werden würde, daß glaubte ich sicher zu sein, denn mein Chef war zufrieden mit mir und sprach mir das auch bei jeder Gelegenheit aus, nicht ohne die Bemerkung hinzuzufügen, meine Wünsche für die Zukunft nach Kräften berücksichtigen und höhern Orts unterstützen zu wollen. In solcher Stimmung lebte ich denn auch sehr abgeschlossen, mich wenig um Bekanntschaften bemühend, die ohnehin in England schwer zu machen sind. Wenn ich mich erholen oder zerstreuen wollte, suchte ich die eine oder andere Merkwürdigkeit auf, an denen London ja so reich ist und die durch mein Vertrautsein mit der englischen Geschichte doppelt anziehend für mich waren. Wenn ich durch den Tower schritt, schienen sich mir die öden Gemächer zu beleben und die Steine zu reden. Die Bilder, die auf den Beschauer niederblicken, erzählten Geschichten von allen Leidenschaften, die des Menschen Herz durstürmen und unterjochen und Stunden lang hätte ich vor den Gemälden Maria's und Elisabeth's stehen mögen! Ein ganzes Stück düsterer, blutiger Geschichte starrt dir aus diesen Mauern entgegen und jedes Gemach spricht von Mord. Aber ich lasse mich hinreißen von meinen Erinnerungen und schweife ab. Ich wollte dich nur in die Westminsterabtei führen, in die ich eines Mittags ging, verschiedene Monumente, die ich bei meinen früheren Besuchen nur flüchtig hatte betrachten können, näher in Augenschein zu nehmen und mir von dem dazu bestellten Führer den gewöhnlich verschlossenen Theil zeigen

zu lassen. Ich hatte es gut getroffen; er sei schon mit ein paar Fremden hinüber gegangen und ich solle nur eintreten, wurde mir bedeutet. Die kleine Seitenthür, durch welche man gleich in den sogenannten Dichterwinkel tritt, stand offen und all die hohen Grabtafeln der berühmten Britten wieder erblickend, blieb ich, [redacted] den Augenblick den eigentlichen Zweck meines Kommens vergessend, gefesselt stehen, die versteinten Züge derer zu betrachten, deren Geister noch lebrend und begeisternd durch ferne Nachwelt gehen werden. Vielleicht wäre ich wieder nicht bis in das Innerste des großartigen Tempels gelangt, aber die Stimmen, die jetzt an mein Ohr drangen, erinnerten mich an mein Vorhaben und ich ging dem offenstehenden Eingang zu, um ebenfalls dort einzutreten. Doch mein Fuß zögerte, als ich näher treten wollte, denn in dem Herrn, der vor einem prachtvollen Grabmonument stand und aufmerksam den Erklärungen des Führers zuzuhören schien, erkannte ich meinen Chef. Ihm gegenüber aber, zu Häupten der Gruft lehnte eine junge Dame, die, vorübergebeugt, die Marmorgesichter derer, die auf den Särgen ruhten, studiren zu wollen schien, weshalb ich ihre Züge nicht sehen konnte. Aber sie richtete sich jetzt lebhaft auf und ich war überrascht von der Schönheit ihrer ganzen Erscheinung. Sie hatte Recht, daß sie es nicht that, wenn ihr Herz sich dagegen sträubte. „Sollen wir auch im Tode noch dem Zwang der Etiquette, des äußern Anstandes, dem Schein, oder wie ich den Popanz, der uns das ganze Leben hindurch im Wege steht, nennen soll, unsere innersten Empfindungen zum Opfer bringen?“ rief sie. „Sieh', viele Frau hätte gewiß in der jetzt die Welt bewegenden Frage“ — Sie streckte und ein tiefes Roth überzog ihr feines Gesicht; sie hatte mich gesehen und da die Blicke ihrer Begleiter sich auch jetzt der Thür zuwandten, trat ich rasch gefaßt näher, den Gefunden begrüßend und ihm die Ursache meines Erscheinens erklärend. Er erwiederte einige freundliche Worte und sagte dann: „Sie sehen mich im Begriff, mit meiner nach Londons Herrlichkeiten dürstenden Tochter die Sehenswürdigkeiten dieser Riesenstadt aufzusuchen; wenn sie aber bei jedem Monument ihre Privatansichten entwickeln und darlegen will; wie sie jetzt eben im Begriff stand, so wird meine Zeit nicht für die Hälfte ausreichen. „Eleonore,“ wandte er sich jetzt zu dem schönen Mädchen, „dies ist Herr Gustav Wilden.“ Sie verneigte sich graciös, aber mit niedergeschlagenen Blicken. „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,“ wandte ich mich jetzt zu ihr, „daß ich störend hier eingedrungen! wenn Sie wüßten, wie süß der Laut der Muttersprache mir an's Herz drang, als ich Sie sprechen hörte, Sie vollendeten die Rede, die ich unfreiwillig unterbrochen — „lassen Sie sich dies Monument erklären, damit Sie den Commentar zu den Worten meiner Tochter haben,“ lächelte ihr Vater, „und dann schlagen Sie sich zu einer Partei — aber ohne die Galanterie zu Rathe zu ziehen. Eleonore ist nämlich mein Gegenpart. Sie sehen die beiden hier ruhenden Marmorgestalten; sie stellen den Lord so und so und seine erste, ihm in die Ewigkeit vorangegangene Gemahlin vor. Der Platz zu seiner andern Seite, den er für seine zweite Frau bestimmte, ist leer geblieben und deshalb sieht man, aller Symmetrie entgegen, hier die leere, schwarze Platte. Denn seine zweite Frau, die nach ihm starb, verordnete ausdrücklich, daß man sie nicht hier, sondern dort an jenem Platz, den wir gleich sehen werden, bestatte. Finden Sie das nun nicht im höchsten Grade beleidigend, unweiblich — nun wirklich! ich weiß nicht, wie-ich einen solchen Starrsinn, der bis über das Grab hinaus geht, eigentlich stark genug bezeichnen soll.“ „Excellenz,“ sagte ich, mich verneigend, „da mir die Motive ihrer Handlungsweise ganz unbekannt sind, kann ich über diese selbst kein Urtheil fällen.“ „Ich sehe, Sie haben den Diplomaten nicht zu Hause gelassen,“ scherzte Herr v. S. freundlich „und will nicht weiter in Sie dringen; reden doch rings herum die Steine für mich. Sehen Sie dort die schottische Königin im Tode friedlich neben derjenigen ruhen, deren Haß ihr Alles nahm, was menschliche Macht und Gewalt zu nehmen vermag.“ „Ach,“ rief die junge Dame, „wie sehr habe ich darnach verlangt, Maria Stuart zu sehen. Und auch ihre Todfeindin, die strenge, stolze Elisabeth muß ich betrachten. „Ach,“ sagte sie enttäuscht, nachdem sie eine Weile an den Sarkophagen gestanden, „so hatte ich mir die Roie von Schottland nicht vorgestellt.“ „Sie werden hier wundervolle Gemälde von ihr sehen, gnädiges Fräulein,“ entgegnete ich schnell. „Der kalte Stein vermochte den Liebreiz dieses Antlitzes nicht wiederzuspiegeln, aber er zeigt in seiner farbloien Starrheit, was mir noch aus keinem der verschiedenen Bildnisse entgegen getreten ist — die Familienähnlichkeit in den Zügen beider Königinnen; sie möchte einem Schauder erregen.“ — „Wir sind erst seit einigen Tagen angekommen und haben noch nichts von London gesehen,“ sagte sie, als wir weiterschritten, zu mir. „Sie scheinen schon mit Manchem bekannt zu sein und sich ebenfalls für Kunstgegenstände und bisterische Merkwürdigkeiten zu interessiren. Meine Tante, die mit mir gekommen ist, leidet so sehr an Rheuma, daß sie solche Ausflüge noch nicht zu machen wagt; auf den größten Genuß, mich über das Gesehene zu unterhalten, werde ich daher verzichten müssen; denn ich glaube nicht, daß ich in dieser Beziehung viel von meinem Vater erwarten darf.“ „Aber Sie werden ihrer Tante den Genuß einer lebendigen Schilderung bereiten, deß bin ich sicher,“ entgegnete ich. „Wie schön es ist, in der Familie, bei den Seinen zu sein, das empfindet man erst recht, wenn man es, fremd und einsam entbehrt.“ „Sie fühlen, inmitten dieses großartigen Lebens, wirklich Sehnsucht nach Hause, nach den kleinen, engen Verhältnissen in Deutschland?“ frug sie halb ungläubig. „Wie habe ich nach dem Augenblick verlangt, daß mein Vater uns herüberkommen ließ.“ „Ihres Herrn Vaters wegen, Sie freuten sich wieder bei ihm zu sein und das macht ihnen die Fremde gleich zur Heimath.“ „Natürlich,“ sagte sie errötbend. „Aber das war es nicht allein, wonach ich mich sehnte. Ich freute mich, hier zwanglosier leben, mehr meine Liebhabereien und Neigungen pflegen zu können! Und ich verspreche mir so viel vom hiesigen Leben —“ Sie verstummte, da ihr Vater zum Weitergehen aufforderte und ein Weilchen durchwanderten

wir schweigend die ernsten Stätten. „Darf ich Sie vielleicht jetzt um die Vollendung des Satzes bitten, der so eben durch mich abgeschnitten wurde?“ frug ich leise, als Herr von S. vor einem Denkmal stehen geblieben war und die Betrachtung desselben eifrig zu studiren schien. Sie warf den schönen Kopf ein wenig zurück und erwiderte: „Was ich da anregen wollte, darin sind alle Männer unsere natürlichen Gegner und ich werde mich schön hüten.“ „Sie stellen mir gleich ein solches Mißtrauensvotum aus, gnädiges Fräulein? Hoffentlich wird mir Gelegenheit geboten werden, diese vorgefaßte Meinung zu überwinden. Interessiren Sie mich immer neugieriger; denn die Lebhaftigkeit, mit der Sie sprachen, läßt mich voraussetzen, daß der Gegenstand Ihnen sehr am Herzen liegt.“ „Sieh hier, Eleonore,“ unterbrach Herr von S., sich jetzt nach uns umwendend, das Gespräch, „das ist ein Meisterwerk nur obschon die Auffassung eigenthümlich ist, rührt es den Beschauer doch sehr, wie hier die Angst und das Bangen, ein Geliebtes zu verlieren, im Stein festgehalten und verewigt ist. Unwillkürlich theilt man seinen vergißt, daß sie der Vergangenheit angehört.“ Es war in der That eine schöne Marmorgruppe, vor der wir jetzt standen. Denke dir eine männliche Figur, die mit dem einen Arm eine hinsinkende weibliche Gestalt hält, mit dem andern den sich mit Stundenglas und Hippe heranschleichenden Tod abwehrt. „Wie sanft und hingebend dies liebliche Gesicht noch im Sterben auf den Gatten blickt,“ murmelte Herr von S. und sich zu seiner jetzt neben ihm stehenden Tochter niederbeugend, sagte er leise und mit einem leichten Anflug von Spott zu ihr: „diese Frau hat sicher nicht für die Emancipationsidee geschwärmt. — Sie wäre sonst auch nicht so geliebt worden,“ setzte er ernster hinzu, „daß sammt du gewiß sein.“ „Ah,“ dachte ich, „das ist es also, Emancipationsideen.“ Ob sie fürchtete, ich habe die Worte ihres Vaters verstanden? Sie erwiderte nichts darauf, sondern sagte nur laut: „Bitte, laß uns weiter gehen.“

Ich hatte keine Gelegenheit mehr, mich allein mit ihr zu unterhalten, aber während unserer gemeinschaftlichen Weiterbesichtigung des ganzen herrlichen Baues entwickelte sie so viel Geschichtskenntniß und so viel richtiges Urtheil, daß ich nicht genug erstaunen konnte. Als ich meinen Chef und seine schöne Tochter zum Wagen hinab begleitete, sagte er verbindlich: „Es hat mir viel Vergnügen gemacht, von Ihnen über so Manches, was mir hier noch unbekannt war, Aufschluß erhalten zu haben. Wenn ich nächstens den Damen Hampton Court zeigen will, wäre es vielleicht erheiternder für Sie, den Cicerone zu machen, als zwischen den Grüften und Gerenktafeln der Westminsterabtei. Und wie viel angenehmer für mich, von Jemanden begleitet zu werden, der mit Verständniß dies Alles mitbetrachtet, als nur auf die meist so monotonen, fast automatischen Erklärungen des angestellten Führers angewiesen zu sein.“ Natürlich stellte ich mich ganz zur Verfügung, sagte, daß es mir zur hohen Ehre gereichen würde und empfahl mich dann mit einem lange nicht empfundenen Gefühl der Befriedigung. Abgesehen davon, daß ich mich vortrefflich unterhalten hatte, war mir diese außerordentliche Bezeugung mit meinem Chef von großem Werthe; ich durfte mir gestehen, sie hatte bei ihm einen günstigen Eindruck zurück gelassen und er schätzte jetzt nicht nur den eifrigen Beamten in mir, sondern fing an, sich auch für den Menschen zu interessiren. Ich war so aufgeräumt, wie lange nicht und mir war, als sei mir erst heute so recht das Verständniß für die Erhabenheit und all die Schönheiten von Westminster aufgegangen, als habe ich erst heute rechten Genuß vom Beschauen derselben gehabt. Wie anders, als ich da trübselig allein darin umhergeschlichen war! Welche Genugthuung hatte es mir vor mir selbst gewährt, meine genauen Kenntnisse der englischen Geschichte und Literatur einmal verwerthen, mich mit Menschen von gleichem Interesse und Verständniß dafür, darüber austauschen zu können!“ Und die angenehme Aussicht, bald dazu wieder Gelegenheit zu haben! In Gedanken durchwanderte ich schon die Prachtgemächer und die Galerien von Hampton Court mit dem Gesandten, sah ihn über so viel zusammengehäuften Luxus erstaunen und von so vielen historischen Erinnerungen, die dort aus den Bilderrahmen niederblicken, überwältigt; ich verglich mit seiner Tochter die verschiedenen Gemälde Maria's und Elisabeth's, sah sie, betroffen von der Schönheit derselben vor Anna Boleyns Bildniß stehen und zeigte ihr den Laubgang, unter dessen Schatten ihr Gemahl, mit Johanna Seymour liebwandelnd, auf den Kanonenschuß horchte, der ihm verkünden sollte, daß dies schöne Haupt, das er erst vor Monaten mit dem Herrscherdiadem geschmückt, gefallen sei von Henkershand! — —

Wir gingen wirklich hin, Karl — und eher, als ich zu hoffen gewagt hätte! Und der Tag war genußreicher, als ich je einen erlebt zu haben glaube. Das Wetter war herrlich, mein Chef die Güte und Freundlichkeit selbst, in seiner Schwester lernte ich eine Dame von großer Liebenswürdigkeit kennen und Eleonore bezauberte mich ganz. Ja, das ist wirklich das rechte Wort dafür, ich kann dir's nicht besser sagen, als daß ich von ihr bezaubert war, und um so vollständiger, als ich, mich sicher wähnend, mich ganz dem Eindruck hingab, den ihre Schönheit und mehr noch die Lebhaftigkeit ihres Geistes auf mich machte. Es war ja so natürlich, beruhigte ich ein zuweilen doch in mir aufsteigendes Gefühl der Unruhe, daß ich einen so anregenden, erfrischenden Umgang suchte, daß ich die Gelegenheit wahrnahm, wo ich konnte, meinem Chef zu Diensten zu sein. Ich philosophirte mir vor, es sei ebenso das sanfte Weben und die geistvolle Unterhaltung der Frau von T., was mich anziehe, als der heitere Sinn der Nichte. Aber ich lebte in beständiger Aufregung. So wenig Werth ich früher auf vornehme Bekanntschaften gelegt, so eifrig nahm ich dieselben jetzt auf, wo ich konnte; so undankbar ich die eine und andere Einladung in den Beamtenkreisen, denen ich beigegeben war, abgelehnt, so sehr erfreute mich jetzt die Aussicht, in der nun bevorstehenden Saison die Cirkel besuchen zu dürfen, in denen die Damen zu finden sein würden. Ja, Karl, „die Damen,“ sagte ich mir noch immer vor. Trotzdem auf den Promenaden jeder blaue Schleier, den ich nur von ferne flattern

sah, mein Herz beben machte, weil sie einen trug — trotzdem schon der Besuch derselben mich über meine Empfindungen hätte aufklären müssen! Hatte ich sonst nicht die einsamsten Plätze in Kensington-, in Hyde-park aufgesucht? Und jetzt! Um die Stunde, wo die schöne Welt ritt und fuhr, da litt es mich nicht in den Bäumen und wenn das Amt mich nicht fesselte, war ich dort, um, wenn das Glück günstig war, einen Gruß oder wenigstens einen freundlichen Blick von ihr zu erhaschen; freilich, wie ich mir damals sagte, um doch auch ein Bild von dem großartigen Londoner Leben in dieser Beziehung zu haben. Wie erfinderisch wir Menschen sind, wenn wir uns selbst täuschen oder entschuldigen wollen! Die nichtigsten Gründe geltend mir jetzt, den schon vor Wochen erhaltenen Brief Eduards immer und immer wieder unbeantwortet in die Mappe zurückzuschieben. Sonst wartete ich keine zwei Tage damit; es war meine liebste Erholung, ihm zu schreiben. Und dann freute ich mich wieder auf seine Antwort, hörte ich darin doch jedesmal etwas von den Seinen, von Leni. Ach, Karl! nie werden wir schreiber so ungerecht gegen Andere, als wenn wir die eigene Schuld nicht gestehen wollen! Das Unbehagen, die Unzufriedenheit mit mir selbst, die mich anfangs jedesmal beschlich, wenn ich jetzt diesen Brief erblickte, kehrte sich bald gegen den Schreiber desselben und zuletzt gegen sie, um derentwillen diese Zeilen mir sonst so hoch willkommen gewesen waren. Daß das strafbarere Bild Leonorens die Entfernte bereits verdrängt, wollte ich mir trotzdem nicht gestehen. Ich fing an, es ihr als Mälte, als Gleichgültigkeit auszulegen, daß sie am Morgen meiner Abreise nicht herunter gekommen war. Sie hätte sich nicht zurückhalten lassen, sie hätte mir selbst Lebewohl sagen müssen. Sie hatte kein Wort der Erwiderung für mich gefunden an jenem Abend; und doch wußte sie, daß wir uns für Jahre trennen sollten. Wenn sie zu überrascht, zu bewegt war, mußte ihr Herz sie nicht drängen, mir wenigstens beim Abschied durch einen Blick, einen Händedruck zu sagen, daß sie mich verstanden, daß sie meiner nicht vergessen werde. Wie hatte ich mir bis jetzt träumen können, sie liebe mich, sie bleibe mir treu, sie hoffe auf meine Wiederkehr. Es gehörte wirklich eine starke Einbildung dazu. Und ich beantwortete Eduards Brief nicht. Aber ich stürzte mich in den Strudel der Gesellschaft. Gott, wenn ich daran zurückdenke, was das für eine Zeit war! Ich besuchte die große Oper, alle Concerte und öffentlichen Orte, wo ich nur irgendwie hoffen konnte, Eleonoren, wenn auch nur von Weitem, zu sehen. Und als ich erst so glücklich war, zu einem Feste eingezogen zu werden, wo ich sie sprechen, wo ich mit ihr tanzen durfte! Sie war wunderschön an jenem Abend und ich war Anfangs ganz gebieterisch von ihrer Erscheinung. Wenn sie mir auch immer schön erschienen war, ich hatte sie bis jetzt doch nur in einfacher Toilette und noch nie in einer Umgebung gesehen, die so geeignet gewesen wäre, ihr Aussehen zu heben, wie dies jetzt in vollstem Maaße der Fall war. Der prachtvolle Saal, dessen Spiegelwände ein Meer von Licht zurückwarfen, war mit wundervollen Blumen und Blütenbäumen geschmückt. Mir war, als sei ich in ein Zaubermärchen versetzt, und als die Königin dieser Wunderwelt stand sie vor mir in ihrem weißen, durchsichtigen Florkleid, in den dunklen Locken eine Granatblüte. Aber ich sehe dich lächeln, Karl, du staunst über die Lebhaftigkeit, mit der ich mich noch an sie, noch an jene Einzelheit unserer ersten Begegnungen zurückerinnere und ich fühle selbst, ich muß mich kürzer fassen, ich ermüde dich."

Er täuschte sich; ich lächelte nicht, noch weniger ermüdete er mich. Aber mit Besorgniß sah ich, wie er bei jedem Satz, den er sprach, erregter wurde. Ich fürchtete, das Erzählen schade ihm und eine Bemerkung hierüber von mir möge von ihm mißverstanden werden und ihn verletzen. „Wie kannst du das denken?" sagte ich, erstaunt, daß seine Gedanken sich für einen Augenblick von dem Bilde abwandten, das ihn noch in der Erinnerung zu fesseln schien. „Alles interessirt mich auf's lebhafteste und ich möchte noch viel mehr erfahren, dich fragen und dich an Früheres erinnern, was mir bei deinem Reden wieder vor die Seele tritt. Und da du dich denn jetzt doch einmal unterbrochen hast: Gestatte du noch der Unterhaltung, die wir miteinander geführt haben, da wir die Emancipationsideen, ich weiß im Augenblick nicht, welcher Schriftstellerin gelesen hatten? Es war das erstemal, daß wir uns über das Ideal einer Frau, wie es uns vorschwebte, wie Ihrer es für sich wohl heimlich im Herzen wünschte, gegenseitig aussprachen. Weißt du noch, wie angenehm überrascht wir uns fanden, daß unsere Ansichtungen über dies Thema so sympathisirten? Insbesondere habe ich mich daran erinnert, wenn wir in den letzten Jahren namentlich, die Frau des „neunzehnten Jahrhunderts" in den Zeitungen, ausfiel. Nicht, als ob ich Alles verwerfen wollte, was man vieles erringen, was man von ihr fordern möchte. Aber bei allem Respekt vor manchem Nützlichen und Bewundernswerthen, was in dieser Hinsicht gethan und angestrebt ist, im Großen und Ganzen ist es doch noch immer mein Augenmerk, dem ich Treue halte und das in keiner Beziehung die Ansprüche macht, die man jetzt meist an die Frau des neunzehnten Jahrhunderts stellt, vielleicht aber auch forcirt es für sich dagegen weniger, als viele. Damals schalten wir vorzüglich auf alle Emancipirten, die wir uns allerdings mehr nach Schillers „berühmte Frau", als nach der neueren Richtung vorstellten. Sieh, das fiel mir zu lebhaft ein, als du der Vorliebe deiner Verehrten für viele Ideen Erwähnung thatest, und mit Mühe hast du bis jetzt die Frage zurück, ob sie dadurch nicht an Weiblichkeit verlor; und wie sie, dieser Strömung folgend, dennoch einen, damals wenigstens abgesagten Feind solchen Strebens, so ganz zu fesseln wußte. War sie denn so sehr schön? Du hast sie mir eigentlich noch wenig geschildert." Er seufzte und lächelte dann wehmüthig. „Wie du doch Alles so treu in der Erinnerung behalten hast," sagte er. „Ja, du hast recht, wie konnte ich mich gegen Alles bei den Damen ereifern, das nur an diese Richtung streifte und doch — aber sieh, so Manches lag auch in den Verhältnissen. Jetzt, wo ich ruhig auf die Vergangenheit, ruhig so gar auf diese Periode derselben zurückblicke, sehe ich wohl ein, daß Leni

geringeter war, mich dauernd zu beglücken, als Leonore. Doch davon später! Ob sie so schön war, fragst du? Sie galt allgemein dafür; aber ihre Züge waren für mich auch gleichsam eine Schrift, die mir stets neue Hieroglyphen zu lösen gab, mich stets neu überraschte, so wechselten sie stets den Ausdruck, weil sich alle Empfindungen ihres leichtbewegten Temperaments darin wiederspiegelten. Wie leicht dünkte es mich anfangs, den Uebergang dieser jungen Seele zu leiten, ihn ganz nach meinen Ansichten umzuformen, wie lächelte ich der besorgten Andeutungen der Frau von T. über die sonderbaren und verkehrten Lebensanschauungen ihrer Nichte! Ich hörte ihr gern zu, wenn sie von der Beeinträchtigung der Frauenrechte sprach, es stand ihr so hübsch, wie sie, die Unabhängige, das verwöhnte Kind des Glücks, sich für ihre minder bevorzugten Mitschwestern interessirte und klug begann sie immer grade mit dem Punkt, in dem ich ihr nicht mit ganzer Ueberzeugung widersprechen konnte, mit dem großen Vorzug, den das Gesetz dem Mann vor der Frau bei allen Rechtsansprüchen und Verfügungen gibt. Wenn sie dann weiter phantasirte, wie sie, falls sie allein und mittellos in der Welt stände, sich eine selbstständige Stellung erringen, wie sie den stolzen Herren der Schöpfung zeigen werde, daß die Frau auch auf eigenen Füßen stehen könne, daß sie nicht ihres Schutzes und ihrer Stütze bedürftig sei, da konnte ich nur bewundernd ihre erregten Mienen betrachten und denken, wie diese Augen erst strahlen müßten, wenn die Liebe aus ihnen spräche und ich Thor, der ich wähnte, ich könne sie wecken, ich könne diesen stolzen Nacken unter ihr süßes Joch beugen! Laß mich die Jahre übergehen, Karl, die ich diesem Phantom nachjagte! Es war wirklich ein Jagen! Auf der einen Seite nach jeder Gelegenheit, sie zu sehen, ihr näher zu kommen, auf der andern ein rastloses Arbeiten, die Kluft auszufüllen, die mich von ihr trennte. Mich der Achtung, des Wohlwollens ihres Vaters immer mehr zu versichern, war ja zugleich der sicherste Weg, um mit Freuden durfte ich mir auch bald gestehen, daß Herr von S. mir größeres Vertrauen schenke, als irgend einem seiner Umgebung.

Um so habe ich mir in dieser Zeit der Täuschung und Irrung doch ein werthvolles Gut errungen: die Achtung und Freundschaft eines Mannes, dessen Charakter ich nicht blos als Vorgesetzter, sondern auch als Mensch überhaupt, auf's höchste schätzen gelernt habe. Doch laß mich in kurzen Worten an diesen Erinnerungen verübereilen. Manches, was ich dir noch erzählen möchte, läßt sich besser für ein späteres Plauderstündchen aufheben. Sieh mich nicht so besorgt an, du Guter, es ist abgethan und ich bin ruhig. Aber indem ich dir dies Alles deutlich vorführen möchte, das Eine, wie das Andere, ergreift mich noch einmal die Erinnerung und reißt mich hin. Das wird bald vorübergehen! Höre weiter: Grade um die Zeit, da ich mich der Erfüllung der höchsten Wünsche nahe glaubte, erhielt ich einen Brief von Eduard, in welchem er mir den Tod seiner Mutter anzeigte. Er schrieb mir herzlich, wie in früheren Zeiten, ohne jede Empfindlichkeit über mein Stillschweigen, theilte mir Einiges aus ihren letzten Tagen mit und äußerte sich auch besorgt über den Gesundheitszustand des Vaters, dem, seiner Kränklichkeit halber, seit einiger Zeit ein Kandidat zur Seite stehe. Nur von Leni kein Wort. Wie traf der Brief mich wie ein Klang aus ferner vergessener Zeit; ich lächelte über meine Träume und Wünsche in dem stillen Pfarrhause, wie klein und eng erschien mir jetzt Alles von damals! Die einfache Stube, die bescheidenen, sich in der beschränkten Umgebung genügenden Menschen und ich selbst, der damals kein höheres Ziel kannte, als sich eine ähnliche Häuslichkeit zu gründen! Einen Augenblick war mir zwar, als wehe mich ein heiliger Friede an aus dem stillen Haus, aus der hellen Weihnachtsstube, als winke eine lichte, rosige Gestalt mich nach dort hin: es überkam mich, wie ein Gefühl der Schuld. Aber es war bald von der Vorstellung verdrängt, wie jetzt Leni, im täglichen Umgange mit einem jungen Manne, der sicher weit passender für ihren Charakter war, als ich, auch ihne geworden sei, daß wir damals noch nicht das rechte Verständniß für die Liebe hatten. Ich drückte Eduard in kurzen Worten meine Theilnahme aus und bat ihn, meine Saumseligkeit im Schreiben überhaupt mit der Masse von Geschäften zu entschuldigen, die mich in meiner Stellung mehr und mehr überhäuften.

Kurze Zeit hernach meldeten die Zeitungen meine Berufung zu dem Posten in Constantinopel, um welche außerordentliche Beförderung ich so vielfach beglückwünscht und so vielfach beneidet worden bin. Diese Anerkennung meiner bisherigen Leistungen übertraf noch wirklich meine kühnsten Hoffnungen und in dem Augenblick, wo ich meine Ernennung in den Händen hielt, war es mir, als gebe man mir damit zugleich die Braut, denn jetzt hatte ich ihr Rang und Stellung anzubieten, jetzt durfte ich vor ihren Vater hintreten, er wußte, daß er seine Tochter keinem Unwürdigen gab. An ihrer Einwilligung, die Meine zu werden, zweifelte ich nicht mehr. Hatte ich es auch noch nicht gewagt, ihr offen meine Liebe zu gestehen; sie mußte es nur zu gut wissen, daß sie allein der Gegenstand all meines Sinnens und Denkens, all meiner Wünsche und Hoffnungen war. Und hatte ich nicht bei mancher Gelegenheit bemerkt, daß auch ich ihr nicht mehr gleichgültig war? Noch vor Kurzem, bei dem Fest der *schen Gesandtschaft, wo ich sie zu Tische führen durfte, wie freudig leuchteten da ihre Augen, als sie mich erblickte! Und hatte sie mir ihre Hand entzogen, als ich sie nach dem Tanz in der meinen behalten? Aber was soll ich dir jetzt all die kleinen, an sich so unbedeutenden und den Empfänger doch so unendlich beglückenden Gunstbezeugungen nennen, durch die ich die Gewißheit erlangt hatte, sie liebe mich! Laß mich dir nur erzählen, wie bald und wie jäh ich aus diesem Wahn gerissen werden sollte!

Meine Aufregung, mein Glück, ließen mich nicht einmal so viel Ruhe finden, den Eltern meine Beförderung zu melden; ich mußte erst hinaus in's Freie, meine Gedanken zu sammeln. Alles stürmte mit einem Male auf mich ein und ich konnte es noch nicht fassen, daß ich wirklich jetzt die Hand nach ihr ausstrecken dürfte, zu der ich so lang wie

zu einem schönen, unerreichbaren Stern hinaufgeschaut hatte.

Es war wie jetzt, Karl, im ersten Frühlingserwachen und der Tag warm und schön. Ich lenkte meine Schritte nach der großen Blumenausstellung in der Prinz-Albert-Halle, die eben eröffnet war und in den ersten Tagen viel von der schönen Welt besucht wurde. War es doch möglich, daß ich sie dort fand, konnte ich dann nicht vielleicht ihr sehen sagen, was ich hoffte, sie nicht schon um die Erlaubniß bitten, sie besuchen zu dürfen, ihrem Vater endlich zu sagen, was schon so lang mein Herz bewegt und gefesselt hatte? Voll von solchen auf- und abwogenden Gedanken trat ich in das Gebäude und meine Blicke, die wundervolle Flora kaum beachtend, schweiften von einer Beschauergruppe zur andern, ohne die Erlesene zu finden. Ich verweilte nur kurze Zeit bei den herrlichen Frühlingskindern, so wohlthuend und prächtig ihr Anblick auch war, und an der andern Seite des Saales angekommen, spähten meine Augen durch die große Glasthür in den Garten hinaus. Es waren viele Spaziergänger darin und nachdem ich noch einmal forschend in die Halle zurückgeschaut hatte, eilte ich die große Steintreppe hinunter. Ich durchstreifte den Garten nach allen Richtungen hin, mir war, als müsse sie da sein. Es war ungewöhnlich lang, daß ich sie nicht gesehen hatte und als ich mich endlich nach vielem Hin- und Herwandern zum Weggehen entschloß, überlegte ich bei mir, ob ich den Weg nach Hause eher gleich den nach dem Gesandtschaftshotel einschlagen solle. Konnte ich dann doch vielleicht meinen Eltern noch mehr melden, als meine Berufung nach Constantinopel. Während diese Gedanken mir durch den Sinn gingen, schaute ich im Vorbeigehen noch einmal die große Treppe hinauf, die zur Ausstellung führte; es schien, als öffne die Thür sich eben. Ich hatte mich nicht getäuscht und blieb wie angewurzelt am Fuß der großen Buche stehen, an der ich eben vorüber wollte, da jetzt Leonore hervortrat. Sieh, ich könnte sie noch malen, wie sie dastand, vom Sonnenschein umstrahlt, der auf die Fenster fiel und ihre Gestalt mit Licht umwob. Sie trug ein Kleid von blauer Seide, das in reichen Falten vom Gürtel niederfloß und einen, mit weißen Federn geschmückten Hut, der ihre dunklen Locken frei ließ." Ich sah, daß auch sie mich gewahrte, und daß eine dunkle Gluth ihr Gesicht übergoß. Mein Herz wallte auf. Ob sie es schon wissen mochte? In meiner überfluthenden Empfindung achtete ich kaum auf ihre Begleitung, als sie jetzt herunterstieg, auch kaum darauf, daß sie mich nicht, wie sonst, freundlich grüßte. Ich faßte mich erst, als der Gesandte, mich jetzt ebenfalls erblickend, mir herzlich die Hand bot und mich dann in meiner neuen Eigenschaft nicht nur Schwester und Tochter, sondern auch einem Herrn vorstellte, den ich erst jetzt Leonoren zur Seite sah. Dann sich wieder zu mir wendend und auf den Fremden deutend, sagte er: „Graf B., seit gestern der Bräutigam meiner Tochter."

Ich verbeugte mich stumm, mir war, als habe ich einen heftigen Schlag erhalten, der mich betäube, doch als meine Augen die ihren trafen und ich sie vor meinen Blick verwirrt die langen Wimpern senken sah, da strömte mir alles Blut zum Herzen und es rief laut in mir: „Betrogen, verrathen."

Ich weiß nicht, ob ich noch etwas gesagt und wie ich mich verabschiedet. Aber die Sterne fanden mich noch auf dem Sitz unter der Buche, auf den ich nach dieser Begegnung zusammengesunken war. Mit welchen Gefühlen, das läßt sich schwer beschreiben — es waren furchtbare Stunden. So muß dem Seefahrer zu Muthe sein, der, nach heißem Kampf mit den Elementen, mit Schätzen beladen der Heimath naht und sich dann plötzlich, vom Sturm verschlagen, allein und nackt auf dem Eiland wiederfindet. Doch nein, Karl! Nichts, kein äußeres Unglück, kein Schmerz ist dem Weh zu vergleichen, was das Herz erfüllt, wenn ihm plötzlich — mit einem vernichtenden Worte der Glaube an das geraubt wird, was ihm bis dahin das Höchste, das Schönste, das Heiligste war."

Gustav starrte nach diesen erregten Worten eine Zeit lang schweigend vor sich hin und auch ich war zu ergriffen, um ihn seinen Gedanken zu entreißen. Endlich begann er wieder: „Wenn ich jetzt an die Tage, die nun folgten, zurückdenke, wundere ich mich noch immer, wie ich so voran arbeiten, meine Sachen ordnen, Briefe schreiben und Abschiedsbesuche machen konnte, als sei ich noch der nämliche Mensch von vorher. Aber ich war wie ein Automat, der Alles mechanisch, und bewußtlos verrichtet; eine dumpfe Schmerzempfindung hielt alle meine Sinne gefangen. Aus diesem traumartigen, unheimlichen Zustand wurde ich durch ein Gespräch, das ich vor meiner Abreise mit Frau v. T. hatte, zum vollen Bewußtsein meines Seelenzustandes aufgerüttelt und da begann erst die schlimmste Zeit!

Leonore sah ich nicht mehr. Lange hatte ich mit mir gekämpft, ob ich von den Damen Abschied nehmen oder nur meine Karte für sie abgeben solle. Meine früheren, freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen, mein Verhältniß zu meinem bisherigen Chef ließen das erste als geboten erscheinen, aber mein Herz krampfte sich zusammen beim Gedanken, sie jetzt wiederzusehen. Und doch drängte es mich auch, aus ihrem Munde selbst die Bestätigung dessen zu vernehmen, was mir noch immer wie ein böser Traum erschien. Ich ging endlich, wie anders als ich vor wenigen Tagen zu gehen gehofft hatte, aber ich raffte all meine Kraft zusammen, ruhig und gemessen zu erscheinen. Herr von S. ahnte nichts von den Gefühlen, die mich bewegten. Mit herzlicher, fast väterlicher Theilnahme hatte er bei unserer nächsten, geschäftlichen Begegnung von meiner Abreise gesprochen, mir Rathschläge für die neue Stellung, für den Aufenthalt in Constantinopel, das er gut kannte, gegeben. Auch der Verlobung seiner Tochter hatte er erwähnt, mir den Grafen geschildert und als liebender und besorgter Vater seine Hoffnungen und Sorgen für ihr zukünftiges Glück ausgesprochen. Ich erfuhr aus Allem, was er sprach, das er nicht im entferntesten daran dachte, was dabei in meinem Herzen vorging und dies gab mir hauptsächlich die Kraft zu dem Entschluß, den Seinen Lebewohl zu sagen.

Nur Frau von T. empfing mich; wahrscheinlich hatte Leonore nicht den Muth, mir gegenüber zu treten und es war am Ende auch besser so. Mein Gemüth wäre gewiß noch verbitterter geworden, während die Unterhaltung mit ihrer Tante, wenn sie mir auch die Erinnerung an die frühere Zeit so recht lebendig vor die Seele rief und mir das Jetzt dadurch erst vollständig zum Bewußtsein und zur Klarheit brachte, doch auch einen Tropfen Balsam für mein Herz hatte und dem Groll, der mich erfüllte, sanftere, wehmüthige Schmerzgefühle beimischte. Ich sah, daß ich von ihr verstanden worden war, daß sie mit inniger Theilnahme empfand, was ich jetzt litt! Und wie sie mir, so schonend für mich und so entschuldigend für ihre Nichte als möglich, den näheren Hergang des schnell geknüpften Verhältnisses erzählte, machte sie mir das Ungeheure, Unglaubliche erst faßbar. „Leonore ist noch jung, das Glück hat sie bis jetzt in den Armen gewiegt; den Ernst des Lebens kennt sie noch nicht. Sie war Ihnen sehr gewogen, aber so tief war ihr Gefühl, so fest ihr Charakter noch nicht, daß sie siegreich aus dieser Prüfung hervorgegangen wäre! — Auch Sie sind noch jung und werden es verschmerzen," fuhr sie tröstend fort, da ich noch immer stumm und starr vor ihr saß, „welches Leben ist ohne getäuschte und begrabene Jugendhoffnungen?"

„O," seufzte ich endlich, „von ihr, von ihr solchen Wankelmuth, solche Täuschung zu erfahren, die mir so bedeutungslos erschien."

Frau von T. lächelte wehmüthig: „Warum erschien sie Ihnen so?" sagte sie nach einer kleinen Pause. „Sie hatten ja noch so wenig Gelegenheit, ihr Herz zu erforschen. Die Reden eines jungen Mädchens dürfen Sie nicht so hoch anschlagen, wenn es über Verhältnisse und Lebensstellungen spricht, in denen es sich nicht befunden hat, in die sie voraussichtlich nicht kommen wird und über die sie also noch nicht die geringste Erfahrung besitzt. Uns Sie würden es auch wohl nicht gethan haben," fuhr sie fort, „wenn sie Ihnen sonst gleichgültig gewesen wäre." Sie sagte mir noch Manches, was ich im Augenblick kaum verstand, was aber später, lang nachher in meiner Seele wiedertönte und mich mit Dank gegen die Gute erfüllte. Für jetzt hatte ich nur die Empfindung, daß Alles aus und meine Ruhe, mein Glück für immer dahin seien. Sieh', da hast du auch den Grund, weßhalb ich dir den herzlichen Brief, den du mir damals schriebst, nicht beantwortete, warum ich überhaupt Niemanden mehr schrieb und dadurch gänzlich vereinsamte. Als ich mich von Frau von T. verabschiedet hatte und meine Wohnung aufsuchte, war London für mich weder die düstere Stadt, das wirre Chaos, das es mir in der ersten Zeit meines Aufenthaltes gewesen war und ich hatte nur den einen Gedanken: Fort, fort! In Constantinopel kannte mich Niemand, sah und hörte ich nichts mehr von ihr, erinnerte mich nichts an sie. Dort mußte es besser werden und mit fieberhafter Ungeduld erwartete ich den Tag, an dem ich abreisen konnte.

Ueber die Reise, über die erste Zeit meines dortigen Aufenthalts sage ich dir nichts; ich werde es ja doch deinen Bekannten noch erzählen müssen. Aber meine Hoffnung, Zerstreuung, Linderung meines Schmerzes zu finden, war nichtig. Die ungeheure Leere, die ich empfand, war durch nichts auszufüllen. Ging ich hinaus, den prachtvollen Anblick der Stadt und des Meeres zu genießen, so rief er mir nur lebhafter das Gefühl wach, daß ich allein und verlassen war. Nachdem ich eine lange Zeit nur der Arbeit und den Studien gelebt und mit einer fast krankhaften Aengstlichkeit jeder Geselligkeit ausgewichen war, wurde dieser Zustand mir mit einem Male unerträglich und ich schlug in das grade Gegentheil um. Ich suchte Menschen auf, die belebtesten Orte waren mir die liebsten, wählerisch war ich dabei gar nicht, denn ich wollte mich um jeden Preis zerstreuen, wenigstens betäuben und das letztere gelang mir bisweilen. Doch wenn ich dann wieder recht zum Bewußtsein kam, war die Reaction um so furchtbarer. Inzwischen meldeten die Blätter in der Heimath, welchen guten Fortgang meine Bemühungen hatten, wie zufrieden meine Regierung war und wenn von diesen Berichten auch etwas zu Euch drang, dachtet Ihr gewiß nicht, daß ich mir grade zu jener Zeit der unglücklichste Mensch von der Welt zu sein schien. Vielleicht erinnerst du dich auch, daß ich dann im Interesse meiner Regierung mehrere Reisen in das Innere des Landes machte und in dieser Zeit begann meine Genesung. So ganz Allem entrückt, womit ich mich bis jetzt beschäftigt, waren ich stets umgeben gewesen war, den Menschen der civilisirten Welt fern, in der Einsamkeit einer großartigen Natur, in der nur die Trümmer grauer Vergangenheit zu mir sprachen, wie klein erschien mir da der Einzelne, wie winzig sein Streben und sein Können, wie kurz die Zeit, die ihm hier zugemessen!

In den sternenhellen Nächten, die ich da oft schlaflos durchwachte, kommt ich zuerst ruhig über meinen Zustand nachdenken, und da kam mir der Gedanke, daß ich auf dem besten Wege sei, mich selbst zu verlieren, indem ich nicht den Muth hatte, mit meinem Gefühl zu ringen und es zu bekämpfen. Die Arbeit fing wieder an, mich zu interessiren, das Bewußtsein, durch meine Bemühungen Vielen vielleicht großen Nutzen zu bringen, regte mich zu größerer Thätigkeit an, meine Gedanken umflatterten nicht mehr in fruchtloser Trauer die eigene Vergangenheit und den eigenen Schmerz, sie richteten sich auf das große Ganze in der Natur und der Menschheit und das Streben, nach Kräften zu nützen in dem Kreise, der auch mir darin angewiesen, erwachte immer lebhafter und nahm meinen Geist und meine Zeit mehr und mehr in Anspruch. So kehrte ich endlich nach Constantinopel zurück, ein Anderer, als ich gegangen. Auge und Herz waren wieder offen für meine Umgebung und wenn ich auch meinen Traum noch nicht vergessen konnte, so beherrschte er mich doch nicht mehr und ich vermochte es, ruhig, wenn auch noch nicht ohne Schmerz, auf mein verlorenes Glück zurückzublicken.

Und wie die Zeit verging, wie ich mich mehr und mehr meinen Geschäften und Privatarbeiten hingab, wurde

mir mein einsames Leben fast wieder lieb. An die Heimath dachte ich kaum mehr und wenn ich je an das Eine oder Andere von damals erinnert wurde, kam es mir vor, als sei das ein ganz anderer Mensch gewesen, der längst gestorben war. So verginnen die Jahre, Karl, eins um das Andere; nutzlos nicht, aber freudlos. Denn wenn ich auch in der Arbeit Befriedigung fand, wenn auch dort Menschen lebten, die ich von Herzen schätzen lernte und die auch mir geneigt wurden, — das Höchste, das Einzige, was das Herz zu beglücken im Stande ist, ein Anderes sein zu nennen, in dem seine Lust und sein Weh, seine Sehnsucht und sein Glück wiederklingen, das fehlte mir, und wenn es mir in den Sinn kam, daß meinem Leben Duft und Glanz, weil die Liebe, fehle, murrte ich gegen mein Schicksal. Thor, der ich war! War sie mir nicht begegnet in ihrer lichtesten Gestalt, hatte sie nicht am Wege gestanden und auf mich gewartet, indeß ich einem täuschenden Irrlicht nachjagte? Thor, der ich gewesen, dreifacher Thor, daß mir noch immer die Augen nicht aufgingen! Was Leonore an meinem Herzen gefrevelt, das empfand ich noch immer schwer, daß klagte jeder Gedanke an jene Zeit sie stets von Neuem an. Aber ob Helene nicht in bangem Schmerz in derselben Stunde meiner gedacht, — ob mein Betragen ihr nicht das fromme, kindliche Vertrauen geraubt, das sie mir damals so rührend schön erscheinen ließ, das fragte ich mich nicht, daran dachte ich gar nicht.

Da wurde ich plötzlich krank, du weißt es — schwer krank. Doch in den Schmerzen und dem Elend des Körpers, genas mein Geist. Was lang vergessen und verloren geschienen, das stand wieder auf in meinem Herzen und lockte und rief zurück in ferne, ferne Zeit, in der ich glücklich gewesen, weil ich geglaubt, geboft, geliebt hatte. Die dämmernde Nebelgestalten tauchte es vor mir auf in den Phantasien des Fiebers und als ich später todesmatt, aber mit hellen Gedanken dalag, da sah ich es klar, wovon ich geträumt. Mein ganzes Leben zog an mir vorüber, wie losgelöst von mir selbst betrachtete ich es, kam ich darüber. Wie Jemand, der lang mit verhülltem Antlitz gewandelt ist und dem man plötzlich den Schleier vom Auge nimmt, so sah ich auf die Vergangenheit zurück. Wie war ich umher geirrt, allein in weiter Oede verschmachtend, vergeblich nach Erquickung auf meinem Wege dürstend! Und hatte ich nicht selbst denen den Rücken gewandt, die sie mir boten? Hatte ich auf die Bitten meiner alten Eltern gehört, die so oft und so sehnsüchtig meine Rückkehr nach Deutschland, in die Heimath, gewünscht hatten? Wie hatte ich es bis jetzt vergessen können, daß sie doch auch ein Anrecht auf meine Liebe hatten, daß ich die Freude und der Trost ihres Alters hätte sein können. O und was fühlte ich jetzt, wenn ich Helenen vor mir sah! Wie hatte ich jenen einzigen Blick vergessen können, der doch so tief in mein Herz gedrungen war, damals, als sie mir zuletzt zur guten Nacht die Hand reichte!

Vielleicht war auch ihr Leben jetzt farb- und freudlos — vielleicht auch war ein Anderer gekommen, der sie den ungetreuen Jugendfreund vergessen gemacht. „Zürnet mir nicht, ihr Alle, die ich in der Heimath ließ, dachte ich nach solchen Betrachtungen, o, wüßtet ihr, welch' ein freudloses Dasein ich verlebt! Zu Euch bin mag es aus der Ferne einen glänzenden Schimmer hinübergeworfen haben, der Euch täuschte über die Kälte und Oede, die in seinem Innern herrschte." Da standen sie vor mir, Alle, die ich drüben ließ, die alte, süße Liebe im Blick, so deutlich, so klar, daß ich meinte, sie umfassen zu müssen. Und auch in meinem Herzen, da brach sie wieder hervor, übermächtig — Alles, was dazwischen lag, überfluthend. Da konnte ich stundenlang liegen mit matten, geschlossenen Augen und träumen, bis die Stimme meines Wärters mich in die Wirklichkeit zurückrief. Ich war sanft und weich wie ein Kind geworden und alle Bitterkeit war aus meinem Herzen geschwunden. Auf meiner Ottomane, auf der ich jetzt schon Stunden zubringen durfte, machte ich Pläne, Zukunftspläne! Wie lang waren sie mir fremd gewesen. Ich suchte meine Entlassung nach, erhielt sie und reiste in die Heimath, in's Elternhaus zurück. Und dann — ob ich Helenen, ob ich ihren Vater noch finden würde? Aber diese Fragen und die Folgerungen derselben recht in's Auge zu fassen, war ich noch zu matt und schwach. Wenn meine Gedanken bis dahin gekommen waren, fing ich an zu träumen und lebte die Zeiten wieder durch, die ich nie hätte vergessen sollen. Doch was verliere ich mich von Neuem in Gefühlsschilderungen, die du jetzt genugsam verstehen wirst. — Du weißt, daß ich, sobald mein Gesundheitszustand es erlaubte, meinen Plan ausführte, daß der König mir vorläufig einen längeren Urlaub bulwoillt gewährte und ich zuerst bei meinen Eltern war. Dort erfuhr ich, daß Helenens Vater längst gestorben sei und Eduard fern an der Gränze eine Pfarrstelle versehe. Von ihr wußten sie nichts. Sie staunten, daß Eduard mir den Tod seines Vaters nicht angezeigt, daß ich von seiner Heirath nichts wußte und verhehlten auch ihre Empfindlichkeit nicht, daß er sich seit dem Tode der Eltern so fern gehalten, ihnen nicht einmal seine Frau gebracht, und daß auch Helene sie nie mehr besucht habe. „Wie oft habe ich an das Kind gedacht," setzte meine Mutter hinzu, „das Vermögen war klein, bei keinem der nahen Verwandten ihrer Eltern hätte ich einen recht passenden Aufenthalt für sie gewußt. Wie gern hätte ich sie zu mir genommen, wenn sie, was ich doch nicht anders erwarten konnte, ein so liebes, sanftes Wesen geblieben, als sie mit sechszehn Jahren war; denn damals hatte ich sie zuletzt gesehen und sie hatte es mir ganz angethan, so sehr gefiel mir ihre Weise. Aber freilich, da die Kinder sich beide so zurückhielten, mochte man sich mit seiner guten Meinung auch nicht aufdrängen. Ob sie sich nun später auch verheirathet hat, oder sonst in eine Stellung eingetreten ist, weiß ich nicht. Beim Bruder ist sie nicht, wie wir vor Kurzem hörten."

„Du kannst dir denken, wie ihre Worte mir in's Herz drangen. Wie wohl verstand ich Alles, was ihnen unklar war. O sie ahnte nicht, welche Selbstanklage sie im Herzen

ihres Sohnes wachrief. Zu Eduard hinzureisen, ihn nach seiner Schwester zu fragen, habe ich nicht den Muth. Und doch wird es das einzige Mittel sein, etwas über sie zu erfahren. Aber was meinst du jetzt, nachdem du nun Alles weißt, was räthst du mir? Der Graufe ist mir auch schon aufgestiegen, daß dir, der du so viele Menschen kennst, von so vielen reden hörst, der Name Helene D. schon einmal an's Ohr gedrungen sein könne?" Ich sah ihn theilnehmend an und schüttelte verneinend den Kopf. Es war mir so vieles durch den Sinn gegangen, wie er so vor mir saß und das Alles so eifrig erzählte. Ich konnte es begreifen, wie Alles so gekommen war, wie die glänzende Erscheinung Leonorens ihn hingerissen und das Bild der Jugendfreundin verdrängt hatte. Wie hernach betrogene Liebe, verletzter Stolz an ihm genagt und sein Leben verbittert hatten. Auch seine jetzige, durch die Krankheit vollendete Wandlung — Alles fühlte ich mit. Aber wie es nun werden sollte, — dafür wußte auch ich keinen Rath.

Jahre sind eine gar lange Zeit und ändern oft viel am Menschen und so lange war es, daß er die nicht mehr gesehen, nach der alle Sehnsucht in ihm wieder erwacht war. Er hatte ihr Bild festgehalten, mit dem ganzen Zauber eben erwachter Jungfräulichkeit geschmückt; wie mochte der rauhe Hauch des Lebens ihre Blüthen abgestreift, ihren zarten, glänzig verträumten Sinn verwandelt haben! Vielleicht war sie verheirathet und die Erinnerung an ihn war verblaßt und vererdnigt. Oder sie lebte in einer abhängigen Stellung, in engen, beschränkten Verhältnissen bei Anvern und verkümmerte unter den täglichen Kleinlichkeiten des Lebens. Gewiß war sie nicht so viel ausgebildet und geweckt, um den Forderungen gerecht zu werden, die er jetzt in mehr als einer Beziehung an eine Frau stellen mußte. Ich verbarg Gustav all diese Bedenken nicht; ich stellte ihm vor, in welche peinliche Lage er gerathen könne, wenn er jetzt Helenen aufsuche und sie als eine ganz Andere wieder fände. „Versprich mir, eine Zeitlang hier zu bleiben, erst vollends zu gesunden, eh' du weitere Pläne verfolgst," so schloß ich meine Vorstellungen. „Werde erst wieder selbst heimisch in der früher gewohnten Weise, damit du auch ein ruhiges Urtheil haben und einen Entschluß fassen kannst, der zum Guten führt. Und vor Allem, gewöhne dich erst wieder an den Umgang mit Frauen überhaupt, den du so lange gemieden hast. Doch sieh, fast hätte ich über dem Interesse, mit dem mich deine Mittheilungen erfüllen, vergessen, daß sich grade dazu heut' Abend schon eine der schönsten Gelegenheiten bietet. Ich bin zum Commerzienrath P. eingeladen und seine Frau wird entzückt sein, wenn ich in Begleitung eines so interessanten Gesellschafters erscheine. In ihr wirst du eine zwar höchst originelle, aber sehr geistreiche und unterhaltene Dame kennen lernen. Sie ist leidenschaftliche Musikliebhaberin und überhaupt eine Beschützerin der Künste; an ihren Gesellschaftsabenden trifft man stets Virtuosen, Maler und Dichter und in ihrem Salon habe ich die schönsten Concerte gehört. Was aber für dich heute am Meisten von Werth ist, wir werden dort viel liebenswürdige Damen treffen."

Gustav lächelte trübe. „Ich bin ermüdet," sagte er. „Das viele Sprechen und, daß ich's nur gestehe, auch diese Erinnerungen haben mich sehr aufgeregt und es wird mir besser sein, den Rest des Tages für mich zu bleiben. „Um den Geistern, die du riefst, gänzlich zu verfallen," sagte ich pathetisch. „Nein, mein Freund, das leide ich nun einmal gar nicht. Entweder du gehst mit mir, oder ich bleibe bei dir und lasse mich noch jetzt — freilich in der elften Stunde — entschuldigen. Aber höre auf verständigen Rath und überlasse dich für heut' einmal meiner Leitung. Nichts wird dir besser über deine jetzige Stimmung hinweghelfen, wird deine Nerven so angenehm beruhigen können, als die glänzende und doch ungezwungene Gesellschaft, in die ich dich einführen möchte. Daß dieser Vorschlag überaus uneigennützig von mir ist, liegt auf der Hand, denn du brauchst nur zu wollen, so bist du der Held des Abends. Mit einem Wüstenabenteuer oder einer Scenerie von deiner Reise durch Griechenland fesselst du Alles und — „Still wird's und jedes Ohr hängt an Anänes Munde." Ich Armer verschwinde dann vollständig und nur der Gedanke tröstet mich, daß du es bist, für den ich mich opfere." Er mußte jetzt herzlich lachen. „Sehr viel Ehre würdest du nicht mit mir einlegen," sagte er. „Geblendet von zu lang entwöhnten Glanz würde ich zufrieden sein, ein stilles Plätzchen zu finden, von dem aus ich beobachten könnte, ob unter all den Schönen, die du mir preisest, nicht Eine deine besondere Auszeichnung genießt. Ich fühlte, daß ich erröthete und meine Bewegung entging ihm nicht. „Wie? habe ich scherzend das Rechte getroffen?" frug er in lebhafter Theilnahme. „Sieh, der leichte Farbenwechsel auf deiner Wange thut mehr, als all deine Beredsamkeit von vordin. Er bestimmt mich sofort, dich zu begleiten. Doch nun erzähle auch du."

Die leichte Wallung, auf der ich mich betroffen, war verflogen und ich entgegnete jetzt ruhig: „Zu erzählen ist da wirklich noch nichts; glaube mir, erst so eben, indem ich deinen Schilderungen folgte, wurde es mir klar, daß es mehr, als ein gewöhnliches Wohlwollen sei, was ich für ein Mädchen, das ich wohl heute Abend sehen werde, fühle. Ich habe sie noch wenig getroffen, aber ihr Wesen ist sehr anziehend und ihre Unterhaltung fesselt mich jedesmal mehr. Das ist Alles, was ich dir von ihr sagen kann, denn sie ist fremd hier und von ihrer Familie und ihren Verhältnissen weiß ich gar nichts und habe dis jetzt auch noch nie daran gedacht. Aber wenn du mit mir gehst, wirst du sie sehen und dann sprechen wir weiter davon." „Wie heißt sie denn, wie sieht sie aus und ist sie noch ganz jung oder in den Jahren, wo sie dir Hoffnung gäbe, in der Geliebten zugleich den „verschwiegenen Freund" zu finden? Eine Emancipirte wird es nicht sein, wenn du anders dir in diesem Punkt nicht untreu geworden bist." Und er sah mich schelmisch an. Ich bemerkte mit Vergnügen, wie die Theilnahme für mich ihn erheiterte und verjüngte. „Wie alle Jugendideen sich moderiren, abklären und läutern," entgegnete ich, so bin auch ich grade nicht mehr der strenge

Gegner, der schon bei Nennung dieses Namens in Harnisch gerieth. Ich verkenne es nicht, daß sich manches edle Streben geltend macht, die Lage alleinstehender, auf die eigene Thätigkeit angewiesener Frauen zu erweitern und zu verbessern. Aber daneben schießt auch unter dem Schein des Guten viel Unkraut auf und das gilt namentlich von der ersten Erziehung, die man jetzt schon dem Kinde im Hinblick auf alle späteren Möglichkeiten gibt. In der ängstlichen Sorge, es Alles zu lehren, es für jeden Lebensverhältniß tauglich zu machen, übersieht man leider nur zu oft die Hauptsache, für die man ein Mädchen heranbilden, die man es verstehen lehren soll. Lebhafter als je drängte sich mir dieser Gedanke auf, als ich neulich in einem befreundeten Hause die Kinder zu beobachten Gelegenheit hatte. Das älteste Töchterchen, ein Mädchen von zehn Jahren mit feinen, blassen Zügen und schwarzen Augen, saß am Schreibtisch, mit Aufgaben überbürdet. Ich gewann ihr Vertrauen durch einige Aufschlüsse über englische Wörter, die sie nicht finden konnte und erfuhr ihre ganze Unterrichtsmethode. Sie lernte schon drei Sprachen, wußte über Mythologie, über lyrische und didaktische Poesie zu sprechen und über Gott weiß was sonst noch. Man konnte sich wirklich mit der Kleinen schon unterhalten und ich war im Augenblick ganz erstaunt. „Wie ist die Zeit vorgeschritten," dachte ich, was wußten meine Schwestern in diesem Alter von solchen Sachen? Wie blöde entliefen sie, wenn Fremde sich um sie kümmern wollten! Da kam das kleine Schweiterchen herzugesprungen und bat: „Bitte mir doch meine Zörte nun, sie sind im Spiel losgegangen." „Geh' zur Rieke, sie ist ja dazu da," sagte meine junge Gelehrte schnippisch, „ich habe zu viel zu thun, mich mit dir abzugeben." Sieh, dieser kleine Auftritt repräsentirte die ganze moderne Zerrichtung. Ausnahmen gibt es immer — aber die allgemeine Strömung ist so. O meine lieben, kleinen Schweiterchen von damals, dachte ich und sah sie vor mir stehen mit den klaren, treuen Kinderaugen, die nie freundiger strahlten, als wenn sie entdeckten, daß sie irgendwo und irgendwie im Hause helfen konnten, wie unrecht habe ich euch gethan! Ihr wußtet und übtet früh, was des Weibes schönster Beruf ist, in Liebe zu dienen! „Dienen lerne bei Zeiten das Weib, denn nur so geberdet sie dem Schicksal" und der Dichter hat Recht „die sich in Demuth liebend hingeben, sie dient und herrscht zugleich." Eine Frau, die das recht erfaßt hat, die wird überall ihren Platz finden, wird überall willkommen sein und Segen verbreitend wirken, ohne daß sie Bahnen zu betreten versucht, die dem Manne gehören und auf denen sie ihm nie gleichkommen wird." „In der Hauptsache bist du doch noch immer der Alte," lächelte Gustav und eigentlich freut's mich. Nach deiner jetzigen Erbitzung über diese brennende Tagesfrage bin ich doppelt gespannt auf den Abend. Du hast meine Neugier indeß noch wenig befriedigt. Wie heißt denn das Fräulein, das mich deinetwegen vor Allen anderen interessiren wird?" „Ihren Familiennamen habe ich nicht recht verstanden, aber ich hörte sie Mathilde nennen," entgegnete ich. „Wie?" bemerkte er erstaunt. „Und du sagst, sie ist fremd hier, sie kann dir also entschwinden und wo sie beim Baden suchen, den Stern, der deinem Dasein zu leuchten beginnt?"

„Heute Abend werde ich darauf achten," betheuerte ich, „doch deine Gedanken stürmen zu schnell. Noch finden die Worte Anwendung auf mich: „Ruhig kann ich sie erscheinen, ruhig gehen seh'n. —" „Mehr Dichtercitate entströmen deinen Lippen, als ich in zehn Jahren hörte," rief er, „und ich soll glauben, du seiest nicht verliebt?" Aber ich entgegnete mit Pathos: „Dein Geschick ist's, o Freund, was mir die Seele erregte. Nicht gedenk' ich eigener Lust, eigener Schmerzen bei dir." Das will ich für's Erste ununtersucht lassen, lachte er, „aber laß dich weiter examiniren. Wie sieht sie aus?" „Sollte man nicht glauben, du seiest der Instructionsrichter von W.," suchte ich mich der Antwort auf diese direkte Frage zu entziehen, „ich kann schlecht Personen beschreiben." „Ein Signalement verlange ich grade nicht, aber du weißt, ich bin kurzsichtig und werde sie heut' Abend vielleicht nicht so in der Nähe haben, um ihre Züge genau unterscheiden zu können. Ich möchte auch so gern schon jetzt im Stande sein, mir eine Vorstellung von ihr zu machen."

Ich mußte seinem Drängen nachgeben und wie ich das liebliche Mädchen beschrieb, den hohen, schlanken Wuchs, die sanften Augen und das weiche Haar und dabei fühlte, daß es dies Alles doch nicht war, was mich anzog, daß ich ihm das unnennbare Etwas, das sie umfloß, nicht schildern könne, unterbrach er mich und rief: „Und Schönes sind' ich nicht, wie lang ich wähle. Als in der schönen Form die schöne Seele." Aber ernstwerdend setzte er hinzu: „Sie muß Helenen gleichen, diese Mathilde." Wir plauderten noch mehr über dasselbe Thema und ich fühlte mich immer beunruhigter, ob das eben angeführte Citat aus dem Toggenburger noch anwendbar auf mich sei. Endlich trennten wir uns mit der Verabredung, daß ich einen Wagen besorgen und Gustav um die bestimmte Stunde abholen solle.

Ich hatte noch einen geschäftlichen Gang zu machen und wie ich so meines Weges daher ging, Alles im Herzen erwägend, was er mir vertraut, überkam mich ein inniges Mitleid mit ihm. Ob er seine Helene wiederfände? — „Nein, o nein," rief es in mir, „er findet sie nie! Er vergißt die Jahre, die dazwischen liegen und ihn für immer von ihr trennen. Ihn haben Welt und Leben in die Schule genommen, er hat Ansehen und Stellung erlangt und ist ein fertiger Mann. Wie wird das damals gewiß niedliche Töchterchen des Landpfarrers verblüht und verkümmert sein, wie wenig würde es ihm genügen! Das Beste wäre, wenn er sie verheirathet fände — für sie und für ihn. Keine unglücklichere Idee, als einen Jugendtraum verwirklichen wollen, nachdem wir selbst und Alles um uns, ganz anders geworden. Nun, vom heutigen Abend hoffe ich schon viel für ihn." So meine Sorgen um sein Wohl beschwichtigend, trat ich in das Haus, wo ich noch etwas zu besorgen hatte, und raschi mein Geschäft erledigend, beeilte ich mich, rechtzeitig nach Hause zu kommen, um mich in Toilette zu werfen.

Wir mußten beide lachen, als wir uns im Frack, in Glanzstiefeln und weißen Handschuhen gegenüber standen und Einer den Andern prüfend gemustert hatte. „So jung, wie damals, als wir zuletzt so mit einander zu Tangerow gingen, sind wir beide nicht mehr," sagte ich. „Aber du siehst diesen Abend sehr gut aus, Gustav. Wenn du es darauf anlegst, so machst du sicher Eroberungen." „Man sieht, wohin dein Sinnen und Trachten geht," rief er heiter. „Soll ich dir etwa jetzt sagen, daß über deinem braunen Scheitelhaar, die langen Jahren spurlos hingegangen, und daß du —" „O still" unterbrach ich ihn, „auch mir ergraut das Haupt zu bald. Doch was thut's, ich denke daran was Kopisch sagt: „Wenn nur das Herz nicht kälter wird, so schadet's nicht, wenn man auch älter wird." Und nun komm, der Wagen wartet und es ist Zeit."

* * *

Da standen wir auf dem glatten Parketboden und machten der Frau des Hauses unsere Verbeugung. Um uns duftete und prangte der Frühling in zauberischem Reiz. Die hohen Bäume in dem so enhalt erleuchteten Gewächshause, dessen geöffnete Glasthüren in den Salon gingen, senkten ihre Zweige, an denen tausende von Blüthen niederhingen und aus den Blumen- und Pflanzengruppen heben sich griechische Marmorstatuen von vollendeten Formen empor. Die hohen Spiegel strahlten ein Meer von Licht zurück und hell erleuchteten die Gasflammen an der Wand den gemalten Fries, der schon so vielfach erneuet worden war, bis der Künstler selbst die Aufklärung gegeben, daß er in diesem Kranz die deutschen Volkslieder vereint habe und jedes der feinen Medaillons das Symbol eines derselben sei. Auf den Sophas aber von dunkelgrünem Sammt und auf den Sesseln saßen, was mich im Augenblick mehr als alles Andere interessirte, schön Damen. Inweilen die vielen Uniformen und Fracks, welche sie belagerten, verhinderten neidisch meine Forschungen nach Mathilden. Die Frau vom Hause empfing Gustav sehr liebenswürdig und offenbar erfreut; sie stellte ihn einigen gleich nach uns erscheinenden bedeutenden Persönlichkeiten vor, mit denen er bald in eine so interessante Unterhaltung begriffen war, daß ich mich einmal in der Gesellschaft umsehen konnte, die inzwischen viel belebter geworden war und sich zwanglos durcheinander bewegte. Aber Mathilden sah ich auch jetzt nicht. Sollte sie nicht hier sein? Die Marmorstatuen sahen mich plötzlich traurig an und die Blumen schienen wehmüthig zu nicken, eine trübe Ahnung legte sich auf mein Herz. Ist sie dir denn wirklich auf einmal so werth geworden, fragte ich mich und suchte ein Seitenkabinet auf, in dem gewöhnlich ältere Leute sich zusammen fanden, um ein Spielchen zu machen, oder die neuesten Tagesereignisse zu besprechen. Da saß sie, die ich gesucht, auf einem kleinen Divan neben einer alten Dame, mit der sie sich eifrig zu unterhalten schien. Sie sah ein wenig bleich aus, eine stille Wehmuth lag in ihren Zügen, aber sie erschien mir anziehender, als je. Sollte auch sie mich vermißt haben? Der Gedanke durchzuckte mich wie ein Blitz und im nächsten Augenblick war ich an ihrer Seite und begrüßte sie. Sie fuhr leicht zusammen, ihre Wangen überfloß ein zartes Roth; die verrätherische Farbe entzückte mich. Aber gleich darauf sah sie mich mit ihrer gewohnten, ruhigen Freundlichkeit an und beantwortete meine Fragen nach ihrem und ihrer Verwandten Ergehen ohne die geringste Verlegenheit. „Die Familie, bei der ich hier wohne, ist mir nicht verwandt, wie Sie anzunehmen scheinen, sagte sie dann. Herr Staatsrath L. war ein Studienfreund meines seligen Vaters und diese Freundschaft war so treu und innig, daß sie selbst den Tod überdauert hat; die Güte, die er mir erzeigt, beweist das."

„So haben Sie ihren Vater schon verloren?" „Auch meine Mutter — schon lange." Und ihre Lippen zuckten schmerzlich. „Werden Sie nur nicht wieder traurig, mein liebes Kind," warnte die alte Dame, der ich, wie mir jetzt zu meiner Beschämung einfiel, noch gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, „was wird sonst Frau Staatsrath sagen, wenn sie gleich kommt und was wird's mit dem Gesang geben?" „Singt Fräulein —" fast hätte ich Mathilde gesagt, aber das Wort wollte doch nicht recht über die Lippen und die gutmüthige Matrone half mir aus der Verlegenheit, indem sie sagte: „Fräulein Richter singt wunderschön; haben Sie sie noch nicht singen hören, so kennen Sie sie noch nicht." Ich verneinte und Mathilde entgegnete: „Bis jetzt habe ich nur im Hause von C.'s gesungen und dort scheinen Sie nicht bekannt zu sein. In fremden Gesellschaften fehlte mir noch immer der Muth dazu; heute indeß mußte ich dem Wunsch meiner mütterlichen Freundin nachgeben und ein Liederheft mitbringen." „Sieh da, wie reizend! Ach ja, es ist zu niedlich, mein wundervoll," tönte es jetzt in mein Ohr und durch diese Ausrufe des Entzückens gewahrte ich erst, daß uns gegenüber an einem Tischchen ein paar Damen saßen, die ganz verloren in die Betrachtung eines vor ihnen aufgeschlagen liegenden Buches schienen. „Ach, es ist das Neueste von Hermine Stille, sie zeichnet und malt zu niedlich," rief unsere Gesellschafterin aus, „ich muß doch auch, einmal sehen. Ein Augenblickchen, meine Liebe," nickte sie aufstehende gegen Mathilden und husch, saß sie drüben und bewunderte auch. Mit einem dankbaren Blick sah ich ihr nach und einen Stuhl nehmend und mich gegen Mathilden verbeugend sagte ich: „Wenn Sie erlauben, mein Fräulein werde ich Ihnen Gesellschaft leisten, bis die Damen ihre künstlerischen Studien beendet haben." Sie lächelte freundlich und wie ich nun neben ihr saß, zum erstenmal allein, wie gern hätte ich sie nach ihrer Heimath, ihren Verwandten gefragt, wie gern mir aus ihrer Vergangenheit erzählen lassen. Aber es erschien mir noch dem eben Angedeuteten für den Augenblick unpassend; direkt durfte ich es keinesfalls thun.

Mochte ich doch auch dem schönen Mädchen gegenüber nicht neugierig erscheinen! So plauderte ich für's Erste ein wenig über die Tagesneuigkeiten der Residenz, über die nun zu Ende gehenden Wintervergnügungen und bald waren wir in ein eifriges Gespräch über das Theater und unsere neuesten Literaturerscheinungen verwickelt. Sie wurde immer

lebhafter, wie sie von den Eindrücken sprach, welche die großen Tragödien der Alten auf sie gemacht und ich erstaunte, wie richtig sie Alles aufgefaßt und begriffen hatte; ihre Aeußerungen verriethen ebensoviel Geist als Gemüth und ich war ganz entzückt. „Welch seltenes Mädchen," dachte ich. „So lieblich bescheiden und doch so klug und verständig. Aber unwillkürlich stellte sich meinem Geist neben ihr ein trüber Schatten dar und ich nannte ihn „Helene." Nein — Gustav mußte ihn aufgeben, diesen Traum und sich aufraffen zu frischem, neuem Leben. So ist der Mensch! Mehr ein Kind seiner Zeit und beherrscht vom Eindruck des Augenblicks, als er sich selber gesteht! Hatte ich mich nicht noch soeben ereifert gegen die herrschende Zeitrichtung? Hatte ich nicht vor Allen die Frau gepriesen, die still und liebend im häuslichen Kreise zu walten verstände und mußte ich nicht annehmen, daß Helene das gelernt hatte? Und von Mathilden, die mich mit jedem Wort, daß sie zu mir sprach, mehr und mehr bezauberte, wußte ich darüber ja gar nichts. Ich erzählte ihr jetzt von der Freude, die mir geworden, den liebsten Jugendfreund nach so langen Jahren wiederzusehen und mit ihm die alte Zeit noch einmal durchzuleben. Ich sagte ihr, daß ich ihn mit hergebracht und mir erlauben werde, ihn ihr später vorzustellen. Sie erröthete wieder, sie war doch gar schüchtern. „Ihr Freund ist gewiß zu sehr in Anspruch genommen," entgegnete sie ablehnend, „die Herren hören so gern etwas über die Politik und das Getriebe anderer Länder, daß Sie gewiß für diesen Abend alle Ansprüche an ihn aufgeben müssen." Ehe ich etwas erwiedern konnte, schoß eine kleine, bewegliche Dame wie ein Pfeil auf uns los und zog uns neben Mathilden auf den Divan nieder, sprudelte sie förmlich von geistreichen Bemerkungen über die Gesellschaft, über das reizende Arrangement der Wirthin und sagte zuletzt: „Bei Dir muß ich mich ein wenig ausruhen, ich bin schon müde von all dem Begrüßen und Plaudern." Es schien, daß sie mich jetzt erst gewahrte, denn ihre lebhaften, runden Augen richteten sich plötzlich mit unverhohlenem Erstaunen auf mich. Mathilde stellte mich vor; „meine mütterliche Freundin, Frau Staatsrath L.," sagte sie dann, sich zu mir wendend. „Ach," sagte die kleine Dame freundlich, „Ihnen verdanken wir ja den Genuß, den Herrn — nun ich will Titel und Namen nicht wiederholen, ich möchte wieder Ungenau verstanden haben, was so häufig der Fall sein soll, wie mein guter Mann zu behaupten keinen Anstand nimmt — hier zu sehen; die Schilderungen, die er von seinen Reisen macht, sind wunderbell. Ganz hinreißend weiß er zu erzählen, mein Kind. Ich hörte eben, wie er von dem Eindruck sprach, den der erste Anblick von Constantinopel auf ihn gemacht, es muß unvergleichlich sein und er sagte selber, daß es alle seine Erwartungen, so hoch sie auch gespannt gewesen, weit übertroffen habe. Wie ein Märchenbild der Phantasie schien es im Halbkreis aus dem Meere aufzusteigen mit all den schlanken, vergoldeten Minarets, auf denen der Halbmond glänzt! Und Stambul —" „Ah, meine Liebe L." sagte jetzt eine freundliche Stimme, den Redestrom der Dame unterbrechend, „ich bin entzückt, Sie zu sehen. Ich hörte so eben schon von Fräulein Richter, daß Sie kommen würden und wollte Sie deßhalb hier erwarten." Es war die Dame, die eben zu dem andern Tisch herüber gegangen war. Mathilde war aufgestanden und bot ihren Sitz an. Auch ich hatte mich erhoben. „Treten Sie doch einmal zu dem Tischchen drüben, und sehen sich die reizenden Bilder von Stilke an," sagte sie jetzt zu uns, „sie sind himmlisch." Ich blickte auf Mathilde; sie that zögernd einen Schritt dahin, dann sagte Sie zu mir: „Wird die Gesellschaft, wird Ihr Freund Sie nicht schon vermissen? Indem ich mich der angenehmen Unterhaltung hingebe, vergesse ich, daß Sie gewiß noch viele Bekannte zu begrüßen haben." „Wollen Sie mich fortschicken?" entgegnete ich. „Erlauben Sie mir, die „himmlischen" Sachen noch zu betrachten, ich möchte so gern sehen, ob sie Ihnen denselben Eindruck machen, wie der gütigen Dame, die uns darauf aufmerksam macht." Sie hatte das zierlich in rothen Maroquin gebundene schmale Heft aufgeschlagen und ein leises Ach entfuhr ihren Lippen, da sie das erste Blatt betrachtete. Nachdem ihre Augen eine Weile darauf geruht, schob sie es mir mit den Worten hin: „Die Kunst, die rechte, ist wahrlich eine Himmelstochter. Da sehen Sie, wie liegt in den wenigen Federstrichen so unendlich viel, wie weiß die Künstlerin es so rührend zu ersinnbildlichen, das schöne Dichterwort, das sie als Motto und Erklärung darunter setzt. Ach, das Bild macht mir Heimweh! So sah ich als Kind in jedem Frühling den Sämann über die Furchen schreiten, indeß ich selber Veilchen suchend an den Hecken vorbeistrich, mit Jubel jede neue Regung der Natur begrüßend, und wenn mein Auge die Enael auch nicht sah, die Thau spendend hier über dem Gefilde schweben — dem Kinderherzen ist ja stets der Himmel offen und ich ahnte sie um mich und glaubte an ihren Segen." Sie wurde immer wärmer, je weiter sie in diesen Illustrationen zu der vierten Bitte des Vaterunsers blätterte. Sie war so zu Hause bei diesen schlichten Landleuten, bei den Kinderchen in Kittel und Schürzchen, in Feld, Dorf, Stube und Tenne als hätte sie immer unter ihnen gelebt. Und das konnte doch nicht sein, — sie war ja eine vollendete Salondame, die sicher von früh an die sorgfältigste Erziehung genossen hatte. „Waren Sie als Kind viel auf dem Lande?" frug ich sie endlich. „Ich bin dort geboren und habe die glücklichste und schmerzvollste Zeit meines Lebens unter solchen schlichten Leuten verbracht und viel Theilnahme und Trost gefunden, als ich dessen sehr bedürftig war," sagte sie ernst. Ich blickte auf die schönen, ruhigen und reinen Züge. Der Ernst und das Weh des Lebens hatten noch keine Spur darauf gezeichnet. Was konnte sie erfahren haben? Aber sie hatte ja schon beide Eltern verloren und da mochte sie wohl von Schmerz sprechen. „Sie denken ohne Zweifel Ihrer Eltern," sagte ich theilnehmend, „und so groß gewiß dieser Verlust ist, er bleibt früher oder später Keinem erspart. Doch sonst hat das Leben Ihnen gewiß nur die heitern Seiten zugewandt. Sie sehen nicht aus, als hätten Sie schon trübe Erfahrungen gemacht." Sie sah mich mit einem

Blick an, der mir in's innerste Herz drang. Ja, jetzt glaubte ich es, sie mußte schon tiefe Leiden empfunden haben. „Ach," sagte sie, „welchem Herzen bleiben sie erspart, wenn Welt und Leben es in die Schule nehmen! Doch ziemt es sich nicht, darüber zu klagen, ein Jedes erhält sein Theil und soll es; denn wie vermöchte es sonst, auch Anderer Leid zu verstehen und es theilnehmend zu lindern. Und wie oft uns auch das Wort der Liebe belehrt, daß das Glück uns selten entgegengebracht wird, daß wir es erkämpfen und erringen müssen durch Selbstentäußerung und Opfer, die Wahrheit dieser Lehre lernen wir doch meist erst in der Schule der Entsagung und der Leiden." Ich sah sie gespannt an; sie mochte fühlen, daß ich nach so ernsten Worten wenigstens etwas aus ihrem Leben zu erfahren wünschte und setzte hinzu: „Glauben Sie mir, als ich dem Vaterhause als Fremde den Rücken kehren mußte, das mir sonst Heimath war, an dem ich mit allen Fasern meines Herzens hing, und als eine Fremde zu Fremden zog, nicht wissend, wie man mich aufnehmen, wie ich ihren Anforderungen würde genügen können, da fing ich an zu begreifen, wie meine liebe Mutter es meinte, wenn sie von der Schule des Lebens sprach. Aber," fuhr sie lächelnd fort, „wie haben die einfachen innigen Bilder uns auf ein so ernstes Thema geführt. Das beste Lob für den Künstler, wenn er die Tiefen des Herzens erregt und die Gedanken der Seele an's Licht bringt." Sie hatte auch mir die Seele erregt, so sehr, daß ich nicht gleich Worte fand für Alles, was ich ihr sagen sollte, was ich sie hätte fragen mögen und ehe ich mich sammeln konnte, stand Frau L. neben uns und sagte: „Es wird Zeit, mein Kind, daß du dich wieder zur Gesellschaft begibst. Ich möchte dich auch noch einigen Bekannten vorstellen und nach der lebhaften Unterhaltung, die du mit diesem Herrn geführt hast, zu urtheilen, ist dein Kopfweh vorüber." „Sie fühlten sich nicht wohl, mein Fräulein?" rief ich so lebhaft, daß Frau L. mich erstaunt ansah. „Es war nichts," lächelte Mathilde. „Der Blumenduft vielleicht, die vielen Begrüßungen — ich bin das noch so wenig gewohnt." Sie verbeugte sich anmuthig und Frau L. entführte sie mir. Ich sah mich um, andere Damen hatten bereits wieder die leer gewordenen Plätze eingenommen und so ging auch ich in den Salon zurück; mich einmal wieder nach Gustav umzusehen. Schon in der Thür faßte ein Bekannter mich unter den Arm und sagte: „Wo haben Sie so lange gesteckt? Ich wollte mich eben nach Ihnen umschauen, um mit Ihnen zu hadern." „Wie?" frug ich und sah ihn dabei wahrscheinlich sehr einfältig an, denn er erwiderte lachend: „Ei ja, wer bringt denn Jemanden mit, der so sehr geeignet ist, uns bei den Damen in Schatten zu stellen, wie Ihr Freund. Ich sage Ihnen, er hat in der kurzen Stunde Alles bezaubert und man weiß wirklich nicht, was man mehr an ihm schätzen soll — den feinen Gesellschafter, den interessanten Erzähler, oder den in Rang und Ansehen stehenden Geschäftsträger eines befreundeten Hofes. Sehen Sie den Kreis, der sich um ihn gebildet hat, sehen Sie die Augen der Damen, wie sie auf ihm haften mit der gespanntesten Aufmerksamkeit! Aber was erzählt er ihnen auch! Wie er bei Magnesia den Niobefelsen besucht hat — Notabene, eine grobe Büste auf riesigem Postament von der man nicht weiß, ob Kunst oder Natur sie gebildet. Wir haben also schwerlich viel verloren, daß wir sie nicht kennen. Aber aus einem der steinernen Augen rinnt ein Quell, der seinen Weg über die Wangen mit schwarzer Spur bezeichnet — in einer so quellenreichen Gegend nichts Wunderbares, aber für unsere Damen äußerst rührend." „Der blasse Neid spricht aus Ihren Randbemerkungen," sagte ich, nun ebenfalls lachend. „Verkümmern Sie mir die tief tragische Vorstellung nicht durch solche Nüchternheiten." „Soll ich Ihnen denn lieber noch zur Vollendung des Bildes von den riesigen Schlangen erzählen, die sich unten im Schilf ringeln?" fragte er, wieder ernsthaft werdend. „Doch, Scherz bei Seite, ich hätte mit ihm in Ephesus sein mögen, dessen wundervolle Ruinen leider in Schilf und Sumpf zu versinken drohen, wie er sagt. Das Meer, das in alten Zeiten seine Wogen bis dorthin getragen, zieht sich jetzt zurück; nun umranken wunderbare Schlingpflanzen die alte Säulenpracht und darüber kreisen schwarze Adler mit rothen Köpfen. Ist das nicht ein prachtvolles Bild? Und wie wußte er es zu schildern! ein Künstler hätte es darnach malen können. Nein, ich kann es unsern Damen nicht verargen, daß sie seiner Rede horchen und ihm gönne ich es — mag er doch lange solcher Zuhörerschaft entbehrt haben." Ich wollte antworten, ihm beistimmen, doch plötzlich fiel mein Auge auf ein Bild, das all meine Gedanken wendete. An dem Thürpfeiler mir gegenüber stand Mathilde und blickte wie gebannt auf die Gruppe, deren Mittelpunkt Gustav bildete. Aber sie sah nur ihn, fühlte ich es oder sah ich es? — und ihre ganze Seele lag in ihren Zügen. Ich weiß nicht, was mir Alles durch den Sinn fuhr in dem einzigen Moment, aber das ist gewiß, diese Theilnahme gönnte ich Gustav nicht. Wer weiß, welche Proben von Zerstreutheit oder gänzlicher Geistesabwesenheit ich dem muntern R. noch gegeben, hätte die Scene sich nicht alsbald verwandelt. In der Thür gegenüber erschien Frau L. und leise ihre Hand auf Mathildens Arm legend, flüsterte sie ihr etwas zu. Ich bemerkte, wie sie zusammenfuhr und erblaßte. Aber diese Bewegung dauerte nur einen Augenblick; ihre Züge erschienen jetzt gefaßt und ruhig und sie folgte ihrer Beschützerin, aber nicht, ohne vorher Gustav noch einmal in's Auge zu fassen. Ja, ich sah es deutlich, nur ihn. Ich war nicht kurzsichtig, wie er. Aber ich glaubte auch zu erkennen, daß der Ausdruck, mit dem sie das jetzt that, Kälte und Gleichgültigkeit verrieth. Doch eh' ich über diese verschiedenen Eindrücke, die ich gleich nacheinander empfing, weiter nachdenken konnte, wurde meine Aufmerksamkeit auf's Neue gefesselt. Mathilde trat durch eine andere Thür in der Nähe des Flügels wieder in den Saal. Sie war am Arme des Hausherrn, der sie bis zu dem offenen Instrument hinführte; ein junger Mann stand davor. Er machte ihr eine Verbeugung und reichte ihr ein Buch. Die Gesellschaft wurde aufmerksam, Alles wandte sich nach der Seite hin, wo sie stand, die schlanke Gestalt in dem

einfachen schwarzen Kleide, als einziger Schmuck eine rothe Rose im Haar, und doch kam sie mir in diesem Augenblick vor, wie eine Königin, so war sie von Anmuth und Würde umflossen. Sie schlug einige Blätter um und reichte das Heft dem jungen Manne zurück, der sich jetzt setzte und zu präludiren begann. Wie die ersten Accorde des herrlichen Instrumentes den Saal durchtönten, verstummte die hie und da noch geführte Unterhaltung und Alles lauschte den Klängen, die unter der Hand des Künstlers wie Perlen niederfielen. „Ach, wenn doch Fräulein Richter ein Frühlingslied gewählt hätte," lispelte eine Dame in meiner Nähe, „es wäre so passend." „Im Frühling singt man von Liebe," entgegnete die andere leise, „das wäre ebenso passend. Doch still — sie beginnt, wie reizend — wie schön — unser beider Wunsch ist erfüllt." Ja, sie sang und wie bewegte diese seelenvolle Altstimme mein Herz! Ihre Stimme zitterte ein wenig, aber nur bei den ersten Worten — mir war, als erhöhe sie durch die leise Gemüthsbewegung, die sie dadurch verrieth, noch den Eindruck, den sie auf mich machte. Oder berührte die Wahl ihres Liedes mich so eigenthümlich:

Liebliche Blume,
Bist du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet
Primula veris!

Leiser denn alle
Blumen der Wiese
Hast du geschlummert,
Liebliche Blume,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lockte das erste
Sanfte Gefüster
Wedenden Frühlings
Primula veris!

Wie mochte es Gustav zu Muth sein, da sie in sein Ohr drangen, diese Worte, die sie jetzt sang — so innig, so rührend — o, ins Ohr, wem mußte sie nicht ins Herz dringen, tief, tief aus dem Herzen kamen sie — das fühlte ich, das mußte jeder empfinden:

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten
Schönste von Allen
Blumen der Liebe:
Primula veris!

Ich stand wie gebannt und lauschte noch den holden, innigen Tönen, als sie schon längst verklungen waren und Mathilde ihren Platz verlassen hatte. Aber durch eine Bewegung in meiner Nähe zu mir selbst zurückkehrend, suchten meine Augen Gustav, den Eindruck wahrzunehmen, den das Lied, den die Sängerin auf ihn gemacht. Doch er war nicht mehr da. Sollte er mich suchen? Beunruhigt verließ ich meinen Platz, nach ihm zu sehen. Er war weder im Saal, noch in dem Kabinet, das ich vor Kurzem verlassen. Eben wollte ich ein anderes Zimmer nach ihm durchforschen, als mein Fuß wie angewurzelt auf der Schwelle haften blieb. Da stand Gustav — mitten im Gemache — aber er gewahrte mich nicht und, wie es schien, Frau L. ebensowenig, obgleich sie nur ein paar Schritte von ihm entfernt war. Seine Augen ruhten auf der schlanken, zarten Gestalt, die vor ihm stand, deren Hand er in der seinen hielt und entzückt lauschte er ihren leise geflüsterten Worten. Ich weiß nicht, was Alles bei dem Anblick auf mich einstürmte, nur das Eine fühlte, sah ich klar: „Die Beiden gehörten einander." Doch eh' ich mich fassen, eh' ich über diesen blitzartig empfangenen Eindruck weiter denken konnte, war Frau L. mir zur Seite und sagte: „Denken Sie nur, Ihr Freund hat in meiner lieben Mathilde eine Jugendgespielin wiedergefunden, nach der er in der Heimath vergebens geforscht hat und Beide scheinen so glücklich, sich wiederzusehen. Ist das nicht wunderschön? Und es hätte ja leicht geschehen können, daß er unsere Residenz verlassen hätte, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie hier war! Ihnen hat er diese Freude zu danken, o, er scheint unendlich beglückt; Sie hätten den Blick sehen sollen, mit dem er uns hier entgegenrrat, als Mathilde sich den Beifallsäußerungen im Saale bescheiden entzog." Diese Worte und noch viele mehr entflossen in unaufhaltsamem Redestrom den Lippen der guten Dame, die ganz Erregung, ganz Theilnahme war. „Aber" — stotterte ich endlich, mich mühsam zusammennehmend hervor, ich dächte — ich meine doch, Gustav habe mir von einer Helene erzählt." „Hat er Ihnen also wirklich schon von ihr gesprochen? Er sagte es eben. Sie heißt auch Helene, wir nennen sie nur Mathilde, weil auch ich den Namen Helene führe und dies Anfangs, als sie bei uns war, zu allerlei komischen Verwechslungen Anlaß gab. Ueberdies erinnert sie mich so sehr an meine liebste Jugendfreundin, die auch Mathilde hieß, daß ich sie unwillkürlich schon immer so nennen mußte. — Doch es wird Zeit sein, daß ich mit dem lieben Kinde in den Saal zurückkehre; unser längeres Verweilen hier möchte um so mehr auffallen, als Mathilde sich überhaupt schon zu sehr von der Gesellschaft zurückgehalten hat. Ich hoffe, Sie werden Ihren Freund begleiten, wenn er morgen zu uns kommt." „Ich möchte wohl sehr überflüssig dort sein," murmelte ich zwischen den Zähnen, als Frau L. sich nach ihren freundlichen Worten von mir wandte und zu Mathilden trat. Es war nöthig, die Beiden an die Gegenwart, an ihre Umgebung zu erinnern; sie hatten Alles um sich her vergessen über der Freude des Wiedersehens. Erst als Mathilde mit ihrer mütterlichen Freundin entschwunden war, sah Gustav mich und im Uebermaß seiner Gefühle den Arm um mich schlingend, strömten Worte der Liebe und des Dankes von seinen Lippen. Es war gut, daß er in seiner Aufregung, in seinem Glück nicht bemerkte, wie verstarrt, wie verwirrt ich war. In meinem Kopf summte und tönte Alles durcheinander — seine Reden, die Beethovensche Sonate, die drüben gespielt wurde und das Zählen der Points der Spielpartie, die sich inzwischen im Nebenzimmer gebildet hatte. Mein Schweigen fiel ihm endlich doch auf und mich besorgt betrachtend, fragte er plötzlich bestürzt: „Du bist so blaß, fühlst du dich nicht wohl?" „Nicht so ganz," sagte ich, froh, einen Vorwand zu finden, der mich entschuldigen konnte. „Ich möchte mich wohl bald still empfehlen, du begleitest doch sicher die Damen nach Hause und hast von da nicht weit nach deiner Wohnung.

Wir sehen uns dann morgen wieder.“ „Ist dir so unwohl?“ fragte er theilnehmend. „Wenn es dir wirklich schwer fällt, in der Gesellschaft zu bleiben, so begleite ich dich und kehre dann zurück.“ „Das geht nicht,“ wehrte ich eifrig, der Weg ist zu weit, es ist schon jetzt die höchste Zeit, daß du in den Saal gehst, die Musik ist verstummt und du wirst jetzt doppelt vermißt. Komm', wir gehen miteinander hinein.“ Damit nahm ich ihn unter den Arm und führte ihn mit mir. Mein erster Blick fiel auf Sie, die wieder am Klavier stand; ihre Züge verklärten sich, als sie Gustav erblickte. Er drückte meinen Arm fest, eh' er ihn losließ. „O, sie wird wieder singen,“ sagte er leise. „Schon damals sang sie so schön, aber wie hat ihre Stimme sich seitdem gebildet.“ Ich vermochte es nicht länger zu bleiben und da jetzt ein Bekannter Gustav ansprach, benutzte ich den günstigen Augenblick mich zu entfernen. Ich verabschiedete mich vom Hausherrn, den ich glücklicherweise im Nebenzimmer traf, bat ihn, mich bei seiner liebenswürdigen Gemahlin zu entschuldigen und eilte fort. Wie ich an den Fenstern vorbeistürmte, tönten mir die Worte ihres Liedes nach: „Bist nicht verarmt, bist nicht allein — Umringt von Sang und Sonnenschein — Umringt von Sang — von Sang und Sonnenschein.“ Das war für ihn — ja, er war jetzt umringt vom Sang, vom Sonnenschein der Liebe. Aber ich?

* * *

Mitternacht war längst vorüber, Alles um mich her war still — aber ich konnte keine Ruhe finden, in mir wogte und stürmte und drängte es und wollte sich nicht ordnen und nicht klären. Ich fühlte mich so unendlich einsam und verlassen, ich haderte mit mir selbst und der ganzen Welt, ich klagte den Freund, ich klagte Mathilden an. Mathilden? Helene mußte ich sie ja nennen, so hieß sie ja, das war ja ihr wahrer Name.

War es denn möglich? Konnte ich es aus meiner Phantasie verscheuchen, das bleiche, verkümmerte Frauenbild, das ich mit diesem Namen genannt hatte? Wohl mußte ich es — ich hatte mich getäuscht. Die zarte Blüthe, die ich vom rauhen Nord, vom kalten Reif zerstört glaubte, war in den Stürmen erstarkt und hatte sich zur herrlich duftenden Blume entfaltet — aber nicht für mich. Warum nicht? Warum für ihn, der ihr tausendfach Leides gethan, der sie verlassen und vergessen hatte, lange, lange Jahre! O, daß er grade jetzt wiederkommen, daß er sie gerade jetzt finden mußte! — — —

Weßhalb sollte er denn nicht kommen, weßhalb die Liebe seiner Jugend, nach der sein Herz sich zurücksehnte, nicht wieder finden? fragte eine leise Stimme in meiner Brust, vor der meine aufgeregten Leidenschaften verstummten. Mein Blick fiel auf den leeren Platz, wo er vor wenig Stunden gesessen, da lag sie noch, die halbangebrannte Cigarre, die er in der Lebhaftigkeit des Erzählens hingelegt. Mit welcher Theilnahme hatte ich ihm zugehört, wie innig gewünscht, ihn glücklich zu sehen, Alles glaubte ich daran setzen zu können, um dazu beizutragen! Und nun? — Liebte ich denn diese Mathilde — seine Helene — liebte ich sie? Ich barg mein Gesicht in beide Hände und kreuzte. Wie leichthin hatte ich ihm heut' versichert, ich liebe sie noch nicht! O wie wenig kennen wir die Tiefen des eigenen Herzens! Jetzt fühlte ich wohl, daß es anders war. Der heutige Abend, hatte es mir erst zum Bewußtsein gebracht, doch zugleich mit diesem Bewußtsein auch die Gewißheit, daß ich nicht geliebt wurde! War es mir zu verzeihen, daß dies bittere Gefühl mich ungerecht und neidisch machte? An meiner Seele zog er noch einmal vorüber, dieser Abend, der so schön begonnen, der mir so recht einen Blick in ihr tiefes, reiches Gemüth eröffnet — aber nur, um es desto schmerzlicher zu empfinden, daß sie einem Andern gehörte. Einem Andern, der sich nie mehr um sie gekümmert hätte, wären seine ehrgeizigen Wünsche und Hoffnungen nicht gescheitert! Verdiente er sie denn? Nein, er verdient sie nicht, tief es laut in mir und wieder versank ich in schmerzliches Brüten. Du verdienst sie wohl, fragte da die Stimme in meinem Herzen wieder, nicht wahr? Du stehst erhaben über den Irrungen und Schwächen, die du jetzt am Freunde richtest. Wer war es denn, der ihn heut' zurückhalten wollte, den Jugendtraum zu verwirklichen, der ihm zu gut hielt für eine beschränkte, verblühte Frau? Wer führte ihn in den glänzenden Cirkel der vornehmen Welt, um es ihm recht zum Bewußtsein zu bringen, daß ihm Anderes passe, als das einfache Dorfkind, nach dem er trachtete, an dem er gut machen wollte, was er in Verbindung und Thorheit gesündigt! Nein, an Mathilde mochtest du denken, vor Helene mußt du die Augen niederschlagen, wie würde sie über dich urtheilen, wenn sie das von dir wüßte! Wie hoch würde er über dir stehen, wenn sie ihr Unterredung vom Nachmittage mitangehört!

Ich sprang auf und durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer. Ja — er war nun glücklich, er war im Hafen — endlich. Wie vielfach hatten ihn die Stürme umher geworfen, eh' es ihm so gut geworden, eh' er ausruhen durfte an einer treuen Brust. Und ich, der ihm dies vor Allen gewünscht, der ich mich noch heute glücklich geschätzt, daß er nach so langer Trennung ganz der Alte gegen mich an Liebe und Vertrauen, zurückgekehrt war, ich gönnte ihm jetzt dies Glück nicht? — Beschämt vor mir selbst hemmte ich meinen Schritt und senkte den Blick zu Boden. Wie? Wenn er nun später gekommen, wenn er sie vielleicht als die Meine gefunden, die er zu suchen gekommen war? Mochte ich das jetzt noch wünschen? — — O nein, es war gut so. Ich wollte zufrieden sein. Mein besseres Selbst rang sich aus dem Gewirr widerstrebender Gefühle empor und beschwichtigte den Sturm im Herzen. Wohl ihm, daß er eine solche Perle sein nennen durfte! Wohl mir, daß ich über seine Wahl, über seine Zukunft so ruhig sein konnte! Was wollte ich mehr? Wußte ich denn, ob sie mich je würde geliebt haben? Und hätte sie mich einen so tiefen Blick in ihr Herz, in ihr innerstes Empfinden thun lassen, wäre ihre Seele nicht bis auf den Grund erregt gewesen durch sein unvermuthetes Erscheinen? Und war sie mir nicht erst dadurch so theuer geworden?

Wenn das Meer ruhig und glatt wie ein Spiegel im Sonnenglanz da liegt, so stehen wir am Strande und schauen in die unergründliche, geheimnisvolle Tiefe und spähen vergebens, was sie berge. Aber wenn der Sturm die Wellen erregt und die Wasser aufwirbelt bis zum Grunde, da hebt sich, was verborgen ruhte, zum Licht empor und Korallen und köstliche Perlen locken den glücklichen Späher. Oder auch trifft das Auge auf werthlose Kiesel, wo er Perlen zu heben glaubte. — So hatte ich heut' in zwei Herzen geblickt und mußte ich sie nicht einander werth finden? — Ja, sie waren Beide besser, als das eigene, mit dem ich nun im Streit lag, über dessen Egoismus ich jetzt erschrack. Da schlug die Uhr die fünfte Stunde und die Flamme meiner heruntergebrannten Kerze flammte noch einmal auf, um gleich darauf erlöschend zusammen zu sinken. Ich fuhr erschrocken empor und trat ans Fenster. War es denn möglich, daß ich so lang in wachem Traum die Stunden überhört, daß ich die ganze Nacht gebraucht hatte, mein Gemüth zu beruhigen? Und war es denn jetzt ruhig, war es wieder in Frieden? Ich öffnete das Fenster und lehnte mich hinaus. Lau und würzig drang die Luft mir entgegen und spielte um meine Schläfe. Aus dem Garten des reichen Nachbars, in den ich hinaus sah, sandten die Hyacinthen ihre Düfte herauf und aus der Ferne drang verstellter Vogelgruß an mein Ohr. Am Himmel jagten die Wolken einander, Tag und Nacht kämpften um die Herrschaft, aber siegend drangen schon lichte Streifen durch das Dunkel und verkündeten den Morgen, der bald hell und heller heraufdämmerte. — Um ich sah in den jungen Tag hinein, ein Anderer als gestern und wußte nicht, war ich wieder aber Immer geworden.

Es war acht Tage später, als ich auf dem Perron des Bahnhofes stand und dem davonbrausenden Schnellzug feuchten Auges nachschaute. Er führte Gustav und seine Braut den Eltern, der alten Heimath zu und Herr und Frau L. begleiteten sie. Eben hatten sie mir den letzten Gruß zugewinkt und um mir wieder allein. Aber mein Herz hatte Frieden. War auch nach dem Kampf jener Nacht noch die und da ein Schatten auf mein Gemüth gefallen, er mußte weichen, wenn ich dem strahlenden, vertrauenden Auge des Freundes begegnete, der mir aus seiner Liebe, der mich immer wieder als den Dichter seines Glückes pries, ohne den er seine Helene vielleicht nicht gewonnen. „Aber du hast mir nie Dame zu nicht gesagt, von der du mir an jenem Nachmittag gesprochen?" hatte er mich einmal gefragt. „Ich habe mir später Vorwürfe gemacht, daß ich in meinem Glück vergessen, dich nach ihr zu fragen. Wie hieß sie doch?" Einen Moment stand ich betroffen. Dann, mich schnell fassend, entgegnete ich: „Nennen nennen dich nicht — du kennst es ja, das alte Lied von Jean Paul — aber — in Prosa gesprochen, sie war nicht dort und ich habe inzwischen erfahren, daß sie einen Andern liebt. Reden wir also nicht mehr davon. Du weißt ja, was ich dir über sie aus dem Toggenburger citirt habe." Ob eine leichte Bewegung, die in meiner Stimme zitterte, den scherzhaften Ton, den ich anstrebte, Lügen strafte, — er sah mir einen Moment forschend in die Augen; dann meine Hand ergreifend und sie herzlich drückend, sagte er: „Reden wir also nicht mehr davon. Mögest du bald so glücklich werden, wie ich es jetzt bin."

Ja — er hatte Grund, glücklich zu sein, das hatte ich immer mehr begriffen. Wenn ich zuhörte, wie sie mit ihrer sanften, lieblichen Stimme zu ihm sprach, wenn sie von den Prüfungen und Erfahrungen erzählte, die ihr schon im Leben zu Theil geworden, bis vor Kurzem der Freund ihres Vaters sie kennen gelernt und sie seiner Frau zugeführt hatte, so mußte ich staunen, wie ihr einfaches, sinniges reines Gemüth durch alle Irrwege hindurch stets den rechten Pfad gefunden, wie ihr Herz, trotz unter dem Druck so mancher schwierigen Verhältnisse zu verkümmern und sich zu verbittern, sich immer schöner und reicher entfaltet hatte. Und als ich mich einmal auch nicht enthalten konnte, ihr mein Erstaunen auszudrücken, sagte sie lächelnd: „Haben Sie unser neuliches Gespräch über die Alten schon vergessen: „Nicht mitzuhassen — mitzulieben bin ich da." Gewiß nicht die sonst so ernste, fast unweiblich erscheinende Antigone mit diesen Worten unser ganzes Herz? Liegt in ihnen nicht auch der ganze Beruf der Frau, das ganze Wesen der Weiblichkeit? Sie sind mir unvertilgbar eingefallen, wenn ein bitteres Gefühl in meinem Herzen Raum gewinnen wollte, wenn ein bitteres Wort auf meiner Lippe schwebte. — Vielleicht habe ich sie so wohl behalten, weil Gustav sie mir bei seinem letzten Besuch im Elternhause bezeichnete." — Und sie wandte sich mit einem liebevollen Blick zu diesem hin und reichte ihm ihre Hand, die er an seine Lippen führte, indem er leise zu ihr sagte: „Mir selbst sind sie wohl am Meisten zu Gute gekommen, diese schönen Worte." Was sie erwiderte, verstand ich nicht, denn ich wandte mich seufzend ab.

Ja das Alles und noch manches Andere dachte ich jetzt, da ich mich, meine Blicke von den prächtigsten Rauchwolken gewaltsam abziehend, endlich zum Gehen anschickte. Wie nüchtern, wie philisterhaft war ich vor Kurzem noch meinen gewohnten Spaziergang gerannt — an nichts denkend, als an Rechtsgeschäfte und Zeitungsberichte. Anregung mir Anderes durch den Sinn, Ingend und Frühling und Liebe; und waren die lieben Menschen auch fort, die alle Lust und allen Schmerz in mir wieder wachzurufen, den ein empfängliches Herz durch ihren Zauber empfinden kann, sie hatten mir doch reichen Gewinn gebracht. Das fühlte ich trotz meiner Wehmuth, und als ich meine Schritte nach dem Thiergarten lenkte, um mit meinen Gedanken allein zu sein, da war mir, als sei das junge Grün, auf dem der Morgenthau noch im Sonnenstrahl funkelte, in Jahren nicht so schön gewesen und als rufe auch mir all' die Frühlingspracht zu: „Bist nicht verarmt, bist nicht allein — Umringt von Sang und Sonnenschein."

Männertreu.

Eine Künstlergeschichte

von

Emma Vely.

— — — — „Der Mai,
Der bringet Blümlein mancherlei
Und bekleidet Wälder, Berg und Thal
Mit Laub und Gras schön überall;
Doch seine Schauer, Hagel, Reifen
Die zarte Blüt' heftig ergreifen,
Die Herzblättlein darin ersterben!"

Hans Sachs, die zwölf Monate des Lebens.

Pfingsten, „das liebliche Fest", war wiedergekehrt, Mailüfte und Düfte wehten, und Freude füllte die Herzen, und die Morgenglocken riefen die Menschen in die Gotteshäuser, um dort ihre Stimmen mit den jubilirenden Orgelklängen zu mischen, welche wie die Weihrauchwolken an den hohen Wölbungen emporstiegen. Es grünte und blühte um und in der alten, ehrwürdigen Reichsstadt an der Pegnitz, und selbst die große Linde im Burghofe, die einst die zarten Hände der Königin Kunigunde gepflanzt, hatte reichen Blätterschmuck angelegt, und die Sonne machte dazu ihr heiterstes Gesicht aus blauestem Himmel.

Noch nicht lange hatten die mächtigen, ehernen Zungen der Kirchen von St. Sebald und Lorenzo geredet und die von St. Ägidi, der Moritzkapelle und der Frauenkirche mit dareingeklungen, da öffneten sich die großen, eisenbeschlagenen Thüren der Patricier-Häuser, wie die schmalen, oft quer in der Mitte getheilten Pforten der Bürgerwohnungen und ließen die Kirchengänger heraus, — und die Frauengestalten, welche noch so eben an den weitausgebauten Erkern sichtbar gewesen, verschwanden eilig und zeigten sich bald darauf draußen, züchtig gesenkten Blickes dahinschreitend.

Rathsherren in ihren faltigen Mänteln und gesteiften Halskrausen, über die herab oft noch bis zur Brust als Zeichen höherer Würde eine schwere, goldene Kette hing, und die Patricierfrau mit langschleppendem, verbrämten Gewande, dem goldstrotzenden Haarschmuck und perlgesticktem Mieder und Gürtel, wie der niedere Bürger im einfachen Sonntagskleide und sein Weib in der vorgeschriebenen verhüllenden Tracht und der enganliegenden Haube, Gesellen und Lehrburschen, Mägde und Patriciertöchter — Alles schlug die Richtung nach einer der zunächstliegenden Kirchen ein und Alle waren gleich fromm und dankerfüllt, mochten die Einen in den eigenen Kirchenstühlen und vielleicht gar vor einem selbstgestifteten Altare knien, oder die Andern mitten im Volksgedränge ihre Andacht verrichten: Es war ja Frühling; der Sonnenschein lachte nicht allein über den Fluren, sondern auch in die Herzen hinein, und der Vogelsang in Wald und Feld und blauer Luft fand seinen Wiederhall in jeder Menschenbrust.

Lang noch, bevor das allgemeine Glockengeläute anhub, hatte sich schon das Thor des Pirkheimer'schen Hauses geöffnet und einige jugendliche Kirchgänger herausgelassen: drei auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau stehende Mädchen, die im Schutze einer alten Magd ihren Weg antreten sollten, und unmittelbar hinter ihnen zwei schlanke Jünglingsgestalten.

Der Eine trug die vornehme Sammt- und Seidenkleidung, welche dem Sprößling eines alten Geschlechtes, wie dasjenige der Pirkheimer war, zukam; der Andere steckte in einfach bürgerlichen Gewändern, denn er war nur der Sohn eines unbemittelten Goldschmieds, der eine bescheidene Wohnung im hintern Flügel des Pirkheimer'schen Prachtgebäudes inne hatte und sich's zur großen Ehre anrechnen durfte, wenn der junge Herr Willibald die Gesellschaft des Malerlehrlings, denn das war der braunlockige Jüngling, nicht zu gering achtete.

Die beiden Schwestern Willibald's trippelten mit zierlichen Schritten und niedergeschlagenen Augen einher und achteten nicht der Vorübergehenden, denn so hatte man sie's als den Edelfräulein wohlanständig gelehrt, die das Schauen und Gaffen den niedern Bürgermädchen überlassen. Nur das blonde Köpfchen ihrer Base Käthe, der mutterlosen Tochter des wohledlen Patriciers Fürleger, drehte sich bald hier, bald dorthin, und die glänzenden, braunen Augen lachten

neugierig nach allen Richtungen; zuweilen stahl sich sogar ein Blick zu den hinter den Mädchen schreitenden jungen Burschen und traf dann jedesmal den Kunstnovizen. Ob die muntere Käthe sich dabei nun genau bewußt wurde, daß die schlanke, hohe Gestalt mit den blitzenden Augen in dem ausdrucksvollen Gesichte, das von fast frauenhaft lang geringeltem braunen Haar umwallt war, den Anziehungspunkt ihrer Blicke bildete, oder ob es nur kindliche Neugier war, weil sie eben diesen Jüngling so oft von den Fenstern der Base aus bemerkte, wenn er nach Sonnenuntergang in die elterliche Wohnung heimkehrte? Vielleicht gestand sich das junge Fräulein sogar, daß der Vetter in all seinem Putz kaum so vornehm aussah, wie der fremde Bursch in seiner einfachen Tracht.

Man war endlich, während die jungen Männer einen andern Weg einschlugen, vor der Sebaldus-Kirche angelangt. Da diese sich aber eben erst von den Besuchern der Frühmesse leerte, so führte die Alte ihre Lämmlein, um sie nicht den Betrachtungen so vieler Männeraugen beim Warten vor der Kirchthüre auszusetzen, durch einige Straßen weiter und hinab zum Flusse, der, dem Feiertage zum Trotz, ganz wie sonst seine etwas trübgelben Wellen träge dahinwälzte.

Das war nun, was die lustige Käthe, „einen prächtigen Einfall“ nannte und wofür sie zum erstenmale die übergroße Eile, mit welcher Brigitte zum Kirchgang getrieben, segnete. Hier draußen durfte man alles Zwanges vergessen und war das eine Freude! Dort unten, wo sich eine kleine natürliche Landzunge inehen den zum Flusse niederführenden Treppen-Stufen gebildet hatte, nickten bunte Blumen im Grase, und Blumen, in Töpfen oder im Wiesengrund, waren nirgends vor den flinken Händen Katharinens sicher. Zum Glück schaute Brigitten nun auch noch aus einem der niederen Häuser ein wohlbekanntes Gesicht an, mit einem ebenso plauderlustigen Munde wie der ihrige, der nicht allein mit dem „Gelobt sei Jesus Christus“ und der Antwort darauf zufrieden war, sondern auch noch einige profane Fragen in Bereitschaft hatte.

Kaum hatte Käthe die alte Magd im Gespräch erblickt, so zupfte sie die Gefährtinnen an den gebauschten Aermeln und deutete hinunter auf den Fluß: „Seht Ihr die blauen Blümchen, ich bole sie mir zu einem Strauß!“

„Nicht doch warnte Charitas, die fromme und älteste, wir müssen sogleich zur Messe und sollen uns sammeln und alle weltlichen Gedanken verjagen!“

„Als ob an Blumen denken eine Sünde wäre!“ lachte Katharina, „ich gebe überdies den Strauß der Madonna, wenn ich ihn aber nur erst hätte!“ Uebrigens bedurfte es zur Erfüllung dieses Wunsches nur ihres eigenen, reseluten Willens und die Minuten waren gezählt, in denen Brigitte ihrer Plauderlust genügte. Sie schürzte deshalb behend das blaue, sammtumränderte Kleid auf, sprang die Stufen hinab und war mit einem Satze bei den Blumen und begann eifrig zu pflücken. Schon waren dieselben zu einem Sträußchen angewachsen, da klangen im Chor die Glocken über Stadt und Land dahin, ein Jubel- und ein Mahnruf zugleich, und als sie sich dem Ufer zuwandte, sah sie die Dienerin und die Basen mit angstvoll erhobenen Armen winken, während ihre rufenden Stimmen unter dem Geländte verhallten. Belustigt schaute das übermüthige Mädchen eine Sekunde lang auf das Bild am Strande, dann aber schien ihr mit einem Male der Gedanke an die leisenden Worte der Muhme und an die strenge Miene des Vaters aufzutauchen, deren sie sich aus ähnlichen Vorkommnissen erinnerte, und sie hob den Fuß, um die Stufen zu ersteigen. Doch, o weh! Sie war so leichtfüßig hinabgehüpft, und die Entfernung hatte bei dem Sprung von der Treppe nach der kleinen Landzunge durchaus nichts Gefährliches gehabt, jetzt versuchte sie ein, zweimal vergeblich, den Rückweg anzureten — hinter ihr das Wasser, so trüb, so rauschend, — wenn sie fehlte! und Angst, Zittern und Zagen überkamen sie statt des früheren unbesonnenen Muthes, so daß sie kaum noch eine Bewegung wagte. Droben winkte und drohte Brigitte, und die Basen wandten sich zum Gehen, ach, ihr Rufen hörte niemand, vielleicht glaubte man gar, sie spotte noch.. Wie Zorn blitzte es in den braunen Augen, und dann kam etwas wie eine blinkende Thräne nach.

Da plätschert es stärker hinter ihr, regelmäßige Ruderschläge fallen in's Wasser, und unter dem Bogen der Brücke erscheint ein Kahn. Die sonst etwas spröden, kirschrothen Lippen bewegen sich zu einem hastigen Gebet an alle Heiligen und nun kann sie den Führer des Bootes erblicken — der frühere Begleiter ihres Vetters Willibalds ist's . . . . . „Gelobt seien die Heiligen!“ und dann winkt sie mit den weißen Händchen und ruft. Der Jüngling im Kahn sitzt träumerisch vor sich hinstarrend da, bald heftet sich sein Blick auf die Wasser-Perlen, welche an dem Ruder hängen bleiben, wenn er es mechanisch hebt, bald schaut er zum blauen Himmel hinauf und seine großen Augen leuchten mit verklärtem Glanze.

Nahe, sehr nahe schon ist er der braunäugigen Käthe, aber noch hat er sie nicht bemerkt, und wenn jetzt eben nicht die Glocken geschwiegen hätten, so wäre sein Nachen wohl achtlos vorüber geglitten. Vielleicht hält der lockige Jüngling die ungewohnte Erscheinung dort auf dem angeschwemmten Sandstückchen im ersten Augenblicke für etwas Zauberhaftes, vielleicht sogar für eine Nixe des gelben Gewässers; dann aber fliegt ein Lächeln über seine Züge, und er treibt ihr sein Fahrzeug entgegen.

„Fräulein Katharina!“ ruft er, „das ist freilich kein angenehm Plätzchen und sogar die höchste Zeit, es zu verlassen!“ — und kaum ist das geschehen und das junge Mädchen in seinem Nachen geborgen, so schwankt und bewegt sich das kleine Landzünglein höchst bedenklich und bald sind Gras und Blümlein in den trüben Wellen verschwunden. —

Schweigsam sitzen die Beiden nun einander gegenüber, während der Kahn schnell dahingleitet, Käthe blickt mit einer Mischung von Verlegenheit und heimlicher Angst nieder in den Schooß, und der junge Maier schaut auf die blonden Zöpfe, auf die kränzeladen Löckchen und die gesenkten Augenlider, mit den langen Wimpern und denkt dabei, daß das

Köpfchen doch etwas gar madonnenhaft Liebliches habe und eher einer heiligen Jungfrau gehören dürfe, als all die Köpfe, die er in der Malerwerkstatt seines Meisters Michael Wohlgemuth schon hatte copiren müssen. Vielleicht: vergaß er über diesen Getanken stets an den Treppen anzulegen, deren sie bereits einige passirt hatten, und am Ende wäre er noch lange so dahin gefahren, das liebliche Mädchenbild sich gegenüber, hätte ihn nicht ein Zuruf aus seiner Versunkenheit aufgeschreckt. „Hoho, Albrecht! wohin soll die Reise gehen und träumst Ihr Euch etwa schon jenseits der Alpen in dem zauberischen Venedig, wohin Euch das Herz zieht, als säßet Ihr mit einer schwarzäugigen Italienerin in einer Gondel? Lakt's Euch gelagt sein, daß dieß meine Base Käthe ist, deren Sündenregister mir Brigitte soeben aufgezählt" — und während der junge Schiffer, der gleich nach jenem Zuruf sein Boot dem Anlegeplatz näherte, auf welchen sein vornehmer Freund Willibald Pirkheimer lächelnd stand, fügte jener noch hinzu, indem er dem Bäschen beim Aussteigen behülflich war:

„Ja, Jungfer Katharina, mach Dich auf eine Predigt gefaßt, die Du daheim hören mußt, denn meine Schwestern beten bereits mit Brigitte in St. Sebald für deine leichtsinnige Seele!"

Ueber Katharinens Gesicht zog eine helle Röthe und sie hob wie bittend ihren Strauß:

„Ich sammelte Blumen" . . . . stammelte sie verlegen, während Willibald die Hand nach den blauen Frühlingskindern ausstreckte:

„Eryngium," sagte er, sie betrachtend — „ob aber campestre oder maritimum, berürte noch einer nähern Untersuchung!" „Ich was," lachte das schöne Mädchen und griff schnell wieder nach ihrem Eigenthum, „bleib' weg mit Deinen barbarischen lateinischen Namen, welche kein Christenmensch versteht, Vetter; Männertreu heißt man auf gut deutsch die Pflanze und wenn Ihr Beide wissen wollt, warum, so will ich's Euch erklären. Nur ein Hauch gegen die Blüthe geblasen, und sie fliegt davon ganz wie die Treue der Männer, so hab ich mir wenigstens sagen lassen!" und noch einen neckischen, feden Blick auf ihre Begleiter werfend, hüpfte sie die letzten Stufen der Treppe hinauf. Als sie oben stand, entfuhr aber ein leichter Schrei ihrem frischen Munde, und sie zeigte ärgerlich auf die grünen Blätter und Stiele — denn von den blauen Blüthen war nicht eine einzige mehr zu sehen — die hatten die schnellen Bewegungen der Trägerin in alle Winde zerstreut. Beide jungen Männer lachten, Katharina aber rief trotzig: „Sagt ich's nicht? und noch schneller und flüchtiger, als ich gedacht, ist die Männertreu, Spreu im Winde; ich will mir's für die Zukunft merken!" und damit schleuderte sie die übriggebliebenen Stengel verächtlich von sich in den Fluß.

„Ja, ja," scherzte Willibald, welchem der ärgerliche Zug auf dem hübschen Gesicht besonders gut zu gefallen schien, denn er ließ dasselbe keine Sekunde aus den Augen, „das ist allerdings ein bedenkliches Ende von Deiner lustigen Botanisirfahrt: eine versäumte Messe, ein mit Schlamm und Wasser besprigtes Kleid und doch keine Blumen, blonde Käthe, das ertrüge ich nicht so geduldig!"

Der Kopf mit den reichen Flechten drehte sich nach einer andern Richtung, und die rothen Lippen legten sich noch fester aufeinander und gaben beharrlich keine Antwort; nur einmal öffneten sie sich und das war, als der Maler, welcher ihr zur Linken ging mit einem treuherzigen Blick ihr zuflüsterte:

„Soll ich Euch andere Blumen holen, Jungfer Katharina? Ich werde schon ein Plätzchen am Fluß finden, wo gleiche stehen und will sie Euch so behutsam tragen, daß nicht ein Blättchen abfallen soll!"

„Als ob Ihr das könntet, Albrecht Dürer, erer wüßtet, was Ihr da versprecht!" lachte sie spöttisch, „wahrhaftig, das wäre ein Wagniß, denn ich könnte Euch beim Wort halten."

„So thut's" rief er feurig und wenn es ein Wagniß ist, das ich damit unternehme, so gebt mir für das Gelingen ein Versprechen — laßt mich Euch später, wenn ich ein großer Künstler geworden bin, als Madonna malen!"

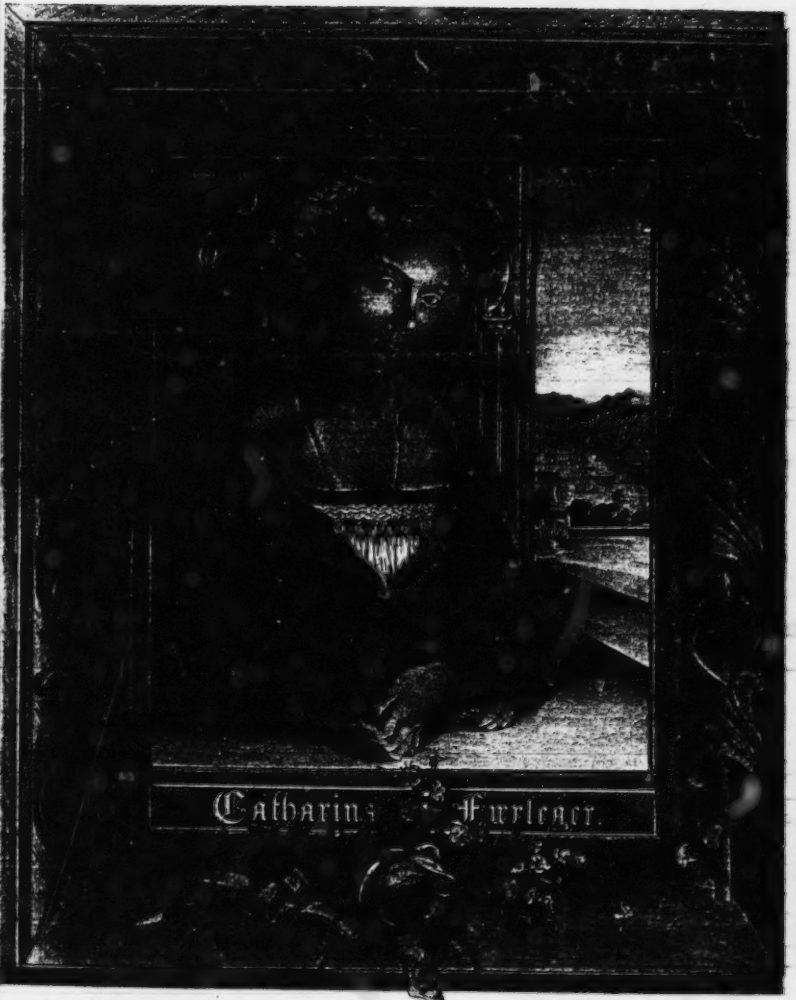
Das schöne Mädchen blickte ihn fest an und nur ganz unmerklich lauerte der Schalk in dem Grübchen, mit welchem ihr rosiges Kinn gezeichnet war.

„Wenn Ihr ein großer Maler geworden seid, Albrecht Dürer, so will ich Euch sitzen, gleichviel ob als Madonna, oder als Teufelin! — aber hört Ihr, nur wenn Ihr ein großer Maler geworden seid!" damit wandte sie sich, und verschwand blitzschnell in dem Eingang des eben erreichten Pirkheimer'schen Hauses, und dumpf dröhnend schlug die schwere Pforte hinter ihr zu. „Als Teufelin," wiederholte Willibald erstaunt, „wober nimmt das Mädchen solche Gedanken — ein Glück, daß nur unsere Ohren dies zarte Geständniß gehört haben; droben hätte es andere Aufregung hervorrufen dürfen!"

Albrecht Dürer aber starrte noch immer wie verklärt nach der Stelle, auf welcher das hübsche Mädchen gestanden, und endlich legte er den Arm auf die Schulter seines Freundes und seufzte tief:

„Sie ist ein Engel, Willibald, nicht wahr? aber Engel sind nicht für Erdgeborene, ich weiß es wohl!" —

Am andern Morgen, als Katharine Fürleger durch die Sonnenstrahlen geweckt worden, die sich trotz der dichten Vorhänge in ihr Schlafgemach gestohlen und der jungen Schläferin so lange beharrlich Mund, Stirn und Augen geküßt hatten, bis sie aufgewacht und endlich an's Fenster getreten war, um dem goldenen Himmelslicht ungehindert den Zutritt zu ihr zu verschaffen, stieß sie einen lauten, halb jubelnd, halb erschreckt klingenden Schrei aus. Auf dem Blumenbrett lag ein zierlich gebundener Blumenstrauß, unverkennbar schauten aus seiner Mitte die freundlich blauen Blüthen, welche sie gestern Männertreu genannt, aber wie zum Schutz hatte sie auch beständiges „Immergrün" umschlossen, und ganz schüchtern blickten zwischen dessen Ranken einige Vergißmeinnicht und halb erblühte Rosenknospen hervor. Um die Stiele des Straußes schlang sich jedoch ein lichtblaues Band, an



M. Uffers lithogr. n. Albrecht Durer

dessen einem flatterndem Ende auf weißgemalten Wolken ein Engelsköpfchen herniederlachte. Katharina schaute entzückt die sinnige Gabe an — dann aber flog es wie ein ängstlicher Schatten über ihre Züge und sie sah besorgt hinab in den Hofraum. Ihr Kämmerlein lag im ersten Stock und es war ein fast zu waghalsiges Stücklein gewesen, bis zu der Galerie hinauf zu klimmen, um den Strauß hier niederzulegen — wenn dem Kühnen ein Unfall begegnet wäre! — —

Nicht doch — und fast hätte sie wieder laut aufjubeln mögen, dort trat er soeben ganz unversehrt an seines Vaters Seite aus der elterlichen Wohnung, und jetzt, jetzt flog ein flüchtiger Blick zu ihr hinauf. Sie hob den Strauß und drückte ihn an ihr Herz . . . . ob das Rot, welches bei dieser Bewegung über Albrecht's schönes Jünglingsantlitz flog, wohl der Widerschein desselben Rothes war, das auf Katharina's Wangen glühte? — —

Ein langsam schlürfender Schritt wurde im Corridor hörbar — Brigitte kam, heute noch früher als sonst zur Messe mahnend . . . husch, waren die duftenden Frühlingskinder verborgen, die schöne Käthe hatte selber Eile hinab zu kommen — es war doch möglich, daß sie noch dem Spender ihrer Blumen begegnete.

„Es wird gleich, kurz aber lang,
Es ist Liebs' tiefes Verlangen."
Hans Sachs.

„Ja, ja, Meister Dürer, wie ich Euch sagte, der Albrecht ist reif zur Wanderschaft und es thut ihm noth, andere Städte und Menschen zu sehen und auch einmal in eine andere Maler-Werkstatt zu schauen, als in die meine. Was ich ihn lehren und wissen lassen konnte, ist nach Kräften geschehen; nun laßt das junge Blut einmal selber versuchen, sich weiter zu bringen. Das Wandern gehört, wie Ihr wißt, so gut zur Kunst, wie zum Handwerk!"

„Da mögt Ihr Recht haben, Meister Michael," erwiderte der Goldschmied, der beim Eintritt des Malers in seine Werkstatt seine Arbeitsgeräthe niedergelegt und ihm ehrerbietig einen Schemel herbeigerückt hatte, „und es soll mir lieb sein, eine Last weniger im Hause zu haben. Ihr wißt, Meister Wohlgemuth, viel Kinder, viel Segen, aber auch viel hungrige kleine Mäuler und wenn uns auch nicht alle achtzehn gerade lieb sind, so haben wir doch grad genug zu thun, um ehrlich durch die Welt zu kommen!"

„Kenn' es auch," nickte Wohlgemuth und strich über seinen langen grauen Bart, und glaub's wohl, daß Euch das Haus am Burgthorberg, das Ihr nun Euer nennt, genug Schweißtropfen bei saurer Arbeit gekostet haben mag — interessen Euer Aeltester ist brav und wird Euch Eure alten Tage erleichtern! Ist ein tüchtiger Malerbursche und soll, wie ich denke, einmal mein Nachfolger werden!"

Des Goldschmied's helle Augen zogen sich etwas zwinkernd zusammen, denn er gedachte soeben daran, daß seines Albrechts Ehrgeiz nach einem höhern Ziele strebte, daß er nicht nur ein guter Arbeiter in der Malerei sein, sondern auch den Namen eines Künstlers verdienen möge, und sich nicht einzig an dem Ruhme in der Vaterstadt Nürnberg genügen lassen, sondern weit über die deutschen Grenzen hinaus genannt werden wolle. Da trat der Gegenstand ihres Gespräches, der junge Dürer, höflich sein Barett abziehend, über die Schwelle.

Freude und jugendliches Feuer strahlte aus seinen Augen, kein Wunder, denn soeben hatten ihn drüben aus dem Erker des Fürleger'schen Hauses, zwei freundliche, braune Augen gegrüßt. Das konnten nun freilich die beiden alten Herren, die ihn mit herzlichem Zuruf begrüßten, nicht wissen, und so war es kein Wunder, wenn Michael Wohlgemuth in die Worte ausbrach:

„Da schaut mir den Burschen! Sieht er nicht aus, als wolle er gleich heute nach dem Nänzel greifen und als habe er schon ein Wanderlied auf den Lippen, mit welchem es in die Ferne gehen soll!"

Albrecht sah seinen Lehrer verwundert an.

„Das klingt so geheimnißvoll, Meister!" fügte er zögernd hinzu.

„Kommt aber jetzt an's Tageslicht," schmunzelte der. „Bin hier, um mit deinem Vater über die Wanderzeit zu sprechen, in acht Tagen naht das Osterfest, da magst Du auf und davon sein!" Aber statt des hellen Freudenglanzes überzog ein trüber Schatten Albrecht's schönes Antlitz und seine Stimme bebte leise, als er antwortete:

„Hat das Wandern denn solche Eile, Herr Lehrmeister?" ich dächte, da wäre noch so mancher Kunstgriff, den ich Euch noch nicht abgelauscht, und dann auch die Behandlung der Farben."

Erstaunt blickte der Vater auf seinen Sohn; schon vor einem Jahre war es sein eingeredeter Wunsch gewesen, hinaus zu kommen und die dreijährige Lehrzeit schien ihm endlos zu werden, und nun?

Wohlgemuth aber brach in sein heiteres Lachen aus: „Seh einer den Schalk, der dem im Nacken sitzt. Nein, Bursch, jetzt kann ich's sagen, da ich dich der Lehrzeit freisprechе: ich bin hinfort kein tüchtiger Lehrer mehr für Dich, was ich an Kunstfertigkeit besitze... doch, Du wirst dankbar sein," fügte er gerührt hinzu, fuhr mit der Hand über die Augen und legte sie dann wie segnend auf des Jünglings Haupt. „Du wirst dankbar sein und Deines alten Lehrers nicht vergessen und wenn Du einst berühmt bist bis in Welschland hinein und zu den Niederlanden hinab, so wirst Du sprechen, Michael Wohlgemuth war's, der mich den Anfang gelehrt!"

Es entstand eine kurze Pause in dem Arbeitsgemach des Goldschmieds, dann ergriff dieser zuerst wieder das Wort: „So haben wir also beschlossen, Dich wandern zu lassen, vorerst gehe ich Dir vier Jahre, fühlst en dann, daß Etwas aus dir geworden, so magst Du zurückkehren, um ehrenvoll die Prüfung als Meister zu bestehen, und vielleicht ein Weiblein heimzuführen, für dessen richtige Wahl ich schon sorgen werde!"

Die letzten Worte hörte der junge Maler gar nicht.

„Fort, hinaus!“ wie oft hatte er das sonst scheuend gerufen, und nun klangen diese beiden Worte niederschmetternd in sein Ohr! Warum auch fort? Konnte es denn irgendwo schöner sein, als in der Vaterstadt, wo die Sonnenstrahlen nur das Himmelsblau sich für ihn in einem einzigen Augenpaar wiederspiegelten? Da sicherte es plötzlich wie lustige Kobeldstimmen in sein Ohr: „werdet ein großer Maler, Albrecht Dürer, dann“ ... „Dann?“ fragte er sich und wunderliche Hoffnungen schossen in seinem Herzen, wie blaue Frühlingsblumen empor, dann? konnte es ja sein, daß ein gewisses Engelslöckchen sich einmal nah, ja ganz nah zu ihm herüberneigte.

„Es ist gut!“ erwiderte er den beiden alten Meistern, und männliche Zuversicht klang aus dem Ton, in welchem er sprach, „ich werde bereit sein mit frohem Muthes gehen, und entweder kommt der Albrecht Dürer mit dem Benutzsein wieder, etwas Tüchtiges in seiner Kunst leisten zu können oder Ihr hört nie mehr von ihm!“

„Ist das ein Heißsporn!“ rief Wohlgemuth, „recht so, junger Mann das Feuer legt sich später von selbst. Sie werden Dir da draußen in der Welt schon Federn genug ausrupfen und Dir die Flügel stutzen, denn man kommt nicht so hoch, wie die Wünsche und Hoffnungen fliegen; unser Körper, der den Geist gefangen hält, ist etwas gar zu schwer und es gibt so allerlei kleine irdische Beigaben.“

„Ja, ja,“ setzte der Goldschmied hinzu, „frischer Muth gehört zum Leben und zum Kampfe mit allen Widernissen, man verliert ihn zeitig überdies genug!“ und dann standen die beiden Freunde auf, denn Wohlgemuth wollte heimkehren und Dürer ihm das Geleit geben, um dabei noch ein wenig über den Boden und dessen Zukunft zu plaudern.

Albrecht blieb zurück und zog aus einem geheimen Fache seines kleinen Arbeitstisches, in welchem er allerlei Zeichnungen und viel Schnörkel und Arabesken verwahrte, die er für des Vaters Arbeiten in seinen Feierstunden entwerfen, ein sorgsam zusammengefaltetes Blatt, das er zögernd auseinander schlug. Ein Mädchenkopf war darauf sichtbar, nur die noch unbestimmten Züge trugen eine gewisse Aehnlichkeit mit Katharina Fürleger, der schönen Patriciertochter. Er schaute eine Weile sinnend darauf nieder, dann flüsterte er halblaut:

„Nein, nein, noch bin ich nicht würdig, dein Bild festzuhalten, nur in der Erinnerung soll es mich auf meiner Wanderschaft begleiten, bis ich zurückkomme, um ein Kunstwerk zu schaffen!“ und dann legte er das Papier hastig zusammen und warf es auf die im Kamin glühenden Kohlen, die es langsam, sehr langsam verzehrten. Der Jüngling schaute zu und als längst das letzte Restchen zu schwarzer Asche gebrannt war, starrte er noch immer in die verglimmenden Funken.

Drei Abende später war's, in der Dämmerungsstunde, da stand in dem Hofraume des Fürleger'schen Hauses dicht an dem Brunnen, der aus vier einander zugekehrten grimmigen Löwenrachen klare Wasserstrahlen spie, eine runde, schlanke Männergestalt, tief in einen bergenden Mantel gehüllt, und noch nicht so gar lange hatte dieselbe hier stille Wacht gehalten, als sich droben auf der Galerie leise eine Thüre öffnete und ein leichter Fuß über die Steinplatten verstohlen eilte.

„Seid Ihr da?“ fragte dann eine flüsternde Stimme, als auf der Treppe das Rauschen von Frauengewändern verklungen, nicht neben dem Harrenden, und als ein tiefer Seufzer darauf Antwort gegeben, kam es etwas heller nach: „Nur, kann sagt mir auch, was es ist, das Euch hergeführt; Vetter Willibald hat mich mit seiner Botschaft gar zu neugierig gemacht, redet schnell, denn ich bin nicht lange unbewacht und man könnte mich droben vermissen!“

„So ist es also wahr, daß Ihr eine böse Stiefmutter bekommen habt?“ fragte der Jüngling, „sehen redet man in der Stadt darüber und nennt sie so schlimm, wie einen Teufel und den Unterschied zwischen Euch nur ihr, wie Himmel und Hölle!“

„Still,“ warnte Katharina, „nicht das zu sagen, kann Ihr vermuthlich; denn redet schnell, denn sie, von der Ihr eben sprachet, könnte Argwohn schöpfen!“

„Ich muß fort, Jungfer Katharina auf die Wanderschaft und möchte nicht scheiden, ohne Euch ein Lebewohl gesagt zu haben und Euch an ein Versprechen zu erinnern.“

„Fort?“ das kam auch etwas zögernd von den Mädchenlippen, „was sucht Ihr denn in der Fremde?“

„Vertheil für meine Kunst! aber ich scheide ungern.“ erwiderte der Jüngling. „Nur Ihr, Jungfer Katharina, könnt mir den Abschied erleichtern. Weilt Ihr Euch des Tages erinnern, an dem ich Euch das erste und einzige Mal sprach?“

„Ah, Ihr meint die Wasserfahrt und die Blumen?“ lachte sie, „o gewiß, ich habe mit zwölf Vaterunsern den Leichtsinn büßen müssen. Dann fand ich den schönen Strauß, den wohl keine andere Hand als die Eure für mich gepflückt hatte!“

„Ich hatte es Euch ja gelobt,“ sagte Albrecht Dürer innig und wäre noch lieber statt dessen für Euch in eine Gefahr gegangen, um Euch zu beweisen... Doch denkt Ihr wohl noch des Versprechens, mir einst zu einer Madonna zu sitzen, wenn ich ... ein großer Maler wäre?“

„Ja, ja, und vermuthlich weilt Ihr das werden?“ fügte das Mädchen bestimmt hinzu.

„Und wenn das wäre, so wollt Ihr's halten, wenn auch Jahre darüber hingegangen?“

„Gewiß, Albrecht Dürer, vorausgesetzt, daß Ihr nicht darob vergeßt, vielleicht ist ein Männergedächtniß der Männerherzen in gewissen Dingen gleich — und so hießen ja die Blumen, welche Ihr mir gabt.“

„Nicht, doch, Immergrün und Vergißmeinnicht fügte ich bei,“ sagte er innig.

„Still,“ winkte da Katharina, „hört Ihr nichts, droben knarrte eine Thür, leis wohl und kommt berührt wieder!“ eine kleine, weiche Hand berührte die des jungen Mannes, dann einige flüchtige Schritte, und Alles war wieder still und ruhig, wie zuvor.“

Des jungen Mannes Herz klopfte zum Zerspringen, so viel hatte er ihr noch sagen wollen, das was er träumte und hoffte, wünschte und verlangte, und dennoch hatte sich ein beklemmendes Gefühl seiner bemächtigt, so daß er weder Muth noch Worte gefunden.

„Katharina," flüsterte er, „o warum gingst du so schnell, du holdes Lieb, warum wolltest du nicht hören, was mein ganzes Herz erfüllt?"

„Weil Ihr ein Verräther seid, Albrecht Dürer" sagte da eine schneidend scharfe Frauenstimme neben ihm und fünf knöchrige Finger legten sich mit hartem Druck auf seine rechte Schulter, „ja, ein Verräther, der nicht weiß, daß Gold und Eisen nicht zusammen gehören, daß ein Patricierkind für rohe Hände unerreichbar ist!" und als der junge Mann sich erschreckt umwandte, sah er dicht vor sich zwei eulenartige Augen blitzen.

„Ja, Bürschchen, laß dir das in Frieden gesagt sein und als Warnung dienen, und geh' gutwillig, ehe ich die Hunde herbei rufe und dich schimpflich vom Hofe jage. Des reichen und edlen Fürleger einzig Töchterlein mit eines niederen Goldschmieds Sohn beim abendlichen Stelldichein! ei, das gäb ein schön Histörlein für die Klatschmäuler in der Stadt und ein hübsch Abenteuer beim Bierkrug zu erzählen, wenn er mit seinen Spießgesellen im Wirthshaus sitzt. Gottlob gibt es Augen die wachsam sind, wenn auch nur die einer „bösen Stiefmutter," wie mich mein schönes Töchterlein nennt!"

„Frau Marthe," betheuerte Albrecht, „es war blos ein Abschiedsgruß, ich verlasse morgen die Vaterstadt."

„Was sein Glück ist," berichtete die Frau, „denn sonst sollte mein Herr Gemahl dem Buben eins anhängen. Glaubt mir, wir vom Rath sind mächtiger, als Ihr denkt und haben allerhand Mittelchen. Die Schloßmauern drohen, worin die Folterkammern sich befinden, sind stark und lassen keinen Schrei durch, und Ihr wißt ja wohl, daß die Daumschrauben und der spanische Mantel sehr oft nur auf einen schwachen Verdacht hin angelegt werden, und daß der also Geschmückte allerhand aussagt, was die Angst und der Schmerz von ihm erpressen. Und nun geht, Herr Maler," fügte sie nochmals spöttisch auflachend hinzu, „und wenn Ihr berühmt wiederkommt, will ich Euch mit sammt meiner schönen Tochter sitzen, vielleicht zu einer Allegorie, und die könnt Ihr alsdann Himmel und Hölle benennen! Eins aber nehmt noch mit auf Eure Wanderung, die Gewißheit, daß Patriciertöchter für Leute Euresgleichen nicht auf der Welt sind; vielleicht macht Euch diese Warnung für die Zukunft vorsichtiger. Daß Ihr hier nicht wieder in allerlei Gefahren gerathet, dafür laßt mich sorgen!"

Dumpf dröhnend schlug die schwere Pforte, welche in den Hofraum führte, zu, und hinter ihr begraben lag Albrecht Dürer's erste Liebesfreude und erstes Liebesleid.

Hör auf, liebes Weib, ich geb dir gewonnen.
Es ist mir jede Kund zerronnen. —
Sei du nun fürbaß Herr und Mann,
Ich will dir gar sein unterthan.

Hans Sachs

An dem Samstag Abend, welcher im Jahre 1484 auf die Pfingsttage folgte, war es ein ganz ungewöhnlich heitres Leben in den beiden kleinen, braungetäfelten Gastzimmern des „blauen Glöckleins" zu Nürnberg. Fröhliches Plaudern, einzelne Rundgesänge und das Klappern der Bierkrüge klang lauter als sonst in die milde Abendluft hinaus, und mancher Vorübergehende blieb stehen, um neugierig durch die bleigefaßten, runden Fensterscheiben zu lugen. Was sie beim Schein der Oellämpchen, deren je eins in der Mitte des Tisches stand, erblickten, war aber gar nichts Außergewöhnliches, denn es war nur eine lustige Tafelrunde. Meister Michael Wohlgemuth präsidirte derselben und wie es schien mit großer Freude, denn sein sonst ziemlich strenges Gesicht zeigte heute die heiterste Miene und seine Hand glitt recht wohlgefällig liebkosend über seinen langen grauen Bart. Ihm zunächst saß Vater Dürer, der Goldschmied, der nicht weniger vergnügt als sein Freund schien, dann tauchte der ausdrucksvolle Kopf Peter Vischers auf, dessen kräftige Gestalt sogar noch im Arbeitsrock und Schurzfell steckte, ferner das sinnende Antlitz des genialen Steinmetzmeisters Adam Kraft, und endlich das etwas schlaue und verschmitzte des Mechanikers Hans Frey. Zwischen Michael Wohlgemuth und dem Buchdrucker Anton Kobberg saß allerdings eine fremde Gestalt, ein junger, braungelockter Mann, dessen elegante Reisetracht etwas gegen die Werktags- und Arbeitsröcke der Genossen abstach. Den guten Nürnberger Bürgern war seit den vier Jahren, welche der junge Mann fern von seiner Heimath gewesen, die Erinnerung an ihn so ziemlich abhanden gekommen und es kostete erst längeres Kopfzerbrechen, bis man auf den Gedanken kam, daß der Fremde doch wohl niemand Anders sein könne, als des kunstreichen Goldschmied's Sohn Albrecht, der ja ein Maler geworden und auf die Wanderschaft gegangen, und mit dieser Entdeckung wurde es denn klar, daß man da drinnen die Ankunft desselben feiere.

Gar viel konnte und mußte der Ankömmling nun den Freunden erzählen: von seinen Reisen und Erlebnissen in Deutschland, im Elsaß und den Niederlanden, Sitten und Gebräuche beschreiben und einem Jeden von den Fortschritten, die seine Kunst dort mache, berichten, dann zeigte er seine Zeugnisse auf, welche von Hand zu Hand wanderten. Niemand sah ob dem Allen glücklicher aus, als Meister Wohlgemuth, der nach seiner Gewohnheit ein über das andere Mal zärtlich den Arm seines Schülers drückte.

„Sagte ich's nicht," rief er die Tafel hinab, „der Dürer wird mein Erbe und wer noch dagegen redet, der mag sich überzeugen, wenn er sein Meisterstück ausstellt. Der wäre nicht wiedergekehrt, fühlte er nicht echte Kraft und Künstlerschaft in sich, das sage ich Euch!"

„Wer hat denn dem auch schon jemals widersprochen?“ fragte der derbe Peter Vischer, „habe ihm schon als Bürschchen Gutes prophezeit!“

Albrecht Dürer selber fiel aber ein: „Nein, verehrter Meister, ich wäre als ein Stümper nicht wiedergekommen, wenn ich auch wohl fühle, daß ich noch immer kein Meister bin. Ich will hier jetzt mein Probestück malen, damit Ihr mich in der Gilde freisprecht, und ist das geschehen und darf ich meine Kunst frei nach Recht und Brauch üben, so will ich gen Italien ziehen und dort weiterer Studien mich befleißen.“

„Nun, nun Italien,“ brummte Wohlgemuth, „das ist weit und der Weg dahin lang, — bleibt nur erst in Nürnberg und richtet eine Werkstatt ein.“

„Und ein eigen Heim dazu,“ fuhr sein Vater fort, „habe eigentlich groß Verlangen nach einem hübschen, muntern Schwiegertöchterlein, wollen doch einmal sehen, ob sich das nicht finden läßt,“ und dabei nickte er dem Mechaniker Frey recht verschmitzt zu und zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen.

„Na, ob das nun das Erste sein würde, was ich mir suchte, wenn ich da wie der Dürer als schmucker, tüchtiger Bursch aus der Fremde heimkehrte, weiß ich nicht!“ fiel Adam Kraft ein. „Ein italienisches Sprüchwort sagt — mit allem Respect vor meiner eigenen werthen Ehehälfte — Chi ha moglie, — ha pene e doglio — wer ein Weib hat, hat Kummer, merkt's Euch, Freund Albrecht!“ Der saß aber in diesem Augenblick still und in sich gekehrt da und schien nicht mehr des Geplauders um ihn her zu achten. Er dachte des leichten Sinnes, mit welchem er ausgezogen. Wohin war der? — in alle Winde geflattert; ja, ja, Meister Wohlgemuth hatte Recht gehabt, man hatte dem Wandervogel genug Federn ausgerupft und ihm die luftigen Schwingen gestutzt, mit denen er so gern sonnenhoch emporgestiegen wäre. Er hatte viel Neues da draußen erfahren und viel alte Wünsche und Hoffnungen begraben, vor Allem hatte er Kenntniß der Menschen bekommen und ihr Thun und Treiben verstehen und deuten gelernt, die Standesunterschiede begriffen und unter den begrabenen Hoffnungen war die erste „der Traum seiner jungen Liebe“ gewesen.

Oft, sehr oft war ihm das blonde Haupt der schönen Käthe Fürleger wieder erschienen, und die strahlenden Augen hatten ihn so lebenslustig angelacht, aber dann mußte er allemal wehmuthsvoll das eigene edle Haupt schütteln, er wußte es wohl, daß das reiche Patriciertum daheim in der Vaterstadt ihm so unerreichbar hoch stand, wie des Kaisers eignes Töchterlein. Aber vergessen hatte er das beide Mägdlein nicht, und der Gedanke an sie war's gewesen, der keine andere Frauenerscheinung in ihm mehr als flüchtiges Wohlgefallen erweckt hatte.

Mit einem tiefen Seufzer scheuchte er jetzt all' die Erinnerungen fort und wandte sich dann zu dem ältesten Sohne des kunstreichen Rothgießers Vischer, welcher wie sein Vater den Namen Peter trug, und der eben in das Zimmer getreten war. Nach freundlicher Begrüßung ließen sich die beiden jungen Männer auf der seitwärts stehenden Bank nieder. Die alten Herren am Tische waren unterdessen in ihren Gesprächen auf Gebiete gekommen, welche jene weniger berührten, nämlich auf die Verwaltung und Gesetzgebung der alten Reichsstadt, und so suchten diese denn einen andern Stoff zur Unterhaltung. Peter Vischer der Jüngere erkundigte sich nach Dürers Wanderleben, und dieser fragte nach den Ereignissen in Nürnberg, nach seinen Freunden und Bekannten. Da erfuhr er denn auch, daß Willibald Pirkheimer kurz nach ihm auf Reisen gegangen und zwar nach Italien, woselbst er die alte berühmte Hochschule zu Padua besuchte.

„Und seine Schwester, die fromme Charitas und die sanfte Anna?“ forschte er weiter „und endlich seine muntere Base, Käthe Fürleger“ . . klang es etwas zögernd nach . . „haben sie Alle schon einen Eheherrn gefunden? Denn Ihr müßt wissen, daß mein Herr Vater sein Freund von Briefschreiben ist und mich mit den Berichten über die Ereignisse in der Heimath ziemlich kurz gehalten hat!“

„Das sieht man, versetzte Vischer, „denn sonst hätte er Euch wohl mitgetheilt, daß Eures vornehmen Freundes Schwestern zu Aller Erstaunen vor einem halben Jahr das Gelübde im Clarissenkloster abgelegt haben. Gar manche unter den Patricierfrauen hatten sich schon eine von den schönen Schwestern durch ihre Eltern heimlich bestimmen lassen und waren sehr enttäuscht, den himmlischen Bräutigam sich vorgezogen zu sehen. Herrn Fürtegers schöne Tochter weilt im eigenen Vaterhause aber in ebenfalls klösterlicher Obhut, ihre Stiefmutter hütet sie, wie ein giftiger Drache und läßt sie nur selten an das Tageslicht. Die eigensinnige Käthe soll dem Willen der Eltern entgegen schon zwei reiche und vornehme Freier ausgeschlagen haben, und als man endlich in sie gedrungen, gestand sie, daß sie der heiligen Jungfrau ein Gelübde gethan, nur einen Mann aus einem adeligen Geschlecht, der seine Ahnen an den Fingern aufzählen könne, ihre Hand zu reichen, und dazu müsse er im Stande sein, der Mutter Gottes eine Kapelle oder irgend ein festbar Altargemälde zu stiften; bis dieser eine kommt, mag sie aber zu ihrer Aussteuer noch manch Stück Linnen spinnen müssen!“

„Sprecht Ihr von der feinen Käthe?“ fragte Anton Kohberg heraustretend, „nun ja, die Leute reden viel, die Einen nennen es Hochmuth, die Anderen führen die Weigerung auf eine heimliche Liebe zurück; es wird sich mit der Zeit schon ausweisen, was der Jungfer im Kopf gesteckt. Verläufig weilt die Schöne bei den reichen Fuggern in Augsburg, vielleicht daß sich dort ein Freier findet!“

Vom Sebaldus-Kirchthurm schlug es neun Uhr, „die wohlaufständige Bürgerstunde,“ und die Gäste brachen auf. Langsam und schweigend schritten die beiden Dürer durch die engen Gassen, welche das Mondlicht zauberhaft beleuchtete, der Eine dachte an die Zukunft des Sohnes und sah die freundlichsten Bilder auftauchen: ein helles, wohnliches Haus, ein schmuckes Weib an der Seite des fleißigen Gatten und fröhliche Enkel, die dem Großvater jubelnd entgegen eilten . . . Der Andere blickte in die Vergangenheit

zurück, zwei braune Aeuglein lachten ihn an — und wie Himmelsmusik klang des alten Rodberg's rauhe Stimme dazu, welche sagte: „es soll eine heimliche Liebe sein." —

Ach es kam so ganz anders, und weder aus des jungen Schwärmers, noch aus des praktischen Alten Gedanken wurden mehr als — Träume. —

Ja, wie das anders kam!

Zuerst steckte der Albrecht Dürer jeden Tag vom Sonnenaufgang bis Untergang in dem kleinen Atelier, welches er sich dicht neben des Vaters Werkstatt eingerichtet, und seine früheren Freunde wußten eigentlich kaum mehr von ihm, als daß er heimgekehrt sei. Er arbeitete an seinem Meisterstück, wie man sich erzählte und hatte dazu einen wunderbaren Stoff „einen antikischen" nannte ihn Wohlgemuth, gewählt, den Orpheus, der von Bachantinnen mißhandelt wurde. Er wollte damit zeigen, berichtete Meister Michael, daß er sich ernstlich mit den neuen Ideen und Manieren befaßt habe, welche er draußen kennen gelernt, und die sich namentlich von Italien aus Weg und Einfluß zu der deutschen Kunst bahnten. Aber oft, wenn ihm der Pinsel aus der müden Hand fiel, lenkte er seine Schritte nach dem „blauen Glöcklein" und erquickte sich dort an dem kräftigen Bier und zerstreute sich im Gespräche mit den kunstreichen Meistern, welche sich daselbst stets als Stammgäste einzufinden pflegten.

Und endlich war sein Werk vollendet, und „ein fein und kunstvoll Stück" geworden, wie das Urtheil der Preisrichter lautete, die ihn zugleich als Meister freisprachen. Das Bild war drei Tage lang für Jeden sichtbar in einem kleinen Saale des Rathhauses angestellt, und manche von den Nürnberger Staatsvätern wanderten durch den großen Corridor, an dessen herrlicher Decke ihre Ahnen in dem berühmten „Gesellenstechen" in Stuck dargestellt waren, um die Arbeit ihres jungen Mitbürgers anzuschauen. — Hier und da ließ sich auch wohl eine Patricierfrau durch den Gedanken bewegen, daß es ihr ein gebiltetes Ansehen gäbe, wenn sie ein Interesse für die Malkunst bekunte. Sollten doch die italienischen Damen besonders Beschützerinnen der Künstler sein, wie die vornehmen Herren, welche das schöne Land im Süden bereist und die Nürnberger Kaufleute gar artig zu erzählen wußten.

Am dritten Tage war's, kurz vor Sonnenuntergang, als Albrecht Dürer selber in den Saal trat, um eigenhändig sein Gemälde zu verhüllen und es heimzutragen. Noch waren einige Neugierige vor demselben versammelt, und ohne bemerkt zu werden, schlüpfte er schnell in die Nische eines der hohen Bogenfenster; entging er doch damit zugleich dem Anderen der entzückten Reden, wie den absprechenden Kritiken. Träumend starrte er hinunter in den geräumigen Hof, den oft bürgerliche Turniere belebt hatten, und durch seine Phantasie zogen die bunten Bilder eines kaiserlichen Reichstages, wie solche nach den Erzählungen seines Vaters in aller Pracht zu Nürnberg gehalten waren. Und der deutsche Künstler wünschte sich dabei niemand anders zum Gönner und Protector, als das Reichsoberhaupt selber. — ahnungslos, daß das, was er jetzt als unmöglich und erfüllbar betrachtete, ihm einst in Ehren zu Theil werden würde. Da rauschte es plötzlich dicht neben ihm wie ein schwer seidenes Frauengewand, und aufblickend gewahrte er, daß sich der Saal geleert; nur an seiner Seite sah er eine Gestalt und zwar Frau Marthe, die Stiefmutter der schönen Käthe. Und wie er forschend in das geblich blasse, magere Gesicht der Frau schaute und ihre kleinen, grünlichen, boshaft blitzenden Augen auf sich gerichtet sah, schoß ihm ein wunderlicher Gedanke durch den Kopf. Trug dort auf seinem Bilde nicht die wilde Bachantin diese Züge? Und wie konnte er dazu gekommen sein, dieselben unbewußt, wenn er sie entliehen, wiederzugeben? Zu weiterm Nachsinnen ließ ihm die Edelfrau indeß keine Zeit, wobei aber klärte sie ihn sofort darüber auf, daß er sich in seinem Irrthum befinde.

„Albrecht Dürer", begann sie scharf und langsam, „Ihr habt also unsere Begegnung nicht vergessen, wie ich sehe und ich kann mir mithin schmeicheln, durch Euern Pinsel auf die Nachwelt zu kommen, denn man prophezeiht Euch ja eine große Zukunft, und so könnte ich Euch immerhin dankbar sein, wenn sich auch über die Art und Weise, ob und wie Ihr gezeichnet habt, streiten ließe! Ja, und ich will Euch auch meine Dankbarkeit beweisen, welche darin bestehen mag, daß ich Euch zweierlei an unsere Unterredung erinnere, die Euch hoffentlich ebenso treu im Gedächtniß geblieben ist, als meine Züge!"

„Frau Marthe," begann der Maler, aber die schüttelte energisch das Haupt und ließ ihn nicht weiter reden.

„Meine Zeit eilt und ich kann nicht auf Eure Einwürfe warten, überhaupt könnt Ihr nicht abstreiten wollen, was meine eigenen Augen sahen. Zu zweit mögt Ihr ferner wissen, daß, je Ihr Euch noch meiner schönen Stieftochter erinnert, Ihr verleiden einen Glückwunsch durch mich senden lassen könnt. Es hat sich endlich drüben in Augsburg ein Freier gefunden, wie ihn die stolzeste Patricierstochter nicht besser erwünschen kann, und da er alle Eigenschaften besitzt, welche das Gelübde Katharinae verlangt, kann und darf sie sich nicht länger unglos sträuben!"

Ein bitterer Seufzer entfuhr den Lippen des jungen Mannes und seine Brust hob und senkte sich in wilder Bewegung. Frau Marthe aber maß ihr Opfer mit höhnisch kalten Blicken.

„Eins aber noch, damit Ihr sagen könnt, daß ich Wort halte. Ich versprach Euch, daß Ihr uns beide malen sollter, mich habt Ihr ohne besondere Bestellung in die Hölle versetzt, Eure Madonna soll Euch aber auch werden. Der glückliche Bräutigam Jungfer Käthens, welcher vor der Hochzeit noch eine Reise mit dem römischen Kaiser Maximilian, der, wie man weiß, jetzt schon die ganze Reichsgewalt in Händen hat und dessen Rath er ist, machen muß, hätte gern ein Bild seiner schönen Angelobten; denn so alt er ist, er zählt über fünfzig Jahre, so zärtlich ist er. Dies Bild wird nun kein Pinsel treuer entwerfen, als der Eure, davon bin ich überzeugt. Seid also unserer Botschaft gewärtig!"

Und den kleinen Mohrenknaben, der ihr wie einer Reichsfürstin den großen Fächer nachtragen mußte, und welcher demüthig an der Thüre harrte, herauswinkend, verließ sie, ohne dem bestürzten Künstler Zeit zu einer Erwiderung zu lassen, den Saal.

„Räthe das Weib eines Andern," das war Alles, was Albrecht Dürer von der langen, boshaften Rede der Frau Marthe Fürleger behalten und verstanden, ach nur zu gut verstanden hatte. Mechanisch schritt er auf sein Gemälde zu und hüllte es ein und da war's ihm, als sei das weiße Leintuch eine Leichendecke. So mußte und sollte er ja seine heiße Liebe für immer verbergen, damit keines Menschen Auge sie jemals wieder erblicken konnte, und dann lachte er auf, und das klang grausig von den kahlen Wänden zurück; hatte er denn Anderes erwarten dürfen und war er nicht mit dem Bewußtsein aus der Fremde gekommen, in welcher er so Vieles gelernt, daß seine Jugendliebe nichts als eine Jugendthorheit sein und bleiben dürfe? Was hatte ihn denn auf einmal so thöricht gemacht? Ach, nur die zwei lockenden Worte seines Paten, Anton Kobberg, über „die heimliche Liebe."

Als er die Thür des elterlichen Wohnzimmers bei der Heimkehr öffnete, blieb er eine Sekunde lang wie überrascht in derselben stehen: heller Lichtglanz als gewöhnlich füllte das dunkelgetäfelte Gemach, und auf der Holzbank saßen Vater und Mutter feierlich in ihren Sonntagsgewändern ihnen gegenüber in dem Prachtstück des Hauses, dem gepolsterten Lehnsessel, prunkte Hans Frey, der Mechaniker, und hielt seine silberbeschlagene Pfeife gravitätisch in der Hand und auf dem Tische stand der Weintrug, welcher sonst hier ebenfalls selten zu sehen war.

Ehe aber noch die verwunderte Frage „was ist's und gibt's denn?" von seinen Lippen klang, rief ihm der Vater, der sich im Verein mit allen Anwesenden an seinem Erstaunen vergnügtlich geweidet, mit besonderes heiter tönender Stimme zu:

„Schau nur und wundere Dich, Albrecht, denn alle die Feierlichkeit gilt Dir!" und die Mutter kam gerührt, nahm dem Sohne behutsam seine Last ab, und rückte ihm einen Stuhl neben Hans Frey zurecht. Dieser reichte inzwischen pfiffig lächelnd, seinem jungen Nachbar den frisch gefüllten Becher:

„Da trinkt und stärkt Euch, damit Ihr Kraft habt, eine recht ceremoniöse Botschaft zu vernehmen!"

„Nun denn," sagte Albrecht, den in einem Zug geleerten Pokal niedersetzend, „laßt mich endlich wissen, was ich nach diesen vielen Vorbereitungen zu erwarten habe. Wahrlich, solche Anstalten gebären ja fast" . . . die Worte zu einer Brautwerbung wollten nicht über seine Zunge . . . Hans Frey nahm ihm denn auch das Wort von den Lippen.

„Zu einer Brautwerbung, meint Ihr vermuthlich," lachte er, „nun die ist's auch gewesen. Eure Eltern haben bei mir angefragt, ob ich Euch mein einzig Töchterlein, die Agnes, zum Weibe geben will. Und ich habe Ihnen erwidert, daß ich nichts dagegen habe, Euch meinen Eidam zu nennen, denn Ihr seid ein fleißiger und kunstvoller Maler und werdet mit Eurer sanften Gemüthsart gar trefflich zu meiner muntern Agnes passen. Zweihundert Gulden bringt sie Euch als Brautschatz mit, dafür kauft Ihr Euch ein eigen Haus."

Albrecht Dürer wurde blaß, aber seine Stimme klang ruhig, wie sonst als er fragte: „Ich entsinne mich kaum, Eure Agnes jemals gesehen zu haben."

„Glaub's gern," rief der Goldschmied, war ein Kind als Du gingst und jetzt haben Dich weder Bursche noch Mägdlein draußen getroffen!"

„Ist auch nicht nöthig," warf seine Ehehälfte ein, „ich kenne sie! Ist ein fromm und tugendsam Mägdlein und mehr in den Kirchen und beim Spinnrocken zu schauen, als beim Tanz und tugendlich und lieblich ist sie auch anzusehen, hat ein Gesichtchen wie Milch und Blut, wird ein christlich Weib abgeben und eine tüchtige Hausfrau!"

„Schlagt ein, Eidam!" rief Frey, seine starke Rechte ausstreckend und Albrecht legte seine Hand hinein. Was hatte er denn noch zu verlieren? und ob seine zukünftige Frau Agnes hieß oder einen andern Namen trug, Räthe durfte er sie ja doch nimmer nennen.

Der Becher machte nochmals die Runde und so war Albrecht Dürer, Nürnberg's kunstvollster und berühmtester Sohn, einem Weibe versprochen worden, wie es Herkommen und Sitte jener Zeit überall wollte.

Nicht lange, nachdem Albrecht und Agnes, die schön und frisch war, wie wenige ihrer Mitschwestern, einander zum ersten Male gesehen hatten, wurde die Hochzeit ausgerichtet, und das junge Paar bezog ein eigen Wohnhaus in der Zisselgasse, welche heute den Namen des großen Malers trägt.

So sanft und hold nun Frau Agnes aussah, so wenig war sie es in Wirklichkeit, und nur kurze Wochen verginnen, da führte sie das Regiment und schwang das häusliche Scepter in ziemlich derber Weise. Wie oft flogen da dunkle und düstere Schatten über Dürers schönes Gesicht, das sich erst wieder erhellt, wenn er zu ebener Erde in seinem Atelier vor der Staffelei saß und sonniges, frisches Leben auf die Leinwand zauberte. Nicht immer aber gab ihm Frau Agnes dort unten Ruh. Ueber dem Hauste Dürer's befand sich eine viereckige Oeffnung, die nach dem Wirthschaftsraume hinaufführte, und durch dieselbe klang gar oft ihre keifende Stimme, wenn der Meister sinnend dasaß und der Pinsel ruhte. Denn Frau Agnes konnte nicht begreifen, daß in solchen Momenten des Künstlers Phantasie malte und arbeitete; sie sah nicht die Gedanken, sondern nur die Größe der Arbeit und verstand nichts so gut, als den materiellen Gewinnst zu berechnen und die „Verehrung" (das Trinkgeld) zu würdigen, welches nach dem damaligen Brauch der Frau eines Malers zufiel.

Beinahe drei Jahre verginnen so, wenig lichte Stunden für den jungen Meister bringend, der still und in sich verschlossen einherging und sich wenig um das Leben draußen kümmerte, recht zur Genugthuung von Frau Agnes, welcher der Gedanke an das „blaue Glöcklein" und seine lustige Tafelrunde allemal Zorneswolken auf die Stirne trieb.

Nach Katharina Fürleger hatte Albrecht Dürer nie wieder gefragt und nur einmal zufällig aus den Gesprächen seiner Gattin mit ihren Nachbarinnen, die natürlich nach Frauenweise jedes Familienereigniß in der Stadt, jede goldene Kette der Bürgermeisterin oder jedes neue Kleid irgend einer Patricierfrau gründlich und eingehend behandelten, vernommen, daß der königliche Rathsherr, dem sie angelobt, noch immer nicht von seinem Herrn zur Brautfahrt entlassen worden, und daß das schöne Mädchen noch in Augsburg weile.

Da geschah es eines Tages, daß Frau Agnes mit freudig erregtem Gesicht in das Atelier ihres Mannes stürmte, der gerade über einer Zeichnung saß. Er mußte damals noch ziemlich mühsam für den Lebensunterhalt arbeiten, und seine Hauptaufgaben bestanden in Zeichnungen für Büchertitel und Holzschnitte — denn die guten Nürnberger ließen ihn mit Aufträgen zu großen Bildern arg warten.

„Endlich,“ stieß Agnes hervor, „endlich einmal, und nun wird's sich zeigen, was Ihr könnt! Flink den Arbeitsrock herunter, denn es eilt, und wo habt Ihr Euer festtäglich Barett — richtig, bestäubt zwischen den Farbentöpfen!“

„Aber was ist denn?“ fragte Dürer ärgerlich über die Störung und schien wenig Lust zu haben, seinen Platz zu verlassen.

„Nun, sagte ich's denn nicht? Endlich ein Auftrag, wie's scheint und eine Gelegenheit zu zeigen, ob Ihr wirklich was könnt und gelernt habt. Denn nach den bisherigen Proben, hab' ich das Zutrauen verloren; jedes Handwerk ernährt seinen Mann besser, als Eure verwünschte Kunst. Und nun benehmt Euch bescheiden und tragt den Kopf nicht so hoch, wenn Ihr Frau Marthe entgegen tretet, als wie Ihr's gewöhnt seid, denn die ist stolz!“

„Wem?“ fragte der Künstler etwas unsicher, „ich weiß immer noch nicht, wer mich entbieten ließ und wozu?“

„Frau Marthe Fürleger, und Ihr sollt das Bild ihrer Tochter Käthe malen!“

Schweigend und auf kein Wort seiner Gattin weiter achtend, legte der Maler seine Sachen zusammen, kleidete sich an und schritt durch die Straßen nach dem Patricierhause, und schweigend und blaß folgte er dort der Dienerin, welche ihn führte und stand bald dem kalten Gesichte Frau Marthens gegenüber.

„Dort,“ sagte sie und deutete nach dem Erker, aus dem sich soeben eine schlanke Mädchengestalt erhob, „die sollt Ihr malen, wählt Euch ein Zimmer mit günstigem Lichte und stellt sobald als möglich eine Staffelei auf, denn der Rath, unser Eidam, hat verzehrende Sehnsucht nach einem Abbild seiner Verlobten!“

Das schöne Mädchen drüben am Fenster sah nichts von dem unsäglich traurigen Blick, welchen der Künstler auf sie heftete, indem er sie ehrerbietig begrüßte; die langen, dunklen Wimpern hatten sich tief auf die Wangen gesenkt, in denen verrätherische Gluth aufflammte, die aber sofort wieder einer tiefen Blässe wich. Frau Marthe überwachte aufmerksam diese Begegnung, und weder Dürer's Bewegung und Qual, noch Katharinen's Erröthen entging ihr: sie hatte Genugthuung!

„Und nun nennt die Stunde zur Sitzung, nicht jede ist mir geschickt, um sie müßig hinzubringen!“

Dürer antwortete ruhig und Käthe saß wieder regungslos und schaute durch die Fenster in die Sonne, so lange und starr, bis sich ihre braunen Augen mit Thränen gefüllt hatten, und sie sich vollends abwenden mußte, um sie zu verbergen.

Und so, wie Frau Marthe heute dem Maler entgegengetreten, eisig kalt und vornehm bestimmt, so erschien sie fortan jeden Morgen, so lange die Sitzungen währten; und von diesen spöttischen Blicken bewacht, wagte Katharina nicht, ihre Augen aufzuschlagen ... vielleicht war sie auch ängstlich, dem vollen Strahl aus denen Dürer's zu begegnen.

Fast war das Bild vollendet, nur die braunen hellen Sterne in dem Mädchenantlitz hatten noch nicht den rechten Ausdruck erhalten, und der Maler zauderte und zauderte; vielleicht daß ihm einmal ein günstiger Zufall gestattete, tief wie sonst in sie hinein zu blicken.

Frau Marthe wurde indessen nicht ungeduldig, so langsam der Künstler auch zu arbeiten schien; es war ihr kein größerer Triumph, als die Beiden einander schweigend gegenüber und sich selbst als Racheengel an der Pforte ihres Paradieses zu wissen. Nicht ein Blick wäre ihr entgangen, geschweige denn ein Seufzer, ein Wort. Zuweilen war sie sogar so gnädig gesinnt, einige Fragen an Dürer zu richten — aber dieselben betrafen hartnäckig jedesmal Frau Agnes und sein eheliches Glück.

„Es muß und wird der letzte Morgen sein,“ sagte sich Albrecht Dürer eines Tages auf dem Wege zu Katharina, „soll Frau Marthe nicht selber endlich ungeduldig werden, aber dann ist's umsonst gewesen, und ich habe den rechten Ausdruck nicht gefunden!“

Mit einem Seufzer ließ er sich heute an der Staffelei nieder, unbekümmert ob die Späherin ihn höre; war es ja doch das letzte Mal.

Noch nicht lange saß in der gewohnten Stellung Käthe und die Edelfrau auf ihrem Wachtposten am Fenster, da klangen hastige Schritte im Nebengemach, und der Herr des Hauses blickte flüchtig durch die Thür.

„Kommt eilig, liebwerthe Frau Gemahlin, dort unten ist ein erfreulicher Besuch eingekehrt, der gar feine, güldene Ketten und seltene Edelsteine als Gabe mit von der Reise gebracht!“

War's Neugier nach dem Fremden, nach seinen Geschenken, oder Aerger über die Störung, was schnell über Frau Marthens Gesicht flog, oder auch nur der Wunsch, dem Gatten einmal einen ehegewitterlichen Morgengruß zu sagen, genug sie eilte ihm nach, und Dürer und Käthe waren allein. Allein für wenige Sekunden und vielleicht zum letzten Male in ihrem Leben.

„Jungfer Katharina,“ flüsterte der schöne Mann tieferregt,“ ich konnte und durfte es Euch nimmer sagen, aber wenn Ihr nicht ein einzig Mal die Augen aufschlagt, kann

ich sie nicht auf der Leinwand wiedergeben, und Euer edler Verlobter wird nicht allein Eure Züge haben, sondern auch in Eure Augen blicken wollen!"

Marmorblässe überzog das Gesicht des Mädchens. „Albrecht Dürer," flüsterte sie leise, „laßt nur die Augen — ich habe einen andern Wunsch. Malt mir einen Zweig Männertreu dort in die Haar, denn ich weiß, daß jene Blumen damals wahrgesprochen haben."

„Käthe," schrie er schmerzlich auf, „Ihr wißt nicht wie weh Ihr mir thut und was ich um Euch gekämpft und gelitten, und daß ich gebebt und geträumt habe, bis es zu spät war, und ich einsehen mußte, daß Engel nicht für Erdgeborene sind!"

Groß und voll sah sie ihm in's Gesicht, und feierlich kamen ihre Worte über die rothen Lippen:

„So ist es wahr, daß ... nur der Eltern Wille Euch ein Weib zugeführt und nicht ... die Liebe?"

„Die Verzweiflung, Käthe. — Frau Marthe war's, die mir gestand, daß Ihr des Rathsherrn Braut! und was wollte ich denn? Ein Gelübde band Euch nicht, nur ich wußte nur von meinem eigenen Herzen!"

„Nun wißt Ihr Dürer, daß ich auf ein Wunder hoffte mit meiner Weigerung, mich zu vermählen. Ihnen habt Ihr so viel wie ich und alle Menschen, und ich wußte, daß Ihr berühmt werden mußtet und mehr mit Eurem Pinsel die Muttergottes verherrlichen würdet, als es alle Schätze von Gold und Silber vermögen. Meine Mutter brachte mir die Nachricht von Eurer Vermählung, und dann erst ward ich dem Rathsherrn angelobt."

Ein schmerzlich Stöhnen rang sich aus des Mannes Brust, dann legte sich Katharina's weiche, warme Hand in die seine.

„Verzagt nicht, Albrecht Dürer, denkt an den Strauß, welchen Ihr mir einst brachtet, Ihr flochtet ja Immergrün und Vergißmeinnicht hinzu. Und nun, schaut mir in die Augen, Dürer, daß Ihr den rechten Ausdruck aus ihnen leset, denn um unser Beider Ruhe willen, muß dies heute das letzte Mal sein, daß wir uns begegnen", und mit vollem, überirdisch leuchtendem Glanze tauchten ihre braunen Augen in die seinen.

Als Frau Marthe zurückkehrte, war sie erstaunt, den Maler ruhig, wie sonst, fortarbeiten zu sehen und da sie sich jedenfalls auf die Unterbrechung einer Scene vorbereitet hatte, nahm sie etwas enttäuscht ihren Platz wieder ein.

Nicht lange, so stürmten ungeduldig abermals schnelle Tritte heran, und ein junger Mann in Reisekleidern riß die Thür auf.

„Base Käthe, herzliebe Base, da hält mich nichts, Dich nicht auch sogleich zu begrüßen und zu sehen Du auch den ersten Maler der Welt!" rief er lustig, und zwei Arme umfaßten die schlanke Mädchengestalt.

„Alle Heiligen — der Albrecht!" klang es dann weiter, und „Herr Willibald Pirkheimer!" war die Antwort, und die Freunde sanken einander an die Brust und darauf ging's an ein gegenseitig Erzählen und Fragen, daß Frau Marthe schier böse, und an das Malen und die unterbrochene Signa gar nicht mehr gedacht wurde.

Albrecht Dürer war der Erste, der daran dachte.

„Drunten wollen wir weiter reden, verehrter Freund," sagte er gelassen und packte sein Geräth zusammen, sich dann höflich an die Hausfrau wendend:

„Gestattet mir, wohlerte Frau, das Bild des Fräuleins daheim zu vollenden, da es nur weniger Striche mehr bedarf!" und als ihm ein verneinend Nicken geworden, schritt er auf Katharina zu und faßte unbekümmert um ihrer Mutter gerunzelte Stirn nach ihrer kleinen, zitternden Hand.

„Lebt wohl, Fräulein Käthe," sagte er innig, „und sei glücklich mit von den Heiligen gesegnet, als es mein Herz wünscht — den Zweig Männertreu werde ich auf Euer Bild malen — aber Ihr wißt doch, was er sagt: Daß die wahre Treu das Leben und all' seine Schicksale überdauert, und daß sie bis über's Grab hinaus währt!" Ein letzter Blick, und er hatte am Arme des Freundes das Gemach verlassen. — —

Außer jenem Bilde Katharina Fürleger's, welches sie im Haarputz der Nürnbergerinnen jener Zeit darstellt, und auf dem sie den Zweig Männertreu in der kleinen Hand trägt, (in Leipzig in der Speckschen Sammlung) existirt noch ein zweites von ihr, in Frankfurt im Städel'schen Museum, als Magdalena, die langen, blonden Haare auslösend, die Hände gefaltet, die Augen gesenkt, sowie sie dem Künstler gegenüber gesessen, nur wie er sie aus der Erinnerung gemalt.

Nur einmal noch fiel Freiheit und Sonnenschein über Dürers Lebenswege, das war in den Jahren von 1505 bis 1507, welche er in Italien ohne sein Weib, seine Rechenmeisterin, zubrachte. Frau Agnes besserte sich nicht nur sie war die Quelle unsäglichen Leides für ihren Gatten, für dessen edles, künstlerisches Streben sie kein Verständniß hatte.

Durch des gelehrten und hoch geachteten Willibald Pirkheimer's Briefe ist der Nachwelt eine Schilderung von ihr geworden, nach welcher sie unter die, zum Glück geringen Zahl derjenigen Frauen zu setzen ist, welche statt Verzierungen der Kunst zu sein, schwarze Schatten über den schon ohnedies verrungen Pfad derselben werfen.

Den sinnerem Gemüth und festern Grundsätzen als sein deutscher Kunstbruder Hans Holbein, verstand es Dürer nicht wie jener, den Launen seiner Ehehälfte Gleichgültigkeit, ja Leichtsinn entgegenzusetzen und während jener schnell entschlossen, Land und Meer zwischen sich und die leidende Stimme seiner Gattin legte, blieb dieser daheim und da mag denn wohl allzu wahr geworden sein, was Pirkheimer erzählt:

„Ich habe wahrlich an Albrechten der besten Freunde einen, so ich auf dem Erdreich gehabt hab, verloren, und dauert mich Nichts so sehr, denn daß er eines so hartseligen Todes verstorben ist, welchen ich nach den Verhängnissen Gottes Niemanden, denn seiner Hausfrauen zusagen kann,

die ihm sein Herz angenagt und dermaßen gepeinigt hat, daß er sich desto schneller von hinnen gemacht hat. Denn er war ausgedorrt, wie ein Schaub, durfte nirgends einen guten Muth mehr suchen oder zu den Leuten gehen. Also hatte das böse Weib seine Sorge, was ihr doch wahrlich nicht Noth gethan hat. Zudem hat sie ihm Tag und Nacht angelegen, zu der Arbeit hart gedrängt, allein darum, daß er Geld verdiente und ihr das ließe, so er stürbe .... Denn wer diesem Manne wohlgewollt und um ihn gewesen, dem ist sie Feind geworden, was wahrlich den Albrecht mit dem höchsten bekümmert und ihn unter die Erd gebracht hat."

Wenige Tage nach dem am 8. April 1528 erfolgten Hinscheiden Albrecht Dürer's zog Katharina Fürleger, die lang schon die Wittwe des Rathsherrn von Augsburg geworden, zurück in ihre Vaterstadt, und lebte dort still und eingezogen; aber an jedem Pfingstfest trug das Grab des edlen Meisters auf dem Johanniskirchhofe den schönsten Schmuck von Immergrün, Vergißmeinnicht und Rosenknospen, so daß von dem schweren Stein, der es deckte, kaum etwas zu sehen war. Daß ganz tief unter diesen Frühlingsgaben dicht auf den Worten: „dem Andenken Albrecht Dürer's" ein kleiner Zweig Männertreu lag, sah auch Niemand, das wußten nur zwei braune, nun auch schon trübe Augen, welche zu der kleinen Hand gehörten, die den Hügel geschmückt hatte.

Verirrt, nicht verloren.

Novelle von

Walter Schwarz.

Schmale, alterthümliche Häuser umschließen den Platz, auf welchem die Kirche steht. Still und menschenleer ist es hier; man meint in eine andere Welt zu treten, wenn man aus dem betäubenden Treiben der angrenzenden Straßen um die Ecke biegt und sich dem gewaltigen Kirchbau gegenüber sieht, den Jahrhunderte dunkel geschwärzt haben und dessen hochaufstrebende Thurmspitze in dieser beschränkten Umgebung das Auge kaum finden kann. Der Eindruck wäre fast ein düsterer — gar zu mächtig thürmt sich die Steinmasse des Domes auf und so schmal ist die Gasse zwischen ihm und den Häusern, die sich ängstlich-ehrfurchtsvoll um seine feierliche Majestät herum zu drücken scheinen — spielten nicht durch die bunten Kirchenfenster ab und zu helle Sonnenlichter, die den dunklen Bau von innen heraus mit farbenwarmen Tönen verklären. Auch neigt sich über die Grabsteine, die wappengekrönt, uralter, unleserlicher Inschriften voll, aufrecht gegen den Unterbau der Kirche lehnen, ein grüner Baum. Er ist kein Prachtexemplar seiner Art, denn recht gedeihlich will Straßenboden und Luft dem Kinde der freien Flur nicht werden. Aber er schmückt sich doch jedes Jahr mit jungem Grün und zur Frühlingszeit zwitschern die Vögel in seinen Zweigen. Die Sonnenstrahlen, der Baum und seine fröhlichen Bewohner sind die guten Geister, die den beklommenen Ernst des kleinen Platzes freundlich mildern und ihm seine eigenartige Traulichkeit schaffen.

Nur nach einer Seite hin öffnet er sich auf eine belebte Straße, deren Lärm aber vorüberbraust ohne ihn zu berühren, weil er weder eine Verbindung nach anderen Vierteln hin herstellt, noch dem geschäftlichen Verkehr irgend welche Gelegenheit bietet, sich zu entfalten. Das Pfarrhaus, das die Ecke des Platzes bildet, streckt eine Frontseite nach der Straße hin. Dort haben die Schulräumlichkeiten ihren besonderen Eingang, so daß auch das geräuschvolle Kommen und Gehen der Jugend den Kirchplatz nicht berührt, während die andere Seite des Hauses mit schwarzgrünem Epheu umzogen ist, an dessen Blättern die Zeit die zackige Form längst verwischt hat; aber bis unter das Dach klimmt er hinauf, die graue, bröckelnde Mauer mit dichter Decke umspinnend.

Die übrigen Gebäude des Viertels sind klein, von verjährten Verhältnissen. Der einzige Laden auf dem ganzen Platze ist ein Naturalienkabinet, in dessen bescheidenem Schaufenster ein vierbeiniges Hühnerküken, unter gläserner Glocke, als seltsames Naturspiel, neben mächtigen Seeadlern mit ausgebreiteten Flügeln, prangt. Zierlich eingerahmt zeigt sich daselbst auch eine Landschaft aus kleinen, bunten Käfern und ein Bouquet aus gefärbten Fischschuppen zusammengesetzt; rosenrothe und perlmutterschillernde Conchilien, — alles sehr anziehend für den Liebhaber, aber doch nicht geeignet den geschäftlichen Verkehr zu einem besonders lebhaften zu machen. Uebrigens befindet sich dieses eigenthümliche Geschäft schon seit mehr als hundert Jahren in dem nämlichen Hause und in der nämlichen Familie. Das Haus hat seit seiner Erbauung weder äußerlich, noch in den inneren Einrichtungen, irgend welche Veränderung erlitten. Es ist nur drei Fenster breit. Unmittelbar von der Straße aus, tritt man in einen schmalen, gewölbten Hausflur. Links liegt der Laden, durch dessen Glasthür zahllose gläserne Augen hinter krummen oder spitzen Schnäbeln, aus Tigerfellen und Igelgestalten, den Besucher anstarren. Eine steile überdachte Treppe steigt im Hofe nach dem oberen Stockwerk hinauf, dessen zwei Zimmer abermals Sammlungen füllen, so daß sich die eigentlichen Wohnräume auf das Hinterhaus und ein paar helle Dachstuben beschränken, woraus aber durchaus nicht etwa auf dürftige Verhältnisse des Besitzers geschlossen werden darf. Im Gegentheil, schon Großvater Klammroth, der seiner Zeit eine Expedition nach Spitzbergen unternommen, hatte ein hübsches Kapital zurückgelegt, und der jetzige Inhaber des

Hauses — auch schon ein Mann mit ergrautem Scheitel — hätte dreist eine Etage in einem vornehmeren Stadtviertel beziehen können, hätte ihm der Sinn danach gestanden. Aber es war den Klammroth's nun einmal eigen, ihr altes, winkliges Stammhaus aller modischen Eleganz vorzuziehen und in demselben wieder, mit Aufopferung der eigenen Bequemlichkeit, den Sammlungen, an die sich alle Traditionen der Familie knüpften, den ersten Platz einzuräumen. Im Laufe der Jahre hatten diese sich massenhaft angehäuft. Der jetzige Herr Klammroth war achtmal in Lappland gewesen und hatte Kisten um Kasten voll mitgebracht. Der kleine Laden unten faßte die Schätze längst nicht mehr. Die Fächerschränke und Gestelle oben hätten bersten mögen. Vieles stand verstaubt und übersehen in den Ecken und auf Tischen willkürlich umher. Ueber die getünchten Wände des Hausflurs spannten sich prächtige Rentthierfelle. Das Gebälke einer Riesenschildkröte schwebte vor dem ehedies beengten Treppenaufgange; oben im Halbdunkel des kleinen Vorplatzes wurden Monstfische, Stachelbäuche mit löcherlich menschlichen Physiognomien, und wunderliche Spirituspräparate sichtbar, während im ersten Zimmer Muscheln, Algen und Moose, farbenprangende Schmetterlinge, schillernde Libellen und andere leuchtende Insekten ihre ungleich poetischere Schönheit entfalteten. Dazwischen wechselten flimmernde Erze und Gesteine, glasklare Krystalle, mit veilchenblauen und rosenrothen Quarzen — das Ganze eine Märchenwelt, die zu beschauen und zu bewundern nur leider überall der Raum fehlte, denn bei jeder Wendung mußte man fürchten, irgend etwas Köstliches zu zertreten, polternd ein Unthier umzureißen, eher sonst einen Scharen anzurichten, dessen Tragweite sich bei den in einander greifenden Einrichtungen gar nicht berechnen ließ.

Wie anders sieht es dagegen in der benachbarten Pfarre aus. Da ist Alles weit, luftig, einfach, beinahe kahl. Die langen Gänge hinunter, auf deren sauberen Fliesen man jeden Tritt hallen hört, steht kein Möbel, hängt kein Bild. Die Räume von feierlicher Größe, scheinen sich über das Bedürfniß ihrer Bewohner auszudehnen. Einem Saal gleicht sogar das Schlafzimmer, wo die junge Frau Pfarrerin eben ihr Kind zur Ruhe gebracht hat. Mit dem Amen seines kleinen unschuldigen Gebetes ist lautlose Stille durch das Gemach gezogen. Die Lampe brennt auf dem Tische. Aber eins der breiten Fenster steht offen, denn wir sind im Frühjahr und die Luft, die lau hereinströmt, darf ungehindert auch um das Bettchen fächeln. Schwer und trübe erscheint das Lampenlicht, gegen die durchsichtige Helle, mit welcher der Mond das Fenster umspielt, alle Gegenstände dort zu weißem, körperlosem Glanz verklärend.

Die junge Frau hat die Kleider des Kindes glatt gelegt, die Lampe herunter geschraubt; jetzt tritt sie in den mondhellen Kreis, legt beide Hände auf das Fensterbrett und blickt hinaus. Es ist ein liebes, sanftes Antlitz, zu dem die Sterne jetzt herunterglänzen, zart von Farbe, die dunklen Augen darin etwas traurig, aber auf der freien Stirn volle Reinheit der Gedanken. Regungslos steht sie da; regungslos ist auch die Welt um sie her, kaum daß die losen Haare an ihrer Schläfe sich leis im Nachtwind bewegen. Es dünkt sie befreiende, diese Luft zu athmen. In ihrer krystallinen Helle scheint aller Dunst und aller Druck von der Erde hinweggehoben; selbst des Domes finstre Wände fließen von Licht und Glanz, und auf den Epheublättern am Fenstersims liegt es wie eitel Silber.

Woran denkt die junge Frau während sie so zu den Sternen aufblickt? Ihre Lippen bewegten sich leise; ein paar Verse klangen durch ihre Erinnerung, an die sie lange nicht mehr gedacht:

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie funkeln alle weit und breit
Und funkeln rein und schön
Ich seh' die große Herrlichkeit
Und kann nicht satt mich sehn

... Da rollten plötzlich Räder heran, ein Wagen biegt um die Ecke, rasselt vorüber, zwei, drei Häuser weiter, bis er vor dem Klammroth'schen Laden kurz anhält. Eine männliche Gestalt springt vom Tritt, den Mantel umgeschlagen, einen breitränderigen Hut tief in's Gesicht gerückt. Das Ungewohnte des Ereignisses mochte auch in dem kleinen Hause dort Aufsehen erregt haben. Ein Fenster öffnete sich — ein Ruf, ein Schrei, Gestalten drängen sich aus der Thür — „Erich, Erich!" jubelt eine Frauenstimme, da schloß die Frau Pfarrerin plötzlich das Fenster. Bleicher noch als vorhin, trat sie in das Zimmer zurück, beugte sich über ihr schlafendes Kind und ließ seinen warmen Athem an ihre kühle Wange wehen.

Abends am Familientische, der in der Pfarre ziemlich groß war, hieß es: „Erich Klammroth ist ja wieder da!"

„Ja wohl!" rief lebhaft eine der herumwachsenden Töchter, — der Pfarrer war schon einmal verheirathet gewesen, — „es hat einen förmlichen Auflauf vor dem Hause gegeben wegen seiner unerwarteten Ankunft."

„Ich habe Mutter Klammroth's Stimme bis in unser Zimmer hinauf gehört," ergänzte die Andere.

„Und welche Ballen, Körbe und Verpackungen wunderlichster Gestalt, sind vom Wagen abgeladen worden," bemerkte der Cantorat, ein Anverwandter des Hauses.

„O das eigentliche Gepäck, sieben schwere Kisten voll, das kommt erst nach dem Feste, durch den Spediteur," sagte das wohlunterrichtete jüngere Töchterlein, das diese und noch viele andere Details bereits genau von den Mägden erkundschaftet hatte.

„Nun Gottlob, daß es erst nach dem Feste kommt," versetzte die Schwiegermutter, die mit im Hause wohnte, „sonst könnten wir es noch erleben, unsere dem Osterglänz, Vater Klammroth dämmern und nagein zu hören. Schon meine liebe Tochter hat oftmals Anlaß daran genommen, daß dem Alten, wenn es seinen Kram gilt, weder Sonn- noch Festtag heilig ist."

Auch der Candidat bemerkte jetzt, daß Nachbar Klammroth nur ein mäßiger Kirchenbesucher sei, woraus sich über besagten Herrn im Allgemeinen, ein Geizhäls entspann, in welchem die alte Dame eine gewisse Verbitterung durchblicken ließ. Der Pfarrer, ein Mann von klarem, festen Aussehen, um Vieles älter als seine Frau, die über ihr Nahesein gebeugt, neben ihm saß, betheiligte sich nur obenhin an der Unterhaltung. Erst als seine Schwiegermutter (beiläufig gesagt, die Mutter seiner ersten Frau) sich mehr und mehr in ihrem Aburtheilen über den Nachbar zu steigern begann, suchte er mit einigen milden Scherzen, der Sache eine friedlichere Wendung zu geben.

„Du bist ja so still, Sabine," sagte er dann zu seiner Frau, indem er leise ihren gebückten Scheitel berührte. Sie hob sogleich den Blick zu ihm empor. Um ihre Lippen schwebte ein Lächeln, an dem die Augen aber keinen rechten Antheil hatten; die blieben ernst und still. Das war so ihre Art.

Inzwischen war es spät geworden. Das letzte Licht in der Pfarre erlosch; auch drüben im Klammroth'schen Hause hatte der Jubel über den unerwarteten Ostergast für heute ausgeklungen. Das Mutterherz sank in glückliche Träume, die alle von dem Bilde des wiedergekehrten Lieblings durchwebt waren. Der Vater hatte nicht minder seine rechtschaffene, aufrichtige Freude an dem Sohne; aber der Inhalt, der schon oben erwähnten Körbe und Kisten, beschäftigte ihn doch auch sehr lebhaft und ob schließlich Erich, oder eine gewisse Haifischhaut von seltener Schönheit, die dieser mitgebracht hatte, das letzte Recht über die entschlummernden Gedanken des Sammlers behielt, wäre schwer zu entscheiden gewesen.

So waren die Lichter rings umher erloschen; nur in dem Naturalienkabinette selber brannte noch eins. Erich Klammroth wollte es keine Ruhe lassen; er konnte sich nicht niederlegen, ehe er nicht die heimathlichen Räume alle wieder gesehen und die alte Bekanntschaft mit ihnen erneuert hatte. Sieben Jahre war er fort gewesen; bald auf weiten Meeren schwimmend, bald an heißer Küste unter Palmen ruhend. Wunderbare Länder und Städte hatte er gesehen, mit Menschen verkehrt, die sich von dem Gethier seines Vaters wirklich nur um ein Kleines unterschieden. Nun war er wieder daheim und konnte sich nicht recht besinnen, was ihm traumhafter erschien: die bunten Einbrücke seiner Wanderzeit, oder das Gefühl, wieder zu Hause zu sein. War es denn hier wirklich immer so eng gewesen? In seiner Erinnerung hatten diese Räume ungleich weiter und freier gelebt. Er leuchtete in alle Ecken hinein. Ja, der feinglieds rige Fischreiher mit dem kleinen Federschopf im Genick, der hatte hier gestanden, so lange Erich denken konnte. Aber jene weiße Koralle, die ihm früher das Ideal aller Meeresschönheiten gewesen, wie grau und verstaubt erschien sie ihm jetzt. Er hatte seitdem viel schönere gesehen und brachte selber eine mit, zu welcher der Vater große Augen machen sollte. Sie war klar und wunderbar verzweigt in zahllosen, schneeigen Blüthendoldungen. Er gedachte der Fahrt, auf der er sie erworben hatte; er meinte, die goldenen Wellen, durch die eine südliche Sonne schien, wieder an seine Barke schlagen zu hören. Gleich hingestreuten Blumen schwammen in ihrer Frühlingspracht ein paar kleine Inseln auf der glitzernden Wasserfläche. Wie leicht war diese Luft, der Himmel wie blau! — Beklemmend lastete plötzlich die niedre Decke hier über Erich. In dem Kampferdunst mit dem das ganze Haus erfüllt war, meinte er ersticken zu müssen. Er öffnete das Fenster. Dicht vor ihm stieg die schwarze Kirche auf; der Mond, nun schon im verkleinerten Rund hoch am Himmel, streifte nur eben noch die dunkle Gasse — auch hier Beschränkung, Enge! Und doch, Erich, gab es eine Zeit, wo diese kleine Welt dir weit und reich war, eine schöne Zeit! Wo sind die Tage hin?! — Denken wir nicht mehr daran!

Erich nahm den Leuchter vom Tisch, ging auf sein Zimmer und legte sich nieder.

Der nächste Tag war Charfreitag. Die Glocken hatten zur Kirche geläutet, es war viel Kommen und Gehen auf dem Platze gewesen. Nachmittags aber war es um so sabbathstiller dort. Man konnte den Vogel im Geäst des Baumes zwitschern hören, den ein erster, grüner Frühlingshauch umschwebte. Der Tag war wundervoll warm und klar.

Hätte die Schwiegermutter des Pfarrers übrigens zufällig einen Blick in den engen Hof des Klammroth'schen Hauses geworfen, sie hätte triumphirt, daß sie über den Alten doch nicht zu viel gesagt, denn richtig hockte er dort zwischen entreckelten Kisten und aufgeschnürten Körben, die er heute schon auszupacken, nicht hatte widerstehen können. Er war eigentlich ein besonderer Mann, der alte Klammroth. Das stete Hantieren mit den Geschöpfen, deren Eigenthümlichkeit er auf's Genauste studirte, um ihnen dann ein entsprechendes, möglichst täuschendes Schein-Dasein zu erhalten, übertrug zuweilen eine gewisse Aehnlichkeit mit ihnen auf ihn selber. Harmlos und gutmüthig von Natur, konnte er dennoch zuweilen rasch aufblicken, wie ein Panther. Hatte er sich anhaltend mit Ausstopfen von Vögeln beschäftigt, so lugten seine runden Augen oft entsetzlich bedenklich hinter der krummen Nase hervor, und wieder in anderen Momenten sah er genau wie ein Flunder aus. Jetzt eben hatte das Prachtexemplar einer wundervollen Wendeltreppe, welches er aus einer der Kisten herausholte so sehr seinen Zauber über ihn geworfen, daß er in ihren Anblick versunken, die ganze übrige Welt zu vergessen schien.

Erich glich seinem Vater gar nicht. Er hatte von der Mutter reine, gefällige Züge geerbt, deren Ausdruck ihm selber angehörte. Die Jünglingsjahre lagen hinter ihm, er zählte einige dreißig. Ein bewegtes Leben, dem es weder an Anstrengung, noch zeitweilig an Entbehrungen gefehlt, hatte ihn männlich gereift, so daß man ihn für älter halten konnte, als er war, obgleich zu der kräftigen Statur und dem gebräunten Antlitz, ein Paar lichtblaue Augen wiederum kindlich-treuherzig blickten. Das dunkelblonde Haar trug er lang, den Bart sehr voll; den breitkrämpigen, weichen

Hut etwas schräg in die Stirn gerückt, erschien er bei ziemlich nachlässiger und doch anmuthiger Haltung, halb wie ein Künstler, halb wie ein Gelehrter und jedenfalls wie ein besonderer Mensch.

Er hatte Naturwissenschaft studirt. Der Alte hätte gern einen Professor der Zoologie, oder einen Mineralogen aus ihm gemacht, der Museen verwaltet und Sammlungen überwacht. Aber gerade aus der Enge der heimathlichen Umgebung dehnte sich schon die Seele des Knaben sehnsuchtsvoll in's Weite. Zweimal hatte Erich den Vater nach Lappland begleitet; dann unternahm er selbstständig eine isländische Expedition, von der er so schöne Präparate mitbrachte und überhaupt mit so kundigem Auge für das Cabinet des Vaters zu sammeln verstand, daß dieser endlich auch in ein ferneres Reiseleben willigte, selbst wenn demselben vorläufig noch kein bestimmtes Ziel vorgezeichnet war. Eine Zukunft verhieß es dem eifrig Strebenden demnach.

Den ganzen Charfreitag über hatte Erich mit seinem Vater in den halbausgepackten Reichthümern gekramt. Jetzt, da der Nachmittag bereits in den Abend hinein rückte, nahm er seinen Hut, um noch etwas in's Freie zu wandern.

Auf dem Kirchplatz war kein Mensch zu sehen. Die Pfarre hatte nach dieser Seite hin an ihrer Epheuwand ein Thürplätzchen, zwei Stufen höher als das Straßenpflaster, von einem bescheidenen Holzgeländer umschlossen. Zwischen Oleandertöpfen standen dort drei kleine Bänke um einen runden Tisch, an dem sich während der guten Jahreszeit die Familie des Pfarrers Abends zu versammeln pflegte. Erich kannte das Plätzchen. Als er jetzt aus seiner Thüre trat, sah er eine schlanke weibliche Gestalt dort sitzen, im üblichen, schwarzen Charfreitagskleid, nur ein schmales, weißes [illegible] um den Hals. Es war Sabine. Die Hantarb[illegible]ag vor ihr über den Tisch geworfen; sie hatte sich in ein Buch vertieft. Als sie Männerritte nahen hörte, blickte sie auf; Erich zog den Hut vor ihr und wollte vorüber gehen. Aber, war es der plötzliche Wechsel ihrer Farbe oder ein Wort, ein Ruf, der aus ihrer Seele zu dringen schien, um ihr doch auf den Lippen lautlos hinzusterben — oder jene Macht des Augenblickes, die Keiner zu nennen vermag und der wir doch Alle unterthan sind — Erich blieb stehen; eine Sekunde über hingen die Blicke der Beiden stumm in einander. „Sabine" — sagte er dann und reichte ihr die Hand.

Sie bekämpfte ihre Verwirrung. Nachdem sie aufgestanden war, seinen Gruß zu erwidern, setzte sie sich wieder. Er trat nicht zu ihr in das Plätzchen hinein, lehnte aber, ohne an Weiterziehen zu denken, beide Arme auf das Geländer ihr gegenüber, und fragte nun, nachdem er seiner langen Abwesenheit und seiner plötzlichen Rückkehr Erwähnung gethan hatte, wie es ihr und ihrem Manne ginge? Sie dankte, mit noch immer etwas unsicherer Stimme und sagte: Letzterer sei mit dem Candidaten und den Mädchen spazieren gegangen. Bei seiner Rückkehr würde er sich gewiß freuen, Erich wieder zu sehen.

„Von Ihrem allerliebsten Töchterchen hat mir schon meine Mutter erzä[illegible]hlt," fuhr dieser fort: „Manches ist mir doch recht neu, hier [illegible]nem alten Vierteil."

„Sieben Jahre sind eine lange Zeit," erwiderte Sabine.

„Wenn ich Sie ansehe," sagte er darauf, meine ich, es könnten kaum sieben Tage gewesen sein. Sie haben noch so ganz Ihr Gesicht von ehedem; die leichtbewegliche Farbe, die krausen Haare an der Stirn — obgleich dann auch wieder" — —

Sein Auge verlor sich so in ihrem Anblick, daß er den Satz zu vollenden vergaß; oder wollte er nicht sagen, was er dennoch an ihr verändert fand? — Sie blickte an ihm vorbei, nach dem Kirchenfenster, in welchem die letzten Sonnenstrahlen spielten. Uebrigens war die Welt innerhalb des Kirchplatzes schon so farblos und still, daß sie jeden Traum duldete.

„Sie haben Großes und Schönes auf Ihren Reisen gesehen," hub Sabine nach einem Weilchen wieder an, wie um sich gegen den Blick zu wehren, den sie über sich fühlte, auch ohne ihm zu begegnen. Er verstand sie, wechselte die Stellung ein wenig und entgegnete:

„Ja wohl! — Mir ist der Kopf noch so voll davon, daß ich mich auf das Hier erst wieder besinnen muß. Vier Jahre sind Sie schon verheirathet, Sabine?"

„Vier Jahre," wiederholte sie.

„Und sind recht von Herzen glücklich" — — fuhr er mit einer Betonung fort, die eigenthümlich zwischen Frage und Bestätigung schwankte.

„Wie sollte ich nicht?" erwiderte sie etwas hastig. „Sie kennen doch meinen Mann?"

„Gewiß kenne ich ihn", versetzte er ruhig; „und habe ihn immer hoch gehalten. Aber wenn ich mich seiner vor Jahren erinnere, wie er ernst und würdevoll im Talar nach der Kirche schritt, daß selbst mir junges, ausgelassenes Volk, die Mütze ehrerbietig vor ihm zogen, wenn ich ihn inmitten seiner eignen aufblühenden Familie sah, dann habe ich ihn mir allerdings niemals als Sabinens Gatten vorgestellt, die damals ein schlankes Elfchen, über den Kirchplatz huschte zur Dämmerstunde dort unter dem Baume saß, oder mit großen, neugierigen Augen in meines Vaters Werkstatt hineinblickte, nach den seltsamen Vögeln und ihren bunten Eiern zu sehen. Ich wußte zwar, daß Alles so gekommen sei — meine Mutter hatte mir's geschrieben. Aber solch Denken aus weiter Ferne, ist noch etwas ganz anderes als die Wirklichkeit selbst. In die muß ich mich erst hinein gewöhnen."

Sabine verfärbte sich wieder ein wenig. Ihre schlanken Hände ruhten übereinander gelegt in ihrem Schooß. Als einziger bedeutungsvoller Schmuck blitzte der goldene Trauring an den zierlichen Fingern.

„Sie lasen, als ich kam", sagte Erich endlich, um von etwas Anderem zu reden; und nicht recht wissend was er that, griff er nach dem Buche, das noch aufgeschlagen auf dem Tische lag. Es war ein kleiner Band gesammelter Gedichte. Erich's Blick flog zerstreut über die offene Seite

hin, plötzlich stutzte er, eine gewisse Spannung trat auf sein Gesicht, er las:

Ich sah die große Herrlichkeit
Und kann nicht satt mich sehn

Dann sagst unterm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es giebt was Best'res in der Welt
Als all' ihr Schmerz und Lust."

Ich werf mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach,
Und sah' es dann in meinem Sinn
Und sehne mich danach! —

Was bedeuteten ihm die schlichten Worte? Kannte er das Lied von den Sternen? Hatte auch er es schon einmal vernommen, — dort unter dem Baum — und nicht wieder vergessen, in langen Jahren, jenseits der Meere? — —

„Und sah' es dann in meinem Sinn" wiederholte er leise. Nun schwebte tiefes Schweigen zwischen den Beiden; die Dämmerung senkte sich herab.

Da öffnete sich mit einem Male die Glasthür und heraus auf das Thürplätzchen trat die Schwiegermutter, ein Schlüsselkörbchen am Arm.

„Ei, Herr Erich Klammroth" rief sie, etwas scharf betonend, „das ist ja sehr freundlich von Ihnen, daß Sie gleich am ersten Tage Ihre alten Freunde aufsuchen. Ich dachte, Sie müßten bei sich zu Hause so viel zu thun haben." —

„Es ist ja Feiertag, Frau Räthin," unterbrach sie Erich rasch gefaßt.

Die alte Dame biß sich auf die Lippen und bot nun mit gemachter Freundlichkeit an von seiner unerwarteten Rückkehr zu sprechen, wie groß die Freude seiner Mutter gewesen sein müsse; auch wie lange er denn bei den lieben Seinen zu verweilen gedächte, versäumte sie nicht zu fragen.

„Das hängt nicht von meinem eigenen Willen ab," entgegnete Erich ruhig. Dann versuchte er Dieses und Jenes zu beantworten, wonach die Räthin ihn durcheinander fragte. Aber recht fließen wollte das Gespräch nicht, schon weil die alte Dame es absichtsvoll vermied, sich dabei niederzusetzen und Sabine gar keinen Theil an der Unterhaltung nahm. Endlich empfahl sich Erich. Seine hohe Gestalt war kaum hinter der Ecke des Hauses verschwunden, als die Schwiegermutter nicht länger an sich hielt:

„Nein, liebe Sabine, das finde ich denn doch etwas stark, sich hier in der Dunkelstunde zu dem jungen Herrn heraus zu setzen — am lieben Charfreitage — Ihr Mann ein Prediger — ausgegangen mit den Kindern meiner lieben Tochter." —

„Ach, wann hätte ich mich denn zu ihm herausgesetzt?" warf Sabine schmerzlich ein; „er ist vorübergekommen, hat mich begrüßt" —

„Und ist gleich recht hübsch lange bei Ihnen stehen geblieben. Meinen Sie, ich hätte es nicht oben von meinem Fenster aus mitangesehen, wann er gekommen ist, und wie er sich gemächlich hier aufgeredet hat? — Ich habe Ihnen ja natürlich nichts zu befehlen, Gott bewahre! Sie sind die Frau im Hause. Aber unpassend finden darf man doch was unpassend ist. Junge Herren — Dunkelstunde — Unterhaltungen vor der Thür — nein, da war meine liebe Tochter doch anders!"

„Erich Klammroth ist kein junger Herr für mich," entgegnete Sabine, „wir kennen uns seit unsren Kinderjahren, hier auf dem Kirchplatz."

„Eben wegen der Jugendbekanntschaft, meine Liebe," betonte die Alte, „und weil man schon immer so Allerlei gemunkelt hat — Sie wissen schon! — sollten Sie sich etwas mehr beobachten und nicht vergessen, daß wer an die Stelle, meiner lieben Tochter getreten ist." —

„Gottlob, da kommt mein Mann!" rief Sabine den Heimkehrenden entgegeneilend, die eben von der Straße aus in den Platz einbogen. Der Pfarrer nahm ihren Arm liebreich unter den seinen und beruhigt, fühlte sie nun gegen Alles was sie geängstigt hatte, einen Schutz über sich, wie ihn nur der Gatte dem Weibe gewähren kann.

Wie war Sabine des Pfarrers Frau geworden? Hatte ihr junges Herz von Anfang an nur für den älteren Mann gesprochen, der brinade ihr Vater hätte sein können? — Sie war des Oberlehrers Tochter. Im Schulhaus geboren, wurzelte sie ganz in der kleinen Welt, die der Kirchplatz umschloß. Man sah ihr feines Figürchen, ihr hübsches Gesicht bald im Dunkel der alten geschnitzten Kirchenstühle, bald im Schatten der Bäume auftauchen, deren früher noch mehrere zwischen den Grabsteinen standen, wo die Kinder des Viertels ihren Spielplatz hatten. Es lauerte sich gar traulich im Zwielicht auf den ausgetretenen Kirchenstufen; herrliche Geschichten ließen sich erzählen, wenn das junge Laub im Abendwinde schauerte. Die Frau Oberlehrerin, die über kein Thürplätzchen wie die bevorzugte Pfarre disponiren konnte, hatte unter einem der Bäume eine kleine Bank herrichten lassen, die jetzt, längst verwittert, wieder auf die Seite geschafft worden ist. Dort saß später die zur schlanken Jungfrau erwachsene Sabine mit ihrem Nähzeug, öfter noch mit einem Buch in der Hand, denn ob auch äußerlich leicht und flüchtig von Bewegung, war ihr eigentlicher Sinn doch nach innen gekehrt; davon zeugten schon die dunklen Augen, die immer mit einem gewissen Ernst zu lauschen und zu fragen schienen. Erich Klammroth hatte von [illegible] auf mit ihr, wie mit den andern Nachbarskindern verkehrt, und nach Knabenart, das jüngere Mädchen wenig beachtet. Erst als er von seiner zweiten Lapplandfahrt zurückkehrte, bemerkte er, daß Sabine die schönsten Augen der Welt habe und diese Augen sprachen vielleicht ein wenig mit, daß er seine isländische Reise nicht gleich weiter ausdehnte.

Er hatte damals viel zu erzählen, als er heimkehrte. Der Vater verlangte eine ganze Naturgeschichte der befederten und beflossten Bewohner Islands und seiner umliegenden Gewässer. Was weit über diese Specialität hinaus, durch ganz neue Anschauungen, in Erichs Seele Leben gewonnen hatte, das trug er Sabinen zu. Sie war verständnißvoller im Zuhören, als Mancher der mit darein spricht.

An sommerlichen Nachmittagen, wo es so still auf dem Kirchplatze war, daß man Bienen und Käfer in den Blättern des Baumes summen hören konnte, las Erich ihr dort aus seinem Reise-Tagebuche vor, mündlich ergänzend, was er ungenügend notirt hatte. Da sank ihr wohl manchmal die Arbeit in den Schooß und, das Köpfchen in die Hand gestützt, las sie ihm die Worte von den Lippen. Bisher war ihr Denken und Verstehen nicht über den Kirchplatz hinausgegangen. Nun erschlossen sich ihr himmlische Landschaften; sie träumte von fremdartigen Menschen, märchenhaften Städten und Erich war es, der ihrer Phantasie diese glänzenden Bilder entrollte. Der Mensch aber, der es weit macht vor unsren Blicken, übt immer ein so beiderseites Wohlthun an uns aus, daß er auch an unsre Dankbarkeit und Hingebung ein besonderes Recht gewinnt. Das erfuhr Sabine.

Das Sommerleben der Beiden nahm eine immer bestimmtere Gestalt an. Sabinens Mutter, welche kränkelte, war mit einer älteren Schwester in's Bad gereist, der Vater übermäßig beschäftigt. Sabine war zu Haus fast immer allein. Lieber trug sie ihr Nähzeug unter den Baum, wohin Erich einen Tisch gestellt hatte, um Schmetterlinge zu spannen und Herbarien zu kleben. Bei mancher subtilen Arbeit, zu der Sabinens feine Finger geschickter waren, als seine eignen, nahm er ihre Hülfe in Anspruch. Dafür erzählte er ihr von jedem einzelnen Stück, das sie in die Hände nahmen, etwas Interessantes. Manchmal kam Vater Alammroth mit aufgestreiften Hemdärmeln dazu, um ein abgezogenes Thierfell, oder eine Fischhaut in der Sonne zu trocknen. Er sah und hörte von den Beiden ebenso wenig wie sie von ihm. Und wenn sie bis in den Abend hinein geeifert, gearbeitet und geplaudert hatten, wenn dann die Sterne hinter dem Kirchthurm und über den Dächern der Häuser hervorkraten, von denen friedlich blauer Rauch, in die Luft aufstieg — dann kam stille Traumseligkeit über sie, und ob sie auch nichts mehr erzählten und nichts mehr redeten, so hatte doch auch das Schweigen zwischen ihnen eine Seele.

Erich hatte Sabinen oft von den Sternen gesprochen, die auf der weiten Einsamkeit des Meeres, dem Schiffer wie gute Freunde den Weg weisen. Auch daheim liebte er es, zu den freundlichen Lichtern einer anderen Welt aufzublicken. Eines Tages kam ihm Claudius' Gedicht an die Sterne in die Hand. Er las es Sabinen vor:

Sie funkeln alle weit und breit
Und funkeln rein und schön:
Ich seh die große Herrlichkeit
Und kann nicht satt mich sehn.

Dann saget unter'm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es giebt was Bessres in der Welt
„Als all ihr Schmerz und Lust."

Ich werf mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach,
Und such' es dann in meinem Sinn
Und sehne mich danach.

Erichs Stimme war bewegt als er las; bewegt war die Stimmung dieses ganzen Abends. Sabine bebielt die Worte in ihrem Herzen.

Wonach sehnte sich damals Alammroth? War er sich dessen selber klar bewußt? — Es lebten zwei Seelen in ihm. Die eine wurzelte tief in dem kleinen, heimischen Kreise, in dem seine Erinnerungen lebten, von den fröhlichen Knabenspielen an, bis zum Erwachen des seligsten Jugendgefühls. Dieser Seite seines Gemüthes war das Plätzchen unter dem Baum, aus dessen goldgrünem Schatten ihn zwei fragende Augen anblickten, ein Paradies; er mochte über seine Grenzen gar nicht hinaus denken. Rührte ihn ja einmal ein Zukunftstraum, so war auch dieser sicherlich am Kirchplatz heimisch; in einem etwas geräumigeren, aber ebenso absonderlichen Hause, wie das des Vaters, waltete geräuschlos und ammuthreich die lieblichste junge Frau — recht feste Umrisse wollte jedoch dieser Traum für ihn nicht gewinnen. Er dämmerte in Erich's Herzen auf, verwischte sich aber leicht wieder vor seiner Phantasie, die einen anderen Flug nahm. Erich war nicht umsonst in einer Umgebung groß geworden, die seinen Sinn von Anfang an auf das Ungewöhnliche richten mußte. Die abenteuerlichen Dinge und Gestalten, von denen er sich schon als Kind umrinat sah, hatten auch abenteuerliche Interessen, eine Neigung das Wunderbare zu durchforschen, in ihm geweckt. Wie mußten die Wälder beschaffen sein, in denen sich der Riesenvogel dort mit flammendem Gefieder von Zweig zu Zweig schwang? Welch phantastisches Geheimniß umschlossen jene funkelnde Krystalle? — War es nicht der Mühe werth, den Stab in die Hand zu nehmen und danach zu suchen, durch zerklüftete Alpenthäler, die vielleicht noch keines Menschen Fuß betreten hatte, bis in die Steppen der neuen Welt? — Lappland hatte des Knaben Neugier nach Merkwürdigem gereizt; Island gab dem Jünaling einen Vorgeschmack aller Schönheitswunder, welche die Erde trägt. Halb und halb zog ihn von dort eine Empfindung zurück, die mehr in seinen Jahren, als in seiner Eigenthümlichkeit lag. Sie behauptete ihr Recht — eine Zeit hindurch! — Eben weil die Umstände ihr einen eigenthümlichen, alles Gewöhnliche ausschließenden Boden gönnten, sich zu entfalten. Die Scenerie des alten Domes mit seinem feierlichen Gelänte, des Baumes, der ein schützendes Dach über die still wachsende Neigung zwischen ihm und Sabinen breitete, jene wunderbare Einsamkeit und Stille inmitten einer lärmenden Stadt — das Alles kam zusammen, den Zauber zu erhöhen, den die liebliche Eigenart des Mädchens für jeden Anderen schon genugsam erklärt hätte. Erich Alammroth aber war eben nicht wie jeder Andere und darum kam eine Zeit für ihn — der Wind strich herbstlich durch die Gassen, so daß der Tisch unter dem Baume abgeräumt werden mußte; auch Sabinens Mutter war zurückgekehrt. Wenn man sich jetzt noch traf, so geschah es im Kreise der ganzen Familie, an einem spießbürgerlichen Kaffeetisch etwa, beim Herzeichein. Da wurde es Erich beklommen um's Herz. Wenn das seine ganze Zukunft wäre? — — Wenn keine Größe ihn mehr erstaunen, sein Blick sich in keine unbegrenzte Weite

mehr verlieren sollte? — Er meinte schon jetzt, allen Staub, in den der Vater sich vergraben hatte, auf der eignen Seele lasten zu fühlen. Waren Sabinen's Augen wirklich hell genug, das Alles zu durchklären? — Er wußte es selber nicht und diese Unsicherheit betrückte ihn. Wohl sagte er sich, daß er nicht genau des Vaters Wege zu gehen brauche, ja daß dieser selbst einen größeren Wirkungskreis für ihn im Sinne habe. Aber auch in diesem handelte es sich schließlich nur um ein mehr oder weniger. Erich aber wollte etwas ganz Anderes, und sehnte sich danach! —

„Pristis antiquorum, der Sägefisch. Noch abenteuerlicher als der Menschenbai, kommt überall im atlantischen Ocean vor, selten in den Mündungen der Flüsse. Gehört den Knorpelfischen an, Ordnung: Quermäuler" — las Vater Klammroth in einem Naturgeschichtswerk, als Erich eines Abends im Spätherbst ziemlich mißmuthig von seinem Spaziergange heimkehrte. „Pristis antiquorum! Ich sehne mich schon seit Jahren nach ihm und noch nie ist mir ein recht wohlerhaltenes Exemplar durch die Hände gegangen. Erich! durchschiffe den atlantischen Ocean und schaffe mir den pristis antiquorum" —

— „nach dem du dich sehnst," ergänzte Erich, dem es wie bittre Ironie klang, daß der Alte auf seinen Knorpelfisch den nämlichen Ausdruck anwendete, den er dem Bangen seiner innersten Seele lieh.

„Ja wohl!" bestätigte Vater Klammroth, so naiv durchdrungen von der Berechtigung seiner Empfindungsweise, daß er das Geringschätzende in des Sohnes Entgegnung gar nicht fühlte. „Reise, Erich, reise. Ich selbst bin schon zu gebrechlich dazu geworden. Du aber hast im Süden eine glückliche Hand, das hast Du in Island bewiesen. Gute ist genug da. Schaffe mir den Knorpelfisch — abenteuerlicher als der Menschenbai." — — wiederholte er, in das Unwiderstehliche dieser Vorstellung versinkend.

Des Vaters Wunsch traf zu sehr mit Erichs eigenem, sich selbst kaum eingestandenem Verlangen zusammen, um gänzlich unbeachtet zu bleiben. Freilich sprach man zuerst von einer Reise Erich's nur als von einer unwahrscheinlichen Möglichkeit. Aber eben davon sprechend, wurde man vertraulicher mit dem Gedanken. Der Alte brannte nach dem Sägefisch und nach tausend anderen Wunderdingen, die der Sohn schicken, oder mitbringen konnte. Erich empfand etwas wie Flügelregen an seiner Seele. Hier zog der Winter heran, grau, beengende und ereignißlos. Dort war die Welt blau, reich — unendlich! Auf denn, auf! Noch sind die Schwingen dir nicht gebunden. — Auf, genieße deiner Freiheit! —

„Zum Frühjahr komme ich zurück" — entschuldigte er vor den fragenden Augen, als sich die Sache endlich wirklich entschieden hatte. Sabine gönnte ihm sein Glück. Mit welchem Recht auch hätte sie ihn gehalten? Kein Wort war zwischen ihnen gefallen, das ihrem Zueinander eine bestimmte Gestalt gegeben hätte. Und dann wußte ihre Jugend auch noch nicht was jede Trennung, selbst die begrenzteste, im Leben bedeutet. Sie ließ ihn ziehen.

Das Frühjahr kam, aber den Wanderer führte es nicht heim. Erich hatte sich in eine Expedition verwickelt, die ihn mindestens noch bis zum Herbst fern halten mußte, und als der Herbst gekommen war, trieb ihn ein steigender Durst nach Forschen und Finden weiter und weiter. Ist doch die Ferne ein Zauberberg, aus dem schon Mancher den Rückweg nicht wieder gefunden. Den Sägefisch hatte Erich geschickt und der Alte war glücklich.

„Laß nur den Jungen machen," beruhigte er die Mutter, die oft schmerzlich nach ihrem einzigen Kind verlangte. „Er versteht's! Und wenn er sein ganzes Leben verreiste — ich wär's zufrieden!"

Fast hatte es den Anschein, als sollten diese Worte wahr werden, denn Jahr auf Jahr verging und Erich Klammroth kam nicht zurück.

Für Sabine war auf eine Zeit stillen, zuversichtlichen Hoffens, erst bange Spannung, dann die schmerzlichste Enttäuschung gefolgt. Zu dem inneren Wehe, von dem Niemand erfuhr, das aber Sabinens ganzem Wesen eine veränderte Färbung gab, gesellte sich auch äußeres Ungemach. Die Todtenglocken läuteten wiederholt in dem kleinen Viertel am Kirchplatz. Zuerst starb die Frau des Pfarrers, der Sabinen konfirmirt hatte und an dem sie mit inniger Verehrung hing. Dann verlor sie selbst, rasch hintereinander, ihre Eltern. Ihre einzige Schwester war weitweg verheirathet und konnte ihr keine Stütze sein. Verläufig gönnte man ihr noch den Aufenthalt in den Räumen, die bisher ihre Heimath gewesen; aber es war eine unsichre, hülfloie Lage, die nicht dauern konnte. Drei Jahre waren seit Erich's Abreise vergangen; Sabine hatte nicht wieder von ihm gehört. Da bot der Pfarrer ihr seine Hand an. Zuerst war ihr der Gedanke an diese Verbindung ein vollständig unfaßbarer. Dennoch rührte sie die Freundschaft des trefflichen Mannes tief. Sie fühlte das Väterliche in dem Schutz, den er ihr bot, und als sie Alles erwogen hatte, konnte sie endlich nicht schwanken, sich dahin zu neigen, wo ihr Heil lag. Nach kurzem Verlöbniß wurde sie des Pfarrers Frau.

Nicht unbedingt mühelos war das Leben, das jetzt für sie begann. Ihr Mann wünschte die Mutter seiner ersten Frau, die ihm während seiner Wittwerschaft das Haus geführt hatte, auch jetzt bei sich zu behalten und Sabine war ihm darin natürlich nicht entgegen. Aber die alte Dame, die obwohl mit innerem Groll den Platz der Tochter wieder besetzt sah, streute Sabinen nicht immer Rosen in den Weg. Auch die Stiefkinder waren zuweilen schwierig. Ein Sonnenstrahl fiel in das Leben der jungen Frau, als ihr ein eignes Töchterchen beschert wurde, an dem sie mit zärtlichster Liebe hing. Und dann war es trotz der Wolken, die von anderer Seite heraufzogen, zwischen ihr und ihrem Manne wenigstens immer klar, so daß sie den Schritt nicht zu bereuen hatte, den sie gethan. Der Pfarrer hielt sie wie ein Kind am Herzen. Leidenschaftliche Neigung hatte er nie von ihr gefordert. Vielleicht ahnte er sogar, was einmal über ihr Herz gegangen war; hatte das flüchtige Idyll unter dem Baume doch nicht vor seinen Augen gespielt. Aber er

rührte nicht daran und machte dem armen Kinde keinen Vorwurf daraus, einmal lieblich geträumt zu haben. Seine Güte und Milde verließ Sabinen in keiner Stunde des Lebens. Sie fühlte das Großherzige seines Vertrauens, die zarte Schonung, die er ihr erwies und schenkte ihm dafür ein so volles Maaß an Treue und Ergebung, daß Leidenschaft kaum wärmer, sicherlich nicht inniger gewesen wäre. Daß aber dennoch die Bilder alter Tage nicht ganz aus ihrer Seele verbannt waren, konnte sie das hindern? — Es begegnet dem Besten, daß in stillgeweihten Stunden die Vergangenheit einmal wieder zu ihm redet und es schadet auch nicht; wenn er nur aus ihrem süßen Traumreich immer zur rechten Zeit den Weg zurückfindet in die lebendige Gegenwart, die seine Kraft und seine Liebe fordert. So hatte auch Sabine fernes Erinnern in ihrem Herzen gefühlt, an jenem Abend, da sie nach den Sternen sah. —

Ich seh die große Herrlichkeit
Und kann nicht satt mich sehn.

Eine seltsame Fügung war es, daß gerade in jenem Momente der Wagen heranrollte, der Erich Klammroth nach siebenjähriger Abwesenheit in die Heimath zurückführte.

Daß die Gefährtin seiner Jugend inzwischen einem Anderen die Hand gereicht, war ihm von den Seinigen geschrieben worden. Wohl hatte die Nachricht damals Eindruck auf ihn gemacht, aber keinen nachhaltigen; andere Bilder verwischten ihn bald wieder. Jahre gingen darüber hin. Die Sehnsucht der Mutter nach dem Sohne, die durch all' ihre Briefe klang, bewog Erich endlich zu einer Rückkehr, welche, eben so wie früher seine Abreise, der kurze Entschluß eines Augenblickes war. Als er die heimische Umgebung unverändert wiederfand, war ihm, als müsse er auch in die frühere Empfindungsweise zurückkehren, besonders als er Sabinen wieder sah. Die Erschütterung, die er dabei empfand, überraschte ihn selbst. Keine Andere war an die Stelle getreten, die sie einst in seinem Herzen eingenommen hatte; seine Gedanken waren von Liebe weitab gewesen. Nun stand er ihr mit einem Male wieder gegenüber, fand sie noch immer jung und schön, noch immer erröthend unter seinem Blick. Sie hatte das Lieb nicht vergessen, das einst auch für ihn Klang gehabt — das war die alte Kirche, deren Glocken ihrem Glück geläutet hatten, dort flüsterte der Baum wie ehedem — — er fühlte sein Herz bewegt, entzündet vom ersten Augenblicke an, da er wieder in ihre Augen sah. —

Die nachbarlichen Beziehungen, in denen man am Kirchplatz lebte, brachten es ganz natürlich mit sich, daß Erich und Sabine einander fast täglich begegneten. Dem Pfarrer, dem alles kleinliche Mißtrauen fern lag, fiel es nicht ein, etwas dagegen einzuwenden, obgleich seine Schwiegermutter es an Winken und spitzen Worten nicht fehlen ließ. Erich kam in's Haus; trug Sabinen und ihrem Kinde allerlei ausländische Spielereien zu, verweilte am Thürplätzchen so oft er vorüberging — die Blüthen schwollen an den Bäumen, ein Duften und Klingen ging durch die Luft, wer wollte es hindern, daß auch in den Herzen sich etwas regte, etwas das schon vor Zeiten darin heimisch gewesen war. Jugendgefühle haben eine eigne Macht über das Menschenherz: Sirenen gleich, können sie es in die Tiefe hinabziehen. Alles was später in ihm Berechtigung gewonnen hat, gleicht oft nur aufgepfropften Reisern gegen diese Schößlinge, in denen von der Wurzel auf, der frische Saft des Lebens quillt. —

Ein paar Wochen waren vergangen. Die Oleanderstöpfe am Thürplätzchen der Pfarre thaten schon ihre rothen Blüthen auf.

„Wir sollten einmal hinaus in's Freie," meinte der alte Klammroth zu seiner Frau. „Das Wetter ist so schön und Pfarrers zu einer Landpartie einzuladen, erschiene mir wohl schicklich. Sie erweisen unsrem Erich viel Freundlichkeit."

Ob nicht der Alte im Stillen weniger an das schöne Wetter und die Verpflichtungen gegen „Pfarrers," als an Käfer und Schmetterlinge dachte, die auf einer Fahrt in's Freie zu gewinnen waren, mag dahingestellt sein. Immerhin fand seine Frau die Idee recht annehmbar und die Parthie wurde mit den Nachbarn verabredet.

Als Ennziel derselben wählte man Dorf Gronberg, das, freundlich an einem umwaldeten See gelegen, so viel landschaftliche Reize entfaltete, wie eine nicht übermäßig bevorzugte Gegend sie überhaupt bieten konnte. Das Wetter war günstig. Schon bei guter Zeit hatten zwei geräumige Wagen die Gesellschaft vom Kirchplatz ab. Der Pfarrer wurde leider noch im letzten Momente unerwartet amtlich in Anspruch genommen, so daß er die Seinen nicht begleiten konnte.

Erquicklich war es schon, die engen Stadtmauern hinter sich zu lassen und auf bequemer Chaussee dahinrollend, freiere, reinere Luft zu athmen. Der Candidat wollte zwar aus einigen runden, weißen Wolken, die am Himmel aufstiegen, noch für heute Nachmittag ein Gewitter prophezeihen, was der Schwiegermutter höchst unangenehm war, — sie versicherte, schon ihre liebe Tochter habe Gewitterluft nicht vertragen können; — die übrige Gesellschaft aber machte sich nicht viel daraus, war fröhlich und wurde es noch mehr, als man, in Gronberg angelangt, die enge Haft des Wagens verließ, um sich luftig im Freien zu bewegen. Den Kaffee wollte man, im Grünen gelagert, im Walde trinken, und dann einen weiteren Spaziergang unternehmen. Die hügligen, vielfach ausgebuchteten Ufer des Sees waren ringsum von lichtem Gehölz umsäumt und boten schattige Wege, hübsche Aussichtspunkte.

Vor Allen glückselig zeigte sich Vater Klammroth. Er hatte sein Schmetterlingsnetz nicht vergessen und schlug damit, verrätherisch leise heranschleichend, unerwartet bald Diesem dicht an der Nase vorbei, bald Jenem auf die Hände. Die Töchter des Pfarrers, die ihre Skizzenbücher mitgenommen hatten, versuchten sich in Baumstudien, während Mutter Klammroth sorgend nach dem Kaffee sah und viel mitgebrachten Kuchen auswickelte.

Zwei in diesem fröhlichen Kreise fragten weder nach Kaffee und Kuchen, weder nach Schmetterlingen, noch nach den Bäumen des Waldes. Das waren Erich und Sabine. Zwischen ihnen selbst ereignete sich so viel, daß, was um sie herum geschah, ihnen nur traum- und schattenhaft erscheinen konnte. In der frischen Luft und in der zwanglosen Bewegung, die ihnen gegönnt war, lag etwas Befreiendes auch für sie, das sie der Gegenwart entrückte. Sie hatten von ihrer gemeinsamen fröhlichen Kinderzeit am Kirchplatz gesprochen; als sie aber kaum auch an die Erinnerung anderer Zeiten streiften, wurde es stiller zwischen ihnen.

Unterdessen war das Vesperbrot eingenommen worden, und nun sollte es an's Wandern gehn. Die Mädchen stimmten mit dem Candidaten ein fröhliches Lied an, während die Schwiegermutter abermals unter Vater Klammroth litt, der ihr rücksichtslos vor die Füße sprang, sobald irgend ein Schmetterling oder sonstiges Insekt vorüberflog. Erich und Sabine folgten in einiger Entfernung. An einer abschüssigen Stelle des Weges hatte er ihr die Hand gereicht; die zarten, beredten Finger waren ihm rasch wieder entglitten worden. Dennoch blieb es wie ein electrischer Funke zwischen ihnen, der geheimnisvolle Beziehungen weckte.

„Was ist aus dem kränklichen Fräulein geworden, das uns gegenüber wohnte?“ fragte Erich, wieder an die alte Zeit anknüpfend. „Sie gingen so ihr in die Nähstunde, Sabine, und als ich Sie einmal dort am offnen Fenster sitzen sah, warf ich Ihnen — meinen Ball hinein, der mitten auf des Fräuleins Kaffeetisch flog, wofür ich tüchtig ausgescholten wurde. Erinnern Sie sich noch?“

Sabine lächelte nur nickte. Daß es später ein Veilchenstrauß war, der ihr in den Schooß flog, davon sagte sie nichts.

„Das Fräulein ist gestorben, acht Tage vor meiner Hochzeit,“ entgegnete sie.

„Vor Ihrer Hochzeit!“ wiederholte er. „Wie mir das noch immer so seltsam klingt!“

Sie sah schweigend zu Boden und auch er sagte nichts weiter. —

Der Candidat hatte übrigens mit seiner Wetterprophezeihung so Unrecht nicht gehabt. Das Gewölk am Himmel ballte sich dichter zusammen. Auch schien eine erwartungsvolle Stille der Luft auf irgend ein nahendes Ereigniß zu deuten. Selbst die bewegliche Birke rührte kein Blatt. Mit lautlosem Flügelschlag schwebte eine Libelle heran, saß flüchtig nieder auf den Goldblüthen des Ginsters, der in üppigen Büschen überall am Wege blühte und schwebte wieder vorüber, wie fernes Erinnern, das kommt und geht und nicht verweilen darf.

„Nichts Schöneres giebt es doch im Menschenleben, als die Jugend!“ sagte Erich endlich, tief aus seinen Gedanken heraus, „und das Glück das sie beseelte“ — — er unterbrach sich plötzlich wieder, sah Sabinen mit einem lang ausdauernden Blicke an und sprach dann leise weiter zu ihr.

Mit geneigter Stirn schritt sie neben ihm hin. Durch die hohen Wipfel über ihnen ging fernes, sehnsuchtsvolles Rauschen.

„Ja, unsre schöne — schöne Jugend!“ wiederholte Erich. Da grollte aus dunkler Weite der erste dumpfe Donner heran.

Ueber dem Gehen hatte Keiner der schwarzblauen Schatten geachtet, die zwischen den rothen Kiefernstämmen unheilvoll den Horizont umlagerten. Nun stand die vordere Gesellschaft auf einmal still.

„Ist das ein Gewitter?“ — fragte die Räthin mit erregter Stimme.

„Ich glaube kaum,“ beruhigte Frau Klammroth; „dort über dem Wasser liegt ja noch der Abendsonnenschein.“

Der Candidat war indeß doch der Ansicht, daß es ein Gewitter sei.

„Ach, unsere Zeichenbücher!“ rief eine der Töchter, „wir haben sie auf dem Kaffeeplatze liegen lassen!“

„Wenn Regen kommt, weichen sie auf!“ — jammerte die Aeltere.

Erich meinte, je rasch jetzt es wohl noch nicht herauf.

„Doch wird es vernünftiger sein, umzukehren,“ rieth der Candidat.

„Aber ich bin so müde!“ seufzte die Schwiegermutter, „ich hatte vor dem weiten Rückweg erst auf eine kleine Ruhe gerechnet.“

Bei leidlicher Corpulenz war die alte Dame allerdings vom Marschieren athemlos und feuerroth geworden.

„Es wird sich Rath schaffen lassen,“ tröstete Erich der inzwischen nach allen Seiten umgeschaut hatte. „Dort im Schilf am Ufer, liegt ein Kahn angebunden. Steigen wir ein. Ich rudere über den See; wir kommen so vielleicht noch rascher nach Grenberg und zu unsren Wagen als auf dem Fußpfad.“

„Aber unsre Bücher!“ klagten die Mädchen; „wir lassen sie nicht im Stich.“ Auch hatte Mutter Klammroth eine angeborne Antipathie gegen alles Wasserfahren. Es gab ein lautes, wirres Durcheinander verschiedener Ansichten und Meinungen. Der Schwiegermutter, welcher die Schweißtropfen an der Stirn glänzten, waren die Sitzbänkchen im Kahn sehr anlockend.

„Ja, ja, wir fahren!“ — rief der alte Klammroth, „es gibt eine Species Wasserschnaken, die kurz vor dem Gewitter schwärmt, das ist sehr interessant.“ Damit löste er schon die Stricke vom Kahn. Die Andern aber wollten nun einmal nicht fahren und da Jeder auf seinen Sinn beharrte, beschloß man endlich sich zu theilen. Die Mädchen mit Mutter Klammroth, unter dem Schutze des Candidaten, sollten ihre Bücher zu retten. Erich geleitete die Räthin in den Kahn.

„Sabinchen, Sie fahren doch mit uns?“ rief Vater Klammroth. „Es wäre sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie mir das Netz halten wollten, damit ich die Schnaken leichter fangen kann.“

Sabine folgte ihm. Man stieß vom Ufer, während die Gestalten der Wanderer zwischen den Bäumen des Waldes verschwanden.

Nach der lauten Berathung, die vorangegangen, war es auf dem Wasser um so stiller; kaum daß die kleinen

Wellen sich, wenn er sie durchschnitt, an den Wänden des Kahnes herbar machten. Erich ruderte kraftvoll und sicher, wie Jemand, der schon mit ganz anderen Gewässern zu thun gehabt hat. Aber nur seine Arme thaten die Arbeit; sein Blick und seine Gedanken hingen an Sabinen, die ihm gegenüber saß. Sie hatte den kleinen Hut abgenommen; die Luft war erstickend schwül. Freier gelöst, umgelten die goldschillernden Locken um ihr süßes, träumerisches Antlitz.

„Aber Herr Klammroth, können Sie denn nicht einen Augenblick still sitzen?“ klagte die Räthin; „der Kahn wird noch umschlagen, wenn Sie sich unaufhörlich so weit hinausbiegen.“

„Auch die Wasserspinnen sind da!“ rief der Alte. „Sie sind von unserer tegeneria domestica verschieden, ihr aber dennoch verwandt“ — —

„Herr Gott, es blitzt!“ fuhr die Räthin auf. In demselben Augenblick krümmte sich auch schon der See; über die Wipfel am Ufer sah man einen mächtigen Wind hinfahren und hörte sein nahendes Brausen.

„Sturm, Sturm!“ ächzte die Räthin. „O wäre ich doch zu Fuß gegangen!“ —

„Fürchten Sie sich auch, Sabine?“ flüsterte Erich.

Sabine schüttelte den Kopf mit einer seltsamen, weltvergessenen Gelassenheit.

Da übertam ihn mit einem Mal eine wahre Lust an der Gefahr und an dem Weh, das er in der Seele trug. Kräftiger regte er die Arme, daß das bewegte Wasser hoch am Ruder aufbrauste. In wilder Hast jagten die Wolken über den Himmel hin, an dem sie bald kein lichtes Sternchen mehr erblickten. Blitz und Donner folgten jetzt rasch aufeinander.

„Nein, das ertrag' ich nicht!“ schrie die Räthin. „Herr Erich, fahren Sie an's Land! Das Wasser zieht den Blitz an — ich will nicht vom Blitz erschlagen werden. Heiliger Gott!“ —

„Aber was jammern Sie denn so, beste Madame?“ entgegnete der alte Klammroth, den das Wetter wenig rührte. „Jetzt sind Sie es, die den Kahn in's Schwanken bringt. Wären Sie nicht so unruhig auf Ihrem Sitze hin und her gefahren, so hätte ich doch wirklich eben jenes wundersichöne Exemplar —“

„Ach was, Exemplar!“ warf die Räthin ein, sich vor neuem Donnergetöse die Ohren zuhaltend. „Ich will heraus! — es regnet es schon! — Die Landpartie dert — Herr Erich fahren Sie heran. Der Wald bietet noch einigen Schutz — ich will zu Fuße gehn!“

Ein Platzregen fuhr herunter, daß Erich kaum die Augen offen halten konnte. Jede Erörterung hörte auf. Aber es war nur ein kurzer Schauer, denn der Sturm jagte ihn vorüber und wieder rollte es hüben und drüben und rings herum. Die Räthin schrie und bestand darauf, an das Land gefahren zu werden.

„Ja, ja, ich fahre an!“ beruhigte Erich, als sie jetzt nicht bei einem kleinen grünen Vorsprung anzulanden wären. „Das Aussteigen wird nicht gerade bequem sein. Bater Du mußt so gut sein, die Frau Räthin geleiten; ich muß den Kahn hinüber, den ich unmöglich hier herrenlos fort treiben lassen kann. Vorsichtig!“ mahnte er, da die Schwiegermutter bereits über die Bänke zu klettern begann, um nur möglichst rasch hinaus zu kommen. Schrecklich war in diesem Augenblick das Lärmen und Toben in der Luft, das jähe Zucken der Blitze.

„Schade! schade!“ murmelte Vater Klammroth, nothgetrungen der Räthin folgend, die seinen Arm umklammert hielt. „Erich, teilte Dir nach dem Regen nie eine Species — Du weißt, die schöne blaue“ —

Der Sturm, der ihm in's Gesicht pfiff, schnitt ihm die Rede ab; er konnte sich nur rasch noch den Hut fester aufstülpen.

„Sabine!“ rief die Räthin zurück. Aber ohne abzuwarten, ob ihr Ruf gehört wurde, eilte sie, stürmte sie davon, ihren Ritter wider Willen, mit sich fortreißend.

„Ja, Sabine?“ — wiederholte Erich und sein Blick hing in fragender Spannung an ihr. Sie hatte sich gleichzeitig mit den Anderen erhoben, wie um ihnen zu folgen; dennoch stand sie jetzt den Blick vom Lande abgewendet. Einen Augenblick war es, als wollte der Sturm selber den Athem an, ihrer Entscheidung zu harren. Nur unter dem Wirken einer Macht, die stärker war als sie selber, stand sie plötzlich willenlos auf das Bänkchen Erich gegenüber, zurück. Da faßte es ihn wie ein Taumel. Zwei, drei kräftige Züge vom Ufer ab und auf bewegter Fluth trieb der Kahn weit in den See hinaus.

Stumm, wortlos sahen sie sich an. Dann zog Erich plötzlich die Ruder ein, warf sie in das Fahrzeug, ergriff Sabinens beide Hände und drückte sie gegen sein brennendes Gesicht. Sie erwehrte. Se lange sie die Gegenwart Anderer wie einen Schutz über sich gefühlt, hatte sie nichts gefürchtet. Jetzt ihm nur seiner aufjühlenden Leidenschaft allein gegenüber, wurde sie sich erst bewußt, was sie gethan hatte. Leise entzog sie ihm ihre Hände, verschränkte sie fest vor der Brust und blickte von ihm fort, über das Wasser hin.

Das Wetter schien in dem letzten knatternden Donnerschlag seine Kraft erschöpft zu haben. Es war stiller geworden, auch der Sturm legte die wilden Schwingen; aber grau blieb die Luft und an dem Schilf im Wasser hingen schwere Tropfen.

„Sabine,“ sagte er endlich, „wohin fahren wir? — Soll es heimwärts sein, oder in eine neue Welt, in ein neues Leben?“

Sie sah ihn starr an.

„Ja, lerne mich verstehen,“ fuhr er jetzt feuriger fort. „Diese Stunde trägt unsere Zukunft im Schooß. Tief genug haben wir einander in die Herzen geblickt, um noch irgend etwas darin verborgen zu können. Sabine, wenn unsere Augen noch Recht behalten sollte, wenn?“ — —

Er neigte sich näher zu ihr. Was er zu ihr gesprochen — was ihre Seele vernommen, bald in tödtlichem Schrecken, bald in verwirrender, aufjauchzender Seligkeit — — darüber mag ein Schleier ruhen, wie er sich abendlich auch auf die stille Landschaft rings umher niedersenkte. Sabinens

Hand ruhte nun doch wieder in der seinen. Ueber dem Wasser dampften weiße Nebel auf.

„Nur nun entscheide!“ rief er wärmer und wärmer. „Laß mir diese Hand, die ich erhalten habe, ehe ein Anderer sie berührt! — Sage ein Wort und ich ruere hinüber nach jenem Ufer; eine kurze Strecke, Du weißt es, und die Bahn ist erreicht, die uns pfeilschnell auf Dampfesflügeln in's Weite trägt. Mein bist Du dann, mein! Was je zwischen uns getreten war, sinkt in Nichts zurück. Ungeschmälert bringe ich Dir, was Du vor Jahren schon in mir besessen hast. Kein zweites Mal also das Deine, das je in meinem Herzen gewohnt, wie viel Zeit nur Meere sich auch zwischen breite und damals trennen mochten. Ziehe ein, wo die Stätte Dir rein und frei bereitet wurde — sag ein Wort, sag Ja — ich lenke den Nachen der Freiheit, dem Glück entgegen und unsre schöne Jugend kommt noch einmal — unsre Jugend — Sabine, Sabine!“ —

Er war vor ihr niedergesunken, seine Arme wollten sie umschlingen — da schauderte sie plötzlich zurück. Hatten seine Worte kein Echo gefunden in ihrer Brust? — Ach, auch in ihr war die Saite erklungen, die er berührt. Hatte ihm denn ihr erstes Empfinden gehört? — War noch alles Späteren für sie nur das Erzeugniß harter Kämpfe gewesen, in denen sie Sieg um Sieg endlich verdienen mußte. Und nun war er zurückgekehrt, zurückgeliebt zu ihr! — nur um sie vor der Welt, das sie so heiß geweint hatte — mit seinen Armen weg zu sie zu ihm, denn auch in ihrer Seele, sie still sie schien, stimmte das alte Gefühl, dem sie nicht wehren konnte in hellen Flammen aufzuloderu bei Erinnerungen, stürmenden Worten — nur doch! welch anderes, ernstes Bild drängte sich mit einem Male dem entgegen? — Das Bild des Mannes, dem sie Treue geschworen, des Kindes, in dessen Adern ihr Blut floß des Friedens, den sie bei ihnen genossen. Auf der andern Seite: nach kurzem Glückesrausch, ein Gewissen, auf dem die Thränen der Ihrigen lasteten, die Reue, die an ihr nagte, Schimpf und Schande, vorher Heimath noch Frieden auf Erden, vielleicht nicht einmal Frieden im Tode — — verzweiflungsvolle Angst packte sie, als sei dies Alles schon unabweisbar über sie gekommen, zu ewigem unheilbarem Verderben. Da richtete sie sich jäh empor.

„Heimwärts will ich!“ rief sie, „heimwärts zu meinem Mann, zu meinem Kinde! — Zurück Erich, rühre mich nicht an! Du hast keinen Theil an mir!“

Sie floh vor ihm bis an das äußerste Ende des Fahrzeugs, dort sank sie zusammen. Das Antlitz in den Händen bergend, brach sie in lautes Schluchzen aus.

In ihrem starren Blick, in dem unsagbar schmerzlichen Klageton ihrer Stimme, hatte Etwas gelegen, darüber Erich sich nicht täuschen konnte. Sein Schicksal war unabweisbar entschieden. Ihm war dabei nicht anders, als habe sich vor seinen Augen ein Verhang gesenkt; vorüber war der schöne Traum, er selbst der nüchternen Alltäglichkeit zurückgegeben. Um ihn her dunkelte es; ein feiner, durchdringender Regen rieselte erbarmungslos herab. Sich Sabinen noch einmal zu nähern, sei es auch nur, um sie zu beruhigen, das versuchte er nicht einmal. Er wußte, daß Schweigen fortan das einzig Mögliche zwischen ihnen war. Stumm blickte er um sich. Dann nahm er die Ruder wieder auf. Eine halbe Stunde später waren sie in Grenzberg angelangt.

Am Ufer wartete ihrer, unruhig auf und nieder gehend, der alte Kammerath.

„Endlich, endlich!“ rief er, der schwankenden Sabine aus dem Nachen helfend. „Wo in aller Welt seid Ihr nur so lange geblieben? Unserer übrigen Gesellschaft ist, in entschlossenen Reitern, die Gewalt ausgegangen. Sie haben sich alle in einen Wagen gestemmt, wobei noch mein scheues Zamanen gezwungen werden ist. Mit dem anderen Gefährt sollte ich hier auf Euch warten. Ich dachte nicht, daß es so lange werden würde. Habt Ihr Sturm gehabt auf dem See? Sie zittern mir beben ja, Sabinchen; es ist Ihnen doch nichts geschehen?“

Sabine versicherte, daß es nur Kälte und Müdigkeit sei. Der Alte assistirte sie in den Wagen. Erich nahm neben dem kutscher Platz, damit das Pferd trinnen geschlossen werden konnte, und fort ging es in die schwarze Nacht hinaus, was die Pferde laufen wollten.

Heimkehr! — Schönes aller Worte, wenn es ein frohes, reines Herz ist, das wir zurückbringen, wenn wir uns der Liebe freuen dürfen, die uns empfängt. Hatte es diesen Klang auch für Sabine? — Gebrochen, trostlos sah sie in ihrer Wagenecke. Sie hatte das Recht verscherzt, ihrem Kinde entgegenzujubeln und weinend! — als der Wagen in die belannte Straße bog, als sie den vielbliebten sah in ihres Mannes Zimmer und sich sagte: dort schläft mein Kind! — da riß die Wirklichkeit sie zu sich, mit der ganzen Kraft einer gegenwärtigen Empfindung.

„Heinrich! Heinrich!“ — rief sie ihrem Mann entgegen, der in die Hausthür trat, sobald er den Wagen heranrollen hörte.

„Gottlob, daß Ihr endlich da seid!“ — entgegnete er sie in seinen Armen empfangend. Erich aber sein Vater eilten nach Hause, um auch die Mutter dort von etwaiger Angst zu erlösen. Sabine flog zu ihrem Kinde.

„Wie erregt Du bist,“ sagte der Pfarrer, als er sie jetzt im Hellen sah. „Deine Wangen brennen, Deine Hände sind kalt wie Eis. Armes Kind! Genieße etwas und geh dann zur Ruhe.“ —

„Nicht essen nur nicht schlafen kann ich, ehe ich nicht zu Dir geredet habe,“ rief sie; „erst Deine Verzeihung, dann meine Ruhe!“

Sie folgte ihm auf sein Zimmer, warf Hut und Mantel von sich, kniete neben seinem Sessel nieder und die Augen zu ihm aufgeschlagen, erzählte sie ihm Alles, von ferner Jugendzeit an — dort unter dem Baum — bis in die letztverflossenen Stunden hinein. Sie scheute nichts, sich selbst am wenigsten. Aber wie sie ihr Herz offen bekannte, konnte sie auch das sagen, daß im letzten Moment ihr guter Engel sie nicht verlassen hatte und darin lag es, daß sie auch jetzt

noch, obgleich sie es demüthig selbst nicht zu fordern wagte, ein Recht behielt an des Gatten Vertrauen.

Es war tiefe Nacht geworden. Der Regen rauschte noch immer herab, man hörte die schweren Tropfen draußen auf den Epheu fallen. Da berührte des Pfarrers leise Hand Sabinens brennende Stirn. „Verirrt, nicht verloren!“ sagte er mit seiner ganzen väterlichen Milde und nahm sie an sein Herz wie ehedem.

* * *

Am anderen Morgen wurde auf dem Kirchplatz die Nachricht laut: die Frau Pfarrerin sei schwer an einem nervösen Fieber erkrankt. Ihr Zustand verschlimmerte sich rasch und brachte ihr Leben in äußerste Gefahr.

„Die unselige Landpartie mit Sturm und Gewitter, ist Schuld daran,“ sagten die Nachbarn. Erich ahnte einen tieferen Grund und klagte sich reuevoll an. Unsere Empfindungsweise aber pflegt immer für einen Menschen, an den nächstens der Tod Hand anzulegen hat, auch wenn wir selbst daran keinen Theil haben, eine veränderte Färbung anzunehmen, als da er noch mitten unter uns im gewöhnlichen Leben wandelte. Wie ganz besonders war dies für Erich der Fall? Kein Wunsch mehr regte sich in ihm in Bezug auf Sabine, als der, daß sie genesen möchte, den Frieden zu genießen, den sie entschlossen gegen ihres Herz verscheidet hatte. Wurde dem erfüllt, sie gelobte er sich, den Wanderstab wieder zu ergreifen; die kleine Welt hier wäre ihm ebenso bald zu eng geworden.

Sein heißes Gebet fand Erhörung, langsam, langsam erholte sich die Kranke. Der Pfarrer hatte sein Weib mit rührender Sorgfalt gepflegt. Unsagbar war aber auch das Dankgefühl, mit dem sich Sabine seiner Liebe, ihrem Kinde, ihrem Hause — dem Leben wieder geschenkt fühlte, das ihr jetzt in verklärtem Lichte erschien. Ihres reichen Besitzes in demselben wurde sie sich erst jetzt ganz bewußt. Es giebt einen realen Inhalt des Daseins, gegen den der schönste Jugendtraum eben nur — ein Traum ist.

Der Pfarrer war es auch, der Sabinen eines Tages mittheilte, daß Erich, den sie noch nicht wieder gesehen hatte, abermals auf Reisen zu gehen gedenke. Sie hörte es ruhig an.

„Darf ich von ihm Abschied nehmen?“ fragte sie.

„Gewiß,“ entgegnete der Pfarrer, „Du mußt es sogar.“

Nur als Erich dann kam, sich nach dem Befinden der Genesenden zu erkundigen, wie er jeden Tag gethan hatte, rief der Pfarrer seine Frau in das Zimmer, das er selbst, wie um eines nichtigen Anlasses willen, gleich darauf verließ.

So standen sie einander noch einmal gegenüber. Bleich und schmächtig, die Spuren der Krankheit, die sie eben überstanden hatte, noch in den vergeistigten Zügen, erschien Sabine Erich wie eine Heilige, die kein irdisches Verlangen mehr erreicht.

„Ich höre, daß Sie bald wieder verreisen werden,“ redete sie ihn an. „Möge ein guter Stern Sie geleiten. Haben wir doch die Sterne immer lieb gehabt,“ setzte sie freundlich hinzu. „Wir wollen nur das schöne Lied, das von innen erzählt, recht verstehen, Erich. Gewiß haben wir nur haben uns geirrt, aber:

Es giebt was Beßres in der Welt
Als all' ihr Schmerz und Lust“ —

Daran wollen wir freudig festhalten. Gott geleite Sie!“ —

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied. Wenige Tage darauf kehrte auch Erich in seine Heimath zurück — in die weite, weite Welt.

Gedruckt in der Hartungschen Druckerei von L. Voß u. Comp. in Königsberg.

Inhaltsverzeichniß.

I. Artistischer Theil.

Titelbild von Prof. A. Schroedter.
C. Arnold: Christmette.
F. Freyer: J. B. Preyer in seinem Atelier.
G. Fés: „Schönen guten Morgen!“
C. Fußnapp: Großvaters Freuden.
B. Wolfe: Ueberraschung.
C. Lasch: Süße Sorge.
C. Jungheim: Oberse.
A. Baur: Profane Störung.
L. Hammel: Verschiedene Meinungen.
C. Scheuren: Vergänglichkeit.
J. Hildemann: Zu klein!
M. Thiele: Im Wildpark.
H. Sondermann: Strafpredigt.
Berlin v Grab: Gosauschlucht.
W. Nordenberg: Große Wäsche.
H. Wagner: Still beglückt.
C. M. Seppel: Alhambra in der Dechenhöhle.
C. Scheuren: Illustration zu dem Gedichte: Der Regenbogen von A. Ebeling.
Portrait der Catharina Fürleger nach Albrecht Dürer. Illustration zu der Novelle: Männertreu von E. Bely.

II. Literarischer Theil.

1. Gedichte.

Berthel, H. Emil:
Mannestrauer. — Leid in Lust und Lust in Leid. —
Beilhack, Max:
Des Vaters Mitgabe. — Das Brandenburger Schwert im Rhein. —
Blankartz, Moritz:
Quentin Messis. — Stabstrompeter Roch. —
Blüthgen, Victor:
Nachtgebet. — Lähre nicht das bange Schmachten. —
Bodenstedt, Friedr.:
Zur Vermählung meiner Tochter Jenni — Meiner Gattin. — Aufschwung. — Der Quell. — Neumsprüche. —
Dräxler-Manfred:
Bei Jahren. — Freund und Frau. —
v. Doberra, Georg:
Auszulöschen was geschehn. — Abendlied. — Auf dem Comer See. — Somma Riva. —
Engelhardt, Helene:
Idylle. — Im wunderschönen Monat Mai. —
Freimuth, Heinrich:
Mittagsläuten in der Stadt — Schneeabend im Felde — Lacht dir ein Auge luftverklärt.
Griesen, Hermann:
Im Walde. — Geständniß. — Abschied —
Höllner, Rina:
Der Ritter. —
Hamerling, Robert:
Richtet nicht die Todten. — Allerseelentag. — Vergessen. —
Hofmann, Friedrich:
Ferdinand Stolle. — Denkmalweihe der Heldenjugend. —
Hofmann, A. von Aachen:
Die beste Kost. — Der erste Schultag. —
Hofmann von Fallersleben:
An der See. — Im Flachlande. —
Lingg, Hermann:
Nocturnen —
Muth, J. A.:
Ein Schiffstein zieht zu Thale. — Nach dem Haus schau ich hinüber. — Schneeglöckchen. — Gebirgsbach. — Abend am Rhein — Nachtstille. — Ave Maria am Meere. — Mutterherz. —
Nebe, Clara:
Vorüber. — Sternschnuppen im Herbst. — Rosen im Schnee. — Was weinest Du —
Neumann, Carl Woldemar:
Trost im Frühling. — Die kranke Rose. — Dem Prinzen Victor von Wied. —
Oser, Friedrich:
Am Rhein. — Ohne Dämmerung ging der Tag zur Rast Ein Strahl aus dem Paradiese. —
Ran, Heribert:
Fischers Töchterlein. —
Reinhardt, Rina:
An eine junge Dichterin. —
Rittershaus, Emil:
Zur Winterszeit. —
Schaffrath, Max:
Frühling im Winter. — Der erste Kuß. — Ein Traum. — Trost. — Die Braut. — Ein Scheringesell. —
Schanz, Pauline:
Ludwig der Springer. — Tropfen und Thränen. —
Scherenberg, Emil:
Müde Augen — Im Rheingau. —
Schlierbach, Max:
Den Vergessenen. — Zum Geburtstag. —
v. Schwarzkoppen, Clotilde:
Des alten Isaaks Tod. —
Seidl, Fr. Xav.:
In den Bergen. — Meiner Mutter. —
Steinbeuer, H.:
Herbst. — Ohne Sorgen. —
Traxler, Albert:
Frühling und Altweibersommer. —
v. Tschabuschnigg, Adolf:
Auf Rügen. —
Wacke, Gisbert:
Bei Hastings —
Zeise, Heinrich:
Herbststimmung — Der Tannen Sprossen blitzen. — Der Himmel wölbt, der Aare. — Der Liederquell. — Es wirft die Sonne ihre letzten Strahlen. —
Zeitel, Carl:
Minne und Sang. — Zeit und Dichter. — Die alte Sünde. — Vor dem Keplermonument in Regensburg —
Zösling, Adolf:
Der Regenbogen. — (Mit 1 Illustration von C. Scheuren.)

2. Novellen.

Primula veris. Von **Ernst Lingg**.
Männertreu. Eine Künstlergeschichte von **Emma Bely**. (Mit 1 Portrait.)
Verirrt, nicht verloren. Von **Walter Schwarz**.

Deutsches Künstler-Album.

Deutsches
Künstler Album.
CORNELIUS
A. DÜRER
1875
MALKASTEN

Deutsches

Künstler-Album.

Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter.

VIII.

Herausgegeben von Ernst Scherenberg.

Düsseldorf.
Verlag von Breidenbach & Comp.
1855.

Inhaltsverzeichniß.

I. Artistischer Theil.

Scheuren, C.: Titelbild. Farbendruck.
— — Gedenkblatt an Wolfg. Müller von Königswinter. Mit Gedicht von Ernst Scherenberg. Farbendruck.
Kindler, A.: Ein süßes Stündchen.
Searle, Helen: Früchte und Wein. Farbendruck.
Bünnenberg, W.: Gebet der Wittwe.
Süßnapp, C.: Großmutters Lieblinge.
Jungheim, C.: An der Marine von Sorrent. Farbendruck.
Erdmann, O.: Erwartung.
Lindlar, J. W.: Die Quellen des Rheins. Farbendruck.
Rösler, A. von: Klosterkätzchen.
Deiker, C. F.: Fuchs im Dohnenstieg. Farbendruck.
Crola, H.: Nichts für Kinder!
Arnold, C.: Nicht kratzen!
Ingenmey, F.: Im Weinberge. Farbendruck.
Süs, G.: Winter-Leiden.
Dircks, Aug.: Im Blüthenschnee. Farbendruck.
Hiddemann, F.: Der alte Schäfer.
Tüshaus, F.: Chlodwig besiegt Alarich.
Gehrts, Karl: Illustrationen zu dem Gedichte: Auf dem Thurme von Cremona von Anastasius Grün.
Roeber, Fr.: Illustration zu dem Gedichte: Walther Lore von A. Fr. von Schack.
Häberlin, C.: Paul Gerhard, das Lied dichtend: Geh' aus mein Herz und suche Freud'! Mit Gedicht von Jul. Sturm.

II. Literarischer Theil.

I. Gedichte.

Zum Gedächtniß Wolfgang Müller's von Königswinter.
Von Ernst Scherenberg.

Auerbach, Ludwig, in Pforzheim:
Herz, unsterblich ist die Freude. — O Vöglein, im luftigen Blüthengezelt. —
Barthel, G. Emil, in Halle a. S.:
Laßt mich! — O frage nicht! —
Beilhack, Maximilian, in Aschaffenburg:
Idyll vor dem Gewitter. — Abend am Alpsee. —
Berks, Philipp, in Frankfurt a. M.:
Letzte Rast. —
Blanckarts, Moritz, in Düsseldorf:
Im Kriege. —
Blüthgen, Victor, in Marburg:
Des Räthsels Lösung. — Am Meeresufer. — Gränze der Macht. — Was quälst du mich? — Stimmen der Nacht. — Mein Herz, nun laß dein Weinen. —
Bodenstedt, Friedrich, in Meiningen:
Vom Bergsee. — Schäferminne. — Wallfahrt. — Der deutsche Michel. —
Bowitsch, Ludwig, in Wien:
Ich segne jede Rose. — Die Liebe ist blind.
Brachvogel, A. E., in Berlin:
In der Laube. —
Brunold, F., in Joachimsthal:
Ein bittres Wort. —
Buchwald, Otto, in Fürstenwalde:
Frühlingszauber. — Erinnerung. —
Bund, Ludwig, in Düsseldorf:
Bacharach. —
Bunge, Rudolf, in Cöthen:
Die Liebe, die nur Liebe will. —
Constant, W., in Berchtesgaden:
Liebesleid. —
Dahn, Felix, in Königsberg i. Pr.:
Gottvater spricht: — Der Vampyr. —
Dahn, Therese, in Königsberg i. Pr.:
Tödtlicher Tanz. —
Dickmann, Hermann, in Wiesbaden:
Der Bergführer. —
Ditfurth, Franz W. Freiherr von, in Nürnberg:
Der Wittwe Kind. —
Dräxler-Manfred in Darmstadt:
Bäume — Wünsche. — Lorbeer. —
Dyherrn, George Baron, in Herzogswaldau (Niederschlesien):
Küsse mich! —
Ebeling, Adolf, in Kairo:
Das Wiedersehen bei den Pyramiden. —
Eckstein, Ernst, in Leipzig:
Februarabend. — Geistergruß. —
Endrulat, Bernhard, in Straßburg i. E.:
Blumen der Vogesen. —
Fischer, J. G., in Stuttgart:
Mailieder: Wohin du siehst. — Gefunden. — Frühling der Freude. — Unverändert. — Einer Blume. — Diamant. — Klang und Duft. — Verkleidung. — Einer Aurikel. — Rosenknospe. — Der Nachtigall. — Eigener Frühling. — Blüth' und Blüthe. — Ziele. — Maß für Maß. — Theilung. — Im Ueberfluß. — Grenzen. — Verhüllung. — Vermächtniß. —
Förster, Ernst, in München:
Zum 100jährigen Geburtstag von Ludwig Tieck am 31. Mai 1873. —
Frankl, Ludw. Aug., in Wien:
Sturm und Jugend. — Befreiung. —
Freiligrath, Ferdinand, in Cannstatt:
Gedichte nach Robert Herrick: 1. Wie man seine Verse lesen solle. — 2. An Ben Jonson. — 3. An Denselben. — 4. Daß man lustig leben und guten Versen trauen solle. — 5. Nachtstück. — 6. Sein Heil. —
Geibel, Emanuel, in Lübeck:
Im Spätherbstlaube. —
Gerok, Karl, in Stuttgart:
Der letzte Troubadour. —
Gödeke, K., in Göttingen:
Aus dem Chinesischen. 1. Die Begegnung. — 2. Abschied. —
Granello, Victor, W. Langermann, in Köln:
König und Bettler. —
Grieben, Hermann, in Köln:
Lyrische Postkarten. —
Grosse, Julius, in Weimar:
Ein Lebenslauf. (Aus dem Cyclus: „Aus dem Hochland".) —
Grün, Anastasius, in Graz:
Auf dem Thurme von Cremona. (Mit Illustration von Karl Gehrts.) —
Habicht, Ludwig, in Berlin:
Die Kaiserinnen-Wahl. —

Hamerling, Robert, in Graz:
Alvenrosen. — Laß die Einzelnelle tanzen. — Liebeshage. — Epigramme. —

Hasenclever, Friedrich, in Dortmund:
Harter Stand. —

Hoffmann von Fallersleben. Aus dem Nachlaß des Dichters:
Ein Sommerwunsch. — Warte nicht auf neue Kränze! — Bei Beginn des Winters. — Hoffnungsbeigiert. — Die dunklen Tage kommen. — Jugend im Alter. —

Hofmann, Friedrich, in Leipzig:
Am Grabe eines Ritters vom Geist. —

Hofmann von Raxhorn, K., in Coblenz:
Der muthige Caplan. —

Höltz, Hermann, in Hannover:
Im Berner Oberlande. I. Der Gletscher. - 2. Das Ede. —

Horn, Moritz, in Jitau:
Die Schmiede. — Mattied. —

Horn, Oskar, in Gera:
Junge Liebe. —

Jensen, Wilhelm, in Kiel:
Aus alter Kaiserzeit. —

Klette, Hermann, in Berlin:
Elfengruber. — Sommernacht. — Abschied. — Muth. —

Lingg, Hermann, in München:
Die Meerfahrt des Bacchus. — Begegnung. —

Marx, Friedrich, in Graz:
Im Eichenhammer. —

Mauer, K. A., in Karlsruhe:
Das alte Klavier. —

Meißner, Alfred, in Bregenz am Bodensee:
Die Bertasteine. — Schuldbewußt. — Frühlingsabend. —

Milow, Stephan, in Ehrenhausen Steiermark:
Erringenschaft. — Warnung. —

Möllhausen, Paul, in Gotha:
Heimweh. —

Mosler, Albert, in Dresden:
Die Schlacht bei Göllheim. —

Nebe Clara, in Jena:
Unvergeßlich. —

Neubürger, Emil, in Frankfurt a. M.:
Mein Herz, es lachte traurig. —

Neumann, Carl Woldemar, in Regensburg:
Beim Siegesfeiern. (1871.) —

Oser, Friedrich, in Basel:
Sing' frisch dein Lied! — Frühlingsnacht. — Maigelang. — O holde Zeit! —

Oftermald, Wilhelm, in Mühlhausen in Thüringen:
Novemberlied. —

Peters, Adolf, in Meiken:
Mondschein am Meere. —

Reinhert, Gustav, R. Neuhaus in Barmen:
Resignation. — Geh' in dich, Herz! - Pharisäus. -

Renaud, Theodor, in Straßburg i. E.:
Trinklied. — Der Kirmke. —

Rittershaus, Emil, in Barmen:
Im Hirte. —

Roderberg, Julius, in Berlin:
Festgruß der Berliner Presse. —

Roeder, Friedrich, in Elberfeld:
Anakreon. —

Roquette, Otto, in Darmstadt:
Die Lampe. —

Schack, Adolf Friedrich von, in München:
Waldes Lyra. Mit Illustrationen von Fritz Roeder. —

Schefrath, Max, in Bedburg bei Köln:
Ruh und Verlobung. —

Scherr, Pauline, in Dresden:
Johanna Gray. — Genug. —

Scherenberg, Ernst, in Elberfeld:
An Emanuel Geibel. — Kein Rückiger Rausch hat uns verbunden. — Sturmvogel. —

Schierbach, Max, in München:
Theophanie. — Kunst und Mitwelt. — An Fortuna. —

Schönhardt, Karl, in Stuttgart:
Winterbedrittlied. -

Schrattenholz, Josef, in Bonn:
Das böse Schweigen. — Die Traube bin ich, du die Sonne. —

Schulles, C., in Wiesbaden:
Kein Vergessen. — Wenn meine Sterne niedergehen. —

Seidl, Jos. Aug., in Rendorf a. d. Donau:
Adelheid. — Waldtagen. —

Silberstein, Anguk, in Wien:
Rathsle, dürres Land. — Späte Erfüllung. —

Spielhagen, Friedrich, in Berlin:
Silberne Hochzeit. — Bei Ueberfendung der „Problematischen Naturen". — J'y pense. —

Steinbrener, K., in Lindlar bei Köln:
Himmel! —

Stetter, Karl, in Elberfeld:
In der Dechenhöhle. —

Stöber, Adolf, in Mülhausen i. E.:
Deutscher Todesmuth. —

Storck, Friedrich, in Elberfeld:
Auf dem Friedhof. —

Storm, Theodor, in Husum:
Sprüche des Alten. — Novemelle. —

Sturm, Julius, in Köthig:
Hinaus! — Hummelflug. — Hüte dich! — Trübe Stunden. — Paul Gerhard. (Mit Illustration von C. Hübertin.)

Traeger, Albert, in Coelleda:
Helene. —

Tschabuschnigg, Adolf Ritter von, in Wien:
Waldeinsamkeit. —

Vinke, Gisbert Freiherr, in Freiburg in Baden:
Kaiser Karl am Meere. —

Waldmüller, Robert, in Dresden:
Die junge Königin. —

Weil, Gustav, in Karlsruhe:
Auf meiner Mutter Tod. —

Weill, Theodor, in Stuttgart:
Herbstgefühl. —

Weiß, J. Ch. Adolf, in Graz:
Abendgeld. —

Weller, Erwin, in Rheinbaden:
Zwei Grabkränze. —

Wickenburg-Almasy, Wilhelmine Gräfin von, in Wien:
Waisenmädchenbaar. —

Wilhelm, P. J., in Barmen:
Der Hexenjungfrauen. —

Woermann, K., in Düsseldorf:
Des Phidias Tod. —

Zeise, Heinrich, in Altona:
Die blühende Haide. —

Ziel, Ernst, in Leipzig:
Heiland. —

2. Novellen.

Milow Stephan: Die Steinbauer.
Salomon, Ludwig: Cellinis Tochter.

Zum Gedächtniß

Wolfgang Müller's von Königswinter.

Geb. am 5. März 1816, gest. am 29. Juni 1873.

Herausgeber des „Künstler-Albums“

vom Jahre 1851–53 und 1860–67.

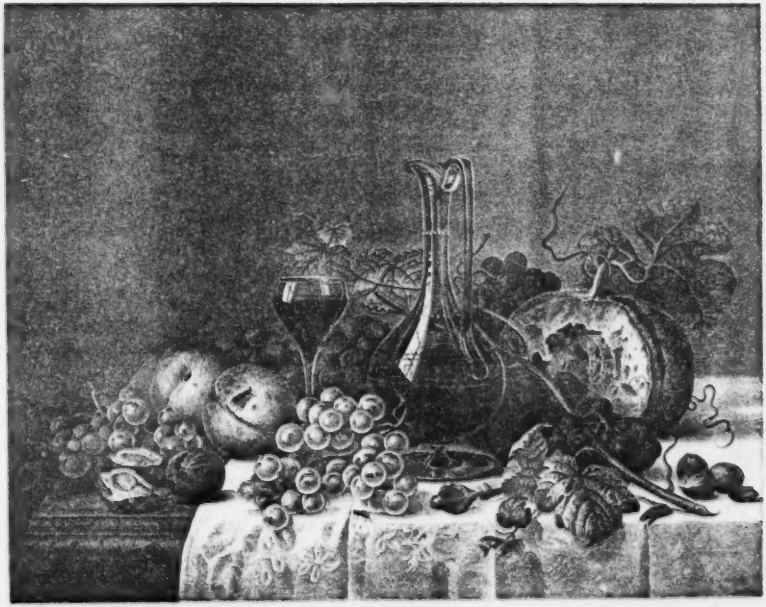
Am Fuße der Berge, die liebergrünt,
Vom Schimmer der Sage umglänzt und verschönt,
Da stand Deine Wiege am herrlichsten Fluß,
Da weckt' Dich die Muse mit feurigstem Kuß,
Da perlte so golden Dein Lied wie der Wein! —
Und wo Du auch weiltest — Dein Herz blieb am Rhein!

Ob Dein Fuß dann im Wandern die Fremde gestreift,
Dein Herz ist nur immer zur Heimath geschweift;
Sie hat Dich zum Singen und Schaffen belebt,
Sie hat Dir im Ringen die Waffen gewählt;
Dein war sie im Leben, im Tod blieb sie Dein! —
Gestillt ist Dein Sehnen: — Dein Herz schläft am Rhein!

Verstummt ist die Lippe, erlahmt ist die Hand —
Doch leuchtet Dein Name im heimischen Land,
So lang noch die Berge, die Burgen, der Dom,
Die Rebengelände sich spiegeln im Strom! —
So schlummre, Du Sänger, im friedlichen Schrein:
Dein Herz ist gestorben — Dein Lied lebt am Rhein!

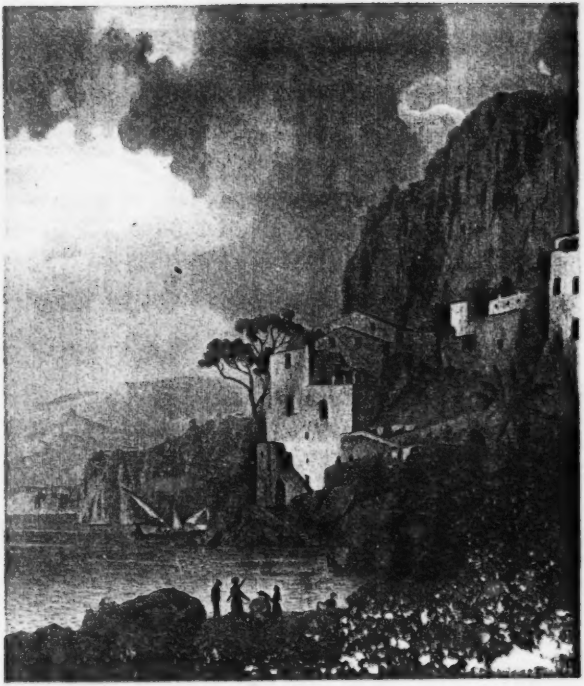
Ernst Scherenberg.

Mein Herz ist am Rhein
COLN
NEUENAHR
WOLFG. MÜLLER
VON
KÖNIGSWINTER



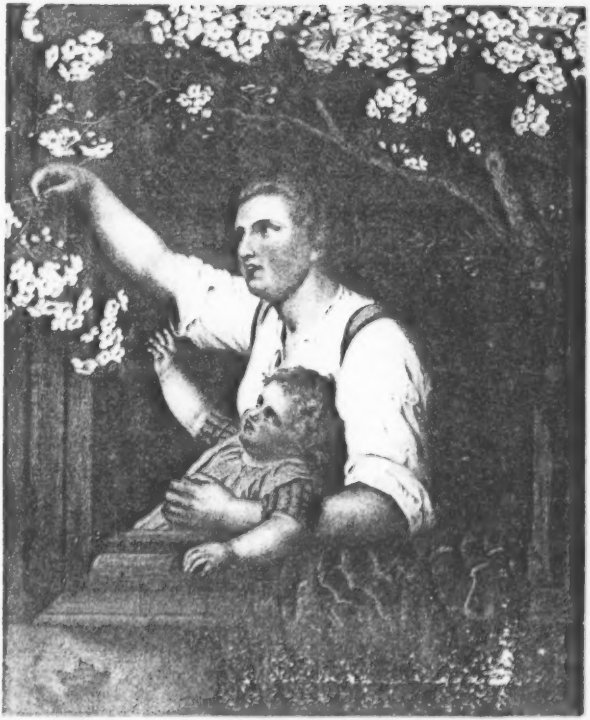
Gebet der Wittwe.

Grossmutters Lieblinge.



Nichts für Violet!

Winter Leiden.



Chlodwig besiegt Alarich

Ludwig Auerbach in Pforzheim.

Herz, unsterblich ist die Freude.

Ferstichtig deiner Sorgen
Finsterer Hüter willst du sein,
Doch an einem schönen Morgen
Kehrt der Lenz bei dir auch ein!

Aufwärts in dem Born des Lichtes
Leckt sich seiner Lerche Ruf,
Und erhellten Angesichtes
Schaust entzückt du, was er schuf.

Seiner Bäume Blüthenflocken
Leuchten festlich durch's Gefilz,
Und mit blitzendem Frohlocken
Trägt der Strom der Sonne Bild.

Wo du gehst, auf allen Wegen
Grüßt dich duft'ge Blumenpracht,
Ist des Frühlings Blüthensegen
Zu letzt'zem Reiz erwacht.

Hell aus dunkelm Tannenwalde
Bricht der Buchen junges Grün,
Und das thauige Moos der Halde
Funkelt in der Sonne Glüh'n.

Und aus allen Höh'n und Gründen
Ruft und lockt der Vögel Chor,
Eine Botschaft zu verkünden
Jedes frommen Lauschers Ohr.

Herz! unsterblich ist die Freude,
Ob sie auch verschüttet lag,
Endlich doch — nach schwerstem Leide —
Kommt ihr Auferstehungstag.

O Vöglein, im duftigen Blüthengezelt.

Vöglein, im duftigen Blüthengezelt,
Wie ist dir in diesen Tagen?
Du trillerst nur jubelst, als müßtest der Welt
Von seltenen Wundern du sagen.

In Rosenflammen dein Apfelbaum,
Dein Nest in Blüthen begraben —
Wie sollte dein kleines Herz da noch Raum
Für all' diese Wonnen haben?

Drum schmettert so machtvoll in jubelndem Klang
Dein Lied aus den schauernden Zweigen,
Als müßtest ausströmen der Freude Drang
Du auf einmal — und selig dann schweigen!

G. Emil Barthel in Halle a. S.

Laßt mich!

Laßt mich meine kranke Seele baden
In der kühlen Flut der dunklen Nacht!
Nur als Arzt sei mir der Schlaf gelaben,
Der mit Himmelsbalsam oft gebracht!
Nächtlich wird er meine Seele heilen,
Die verwundet von des Tages Pfeilen.

Laßt, o laßt mich mit ihm ganz alleine!
Schließt die Thüren, hängt die Fenster zu,
Daß ich noch, bevor er mir erscheine,
Eingetaucht in kühlen Fluthen ruh!
Heiß und heißer brennen meine Wangen,
Endlich eingebettet und unverbangen.

Schlaf, du bist der beste Arzt dem Kranken,
Dem zur Neige geht des Lebens Wein! —
Laßt mich ihm den süßen Wahn verdanken,
Ungestorben und doch todt zu sein!
Ihm im Arme laßt mich leben dürfen
Und Vergessenheit des Todes schlürfen.

O frage nicht!

Wie glänzt dein dunkles Augenpaar,
Du lieblich Kind, so hell und klar!

Und doch, wenn ich es glänzen sehe,
Ergreift mein Herz ein tiefes Wehe.

Denn deiner Lippen Pfirsichroth,
Das malte nur der Tod, — der Tod!

Und ach, ich seh's mit Seelenbangen:
Wie färbt er rosig deine Wangen! —

Noch glänzt dein dunkles Augenpaar,
Er wird es brechen übers Jahr.

Darum, wenn ich es glänzen sehe,
Erfaßt mein Herz so tiefes Wehe. —

O frage nicht, du süßes Kind,
Warum die Thräne niederrinnt! —

Maximilian Beilhack in Aschaffenburg.

Idyll vor dem Gewitter.

Mitten in Mähden, die hoch bis zur Schulter erheben die Halme,
Während von Kernern gefüllt zur Erde sich neigen die Aehren,
Deutet die Sense der Knecht. Just wäßte mit Ernte beladen
Heim sich das eine Gefährt, fern rollen die Räder des andern,
Welches die schwellende Last auf die Tenne geleert und zurückkehrt.
Pfeifend spitzt er die Lippe, doch hält er ein wie erschrecken,
Gleich als wär' es ein Frevel, die muntere Weise zu pfeifen,
Denn durch die zitternde Luft trägt eben vom Dorfe die Glocke
Klagende Töne herbei — er kennt das Geläut vor Gewittern.
Jetzt, als hätten gelauert des Signals die Bäume des Raines,
Rauschrauschen mit eins vielzackige Blätter der Eichen,
Um zu verstummen sogleich und banz um die Zweige zu beben.

Blaugrau zieht das Gewölk mit kupferfarbigen Rändern
Und tiefhängend im Zug sich über das Thal, das so lautlos
Daliegt, seit sich ins Nest hinduckten die ängstlichen Lerchen.

Nun nach dem Weg, der schmal durch die nickenden Felder sich durchzwängt,
Schaut mit fragendem Blick der dengelnde Knecht nach dem Bauern,
Der langsam im Gespräch herwandelt am Fuße der Bäume.
Jener, der mit ihm geht, ist es nicht der jüngere Lehrer
Drüben vom Nachbardorf, den früher der Bauer kaum ansah?
Und da stehn sie beisammen und schütteln sich herzlich die Hände
Und noch einmal dazu und flüstern vertrauliche Worte!

Seltsam freundlich erschien der Gebieter dem Knechte schon mittags,
Als er der Schwüle gedacht, der Botin vor nahem Gewitter,
Drauf das Gesinde gemahnt, sofort, wenn auch heut just ein Sonntag,
Eifrig zur Ernte zu sehn, und schmunzelnd endlich versprochen,
Füllen zu lassen den Krug beim Schenkwirth abends zum Imbiß.

Hätte doch Anna, die Magd, in der That ein Geheimniß errathen?
Zischelnd vertraute sie's ihm, auf dem Wagen stehend in Garben,
Die er hinauf ihr gereicht: „Der Lehrer sei heute gekommen
Nicht zufällig, ihn hab' an der Thür schon die Tochter erwartet,
Und aus dem Fenster geblinzt verständnißvoll ihm die Mutter.
Ja der Bauer sogar, Beisasse des Raths der Gemeinde —
Aus der Gemeinde hinaus, das wisse man längst schon, die Tochter
Will er nicht lassen, die einzige, zieh'n und spenden die Mitgift —
Ja der Bauer sogar versprach ihm im Rath seine Stimme,
Daß er zum Taktstock ihm in Schule und Kirche verhelfe."

Ja was wirkt ein Gewitter, ein hageldrohendes, seltsam
Doch auf der Menschen Gemüth! dem Lehrer verlieh es die Sprache
Ihm gegenüber, dem Mann mit dem heimbuchkräftigen Willen,
Lieh ihm Worte beredt, zu zeigen Gefahren des Hagels
Und des Blitzes dazu, wenn die Güter nicht seien versichert,
Daß, wenn prasselnd sich stürzt die Schlosse auf goldige Aehren,
Oder der Funke den Weg sich bahnt in die Scheunen und Ställe,
Ihn, den begüterten Mann, hohläugig auf trostlosen Feldern
Oder durch's kohlende Dach angrinst die gefürchtete Armuth.
Alles dies hörte die Magd und noch mehr. „Wenn der Bauer die Tochter
Ihm hingäbe, so könnt' aus dem Lehrer ein Bauer einst werden,
Wenn es den Schwäher verlange nach Ruhe im greiseren Alter.
Doch bis dahin woll' er ihm zur Seite stehen als Eidam,
Als Schulmeister, Agent gegen Schaden von Hagel und Feuer.
Länger zu säumen nicht ziem's, zu versichern das Haus und die Felder,
Ja er wolle sogleich — —"

Ein Blitz fuhr durch das Gewölke,
Und es donnerte dumpf. Da besann sich der Knecht, daß er müßig
Gasse, indessen die zwei zum letztenmal sich die Hände
Schüttelten und mit der Rechten der Bauer zum Gruße ihm winkte.
Winken zum Gruß mit der Hand? der Bauer dem feiernden Knechte?!
Nun da sehe man doch, was vermag ein Gewitter im Anzug!

—•—

Abend am Alpsee.

Ringsum glüh'n des Gebirgs kahlhäuptige Schroffen und Kanten,
Goldgrün dacht sich der Wald niederer Berge zu Thal.
Unten am Fuße hinstreckt sich mit buchtigen Ufern der Alpsee,
Spiegelt des Felsgrats Glüh'n, spiegelt das waldige Gold;
Aber mit zackigem Schnitt, bald spiegelnd die Höhen, bald schattend
Zieht sich ein Schleier hindurch, hüllt schon ein Ufer in Nacht.
Spiegelst du, schweigender See, nicht ab ein menschliches Leben,
Welches, zum Abend gelangt, blickt auf vergangene Zeit?
Goldgleich glüh'n ihm zurück unschuldige Tage der Jugend,
Mälig und mälig verbleicht Klarheit und Farbe und Glanz.
Wer ohne Schuld sich fühlt in dem reifenden männlichen Alter,
Kein zertretenes Glück zieht ihm den Schleier hinweg.
Aber der Schleier verbleibt, den nur ungern lüften die meisten,
Mancherlei war die Gefahr, mancherlei ward auch die Schuld.
Wenn nur, ob auch sternlos die allausgleichende Nacht naht,
Auf die verschleierte Brust strahlt der versöhnende Mond!

Philipp Berke in Frankfurt a. M.

Letzte Rast.

Ein wandermüdes Vöglein hält
Nach langer, banger Hast
Von Meer zu Meer, von Welt zu Welt,
Verirrt die letzte Rast.

Aus seinem Busen los sich ringt
Mit heißem Sehnsuchtstrieb
Sein Abschiedsgruß — ihr Winde bringt
Ihn dem verlassnen Lieb!

Den Wald, den fernen, grüßt im Lied,
Das heimathliche Thal!
Die Stätten, die seit lang es mied,
Viel tausend, tausendmal!

Und ist im Tod sein letzter Klang
Verstummt dann und verhallt:
Sing' über ihm den Grabgesang,
Du grüner, fremder Wald!

Moritz Blanckarts in Düsseldorf.

Im Kriege.

Heiß tobte der Kampf um den brennenden Ort,
Es donnerten wild die Geschosse.
Hier Trommeln, dort gellend Commandowort,
Signale und wiebernde Rosse.

Und endlich ward's stiller, es kam die Nacht,
Man hörte rings Stöhnen und Wimmern;
Aus rauchenden Trümmern in grausiger Pracht
Die Flammen hell züngeln und flimmern.

Ich trat in ein Haus und suchte Quartier,
Zu ruh'n die ermüdeten Glieder —
Welch' rührendes Bild entrollte sich hier,
Nie werd' ich vergessen es wieder!

Es kniete im Bette ein Kindlein held,
Die Mutter saß weinend daneben,
Und ob auch donnernd die Schlacht noch grollt,
Nicht schien es erzitternd zu beben.

Den Brand, den nahen, bemerkte es nicht,
Sah nicht, wie Verderben rings waltet,
Sein Abendgebet wie im Frieden es spricht,
Die Händchen in Andacht gefaltet.

Da wandt' ich erschüttert mich wieder zurück,
Die Thräne zerdrückt' ich vergebens —
O sorglose Unschuld, wie schwindet dein Glück
So bald in den Stürmen des Lebens!

Victor Blüthgen in Marburg.

Des Räthsels Lösung.

Nun sind wir beide ganz alleine;
Mein kluges Herz, ich will dich fragen;
Weltflüchtig tief im stillen Haine
Sollst du die große Antwort sagen.
Die Weisen können's nicht ergründen,
Ob sie allwissend sich geberden:
Kannst du des Räthsels Lösung künden?
  Sprich: Wozu lebt der Mensch auf Erden?

Ich lausche. Rings ein duftig Schweigen;
Der Lenz streut seine Blüthenflocken,
Die Sonne blinzelt in den Zweigen
Und fern im Thale läuten Glocken;
Es jauchzt der Fink die alte Weise,
Das Lied, das nie erstirbt auf Erden,
Und tief im Herzen klingt es leise:
  Zu lieben und geliebt zu werden!

Am Meeresufer.

Die Möve fliegt. Es schweift mein Blick
Wohl über das weite Meer.
Was ist die Freude? Was ist das Glück, —
Der ewige Weltbegehr?

Ist's wie die Woge schäumend rollt
Und, kaum geboren, versinkt?
Ist's jener Stern, deß leuchtend Gold
Mir immer ferne blinkt?

Ist's, wie der Wolken wechselnd Heer
Dort zieht im Abendschein?
Ist's wie der Schaum, so hohl und leer? —
Mein glückliches Herz spricht: Nein!

Es ist die Perle, still und schön,
Die unter Schaum und Fluth
Weltunbekümmert, ungesehn
In schweigender Muschel ruht.

Gränze der Macht.

Runzle die Stirn und sprühe Haß,
Und wende mir den schönen Rücken;
Dem tödtlich Ueberlass'nen laß
Den letzten Hoffnungshalm zerknicken.
Tritt mich mit Füßen; mitleidfrei
Laß mich des Spottes Dolch verletzen;
Reiß meiner Ehre Brief entzwei
Und gib dem Klatsch die armen Fetzen;

Laß fern von dir in dumpfer Nacht
Mich büßen ohne ein Verschulden;
An Einem scheitert deine Macht: —
Daß ich dich liebe, mußt du dulden!

Was quälst du mich?

Nun ist's genug, und länger prüf' ich nicht,
Ob ich die stumme Qual zu Jahren brächte;
Mein Leben dorrt und meine Kraft zerbricht,
Und schlummerlos verstreichen meine Nächte.
Ich hoffe nichts; das bunte Truggesicht
Zerrissen längst der Wahrheit strenge Mächte, —
Nun steh' ich hier und fragen will ich dich:
  Was quälst du mich?

Laß ab von mir. Ob unterm Wimperflor
Dein Blick mich sucht mit heißem Flammenlodern:
Es ist des Irrlichts Schein auf ödem Moor,
Das tückisch kroch aus gift'gen Sumpfes Modern.
In dumpfem Dunkel ständ' ich armer Thor,
Sobald ich's wagte, kühn von dir zu fodern.
Ich will genesen; schöner Teufel, sprich:
  Was quälst du mich?

Stimmen der Nacht.

Nächtlich aus des Schlafes Banden
Schreck' ich manchmal jäh empor;
Geisterhaft, doch klar verstanden
Schlug mein Name mir an's Ohr.

Und getäuscht, im halben Traume,
Blick' ich suchend um mich her,
Doch zerflossen nur im Raume
Ruht das Dunkel, stumm und leer.

War's ein Ruf des stillen Boten,
Dessen Schutz mich Gott vertraut,
Oder hört' ich meiner Todten
Süßgeheimen Liebeslaut?

Mein Herz, nun laß dein Weinen

Mein Herz, nun laß dein Weinen
Um das, was du verloren;
Noch wird mit lichtem Scheinen
Manch junges Glück geboren.

Wer weiß, um welche Wonnen
Dein Brüten dich betrogen;
Derweil du trüb gesonnen,
Sind sie vorbeigeflogen.

Wie manches auch zerfallen,
Im Strom der Zeit verschwommen:
Das höchste Glück von allen
Soll immer erst noch kommen!

Friedrich Bodenstedt in Meiningen.

Vom Bergsee.

Ich lass' im Kahn mich schaukeln,
Der Mond schwimmt auf dem See;
Die Wellen, die mich umgaukeln,
Blitzen wie reiner Schnee.

Sie kommen und schwinden leise
Im Glanz der Mondesgluth
Und werfen zitternde Kreise
Auf die leisbewegte Fluth.

Hell ist's fast wie am Tage
Auf dem blanken Wasserflor,
Mit jedem Ruderschlage
Taucht neuer Glanz hervor.

Nur fern die Berge dunkeln,
Bewaldet bis zum Fuß,
Und aus dem Dorf her funkeln
Lichter mit flüchtigem Gruß.

Sie wollen zur Heimkehr mahnen —
Und bis zur Uferflur
Zieht auf den schwanken Bahnen
Der Kahn eine lichte Spur.

Ich stand und dachte lange:
O wär' es mir verliehn
Auf meinem Lebensgange
Auch solche Spur zu ziehn!

Schäferminne.

Der Schäfer führt am frühen Tag
Hinaus sein Schafgewimmel;
Im Felde schmettert Lerchenschlag
Hellauf zum blauen Himmel.

Den langen Stecken unterm Arm,
Die kurze Pfeif' im Munde,
Geht er voran dem wolligen Schwarm,
Umbellt vom treuen Hunde.

Er achtet nicht, wie's klingt und mait,
Blickt wie voll trüben Sinnens,
Als dächt' er an die alte Zeit
Heldseligen Schäferminnens.

Wo, wenn voran der Sandsmuth
Der wolligen Heerde dunkle,
Ein wonnig Königskind herab
Vom Söller grüßend winkte.

Heut grüßte, seit er zog von Haus,
Ihn nur die alte Liese —
Sie hing zum Trocknen Wäsche aus
Am Zaune bei der Wiese.

Wallfahrt.

Wir sausten über des Hochlands Bahnen,
Es war im schönen Monat Mai —
Tief unten im Thale flatterten Fahnen,
Da zog eine Prozession vorbei.

Die Pilger sangen von gläubigem Hoffen —
Zwar hört' ich ihre Worte nicht,
Doch wenn der Mund, so sperrweit offen
Wie diese, sieht man, was er spricht.

Sie zogen zum Muttergottesbilde
Und sangen die alte Litanei —
Das Wirthshaus führt einen Fuchs im Schilde,
Der Wirth macht gute Geschäfte dabei.

Der deutsche Michel.

Einst war ich als deutscher Michel
Ein Spott der ganzen Welt —
Doch vorbei ist nun alles Gestichel,
Denn ich ward ein berühmter Held.

Einst sang ich von Nixen und Elfen
Und zärtlichem Herzenserguß —
Das kann mir jetzt nicht mehr helfen,
Denn ich ward ein Politikus.

Einst war ich lüstern und schüchtern,
Doch froh beim vollen Glas —
Jetzt bin ich stramm und nüchtern,
Denn der Ernst geht über den Spaß.

Einst folgt' ich dem Glockengeläute,
Und fehlt' in der Kirche nie —
Ungläubig bin ich heute
Und treibe Philosophie!

Vergebens mit seiner Sichel
Späht nun der Tod umher
Nach dem alten deutschen Michel,
Denn ich kenne mich selbst nicht mehr.

Ludwig Bowitsch in Wien.

Ich segne jede Rose.

Ich segne jede Rose,
An der du träumend hingst, —
Und jede auch, an welcher
Du kalt vorüber gingst!

Ich segne jede Stätte,
Auf der dein Haupt geruht, —
Und jeden, den getroffen
Der Flammenaugen Glut.

Ich segne jeden Zauber,
Den deine Hulk gebar, —
Und Jeden, der in deiner
Umarmung glücklich war!

Ich segne selbst ein Lieben,
Das nun als Wahn erscheint, —
Und segne jede Thräne,
Die ich um dich geweint!

Die Liebe ist blind.

Die Liebe, die Liebe ist blind!
Sie sieht nicht die Dornen im Wandern,
Sie sieht nicht die Fehler des Andern,
Die Liebe, die Liebe ist blind!

Die Liebe, die Liebe ist blind!
Sie baut nicht hinaus in die Ferne,
Sie trägt in der Brust ihre Sterne,
Die trauliche Führer ihr sind!

Die Liebe, die Liebe ist blind!
Sie preiset nur, was sie erkoren,
Und merket nicht, was ihr verloren,
Im Traum, der sie täuschend umspinnt!

Die Liebe, die Liebe ist blind!
Und blind nur zu sein kann ihr taugen,
Denn öffnen dem Licht sich die Augen,
So stirbt das göttliche Kind!

A. E. Brachvogel in Berlin.

In der Laube.

Ach, in der Laube, im Dunkel,
Hab' ich mein Lieb' einst erschaut,
Lächelnd beim Sternengefunkel
Wie eine harrende Braut.
Ewig, in Wonne wie Schmerzen,
Ging meine Seele dir auf,
Du stiegst im dämmernden Herzen
Mir ja als Sonne heraus! —

Dann in der Laube, im Dunkel,
Hab' ich als Weib dich geküßt;
Heimliches Sternen-Gemunkel
Weiß ja nur, was du mir bist!
Tage nur Nächte in Wonne
Sagten, was du mir verliehst;
Daß doch die Monden und Sonnen,
Daß doch die Jahre entfliehn!

Dunkel die Laube, — im Herzen
Dunkel so Tag wie Nacht!
Warum hast du so viel Schmerzen,
Sage mir, Laube, gebracht? —
Stille, es rauscht! — In den Zweigen
Glimmt es! — Im Herzen wird's Licht!
Ewig ist Eins, was sich eigen
War! — aus der Laube es spricht!!

Jetzt in dem Dunkel der Laube
Sitz ich! — Ich sitze allein!
Starre! — Um mich ist, ich glaube,
Meine nicht noch feuriger Schein! —
Seit sie hinunter mir sanken
Die mir einst leben ans Licht,
Seh' ich die täglich geschranken
Wonnen des Erdenseins nicht!

F. Brunold in Joachimsthal.

Ein bittres Wort.

Wenn Freundesmund gekränkt dich hat,
Ein Wort dich traf vor allen:
So denk', es sei ein welkes Blatt
Zu Füßen dir gefallen.

Denk', daß am Baum ein Hauch, ein Warm,
Am Blatt, am Zweig gerüttelt;
Denk, daß vor Tagen es ein Sturm,
Ob's heut erst fiel, geschüttelt.

Sieh an den Baum, wie blüthenreich,
Und doch manch Blatt zerschlagen;
Denk, wie dein Freund dich mild und weich
Zu seinem Schmerz getragen.

Denk nur des Guten, das er that,
Traf dich ein Wort vor allen —
O, denk', es sei ein welkes Blatt
Vom Blüthenbaum gefallen.

Otto Buchwald in Fürstenwalde.

Frühlingszauber.

Tiefe Ruh! die Winde schweigen,
Von dem Frühlingszauber traumen;
Junge Blüthen an den Zweigen
Duften süß in Traum versunken.

Da ein Wind mit rauhen Sinnen
Springt empor vom Bett der Rosen,
Durch die Blüthenschläferinnen
Fährt er hin mit wildem Tosen.

Tausend fallen seinem Wüthen,
Bis er ruht, ein müder Streiter; —
Ueber den gebrochnen Blüthen
Träumen still die andern weiter.

Erinnerung.

Blaue Traube, es lockten einst
Deine Schwestern den Knaben
Kühn das schwanke Spalier hinauf,
Sich an ihnen zu laben.

Wenn er die Reben auch keck zerrauft,
Strebend nach süßem Genusse —
Hatt' er die Traube, was fragt er viel
Nach des Gärtners Verdrusse!

Anders ist's heut! Manch steiles Spalier
Wies ihm sein rüstiges Streben;
Aber die Traube war selten es werth,
Daß er zertreten die Reben.

Ludwig Bund in Düsseldorf.

Bacharach.

Nun Fahrmann, laß das Ruder sinken
Aus sommerbrannter, harter Hand;
Die Berge glüh'n, die Schatten winken,
Wir sind am Ziele, stoß' ans Land.

Hier will ich ruh'n, hier will ich weilen,
Hier flur' ich wohl ein gastlich Dach,
Um alles Weh der Brust zu heilen —
Sei mir gegrüßt, o Bacharach!

Hier reden von versunk'nen Tagen,
Vom Walten einer großen Zeit
Viel Burgruinen, teren Sagen
Verkünden Glück und Herzeleid.

Den kunten Sagen will ich lauschen,
Wie einer Norne ernstem Sang,
Wenn über mir die Winde rauschen,
Gelagert still am Bergeshang. —

Wohin sich meine Blicke wenden,
Stromauf, stromab in stolzer Pracht
Zeigt sich, wie hier mit vollen Händen
Ein Gott sein schönstes Werk vollbracht.

Und wie der Mensch an rissen Borden
Stark in das Joch der Schöpfung trat,
Daß er ein Schöpfer selbst geworden,
Denn rings im Segen reift die Saat.

Der schroffste Fels trägt seine Reben,
Am Berge, wo der Nebel braut,
Um zu dem Wein ihm Brot zu geben,
Hat er das gele'ne Korn gebaut.

Und unterthänig seinem Willen
Baut er in enge Bett den Strom,
Darüber glänzt mit seinem stillen
Und reinen Blau der Himmelsdom.

Nun schwillt es mir die Seele schwellen,
Mich fühlen in der Tage Glühn,
Du stolzer Strom, mit reinen Wellen,
Ihr Berge, mit dem Rebengrün.

Und neue Wonnen will ich trinken,
Mein Lied ruft deine Echo wach; —
Die Berge glühn, die Schatten winken,
Sei mir gegrüßt, mein Bacharach!

Rudolf Bunge in Cöthen.

Die Liebe, die nur Liebe will.

Die Liebe, die nur Liebe will,
Ist uns'res Lebens schönste Blüthe;
Sie klingt, schweigt auch die Lippe still,
Wie Glockenklang durch das Gemüthe.

Denn Sonntagsfeier bricht herein,
Die junge Seele betet leise,
Wenn frommer Liebe Zauberschein
Still um sie zog die heil'gen Kreise.

Und winkt aus lieben Augen dann
Der scheuen Bitte die Gewährung:
O selig, dreimal selig dann,
Du Menschenherz, in der Verklärung!

W. Constant in Berchtesgaden.

Liebeslied.

1.

Ich habe geliebt, ich habe geliebt,
Was nun hab' ich vom Leben?
Die Liebe, die Vielen Alles gibt,
Was hat sie mir gegeben?

Doch, doch! die Liebe gab mir auch
Viel Gluthen und lerernte Flammen,
Die aber brannten mein Lebensglück
Zum Aschenhäufchen zusammen.

2.

Wenn dich der Bettler sieht in seinen Nöthen,
Du reichst die Gabe ihm, blickst mild ihn an;
Ich habe dich um einen Kuß gebeten —
Dein Auge zürnt: wie ich das wagen kann?

Nicht war's ein Kuß, den Liebe gibt der Liebe,
Es war ein Abschiedskuß, den ich erfleht:
Ja, wenn dein Herz stolz gegen Jeden bliebe,
Der heiß verlangend dir zur Seite steht! —

Nur mir gegenüber eisern ist dein Wille,
Gott weiß' es nicht, daß dir einst kennt der Tag,
Wo einen Kuß du wünschest in der Stille,
Und keine Lippe dir ihn bieten mag! —

3.

Ich habe einst eine Knospe betrachtet,
Sie war noch ganz geschlossen;
Mit einem Male sprang ihr Kelch,
Stolz war sie aufgeschossen.

Kam es von gold'nem Sonnenstrahl,
Kam es von nächtlichem Thaue,
Daß sie voll Pracht mit einem Mal
Erglänzte auf der Aue?

Wie's kam, hab' ich mir bald gedacht:
Mein eig'nes Liebesehnen
Entkeimte und wuchs in Einer Nacht
Durchweint in bitt'ren Thränen.

Felix Dahn in Königsberg i. Pr.

Gottvater spricht:

Wenn ich in's Weltgebäude vom Himmel schau hinein,
Traun, Alle meine Freude ist jetzt die Lieb' allein.

Die Demuth ist gestorben, der Glaube todesbleich,
Die Wahrheit ist verdorben, die Lüge hat das Reich.

Den Stolz, auf den sie pochen, längst hätt' ich ihn gefällt,
Längst hätt' ich sie zerbrochen, die ungetreue Welt,

Hätt' ich nicht treues Lieben blühn hin und wieder doch,
Ein Reis, das übrig blieben vom Paradiese noch.

Einen Engel will ich senden, den Treuesten, der mein,
Der soll mit starken Händen der Liebe Hüter sein.

Mit Gluth und Thau sie pflegen soll er zu rechter Zeit,
Soll schirmen sie und hegen gen alle Häßlichkeit.

Und spricht er einst mit Reue: „O Herr, die Lieb' verdarb —
Nichts half ihr meine Treue, denn ihre Wurzel starb" —

Dann weigr' ich meinen Blitzen nicht mehr ihr Rächeramt,
In ihren tiefsten Sitzen zermalmt die Erde flammt.

Und aus dem Weltenstaube entsliegt die Liebe bloß,
Fliegt, eine weiße Taube, in meinen ew'gen Schooß."

Der Vampyr.

Ach, ich genau gleich den andern Todten, hielt' ich Grabesruh,
Doch mich treibt der Fluch, zu wandern ewigem Verderben zu.

Liegt im blauen Mondenscheine friedlich aller Gräber Zahl —
Unter'm schweren Marmorsteine reißt mich auf die heiße Qual

Und mir wachsen dunkle Flügel und mir wächst der heiße Sinn,
Rastlos über Thal und Hügel reißt mich das Verlangen hin.

Wo in schwülen Liebesträumen süß die schöne Braut sich wiegt,
Dahin ohne Ruh' und Säumen leis der dunkle Freier fliegt.

Und zu ihren Häupten sieh' ich — scheu verlischt der Ampel Licht —
Und aus Schmerz um sie vergeh' ich: — doch sie lassen kann ich nicht! —

Ja, ich weiß, mein Hauch ist Sterben, ja, ich weiß, mein Kuß ist Tod:
Dennoch drück' ich das Verderben auf die Lippen roth und roth.

Horch': ein Hahnenschrei! — Von hinnen! — Bleich und kalt das Mägdelein —
Aber ich — im Grab tief sinnen, über mir der Marmorstein!

Therese Dahn in Königsberg i. Pr.

Tödtlicher Tanz.

Es schreitet aus goldnen Hallen
Der junge Königssohn:
„Was hör ich lockend schallen
Solch süßen fremden Ton?“ —
Zigeuner streichen die Geigen,
Den Burschen und Dirnen zum Reigen,
Und Alle sie tanzen schon.

Nur Eine fern von Allen
Und scheu bei Seite stumm,
Ihre gelben Haare wallen,
Es trotzt ihr rother Mund:
„Nur mein Lied kann ich singen
Und mag nur tanzen und springen
Auf blühendem Haidegrunde!“

Und die getanzt so gerne,
Sie achtet ihrer kaum —
Der Königssohn stand ferne,
Gelehnt am Eichenbaum;
Sie schaute nach ihm hinüber
— Die Augen gingen ihm über,
Ihm kam ein alter Traum.

Und zögernd kam er geschritten:
„Willst du tanzen nicht mit mir?“ —
„Wie sind so fein deine Sitten,
Möcht tanzen wohl mit dir!
Fern, wo an dunklen Seen
Die Haide-Tannen stehen,
Dort möcht' ich tanzen mit dir!“ —

Da tanzten sie durch die Lande,
— Sie hatten so frischen Muth —
Nach den Haiden am Waldesrande,
Nach der Weiher dunkler Fluth,
Und tanzten wonnetrunken,
Als schon die Sonne gesunken
In des Abends flammender Gluth.

Und tanzten über die Berge,
— Der Mond am Himmel stumm, —
Und tanzten am Dornenhege
Die Füße sich blutig wund;
Und tanzten in heißem Umfangen,
Bis daß ihre Herzen sprangen
Auf blühendem Haidegrunde.

Hermann Dickmann in Wiesbaden.

Der Bergführer.

(Aus den Reiseblättern eines Einsamen.)

Der Fuß ist wund, die Stirne feucht,
Vom Felsen prallt zurück die Gluth,
Mein Führer schleppt sich schwer und keucht
Und schweiget mit verdroßnem Muth. —
Die Last, die seine Schulter drückt,
Sie fällt am Ziel und lehnt ihn reich;
Ach Gott, wie fühlt' ich mich beglückt,
Wär' meine Last der seinen gleich!

Des Berges Krone winkt von fern
Und beut ihm Ruhe, Speis' und Trank,
Ich geb' ihm reichlich, geb' ihm gern
Und sag' ihm wohlgemeinten Dank.
In meinem Herzen haust ein Heer
Gedanken voll von Gram und Pein;
Das hält so fest, das drückt so schwer
Und krallt dem Geier gleich sich ein.

Im Thale wohnt ihm Weib und Kind,
Für sie nur trieb es ihn hinaus;
Und was ihm Müh' und Schweiß gewinnt,
Bringt einen frohen Tag in's Haus.
Ich ließ nicht Weib, nicht Kind zurück,
Ein Fremdling bin ich dort wie hier;
Am stillen Herd der Liebe Glück
Beut nimmermehr das Leben mir.

Sieh da, das schöne Ziel erreicht!
Er schaut sich lächelnd nach mir um,
Nun ist ihm wohl, nun ist ihm leicht,
Er bleibt nicht länger trüb und stumm.
Zum Abschied reich' ich ihm die Hand:
Leb' wohl! — Schon wendet sich sein Fuß,
Schon eilt er fern am Bergesrand,
Noch einmal winkt er mir zum Gruß.

Wohl mag verschmähn er gern die Rast,
Verschmähn den Trunk, den ich verhieß;
Er denkt nicht mehr der Müh' und Last:
Dort unten winkt sein Paradies.
Ich sah im Aug' der Freude Strahl,
Und leichter, freier schau' ich aus,
Und trifft mein Blick das ferne Thal:
So fleh' ich: Segen seinem Haus! —

Franz W. Freiherr von Ditfurth in Nürnberg.

Der Wittwe Kind.

Im Leichenhaus gebettet ruht
Im off'nen Sarg ein todter Knabe;
Die Mutter steht voll Trauermuth
Bei ihm mit letzter Liebesgabe.

Sie zieret ihn mit Blumen aus,
Schlingt um sein Haupt die Lilienkrone,
Sie schmückt das kleine Schlummerhaus
Zum langen Schlaf dem einz'gen Sohne.

Des Grames lichte Perlensaat
Tropft auf des Bleichen kalte Glieder;
Ging's nicht zuweiter Gottes Rath,
Die Thränen weckten ihn wohl wieder.

Noch einen langen, bangen Kuß
Drückt sie dem Todten auf die Wangen;
Dann ist sie, weil sie scheiden muß,
Schmerzüberwältigt heimgegangen.

Als sie nach Haus nun kam die Nacht,
Hat sie, um Trost sich zu bereiten,
Das heil'ge Schriftbuch aufgemacht,
Da liest sie auf den nächsten Seiten:

„Und als Elisa kam in's Haus,
Da lag der Knabe todt im Bette;
Er hieß sie Alle gehn hinaus
Und betete an dieser Stätte.

„Dann trat er vor; gebeugt auf's Kind,
Hauchte er es an in seinem Arme;
Drückt ihm die Hände weich und lind,
Daß der Entschlafne neu erwarme.

„Drauf schritt er betend hin und her,
Und als er wiederum gekommen,
Da athmete der Knabe schwer,
Schlug auf die Augen neu entglommen.

„Elisa rief dem Diener zu:
Schick' mir die Sunamitin nieder!
Und als sie kam, sprach er in Ruh:
Da hast du deinen Knaben wieder.

„Sie aber fiel auf ihre Knie
Und betete Gott an zur Erde;
Sie nahm das Kind, das todt war hie,
Und Freude war an ihrem Herde." —

So las sie. Ihr ist da geschehn,
Als ob ein Engel sie berührte;
Wie Odem Gottes fühlt sie's wehn,
Der ihren Gram und Schmerz entführte.

Und als der Morgen nun getagt,
Sie zur Beerdigung gekommen,
Da hat sie nicht geweint, geklagt,
Ihr Herz war selig fast beklommen.

Sie trat hinein zum Leichenhaus,
Sie trat zur Kammer ein der Todten —
Sie steht gebannt in Freudegraus
Vom Anblick, der sich ihr geboten.

Umblüht vom lichten Sonnengold,
Sitzt aufrecht da im Blumengrabe,
Und mit den Lilien spielend hold,
Frisch, lebensvoll der schöne Knabe.

Da fiel sie nieder auf die Knie
Und betete Gott an zur Erde;
Sie nahm das Kind, das todt war hie,
Und Freude war an ihrem Herde.

Dräxler-Manfred in Darmstadt.

Bäume — Wünsche.

Ich stand in einer Baumallee,
Die Bäume dicht in meiner Näh'
Wie ragten sie in's Blaue;
Die weiter'n, kleiner wurden die
Und immer niedrer schienen sie,
So weit ich sie erschaue.

Sie däuchten mir wie Wünsche just,
Die aus der armen Menschenbrust
Zu steigen sich erdreisten:
Ununterbrochen eh' wie jetzt,
Und Niemand weiß es wann zuletzt,
Und unerfüllt die meisten.

Die ersten, da du Jüngling noch,
Wie steigen die so hoch, so hoch,
Es schwindelt sie zu denken;
Und mit den Jahren abwärts geht's,
Da werden sie geringer stets
Und sich zur Erde senken.

Die ersten so gigantisch kühn,
Gewipfel, dessen Hoffnungsgrün
Dem Blick kaum zu erreichen;
Die weiter'n klein, doch dichtgereiht
Und ach, für Hand und Fuß so weit,
Als ob zurück sie weichen.

Der Stamm so hoch, der Mensch so klein,
Der Wunsch so schön, doch selten dein,
Was er gewährt will sehen! —
Ich schreite durch der Bäume Reih'
Und denke sorgenvoll dabei:
Wie wird es weiter gehen?

Lorbeer.

In des Maien mildem Hauche
Tragen sie, nach altem Brauche,
Aus dem Treibhaus Lorbeerbäume
In die freien Gartenräume.
Sieh, die südlichen Gesellen
Strecken sich, die Blüthen schwellen,
Auf dem Blatt liegt Duft und Glanz,
Und die da vorüber gehen
Sie bestaunen die Trophäen
Fernen Hesperidenland's.

Arme Bäume, nur getrieben,
Streng in Winterzucht verblieben,
Mit dem Norden in Zerwürfniß,
Dem der Lorbeer kein Bedürfniß,
Nur gezogen, um zu prangen,
Statt dem glühenden Verlangen
Als ein Lohn gewährt zu sein:
Ernst ist euer Niederblicken,
Wo die Stirnen, die zu schmücken
Ihr bestimmt seid, nicht gedeihn.

Ach, und doch mit leisem Sehnen
Blickt und mit geheimen Thränen
Manch ein Aug' auf eure Blätter;
Doch die da vom rauhen Wetter
Abgefallen, aufzulesen,
Ist des Mannes nie gewesen,
Der gedankenreif und frei, —
Und das göttliche Erfrechen,
Selbst sich einen Zweig zu brechen,
Straft die deutsche Polizei.

George Baron Dyherrn in Herzogswaldau (Niederschlesien).

Küsse mich!

Küsse mich, damit ich vergesse
Böse Zeit und langsame Stunden,
Nageuren Groll und brennende Wunden,
Küsse mich, damit ich vergesse!

Trüb ist der Himmel allerwegen,
Schwarze Wolken verübersagen,
Rasse Zweige an's Fenster schlagen,
Rastlos rauscht der herbstliche Regen.

Ob sich auf ewig verdunkelt haben
Licht der Sonne und Blau dort oben?
Schwarzes Bahrtuch der Erde gewoben,
Drunter die Menschen trostlos begraben?

Laß uns der grauen Dämmerung wehren,
Daß sie gespenstisch herein sich nicht dränge,
Schließe der Fenster feine Behänge,
Laß uns den Tag in die Nacht verkehren!

Zünde die Kerzen und schüre die Flammen
Dort im Kamin geschwind und bringe
Funkelnden Wein! ein Lied mir singe,
Daß wir vergessen, vergessen zusammen!

Adolf Ebeling in Kairo.

Das Wiedersehen bei den Pyramiden.*)

(Ein Frühlingsbild.)

Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!
Rief ich ihnen betrübt, aber voll Hoffnung zu,
Als sie am fernsten Gesichtskreis verschwanden . . . .
Auf Wiedersehn im nächsten Lenz,
Wenn die Veilchen und Anemonen blühen,
Und die blendenden Falter sich wiegen auf dem rothlichen Klee. —

Aber die Zukunft des Menschen ist dunkelverhüllt,
Und sein Geschick gleicht der rollenden Kugel,
Die bald hierhin, bald dorthin den wechselnden Lauf lenkt,
Nur ihn unerbittlich mit sich fortträgt in unbekannte Fernen.
Glücklich der, dem es vergönnt ist, sich in diesem Wechsel
Den festen Glauben und die kindliche Zuversicht zu bewahren:
Daß ein treuer Vater über den Wegen des Kindes wacht,
Ihm einen Engel mit lichtem Fittich zum Begleiter schenkt,
Und Alles zum Heil führt.

So trug auch mich die dampfbeflügelte Bahn
An das fürliche Gestade,
Und dann die Wege des Mittelmeers nach dem Lande des Aufgangs;
Ob für mich das gelobte Land? . . . . Wer darf es sagen!

Auch sie, die befreundeten Störche,
Waren damals fortgezogen zur Winterzeit,
Jedoch leichtbeschwingt und hoch durch den blauen Aether;
Aber auch unser Kiel durchfurchte ein friedliches Blau,
Denn der Himmel lächelte günstig herab
Und schenkte glückliche Fahrt.
In der Frühe des sechsten Tages
Lag sie vor uns, lichtgerändt, palmenbekränzt,

*) Siehe „Die Störche. (Ein Herbstbild.)“ Band VI., 1875, des „Deutschen Künstler-Albums“.

Durchglüht vom Morgenfeuer der aufgehenden Sonne:
Die Küste Afrika's, mit der Stadt Alexander's,
Und wie ein goldener Riesenpfeil
Leuchtete die Pompejus-Säule zu uns herüber.
Aber mich trieb es weiter und weiter
Hin an das Reiseziel.
Durch das ewig blühende, grünende Delta,
Denn der nordische Winter ist hier ein lachender Frühling,
Zur Linken den Nil, den Vater und König der Flüsse,
Den geheimnißvollen Zeugen der Urgeschichte der Menschheit,
Die nach Jahrtausenden zählt und in seinen Fluthen sich spiegelt,
Hin nach Kairo, der berühmten Khalifenstadt,
Wo der Halbmond sein Banner aufgepflanzt hat,
Und wo die grüne Fahne des Propheten weht.
Wohl ist sie wunderbar und prächtig zugleich,
Diese Stadt, mit ihren versteckten Palästen,
Ihren Kuppel-gekrönten Moscheen und den schlanken Minarets,
Von denen herab der Muslim einstmals zum Gebete ruft:
Allah akbahr! Gott ist groß! . . . .
Mit ihren Palmen und Sykomoren,
Ihren Granat- und Orangenbäumen
Und ihren Gärten, voll Rosen- und Jasminduft;
Mit dem bunten Gewühl ihrer Straßen und Bazare,
Wo man die Trachten schaut aus die Sprachen hört der ganzen Welt . . . .
Wunderbar und schön zumal mit ihrem ewig blauen Himmel,
Der sich Morgens und Abends in Gold und Purpur malt,
Und mit ihren Mond- und Sternennächten voll Märchenpracht.
Aber — mein Herz schlägt stetiger und höher,
Wenn auch umflort durch die Trauer der Trennung —
Aber die Heimath ist es nicht,
Die Heimath nicht, die meinige zumal nicht,
Wo der Rheinstrom fließt und Glockenklang von Thal zu Thal tönt,
Wo in den Domen die Orgeln den Gesang der Beter begleiten,*)
Und das welterlösende Symbol, das Kreuz,
Die Menschen zu Einer Brüderfamilie
Ich will heute nicht der Schatten, die dieses heilige Bild trüben, gedenken
Im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung vereinigt . . . .
Die deutsche Heimath ist es nicht! —

Aber welch eine Vergangenheit umschließt dieses Wunderland,
Wenn die Schleier fallen von vierzig und mehr Jahrhunderten,
Und die Zeit der Pharaonen vor unser geistiges Auge tritt.

So stand auch ich gar bald am Fuße der Pyramiden,
Und lenkte an die größte von ihnen erschüttert die Hand:
Ein himmelansteigender Felsen,
Und doch von Menschen erbaut,
Obgleich selbst Sankt Peters Dom kaum mehr als ein Häuschen ist.
Unter mir der Nil mit die unermeßlichen, von ihm durchströmten Ebenen,
Saatfeld an Saatfeld, wo schon die ersten Ernten reifen,
Denn in diesem gottgesegneten Lande
Wird dreimal jährlich gesäet und dreimal geerntet;
Hinter mir die gleich unermeßliche Wüste,
Ein unabsehbares, leeres, ewiges Todtenmeer:

*) Im Orient gibt es keine Glocken, keine Orgeln und keinen Kirchengesang.

Dort frisches, blühendes Leben,
Hier öder, schweigender Tod.
Und vor mir das entsetzliche Steinphantom, die Sphinx,
Die, ein verewigtes Räthsel, schon vier Jahrtausende lang
Ihr Riesenantlitz gen Osten wendet,
Und kein Sterblicher weiß, was sie bedeutet und was sie soll.
Weiter den Nil hinauf, unter Palmenwäldern zerstreut,
Ragen andere Pyramiden silbergrau und feierlich in die blaue Luft,
Das Trümmerfeld von Memphis bedeckend, der Riesenstadt,
Der ebenbürtigen Schwester des hundertthorigen Theben.
Der Anblick, großartig, gigantisch, titanenhaft,
Erschüttert das Gemüth, aber erfreut uns erhebt es nicht,
Das Herz bleibt unerquickt, ach, und die Seele so leer!
Todte Vergangenheit aus Stein,
Zu der uns die goldene Brücke des tieferen Verständnisses fehlt,
Denn auch die kunstvoll gemeißelte Priesterschrift
Ist für uns wesenlos und todt.
Das Auge schreckt zurück von den furchtbaren Wundern der Wüste,
Und schaut wie zum Trost hinab in das lenzgrüne Thal;
Aber zugleich ergreift auch den fremden Wanderer
Ein Heimwehschmerz, schmerzlich und heiß,
Und ein Erinnern durchschauert und durchflammt ihn
Wie die Stimme der Mutter aus frommer Kinderzeit.
Der Ibis kreist und der Silberreiher steigt,
Aber die Freunde der Heimath,
Die mir einst vorausgezogen, sehe ich nicht,
Und doch schlug bereits für sie die Frühlingsstunde der Rückkehr.
Wo seid ihr gefiederte Wanderer, meine deutschen Freunde,
Damit ich einem von euch, wie einer Nachtaube,
Ein grünes Blatt — meinen Lenzgruß — auf den schimmernden Flügel lege,
Es hinüberzutragen zu den fernen Lieben!

Da plötzlich leuchtet aus Süden, von Nubien her, eine lichtweiße Welle,
Die näher und näher eilt, wie auf Fittichen des Sturms; . . . .
O freudiger Jubel! O Wiedersehn, du Himmelsgeschenk von Oben!
Willkommen, Willkommen! Sie sind es, sie sind es!
Und nun bin ich nicht mehr allein und verlassen in der schweigenden Wüste.

Sie hemmen den Flug, sie senken die Schwingen,
Um noch einmal am Ufer des Nils Erquickung zu trinken
Und Stärkung für die nordische Reise.
Dann steigen sie sicher und stolz empor . . . .
Schon liegt — für sie das Spiel eines Windes! —
Die ungeheure Pyramide tief unter ihnen,
Und noch immer steigen sie und steigen, und stehen endlich, wie damals, so auch jetzt,
Gleich silberblitzenden Sternen hoch am sonnigen Himmel;
Dann schweben sie durch den unermeßlichen Luftraum,
Weit, weit über das Delta hinaus.
O wer mit euch ziehen könnte, mit euch heimkehren!
Doch mich fesselt der Baum meines Schicksals,
Das auch an mir sich erfüllen muß,
Wie an jedem anderen sterblichen Menschen.
Ich zerdrücke männlich die Thräne . . . .
Lebt wohl! lebt wohl! Des Himmels Segen über euch und euer Fahr!
Und — „Grüßet mir freundlich mein Heimathland!"

Kairo, im April 1874.

Ernst Eckstein in Leipzig.

Februarabend.

Nach Longfellow.

Die Flocken schweigen,
Die Nebel steigen,
Das Fest ist öde,
Der Strom ist todt.

Der Himmelsbogen,
Wie grau umzogen!
Die Scheiben glitzern
Im Abendroth.

Die Flocken weben
Mit leisem Beben
Der stillen Erde
Das Schlummertuch.

Und durch die Matten
Wie düstre Schatten
Schleicht stumm und trübe
Ein Leichenzug.

Die Glocken tönen
Wie dumpfes Stöhnen,
Wie stilles Weinen,
So matt' und bang,

Und Alles trauert,
Und leise schauert
Mir's durch die Seele
Wie Grabesklang.

Geistergruß.

Wenn blaß der erste Morgenstreif
Im dunklen Osten flimmt,
Und zitternd hoch im Himmelsgrau
Der erste Stern verglimmt:

Das ist die Stunde, trüb und schwer,
Wo Geisterklagen wehn,
Das Grab die Todten wiedergibt,
Auf Erden umzugehn.

Kein Hauch bewegt die kalte Luft,
Kein Vogel ist erwacht,
Und bleiern lastet der wüste Schmerz
Nach wilderwachter Nacht.

Beim feuchten Grunde der Gräber hebt
Sich's dumm ein blasses Licht;
Der Sehnsucht Gluth, je heiß und voll,
Stirbt selbst im Grabe nicht.

Und leise schwebt die trübe Schaar
Durchs dunkle Feld dahin:
Kein Thau erquickt die Blume mehr,
Wo sie verüberziehn.

Auch du, Marie, zogst vorbei, —
Wohl hab' ich dich erkannt.
Du legtest auf die Stirne mir
Die kalte Todtenhand.

Bernhard Endrulat in Straßburg im Elsaß.

Blumen der Vogesen.

Wenn du eine Blume pflückst
Auf den Halden der Vogesen,
Diese Inschrift sollst du stets
Tief in jedem Kelche lesen:

„Reiche Ströme deutschen Bluts
Eine ungesatt, ach, einst geflossen;
Deutsch hat an's falsche Herz
Frankreich dieses Land geschlossen.

„Reiche Ströme deutschen Bluts
Wieder sind dahin geronnen,
Bis auf's Neu' zum Eigenthum
Deutschland dieses Land gewonnen.

„Daß es nimmer anders sei,
Gottes Gnade mög' es geben,
Doch sagt das Deine thun
Soll dein ganzes Sein und Streben!"

Diese Inschrift sollst du stets
Tief in jedem Kelche lesen,
Wenn du eine Blume pflückst
Auf den Halden der Vogesen.

J. G. Fischer in Stuttgart.

Maiseier.

Wohin du siehst.

Da lockt sie wieder,
Deine Duftgestalt,
Und hält mich ergriffen
Mit Liebesgewalt.

Doch wo dich fassen
Von Anbeginn?
Alle dein Wehen
Weher? wohin?

Jede Blüth' am Wege,
So lang erharrt,
Ein Zeuge deiner
Allgegenwart.

Gefunden.

Wann die Freude geboren sei,
Das wußte Keiner zu sagen;
Da wählte die Liebe sich den Mai
Am schönsten von allen Tagen.

Erstling der Freude.

Grüner Rasen,
Du Augenruhe,
Erste Wohlthat und Freude des Jahrs!
Bald nun werden sie dich verhüllen,
Ganz verhüllen, die Herrlichkeiten
Ueberfließender Blumenpracht.
Und dann?
Wer bringt dich wieder,
Deiner ungezierten
Herzstärkenden Jugend
Ganze Einfalt?
Was gleicht dir wieder,
Du satte Wohlthat,
Erstling der Freude,
Grüner Rasen?

Unverändert.

Kind noch, ja, an dieses erwärmten
Wiedererwachten Hügels Sonne,
Da lagest du noch an der Mutterbrust,
Da lebtest du ihn, den lebendigen Odem,
Da sprachest du nicht: Ich liebe dich;
Doch die Vögel kamen, die Bienen kamen,
Die Blumen winkten von selbst und schliefen
An deinem Halse, wie du an ihrem.

Und nicht mehr Kind? Die Jahre verleugnen's;
Doch Kind und Heimat? Wer trennte Die? —
Oeffne die Arme, Mutterherz,
Und vergönne das süße Wort:
Ich liebe dich!

Einer Blume.

Aus diesem Keim
All' diese Blätterherrlichkeit?
Wie Falterflügel
Erst gebunden,
Dann aufgeschlagen
In Kranzespracht!
Und aus dem Herzen
Der gestaltige Schaft
Mit der gedrung'nen
Krönenden Knospe.
Sieh, sieh, wie Kindergesichter
Schlägst du den Blick auf
Nach mir, nach mir —
Und dennoch wieder
So nur für dich,
Als soll man sie suchen,
Die Einzige,
Wie keine hernach
Noch ehedem.

Doch wie Leben zu Leben
Redet mir erst dein Athem, du Jungfrau,
Als wäre der Erde
Ganzer Wohlgeruch
Nur deine Seele.

Und solcher Kinder
Millionen erschaffst du,
Unendliche Erde?
Nein doch, nein!
Solche Lieblingskinder
Des Himmels gedeihen
Unter'm Himmel nur einmal,
Einmal nur!

Diamant.

Farbenlos
Wie des Wassers Quell
Und der Thau der Frühe,
Doch tausendfarbig
Am Herzen des Lichtes
Bewegst du das Auge;
Aber am schönsten,
Wenn die Lichter des Maien
Dich grünend umspielen,
Du Brunnen des Lichts.

Klang und Duft.

Das ist ein Tönen zum Versinken!
Die Freude kehrt sich fast in Weh,
Wenn alle Lustorgane trinken
Dieß Flurgebet aus Fern' und Näh',
Und alle Andacht keinen Tag
Die Herrlichkeit beschließen mag.

Und wenn in einem Strom von Düften
Ein jeder Strom von Duft versinkt,
Daß durstig sich in solchen Lüften
Die Seele überdurstig trinkt! —
Komm nur, du Fluth, und breite dich,
Ich trinke und ergebe mich.

Bescheidung.

Und wies das ganze Eine dich zurück,
Wer weiß, du wagst's im Einzelnen mit Glück.

Einer Aurikel.

Welch ein Duft umwebt mich?
Du bist's, ach, mit der Morgengestalt
Und den frommen Hauchen
Auf Blatt und Blume.
Ja, du gemahnst mich
Wie keine and're
An all' das theure
Unausgesproch'ne
Geheimste Leben
Der innigsten aller Frauenseelen.

Nun schließt euch, Augen
Vor dem Blumenauge;
Doch du selbst vertrau' mir —
Es schweigt noch Alles —
Deine eig'ne Seele,
Du Seelenvollste,
Daß ich einmal, Kind,
Daß ich ganz erathme
Deines innersten Lebens
Lebendigstes,
Wie du selbst es lebst,
Wie s i e es lebt.

Rosenknospe.

Wo die Ritze du öffnest
Der schwellenden Hülle,
„Hier", sagen die Dichter,
„Hat der Engel des Morgens
Bei'm scheidenden Frühroth
Dich wund geküßt,
Und du voll Sehnsucht
Blicktest ihm nach,
Wie die Geliebte
Auf Stirn' und Wangen
Die Hände deckt,
Und nur das Auge
Lüftet den Schleier
Einem einzigen Blick."

Doch anders geflüstert
Hat mir die Wahrheit.
Denn das Rosenroth bist du,
Das unvergleich'ne,
Zwischen des Kelches einzigem Grün.
Und Gott selbst erschuf dich,
So wie du bist,
Nur deinerart;
Und also denk' ich
Und glaube dich.

Der Nachtigall.

Ob du den Springquell,
Oder des Herzens
Schwellendes Wogen
In der Brautnacht singest,
Ich fand es nicht aus.
Da stieg ich an deinen
Ufern zum Bade,
Wagte tiefer und tiefer
In die Fluthen den Fuß,
Bis an die Welle das Ohr geneigt,
Ob die Tiefe dein Gleichniß bärge.
Doch in Zweifel und Wahl,
Ob aus den Wassern,
Ob aus des Himmels
Entlegenen Fernen
Das Wunder klinge,
Drohte der Wogen und deine Gewalt
In Einen Gesang mich zu verschlingen,
Bis ich zurück mich
An's börsame Ufer wieder gerettet.

Für heute laß mich,
Du Wonne des Abends,
In stiller Entfernung
Verwunderten Dank noch
Einsam begehen;
Doch morgen wieder,
Du Wunderbare!

Morgen wieder? —
Zu keiner Stunde!
Denn jede brächte die sichere Sorge:
Du sängest heute
Zum letzten — oder
So unsterblich nicht wieder.

Eigener Frühling.

Nun leer die Kirchen geworden sind,
Heraus zur heiligen Flur, mein Kind,
Da deine Weihe vorüber ist,
Und du selbst ein Frühling werden bist.

Blüth' und Blüthe.

Scheue den Schlummer der zärtlichen Blätter,
Du im Westen dräuende Wolke,
Oder wähle dir deinen Raub;
Segen ist auch im Sturm und Wetter,
Aber verscheue an meinem Volke
Seiner heiligen Kränze Laub.

Tummle die Becher, tummle die Rosse,
Schäumende Jugend, und löse die Bande,
Muthige Liebe und Liebesgunst,
Treibe, freudiger Stamm und Sprosse,
Blüthen um Blüthen deinem Lande,
Frühlinge seiner Kraft und Kunst.

Trage Lieder dem Lenz entgegen,
Blüthen des Geistes, im Lenz empfangen,
Gluthen der Seele, wenn Alles glüht;
Ist er herrlich, der Maiensegen,
Göttlich ist er allein begangen,
Wann die Blume der Menschheit blüht.

Ziele.

Wie freudig sprengt der Frühling seine Haft,
Daß munter das Geborne sich gewöhne,
Der Zweig an seines Sonnenscheines Kraft,
Der Vogel an die vorbestimmten Töne;

Und welch Gefild erblühte deiner Kunst,
Sich an des Lebens Witterung zu wagen,
Mit Würde ihren Haß und ihre Gunst,
Mit Schönheit auch das Widrige zu tragen!

Maß für Maß.

Siehst du den Landmann bedauernd am Pfluge treiben,
als dächt' er
Kaum des Frühlings umher, welchen er selber gepflanzt?
Aber weißt du sie auch, die stolzen Gefühle des Mannes,
Sieht er vorüber dich geh'n, wo er sein Tagewerk thut?

Theilung.

Ach, daß man nicht der Wege zwei zugleich
Begehen kann! Indem wir diesen wandern,
Blüht jener; und auch dieser schien uns bleich,
Weil wir zu sehnlich dachten an den andern.

Im Ueberfluß.

Strom und Himmel, Flur und Haine,
Alles war an dich gesandt;
Hättest du nur Allem deine
Ganze Liebe zugewandt.

Grenzen.

„Der Friedhof begrenzt die Saat und Strauch,"
Aber die Flur den Friedhof auch.

Verhüllung.

Wärest du allen des Meer's und des Himmels Tiefen und
Weiten
Bis an's Ende gelangt, wär' es noch Himmel und Meer?
Hätte den Frühling in seinem Gemüth und ganzen Gestalten
Deine Sehnsucht erschöpft, wäre der Frühling so schön?

Vermächtniß.

Zweierlei hast du gewiß von deinen Lenzen: Das Eine,
Daß der herrlichste bleibt, der dich als erster beglückt,
Wie das Andere dich zeitlebens gemahnte, daß immer
Jener der kürzeste sei, der dich als jüngster verließ.

Ernst Förster in München.

Zum hundertjährigen Geburtstag

von

Ludwig Tieck

am 31. Mai 1873.

Wer im Flachland wohnt, weß Haus sich erhebt am rebenumkränzten Gelände,
Wer daheim in der Stadt, und wandelt bequem in den wohlgeordneten Straßen,
Wo Haus sich an Haus nach strengem Gesetz und Palast sich reiht an Paläste,
Wo sorgsam gepflegt im Garten ihm blüh'n die lieblichsten Kinder der Flora,
Wo Pomona ihm beut aus offener Hand die verlockendsten süßesten Gaben,
Wo er mühlos findet Genuß auf Genuß und Befriedigung jedes Bedürfens,
Wo in regem Verkehr ihm die Welt sich erschließt in des Geistes reicher Entfaltung,
In des Staates Aufbau, in den Werken der Kunst und der Wahrheit klarer Erkenntniß, —
O, wie lebt er so leicht in dem Frieden der Stadt, im Glück des behaglichen Daseins! — —

Und doch zieht uns hinaus in Wald und Gebirg ein eingebornes Bedürfniß,
Als fänden wir dort verwirklicht und wahr der Kindheit Märchen und Wunder.
Ja, wer sähe von fern in des Himmels Blau aufragen die Häupter der Alpen,
Bald in schneeigem Glanz, bald in glühendem Roth, und es zög' ihn nicht das Verlangen
Vom qualmenden Schlot, aus Maschinengeräusch, von der täuschenden Jagd nach dem Glücke,
Aus der Alltagswelt in der Schönheit Bereich, in ihr duftig umhülltes Geheimniß?

Doch wer führt uns hinaus in das Wunderland, durch die Nacht labyrintischer Gänge,
Durch den pfadlosen Wald, über rollend Gestein zu lieblichen, sonnigen Matten,
Zu den dunkeln Seen, wo im Schimmer des Monds sich ergeben die Nixen und Elfen
Durch geborstene Felsen, durch Schauer der Klamm zu dem schäumenden, brausenden Tobel,
Der Woge nach Woge den Waldstrom reißt in die unersättliche Tiefe;
Zu der felsigen Höh', wo der Adler wohnt und in heimlicher Grotte der Berggeist,
Auf Thaten bedacht, den Guten zum Heil; zu Verdruß und Verderben den Schlimmen.

Wer kennt diese Welt, wo der Berggeist haust, sich ergehen die Nixen und Elfen,
Wer führt uns zum Ort, wo die Alltagswelt verschwindet vor unseren Blicken,
Wo das Leben gewinnt eine neue Gestalt, die Natur selbst scheinet ein Traumreich,
Wo verwirklicht wir sehn, die einst uns entzückt, die Märchen und Wunder der Kindheit?

Was suchen wir lang? Wir kennen ihn wohl; des Phantasus heiteren Schöpfer,
Der dem wirklichen Leben uns täuschend entrückt in die Zaubergebiete der Dichtung.

Wer im Flachland lebt und wandelt bequem in den wohlgeordneten Straßen,
Nicht baut er sein Haus an des Sturzbachs Rand, ins Geklüft geborstener Felsen;
Doch kehret er gern bei dem Berggeist ein, bei Nixen und Elfen im Mondschein,
Im dunklen Wald, auf der sonnigen Alm, an des Waldstroms wilden Cascaden. —
Und der Dichter, der uns die Wunder erschloß und verewigt die Träume der Kindheit,
Wie schmücket der Kranz mit Vollrecht ihn, den Spender genußreicher Stunden!
Und ob ihn verkennt das jüngre Geschlecht in der gährenden Kräfte Bewußtsein —
Doch lebt er in uns und im Volke fort in dankbar treuem Gedächtniß!

Ludw. Aug. Frankl in Wien.

Strom und Jugend.

Am Gletscher ging ich über Alpenstraßen,
Zusah ich unter mir der Wolken Gange,
Den Schlangenblitzen, die bei Donnerklange
Aufzüngelten, die Adler zu erfassen.

Ich sah den Strom in wildbewegten Massen
Herunterstürzen von der Felsen Hange
Und hörte zu dem tosenden Gesange,
Mit dem er brauste durch die Felsengassen.

Ins Thal gekommen, sah ich ihn gebändigt,
Den freien Bergsohn Knechtesdienste leisten,
Die Mühlen treiben und die Brücken tragen,

Der stolzen Freiheit willenlos entsagen —
Wer mag in kühnem Muthe sich erdreisten,
Wenn also die allmächt'ge Jugend endigt.

Befreiung.

Ich mußte ziehen an der Arbeit Pfluge,
Die Sorge drang in's Herz durch alle Poren,
In meinen Flanken fühlte ich die Sporen,
Selbst wenn ich saß dem Saumthier in dem Buge.

Kein Brod im Korbe, keinen Wein im Kruge,
Im Wüstenraume ging ich oft verloren,
Wenn Spiegelungen zu des Himmels Thoren
Mein Auge lockten mit dem Zaubertruge.

Mir ekelt vor des Seins gemeinen Lasten,
Ich schleudre sie von meiner Seele Flügeln;
Indeß gegönnt mir jetzt ist auszurasten,

Kann ich der Seele Sehnsucht nicht mehr zügeln,
Weil ewige Gedanken sie erfaßten,
Zu schöner Freiheit goldbesonnten Hügeln!

Ferdinand Freiligrath in Cannstatt.

Gedichte nach Robert Herrick.*)

1.

Wie man seine Verse lesen solle.

Nicht in des Morgens Nüchternheit und Ruh,
Sprich eines Verses heil'gen Zauber du;
Doch wenn des Mahls, des Trunks man froh gewesen,
Selbst meinen Spruch du singen oder lesen.
Wann Lorbeer sprüht im Feu'r; wann sich der Herd
Selbst anlacht, und mit Lust das Dach verklärt;
Wann hoch der Thyrsus kreist; wann das Gesumm
Geweihter Orgien fliegt rundum, rundum;
Wann herrscht die Rose, Locken glänzen licht,
Lies, herber Cato, dieses mein Gedicht!

2.

An Ben Jonson.

Nehm ich den Vers mir für,
Wiss', o Poete,
Daß ich, zu helfen mir,
Fromm zu dir flehte.

Ohne die Pfade mir,
Wenn ich, dein Treuer,
Opfr' auf den Knieen dir
Lieder zur Leyer.
Kerzen und neuen Schrein
Weih' ich dir, Alter;
Trag', o Sankt Ben, dich ein
In meinen Psalter.

3.

An Denselben.

Ah, Ben!
Sag' wie, sag' wenn
Wir, deine Gäste,
Uns wieder freuen jener Liederfeste,
Sei's in der Sonnen,
Sei es im Hunde, sei's in den Drei Tonnen;
Wo also froh gedrängt wir saßen,
Daß edle Wildheit uns ergriff, nicht Rasen?
Und jeder doch der Verse dein
Ausstach das Mahl, ausstach den fröhlichen Wein.

Mein Ben! —
Komm' wieder denn!
Sonst wende du
Den Ueberfluß uns deines Geistes zu!
Doch den Gebrauch,
Den weisen, deiner Gabe lehr' uns auch:

*) Robert Herrick, Zeitgenosse Shakespeare's und Milton's, Freund Ben Jonson's, einer der anmuthigsten englischen Anakreontiker, der Thomas Moore des siebzehnten Jahrhunderts. — F. F.

Auf daß solch Pfund wir nicht verthun,
Und, wenn der reiche Schatz zu Ende nun,
Die Welt hinfort
Von Geist und Witz nicht misse diesen Hort!

4.
Daß man lustig leben und guten Versen trauen solle.*)

Jetzt ist die Zeit zur Lust;
Jetzt seid nicht stumm, noch zahm;
Die Erde steht in Blust;
Die goldne Pracht, sie kam.

Die goldne Pracht, sie kam;
Denn Perl' und Ambraschaum,
Die seinem Saft er nahm,
Trägt jetzo jeder Baum.

Jetzt beträuft die Ros', und klar
Benetzt Arabia's Thau
Mein rückgestrichen Haar
Und meine freie Brau'.

Homer, dies Hoch für dich:
Sekt, der so feurig rinnt,
Er machte sehend dich,
Wär'st du auch noch so blind!

Virgil nun! Her den Krug!
In Wein dir bring' ich's gleich,
Von dem ein jeder Zug
Werth ist ein indisch Reich!

Dir nun, mein Naso! gelt,
Thät' mir Bescheid dein Glas,
Du dächtest wohl, die Welt
Hätt' all' nur Eine Nas'!

Catull nun, dieses Meer
Von würzereichem Wein,
Zu Ehren schlürf' ich's leer
Der schmucken Muse dein!

Wild bin ich jetzt von Gluth:
O Bacchus, Kühlung mir!
Sonst beiß' ich noch voll Wuth
Nach Kranz und Thyrsus dir!

Rundum läuft mir davon
Das Dach! Ich muß, ich muß!
Austrink' ich noch 'ne Tonn'
Dir, mein Propertius!

Du jetzt, Tibullus, weckst
Zum Hochtrunk meinen Geist;
Doch halt, hier ist ein Text,
Der fruchtbar sich erweist!

Denn sieh': Tibullus liegt,
Verzehrt von heißen Loh'n,
Und seinem Staub genügt
Die kleinste Urne schon.

Drum guten Versen trau';
Sie einzig halten Stand,
Wenn Pyramidenbau,
Wie Menschen, frißt der Brand.

Und wenn im Lethe stirbt,
Was sonst auf Erden blüht:
Unsterblichkeit erwirbt
Einzig das süße Lied!

5.
Nachtstück.

Sein Glüh'n der Glühwurm leih' dir;
Handmagd die Sternschnupp' sei dir;
Und die Elfchen auch
Mit dem Funkelaug'
Sei'n hold gesinnt und treu dir!

Kein Irrlicht führ' im Kreis dich;
Nicht Wurm noch Schlange beiß' dich;
Nur zu, immer zu!
Hab' nicht Rast, nicht Ruh'!
Schreckt kein Geist doch aus dem Gleis dich!

Laß nicht die Nacht dich kümmern;
Birgt auch der Mond sein Schimmern:
Leiht doch Stern an Stern
Sein Licht dir gern,
Wie unzähl'ger Kerzen Flimmern!

Drum, Julia, triff am Rain mich!
So am Rain im dunkeln Hain mich!
Und tönt hell zum Gruß
Mir dein Silberfuß,
Gieß' in dich meine Seel' hinein ich!

6.
Sein Held.

Gebt mir den Mann, der unverzagt
Das Roß der See zu reiten wagt,
Und stolz die Wasserwelt durchjagt!

Mit seinen Blicken auch die Wuth
Des Sturms und der empörten Fluth
Beschwichtigen kann, fest und voll Muth!

Dies, dies vermag, wen Tugend hält —
Den Fels ansegeln, daß er spellt;
Ja, und durchziehn von Lanzen eine Welt!

*) Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß der Dichter den Anstoß zu diesem Dithyrambus Ovid's berühmter Elegie auf Tibull (Am. III. 9.) zu verdanken hat. — F. F.

Emanuel Geibel in Lübeck.

Im Spätherbstlaube.

Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel,
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Doch nicht in klagenden Accorden
Hinsterben soll mein Harfenschlag;
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Drum ich beglückt mich preisen mag.

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich
Und legt' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.

Karl Gerok in Stuttgart.

Der stolze Troubadour.

„Daß Ihr mit hohen Augenbrauen,
In unnahbarer Majestät,
Mit kaltem Blick und finstern Launen
Ungnädig mir vorübergeht;
Daß Ihr den Sänger nicht mögt ehren,
Durch dessen Mund die Gottheit spricht:
Euch, Herr, wird's Euern Ruhm nicht mehren,
Und mir benimmt's den meinen nicht.

„Reich seid Ihr, manch' Juwel ist Euer,
Doch Euern besten Diamant,
Vom reinsten Wasser, hellsten Feuer,
Mein Fürst, den habt Ihr schnöd' verkannt;
Wenn Ihr den Platz nicht allzuferne
Von Eurem Herzen ihm gegönnt:
Bei Gott, er hätt' Euch schöner gerne
Geschmückt, als Ihr es selber könnt!

„Hoch steht Ihr, und nach hundert Graden
Meßt Ihr die Pfänder Eurer Gunst,
Ich aber bin von Gottes Gnaden
Ein Fürst im Reich der heitern Kunst.
Streut Gnadenketten, Ehrenzeichen,
Nach Launen aus mit freier Hand:
Den Lorbeer könnt Ihr keinem reichen,
Noch nehmen, den mein Volk mir wand.

„Weit herrscht Ihr, Eure Banner wallen
Auf hundert Burgen bis an's Meer,
Und ruft Ihr Eure Kronvasallen,
So starrt um Euch ein eisern Heer;
Mir aber brechen leichte Lieder
Von Land zu Land die Siegesbahn
Und hallen tausendstimmig wieder
Aus Herzen, die mir unterthan.

„Glück habt Ihr, und Gott woll' Euch geben,
Was Euer fürstlich Herz begehrt;
Er schenk' Euch Heil und langes Leben,
Durch mich sei Euch kein Wunsch verwehrt;
Doch wird im kalten Sarkophage
Längst modern Eure Majestät,
Wenn noch am Himmel später Tage
Mein Banner unter Sternen steht!" —

So sprach er still im Herzensgrunde
Und stand mit heitrer Stirne da,
Dieweil in seiner Ritter Runde
Der Herrscher kalt ihn übersah;
Der König geht, zur Erde nieder
Verneigt sich tief der Troubadour,
Daß des Barettes stolz Gefieder
Den Boden küßt der Marmorflur.

Er hat den Rittersaal verlassen,
Er steht am hohen Thor allein
Und athmet auf den Schloßterrassen
Den süßen Duft der Mainacht ein;
Der Hofburg Fenster leuchten ferne,
Er wandelt selig durch die Nacht
Und hat beim Glanz der hohen Sterne
Ein unvergänglich Lied erdacht.

K. Gödeke in Göttingen.

Aus dem Chinesischen.

1. Die Begegnung.

(Schi-King [illegible])

Auf dem Feld die schlanken Ranken
Funkeln hell im Morgenthau.
Lieblich ist, die im Gedanken
Tief mir ruht, die hehre Frau;
Ihre Brauen
Sind entzückend anzuschauen.
Ohne daß wir einverstanden
Wir uns fanden,
Und sie war so gut und lieb,
Daß mir nichts zu wünschen blieb.

Auf des Feldes schlanken Ranken
Funkelt's, was es funkeln kann.
Lieblich ist, der im Gedanken
Tief mir ruht, der hehre Mann;
Seine Brauen
Sind entzückend anzuschauen.
Ohne daß wir einverstanden
Wir uns fanden,
Und er war so gut und lieb,
Daß uns nichts zu wünschen blieb.

2. Abschied.

(Schi-King [illegible])

Die Schwalbe mit ungleichem Flug
Durchschießt die Luft nach allen Seiten.
Gewandert bin ich wohl mit Fug,
Die scheidende Freundin zu begleiten:
Die Augen hub ich noch einmal,
Ihr nachzuschauen im grünen Thal,
Da war sie schon im Weiten.
Ich weint' ihr Thränen nach genug,
Ja Thränen ohne Zahl.

Die Schwalb' im launenhaften Flug
Durchkreuzt die Luft nach allen Seiten.
Gewandert bin ich weit genug,
Die scheidende Freundin zu begleiten:
Die Blicke hob ich in die Luft,
Da schwand sie in der Ferne Duft,
Nicht mehr zu sehn von weiten.
Ich weint' ihr Thränen nach genug,
Einsam wie in der Gruft.

Die Schwalb' im hoch und tiefen Flug
Durchschwirrt die Luft nach allen Seiten.
Gewandert bin ich weit genug,
Die scheidende Freundin zu begleiten.
Die Augen hub ich in die Fern,
Es schmerzte mich der Augen Stern
Um sie in fernen Weiten.
Ich hatt' in Gram gebeugt und frug:
Ist auch dein Herz mir fern?

Victor Granella (W. Tangermann) in Cöln.

König und Bettler.

Wie im Diamantschmuck blitzend,
Lag des Königs Sommerhaus;
In dem goldnen Lehnstuhl sitzend,
Blickt er in den Park hinaus.

Plätschernde Fontänen springen
Draußen silberklar und frisch;
Bunte Falter fröhlich schwingen
Lenzumfleckt sich in's Gebüsch.

Durch des Fensters Blüthengitter
Strahlt noch hell das Tageslicht;
Farbenreich das Goldgeflitter
Sich in Blumenkelchen bricht.

Nah' dem stolzen Königssaale
In dem blühenden Gartenraum,
Mitten Haupts im Silberstrahle
Lehnt ein Bettler an dem Baum.

Ganz verlassen, ohne Habe,
Ungegrüßt und ungekannt,
Zog er mit dem Wanderstabe
Fluchbeladen durch das Land.

Heldengröße, längst gewichen,
Sich noch auf dem Antlitz zeigt;
Alte Schönheit, halb verblichen,
Auch im Sterben nicht entweicht.

Glockentöne fernhin tragen
Aller Welt den Frieden zu,
Und er betet, sturmverschlagen,
Sehnt er müde sich zur Ruh.

Dem die Angstfluth der Bedrängniß
Nicht benahm den letzten Halt,
War Canossa zum Verhängniß,
Bis das Herz ihm stumm und kalt.

Seelenangst ergreift den König,
Bange wird's ihm um den Thron:
Denn der Bettler war ein König,
Und der König war sein Sohn.

Nachtigall in tiefen Klagen
Singt ihr letztes Frühlingslied;
Singt's dem Lenz im Sarkophagen,
Singt's dem Bettler, der verschied.

Ein Orangenbaum verhüllet
Des zerriss'nen Kleides Schmach;
Duft'ge Zweige, fruchterfüllet,
Bilden ihm ein goldnes Dach.

Abendpurpur ihm zu Häupten,
Statt der Königskrone, glimmt;
Zu den Füßen, den bestaubten,
Brunnquell seine Harfen stimmt.

Und der Adler, der in hohen
Felsenklüften lang gehaust,
Fliegt empor im Abendlohen,
Das Gefieder halb zerzaust.

Hermann Grieben in Köln.

Lyrische Postkarten.

I.

Wieder hast du von der Warte
Heut' vergebens ausgeschaut;
Denn statt meiner kommt die Karte,
Die der Post ich anvertraut.
Schrieb ich dir, ich würde kommen,
Sei's auch nur auf einen Tag:
Hast du mich beim Wort genommen
Auf Termin und Glockenschlag.

Seit du schriebst im letzten Briefe:
„Nun auf bald'ges Wiedersehn!"
War's mir stets, als ob es riefe:
„Herz, du mußt auf Reisen gehn!"
Wär' ich noch ein junger Falter,
Macht' ich mir vielleicht den Spaß;
Doch ein Mann im Schwabenalter
Hält bedächtig Ziel und Maß.

Ach, ich muß ja Maß wohl halten,
Denn mich selber hält die Pflicht.
Zieh die Stirne nicht in Falten!
Schatz, es geht wahrhaftig nicht.
Eins nur bleibt mir unbenommen:
Dir zu senden diesen Schein:
Laß die Karte dir willkommen
Und ein Pfand der Liebe sein.

II.

Hast du gestern, liebe Süße,
Deines Mannes wohl gedacht,
Als der Mond dir meine Grüße
Bis an's blaue Meer gebracht?
Als die blanke Nachtlaterne
Tief am Abendhimmel hing,
Kam's dir nicht aus weiter Ferne
Wie ein stiller Liebeswink?

Keinen Brief und keine Karte,
Auch kein Zeitungsstreifenband,
Wie dein Herz es wohl erharrte,
Hab' ich gestern abgesandt;
Nur den Mond in später Stunde
Hab' ich träumend angeschaut
Und ihm dieses Lied zur Kunde
Für mein Herzenslieb vertraut.

Wenn nun Abends deine Blicke
Sinnend auf dem Monde ruhn,
Und dir scheint's, als ob er nicke,
Um dir etwas kund zu thun;
Denke, daß es meine Grüße
Sind an dich vom fernen Rhein:
Gute Nacht, du meine süße
Liebe Frau im Mondenschein.

Julius Grosse in Weimar.

Ein Lebenslauf.

(Aus dem Cyclus: „Aus dem Hochland".)

Mancherlei ist der Pflanzen Geschlecht im lachenden Hochland:
Edelweiß, Alpenrosen, auch Silberdistel und Enzian,
Pilze zugleich von mancher Gestalt rothfleckig und giftig;
Aber der größte ist weiß, weitschattend und sichtbar von weitem.
Häufig triffst du ihn an, bei sonnigem Wetter besonders:
Malerschirm ist sein Name, und unausweichlich begegnest
Du ihm auf Höh'n und an schimmernden Seen und in sonnigen Klüften.
Drunter regt sich's und wirkt und schafft unablässig im Stillen
Wochen und Monde hindurch, bis ganz die Mappe gefüllt ist,
Und der Künstler den Stab zur Heimath kehrt, der ersehnten.
Mancher doch ließ sein Herz schon zurück im lachenden Hochland.

Höret den Alten, der es erzählt. Mit silbernem Haar schon
Sitzt er am Tisch und stopft mit Tabak die Pfeife vom Meerschaum:

„Vierzig Jahre nun sind's, da trieb mich die giftige Stadtluft
Fort in's blaue Gebirg. Zum erstenmale betrat ich's,
Und in der würzigen Luft langsam genas ich vom Fieber,
Das mich schleichend umstrickt. Am sorglichsten pflegte mich Walburg
Droben auf einsamer Alm; es war ein reizendes Bergkind,

Frisch wie die Blumen der Höh, voll Schalkheit und sprühender Laune.
Oft im sinkenden Tag, wenn die ragenden Wände sich färbten,
Saßen wir vor der Hütte des Bergs und mit silberner Stimme
Jodelte Wally hinaus, daß mächtig die Seele mir aufging;
Auch ich selber besaß damals noch den prächtigsten Brustton,
Und längst war ich daheim als tüchtiger Sänger gefeiert;
Aber das Jodeln erlernt' ich von ihr, den bebenden Juhschrei,
Daß wir in Kürze gemeinsam bald die beliebtesten Lieder
Sangen, freilich im Sang auch einten sich mälig die Seelen,
Und die Liebe des Lieds, sie wurde zur Liebe der Herzen.
Nur unmerklich geschah's, doch eines purpurnen Abends
Lag mir das Mädchen am Hals, und willenlos fand sich die Lippe,
Fand sich das stammelnde Wort in dem süßen Bekenntniß der Liebe.

Da erfaßte mich Schrecken, und plötzlich den gähnenden Abgrund
Sah ich zu Füßen. Nichts hinderte zwar ein glückliches Bündniß,
Reich war Wally, das einzige Kind wohlhabender Bauern,
Mir auch hatt' ich seit Jahren erspart ein erkleckliches Sümmlein,
War auch gerne gesehen im Thal, obschon ich ein Stadtherr;
Aber plötzlich erwachte vom Schlaf mein schlummernd Gewissen —
Wißt, ich war schon verlobt. Im letzten Winter im Städtlein,
Eh mich das Fieber darniedergestreckt, verlor ich die Freiheit:
Anna, die ich von Jugend auf als Bräutlein geliebt schon,
Anna des Nachbars Kind, des Bäckers erblühende Tochter,
Anna sie hatte mein Wort. Todtbleich mit thränendem Auge
Stieg ihr Bildniß herauf voll heimlich klagendem Vorwurf;
Noch in der Nacht entwich ich hinweg, gleichwie ein Verbrecher,
Floh über's Alpengebirg. Wildwasser und drohende Klüfte
Hemmten den Weg, doch ich stürmte hinab, der Gefahren nicht achtend,
Bis mich der Himmel des Südens empfing und die ewige Roma.
Dort erst fand ich die Ruh, und mälig verblaßte ihr Bildniß
Gleichwie am göttlichen Hain erst die Eumeniden entwichen.
Reich aufblühte mein Leben, und emsig schaffte die Vollkraft
Nach den Gebilden der ewigen Kunst unsterblicher Meister.
Auch im Gewühle der wogenden Welt vornehmer Gesellschaft
Stand mein Stern im Zenith. Oft mußt' ich singen des Abends;
Niemals noch hörte die Hügelstadt das Jodeln des Hochlands,
Und so begann ich bei schimmerndem Mond, an rauschenden Brunnen,
Auch in Sälen von Kerzen erhellt, bei seidenen Damen
Oft die Lieder Tirols mit dem mächtig hallenden Juhschrei,
Daß oft die Wände gebebt und die Marmorbilder erklangen.
Staunend standen sie dann, und mächtig erscholl mir der Beifall;
Jubelgeschrei klang straßenherauf, denn draußen im Mondlicht
Stand oft lauschendes Volk, und immer von neuem begehrt' es
Jene Lieder des Nords mit dem weithinschallenden Bergruf.
Damals stand mein Stern im Zenith, und gefeierter war ich,
Als manch Einer der großen, berühmtesten Maler Europas.
Gönner fand ich genug, Marchesi und Monsignori,
Principi alten Geschlechts, Mylords vom nebligen England,
Mehr noch russischen Volks goldstrotzende Oberstarosten —
Alle sie breiteten mild um den Deutschen die Flügel des Schatzes;
Aber am meisten das schöne Geschlecht, die Damen von Roma,
Die mit glühendem Blick Germaniens Sänger belohnten.
Brieflein kamen mir oft, auch holde Winke und Wünsche,
Mehr als einmal sogar Anträge vornehmer Heirath.

Eine Lady Britanniens war's von unendlichem Reichthum,
Güter besaß sie daheim und schwimmende Schiffe in Indien,
Selber war sie untadelhaft schön und verführerisch üppig.
Alles bot sie mir dar: Stand, Rang und athmende Jugend —
Schriftlich sprach sie es aus, und schriftlich wollte sie Antwort.
Jäh vom Taumel war ich erfaßt und fiebernden Zweifel:
Nehm' ich es an oder nicht? — Solch Glück kehrt nimmermehr wieder!
Und so verfaßt ich den Brief noch spät in der lautlosen Nachtzeit;
Aber anders geschah's. Wer kennt seine eigene Seele —
Plötzlich erwachte im Traum zum zweitenmal mein Gewissen,
Anna stieg mir herauf. Unkenntlich war sie von Herzleid,
Ernst wehmüthig sah sie mich an mit klagendem Vorwurf,
Wie ein Gespenst, das Gräbern entstieg in stürmischer Herbstnacht.
Wieder fuhr ich vom Schlaf, und Schrecken bebt' im Gebein mir.
Wieder entfloh ich bei Nacht, wie ein eingefangner Verbrecher.
Rastlos macht' ich die Reise zu Fuß, zu Roß und zu Wagen
Durch die Campagna von Rom und Toscana's lachende Fluren,
Ueber der Schweiz blaufunkelnde Seen, bis ragend im Norden
Aus dem unendlichen Wald auftauchten die Thürme der Heimath.
Fernher mischten der Heerden Geläut sich trauernde Glocken,
Und zum schattigen Friedhof hin wogt' dunkel Gedränge;
Nicht war's Anna, die meiner geharrt und siechend dahinsank,
Aber ihr Vater er starb, der brave, behäbige Bürger.
Einsam traf ich die Braut, verwaist und gealtert von Schwermuth,
Und sie sank mir mit Thränen an's Herz, und wir hatten uns wieder.
Wenige Wochen darauf zum Altar führt' ich die Gute,
Eine einsame Hochzeit war's, in der Stille gefeiert;
Dann mit der sinkenden Nacht fortfuhren wir südlich zur Hauptstadt,
Wo ich als Künstler dereinst mir die zweite Heimath gegründet. —
Jahre nun kamen und gingen dahin mit Freude wie Herzleid,
Bald in rauschendem Glanz und Ruhm und in reichlicher Arbeit,
Bald vom Elend umdroht und von Unheil in gleicher Weise.
Kinder sie blühten empor, drei Söhne kamen, drei Töchter,
Schön war keine, doch brav und tüchtig lernten die Buben,
Zwei hinsanken zum Grab, der älteste ward ein Beamter.
Niemals entwich die Sorge seitdem vom sparsamen Tische,
Arbeit, rastlose Arbeit sie hielt mich über dem Wasser.
Freunde betrogen mich, schnell schwand hin das Scherflein der Nothzeit.
Niemals wieder erklomm ich die Höh der glänzenden Jugend,
Denn wer schafft um Erwerb, ihm kehren den Rücken die Musen.
Denk ich heute der glücklichen Zeit, da ich fröhlich gejodelt,
Da noch lockig mein Haar und alle Tage des Glücks voll,
Faßt mich manchmal die Wehmuth an, daß Treue und Liebe
Sich so jämmerlich lohnt, doch nimmermehr mag ich's bereuen:
Selber hab ich's gewollt, und redlich that ich das Meine,
Drum ist ruhig die Brust, und ruhig ist mein Gewissen.
Walburg hatte sich bald mit einem Bauer getröstet,
Ist jetzt Wirthin im Thal, noch manchmal jodelt sie steinalt;
Aber die englische Lady hat reizende Bücher geschrieben
Und mit beißendem Spott den deutschen Träumer gezüchtigt.
Mag sie — also ist menschliches Loos. Ein Jeglicher schmiedet
Sich sein Erdengeschick; gern fügten das Beste die Götter,
Aber die Treue wirkt mächtiger noch und die Liebe der Jugend! —

Anastasius Grün in Graz.

Auf dem Thurme von Cremona.

(Aus einem größeren Gedichte.)

Auf dem Thurme von Cremona
Hallt's von Schritten, daß im Schrecken
Doblenschaaren, luft'ge Strolche,
Flattern scheu aus den Verstecken;

Gleichwie menschlich Nachtgevögel,
Diebsgesellen ihresgleichen,
Wo der Wächter Tritt zu spüren,
In beschwingter Flucht entweichen.

Des Gesetzes höchste Wächter
Jetzt hinan die Stufen schreiten,
Eine der drei Majestäten
Eine der drei Heiligkeiten.

Seltsam fruchtbar sind die Jahre,
Schwerer Segen drückt die Erde:
Deutschland hat drei Römerkön'ge,
Drei der Päpste Christi Herde.

Auf dem Thurme von Cremona
Schweift der Blick entzückt in's Weite;
Dort steht Sigismund der König,
Papst Johann an seiner Seite;

Stehn wohl an derselben Stelle,
Wo der Rothbart, der sie baute,
Ueber Wälschlands Gartenfluren
Nach den deutschen Alpen schaute.

Anders als gemeinem Schauen
Spiegelt sich des Bild's Entzücken
In den Augen eines Königs
Und in eines Papstes Blicken.

Sigmund sprach: „Die Gauen preis' ich,
Die getränkt von deinem Segen!"
Still doch denkt er: wenn die Arme
Sich nach meinem Wink bewegen.

Darauf der Papst: „Die Reiche segn' ich,
Die geschirmt von deinem Degen!"
Still doch denkt er: wenn die Seelen
Dienstbar folgen meinen Wegen.

Sigmund sprach: „Mein heil'ger Vater,
Ist mein Stolz ist der Gedanke,
Daß ich heile unsre Kirche,
Die an Haupt und Gliedern kranke.

„Ohne Zucht sind Lai'n und Priester,
Klöster die Herberg' der Sünde,
Und der Kirche Lichter leuchten
Prunkvoll durch des Lasters Gründe.

„Doch wenn unter'm heil'gen Hute
Sich zugleich drei Köpfe drängen,
Muß es, mein' ich, die Tiare
Oder eure Schädel sprengen.

„Drum des Seelenheils Doktoren
In's Konzil zu rufen eile,
Hör' den Spruch ehrwürd'ger Väter,
Daß er rathe, strafe, heile!"

Drauf Johann: „Mein großer König,
Wer in eines Andern Hause
Ordnung schaffen will, der spähe
Erst wie's steht in eigner Klause.

„Hört' ich doch von einem Sigmund,
Den die eigenen Magnaten
Hinter Schloß und Riegel sperrten,
Kaum wohl ob glorreicher Thaten.

„Und das Spottbild heil'ger Dreiheit
Saß auch auf german'schem Throne:
Mühlos auf dem Träumerhaupte
Blieb jetzt Einem nur die Krone;

„Weil vom Todesholz getroffen
Gegner Jobst vom Thron gesunken,
Und vom Sitz der faule Wenzel
Zechend stürzte weinestrunken."

Sigmund höhnt: „So kleine Mühen
Freilich ließ nicht Jener gelten,
Der einst hieß Baldassar Cossa,
Den sie Papst Johann jetzt schelten:

„Erst ein Kräutlein mußt' er suchen,
Erst ein Tränklein macht' er schäumen,
Eh' ihm wollt' ein zäher Vorfahr
Der drei Plätze einen räumen.

„Lag er nie im Kerker, leider,
Trieb er's toll doch als ein Freier,
Als in der Piratenbarke
Einst er flink geführt das Steuer.

„Ja, in eines Raubschiffs Segeln,
In der Mordgesellen Mitte,
Lernt man Christi Schifflein führen
Nach dem Kompaß reinster Sitte."

Da aufbäumt des Priesters Grollen,
Wie der Tiger, sich zum Sprunge,
Der Piratenbolch von damals
Fährt vom Gürtel in die Zunge:

Auf dem Thurme zu Cremona.

„Herr von Luxemburg, o pred'ge
Reine Sitte zu vor Allen,
Der durch Ueppigkeit und Unthat
Längst dem Fluch und Bann verfallen!

„Stahlst, ein Mägdlein zu beschleichen,
Nachts dem Gastfreund die Gewande,
So auf ihn, den edlen Friedel,
Lenkend schlau Verdacht und Schande.

„Nahmst zu Thron und Bett dem Eine,
Wie sie ziemend dem Verlog'nen,
Barbara, die üpp'ge Schöne,
Rächerin all der Betrog'nen;

„Schmückst der neuen Messaline
Mit dem Diadem die Stirne:
Gut zum Hahnrei auf dem Throne
Taugt ja die gekrönte Dirne." — —

Als die beiden heil'gen Schwerter
Grimm so auf einander klirrten,
„Steck' es in die Scheide, Peter!"
Mahnt ein inn'rer Ruf den Hirten.

Eiseskalt, hoch aufgerichtet
Schließt Johann mit Ruh' und Würde:
„Eines wisse, der du spottest
Unsrer Freiheit, die nur Bürde;

„Wir all Dreie sind nur Sünder,
Staub und Hauch, der Zeit zum Raube,
Unvergänglich doch die Kirche,
Unerschütterlich der Glaube;

„Wir zerspalten und zerfallen,
Sie die Ew'ge, einzig Eine,
Ob die Mächt'gen auch und Weisen
Scheiden aus der Christgemeine.

„Unser bleibt das Heer der Starken,
Das uns dient mit Gluth und Treue:
Armuth, Kummer, Einfalt, Elend,
Sünd' und ihr Gefolg, die Reue;

„Und mit diesem Jammerhaufen,
Und mit dieser Krüppelherde
Schlagen wir all eure Helden,
Alle Weisen dieser Erde!" —

Während die zwei Christenhäupter
Sich im Tausch die Sünden beichten,
Steht ein Finst'rer hinter ihnen,
Dessen Augen wetterleuchten;

Der nun gern die beiden Frommen
Ihrer Sünden absolvirte;
Der Despot war's von Cremona,
Der zum Thurm die Gäste führte.

Gabrin Feudele stand lauschend,
Die Gedanken in Bedrängniß,
Armverschränkt und stirnerunzelnd,
Gleich dem lauernden Verhängniß:

„Wie, wenn diese beiden Schächer
Jetzt ich packte an der Kehle,
Und mit solcher Gutthat sühnte
Meine mordbeladne Seele?

„Wenn die Welt ich, statt von Guten,
Jetzt vom schlimmsten Paar befreie,
Und vom Thurm die Beiden schleudre
Höllenwärts, zermalmt zu Breie?"

Doch wie sich zum Meuchlergriffe
Schon die Riesenfäuste hallen,
Da im Umsehn streift sein Auge
Das Gefolge von Vasallen:

„Soll ich diese Schelme lehren,
Wie man so im Augenwinken
Flügel schmiedet für Tyrannen?"
Bangend läßt den Arm er sinken.

Noch im Volke geht die Sage,
Wie's nach Jahren an ihm nagte,
Wie's das Sterben ihm verbittert,
Daß er jene That nicht wagte. —

Papst und König schreiten friedlich
Jetzt herab des Thurmes Stufen,
„Sehn uns bald in Kostniz wieder",
Hörte man den König rufen.

Auf dem Thurme von Cremona
Ist es öd' und stille heute,
Und es fanden nie sich wieder
Dort vereint so schöne Leute.

Mächtig hallen seine Glocken
Heut' im gleichen Ton, wie gestern,
Und die Dohlenschaaren nisten
Ruhig in den alten Nestern.

Ludwig Habicht in Berlin.

Die Kaiserinnen-Wahl.

Jung und feurig geht der Kaiser
Theophilos durch den Saal,
Um nach morgenländ'scher Sitte
Sich zu wählen sein Gemahl.

An den Wänden aufgerichtet
Steht der reichste Mädchenflor,
Der im weiten Römerreiche
Blühend, üppig schoß empor.

Welch' ein Anblick zum Verwirren,
Zu Berücken den Verstand!
— Kaiser Theophilos halte
Fest den Apfel in der Hand! —

Und er wandert durch die Reihen
Lächelnd und beschauend hin,
Und manch' wunderbare Reize
Woll'n verlocken seinen Sinn.

Doch sein scharfes Aug' entdecket
Bald die Schönste in dem Saal:
Ja, nur sie allein ist würdig
Seines Apfels — seiner Wahl.

Wie ein Bild aus Licht und Aether
Lächelt sie dem Kaiser zu.
Seine Brust beginnt zu wogen,
Und sein Herz verliert die Ruh.

Und er stammelt süß befangen:
„Ach, die Frauen dieser Welt
Brachten doch schon vieles Unheil
Ueber manchen kühnen Held!" —

Ach, Ikasia birgt im Kloster
Und im Schweigen ihren Schmerz,
Weil mit einem kecken Worte
Sie verlor im Kaiserherz.

Doch Ikasia, kühn geworden,
Wagt das rasche, kecke Wort:
„Aber auch schon manches Gute
Danket Ihr der Frauen Hort."

Mit dem Worte war entschwunden
Aller Zauber, der ihn band —
Und der Nachbarin, der stillen,
Reicht er Apfel hin und Hand. —

Robert Hamerling in Graz.

Alpenrosen.

Wo schroff umhergestreuet
Das öde Kalksteinfeld
Im Hochgebirge dräuet,
In Trümmern eine Welt,
Unfern des Eises Zonen
Steh'n Röslein noch im Thau,
Schlingend die Purpurkronen
Um Blöcke, wettergrau.

Es blüht auf öder Welle
Der Lotoskelche Pracht,
Es flimmern Sternlein helle
Im Schooß der Winternacht,
Es rasten Schmetterlinge
Um welke Blumen, wie fern
Im Aether Engelschwingen
Auf einem erlosch'nen Stern.

Es ist kein Ort so traurig,
Wo nicht, aus Eden entstammt,
Im Dunkel, wüst und schaurig,
Ein himmlisch' Wunder flammt.
Wo nicht dämmert ein Stern der Güte,
Ein Gruß der Liebe klingt,
Um falbe Todesblüthe
Ein Lebenskranz sich schlingt.

Laß die Einzelwelle tanzen...

Laß die Einzelwelle tanzen
Freiheitstolz mit Eigensinn:
Muß sie zieh'n doch mit dem Ganzen,
Mit dem Strom zum Meere hin.
Laß sie rollen, laß sie springen:
Ob sie flüstert, ob sie braus't,
Weiß der Stromgott sie zu zwingen
Leise mit der starken Faust.

Laß die munt'ren Vöglein hüpfen
Bei des Lenzes goldnem Fest,
Dieses unter Blumen schlüpfen,
Jenes bau'n sein Felsennest.
Laß sie flattern, laß sie schweben!
Nah'n des Herbstes Stürme bang,
Müssen übers Meer sie streben
Alle doch in gleichem Drang!

Daseinsschranken abzuschütteln,
Mit der Hölle selbst im Bund,
Laß der Fauste Geister rütteln
An des Himmels ew'gem Grund.
Laß sie folgen ihrem Drange:
Auch der kühnsten Seele Flug
Lenkt an goldnem Zauberstrange
Tiefgeheimer Schicksalszug.

Liebesfrage.

Mädchen, Mädchen, diese Wangen,
Dies Erröthen, dieser Blick,
Ach, entflammt sie das Verlangen,
Und verkünden sie mir Glück?

Darf ich kühn in's Aug' dir schauen,
Darf ich voll und unbegrenzt
Diesem zarten Schwure trauen,
Der in seinem Sterne glänzt?

Prüfe dich in tiefster Seele,
Eh' dein Auge mich bethört,
Und dein Herz mir ganz verhehle,
Wenn es mir nur halb gehört.

Epigramme.

Fromme, stille Blumen sieben
Angekettet an die Erde:
Kreten, Schlangen, Tiger, Menschen
Wüthen frei herum . . .

Wie kann denn bitter sein der Tod, wenn er
So engverwandt, so bruderähnlich ist
Dem Süßesten auf dieser Welt, dem Schlaf?

Auch an Dornen fehlte wohl nicht!"
Denk' ich, wenn ich Rosen sehe.
„Rosen blüh'n wohl in der Nähe!"
Denk' ich, wenn ein Dorn mich sticht.

Friedrich Hasenow in Dortmund.

Harter Stand.

Auf kahlem Fels im Sonnenbrand,
Da reift der köstlichste Wein,
Hat unter sich so wenig Land,
Daß kaum genug die Wurzel fand, —
Klugs nachher, harter Stein.

Hält solchen Stand du in der Welt,
Nicht murre wie ein Thor;
Da zeigt sich, was die Reb' enthält,
Ein schlechter Weinstock, so gestellt,
Bringt Trauben nicht hervor.

Hoffmann von Fallersleben.

Aus dem Nachlaß des Dichters.

Ein Sommerwunsch.

(14. Juli 1873.)

Das Korn ist reif, die Sichel schallt,
Und hallt in ein' und grau das Feld;
Wie bald, es faldet auch der Wald,
Und Winter hat sich eingestellt.

Die Vögel schweigen allesamt,
Auf ihre Reise sinnen bedacht;
Nur hie und da im Sonnenstrahl
Ein Blümchen uns entgegen lacht.

Du Tannenbaum, bleibst, wie du bist,
Auch in der kalten Winterzeit,
Als ob's dir immer Frühling ist,
In deinem hoffnungsgrünen Kleid.

O könnt' auch ich doch ebenso
Wie du ins kalte Leben seh'n,
So hoffnungsreich, so frisch und froh
Den schlimmen Winter überstehn!

Warte nicht auf neue Kränze!

(28. Juli 1873.)

Ja, warte doch immer warten,
Immer nach dem Grabe seh'n?
Deine Wünsche, die verscharrten,
Werden doch nicht auferstehn.

Wenn die Selbstsucht dir im Lenze
Jeden Blüthenreis zerbricht,
Warte nicht auf neue Kränze,
Die die Liebe dankbar flicht.

Laß das Harren, laß das Warten,
Denn dich dessen, was du hast!
Mach die Welt zum Freudengarten,
Darin du dein bester Gast.

Flicht dir Kränz' aus alten Tagen
Freudlichster Erinnerung!
Laß das Warten, laß das Klagen!
Wert' und bleibe froh und jung!

Bei Beginn des Winters.

(23. October 1873.)

Meine Wünsche, meine Träume,
Die ein Blüthenlenz mir sah,
Sterben wie das Laub der Bäume,
Und der Winter ist ihr Grab.

Ach, der Winter kehret wieder,
Und mir wird so weh, so bang,
Meines Herzens frohe Lieder
Schweigen wie der Vögel Sang.

Dunkle Wolken schauen schaurig
In das Zimmer mir hinein,
Alles um mich ö' und traurig,
Nirgend froher Sonnenschein.

Frühling', meines Lebens Bäume
Mach' noch einmal wieder grün,
Meine Wünsche, meine Träume
Laß noch einmal wieder blüh'n!

Hoffnungsseligkeit.

(28. October 1873.)

Unsre Reben blühen wieder,
Grün ist wieder Berg und Thal;
Neue Lust und neue Lieder
Scheuchen alle alte Qual.

Wie die Ranken um die Reben
Spielen in der Lüfte Hauch,
Ueberrankt mit neuem Leben
Hoffnung unsre Herzen auch.

Und die Hoffnung reicht den Becher
Unserm lechzenmatten Mund,
Und es thut der frohe Zecher
Dankbar seine Freude kund.

Er genießt es, was der Reben
Blüthe heut' ihm schon beschied — —
Ist doch Traum nur alles Leben,
Jede Freud' und jedes Lied.

Die dunkeln Tage kommen.

(22. November 1873.)

Die dunkeln Tage kommen
Mit Regen, Schnee und Wind.
Was kann es weiter frommen,
Wenn wir nun traurig sind?

Laß dankbar uns gedenken
Der alten Fröhlichkeit,
Und unsre Blicke lenken
Zur neuen Frühlingszeit!

An Dank kein Herz gewöhne,
Sei froh Jahr aus, Jahr ein,
Und alles Gut' und Schöne
Bleibt auch im Winter rein!

Jugend im Alter.

(5. December 1873.)

Wie freut mich, daß ich weinen kann,
Daß noch mein Herz gesund
Und trotz des Alters Frost und Bann
Thut seine Freude kund.

Mein ist des Lebens Frühlingszeit,
Der Lieb' Erinnerung,
Des Mannes frohe Wirksamkeit,
Des Geistes Glut und Schwung.

Was ich für Wahrheit je erkannt,
Frei' ich in That und Wort,
Uns Freiheit, Recht und Vaterland
Ist meines Lebens Hort.

So nehm' ich Alles dankbar hin;
Gott schenke Glück und Heil,
Daß Alles, was ich hab' und bin,
Auch ferner sei mein Theil.

Friedrich Hofmann in Leipzig.

Am Grabe eines Ritters vom Geist. *)

Ja, einem Manne haben die Stätte wir geweiht,
So ward ein Mann begraben, ein Held im Kampf der Zeit,
Ein Ritter von dem Geiste, der kennt nur eine Bahn:
Die schnurgerade steile zum Menschenthum hinan.

*) Des Dichters Theodor Oelckers, der seine „Lieder" von elf langen Jahren „Mairlangene" nennen konnte.

Nicht eitles Spiel des Strebens war ihm des Wissens Born,
Ihn trieb der Ernst des Lebens bis zu dem Manneszorn,
Dem tiefsten in der Seele, wo er erhöhet sah
Dem Völkergeist der Freiheit ein neues Golgatha.

Der harmlos leunte scherzen mit kindlichem Gemüth,
Dem anmuthreich im Herzen der Griechengeist geblüht,
Der war im Römersinne gewappnet auch mit Erz
Wenn Uebermuth des Unrechts empört sein deutsches Herz.

Ja, würde solchen Helden, die in dem schwersten Kampf
Mit gleichem Muthe stehen, wie die im Pulverdampf,
Mit Kriegerehr' vergolten, die Fahne fänk' herab,
Drei Ehrensalven rollten auch über dieses Grab.

So muß dir nun genügen die alte Bürgerfitt':
Drei Schellen von dem Hügel giebt treue Hand dir mit;
Drei Schellen von dem Hügel, das dröhnet dumpf und hohl —
Doch hell der Gruß der Herzen: Du Tapfrer lebe wohl!

K. Hofmann von Nauborn in Coblenz.

Der muthige Caplan.

Die Schweppenburg thront
Im Brohlthal allein,
Franzosen verkünden
Die Freiheit am Rhein.
Die Freiheit? — O weh! —
Die plündert und raubt,
Die Egalité,
Die Gott nicht mehr glaubt.

Die Herrschaft entfloh,
Der Burgherr voran,
Auf Schweppenburg blieb nur
Der muth'ge Caplan,
Schloß Thüren und Thor,
Und kam ein Franzos',
So schoß er und warf
Mit Steinen drauf los.

Die Städte ringsum
Ergaben sich bald,
Nur Schweppenburg blieb noch
In Sackmann's*) Gewalt.
„Ce sacré chien!"
Flucht wild der General,
Ließ stürmen mit Macht
Des Schlosses Portal.

O tapferer Held,
Mit dir ist's vorbei!
Der Franzmann wird lohnen
Mit Pulver und Blei.
Bald nimmt deine Seel'
Zum Himmel den Lauf.
Wie fährt der General
Wild gegen dich auf!

Da sprach der Caplan
Mit stolzer Noblesse:
„Un brave commandant
Défend sa forteresse!"
„Ha!" rief der Franzos',
„C'est une parole bonne!
Vous êtes délivré
Et je vous pardonne!" —

Hermann Hölty in Hannover.

Im Berner Oberlande.

1. Der Gletscher.

Gletscher dort im Morgendunkel!
Reine weiße Prachtgestalt!
Aber ach! du gleichst dem Todten,
Wunderschön, doch starr und kalt.

Da entflieht die Nacht dem Lichte,
Und er strahlt in Freudengluth,
Und aus seines Herzens Tiefen
Braust des Wasserfalles Fluth.

*) Sackmann hieß der muthige Caplan.

2. Das Echo.

Wie so schön die Alphornweisen
Klingen hier von lichten Heh'n! —
Warum bringt die Töne wieder
Dort ein Echo, doppelt schön?

Warum bringt mir die Erinn'rung
Doppelt schön den schönen Sang,
Der in hohen, lichten Stunden
Einst dir aus der Seele drang?

Moritz Horn in Zittau.

Die Schmiede.

Je oft ich fahr' vorüber
Am Kirchhof in dem Ort,
Laß ich den Wagen halten
Vor'm Schmiedehause dort.

Es ist der Kirchhofmauer
Dicht nebenan gebaut,
Und manches Trauerzeichen
Auf jene Schmiede schaut.

Dort oben Ruh und Stille,
Der Wind nur flüstert leis,
Doch hier im Schmiedehause
Erglüht die Arbeit heiß.

Da stählen sie die Schaufel,
Die Hacke wird gespitzt,
Indeß der Todtengräber
Am Herde wartend sitzt.

Ihr rüstigen Gesellen
Mit ruß'gem Angesicht,
Schreckt euch die schlimme Schaufel
Auf eurem Ambos nicht?

Mailied.

Wie wird in diesen Tagen
Der Wonne weit das Herz,
Und wär' darum geschlagen
Ein dreifach Panzer-Erz.

Des Himmels tiefe Bläue,
Der Erde funkelnd Grün,
Das immer wieder neue
Aufknospen und Erblühn!

Dies Zwitschern in den Zweigen,
Dies Singen in der Luft,
Dies sanfte Aufwärtssteigen
Vom Blumenopferduft!

Dies Rieseln in den Wellen,
Dies Zittern im Gezweig,
Dies Sprudeln und dies Quellen,
Dies Flimmern auf dem Teich!

Frisch auf! mein Herz, erwache!
Und wandre! Weißt, wohin?
„Ja, unter jenem Dache
Wohnt deine Schäferin."

Oskar Horn in Gera.

Junge Liebe.

I.

Es geht ein süßes Zauberwalten
Von deines Mundes Athem aus,
Mit deinem Eintritt kam's wie Segen
Auf mich und auf mein ganzes Haus.

Wenn diese sanften braunen Augen
So märchenhaft rings auf uns ruhn,
Nichts Schönres wissen wir zu schaffen
Als dich zu sehn und nichts zu thun.

Die Schwestern, die dich lehren sollen —
Wie sich das so von selbst versteht,
Sie lauschen stumm der Kinderweisheit,
Die dir vom kleinen Munde geht.

Die Mutter selbst, die stets geschäft'ge,
Sieht ruhig vor sich hin und schweigt
Und hat dir, deinen Rath zu hören,
Schon ihren Leinwandschatz gezeigt.

Und ich, ich habe, da ich glücklich
Dein Mantelkrägelchen erblickt,
Voll Angst, ich möchte mich verrathen,
Es heimlich an den Mund gedrückt;

Und doch glückselig, weil nun sicher
Der weiche, treue Schwanenflaum,
Wenn du jetzt kommst, ihn umzubinden,
Den Gruß dir bringt von Traum zu Traum.

II.

Ich ging im sternverhüllter Nacht
Weit Träumend, weit ich dich gesehn;
Mich trieb's mit ungestümer Macht,
Noch einmal die stille Stadt zu sehn.

Wie Hoffnung auf ein fernes Glück,
Glimm, bange wartend, still in mir
Die Sehnsucht nach, und weit zurück
Lag alle Erde außer dir.

An deinem Hause hielt ich ein
Und lauschte, sacht vom Wind umweht,
Ob du in deinem Kämmerlein
An mich gedacht im Nachtgebet.

Und wie ich aufblickt, sieh, da sprang
Die Pforte, die den Himmel noch
Bisher bewehrt; leise klang
Ein Flügeln in den Lüften hoch.

Ein mildes Licht erglüh von Fern'
Dich leuchtend über's dunkle Land,
Es war von Bethlehem der Stern,
Der über deinem Hause stand.

Wilhelm Jensen in Kiel.

Aus alter Kaiserzeit.

I.

König Conrad auf dem Bette lag,
Er fühlte sein Ende nahen;
Und um ihn standen die Großen des Reich's,
Sein letztes Wort zu empfahen.

Der Beichtvater neigte sich an sein Ohr
Und flüsterte durch die Stille:
Versammelt sind die Fürsten all',
Herr, wie's befahl dein Wille!

Der König hob mühsam die Lider auf
Zum matten Abendscheine:
„Wer fehlt noch? Sprich!" — Der Pfaffe sprach:
„Dein Teerling fehlt alleine.

„Heinrich von Sachsen fehlt allein,
Die Anderen all' sind gekommen,
Zu hören, wem du die Krone bestimmt
Zu des Reiches Wehr und Frommen."

Der König sprach: „Ich fühl's, es geht
Verzeitlig mein Tag zur Rüste,
Doch stirb' ich leicht, wenn starken Arm
Für diesen Stab ich wüßte.

„Kaum sah ich meinen Sohn nicht mehr —
Ist er kräftig heraufgewachsen?" —
Der Pfaffe näselte grimmig: „Dein Sohn,
Er fiel durch Heinrich von Sachsen."

Und Conrad seufzte tief und sprach:
„Wohl ist es Zeit, zu sterben;
Die alten Aermste so mancher Schlacht
Nur hätt' ich gern noch erlebet.

„Wär' gern gestorben auf meiner Burg,
Deren Pfeiler zum Himmel wachsen —"
Der Pfaffe sprach: „Zur Erde ist
Hernieder sie Heinrich von Sachsen!

„In Schutt und Nacht liegt deine Burg,
Deine Treuen gefangen, gefallen —"
Aufschrie der sterbende König laut:
„O wehe dem Kaiser vor allen!

„Weh' meinem Geschlecht und wehe dem Reich!
Ich sehe die Schatten wachsen,
Sie greifen nach mir —." „Du wähle schnell
Dir den Rächer an Heinrich von Sachsen!

„Die Kirche segnet seine Hand,
Die Ungarn ruft sie zum Erben,
Sie ruft jeden Volk der Erd' in den Kampf,
Deinen Teerling zu verderben!"

Der Pfaffe rief's mit funkelndem Blick,
Doch plötzlich zuckt' er zusammen:
Ein letzter aufzuckender Sonnenstrahl
Umzog ihn mit blutigen Flammen.

Und der sterbende Kaiser das Antlitz hob,
Und der scheidenden Sonne nachschaut' er,
Bis sie der umnachteten Welt versank —
Dann sprach er laut und lauter:

„Ist's wahr, wie du es sprachst, daß ich
Durch Heinrich von Sachsen sterbe?
Daß meines Sohnes Blut das Schwert
Heinrich's von Sachsen färbe?

„Ist's Wahrheit, daß das deutsche Reich
Durch Heinrich von Sachsen verderbe —?
So geht zu Heinrich von Sachsen hin
Und bringt ihm die Krone zum Erbe!

„Wer einen Kaiser bezwang, ist werth
Des Kaisers Erbe zu werden —
So Kaiser Heinrich grüß' ich dich
Mit dem letzten Gruße der Erden!" —

Die Fürsten beugten lautlos die Stirn,
Der Pfaff' schnitt ein böses Gesichte —
König Conrad's letzter Athemzug
Zog nach dem scheidenden Lichte.

II.

Als Heinrich von Sachsen die Botschaft empfing,
So ihm die Fürsten brachten,
Sie trafen ihn an mit Garn und Schling',
Daß Manche von ihnen lachten.

Sie trafen ihn an im tiefen Wald
Bei lustigem Pfeifen und Singen;
Um ihn viel Werkzeuge mannigfalt,
Leimruthen und Vogelschlingen.

Herrn Heinrich's Auge war gar scharf,
Sah wohl ihre spöttischen Mienen,
Und artig sprach er: „Womit darf
Ich, edle Herrn, euch dienen?

„Ihr wißt, es ist so hergebracht,
Daß erst man das Waidwerk vollende;
Wir trafen uns ja schon auf mancher Jagd
Und reichten nachher uns die Hände."

Er sprach es stolz, doch mit lachendem Mund,
Die spöttischen Mienen verschwanden:
Herr Heinrich löste am steinigten Grund
Ein Vöglein aus seinen Banden

Und sprach: „Ich weiß, daß es euch drängt,
Zu lernen solche Dinge:
Hier seht ihr, wie man Zaunkönige fängt —
Man fängt sie in der Schlinge."

Still lächelnd fuhr Herr Heinrich fort:
„Man braucht nicht Wehr noch Waffen,
Mit einfachen Leimruthen fang' ich dort
Die feistesten Dompfaffen.

„Gelüstet's euch, ihr Herrn, zu sehn,
Wie ich Raubvögel fange,
So habt die Güte, mit mir zu gehn
Zu den Netzen am Bergesbange." —

Die Fürsten beugten sich her und hin,
Dann stotterte der von Hessen:
Doch hatt' er seiner Rede Beginn,
Der wohlgesetzten, vergessen.

Er sprach, auf die Vöglein im Gesträuch
Hinstarrend, wie traumverloren:
„Es haben des Reiches Kürer Euch,
O Herr, zum Kaiser erkoren." —

Herr Heinrich gab der Antwort nicht,
Als ob sein Ohr es verstände,
Nicht seine Lippen und nicht sein Gesicht,
Es gaben sie nur seine Hände.

Er löste die Vöglein alle, die
In seinen Garnen sich fingen,
Und ließ auf hurtigen Flügeln sie
Zurück zum Wald sich schwingen.

Dann sagte lächelnd er: „Ihr seht
Nun, denk' ich, wie leicht umgarnen
Ein Jäger euch kann, der sein Waidwerk versteht,
Und laßt wohl fürder euch warnen."

Er wandte sich stolz: „Doch eurer Kund'
Nehmt Dank, der ihr gebühret,
Daß ihr den Finkler vom Waldesgrund
Zu andrer Jagd gekürt!

„Willkommen jeder, der sein Theil
An diesem Pirschen will haben!
Steht auf, ihr Herrn — und Waidmannsheil
Zur Reichsjagd auf Geier und Raben!"

Hermann Kletke in Berlin.

Elfenzauber.

Gleg' dich nicht zu Schlaf und Traum
Im stillen Wald am Elfenbaum;
Der Elfenzauber wiegt dich ein
Mit Seel' und Leib im Mondenschein.

Dann findst du nie zu Lieb und Glück
Den alten Weg nach Haus zurück —
Und fändst du doch — ein fremd Gesicht
Hat Alles dann — du kennst es nicht.

Fremd bist du selbst, kein Mensch vermißt
Voll Sehnsucht dich — verschollen ist
Mit dir die Zeit, die ehmals war,
Du hast verschlafen Jahr auf Jahr.

Vielleicht noch steht dein altes Haus,
Doch Fremde wandeln ein und aus,
Ja schaut dein Blick sich fragend um —
Für dich ist Alles todt und stumm.

Und suchst du bang nach Weib und Kind,
Kaum weiß der Kirchhof, wo sie sind,
Kaum sagt ein halbzerfallner Stein:
Hier ruht ein Herz — dies Herz war dein!

Sonnenuntergang.

Sie taucht in's Meer ihr flüssig Gold —
Wie war der Tag so schön,
Der auf der Fluth so weich und hold
Noch ruht im Untergehn!

Noch glüht ein ros'ger Wolkenschein
Im letzten Sonnenkuß;
So haucht ihr leis „Gedenke mein!"
Der Liebsten Scheidegruß.

Bald aber webt der Dämmrung Grau
Den Schleier trüb und dicht —
O Himmel, wo ist all dein Blau,
O Seele, wo dein Licht?

Abschied.

's ist einmal so auf Erden hier —
Man kommt und geht.
Viel Bessern ging es so als mir —
Der Staub verweht.

Gelebt, geliebt — o Herz, noch ist
Verloren nichts,
Wenn du nur selbst unsterblich bist,
Ein Funke Lichts.

Muth.

Steh' nicht am Ufer halbverzagt,
Spring' frisch den Strom hinein!
Nur wer den Sprung in die Woge wagt,
Wird ihr Beherrscher sein.

Nur wenn's den Kampf um's Leben gilt,
Wächst mächt'ger Muth und Mark,
Die Woge nur, die zum Herzen schwillt,
Sie macht dich groß und stark.

Hermann Lingg in München.

Die Meerfahrt des Bacchus.

Ehrt den Genius kühner Thaten,
Höhnet seiner Milde nicht! —
Schiffer wollten einst verrathen
Jenen Gott, der Fesseln bricht;
Aber daß er auch sie flicht,
Mußten die Verruchten bald gewahren,
Als sie auf dem Meere waren.

Ihn nach Naxos hinzuführen
Hatten sie mit Mund und Hand
Zugesagt in hohen Schwüren;
Aber als der Tag entschwand,
Ließen sie das Tafelland —
Alle Segel schleunigst aufgezogen —
Seitwärts liegen in den Wogen.

Sie beriethen sich im Kreise
Und erwogen her und hin,
Wie sie wohl zum höchsten Preise
Ihn verkaufen möchten, ihn,
Der so hold und sanft erschien;
Gold in Fülle würden selbst die Scythen
Für den schönen Jüngling bieten.

Drauf nach Asien hin das Steuer
Lenkten sie, gewinnbethört;
Doch da zückten ringsum Feuer,
Denn er hatte sie gehört,
Und, von edlem Zorn empört,
Die verrätherischen Raubgenossen
Zu bestrafen schon beschlossen.

Sieh! es biegen sich die Stangen,
Mast und Ruder krümmen sich
Und verwandeln sich in Schlangen;
Wo die Segel abendlich
Kaum vorher der Wind bestrich,
Winden um den Kiel und um die Planken
Reben sich und Epheuranken.

Immer stärk're Zweige packen
Einen nach dem Andern fest,
Strauchelnd seh'n sie A[illegible] und Nacken
In der Bande Joch gepreßt;
Horch! und wie zu frohem Fest
Tönen unsichtbar dazu Gesänge,
Cymbeln und Oboenklänge.

Das Verdeck wird von Mänaden,
Panthern und Bacchanten voll,
Wo den Trauben hochgeladen
Ueberall nun Wein entquoll;
Aber jene schreckentoll
Stürzen, an den Ranken fortgezogen,
Sich kopfüber in die Wogen.

Doch als Schwärme von Delphinen
Tauchen sie sogleich empor,
Tummeln, wie dem Gott zu dienen,
Nach den Tönen sich im Chor —
Einer eilt dem Schiffe vor,
Um die Andern schlingt mit hellem Liede
Triton sich und Nereide.

„Deiner Macht soll inneweden,
Siegesheld Dionysos,
Was im Meer lebt und auf Erden"
Klang es aus dem Wellenschoos;
Strahlend Licht herniederfloß
Von dem Zwiegestirn der Dioskuren,
Dem sie froh entgegenfuhren.

Begegnung.

Dunkel über dunkle Wogen
Lagern sich die Wolken schwer,
Doch es kommt kein Sturm gezogen,
Und kein Blitzstrahl leuchtet her.
Einsam ragt die dunkle Mauer
Am Gestade dort empor,
Aber nur verklung'ne Schauer
Schau'n aus ihr hervor.

Und da grüßt ihr, gramdurchdrungen,
Augen, dunkle, mich? O sagt,
Welch ein Meer Erinnerungen
Stumm aus eurer Tiefe klagt?
Sind nicht längst verharscht die Wunden,
Ausgeklungen Schmerz und Ach? —
Ueber jene dunklen Stunden
Wird kein Blitz, kein Sturm mehr wach!

Friedrich Marx in Graz.

Im Eisenhammer.

Ein Knabe war ich, wild und froh,
Entfloh'n der dunklen Kammer,
Da ging's im sausenden Halloh
Hinab zum Eisenhammer.
Die Sterne leuchteten zu schön
Noch über Bergesjochen,
Das Thal erfüllte mit Gedröhn'
Der Hämmer dumpfes Pochen.

Schon stand ich in der Oefen Schein,
Blaugelbe Höllen flammten;
Die Bälge stöhnten, schnaubten drein
Wie Aechzen der Verdammten!
Gigantisch an der Bretterwand —
Der Hütte war, o Grauen, —
Im hellen Schein, der kam und schwand,
Ein Schattenbild zu schauen!

Ist's auf dem Thron der Unterwelt
Fürst Pluto? Ist's der Böse?
Hu, wie das zischt und pfeift und gellt,
Auf daß der Fluch sich löse!
O komm', des Wassers Segensmacht,
Wie himmlisches Verzeihen,
Aus dieser Hölle Feuerschacht
Die Geister zu befreien!

Da that sich auf des Ofens Schlund;
Als gält's ein neues Werde,
So schütterte im tiefen Grund
Das Herz der alten Erde; —
Als käm' ein Auferstehungstag
Dem Großen, Guten, Schönen,
So hub nun mit gewalt'gem Schlag
Der Hammer an zu dröhnen.

Und ihr, wie Hünen anzuschau'n,
Beim Funkentanz, dem hellen,
Im Lederschurz, halbnackt und braun,
Was schmiedet ihr, Gesellen? . . .
Sind's Racheschwerter, blutigroth, —
Endlose Sclavenketten?
Ein blankes Beil, von aller Noth
Die Menschheit zu erretten? . . .

Ein Scepter, eine Krone gar,
Den Herrn der Zeit zu schmücken,
Daß er sich auf sein gold'nes Haar
Die eiserne soll drücken?
Hei, wie das flammt und wie das raucht!
Mit jedem Hammerschlage
Mir aus bewegtem Herzen taucht
Auf eine dunkle Frage!

Doch schweigend wie des Schicksals Macht
Habt ihr in Müh'n und Sorgen
Getreulich euer Werk vollbracht —
Und draußen glüht der Morgen!
Aus Kinderaugen grüßt euch hell
Die goldne Feierstunde,
Nun geht, gefüllt am Silberquell,
Das Krüglein in die Runde.

Wohl bist du heißer Arbeit Lohn,
Glückseliges Genügen!
Dir müssen sich, die uns bedroh'n,
Die Höllenmächte fügen! —
Ich trat hinaus; — ein liebend Aug'
Schien aus dem Morgensterne
Zu grüßen mich, im goldnen Hauch
Zerrann die blaue Ferne! —

K. A. Mayer in Karlsruhe.

Das alte Klavier.

Bevor die Männer aus dem Haus dich tragen,
Laß noch ein Wort des Abschieds dir,
Ein herzlich: Habe Dank! laß mich dir sagen
Für treue Dienste, mein Klavier!

Als sie und ich in frischer Jugend waren,
Und rasch des Lebens Strom uns stoß,
Da wurdest du, vor vollen zwanzig Jahren,
Jung selber, unser Hausgenoß.

O gerne mag ich Blick und Seele wenden
Nach jener goldnen Zeit zurück!
Wie oft erklangst du unter ihren Händen
Und warst ein Echo unsrem Glück!

Der Lerche gleich, stieg ihr Gesang, umfangen
Von deinen Tönen, froh empor.
Still lauscht' ich, und aus unsern Herzen drangen
Der Liebe Blüthen reich hervor.

Ich hatte sie geführt in fremde Ferne
Aus Vaters Haus am schönen Rhein:
Da schlich am einsam stillen Abend gerne
Heimweh in ihr Gemach sich ein.

Sang sie die lieben Lieder dann, die alten,
Da tropft' es wohl auf ihre Hand,
Bis auf dem Estrich meine Schritte schallten,
Und schmeichelnd sie mein Arm umwand.

Die Tafel steht gedeckt; die Kerzen flammen;
Ein Schwarm von Freunden stellt sich ein;
Die späte Nacht noch hält uns froh beisammen:
Da mußt du mit im Bunde sein.

Hoch läßt Frau Musica das Banner wehen;
Ein fällt der Chor aus voller Brust.
Jetzt klingt ein Walzer, und die Paare drehen
Im knappen Raume sich mit Lust.

Doch nun genug mit Saitenklang und Springen!
Geschlossen mußt du länger sein.
Bald hört man in der Kammer leises Singen:
Eiopopeia! Kind, schlaf' ein!

Ein Weilchen noch — die Mutter spielt dich wieder;
Ein Kleines jauchzt auf Vaters Knie;
Im Tact genau bewegt es seine Glieder,
Bewundert als Musikgenie.

Die Jahre sinken in das Grab der Zeiten;
Schnee lagert auf der Eltern Haar;
Schon sieht man schlanke Kinder sie umschreiten,
Wie Rehe leicht und augenklar.

Nur selten rührt die Mutter noch die Tasten;
Die Stimme schwindet ihr, wie dir;
Doch lassen dich die Töchter nimmer rasten,
Du altes, heiseres Klavier!

Doch schau, wer naht? Acht starke Arme tragen
Ein neues Instrument herein;
Dich aber schleppt hinweg ein Leiterwagen
Zu einem Dorfschulmeisterlein.

Vom Silberton des neuen Spiels entzücket,
Vergißt dich bald die junge Welt,
Indeß uns Alte, die du so beglücket,
Erinnerung gefangen hält.

Alfred Meißner in Bregenz am Bodensee.

Die Verlassene.

Kämst du zurück, der mir das Herz
— Als wär's ein Blümlein, gepflückt im Scherz —
Erst hochgehalten, zertreten dann —
Dich tödten könnt' ich, wortbrüchiger Mann,
Kämst du zurück!

Kämst du zurück, dess' Herz voll Trug
Nach meinem einsamen Leid nicht frug,
Ich würde schweigen und, abgewandt,
Die Thür dir zeigen mit starrer Hand,
Kämst du zurück.

Kämst du zurück, der mich verließ —
O Qual, o Glück, wie schaur't mir süß!
Ich wollt' dir danken: bist wieder mein?
Mich an dich ranken und selig sein,
Kämst du zurück!

Schuldbewußt.

Büß' ich stets, was ich begangen?
Wird die Hand nie wieder rein?
Endet nimmer dieses Bangen?
Sühnt nicht langgetrag'ne Pein?

Jeder Grund, auf dem ich gehe,
Weicht mit tückischer Gewalt,
Wo vom Bett ich aufwärts sehe,
Zeigt die Mauer einen Spalt.

Keine Nacht seit langen Jahren,
Wo ich plötzlich aufgestört,
Lauschend, mit gesträubten Haaren
Leise Schritte nicht gehört . . . .

Wenn ich dann empor mich raffe,
Einen Schatten seh ich gehn,
Unterm Mantel eine Waffe,
Die es auf mich abgesehn!

Welch' ein Dasein! Erde, weiche,
Finstre Decke, stürze ein,
Führe, Schatten, deine Streiche,
Denn ich bin schon satt der Pein!

Frühlingsabend.

(Piano di Sorrento.)

Es kam der Seewind, duftbeladen,
Von den Orangengärten her,
Unfern, an dämmernden Gestaden,
Sah ich Gestalten, nackte, baden;
Ob 's Knaben, Mädchen, ob Najaden,
Entstiegen dem azurnen Meer?

Im Felsgestein gelagert, schaute
Ich reglos Alles wie im Traum;
Zuweilen grüßten Flüsterlaute
Wie eine Stimme eine traute;
Erst als die Nacht herunterthaute,
Stieg ich empor vom Ufersaum.

Stephan Milow in Ehrenhausen (Steiermark).

Errungenschaft.

Heil dir, mein Herz!
Dein ist das Leben,
Nie zwingt dich das Leben.
Wo Andere zagen
In scheuer Angst,
Da fassest du furchtlos,
Was dir die Stunde
Des Helden gewährt.
Du wandelst am Abgrund
Und pflückst die Blumen,
Die ihn umsäumen,
Nicht bange schwindelnd
Vor seiner Tiefe.
Aufpochend erglüht,
Doch deiner gewiß,
Genießest du selig,
Genießest und lächelst.

Heil dir, mein Herz!
Dein ist das Leben,
Nie zwingt dich das Leben.
Wo Andre sich mühen
Und trachten und hasten
Nach einem geträumten,
Ersehnten Glücke,
Da bleibst du still
Und ringst nicht, wie sie,
In Thränen die Hände,
Wenn Traum um Traum
Als eitel zerfließt.
Du kannst dich dem Schönsten,
Dem Liebsten verschließen,
Und wie dich's bezaub're,
Du lässest es klanglos
Vorüberflüchten:
Entsagst und lächelst.

Warnung.

Du weißt nicht, was ein Auge kann,
Das sich um dich in Thränen feuchtet!
Es lockt dich zaubermächt'ger an,
Als wenn dir's liebeblitzend leuchtet.

Leicht schützest du dich vor der Gluth,
Die schmachtend auf dein Werben lauert;
Doch vor dem Schmerz sei auf der Hut,
Der still verschlossen um dich trauert.

Da läßt du dir's zur edlen That,
Bleibst du nicht stark mehr im Verzichten;
Ein Dasein, das dein Fuß zertrat,
Wähnst du dich schuldig, aufzurichten.

Du wähnst nur mild und gut zu sein,
Doch pocht dein Herz und will sich dehnen;
Wähnst einen Andern zu befrein,
Und stillst doch nur das eig'ne Sehnen.

Und: dein auf ewig! stammelst du
Zuletzt im Liebesüberwallen;
Zwei Arme streben heiß dir zu,
Sie halten dich, du bist verfallen.

Du weißt nicht, was ein Auge kann,
Das sich um dich in Thränen feuchtet!
Es lockt dich zaubermächt'ger an,
Als wenn dir's liebeblitzend leuchtet.

Paul Möbius in Gotha.

Heimweh.

Heimath, Heimath, süßes Träumen,
Heimath, Heimath, liebstes Glück,
Mächtig zieht nach deinen Räumen
Mich es fort und fort zurück!

Jeden Tag, wohl jede Stunde
Denk' ich deiner sehnsuchtsvoll,
Nimmer schließet sich die Wunde,
Daß ich fern dir bleiben soll.

Ach, wo hört' ich solche Lieder
Als in deinem Waldesgrün,
Sah ich solche Blumen wieder
Wie auf deinen Auen blüh'n?

Was dem Aug' mag Lust bereiten,
Was nur schuf des Künstlers Hand,
Seiner Wunder Herrlichkeiten
Zeigte mir das fremde Land.

Doch ob Köstliches ich schaute:
All mein Sehnen blieb bei dir,
Deine Sprache, deine Laute
Klangen immer fort in mir.

Schöner noch als Prachtpaläste
Dünket mich das liebe Haus,
Wo die Mutter mir, die beste,
Wand den ersten Blüthenstrauß.

Wo sie Märchen mir erzählte,
Manches Sprüchlein mich gelehrt,
Wo sie liebreich, wenn ich fehlte,
Meinem kind'schen Sinn gewehrt.

Heimathstätte, da sich einte,
Was mir Lieb' und Freundschaft gab,
Theure Stätte, wo ich weinte
An dem ersten offnen Grab!

Erste Freuden, erste Schmerzen,
Die bewegt des Kindes Brust:
Tiefer wurzeln sie im Herzen,
Als des Mannes Weh und Lust.

Heimath, Heimath, süßes Träumen,
Heimath, Heimath, liebstes Glück,
Ach, nach deinen trauten Räumen
Zieht es mächtig mich zurück!

Albert Moeser in Dresden.

Die Schlacht bei Göllheim.

2. Juli 1298.

Das Kloster liegt umleuchtet vom jungen Morgenstrahl,
Dort sitzen zwei der Männer beim blinkenden Pokal,
Herr Adolf ist's, der Kaiser, bewehrt zu Kampf und Streit,
Vom Stifte von St. Gallen der Abt sitzt ihm zur Seit'.

Da sprengt ein Ritter keuchend in schnellem Trab einher:
„Laßt mich's nicht büßen, Kaiser, ich bring' Euch schlechte Mähr,
Ihr seid entsetzt, erkoren Albrecht von Oesterreich,
Gerhard von Mainz, der Bischof, der spielt' Euch diesen Streich.

„Zu Mainz im Dom vereint' er die Fürsten allzumal,
Vergehn und Fehler rügt' er an Euch schier ohne Zahl,
Sie fluchten Euch und sangen eine Kyrie drauf im Chor
Und huldigten Herrn Albrecht, der froh schon harrt' am Thor."

Da sprang in wildem Grimme der Kaiser von der Bank,
Stieß von sich seinen Becher, daß er vergoß den Trank:
„Hei, hätt' ich dieser Natter zertreten längst das Haupt!
Mir wäre jetzt vom Argen nicht Kron' und Reich geraubt.

Der Bischof wollte hausen, ich weiß, nach Lust im Land,
Das war's, weshalb der Schleicher hülfreich zu mir einst stand,
Doch irrt' er sich, das merkt' er, ich wehrte frevlem Drang,
Nun hofft er mich zu schäd'gen und zollt mir schlimmen Dank."

Der Ritter sprach: „Es rühmte der Bischof sich mit Hohn:
Durch ihn nur säß't Ihr herrschend auf Deutschlands Kaiserthron,
Nun Ihr die Macht errungen, sei er Euch lästig gar,
Doch werd' er's Euch gedenken und schaff' Euch noch Gefahr.

„„Ich stürz' ihn““ — rief er schallend — „„dann mach er's selbst bereu'n,
Der Habsburg sei erkoren! Dankbarer wird der sein,
Wenn nicht — an seine Tasche schlug er und lachte sehr —
Aus dieser Tasche nehm' ich der Könige noch wohl mehr.““

Da rief der Kaiser lachend: „Hat er entsetzt mich gleich,
Zu lohnen einen Schneider bin ich genug noch reich;
Fang' ich ihn, lass' am Leibe die Tasch' ich zu ihm näh'n,
Nicht kränk' es ihn, wenn zu tief da manch ein Stich mag gehn.

„Es sei! ich bin entthronet, doch hatt' ich stets den Preis:
Ich sei ein wackrer Ritter; wohlan! jetzt zum Beweis!
Herr Abt, laßt rasch uns reiten, Beistand heisch' ich von Euch,
Wird mir der Obsieg werden, mach' ich Euch groß und reich.

„Die Feinde, denk' ich, bringen wir noch in Angst und Noth,
Den neuen König Albrecht, den schlagen wir zu Tod',
Die ungebornen Könige dazu zum Zeitvertreib,
Die ruh'n in Gerhards Tasche, diesem Königsmutterleib."

Drauf ritten sie von dannen. — — Schon hallt es wüst und wirr
Bei Göllheim auf dem Felde, dort hebt sich Schwertgeklirr,
Dort rüsten sich zwei Heere zu manchem wackern Streich,
Es kämpfen da zwei Kaiser um Leben, Thron und Reich.

„Sancta Maria“ tönt es voran der Kriegerschaar,
Der Erzbischof von Trier singt's laut und hell und klar,
Der Erzbischof von Straßburg singt es auf Albrecht's Seit',
Sie heischen des Himmels Segen und wecken der Hölle Streit.

Voran trägt der von Rechberg das Banner hoch zu Roß,
Daneben ragt Herr Adolf, sein Schwert blitzt blank und bloß;
Daß er des Kämpfens kundig, das merkt heut mancher Mann;
Wen seine Streiche treffen, den zwingt des Todes Bann.

Der Abt auch von St. Gallen hebt kühn den Morgenstern,
Erprobte Krieger rasen kaum gleich dem frommen Herrn,
Der kann das Rauchfaß schwingen, doch auch das Schwert zugleich,
Des Himmelreiches walten und schützen des Kaisers Reich.

Das tobt auf beiden Seiten und kämpft mit grimmer Wucht,
Da seht! Herrn Albrecht's Mannen enteilen in rascher Flucht,
Hei, soll das Recht heut' siegen? Herr Adolf folgt geschwind,
Der Helm sinkt ihm vom Haupte, es wallen die Locken im Wind.

Doch weh! zurück hinwieder sprengt rasch die flücht'ge Schaar,
Die Flucht war Schein und Tücke, nun sieht's Herr Adolf klar,
Er sieht allein, von Albrecht wird er sofort berannt;
Deß' Helmbusch weht in Lüften, sein Aug' sprüht grimmen Brand.

Herr Adolf sieht ihn nahen, er weicht ihm gar nicht aus,
Rasch zieht er aus der Scheide sein gutes Schwert heraus:
„Heut läßt du Kron' und Leben!“ sein Ruf in Lüften hallt,
„Das wird nun Gott entscheiden!“ Herrn Albrecht's Antwort schallt.

Nun sprengen sie zusammen, sie heben hoch das Schwert,
Hei, wie auf Adolf's Stirne der Stahl da niederfährt!
Der Wunde sinkt vom Rosse, der Tod naht ihm sofort,
„Heut läßt Du Kron' und Leben!“ schallt höhnend Albrecht's Wort.

Bei Göllheim schlug ein Kaiser den andern so zu Tod',
Kein Zeichen ward gesehen, kein Nordlicht blutig roth,
Der Himmel ward nicht finster, die Sonne blieb nicht stehn,
Und doch hat gleichen Frevel niemals ihr Aug' gesehn.

Bei Adolf's Leiche lagen acht Grafen bald im Blut,
Nicht wehrte mehr dem Unheil des wackren Abtes Muth;
Des Königs Sohn, den jungen, fing grimmer Feinde Hand,
Heimsenden wollt ihn Adolf, doch er stritt haßentbrannt.

Herr Rechberg trug, der Ritter, das Banner bis zuletzt,
Es war für ihn, den starken, kein Feindesschwert gewetzt,
Nun sank auch er, im Harnisch erstickt von Sonnengluth,
Das Banner deckt' er sterbend und hielt's in treuer Hut.

Als endlich spät am Abend still ward der Lärm der Schlacht,
Da nahten aus dem Kloster die Mönche zag' und sacht,
Die suchten Adolf's Leiche ringsum auf weitem Feld,
Und fanden ihn, zertreten, von Staub und Blut entstellt.

Sie hatten ihm am Morgen kredenzt den Klosterwein,
Nun bargen sie den Bleichen im stillen Todtenschrein,
Sie sangen Todtenmessen und heißen Grabgesang:
Das ist des Menschenschicksals rasch sich wendender Wandelgang.

Clara Nebe in Metz.

Unvergeßlich.

Ich werde nie den trauten Ort vergessen
— Die Reben blühten rot und der Jasmin —
Wie schweigend Hand in Hand wir zwei gesessen;
Dein Auge sah nur mich und meines ihn —
Ich werde nie den trauten Ort vergessen.

Und nie wird meinem Geist der Blick entschwinden,
Der mir so wunderholde Währ vertraut.
O süßes Ahnen, köstliches Empfinden,
Wenn liebetrunken Seel' in Seele schaut! —
O, nie wird meinem Geiß der Blick entschwinden!

Und ewig wird das schöne Wort mir klingen
Wie Festesgruß und Auferstehungschor:
„Ich liebe Dich!" — Wie hob auf mächt'gen Schwingen
Es zu den Sternen all' mein Sein empor. —
O, ewig wird das schöne Wort mir klingen!

Emil Neubürger in Frankfurt a. M.

Mein Herz, es lachte freudig.

Mein Herz, es lachte freudig;
Ich stand auf blüh'nder Au,
Rings froh die Vögel sangen,
Rings glänzte der Blumen Prangen
Frisch wie vom Morgenthau.

Es rauschten so lustig die Bäume
Und lachten im Sonnenglelt,
Und munter Genossen viele
Sich drängten zum Reigen und Spiele,
Gestalten traut und held.

Und mitten in der Freude
Mir eigen Weh geschah.
Die Vöglein begannen zu schweigen,
Es schwanden vom Spiel und Reigen
Mählig die Freunde da.

Auf Wald und Au und Blume
Erlosch der gelbne Schein,
Mich wehet an ein Schauer,
Mein Herz erfasset Trauer —
Was soll ich noch hier allein?

Carl Woldemar Neumann in Regensburg.

Beim Siegesheimzug.

1871.

Nun Glocken läuten,
Die Fahnen weh'n,
Beim Siegesheimzug —
Beim Wiedersieh'n!

Es geht ein Jubel
Von Haus zu Haus,
Es lehnt den Krieger
Manch' duft'ger Strauß.

Wie rieselt so mächtig
Sein heller Schritt,
Es ist vergessen,
Was er erlitt!

Die Augen glänzen
Vor Lust und Glück, —
Doch ach, wie Mancher
Kehrt nicht zurück!

Wie viele Helden,
Die wir gekannt,
Ruh'n fern der Heimath
Im wälschen Land! —

O, schlummert Alle
In süßer Ruh'!
Herzlieber Bruder
Auch du, auch du!

Friedrich Oser in Basel.

Sing' früh dein Lied!

Sing' früh dein Lied, mag noch so schlimm
Der Winter dir's verschneien,
Am frohsten grad trotz allem Grimm,
Am hellsten wird's gedeihen!

Sing' früh dein Lied! Wie ist gar bald
Der letzte Schnee vergangen,
Und sangen lustig Busch und Wald
Und Fluren an zu prangen!

Sing' früh dein Lied, und halt's bereit
Getreu mit flüggen Schwingen:
Weiß nie bei all der Herrlichkeit
Wird eins dir mehr gelingen!

Frühlingsnacht.

Warum wohl ist kurz nur die Frühlingsnacht? —
Wie drängt es die blühenden Ranken
Mit süßestem Dufte, mit schimmernder Pracht
Am frühesten Morgen zu ranken!

All' würden sie sterben wohl über Nacht,
Weh! müßten noch länger den Segen
Verborgen sie halten! verschlossen die Pracht
In den schimmernden Kelchen sie hegen!

Maigesang.

Sind's die Lüfte, die da singen?
Ist's des Lerchenjubels Schall?
Sind's die Düfte, die da klingen?
Ist's das Lied der Nachtigall?

Sind es Blüthen, die da fliegen,
Los vom Strauch, hoch im Blau?
Sind es Falter, die sich wiegen
Ob der maienfrischen Au?

Singt ihr Aelterlüt die Sonne
Hoch am lichten Himmelsplan?
Hebt der Wald vor Lust an Wonne
Tief im Grund zu rauschen an?

Alles will hinan sich schwingen
In demselben Freudendrang:
O glückselig, wem gelingen
Mag ein solcher Maigesang!

O holde Zeit!

O holde Zeit, wenn spät im Jahre,
Als wär' der Frühling wieder da,
Der Schimmer noch, der wundersame,
Verklärt die Auen fern und nah;
Wenn goldengrün die Matten liegen,
Die Hehn in zauberischem Duft,
Die letzten Blumen noch sich wiegen
Glückselig in der lauen Luft.

O holde Zeit, von seltner Wonne!
Wenn strahlend durch die Wipfel bricht
Das Morgenlicht als wie die Sonne,
Die Sonne lacht wie Morgenlicht;
Wenn ahnungsvoll in weitster Ferne,
Das Herz erspähet neues Glück,
Voll sel'ger Wehmuth doch so gerne
An fernste Tage denkt zurück.

Wilhelm Osterwald in Mühlhausen in Thüringen.

Novemberlied.

Der Wald läßt sein Laub
Den Winden zum Raub,
Bang zittert das Blatt
Und flieht ins Gefilz,
Der Winter schon trebt,
Die Blümlein verzagen
Im Feld und im Hagen,
Sie fürchten den Tod.

Wie frisch sie geblüht,
Jetzt flehn sie so müd'
Und senken das Haupt,
Der Freude beraubt,
Und nicken sich zu,
Die Augen voll Kummer,
Als ging's in den Schlummer
Der ewigen Ruh.

Ihr Blümlein, gut' Nacht,
Getreu't ihr erwacht:
Der Lenz kommt zurück
Und weckt euch zum Glück.
Von Neuem zu blühn;
Auch unter der Hülle
Keimt Leben in Fülle,
Bleibt Hoffnung noch grün.

Adolf Peters in Meißen.

Mondschein am Meere.

1.

Der Mond durchbricht die Schwärze
Und schimmert am Küstendamm,
Schon tanzt eine flackernde Kerze
Auf jedem Wellenkamm.

Glanz überschleiert die Sterne,
Doch hebt Felsriesen empor,
Er baut in unendlicher Ferne
Den Fluthen ein gold'nes Thor.

Strand und Gewässer glimmen,
Hell glüht der Wölkchen Heer,
Im magischen Licht verschwimmen
Erde, Himmel und Meer.

2.

O Mond, der Nacht Entzücken,
Die sich verklärt in dir,
Du weißt, in Licht zu rücken
Die dunklen Wogen ihr.

So sind, als sie ergossen
Auf mich den Liebesblick,
In einen Glanz mir zerflossen
Welt, Himmel und Geschick.

Noch von dem Blicke trunken,
Des Himmelsauges Macht,
Steh' ich nun tief versunken
Vor dieser Zaubernacht.

Gustav Reinhart (R. Neuhaus) in Barmen.

Resignation.

Laß im Leben Traum auf Traum
Mählig nur in Nacht zerfließen,
Auf des Lebens goldnem Baum
Seltner eine Frucht dir sprießen:
Trag' es Herz: Daß Blatt auf Blatt
Fällt, von mancher Thrän' befeuchtet;
Deine heiße Stirne hat
Liebessonne einst umleuchtet.

Zwar, die meinen Lebensstab
Hold mit Rosen hat umwunden,
Hat schon längst im kühlen Grab
Tod als Lohn für Lieb' gefunden.
Doch es blieb mir ein Ersatz
In der Kinderschaar, der lieben,
Ewig Dank, daß dieser Schatz,
Dieser eine mir geblieben. —

Denn sonst nenn' ich wenig mein,
Als nur Sorgen noch in Fülle;
Meine Kräfte mußt' ich weih'n,
Wo nicht innern Rufes Wille.
Vielfach hab' ich auch geirrt,
Oft auch anders handeln sollen,
Doch mein Trost: gewogen wird
Nicht Erfolg blos, auch das Wollen.

Und mein Wollen war gewandt
Immer nur nach hohen Dingen:
Alle Menschen sollt' ein Band
Brüderlicher Lieb' umschlingen

Doch wie auf dem hohen Flug
Meine Träume bald zerrannen:
Aus des Lebens Schiffbruch trug
Eine Lehr' ich doch von dannen:

Daß zuerst der Einzle muß
Schön, harmonisch sich entfalten,
Soll zu einem vollen Guß
Die Gesammtheit sich gestalten;
Daß ein gut und bös Geschick
Nie an äuß're Form gebunden
Und ein Herz das reinste Glück
Ewig nur in sich gefunden. —

Und ich fand's! auf Flur und Hain
Unter sonnenhellen Bäumen,
Wie wenn Abendsonnenschein
Lud mich ein zu süßen Träumen;
Fand es in des Schaffens Lust,
In der Bildung ehrnem Gange,
An des treuen Weibes Brust,
In der Kinder frohem Sange;

Fand es in der Freunde Kreis
An der heitern Tafelrunde,
Wenn des Busens starres Eis
Wich der Gluth der flücht'gen Stunde. —
Jauchze meines Liedes Schall
Drum aus innerstem Genügen
Dank den dunklen Mächten all',
Die es wußten so zu fügen:

Daß auch ich berufen war,
Theil an Alledem zu haben,
Was Natur und Kunst gebar,
Regen Sinne mich dran zu laben;
Daß auch ich geliebt, geglüht,
Mitgenossen, mitgestritten
Und, von Lebenslust umsprüht,
Mitgewirkt und mitgelitten.

Dank drum jedem Sonnenstrahl,
Der mein Auge hat gesegnet,
Jedem Herzen, das einmal
Jener in mein Herz geregnet!
Jedem Liede, jedem Traum,
Jedem Glanz aus fernen Sphären!
Und auch Dank dem engen Raum,
Der einst Ruh' mir wird gewähren!

Geh in dich, Herz!

Schwirrt eine Lerche hoch zum Himmel auf:
O folg' der Lerche nach in ihrem Lauf!
Sie führt dich über Schutt und Dorngeflecht,
Sie führt dich sicher, o sie führt dich recht
Zu Himmels Höhn: wie wird dein Herz so weit,
Wie klein erscheint dir plötzlich all' dein Leid;
Die Schranken fallen ab: die Stirn umschwebt
Ein Glanz des Himmels, den dein Aug' erstrebt.

Wenn Rosen blüh'n und duften rings im Thal,
O unter grünen Blättern ruh' einmal!
Nach all' dem Treiben, all' dem Wettgewühl,
Wie thut so wohl ein still, ein fromm Gefühl!
Wie friedlich all' die Blüthenbäume steh'n:
O ihren Frieden laß in's Herz dir weh'n;
Schau jeder Blume tief nur auf den Grund,
War deine Seele krank: sie wird gesund.

O thöricht Treiben: jagen immerfort
Und rasten nie und nie an einem Ort,
Zu klagen, daß die Stunden träge zieh'n,
Die immer ach! nur allzu rasch entflieh'n.
Geh in dich, Herz! Lausch' was die Blume will,
Klag' mit dem Sturm und steh' bei Gräbern still;
Die Zeitenuhr dir nie zu langsam rinnt,
Suchst du nur Stunden, die voll Leben sind.

Viriathus.

Schwer auf Lusitaniens Fluren
Lag verheerend Roma's Macht,
Bis sie muthig Viriathus
Schlug in mancher blut'gen Schlacht.

Viriathus, der ein Hirte,
Sonst durch's Land die Heerden trieb;
König Astolf's holde Tochter
Schwur ihm ew'ge Treu und Lieb'.

Als der frohe Tag gekommen,
Der ihm trauen sollt' die Braut:
Auf das festliche Gepränge
Finster Viriathus schaut.

Herrlich mit der Pracht des Landes
War geschmückt der Hochzeitsaal;
Feurig Rebenblut erglänzte
Hell in manchem Geldpokal.

Doch, der wie ein Leu gefochten,
Kühn voran in jedem Streit,
Der stets schlief in voller Rüstung,
Daß er immer kampfbereit,

Keine der goldenen Gefäße
Hat der tapfre Held berührt,
Keine von den Speisen allen
Hat er an den Mund geführt:

„Laßt das Geld und laßt das Silber!
Meine Lust ist klirrend Erz!
Und mein Glück, das hält geborgen,
Reich in sich, ein treues Herz!"

Sprach's, hob mit der Kraft der Jugend
Auf sein Roß die Braut geschwind,
Und trug heim zu seinen Bergen
Sein geliebtes Königskind.

Theodor Renaud in Straßburg im Elsaß.

Triolette.

I.

Es trägt der Mai ein buntes Banner
Aus Roth und Blau und Weiß und Grün.
Auf allen Fluren siehst du's blüh'n:
Es trägt der Mai ein buntes Banner.
Herr Amor dient als Bogenspanner
Und streitet drunter siegeskühn:
Es trägt der Mai ein buntes Banner
Aus Roth und Blau und Weiß und Grün.

II.

Dorten, wo die Linde steht,
Bin ich ihr zuerst begegnet.
Lieber Platz, o sei gesegnet,
Dorten, wo die Linde steht!
Wonnig hat's mich angeweht,
Blüthen hat's herabgeregnet:
Dorten, wo die Linde steht,
Bin ich ihr zuerst begegnet.

III.

Ihr Stimmlein klingt wie Glockenklang
Und süßer Nachtigallenschlag.
Nichts Lieberes ich hören mag:
Ihr Stimmlein klingt wie Glockenklang.
Das ist der beste Kirchengang
Nach ihrem Häuschen jeden Tag:
Ihr Stimmlein klingt wie Glockenklang
Und süßer Nachtigallenschlag.

IV.

Meine Gedanken sind leuchtende Sterne,
Die sich um dich als die Sonne dreh'n!
Wollen und können nicht untergeh'n:
Meine Gedanken sind leuchtende Sterne.
Königlich schickst aus gemessener Ferne
Licht du, daran sie nicht satt sich seh'n:
Meine Gedanken sind leuchtende Sterne,
Die sich um dich als die Sonne dreh'n!

V.

Für uns nur blüht der Lenz, für uns,
Die endlich sich gefunden!
Wir halten uns umwunden:
Für uns nur blüht der Lenz, für uns!
Im Glück des Aneinanderruhns
Da haben wir's empfunden:
Für uns nur blüht der Lenz, für uns,
Die endlich sich gefunden!

Der Aermste.

Füße haben, und nicht gehen können,
Augen haben, und nicht sehen können,
Worte haben, und nicht sagen können,
Waffen haben, und nicht schlagen können,
Was wird härter noch dir scheinen können?
— „Thränen haben, und nicht weinen können!" —

Emil Rittershaus in Barmen.

Im Walde.

I.

Ueber der reifenden Aehrenflur,
Sengende Mittagsgluthen;
Droben die singenden Lerchen nur,
Badend in Sonnenfluthen.

Alles verstummt in Wies' und Wald,
Alle die Frühlingslaute!
Nur das Gesumme der Bienen schallt
Leis aus dem Haidekraute.

Bienengesumme und Lerchensang,
Sommer- und Frühlingslieder! —
Sänger, es wecken der Leier Klang
Heute die Töne wieder!

II.

Das ist der Wald, das sind die Eichen!
Durch's Laub sich kaum die Sonne drängt:
Die Stämme hat mit Ehrenzeichen,
Mit Aechtenschmuck die Zeit behängt.

Des Pilzes braune Schirme sprossen
Im Büschein auf vom feuchten Grund. —
Hier spielt' ich einst mit den Genossen
Als Knabe Jäger, Has' und Hund.

Wo sind die Freunde hingegangen,
Wo trieb sie hin die irre Fahrt?
Den Buben, der an beiden Wangen
Als Jäger trug von Moos den Bart? —

Der Bursche, der so flink gesprungen,
Wenn er gespielt des Jägers Haus,
Wo ist er nun? die muntren Jungen,
Wo weilen sie in dieser Stund'? —

Weit in die Welt verstreut, begraben,
Verkommen in dem Weltgewühl! —
Ich seh' im Geiste noch die Knaben
Und träum' von meinem Jugendspiel!

III.

Du liebes Kind mit blonden Haaren,
Blauäuglein du, ich sah' so gern
Noch einmal jetzt nach langen Jahren
In deiner Augen frommen Stern!

Du warst so gut! In manchen Stunden,
Wenn wir entfloh'n dem Lärm der Stadt,
Hast du mir Kränze hier gewunden
Von frischem, grünem Eichenblatt.

Ich beg zu dir die Sterne nieder,
Wenn Lächelnd du den Kranz gereicht;
Ich schrieb für dich die ersten Lieder
Und hab' kein einz'ges dir gezeigt!

Und einmal doch — die Lippen fanden
Zusammen einmal sich im Kuß,
Als wir am Stamm der Eiche standen,
Uns schützend vor dem Regenguß.

Der Donner krachte, es fielen Schlossen,
Du bargst bei mir die Stirn verzagt,
Und als die Augen du geschlossen,
Da hab' ich einen Kuß gewagt!

In Purpur meine Wange brannte;
Erst, als dein Mund mit leisem Schrei
Mich zürnend „Kummer Junge" nannte,
Da war's mit meiner Angst vorbei!

Und hätt' aus deinem Augensterne
Nicht aufgezuckt solch' heller Strahl,
Gewiß, ich hätt' im Walde gerne
Dich dann geküßt zum zweiten Mal! —

Julius Rodenberg in Berlin.

Festgruß der Berliner Presse.

Gesprochen bei der Vorstellung im K. Schauspielhause zum Besten ihrer Unterstützungskasse am 21. Mai 1874.

Er mit begrüßt! — Daß ihr erschient, macht diesen Abend uns zum Fest,
Und sie, die froh durch meinen Mund den Willkomm euch entbieten läßt,
Freut sich des schönen Anblicks nur empfindet, tiefen Dankes voll,
Was dieses reichserfüllte Haus ihr sagen und bedeuten soll.

Unscheinbar that sie sonst ihr Werk nur, nicht gewöhnt an Prunk nur Glanz,
Ist sie's, die Kränze windet, doch für sich niemals begehrt den Kranz;
Die still nur ernst, nicht haschend nach Gewinn, nicht nach der Menge Gunst,
Des Volkes Heiligthümer wahrt im Reich der Freiheit nur der Kunst;
Die streng des Richteramtes pflegt, der Zeit Gewissen nur ihr Geist;
Die nicht um Beifall wirbt, den sie doch dem Verdienste gern erweist;
Die keines Ruhmes bedarf, als daß die öffentliche Meinung spricht:
Sie *that* ihr mühevolles Werk, sie *übte* ihre schwere Pflicht!

Wenn's diese Meinung war, der ihr Gestalt und Ausdruck habt geleih'n,
Indem ihr fandt: so habet Dank! Euch dankt die Presse von Berlin!
Für jeden Kämpfer, welcher müd' auf halber Bahn zusammensank,
Für jedes Pfand, das er uns ließ, für Kind und Wittwe habet Dank!
Für ihn ist nicht das Lorbeerreis, das wunde Heldenstirnen schmückt,
Nach ihm streckt keine Hand sich aus, wenn ihn die Sorge niederdrückt.
Und dennoch war's ein Schlachtfeld auch, und dichtgedrängt stand Mann an Mann,
Und für der Menschheit höchstes Gut ging sie voran, ging sie voran!
Sie war's, die Presse, welche lang das Feuer, das den Feind verzehrt,
Die Lieb' zum Vaterlande in Millionen Herzen hat genährt;
Sie war's, die treu dem Ideal, in schwerer Stund', in banger Nacht,
Den Glauben an die Zukunft in Millionen Seelen angefacht;
Sie war's, zwar oft verkannt, die fest und furchtlos jenes Banner trug,
Bis Deutschlands starker Arm es nahm und hoch erhob zum Siegesflug,
Bis es das Banner ward, vor dem die Welt sich beugt, wenn sonnengleich
In seinen Purpurfalten glüht der Spruch: für Kaiser und für Reich!

So nimm den Gruß, den festlich heut' und von Thaliens Schaar umringt
Im Haus der vaterländ'schen Kunst dir die Berliner Presse bringt,
Stadt Lessing's! — Du, vom Genius geweiht unsterblichem Beruf,
Wo Deutschlands erster Journalist auch Deutschlands erstes Lustspiel schuf.
Nicht feindlich, fördernd wandle hier Kritik und Dichtung Hand in Hand,
O Stadt, in der vor Allem stets die Wahrheit eine Stätte fand!
Der deiner Presse ward vertraut der Schild, er werde nie befleckt,
Daß er dem Schild Achilles' gleich die Schönheit unverwundbar deckt;
Daß, so wie Deutschlands Herrlichkeit mit vollem Strahle dich beschien,
Hier glorreich auch die deutsche Kunst erblühen mag — Heil dir, Berlin!

Friedrich Roeber in Elberfeld.

Anakreon.

Schlummernd war Anakreon in süßem
Rausch am späten Abend hingesunken
Unter traubenschweren Reben, schlummernd
Lag er noch am Morgen, bis ein heißer
Sonnenstrahl ihn weckte, der durch's grüne
Laub auf seine Stirne fiel. Es war ihm
Dumpf und schwer im Haupt, verwelkt, zerrissen
Hing der Kranz, der ihn geziert, auf seinem
Kahlen Scheitel; mit zersprungenen Saiten
Vor ihm, auf dem Boden, lag die Leier,
Und verloren hatte er von einem
Fuße die Sandale. — Ach, in welche
Dämmervolle Ferne waren jene
Jahre hingeschwunden, wo er siegreich,
Gleich dem Dionysos, mit der goldnen
Binde um das Haar, durch's Land gezogen; —
Wie da hatten seinem Mund entgegen
Ros'ge Lippen sich gedrängt und weiche
Arme ihn umschlungen! nicht vermocht' er
Mit des Alters schwankem Gang und kurzem
Hast'gem Athem, mit der Hand, die zitternd
Hielt die Leier, noch den Gott zu spielen,
Nur den trunkenen Silen! — Und lachend
Floh vor ihm die Schaar der jungen Mädchen,
Wollt' zu süßem Kuß er eines haschen;
Spottend hielten sie ihm vor den Spiegel,
Zeigten ihm die dünne greise Locke,
Die ihm noch geblieben, und vergebens
Sang er ihnen, wie so lieblich ständen
Weiße Lilien zu den rothen Rosen.
Nur sich selber suchte er zu täuschen.
Nun sein Traum entschwand, wie schien ihm nichtig,
Fruchtlos, leer und öd' sein ganzes Leben!
Warum nicht gefolgt war er dem Drange,
Da er Atreus' Söhne wollte singen,
Kadmos und der Herakliden Kämpfe,
Daß im Mund der Griechen seine Lieder
Lebten, wie Homer's, und sie zu hohen
Thaten, voll Unsterblichkeit, entflammten?
Ach, es hatte von des Eros Waffen
Seine Leier nur getönt, vom kleinen
Süßen Krieg der Liebe, Wein und Tänzen,

Von des Frühlings und des Sommers Rosen.
Waren seine Lieder nicht verklungen
In dem Augenblick, da sie geboren?
Wie der Lufthauch, der des Inselmeeres
Blum'ge Ufer streift, voll Duft dich anweht
Und hinwegstirbt ohne Spur? Er fühlte
Schwerer es auf seiner Seele lasten,
Immer schwerer. Da, — was klang herüber
Aus dem Mund der Hirtin? — was er selber
Längst vergessen, was in Jugendtagen
Auf der Wandrung er im fernen Trakien
Einst gesungen, nur das kleine Liedchen
Einer Braut, wie war es durch der Jahre
Lange Reihe nun zurückgewandert
Ueber Meer und Inseln! — Und ein kleines
Mädchen, das der Hirtin saß zu Füßen,
Sang ihr nach das Lied, noch unverstanden,
Mit der unschuldvollen Kinderstimme;
Aber kommen wird die Stunde, wo ihm
Süß beklomm'nen Herzens, wie der Hirtin,
Quellen diese Töne aus dem Busen,
Und ein andres Kind, am Wege sitzend,
Dann sie auffängt und bewahrt. — Vorüber
Zog ein Bursch: es jauchzte in den Himmel
Hell das Lied vom Wein, dem Sorgenbrecher,
Und im Chor herüber aus der Ferne
Klang das Tanzlied wieder, das er gestern
Als Silen gesungen: Laßt uns tanzen!
Besser ist es hier den Reigen schlingen
Als im Schattenreiche mit den Schatten! —

Da ein Leuchten überflog sein Antlitz,
Seliges Gefühl da überkam ihn,
Daß die kleinen Lieder leben würden,
Unvergänglich, in die fernsten Zeiten,
Und der Aphrodite girr'nde Tauben
Eben so zum Sitz der Götter trügen
Seine Seele, wie Kronions Adler!
Könnte jetzt ich sterben! rief er leise.
Ueber ihm hing eine goldne Traube
Und er sehnte sich des Dionysos
Süße Frucht zum letzten Mal zu kosten,
Aber da er darnach langte, sank ihm
Müd' der Arm herab. Doch ungesehen
Ihm zu Häupten trat der Tod und pflückte
Aus der Traube ihm die schönste Beere;
Da er sie auf seinen Lippen fühlte,
Ging ein Lächeln drüber. Dann die Augen
Schlossen sich als wie zum letzten Schlafe,
Und der Mund, der Lieder reiche Quelle,
Schloß auf immer sich. War von der Beere
Er erstickt, der tückevollen, hatte
Ihm der bleiche Tod geküßt die Lippen? —
Aus den Reben flogen auf die girr'nden
Tauben Aphroditens, von der Küste
Wehte frisch der Wind, und Rosenblätter
Warf er über ihn und grünes Weinlaub.
Aus der Ferne aber klang verhallend:
Besser ist es hier den Reigen schlingen
Als im Schattenreiche mit den Schatten.

Otto Roquette in Darmstadt.

Die Lampe.

Treue Gefährtin
Auf der Gedanken
Rastlos durchwandertem
Nächtlichen Pfad,
Dir will ich endlich
Ein lang gehegtes,
Dir will ich dankbar
Weihen ein Lied!

Wenn vor der Seele
Finsterem Ringen
Weit mir entflohen
Der stille Gott,
Dann wie ein Pharus
Winktest du segnend mir
Zu des Gesanges
Leuchtendem Pfad.

Denn aus der Tiefe
Drängt sich und hebt sich
Wer sich gegeben
Dem ewigen Licht,
Und es umschlingen ihn
Erde-Dämonen,
Sorgen und Schmerzen,
Drohend umsonst.

Stolz wie der Adler
Zum Wolkenhause
Des ewigen Vaters
Die Flügel hebt;
In blitzgewohnten
Sicheren Fängen
Führt er zum Aether
Der Jugend Bild:

So aus der Nächte
Dampfendem Chaos
Ringt sich die Seele
Gestärkten Flugs,
Mit der geraubten
Ewigen Jugend
Hebt sie zum Lichte sich
Jauchzend empor.

Unter ihr wälzen sich
Völkergeschicke,
Kämpfe der Edlen
Um Recht und Licht.
Ob auch erliegend
Der Mißgunst Pfeilen,
Palmen umkränzen
Des Siegers Haupt.

Denn seit der erste
Gewaltige Dulder
Siegreich büßte
Den Flammenraub,
Hält fest am Kampfe,
An seinem Rechte,
Dem uralt ewigen,
Wagend der Mensch.

Hat er aus Funken
Des Gottheitlichtes
Sich neu erschaffen
Seine Welt:
Leben nun muß sie!
Ob Tausende fallen,
Sie kann nur wachsen,
Nicht untergeh'n!

Geschlechter welken,
Und wähnten trunken
Im reichsten Lichte
Gewandelt zu sein,
Und neue Geschlechter
Seh'n zu den Vätern,
Wie in die Dämmerung,
Lächelnd zurück.

In volleren Zügen
Muß alles Kommende
Trinken des Lichtes
Ewigen Strahl.
Licht ist die Wahrheit,
Licht ist die Schönheit,
Licht ist des Lebens
Heiliger Keim!

Der Funke selbst,
Der still die Lampe
Des einsamen Dichters
Nächtlich erhellt,
Vom Ewigen stammend,
Läßt er den Liedesten
Flammend sich gießen
In's All des Lichts!

Adolf Friedrich v. Schack in München.

Ubaldo Lapo.

1.

O schöne Zeit der Kunst! Seitdem Athen
In Staub sank bei der Völkerstürme Wüthen,
Hat eine gleiche nicht die Welt geseh'n,
Wie da im freud'gen Wiederaufersteh'n
Sich in Florenz die Götter alter Mythen
Im Morgenlicht des neuen Tages sonnten
Und wieder sich zu freiern Horizonten
An ihrer Hand empor die Menschheit rang.
So wie der Hauch des Mai durch die erstarrten
Gefilde, ging ein frischer Lebensdrang
Dahin durch alle Seelen und umschlang
Die Zinnen und die Thürme und die Warten
Der düstern Stadt mit jungem Frühlingsgrün
Und ließ zu einem großen Zaubergarten
Von Stein des goldnen Arno Strand erblüh'n.
Mit Marmorbildern füllten sich die Säle,
Um der Korinther schöne Kapitäle
Wand rankend der Akanth sich himmelwärts,
Und vor Ghiberti's Geiste schmolz das Erz
Im Gusse zu den Paradiesesthüren,
Die noch in St. Johann's Kapelle führen.
Verwandelt ward zur Göttin Griechenlands
Die hagere Madonna von Byzanz,
Der bleiche Christus lächelte verklärt,
Und Benvenuto's Perseus mit dem Schwert
Vertrieb der Heil'gen klägliche Gestalten,
Indeß von Donatello's eh'rnen Faunen
Die Stimmen höhnend hinter ihnen hallten:
Armsel'ge! bei des jüngsten Tags Posaunen
Dereinst mögt ihr gerecht erfunden werden,
Doch aus für immer ist eu'r Reich auf Erden.

Von jenem Hang, der an des Arno Borden,
Wie nirgend sonst, sich regt' und Blüthen trieb,
War auch erfaßt Ubaldo Lapo worden.
Seit er, noch Kind, beraubt der Eltern blieb
Und ihn in Obhut Michel Angelo's
Der Vater auf dem Sterbebett gestellt,
Sein Traum gewesen war's, als Bildner groß
Mit seinem Ruhm zu füllen einst die Welt;
Und, da der Meister sich zuerst gesträubt,
Mit Bitten hatt' er ihm das Ohr betäubt,
Bis Jener seinem Drängen nachgegeben.

In seiner Werkstatt schafft der Jüngling so
Und thut, der neu vollbrachten Arbeit froh,
Den letzten Schlag an einen Marmor eben,
Als Michel Angelo in Reisetracht
Eintritt und ihm die Hand entgegenstreckt.
Ubaldo, überrascht und halb erschreckt,
Blickt zu ihm auf: „Wer hätte das gedacht?
Ihr, Meister, hier? Seid tausendmal willkommen
So habt Ihr Eure Romfahrt wohl vollbracht?
Bang war mir Euretbalb das Herz beklommen,
Denn Räuber hausen, heißt's, am Trasimener." —
„Nicht hatt' ich ihrer Acht," erwidert Jener,
„Noch scheu' ich so die ehrlichen Banditen,
Die offen auf dem Heerweg Trotz uns bieten,
Wie die verkappten innerhalb der Mauern,
Die hier bei uns auf Straßen und auf Plätzen
Die günst'ge Stunde zum Verrath erlauern."

Dann auf Ubaldo's Ladung, sich zu setzen,
Wirft in den Armstuhl nieder sich der Meister

Und läßt die Blicke zu der Werkstatt Seiten,
Wo Bilder sich an Bilder reihen, gleiten.
„Trau' ich den Augen? Alle guten Geister!
Geduldig war der Marmor und der Ton;
Statue an Statue drängt sich ja, Modell
Dicht an Modell auf jeglichem Gestell;
Allein du selbst, kannst du — gesteh mir's, Sohn! —
Dich deiner Arbeit freu'n? Hier der Gesell,
Der sich so linkisch spreizt, soll Jupiter
Das sein, der Götter und der Menschen Herr?
Zehn Fuß zwar mißt er, doch nach einem Zolle,
Der gut, späh' ich vergebens an dem Bild;
Wie aufgepolstert ist der Kerl aus Wolle,
Ein Brei sein ganzer Leib; es macht mich wild,
Die Pfuscherei zu sehen. Dort Mars — die Knochen
In allen Gliedern scheinen ihm gebrochen,
In Frauenkleider sollte man ihn stecken,
Doch dazu selbst taugt nicht solch traur'ger Held.
Dort das Modell vom Faune mit dem Becken!
Ein Mädchen, das nach Vorschrift des Pariser
Tanzmeisters ihre Füße zierlich stellt,
Glaub' ich vor mir zu seh'n, und nun gar dieser
Apollo, welche Mißgeburt! — nein, Junge,
Zur Schmeichelei gab Gott mir nicht die Zunge,
D'rum sag' ich's grade dir heraus: nie wird
Aus dir ein Künstler werden; kehr denn um,
So lang es Zeit noch ist."

Die Blicke stumm
Zu Boden schlug Ubald und stand verwirrt,
Das Antlitz überflammt von hohem Roth.
Und wieder anhub Jener: „Vor dem Tod
Vertraute noch — oft hab' ich's dir gesagt —
Dein Vater seinen letzten Wunsch mir an,
Ein Krieger möchtest du, ein Reitersmann,
So wie er selber, werden. Unverzagt,
Ruhmvoll hat für die Freiheit unsrer Stadt
In zwanzig Schlachten er gekämpft, geblutet.
Wohlan denn! wenn den Meißel du entmuthet
Bei Seite legst, so winkt ein Lorbeerblatt,
Vielleicht ein voller Kranz, dir auf der Bahn,
Auf welcher glorreich er und schon dein Ahn
Und Aeltervater dir voraufgeschritten.
Wenn ich dich auch zu zwingen nicht vermag —
Denn mündig bist du — ernstlich doch dich bitten,
Dir rathen will ich. Jeder Meißelschlag,
Den du noch thust, ist, glaub, in Luft gethan;
Für immer fahren laß darum den Wahn,
Erringen könntest je durch Kunst du Ehre!
Selbst lachen wirst du über dieses leere
Machwerk, wenn erst verflogen ist dein Rausch;
Jetzt eben in der Jugend voller Stärke
Blühst du, ein Zwanzigjähriger; vertausch
Die Bildnerei denn mit dem Waffenwerke!
Vielleicht bald deiner können wir bedürfen,
Denn schon hört man von feindlichen Entwürfen
Der Kaiserlichen, in die Tyrannei
Der Medicäer wieder uns zu knechten;
Da ist nicht Rettung, als wenn alle ächten
Söhne der Väter, Alle, denen frei
Und kühn das Herz schlägt, sich zum Kampf bereiten.
Vom trefflichen Ferrucci wird ein Heer
Schon Tag für Tag geübt zur Gegenwehr,
Und vor der Stadt den Festungsbau zu leiten
Ward mir vertraut. So rüste dich bei Zeiten,
Daß du gewandt, das Schwert zu führen, sei'st.
Wie freudig nicht wird deines Vaters Geist
Herniederschauen, wenn er als Soldaten
Den Sohn erblickt, wenn gar von deinen Thaten
In seinen Himmel ihm die Kunde schallt! —
Gehab dich wohl für heute, mein Ubald,
Und glaube mir, aus treuem Herzen kam,
Wenn auch in rauhem Wort, was ich gesprochen."

2.

Von Unmuth halb bewältigt, halb von Scham,
Blieb regungslos der Jüngling, wie gebrochen,
Und konnte lange sich empor nicht raffen.
Was er mit voller Seelenkraft geschaffen,
Woran er sich vom ersten Strahl des Lichts
Bis in die Nacht gemüht, es sollt' ein Nichts,
Nur werth des Lachens sein? und eitel Dunst
Sein hoher Traum, als Meister in der Kunst
Einst dazusteh'n? „Vergebens denn geflammt
Hat mir das Feuer der Begeisterung,
Da Michel Angelo mich so verdammt?
Allein ein Greis ist er, und ich bin jung,
Und schau'n auf das, was Jünglinge gestalten,
Nicht immerdar mißgünst'gen Blicks die Alten?
Verkennt er nicht auch deshalb mich vielleicht,
Weil seiner Weise meine Art nicht gleicht?"

So gingen ihm im Haupte die Gedanken,
Doch wenn sein Geist auf einen Augenblick
Sich aufgerungen, bald von Neuem sanken
Die Schwingen dem entmutheten zurück.
Schon durch den Erker in die Werkstatt hatten
Gebreitet sich die Abenddämmerschatten,
Da auf die Locken drückt' er das Barett
Und schritt hinaus, entlang dem Arnobett
Und weiter auf den Platz der Signorie.
Dort im Palast mit hangendem Balkone,
Dem Bau des Brunelleschi, wohnte sie,
Die hoch er hielt als aller Weiber Krone,
Die schöne junge Wittwe, Aloise.
Geschmückt für sie mit reichem Marmorfriese
Hat er den Saal nur, wenn beim Werk er war,
Ließ sie ihr blaues Auge himmelklar
Hold auf ihm ruh'n — so sah er bald die Kluft
Von ihm zu ihr vor seinem Blick verschwinden,

Und selbst die Hoffnung, ihr sich zu verbinden,
Schien ihm kein Traum mehr. —
Wie in Frühlingsluft
Gefang'ne, athmet aus der Herzensqual
Er auf, als er eintritt in ihren Saal
Und sich zwei Arme ihm entgegenbreiten.
Der Jüngling drückt Alvise an die Brust,
Und kurz erzittert, wie geschwungne Saiten
Vom Klange der Musik, sein Herz von Lust,
Doch bald sinkt er zurück in trübes Brüten.
„Freund! was umdüstert heute deinen Sinn?" —
Fragt sie und führt ihn zu der Ruhbank hin,
Auf die ein Oleander seine Blüthen
Aus einer Jaspisvase niedersenkt —
„Trüb scheint dein Auge von verhaltnen Thränen;
Was ist geschehen? hat dich wer gekränkt?
Vertrau's mir, daß ich stille deinen Harm!"
Er muß sich hin an ihren Busen lehnen,
Ihn sanft umschlingt sie mit dem weißen Arm
Und spielt mit seinen duftgetränkten Locken.
Da endlich ihr erzählt er, doch mit Stocken,
Wie ihn und all sein Streben, all sein Hoffen
Des Meisters Wort mit gift'gem Pfeil getroffen,
So daß er muthlos nur an Sterben denkt.
Doch sie lacht auf: „Und um den alten Prahler
Dich kümmerst du? Er meint, als Bildner, Maler,
Baumeister herrschen müss' er unumschränkt,
Ein König von Florenz. Wenn ganz verrenkt
Des Leibes Glieder sind, nicht zu den Füßen
Die Beine passen, noch zum Kopf der Rumpf,
Das rühmt er als der ächten Kunst Triumph,
Und wer es anders macht, der muß es büßen." —
Ihr in das Antlitz blickt der Jüngling groß:
„Du schmähst Italiens größten Genius?" —
— „Nenn' ihn nicht also! roh und anmuthlos,
Nur für Barbarenseelen ein Genuß,
Sind die Gestalten, die er schafft; doch deine,
O mein Ubald, wie hold, wie süß, wie weich!
Wie zauberst du die Formen aus dem Steine
Und überschüttest ihrer jede reich
Mit Schönheitreiz! Und wenn ich gar erwäge,
Wie du schon Alle hinter dir gelassen,
So jung du bist, dann weiß ich kaum zu fassen,
Welch' höh're Werke deine Meißelschläge
Noch einst, wenn vollends deine Kunst gereift,
In's Leben rufen werden. Keiner nennen
Wird dann mehr den, noch seinen Namen kennen,
Der jetzt mit Schmähungen dich überhäuft."

Die süßen Schmeichellaute einzusaugen
Ward nicht der Jüngling müd; mit freierm Schlag
Hob wieder sich sein Herz, und in die Augen
Der Lieblichen, in deren Arm er lag,
Sah er zum ersten Male wieder heiter.
„Auch glaub das Eine mir" — sprach Jene weiter —
„Neid ist's vor Allem, was den Alten treibt,
Auf das, was du geschaffen hast, zu schmähen!
Er weiß und fühlt es wohl, daß nichts ihm bleibt
Als deinem Siegeszuge nachzusehen,
Wenn weiter du verfolgst des Ruhmes Pfad.
Darum bring' ihm von seiner bösen Saat
Die Ernte heim und schüttle so die Last
Des Unmuths ab! Seit lange schon verhaßt
Ist mir der alte grimme Demokrat,
Weil er zum Sturz der edlen Medici,
Die tückisch er der Willkürherrschaft zieh,
Den Pöbel von Florenz gestachelt hat.
In die Verbannung mußten, gleich so Vielen,
Auf seinen Antrieb meine Brüder ziehn;
Nun, zücht'gen werden sie mit Nächstem ihn;
Doch schon zuvor ihm einen Streich zu spielen,
Ist mir ein wahres Labsal. Höre nun!
Jetzt eben jubelt mit der Masken Schwall
Hin durch Florenz der munt're Carneval,
Und der Groß-Mogul tummelt mit Neptun
Und Arlechino sich im luft'gen Schwank.
Da soll zu Hohn und Spott des alten Narren
Ein Zug sich bilden und mit einem Karren
Von Platz zu Platze zieh'n. Auf jeder Bank
Des Wagens steht in grausiger Verrenkung,
Wie er sie liebt, die Muskeln hochgespannt,
Ein tollverzerrtes Bildwerk seiner Hand,
Und vor dem Wagen, ihm zu größ'rer Kränkung,
Spottlieder singend, die der Hörer Ohr
Betäuben, geht ein Musikanten-Chor.
Du, mein Ubaldo, ordne solchen Zug!
Der jungen Freunde hast du ja genug;
Wenn ihr, Antlitz und Glieder marmorweiß,
In solche Statuen lustig euch vermummt,
Tragt ihr davon des ganzen Faschings Preis,
Und noch auf Monde lang, glaub mir, verstummt
Nicht das Gelächter über diese Posse;
Ich selber leihe gerne die Karosse,
Die dazu noth." — „Nein," fiel Ubaldo ein,
„Mag schwer der Meister mich beleidigt haben,
Nicht dergestalt gleich ungerathnen Knaben
Will ich an ihm mich rächen — nochmals nein!
Doch daß ich alle Kraft zusammenraffe
Und immer Größ'res, immer Schön'res schaffe,
Alvise, das soll meine Rache sein!" —
„So ernst doch ist der Maskenscherz, bei Gott,
Nicht wie du glaubst! Und hat er solchen Spott
Nicht überreich verdient? Wenn dem Verdruß,
Den er dir angethan hat, Luft zu machen
Du selbst nicht Lust hast, schaffe den Genuß
Doch mir, Ubaldo! O wie werd' ich lachen,
Der Kurzweil zuzuschauen vom Altane!
Von jeher war ich Freundin solcher Schwänke,
Und sehe schon die lust'ge Karavane,
Wie ihr, verrenkt die Glieder, die Gelenke

Verdreht nach Michel Angelo's Schablone,
Hin durch die Straßen fährt; ein Cicerone
Steht neben euch und zeigt auf jedem Brette
Die Statuen, in komischem Sonette
Jedwede feiernd, und ein Weihrauchfaß
Zu Ehren des modernen Phidias
Schwingt vor dem Zug ein andrer Maskenträger,
Indessen Buben, Sänger, Lautenschläger
Jubelnd voranzieh'n — herrlich, köstlich das!
Nein, diese Lust mir weigern darfst du nicht!
Und wenn du mir nicht das Versprechen giebst,
So muß ich glauben, daß du mich nicht liebst."
Noch lang, bis grauend schon das Morgenlicht
Durchs Fenster einfällt, reden so die Beiden,
Bis ihr zuletzt der Jüngling vor dem Scheiden
Mit halbem Wort, was sie verlangt, verspricht.

3.

Ubaldo, in die Wohnung heimgekehrt,
Sucht Schlaf, allein umsonst; zu mächtig gährt
In seiner Brust der Zwiespalt der Gefühle
Und treibt hinaus ihn wieder in die Kühle.
Unmuth, all das, woran er hochbegeistert
Geschaffen hat, als Stümperwerk gemeistert,
Verhöhnt zu seh'n als kindischen Versuch;
Argwohn, daß Buonarotti solchen Spruch
Aus Neid gethan, wie Aloise glaubt;
Verlangen, sich für diese Schmach zu rächen;
Dann Ehrfurcht vor des Meisters greisem Haupt
Und wieder das gegebene Versprechen —
Er kämpft und schwankt, wofür er sich entscheide,
Und wie der Strauch des Ginsters auf der Haide
Sich hin und her im Hauch der Stürme wirft,
Die bald aus der Schlucht, bald aus jener brechen,
So sein Gemüth. In durst'gen Zügen schlürft
Er ein den Balsamhauch der Morgenfrische,
Doch mehrt er ihm der Seele fieberische
Erregung nur.
Hin an den Stromgeländen
Des Arno irrend, auf ein Marmorstück
Wirft er, ermüdet, sich zuletzt zurück:
„Durch solchen Bubenstreich mich sollt' ich schänden?
Hinweg, Versucherin! Mein Wort gegeben
Dir hätt' ich? Listig und nach Widerstreben
Nur halb entrangst du's mir."
Indeß im Brüten
Er so am Ponte Vecchio sinnt und sinnt,
Schon in den Gassen von Florenz beginnt
Es sich zu regen, und, wie seinen Blüthen
Voraus der Lenz bereits im lauen Weh'n
Des März die ersten Schmetterlinge sendet,
So schickt der Fasching einzle Masken schon,
Eh er in reicher Fülle sie verschwendet,
Auf Plätz' und Straßen aus, und der Balkon
Und jener wird mit Teppichen bedeckt.

Durch einer wohlbekannten Stimme Ton
Wird da Ubald vom Brüten aufgeschreckt.
Blickt auf und sieht den jungen Grafensohn
Ascanio Strozzi, dem sein Wappenschild
Und Ahnenglanz und Reichthum minder gilt,
Als die Palette, die er führt. „Gepriesen
Mein gutes Glück" — ruft ihm Ascanio zu —
„Daß ich dich finde, denn von Aloisen
Werd' ich zu dir gesandt." — „Bei ihr warst du?" —
„Auftrug sie mir, mit Fresken eine Wand
Für sie zu schmücken; just wollt' ich beginnen;
Da von dem Schwank, der dir bereits bekannt,
Mir sprach sie; schön'res läßt sich nicht ersinnen!
Es wird ein Fest für Götter! Komm! bei Zeiten
Laß diesen Maskenscherz uns vorbereiten!
Zu unsern Freunden hab' ich schon gesandt,
Daß sie uns beisteh'n." Und ihn an der Hand
Fortzieh'n will er; doch: „Solchen Bubenstreich
Mir sinnst du an? Ich überlass' ihn euch,
Wofern ihr euch nicht schämt" ruft Jener aus.
Allein von andern Jünglingen inzwischen,
Die lachend sich in ihre Zwiesprach' mischen,
Sind beide schon umringt. „Bei mir zu Haus
Hab' ich ein Mahl für uns bestellt; dort laßt
Uns fröhlich sein; auch dich lad' ich zu Gast."
Spricht Strozzi weiter, während er am Arm
Den immer zögernden Ubaldo faßt;
Und schon in Faschingslaune wälzt der Schwarm
Mit Jenem in der Mitte dem Palast
Ascanio's sich zu. Eintraten Alle
In die mit frischem Grün geschmückte Halle
Und weiter in den marmorblanken Saal,
Wo sich Festons und blumige Guirlanden
Von Säule hin zu Säule duftend wanden
Und leuchtend auf die Tafel, die zum Mahl
Geschmückt war, durch die Kuppel der Rotunde
Herniederzitterte des Himmels Blau.
Dem Wirth gehorsam setzten in die Runde
Die Gäste sich, und einen mächt'gen Pfau,
Das köstlichste Gericht für Florentiner,
Auf einer Silberplatte brachten Diener,
Und Muscheln, an Gorgona's Felsgestaden
Von Tauchern abgerungen den Najaden.
Aus Bechern, d'ran von Benvenuto's Hand
Gebildet Nereiden und Tritonen
Sich haschen, gießen Weine wärm'rer Zonen
Das Sonnenfeuer, das auf sie gebrannt,
In alle Herzen, und des Frohsinns Töchter,
Beschwingte Scherze, gaukeln mit Gelächter
Von Mund zu Mund. Da mit dem Becher klirrt
Zum Zeichen, daß man schweigen soll, der Wirth:
„Vertheilen will ich nun der Rollen jede
Für unsern Aufzug." Aber in die Rede
Fällt ihm Ubaldo: „Immer noch der tolle
Boshafte Plan? Ich spiele keine Rolle."

D'rauf Jener weiter: „Zu gerechtem Grolle
Gab Buonarotti dir doch Grund zumeist.
Daß er dich nur den Damen-Sculptor heißt,
Weiß ganz Florenz, auch daß er oft gemeint,
In Zucker müßtest statt in Stein du meißeln;
Und wer sich so dir zeigt als offnen Feind,
Durch Spott vor Aller Augen ihn zu geißeln,
Gewährt dir Labsal nicht?" Ubaldo schweigt,
Indeß der Wein, der Cyperns Strahlengluth
Noch birgt in seiner Wellen gold'ner Fluth,
Ihm sinnbewältigend zu Haupte steigt.
Und neu anhebt Ascanio: „Den Ruin
Der Künste bringt uns dieser alte Narr;
Auf die Madonnen unsres Perugin
Schmäht er, sie hätten ewig den Katarrh,
D'rum das Gesicht verzögen sie zum Weinen —
Als Muster gelten sollten nur die seinen,
Zwitter von Mann und Weib, mit den verdrehten
Gliedmaßen und dem hagern Leibe, d'ran
Man selbst der Knochen kleinsten zählen kann!
An's Werk nun! — Beppo, du spielst den Propheten
Jonas, der rückwärts wie ein Trunkenbold
Das Haupt wirft! Euch, Arrigo und Bartold,
Geb' ich die Sklaven, die mit einem Beine
Nach links, dem anderen nach rechtshin geh'n;
Für dich, Pandolf, ist Moses auserseh'n,
Das Monstrum, das im Arme Kieselsteine
Anstatt der Muskeln hat: Brunetto, du
Stellst Bachus vor, die grause Mißgestalt
Mit aufgeschwemmtem Leibe; dir, Ubald,
Theil' ich den ungeschlachten David zu,
Die Ausgeburt von Ungeschmack und Schwulst;
Ausstopfen wollen wir dir Glied an Glied
Mit Wolle, bis zu einem großen Wulst
Du wirst, der jenem David ähnlich sieht."

Ubaldo schwankt noch, aber in ihm pulst
Die Gluth des Weines, seine Schläfe pocht
Von Unmuth über den gekränkten Stolz,
Der fort und fort in seiner Seele kocht.
So endlich springt er auf und ruft: „Ihr wollt's,
Wohlan!" und Alle treffen unter Leitung
Ascanio's für den Zug die Vorbereitung.

4.

An Fenstern, auf Balkonen und Terrassen
Dicht drängt sich Haupt an Haupt, und auf den Gassen
Wie wogt und schwillt der bunte Mummenschanz!
Poeten auf dem Haupt den Lorbeerkranz,
Doctoren mit Perrücken und mit Brillen!
Essenzen bietet, Elixire, Pillen
Mit Steuerstimme feil der Charlatan,
Indessen auf ihn nieder vom Altan
Ein weißer Hagel von Confetti stäubt.
Dazwischen hallt Geschnarr von Dudelsäcken
Und Schall von Pfeifen, der das Ohr betäubt.
Barbiere tragen auf dem Haupt ihr Becken,
Im weh'nden Kleide gaukelt Columbine,
Der Capitano fuchtelt mit dem Schwert
In Lüften hoch — da auseinander fährt
Die Menge rings; es klirren Tamburine,
Dazwischen tönt Gelächter, Schall von Bechern,
Und her auf laubbekränzten Wagen zieht,
Evviva Bacco jubelnd und im Lied
Den Weingott preisend, eine Schaar von Zechern.

Von Porta Pinti so zum Römerthore,
Vom Ponte Vecchio nach Marie del Fiore
Und nach dem stolzen Platz, auf den die Braut
Des Michel Angelo herniederschaut*)
Wälzt das Gewühl sich hin. Mit Mast an Mast,
D'ran bunte Fahnen weh'n, ist der Palast
Der Signorie umringt; dort um die Bogen
Orgagna's schlägt das Fest die höchsten Wogen,
Und fort und fort, je mehr der Tag sich neigt,
Noch aus der finstern Seitengasse Enge
Strömt's zu dem Platz heran und schwillt und steigt
Zu immer höh'rer Fluth. Der Podesta
Schaut vom Balkon herab auf das Gedränge;
Auf einmal schallt ein Ruf: sieh da! sieh da!
Und Bahn bricht sich ein Wagen durch die Menge,
Nach dem sich staunend richtet jeder Blick.
Besetzt — das ist der tollste aller Schwänke —
Sind mit lebend'gen Statuen die Bänke,
Davon der einen jedes der Gelenke
Gebrochen scheint, der andern das Genick;
Mit rechtem Arme stützt auf's linke Knie
Der dritte sich — heraus kaum wieder finden
Kann man sich aus der Glieder Irrgewinden —
Und lautes Lachen schallt umher: „sieh! sieh!
Von Michel Angelo sind das die Bilder,
An eines jeden Fuße zeigen Schilder
Zum Ueberflusse noch den Namen an;
Adonis dort, die Mißgeburt, dort Moses
Der seiner Muskeln Last kaum schleppen kann,
Dort David! ja, in Wahrheit, solch monstreses
Gebild ist er, solch schwamm'ges Ungethüm."
Und, wie der Wagen hinrollt, wälzt mit ihm
Sich schallendes Gelächter durch die Schaaren
Gedrängten Volks, und schmetternde Fanfaren
Ertönen, und bei gellem Pfeifenklang
Reiht lärmend eine Bande Possenreißer
Mit Klappern, Knarren und mit Spottgesang
Sich vor dem Zug.

*) Die Kirche Santa Maria Novella, für die Michel Angelo eine solche Vorliebe hatte, daß er sie seine Braut nannte.

Ubalde, der als weißer
Marmorkoloß, die Glieder aufgebaumt,
Regles dastebt, fühlt, wie schon nach und nach
Der wirre Geisteskaumel ihm verrauscht,
Der ihn zertrieb, als er zu Hohn und Schmach
Des Meisters sich den Andern zugesellt.
Ihm ist wie dem, der arge That verbracht,
Und wie ein Chor von Höllenfurien gellt
Ihm vor dem Ohr des Volkes Hohngeschrei,
Der Spießgesellen Spottlied; eben da
Am Signerie-Palast rollt er vorbei
Und sieht zu seinen Häupten nah, ganz nah
Den David Buonarotti's sich erheben,
Wie ihn die Sonne untergehend ehrt
Mit vollem Purpurglorienschein umflammt;
Kaum wagt er aufzuschau'n, ihm ist als trete
Mit der erhobnen Schleuder ihm der hehe
Göttliche Jüngling, um das Rächeramt
Des Meister's an dem Frevler zu vollzieh'n.
Nur weiter, weiter! aber rings um ihn
Drängt sich so dicht das Volk, daß nicht mehr Bahn
Dem Wagen bleibt; und, während ihm verwirrt
Der Blick bald hierhin und bald dorthin irrt,
Glaubt er zu schau'n, wie drüben vom Altan,
Von eines jungen Mannes Armen traut
Umschlungen, Aloise niederschaut.
Und schärfer blickt er zu! ja, er erkennt:
Ascanio, kein And'rer, ist der Mann;
Zu ihr zu eilen, als der Zug begann,
Hat von den Anderen er sich getrennt. —

Regles nach ihm hinstarrt Ubalt; er fühlt,
Zurück in jähem Strome schießt sein Blut.
Nun zu dem Allen, was sein Herz verwühlt,
Das letzte noch, betrog'ner Liebe Wuth!
Wie Einer, den des Himmels Blitz erschlagen,
Stürzt sinnberaubt er nieder in den Wagen.

5.

Der Jüngling ward in Haft von den Gefährten
Durch das Gewühl in sein Gemach getragen,
Sie aber, nur der Kurzweil denkend, kehrten
Zur Faschingsfust zurück. Und so seit Tagen
In hoher Gluth des Fiebers liegt Ubalt,
Vom Diener Carlo, der zu seinen Häupten
Am Lager rastet, sorglich treu gepflegt.
Bewußtlos ist er, und wenn im berauschten
Gehirne bald sich ihm Bewußtsein regt,
So irrt bald die halb jene Mißachtung
An ihm vorbei; bald mit verzerrten Zügen
Starrt Aloise ihm in's Antlitz kalt
Und fragt: was trauteſt du mich meinen Lügen?
Bald Michel Angelo glaubt er zu schauen,
Dem zornig unter seinen hehren Brauen
Das Auge flammt; d'rauf wiederum hallt wilde
Musik ins Ohr ihm, und bei dem Getön
Sieht er sich seiner eig'nen Kunst Gebilde
Die Götter des Olymp, im Tanze dreh'n
Und hört sie lachen: Ei, wir sind doch schön!

Einst, als es morgenhell im Stübchen ward,
Zerrann die Nacht, die seinen Geist umwoben;
Zum ersten Male, matt das Haupt erhoben,
Mit klaren Augen schaut er auf. Was starrt
Und starrt er unverwandten Blickes so?
Er ist's, ja es ist Michel Angelo,
Der neben ihm am Lager sitzt. Den Blick
Des Meisters nicht ertragend, wirft der Kranke
Erschrocken auf das Kissen sich zurück;
Ihn mahnt sein erster, kümmerster Gedanke
An seine Schuld; er glaubt, das Strafgericht
An ihm vollziehen welle Jener, reckt
Mit heißen Händen sich das Angesicht
Und liegt von Neuem regles hingestreckt.

Ein Tag und eine Nacht flieh'n abermals;
Da wiederum den Schein des Morgenstrahls
Fühlt er belebend in sein Antlitz blitzen,
Fühlt in der seinen ruhen eine Hand,
Schaut auf und sieht an seines Bettes Rand,
So wie zuvor, den Buonarotti sitzen:
„Glücklich, mein Sohn! die Krankheit ist gebrochen;
Viel Sorge trug ich deinethalb seit Wochen."
Noch starr, nachdem der Alte so gesprochen,
Liegt erst Ubalt; Verzeihung flehend dann
Die beiden Arme streckt er ihm entgegen.
„Was meinst du, Sohn?" — hebt Jener wieder an —
„Von deiner Krankheit an auf allen Wegen,
Du weißt es ja, dir wünsch' ich Heil und Segen."
Und schluchzend auf des Meisters Rechte preßt
Der Jüngling seinen Mund mit heißen Küssen
Und netzt sie mit des Auges Thränengüssen.
Zuletzt allein mit seinem Diener läßt
Ihn Buonarotti: „Ruhe thut dir noth;
Mich wieder wirst du seh'n bei'm Morgenroth."

Und in der Frühe, als sein Schlummer weicht,
Gewahrt der Jüngling, wie mit leichtem Tritte
Der Meister wieder an sein Lager schleicht,
Fühlt, wie er freundlich ihm die Rechte reicht,
Und hört ihn sprechen: „Mein Ubalt, ich bitte,
Sei nicht erzürnt, wenn ich dir wehe that;
Oft rauh sind meine Worte — Jeder hat
So seine Art — zu Herzen dir vielleicht
Nahmst zu tief, was ich gesprochen habe,
Doch glaube mir, gut war's von mir gemeint!
Daß nur gering mir deine Künstlergabe
Berächt, mußt' ich dir sagen als dein Freund.

Allein dir hängt einmal daran der Sinn;
So sei's! zieh ganz der Bildnerei dich hin!
Vielleicht in Höhern auch durch stetes Ringen,
Als ich gedacht, kannst du empor dich schwingen."

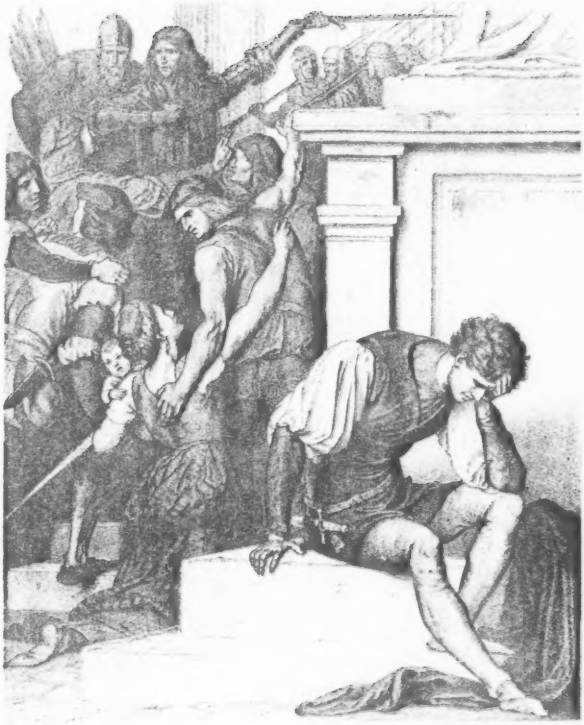
Leuchtenden Blicks schaut ihn der Jüngling an;
Noch ruht auf seinem Munde des Schweigens Bann;
Doch heißen Danks, da ihm versagt das Wort,
Will er zu Buonarotti's Füßen sinken;
Da mahnt der Meister ihn mit ernstem Winken,
Auf seinem Stuhl zu bleiben und fährt fort:
„Bald ganz, mein Sohn, dem Himmel sei's gedankt,
Winkt zu genesen sein; in Carle's Hut
D'rum lassen kann ich dich. Seit du erkrankt,
Vor vieler Arbeit hab' ich kaum gerubt,
Und nun mein Werk in der Verenz Capelle
Glücklich vollendet, muß ich Festungswälle
Am Ponti Thore, Schanzen bau'n und Türme,
Denn witer und heran zieh'n schwere Stürme.
Schon naht das Heer des Kaisers, das mit Tod
Die Freiheit und'rer theuern Stadt bedroht;
Allein bald wird der Eingang jedes Thors
Umstarrt von Pallisaden sein und Forts,
Der Boden allumher von Minen hohl;
Dann komme nur der Feind! — Ukald, leb wohl!"

6.

In schnellerem Genesen Tag für Tag
Und frischer Kraft aufblüht der Jüngling nun;
Sein Herz thut immer höher's, höher'n Schlag
Und läßt ihn kaum noch auf dem Lager ruh'n.
Der vielgeliebten Kunst zurückgegeben,
Versöhnt fühlt er auf's Neue sich dem Leben.
Wohl die Erinn'rung an Aloise legt
Noch über seine Stirne düst're Falten,
Doch sagt er sich: „die Zeiten, tief erregt,
Vielleicht nur täuschten mich durch Truggestalten,
Und seh' ich sie, so wird sich Alles klären,
Daß ich sie selber wegen meines leeren
Argwohnes um Verzeihung bitten muß."
So eilt er, aufgerafft von seinem Pfühl,
Hinaus zur Thür in plötzlichem Entschluß
Und weiter länge des Stroms. O im Gefühl
Erneuter Stärke, wie so frisch, so frei
Hebt sich der Odem ihm im Hauch des Mai,
Der eben her vom Bellosguarde's Hügel
Lauschelnd weht! Er stürmt, als hätt' er Flügel,
Zu der Gesichten Haus nur recht an's Thor;
Da von des Pförtners Munde schallt an sein Ohr
Die Kunde: „Graf Accanie Streizi hat
Mit Donna Aloise sich vermählt;
Auf eine Villa nun am Meeresstrand,
Die sie zum Sommersitze sich gewählt,
Sind sie gereist." Wie von des Blitzes Strahl
Getroffen, starrt Ukaldo bei der Kunde;
Bewußtlos taumelnd dann von dem Portal
Stürzt er hinweg; die Häuser in der Runde
Dreh'n sich um ihn, den Boden fühlt er schwanken,
Und zuckend, wie in unterird'scher Höhle
Schlagende Wetter, schießen Irrgedanken
Hin durch das tiefe Dunkel seiner Seele.
Schon nachtet's; selten, immer seltner hallt
Ein Fußtritt von des Platzes mäd'gen Quadern
Zurück, vom Apennin her weht es kalt;
Doch er, dem siedend heiß durch alle Adern
Das Blut dahinrollt, achtet dessen nicht
Und wirft sich nieder zu des Perlius Füßen,
An Aloisens Fenster das Gesicht
Noch fort und fort gebannt. „Sie soll mir's büßen,
Ja Rache, Rache!" ruft's in ihm, „wie solch
Gericht noch soll die Welt gesehen haben,
Wie es an der Verrätherin mein Dolch
Vollstrecken wird."

In Schlaf nur Traum begraben
Liegt schon die Stadt, als er noch Plan auf Pläne
Im Geiste wälzt; wie tief die Schlucht auch gähne,
Wie fern der Strand sei, wo sie sich geborgen,
Nachteilen will er ihr und schon vor Morgen
Aufbrechen zu der Fahrt. So, wie er sinnt
Und sinnt, zuletzt in wüsten Traum zerrinnt
Das Denken ihm. Aloise, ach Aloise!
Die Worte trumpf noch haucht er in den Wind,
Dann sinkt bewußtlos auf des Bettes Liese
Das Haupt ihm hin.

Vom Morgenlicht geweckt,
In dessen Strahle sich der Riesenschatte
Von Buonarotti's Davis weithin streckt,
Erhebt Ukald sich von der kalten Platte,
Auf der er lag; noch wie im Wirbel kreist
Alles, was er erlebt, vor seinem Geist
Und dünkt ihn fast ein Bild vom Fieberwahn
Erzeugt, ein nächt'ger Spuk. Dann nach und nach
Von Neuem wird in ihm der Racheplan
Mit der Erinn'rung des Geschehn'nen wach;
Nur noch, ein Schwanken kommt in den Entschluß.
Nicht gleich aufbrechen kann er zu der That;
Daß er zu Buonarotti eilen muß,
Der ihn vom Grabesrand gerissen hat,
Sagt ihm sein Herz; und als er so den Plan
Zum Ponti Thore schreitet, nimmt er wahr,
Wie hier und dort das Volk sich gruppenweise
Zusammendrängt. Verbei an einer Schaar,
Die sich um einen Redenden im Kreise
Gesammelt hat, kommt er und hört, wie schon
Der von Bologna durch den Apennin
Die Kaiserlichen und die Spanier zieh'n
Und mit Belagerung Florenz bedroh'n,
Es neu zu schmieden in's verhaßte Joch;



Das Heer Ferrucci's, so vernimmt er noch,
Sei ihnen halb gewachsen kaum an Stärke;
Und weiter fragt man, ob die Festungswerke,
Die Buonarotti leitet, auch der Macht
Der Feinde trotzen können; doch sein Ohr
Nur hört, sein Geist hat kaum der Rede Acht,
Und vorwärts eilt er auf dem Weg zum Thor,
Wo er den Meister anzutreffen denkt.
Da, als er eben auf dem Gang vorbei
Am Platz von St. Lorenz die Schritte lenkt,
Zu seiner Seite reden hört er Zwei:
„Vollendet auf der Medicäer Grab
Steh'n nun die Bilder Michel Angelo's;
In keinem Werk noch, das der Welt er gab,
Hat er so herrlich sich gezeigt, so groß."

Nicht widerstehen kann bei diesem Worte
Ubald; und wär's für einen Augenblick,
Selbst muß er schau'n des Meisters Meisterstück.
Da, als er eingetreten durch die Pforte
Von St. Lorenz und in die Grabkapelle, —
O ungeahnte Herrlichkeit um ihn!
Bewältigt steht er da, und hinzuknie'n
Ihn zwingt's, wie in des Morgens Dämmerhelle
Die Bilder Buonarotti's von den Wänden
Urweltlich groß auf ihn herniederschauen.
Von Menschen nicht, nein von Titanenhänden
Aus Felsen sind die mächtigen gehauen,
Und ein Titanengeist hat sie geboren!
Wie ruht sie dort, in dunkeln Traum verloren,
Die alte Nacht, die, kaum dem Weltabgrunde
Entstiegen, das Geheimniß aller Dinge
In starrer Brust verschließt! Es ist, als ringe
Mühsam ein Odem sich von ihrem Munde,
In dem das erste Leben kämpft mit Tod.
An ihrer Seite auf dem Sarkophag
Halb aufrecht blickt der erstgeborne Tag
Dem jungen Licht entgegen und bedroht
Die Finsterniß, die noch mit ihren Falten
Ihn zu umschlingen trachtet — in der Ferne
Bei'm Zitterlichte untergeh'nder Sterne
Schaut er, wie Länder, Meere sich dem alten
Chaos entwinden — o! noch nie ein Andrer,
Nur Dante hat, der gotterfüllte Wand'rer
Durch Höll' und Büßungswelt und Himmelreich,
Im Dichtungssturm zu Werken, diesen gleich,
Sich aufgeschwungen —

Und rings an der Wand
Die andern hehren Bilder! hier Aurore,
Die aus den Locken über Meer und Land
Den Morgen schüttelt, während ihre Hand
Den Vorhang lüftet an des Tages Thore —
Die Abenddämmrung dort, so schwermuthvoll,
Wie wenn sie der Campagna Tempeltrümmer
Umleuchtet mit dem letzten matten Schimmer —
Ubald weiß nicht, wohin er schauen soll,
Kaum fassen kann er all die Herrlichkeit
Der neuen großen Welt, die ihn umfängt;
An diesem Bild bald, bald an jenem hängt
Sein Auge staunend; doch, als ob entweiht
Durch seinen Blick so Göttlich-Hohes würde,
War ihm zu Sinn; es wuchtete die Bürde
Der Schuld auf seiner Brust mit Centnerlast.
Noch einmal sah er auf; dann schnell gefaßt
Aus der Kapelle und aus St. Lorenz
Forteilend durch die Straßen von Florenz,
In seine Werkstatt trat er festen Schritts
Und schlug mit eines wucht'gen Hammers Rücken
Die Bilder all, die er geformt, zu Stücken,
Bis, wie zerschmettert von des Himmels Blitz,
Am Boden lag, was irgend er geschaffen,
Ein Wust zerstörter Statuen und Büsten.

D'rauf von der Wand nimmt er des Vaters Waffen,
Geht, sich von Haupt zu Fuß in Erz zu rüsten,
Am Ponte Vecchio noch zu einem Schmied.
Schnürt sich in Panzermaschen jedes Glied
Und eilt an's Nordthor, wo von einer Schanze
Den Bau der Festung Buonarotti leitet.

Der Meister sieht verwundert, wie mit Lanze
Und Helm zu ihm heran ein Jüngling schreitet,
Und will kaum seinen Augen trau'n, so fremd
Erscheint er ihm. „Ist's möglich, mein Ubald,
Als Krieger du im eh'rnen Panzerhemd,
Das Schwert des Vaters um den Leib geschnallt?
Komm an mein Herz!" Und ihn mit Ungestüm
Will er umarmen; doch in's Angesicht
Dem Greis zu schauen wagt der Jüngling nicht;
Auf Knieen hin zu Füßen sinkt er ihm
Und küßt die Hand dem hohen Angelo
Und liegt stumm, ohne Regung lange so.
Dann stürmt er zu Ferrucci's Heere fort,
Das bei Pistoja sich der Feindesmacht
Entgegenstemmt; und tapfer kämpfend dort
Gefallen ist er in der ersten Schlacht.

Max Schaffrath in Bedburg bei Köln.

Zwist und Versöhnung.

Aus leichtem Anlaß ward ein leichtes Schmollen,
Das immer düstrer seine Fäden spann,
Bis tiefer Unmuth Uebermacht gewann,
Weil wir im Innern mit uns selber grollen.
Wir prunken schmerzlich nun mit festem Wollen,
Und ob das Herz fast im Geheimen bricht:
Wir achten seine stummen Bitten nicht;
Es dünkt uns groß und männlich, zu entsagen,
Im stolzen Trotz das Schwerste zu ertragen.

So war es mir. Ich ging an ihr vorüber
Unruhig, aufgeregt und scheinbar kühl;
Zwar oft genug, bemeistert vom Gefühl,
Schlich sich ein flücht'ger Blick zu ihr hinüber.
Doch, was er wahrnahm, stimmte mich nur trüber;
Sie saß so still, die Augen niederwärts,
Die Miene ruhig ernst, kein Zug von Schmerz,
Und sah sie auf, mein schien sie nicht zu achten,
Gleichgült'ges nur gleichgültig zu betrachten.

Die Probe kam. Es galt ein kurzes Scheiden.
Nicht vor mir selber wollt' ich's klar gesteh'n
Und sucht', als sei Willkommnes mir gescheh'n,
Den schweren Muth in Lustigkeit zu kleiden,
Auch ein Begegnen mocht' ich gern vermeiden;
Doch trieb's mich um, wie durch geheimen Zwang,
Trepp' auf und ab — da auf dem obern Gang,
Halb offen stand die Thür — sie war alleine
Und kniete regungslos vor ihrem Schreine.

Ich sah es nicht, doch schien sie still geschäftig,
Ihr vorgebeugtes Köpfchen war versteckt
Und blieb es auch: sie ward nicht aufgeschreckt,
Als meine Tritte hallten nah und kräftig.
Sei ruhig, Herz! was pochst du gleich so heftig?
O, sie erkannt' uns! — Doch du willst: es sei!
Zum zweiten Male schritt ich laut vorbei
Und stieg in Unmuth dann die Stufen nieder —
Und kehrte doch — zum dritten Male wieder.

Was ist mit ihr? Noch immer ohne Regung?
Und unvermuthet stand ich vor ihr da.
Ich wußte selber nicht, wie mir's geschah;
Denn mir gebrach die Ruh der Ueberlegung.
Mit schwankem Laut tiefinnerster Bewegung
Haucht' ich gedämpft ein Lebewohl hervor.
Drauf hob sie langsam, schweigend sich empor
Und wandt' — o Gott! von Purpur übergossen
War ihr Gesicht, und stumme Thränen flossen.

Da schlang' ich — nein, es war ein stürmisch Pressen:
„O du, mein Herz!" — und Kuß verrann in Kuß.
„O, daß ich so mich wiederfinden muß!
Wie war ich doch so thöricht und vermessen!
Sprich, kannst du das und willst du mir's vergessen?"
Ihr Köpfchen neigte sich auf meine Brust,
Und in mir wogt' ein Meer von Weh und Lust.
Dein sichres Glück — so klang's in meinem Herzen —
Nie prüf' es mehr durch selbstgeschaffne Schmerzen!

Pauline Schanz in Dresden.

Johanna Gray.

Jagend nur mit bangem Schrecken,
Wagtest du die Kinderhand
Nach dem goldnen Reif zu strecken,
Den das Schicksal dir gesandt!

Zagend nach dem stolzen, düstern
Thron von England schrittst du hin,
Nicht nach Ruhm und Glanze lüstern,
Arme, junge Königin!

Sturmgewitternd kommt's gezogen,
Englands weites Reich hindurch,
Und des Aufruhrs blut'ge Wogen
Donnern an die Königsburg:

Steig' hernieder, steig' hernieder! —
Thränenlos vom goldnen Thron
Wärst du ohne Murren wieder
In die Einsamkeit entfloh'n;

Doch in dunkle Kerkergründe
Mußt' der Rache Sturm dich weh'n;
Warum Buße, wo nicht Sünde,
Warum Blut, wo kein Vergeh'n?

Langgezogne Todesschauer,
Marter, Angst und Kerkerpein;
In dem Schreckensbuch des Tower
Steht dein Name engelrein.

Als, ein Grausen allem Volke,
Unter'm Beil dein Leben wich,
Ballte eine rothe Wolke
Ueber Englands Himmel sich.

Wer's vermag, entweiche, fliehe! —
Daß dich, Lilie, sie zertrat,
War der blutigen Marie
Erste, blut'ge Königsthat.

Genug.

Hoffe nicht, daß steten Glück
Dir hier sei gegeben,
Doch ein sel'ger Augenblick
Ist genug für's Leben.

Schwimmt auf diesem Reich voll Leid,
Der uns hier beschieden,
Nur ein Tropfen Seligkeit,
Sei damit zufrieden.

Halt' ihn fest dein Leben lang,
Diesen Tropfen Wonne,
Daß er dir den bittern Trank
Bis zum Tod durchsonne.

Steten Glückes Vollbesitz,
Keinem ist's gegeben,
Doch ein kurzer Wonneblitz
Zuckt durch jedes Leben.

Wardst du froh ein einzig Mal,
Laß durch Neu und Grämen
Der Erinnrung Sonnenstrahl
Nie dir wieder nehmen.

Ernst Scherenberg in Elberfeld.

An Emanuel Geibel.

(Antwort auf das im vorliegenden Bande befindliche Gedicht Geibel's: „Im Spätherbstlaube".)

Dein Leben steht „im Spätherbstlaube" —
Doch liegt's auf ihm wie Frühlingsschein,
Und reines Lieres gelbne Traube
Reift noch, wie einst, uns Göttenwein.

Noch lauschen deines Sangs Accorden
Wir froh und wünschen fern den Tag,
Wo uns dein letzter Gruß geworden
Und trab' verstummt dein Harfenschlag.

Dem Sänger, der an Deutschlands Wiege
Prophetisch sang vom neuen Reich,
Ihm beut nach stolz errungnem Siege
Sein dankbar Volk den Lorbeerzweig.

Kein flücht'ger Rausch hat uns verbunden.

Kein flücht'ger Rausch hat uns verbunden,
Nicht in des Glückes Blütenzeit
Hat Lieb' zu Liebe sich gefunden:
Uns eint're tiefres Herzensleid.

Der gleiche Schmerz, die gleiche Trauer,
Unmerklich knüpften sie das Band:
Es weihte uns mit leisem Schauer
Still segnend eine Geisterhand.

Sturmvögel.

Schon kreischt und flattert die Möve —
Der Schiffer sieht's auf der Wacht,
Und setzet umkrampft er das Steuer,
Er weiß, es giebt Sturm zur Nacht.

Sturmvögel, schwirr'n mir Gedanken
Unheilverkündend durch's Hirn —
Giebt's Leid? — sei's männlich getragen!
Rühn bieg' ich dem Sturme die Stirn!

Max Schlierbach in München.

Theophanie.

Oft wenn ich einsam träume, da nahet mir
Mit hehrem Gruße fürstlicher Gäste Schaar:
Mit königlichen Schritten wallen
Göttergestalten daran mir Hallen.

Sie künden viel mir hoher Geheimnisse,
Vergangnes viel, und Vieles des Künftigen;
Es reift in goldner Schale schäumend
Sterbliche Lippen der Trank der Götter.

Wer so begnadet ward von den Himmlischen,
Den warne stets das Schicksal des Tantalos,
Daß zu Verschweigendes nicht frevelnd
Ihm die entzügelte Zunge rede.

Als jener voll des Weins beim ird'schen Mahl
Den Rathschluß Zeus' verkündete, höhnten ihn
Die Menschen, und ein Blitz Kronicus
Warf ihn hernieder zur Nacht des Orcus.

Kunst und Mitwelt.

Was du, Muse, verleihst, acht' ich ein Köstliches;
Sparsam theiltest du's aus, seit dein Hellenenvolk
Zu den Schatten dir ging, jenes Gefühl der Form,
Welches mit Kraft Anmuth paart.

Denn seit Sophokles sang, Vieles erfuhr der Mensch;
Ihm verbleichte der Kranz, der ihm das Haupt umschlang,
Sammt der Locke; die einst jugendlich glatte Stirn
Hat ihm die Zeit tief durchfurcht.

Nicht des freien Gemüths frohe Gestaltungen
Freu'n ihn, sondern er baut neu an dem Babelthurm,
Den ein Gott ihm zerstört; aber nun wehret dem
Sterblichen kein Blitzstrahl mehr.

Längst dahin ist die Zeit, wo zu der Lyra Klang
Stein an Stein sich gefügt; denn es verstummt das Lied
Vor dem erznen Getön sausenden Hammerschlags,
Der durch die Luft rastlos hallt.

An Fortuna.

Nicht mit reizvoll lächelndem Munde, Göttin,
Trotzest einst du hin zu des Sängers Wiege,
Gabst ihm nicht die schmeichelnde Rede, welche
Herzen gewinnet;

Nicht den leicht hingleitenden Sinn verliehst du,
Der da sorglos jeglichen Becher schlürft,
Wenn zum Trunk ihn reichet die schnell entschwundene
Flüchtige Hore.

Doch du gabst mir reichen Ersatz, Fortuna,
Gabst des Liedes ehrnen ernsten Klang mir
Und ein Herz, ausdauernd in Leid und standhaft
Glühend in Liebe.

Karl Schönhardt in Stuttgart.

Winterhochzeitlied.

Grau verhüllt sind Wald und Wiese,
Starr und stumm ist's überall;
Nur bei Dichtern schlägt um diese
Frühe Zeit die Nachtigall.
Noch auf überreisten Stegen
Liegt der winterliche Bann;
Aber, seht! auf euren Wegen
Brach ein reicher Frühling an.

Frühling ist's, der sich erneute,
Weil er in euch selber blüht,
Und ihr fühlt sein Weh'n, das heute
Euch im Innersten durchglüht.
Glücklich, daß auf Winterwegen
Ihr ihn aus euch selbst erschuft,
Diesen vollen Blüthensegen,
Der euch zu genießen ruft.

Und so seid ihr denn im Lenze,
Ob's noch wintert ringsumher:
Hier sind Blumen, hier sind Kränze,
Und so ist kein Winter mehr!
Nebel, die das Thal erfüllen,
Flockensaat, die draußen fällt —
Machtlos sind sie, zu verhüllen
Eure unbewölkte Welt.

Und die Sonne kommt gezogen,
Die in tausend Flammen schlägt,
Während euch auf stolzen Wogen
Der Empfindung Welle trägt.
Wie euch hebt und senkt die Welle,
Wechselt Nacht und Sonnenschein:
Lenz und Herbst, und Sturm und Helle
Ist in eurer Brust allein.

Darum scheint so rosigmilde
Euch der graue Wintertag,
Darum über'm Eisgefilde
Schmettert's euch wie Lerchenschlag.
Und von Grün sind rings die Auen
Und von Blüthen überweht,
Und die trüben Himmel blauen,
Wenn ihr euch in's Auge seht.

Jedes in des Andern Blicke
Sieht sein Dasein schön ergänzt,
Und die schwankenden Geschicke
Scheinen dauernd, fest begrenzt.
Eines bleibet bis an's Ende,
Dauert aus im Zeitenschwung,
Ob sich Alles wandle, wende:
Liebe hält die Herzen jung.

Josef Schrattenholz in Bonn.

Das böse Schweigen.

Es war ein Knabe an dem Rhein,
Der hatt' ein feines Schätzlein,
Er liebt' das Mägdlein sieben Jahr —
Wußt' doch nicht, ob's sein eigen war.
Du böses Schweigen!

Blau war ihr Auge, treu sein Sinn,
Er liebte sie, sie liebte ihn;
Sie liebt' ihn, wie ihr Augenlicht,
Und wußten's dennoch Beide nicht.
Du böses Schweigen!

Und als die sieben Jahr' herum,
Der Knabe schnürt' sein Ränzel um
Und nahm den Wanderstab zur Hand,
Er mußte ziehn in's ferne Land.
Du böses Schweigen!

Und als er schritt zum Thor hinaus,
Feinsliebste stand vor ihrem Haus,
Und als er seinen Gruß ihr bot,
Da wurden ihre Aeuglein roth.
Du böses Schweigen!

Und als er drückte ihre Hand,
Da hat sie trüb sich abgewandt,
Doch als er ihren Namen sprach,
Sie stumm in seinen Armen lag.
Du böses Schweigen!

O böses Schweigen, stumme Qual,
Nun sei bedankt vieltausendmal!
Hast du mein Glück auf lang versenkt —
Jetzt hast du's ewig mir geschenkt!
Du böses Schweigen!

Was liegt mir an der Trauerzeit!
Im Arm ruht mir mein' Seligkeit,
Und ehe wir uns trennen,
Muß Himmel und Erd' verbrennen!
Du böses Schweigen!

Die Traube bin ich, du die Sonne.

Die Traube bin ich, du die Sonne,
Das heiße Sommersonnenlicht.
Gereift an dieses Lichtes Wonne,
Harr' ich des Winzers, der mich bricht.

Der Winzer mein, das ist der Tod.
Die Zeit ist da, den Wein zu pressen —
Die Traube ist so reif, so roth,
Der Winzer wird sie nicht vergessen.

E. Schultes in Wiesbaden.

Kein Vergessen.

Es geht die alte Sage
Von einem tiefen See,
In den Carolus magnus
Versenkt sein Herzeneweh.

Er warf den Ring der Liebsten
Wohl in die blaue Fluth,
Vergessen wollt' er finden,
Wenn der am Grunde ruht'. —

Doch all' die Wellenkreise,
Die jener Ring gemacht,
Sie fluthen zitternd rückwärts
Bis an das Ufer sacht';

Sie wallen nach dem Alten
Im luft'gen Wellenmeer,
Und zieh'n mit Geisterklingen
Zum ersten Ring ihn her.

Und blickt' zum See er nieder
Bei hellem Sonnenschein,
Da ward ihm jeder Tropfen
Zum gold'nen Ringelein.

Ein jeder Ring der zeigte
Ihm der Geliebten Hand,
Bis tausendfach auftauchend
Die Holde vor ihm stand.

So mußt' auch er erfahren,
Zu all' und jeder Frist:
Daß treuer Lieb' vergessen,
Wohl Keinem möglich ist!

Wenn meine Sterne niedergehen.

Wenn meine Sterne niedergehen,
Wenn müd' mein Haupt zur Ruhe sinkt,
Laß' Schicksal, eh' die ewige Nacht mir winkt,
Noch einmal mich vereint die Lieben sehen.
Ein letzter Gruß,
Ein letzter Kuß —
Dann mag die Seele sanft verwehen!

Nicht bangen soll mir vor dem Scheiden
Von dieser einzig-schönen Welt;
Es war mit Lieb' mein Lebensweg umstellt,
Und Mancher kennt' mein stilles Glück beneiden!
Doch Haß verliegt,
Die Liebe siegt,
Sie wird mich auch im Tod' nicht meiden!

So öffne deine weichen Arme
Du Mutter Nacht, der ich entsproß —
Ich sah das Licht, und ihre Strahlen goß
Die Sonne über mich, die lebenswarme!
Ich hab' gewacht,
Mich müd' gemacht,
Will sanft nun ruhen vom Getrauten Schwarme!

Fr. Xav. Seidl in Neuburg a. d. Donau.

Abschied.

Er hat noch Blumen ihr gegeben,
Als er zum Abschied vor ihr stand, —
Ein Abschied war's von seinem Leben,
Der letzte warme Druck der Hand.

Sie hat sie sündend mitgenommen
Die Rosen und Vergißmeinnicht,
Doch daß ein Weh sie überkommen,
Verriethen kein Zug im Angesicht.

Die Blumen nahm der Tod zum Raube,
Ihr Leben war so kurz und karg;
Vergessen liegt im Straßenstaube
Die Ros', die seine Thräne barg. —

Jetzt hat die Ferne sie geboren,
In Sehnsucht er dahein sich kränkt,
Doch leise auch durch ihren Frieden
Geht manch' ein Klang, der an ihn denkt.

Und länger selbst, als sie vermuthet,
Lebt die Erinnrung in ihr fort,
Und oft durch ihre Seele fluthet
Sein Bild und jenes traute Wort,

Das er ihr heimlich noch gegeben,
Als er zum Abschied vor ihr stand, —
Ein Abschied war's von seinem Leben,
Der letzte warme Druck der Hand.

Waldsagen.

Nun tiefgeheim die Wipfel rauschen,
Will fern ich von der Welt, so laut,
In frohbeglückten Stunden lauschen,
Was mir der stille Wald vertraut.

Bald ist's ein reizend Liebesmärchen
Aus einer alten, alten Zeit,
Von einem lang verwunsch'nen Pärchen,
Das ein beglückter Spruch befreit.

Bald sagt er mir von einer Rose,
Die, ach, nach einer kurzen Lust,
Versteckt und ungekannt im Moose,
Und ungeliebt verblühen mußt';

Bald bringt das Rauschen seines Windes
Mir eine holde Sage zu
Vom Angedenken eines Kindes,
Das also lieb und schön, wie du!

August Silberstein in Wien.

Raschle, dürres Laub.

Raschle, dürres Laub und raschle,
Tanze kreisend mir zu Füßen;
Einen Frühling, einen Sommer
Konntest du die Welt begrüßen.

Nun zum Herbste mußt du scheiden,
Und du klagest dein Zerfallen,
Möchtest dich noch einmal heben
Und im Sterben lichtvoll wallen.

Manchen Frühling, manchen Sommer,
Manches Welken konnt' ich sehen —
Muß ich doch, trotz Klagen, Jauchzen,
Selbst ein welkend Laub, vergehen!

Späte Erfüllung.

Sie sind durch's Leben gegangen,
Getrennt, geschieden,
Zwei Herzen von Lieb' umfangen,
Vom Glücke gemieden.

Und nur in Träumen vermochten
Sie sich zu finden —
Sie sah'n sich glücklich umflochten
Von Kranzgewinden.

Als ihrem Lebensherde
Das Feuer verglommen,
Hat eines Friedhofs Erde
Sie aufgenommen.

Der Epheu auf ihren Hügeln
Hat fortgerungen —
Ließ sich nicht halten noch zügeln,
Hat Beide umschlungen.

Friedrich Spielhagen in Berlin.

Silberne Hochzeit.

Ein Hoch der Zeit, der schönen Zeit,
Da wir uns klug gefunden,
O Ueberschwang der Seligkeit,
O holde, süße Stunden!
Als in der Schule beim Liebesgott
Wir fleißig buchstabirten,
Und endlich, wie der Lehrer, flott
Das Verbum conjugirten.
Ach, wie so glücklich waren wir;
Ihr wißt's, ihr Engelsschaaren, —
Ich bring es dir, du bringst es mir —
Vor fünfundzwanzig Jahren!

Wie dünkt's, wir uns nun so klug,
Von Weisheit überflossen,
Als Amor eines Tags sein Buch
Sanftlächelnd hat geschlossen:
Genug! denn für die Schule nicht,
Man lernet für das Leben;

Das ist kein minniglich Gedicht,
Da heißt es: schaffen — streben!
Da geht's nicht immer glatt und schier! —
Wir haben es erfahren —
Ich bring es dir, du bringst es mir! —
In fünfundzwanzig Jahren.

Des Lebens Frost, des Lebens Lust,
Wir haben sie ermessen;
Und doch, was wir so früh gewußt,
Nicht haben wir's vergessen.
Ich liebe dich, du liebest mich,
Wär's manchmal auch mit Schmerzen,
Wir lieben uns treu inniglich
Mit ganzem vollen Herzen.
Und so wird's sein — wir schwören's hier
Bei diesem Wein, dem klaren, —
Ich bring es dir, du bringst es mir —
Nach fünfundzwanzig Jahren!

Bei Uebersendung der „Problematischen Naturen“,

als Gegengabe für eine Oelskizze von Stubbenkammer.

Dies Buch, das ich in deine Hände lege,
Es wäre sonder Zweifel nie geschrieben,
Hätt' ich vor Jahren mich nicht umgetrieben
Auf mancher schwindeljähen Uferschräge

Und manchem dichtverwachs'nen Waldeswege,
Wie Schmuggler sie und junge Dichter lieben,
Wenn sie mit Kaffe, Thee und heißen Trieben
Des Herzens ziehen strengverbot'ne Wege.

Drum ist es auch, dies Buch, die Gegengabe,
Die rechte, für die prächt'ge Farbenskizze,
Die ich verdanke deiner Künstlerhand.

O, wie ich mich an diesem Bilde labe!
Meer, Fels, Wald — Liebe, Jugend — wie im Blitze
Seh ich, „was mein einst war“ und — längst entschwand.

J'y pense.

Ich kenn' ein Mägdelein
Mit blauem Augenschein;
In dunklen Locken weht ihr Haar,
Ihr Lachen klingt so silberklar —
J'y pense!

O Lust, o Scherz beim Mahl
Im kühlen Gartensaal!
Zuletzt Vielliebchen fanden wir:
Das eine mir, das andre dir:
J'y pense!

Grüngold'ger Nachmittag
Im duft'gen Waldeshag.
Ich nahm aus deiner Hand den Strauß,
Da lachtest du den Träumer aus:
J'y pense!

Ach! ich vergaß das Wort;
Nun klag' ich's immerfort.
Das Wort, es raubt mir Fried' und Ruh',
Vielliebes Märchen, sagst auch du:
J'y pense?

H. Steinheuer in Lindlar bei Köln.

Hinaus!

Das ist doch eine sonnige Pracht
In leuchtenden Frühlingstagen,
Wenn die Wälder ringsum, zum Leben erwacht,
Grünwogende Banner tragen;

Wenn die Thäler erglänzen im bunten Kleid,
Erschallen von lustigen Klängen;
Und durch die blühende Herrlichkeit
Sich rauschende Ströme drängen;

Wenn der Himmel die schauernde Erde umfaßt
Mit seinem urklaren Bogen,
Wenn er, o Wander, als seligster Gast
In liebende Herzen gezogen.

Glückauf! hinaus! die Brust erglüht
Von neuem Leben und Lieben;
Die Sehnsucht hat mir ein Wanderlied
In's jauchzende Herz geschrieben.

Hinaus mein Lied, vom Jubel entfacht,
Erheb' mich auf deinen Schwingen;
Und lasse mein Herz in der sonnigen Pracht
Erglühen, erblühen, erklingen!

Karl Stelter in Elberfeld.

In der Dechenhöhle.

Jahrtausende kann die Natur
In ihren Tiefen schalten,
Und nichts verräth der Dinge Spur,
Die langsam sich gestalten;
Ein Zufall dann — ein Hammerschlag
Wird zum Entzaubrungsworte,
Das Leben kommt, der helle Tag
Bricht durch die Felsenpforte.

Der Mensch tritt in das stille Reich,
Und dort im Lichtgefunkel
Ersteh'n Gebilde, geisterbleich,
Aus dem verschwiegnen Dunkel;
Gebilde, die der Phantasie
Versunkne Welten spiegeln,
Die an der Hand der Poesie
Der Urwelt Thor entriegeln.

Da gilt der Neuzeit Treiben nichts
Und nichts ihr rastlos Jagen,
Der Geist sieht aus dem Quell des Lichts
Der Schöpfung Morgen tagen;
Und was uns der Geschichte Buch,
Der Sage Mund verkündet,
Das hat Natur, sich selbst genug,
Im Bergeeschacht begründet.

Egypten's Pyramidenbau,
Alhambra hier, dort Palmen, —
Des Nixenbades Silbergrau,
Umsäumt von Dorn und Halmen.
Still sinnt ein Stalagmiten-Gnom,
Hoch ragen Orgelpfeifen; —
Die Kanzel im gewölbten Dom
Drapiren Spitzenstreifen.

Und wieder dann in tiefer Gruft
Des Grabes düstre Hallen; —
Ein Wassersturz, wie in der Luft
Zu Eis erstarrt, im Fallen; —
Traumhafte Bilder ringsumher
In Schluchten und in Grotten, —
Und ein chaotisch' Felsenmeer
Scheint all der Pracht zu spotten.

Das sind die Wunder, die im Schooß
Der Erde sich gestalten,
Durch die Natur so riesengroß
Erscheint in ihrem Walten;
Sie folgt damit der Ewigkeit
Geheimnißvollem Weben,
Indeß wir unsre Spanne Zeit
Im raschen Wechsel leben!

Adolf Stöber in Mülhausen im Elsaß.

Britischer Todesmuth.

August 1868.

Unsel Kuba, sonst so blühend,
Edle Perle der Antillen —
Jetzt von Krieg und Aufruhr sprühend —
Wird der Sturm nicht bald sich stillen? —

Ein Matros' auf New-York's Flotte —
Doch ein Brite — sitzt gefangen,
Schuldlos, allem Recht zum Spotte,
Zu Santjago hinter Stangen.

„Der Empörer wird' erschossen!"
Hat das Kriegsgericht gesprochen,
Ihm wie den Rebellgenossen
Wird sofort der Stab gebrochen.

Englands und der Bundesstaaten
Consuln steh'n als Unschuldszeugen
Für ihn ein; doch wie berathen,
Dabei bleibt es ohne Beugen.

Fortgeschleppt am selben Tage
Wird zum Richtplatz der Matrose;
Unter dumpfem Trommelschlage
Geht beherzt der Schuldenlose.

Sieh, wie muthig, ihn zu retten,
Beide Consuln ihn begleiten,
Wie sie bis zur Todesstätten
Mit entrollter Fahne schreiten.

„Feuer geht!" so ruft dem Heere
Nun der Hauptmann ohn' Erbarmen,
Und die blinkenden Gewehre
Zielen auf die Brust des Armen.

Doch die Consuln ohne Schrecken
Springen vor mit ihren Fahnen,
Um die Unschuld zu bedecken
Und die Henker abzumahnen.

Großbritaniens Flagge schwinget
Kühn Sir Ramsden, hochgehalten;
Den Matrosen auch umschlinget
Er mit seines Banners Falten.

„Wagt es, wagt es nun, Soldaten,
Schießt die Unschuld sammt uns nieder!
England und die Bundesstaaten
Fordern unser Blut euch wieder."

Wie versteinert steh'n die Schergen
Diesen Helden gegenüber;
Und ihr Schützling kann's nicht bergen,
Seine Augen strömen über.

Arm und Flinte sinkt zur Seite
Den gelähmten Söldnerschaaren.
Abends schon darf der Befreite
Unter New-York's Flagge fahren.

Wie erscheinst du, armes Spanien,
Klein in deines Blutdurst's Blöße
Groß fürwahr ist Großbritanien,
Zeugend solche Heldengröße!

Friedrich Storck in Elberfeld.

Auf dem Friedhof.

In des Abends heimlicher Still',
Nach des Tages Wechselgebrauns,
In den Schatten, wohlig und mild
Labespendender Dämm'rung:

Wandle ich den traulichen Pfad
Süßer, tröstender Einsamkeit,
Lockt es mich in sehnendem Drang
Wehmuthreicher Erinn'rung

Aus dem wirren Gewoge der Stadt,
Fort vom heimisch traulichen Herd,
Seelischen, sympathischen Ruf's
Hin zur Stätte des Friedens. —

Stiller, trauter Wohnplatz der Ruh'
O wie wird so sanft mein Gemüth,
O wie zieht so mild mir in's Herz
Flüsternd Rauschen der Linden.

Acker du der irdischen Saat,
Die in deinen friedlichen Schooß
Eingesenket, Erde zur Erd',
Staub zum Staube gesellet.

Grüner Hügel endlose Reih'n,
Gräber ihr der Lieben zumal,
Euch gilt heut' mein stiller Besuch,
Gilt die Thräne der Wehmuth. —

Hof des Friedens, Stätte der Ruh'!
Weil'st auch mir, wenn müd' ich und matt
Einst mein Haupt zum ewigen Schlaf
Senk', ein trautes Asyl sein.

Theodor Storm in Husum.

Sprüche des Alten.

1.

Dein jung' Genoß in Pflichten
Nach dir den Schritt that richten.
Da kam ein andrer junger Schritt,
Nahm deinen jung' Genossen mit.

Sie wandern nach dem Glücke;
Sie schau'n nicht mehr zurücke.

2.

Vergessen und vergessen werden —
Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl diese Beiden
Zu lernen und zu leiden.

Ritornelle.

Blühende Myrte —
Ich dachte süße Frucht von dir zu pflücken;
Die Blüthe fiel, nun seh' ich, daß ich irrte.

Schnell welkende Winden —
Die Spur von meinen Kinderfüßen sucht' ich
An eurem Zaun; doch könnt' ich sie nicht finden.

Muskathyazinthen —
Ihr blühtet einst in Urgroßmutters Garten;
Das war ein Platz, weltfern, weit — weit dahinten.

Julius Sturm in Köstritz.

Hinaus!

Hoch, wie der Lerchen Chor
Jubelt im Morgenduft!
Schwing dich, mein Geist, empor,
Hoch in die reine Luft!

Was dich im Flug beschwert,
Gieb es dem Wind zum Raub;
Andern sei's unverwehrt,
Schlucken sie Bücherstaub.

Du lies im Schöpfungsbuch
Freudig und unbeirrt,
Drin steht gar mancher Spruch,
Der dich erbauen wird.

Lies, bis die Herrlichkeit
Gottes dich ganz durchdrang,
Dann durch die Schöpfung weit
Töne dein Lobgesang.

Himmelblau.

Nicht satt kann ich an dir mich sehen,
Du wunderbares Himmelblau!
Und fühl' die Augen übergehen
Von tiefer Sehnsucht Thränenthau.

Ach, ewig währt der Kampf hienieden!
Und wär' das Leben doch so schön,
Wär' es erfüllt von euerm Frieden,
Ihr ewig stillen blauen Höh'n.

Hüte dich!

Glaube nicht der Sirene
Verlockenden Melodien,
Die sich wie glänzende Fäden
Um deine Seele ziehn.

Wenn dich ihr Lied umsponnen,
Wirft sie mit neckendem Scherz
Dir singend glühende Töne
Als zündende Funken in's Herz.

Doch wallt in dir und lodert
Der Flammen verzehrende Gluth,
Dann taucht sie mit kühlem Lächeln
Hinab in die kalte Fluth.

Trübe Stunden.

Langsam schleicht die Zeit dahin
Gramverhülltem, düsterm Sinn;
Bluten still des Herzens Wunden,
Werden aus Minuten Stunden.

Bei der Glocken trägem Schlag
Schwindet zögernd nur der Tag,
Bis die Nacht auf dunklen Bahnen
Dich die Ewigkeit läßt ahnen.

Paul Gerhard.

Es tragen Gottes lautres Wort,
Paul Gerhard, deine Lieder fort
Noch heut von Mund zu Munde,
Und machen dunkle Nächte hell
Und laben wie ein frischer Quell,
Daß Herz um Herz gesunde.

Doch als ein Sänger echter Art
Hast du dir frei den Blick bewahrt
Auch für die reichen Gaben,
Die uns auf seiner schönen Welt
So freundlich Gott zur Schau gestellt,
Um Aug' und Herz zu laben.

Du freutest dich am jungen Grün
Und an der Blume duft'gem Blüh'n
Und an den frohen Weisen
Der lustigen Waldvögelein —
Du stimmtest in den Jubel ein,
Lobsingend Gott zu preisen.

Doch in der Schönheit irdischer Flur
Sahst du den schwachen Abglanz nur
Des Frühlings unter Palmen,
Wo du nun singst auf sel'gen Au'n,
Nachdem dein Glaube ward zum Schau'n,
Viel tausend schöne Palmen.

Albert Traeger in Coelleda.

Helene.

Tagebuchblätter.

I. Drei Bilder.

21. April.

Drei Bilder hast du mir gesendet:
Hier, neuer Paris, triff die Wahl!
Und was du huldreich mir gespendet,
Bereitet Sorge mir und Qual.

Ist eines gut, ist ein's das beste,
Kommt ein's dem süßen Zauber nah,
Der mir das Herz beklemmend preßte,
Sobald ich dich nur wiedersah?

Mir ist, als ob er jedem fehle,
Denn keines wird dir ganz gerecht,
Und tritt dein Bild mir vor die Seele,
Erscheinen alle Bilder schlecht.

Ein Darben ist's, ein schmälich Geizen,
Ein bleicher Schein so heller Pracht,
Wenn jedes von so vielen Reizen
Kaum einen einz'gen sichtbar macht.

Ich möchte diese Bilder hassen,
Weil deine Schönheit mir so lieb,
Und doch — du mußt mir alle lassen,
Ich wähle nicht — vergieb, vergieb!

Mit aller Lust, mit allem Wehe
Erfüllen sie die Seele mir,
Und ob ich nicht das Ganze sehe,
Ist jedes doch ein Stück von dir.

Und träum' ich einst von schönen Tagen,
Da sich mein Hoffen kühn vermaß,
Läßt jedes Stück mich noch beklagen,
Daß ich das Ganze nie besaß!

II. Im Wüstensand.

26. April.

Krank bist du, krank, ob auch dein Mund
In losen Scherzen sich ergangen,
Doch sage mir, wer ist gesund,
Und wer nicht bleich bei rothen Wangen?

Wem einmal nur die Leidenschaft
Den Kuß auf frische Lippen drückte,
Dem schwächte sie die beste Kraft,
Als sie zum Himmel ihn entrückte.

Auch du bist schon von ihr verbrannt,
Entnervt im innersten Gemüthe,
Einsam steh'st du im Wüstensand,
Wie eine blätterlose Blüthe.

Einsam zieh' ich auf hohem Roß
Einher durch der Sahara Wogen,
Ein Häuptling, der dem feilen Troß
Voll stolzem Unmuth sich entzogen.

Da seh' ich dich im Sande glüh'n,
Und wild empört sind meine Sinne,
Und wie in duft'gem Traume blüh'n
Die Knospen längst erstorb'ner Minne.

Vorüber auch an diesem Glück,
Mein Ritt' erträgt kein langes Säumen —
Doch schaust du wohl nach mir zurück,
Wirst du auch von dem Reiter träumen?

III. Auf der Wartburg.

19. Mai.

Nach langen kalten Regenschauern
Prangt heut' im vollen Schmuck der Mai,
Ihr bangen Herzen laßt das Trauern,
Die Zeit der Minne kommt herbei.

Hochaufgepflanzt des Frühlings Fahne
Auch von der alten Wartburg weht,
Seht kosen dort auf dem Altane
Tannhäuser und Elisabeth.

Tannhäuser seufzt: Euch guten Leute
Täuscht ihre fromme Miene nur,
Wie eine Heil'ge ist sie heute,
Doch seid ihr auf der falschen Spur.

Ach, nicht Elisabeth, die Holde,
Ist diese tödtlich schöne Frau,
Ob ihre Locken auch von Golde,
Und schmachtend glänzt des Auges Blau.

Wie oft ich auch ihr abgeschworen,
Ich bleibe ein verlor'ner Mann:
Wen sich Frau Venus auserkoren,
Den hält sie fest im Zauberbann. — —

Da schüttelt lachend sie die Locken:
„Die Luft ist doch noch etwas rauh" —
Auffahr' ich aus dem Traum' erschrocken:
„Hier ist Ihr Mantel, gnäd'ge Frau!"

IV. Abschied.

29. Mai.

Wiederum die Stunde schlug,
Dich mir zu entringen
Und bereit zum Wanderflug
Hebst du schon die Schwingen;
Lebe wohl! ob nun die Zeit
Endlos mir sich dehne,
Stets in treuer Traurigkeit
Denk' ich dein, Helene!

Dich zu halten immerfort,
Thörichtes Bemühen —
Mag an jedem neuen Ort
Neues Glück dir blühen!
Denkst du auch zu keiner Frist,
Wie ich heiß mich sehne, —
Wenn du müd' und einsam bist,
Komm' zu mir, Helene!

Adolf Ritter von Tschabuschnigg in Wien.

Waldeinsamkeit.

Schwüler, glühender Mittag zittert
Ueber die Flur, die Pflugschar ruht verlassen;
Unter dem Lindenbaum, mancher Jahrhunderte
Harmlos sinnigem Zeugen,
Liegt die müde Schaar der Mäher,
Froh des kreisenden Henkelkrugs;
Selbst die Axt im Walde verstummt,
Durch welke Wipfel dringen
Goldene Sonnenstrahlen, entsandt wie
Feurige Pfeile.

Aber tief in des Waldes innerstem Schattenkreis,
Wo uralte Bäume, dorischen Säulen gleich,
Ueberwölbt zum Tempel vom Laubdach steh'n,
Wo den cyklopischen Felsen
Des Epheus Ranke umflattert
Und der blauen Glocken schwankender Blumenstrauß,
Sitzt der alte Pan
In beschaulicher Heimlichkeit.
Zerstört sind seine Altäre längst,
Und nicht mehr raucht ihm
Auf goldener Schale köstliches Opferblut;
Doch in Waldeinsamkeit schleicht er sich oft noch,
Und erfreut sich wie einst der süßen Kühle
Auf weich schwellendem Moos des Waldes.

Abseits rauscht eine Quelle, die Najade
Lagert sich traut zu ihm und mahnt ihn
Froh geschwätzig an Götterfabeln
Schönen, uralt heiligen Inhalts;
Scheuen Ganges drauf aus des Waldes Dickicht
Naht die Schaar der Nymphen,
Furchtsam zagenden Blickes um sich spähend,
Nach des kristallenen Wassers
Kühlendem Bade sehnsuchtsvoll.

Silbern zuerst umspielt den Fuß die Welle,
Die holde Einsamkeit erweckt
Bald Vertrau'n und schalkhaftes Wohlbehagen;
Glänzende Schleier sinken, und es feiert der Wald
Enthüllter Schönheit heilige Gegenwart.

Ueber den Uferplan schäkert harmlose Lust,
Jetzt in's Gebüsch entspringend, dann gehascht
Und bestraft mit Küssen;
Andre plätschern in heller Fluth,
Schaukeln, wiegen sich drauf und tauchen unter,
Und die Wellen drängen einander lüstern,
Neidvoll um der tadellosen Glieder
Holde Berührung.

Horch, da tönt das Horn der Jagd,
Nur ein Triller, und schon zerstäubt das
Unvergleichliche Götterbild;
Wie der Sprung des Rehbocks
Bricht's in's Dickicht,
Und über des Ufers Blumen flattern
Glänzende, zarte Libellen hin.

Gisbert Freiherr Vincke in Freiburg in Baden.

Kaiser Karl am Meere.

Im Felsenschloß am fränkischen Strand
Sitzt Kaiser Karl mit den Rittern;
Der Sachsentrotz, der in Blüthe stand,
Sank hin vor solchen Schnittern.

Des Kaisers Blick schweift über das Meer,
Wo die Wogen rollen und schäumen: —
Auch dort nur trotzige Gegenwehr!
Er versinkt in Sinnen und Träumen.

Weit reicht sein Land: von des Ebro Saum
Bis hinauf zum Saume der Eider!
Doch die Völker lenkt nur der eiserne Zaum —
Rings Feinde lauern und Neider!

Sein Haar wird weiß, doch der Arm ist stark,
Die Zwietracht hält er in Schranken!
Und wer wahrt künftig des Reiches Mark? —
Das sind die Kaiser-Gedanken.

Da taucht es fern an dem Meeresrand
Empor aus tanzenden Wogen:
Das Segel schwillt, zum fränkischen Strand
Kommt Schiff auf Schiff gezogen.

Und des Kaisers Blick streift fest hinaus —
Dann ruft er: „Schlecht behagt's mir!
Ich sorge, da naht kein Gast dem Haus:
Was sind's für Segel? Wer sagt's mir?" —

Herr Haimon von Dordogne sprach:
„Wie sie das Meerfeld pflügen,
Sind's Griechen, die zieh'n dem Handel nach —
Da kann der Schein nicht trügen." —

Das Wort nahm Milon von Anglant:
„Der Handel mag sie gelüsten;
Doch prüf' ich, wie sich das Segel spannt,
So stammt's von libyschen Küsten." —

Hub an Riol mit dem Silberhaar:
„Ihr irret, Einer und Andrer;
Nicht Griechen sind's, nicht Libyer gar —
Die Segeler dort sind Flandrer."

Herr Naymes von Bayern wiegt sein Haupt,
Als drückten ihn schwere Sünden:
„Von wo die kommen? Ihr Herren, glaubt,
Ich kann's euch nimmer künden." —

Der Kaiser rief: „Die Männer, so dort
Vierkantige Segel spannen,
Sie steuern nicht zum friedlichen Port —
Vielmehr sind's wilde Normannen.

„Der Drachenkopf — schaut hin! — an dem Bug
Da schießt er jach in die Brandung,
Der Waffen Geklirr lärmt laut genug,
Ihr Schlachtruf grüßet die Landung." —

Er tritt an des Altans Rand hinaus,
Die Stimme gebeut den Winden:
„Ihr sucht den Kaiser in seinem Haus —
Den Kaiser sollt' ihr finden!" — —

Viel Drängen an Bord — das Geschrei verhallt —
Erloschen des Schlachtruf's Feuer —
Von Schiff zu Schiff der Befehl erschallt:
Und die Drachen wenden das Steuer.

Raublüstern, lärmend kamen sie keck,
Die lautlos ziehen von dannen:
Des Kaisers Namen ward zum Schreck
Dem Piratenschwarm der Normannen! —

Die Ritter rufen: „Glückliche Fahrt!
Wozu das Schwert den Feigen? —
Dem Kaiser rinnt die Thrän' in den Bart,
Sein Auge heißt sie schweigen.

„Jetzt ziehet dahin der Räuberschwarm,
Er fürchtet des Reiches Wächter!
Sind wir dahin, kommt Leid und Harm:
Ich sorg' um künft'ge Geschlechter!"

Robert Waldmüller in Dresden.

Die junge Nonne.

Dein Kloster ist weit und die Nacht wird kalt,
Ade, lieb' Töchterlein, ade!
Und daß du nur nirgend machest Halt!
Ein tückischer Freiersmann ist der Schnee!

„Ja, die Nacht wird kalt und mein Kloster ist weit,
D'rum ade, lieb' Mutterherz, ade!
Doch giebt mir manch' Sternlein ein freundlich' Geleit,
Und der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!"

Sie hüllt sich dicht in ihr hären' Gewand,
Vorbei an den schlafenden Hütten am See;
Es gluckst unter'm Eise die Welle am Strand.
„O der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!"

Es hängen die Tannenzweige so tief,
Und der Bergpfad steigt heut' gar so jäh, -
Und die Sichel des Mond's liegt gar heut' so schief, —
„Doch der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!"

Und langsam geht's nur, — es klumpt sich und ballt
Wie Pfunde Gewichts um Hacke und Zeh,
Und die Mutter hat Recht, die Nacht wird gar kalt, —
„Doch der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!"

Nun ist unter der Mond, und die Sterne sind fort,
Und auf Wimper und Wange flockt's aus der Höh',
Und der Weg ist bald hier und der Weg ist bald dort,
„Doch der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!"

Und es singt in der Luft, oder ist's nur im Ohr?
Jetzt klingt's wie von fern, jetzt ganz in der Näh',
Und jetzt wohl gar wie der lieblichste Chor, —
„O der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!"

Und die Flocken, die merken's, — das ist ganz klar;
Ei welch' ein Gewirbel nun, welch' ein Gedreh',
Und immer im Tanztact, Paar um Paar,
„O der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!"

Hei, fliegen die Kleider, man wird ja ganz wirr,
Das ist ein Gebausche, das ist ein Gebläh',
Und die Lampen im Saal und das Lichtergeflirr, —
„O der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!"

Und ich tanzt' ja so gern, doch ich darf es ja nicht!
Was sagte die Priorin, wenn sie uns säh'!
Und warum denn so wild und warum denn so dicht, —
„O der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!"

Und du trägst mich ja schier, und ich schäm' mich so sehr,
Und ich schweb' ja dahin wie im Sprunge das Reh,
Und ich mach' dich wohl müd', und ich bin wohl so schwer, —
„O der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!"

Und ich war doch ein Knäblein, — wie ist's denn mit mir?
Und wie rub'n wir denn plötzlich im luftigen Klee?
Und wie rein ist die Luft! und wie gut ist's bei dir —,
„O der Schnee ist mein Freund, und mein Freund ist der Schnee!“ — —

* * *

Und die Mutter im einsamen Hüttchen daheim,
Sie kann nicht schlafen, ihr ist so weh,
Denn im Ohr klingt ihr immer der alte Reim:
„O ein tückischer Freiersmann ist der Schnee!“

Gustav Weck in Ratibor.

Auf meiner Mutter Tod.

1864

1.

Es war ein heller Sonnentag,
Als man mir schrieb, sie sei gestorben;
Aus blauer Luft der Wetterschlag
Hat Lenz und Leben mir verworben.

Ich harrte, ehe Nacht umher,
Verloren in ein dumpfes Sinnen,
Und fühlte langsam, todesschwer
Die Stunden mir verätherinnen;

Und hob dann zögernd meine Hand
Und forschte unter vielen Blättern,
Bis starr von eines Briefes Rand
Mich angeblickt bekannte Lettern —:

Es war der letzte, den sie schrieb,
Das letzte Zeichen ihrer Liebe,
Das letzte Kleinod, das mir blieb —
Ich las, das Auge starr und trübe.

Und's war, als quellt ihr Herzenschlag
Mir hell und voll daraus entgegen,
Als rauschte in den Blättern nach
Der frommen Hände leises Regen.

Und ihre Stimme süßvertraut
Hat tief im Herzen mir gezittert —
Ich küßte ihn und weinte laut,
Und hab' ihn langsam dann zerknittert.

2.

Was tretet ihr zu mir und sprechet: Halte
Zurück die Thränen! — eh' mein Aug' verdorrte?
Was redet ihr verlorne Trostesworte
Und zwingt mir die Hand, die schmerzhallte?

Was zählt ihr meine Pulse, deckt mir über
Die siebernde Stirne feuchte Linnen,
Und hebt die Tropfen mir vom Antlitz sinnen
Und lächelt fröhlich: sieh', es geht vorüber!?

Ihr guten Herzen! Lieber könnt ihr heilen,
Den Todestrank mir von den Lippen reißen,
Doch aus der Brust, der wunden, brennendheißen
Zieht ihr mir keinen von den Schmerzenspfeilen!

Nur Eine kann das, Eine! — daß zur Stunde
Sie sanft die Hand auf's kranke Haupt mir lege,
Nur leise betend ihre Lippen rege,
Mir einmal lächle nur, und ich gesunde!

Nie, niemals mehr! — stumm ruht sie unter'm Boden —
Ich lebe noch und schau' in ew'ge Weiten —:
Noch Meute vor mir, Jahre, Ewigkeiten
Und keine Hoffnung! — selig nur die Todten!

3.

Nun nur die letzten Rosen
Am welken Strauch verblüht,
Nun ist mein Stern am Himmel
Verjunken und verglüht.

Es war kein Glanz, der lichte,
Der selig mich gemacht —
Da fielen Stern und Blume
In einer bangen Nacht.

Mein Saitenspiel nur blieb mir,
Da Alles von mir schied —
Ich schlag' es leis und wollte,
Es wär' mein letztes Lied!

4.

Nach Jahren.

Es stand in brennender Wüste
Des Bundes heilige Lade,
Bewacht in Purpurgezelten
Von Engeln, goldenbeschwingten,
Umglänzt vom weihenden Lichte
Der sieben flammenden Kerzen,
Und bergend hehre Gesetze,
Der Kinder Israel Stecken
Und Stab auf dornigem Pfade.

An stiller Stätte des Friedens
Steht meine heilige Lade,
Altar und Leuchte dem Herzen
In öder Wüste des Lebens.
Steht unter blauendem Himmel,
Verhüllt von moosiger Decke;
Zur Seite knieen ihr Blumen
Mit stillen Cherubgesichtern,
Sich neigend drüber und betend;
Und droben lodert die Rose
Als siebenarmiger Leuchter
Mit Laub und schwellenden Zweigen
Und dunkelflammenden Blüthen.

Und was sie Köstliches hütet,
Ist mehr, als starre Gesetze,
Als tiefer Lehre Geheimniß,
Von keinem Deuter ergründet:
Das sind, im Schlafe gefaltet,
Zwei fromme sorgende Hände,
Das sind, im Tode geschlossen,
Zwei treue liebende Augen!

Ihr treuen liebenden Augen,
Ihr frommen sorgenden Hände,
Die meine Kindheit geleitet,
Die meine Jugend behütet,
Ich grüß' euch tief in der Erde!
Nur küssen kann ich die Decke,
Die starr sich über euch breitet,
Umfassen kaltes Gestein nur,
Mit stummen Blüthen nur kosen.
Doch durch die Schatten der Trauer
Dann brecht ihr, leuchtende Sterne,
Dann streckt ihr, zärtliche Hände,
Euch nieder, leise berührend
Die stürmisch pochenden Schläfen,
Und tief im Herzen vernehm' ich
Wie Offenbarung die Worte:
Ein Weilchen wandle noch einsam
Und harre, hoffe und dulde —
Bald winkt am Rande der Wüste
Dir Rast und Wiedervereinung!

Und weiter setz' ich den Stecken
Durch Nacht und sandige Strecken,
Das süße Licht mir zu Häupten,
Den sanften Druck auf der Stirne
Und stillen Frieden im Herzen.

Feodor Wehl in Stuttgart.

Herbstgefühl.

Trübes Wetter,
Trüber Sinn,
Welke Blätter
Fliegen hin.
Wind und Regen,
Sturmgebraus —
Allerwegen
Herbstesgraus!
Lenz ist gangen,
All' die Lust,
Aengstlich Bangen
Drückt die Brust,
Und mit Zagen
Im Gemüth
Muß ich fragen:
Wann es blüht
Abermalen
Hold und schön
In den Thalen
Auf den Höh'n, —
Wirst du wieder
Ueberall
Auf der Lieder
Süßen Schall
Horchen, oder
Wirst du, ach!
Schon zu Moder
Allgemach?

J. G. Adolf Weiß in Graz.

Abendgold.

Aus der Zecher heitrer Runde
Ruft hinaus mich Glockenklang,
Der mit Stromes leisem Tönen
Zieht das stille Thal entlang.

Und ich seh' der Felsengreise
Dunkelwallenden Talar
Niederfließen in die Dämm'rung
Und den Silberglanz im Haar.

Da umkost die kalten Stirnen
Scheidend noch der gold'ne Tag,
Und die Riesen, stolze Kön'ge,
Knieen stumm im dunkeln Hag.

Und die Häupter tragen Kronen,
Bergehoch von flüss'gem Gold,
Wie noch keinem Erdenkönig
Eine einz'ge ward gezollt.

Nicht umsäumte Krönungsmäntel,
Edelsteine, riesengroß,
Funkeln stolz um Haupt und Schultern,
Die geschmückt mit weichem Moos.

Und der Wolken rothe Fahnen
Drüber wehn im Siegesflug,
Stolzer als der größte Kaiser
Sie von Land zu Lande trug.

Nacht und Nebel hüllt die Thäler,
Und der Bergstrom rauscht und klingt:
Orgel, die aus düstern Tiefen
Zu den Königshäuptern dringt.

Doch die Stunde ist vorüber,
Und es bleicht die goldne Pracht.
Zu den hohen Silberstirnen
Leise steigt herauf die Nacht.

Und ich sitze schweigend wieder
In der Zecher heiterm Kreis;
Und ich träum', ich wär ein solcher
Goldgekrönter Jubelgreis.

Um die Stirne fühl' ich's ziehen
Hold wie Abendsonnenschein,
Sehe meine Königswonne
Spiegeln sich im goldnen Wein.

Doch die Stund' ist bald vorüber,
Die als König ich verbracht.
Schlaf umdunkelt meine Augen;
Leise schleicht herauf die Nacht.

Also möcht' ich glücklich gehen
Durch des Lebens rauschend' Thal,
So ein König sein, entschlummern
Mit dem letzten goldnen Strahl.

Erwin Wester in Wiesbaden.

Zwei Grabsonette.

I.

Meinem Kinde.

Den Vaternamen singst du an zu lallen,
Als dich im frühen, weichen Lenzgekose
Der Tod gebrochen, eine Monatsrose,
Auf die zur Nacht ein böser Reif gefallen.

Wo Blüthenduft und Nebel wechselnd wallen
Zum Dorfgeländ' vom nahen Waldesmoose,
Schläfst du in grüner Haide dunkelm Schooße,
Verlassen und vergessen, scheint's, von Allen.

Vergessen? — Nimmermehr! Ist auch von Halmen
Dein Grab umwuchert und von wilden Stauden,
D'ran die Libelle schwebend sucht ihr Futter:

Beständig senden Gruß und Liebespsalmen
Im Frühlingshauch wie in der Stürme Lauten
Dein Vater dir und deine treue Mutter.

II.

Meinem Vater.

Wo deine Wiege stand, stand auch die meine,
Und nahe liegt dein Grab dem Stand der Wiegen.
Gern möcht' auch ich dereinst gebettet liegen
Nah deinem Grab in unserm Wiegenhaine,

Daß unsern Staub derselbe Grund vereine,
In dem zuerst mir aus der Brust gestiegen,
Von dir geweckt zum Kämpfen und zum Siegen,
Der Trieb für alles Wahre, Schöne, Reine.

Wie liebt' ich dich! Und, o, wie hat getragen
Dein treues Herz mich, deinen Erstgebornen,
Bis daß es allzufrühe ausgeschlagen!

Stand ich seitdem im Sturme ohne Wanken
Und zählt mein Leben nicht zu den verlornen:
Ich hab' es dir, mein Vater, zu verdanken!

Wilhelmine Gräfin v. Wickenburg-Almásy in Wien.

Waisenmädchenhaar.*)

(Nach einer ungarischen Sage.)

Tiefe Nacht bedeckt die Haide,
Schwere, schwarze Wolken zieh'n;
Ueber die verdorrte Weide
Rast der Csikós wild dahin.

Laut, mit klagendem Geheule
Pfeift der Sturmwind durch das Ried,
Und der schrille Schrei der Eule
Mengt sich kreischend seinem Lied.

Wirbelnd unter flinken Hufen
Fliegt der leichte Staub empor;
Horch! es dringt ein ächzend Rufen
Fernher an des Reiters Ohr.

Lauschend folgt er dem Gewimmer
Durch das öde Haideland,
Und vor ihm mit weißem Schimmer
Flieht ein flatterndes Gewand.

*) Waisenmädchenhaar (Árva leányhaj) wird von den Ungarn die schöne Grasart Stipa pennata genannt, welche mit ihren weißen langen Fäden eine Charakterpflanze der ungarischen Pußta ist.

Gleichwie aufgelöste Flechten
Weht und flimmert's hell im Wind:
Sag', was suchst du denn in Nächten,
Schwarz wie diese, armes Kind?

„Laß mich jammern, laß mich klagen,
Weinen mir die Augen roth,
Mutter ist zu Grab getragen,
Und der Vater lange todt!"

Liebchen, stille deine Thränen
Und den Gram, der dich verzehrt,
Fasse meines Rosses Mähnen,
Komm' und schwing' dich auf mein Pferd!

„Laß mich klagen, laß mich weinen,
Da mich Alles doch verließ,
Laß mich klagen um den Einen,
Der mich liebte und verstieß!"

Komm, so bist du nicht verlassen,
Mädchen mit dem Silberhaar!
Sieh' nur, wie's die Stürme fassen
Und verwirren ganz und gar!

„Laß den Sturm es nur verwirren,
Nacht und Wetter fürcht' ich nicht,
Laß mich durch die Haide irren,
Bis zuletzt das Herz mir bricht!" —

Dunkles, sehnsuchtsvolles Wehe
Treibt ihn vorwärts mit Gewalt;
Ewig fliehend seine Nähe,
Weicht die leuchtende Gestalt.

Leiser werden nun die Winde,
Mählig theilt der Nebel sich,
Morgenluft weben linde —
Holdes Kind, wo sind' ich dich?

Schimmernd auf die Pußta breitet
Sich des Tages matter Schein,
Und der schlanke Csikós reitet
Durch die Haide, ganz allein.

Und er forscht — vergebens spähend —
Nur im Thaue, hell und klar,
Wiegt, auf leichten Stengeln wehend,
Sich das Waisenmädchenhaar.

P. J. Willatzen in Bremen.

Der Heimgegangenen.

1.

Wohl lag auf mir ein schwerer Bann,
Als du von mir gezogen hindann
Auf Nimmerwiederkehr:
Die Welt wie so leer,
Mein Herz wie so schwer —
Ich glaubt', ich trüg' es nimmermehr.

Was Alles ein Herz verwinden kann!
Ich trug's. Ich sah unsre Kindlein an,
Ach, Kinder lächeln so süß!
Als das Liebste mich ließ,
Das mein ich hieß,
Da schufen die Kinder ein Paradies.

Ich trug es, ich armer verlassener Mann,
Wenn oft auch heimlich die Thräne rann,
Und pries noch selig mich:
Denn segn' auch ich
Dich ewiglich:
Um die Kinderlein segn' ich tausendfach dich!

2.

Mein Lied und eine Blume
Ist Alles, was ich hab',
Das Lied zu deinem Ruhme,
Die Blume für dein Grab.

Wohl welkt in Herbstes Schauern,
Was Blüth' und Blume heißt,
Mein Lied soll aber dauern,
Wie dein verklärter Geist:

Daß dir es sich vermähle,
Die du im ew'gen Licht
Noch lebest, reine Seele,
Ein himmlisches Gedicht.

So soll mein Lied denn klingen,
So lang' die Sonne scheint
Und Nachtigallen singen
Und Lieb' um Liebe weint.

K. Woermann in Düsseldorf.

Des Phidias Tod.

Unsterblichkeit gebühret nur den Göttern!
Wer ihrem Ruhm den seinen wollte paaren,
Dem ziemt die Strafe, die bestimmt den Spöttern!
So tobten gegen Phidias die Schaaren,
Die Perikles auch höhnten dreist und dreister,
Weil selbst sie lüstern nach der Herrschaft waren.
Hehr stand er da, der herrlichste der Meister,
Von dessen Hand in jedem Heiligthume
Ein Bildwerk himmelan erhob die Geister.
Doch fallen sollt' er, weil von seinem Ruhme
Athen und Perikles, der Tempelaründer,
Mitstrahlten, wie vom Licht die Sonnenblume.
Drum sollt' er fallen; und die Heilverkünder,
Die neuen Heilverkünder von der Gilde,
Verklagten jetzt als Spötter ihn und Sünder:
Als Sünder gegen Pallas, weil dem Schilde
Der Göttin eingemeißelt er am Rande
Sich selbst und Perikles im Ebenbilde.
Drum schlugen sie den Meister jetzt in Bande
Und ließen ihn in Kerkerluft, in schwüler,
Des Urtheils harren und der sichren Schande.
Mit ihm gegangen war sein Lieblingsschüler
Pantarkes, mit Gesprächen ihn zu laben,
Mild, wie ein Zephirwind, ein weicher, kühler.
Er liebte mehr denn einen Sohn den Knaben,
Der Zeus sogar, dem höchsten Gott, gefiele,
Der Schönheit willen und der Geistesgaben.
Ihn hatt' als Sieger im olymp'schen Spiele
Er abgebildet an dem goldnen Throne
Des höchsten Gottes, ölbekränzt am Ziele.
Ihm zeigt' er, wie der Vater seinem Sohne,
Der großen Kunst geheimnißvolle Tiefen,
Daß sie in ihm auf Erden weiterwohne.
„Pantarkes", rief er jetzt, „auch dich beriefen
Durch mich die Götter, der mit heil'gem Worte
Die Gaben ich geweckt, die in dir schliefen:
Bewahre sie der höchsten Kunst zum Horte,
Auf daß Unsterblichkeit" — nicht konnt' er enden,
Sein schlimmster Feind stand in der Kerkerpforte.
Ein glatter Becher schien in dessen Händen.
„Du bist, o Phidias, dem Tod verfallen,"
Begann er zu dem Meister sich zu wenden.
„Dir ward die Kunst. Zu deinen Werken wallen
Die Griechen alle froh mit Wonnelaben,
Dein Loblied höret jede Landschaft schallen.
Drum mußt du sterben; denn dem gleichen Leben
Des freien Volkes soll zu Götterwonnen
Kein Einzler sich so hoch wie du entheben.
Die Schuld, der wir dich zeihn, ist klug ersonnen,

Doch hat die Richter, welche Rührung nähren,
Dein weiter Ruhm zu rühren schon begonnen.
Und wenn die Richter auch gerechter wären,
Die Allmacht Perikles' noch macht sie schaudern,
Sein Zorn, sein Lieben, sein Donnern, seine Zähren.
Und gar das Volk! Schon ber' aus seinem Plaudern
Den Unmuth ich; und täglich wird es frecher;
Drum stirbst zu heute noch — nur ohne Zaudern.
Sieh, hier reich' ich dir den Schierlingsbecher.
Wenn du ihn weigerst — vor der Thüre stehen
Bereit mit blankem Schwerte meine Rächer."
Kein Wort spricht Phidias. Geängstet flehen
Pantarkes' Blicke zu des Bechers Träger;
Der aber schien den Knaben nicht zu sehen.
Stumm war der Angeklagte, stumm der Ankläger;
Ein dumpfes Schweigen — bis den grauen Mären
Der Meister sich ergab, wie Bitte dem Jäger.
Dann schloß er, ohne sein Geschluchz zu hören,
Den Schüler an den Busen und bedeckte
Mit Küssen seine Stirn, die Thräne schwören.
Und wie vom Gott ergriffen plötzlich streckte
Die Hand er nach dem Becher aus und stürzte
Ihn bald hinab den Trank, der bitter schmeckte.
„Genug des Tranks! ich fühl's: der Tod gewürzte
Bläst, halbgetrunken, kräftig wie der ganze,
Der, ganz getrunken, kaum die Qual verkürzte!"
Laut schrie Pantarkes auf. Mit irrem Glanze
Des dunklen Aug's entriß er jenes Händen
Den Becher, bald noch voll der gift'gen Pflanze;
Und kehrt ihn, ehn' sein Auge abzuwenden
Vom Aug' des Meisters, aus in einem Zuge.
„Mein Leben," rief er, „soll mit deinem enden!
O Phidias, ich hoffe mit gutem Fuge,
Dein Schüler, mich wie zu emporzuschwingen,
Wie zu Zeus anzuschau'n in lichtem Fluge.
Nur dafür wollt' ich leben, dafür ringen.
Doch nun du scheidest, kann mich keiner lehren,
Mein Andrer, deiner Hoheit nachzuringen!
Am Boden haften blieb' ich doch, dem schweren;
Drum ist's, da du den Tod mir zugetrunken,
Für mich auch Zeit, zum Stank zurückzukehren."
Er rief's und sank, wie Phidias gesunken,
Doch sank an dessen Brust, und still entwichen
Den Zwei'n zugleich des warmen Lebens Funken.
Der Mörder hatte sich hinausgeschlichen
Und hinter sich die Kerkerthür geschlossen,
Um nicht zu sehen, wie sie rein erblichen.
Doch draußen grabbten, sternenlichtumflossen,
Des Meisters Marmorhallen ihn entgegen
Und Gott und Göttin streng in Erz gegossen.
Wie die Erinnyen sie ihm erregen,
Schließt er die Augen, vor dem Glanz sich grausend;
Doch muß sie sehn auf allen seinen Wegen.
Sie leuchten von Jahrtausend zu Jahrtausend!

Heinrich Zeise in Altona.

Die blühende Haide.

Still liegt der endlose Haideplan,
Die Blumen winken und locken,
Es duftet in Büscheln der Thymian,
Roth funkeln der Erica Glocken.
Die Bienen sangen den Nektarschaum
Mit ihren geschmeidigen Rüsseln
— Durchschwärmend den weiten, blühenden Raum —
Aus Glocken und Blumenschüsseln.

Schon sinkt an dem fernen Haiderand
Die Sonne tiefer und tiefer,
Rothschimmernd erhebt sich aus dürrem Sand
Der Haide einsame Kiefer.

Des Nordens Pinie leuchtet weit,
Kein Vogel singt auf den Zweigen,
Rings herrschet die tiefste Einsamkeit
Und feierlich heiliges Schweigen!

Wer kann, o Haide, die sinnige Pracht,
Die dich verherrlicht, ermessen?
Dich hat der Schöpfer für Herzen gemacht,
Des Herzens Weh zu vergessen.
O, wandelt hinaus in das weite Gefild,
Hinaus auf die blühende Haide,
Dort wird der tiefste Kummer gestillt,
Das Herz entlastet vom Leide.

Ernst Ziel in Leipzig.

Hellas.

Schön und farbenreich vor meiner Seele
Steigt die Griechenwelt empor,
Wo mit sanfter, liederreicher Kehle
In Cypressenhainen Philomele
Wundersüß berauscht des Lauschers Ohr.
Dort durch's Laubenthor
Leitet des Ilisses Schattenwellen
Kühl und ölbewaldet der Hymett,
Bis sie unter reizenden Gefällen
Thalwärts rauschen in's Orangenbett
Und auf düftereichen Blumenstrecken
Gleiten durch die Marmorbecken.

Auf den Lorbeerhöhen welch' ein Wallen,
Welch' ein Pilgern thalentlang!
Zu des Isthmos schönen Tempelhallen
Ziehn die Völker — horch! die Haine schallen
Rings von echoreichem Festgesang:
Evoëenklang
Taumelt, halb gejubelt, halb gesungen,
In die lauen Lüfte, immerdar
Wie ein Hymnus der Begeisterungen
Folgend der bekränzten Griechenschaar,
Bis die Stämme sich am Wanderziele
Mischen in die Völkerspiele.

Herrlich durch die isthmischen Gefilde
Stäubt der stolze Wagenstreit;
Schwert und Diskus schlagen an die Schilde,
Doch der Stärke einigt sich die Milde,
Holde Schönheit sich der Tapferkeit:
Herzen werden weit,
Da für menschlich edele Gedanken,
Für die Freiheit, groß und göttlich rein,
Da ein hoher Dichter in die Schranken
Tritt für seines Herzens Meinung ein,
Da dem Sophokles die Völker lauschen
Und des Pindar Hymnen rauschen.

— Ach! und diese reine Völkerblüthe
Welkte hin im Sturm der Zeit;
Schon vom Hämos drohete der Scythe —
Hellas' letzte Abendröthe glühte,
Hellas hüllte sich in's Sterbekleid.
Denn im Bruderstreit
Tobten seines eignen Leibes Glieder,
Noch im Wahnsinn groß und heldenstark;
Wilder Zwietracht heiß gehetzte Hyder
Mästete sich am Heroenmark,
Und die Völker drängten auf einander —:
Philipp zeugte Alexander.

Sieh'! es färbt die schöne Griechenerde
Sich vom Blut der Söhne roth;
Vor dem Sieger, eine Söldnerheerde,
Liegen sie mit sklavischer Geberde:
Griechenruhm, der edle Held, ist todt.
Ach! kein Opfer lobt,
Keine Hekatombe an der Bahre,
Die verlassen auf Ruinen steht,
Und kein Priester spricht im Festtalare
Für den hohen Todten ein Gebet:
Ueppig thronen, wo sonst Dichter sannen,
Macedonische Tyrannen.

Die Stiftsdame.

Novelle von

Stephan Milow.

I.

Schwer drückt oft den Menschen das Schicksal, und Vieles verhängt ihm die Welt; aber die bängsten Heimsuchungen sind doch die des eigenen Herzens. So manches Dasein, das dem betrachtenden Auge mit der reichsten Fülle von Glücksgütern gesegnet erscheint, verblutet im Stillen, friedlos und zerrissen, durch den bösen Dämon des Herzens, der alle verschwenderischen Gaben des Himmels ausschlägt und ohne Rast, ob stets vergebens, nach seiner eigenen geträumten Seligkeit ringt. Aber ist es denn auch ein böser Dämon dieser Drang, der, ewig wach und unbesiegbar, nur Eines ersehnt und nichts anderes dafür eintauschen will? Dieser Drang verleiht ja der Seele auch Kraft und Schwung, und nur er ist es, der in den auserwählten, unter einem glücklichen Stern geborenen Kindern der Schöpfung alles Große, Weltverschönernde und Bewundernswerthe vollbringt.

Auf dem sonst so stillen Schlosse Felsegg im südlichen Tyrol war heute alles in geschäftiger Bewegung, denn es galt die Vorbereitungen zu einem heiteren Feste. Wilhelmine, die ältere Tochter des Grafen Anderach, der, alternd und kränklich, hier von der Welt zurückgezogen lebte, war nach langer Abwesenheit in das elterliche Haus zurückgekehrt, und Frida, die jüngere, sollte heute auch zum ersten Male der weiteren Nachbarschaft vorgestellt werden. Die beiden Mädchen waren Stiefschwestern und kannten sich kaum recht. Als Wilhelminens Mutter vor langen Jahren starb, vertraute der Graf Anderach sein Kind einem Erziehungsinstitute an; als er dann wieder heirathete und ihn der Himmel mit noch einem Töchterchen beschenkte, blieb es dabei. Seine zweite Frau rief ihre Stieftochter nicht nach Hause, und er wollte es nicht gerade fordern. Ernsten, nüchternen Wesens und ohne Bedürfniß nach einem gemüthlichen Verkehr, war er es zufrieden, Wilhelmine, so sehr er sie in seiner Weise liebte, in der Ferne wohlversorgt und fröhlich zu wissen. Ja, selbst als sie schon erwachsen und ihre Erziehung vollendet war, ward sie auf dringendes Bitten einer alleinstehenden Tante, die das Mädchen gern um sich haben wollte, in der Residenz gelassen. Offenbarte sich auch an der Gräfin Anderach die vielberufene Lieblosigkeit der Stiefmutter, oder lag die Schuld an dem Wesen Wilhelminens? genug: die Gräfin überließ bei dem sanftesten weichsten Gemüthe ihre Stieftochter gern anderen Händen, um ihr eigenes Kind desto inniger zu hegen und in dem Verkehr mit Frida auch den Ersatz für ein freudloses eheliches Verhältniß zu suchen. Wenn man die beiden Mädchen in ihrer Eigenart betrachtete, so konnte man auch sagen, daß jedem das rechte Theil geworden. Wilhelmine, lebhaft, voll Heiterkeit und Muthwillen, fand in der bewegten, glänzenden Gesellschaft der Residenz viel mehr, was sie freute, als ihr das stille Vaterhaus hätte bieten können, und den Verkehr mit einer liebenden Mutter, den sie nie gekannt, schien sie nicht zu entbehren; Frida hingegen, ein wundersam stilles, in sich gekehrtes Geschöpf, war so ganz die Natur, in der Einsamkeit, unter dem Segen eines wachenden Mutterauges zu gedeihen und glücklich zu sein. Und wie ward sie von ihrer Mutter geliebt! Vielleicht nur allzuviel, das heißt, nicht immer in der rechten Weise, wenn auch Frida so selbständig und sicher angelegt war, daß an ihr nichts verhätschelt werden konnte. — Kaum zwei Wegstunden von Felsegg, in der Ferne auf einem Hügel sichtbar, lag das stattliche Schloß Wernberg. Dort war ein Baron Leo Sternau Herr, ein junger Mann aus angesehenem Adelsgeschlechte, der eine auffallende Ausnahme von seinen Standesgenossen bildete. Obwohl ihm die stolzeste Carrière offen stand, hatte er den stillen Beruf eines Forschers und Gelehrten gewählt. Nachdem er als Doctor der Philosophie die Universität verlassen, wandte er sich den Naturwissenschaften und, einem alten Drange folgend, besonders der Astronomie zu, so daß durch einige werthvolle Abhandlungen sein Name in wissenschaftlichen Kreisen schon zu den bekannten zählte. Einstens, da noch seine Eltern auf Schloß Wernberg lebten, der Gespiele Frida's, war er vor Kurzem, seine Studien beschließend, als Mann auf sein Erbgut zurückgekehrt, um nun in stiller Sammlung zu arbeiten; er hatte sich zu diesem Zwecke auch schon, reich bemittelt wie er war, auf seinem Schlosse eine Sternwarte erbauen lassen. Bei der warmen Freundschaft, welche von Alters her zwischen den Häusern Anderach und Sternau bestand, war es nur natürlich, daß auch Leo gute Nachbarschaft hielt und nicht selten auf Schloß Felsegg zu Besuche erschien. Das ist ein Mann für dein Kind! dachte immer die Gräfin Anderach, wenn sie den schönen hochgewachsenen jungen Mann sah, dessen mehr stilles, weltabgewandtes Wesen sich in wunderbarer Uebereinstimmung mit den Neigungen Frida's entfaltet hatte. Und die Gräfin dachte auch oft laut und lispelte dem Mädchen Worte in's Ohr, die recht trafen und zündeten, weil hier dem Wunsche der Mutter so sehr die stille Regung der Tochter entgegenkam. Was so eine liebende, von ihrem Kinde entzückte Mutter in stillen Stunden nicht alles plaudert! Da wird in unerschöpflichen Entwürfen die ganze Zukunft des gehätschelten Lieblings bis in's Kleinste ausgemalt. Ist das nicht unvorsichtig, nicht vermessen? Gewiß, gewiß! aber klug bedachtsam sind ja nur wenige Frauen, und wer möchte mit Einer rechten, wenn

sie in einem schönen, innigen Gefühle ganz aufgeht? — Frida hörte ihrer Mutter gern zu, ohne ihr je ein Wort zu erwidern. Sie sagte nicht Ja, sie jubelte nicht, sie dankte nicht; aber eine tiefe, heilige Neigung keimte leise in ihrem Herzen. Wenn Sternau herüberkam, da war sie nicht lauter und lebhafter als sonst; aber ihr Gefühl für ihn beherrschte sie im Innersten bald so sehr, daß sie alle seine Neigungen und Gewohnheiten annahm. Diese Unterordnung, dieses Aufgeben des Weibes mit all ihrem Wollen und Thun in der Art des Mannes ist ja die rührendste Offenbarung der Liebe. Sternau machte oft Sammlungen von Mineralien; sie wußte darüber fast so gut Bescheid wie er; er trieb eifrig Astronomie; wer möchte es glauben, daß Frida ganz schwierige Aufgaben dem geübtesten Rechner zu Trotz löste? Oft genug brachte er ihr auch die Ansätze von Problemen, und sie führte ihm die Rechnung mit so gewissenhafter Richtigkeit aus, daß er scherzend sagte, er könne sich auf sie besser verlassen als auf sich selbst. Frida gefiel ihm; er kam, ganz erstaunt und gefangen genommen durch ihr Verständniß für seine Arbeiten, immer öfter nach Felsegg, aber er dachte an nichts weiter. Vielleicht hatte er ihr schon in der Kindheit zu nahe gestanden, und ihr gegenseitiges vertrauliches Verhältniß war zu natürlich und selbstverständlich, als daß er sich hätte Fragen über die Zukunft vorlegen sollen. Aber es galt ja auch keine Eile. Leo stand kaum im vierundzwanzigsten Jahre, und Frida war noch ein halbes Kind. So viel war gewiß: die Gräfin Anderach stützte ihre stillen Pläne und Hoffnungen auf die besten Voraussetzungen; ja, selbst daß die beiden Familien inmitten eines streng katholischen Landes protestantisch waren, erschien als ein Grund mehr für die Verbindung der Kinder, und so mußte sich ja endlich von selbst entfalten, worauf alles hinwies. Frida's Vater, durch sein ganzes Wesen wenig geartet, an all den Träumen der Mutter Theil zu nehmen, ward bis dahin nicht in das Vertrauen gezogen, und das brauchte es ja auch nicht, da man gewiß sein konnte, er werde einem Freier wie Sternau nimmermehr die Hand seiner Tochter versagen. — So standen die Dinge im Hause Anderach, als ein neues Familienglied für die Dauer heimkehrte. Wilhelminens Tante war gestorben; da blieb denn keine andere Wahl als das Mädchen in's Haus zu nehmen. Die Gräfin hatte ihre Ankunft mit einem ordentlichen Bangen erwartet, während Frida ihre Schwester mit einer gewissen neugierigen Freude empfing. Und siehe, Wilhelmine stellte sich gleich in den ersten Tagen als ein allerliebstes Geschöpf dar. Munter und gewandt, wie sie war, fand sie sich im elterlichen Hause gleich zurecht und überhäufte Vater, Mutter und Schwester mit Liebesbezeugungen. War sie dabei ein bischen allzu laut und blitzte manchmal ein etwas heftiger Zug durch, so stand ihr auch das nicht schlecht, da sie sich immer mit einer gewissen unbefangenen Offenheit gab. Um sechs Jahre älter als Frida, durfte sie sich zudem ihrer Schwester ein wenig überlegen fühlen.

Schon war die Stunde nahe, wo die erwarteten Gäste auf Schloß Felsegg eintreffen sollten, und die Dienerschaft eilte immer lebhafter umher, denn man war hier an solche Ereignisse nicht gewohnt. Nur die beiden Töchter des Hauses, welchen zu Ehren all die festlichen Zurüstungen stattfanden, erwarteten die Freuden des Tages ruhig genug: Wilhelmine, weil ihr dergleichen längst nicht mehr neu war, und Frida, weil sie dergleichen nicht erregen konnte.

„Aber — das ist mir nicht recht!“ rief Wilhelmine ihrer Schwester entgegen, welche jetzt zu ihr in's Zimmer getreten war; und sie betrachtete Frida wiederholt vom Kopf bis zum Fuße. „Freilich, ein schönes Mägdlein bleibst du immer; aber heute hättest du dich doch ein bischen mehr herausputzen sollen.“

Frida, mit einem leichten hellbraunen Kleide angethan, das sie bis an den Hals eng umschloß, das lichtbraune Haar schlicht gescheitelt und rückwärts in zwei vollen Zöpfen niederhangend, sah allerdings recht unmodisch und kindlich aus, im auffallenden Widerspiel zu Wilhelminen, die ihr rabenschwarzes, üppiges Haar auf das kunstvollste verschlungen trug und, in rauschende Seide von brennend rother Farbe gehüllt, die reichste Eleganz entfaltete. Auch sonst waren ja die beiden Mädchen in ihrer Erscheinung der größte Gegensatz. Frida, schlank und ziemlich hoch aufgeschossen, mit ruhig abgemessenen Bewegungen und sanften braunen Augen in dem edel gebildeten, aber noch etwas unfertigen Gesichte; Wilhelmine dagegen mehr klein und rundlich, von leichter, rasch dahinschwebender Grazie, das blitzende Auge schwarz wie das Haar und die Züge, ohne eigentlich schön zu sein, von bezaubernd lebhaftem Ausdruck.

„Weißt du was?“ sagte jetzt Wilhelmine, indem sie mit dem Anstecken einer prachtvollen Busennadel ihre Toilette vollendete und sich dann wieder zur schweigenden Frida wandte, „ich bin nicht ungeschickt und wir haben noch Zeit: laß mich dir dein Köpfchen ein wenig nach meinem Geschmacke zurecht machen.“ Dabei ergriff sie einen Kamm und wollte daran gehen, die Haarflechten der Schwester aufzulösen.

„Laß! laß!“ wehrte Frida ab und trat etwas zurück.

Wilhelmine stampfte unwillig mit dem Fuße auf. „Kannst du nicht folgsam sein?“ — Aber im nächsten Augenblicke lächelte sie schon wieder. „Sei s!“ verbesserte sie sich, den Kamm weglegend, „am Ende bist du doch so am hübschesten und vielleicht weißt du das auch.“ Und indem sie sie küßte, brach sie davon mit den Worten ab: „Ich bin neugierig, was wir für Nachbarschaft haben und hoffe, man wird sich bei dir über die bedeutsamsten Erscheinungen Auskünfte holen können.“

Bald darauf hatten sich die Schwestern wieder getrennt.

Es war im August; ein lichter, sonnenglühender Himmel spannte sich über die herrliche Landschaft. Frida schritt jetzt über die Terrasse des mäßig erhöht gelegenen Schlosses durch den davor ausgebreiteten Park auf eine offene kleine Rotonde zu, die, von zierlichen Säulen getragen, hart am Rande des hier mit einem jähen Buge steil abfallenden Bergesbanges errichtet war. Hier pflegte sie gern, lesend oder sonst beschäftigt, lange Stunden zu verbringen; welchen Ausblick genoß man auch von hier in dem weiten Umkreis! Schloß Felsegg stand gerade an der Vereinigung eines kleinen Nebenthals, das sich von Osten herzog, mit dem nach Süden gerichteten Hauptthale, und man hatte da rechts und links die verschiedenste Pflanzenwelt, gleichsam die Bilder zweier Himmelsstriche vor sich. Gegen Osten zu lag schneebedecktes Hochgebirg mit Felsgeröll und finsteren Tannenwäldern darunter; nach Süden aber öffnete sich, breiter und breiter, eine liebliche fruchtbare Niederung, die reiche Weinpflanzungen, Feigenbäume und hie und da schlank aufragende Cypressen bedeckten. Die Grundstücke der Herrschaft Felsegg erstreckten sich nach beiden Seiten und umfaßten einen eben so schönen als nutzbringenden Flecken Landes. — Nicht lange war Frida in die Rotonde getreten, mit dem Blick die Ferne durchschweifend, als Baron Sternau den ihm wohlbekannten Seitenpfad, der hier vorbei von unten in kürzester Richtung zum Schlosse führte, auf sie zugeschritten kam.

„Wie lange hab' ich Sie nicht gesehen!“ rief er freudig, da er vor ihr stand, und er streckte ihr die Hand entgegen.

Das Mädchen reichte ihm scheu die ihre, vielleicht noch scheuer, als es sonst in ihrer Art lag. O daß ihr auch die Mutter so viel von Leo vorgesprochen! So oft er nun ein vertraulicheres Wort an sie richtete, bebte sie im Innersten; sie meinte, in zarter Scham erbangend, ein Jeder müsse sie gleich durchschauen und zu sich sagen: die liebt ihn! Und war sie vollends mit ihm allein, so verschloß sie sich doppelt ängstlich. Nur wenn sie über einen bestimmten Gegenstand sprachen, da quoll ihr die Rede leichter vom Munde.

„Ich war in Arbeiten vergraben," setzte Leo fort, „aber nun hab' ich das Schlimmste bewältigt; nun will ich wieder freier aufathmen und mich nicht erst einladen lassen, ehe ich komme." Sternau war, ob auch noch blutjung, eine höchst gewinnende Erscheinung von edelster Haltung. In seinen großen blauen Augen und dem ganzen von blondem Haar eingefaßten milden Gesichte, das erst nur ein ganz kleines Schnurrbärtchen wies, lag etwas wundersam Träumerisches, und vielleicht fehlte ihm, um vollends schön zu sein, nur die Fülle der Gesundheit. Seine Wangen waren leise eingefallen, und das Roth, das sie überzog, erschien nicht als das blühender Jugend.

Im Innersten beklommen, vermochte Frida noch immer kein Wort der Erwiderung zu finden, so daß er nach einer Pause aufs Neue mit einem Lächeln anhob: „Werden Sie mir als getreue Schülerin helfen? Es gibt wieder viel zu thun."

„O gern!" entgegnete Frida, die Sache mit heiligstem Ernst betrachtend, in tiefem, innigem Gefühl; aber dieses Gefühl blieb in ihrem Herzen festgebannt und brach nicht in ihrer Stimme durch, so daß ihre Antwort mehr trocken bestimmt als warm klang.

„Sie sind ja so gut!" sagte Leo. „Ich bin einem neuen Cometen auf der Spur. Wenn ich nun erst den unruhigen Schwärmer, der sich der gemeinen Ordnung nicht fügen will, glücklich gefaßt habe, dann wollen wir uns auch beide freuen — nicht wahr?"

Frida nickte ihm nur zu. Sie war heute ganz unerklärlich bewegt, verschüchterter als je. Da standen sie nun eine Sekunde Aug' in Auge; dann reichte er ihr wieder die Hand. „Ich will noch rasch zu Ihren Eltern empor, ehe sich die Gesellschaft versammelt." Und er enteilte.

Das Mädchen blickte wieder still selig hinaus in die sonnige Landschaft. Der Traum eines tiefen, grenzenlosen Glückes ging durch ihre Seele, eines Glückes, das sie sich selbst nicht zu nennen, sich selbst nicht auszumalen vermochte, das sie aber segnend bis in das Innerste durchfluthete. Und wie sie so, sehnsuchtszitternd und doch im tiefsten gestillt, dastand und ihr in ihrem dämmerhaften, sanft wogenden Gefühl die Gedanken untergingen, da genoß sie die schönsten Augenblicke, welche das Leben zu bringen vermag. — —

Mit der hereinbrechenden Abenddämmerung waren die geladenen Gäste vollzählig auf Schloß Feldegg versammelt. In fröhlichem Geplauder breitete sich die Gesellschaft auf der Terrasse und über die breite Marmortreppe in den anstoßenden Park aus. Es waren lauter adelige angesehene Familien, darunter namentlich manche anmuthige Frauengestalten. Wilhelmine, die Neuangekommene, der ja das Fest zunächst galt, zog natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; sie erweckte auch bald durch ihre bestrickende Erscheinung und die freundliche, ungezwungene Art, mit welcher sie Jedem begegnete, ungetheilte Bewunderung, so daß manches überschwängliche Wort des Lobes, das man sich über sie in der Runde zuflüsterte, bis zu ihr drang. Sie selbst hatte auch mit ihren schönen feurigen Augen rasche Umschau gehalten, wer da sei; nun, sie fand die Männerwelt nicht allzu günstig vertreten. Nur eine Gestalt bannte immer wieder ihren Blick, es war Sternau. Als Wilhelmine im Hin- und Herflattern durch den Schwarm der Versammelten einmal an Frida vorüberkam, lispelte sie ihr die Worte in das Ohr: „Nicht wahr, Baron Sternau kommt oft zu uns?" — Frida nickte bejahend, und Wilhelmine war rasch wieder verschwunden. — Der Graf Auersach, höchlich befriedigt von dem Eindrucke, den seine heimgekehrte Tochter auf die Gesellschaft machte, küßte Wilhelmine im Begegnen wiederholt zärtlich auf die Wange, recht im Contraste zu dem grämlichen Zug, der, durch ein altes schmerzhaftes Fußübel hervorgerufen, unaustilgbar in seinem Gesichte lag. Die Gräfin aber, eine überzarte, wespenhaft schlanke Frau, deren Antlitz noch die Spuren großer Schönheit wies, sah sich nur immer nach Frida um, welche ja in dem lauten Vergnügen fast verloren ging. Jetzt stand das Mädchen in einer Fensternische des nach der Terrasse zu geöffneten Saales, und die Mutter trat zu ihr: „Du freust dich wenig, mein Kind!" sagte sie mit einem liebevollen Blicke. — „Warum nicht? Und was für eine Freude sollte ich denn suchen?" entgegnete Frida. — „Nun, es hat dieses Eine Mal sein müssen, der Vater hat es Wilhelminens wegen durchaus gewollt, aber diese Unterhaltungen sollen nicht zur Regel werden." Die Gräfin küßte Frida auf die Stirn.

Da erscholl von einer Seite der Ruf: Singen! singen! — Es waren mehrere Damen da, die sich einer schönen Stimme rühmen durften, und auch von Wilhelminen war es bekannt geworden, daß sie gern singe. Frida konnte da nicht mit eintreten. Niemand mochte tief innerlich so musikalisch sein, wie sie; Niemand mochte mit solchem Bedürfniß, mit solchem Verständniß die Musik in sich saugen; aber es war seltsam: sie hatte nicht die geringste Gabe, das Gehörte wiederzugeben, und vermochte auch die einfachste Melodie nicht rein zu singen. — Der prächtige, klangvolle Flügel, welcher im Saale stand, ward aufgeschlagen, eine Dame aus der Gesellschaft setzte sich dazu, und bald quollen die Töne eines Präludiums hinaus in's Freie. Dann kam ein Lied, dann wieder eins, und so wechselte, immer von Händeklatschen begleitet, eine Sängerin mit der anderen ab. — Sternau, ziemlich zerstreut, hatte auf diese musikalischen Uebungen nicht viel geachtet und sich, während die Meisten nach dem Saale drängten, allein im Parke umhergetrieben. Als jetzt aber, da er sich gerade der Terrasse näherte, Wilhelmine unter merkbarer Bewegung in der Gesellschaft an das Clavier trat, eilte auch er hinein. Wilhelmine begann nun nach einigen einleitenden Takten ein Lied, das durch seine liebliche Melodie, mehr aber noch durch die silberhelle Stimme und die Kunst der Sängerin den aufrichtigsten Beifallssturm erregte. Leo stand Wilhelminen gegenüber, und als sie beim Singen des Refrains:

„Ach, Keine, Keine fand' ich so,
Die so mich liebt wie du."

von den Noten aufblickte und ihn gewahrte, da blitzte ihr Auge in einem wundersamen Feuer und traf ihn so mächtig, daß er ganz verwirrt wegsah.

Immer wieder drang die Gesellschaft in Wilhelmine, noch etwas zu singen; aber endlich sprang sie, entschieden abbrechend, auf, und mit ihrem Gesange schlossen die Vorträge.

Das Mädchen schlüpfte nun behende nach der Ecke, wohin sich Sternau verlor, und richtete an ihn leichthin die Frage: „Sie treiben nicht Musik, Baron?"

„Nein!" entgegnete er fast zusammenschauernd, da das bestrickende Mädchen, vom Eifer des Singens in hohem Roth aufglühend, plötzlich neben ihm stand.

„Nun ja — ein Gelehrter — Musik zerstreut," fuhr sie, leise lächelnd, fort und ruhte mit ihrem Auge auf ihm.

Vee schwindelte, wie er sich in dieses leuchtende Auge versenkte, und vergebens wollte er wieder in seiner Verwirrung den Blick wegwenden: er ward zaubermächtig nur immer tiefer hineingezogen. „Ja, sie zerstreut," sagte er endlich in einer plötzlichen Geistesanwandlung, „aber wunderbar beseligend, erhebend, und wenn mir die Gabe des Gesanges fehlt, sie könnte ich Ihnen ewig lauschen."

Wilhelmine sah ihm noch einen Moment in's Auge, als nicke ihm ihre Seele zu, und in die schelmische Siegerstreute ihres Blickes mischte sich ein wundersam inniger Ernst. Dann eilte sie rasch weiter und wandte sich weiter den Anderen zu. Sternau aber verharrte den ganzen Abend hindurch in träumerischer Versunkenheit. Frida, die sich freilich, wie mit Absicht, stets zur Seite hielt, sah er nicht, suchte er nicht, mit als er endlich, spät in der Nacht, nach Hause aufbrechen mußte und sie noch immer unsichtbar blieb, vergaß er sie ganz, so daß es Wilhelmine war, die ihm noch zuletzt mit einem anmuthigen Nicken die Hand zum Abschiede reichte.

II.

Seit jenem Abend erschien Sternau öfter denn je auf Schloß Felsegg; aber er kam Wilhelminens wegen. Für Frida hatte er ja jetzt nicht, wie sonst, halbe Tiere, halb Tiere zu bringen, mit der hatte er nicht viel zu reden; denn all seine wissenschaftlichen Arbeiten waren plötzlich bei Seite geschoben und vergessen. Der junge Mann, der noch so wenig in der Welt gelebt und erlebt, erschien durch Wilhelmine mit einem Mal wie verwandelt, und in die Stille seines Innern brach es mit Sturmesgewalt. Das heiter bewegliche, glücklich angelegte Geschöpf, das allen Reiz, den es besaß, in jedem Augenblicke zu offenbaren wußte und noch auch im größten Muthwillen sein mit anmuthig die rechte Grenze einhielt, so daß es zauberisch verlockend und doch mädchenhaft verschlossen vor der Hand, bezaubernd, enthusiasmirte, berauschte ihn. Wilhelmine aber, gleich ihm schon bei ihrer ersten Begegnung gefesselt, glühte nun, da sie ihn so ergriffen sah, auch von Tag zu Tag mehr auf. Da gibt es ja den verrathen Liebesbrand, wo sich Zwei an einander entzünden und für jede Sehnsucht in der Brust des Einen die Befriedigung des Gewährens im Auge des Anderen blitzt. Wie verpelt beschwingt und leuchtend, wie überirrdisch und unerschöpflich in den anregendsten Einfällen war jetzt das liebreizige Mädchen! — Frida, merkend, was da vorging, hielt sich still zur Seite und gewann es über sich, auch nicht das Geringste von der Bewegung ihres Innern zu verrathen. Still und schweigsam war sie ja immer, und hatte sich Vee schon früher über sie keine besonderen Gedanken gemacht, so fehlte ihm jetzt, da er nur Wilhelmine sah, noch mehr das Auge für die tiefgehenden Regungen ihres Herzens. So kam es, daß er noch ganz unbefangen mit Frida verkehren konnte, als seine Liebe für Wilhelmine schon offenkundig ward und Jeder im Schlosse voraussah, daß es da nächstens ein Brautpaar geben müsse.

Die Gräfin, eine leicht vergaßte, auch mehr nach innen gekehrte Natur, übersichtig und vertraut von all dem, was sich da unter ihr Dächern und Erwarten so rasch entwickelte, sah sich dem rauh der Dinge maßlos gegenüber, und sie durfte zu Wilhelminen ihr Glück gar nicht mißgönnen und es ihr etwa vereiteln wollen. Aber welchen Schmerz, litt sie um ihr geliebtes Kind! So war ihr jeder Besuch Sternau's zur stillen Marter, denn sie zitterte bei jedem neuen Angst, daß nun die letzte Entscheidung gekommen und sie Frida alles verloren sei. Und diese Entscheidung blieb auch nicht lange aus.

Eines Tages trat der Graf Anbrach mit der freudigen Botschaft zu seiner Frau in's Zimmer, daß Sternau soeben um Wilhelmine angehalten habe. „Es freut mich herzlich," fügte er mit einer gewissen Genugthuung bei, „es freut mich vor allen Wilhelmine wegen, und es ist auch recht, daß unsere ältere Tochter zuerst heirathet." — Was dieses Ereigniß für sein zweites Kind war, waren halte er keine Ahnung.

Bald darauf suchte die Gräfin Frida auf. Da sie ihrem Kinde unter Thränen um den Hals fiel, wußte das Mädchen alles. „Mein Kind! mein Kind!" jammerte die gute Frau. „Was ist alle unsere Heimlichkeit! O, daß uns das geschehen mußte!"

Frida hatte wiederholt leise geweint, und da sie sich jetzt den Armen ihrer Mutter entwand, war ihr Auge feucht. Aber sie sagte: „Was ist denn geschehen? Klage doch nicht, Mutter!"

„Du reich! um reich!" rief die Gräfin, noch immer fassungslos.

Es war etwas wie verletzter Stolz, was sich jetzt in dem kaum entfalteten Mädchen regte, und sie entgegnete: „Das sollst du nicht! Wie ist, ich müßte mich der Klage schämen." — Das war das eine Gefühl, das einen Augenblick in ihr aufwallte; aber so innig sie an ihrer Mutter hing: ihre tiefste Empfindung vermochte sie selbst ihr nicht zu enthüllen, um im innersten Grunde des Herzens war es ihr zum Sterben bang. Da sah sie ein verlorenes Glück, das ihr nichts mehr erlegen konnte und auf das sie doch eigentlich gar kein Recht hatte; da sah sie sich arm, verlassen, in namenlose Trauer gestürzt, und fand doch Niemand, den sie vor Gericht ziehen konnte.

Unter gar verschiedenen Empfindungen floß den Schloßbewohnern von Felsegg die nächste Zeit dahin. Hier ein glückliches Liebespaar voll von Jubel um Zukunftsträumen, dort die Mutter, welche die Vorbereitungen für die von allen Seiten begünstigte Verbindung wie eine still Verzweifelnde betrieb, und daneben ein im tiefsten getroffenes edles junges Geschöpf, das trotz allem Leide mit seiner Miene gute und gefaßt und verschlossen das Verhängniß über sich ergehen ließ. Aber Eines setzte die Gräfin gegen ihren Gemahl doch durch, da es ja auch die beiden Liebenden wünschten: die Vermählung des Paares sollte ohne allen Prunk in der größten Stille auf Schloß Felsegg stattfinden.

Der festgesetzte Tag kam heran. Wilhelmine, im weißen Hochzeitskleide, den Myrthenkranz auf dem Haupte, von welchem der lange Schleier bis zum Boden niederwallte, sah herrlich aus. „Nun, gefalle ich Euch?" sagte sie leise zur Mutter und zu Frida, die, um sie in vollendeter Toilette zu sehen, zu ihr ins Zimmer getreten waren.

Die Mutter lächelte nur mit einer gewissen Wehmuth über das glückliche Mädchen, dem sie ja doch nicht grollen konnte, und Frida, auch ein sanftes Lächeln um den Mund, mußte ihr theilnehmend Beifall zu.

„Ist es wahr, daß ein auch die glücklichsten Bräute am Hochzeitstage weinen?" fuhr Wilhelmine fort. „Weiß Gott, so bekommen mir zu Muthe ist, ich fühl' es doch, tiefes Bangen könnte sich bei mir viel eher in einen herzhaften Jubeltrat als in Thränen lösen."

Die Mutter, allzu mächtig bewegt, eilte hinaus, nur die beiden Schwestern blieben allein.

Wilhelmine überkam jetzt eine eigene Rührung. Schon manchmal war es ihr rauh von Sinn gegangen, daß Frida an Vee mit einer stillen Neigung hänge, nur in diesem

Augenblicke erfaßte sie den Gedanke plötzlich mit doppelter Macht. Ja, sie erlebte dabei, wie in der unklaren Angst ein Unrecht zu begehen. „Du liebe“ sagte sie, unwillkürlich immer ernster und bewegter, indem sie Fritza bei den Händen faßte, „sie werden mich bald abholen und ich kann dann vielleicht nicht mehr so allein mit ein sprechen: bitte, bleibe mir immer eine gute Schwester! Du bist ja so ein herrliches, einziges Kind und ich habe doch so gern.“

Die beiden Schwestern hielten sich umschlungen. Fritza weinte leise auf; dann wandte sie sich leer und verließ das Zimmer.

Bald nachher stand sie hinter dem Brautpaar am Altar. Sie regte sich nicht, sie verriet mit keinem Zuge, was in ihr verging. Aber als der Priester die Hände der Verlobten ineinander schlang und das Band auf ewig knüpfte, da schien sie unwillkürlich das Auge wie vor der ganzen Welt, die nun für sie tot war.

Die Neuvermählten warfen sich rasch in Reisekleider und erschienen dann wieder, um Abschied zu nehmen. Sie wollten eine mehrwöchentliche Reise nach Italien machen und dann nach Schloß Wernberg heimkehren. Sie dankte überströmend seinen Schwiegereltern, dann wandte er sich zu Fritza: „Rede wohl!“ sagte er, und da sie bei diesen Worte ganz fremde zusammenfuhr, fügte er hinzu: „Wir dürfen uns jetzt sehen, ja, wir müssen uns jetzt „du“ sagen.“ Dabei streckte er ihr die Hand hin.

Sie reichte ihm die ihre, ohne ein Wort erwidern zu können, ganz leblos, so daß sie einen Augenblick besorgt aufschaute. Aber Wilhelmine umschlang liebevoll ihren Gemahl und zog ihn mit sich fort.

In der nächsten Stunde hatte das junge Ehepaar Schloß Felseck schon weit im Rücken. — Fritza stand allein in der Rotunde und schaute bald das Thal entlang, das südlich nach Italien führte, bald gegen Schloß Wernberg, von wo die kleine metallne Kuppel der Sternwarte im Sonnenschein rötlich herüber glänzte. Welche Gefühle gegen durch ihre Seele! Wirr sie noch überwinden? und war ihr mit dem, was sie jetzt verlor, noch nur ein Märchentraum zerflossen, dem noch neues Hoffen und neues Glück folgen konnte?

III.

Zwei Monate waren vergangen, und schon grünte nur büßte wieder der Lenz, als das junge Paar nach einem seligen Flug durch Italien auf Schloß Wernberg einzog. Sternau war alles wie ein Traum, wenn er nach der Zeit zurückdachte, wo er hier allein zwischen seinen Büchern und Arbeiten gehaust. Jetzt umblühte ihn ein theures, schönes Weib, das ihn mit Liebesmacht überhäufte und gar nicht dazu kommen ließ, sich einsam einzuspinnen. Dabei war ja auch im langen Hausstande die Fülle zu thun. Das Schloß bereitete für die neuen Verhältnisse manche Aenderung und der Park, der so einsam, strengere Sorge und Pflege. Jetzt sollte sich ja das so lang vereinsamte Wernberg leben lassen dürfen und wieder so manchen Gast zu freudigen Geschlechtsfest in seinen Mauern aufnehmen. Da gab es also für das glückliche Paar halt vieles bald jenes zu planen und zu berathen. Nur wie oft wußte Wilhelmine einen kleinen Schritt in Scene zu setzen, der in viele Nebentage heitere Bewegung und Abwechslung brachte! — Allermeist freilich mußte es auf Schloß Wernberg nebenmittig wieder zu einem einfacheren, einförmigeren Leben kommen. Wo nahm seine wissenschaftlichen Forschungen auf, die ihn viele Stunden des Tages festhielten, auf einen lebhaften geselligen Verkehr auch für abgelebenen Tage Wernbergs gar nicht zu, so mußte sich es auch Wilhelmine in der Stille und Einsamkeit gefallen lassen, wenngleich sie gewohnt war, immer recht viele Menschen um sich zu sehen. Dafür konnte sie nun eine Menge kleinerer Liebhabereien, die sie sich als Mädchen hatte versagen müssen, in ausgedehnter Breite betreiben. Auch entwickelte sich in ihr bald eine wahre Naturschwärmerei, als hätte ihr lebhaftes kurzes Wesen irgend etwas bedurft, was sie zu Bewegung setzte. Die Natur war ja das neue Schöne in ihren veränderten äußeren Verhältnissen; da durchstreifte sie nun die herrliche Landschaft nach allen Richtungen und machte gern lange Ritte. Nee konnte nicht, ihr die prächtigen Pferde in den Stall zu stellen, und begleitete sie auch, trotz seiner geringen Neigung zu solchen Vergnügungen, oft genug selbst, weil er wußte, wie sehr sie das immer glücklich machte.

Schloß Felseck hatte das junge Ehepaar natürlich gleich nach der Rückkehr von der Reise aufgesucht, aber es war dort nicht viel Erfreuliches. Das Uebel der alten Anverwandt hatte sich in den letzten Wochen so arg verschlimmert, daß er sich nur schwer mehr bewegen konnte, und auch die Gräfin mußte ernstlich leidend sein, denn ihr Gesicht war erschreckend bleich und eingesunken. Fritza bingegen, die freilich keine Spur von Verärgerung zeigte und die Angekommenen mit einem fremdlich sanften Lächeln empfing, erschien in ihrer stillen, verschlossenen Weise noch auch als ein schlechtes Echo für die entzückten Herzen der Liebenden.

Es verging auch eine ziemlich lange Zeit, ehe die Bewohner von Felseck auf Wernberg zum Gegenbesuche einsprachen. Aber endlich mußte ja doch das junge Paar in seiner Häuslichkeit gesehen sein, und so machten sich denn, da Anverwandt einen Tages weniger Schmerzen litt, Vater, Mutter und Tochter nach Wernberg auf. Fritza war seit ihrer Kindheit, da Sternau's Eltern noch lebten und sie mit den ihren öfter zu Besuche kam, nicht wieder in Wernberg gewesen. Zwar hatte sie Nee nach vollendetem Bau seiner Sternwarte wiederholt mit der Mutter zur Besichtigung eingeladen, aber der Besuch war immer wieder durch irgend ein kleines Hinderniß vereitelt worden. Inzwischen hatte ihr Nee blos vieles oder jenes der beweglichen Instrumente nach Felseck gebracht und erklärt. Nun, heute endlich sollte sie zu ihm, und das Schloß wieder in seinem Innern sehen, das sie so lange nur aus der Ferne mit ihren Blicken gestreift.

Der Graf Anverwandt war von dem Ritte Wernbergs, das, seit er es zum letzten Male gesehen, so vortheilhafte Veränderungen erfuhr, auf das freudigste überrascht, die Gräfin aber überschaute wohlmuthsvoll das schöne Heim des jungen Paares. Wilhelmine, selig und voll beglückenter Anmuth, machte die Altherrin und wies ihr geschäftigen Eifer auf Alles, was den Besuchern neu war. Als aber die Gesellschaft die lange Flucht von Zimmern durchschritten hatte und in den Schloßsaal trat, da sagte Nee zu Fritza: „Komm, jetzt will ich dir etwas zeigen, was nur für dich ist! Wir gehen auf die Sternwarte.“

Fritza bebte im Innersten. Sein „Du“ überraschte immer wieder ihr Gefühl, und sie wagte es doch kaum zurückzuweisen, weil sie damit viel mehr zu sagen meinte, als sie durfte.

Die Beiden trennten sich von den Andern und schritten durch den langen Corridor zum Aufgang nach der Sternwarte zu. Jetzt zum ersten Mal fiel es ihm auf, daß Wilhelmine noch gar nicht da oben war. Sie hatte zwar, als sie mit ihm, das Schloß in allen Theilen naturkundete, die dorther gekommen war, oben die Thüre geöffnet, aber sie schlug sie, da sie die Stufe, enge Treppe vor sich sah, rasch

wieder mit den Worten an: „In dein Heiligthum mag ich mich nicht hinauf!“ Nun, das war ihr zu verzeihen, nur da jetzt Vee mit Frika hinauf wollte, fand er es selbst, daß man eigentlich einer Frau nicht zumuthen konnte, da empor zu klettern.

„Ich Acht!“ rief er ihr zu. „Ich hätte daran nur reiche die die Hand.“

Aber Frika lehnte seine Hülfe ab. „Es geht ja leicht,“ entgegnete sie und schritt ihm, das Haupt unter die niedere Decke der Stufe bückend, sicheren Trittes nach.

Oben gelangten sie in einen weiten Raum, den in der Mitte eine riesenhaft mittelmäßig gebaute Kugel überdeckte. Zwei Treppenleiter, die sich auf einander kontrapunktisch aus der Tiefe erhoben, trugen die zwei mächtigen Hauptinstrumente; ringsum war eine Menge kleinerer aufgestellt. In einer Ecke neben dem Arbeitstische Vee's befand sich eine große Pendeluhr, die mit lautem Ticktack die abkürzende Zeit verkürzte.

„Nun, wie gefällt es dir hier?“ sagte Sternau, sie unbefangen und ihr Dasein und Jenes zeigend. „Hier leb' und web' ich ein gut Theil meiner Zeit. Du kannst ja jetzt auch, so oft du willst, herauf kommen, und wir können Manches zusammen arbeiten.“

Das läßt sich schwer thun; ich bin zu Hause festgehalten“, entgegnete Frika mit unlustem Gesichte.

„Wie bin ich auch thöricht!“ verbesserte sich Vee. „Je geht es Einem, wenn man in eine Sache vernarrt ist! Sie lachten und so am Ende auch nur sie.“

Sie sah ihn einen Augenblick an und sprang dann rasch mit ihrem Blicke ab.

Jetzt öffnete er eine kleine Thüre unter dem Dache und sagte: „Sieh nur, was ich von da für einen Ausblick habe!“

Frika that an das Fenster. Wahrhaftig, es war die herrlichste Gebirgslandschaft, die sich ihrem Auge entrollte.

„Da darf mich doch Wilhelmine nicht schelten“, fuhr er fort, „wenn ich an dem, was ich sehen von hier genieße, mein Genügen finde und nicht danach verlange, Berge und Thäler zu durchstreifen.“

Sie wandten sich wieder hinab. Der erste Tritt auf die leiterartige Stiege war der schwierigste. Vee sprang herbei und faßte Frika unter den Arm, sie aber, seiner raschen Berührung nicht gewärtig, faßte zusammen und drückte unwillkürlich den Arm fest an sich.

„So ist ja, als ob du mir heiß wärst,“ sagte er lächelnd, aber von ihrem Wesen doch etwas betreten.

Frika eilte rasch die Stufe hinab, um die Anderen aufzusuchen, während ihr Vee langsamen Schrittes nachdenklich folgte.

Seit jenem ersten Besuche kamen die Bewohner von Arlegga nur selten nach Berneberg. Der alte Graf, nun fast völlig blind, war an seinen Sorgenstuhl gefesselt, und die Gräfin, augenscheinlich von einer rasch fortschreitenden, verzehrenden Krankheit ergriffen, verließ ihre Umgebung in die größte Angst. Da mochte auch Frika nicht das Haus verlassen, und ihr Neben ward immer stiller und bänger. Und jetzt kam der schreckliche Schlag, der den einzigen Menschen, dem sie noch ihr Herz erschließen konnte, von ihrer Seite riß. Die Mutter eilte eines Tages ihrem Vetter nach, schloß für immer das Auge. Frika saß die unter all den schweren Heimsuchungen bang zusammen, aber sie weinte doch nicht nur wenige sich stumm die Thränen aus den Augen. Immer einsamer ward es um sie, immer rauher wies sie das Geschick auf ihr eigenes Selbst; sie wollte sie denn allein bestehen und nur an das denken, was ihre Fassung und Thätigkeit erheischte. Zunächst damit sie die Niedergeschlagenheit an die Seite ihres Vaters, der sie, ob sie gleich ehedem nicht sein Liebling war, nun gar nicht von sich lassen wollte. Sein Zustand erhebe seine Gefahr, aber er war reichlich traurig durch die Hülflosigkeit und den Schmerz des Alters. Da saß denn Frika täglich bei ihm und las ihm vor oder spielte mit ihm ein Kartenspiel. Dann sah sie eine Fülle von Geschäften und Correspondenzen, in welchen sie ihm Secretärdienste verrichtete. Da sie auch meist daheim war, wenn irgend ein Beamter kam, um dem Grafen über Dieses oder Jenes Bericht zu erstatten, so übernahmen sie allgemach den ganzen Betrieb der Herrschaft und übernahm selbst die Leitung des inneren Hauswesens. Es war wunderbar, wie das junge Mädchen mit dem zarten, einschmeichelnden Sinn für alle rauhen Pfeiler des Lebens das richtige Verhältniß der nothwendigen realen Dinge verband. Darin konnte sie kein Maß überstreifen, sie war sicher und verlässlich war sie. Nun daß sie alles allzu klein, ängstliche Detail gern übersah und fallen ließ und so auch hier eine gewisse Beschränktheit offenbarte, die sie, mit was sie sich immer beschäftigen mochte, stets gewinnend erscheinen ließ. Anderseits konnte den Schaz, den er in seinem Sinne besaß, erst jetzt erkennen, und Frika spann sich in all die Plänchen, die sie sich selbst anlegt, immer tiefer ein. Sie war nicht traurig, es sei ihr nicht bei, über die ihres, kurzleses Schicksal zu klagen, sie hatte einmal entlastet: welche neue Entsagung konnte ihr das Leben noch auferlegen?

IV.

Drei Jahre waren dahingeflossen. Das Ehepaar Sternau hatte während der Wintermonate gewöhnlich die Stadt aufgesucht, da ja Wilhelmine gern in die Welt ging; Frika aber blieb unablässig an der Seite ihres leidenden Vaters. Sie war jetzt auf sein Bureichen Sinsorame geworden; er wollte ihr, wie er sagte, eine Stellung geben, da er seines Endes gewärtig sein müsse, und er war höchlich zufrieden, daß sie nicht auf's Heirathen dachte, denn er wollte sie mit der selbstischen Rücksichtslosigkeit eines Kranken immer um sich haben. Uebrigens war sie ja durch ihre Güter, die sie jeden Augenblick wieder niederlegen konnte, keineswegs für die Zukunft gebunden. — Der Verkehr zwischen Arlegga und Berneberg war allezeit immer ein ziemlich leier gebliebem. Man unterblieb die besten Beziehungen, aber Frika ging selten hinüber, und das Ehepaar kam nicht zu oft herüber; hier herrschte ja gerüchte, feierliche Stille, nur drei sollte sich fröhliches, hoffnungsreiches Leben entfalten. Wilhelmine lut jetzt auch Frika gar nicht mehr in Verkehr ein. Hatte sie sie zuerst oft recht ausgeschelten, daß sie sich so einsam einspinne, so war sie mit ihren Bemühen allgemach immer stiller geworden, weil sie mit dem feinen Blick der Frau den scheinen Grund von Frika's Haltung erkannte. Was sie längst geahnt, ward ihr bald zur Gewißheit: die Schwester trug eine tiefe Liebe für Vee im Herzen verschlossen. Wenn sich Wilhelmine ehedem, da sie selbst nur glaubte nach diesem erlebnten Glücke strebte, bei diesem Gedanken nicht aufhielt, so bereitete er ihr jetzt manche unruhige Stunde. Vee, wenn gleich er noch oft genug in überschwänglicher Liebe gegen sie ausbrach, war ja auch immer stiller und zerstreuter geworden, und er schien des rechten beglückenden Friedens zu entbehren. Vielleicht ging sie mit tiefer Besinnung zu weit, weil sie bei ihrer raschen, lebhaften Art nicht verharren, daß sich in einer Natur mit den ärgsten Schwung, der leidenschaftlichsten Glut die stille Weise verbinden könne. Nur so war ihr Mann, feurig, enthusiastisch und, wenn entflammt, nur allzu heftig; sonst aber schweigsam in sich

gelebt und träumerisch. Sie dagegen schien in jedem Augenblick ihr ganzes Selbst zu leben, ohne sich je zu erschöpfen. Wenn sie ihn nun oft ungeduldig glaubte, wo er es gar nicht war, so verschlimmerte sie alles noch mehr, indem sie eine eingebildete Ungeduldigkeit mit falschen Mitteln bekämpfte. In der Absicht, Lee aufzuheitern, spornte sie ihn zu Reisen, zu lebhafteren Bünden der Nachbarschaft an, während er ruhig arbeiten wollte, und um weitere ihr eine Freude zu machen, lud er Menschen in's Haus, die er sich sonst nie zu sehen gewünscht hätte. Für sein Ziel, sich als Forscher und Gelehrter seine Stelle zu erstreiten, fehlte ihr das rechte Verständniß, ja sie war darauf in gewissen Dinge eifersüchtig und ließ das auch merken. Sie hatte nicht die Natur, das stille Schaffen des Mannes sanft anzuerkennen zu begleiten; sie war vielmehr darnach geartet, einen Helden zu Thaten zu entflammen. So kam in das gegenseitige Verhältniß der Eheganten eine gewisse Trübung. Er erschien immer fühler, und sie ward immer unruhiger und in ihrer verhaltenen Angst auch immer empfindlicher und reizbarer. O daß ihnen der Himmel einen Kindesengel gebracht hätte, um sie, wenn sie schon manches in ihrem Wesen sich trennen wollte, doch in der Liebe zu einem jungen werdenden Leben wieder innig zu vereinen! — Ein Ereigniß, das jetzt rapiden kam, war auch recht verstimmt in seinen Folgen. Sternau hatte sich, von zarter Gesundheit, wie er war, durch eine Nachtwache auf der kalten Sternwarte eine entzündliche Brustkrankheit zugezogen. Kurze Zeit schwebte Lee in der äußersten Gefahr, und alles in Wernberg war in banger Aufregung. In vielen Tagen traf jeden Morgen und Abend ein Bote von Feldegg ein: es hieß, Graf Ancrach lasse sich nach dem Befinden des Kranken erkundigen; aber Wilhelmine wußte, daß Frida die Abenteurin war, die sie mit zitternder Unruhe die Ankunft erharrte. Da sich Lee's Zustand besserte, fragte er sie oft mit einer leichen Scheinheit nach Frida, daß Wilhelmine endlich nichts anderes übrig blieb, als den Mädchen zu schreiben, sie möge doch herüberkommen. Nur als sie erschien, war er ganz heiter und plauderte ihr Dutzes mit Jenes vor und scherzte, daß er fast ein Märtyrer der Wissenschaft geworden wäre. Beim Abschiede mußte sie dann versprechen, ja recht bald wieder zu kommen. Nur sie hielt Wort und ihre Gegenwart that ihm immer wundersam wohl, während Wilhelmine bei aller überströmenden Liebe durch eine gewisse zuckende Unruhe und Reizbarkeit schlecht zur Krankenpflegerin taugte. Nach seiner Genesung geschah es zum ersten Mal, daß er gegen seine Frau ein mißmuthiges, erregtes Wort nicht zurückhalten konnte. Wilhelmine trang nämlich unter dem Eindruck des ausgestandenen Schreckens in ihn, er möge sich doch ja nicht mehr der Gefahr so aussetzen und des Nachts auf die Sternwarte klettern. Das war nun freilich liebende Sorge, aber er sah darin auch zugleich eine solche Nichtachtung seines ernsten Lebensberufes, daß er, sich ereifernd, in den Vorwurf ausbrach: „Ich beklag es lebhaft, daß du meinen Arbeiten nicht mehr Wichtigkeit beilegen kannst: ich beklag es auch nun noch, denn ich muß dir je wehe thun, wie gern ich dir's erspare." — Der dem Allen ward der Frau unaussprichlich bang zu Muthe. Ohne daß sie traute einen ernsten Grund für ihre Besorgniß hatte, war es ihr doch, als läge etwas Drauentes in der Luft, das, sie immer enger umschließend, in immer bestimmterer Gestalt anwuchse. In ihrem ganzen Wesen schien alles sich und lebhaft, daß sie bei ihrem augenblicklich aufgeregten Gemüthszustand weitere alles verstörert, und bald wollte sie sich gegen ihre ersticken, bald wieder in verzweiflungsvollen Schmerz hinaus ausbrechen. Das lag sie nun auch immer niederdrückender zwischen ihr und Frida. So wenig sie dem Mädchen verwerfen konnte, so verschlossen und zurückhaltend es stets blieb: es war ihr doch wie ein heimlich kauernder böser Geist, dessen bloße Nähe ihr mit Vernichtung drohte, und während sie die hohen Eigenschaften Frida's anerkennen mußte, wandte sie sich in einem unbeschreiben Mißgefühl innerlich von ihr ab.

Jetzt war auf Schloß Wernberg zu längerem Aufenthalt ein Besuch eingetroffen, der einmal, als Ausnahme von so vielen andern, Sternau die herzlichste Freude bereitete. Es war ein junger Graf Helbig, ein Jugendfreund Lee's, der gern der Einladung folgte, einige Sommerwochen auf Wernberg zu verleben. Das brachte nun einige Bewegung in's Haus und auch für Sternau so viel Antrieb zu geselligen Unternehmungen, daß er jetzt hierin besser als je mit Wilhelmine übereinstimmte und sich wieder auf das herzlichste mit ihr zusammenfand.

Graf Helbig, bald nach seiner Ankunft auch auf Feldegg vorgestellt, ward von Frida, da er sie wiederholt sah, mächtig ergriffen. Das konnten aufmerksame Beobachter leicht genug merken; aber er enthüllte sich auch bald selbst offen. „Ach, wen dieses Mädchen liebte!" sagte er einmal zu Lee. „Welche bezaubernde Anmuth, welch' ein unsagbares Etwas in jedem kleinsten Zuge! Dergleichen wiederholt sich nicht, und so still sie erscheint, wenn dieses Herz einmal erglüht, dann glüht es tief und unverlöschlich." — Sternau war ganz einen derselben von diesen Meinen, die, der Bewunderung der Liebenden entfernungen, ihm sich wie eine Enthüllung erscheinen, eine Enthüllung über das Geschöpf, das er so lange kannte und in dessen Nähe er lebte. — Helbigs Gastwirthe thaten nun alles, um ihn recht oft mit Frida zusammenzubringen. Namentlich schien Wilhelmine lebhaft zu wünschen, daß da eine Verbindung zu Stande käme, und wie sie in allem stets den Anstand sah, so wußte sie auch jetzt einen lebhaften Verkehr mit Feldegg einzuleiten. Schon hatte Helbig nach seiner ursprünglichen Absicht längst abreisen sollen, aber stets auf's Neue einladen, verschob er seinen immer wieder seine Abreise von Woche auf Woche. Daß er nur auch bei Frida seinem Ziele näher gekommen wäre! Doch da ward ihm nicht das leiseste ermuthigende Zeichen. Das Mädchen blieb in ihrem Wesen stets freilich, immer gleich kaum zugänglich, immer gleich unnahbar; ja, als sie merkte, was um sie her vorging, wich sie allen Bezeugungen nach Möglichkeit aus. So fehlte dem jungen Manne, den seine Leidenschaft täglich heftiger bedrängte, doch immer wieder der Muth, bei ihr den letzten entscheidenden Schritt zu wagen. Da beichtete denn Lee, Frida aufzuforschen und als Werber für seinen Freund aufzutreten.

Dazu ergab sich bald eine erwünschte Gelegenheit. Den Sternau's war es mit schwerer Mühe wieder einmal möglich, Frida von Feldegg herüberzubeten, um mit ihr und Helbig einen Ausflug nach einem schönen kleinen See zu machen, welcher in der Nähe des Gutes lag und den besonders Wilhelmine gern zu besuchen pflegte. — Sie waren nach Tische aufgebrochen und setzten sich auf einem ziemlich steinigen Gebirgspfad in Bewegung, der keinem Gefährt zugänglich, in einem engen Thale weiterführte. Meist konnten nur Zwei nebeneinander schreiten, und so theilte sich wechselnd die Gesellschaft, indem entweder die beiden Herren mit die beiden Frauen, oder ein Herr mit einer Frau zusammengingen. Schon jetzt, da sich einmal Lee und Frida zusammenfanden, wollte er mit dem, was er auf dem Herzen hatte, beginnen, und er ließ den Anderen einen Vorsprung. Aber er konnte nicht das rechte Wort finden. War es die Nähe der Anderen, oder war es eine innere Beklemmenheit, er brachte nichts heraus

und zog endlich das Nichtigste herbei, um nur ein Schweigen zu brechen, das ihn auch ganz eigen bedrückte. So verstrich Minute um Minute, bis endlich die Anderen herzutraten, ohne daß er mit Frida eine Silbe über Helbig gesprochen hatte. — Nach Durchschreitung einer engen Felsklause standen sie plötzlich am See, der blaugrün und spiegelklar, rings von dunklen Gebirgsriesen umschlossen war.

„Da bin ich die Kundige: mir nach!" sagte Wilhelmine, indem sie den Anderen voranschritt. „Heute ist der rechte Tag für meinen geliebten See; es muß die helle Sommersonne glühen, wenn man ihn heiter genießen will; bei düsterer Herbstbeleuchtung könnte er ein melancholisches Gemüth auf ganz verzweifelte Gedanken bringen." Sie führte nun die Gesellschaft ein gutes Stück weiter zu der einzigen Stelle, wo das Ufer in ziemlicher Breite eben und mit Gras bewachsen war, während sich sonst fast überall die Felsen lothrecht bis in das Wasser niedersenkten. Auf dem freien Wiesengrunde, den sie jetzt erreicht hatten, stand mit dem Rücken gegen das Gebirge eine zierliche Holzhütte, und in der kleinen Bucht, welche hier der See bildete, lag ein Kahn. Beides hatte Wilhelmine für ihre Ausflüge ins Leben gerufen; sie liebte es ja, hier Stunden lang zu weilen und die klare Fluth nach allen Richtungen zu durchschneiden. „Fahren wir?" fragte sie jetzt, die Kette lösend, welche den Kahn am Ufer festhielt. Die Gesellschaft folgte zustimmend ihrer Einladung. Frida und Helbig waren eingestiegen, und wie jetzt auch Leo, ziemlich gedankenverloren, den Fuß auf das Brett setzte, während Wilhelmine noch neben ihm harrte, um als die Letzte rückwärts ihren Platz zu nehmen, da umschlang sie ihn heiß mit dem Ausrufe: „Du Lieber! Wie bin ich doch glücklich!" Leo zuckte unter diesem Ausbruche fast zusammen und hätte sich ihm schon entziehen mögen.

Der Kahn stieß vom Lande, Helbig und Leo ruderten und Wilhelmine führte mit gewandter Hand das Steuer. Die Frau zeigte jetzt eine ganz trunkene, ausgelassene Heiterkeit, die der rechten freien Natürlichkeit entbehrte und etwas Ueberreiztes an sich hatte. Es war, als wollte sie die Last, die in diesen Tagen wie ein Alp auf ihrem Herzen lag, plötzlich abschütteln, es war wie eine gewaltsame Selbstbefreiung ihrer lebensglühenden Natur. Heftig aufwogend in ihrem tiefen Liebesgefühl, das gar nicht fassen konnte, nicht volle Erwiderung zu finden, hätte sie in diesem Augenblicke Leo zurufen mögen: „Was kann denn zwischen uns treten? Du bist mein und mußt es sein, da ich so ganz dir gehöre. So jubeln wir nur gönnen wir keine Secunde der Verstimmung!" Was sie aber, ohne daß sie es vielleicht selbst wußte, im tiefsten Grunde am meisten befeuerte und so jäh emporschnellen ließ, das war die Hoffnung, ihr Gast werde Frida doch zuletzt als Gattin heimführen.

„Es ist doch etwas wunderbar Schönes um Zwei, die einander gefunden, und sie sollen sich festhalten", sagte sie, indem sie, aus dem Gefühl ihres Verhältnisses zu Leo heraussprechend, im Gedanken schnell auf Frida und Helbig überging und dem Mädchen einen bedeutungsvollen Blick zuwarf. Frida merkte diesen Blick nicht, denn sie sah schon seit langem träumend in die Wellenringe der klaren Fluth, die den Kahn zu beiden Seiten begleiteten. Und die Worte Wilhelminens hätten sie nur recht schmerzlich berühren können, wie ja die ganze Weise ihrer Schwester danach angethan war, sie bang an ihre eigene Vereinsamung zu gemahnen. Aber Frida ließ sich doch nicht die Heiterkeit aus dem Antlitz verscheuchen, die heute auch sie wunderbar segnend überkommen, so wenig sie sonst in ihrem Wesen ihre gewöhnliche stille Art verleugnete. O, wer in die Tiefe dieses Herzens geblickt hätte! Frida hatte sich im Entsagen schon so geübt, daß sie die Nähe des geliebten Mannes, der einer Anderen gehörte, nicht mehr verwirrte, nein! daß sie diese Nähe noch als letzten theuern Besitz zu empfinden vermochte. Welcher stille Jubel erfüllte sie, da sie heute allein neben ihm dahinschritt! wie selig war sie, nun mit ihm im Nachen dahinzugleiten! Dieses Gefühl verborgen im Herzen zu tragen, tief innen, wohin Niemand schauen, wo sie Niemand um ihrer Liebe willen anklagen konnte, das war noch der schöne Gehalt ihres Lebens.

„Daß du nur wieder einmal aus deinen vier Wänden herausgekommen! Es muß dir ja doch wohl thun, ein bischen aufzuathmen", drang jetzt Wilhelmine bestimmter in Frida. „Solltest du denn das nicht empfinden? Freilich, da scheinst immer gleich ruhig; aber das Leben will doch sein Recht, und auch du wirst dich nicht verschließen können, wenn es dir ein Geschick bietet, das dich aus deiner öden Einsamkeit entführt." Sie winkte ihr, wie in der Sehnsucht, Alle glücklich und versöhnt zu wissen, liebend, ja fast flehend zu. Wilhelmine ließ sich von ihrer Stimmung, in der sich jetzt Heiterkeit und Wehmuth wundersam mischten, so sehr beherrschen, daß sie fast schon vor Helbig, mit dem sie ja auf das ungezwungenste zu verkehren gewohnt war, die Vermittlerin zwischen ihm und Frida gemacht hätte, und sie nur ein mißbilligender Blick Leo's abhielt, noch weiter zu gehen. Und das war hohe Zeit; denn nun fühlte sich Frida schon etwas unruhig und bedrängt.

Sie landeten jetzt an einer Uferstelle, welche in der jäh abfallenden Felswand eine Art Nische bildete. Der mäßig große Raum, den man hier betreten konnte, war mit Geröll bedeckt, und von oben beugten sich Nadelhölzer nieder, als klammerten sie sich mit ihren bloßliegenden Wurzeln nur schwer am öden Gestein fest. Eine Föhre, die hart am Uferrande stand, hing mit ihrem Stamme fast wagrecht weit über den Wasserspiegel hinein. Wilhelmine hatte hier ringsum mehrere Bänke in den Fels hauen lassen, auf welchen sich nun die Gesellschaft niederließ. Der Ort war von schaurig wilder Schönheit, und gegenüber, dort, von wo sie hergerudert, ragten in den klaren Azur zwei mächtige, sonnenschimmernde Eisgipfel empor. „Ist's da nicht wunderbar?" rief Wilhelmine. „Wenn ich einen großen Entschluß zu fassen hätte, der meine ganze Kraft auf die Probe stellte, ich glaube, hier würde er mir leicht."

„Du schwärmst heute wieder", sagte Leo lächelnd, aber im Innersten von einer fast peinlichen Empfindung ergriffen.

Das seltsam erregte Wesen Wilhelminens, die zuletzt fast immer nur allein gesprochen hatte, wirkte auf Alle immer beklemmender und legte sie in einen gewissen Bann. So war die Gesellschaft, welche nun nach Hause aufbrach, auf dem Heimwege viel stiller, als da sie ausgezogen; ein Jeder schien mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, und auch Wilhelmine wurde immer schweigsamer und nachdenklicher.

Endlich waren sie wieder zu Hause angekommen. Wilhelmine zog sich zurück, um ihre Toilette zu wechseln, und auch der junge Graf verschwand. So sah sich denn Leo plötzlich mit Frida allein in einem offenen Pavillon des Schloßparkes. Da hatte er ja die beste Gelegenheit, auf's Neue zu versuchen, was ihm früher nicht gelingen wollte. Aber seine Stimmung war jetzt keineswegs eine freiere; er fühlte nur immer deutlicher, wie wenig geschickt er für seine gewählte Rolle sei, und daß ihm seine Frau schon halb zuvorgekommen, das machte ihn vollends recht unsicher. Sein Ziel scheu umschleichend, sprach er von Diesem und Jenem, ohne wieder ein entschiedenes Wort hervorbringen zu können. Das dauerte so eine Weile, und da ihn auch Frida's Entgegnungen um keinen Schritt weiter

brachten, wußte er endlich nichts Anderes, als mit der beliebten Frage herauszurücken: „Sie erfüllt Ihr innerer Glaß?“

„Recht gut!“ erwiderte Frida, innerlich etwas betreten, aber mit so ruhiger, fester Stimme, als hätte es eben nur, der Wahrheit zu Ehre zu geben.

„Und weiß du, daß Hedwig nach den letzten Verlobungen täglich abgereist sein sollte, aber doch immer wieder blieb? Was mag ihn da wohl festhalten? Meinst du, diese Freundschaft für mich?“ Er schaute ihr dabei tückisch in das Antlitz, während er doch einen immer beklemmenderen Druck im Herzen fühlte.

Frida antwortete nichts und blickte ernst vor sich nieder. Da sie sah, wie nun Vee aufmahm, was früher schon Wilhelmine berührt, ward es ihr ganz bang zu Mute, und sie hätte alles darum gegeben, die Unterredung schnell abbrechen zu können.

„Es ist nicht genug zu lieben“, hatte Vee von Neuem an, „daß du deinem Vater eine so liebreiche Pflegerin bist; aber du darfst dich nicht anlehnen, darfst nicht das Glück deiner Zukunft preisgeben.“

Da er diese Worte gesprochen, flog ihr Auge, wie von innerer Bewegung getrieben, zu ihm auf, um sich, da er dem seinen begegnete, rasch wieder zu senken.

„Dein Vater kann das selbst nicht wollen, so schwer er sich missen mag,“ fuhr Vee fort, „aber er ist krank und gebrechlich, und so dürfen schon wir an seiner statt ein wachen für dich sorgen.“ Vee wollten die Laute im Munde stecken, denn je länger er mit Vermittler machte, desto natürlicher ward ihm dabei zu Mute; aber er raffte sich jetzt gewaltsam zusammen und sprach, wie unter einem äußeren Zwange, ohne Herzensantrieb, das bekannte Wort: „Mein Freund hegt das tiefste Gefühl für dich, und wenn du je eine Bürgschaft gewünscht bist, so darf ich dafür ein, du wirst an seiner Seite glücklich werden.“

Frida erzitterte im innersten Herzen, aber nach einer kurzen Pause antwortete sie mit fester Stimme: „Ich danke dir! Ueberlaß mich nur meinem Schicksal! Es ist gut so, wie es ist, und ich möchte nichts daran ändern.“

Die Haltung des Mädchens verletzte Vee in die größte Verwirrung. Er wußte nicht, wie ihm geschah, aber sein Herz rechte immer heftiger und rechte ihm alle Fassung zu rauben. Endlich stotterte er: „Du wirst ja doch einmal heirathen?“

„Nie!“ entgegnete Frida.

Er hatte seine klaren Gedanken mehr, aber er sagte mit einem erzwungenen Lächeln: „Halt da denn kein Herz?“

Da ruhte der Blick mit einem unsäglichen Ausdruck auf ihm, in dem die innigste, demüthigste Liebe zur verwunderlichsten Antwort auf seine Frage ward, so daß er, entzückt und zermalmt, wie in einem magischen Banne an ihrem Auge hing. Aber jetzt leuchtete in hellen Flammen auf und umhüllte mit seinen Blicken ihre ganze Erscheinung. Hatte er sie denn je auch so recht anschaut? Wie schön war sie! und wie wunderbar hatte sie sich gerade erst in den letzten Jahren entfaltet! Die innige Bewußtseligkeit, die ihn Inneres so ganz in Anspruch nahmen, war plötzlich verschwunden; die Weite, die sein Auge umnachtet, war zerstoben; zitternd vor Sehnsucht, ganz in trunkenes Schauen gelöst, strebte jetzt seine Seele dem herrlichen Mädchen zu.

Frida hatte in Augenblicken Unsäglichen durchlebt. Was war da mit einem Mal über sie gekommen? Welche Enthüllung lag für sie in dem Worte, der aus Vee's Auge brach! Ihr schwindelte. Sie hätte selig aufjubeln mögen; aber da stand sie ja mit dem Blick in den Himmel, berauscht und ungläubig. Da stand sie, und der Sekunde der Entzückung folgte der unerbittlich mahnende Gedanke: Flieh! Flieh vor dem, was da gegen dich anrennt; denn es bedeutet dich, es ist Sünde und Verderben! — Sie preßte die Hand auf's klopfende Herz und entfloh in eine Allee des Parkes.

Als Hedwig und Vee darauf Wilhelmine zurückkehrte, lauten sie die Beiden, verlegen u. scheu, auf getrennten Pfaden. Frida gewann inzwischen soviel genug ihre Fassung, Vee hingegen vermochte des Sturmes in seinem Innern nicht Herr zu werden und blieb fortwährend so zerstreut und geräuschverlorn, daß Wilhelmine, alles abnend, im Innersten erschrak. — Wie dann, früher als gewöhnlich, Frida nach Hause aufbrach, eilte Wilhelmine auf sie zu und küßte sie wiederholt, schmerzlich suchend nach des Auge thränenblinde, wie im Mitleid für die Schwester und für sich selbst. Eine trostlose Banglichkeit hatte die Frau ergriffen, sie brachte auch heute gar nicht das Wort hervor, das sie doch heute immer Frida beim Scheiden zuzurufen pflegte: Komm recht bald wieder!

V.

Den nächsten Tag weilte Thomas's Gast ab, und in Schloß Wernberg kehrte wieder tiefe Stille ein. Vee durchlebte die Tage wie ein Schlafwandelnder. Er ging den gewohnten Beschäftigungen nach, aber er dachte nichts; er war selig zerstreut und wußte nicht, was er that. Und wenn er sich besann, wenn er sich selbst aus seiner Gedankenträumlichkeit weckte, da umschwebten seine Gedanken jenes wundersame Mädchen, das ihm erst jetzt in ihrem tiefen Wesen und in ihrer Liebe offenbar geworden war. Dabei tauchte nicht Ein Schatten seiner bisherige Stimmung. Er konnte ohne Zucken Wilhelminen die Hand reichen, er lachte mit scherzte in heiterster Laune, sich seiner Ueberlegenheit bewußt. Ja, er fühlte in sich jetzt einen mädchaften, schadenfrohen Aufschwung, der ihm schon lang abging. Arbeiten, die er pernachlässigt und vor Wilhelmine bei Seite geschoben, sog er wieder hervor, und er glaubte für manches, was er sich früher verachtend abgesagt, plötzlich die Neigung gefunden zu haben. Er war wie erlöschtet, aufgerissen in jeder Kraft der Seele, als wollte sie sich des Besitzes, das in ihr lag, frei und leicht entäußern. — Wilhelminen ward bei dem Allen immer unbehaglicher zu Mute. Hatte sie sich nach ihrer ersten Freudenfülle je beschwichtigen betrachtet und hatte sie gehofft, er werde sich ihr liebevoll entschließen, damit sie sich im gegenseitigen offenen Austausch ihrer Gefühle weiterführen und das drohende Unheil bannen könnten, so sah sie sich darin 'tief getäuscht. Vee war gar nicht mehr derselbe. Wenn er manchmal allein im Garten sah und sie von rückwärts in ihm trat, schaute er gedankenverloren mit einem „Ah — du bist's!“ zu ihr auf und schien sich gar nicht recht zu besinnen, wer vor ihm stand. In der Angst ihrer gläubenden Liebe, die sich in ihrem Besitze verwahrt sah, beschleunigte sie absichtlos selbst das feindlich lauernde Verhängnis. „Vee, was ist dir?“ rüttelte sie ihn auf, „du bist nicht wie sonst.“ Da konnte er nur mit zerstreuten Ausflüchten antworten, die sie nicht beruhigten und ihn selbst nur nachtheilig machten. Und manchmal wieder sie; was sie, wie nach langem, schmerzlichen Seelenkampfe, plötzlich auf ihn zu und umarmte ihn leidenschaftlich. Aber diese Glut ließ ihn jetzt kalt und brachte ihm nur immer klarer und beängstender seine Lage zum Bewußtsein. Endlich mied er Wilhelmine so viel er konnte. Wenn er dann Frida im Geiste neben

sie stellte — welch ein Unterschied! Hier blendender, verwirrender Reiz, der, was er auch bieten mochte, sein Bestes doch schon in der Verheißung ausgab, und dort die tiefste, unerschöpflichste Fülle, die sich scheu verbarg und erst vom Auge der Liebe an's Licht gehoben sein wollte. Hätte er im weiten Erdenrund ein Weib finden können, so fähig, wie Frida, ihn zu beglücken? so übereinstimmend mit allen seinen Neigungen? Aber er war einst blind, oder vielleicht nur noch ohne Bewußtsein, wie tief er mit ihr zusammenhing, wie so ganz sie für einander da waren. Dann hatte er sich berücken lassen, dann verlor er sich selbst in rasch entzündeten Gluthen! — Ein tiefer schmerzlicher Riß ging jetzt durch seine Seele. Und da ihn nun Wilhelmine so umdüstert und brütend vor sich sah, brach ihre Qual immer unbesiegbarer zu Tage und offenbarte sich in immer bestimmterer Anklage.

„Leo", sagte sie einmal, „wohin treiben wir? Bin ich dir nichts mehr, und soll denn das Undenkbare möglich sein?"

„Du hast zu wenig Zerstreuung", bog er aus, „du hängst Grillen nach. Glaube nur, daß ich deine Liebe und deinen Werth keinen Augenblick verkenne; aber trage auch meiner Natur Rechnung."

„Sie, sie ist mein Unglück — o ich will sie nicht mehr sehen!" Und sie zuckte heftig auf, während ihr die Thränen in die Augen traten.

Leo war über diese Heftigkeit, die nun auch Frida angriff, im Tiefsten verstimmt. „Wohin verlierst du dich?" verwies er sie ernst. „Da thue ich am besten, nichts zu erwidern." Und damit brach er das Gespräch ab.

Wilhelmine wagte noch nicht, ihn dabei festzuhalten, und so trennten sie sich, ohne sich gegen einander voll auszusprechen, mit der alten Last und ohne Versöhnung.

Die Bewohner von Wernberg verlebten nun eine bange Zeit; Woche um Woche verging, ohne jede Verbindung mit Felsegg. Leo immer qualvoller gehalten und in schwerem Kampfe nach einem Entschlusse ringend, schloß sich nun fast ganz von Wilhelmine ab und blieb — wichtiger Arbeiten wegen, wie er sagte — auch viele Nächte allein auf der Sternwarte; sie dagegen belauerte ihn von Tag zu Tag mit steigender angstvoller Spannung, und da sie gar nicht bestimmt wußte, was vorgefallen, hatte ihre glühend erregte Seele um so freieren Spielraum, sich den folterndsten Einbildungen zu überlassen. Es mußte sich endlich, was sie Beide auf dem Herzen hatten, in einem stürmischen offenen Ausbruch entladen. — Einmal des Nachts, da Wilhelmine wieder, von eifersüchtiger Qual verzehrt, allein auf ihrem Zimmer wachte, raffte sie sich plötzlich mit dem Entschlusse empor, Leo aufzusuchen, und stürzte eilig hinaus. Es war tief in der Nacht und der lange Corridor des Schlosses längst nicht mehr erleuchtet. Aber sie wollte sich doch kein Licht anzünden und mußte sich so im Dunkel mühsam vorwärts tasten gegen den Aufgang zur Sternwarte. Endlich stand sie an der Thüre. Sie öffnete leise; undurchdringliche Finsterniß lag vor ihr, ein kalter Windhauch fuhr ihr von oben schneidend entgegen. Sie wollte da hinauf, ohne die Räumlichkeiten zu kennen, die sie in einer glücklicheren Zeit nie betreten hatte. Sich ängstlich niederbückend, kletterte sie langsam die steile Treppe empor und erreichte glücklich den oberen Raum; aber wohin jetzt? Da sie gerade aus weiter wollte, stieß sie sich an der Kante einer Mauer so heftig, daß sie sich in die Lippen beißen mußte, um einen Schrei zurückzuhalten. Sie wandte sich und gelangte nun in einen größeren freien Raum. Schritt für Schritt mit ausgestreckten Händen langsam vorwärts dringend, sah sie endlich durch die Spalten einer Thüre Licht schimmern. Sie trat hart heran. Aus dem Innern erschollen Tritte. Jetzt ward es still; nur der laute gleichmäßige Schlag der Pendeluhr war vernehmbar, und von Zeit zu Zeit blies ein ächzender Windstoß durch das hohe luftige Gelaß. Mit hochklopfendem Herzen, zitternd und bangend, lauschte Wilhelmine. Da sie sich am Ziele sah, war es ihr plötzlich, als solle sie umkehren; als würde sie sich mit dem letzten Schritte da hinein um alles, alles bringen. Aber jetzt riß sie, die Klinke glücklich erhaschend, rasch die Thüre auf und trat hinein.

Leo, der schreibend an einem Tische gesessen, sprang bei ihrem Anblicke auf und zerknitterte ganz unwillkürlich das Papier, das er unter den Händen gehabt hatte.

„Du hier?" rief er ihr verwirrt entgegen und barg das zum Knäuel zusammengedrückte Blatt in der Tasche.

Seine Bewegung war ihr nicht entgangen und sie sagte, dem Weinen nahe, mit bebender Stimme: „Muß ich nicht? Das kann ja so nicht länger bleiben, Leo!"

Er starrte brütend zu Boden. Sein Weib war gerade eingetreten, da er, nach langem schwerem Kampfe einen Entschluß gefaßt, einen Entschluß, der auch über ihr Geschick entschied und den sie ja erfahren mußte; aber ihr plötzliches unerwartetes Erscheinen hatte ihn doch um alle Fassung gebracht. „Du hast Recht!" entgegnete er nach einer Pause dumpf, in Gedanken verloren, „du hast Recht, das muß [illegible]werden."

„W[illegible] du vorhin so schnell vor mir verbergen?" fragte [illegible] athemlos in der anschwellenden Empfindung ihrer

Leo raffte sich zusammen. „Du magst es wissen" sagte er mit fester Stimme. „Wir sind in eine unglückselige Lage verstrickt und müssen uns endlich daraus um jeden Preis befreien." Er zog das zerknitterte Papier hervor und hielt es ihr hin.

Wilhelmine ergriff und glättete es hastig; dann las sie, sich mit zitterndem Leibe zu dem nahen Lichte neigend:

„Ueber alles geliebte Frida! Du ahnst nicht, was ich durchlebt, seit jenem Augenblick, da ich in die Tiefe Deines Herzens gesehen! Tausend Mal wollte ich zu Dir eilen, aber immer wieder unterließ ich es, weil ich mir sagte: So viel Du da verzweiflungsvoll zu beklagen hast, Dir bleibt kein anderes Heil als Entsagung und Ueberwindung! Aber ich vermag es nicht. Und muß denn auch alles unwiederbringlich verloren sein? Nein! nein! wenn wir es nur selbst nicht verloren geben, wenn wir nur den Muth und die Kraft besitzen, einander über alles hinweg, was ich durch einen unglückseligen Wahn zwischen uns gewälzt, zu fassen und festzuhalten. Ich trenne mich von Wilhelmine —".

So weit hatte Leo geschrieben. Sein Weib mußte immer wieder die Worte zusammensuchen, so flimmerte und schwirrte es ihr vor den Augen, und als sie endlich zu Ende gekommen war, wollte sich ein Schrei der Entrüstung und Verzweiflung ihrer Brust entringen. Aber sie bezwang sich und schloß jetzt, während sie, convulsivisch zuckend, die Hände niederhangen ließ, fest die Augen.

Es entstand eine angstvolle Pause. Wie von der Macht des Augenblickes gebannt, verharrten Beide regungslos einander gegenüber, rings von den astronomischen Instrumenten umgeben, die gar ernst und fremd dastanden, ihre vielgegliederte Gestalt im Schatten an den Wänden wiederholend. Sie waren ja nur für den weltabgekehrten, von aller Leidenschaft losgelösten Geist des Forschers da und taugten schlecht zu Zeugen des Sturmes, der da zwei Herzen ergriffen und jetzt nur einen Augenblick den Athem

anhielt. War noch eine Umkehr möglich? Bereitete sich in dieser Stille Beschwichtigung und Versöhnung, oder sollte aus ihr bald der Sturm mit doppelter Gewalt aufwirbeln? — Sekunde um Sekunde fiel mit dem Pendelschlag der Uhr in das endlose Meer der Zeit. Endlich begann Wilhelmine, wie aus einer Betäubung erwachend, indem sie Leo das Papier vorhielt: „Hast du das im Wahnsinn geschrieben?" Und da er noch immer, düster vor sich hinstarrend, schwieg, fing es wieder heftiger und heftiger in ihr zu toben an und ihr im Tiefsten verwundetes Herz überquoll von zürnender Leidenschaft. „Leo, du hast mich betrogen, verrathen; du hast mich namenlos beleidigt!" Sie rang nach Athem und fuhr dann hochathmend fort: „Also ist es schon so weit? Seid ihr schon so viel wie Eins? O der Stillen, Verschlossenen, die langsam, aber um so sicherer dein Herz umgarnt! Doch seht euch vor! Wenn ich auch sonst nichts mehr über dich vermag, vielleicht bleibt mir doch noch die Macht, als Schatten deinen neuen Himmel zu trüben!"

Aber Leo, statt zerschmettert zu sein, verhärtete sich nur vor diesem Ausbruch ihres Gefühls. Auf das äußerste bedrängt, raffte er sich gewaltsam empor und hätte alles erbarmungslos zertreten mögen, was sich ihm jetzt noch, da er endlich mit sich selbst in's Klare gekommen, in den Weg warf und ihn auf's Neue in Kampf und Zwiespalt verstricken wollte. Er sah jetzt nur Frida vor sich, er brannte in namenloser Sehnsucht nach ihr und hielt es für sein Recht, sich allem zu Trotz zurückzubringen, was er einst so unselig versäumt. „Stürme nur empört auf mich ein!" sagte er mit einem bitter schmerzlichen Zug um den Mund. „Ja, ja, ich schneide dir in's Herz, aber rühre nicht an sie, die hoch erhaben über uns allen steht. Sie trifft nicht die leiseste Schuld, und bin ich in ihrem Banne, so hat ein Weib noch nie so absichtslos, so ganz nur durch den natürlichen Zauber ihres Selbst einen Mann gewonnen. Mit keinem Laut verrieth sie mir je, was ich in einem Augenblicke, den kein liebendes Herz unbewegt ertragen hätte, aus ihrem Wesen las, und ich hatte unbewußt allgemach gelernt, dieses Wesen zu verstehen, das ich einst achtlos von mir stieß. O wie wehe habe ich damals mir selbst gethan! Kennst du sie denn? Daß du sie nur kenntest! Dann wüßtest du ja auch, daß ich sie lieben muß, daß ich ohne sie nicht mehr [illegible]n kann. Wilhelmine" rief er mit erhöhter Stimme, in äußerster Erregung glühend, „wer so gelitten, wie ich in diesen Tagen, der kann nicht ängstlich darauf achten, ob er den Nächsten sanfter oder rauher anfaßt; darum sag' ich dir's frei: vor ihr mußt du weichen! Die Lüge unseres Verhältnisses ist mir schon eine erdrückende Last; so schütt' ich sie ab. Ich kann nicht anders, und bin ich gegen dich hart und grausam, so fluche mir, fluche mir!"

„Nein, ich fluche dir nicht!" entgegnete Wilhelmine, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, „weil Liebe keine Flüche hat; aber so unbesiegbar, so verzehrend diese Liebe in meinen Busen klopft," fuhr sie, wieder stolzer aufflammend, fort, „eher soll mir das Herz zerspringen, ehe ich bettle: dulde mich! verstoße mich nicht! — Thue, was du mußt. Du hast ja recht, kein Band ist unauflöslich und auch ich ertrüge leichter deinen ganzen Verlust, als die Halbheit einer Verbindung, die nur durch dein schmerzliches Opfer weiter bestünde!" Sie riß heftig die Thür der Sternwarte auf. Ein breiter Lichtstrom quoll durch den Vorraum bis zur Treppe, die hinunter führte; Wilhelmine stürzte hinaus und war im Nu unten im Dunkel verschwunden.

Mühselig, am ganzen Körper zitternd, tastete sich die unglückliche Frau in ihr Zimmer zurück. Ihr Herz war zum Zerspringen beschwert. So viel sie gebangt, so viel sie gefürchtet: es war doch zu entsetzlich, zu überraschend, was da über sie gekommen. Diese Klarheit, die ihr nun auf all ihre quälenden Zweifel und Fragen die Antwort gegeben: Der Mann, den du so namenlos liebst und dem du angetraut, verstößt dich! Diese Klarheit hatte sie nimmermehr gesucht. Im tiefsten Innern war ihr ja doch noch bis zum letzten Augenblick die Hoffnung wach geblieben, daß sie Leo's Herz nicht ganz verloren; und nun sollte plötzlich alles, alles dahin sein! — In frischer, vollpulsender Kraft hatte sie einst dagestanden, gemacht, selig zu leben und alles im Kreise selig an's Herz zu drücken und jetzt! — wie war der freudige Lebensstrom in ihren Adern erstarrt! wie erschien ihr die ganze Schöpfung öde und düster! Alles das durch den einen Gedanken, daß er sie nicht mehr liebe! Sie rang aufzuckend nach Athem. Diesen Wandel erträgt sie nicht — o kann ihr denn nichts mehr den geliebten Mann wiedergeben?" Fast reute sie jetzt die heftige Aufwallung, in welcher sie von Leo gegangen; aber was hätte ihr's denn frommen können, in Thränen aufgelöst, demüthig um seine Liebe und Milde zu flehen? Er liebte sie nicht mehr, sein Herz gehörte einer Andern: darin lag ihr Geschick, und daran war nichts zu ändern. Sie selbst kann jetzt nichts mehr von ihm fordern, sie selbst muß sich jetzt von ihm scheiden, und doch — wenn er wieder zu ihr zurückkehrte und sagte: „Ich war verwirrt, fortgerissen; ich wußte nicht, was ich that: verzeihst du mir und kannst du mir noch gut sein?" Wollte sie ihn unversöhnlich von sich weisen? Wollte sie daran verzweifeln, noch glücklich sein zu können? O nein! nein! Vielleicht geht er noch in sich! Vielleicht wirkt die Begegnung, die sie mit ihm gehabt, jetzt in ihm nach, und während sie hier bang die Hände ringt, steht ihr Geist mahnend vor ihm und ruft ihm zu: Rette sie! laß sie nicht untergehen! — Sie lauschte. Kommt er? Nichts! kein Geräusch, nur manchmal saust der Wind mit einem heftigen Stoß um das hohe Bergschloß. Ihre Verzweiflung stieg von Minute zu Minute, und in weichem Schmerze strömten ihr jetzt immer neue Thränen aus den Augen. Doch horch! Waren das nicht Tritte? Sie preßte ihre Hände fest an ihr klopfendes Herz und lauschte wieder. Nichts! nichts! alles still. O daß er käme! daß er hereinträte! Wie flöge sie ihm an's Herz! Ein Weib, das wahrhaft liebt, liebt ja nie mehr, als wenn sie den theuern Mann, den sie schon verloren geglaubt, wieder zu sich zurückkehren sieht. O daß er käme! Sie fühlt es ja in ihrer Trostlosigkeit immer klarer: die Brosamen seiner Liebe wären ihr schon ein Himmelsgeschenk. — Aber gnadenlos verrauscht Stunde um Stunde, und immer hoffnungsloser ringt ihr zu Tod getroffenes Herz. Schon dämmert der Morgen herauf, — sie wacht noch immer allein, fast dem Wahnsinn nahe. Und da schon längst ein neuer Tag angebrochen und sie, ihrer selbst nicht mehr mächtig, nach ihrem Gatten fragt: da erhält sie die Auskunft, er sei soeben nach Feloeag gefahren. So weiß sie ihr Geschick, das nun unwiderruflich entschieden; sie weiß es: alles ist verloren!

VI.

Es war ein milder Octobervormittag. Frida saß mit ihrem Vater in der Rotonde vor dem Schlosse. Der alte, schmerzgeplagte Mann, in einem Rollwagen zusammengekauert, den man hart an das Tischchen der Rotonde geschoben hatte, spielte mit seiner Tochter Karten.

„Ewig schlechte Blätter!" rief er ärgerlich, seine Karten ordnend.

„Aber du gewinnst ja doch heute!“ entgegnete Frida beschwichtigend. Sie wußte, in welche üble Laune ihn jeder Verlust versetzte, und richtete es immer so ein, daß sie sein Unglück mit ihren Fehlern aufwog.

„Ach!“ ächzte er jetzt, die Karten niederlegend, und drückte sich in seinem Schmerze an die Lehne des Wagens fest. „Es geht nicht; auch das kleinste Vergnügen ist mir versagt.“ Nach einer Pause sammelte er sich etwas und sagte: „Die Sternau's lassen sich ja eine Ewigkeit nicht sehen: Was ist denn mit ihnen?“

„Ich weiß nicht,“ gab Frida zurück.

„Da erhebt sich ein kühler Luftzug;“ klagte er wieder. „Ich will hinein!“

Die Bedienten wurden von Frida herbeigerufen und rollten den Grafen in das Schloß.

Sie selbst blieb noch zurück und ordnete die auf dem Tische ausgestreuten Karten und Bücher, als Leo den Fußpfad, den er einst so oft geschritten, eilig gegen die Rotunde emporgestiegen kam.

Frida erbebte bei seinem Anblick. Ihr erster Gedanke war, zu entfliehen, da sie aber merkte, daß auch er sie schon gesehen, zwang sie sich, zu bleiben, und erwartete ihn mit festem Muthe, ihre ganze Kraft zusammenfassend.

Da stand er nun am Geländer der Rotunde, keines Wortes mächtig. Seine Brust wogte vom jähen Gange und vor innerer Erregung, seine Wangen glühten; aber diese Gluth machte seine blasse Stirn und die eingesunkenen Züge seines Gesichts nur um so auffallender, so daß Frida über sein leidendes Aussehen erschrack.

„Frida!“ begann er jetzt mit einem flehenden Blick und zitternder Stimme, „dieser Augenblick ist der inhaltschwerste meines Lebens. Ich wollte dir zuerst schreiben; aber woher hätte ich die Ruhe genommen, eine Antwort von dir abzuwarten! Und es ist besser so: Aug' in Aug' mit dir will ich reden und dich hören und dir gleich jedes Wort besiegen, das du meinem dringenden Herzen entgegen halten wolltest. Gehen wir nicht zu weit in die Vergangenheit zurück — da liegt Verwirrung und Schmerz; knüpfen wir an die Stunde an, wo wir einander gefunden. Frida, ich habe lange gekämpft, um den Sturm meiner Brust zu beschwichtigen und alles zu lassen, wie es ist; aber ich weiß es jetzt: ich kann diese unselige Lage nicht länger ertragen. Entweder ist mir noch ein neues Schicksal beschieden, überreich, zum Himmel entzückend, trotz all meinem Irrsal; oder das Ende ist Verzweiflung und Tod!“

„Ein neues Schicksal! Ich verstehe dich nicht,“ entgegnete Frida, aus ihrer inneren zitternden Erregung wie traumhaft um sich schauend.

„Jetzt erst leb' ich, klar, mit offenen Augen!“ fuhr er glühend fort, „jetzt erst weiß ich, was mir gefehlt, was mich einzig beglücken kann. Und was ist denn verloren? Stehst du nicht vor mir, herrlicher und vollendeter als je? Und sagt mir's nicht mein jubelndes Herz, daß du mich liebst? So braucht uns auch nichts zu trennen, und wir wollen einander selig festhalten.“

„Du hast gewählt!“ sagte Frida fest, und ihr Wort klang wie Strafe und Verdammniß, so himmlisch mild sie fühlte und so bang ihr das eigene Herz blutete.

„Gewählt im Wahnsinn!“ rief Leo außer sich.

„Und hast du schlecht gewählt?“ sagte sie, die Bewegung ihres Herzens niederkämpfend, in gedämpftem Tone.

„Beim Himmel so gewiß schlecht, als es da keine Stufen gibt und nur der Gipfel Beglückung sein kann,“ entgegnete er rasch. „Wie sie immer sei, was gilt sie mir, da du lebst und jeder Pulsschlag meines Herzens nach dir ruft! Frida, laß mich nicht zu ewiger Qual verurtheilt sein! In unserer Religion ist eine Lösung der Ehe nicht zu schwer —“.

Aber sie unterbrach ihn, indem sie verneinend das Haupt schüttelte.

„Du willst nicht? Warum? warum?“ drang er in sie. „Darf ich nicht mehr um dich werben, da ich dir einst so wehe gethan, da du so viel um mich gelitten?“

Sie blickte ihm lang ins Auge, unaussprechlich sanft und innig ohne den leisesten Schatten eines Vorwurfs, aber sie sagte: „Es kann nicht, es darf nicht sein!“

„Willst du mir, willst du dir selbst das Uebermenschliche auferlegen?“ rief er, ohne es noch immer fassen zu können, daß ein Glück, welches so nahe, so zauberisch winkend vor ihm lag, ihm doch verloren sein sollte. „Denkst du nur immer an das, was uns trennen will? An den Zoll schmerzlicher Wehmuth, den wir vielleicht in all unserer Seligkeit dem neidischen Geschick bringen müßten und der Keinem erspart bleibt, was ihm auch geworden sei. Denke doch auch an das, was wir dafür eintauschen, an die tiefe Beschwichtigung in der Vereinigung zweier Herzen, die getrennt verbluten müßten. O bin ich noch werth, von dir geliebt zu sein, so sei mir nur deine Hingebung, die vor keinem Hinderniß erbebt, das Maß deiner Liebe! Wilhelmine weiß schon um alles, und ist sie das Opfer, so kann ihr kein Gott helfen!“

Frida schloß jetzt die Augen, wie um ihre hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten; aber sie weinte im Innern. In kurzen Secunden zog jetzt die ganze Geschichte ihres Lebens an ihr vorüber. An derselben Stelle war es, wo er ihr einst an jenem Festtag so hold begegnet und wo sie ihm heimlich entgegengezittert, ohne daß er das Wort sprach, das sie einander aufgeschlossen hätte. Und jetzt — zu spät! zu spät! Sie dachte nicht wie er, sie mochte nicht mit ihm fliegen, vielmehr fühlte sie sich von seinem Ungestüm, der so durch nichts hemmbar auf sie eindrang, ganz eigen fremd überschauert. Es entstand eine lange Pause. Ein leiser Lufthauch strich durch die Bäume, welche sich mit ihren Zweigen über die Rotonde streckten. Blätter um Blätter fielen zu Boden. — Jetzt raffte sich Frida empor und wie sie sich wieder aus sich selbst herauskehrte und Leo in das Antlitz sah, da stand ihr Entschluß um so unerschütterlicher fest.

Leo hing mit leuchtenden Blicken an ihren Mienen, seine Brust wogte. Er sah den schmerzlichen Ernst, der sich über ihre Züge verbreitete, und nichts Gutes ahnend, stürzte er jetzt in verzweiflungsvollem Ungestüm auf sie zu, indem er zugleich die zitternden Arme nach ihr ausstreckte, um sie zu fassen.

Aber Frida wich zurück und wehrte ihn mit der emporgehobenen Hand ab. „Lassen wir uns nicht verwirren!“ sagte sie ernst und fügte rasch, wie sich verbessernd, sanfter bei: „Du bist allzu rasch, dich beherrscht zu sehr die Minute. Mir ward mehr Zeit als dir, die Nothwendigkeit des Entsagens fassen zu lernen und ich darf mich darin als die Geübtere betrachten. Glaube mir, da ist nichts neu aufzubauen, da gilt es zu tragen, was uns das Geschick verhängt. Ob du noch Wilhelmine beglücken kannst, das weiß ich nicht, aber nimmermehr darfst du um meinetwillen und mit meiner Zustimmung deine Ehe lösen. Hat sie es denn auch um dich verdient? Sie liebt dich ja mit der ganzen Macht ihres Herzens, und unter dem Fluche ihres vernichteten Daseins gäbe es für mich keine ruhige Minute. So kann ich dich nur anflehen: fasse dich und kehre zu ihr zurück! Sie machte eine Pause. Sie sah, wie schmerzlich

Leo bei ihrer Rede zusammenzuckte, und allzu bang stieg ja wieder die Bewegung ihres eigenen Herzens. O die Unglückliche! Das erste Mal, da sie sich gegen ihren Geliebten ergoß, geschah es, um ihm zu sagen, daß sie für einander verloren waren. Nachdem sich ihr Inneres etwas beschwichtigt, fuhr sie sanft und eindringlich fort: „Bedenk es, Leo: welch' ein Gefühl muß es für mich sein, als die Störerin eures Friedens zu erscheinen! O das möchte ich nicht um Alles! Euch glücklich zu wissen, wär' es denn nicht das Einzige, was mich versöhnen, was mich noch zu dem demüthigen Bekenntniß führen könnte: Es ist alles gut und gerecht, wie es ist! — Auch ich rufe dir jetzt zu: Gib nicht alles verloren, indem du ein Weib verstößest, daß du frei erwählt und das dir treu anhängt! Rette dir, was noch dein, und verzweifle nicht ganz an der Zukunft! Du wirst ja nicht immer alles sehen, wie in diesem Augenblicke. Es wird wieder die Stille in dein Herz ziehen, und dann wirst du mir im Geiste beistimmend zunicken und meiner so gedenken, wie du's darfst!"

Leo, von ihrer Hoheit überwältigt, vermochte ihren Worten nichts mehr entgegen zu setzen. Sie stand so sicher, so unnahbar vor ihm, daß seine andringende Leidenschaft, wie gebannt, still hielt, und er aus all seiner bangen Qual bewundernd zu dem Mädchen aufblickte, das sich ihm so herrlich offenbarte; aber der schmerzliche Stachel saß ihm doch zu tief im Herzen, und zuletzt machten sich seine streitenden Gefühle in den tonlos gehauchten Worten Luft: „Du vernichtest mich!"

„Daß uns einander nicht mehr wiedersehen, und der Himmel schütze uns!" sagte sie mit Aufgebot ihrer ganzen Kraft.

In heiligen Schauern sank Leo zu ihren Füßen nieder. „Das ist ja nicht zu fassen!" rief er jetzt in einem neuen Ausbruch namenlosen Schmerzes.

„Lebe wohl!" Und Frida reichte ihm ihre Hand. Er hielt sie fest und bedeckte sie mit Küssen. Jetzt riß sich das bebende Mädchen los und eilte über die Terrasse in das Schloß.

VII.

Im Tiefsten erschüttert, stieg Leo den Berg hinab. Unten angelangt, sandte er den Wagen, der seiner geharrt hatte, nach Wernberg voraus, ohne ihn zu benützen. Er wollte zu Fuß heimkehren, er mußte sich bewegen, denn zu mächtig wogte es in seiner Brust. — Von grenzenloser Leidenschaft erfaßt, in einen entsetzlichen Zwiespalt verstrickt, hatte er sich daraus mit unerbittlich starker Hand befreien und über alle Klüfte hinweg setzen wollen; aber sie, welche ihn dazu entflammt, wies ihn, größer als er, unter das Joch seines Schicksals zurück, das er ja doch selbst verschuldet, und er sollte von ihr lernen, daß man sich nicht immer nach seinem Drange ausleben darf. Wenn sich nur nicht sein heißes Herz noch immer dagegen gesträubt hätte! War denn ihr Widerstand auch eine Nothwendigkeit? Und wird sie immer unerschütterlich bleiben? Gewiß! gewiß! mußte er sich, wie er sie nun kannte, selbst zur Antwort geben und konnte er sich auch nicht die Sehnsucht aus dem Herzen reißen, so war doch der ungestüme verwegene Muth, mit dem er früher an das Ziel gestürmt, dahin, und immer mächtiger befestigte sich in ihm die Erkenntniß, daß ihm da keine Hoffnung, sondern nur die Klage bleibe. Er war gebrochen, zerschmettert, und als er jetzt seine Lage überschaute, hätte er, unsägliche Wehmuth in der Brust, sterben mögen. — Wie sollte er nun noch vor sein Weib treten? Hatte er sie in der Selbstsucht seiner Leidenschaft nicht zu tief beleidigt? Konnte er sie noch versöhnen? Konnte er noch daran denken, daß sie an seiner Seite ausharre? — Auch hier war alles vernichtet! — Ein Gefühl dumpfer Entsagung kam jetzt über ihn. Sei's, wie es sei! murmelte er vor sich hin. Du konntest nicht anders, Herz! So überliefere dich gefaßt deinem Schicksal! — Aber einen lastenden Druck im Gewissen, eine heimlich nagende Selbstunzufriedenheit konnte er doch nicht los werden, und war seine Liebe für Wilhelmine todt und nimmer neu aufzuwecken, so empfand er doch eine Art Scham, daß er sein Inneres nicht mehr bemeistert; ja, es kam ihn gar an, als hätte er auch Frida jetzt erst ganz verloren. Immer wieder sah er ihre Gestalt mit gesenktem Haupte und leidendvollen Mienen vor sich, wie trauernd über all das, was er durch sein Ungestüm heraufbeschworen und trauernd über ihn selbst, daß er ihr sein Bild nicht reiner und fleckenloser erhalten. — Unter solchen Gefühlen war er im Thale am Waldesrande dahin geschritten, während sich die Sonne schon allgemach zum Niedergange neigte. Jetzt tauchte hinter dem Walde Schloß Wernberg auf. Beklommen näherte sich Leo immer mehr und bangen Herzens trat er endlich in sein eigenes Haus. Er mochte nicht gleich Wilhelmine aufsuchen und ging zuerst in sein Arbeitszimmer. Aber endlich ward er doch zu unruhig. Er mußte sie sehen, er mußte mit ihr ins Klare kommen und ihr selbst sollte es anheim gegeben sein, was weiter zu geschehen habe. So raffte er sich auf und trat bei ihr ein. Aber sie war nicht da. Es hieß, sie sei, bald nachdem er heute ausgefahren, fortgegangen ohne etwas zu sagen, doch sei sie vorher auf seinem Zimmer gewesen. Leo erschrak unwillkürlich, von einer düsteren Ahnung ergriffen, und kehrte eilig in sein Zimmer zurück, um nach zu suchen, ob ihm Wilhelmine nichts zurückgelassen. Da fand er unter einem Deckel seiner Schreibmappe auf einem Blatt Papier von ihrer Hand die Worte:

„Leo, ich habe heute Stunde um Stunde in zitternder Qual geharrt, ob Du nicht zu mir kommen werdest. Du bist nicht gekommen, Du bist nach Feldegg gegangen. Das sagt mir, daß für mich nichts mehr zu hoffen ist. So gnade mir Gott! Ich weiß nicht, was ich will, was ich kann; aber vielleicht finde ich doch dort Zuflucht, wo alle Stürme schweigen. Ach, wenn ich nur das Bewußtsein haben könnte, daß Du mich je wahrhaft geliebt, mir wäre ja dieses Glück mit nichts zu theuer bezahlt!

Verzeihe mir die Kämpfe, die ich in Dein Leben gebracht, so wie ich Dich freispreche und jedes Wort des Grolles bereue, das mir je gegen Dich entschlüpft.

Lebe wohl! Lebe wohl! und möge Dir sie hundertfach bringen, was ich Dir nicht zu geben vermocht. Deine

Wilhelmine."

Leo fuhr entsetzt empor, da er gelesen. Klangen diese Worte nicht wie der Abschied eines Sterbenden? Zitternd vor Erregung stürzte er hinaus und ließ sich den besten Renner satteln. Er wollte seiner Frau selbst nach, er wollte sie selbst suchen. Aber wo? Da stand er rathlos mit brennender Unruhe im Herzen. Endlich kam er darauf, daß sie sich, war nicht schon alles verloren und lag zwischen der raschen Eingebung der Verzweiflung und der That noch eine Kluft, nach Insbruck gewandt haben mochte. Im nächsten Orte konnte sie ja leicht ein Gefährt zur Reise aufnehmen, und in der Stadt hatte sie Verwandte und Freunde. Dieser Gedanke wies ihm wenigstens eine bestimmte Richtung, und in den nächsten Minuten jagte er durch die Thalniederung gegen Norden.

Mit dem früh hereinbrechenden Abend des October war es auch kühl und frostig geworden, und wie jetzt ein leiser Wind durch die Bäume strich, bebte und glänzte das rothe Laub im bleichen Schimmer des Mondes, der mit seiner vollen Scheibe am klaren Horizont heraufstieg. Leo hatte sich, seiner nicht achtend, in der Eile gar nicht verwahrt; aber seine Aufregung und die heftige Körperbewegung ließen

ihn nichts von Kälte spüren. — Er kam jetzt durch einen Wald. Laut raschelte drei das dürre Laub hinter den Hufen seines Rosses empor, und geisterhaft rieben sich, wie er vorüberritt, um ihn die Schatten der Baumstämme im Reigen. Weiter und weiter ging's im raschen Laufe bis er endlich in den Ort entritt, wo ihm Auskunft werden mußte. Er hielt bei jener Herberge Umfrage, und er war hier wohlbekannt; aber Niemand hatte seine Frau gesehen. Sie war also nicht der Straße gefolgt. Immer mehr entsetzt hielt er still, um sich in einem Entschlusse zu sammeln. Da dachte ihm ein Gedanke auf, der ihm mit seiner Wahrscheinlichkeit die Brust zusammenschnürte. Er dachte an den See, bei dem sie stets so gern weilte. Eilig riß er das Pferd um, und nachdem er ein gutes Stück den alten Weg zurückgeritten, bog er in ein Seitenthal ein. Immer schwerer drückten ihm seine Gedanken auf das Herz, immer ungeheurer jagte er vorwärts. Aber endlich mußte er seine Eile mäßigen. Seine Kraft reichte nicht aus, und er war das Reiten nicht gewohnt. Er sah die Thäler an, verschmachtend legte sich das Roß in Schritt, und matter hielt er die Arme niederhangen. Bei der ruhigen Bewegung des Pferdes fühlte er jetzt den kalten Nachtthau wie Eis an seinen erhitzten Körper dringen, während sein Inneres ein Schauer der Angst durchrieselte. Da trieb er mit einem Druck in die Flanken das edle feurige Thier, das je oft Wilhelmine getragen, auf's Neue in schnellerem Laufe an, obgleich der Pfad immer steiniger und schwieriger wurde. Jetzt hielt er vor der Felsklause, welche den Zugang zum See bildete. Er sprang vom Pferde, das da nicht mehr durchkommen, und band es an einem Baume fest. Dann eilte er dem See zu, der im Silberlichte des Mondes klar vor ihm lag. Mit beklemmendem Herzen blickte er umher: er konnte nichts entdecken. Hinaus schritt er am Ufer weiter bis zu der kleinen Bucht, in welcher gewöhnlich der Kahn lag. Er fehlte heute. Vee forschte vor sich hin über den See: da sah er den Kahn leer auf dem Wasser schwimmen, und nicht weit davon schwamm ein Ruder. Und weiter am andern Ufer des Sees, wo sich die einzelne Föhre tief ins zum Wasserspiegel niederbeugte, hing an einem Zweige der Hut Wilhelminens mit dem lichten Schleier, den sie gewöhnlich darum geschlungen trug. Vee erstarrte. Da war Entsetzliches geschehen. Wilhelmine mußte hinüber gefahren sein nach der Felsinsel und dann den Kahn sich selbst überlassen haben. Von dort trieben führte kein Weg zu Lande fort. Hatte sie vielleicht noch auf der Felsplatte' Nein! nein! der Mond leuchtete ja mit seinem hellen Lichte bis in jede Ritze des Gesteins, und nur weiter oben, wo Bäume und Buschwerk den Hang bedeckten, lagerten schwarze Schatten neben den greifbimmernden fahlen Stellen. Er wollte ihr rufen, aber der Laut erstickte ihm im Munde. Und die Ungewißheit einer verzweifelten That war ihr schwer, konnte er, hüllen an das Ufer gebannt, nur nichts unternehmen. Ganz außer sich, irrte er bald nach rechts, bald nach links, je weit das Ufer einen Platz unter: da, wie er an einer leichten Stelle vorüberkam, raschelte es schwer im dünn aufgeschichteten Rohre. Er forschte, still haltend, und sah einen Gegenstand, den die Fluth durch das Rohr tacht an das Ufer schob: es war Wilhelminens Leiche. Ihm schwanden die Gedanken. Was er in den nächsten Momenten gethan, wie er Wilhelminens Körper faßte und aus das Land trug, er wußte es nicht; er fand sich nur endlich knieend an ihrer Seite wieder, im Innersten vernichtet, trostlos. O unbeschreibarer Drang des Herzens! ja, ein böser Dämon hist du, wenn du nicht für ein Ziel entbrannt, das dir zu heiterem Fluge nach oben winkt und nur reine schaffende, nicht reine zerstörende Kraft entbindet. Wie hatte Vee ein Herz, das ihn so geliebt, so grausam dem Verderben überliefern können? Aber dieselbe Gluth, die seinen Verlust nicht ertragen konnte, war es ja auch, die ihn zu einer Untreu trieb, und sie ward ihm zum gleichen Unheil. Was blieb ihm jetzt noch für ein Vee? Er war frei und doch mehr gebunden als je, gebunden durch die ewig nagende Pein seiner Gewissens; die verzweifelte That Wilhelminens bestärkte mit entsetzlicher Eindringlichkeit die sanft ernste Mahnung Frida's. — Lange blieb er in bitterstem Schmerz versunken. Er war zu Vee erschöpft, nur vom Froste, der ihn früher geschüttelt, folgte jetzt eine verzehrende Fieberglut, während er in der Brust heftige Stiche fühlte. Endlich beb er das Haupt und sprach aus seinen Gedanken kampf vor sich hin: „Du Unglückliche! hab' ich noch ein Recht, um dich zu weinen? Aber das geleb' ich dir: daß du so gestorben, das scheidet auch mich von jener Zeuge des Lebens, und ich weiß es, daß auch ich entsagen muß. Du hast sich selbst erlöst: ich will, stumm gefaßt, der Stunde der Befreiung harren, und ich fühl' es ja schon abnungsvoll, das war mein Todesritt."

Zehn Jahre sind seit jener Unglücksnacht dahingeflossen. Vee war damals in eine schwere Krankheit verfallen, von welcher er sich langsam nur so weit erholte, um eine Reise nach dem südlichen Frankreich antreten zu können. Dort wollte er seine zerrüttete Gesundheit kräftigen und, an der Seemwarte zu Marseille arbeitend, auch für seine Seele in seinem vielbingsstudium Trost und Heilung suchen. Aber er hatte seinem guten Körper in jenen Tagen der Aufregung zu viel zugemuthet, und das Uebel, das damals zum Ausbruche kam, schritt um so unbemmberer vorwärts, als auch sein Gemüth keine Ruhe und Beschwichtigung mehr finden konnte. Er starb er nach wenigen Jahren. — Auch der alte Graf Ratenach ist schon tot; aber Frida, die Stiftsdame, lebt noch auf Felseck, ihrem Erbe, das sie ganz allein verwaltet. Wir können sie an einem heiteren Sommertag noch, wie einst, in der Veranda sehen, sinnend und arbeitend. Sie ist noch fast so schön wie ehedem, und nichts in ihrem Gesichte verräth, welche schweren Prüfungen sie heimgesucht. Aeußlich, ihr Aeußeln hat stets etwas Bevorzugtes und Bedeutsames, und ist sie nie rührer und übel gelaunt, so wart auch nie ein lauter Zornesausbruch an ihr bemerkt. — Manchmal, wenn sie so auf ihrem Lieblingsplätzchen sitzt, kommt ehrerbietig ein Beamter heran und beit sich ihre Befehle, und ihrer Ruhe und ihrem sicheren Blicke gehorcht Jeder gern.

Das Geschlecht der Sternau ist mit Vee ausgestorben. Schloß Bernberg hat ein reicher Industrieller angekauft. Die Einrichtung der Seewarte ward sanft ausgeräumt, aber der Bau ist stehen geblieben und noch ragt, wie einst, die kleine Kuppel, weithin sichtbar, über das Schloß empor. Nur es ist recht so. Noch blickt sie auf Frida gern nach dem im Sonnenglanze rothlich schimmernden Kuppeldache hinüber, das ihr wie ein Wahrzeichen ist. Wenn dann oft gar bange Erinnerungen ihre Seele durchziehen, so fürchtet sie sich doch nicht; diese Erinnerungen schließen ja auch ihre Thorheiten ein, und sie hat längst gelernt, jeden kalten Schlag des Herzens zu dämpfen, sie, die Lichte, Reine, sie, selbst durch ein ganzes Leben zur Entsagung verurtheilt, ein Menschenjahr in so trangvolle Verwirrung und in den Tod stürzen mußte.

Erlkönigs Töchter.

Von

Ludwig Salomon.

Seit einigen Tagen war das Gasthaus zum Watzmann in Berchtesgaden so vollständig besetzt, daß verschiedene Reisende, die noch eintrafen, sich ein anderes Unterkommen suchen mußten. Aber die Rast im Watzmann war keine freiwillige, man hatte sich vielmehr nur unter das schützende Dach geflüchtet, weil dicke graue Wolken, die Ueberbleibsel eines Gewitters, sich in die Thäler gelegt hatten und jede Vergnügungsfahrt, jede Weiterreise unmöglich machten.

Die Gesellschaft in dem geräumigen Gasthause erwies sich als ziemlich bunt: behäbige Kaufleute mit ihren Familien, flotte Studenten, einige ältere hagere Herren, wie es schien Juristen, ein Graf aus Oesterreich mit seinen beiden Töchtern und zwei Düsseldorfer Maler bildeten die Insassen des gastlichen Hauses.

Die gute Laune der Reisenden war durch den nothgedrungenen Aufenthalt und die Ueberfüllung, die manche Unbequemlichkeit mit sich brachte, ziemlich herabgedrückt; die Studenten litten an entsetzlicher Langweile und erfüllten das Gesellschaftszimmer mit einem undurchdringlichen Tabaksqualm, die Kaufleute beklagten die Zeit, die sie hier unnütz dem Geschäfte daheim entzögen, der Graf von Achau war sehr mißgestimmt, daß die beiden Düsseldorfer die besten Zimmer des Hauses inne hatten, während er und seine Töchter mit weniger günstig gelegenen Räumen fürlieb nehmen mußten — nur die beiden Maler selbst, ein älterer und ein jüngerer Mann, hatten sich ihre Grundstimmung nicht all zu sehr von dem Wetter beeinflussen lassen. Der Jüngere zeigte trotz seiner Blässe und seines etwas leidenden Zustandes eine stille Heiterkeit des Gemüthes, während der Aeltere, eine derbere Natur, sich mit einem sicheren Gleichmuthe über die kleinen Mühseligkeiten des Lebens hinweg half.

Die Geduld der Reisenden sollte übrigens auf keine all zu harte Probe gestellt werden; am dritten Tage der Gefangenschaft bereits fuhr ein frischer Luftzug durch das Thal und fegte Wolken und Nebel hinweg, so daß sich am anderen Morgen die schöne Landschaft im sonnigsten Glanze darbot. Nun entwickelte sich ein reges Leben im Watzmann. In allen Zimmern packte man und machte sich reisefertig, verschiedene Gruppen, auch der Graf mit seinen Töchtern, saßen im Gastzimmer, um schnell noch einen Imbiß zu nehmen und der ältere Maler rief wiederholt ungehalten und laut in die Küche hinein.

„Quel bruit“, rügte der Graf.

„— pour une omelette“, ergänzte der Maler, indem er mit komisch-prahlerischer Bravour die eben erhaltene dampfende Tasse Bouillon an Graf und Comtessen vorüber durch das Gastzimmer und dann in's obere Stock hinauftrug.

Unterdessen waren mehrere offene Wagen vorgefahren, verschiedene Gesellschaften rollten ab, nach Salzburg, Reichenhall, der Ramsau und dem Königssee. Auch der Landauer für die Maler wurde angemeldet, und diese machten sich zur Abfahrt bereit.

Der Graf von Achau beabsichtigte ebenfalls eine Fahrt nach dem Königssee zu machen; mit vornehmer Nachlässigkeit hatte er sich jedoch zu spät nach einem Gefährt umgesehen, und mit Bedauern mußte ihm daher bemerkt werden, daß bereits alle Wagen vergeben seien. In großer Verlegenheit standen daher die beiden Comtessen reisefertig vor der Thür des Gasthauses, als gerade die Maler heraustraten. Die Damen hatten sich in den Regentagen meist auf ihrem Zimmer aufgehalten, waren daher von den Malern nur flüchtig gesehen worden. Jetzt aber, als sie umstrahlt vom Morgensonnenscheine in zierlichen Reisekleidern vor ihnen auf- und abwandelten, blieben beide Künstler überrascht stehen und schauten bewundernd auf die graziösen Gestalten.

Die Schönheit übte sofort ihren Zauber, der jüngere Mann näherte sich höflich und bot den Rathlosen den bereit stehenden Wagen an. Die überraschten Damen zögerten einen Augenblick; während dessen trat auch der ältere Maler hinzu, wiederholte das Anerbieten, bat jedoch, zu gestatten, daß sein Freund, der sich in der Reconvalescenz befinde, noch ein Plätzchen in dem allerdings etwas kleinen Landauer mit einnehmen dürfe.

Bei diesen Worten kam der Graf, mißgestimmt von einem letzten vergeblichen Versuche, ein Gefährt zu erlangen, zurück und nahm nun mit verbindlichstem Lächeln im Namen seiner Töchter den Landauer an. Dabei verfehlte er nicht, sich und seine Töchter den Herren mit weltmännischer Eleganz nochmals vorzustellen, worauf sich der ältere Künstler als der Landschaftsmaler Arnold Kuff und der jüngere als der Historien- und Genremaler Rudolf Braunstein nannte.

Die Damen und Braunstein stiegen nun ein, Kuff reichte seinem Freunde noch dessen Skizzenbuch hinauf und während dann der Wagen den Fahrweg hinabrollte, stiegen die beiden älteren Herren die lange Treppe neben der königlichen Villa hinunter und wanderten dann, an den Sudhäusern vorüber, zu Fuß dem vielgepriesenen See zu.

Die Unterhaltung drehte sich bei den rüstig auf den schattigen Fußpfaden Dahinschreitenden anfangs nur um gleichgiltige Dinge, bis Kuff das Gespräch unbewußt in den Gedankenkreis hinüberleitete, in dem er sich seit etlichen Jahren mit großer Vorliebe bewegte. Die Schicksale, das Streben und die Erfolge seines Freundes Braunstein waren es, von denen er gern sprach. Er selbst hatte auf seiner Künstlerlaufbahn manche traurige Erfahrung machen müssen.

und wenn er auch jetzt als ein Kunstschattenmaler mit vorzüglichem Colorit allgemein anerkannt wurde, so war diese Errungenschaft doch ziemlich weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben, mit denen er als Jüngling in das Reich der Kunst eingetreten war. Indem war er mit seinen eigenen Schöpfungen nie zufrieden, und selbst Bilder, die den Kunstkennern doch gefielen und gekauft wurden, beurtheilte er mit bitterer Satire und hätte sie am liebsten verbrannt, wäre er dann nicht um das Honorar gekommen.

In Folge dessen hatte sich eine Bitterkeit in seinem Gemüthe festgesetzt, die gewiß in nicht all zu ferner Zeit in eine stetige Verstimmung übergegangen wäre, hätte er nicht noch rechtzeitig die Bekanntschaft seines jetzigen Freundes Braunstein gemacht. Das junge Talent hatte ihn wieder erwärmt, und jetzt lebte und webte er in einer fast väterlichen Weise mehr für die Pläne und Erfolge seines Freundes, als für die seinen.

„Man hat natürlich sie seine Absichten und nennen Gemälde", bemerkte er im Gespräch, „wenn man auf die Akademie kommt. So eine niederträchtige Rembrandt'sche Dämmerung wollte ich mir anschaffen und legte denn auch wacker auf meiner Leinwand herum, aber dabei blieb's. Da kam vor fünf Jahren Braunstein hergelaufen, konnte kaum „Guten Tag" sagen in der Malerschule. Aber kaum hatte er den Lehrjungen hinter sich, so warf er auch schon ein Hellmunkel hin, daß ich ihn hätte ohrfeigen mögen vor Neid. Seitdem ist er mein Freund."

Der Graf lächelte.

„Mit der Erwerbung wird er vielend fertig", fuhr Kuff fort, „das Fleisch behandelt er, als wenn er bei Raphael und Tizian in die Schule gegangen wäre, und man erst seine Fertigkeit im Treffen — die ist wahrhaft lächerlich. Darum mußte er natürlich den Preis in Wien bekommen, obgleich das Bild noch nicht fertig war."

„Einen Preis hat der junge Mann erhalten?" fragte der Graf.

„Mein Gott, das wissen Sie nicht?" rief Kuff erstaunt, „und darüber ist ein Geschrei in der ganzen deutschen Presse gewesen!"

„Man kennt nicht viel zur Zeitungslectüre", entschuldigte sich der Graf in vornehmem Tone. „Was wird auch jetzt nicht alles geschrieben".

„Da hatte man aber einmal ein würziges Thema", versetzte der Maler. „Das Bild ist ein Meisterstück. Der Erlkönig ist der Bewurf. Ich gehe darin den auf wilt sich bäumenden Rosse seinen Knaben sicher und warm haltenden Vater ab. Der einzige Fall in meinem Leben, bei welchem ich mich öffentlich mit Kunstige zeige. Leider hatte sich der arme Junge so bei der Arbeit angestrengt, daß er uns schließlich krank wurde und das Nervenfieber bekam. Nun war Holland in Noth, denn es fehlte links im Bilde noch die Ausführung von Erlkönigs Töchtern am rüsteren Ort. Aber man muß heutzutage sich sein. Ich packte das Bild ein und schickte es den Preisrichtern mit dem erläuternden Texte, daß der Betreffende krank geworden sei und so weiter. Es machte natürlich Furore, das wußte ich vorher. Die Damen zwitzanden aufgeregt, sogleich eine gewisse ironische Theilnahme für den erkrankten Künstler, Alles drängte sich zu dem Bilde, selbst der Maler äußerte sich sehr günstig —"

„Auch seine Mutter?" unterbrach ungeduldig der Graf. —

„— und so entschieden denn die Preisrichter, dem Gemälde, obgleich es noch nicht ganz fertig, den Preis zuzuerkennen, doch mit der Bedingung, daß der Maler es innerhalb zweier Monate vollende. Das mußte Braunstein natürlich versprechen, da ich mich verpflichtete, ihn mit väterlicher Pflege, Bouillon, Rothwein und sonstigen Wohlthaten zur rechten Zeit wieder flott zu machen. Jetzt ist er denn auch glücklich so weit, und nächstens werden die gespenstischen Töchter zu ihrem Recht kommen. — Wenn er sich vielleicht auch noch etwas anstrengen muß; das erhebliche Honorar, welches ihm gesamt mit dem Preise zufällt, wird hoffentlich auch noch mit furiren helfen. Verkäufig habe ich ihn veranlaßt, auf seiner Fahrt von Düsseldorf nach Wien einen Abstecher hier in die Berge zu machen, was gewiß zu seiner Erholung sehr beitragen wird."

Der Graf, welcher anfangs ziemlich theilnahmlos neben Kuff dahingeschritten war, hatte zuletzt sehr aufmerksam zugehört, jetzt erkundigte er sich sogar noch weiter nach den Lebensumständen Braunsteins, erfuhr, daß zwei seiner Bilder bereits großes Aufsehen in der Kunstwelt erregt hatten, daß er schon viele Anträge zum Porträtiren erhalten, daß er sinnlich wünsche, eine Reise nach Italien machen zu können und vieles Andere mehr.

Während sie die beiden älteren Herren auf dem schattigen Fahrwege dem See zuwanderten, rollte der leichte vierspännige Wagen auf der Fahrstraße neben der rauschenden Ache dahin. Die beiden Comtessen saßen im Fond des Wagens, Braunstein auf dem kleinen Rücksitze.

Die Unterhaltung wollte anfangs nicht recht in Fluß kommen, das Geräusch des Wagens verhinderte sie auch zum Theil. Allein der Wunsch, sich näher kennen zu lernen, ließ sich nicht so gutmüthig unterdrücken und es schwebten daher sehr oft den der leipzeilen Vorsichtigkeit, an der man sich scheinbar mit vielem Interesse erfreute, flüchtige Blicke herüber und hinüber und trafen sich auch wohl bisweilen. Je länger aber der junge Maler den unverhofften Reisegefährten gegenüber saß, desto feuerbarer fühlte er sich berührt. In seinem Bilde „Der Erlkönig" hatte er vergeblich nach Modellen gesucht, die er für Erlkönigs Töchter hätte verwenden können. Irgendwo waren ihm unter den hausbackenen Mädchen des Landes Gesichter begegnet, die einen Hauch von jenen gespenstischen Unholdinnen hätten, sie einen bestrickenden Zauber, der die Menschenkinder umweht und gefangen nimmt. Voller Verzweiflung hatte er allerlei Skizzen nach der Phantasie gezeichnet, aber unzufrieden hatte er sie immer wieder bei Seite geworfen. Unterdessen war die Ablieferungsfrist für das Bild immer näher gerückt, da hatte ihn plötzlich — und daran mochte die Angst um Erlkönigs Töchter nicht zum Geringsten schuld gewesen sein — das Nervenfieber gepackt und eine Vollendung des Bildes war nun unmöglich gewesen. Mit der Krankheit hatte sich auch die Angst um sein Bild gesteigert; in seinen Fieberphantasien hatten ihn Erlkönigs Töchter umgaukelt und umtanzt, ganz so, wie er sie sich stets gedacht und wie er sie doch nie hatte festhalten und malen können. Anfangs waren sie ihm ferner erschienen, nur von weitem hatte er sie im Dunkel um alte Weiden tanzen sehen. Ihr langes Haar hatte dabei im Nachtwinde geflattert und ihre weißen Schultern im Mondenschein geglänzt. Dann waren sie leise näher zu ihm herangeschwebt. Mit ihren dunkeln Augen hatten sie ihn räthselvoll angeblickt; es war ihm gewesen, als hätten Irrlichter in ihren Augensternen geflackert. Darauf hatten sie sich zu ihm hinabgebeugt und zauberisch und verführerisch ihm zugenickt. Und wenn er sie dann hatte festhalten wollen und hatte die Hände nach ihnen ausgestreckt, dann waren sie mit leisem Lachen an ihm vorbeigehuscht, so nicht, daß er ihren Schleier an seiner heißen Stirn hatte vorüberwehen gefühlt. Zuletzt war er ohnmächtig zusammengebrochen über dem entsetzlichen Nachtiel. Tagelang hatte er dann gelegen zwischen Leben und Tod, bis endlich die Besserung sogerne eingetreten und mit der

Kunde, daß ihm der Preis zuerkannt worden, neue Lebensfreudigkeit ihn erfüllt hatte. Die Sorge um Erlkönigs Töchter hatte er auf Kuffs Rath dadurch zu überwinden gesucht, daß er sich aus seinen Studien Skizzen zusammengesetzt hatte, die er in Wien nur einfach zu copiren brauchte. Er hatte dieses Verfahren im Zustande der Hoffnungslosigkeit eingeschlagen, zufrieden war er damit keineswegs; da auf einmal sah er sich unerwartet im nüchternen Morgensonnenscheine Reisegefährtinnen gegenüber, die ihn, je länger er sie anschaute, desto sonderbarer anmutheten. Die dunkeln, geheimnißvollen Augen, der eigenthümliche halb neckische, halb dämonische Zug um den Mund, das blasse Colorit der länglichen, schön ovalen Gesichter, das weit herabhängende, aufgelöste schwarze Haar, das dann und wann im Winde aufflatterte, die ganze Art zu sprechen und sich zu bewegen — Alles das glich genau dem Bilde, welches er von Erlkönigs Töchtern in seinem Innern trug. Der Zufall, den er anfangs noch nicht einmal beachtet, überraschte ihn so, daß er zuerst ganz betroffen war. Er mußte sich wirklich vergewissern, ob er denn auch wache und nicht etwa behaglich im Bette liege und schlafe, ja, er fragte sich sogar, ob sich die Gespenster der Nacht nicht am Ende gar einen lustigen Scherz, eine Maskerade mit ihm erlaubt und sich einmal am hellen lichten Tage als Salondamen ihm gegenüber gesetzt hätten.

Aber er nahm sich denn doch zusammen, daß er nicht noch länger solchen ungezügelten Gedanken freies Spiel ließ. Er bemühte sich daher, den Damen irgend etwas zu erzählen; mit energischer Hast griff er in seinem Wissen umher und sprach bald von Diesem, bald von Jenem, allein eine fließende Unterhaltung ließ sich nicht erzielen. Glücklicher Weise war der Weg nicht all zu lang; nach einem kleinen Stündchen hielt man bereits vor dem Wirthshause am See. Auch die Fußgänger ließen nicht lange auf sich warten, so daß nach kurzer Rast die Rundfahrt auf dem See angetreten werden konnte.

Beklommen schaute Braunstein zu, wie die Damen graziös in den Kahn sprangen, wie sie hell auflachten, als das leichte Fahrzeug dabei hin und her schwankte und wie sie dann fragend mit ihren dunkeln Augen zu ihm, dem noch zögernd am Ufer Stehenden hinüber blickten. Es war ihm, als warne ihn eine innere Stimme, nochmals in den Zauberkreis dieser sonderbaren Märchen zu treten, als sei er für alle Zeiten umwoben und umsponnen von ihrem verderblichen Zauber, wende er sich jetzt nicht ab von ihnen.

„Mein Sohn, was ziehst du so lang dein Gesicht!“ rief in diesem Augenblicke Kuff aus dem Kahne, wo er sich als reisekundiger Landschafter bereits häuslich eingerichtet und eine Cigarre angezündet hatte, dem Freunde zu.

Fast wie aus einem Traume fuhr Braunstein auf; er mußte sich belächeln — was für dummes Zeug kam ihm denn nur in die Gedanken.

Schnell stieg er ein und setzte sich an die Seite Kuffs. Dabei nahm er sich ernstlich vor, hübsch vernünftig zu sein und sich die Damen doch in aller Ruhe einmal ordentlich anzusehen, um dann zu der Ueberzeugung zu kommen, daß sie eben auch nur schlichte Menschenkinder seien, nur vielleicht etwas reizvoller, als die gewöhnliche Sorte.

Die ältere der Schwestern, die Comtesse Cornelia, stand bereits in vollster Blüthe. Dennoch waren ihre Formen nicht üppig zu nennen, sondern sie zeigten auch jetzt noch ein edles Maß, jenen sanften Schwung der Linien, den Künstler so hoch zu schätzen wissen. Nur um den Mund machten sich schon die leisen Andeutungen künftiger straffferer Linien bemerkbar. Die jüngere Schwester, die Comtesse Gabriele, hatte sich offenbar eben erst entfaltet, auf ihrem zarten Gesichte lag noch der ganze feine Schmelz der Jugend. Die großen, dunkeln Augen schauten, nur halb geöffnet, träumerisch auf den stillen grünen See hinaus, um die schmalen rothen Lippen spielte bisweilen ein Zug von Wehmuth, ein solcher vielleicht, wie er der schönen Melusine eigen gewesen. Nur bisweilen blickte sie auf, als erwache sie aus tiefen Träumen, und dann glänzte und leuchtete es in ihren Augen wie magische Flammen.

Das Boot war mittlerweile an der kleinen Insel St. Johann, sodann am Falkenstein vorübergeglitten und gestattete nun erst den Blick über die ganze Ausdehnung des herrlichen Sees. An beiden Ufern ragten die Felswände fast senkrecht und thurmhoch empor, weit hinten, unmittelbar über dem grünen Wasserspiegel, erglänzten die zwei weißen kegelartigen Thürme des alten Jagdschlosses St. Bartholomä und als [illegible]er Hintergrund baute sich das schneebedeckte, wolkenumwallte Stuhlgebirge auf.

Alle Insassen des Bootes schauten bewundernd auf das grandiose Naturbild.

„Ich muß mich immer wieder ärgern, wenn ich ihn sehe,“ unterbrach endlich Kuff das Schweigen. Verwundert schauten Alle den Sprecher an; der aber hatte sein Gesicht so ubellaunig verzogen, daß man an seiner Aussage nicht zweifeln konnte.

„Wie ist das möglich!“ rief der Graf.

„Weil er von allen Seiten von großen und kleinen Farbenklexern so unendlich viele Male gemißhandelt und schließlich auch durch die hohe Kunst des Farbendrucks schockweise auf die Leinwand gezaubert worden ist,“ versetzte der Maler, „so daß man sich nur lächerlich machen würde, wenn man ihn sich noch einmal zum Vorwurf nähme. Und doch, so eigentlich in seiner ganzen Schönheit erfaßt hat ihn noch Keiner.“

Der Graf lächelte, während der grillige Landschafter den Rest seiner Cigarre in's Wasser warf.

Das Boot hatte unterdessen St. Bartholomä erreicht und stieß jetzt sacht auf den Uferrand. Unter den großen schattigen Bäumen vor dem Schlößchen war noch Alles still, noch kein Tourist war angelangt, man konnte sich also den besten Platz aussuchen und saß denn auch bald beim köstlich mundenden Frühstück. Angesichts der vielen Jagdgründe entwickelte sich zwischen dem Grafen und Kuff, der als echter Landschaftsmaler auch ein eifriger Jäger war, bald ein lebhaftes Gespräch über Jagden und Wild im Gebirge, dem sich die Damen jedoch schon nach kurzer Zeit dadurch entzogen, daß sie sich wieder zum Ufer des Sees wandten und dort, im Schatten eines Fliederbusches, von einem Felsstück aus, auf das sie sich niedergelassen, den entzückenden Anblick der herrlichen Landschaft genossen. Doch auch noch Anderes schien sie zu beschäftigen, denn sie führten leise ein Gespräch, das sie auf's Angelegentlichste zu berühren schien. Die Comtesse Gabriele hatte dabei ihren Sommerhut abgenommen und strich sich von Zeit zu Zeit mit ihren schlanken Fingern die kleinen widerspenstigen schwarzen Löckchen von der weißen Stirn zurück, während die Comtesse Cornelia, mit einigen Schilfblättern spielend, allerlei Vorschläge zu machen schien, wobei ihre dunkeln Augen wiederholt aufblitzten und um ihren Mund jener eigenthümliche Zug spielte, den man fast dämonisch hätte nennen können.

Auch Braunstein war bald darauf vom Tische aufgestanden, hatte sein Skizzenbuch genommen und war zum See hinabgeschlendert. Dort hatte er unerwartet die Damen im Schatten sitzen gesehen; sie hatten ihn glücklicherweise noch nicht bemerkt. Schnell ließ er sich daher, etwas vom Gebüsch gedeckt, im Rasen nieder, schlug sein Skizzenbuch auf und begann eiligst die Gruppe zu zeichnen. Schöner konnte er

sich ja die Sitzung gar nicht wünschen; wenn sie nur nicht zu früh aufstanden. So rasch es ging, nach und nach mit einer wahren Fieberangst, beeilte er sich; dabei lebte seine Phantasie sogleich wieder lebhaft auf; mehrmals war ihm, als sähe er wirklich Erlkönigs Töchter am düsteren Ort — — und wie er zeichnete und zeichnete, traten in der That mehr und mehr nicht die eigentlichen Porträts der Comtessen, sondern die Züge jener vom grauen Nachtnebel umflossenen Geistergestalten hervor, die da winken und locken, mit ihren blauleuchtenden Augen den Arglosen bestricken, bis sie leise ihn erfassen mit ihrer weichen Hand, ihren Nebelschleier um ihn schlingen und ihn —

Ein entsetzlicher Schreck durchfuhr ihn, ein Schrei entrang sich ihm und er wankte zur Seite.

„O mon dieu, mon dieu!" rief jetzt der Graf, während Kuff den zitternden Freund aufrichtete. „Thut mir unendlich leid, wollte nur dem brillanten Bilde meine Anerkennung nicht versagen, berührte Sie nur, um Ihnen diese auszusprechen."

Auch die beiden Damen waren hinzugesprungen und schauten verwundert den erregten blassen jungen Mann an. Doch dieser erholte sich schnell wieder und bat um Entschuldigung, daß er solch' überflüssigen Lärm gemacht habe; leider seien von seiner letzten Krankheit seine Nerven noch so reizbar, daß sie ihm gar zu leicht ein Schnippchen schlügen.

Nun ward die Zeichnung bewundert, in der in außerordentlich gelungener Weise die Comtessen mit einem so eigenthümlichen Zauber umwoben waren, mit so sonderbar geheimnißvollen Reizen, mit so unfaßbarer und doch so verführerischer Anmuth, daß der Graf wiederholt durch seine lauten Lobeserhebungen deutlich zu verstehen gab, wie gern er die Zeichnung besäße. Aber Kuff blinkte dem Freunde verschiedentlich zu und dieser verstand denn auch den Wunsch des Grafen nicht.

Allein immer wieder schweifte der Graf, auch bei der nun erfolgenden Rückfahrt, von anderen Gesprächen ab und zu der Skizze zurück, die ihn ganz gefangen genommen zu haben schien. Selbst die Damen, die jetzt weit aufmerksamer und zuvorkommender gegen den jungen Künstler geworden waren, gaben wiederholt ihren Beifall zu erkennen. Auch die überstandene Krankheit ward wieder berührt. Sehr angelegentlich pries der Graf die nervenstärkende Gebirgsluft und als dann Braunstein bestätigend erwiderte, daß er noch zehn bis vierzehn Tage zu seiner Stärkung im Salzkammergute oder in Tyrol zu verweilen beabsichtige, da rief der Graf erfreut:

„Das ist süperbe, süperbe! dann nehme ich mir die Freiheit, Sie für diese Zeit nach Schloß Achau einzuladen. Es liegt im Herzen von Tyrol, umweht von der würzigsten Alpenluft."

Eigenthümlich überrascht blickte der junge Maler den Grafen an, doch dieser fuhr mit gewinnendem Lächeln fort:

„Fern von dem unruhigen Gasthofstreiben würden Sie ganz der Behaglichkeit leben können und Keiner sollte Sie darin stören. Ich machte mit meinen Töchtern nur eine kleine Parthie nach dem Königssee, schon morgen kehren wir auf Schloß Achau zurück, wir würden also das Vergnügen haben, Sie selbst dorthin zu geleiten."

Braunstein kam dieses Anerbieten von dem bisher sehr aristokratisch zurückhaltenden Herrn so unerwartet, daß er noch immer keine Antwort finden konnte. Er blickte zu Freund Kuff hinüber, der aber kein gerade besonders aufmunterndes Gesicht machte.

„Ihr so überaus gütiges Anerbieten," begann er endlich, „ist allerdings so verlockend für mich, daß ich wohl sofort einschlagen möchte, doch ich verabredete bereits mit meinem Freunde eine längere Tour und darf nun wohl nicht den treuen Reisegefährten im Stiche lassen."

„Wenn es zu Gunsten Ihres körperlichen Wohlbefindens geschieht, so dürfte Ihnen der Freund dies doch wohl nicht verübeln," versetzte der Graf, zu Kuff hinüberschauend. Allein dieser sah augenblicklich nicht danach aus, als wenn er von den besonderen Vortheilen, die sein Freund durch einen Aufenthalt auf Schloß Achau genießen sollte, hinreichend überzeugt wäre und meinte schließlich nur, daß man sich die Sache wohl erst noch einmal beschlafen müsse.

Noch vor Anbruch des Abends langte man zu Fuß wieder vor dem Gasthause zum Watzmann in Berchtesgaden an und trennte sich nun, einen guten Abend wünschend.

Als die Comtessen, sich elegant verbeugend, im dunkeln Hausflur verschwanden, blieb Braunstein noch einen Augenblick, wie von ihrem Zauber gefangen, stehen, bis ihn plötzlich Kuff am Arm nahm, mit ihm die Treppe hinaufstieg und in sein Zimmer trat.

„Nun?" fragte hier der ältere Freund, indem er sich in eine Sophaecke warf und mit seinen sicheren grauen Augen den jungen, scheinbar noch immer unschlüssigen Gefährten prüfend anschaute. Doch der richtete sich jetzt auf, man sah, er war zum Entschlusse gekommen.

„Ich will ihm trotzen, diesem Zauber, der mich so wunderbar anweht und will mitgehen, der Kunst zu Liebe."

„Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf," versetzte Kuff, und man hörte bei jedem seiner Worte die schneidige Bitterkeit heraus, die ihn beherrschte.

„O, sprich nicht so!" rief da aber Braunstein. „Schon auf dem Rückwege bemerkte ich deine Mißstimmung der gräflichen Familie gegenüber; jetzt bist du nun sogar von deiner Mephistolaune überfallen worden und übersiehst in dieser vollständig, welche Vortheile sich mir bieten. Ich sehe ein Stückchen von der großen Welt, kann stets zwei Modelle studiren, um die ich mich Monate lang vergeblich abgemüht und bei alle dem genieße ich Gebirgsluft."

Er schwieg, beklommen auf die Antwort Kuff's wartend.

Der strich erst langsam seine Cigarre ab, endlich begann er:

„Nun denn, ich wünsche, daß es dir gefällt.
Studir' die kleine, dann die große Welt.
Mit welcher Freude, welchem Nutzen
Wirst du den Cursum durchschmarutzen!"

Dem jungen Freunde wich das leichte Roth aus den Wangen; eine kurze Stille trat ein.

„Sei nicht so grausam, Kuff," hub er endlich an. „Warum stellst du dich so feindlich gegen das Project, das mir so annehmbar erscheint, in welchem ich so viele Vortheile für mich erblicke!"

Kuff erhob sich.

„Ganz recht," versetzte er dann,

„Man schwatzt, man spielt, man singt, man trinkt, man liebt;
Nun sage mir, wo es was Bessers giebt!"

„O, wenn du darum in Sorge bist," fiel nun aber Braunstein ein, „so kannst du völlig ruhig sein. Nur einzig und allein meine künstlerischen Interessen will ich im Auge haben."

„Doch manches Räthsel knüpft sich auch," warf Kuff ein, „das regt dich auf, während du jetzt Ruhe brauchst; außerdem darf ein junger Künstler wie du, der eine Zukunft hat, nicht ernstlos sentimental werden, sonst bricht er seinem Talente die Flügel.

Laß du die große Welt nur sausen;
Wir wollen hier im Stillen hausen.
Es ist doch lange hergebracht,
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht."

„Ich kann zwar deine Befürchtungen und deine Besorgniß nicht theilen," nahm darauf Braunstein wieder das Wort, „allein ich will dir folgen."

„Bravo, mein Sohn," rief nun Kuff in ganz verändertem Tone. Die helle Freude lag plötzlich auf seinem Gesichte, die häßlichen Falten waren verschwunden und eine warme Innigkeit leuchtete aus seinen grauen Augen hervor.

„Nun an die Gewehre," fuhr er fort, nahm Braunstein am Arm und stieg mit ihm zum Gastzimmer hinab, um das Nachtessen einzunehmen.

Dort ließ man es sich wohl schmecken und lehnte schließlich noch ein Viertelstündchen zum Fenster hinaus, genoß die wundervolle Aussicht auf das Gebirge mit dem riesigen Watzmann, dessen eisbedeckte Spitze von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet wurde, dann legte man sich zur Ruhe.

Doch lange wollte sich der Schlaf nicht auf Braunstein herabsenken, unbewußt und unwillkürlich trug ihn seine Phantasie zurück nach dem grünen Königssee. Er sah sich wieder auf dem schaukelnden Boote im Sonnenschein, sah das schwarze, leicht gelockte Haar der graziösen Comtessen leise im Morgenwinde wehen und schaute entzückt auf die Anmuth, die Gabrielen's Antlitz beseelte. Und wie so seine Blicke an ihren feinen Zügen hingen, fühlte er mit wonnigem Erbeben den magischen Glanz, der ihren dunklen Augen entströmte und der ihn mehr und mehr umfloß wie ein lichter Zauberschleier, bis ihm nach und nach, tiefer und tiefer in das Gewebe gehüllt, die Außenwelt entschwand und er in sanftem Schlummer lag. —

Am anderen Morgen war der Himmel wieder trübe, ziemlich mißmuthig stiegen daher die Maler nach dem Gastzimmer zum Kaffee hinab. Dort trafen sie zu ihrer Ueberraschung bereits den Grafen mit seinen Töchtern vor dem dampfenden Morgentranke. Der alte Herr kam ihnen, als er sie erblickte, sogleich entgegen, reichte ihnen überaus freundlich die Hand und rief zu Braunstein gewendet:

„Nun, ein viersitziger, bequemer Wagen ist bestellt, und ich darf doch annehmen, daß Sie unsere Einladung nicht zurückweisen."

Diese außerordentliche Freundlichkeit berührte Braunstein so eigenthümlich, daß er nicht gleich eine Antwort finden konnte. In demselben Augenblicke erhoben sich aber auch die Comtessen und traten, mit liebenswürdigster Anmuth grüßend, näher.

„Soeben malten wir uns die schönen Tage aus, die Sie uns widmen wollen," rief Gabriele mit einem reizenden Lächeln. „Und ich war wieder einmal der Egoist, ich hoffte am meisten — denn ich will es nur gleich gestehen: ich zeichne auch und stellte sogar schon eine ganze Collection von Aquarellen her!"

Jetzt gab Kuff in seinem Innern jeden Versuch auf, dem Freunde abzurathen, und dieser warf denn auch das Versprechen vom Abend vorher über Bord und nahm entzückt die Einladung an. Ihm war so fröhlich, so glückselig zu Sinnen, daß er die grilligere Stimmung Kuff's gar nicht bemerkte. Er bat diesen, ihm seine Arabeske nicht übel zu nehmen, packte schnell seinen kleinen Koffer, verabredete hierauf mit seinem Freunde, daß man sich nach vierzehn Tagen in Innsbruck in der „Sonne" wieder treffen wolle, welche Stadt ungefähr in gleicher Entfernung vom Schloß Achau und dem Endpunkte der Tour lag, die Kuff zu machen beabsichtigte, nahm herzlich Abschied und rollte dann, gefangen von dem Zauber seiner neuen Bekanntschaft, auf der Straße nach der Ramsau dahin.

Kuff blieb noch einige Minuten lang auf dem Vorplatze stehen und sah dem Wagen nach, bis er hinter den Häusern verschwand, dann murmelte er zwischen den Zähnen, indem er in das Haus zurückschritt: „Da macht wieder einmal Einer einen dummen Streich."

Seit Jahren hatte sich des Landschafters keine so übele Stimmung bemächtigt, wie jetzt, da er nun allein in seinem Zimmer im Watzmann lang ausgestreckt auf dem Sopha lag. Die ganze Welt kam ihm wie mit Spinngewebe überzogen vor, überall, wo er hingreifen werde, meinte er, würde er die häßlichen Fäden fühlen. Und in den Gedanken, so sah er es schon, zappelte all' die lustige Gesellschaft, die eigentlich vom lieben Gott dazu bestimmt war, sich in lauer Luft im Sonnenschein heiter und wohlig zu tummeln: die unbeachtsamen Fliegen, die fleißigen, eifrigen Bienen, die sorglosen Schmetterlinge. Und sobald es zitterte im Netz, so schossen sie herbei, die häßlichen grauen Spinnen, umklammerten den armen Gefangenen und sogen ihm das Blut aus.

„Wahrhaftig," rief er endlich und sprang auf, „ich kann mir nicht helfen, so sind sie mir immer vorgekommen bei all' ihrem verlockenden, berauschenden Reiz — und ich hätte ihn doch nicht reisen lassen sollen."

Es war aber geschehen, er packte daher gleichfalls seinen Koffer und fuhr, obgleich sich der Himmel noch immer nicht ganz geklärt hatte, tiefer in's Gebirge hinein. Bald ward das Wetter jedoch freundlicher, eifrig sammelte er Skizze auf Skizze und so schwanden ihm denn auch die einsamen Tage schneller dahin, als er anfangs gedacht hatte. Ja, er mußte sich schließlich noch beeilen, daß er überhaupt am festgesetzten Tage bereits in Innsbruck eintreffen konnte.

Als er im Gasthause zur Sonne abstieg, war Braunstein noch nicht eingetroffen. Er hatte dies eigentlich halb und halb erwartet, denn es war ihm in den letzten Tagen, er wußte nicht recht warum, bereits so gewesen, als werde er den Freund noch nicht finden. Er unternahm daher noch einige Ausflüge in die freundliche Umgegend, besuchte auch noch einen Bekannten in der Nähe der Stadt; dabei vergingen mehrere Tage — allein Braunstein kam nicht. Vielleicht war er, da er gemeint hatte, das Zusammentreffen in Innsbruck versäumt zu haben, gleich nach Wien gefahren. Kuff erkundigte sich daher brieflich dort an der betreffenden Stelle, allein man meldete ihm umgehend, daß der Erwartete leider noch nicht eingetroffen sei.

Jetzt regte sich bei dem Freunde die Besorgniß, war es doch auch höchste Zeit, die letzte Hand an das preisgekrönte Bild zu legen. Es bemächtigte sich seiner bei dem Gedanken, der Preis könne etwa bei nicht rechtzeitiger Fertigstellung des Bildes zurückgezogen werden, nach und nach eine solche Unruhe, daß er beschloß, sich nicht noch mit Schreibereien aufzuhalten, sondern lieber gleich selbst nach Schloß Achau aufzubrechen, um die Ursache von Braunstein's Nichteintreffen mit eigenen Augen zu untersuchen und zu beseitigen.

Die Fahrt war ziemlich beschwerlich, denn das Schloß lag tief im Gebirge, trotzdem trieb Kuff zu immer größerer Eile an, denn je näher er dem Ziele kam, desto mehr steigerte sich in ihm die Besorgniß um den Freund; ja, sie artete fast in Angst aus, als der Kutscher ihm bei einer Biegung des Weges zurief:

„Dort liegt Schloß Achau!"

Der kleine sich auf einem Hügel erhebende Häusercomplex mit dem dicken, schwerfälligen Thurme sah mehr einer Burg als einem Schlosse ähnlich, aber, soweit man

es in der bereits erwähnten Abendsammlung erkennen konnte, war es festlich geschmückt; eine große Fahne flatterte vom Thurme und viele Fenster waren erleuchtet.

Dem kampfsüchtigen Herzog des Herz vor heftigster Erregung.

Den Schloßberg hinauf ging es langsamer, als sie jedoch durch das etwas verfallene Thor auf den gepflasterten Schloßhof gelangten, fuhr der Kutscher mit einer gewissen letzten Bravour an der Freitreppe vor. Sogleich sprangen mehrere reich betreßte Bediente an den Wagenschlag, diesen jedoch etwas betreffen vor dem Manne im einfachen Reiseanzuge hoben.

„Was geht hier vor?“ rief aber auch sogleich Kuff hastig.

„Es wird die Verlobung Ihrer Erlaucht, der Comtesse Gabriele gefeiert“, entnahm einer der Bedienten.

„Wir wenn?“ fragte Kuff ich will weiter.

„Mit Seiner Erlaucht, dem Herrn Grafen von Bellhaus“, berichtete der Bediente weiter.

Kuff athmete auf.

„Ihr der Mater Braunstein noch hier?“ erkundigte er sich sodann.

„Der liegt im hinteren Flügel“, versetzte der Diener fast ärgerlich.

„Er liegt!“ schrie da aber Kuff, sprang aus dem Wagen, ergriff den Bedienten am Arm und zwang ihn fester, ihn zu dem Kranken hinaufzuführen. Er zitterte am ganzen Leibe, als er an dem Festgetümmel vorüber die stillen Treppen in dem Nebenflügel emporstieg. Nach und nach aber gewann seine alte Bitterkeit wieder die Oberhand, und als er vor der Thüre des Krankenzimmers seinen aufreizwilligen Führer wieder laufen ließ und die Thür öffnete, da war der erste Sturm vorüber.

Das hohe Krankenzimmer war matt erhellt, ein starkes verhängtes Hammelbett, an dessen vorderer Breitseite ein verschwärztes Wappen prahlerisch prangte, stand an der Wand, und daneben saß bei einem kleinen Nähtischchen eine alte Frau.

Die Alte hatte den Eintretenden bemerkt und stand auf, um zu sehen, wer es sei; dabei bob sie ihre Lampe in die Höhe, aber Kuff vermochte nichts zu retten, die Nebe war ihm wie angewachsen.

„Sind Sie ein Herr Doctor?“ fragte daher die Wärterin nach kurzem Grufe.

„Wohl möcht ich einer sein, aber einer, der Leib und Seele curiren kann“, dachte nun Kuff bereit. Er mußte aufathmen. „Wie geht es ihm“, fragte er dann hastig.

„Ach, nicht zum Besten, gnädiger Herr“, versetzte die Alte. „Er liegt viel im Fieber und dann spricht er immer den Gegenstand, den andern gnädigsten Comtessen und von einem Bilde.“

Kuff sah zusammen. Man sah es ihm an, wie er mit ehernem Willen die tiefe Bewegung unterdrückte.

„Von den gnädigsten Comtessen“, murmelte er.

Er trat leise zum Bett und schlug den Vorhang etwas zurück, als er aber das abgemagerte bleiche Gesicht des schlummernden Kranken sah, da flammte es in seinen Augen wild auf, seine Stirn zog sich in tiefe Falten und seine Zähne knirschten zusammen, daß es der Alten unheimlich wurde. In zwischen Augenblicke begann der Kranke halblaut zu sprechen.

„Das war viel zu helle Töne“, sagte er mit matter Stimme, „was weißt du mit Tonnenschein; das Bild ist trübe, melancholisch, stimmungsvoll. — O, noch einmal diesen Blick, gnädigste Comtesse — Augen wie's Veilchen auf der Haide! Aber blicken Sie mich nicht so heiß an, senken verbrennt mir das Gehirn und mein Bild wird nimmer fertig und der Preis verfällt. Nicht so heiß, nicht so heiß!“ rief er schreiend aus und fuhr sich mit der mageren Hand über die Stirn.

Auch Kuff legte seine Hand sinkend auf den Kopf des Kranken und daneben erwachte dieser. Er schlug die Augen auf und blickte matt zu dem Fremde empor, aber erst nach mehreren Minuten schien er ihn erkannt zu haben und ein leichtes Lächeln glitt nun über das weiße Gesicht.

„Bin es wirklich, Kuff,“ brachte er mühsam hervor.

„O, habe Dank, daß du gekommen bist. Es war mein sehnlichster Wunsch, dich noch einmal zu sprechen.“

„Ich will dir die Zeit etwas vertreiben“, versetzte nun Kuff und gab sich Mühe, so leicht und ungezwungen wie möglich zu sprechen, „und dich auch ein klein Wenig mit pflegen, damit du bald wieder auf die Beine kommst und wir dann nach Wien reisen können.“

Der Kranke schüttelte leicht den Kopf. „Wenn Sie jetzt sonst noch etwas zu thun haben —“, wandte er sich an seine Wärterin, „ich bin in guten Händen.“

Die Frau verließ das Zimmer.

Kuff ergriff Braunstein bei der Hand des Kranken. „Ich kann dir nicht sagen, wie wehl mir ist, daß du erkennen hier“, sagte er und drückte die Hand. „Es ist Alles aus“, setze er dann leiser, wie in Gedanken verloren, hinzu.

„Beleben trüben Stimmungen gibst du dich hin“, wendete Kuff ein, „bald wirst du sich. —“

„Nein, nein, suche mich nicht zu täuschen“, unterbrach da aber der Kranke hastig, „ich fühle es, wie es um mich steht und darum stellt du noch Alles wisse.“

Er hielt inne und schöpfte tief Athem.

„Wie ich damals dahin fuhr von Brechtesgaren“, begann er hierauf wieder, „da dachte ich freilich nicht, daß wir uns so wiedersehen würden. Ich war umweht von dem Zauber der Schönheit und mein trunkener Blick hing entzückt an Gabrielen's Zügen. — Hier auf dem Schlosse sah man mir sofort ein helles Zimmer zum Malen einrichten, mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit sah mir Gabriele zu meinen Skizzen und ich verlernte mich immer tiefer in das reizvolle Antlitz. Dabei plauderten wir scherzten wir über Alles, was uns einfiel, ich sprach viel von meiner Kunst und meinen Hoffnungen und sie hörte mir aufmerksam und bewundernd zu. In den Erholungsstunden war an den Abenden wan'len wir dann rasch den kleinen Park, erklommen die nahen Anhöhen — und ich genoß das Glück in vollen Zügen. So merkte wohl, daß es mit den Vermögensverhältnissen nicht besonders glänzend bestellt war. Wie ich zufällig von meiner Aufwärterin erfuhr, hatten sie die Fahrt nach dem Königsee nur unternommen, um einem Gutsnarr aus dem Wege zu gehen, der unbequeme finanzielle Erörterungen anstellen wollte. Das zog mir Muth zu hehren Hoffnungen; wenn mein Talent das hielt, was es versprach, und es machte ja Miene dazu, warum sollte es Gabriele dann verschmähen, mir ihre Hand zu reichen? O, ich verblendeter, wahnbefangener Thor! — Schon nach wenigen Tagen wußte sie gelegentlich zu bemerken, wie sehr sie es freuen würde, von mir gemalt zu werden. Mit Freuden ging ich auf dieses Verlangen ein und arbeitete dabei nicht, daß ich mit jedem Pinselstrich, den ich führte, meinem Verhängnisse, meinem Verderben einen Schritt näher kam!

„Da erfüllten Sie der gnädigsten Comtesse einen großen Wunsch,““ bemerkte eines Tages meine alte Aufwärterin auf das Bild deutend zu mir. „„Schon mehrmals haben die Herrschaften mit Malern in Wien verhandelt, aber die forderten alle erschreckliche Preise.““

„Ich behandelte das Bild nicht wie ein gewöhnliches Portrait, sondern ich umgab den schönen Kopf mit all' dem

Duft und all' den verlockenden Reizen, mit welchen ich ihn später in meinem Gemälde ausgestattet gedachte. Auch die Züge des Gesichtes stimmten, ohne daß ich es eigentlich beabsichtigte, jene geheimnisvoll berückende Anmuth, jene unaussprechliche Bezauberung, fast gewaltsam erfassende und bis zum Wahnsinn bedrängende Liebesgluth, die nur dämonische Zaubermacht, nur Cyklopiens Töchter besitzen können."

Erschöpft sank der Maler einen Augenblick in die Kissen zurück.

„Wäre es nicht besser, wenn du mir das Weitere morgen erzähltest," mahnte Kuff.

„Nein, nein," fiel aber Brauntein schnell ein, „ich muß die drückende Last von der Seele haben. — Das Original," fuhr er alsdann nach einer kurzen Pause etwas ruhiger fort, „blieb vielleicht weit hinter dem Bilde zurück, ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß Gabriele mit bekreztem Entzücken meine Seele in erfüllen wußte — o es ist schrecklich, daß ich es sagen muß — so lange ich sie malte. Mit ihrem lustigen Geplauder, mit ihren glutvollen Blicken berauschte sie mich und weckte heißes Begehren. Eines Abends gingen wir im Park spazieren, Comtesse Cornelia war beim Gärtner stehen geblieben, wir waren allein in dem dämmrigen Wallwege weiter. Wir sprachen vom Goethe'schen Taffo, von dem wir uns schon öfter unterhalten, nur wobei ich bemerkt hatte, daß ich ihn wohl einmal illustriren möchte.

„Ob ich aber den armen liebestrunkenen Dichter, der so vergeblich um die Gunst der schönen Prinzessin flieht, auch werde entsprechend zu zeichnen wissen?" wagte ich zu fragen.

„Sie schaute mich an, ich sah, wie es in ihren dunklen Augen leuchtete; sie hatte die Anspielung verstanden.

„Wer weiß," versetzte sie leise.

„Ich hätte laut aufjauchzen mögen vor Seligkeit, ihre Hand ergriff ich, wie ein elektrischer Strom durchfuhr es mich, als ich sie berührte — da kam Comtesse Cornelia und ich ließ die Hand wieder los.

„Kurz darauf vollendete ich das Portrait. Die letzten glühenden Farben hatte ich ihm noch aufgesetzt. Der Graf nahm es mit verbindlichem Danke in Empfang — und ich habe es nicht wieder gesehen. Bald aber sollte ich seine berauschende Wirkung verspüren. — Ich hatte mir gewünscht, nun einige Tage zu verleben, ein brennendes Verlangen, mich Gabrielen zu erklären, durchzitterte mich — allein die Comtessen waren jetzt plötzlich von Unwohlsein befallen worden und verließen ihr Zimmer nicht. Mit peinigender Angst harrte ich von Tag zu Tag der Genesung. Meine anderen Gedanken konnte ich fassen, als sie, wie sie sich befand, ob sie wohl schwer leide — und ob sie in ihrem tiefsten Innern auch so heiß für mich empfinde, wie ich für sie. So grübelnd saß ich eines Nachmittags in meinem Zimmer, als zwei Lakeien im Schlosshofe verkehrten. Ich beachtete sie nicht, allein bald darauf kam meine alte Aufwärterin in sonderbarer Erregung zu mir, um mir die wichtige Neuigkeit mitzutheilen, daß sich soeben ein reicher Better, der Herr Graf von Belthaus, um die zärtliche Comtesse Gabriele bewerben und deren Hand erhalten habe.

„Mir war, als hätte mich der Schlag getroffen. Noch vermochte ich nicht klar zu sehen und doch fühlte ich schon, wie sich die Nacht der Schändlichkeit gewaltsam auf mich wälzte. — Die geschwätzige Alte theilte mir darauf ferner mit, daß man seit lange den Wunsch gehegt habe, den reichen jungen Grafen mit Gabrielen zu verbinden, daß dann kürzlich der alte Herr auf den glücklichen Einfall gekommen sei, den gegenwärtigen jungen Vetter darauf zur Bewerbung zu ermuthigen, daß er ihm das schöne Portrait Gabrielen's zum Geschenke gemacht habe. Die List war gelückt! — O, daß ich es aussprechen muß — das Bild, in welchem meine heiligste Liebe sich spiegelte — o schändliche Satire — es war zum Verderben des eigenen Erzeugers, zum Kuppeldienst gemißbraucht worden!"

Der Maler sank kraftlos in die Kissen zurück und schloß die Augen; das abgemagerte Gesicht war bleicher und bleicher. Von tiefstem Kummer durchschüttert, harrte Kuff auf den Ernst.

„Die Kunst geht zu Grunde," rang es sich endlich aus ihm hervor, „und die Schändlichkeit der Menschen ist daran schuld."

In tonlosem Augenblicke wurden traurige Bilderschüsse gelöst. Drüben im Festsaale mochte das glückliche Brautpaar den Gästen vorgestellt werden. Kuff sprte zusammen, unwillkürlich ballte er voll Ingrimm die Faust.

Der Lärm hatte auch den Kranken wieder erweckt, er regte sich und wollte sich wieder aufrichten, aber er vermochte es nicht; schnell unterstützte ihn Kuff, indem er seinen rechten Arm um die Hüfte des Ermatteten schlang.

Plötzlich starrte das Leben in dem Erwachenden wieder auf, er griff mit der einen Hand durch die Luft und versuchte zu sprechen.

„Er verkauft," stöhnte er, „ich muß fort nach Wien, sonst verkauft mir der Preis! Presse mich nicht so fest an deine heiße Brust! Laß mich los Gabriele! Du erstickst mich! Wer war jetzt nicht," schrie er dann wieder auf, „halte mich nur jetzt. Ich mein Gott, zu läßt mich rühren!" dauchte er und sank zusammen.

Mehrere Minuten lang herrschte eine lautlose Stille im Zimmer, dann athmete Kuff tief auf. Die Thränen standen ihm in den Augen, aber er preßte die Lippen zusammen, um seinen Mund wieder ein entsetzliches Wimmern.

„Das Ende vom Liede," murmelte er dann zwischen den Zähnen, „in seinen Armen das Kind war todt."

Schnellpressendruck von H. Bick & Comp. in Zschopau.

Deutsches Künstler-Album.

IX.

1876.

Breidenbach & Comp. in Düsseldorf.

Deutsches

Künstler-Album.

Deutsches
Künstler-Album
1876
GOTHE
SCHILLER
DAS NEUE THEATER
DUSSELDORF

Deutsches

Künstler-Album.

Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter.

IX.

Herausgegeben von Ernst Scherenberg.

Düsseldorf.
Verlag von Breidenbach & Comp.
1876.

Die Schwestern.

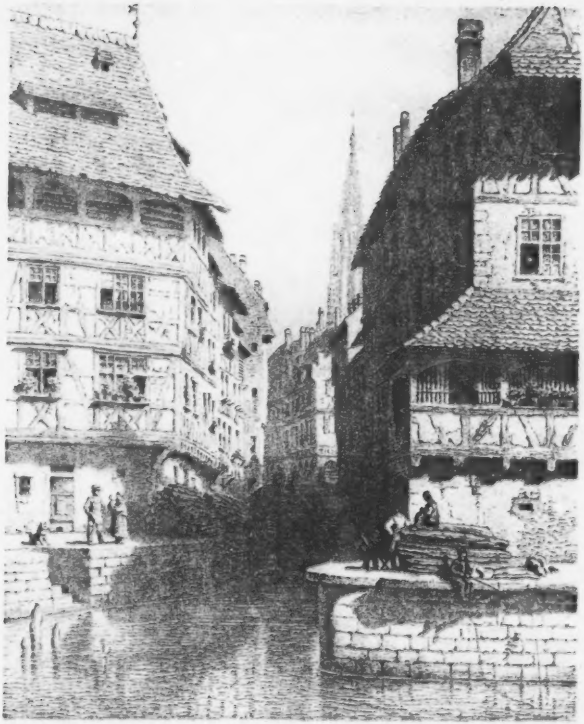
Enteriche im Starnbergersee.

Das verbannte Genie.

Heimkehr von der Arbeit.

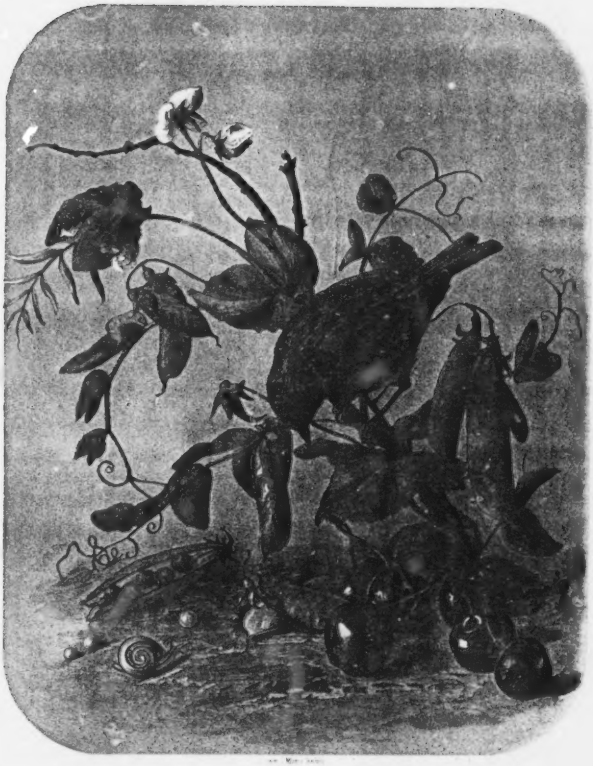
Dolce far niente.

Wilde Jagd

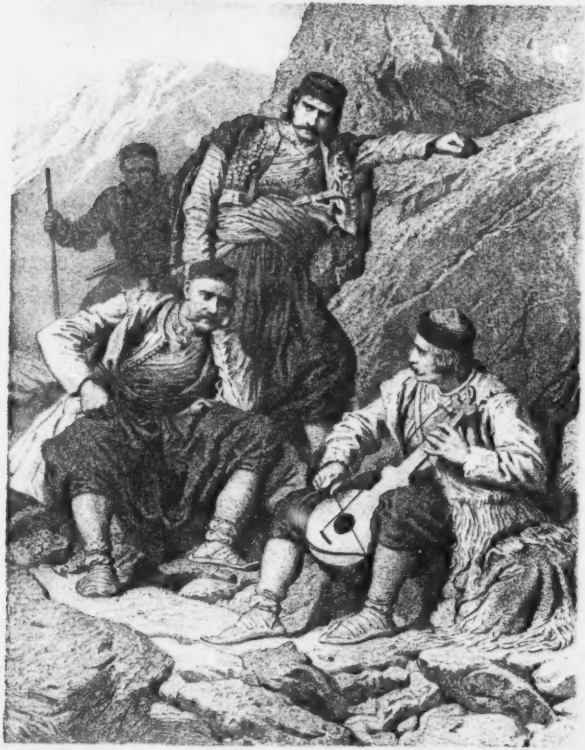


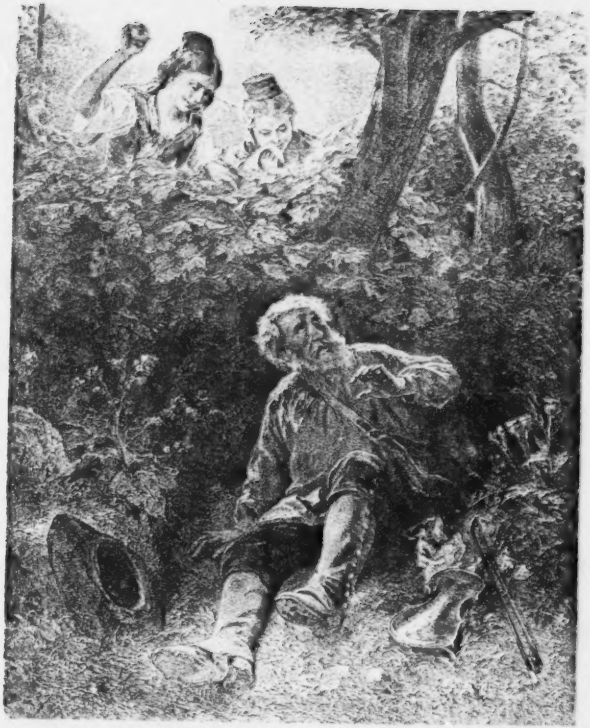
Dankend erhalten

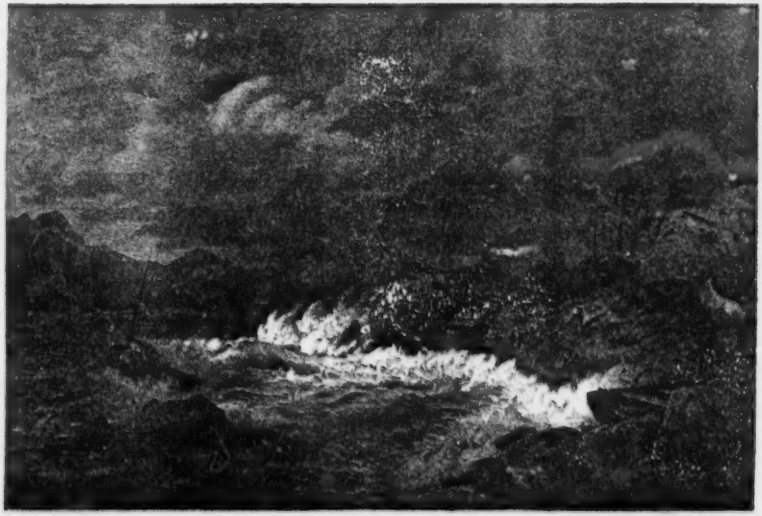
Ophelia.



Am Tagläuterbisch.







Unter dem Schutze der Presse.

Alexis Aar in Dresden.

Schön Hildgard.

Die Saiten des Sängers verhallten im Saale.
Er hatte gepriesen mit prangenden Worten
Die Wonne des Manns, der ein Weib sich erwählt,
Wenn keimende Lieb ihre Augen verkünden
Als Lohn langen Werbens, sehnsüchtig erwartet,
Und schene Lippen, scheuklebend und schüchtern
Die nahe, hultvolle Erhörung verheißen.

Da warf sich Herr Walther der Fürstin zu Füßen:
„Schön Hildgard, ich halte mein Herz nicht länger!
Ich muß mich schon Monde um deine Minne,
Unträgliche Proben preislicher Treue,
Bezeiftert Liebe gab ich dir viele.
Entlage der Scheu: entscheid unser Schicksal!
Komm, folge, als Fürstin gefaßt, in mein Burgschloß
Und sei meine Frau, im fröhlichen Frieden
Des Hauses alle hütende Herrin zugleich!"

Aufstand die Stelze von ihrem Stuhle:
„Hättst früher gebeit du, zu brauchtest heute
Zu vernehmen das Wort nicht: Dein Werben ist nutzlos!
Hildgard hat kein Herz, die Liebe zu hegen!
Meine Freiheit nur lieb ich, — als Frau eines Fremden
Zieh nimmer ich zagend zu fremden Zelten,
Keine Haube verlangt mein lutiges Gelock! . . . .
Denn sobald wir den werbenden Wunsch euch gewähren,
Ist Leid unser Lohn und Sorg unser Los.
In wenigen Jahren verwelkt unsre Jugend
Und nimmt uns Neigung das Nichts mit hinab.
Ich aber will frei sein und frisch mich erfreuen
Meiner blühenden Schönheit, des blendenden Schmelzes,
Noch lang an der Lust des Lebens mich letzen
Und die schmachtenden Schmerzen der Liebe verschmähn.

So rettete sie und kehrt' ihm den Rücken.
„Sei verwünscht" rief Walther, „nach deinem Willen!
Anfruhrerisch trotzt du der alten Ordnung
Der Mutter Natur, die die Maid für den Mann schuf:
So lebe denn ewig, von lieblichem Lichtglanz
Der Jugend umgossen, umgirrt und umgaukelt
Von frohwerbenden Freiern, selbst trostigen Herzens, —
Treib Spott und Spiel, bis einst du verspürst
Den Fluch, von der Liebe gelohen zu werden, —
Bis der Andern verachtete Neigung du neidest,
Bis arm dir und eitel dein einsames Herz dünkt,
Und unsonst du in alle Ewigkeit
Nach lebenerlösender Liebe verlangst!" —

Mit Rossen und Reisigen ritt er von dannen.
Kein wehender Schleier winkte vom Walle
Dem Gramergriffnen den Scheidegruß nach.

Hildgard vergaß den leitkündenden Gast.
Denn täglich thaten die Thore sich auf
Neu nahende Freier aufzunehmen.
Hildgards Schönheit währte wie ihre Verwunrer
Und erfüllte manch Herz mit herrlicher Hoffnung.
Freh des Triumphes ertrug sie des Trotzes
Bohren eine Weile und wies sie dann von sich,
Daß sie draußen, kummerbedrückt und verdrossen,
Enttauschte Theoren, den Tod sich ersehnten.
Nur spann sie ihr Spiel je später, je kürzer.
Bald schien es ihr schaal, — da schob sie des Riegels
Eichenen Pfahl vor die Einlaßpforte.
Sie dachte mit Dienern und Rossen von dannen
In ferne, lockende Lande zu fahren.
Doch in der Fremd ist die freundlose Frau
Hilflofer wie ich am heimischen Herd.
Der Schönheit zu schaun beleidigt
Allein ihr Zehren, kein sinnendes Trachten,
Leicht leeren Herzen nicht lange Lust,
Und Hildgard kehrte bekümmert zur Heimath.
Ein jedes Jahr verjüngte sie neu,
Doch die munteren Gespielinnen mähten sich nachtlos
Des leidvollen Alters Last zu verlengnen.

Da zog sich Hildgard grimend zurück.
Einsam las sie voll Eifer uralte,
Zerfallne Folianten voll sinniger Fabeln,
Wie in Vorzeit das Volk unsrer Väter gelebt.
Nachts hob sie die Augen zum hehren Himmel,
Der Sterne stummen Gruß zu verstehn.
Und wenn im Schloßgart die Nachtigall schlug
Und die plaudernden Brunnen plätscherten,
Hielt sie die Harfe in träumenden Händen . . . .

Da kam's wie bekanntes Fühlen der Kindheit
Mahnend über ihr muthloses Herz
Und wuchs zu wildem, unsäglichem Weh.
Die Stimmen der Vorzeit, die stillen Sterne,
Die sanftselighlichen Klänge sagten
Von einem glühenden Glück ohne Gleichen,
Das Hildgard nimmer genossen, das weiblich
Ihr leeres, liebloses Leben gemieden.
Da dachte sie wieder an Walthers Verwünschung
Und fühlte bittres Bangen im Busen
Und heißen Wunsch, das Unheil zu wenden;
Ließ Boten reiten rings in die Lande,
Zu forschen, wo sie Herr Walther finden,
Kurzid ihn zu rufen zur reuigen Hildgard,
Um Erlösung vom lästenden Fluch ihn zu flehn.

Die Boten kehrten mit karger Kunde:
„Schon dunkert Jahr ist Herr Walther verschollen.
Er ritt mit dem Rothbart aus deutschen Reichen
Ins gelobte Land und langte nicht wieder!"

Hildgard erbleichte, starrblickend verblieb sie,
Bis die Verzweiflung sie niederzwungen
Und sie ausbrach in Weinen und wirre Worte:
„Du darfst nicht todt sein, Theurer, du darfst nicht!
Du mußt noch leben, dein Lieb zu erlösen,
Denn du fluchtest im Zorn! Dich stehen die Fluthen
Zitternder Zähren: verzeihe, verzeih!"

— — — — — — — — — —

Wenn schweigend der Herbsttag schwebt überm Schwarzwald,
Und die röthliche, epheuumrankte Ruine
Aus dem Tann auftaucht in die tiefblaue Luft,
Dann steht dort stundenlang starr wie ein Spuk
In des halbverfallnen Fensters Oehlung,
Wo einsam auf unerklimmbarem Austritt
Alpingeerblümchen Levkojen blühn,
Ein wenniges Weib mit wehendem Goldhaar,
Mit zauberisch entzückender Schönheit geziert.
Gespenstisch spannend späht sie hinaus,
Sie winkt mit dem Schleier den Wandrern im Walde,
Und im Winde vernimmst du wehklagende Worte:
„Ich harre, Herr Walther, erhör mich, erhör mich!
Erlöse dein Liebchen vom leidvollen Fluch!"

Ludwig Auerbach in Pforzheim.

Herbstblätter.

1.

O dieser sanfte milde Hauch,
Der jetzt das stille Thal durchschwebt,
Die letzte Rose weckt am Strauch,
Den letzten Falter noch belebt!

O dieser wunderbare Glanz,
Wie Demantfunkeln auf den Höhn!
Du schmückst dich mit dem letzten Kranz,
Natur, noch einmal wunderschön!

2.

Die Sonne glüht, die Wasser funkeln,
Und von des Weges Bäumen lacht
Des Herbstes Frucht, die farbensatte;
Die Wälder blühn in Purpurpracht.

Wie lieb ich diese milden Tage
Voll frischen Hauchs, voll Sonnenduft,
Die klar und rein, voll kräftger Schöne
Hinfließen auf des Sommers Gruft.

Im Herzen welche heitre Stille
Und welche Fülle rüstger Kraft!
Gelöst in anspruchlos Genießen
Der wirre Traum der Leidenschaft.

O laß mir diesen klaren Frieden,
Der sonnig diesen Tag verklärt,
Laß mir ihn, Genius des Lebens,
Der dir zu danken fromm mich lehrt! —

3.

O Schwabenland, wie bist du schön,
Wenn von den grünen Rebenhöhn
Der Herbstruf in die Thale schallt,
Zur Lese wandert Jung und Alt!

In Keltern schäumend Traubenblut
Bezeugt des Jahres Sonnengluth;
Ihr dankt der Winzer fröhlich Herz
Im hellen Lied, im derben Scherz.

Welch regsam Leben ist erwacht,
Durchwogt den Tag, durchhallt die Nacht:
Des Böttchers Schlag, der Wagen Zug
Mit Glöckchenschall und Bänderflug!

Und Abends in des Mondes Glanz
Flammt auf die Lust im Erntetanz.
Wie stolz der Bursch sein Mädel schwingt,
Wie süß das Wort der Liebe klingt!

Ein Hauch von dieser reichen Lust
Strömt mir auch voll in meine Brust.
Der Volkesseele Freudigkeit
Empfind ich mit zu dieser Zeit.

Nach heißer Arbeit Sorg und Hast
Der Ernte Glück, des Friedens Rast —
Die jubeln heut auf diesen Höhn:
O Schwabenland, wie bist du schön!

4.

Horch! aus blauen Aetherhöhn
Wandervögel singen,
Wollen, letzte Rose, dir
Scheidegrüße bringen.
Traurig senkst dein Köpfchen du:
Klanglos, ohne Lieder
Blüht dir nun des Lebens Mai,
Arme Blume, nieder.

Aber uns, mein holdes Lieb!
Fielen beßre Loose.
Blühst du meinem Leben auch
Selbst als letzte Rose.
Frühlingszauber wecktest du
Mir doch im Gemüthe,
Einen vollen Lebensmai:
Duft und Strahl und Blüthe!

Und vertrauend darfst dein Herz
Du an meines legen;
's ist kein schüchtern Jünglingsherz
Mit verzagten Schlägen!
's ist getauft in Lebensgluth,
Reichen Wettergüssen,
Hat der Schmerzen reichsten Zoll
Früh schon opfern müssen.

Doch es ward kein todtes Land,
Frisch ist es geblieben,
Wie ein feurig Jünglingsherz
Dich, mein Kind, zu lieben;
Aber stark mit Mannes Kraft
Seine letzte Rose —
Dich! — zu schützen, ob um uns
Lebenssturm auch tose.

Kann die Mannesseele dir
Jugendreiz nicht geben,
Klanglos nicht wird niederblühn
Drum dein schönes Leben.
Was ein Gott in sie gelegt,
Wird dein Dasein schmücken,
Einen vollen Blüthenkranz
Auf die Stirn dir drücken.

5.

Herbstlich trübes Abenddüstern
Hüllt in Nebel Wald und Flur.
Alles stille; Waldesflüstern,
Stromesrauschen hör ich nur.

Manchmal auch von Roß und Wagen,
Wenn sie rasch am Bergabhang
Schattenhaft vorüber jagen,
Hör ich dumpfen Donnerklang;
Doch kein Lied, das sonst das Scheiden
Eines Erdentags verschönt
Und die schwer bekämpften Leiden
Meines Herzens mild versöhnt.

Schöpfermüde ruht die Erde,
Lautlos in sich selbst versenkt,
Seit von ihrem Opferherde
Sie die letzte Frucht geschenkt.
Und es lauscht mein Herz vergebens,
Ernster Gramgedanken voll,
Nach dem tiefen Ruf des Lebens,
Der so mächtig ihr entquoll:
Wird's dereinst auch im Gemüthe,
Das sein frischer Hauch noch schwellt,
Wenn mein Sommertag verglühte,
Still und todt wie rings die Welt? —

Horch! da hör ich Freudentöne:
Glöcklein klingen durch die Nacht.
Durch die lustgen Winzersöhne
Wird der erste Wein gebracht.
Lichter flammen auf im Thale,
Lieder schallen! Fackelschein
Lockt mit düster rothem Strahle
Zu der Schenke mich hinein.
Bald im Kreise froher Zecher,
Wie verwandelt meine Welt!
Fröhlich schäumt der Wein im Becher,
Freudig ist mein Herz geschwellt.

Aus des Weines duftger Süße
Und aus seiner milden Gluth
Schlürf ich still des Sommers Grüße,
Der gereift der Traube Blut.
Sein erloschnes Sonnenfeuer
Sprüht in diesem edlen Naß,
Weckt als Lebenslusterneuer
Freudge Liebe, starken Haß.
Allem Guten, allem Schönen
Freudge Liebe, thatbereit.
Aber Allen, die sie höhnen,
Starken Hasses grimmer Streit.

Jugend! sterben kannst du nimmer:
Rettend — wie der junge Wein
Sonnengluth und Sonnenschimmer —
Sog ich Deine Gluthen ein!

G. Emil Barthel in Halle a. S.

Der Muse Segen.

1.

Nachts durch fremde Gassen eilt ich
An der fremden Stadt allein;
Plötzlich lud mich still zu lauschen
Eine süße Stimme ein.

Immer heller, immer voller
Drang zu mir des Liedes Klang,
Bis sich schien in Wehaccorden
Aufzulösen der Gesang.

Dann aus schmerzdurchwühltem Busen
Drang es mächtig in mein Ohr:
„Sei verloren, was verloren,
Da ich dich, mein Glück, verlor!"

Ach, das ist der Schluß des Liedes,
Das ich selbst vor Jahren schrieb,
Als die Liebste mich verlassen
Und mir nur die Muse blieb!

2.

Früh am andern Morgen forscht ich
Nach der süßen Sängerin,
Da vernahm ich graute Kunde,
Die nicht weicht aus meinem Sinn.

Nacht und Tag seit sieben Jahren
Singt sie dieses eine Lied,
Seit um ihre schöne Stirne
Stillen Wahnsinns Wolke zieht.

Sie verlor, was ich verloren:
Jugendlust und Liebesglück;
Ach, und Beides bringt uns Beiden
Keine Macht der Welt zurück!

Aber also elend werden
Wie die ganz verlassne Maid
Kennt ich nicht, da treu die Muse
Mir noch blieb im tiefsten Leid.

Karl Bartsch in Heidelberg.

Das Vöglein.

Ihr zur Seite, den Garten entlang,
Bin ich am Morgen gegangen;
Dort an der Hecke — ein seltener Fang! —
Hat sie ein Vöglein gefangen.

Vöglein, du fleht zum Glück aus dem Nest,
Bist fürwahr zu beneiden,
Denn, an den Busen der Liebsten gepreßt,
Darfst du am Süßen dich weiden.

Zärtlich gab sie dir Kuß um Kuß,
Holde dir süße Speise;
Vöglein, du stürmest gar nicht den Genuß,
Hieltest dich still und leise.

Leise dann hat sie dich niedergelegt
Nah an der heimischen Hecke,
Bis du mit munterem Blicke zuletzt
Schwandest im grünen Versteckte.

Vöglein, scheu über ein langes Jahr
Hält mich die Liebste gefangen;
Aber so gut wie dir fürwahr
Ist es mir nimmer ergangen.

Morgengang.

Herbst war's draußen — der Blätter Kranz
Sank von den Bäumen —
Doch mir im Herzen ein Frühlingsglanz
Von selgen Träumen.

Als wir den Hügel stiegen empor
Seite an Seite,
Als das Auge sich schweigend verlor
In sonnger Weite,

Hat meine Seele in deinem Blick
Mhnend empfunden,
Daß sich die Herzen, zum Trotz dem Geschick,
Liebend gefunden.

Heischt auch des Schicksals mächtige Hand
Trauren und Schweigen,
Fühl ich es selig, was dort ich empfand:
Du bist mein eigen!

Ludwig Bauer in Augsburg.

Lied der Verlassenen.

Ich höre den Nachwind klopfen
Leis an mein Fensterlein,
Es fallen die kühlen Tropfen,
Schlaf ein, mein Herz, schlaf ein!

Dort aus der Schenke dringen
Verwirrene Töne heran,
Dort weint mit Schwärmen und Singen
Der böse, geliebte Mann. —

Verstummt sind Jubel und Lieder;
Umglänzt vom Lampenlicht,
Reigt grüßend zu ihm sich nieder
Ein lächelndes Mädchengesicht.

Mein Kind, wohl magst du lachen,
Doch schöpe der Himmel dich,
Daß du nicht einsam wachen
Und weinen mußt, wie ich!

Eduard Bauernfeld in Wien.

Bruder Felix.

(Legende.)

Bruder Felix schreitet im Wald
Und hört die Vöglein singen,
Da lockt's ihn weiter sonder Halt —
Ein Rauschen und ein Klingen!

Und wie er die süßen Laute vernimmt,
Es war eine eigene Sache;
Wie Alles so schön zusammen stimmt,
Die Thiere mit ihrer Sprache.

Und, denkt' der Ungelehrte verstand
Das thierische Reden und Leben;
Es war wie in einem Zauberland
Ein tief geheimes Weben.

Der Käfer und das Würmchen sprach:
„Wir sind nur die ersten Keime,
Die bessern und größern kommen nach
Und bilden auch neue Reime." —

Das Rehlein sprach den Bruder an:
„Willkommen in unsern Reihen!
Du nennst mich Thier, du lieber Mann,
Doch bist wohl unsers Gleichen!" —

Drauf brüllt der Löwe in seiner Art,
Die Schlange zischt zum Entsetzen —
Der Bruder lächelt in seinen Bart,
Es thät ihn daß ergötzen.

„Ich bin, was du bist — Creatur,
Und mußte, gleich dir, beginnen,
Wir mit einander sind die Natur" —
So klang es ihm von innen.

Vom Felsen säuselt ein Schleierfall,
Das stimmt den Bruder heiter;
Im Walde hebet Sang und Schall,
Der Bruder wandelt weiter.

Schlingpflanzen hemmen ihm nicht den Schritt,
Sie weichen seinen Füßen;
Das Geheimste der Scheidung mit jedem Tritt
Scheint sich ihm aufzuschließen.

„Wie nenn ich's? Das All? Oder nenn ich's Gott?
Der Bischof mag mich taufen!
Die Menschen wollen sich zum Spott
Zu Kindern Gottes kaufen.

Der Stein, die Pflanze, die Creatur,
Sie alle gehören zusammen,
Wie breiten die glänzende Himmelsflur,
Sonn und Sterne, die leuchtenden Flammen!

Was ewig war und ewig bleibt
Im frischen Daseinsglanze,
Was immer und ewig keimt und treibt,
Das ist die Welt, das Ganze!

Ich aber bin ein Einzelnes blos,
Wie dort die Schnecke im Moose —
Sagt, was ist klein und was ist groß?
Wir sind nur Theile, so wie?" — —

Sprach das der Bruder? Dacht' er's nur?
Und wenn er's dachte, verstand er's?
Ein Jeder verfolgt die Geisterspur
Auf seinen Wegen anders. —

So ward es Abend, so ward es Nacht,
Manch Thier des Waldes schreitet
Dem Bruder Felix zur Seite sacht,
Bis wo der Weg sich weitet.

Da steht das Kloster. Dem Bruder bangt —
Er kommt so spät nach Hause!
Der Abt wird zürnen. Ach, ihn verlangt
Nach seiner stillen Klause!

Und wie er kommt ans Klosterthor,
Scheint ihn der Pförtner zu messen —
Und auch der grauen Mönche Chor
Hat ihn, er sie vergessen!

Und wie er sich „Bruder Felix" nennt,
Die Mönche zusammen kauern —
Kein Wunder, daß ihn Keiner kennt!
Sie flustern und sie schauern.

„Den Bruder Felix im Zauberwald
Han wir nichts weiter erfahren;
Der hat's wohl mit dem Tode bezahlt —
Das war vor hundert Jahren!" —

Und Bruder Felix mitre sprach:
„Was zählt ihr nach Stunden und Jahren?
Was ist die Zeit? Was vor und nach?
Im Leben, im wandelbaren!

Ich bin der Felix, der in dem Wald
Die Natur, das All bewundert!
Da war ich jung! Jetzt nennt ihr mich alt —
So bin ich das alte Jahrhundert,

Und ihr das neue. O kennet ihr mich
Und mein Erfahren beerben!
Doch meine Seele verschlief's in sich —
So laßt mich ruhig sterben."

Max Beilhack in Aschaffenburg.

Versailles.

Von Versailles herziehend schwebte lange über unserm Volke,
Blitze nach dem Rheingau schleudernd, zwietrachthagelnd eine Wolke.
Welscher Mehlthau fiel auf Deutschland, Zucht und Tugend ward erstickt,
Und vom welschen Wind die schöne Blume Moselland getnickt.

Zu Versailles welch sinnberauschend Flimmern, Flattern, Glühn und Gleißen
Um den König, den die Schmeichler — seines Volks Ersehnten heißen!
Schminke auf den Wangen läugnet manches tiefgeheime Weh,
Und mit Schminke täuscht der König, täuscht der schmunzelnde Abbé.

König und Abbé, vernehmt ihr nicht des Holzwurms leises Ticken?
Dieses Wurms geschäftiges Nagen wird den Lilienthron einst knicken,
Euer Volk tanzt auf dem Grund dann, der von Völkerflüchen hohl,
Um sein einst gefürchtet-hehres, jetzt zerschmettertes Idol. — —

„Nach Versailles!" erscholl ein Rufen von dem Belt her tausendtönig,
Von den Alpen scholl es wieder, Echo bringend Preußens König.
Heer um Heer, stets neue Schaaren quollen aus dem Fels der Pfalz,
Galt es doch den Schutz des Rechtes, und die deutsche Freiheit galt's.

Nach Versailles aus deutschem Winter in den welschen Winter kamen,
Ausgestreut von Baierns König, Lenzlust bringend Eintrachtsamen:
Kennt ihr sie, die Wunderblume, die im Winter aufwärts schoß?
Kennt ihr sie, die Kaiserkrone, zu Versailles erblüht im Schloß?

In Versailles, umragt von Fahnen aller Stämme, tönten Worte
Von des Reiches allzeit Mehrer, von des Völkerfriedens Horte;
Worte waren's edeln Stolzes, nicht geblendet durch den Sieg,
Frieden kündend für die Wahrheit, aber für die Lüge Krieg.

Krieg! — Ist das nur Krieg zu nennen, wenn im Schwertkampf Schilde brechen?
Ist nicht Krieg auch mit den Schlangen, die uns in die Fersen stechen? —
Nicht in Rom zur Kaiserkrönung hob ein Flehn und Kämpfen an —
Alte Zeiten, alte Kronen — doch ein neues Reich begann!

Büßen mochte jener Heinrich in dem Burghof zu Kanossa,
Und dem Papst den Bügel halten selbst der große Barbarossa!
Unser ist das Reich, wir bauten's, unser sei's, ein Vaterhaus,
Um den Tisch des Vaters reihend ruhen sich die Söhne aus;

Ruhen aus zu kurzer Ruhe. Leben ist ja nur im Schaffen,
Und noch viel ist Arbeit übrig — darum blank die Geisteswaffen!
Um den Kaiser, wie zu Rense einst die Fürsten sich geschaart,
Stehn wir treu, denn deutsche Treue ist von guter alter Art.

Philipp Berke in Frankfurt a. M.

Leopoldine.

1.

Frag ich euch still, ihr sehnsuchtsfeuchten,
Ihr dunklen Kindesaugen, sagt,
Was mir wie dämmernd Meeresleuchten
Aus eurer Tiefe zitternd klagt:

Dann will mich's wunderbar gemahnen
An Perlen, nie dem Licht vereint,
Und meine Seele füllt ein Ahnen
Von Liebesthränen ungeweint.

Noch träumt der Sonne ihr entgegen,
Vom ersten Schimmer kaum geküßt —
Dem Taucher Heil auf seinen Wegen,
Den ihr im Mittagsglanze grüßt!

2.

Mir träumt, mich Sündigen mahne
Dein Antlitz zaubermild,
Wie eine Fee Morgane,
Wie ein Madonnenbild.

Du neigtest voller Güte
Im flüchtgen Traum der Nacht
Dein Haupt, die Lockenblüthe,
Aufs starre Herz mir sacht.

Erlöst von Schuld und Fehle,
Ein Büßer am Altar,
Bring ich dir meine Seele
Im Lied als Opfer dar!

O meine nicht! Laß fromm mich lesen
In deinem Auge treu und klar,
Daß mir dein allertiefstes Wesen,
Die Liebe, bleibt unwandelbar!

Vergönne du dem jungen Tage
Den Strahl, der ihn zum Leben rief:
Laß preisen mich, daß nächst der Klage
Erfüllung meiner Sehnsucht schlief!

Wie durch die Wolken sich die Sonne
Obsiegend ihre Bahnen bricht,
So trockne eines Lächelns Wonne
Die Wimper dir: o meine nicht!

Betmoy-Eno in Salovnia in Ober-Schlesien.

Schein.

Du hast beim Scheiden mich bedacht
Mit reichen Blumenspenden,
Vor all Euern freundlichen Worten will
Das Abschiednehmen nicht enden.

Verzeiht, wenn ich zum Dank dafür
Euch nicht mit Thränen betrogen —
Ich habe an den Draht gedacht,
Auf den Eure Blumen gezogen!

Eine alte Geschichte.

Die Fenster blitzen im Fürstenschloß,
Drin tönen die Flöten und Geigen;
Da fliegt die junge Fürstin dahin
Mit fröhlichem Herzen, mit fröhlichem Sinn
Im schnellen, im wirbelnden Reigen.

Wie strahlt ihr Auge so rein und blau!
Das Auge des Tänzers, wie dunkel!
Gleich der Edeltanne so hoch und schlank
Fliegt er die schimmernden Säle entlang
Beim strahlenden Kerzengefunkel.

Sie ist so schön, er ist so jung,
Sein Herz so feurig und schnelle.
Wer mag der Sonne verbieten das Licht?
Und wenn das Meer seine Dämme durchbricht —
Wer bindert die strömende Welle? — —

Und düster liegt das Fürstenschloß,
Verlöschet ist der Lichter Gefunkel —
Und einsam jaget ein Reiter dahin
Mit traurigem Herzen, mit traurigem Sinn
Hinaus in das nächtliche Dunkel.

Er trug im Herzen geträumten Traum,
Den Traum von der ersten Liebe.
Mit stürmischem Herzschlag ist er erwacht,
Da wurde es dunkel, da wurde es Nacht,
Sein Himmel umwölkt und trübe.

„Lebwohl, lebwohl, holdselige Frau!
Wir bleiben für immer uns ferne —
Du magst verzeihn, was mein Herz sich vermaß
Und daß es im seligsten Taumel vergaß,
Daß unerreichbar die Sterne!“ —

Moritz Blanckarts in Düsseldorf.

Dichters Lohn.

Das ist des Dichters schönster Lohn,
Wenn ihm der Dank gelungen,
Daß seines Liedes heller Ton
Ins Herz des Volks gedrungen,

Und was im Stillen er empfand
In weihevollen Stunden
Bei Tausenden im Vaterland
Ein Echo hat gefunden.

Und wär es nur ein einzig Lied
Von allen seinen Weisen,
Den Gott so hehe Gunst beschied:
Ich müßt ihn glücklich preisen!

Ruht längst sein Staub im Grabe schon,
Wird noch dies Lied erklingen
Und ihm, verewigt von Zehn zu Zehn,
Unsterblichkeit erringen!

Victor Blüthgen in Marburg in Hessen.

Sei kühl und schweige —

Sei kühl und schweige, mein Herz, mein Herz,
Wie die Winternacht schweigt auf der Halde;
Viel Süßes ward schon erblickt und zerdrückt,
Und es ist so jung noch, was dich beglückt,
Mein Herz, mein Herz,
Ein Frühling knickt sich so balde!

Frag nicht ihr Auge, mein Herz, mein Herz,
Wie verheißend es flammt und leuchtet;
Die Sterne, sie lassen das Funkeln nicht,
Sie grüßen jedweden Angesicht,
Mein Herz, mein Herz,
Ob es lacht, ob die Thräne es feuchtet.

Glaub nicht ihrer Wange, mein Herz, mein Herz,
Ihr Purpur haftet nur lose;
Du hauchtest der Wange die Gluth nicht ein:
Durchs Fenster flattert der Abendschein,
Mein Herz, mein Herz,
Und wandelt die Lilie zur Rose.

Ihr Kleid ist so weiß, mein Herz, mein Herz,
Es knistert wie Schnee auf dem Steige:
Die Winde brausen, die Flocke fällt,
Und drunter liegt eine todte Welt; —
Mein Herz, mein Herz,
Sei kühl, und lächle, und schweige!

Die Nacht.

Das ist die Nacht, das ist die Nacht!
Sie fährt übers Land mit düsterer Pracht;
Von Sternjuwelen funkelt ihr Kleid:
Der Mond am Busen ist ihr Geschmeid;
Sie fährt so leis, wie die Eule fliegt,
Wie die singende Mutter ihr Kindlein wiegt;
Ihr Aug ist dunkel und dunkel ihr Haar,
Und Schweigen versiegelt ihr Lippenpaar.

Das ist die Nacht, das ist die Nacht!
Wenn Alles schläft, sie wirket und wacht.
Ob Frühling duftet, ob Schneelicht glimmt,
Sie kommt, wenn die Sonn in den Abend schwimmt;
Ihr Hauch umfächelt der Blume Gesicht, —
Sie schleudert den Sturm, der die Wipfel bricht;
Sie thaut auf der Fluren lechzende Noth, —
Und küßt sie mit eisigem Kuß zu Tod.

Das ist die Nacht, das ist die Nacht!
Sie schließt dein Auge mit süßer Macht;
Sie schaukelt dein Herz zum Schlafen ein, —
Und rüttelt es wach mit des Fiebers Pein;
Sie glättet dir schmeichelnd den weichen Pfühl, —
Und bettet dich unter den Sternen kühl;
Sie hütet den Frieden bei Thür und Thor, —
Und jagt dich mit Schrecken vom Lager empor.

Das ist die Nacht, das ist die Nacht.
Die das bunte Märchen des Traumes erdacht!
Sie rührt dir aus Auge, und es wird Licht,
Da wandelt vorüber das stille Gesicht;
Es grüßt dich die Liebe, es küßt dich das Glück,
Verweinter Jammer er kehret zurück;
Was nie du errungen, hier wird es dein:
Dann winkt sie am Morgen, — du bist allein.

Das ist die Nacht, das ist die Nacht!
Sie deckt die Schand und da wird sie vollbracht.
In Schleier hüllt sie vergossenes Blut, —
Und Liebe, die still in Liebe ruht;
Den Fuß, der scheu nach dem Raube schleicht, —
Und die Hand, die verborgen die Gabe reicht;
Den wüsten Taumel, den Fleiß ohne Ruh,
Sie deckt mit Schatten und Schweigen sie zu.

Das ist die Nacht, das ist die Nacht!
Sie tränket das glimmende Leben so sacht;
Es flackert empor und der Blutquell braust, —
Und ein andres zerdrückt sie mit kalter Faust;
Hier träufelt sie Trost in die Seele ein,
Dort facht sie Verzweiflung im morschen Gebein:
Ein Engel, ein Teufel mit Göttermacht
Ist die Nacht, die schweigende, prächtige Nacht.

Ludwig Bowitsch in Wien.

An eines Jünglings Bahre.

Er schweigt, er ruht, er schläft, er hat vollendet!
O schreitet leise, leise durch das Zimmer —
Erweckt mir ja den schönen Jüngling nimmer —
Er ist ein Glücklicher, er hat vollendet!

Wie lächeln selig seine blassen Wangen,
Ein Zauber webet durch des Todes Räume,
Zur Gruft begleiten ihn die Jugendträume,
Im vollsten Hoffen ist er heimgegangen!

Er hat die Qual der Qualen nicht empfunden,
Nicht, was es heißt, sich selbst zu überleben,
Der eignen Brust den Gnadenstoß zu geben
Und schweigend zu verhüllen ihre Wunden!

Er hat geschwelgt im heitren Lenzesglücke,
Der Täuschung Wüstenboden blieb ihm ferne.
Im hellsten Feuer glühten seine Sterne
Und süß berauscht erloschen seine Blicke!

O Glücklicher, der solches Loos erworben,
Er darf sein ganzes „Ich" zu Grabe tragen,
Nicht Stück für Stück sich selbst in Scherben schlagen
Und erst verröcheln, wann er längst gestorben!

A. Brandstettner in Speyer.

Dornröslein.

Ein Röslein fand ich am Dornenstrauch,
Frisch roth, wie rosige Wangen,
Beglänzt von der Sonne goldenem Schein,
Mit perlendem Thau behangen.

Da gedacht ich an Liebchens schwarzbraunes Haar,
Das wollt ich mit Rosen schmücken.
Doch es fielen die losen Blätter ab,
Als Röslein ich wollt pflücken.

Und bang und schwer kam's über mich,
Mein Herze war beklommen.
Wie mir geschehn, ich weiß es nicht,
Still bin ich nach Hause gekommen.

Da lag sie mit Rosen im braunen Gelock:
Mein Lied ward zu Grabe getragen.
O Röslein roch am Totenstrauch,
Das wolltest du mir sagen?

F. Brunold in Joachimsthal.

Nach Jahren.

(Ein Dichterleben.)

In Waldessaum, den Mantel umgeschlagen,
Den Blick gewendet nach den Abendgluthen;
So stand er — während die Gedanken ruhten
In der Erinnerung, auf vergangnen Tagen:
Als er den Fuß zuerst hieher gesetzt,
Da waren Stämmchen die jetzt riesen Bäume,
Ein heitrer Glanz durchwogte seine Träume,
Natur hat ihn mit Allem reich ergetzt.

Er ließ der Freunde Kreis, das heitre Leben
Und wandte sich hieher zur Waldesstille;
Meinend, daß Einsamkeit und fester Wille,
Zur Arbeit würde Kraft und Freude geben.
Aus jeder Blüth er Lust und Freude sog,
Auf jedes Vogels Sang er freudig lauschte —
Und merkte nicht, daß, wie vorüber rauschte
Lied, Sang und Klang — auch Jahr um Jahr verflog.

Traumhaft befangen eilte er von hinnen —
Da rauscht der Wald, ein Schrei durchdringt die Lüfte,
Ein Volk von Kranichen gen Süden schiffte;
Der Herbst ist da und weckt ihn aus dem Sinnen.
Im West verglüht der Sonne letzter Schein,
Er fühlt voll Schreck, die Zeit ist träg verflossen,
Auf rafft er sich, er denket der Genossen —
Und sieht und fühlt sich überall allein.

Allein! Allein! O Wort, sobald gesprochen,
Welch tiefen Schmerz weißt du in Füll zu bergen,
Du Modergruft mit aufgethürmten Särgen,
Verlorner Freuden, blüthenlos gebrochen.
Er will zurück, will in die Welt hinein,
In jene Welt, die er einst aufgegeben —
Die Zeit ward anders, anders ward das Leben —
Niemand kennt ihn — er ist und bleibt allein.

Da ist zum Walde er still zurück gegangen.
Er kannte ihn, es kannten ihn die Bäume.
Hier war's wie sonst; — und doch! durch seine Träume,
Durch seine Freuden flog's wie Klag und Bangen.
Wer mit der Welt nicht lebt, den kennet nicht
Die Welt; sie achtet nicht geheime Schmerzen.
Was weiß die Welt denn von gebrochnen Herzen.
Gibt man's im Liede Preis — nennt sie's „Gedicht".

Sein Haar ward grau. — So steht er bei den Fichten
Und sieht zu Thal. Im Aetherblau die Schwäne
Verlieren sich, wie sich im Aug die Thräne,
Der Lieb geweiht, verbirgt in den Gedichten.
So stand er lang, vom Abendroth umglüht, —
So fand der Tod ihn einsam in der Stunde;
Indeß ein Wanderkurlich mit heitrem Munde
Ein Lied sich sang: — des Todten Schwanenlied.

Otto Buchwald in Fürstenwalde.

Unvergänglich.

Laß die Zeit die Wellen treiben
Unserm Blick vorbei,
Aber laß uns immer bleiben
Unsrer Liebe treu.

Laß uns ihre Blüthen wahren
Vor dem rauhen Schlag
Wilder Stürme und Gefahren
Bis zum spätsten Tag.

Und du schaust sie unverblichen
Noch nach langer Zeit;
Ist die Jugend auch entwichen,
Blieb sie doch nicht weit.

Nur ein Ton der alten Lieder,
Und sie naht sich gleich;
Nur ein Kuß, und sie kommt wieder
Hold und wonnereich.

Und du fühlst ein selges Schwellen,
Wie im Lebenstau, —
Und die Zeit trieb ihre Wellen
Unserm Glück vorbei.

Herbstlied.

So hat [illegible] Herbstes wildes Wetter
Den Hain durchtobt in rauher Hast,
Hier ruht verstreut die fahlen Blätter,
Und dort, vom Sturm gebrochen, ein Ast.

Wohin ich schau, auf allen Wegen
Starrt der Zerstörung wüstes Bild; —
Nun ist es still, und nur der Regen
Rinnt leise nieder aufs Gefild.

Und wie die Tropfen schweigend sinken
Ins blumenleere, welke Gras,
So sah ich Aetherthränen blinken
Auf manchem Antlitz, hehl und blaß.

Auf das der Sturm verschwelgter Tage
Sein Wort mit wüsten Zügen schrieb,
Und dem allein die Thränenklage
Vom Blüthenschmuck der Jugend blieb.

Ludwig Bund in Düsseldorf.

Graf Finkenstein.

Nacht und Schweigen lag Gitschin
Geheimnißvoll vor jenem Tage,
Der Preußen neuen Glanz verlieh,
Der Oestreich gab die herbe Klage.
Bei Skalitz und bei Nachod war
Der Seinen Blut im Kampf geflossen;
Noch aber hielt der Doppelaar
In seiner Fänge starkem Paar
Die altbewährte Kraft geschlossen.

Mit seiner Palatine Ehor
Zog noch beim letzten Abendgrauen
Holt Wilhelm in des Städtchens Thor,
Sein sieggekröntes Heer zu schauen.
In Friedlands Stadt, im fremden Land,
Ihm jauchzte jeder Mund entgegen;
Manch Tapferm gab er noch die Hand,
Der schon an Todespforten stand,
Und Schmerz nahm ihm des Schlummers
Segen. —

Um Mitternacht, in wildem Lauf
Durchsprengt ein Reitertrupp die Gassen.
Vom Lager führt Held Moltke auf,
Den Sorgen noch nicht schlafen lassen.
Ist's Hilferuf, ist's Siegespreis,
Der nächtlich soll zum Herrscher dringen?
Bald um den König steht ein Kreis,
Im Kriegsrath fällt der Würfel heiß —
Was wird der nächste Morgen bringen?

Der Feind, in starker Uebermacht,
So ist die Kunde spät gekommen,
Er hat bei Chlum zur großen Schlacht
Auf Tod und Leben Stand genommen.
Und Preußens Heere, dreigetheilt,
Sie können sich die Hand nicht reichen;
Bei Königinhof der Kronprinz weilt —
Wenn ihn der Schlachtruf nicht ereilt,
Dann gibt es Jammer, Noth und Leichen.

Drum eine Botschaft, groß und schwer,
Zu ihm muß sie hinüber dringen.
Wer aber jetzt, vor Allen wer,
Soll sicher sie dem Prinzen bringen?
Da tritt Graf Finkenstein hervor,
Er fühlt der Sendung volle Bürde;
Ihm, der noch nie den Muth verlor,
Hebt hoch sich nun die Brust empor
In stolzer Manneskraft und Würde. —

Schon schwingt er sich aufs starke Roß,
Zurück weiß er das Schutzgeleite;
Die Faust den Zügel fest umschloß,
Der schwere Pallasch drohnt zur Seite,
Dann in die Flanken fährt der Sporn,
Dazu ein Schlag mit flacher Klinge,
Und fort, wie wenn durch Busch und
Dorn
Die Leidenschaft, in Muth und Zorn,
Verloren ins Verderben ginge.

In Strömen rauscht die Regenfluth,
Des Himmels Sterne sind verhangen;
Den Reiter peitscht des Sturmes Wuth,
Und fremd hält Alles ihn umfangen.
In Feindes Land, in Nacht und Hast,
Wer lehret ihn die rechten Wege?
Der Sorge Druck ersticht ihn fast,
Daß zeitig seiner Meldung Last
Er in des Prinzen Hände lege.

Als wär der Ritt sein Lebensziel,
So dünkt es ihm in tiefen Stunden.
Und doch, hier gilt ein Leben viel:
Des Heeres Ruhm, die rothen Wunden
Von Tausenden, die hingemäht —
Sieh, welche Bilder mit ihm fliegen!
Fort, daß der Athem ihm vergeht,
Nur eins vor seiner Seele steht:
„Ich muß hinüber, daß wir siegen!“ —

Das Roß, wie wenn die Leidenschaft
Des Herrn sein ganzes Mark durchbebe,
Es stürmt dahin mit wilder Kraft,
Wie wenn's der Wind von dannen hebe.
Die Funken sprühn, die Flanke schäumt;
Am Berge bald und bald im Thale,
Fels, Bach, Sumpf, der in Weiden träumt,
Kein Hinderniß, vor dem es bäumt,
Wie es die Nacht auch trauend male.

Die Hütten alle menschenleer,
Wo soll der Reiter Rath sich holen?
Wie er auch jagt, doch nebenher
Hinstürmt die Zeit auf schnellen Sohlen. —
Tief steht der Mond im Westen schon,
Den schwer die Wolken überdecken:
„Weh mir, die Nacht ist bald entflohn,
Und bald wird der Trompete Ton
Das Heer zum blutgen Tanze wecken!“ —

Ein jeder Nerv ist ihm gespannt,
Im Hirne fängt es an zu schwirren.
Es faßt ihn, wie mit Todes Hand,
Die Furcht, er reite schon im Irren.
„Ihr Himmelsmächte, führet mich,
Daß ich die theuren Brüder rette!“
So ringt's auf seiner Seele sich; —
Da schallt ein „Werda?“ kräftiglich. —
Hurrah! der Freunde Postenkette! —

Nun zieht die Nacht den Schleier fort,
Er fliegt dahin gleich einem Pfeile.
Das müde Roß, durch Sporn und Wort
Noch einmal treibt er es zur Eile: —
Er ist am Ziel — es ist vollbracht! —
Und wenn die fernsten Zeiten melden
Den Königgrätz, der Riesenschlacht,
Dann werde rühmend auch gedacht
Des kühnen Ritts von einem Helden.

Cajetan Cerri in Wien.

Lieder aus Reichenhall.

1.

Vor dem „Gradirhaus.“

Millionen Tropfen fallen
Zur Erde stündlich nieder,
Und immer, immer wieder
In ewgem Drang und Wallen
Fließt fort die salzge Fluth.
Mag dich auch still betrüben
Dies Bild gebrochner Wellen,
Wiß', daß die kleinen Quellen
Heil und Genesung üben —
Und also ist es gut.

Millionen Thränen fallen
Zur Erde stündlich nieder,
Und immer, immer wieder
In ewgem Drang und Wallen
Fließt fort die salzge Fluth.
Mag dir auch trostlos scheinen
Dies Bild der Menschheit Schmerzen,
Wiß', daß dem armen Herzen
Erlösung naht im Weinen —
Und also ist es gut.

2.

Am „Königsweg.“

Vergangs, wenn auf den Blumen
Thauperlen glühn und sprühn,
Wandelst du, kranke Schöne,
Schweigend durch Waldesgrün.

Geheimnißvoll die Waldung,
Geheimnißvoll auch du:
Es weht und es athmet um Beide
Wie geisterhafte Ruh.

So schreitest du fort; im Auge
Unheimlich tiefe Gluth,
Und auf den Wangen Rosen,
So roth, so roth, wie Blut.

Weh mir! daß über dich, Arme,
Gebrochen schon der Stab:
Hast Rosen auf den Wangen,
Bald Rosen auf dem Grab!

W. Constant in Berchtesgaden.

Aus dem Buche des Lebens.

Die Thränen, die in stillen Nächten
Das Auge weint, entrungen bittrem Weh,
Vor keinem fremden Blick entweiht, sind Perlen,
Viel kostbarer, als die am Grund der See.

Die Thränenströme, die dem Aug entfluthen
Vor aller Welt, sind auch für alle Welt;
Sie rühren, sie erweichen nicht; sie glänzen,
Sie leuchten, doch die Wärme fehlt.

Dort das Wölkchen überm Berg
Folgt verstohlen meinen Bahnen,
Ein geheimnißvoller Zwerg
Will's mich vor dem Wetter mahnen.

Und so war's; nun eilt ich schnell,
Hatte kaum den Wald umzogen,
War der Sturm auch schon zur Stell
Heller Bucht herangezogen.

Gäb es doch im Leben auch
Solche Wolken, die uns mahnten,
Daß des Weh-Gewitterbauch
Wir, bevor es da ist, ahnten.

Drüben schimmert eine Hütte,
Wie ein heller Edelstein,
Schlichter Sinn und fromme Sitte
Wohnen drein.

Einst glich einer solchen Hütte
Auch mein unbefleckt Herz,
Jetzt birgt es in seiner Mitte —
Qual und Schmerz.

Duftig Grün und Wasserrauschen,
Blütenlauben, Blattenqualm,
Sonnengold im reinen Aether,
Frühlingswehn und Lerchenpsalm;

Frei der Sinn, das Auge offen
Für die helle Pracht umher,
In der Brust gestillte Sehnsucht,
Glücklich Herz, was willst du mehr?

Felix Dahn in Königsberg i. Pr.

Der Gast von Treuz.

1.

Herr Blondel und von Treuz Dame Aleuz de Lis, —
Wie heiß, wie treu, wie heimlich liebten sie:
Herr Blondel zog mit Tanz durch Normandie. —

Herr Blondel ließ den Hof von Haute Claude,
Er ritt ein Roß, ein rasches Roß, zu Tod
Und schlich ans Thor zu Treuz beim Abendroth. —

Herrn Blondel bracht ein Falke sturmgetrieben
Aus Treuz ein Täflein Wachs, mit Blut beschrieben:
„O komm und hilf! es gilt um unser Lieben!"

Die Nacht war still — die Sterne schienen klar —
Im Zwinger-Garten flüsterte das Paar.
„Geliebter, zweifle nicht mehr: es ist wahr!

Mein Vater will und muß! — er wagt kein Nein,
Wenn dieser Gast und Freier wirbt — o Pein!
Nur Flucht, bevor er sprach, kann mich befrein!"

2.

Und zu derselben Stund um Mitternacht
Ward Merlerkunde zischelnd hinterbracht
Dem hohen Gast zu Treuz! „Sire, Sire, erwacht!

Eilt in den Garten, dort wegt Ihr am Zaun
Die Ihr erkort, die Lilie aller Fraun,
Bald Eure Braut — in Buhlerarmen schaun."

Er zog sein Schwert und sprang hinab so leise,
Wie Löwen springen auf der Beute Weise
In Grimm verhalten tödlich-stiller Weise.

Und als das Pförtlein just gewann das Paar
Da rauschte das Gebüsch: im Mondlicht klar
Schwang auf ein Schwert, vor dem kein Fliehen war.

„Wer bist du?" scholl's, „verfluchter Lilienfänger!"
„Mein König!" rief, aufs Knie gestürzt, der Sänger:
„Stoß zu! als dein Rival — nicht leb ich länger."

Da vor die Stirn schlug sich in wildem Schmerz
Der Gast von Treuz den Schwerter-Knauf von Erz,
Dann sprach er still zu sich: „Trag's Löwenherz!

Was lieben heißt, weiß ich zum ersten Mal
Heut Nacht! doch, Blondel d'Amiral,
Nie wird der König Richard dein Rival.

Seid glücklich, beide! denn ihr seid es werth:
Lieb hat und Liebe euren Pfad verklärt;
Richard Plantagenet bleibt nur — sein Schwert."

Therese Dahn in Königsberg i. Pr.

Einsam.

Einsam wall ich langsam leise
Aus dem Feld der Haide zu;
Gram ist meine Seelenspeise
Und die Sehnsucht meine Ruh.

Wo der Sonne goldge Streifen
In ihr Kraut die Haide flicht,
Wo die dunklen Föhren greifen
Sehnend in das duftge Licht,

Such ich spähend in dem Schimmer
Bunter Halmeinheitlichkeit,
Walle sinnend durch den Flimmer,
Suchend durch die Einsamkeit:

Fern, wo über Meer und Steine
Zeline Blumen nickend blühn,
Zieht ein Weg, am Ackerraine,
In der Buchen tiefstes Grün.

Einsam wall ich: — trübe Reise,
Schöne Sehnsucht meine Ruh,
Stiller Kummer meine Speise,
Und mein Ziel: — keins — aber Du!

Hermann Dickmann in Wiesbaden.

Liebesboten.

Leuchtende Funken
Dringen gewaltsam
In mein verborgnes
Schattiges Zelt,
Aus dem Gefolge der
Herrlichen Göttin,
Die an dem Himmel
Droben einherzieht
Aber das dichte,
Schirmende Laubdach
Schließet sich wieder;
Nimmer zurück
Können die holden,
Bleiben gebannt hier,
Während die hohe,
Strahlende Sonne
Weiter nun wandelt
Leuchtend die Bahn.

Wollte verzweifelnd
Fliehen das Licht;
Weil ich mich feindlich
Schied von den Menschen,
Weil ich am Leben
Feige verzagt.
Aber es dringt
In die verborgnen
Spalten des Herzens
Segnend hinein,
Wie es zum einsam
Dunkeln Verstecke
Sandte die Boten.
Und mit dem Licht
Drängt aus dem Leben
Bild sich an Bild
Mir in die Brust;
Und der verstummende,
Unter dem Grübeln
Schleichender Sorge
Schweigende Ton
Gleitet nun lieblich,
Mild und versöhnend
Von den erzitternden
Saiten des Herzens,
Wie von den Blättern
Glitten hernieder
Grüßend die Strahlen.

Aus dem verdorrten,
Naschelnden Laube
Zischt es empor,
Flieht es von dannen:
Giftige Schlangen
Eilen davon,
Welche gehaust
Mir in verderblich
Dunkeler Nähe.
Auf und von hinnen!
Fliehe die Stätte,
Wo du gebrütet
Nächtlich im Dunkel!
Leben und Licht
Wohnen im Herzen,
Streben hinaus
Ihren Geschwistern
Unter der Sonne
Freudig entgegen.

Aber die Liebe
Lenke die Schritte
Zu der Geliebten!
Wenn sie die Hände
Still auf das Haupt
Segnend dir legt,
Lehnet das eigne
Haupt an die Brust dir:
Wirst du nicht mehr
Sorgen und zagen;
Aber dein Herz wird
Selig durchschauern
Ahnung der ewigen
Fülle der Liebe.

Stille, mein Herz!
Alles ja weiß ich.
Mache dich auf,
Auf und zu Ihr! —

Franz W. Freiherr v. Ditfurth in Nürnberg.

Faust auf dem Friedhofe.

Gruß dir, stiller Friedenshafen,
Thränenreicher Port der Welt,
Wo die Lebensstürme schlafen,
Wenn der Todesanker fällt!

Wiege, drin das Kind beim Greise,
Drinnen Jungfrau, Weib und Mann
Schaukelnd träumt von neuer Reise
In das ewge Canaan:

Sieh ich trete wirr vom Leben,
Todeswund, in Zweifelmacht,
Ob du Ruhe kannst mir geben,
Hier in deine stille Nacht!

Nimm herab den Wolkenschleier,
Mond, vom bleichen Angesicht,
Daß ein Lebensstrahl sich freier
Um die Schädelstätte flicht!

Welch ein Anblick! All die Zellen,
Drauf des Todes Schweigen ruht,
Wie erstarrte Hügelwellen
Mitten auf der Lebensfluth.

Wie viel Arbeit, Sorg und Mühen,
Wie viel Kummer, Noth und Harm
Wie viel Haß und Zornesglühen
Senkt hier müde nicht den Arm!

Wie viel Sturm der Lebenswellen,
Welchen Toos der Schlachtenreihn,
Wie viel Heldentrotzes Schwellen
Sargt der Tod hier schweigend ein!

Wie viel Liebe, hoffnungstrunken,
Wie viel Ehrgeiz dieser Welt,
Wie viel Schönheit, Zauberprunken
Deckt dies arme Hügelzelt!

Welche Lichtfluth der Gedanken,
Die vom kleinsten Wurmeshaus
Bis zur Himmelssonne ranken,
Löscht die müde Nacht hier aus!

Sie, die königlichen Erben
Auf des Himmels stolze Pracht,
Liegen da, zerbrochne Scherben,
Nach des Lebens Hochzeitnacht.

Alle gleich, ob sie krystallen,
Gold- und silberüberschmückt,
Ob sie aus des Töpfers Ballen
In die ärmste Form gedrückt.

Bist du auf der Forschung Meere
Ausgefahren treu und lang,
Hast der Sturmfluth Donnerschwere
Oft getragen sonder bang;

Doch wo trafst du, Argonaute,
Was dein hoffend Herz verhieß,
Das vertraute, Geist erschaute,
Ewger Wahrheit goldne Vließ?

O, dir ward auf deine Frage,
Die du klar und treu gestellt,
Nur die dunkle Märchensage
Von dem Lande jener Welt!

Doch gesehen hat es keiner;
Ob Jahrtausend sich verzehrt,
All der Sucher ist nicht einer
Mit der Botschaft heimgekehrt.

Sieh, im Labyrinth der Sonnen,
In der Sterne Wunderplan
Hat der Menschengeist gewonnen
Ziel und Ordnung ihrer Bahn:

Daß den Schiffer, den verirrten,
Lenkt ein Strahl durch Nacht und Graus,
Selbst den Buben armer Hirten
Führt der Abendstern nach Haus.

Nur dich, Stern, den All erhoffen,
Dich verheißnes Friedensland,
Hat kein Auge noch getroffen,
Wie viel Sucher ausgesandt.

Einsam an der Todeswende
Tritt die Hoffnung aus der Nacht,
Reichet still die zagen Hände,
Müde selbst von langer Wacht;

Reicht den Schuldbrief, der den Erben
Mit Potosis Schätzen schmückt,
Nun dem Bettler, noch im Sterben,
In die welke Hand gedrückt.

Dies die Bürgschaft, die gegeben
Für des Todes Riesenschuld,
Dies die Bürgschaft, die das Leben
Bis zum Bahrtuch eingelullt;

Dies die Bürgschaft, daß sie ziehen
Gläubig zu dem dunkeln Land,
Die auf Erden kaum geliehen
Einen Heller ohne Pfand.

Tod, der unsrer Muttererde
Würgt das Kind im eignen Schooß,
Daß hier eine Antwort werde,
Reiß den Purpurschleier los!

Sargst du gierig die Demanten
Unsers Lebens in den Staub,
Daß auf ewig die Gebannten,
Alter Lindwurm, hier dein Raub?

Wird kein neuer Sigurd kommen,
Der dich, Fafnir niederringt,
Der den Hort, dir abgenommen,
Aus der Grabeshöhle bringt?

Oder führt, Weltfluch seit Abel,
Ewig stummer Polyglott,
Deine Hand aus diesem Babel
Einst zu Satan, oder Gott?

Doch du schweigst, wie du geschwiegen
Schon jahrtausendlang der Welt;
Still und stumm die Gräber liegen,
Kalt und öd das Todtenfeld. —

Wie zum Hohn, daß ich erringen
Licht aus deinem Dunkel will,
Flimmert dort auf irren Schwingen
Ein Johanniswürmchen still.

Faust, o wärst du wie der Käfer,
Der gedankenlos dort fliegt,
Unbekümmert um die Schläfer,
Doch, ein Licht der Nacht, sich wiegt;

Während du, ob alle Strahlen
Deines Geistes mögen sprühn,
In der Nacht der Zweifelqualen
Immer dunkler mußt verglühn.

Und dich, König der Gedanken,
Die am Lebensmahl gezecht,
Lassen durstesmatt sie wanken,
Sie die Herren, du ihr Knecht.

Ja, es reichen alle Garben
Dieser Saaten ohne Zahl,
Nicht am eignen Herd zu darben,
Dir ein einzig Friedensmahl.

O, daß sie von mir entstammen,
Die mich nehmen ins Gericht,
Daß mein Hauch nicht ihre Flammen
Kann verlöschen, wie ein Licht!

Doch sie schießen auf wie Blitze,
Trotzig gegen meine Macht,
Alles hell zum Wolkensitze,
Nur ich selbst in dunkler Nacht.

Weh! und will ich in die Schranken,
Als ein gläubigfrommes Kind,
Treiben ewig die Gedanken
In der Zweifel Labyrinth.

Und so steh ich da, ein Ringer,
Ein Laokoon voll Schmerz,
Dem des Grames Todtenfinger
Wie die Schlange bohrt ins Herz.

Fluch der Arbeit, Fluch den Mühen,
Fluch den Sorgen und der Noth,
Dran das Leben muß verblühen,
Und vor Allem — Fluch dem Tod!

Lang vertrocknet liegt mein Glaube,
Wie ein Mumienkind so greis,
Keiner Hoffnung Friedenstaube
Bringt mir noch ein grünes Reis.

In der Springfluth der Gedanken
Wälzet Well an Wellenstoß,
Wühlt die letzten Uferschranken
Meines Glaubens brausend los,

Und ich steh im schwanken Kahne,
Ohne Kompaß und Pilot,
Auf dem Wellenozeane
Vor der Riesenscylla — Tod. —

Still — ich bin an deinem Grabe,
Edle Mutter! Wie ein Wehn
Wunderbarer Frühlingslabe,
Fühl das Herz ich auferstehn.

Was zum Licht in mir gedrungen,
Stammt von deinem milden Geist,
Edle Mutter, eh bezwungen
Zweifelhand es niederreißt.

„O erwach nur im Gemüthe,
Und du bist ein starker Held,
Der des Glaubens stille Blüthe
In den Schlund des Todes hält!"

Also hört ich mahnend sagen
Noch dich Sterbende dies Wort,
Hab es selbst noch übertragen
Auf dein Todtenkreuzlein dort.

O daß mir des Lebens Wirrsal
Ausgelöscht den frommen Spruch!
Tödtlich such ich in der Irrsal
Nach dem neuen Lebensbuch.

Und du Kreuz, schon halbversunken,
Hast so treu den Spruch bewahrt,
Ob du, morsch und schlafestrunken,
Dich geneigt zur Todesfahrt.

O könnt ich zum stillen Herde
Meiner Kindheit wieder heim,
Wie das Kreuz sich neigt zur Erde
Mit dem Auferstehungsreim!

Dräxler-Manfred in Darmstadt.

Bei Jahren.

Früh Morgens schlüpft der Sonnenschein
So klar und rein zu dir herein
Und schleicht sich immer weiter.
Heraus Gesell, vom Bette schnell!
Er macht dir Herz und Stube hell
Und deine Seele heiter.

Jetzt bist du frisch und aufgeräumt,
Nur nicht gesäumt und noch geträumt,
Jetzt laß die Zügel schießen.
Am Morgen schafft die frische Kraft,
Und bist du einmal launenhaft,
So leg dich aufs Genießen.

Der neue Tag, o sieh, er lacht
In stiller Pracht und Schönheitsmacht,
Das laß dir nicht entgehen, —
Begeisterung und hoher Schwung
Zu geistiger Eroberung
Wird deine Brust durchweben.

Vor Jahren, als ein Jüngling du,
Da schliefst du zu in süßer Ruh,
Das war dir zu vergeben;
O Seligkeit, ein Wald von Zeit,
Wo Tag' und Jahre dichtgereiht,
War damals noch dein Leben.

Doch jetzt wardst du allmälig alt,
Gelichtet bald ist jener Wald,
Du mußt um Stunden geizen;
Drum stehle sie dem Morgen früh
Und schwelge jung die Phantasie
An jungen Tagesreizen.

Wohl hat das alte Sprüchwort Grund:
Die Morgenstund hat Gold im Mund,
Auf mache dirs zu eigen;
Gibt doch Natur dir Silber nur,
Doch soll einst deines Daseins Spur
Das Gold der Arbeit zeigen.

George Baron Dyherrn in Herzogswaldau.

Verblühe bald!

Verblühe schnell, verblühe bald,
Du Alpenros' am Bergeshaupt,
Eh dir der Herbstwind mit Gewalt
Die rothen Wangen raubt!

Verblühe schnell, verblühe bald,
Du junges Herz! das sehnend glüht,
Eh dir erfriert im Leben kalt,
Was da noch grünt und blüht!

Nachtbild.

Still träumet der Garten, das Mondlicht liegt
Auf schwellendem Rasen schlafend geschmiegt,
Weiße Statuen schauen aus rankendem Grün,
Die Leuchtkäfer glänzen, die Rosen blühn.

Orangen und Myrthen stehn duftend und dicht:
Sie kennen die südliche Heimath nicht,
Streut der Winter flockige Blüthen aus,
Dann sind sie geborgen im Palmenhaus.

Doch es kennet den Süden das badende Weib,
Dem des Weibers Welle weich wogt um den Leib,
Schwarzleuchtendes Aug und lichtblondes Haar
Zeigt, daß sie Venetias Tochter war.

Sie schwimmt hinaus; wie Silbergeschmeid
Umrauscht sie das funkelnde Wasser weit.
Hellen Thautropfen gleich aus Blumen gerollt
Durchgleiten ihr Perlen der Locken Gold.

Die Wasserrosen dort gelb und weiß
Nach dem reizenden Märchen fragen sie leis,
Hoch hebt sich die Fluth, die sie staunend sieht,
Und im Busch ist verstummt der Nachtigall Lied.

Nun steigt sie ans Ufer. — O heilige Nacht,
Wo die Sehnsucht gluthängig aufgewacht,
Nach der rothen Granate, nach tiefblauem Meer
Und dem glänzenden Azur hoch drüber her.

Nach der braunen Lazzaroni Gesang,
Nach dem schmelzenden Mandolinenklang,
Nach Gondelrauschen und Ruderschlag,
Nach dem Land, wo die Nacht sich wandelt zum Tag.

Wohl blüht die Orange, die Aloe steht,
Der Fontaine Brillantstaub herüberweht,
Lau koset die Luft ihr im feuchten Haar,
Und der tiefe Himmel ist sternenklar:

Doch magnetische Kette webt fort und fort
Von der Heimath sich zu dem fremden Ort;
Ob der Wüste entstammt, ob dem südlichen Strand,
Das Herz blüht nimmer im fremden Land!

Karl Egon Ritter von Ebert in Prag.

Huß.

(Geschrieben in Constanz.)

Mein Fuß, du bist zur Stelle,
Stehst auf geweihtem Grund,
Entströme, Thränenquelle,
Herz, gib dein Leiden kund;
Der besten Männer Einer,
Der Heil der Menschheit bot,
Ein Edler, Frommer, Reiner
Starb hier den Martyrtod.

Hier bist du, Huß, erlegen
Der Hölle schwarzer List,
Nur kurz hat Erdensegen,
Was groß und herrlich ist;
Doch — ist dein Leib zerfallen
Schon längst an diesem Ort,
Daheim noch in uns Allen
Lebt deine Seele fort.

Du riefst empor den Sklaven,
Daß er sein eigen sei,
Ermuthigtest den Braven
Und gabst die Herzen frei;
Der Mensch lag im Verschmachten
Von hartem Geisteszwang,
Du lehrtest ihn betrachten,
Und seine Fessel sprang.

Und wach schriest du den Prasser,
Der hohem Stamm entsproßt,
Und riethst dem Bischof Wasser,
Prälaten magre Kost,
Und wolltest Zucht und Würde,
Wo Unzucht war und Greul,
Und reinigen die Hürde,
Den Lämmern all zum Heil.

Da schmähten dich die Schlaffen,
Weil Kraftgeist du geharst,
Da haßten dich die Pfaffen,
Weil du ein Priester warst;
Da ward gen dich zum Bunde
Die Trinkstub und der Dom,
Da wälzte sich die Kunde
Lawinen gleich nach Rom.

Dort schrie die heilge Vehme,
Vor Zorn ganz außer sich:
Uns meistern will der Böhme?
Das büß er fürchterlich,
Läßt uns der eitle Schwätzer,
Was immer stand, nicht stehn?
Der Freche muß, der Ketzer,
Erbärmlich untergehn.

Und flugs der Strahl des Bannes
Sticht hin vom Vatican
Und traf das Haupt des Mannes,
Der seine Pflicht gethan;
Der trotz der Wetterwolke,
Die sich auf dich entlud,
Blieb du, o Huß, dem Volke,
Dem Bes... der Böhmen werth.

Und von Sankt Petri Sitze
Flog noch ein Strahl hinaus
Und sandte seine Blitze
Ins weite Böhmen aus;
Die Kirchen wurden öde,
Es schwiegen Glock und Sang,
Doch keine Flammenröte,
O Huß, noch heller Klang.

Und als man dich beschieden
Vor Hohenpriesterrath,
Da zogst du hin in Frieden,
Zu ernten deine Saat;
Noch einen Blick voll Segen
Warfst du aufs Land zurück
Und gingst dann ruhn entgegen
Dem trotzenden Geschick.

Dort, wo um rüstre Mauren
Die Zwietracht brandend tobte,
Dort stanntst du ohne Schauern,
Vom Schrecken unbetrogen,
Um dich in dichtem Schwalle
Zu rotzbehangnem Saal
Die Scheiterhaufenbrüder alle,
Als gält's ein Henkermahl.

Du aber blicktest offen
Hinunter und hinan,
Und hörtest unbetroffen
Die bittren Reden an,
Sinn blieb in bei der Klage,
Du lächeltest beim Spott
Und hieltst des Rechtes Wage
Im Geist empor zu Gott.

Dann maltest du bedächtig
Das Zerrbild deiner Zeit
Und schwangst die Geisel mächtig,
Dem freien Sinn geweiht;
Es traf dein Pfeil, der scharfe,
Das frömmelnde Gesicht,
Du rissest keck die Larve
Den Heuchlern vom Gesicht.

Sie warfen dich in Bande
Ob solcher Frevelthat,
Mit neuem Frevelbrande
Rauscht du zum neuen Rath;
Dein Leib ward satt zum Schatten,
Fest blieb du doch und treu,
Nichts konnte dich ermatten,
Unwandelbarer Geist!

Da wurden deine Lehrer,
Sonst süßer Salbung voll,
Die Frommen, die Bekehrer,
Vor Haß und Ingrimm toll;
Sie zeigten jetzt die Kralle
Und riefen zornedroth:
„Er ist verflucht! er falle!
Er muß im Flammenrot!"

Sie riefen's, und es rollte
Der Donner durch das Haus,
Die Erde bebt', es grollte
Der See in Sturmgebraus;
Huß, du nur sprachst gelassen:
„Gott richte solchen Wurf!"
Man sah dich nicht erblassen,
Vernahm kein bittend Wort.

Du sahst die Mönche laufen
Mit hämischem Gesicht
Und deinen Scheiterhaufen
Erhobn im Morgenlicht,
Da freckisch du die Hände
Dem Bild des Heilands zu:
„O brächte doch mein Ende
Den Christenbrüdern Ruh!"

Hin geh ich in die Flammen,
Ich war ein freier Mann,
Ich brach den Bau zusammen,
Den Geist und List ersann;
O Brüder, hebt ihn nimmer
Aus seinem Schutt empor,
Sonst steigt aus dem Getrümmer
Der alte Fluch hervor."

Du sprachst es, du Getreuer,
Und wohl war's prophezeit,
Dann hast du dich dem Feuer
Als Opferlamm geweiht;
Gleichwie in Himmelslichtern
Stanntst du im Flammengraun,
Verzeihend deinen Richtern,
Gingst du in Gottes Haus.

Was dort der Herr gesprochen,
Nicht ward's den Menschen kund,
Doch Bahn war nun gebrochen
Auf weitem Extermat;
Der alte Zauberkessel,
Er war einmal zerstört,
Gelockert war die Fessel,
Der Pfaffe war entwert.

Des Morgenröte Gestandet
Erglüht' in Ziska's Hand
Und glänzte, bis das Dunkel
In dampfige Zellen schwand,
Dort schanzte hinter dichten
Verhaun die Nacht sich ein,
Da flog, es aufzulichten,
Der Feuerbrand hinein.

Da flossen Blutesströme
Auf üppig grünen Aun,
Da war, ein Leu, der Böhme
Im grausen Kampf zu schaun;
Es galt, auf Leichenhügeln,
Aus Knechten aufgereiht,
Den Freiherr zu besiegeln,
Den Hussens Tod geweiht. —

Doch weh, die Helden sanken,
Der Geist starb, das Gebein,
Den Pöbel faßt ein Schwanken,
Zu eng war seine Zinn.
Und sieh, aus Hohl und Zelle
Schlich wieter Nacht heraus
Und trieb die saulte Helle
Ins Nachbarland hinaus.

Dort in den deutschen Hainen
Stieg nun der Tag herauf
Und drang mit heitern Scheinen
Bis hoch zu Thronen auf;
Dort blieben seh die Zinnen
Und glänzen heut noch klar,
Uns ist der Glanz zerronnen,
Den unser Land gebar.

Doch — ist uns auch verdorben
Die Frucht zusammt der Saat,
Der Will ist nicht gestorben,
Der Sinn für beste That;
Was je ein Volk beseelen
An wahrem Gut und Heil,
Das kann es nie vergessen,
Es bleibt sein ewig Theil.

Drum laßt uns rüstig schaffen
Mit ungeschwächter Kraft,
Bis wir uns nun entraffen
Der schnöden Seelenhaft,
Bis mächtig der Gedanke
In seinem Siegesflug
Die vorgehaltne Schranke
Des Neidings niederschlug;

Bis Jeder, der gelnechtet
Des schlichten Volks Verstand,
Von ihm, das endlich rechtet,
Erkannt wird und verbannt;
Bis reiner, schöner Glaube
Sich trutzen Wahn entringt,
Als fleckenlose Taube
Zum Himmel frei sich schwingt;

Bis, wenn in gleichem Gleise
Auch nicht ein Jeder fährt,
Doch keine Form und Weise
Der Frommen Eintracht stört,
Bis, von dem Drang getrieben,
Der offnen Blick gewinnt,
Sich alle Menschen lieben
Nur, weil sie Menschen sind.

Wird solcher Sieg errungen,
Und ward so schön die Welt,
Dann ist dir, Huß, gelungen
Dein Werk als Freiheitsheld;
Du ward das Bild des Strebens
Nach geistgem Morgenroth,
Zum Heile alles Lebens
Warst so dein Feuertod.

Marie Freiin v. Ebner-Eschenbach in Wien.

Das Blockhaus.

Seht ihr das Blockhaus drüben auf der Höh
Inmitten grüner Fichten? frisch drauf los,
Denn das ist unser Ziel!“ — Die Kinder jubeln
Und stürmen vorwärts über Stock und Stein.
Dem einen ruft die Mutter zu: „Gib Acht!“
Dem andern: „Halt!“ — umsonst, sie hören nicht,
Sie sind berauscht vom Waldesduft, wie toll
Vor Wanderlust. Ja, ja, das Kindervolk!
Wo ragt die Klippe, die zu steil ihm dünkt,
Wo läuft ein Pfad so nah dem Abgrund hin,
Daß diese Gemsen ihm sich nicht vertrauten?
Wir Alten folgen fein bedächtig nach
Und freuen uns mit ihnen nicht allein,
Auch über sie und über ihre Freude.
Es ist so schön im kühlen Waldesschatten,
Die hohen Wipfel rauschen sanft bewegt,
Und kleine Bächlein rieseln unterm Moose.
Nun schimmert's heller durch die dichten Stämme,
Das ist die Halde schon, ihr sammtner Rasen
Von Weißdornhagen blüthenreich umsäumt;
Und dort das Forsthaus mit dem Giebeldach,
Auf dem die weitberühmte Jagdtrophäe,
Des Achtzehnenders stolz Geweihe prangt.

Bei unsrem Nahen wird es laut im Flure,
Mit weißem Haar und wallend weißem Bart
Erscheint der greise Förster, hinter ihm
Sein zahmes Reh und sein geliebter Hund.
Die Kinder feiern mit Packan dem treuen,
Dem Jugendfreund, ein stürmisch Wiedersehn,
Indeß sein Herr uns hochwillkommen heißt
Und gleich erklärt, er werde uns begleiten
Und, wenn's erlaubt, die Plaids der Damen tragen.
— „Wo denkt Ihr hin? ruft Euren Jägerburschen.“
„Ist nicht daheim.“ — „Nun denn, so ruft die Magd;
Sie mag die Plaids in ihre Kiepe nehmen,
Und ein paar Flaschen Weins, auch Brot dazu.“
„Wohlan, es sei. Komm her, komm Lisabeth!“
Ein schönes Mädchen, hochgewachsen, schlank,
Tritt aus dem Haus. Sie schaut ein wenig finster
Aus dunklen Augen, groß und langbewimpert,
Und tiefes Roth erglüht auf ihren Wangen,
Als sie erfährt, wohin die Wandrung geht;
Doch folgt sie schweigend dem Befehl des Herrn
Und schreitet wacker unsrem Zug voran.

Wir sind am Ziel. Herrgott, hier ist es prächtig!
Ward auch der Sonnenuntergang versäumt,
Noch flammt sein Purpurlicht am Horizont,
Wo sich in Feuersgluthen jetzt Gewölk
Und Bergesgipfel zu verschmelzen scheinen.
„Wo ist der Jäger?“ fragt der Graf. „Nicht weit,
Die Blockhausthür steht offen.“ — „Richtig; ei!
Da hat er sich behaglich eingerichtet.
Seht mir das Bücherbrett dort an der Wand,
Die alte Uhr, den blanken Krug, die Lampe,
Und überm Bett, die gute Violine.“
„Ja der versteht's,“ erwidert drauf der Förster:
„Wohl eines Blickes lohnt der kleine Garten,
Den er dem Felsen abgewann; da blühen
Reseden, blüht Jasmin. Ist der nicht hübsch?
Er hat auch seine Freude dran.“ — Die Tante
Ist sehr sentimental: — „Das glaub ich gern,
Ach überhaupt, er muß recht glücklich sein,
Wer wäre hier nicht glücklich?“ haucht sie leise,
Und schnupft gerühret, und seufzt.
Da steht vor ihr,
Ein junger Bursch, die Büchse auf der Schulter,
Die Schildhahnfeder auf dem grünen Hut,
Ein blonder Lockenkopf mit gutem, süßem,
Gar traurigem Gesicht. Bei seinem Anblick
Schreit auf die Kinderschaar: „Der Hans! der Hans!“
Und hängt an ihm. „Führ mich zum Brunnen!“
„Ich möcht den Fuchsbau sehn. . .“ „Ich, das Kaninchen!“
— Der Graf gebietet Stille: „Näher, Hans,
Wir lagern, wie Ihr seht, auf Eurer Schwelle,
Verschönert gastlich uns die kurze Rast,
Nehmt Eure Geige, spielt ein lustig Lied!“
Der Jäger schlägt die ernsten Augen auf,
Ein bitteres Lächeln zuckt um seinen Mund —:
„Verzeihung Herr, da müßt ich schlecht bestehen,
Ein lustig Lied geläng mir nimmer.“ Sagt's,
Und wendet rasch sich ab. Blitzartig fliegt
Sein Blick dabei hinüber zu dem Mädchen,
Das einsam steht am hölzernen Geländer,
Womit der Hans sein Gärtlein eingefriedet.

Das letzte Abendroth ist sanft verglommen,
Am Himmel schwimmt des Mondes klare Scheibe,
Aus allen Thälern steigen Nebel auf
Und knüpfen ihre Schleier an die Bäume.
Zum Aufbruch mahnt der Förster. „Vorwärts denn!
Doch langsam jetzt, und tretet sachte auf,
Kein Wort ihr Kinder, keins! dann hören wir
Vielleicht ein Reh durchs Dickicht brechen.“ Ruhig
Und still, im Gänsemarsch wird fortgewandert.
Kein Ton, kein Laut, kein Lebenszeichen rings . . .
Doch nun — was war denn das? — Ein Eulenschrei.
„Bleibt stehn, sie kommt herüber!“ — Ja, sie kommt,
Sie schwirrt vorbei mit schwerem Flügelschlag;
Und angstvoll aufgeschreckt aus ihrem Schlafe,
Kreischt eine Amsel hilferufend auf.
Dann wieder alles still — „Wann kommt das Reh?“
„Mein Kind, hörst du? hörst du, wie's knistert? dort
Im Tobel, wie sich's regt, wie Zweige . . . Ha!
Ein Spießer! . . . Nein, ein Thier mit seinem Kitzlein,
Sie gehn zum Wasser —“ „Ich, ich sehe sie!“
„Ich nicht, und möcht so gerne! nur das Kitzlein! . . .“
„Beruhigt euch, jetzt sieht sie keiner mehr.“

Die Nacht wird dunkler, heller stets der Mond,
Der weiße Lichter wirft auf unsren Pfad.
„Nur Vorsicht! Vorsicht! hier ist's glatt und steil,
Hängt fest euch an die Aeste, dann geschickt
Laßt euch hinunter gleiten. So war's recht!“
Die Richtung ist erreicht, bald auch das Forsthaus,
Wo schon die Wagen warten. Es ist Zeit;
Die Kinder werden matt und schläfrig gar,
Mit halbverglasten Augen schleichen sie
Wie kleine müde Mäuse vor uns her.

Da zittert plötzlich durch die linden Lüfte
Ein wunderbarer, glockenreiner Klang,
Und von des Berges Höhe schallt herab
So feierlich und doch so weich und milde
Ein süßes Lied in wehmuthsvollen Tönen.
Ein Abschiedslied, ein traurig Lied der Liebe,
Die fleht und weint aus seiner Melodie.
Und nun ein Schrei, ein geller Jammerschrei,
Und wilder Zorn und grellende Verzweiflung
Wie Sturmesbrausen rasend durch die Nacht,
Erbarmungslos wach rüttelnd jedes Weh,
Den Frieden scheuchend aus der Menschenbrust;
Es jagt, es treibt, ein unruhvoller Dränger,
Und zieht doch wieder allgewaltig an,
Wir fliehn vor ihm und möchten lauschend weilen,
Wir möchten weilen und wir fliehen doch,
— Und stehn am Forsthaus, eh wir es gedacht.
Noch einmal schwillt hoch an der Töne Fluth, —
Aufstöhnt im herzzerreißend letzten Schrei

Die allertiefste Qual . . . Dann ist's vorbei!
Es schweigt der Schmerz erschöpft, doch nicht versöhnt.

Wir athmen schwer, und leise spricht der Förster:
„Das war der Hans! — er rief mit diesen Tönen
Der Liebsten nach ein zürnend Lebewohl."
„Ein Lebewohl? Hat sie ihn denn verschmäht?"
„Man sagt's, ja, ja. Und war ihm doch so gut,
Von Kindheit an. Was sie entzweit die Beiden,
Das wissen sie allein. Der Hans ist g'rad
So schweigsam wie das Märel. Ei, je nun —
's ist einmal aus, und sie hat andre Sorgen,
Denn gestern ward dem Müller sie verlobt."

In heilig tiefem Frieden ruht der Wald,
Am wolkenlosen Himmel funkeln Sterne,
Es glänzt des Mondes helle Silberpracht,
Mit reinem Licht das Forsthaus überfluthend.
Die Lisabeth lehnt an der weißen Wand,
Noch weißer fast als sie und thränenlos.

Ernst Eckstein in Leipzig.

Die Verlassene.

Still und verborgen
Trage dein Weh:
Wonne und Sorgen
Schmelzen wie Schnee.
Kummer und Reue,
Alles zerstiebt!
Es vergißt selbst die Treue,
Wie treu sie geliebt.

Die Tage schleichen
So müde dahin, —
Dulden und Schweigen
Ist all mein Sinn . . .
Mich rührt kein Blühen
Auf grüner Au,
Kein Wolkenglühen,
Kein Himmelsblau.

Nehmt mein Geschmeide,
Es gleißt wie Licht:
Die Braut im Leide
Begehrt es nicht.
Die güldnen Bänder,
Des Glücks Gewinn,
Die Prachtgewänder, —
Nehmt Alles hin!

Die Träume verschweben,
Der Sommer flieht:
Das ist vom Leben
Das trübe Lied . . .

Die Blätter sinken
Im öden Wald;
Die Todten winken . . .
Ich komme bald!

Jeder Glanz verglüht.

(Nach dem Englischen des Thomas Moore.)

Jeder Glanz verglüht,
Wenn sein Licht am hellsten!
Was am schönsten blüht,
Ach! das welkt am schnellsten!
Knospen, früh verdorrt,
Sterne, die zerstieben,
Sind trübe Bilder nur von dem,
Was unsere Herzen lieben.
Jeder Glanz verglüht,
Wenn sein Licht am hellsten;
Was am schönsten blüht,
Ach! das welkt am schnellsten!

Trau der Liebe nicht,
Denn sie schließt mit Trauern!
Thor, der Bande flicht,
Die Minuten dauern!
Besser, nachtumhüllt,
Wo kein Strahl uns findet,
Als glückberauscht das Licht zu sehn,
Das dann für ewig schwindet.
Jeder Glanz verglüht,
Wenn sein Licht am hellsten!
Was am schönsten blüht,
Ach! das welkt am schnellsten!

Die blauen Augen.

(Nach dem Schottischen des R. Burns.)

Jüngst ging ich einen schlimmen Gang,
Jüngst hielt ich eine schlimme Schau:
Zwei Augen sah ich allzulang,
Zwei süße Augen, lieb und blau.

's war nicht ihr Haar, so blond und reich,
Ihr Mund nicht, Rosen gleich im Thau;
Auch nicht ihr Busen, voll und weich, —
's war halt ihr Auge, lieb und blau.

Ihr Wort, ihr Scherz umspann mein Herz,
Wie, wußt ich selber nicht genau;
Und tödtlich kam der süße Schmerz
Von ihren Augen, lieb und blau. —

Noch kann ich hoffen, — drum Geduld!
Doch ist sie lieblos, spröd und rauh —
Dann ist an meinem Tode schuld
Ihr süßes Auge, lieb und blau!

Karl Elze in Halle a. S.

Jung Douglas.

1.

„Legt aus die Ruder schnell und leis,
Nun ist das Boot gefeiet,
Es birgt in sich den höchsten Preis:
Die Königin ist befreiet!

Die Kerkermeister schloß ich ein
Und fing sie in eigner Falle,
Die Schlüssel, daß keiner sie mag befrein,
Versenkt ich im Flutenschwalle.

Fahr wohl, fahr wohl, Loch Leven Castell!
Dort harrt die Schaar, die getreue,
Am Strande steigen zu Roß wir schnell
Und reiten von dannen ins Freie!"

Jung Douglas sprach's; im Boot er stand,
Hat starker Hand gesteuert,
Bang lehnt sich an des Bordes Rand
Die Königin verschleiert.

Aus Ossians Land ein Nebel wallt
Herab von Hochlandsbergen,
Und birgt vor Spähern die Gestalt
Der Fürstin und des Fergen.

Ihm weht entgegen ein Lenzeshauch
Vom Meer auf feuchten Schwingen,
Vom Ufer dringt aus Baum und Strauch
Ein Blühen und ein Singen.

O selge Lust, o süßer Schmerz,
Die durch die Mainacht weben —
Ob wohl von Lust, ob wohl von Schmerz
Der Fliehenden Herzen beben?

Und als zu Lande fuhr das Boot —
Im Ost erglomm die Frühe —
Da sinkt er hin, und brächt's ihm Tod,
Umschlingend ihre Kniee.

„O Königin, du wonnig Weib,
Du hast umstrickt mir die Sinne,
Zu Füßen leg ich dir Seel und Leib,
Ergib dich meiner Minne!"

Ihn straft der Königin Blick und Wort,
Sie ruft mit Zornesbeben:
„Du rasender Knabe, fort, o fort,
Nie wieder kehr im Leben!"

2.

Fotheringhay-Thurm, Fotheringhay-Schloß,
Fluch dir und deinen Mauern,
Bewacht von schnöder Schergen Troß
Die Königin lebt in Trauern.

Du Schottlandskron im hellen Glanz,
Du Stuart-Leben und Lieben,
Wie ist verwelkt dein grüner Kranz
Und die Dornenkrone geblieben.

Auf bleicher Stirn die Dornenkron
Und Kerkerqual im Herzen,
Mit Geisterscheine winken schon
Zum Requiem die Kerzen.

In banger Nacht, wenn Leid nur wacht,
Beginnt ihr Geist zu schweifen,
Wo Jugendglück ihr einst gelacht,
Mag sie in Träumen streifen.

Im Schottenland, im Frankenreich,
In Schlössern, Städten, Auen,
Wer kam an Reiz und Huld ihr gleich,
Der herrlichsten der Frauen?

Vorüber ziehn dem innern Blick
Der Huldbewerber Reihen —
In Ritterhand ruht ihr Geschick,
Will keiner sie befreien?

Da dringt in ihre Träum ein Bild
In Jünglingsschönheit prangend,
Dem ihre Seel entgegen schwillt
Nach Liebesglück verlangend.

Ein Bild, gekrönt von reiner Treu
Aus goldner Jugend Tagen —
O nah dich, junger Held, aufs neu
Mit ritterlichem Wagen!

Der sie befreit aus des Sees Kastell,
Den sie verstieß mit Grollen —
Kein Sehnen ach! bringt ihn zur Stell,
Jung Douglas ist verschollen!

Helene von Engelhardt in Metz.

An den Sturm.

Wieder nahest wirbelnd du,
Hab dich wohl vernommen;
Pfeif und brause immerzu,
Heißa, gottwillkommen!
Lustig fegst du hin geschwind
Ueber Wall und Schanze;
Just zur rechten Stunde, Wind,
Spielst du auf zum Tanze.

Bruder, hättest du geglaubt,
Daß vor dir mir grauset?
Oft schon über meinem Haupt
Bist du hingesauset:
Muthig stets begrüßt ich dich,
Wann ich dich erkannte —
Sie vivamus, du und ich,
Wir sind Stammverwandte!

Die Fanfare bläst du hell,
Ich zieh dir entgegen;
Waghals du und Kriegsgesell,
Ich auch kühn verwegen;
Hoch empor zum Aetherlicht
Willst du immer schweben,
Mich auch hält der Boden nicht,
Aufwärts muß ich streben.

Deine Freiheit drückt kein Joch
Meine keins desgleichen,
Und in keinem Kampfe noch
Sah man scheu uns weichen:
Heißa, pfeif auch heut um mich!
Alles muß sich geben! —
Sie vivamus, du und ich!
Wir verstehn zu leben!

Helene Engels in Barmen.

Ein Grab.

1866 — 1870.

Still ist die Nacht. Es ruht das Leichenfeld,
Darauf so manches Edlen Blut geflossen.
Kein Lebender die Todtenwache hält,
Ein jedes Auge ist im Tod geschlossen.
Das ist die Stätte, da im Kampfgewühl
Ein Heer für Heimathland und König stritt,
Dort ward verloren ein gewaltig Spiel,
Und die Kanonen spielten blutig mit. —

Horch, sind das Schritte, die sich leise nahn?
Wer wagt's, das grause Schlachtfeld zu betreten?
Ein schlanker Mann geht einem Trupp voran. —
Jetzt lüftet er den Helm, er scheint zu beten.
Von schwerer Last sind Jene tief gebeugt,
Auf ihren Säbeln blitzt das Mondenlicht,
Des Ersten Auge schimmert thränenfeucht,
Und seine Stimme zittert, als er spricht:

„Hierher! den kleinen Hügel wählen wir.
Noch einmal laßt sie hoch im Winde wehen,
Die edlen Fahnen, die wir für und für
Als unsrer Ehre Zeichen angesehen. —
Hin ist der Tag, verloren ist die Schlacht!
Doch unsre Fahnen blieben unser eigen!
Nie sollen sie des Feindes Sieg und Macht
Zu unsrer Schmach in seinen Hallen zeigen!

Du Erde, die von Heldenblut getränkt,
Bist zur geweihten Stätte ausersehen,
In dich sei unser bester Schatz versenkt,
Behüte ihn vor frecher Sucher Spähen! —
Und nun entblößt das Haupt und zieht das Schwert!
Wir treuen Streiter schwören frei und laut:
Kein Sterblicher die Stätte je erfährt,
Der heut wir unser Heiligstes vertraut!"

Er schweigt und neigt sich tief und küßt das Tuch,
Deß Enden lustig sich im Winde blähen, —
„Wie sah so oft ich stolz auf euren Flug,
Fahrt wohl, fahrt wohl, auf Nimmerwiedersehen!" —
Vollendet ist die Gruft bei Fackelglanz.
Ein Jüngling, der zur Seite sich gehalten,
Stürzt eilend vor mit einem Lorbeerkranz
Und krönt mit ihm der edlen Banner Falten.

Ein andrer naht sich schüchtern. Seine Hand
Läßt weiße Rosen sacht herniedergleiten, —
Der stillen Trauer lieblich duftend Pfand,
Wie Menschen gern der Blüthen Meinung deuten. —
Der dritte, dessen Stimme schluchzend bricht,
Legt einen Eichenkranz auf seine Fahnen:
„Soldatenherzen, die vergessen nicht,
Im Grab noch sollt ihr uns zur Treue mahnen!" —

* * *

Und wenig Jahre fliegen eilend hin,
Da rasseln abermals des Kriegsgotts Speere,
Doch nicht mehr Brüder gegen Brüder ziehn:
Gemeinsam setzen sie sich heut zur Wehre.
Der Erbfeind kommt! Ganz Deutschland springt empor
Und eilt vereint, den Frechen schwer zu strafen.
Sieh jenen kleinen Trupp im großen Chor,
Die sind's, die einst wir auf dem Schlachtfeld trafen!

Das neue Banner in der Sonne lacht.
„Die alten Fahnen haben wir begraben,
Doch auch den Haß, der einst uns blind gemacht,
Die alte Ehre wir behalten haben!
Jetzt ziehen wir, mit euch gar eng vereint,
Zu Deutschlands, unser Aller Mutter Ehre! —
Zerschmettre, Gott, Alldeutschlands grimmen Feind!
Sieg unserm Kaiser! Sieg dem tapfern Heere!" —

J. G. Fischer in Stuttgart.

Lieder aus Wald und Flur.

Ans Ziel.

Gestern ein Rieseln
Im weichen Eise,
Heute ein Bach
Auf der Frühlingsreise;
Gestern ein Kind
Mit Schleif und Band,
Heute Jungfrau
Im Festgewand —
Wohin? wer weiß?
Und wem der Preis?
Frage die Biene,
Wohin sie fliegt,
Frage die Hoffnung,
Wo Eden liegt.

Kundbar Geheimniß.

Die Stuben offen, die Wege frei
Verkündigen, daß es Frühling sei.
Was der Winter geheim gesponnen,
Drängt sich farbig ans Licht der Sonnen;
Lachende Burschen mit hellem Kragen
Treiben, als wäre die rechte Frist,
Jetzt zu gewinnen die Räben und Weiten,
Sich vorüber den grünen Hagen.

Aber es thun, als sähn sie's nicht,
Jene Mädchen im Festgesicht,
Die sich eben bei Seite schlagen,
Thun, als wüßten und sähn sie nicht,
Was Alles an ihnen selber ist,
Wie vom Nacken die Bänder gleiten,
Was die Blicke, so hoch getragen,
Und die gehaltnen Tritte sagen.

Aber die warmen Plane wissen,
Was dies Wandeln und dieses Schreiten,
Diese Stimmen, so weich beflissen,
Der viele verhehlten Fragen
Heißen wollen in solchen Tagen.

Maitag.

Jetzt, wo Alles
So herrlich ist,
Thut jeder Weg mir leid,
Den ich nicht wandle,
Jedwede Blume,
Die ich nicht grüßen kann,
Und jedes Herzenskind,
Dem ich nicht sage:
Wie schön bist du!

Im Schleier.

Von leisen Schatten die Blüthenpracht,
Die Gesänge umweben von Wahresnacht,
Den Lichtgewellen der Sonnenglanz,
Taucht die des Himmels Bläue thaut,
Jetzt, geistliche Ehre, bist du ganz
Wie sich geziemet einer Braut.

Morgenroth.

Kommst du, so bringst du
Allen, die glauben,
Allen, die hoffen,
Erneutes Leben,
Heiliges Morgenroth.

O bring auch denen,
Die nicht mehr hoffen
Und glauben können,
Erneutes Leben,
Heiliges Morgenroth.

Selber die Gräber
Berührt dein Finger;
Bringst du auch ihnen
Erneutes Leben,
Heiliges Morgenroth?

Der Sonne.

Nöthlich am Hügel
Bist du erwacht,
Nöthlich am andern
Bist du entschlummert.
Aber unendlich
Feuer hast du,
Unendlich Leben
Seit dem Erwachen
Einer Welt entzündet.

Wie göttlich einzig,
Zu solcher Thatlust
Aufzustehen,
Nach solcher Thatlust
Einzuschlummern!

Duft und Leie.

Entschlummert in Düften,
Erwacht in Düften
Des Maienwaldes,
Was war es, Herz,
Das du eben geathmet,
Das dich angeweht
Aus der Blätternacht
Wie ein lebendes Wunder,
Das weggeschwunden,
Wie ein Geist entschwebt?
Wo weilt es? wo?
Und wessen Erzeugtes
Ist solches Düften?

Nicht die geliebte
Blume des Mains,
Noch irgend eine,
Die wir benennen,
Haucht solche Beseelung.
Unnennbar bist du;
So haucht und beseligt
Nur ein Geheimniß,

Erhebt und beseligt,
Wie verschwiegene Hoheit
Herrlicher macht
Einer Jungfrau Seele,
Wie dem träumenden Knaben
Ihr Bild erscheint,
Wie dem erwachten
Ihr Bild entschwebt.

Vielleicht daß jetzt,
Wo du selber träumtest,
Ein solcher Engel
Im Walde ging.

Blüth und Knospe.

Siegende Braut! Ein Jünglingsleben glühte
Dir — und heute umfassest du's für immer:
Schon erheben feiernde Hymenäen,
Ewige Charis, deine Sänger.

Aber ein tiefrer Hall, ein Hall wie süßer
Schrecken wandelt ein Kind an, welches erstmals
Jetzt vom Lufthauch, oder vom eignen Bild im
Bache sich „Jungfrau" nennen hört.

Narcissus poëticus.

Wer von den Menschen
So schön sein könnte
Wie du,
Leuchte der Gärten,
Die von Osten uns kam
Wie der Stern des Morgens!
Nicht Silber die Blätter,
Viel köstlicher, herrlicher!
Nicht Purpur das Herz,
Doch roth und glühend
Wie erste Liebe!
Aber dein Düften!
O Blume, Blume,
Ich komme und trinke
Bis in die tiefste
Verwunderte Seele;
Und will ich gehen,
So komm ich wieder
Und trinke, trinke
Mich jung an dir.

Ach, wer ewig
So kommen könnte,
So schön sein wie du
Und Jugend trinken
An deiner Schöne,
Nicht sterben müßte
Wie du und ich,
O Blume, Blume,
Narcissus poëticus!

Allen genug.

Der Apfel blüht, es blühn die Bräute,
Zum Waldchor hallen Trangeläute,
Daß Flurenglanz und Liebesmai,
Ein Paradies beim andern sei.

Doch kommt auch ihr, berauschte Schwärme,
Und nascht von dieser Blüthenwärme,
Als wär für einen Bacchuszug
Der Frühling eben gut genug.

Als ob sich längst von selbst verstände,
Daß jeder seinen Maien fände,
Bei Mägden, im Gesaus und Braus,
Am Weg und jedem Gartenhaus,

So wimmelt's auf der Pfade Länge,
So wechseln Sänge und Gedränge;
Dem Triebe, der die Knospen brach,
Schickt auch der Mensch die Triebe nach.

Die Lauben rauschen und die Weine
Vom Mittag bis zum Lampenscheine;
Du breiter Lärm, wie lieb ich dich,
Daß du den Frühling liebst wie ich!

Mainacht.

All des Maientages Pracht
Löst sich auf in süße Nacht.
Ungezählte Freudenkelche,
Die der Tag hat ausgegossen,
Bis zur Neige sind genossen.
All die Sonnenkinder, welche
Weit umher der Tag zerstreute,
Sind versammelt in die große
Eine Welt in deinem Schooße,
Alle hast du heimgebracht,
Sanfte, süße Maiennacht,
Und vollendest so das Heute.

Schon des Abends letzten Gästen
Deutet jenes donnerlose
Warme Zucken dort im Westen
Linde tröstend, daß ob Allen
Mildig offen deine Hallen,
Daß du selbst betrübten Herzen,
Die dein Odem überwacht,
Deckst mit Schlummer ihre Schmerzen,
Linde, laue Maiennacht.

So zusammen.

Da blühet ihr wieder,
Ihr Primeln und Veilchen,
Und wandelt wieder
Das liebe Mädchen
Wie vor Jahren und Tagen,
Auch ich dazwischen,
Euer treuer Freund.

Mir ist zu Sinn,
Als seien wir so,
Schon eh wir geboren,
Zusammen gewesen,
Seien dann Kinder
Zusammen geworden,
Die wie Geschwister
Von seligen Tagen
Miteinander reden,
Die so sich lieben
Ein ganzes Leben; —
Und wenn wir sterben,
Bleiben wir dennoch
Also zusammen.

Dem Greise.

Bringet dem Greis,
Der am Raine sich sonnt,
Bringet ihm Frühling,
Ihr lauen Winde,
Traget ihm Düfte
Und Sänge zu,
Ihr Bienen und Schwalben;
Doch ihr Kinder am Wege,
Streuet ihm Blumen
Auf Haut und Schlafen,
Daß er sich fühle

Wie einst
Mit Kranz und Erdbeben.
Aber ihr Mädchen
Schenket dem Alten
Feurigen Weins
Einen vollen Becher,
Daß ihm noch einmal
Das Auge leuchte,
Daß er noch einmal
Jugend lebe,
Eh er entschlummert.

L. Foglar in Wien.

Das verlassene Nest.

Die Schwalben flogen aus und ein
Noch gestern hier, noch gestern,
Wo mögen sie nur heute sein
Die muntren Tangeschwestern?

Verlassen steht und leer das Nest
Am Thore unterm Dache,
Die Flüchtigen, ach, hält nichts fest
Bei ihrer Halmenwache.

Ihr heimathselig Wandern geht
Nach Süden, ja nach Süden;
Darum das Nest verlassen steht
Der nimmer, nimmer Müden.

Doch wanderst du, o Menschenkind,
So lange, noch so lange,
Die Wünsche beim gerichtet sind
So bange, ja so bange.

Und wenn ein Haus verlassen steht —
Schon morgen, ja schon morgen
Ein neuer Mensch zu Gaste geht
Mit Freuden und mit Sorgen.

Ernst Förster in München.

Nänie.

Ward Eines unserer Lieben uns entrissen,
Mit welchem wir Ein Leben nur gelebt,
So mögen wir von keiner Freude wissen,
Die senkt sich wohl in unsre Tage webt.
Das Haus erklingt von keinem Jubelschalle,
Erloschen sind des Festes Fackeln alle!

In weite Ferne schweifen die Gedanken,
An Eine Stelle heftet sich der Blick;
Die Frage will nicht weichen und nicht wanken:
Warum, o Gott! dieß herbe Mißgeschick?
Und müssen Seelen sich mit Seelen einen,
Um eine enge Trennung zu beweinen?

Und keine Brücke ward von hier geschlagen
Hinüber in das unbekannte Land;
Kein Seher sagt, ob unsrer Sehnsucht Klagen,
Ein Seufzer nur den Weg hinüber fand?
Und ob wir ganz in dem Geschicknen leben —
Ihm ist verwehret, ein Zeichen uns zu geben!

Wohl ist auch uns das gleiche Loos beschieden:
Auch wir verlassen einst das irrdsche Haus;
Doch ob uns sicher auch des Grabes Frieden, —
Die Zukunft dehnt sich endlos vor uns aus!
Und dennoch darf das Herz nicht ganz verzagen:
Ein Trost erhebt es über alle Klagen!

Ja, wollte das Geschick uns Alles rauben,
Was uns beglückt in unserm Erdenlauf;
Zerstört es unsre Hoffnung, unsren Glauben,
Löst es in Schmerzen alle Freuden auf: —
Eins ist unnahbar seiner Macht gediehen:
Es gibt ja keinen Tod für unser Lieben!

Ludwig August Frankl in Wien.

Thorwaldsen.

1.

Künstlerfest in Rom.

1837.

In Rom war's. Tausend Lampen hell im Saale,
Und Kränze rings aus grünem Lorbeerreise;
Die Künstler lagerten in weitem Kreise,
Wie Götter bei dem heitern Göttermahle.

Wein funkelte in der kristallnen Schale;
Doch hing mein Blick gebannt an einem Greise,
Sein Haupt von weißem Haar umflossen leise,
Sein Auge blitzend in der Jugend Strahle.

Trinksprüche, Lieder und Gelächter gingen,
„Heil dem Unsterblichen!" schell's in der Runde.
Er kam, mit Jedem einzeln anzuklingen —

Und goldne Worte flossen ihm vom Munde.
„Mit uns, mit uns", erhoben wir ein Singen,
„Trank Einer aus Olympos Götterbunde!"

2.

Das Sterben.

1844.

Der Hymnen auf die Götter schön gesungen
An der Hellenen heitren Meeresborden,
Und der dem mächtigen Gotte gleich im Norden,
Gleich Thor den Hammer schöpferisch geschwungen,

Ein gleicher Tod hat Beide sanft umschlungen:
Im Schauspiel war die Menge still geworden,
Zu lauschen den beginnenden Akkorden,
Still harrend auf der Muse Huldigungen.

Musik verhallt — da sah man ihn, wie jenen
Unsterblich schönen Dichter der Hellenen,
Sanft auf des Freundes Schultern hingesunken:

Euthanasia hat ihm still gewunken,
Und bei des Vorhangs langsamem Erheben
Der dunklere sank nieder auf sein Leben.

3.

Das Grab.

1865.

Uns sind Olympos Götter nicht entflohen,
Er schuf sie wieder, von Begeistrung trunken.
Prometheus stahl vom Göttersaal den Funken,
Er aber zwang sie selbst herab, die hohen.

Ich sehe sie, von seinen Schöpfungslohen
Durchseelt, um seine Grabesstätte prunken;
Nicht klagt die Nachwelt einst: „Sie ist versunken!"
Weil Götter sie bewachen und Heroen.

Im offnen Prachtdom, unter kleinem Hügel*)
Ruht sein Gebein, das Blumen sanft umkosen,
Umfächelt von des blauen Aethers Flügel.

Die bleiche Göttin Nachts bethaut die Rosen,
Und Helios hält an die goldnen Zügel,
Zu sehn die schönste der Apotheosen.

*) Zwischen den offnen Arkaden des Thorwaldsen'schen Museums in Kopenhagen, in denen theilweise des Meisters Gestalten aufgestellt sind, liegt unter freiem Himmel das nur durch einen Rosenhügel bezeichnete Grab.

August Freudenthal in Bremen.

Die Haidelerche.

November war's; ein kalter Hauch
Lag über Wald und Haide.
Entblättert standen Baum und Strauch
Und zitterten vor Leide.

Kein Blümlein trotzte mehr dem Nord,
Dem eisigen Vertilger;
Da zog ich aus der Heimath fort,
Ein lebensmüder Pilger.

Und als ich durch die Haide zog,
Vernahm ich helles Singen
Und sah die letzte Lerche hoch
Sich in die Lüfte schwingen:

„Ade! du winterliches Land!
Ade! ihr dunklen Tannen,
Bei denen Schutz im Sturm ich fand;
Die Lerche muß von dannen!

Ade! mein Nest im dürren Strauch,
Umweht von kahlem Ginster!
Ade! Du armer Pilger auch,
So traurig und so finster!

Einst sah ich dich an Liebchens Hand
Die Haide froh durchwandern; —
Jetzt streifst du einsam durch das Land —
Sie liebt wohl einen Andern!

Komm mit, verlaß des Nordens Flur,
Wo glücklich du gewesen!
Im wunderschönen Süden nur
Da wird dein Herz genesen!

Manch dunkler Blick und süßer Leid
Verdrücken dort die Sinne!
Dort beut dir bald ein schönres Weib
Den Feuertrank der Minne!

Und seh ich erst, du armer Mann,
Dich selig ihr zu Füßen:
Aus blauen Lüften jubelnd dann
Soll dich mein Lied begrüßen!"

Gleichniß.

Im Nachbarsgarten drüben
Auf schmalem Rasenbeet,
Umragt von Haus und Hecke
Eine junge Tanne steht.

Sie stand in dumpfem Schatten,
Wohl unter Dornen dicht,
Und sehnte sich mit Trauern
Nach Luft und Sonnenlicht.

Sie stand in dumpfem Schatten
Verkümmert Jahre lang,
Bis sie im letzten Lenze
Empor zum Lichte drang.

Und als nun Luft und Sonne
Die dürstende umfloß,
Trieb sie in ihrer Freude
Einen stolzen Gipfelsproß. —

Wenn jetzt am Morgenhimmel
Empor die Sonne steigt,
Der junge Sproß sich liebend
Zu ihr gen Osten neigt,

Und sinkt am Himmel nieder
Die Segenspenderin,
Neigt sich die junge Tanne
Zu ihr gen Westen hin. —

So ist's der Menschenseele,
Die sich zum Lichte rang:
Dem Lichte muß sie folgen
Ihr ganzes Leben lang!

Friedrich Friedrich in Eisenach.

An dem Meere.

An dem Meere, hart am Strande
Sitzt ein Mädchen.
In die blaue, weite Ferne
Blicken ihrer Augen Sterne;
Den Geliebten zu erwarten,
Sitzt sie auf dem Fels, dem harten,
An dem Meere auf dem Strande.

An dem Meere, hart am Strande
Sitzt ein Mädchen.
Ihre Augen, groß und offen,
Wie sie leuchten, wie sie hoffen,
Taß die Wellen heber schlagen,
Den Geliebten heimzutragen
Von dem Meere zu dem Strande.

An dem Meere, hart am Strande
Sitzt ein Mädchen.
Stund um Stunde; — es wird düster
Aus den Wogen schallt Geflüster:
„Gehe heim, er kehrt nie wieder,
Kalt und starr ruhn seine Glieder
Tief im Meere in dem Sande!"

An dem Meere, hart am Strande
Weint ein Mädchen.
Ihre Hoffnung ist versunken,
Den sie liebt, der ist ertrunken —
Stirb, o Herz, mit deinem Sehnen!
Rinnet, rinnet, letzte Thränen,
Zu dem Sande an dem Strande!

Emanuel Geibel in Lübeck.

Sommerfrühe.

(1852.)

Frisch vom kühlen Thau durchquellen
Schauern Wald und Erlenbruch;
Aus des Ackers schwarzen Schollen
Dampft ein kräftiger Erdgeruch.

Still noch ist's auf allen Wegen:
Nur vom Dorf die Glocke ruft
Fernher ihren Morgensegen
Durch die sonnenmuntre Luft.

Von dem Strom, wo ich gebadet,
Eh der letzte Stern entfloh,
Mit verjüngter Kraft begnadet
Kehr ich heim, des Tages froh.

Ahnungsvoll im Busen klingt mir
Dunkler Melodien Gewühl
Und den leichten Schritt beschwingt mir
Ein beglückend Vorgefühl.

Was bedeutet dies Empfinden?
Soll ich die Geliebte sehn?
Oder flattert in den Winden,
Muse, deines Odems Wehn?

Amara George-Kaufmann in Werthheim.

Aus jungen Tagen.

1.

Ruf mich zurück!

O länger, länger kann ich dich nicht meiden —
Mein süßes Leben, rufe mich zurück!
Hab ich denn nicht mit Kindersinn beim Scheiden
An deinen Mund gebannet all mein Glück!

Die Schwalbe zieht und läßt die schönen Auen,
Wo Lieb und Leben sie so rein beglückt;
Sie folgt dem Warnungsrufe mit Vertrauen,
Den ihr Natur, die treue Mutter, schickt.

Doch wenn des Winters rauher Sturm vergangen
Und linde Lüfte wieder kosend wehn,
Dann pflegt sie nach der Heimath zu verlangen,
Zu träumen nur von süßem Wiedersehn.

So sprich, mein Lieb, ob, der mich fortgetrieben,
Des bittern Hasses Sturm, nicht ausgetobt;
Ob unsrer Herzen schönes, edles Lieben
Nicht auch am Feinde seine Macht erprobt!

Ich bin geschieden, weil du mir's geboten,
Und harre nun auf das Erlösungswort.
O laß mich auferstehen von den Todten!
O rufe mich an deine Brust, mein Hort!

Denn meine Heimath ist an deinem Herzen
Und ohne dich mir fremd das Vaterhaus;
Was Jugendblüthe sonst, macht Dornenschmerzen,
Was ehdem Sonnenglück — nun nächtger Graus.

O sprich es aus, das eine Wort nur: „Komme!"
Vergessen ist mein Harm, als lebt' er nie;
Ich schau ins Auge dir, das blaue, fromme,
Und beuge, dankend Gott und dir, das Knie.

2.

Lied.

O wüßtest du, was lieben heißt!
Du würdest dich erbarmen,
Und es genäse Herz und Geist
In deinen trauten Armen.
O wüßtest du, was lieben heißt!
Du würdest dich erbarmen.

O wüßtest du, wie groß die Pein
Der einsam herben Stunde!
Du kämst und hauchtest Trost mir ein
Mit deinem süßen Munde.
O wüßtest du, wie groß die Pein
Der einsam herben Stunde.

Was sterben heißt, das weißt du doch;
So sieh, wie ich verscheide,
Erlegen meinem Trauerjoch
Und meinem Seelenleide!
Was sterben heißt, das weißt du doch,
So sieh, wie ich verscheide!

Mein Ende dann, es zeige dir,
Wie ich gelitten habe!
Ach, eine Thräne weihe mir
Auf meinem frühen Grabe!
Mein Ende dann, es zeige dir,
Wie ich gelitten habe!

Karl Gerok in Stuttgart.

Zur Sommersonnenwende.

Zwar von Blumen prangt mein Zimmer
Und voll Sonne steht mein Haus,
Doch des Abends goldner Schimmer
Zieht mich mit Gewalt hinaus;

Auf die Berge muß ich steigen,
Wo die Reben duftend blühn,
Wo am Fels aus dunkeln Zweigen
Tausend wilde Rosen glühn.

Welcher Glanz iſt ausgegoſſen
Ueber Gottes ſchöne Welt!
Ganz in glühend Gold zerfloſſen
Strahlt das reine Himmelszelt;
Wie zu hoher Feſtesfeier
Hat ſich die Natur geſchmückt,
Und mein Buſen athmet freier
Und mein Auge glänzt entzückt.

Hier am lichten Waldesſaume
Werf ich mich ins weiche Moos,
Ueber mir im ſtillen Raume
Aetherfluren, grenzenlos,
Unter mir die weiten Lande,
Wie mit Purpur überhaucht,
Bis zum fernſten Bergesrande
In des Abends Gold getaucht.

Heute dürft ihr mein nicht warten,
Heut vergeß ich Zeit und Uhr,
Schwärme frei im Wundergarten
Der allnährenden Natur,
Suß berauſcht von Frühlingsluften
Lieg ich ſatt und ſelig da,
Schlürf in Roſ- und Nebenduften
Nektar und Ambroſia.

Aber mitten in der Wonne
Freudetrunknem Ueberſchwang
Tritt ein Wölkchen vor die Sonne
Und mir wird ums Herze bang,
Und indem ich mich beſinne,
Was mich doch betrüben mag,
Ach! mit Wehmuth werd ich inne:
Heute iſt der längſte Tag!

Darum dieſe hehre Feier,
Drin ſich Erd und Himmel eint,
Darum dieſer leichte Schleier,
Traus gedämpft die Sonne ſcheint,
Nun er ſeine ſchönſte Gabe,
Seine Roſen ausgeſtreut,
Gibt der holde Lenz zu Grabe
Und ſein Sterbetag iſt heut.

Und die Sonne ſelbſt, die hohe,
Einſt des Götterjünglings Braut,
Hat des Abendrothes Lohe
Ihm zum Holzſtoß auferbaut,
Und als wolle ſie zuſammen
Mit dem Liebling untergehn,
Sinkt ſie in die Feuerflammen,
Die den Himmel überwehn.

Und ein ſüßes Todesgrauen
Schauert durch die Lüfte hin,
Dämmert durch die ſtillen Auen,
Bebt auch mir durch Herz und Sinn,
Und aus dunklem Waldesbage
Plötzlich tönt ein hehrer Schall:
Flötend ihre Liebesklage
Schluchzt im Buſch die Nachtigall.

An einem Winternebeltag.

Schneider Nebel! — nicht drei Schritte
Sieht man durch den Duft;
Säbelhiebe, Meſſerſchnitte
Spalten kaum die Luft.

Sieht er doch von früh bis Abend
Feſt wie eine Wand,
In der feuchten Gruft begrabend
Grauſam Stadt und Land.

Freſtig rieſelt's allerwegen,
Rinnt von jedem Dach;
Von den Schirmen tropft der Regen,
Straße wird zum Bach.

Weil's mit Sonne, Mond und Sternen
Heute doch vorbei,
Brennt man ſchon die Gaslaternen
Nachmittags um drei.

Sonſten, ob der Nordwind brauſe,
Ob Zephyre wehn:
Abends hält mich nichts zu Hauſe,
Muß ſpazieren gehn.

Heut jedoch, verehrter Vetter,
Stimm ich mit Euch ein;
„Möchte lieber gar kein Wetter,
Als ein ſolches ſein!“ —

Sonſt im ſtillen Abendſcheine,
Von den Menſchen fern,
Wandl ich einſam, nicht alleine,
Dichterpfade gern.

Heut nach menſchlichen Geſichtern,
Roſig angeglüht
Von der Lampe warmen Lichtern,
Sehnt ſich mein Gemüth;

Und, iſt nicht zu keck die Bitte,
Nicht zu kühn der Wunſch,
Dampfe duftend in der Mitte
Eine Bowle Punſch.

Martin Greif in München.

Auftrag der Muse.

Was bewegt mich, daß ich zittre
Und mein Aug in Thränen steht,
Daß ich fühle, mich erschüttre,
Was doch sanft zu Herzen geht?

Wohl, ich kenne sie am Gruße,
Die im Leid mich oft beglückt,
Die den Pfeil mir, die Muse,
Winkend in die Hand gedrückt.

Was dir unten im Getümmel
Einst den Blick bedrängt zu sehr,
Rückt ich an den fernen Himmel
Ins verwandte Sternenheer.

Und was treibt mich, daß ich sage:
„Laßt mich in die Einsamkeit!"
Daß ich juble bald und klage,
Und das Herz mir eng und weit?

„Freue dich des treuen Strebens,"
Spricht sie liebreich an mein Ohr,
„Singe, bebe deines Lebens
Tief geschöpftes Bild hervor.

Daß sie nicht mit Leiden spare,
Bis der Blick sich hat geklärt
In dem Aufgang deiner Jahre,
Hat die Parze mir gewährt.

Wem verdank ich dieses Glücke,
Diesen selbstverlornen Sinn,
Der im vollen Augenblicke
Schmerzensjahre nimmt dahin?

Mal die ernsteren Gesichte,
Die du sahst in mancher Noth,
Blicke auch zurück ins lichte,
In dein Jugendmorgenroth!

Und ich selbst in stiller Weise
Löste dein Empfinden nur,
Während streng in ihrem Kreise
Jene herrschende verfuhr.

Herbe Thränen muß er weinen,
Wanken muß er sorgenvoll,
Wenn er tröstend selbst erscheinen,
Wenn der Sänger rühren soll.

So erfülle, so vollringe,
Was die schenkt ein reiner Drang,
Ich erhebe meine Schwinge
Und begleite deinen Sang."

Hermann Grieben in Köln.

Tannenbaum.

Ein neues Jahr hat angefangen,
Im Winterkleide ruht die Welt
Und harrt des Tages mit Verlangen,
Der ihr den Frühlingsgruß bestellt;
Tief eingehüllt in Silberschleier,
Mit Eispristallen überstarrt,
Beging die Sonnenwendfeier
Der Wald in stiller Majestät.

Doch kam von ihm ein grüner Bote,
Der Tannenbaum, in unser Haus;
Der hielt, als uns der Frost betrohte,
Im warmen Zimmer treulich aus
Und füllte weihnachtsfroh die Räume
Mit Waldesduft und lichtem Schein,
Als sollte dies ein Gruß der Bäume,
Ein Hinweis auf den Frühling sein.

Noch steht, mit buntem Schmuck behangen,
Der Weihnachtsbaum in voller Pracht;
Die Feiertage sind vergangen,
Er aber hält getreue Wacht
Und stellt im hellen Glanz der Kerzen
Sich als das Bild der Hoffnung dar;
So führt er leuchtend unsre Herzen
Vom alten in das neue Jahr.

Des Deutschen Vaterland.

„Was ist des Deutschen Vaterland?"
Das Wort, das Antwort endlich fand,
Nachdem wir sie voll Sorgen oft
Mit Ernst Moritz Arndt herangerufen, —
Die Wacht am Rhein!
Hat's nun gelöst im Waffenschein;
O welch ein Stolz, jetzt deutsch zu sein!

Ja wohl, mit „Blut und Eisen" ward
Das Vielerart in Eins geschaart,
Die Waffenbrüderschaft im Streit
Hat uns zum rechten Volk geweiht.
Was Süd? Was Nord?
Geeint ist nun das Doppelwert;
Altdeutschland jetzt und immerfort!

Gesprossen sei der Helden Schaar,
Die Preußens Aar so wunderbar
Geführt zu Sieg und wieder Sieg;
Im Völkerkampf, im heilgen Krieg
Da ward zur That,
Was unser Hoffen längst erbat:
Altdeutscher Reichs- und Kaiserstaat!

Julius Grosse in Dresden.

Mitternachtsstürme.

Mitternachtsstürme, kommt ihr herauf,
Brausend im hohen Wolkenflug —
Waltend und wehend in weichen Lüften
Wie Jugendthränen und Frühlingsklagen,
Weckend die träumende Seele mir auf? —
Eisig ist es, im Norden zu wohnen,
Aber ihr traget den Hauch des Südens,
Schlieft bei Tage in Lorbeerhainen,
Wandelt bei Nacht mit Wolkengesängen
Ueber die schwarz aufrauschenden Meere,
Ueber die stillen Gräberhaiden,
Ueber die dämmernden Königsstädte
Bis zur eisigen Bärenheimath,

Wo die Mitternachtssonne glüht. —
Wochenlang saß ich in dumpfen Sorgen,
Sonnengeblendet — herzumnachtet,
Angeschmiedet auf Kummerfelsen,
Ueber schwindelnden Todabgründen
Und gedenkend versunkener Jahre,
Da mich der freie Flügel trug. —
Horch, da rauscht ihr herauf gewaltig,
Mitternachtsstürme! Heilige Boten
Knospenden Frühlings, athmender Jugend,
Seid willkommen! mit euch will ich reden,
Jubeln, weinen und Hymnen singen,
Denn ihr saht mich in Knabennächten,

Saht mich in Morgenröthen der Liebe,
Saht mich in sternlosen Einsamkeiten;
Und eure Flügel, sie trugen mich liebreich.
Traget auch heute dem mich entgegen,
Was mir die dunkle Zukunft birgt!

Jugendsorgen.

Süße Tage jungen Leides,
Da das Herz in Träumen hofft —
Ach mit Wehmuth stillen Neides
Denk ich eurer heut und oft.
Heut in wolkenlosen Nächten
Und in sanfter Tage Glück
Kommt die Sehnsucht nach den Mächten
Jener Stürme mir zurück. —

Dort im kleinen Gartenzimmer,
Ach, ein Zimmer war es kaum;
Doch der Dichtung Götterschimmer
Strahlte einst dem Jugendtraum.
Durch das Fenster, weinumsponnen,
Sah der Mond am dunklen Dom,
Sah der Liebe stille Wonnen
Und der Sorgen tiefen Strom.

Und im Winter hold und traulich
Leuchtete der Lampe Schein,
In die Einsamkeit beschaulich
Schlich die Mitternacht herein;
In dem Ofen längst verglommen
War die Kohle, glutherhellt,
Doch im Herzen, glanzumschwommen,
Glühte schlaflos eine Welt. —

Heut in hellen, reichen Räumen
Strahlt Behaglichkeit und Glanz,
Was ich je ersann in Träumen,
Hat erfüllt ein Myrthenkranz:
Frauenlachen, Liebeszauber,
Märchentraum am goldnen Tag,
Wie, wenn Tauben kost der Tauber
Am besonnten Taubenschlag.

Nächte voll gesunden Schlummers,
Reicher Feste Ueberfluß;
Und kein Wölkchen eines Kummers,
Keine Stunde ohne Kuß; —
Und doch lauert Sehnsucht lugend
Nach den Wolken im Gemüth
Eines Wetters, wie's der Jugend
Segensvoll im Blitze sprüht.

Süße Tage jungen Leides,
Eure Sorgen waren schön! —
Und mit Wehmuth stillen Neides
Blickt ich nach den fernen Höhn.
Eure Stürme ruf ich wieder
In der sanften Tage Glück;
Gebt die Thränen, gebt die Lieder
Jener Nächte mir zurück!

Klaus Groth in Kiel.

Martje Floris Gesundheit.

(Schluß eines Cyclus „Land und Leute, Sagen und Sitten in Holstein," geschrieben für die Frau Kronprinzessin von Deutschland bei ihrem Aufenthalte auf Föhr.)

(August 1873.)

Eitdem de Isenbahn uns reck
Verswindt de Riesen un Niß Puk,
Cultur drifft ut de letzte Eck
De Höhnergloo un Landesbruk.

Dat Lehrn, Studeern un Bokstabeern,
De Blaed, dat Hochdütsch un Chemie
So seggt man, ward de Welt regeern —
Ol Sleswig-Holsteen mit derbi.

Kann wen — kann nich — kann doch; ik weet ni,
Doch Art, de lett ni licht vun Art,
Un ünnert hochdütsch Hemd, dar sekt wi
Noch lang en holsteensch plattdütsch Hart, —

En olen Holstenmagen seker:
Sieh di man Borst un Rippen an!
Un drinkt se nich mehr Kros un Beker,
Se stat bi't Winglas ok er Mann.

Ol Landesbruk und Landesseden
Dar blifft noch jümmer'n Stück vun hangn,
Bellicht vergeten un verleden —
Kumt wedder op un niet to gangn.

Ward wul in Eiderstedt, hier neben,
Mal drunken, sungn — as nich nat Chor,
So klingt sin Glas en Ol alleben
Toletzt un seggt: Op Martje Flor!

Still is de Larm. Op hollt de Chor,
En Jeder, mit en eernst Gesicht,
Seggt as mit Andacht: Martje Flor!
Un Sed un Ordnung kehrt torügg.

Op Martje Flor. — Vaer menni Jahr
Hus' Steenbuck mit sin Rasselbann
Int Eiderstedsche, as vaerwahr
En Tropp vun Turkos husen kann.

Se plündern, stehlen, sengn un brenn,
Verteehrten mager, fehr un fett;
Keen Koh weer seker op de Fenn,
Keen Fru inn Hus, keen Kind int Bett.

Bi Garding leeg en Hof inn Lann,
De Hanbarg as en lüttje Kark,
Dar leeg ok Steenbuck mit sin Bann,
Un Herr un Heer de drebent arg.

De Win war drunken ut den Kros,
De Keller leerr un de Kack,
De Koh war eten ut de Bos,
Speck ut den Rok un ut de Lack.

De Bur mit all wat kunn weer flücht,
Mit Knecht un Magd, mit Föhr un Fohr,
Blot een lütt Diern, de blev torügg,
Dat wer de Dochder: Martje Flor.

Weer eensam bleben mank de Bann,
En Mäden eben ut de Schol,
Muß maken mit ehr lütten Hann,
Muß schaffen, dat de Dischen vull.

Do, as se jeben, vull un dull,
Do war se ropen an den Disch:
„Sitt dal, un schenk din Beker vull,
Drink en Gesundheit, nu man frisch!"

Bleek weer dat Mäden as de Wand,
Doch mank dat Kriegsvolk unverzagt,
Se reep, den Beker in de Hand:
„Dat gah uns wol op ole Dag'!"

Still war de Larm. Op heel de Chor.
Un menni roge Kriegsgesicht
Sä as in Andacht: „Martje Flor
Hett Recht: dat Oller holl Gericht!"

Wunn Hanbarg morgens still un sach
Dar trock dervun dat wille Chor. —
Drum slutt noch jede Burgelagg
Mit din Gesun heit, Martje Flor.

Anmerkungen.

Niß Puk der Schleswig-Holsteinische Kobold.
Höhnerglov Hühner- d. i. Aberglaube.
Landesbruk Landesbrauch, Sitte.
Kann wen eder wesen kann sein.
Hart Herz; engl. hart.
seker sicher.
Borst Brust.
Kros Krug, Bierkrug.
Beker Becher.
verleden alt, veraltet
hier neben, nämlich neben der Insel Föhr.
alleben leise, wörtlich: ganz eben.
Rasselbann Rasselbande, Horde.
fehr, von Kühen, so lange sie keine Milch geben.
Fenn Stück Marschland.
Hanbarg Heuberg, eiderstedtsche Bauernwohnung, Haus und Scheune unter einem Dach.
Bos oder Boos Kuhstall.
Lack Lauge, Salzlauge.
Föhr un Fohr Fuhre und Fuder.
roog roh, rauh.
Oller das Alter.
slutt schließt.
Burgelagg Bauerngelage.

Anastasius Grün in Graz.

Jagello.

Nachtigallenmacht
Füllt den Eichenwald,
Weithin widerhallt
Jauchzen der Liederschlacht.

Polens Heeresmacht
Lagert am Waldessaum,
Fürst Jagello im Traum,
Ruht, vom Zelt umdacht.

Plötzlich ihn erweckt
Lang entbehrter Klang, —
Ha, der Sproßer Sang
Hat ihn aufgeschreckt.

Durch Verhau und Wacht
Dringt's ins Königszelt,
Und ihn überfällt
Nachtigallenmacht.

Von dem Schilde dort
Als ein Echo prallt's,
In dem Hellmrund wallt's
Tönend fort und fort;

Süßer Klang umspinnt
Ihm das Schwert zugleich,
Wie mit Watte weich,
Wie mit Seide lind.

„Klang der Seligkeit,
Längst vergeßner Laut,
Wie erweckst du traut
Längst vergeßne Zeit!

Meine Kindeszeit,
Als ich dir gelauscht,
Nachtigallberauscht,
Tief in Einsamkeit;

Mich im Wald verlor,
Bis mich Mütterlein
Fand in Todespein
Unter Busch und Rohr.

Dort ein muntrer Knab,
Hier ein müder Greis;
Dort das frische Reis,
Hier der morsche Stab!

Was dazwischen liegt,
Traurig sieht's mich an:
Dornenvolle Bahn,
Die der Fürst durchfliegt!

Kronen zwei vereint,
Länder doch entzweit,
Im Senate Streit,
Frieden nur vom Feind!

Blutumgränzter Kreis,
Kampf um Reich und Thron,
Mühen ohne Lohn,
Kränze ohne Preis!

Hohes nur halb erreicht,
Schlimmes nur halb besiegt!
Staat und Macht erliegt,
Und der Purpur bleicht.

Gib mir dein Geleit,
Wonniger Waldchoral,
Tauche mich noch einmal
In die ferne Zeit!"

Und er stürzt zum Wald,
Nachtigallberauscht,
Horcht und wallt und lauscht,
Wo's am schönsten schallt.

Doch die Klänge scheu
Vor dem Lauscher fliehn,
Locken ihn und ziehn
Mit sich fort aufs Neu;

Hier der rollende Fall,
Dort das flötende Flehn;
Holdes Irregehn,
Wohlklang überall! — —

Weißer Nebelflor
Hängt am Binsenstrauch,
Und mit qualmenden Hauch
Athmet schwer das Moor.

Kalt und scharf der Thau
Von den Blättern fällt,
Und der Irrwisch hält
Dort die Leuchte blau.

Durch das knisternde Rohr
Schleicht das Fieber sacht,
Auf den Lüften der Nacht
Schnellt's den Pfeil hervor;

Trifft ins Königsherz!
Greises Heldengebein
Ist nicht Stahl und Stein,
Nieder wirft ihn Schmerz.

An der Eiche Saum
Sinkt er todesmatt,
Letzte Liegerstatt
Beut der alte Baum.

So im Kriegeszug
Polens König starb,
Den kein Feind verdarb,
Den kein Schwert erschlug;

Starb nicht auf dem Thron,
Starb in Wald und Rohr,
Noch in seinem Ohr
Nachtigallenton.

In Gesang gewiegt,
Eingesargt in Sang!
So verschönt der Klang,
Was dazwischen liegt.

Seebild.

Durch die Wellen steuert ein Schwan so einsam,
Hell und blank, wie die schimmernde Wasserlilie,
Wie im Azur die ziehende Silberwolke,
Blume der Erde zugleich und Bote des Himmels.
Von Balkonen herab und Blüthenterrassen
Streuen ihm weiße Hände nährende Brotsaat.
Feierlich schwebt er heran, fast ohne Regung,
Stäte Bewegung doch in seliger Ruhe,
Gleich dem rückenden Zeiger auf dem Uhrblatt,
Gleich dem reisenden Mondesnachen im Aether.

Wie du feierlich stolz, o Schwan, dahinziehst,
In dem flimmernden See ein einsamer Segler,
Unter dir die glänzenden Spiegelbilder
Blühender Ufer, goldener Himmelswölbung,
Mächtiger Berge, die Natur rings thürmte,
Freundlicher Stätten, die der Mensch hier geschaffen,
Wird des Sees kristallener blanker Spiegel
Mir zum Spiegel der Zeiten und Geschicke,
Wirst du selbst mir ein hehr und mahnend Sinnbild.

Wenn dir Sturm den schneeigen Flaum emporsträubt,
Weithin flattert sein schwarzer Wolkenmantel,
Und die Wellen wie drohende Fäuste sich ballen,
Sieh, dann liegt der Spiegel zerschlagen, in Splittern,
All die glänzenden Bilder sind zerstoben
Und versunken in die chaotische Brandung.

Doch auch wenn in sonniger Ruhe lautlos
Ueber dir tiefblau der Aether sich breitet,
Seines Lebens wollusthauchender Athem
Leise, leise, wie Blumenduft, den See streift,
Der so glatt und blank, wie metallgegossen,
Daß er sich sanft zu regen beginnt und zu kräuseln;
Da auch über den Spiegel wallt ein Zittern;
Wellengeriesel und glitzernde Flimmerlichter
Reißen tanzende Furchen in seine Flächen,
Und die Risse durchziehn der Bilder Konturen,
Daß ihr Band sich löst in Stücke zerfallend,
Daß der Berge Säulen querüber gespalten,
Wie geborsten der Gletscher, durchsägt die Wälder,
Wie geknickt und zerpflückt die Blumen des Ufers.
Auf den Höhen die Burg, im Thal die Hütte,
Neben dem Römerstein der ragende Kirchthurm,
Altes und Neues, sowie die Menschlein dazwischen,
Alles zerschwankend, zerbröckelnd und zerfließend!
Aber feierlich über den Bildertrümmern,
Ueber dem Schwankenden ziehst du, einsamer Lootse,
Deine Bahnen dahin, in beseligter Ruhe,
Blank und rein, wie die schimmernde Wasserlilie,
Leuchtend, wie im Azur die Silberwolke,
Blume der Erde zugleich und Bote des Himmels.

Also nagen und rütteln an allem Dasein
Selbst die sonnigsten Stunden, wie spielende Wellen;

Durch den lauschenden Weltraum knistert und rieselt
Still und stät ein Verwittern und Verfallen,
Körnlein Sandes im Stundenglase verrinnend.
Aber das Wünschen und Ringen, Dulden und Hoffen
Hingefunkner Jahrhundert und Menschengeschlechter
Lebt noch fort und fort in geläuterter Klarheit.
Ueber dem Wellenspiel der fliehenden Stunde,
Ueber den Bolkertrümmern und Zeitenschutte,
Ueber den Urnen abgewordener Herzen
Zieht der Wahrheit ewiger Lichtgedanke
Unaufhaltsam die Bahn in beseligter Ruhe,
An der Weltenuhr der weisende Zeiger,
In der Erdennacht die strahlende Leuchte,
Hell und rein, wie du, sein liebliches Sinnbild.

Nina Güthner in Neu-Ilm.

Der Fremde.

Still ist die Nacht, die Sterne spenden
Den ungewissen matten Schein,
Doch einem armen Meister senden
Sie keinen Strahl in seine Pein.
Die Ampel glimmt, auf hartem Lager
Stöhnt ruhelos sein hehres Weib,
Wie ward die blühnde Wange hager,
Wie todesmüd der junge Leib;
Umsonst wacht an dem Leidensbette
Die Liebe ohne Rast und Ruh,
Die Noth theilt nur ihr diese Stätte
Und läßt kein frohes Hoffen zu.
Der Meister muß die Hände falten,
Doch sein Gebet klingt herbenbmatt.
Vergebens hat er angehalten
Um Arbeit in der ganzen Stadt.
Da pocht es plötzlich leis und schnelle,
Der Meister tonlos ruft „Herein";
Ein Fremder steht auf seiner Schwelle
Und fordert Arbeit: „Schrein auf Schrein!"
Und ohne Gruß ist er geschieden,
Der Meister athmet froh und frei.
„Gott schenk den armen Seelen Frieden!"
Denkt er und sägt das Holz entzwei.
Er hämmert ohne auszuraften,
Er klopft und sägt die ganze Nacht.
Der Tod scheint sich noch mehr zu hasten
Und hat die Arbeit weit gebracht.
Der Fremde kehrt am Tag nicht wieder,
Die Särge finden doch Verkauf,
Denn tausend Menschen sinken nieder,
Das „große Sterben" tauchet auf.
Der Meister klopft und sägt und zimmert,
Sein Weib erblüht in frischem Glanz,
Indeß das Sterbeglöcklein wimmert
Zum ungeheuren Todestanz. — —
Ein Jahr schwand, überreich an Jammer,
Dem Meister hat's nur Glück gebracht,
Da pocht es wieder an die Kammer
In einer sternenhellen Nacht.
Der Fremde steht auf gleicher Stelle.
„Ich brauche noch der Särge zwei!"
Zum Meister spricht's der Nachtgeselle,
Und tiefmal grüßt er ihn dabei.
Der Meister klopft und sägt und zimmert,
Sein Herz schlägt bang, es bebt die Hand,
Doch als die Morgensonne schimmert
Hat er den Schauder überwandt.
Er hat sein letztes Werk vollendet
Und sagt „Gott hat es gut gemeint.
Er hat die Noth von uns gewendet
Und läßt uns jetzt im Tod vereint."
Das junge Weib umschlingt den Gatten,
Und wie sein zuckend Herz erliegt,
Folgt sie ihm in das Reich der Schatten,
Von Liebe selig eingewiegt. —
Still ist die Nacht, am Himmel glänzet
Die leuchtend goldne Sternenschaar.
Das „große Sterben" ist begrenzet,
Sein letztes Opfer war dies Paar.

Ludwig Habicht in Berlin.

Zur Nacht.

Die Sonne sank hinab in Märchenpracht,
Wie's farbenschön da ineinander floß,
Sie geht dahin — die glühend liebevoll
Der Erde lichtgetränkte Brust umschloß.

Und wie der Bibel längst verlorner Sohn,
Der sich zur alten, süßen Heimath sehnt,
So ruht die Welt vor mir, den müden Arm
Nur leise an der Hoffnung Stab gelehnt.

Voll Sehnsucht hofft sie auf den jungen Tag
Und haucht den tiefen Schmerz in dunkle Nacht,
Sie hofft, daß in der bald erscheinen Brust,
Ein Gottesstrahl das neue Sein entfacht.

Mit dieser Hoffnung stirbt sie leise ab,
In diesem Glauben senkt sie sich in Ruh,
Und wie sie still von neuen Tagen träumt,
Wirkt ihr die Sternenwelt Erfüllung zu.

Erkenntniß.

Sei mir bedankt für alle Wunden,
O Leben, die du mir geschlagen,
Sei mir bedankt für alle Stunden,
Die du mir freundlich zugetragen.

Es mußte Freud und Schmerz sich einen,
Mein innres Dasein zu gestalten,
Ich mußte blutge Thränen weinen,
Eh ich erkannt ein höhres Walten,

Eh mir das Räthsel klar und offen,
Eh ich begriff, welch tiefer Segen
In Allem, was das Herz getroffen,
Ja selbst im größten Schmerz gelegen.

Karl Hackenschmidt in Zägerthal bei Niederbronn im Elsaß.

Die Bäckerin von Neu-Winstein.

Eine elsässische Geschichte.

1.

Sie glänzt und glüht das alte Schloß
Vom hellen Morgenschein, —
Im grün und weißen Blüthenkranz
Ein rother Edelstein.

Und oben, wo das Immergrün
Den Fensterrims umflicht,
Wie glänzt und glüht vom Morgenschein
Ein Mädchenangesicht!

Sie sitzt im sonnigen Erkerraum
Und spinnt mit fleißger Hand,
Und schaut mit klarem Aug hinaus
Ins klare Frühlingsland.

Drin im Gemach die Schloßfrau steht
Am reichgeschnitzten Spint
Und prüft und zählt und seufzt und spricht:
„Welch eine Noth, mein Kind!

Nur noch bis heute Abend reicht
Der Vorrath Brod im Schrank,
Und die mit neuem uns versorgt,
Die treue Magd liegt krank!"

Das Fräulein winkt ihr scheinisch zu:
„O große Noth und Pein!
Und rechnest du denn gar für nichts
Dein großes Töchterlein?

Was grämst du dich? Vermag ich nicht
Zu kneten flink den Teig?
Ich eile zu der Kammer hin
Und schaffe Brod für euch!

Es soll dem Vater munden, denn
Ich backe nach seinem Sinn,
Er lobt mir morgen ganz gewiß
Die kleine Bäckerin!"

2.

Dort wo der Eisenhammer dröhnt
In enger, kühler Schlucht,
Und sich die Schwarzbach im Gestein
Den Ausgang brausend sucht,

Dort zieht ein junger Reitersmann
Dahin auf schlankem Thier,
Und schaut mit düsterm Aug hinein
Ins rauhe Waldrevier.

Ei nun, wer senkt so traut das Haupt
Zur grünen Frühlingszeit?
Im Lebensmai, im Monat Mai,
Wer hegt da Herzeleid?

Der Falkener, der junge Graf
Zu einen sauern Gang,
Er sucht sich eine Braut ins Haus,
Das macht das Herz ihm bang!

Vier Wochen sind's, da sprach zu ihm
Der Mutter treuer Sinn:
„O Sohn! du siehst, mein graues Haupt
Neigt sich zum Grabe hin!

Laß einer jungen Herrin mich
Des Hauses Hut vertraun,
Laß des Geschlechtes Erben noch
Mein lachend Auge schaun!" —

Geherzam zog der Sohn ins Land
Rheinwärts, Vogesenwärts,
Sah sich der Heimath Töchter an,
Doch Keiner schlug sein Herz.

Nun steht er vor dem letzten Thor
Aus der bekannten Zahl
Und seufzt: „Was geb ich mir die Müh,
's wird sein wie überall!

Sie sitzen kalt und vornehm da,
Steif in dem steifen Kleid,
Parliren Welsch und treiben Scherz
Mit meiner Bildigkeit.

Viel lieber bleib ich, was ich bin,
Als solch ein Dämlein frein!
Doch lebe ich ohne Aussicht heim,
Welch Schmerz für Mütterlein!"

Wie still und friedlich liegt die Burg
Im Schooß des Maienflor!
Kein Wächter ruft vom hohen Thurm,
Kein Gitter sperrt das Thor.

Im Graben grast ein zahmes Reh,
Am Zwinger rankt der Wein,
Und wo einst Büchsen krachten, winkt
Ein Topf mit Resmarein!

Der Jüngling reitet in den Hof,
Er bindet an sein Pferd,
Die felsgehaune Treppe hallt,
„Ei, daß mich Niemand hört!"

Nun steht er vor dem Eingang, pocht,
Doch offen ist die Thür.
Er tritt hinein und lauscht und forscht:
„Ist denn kein Diener hier?"

Da trifft ein ferner Schall sein Ohr.
Horch! 's ist ein lauter Sang!
Er folgt dem glockenhellen Ton
Den dunklen Gang entlang.

Er kommt an eine Kammerthür,
Er denkt: „Wag ich den Blick?
Wohl! 's wird der Mägde eine sein"
Er schaut, — und staunt zurück.

Vor mehlbestaubter Multe steht
Geschäftig und allein,
Dem niedern Fenster zugewandt,
Ein Mädchen schlank und fein.

Bald senkt sie in den fußgen Stoff
Zwei Arme, schwanengleich,
Bald dengt sie kräftig sich zurück,
Und wuchtig fällt der Teig.

Und wie sie so sich bückt und sich
Erhebt in emsger Lust,
Entströmt zum Tact der fleißgen Hand
Ein heiteres Lied der Brust.

„Wer mag die Dirne sein, die hier
So wohlgemuth sich plagt?
Die Haltung zeigt die Herrin an,
Der niedre Dienst die Magd . . ."

Da plötzlich schaut die Bäckerin
Erschrocken nach der Thür,
Und der ertappte Lauscher tritt
Beschämt, bestürzt herfür.

„Ihr seid's, Herr Ritter!" ruft die Maid
Und lächelt ärgerlich,
„Wo kommt Ihr her und überrascht
Bei solcher Arbeit mich?"

Der Jüngling neigt sich tief und spricht:
(Was gab ihm wohl den Muth?)
„Verzeiht daß ich Euch zugeschaut,
Doch — mir gefiel's so gut!

Ich hab Euch, Fräulein, oft gesehn
Bei Spiel und Festlichkeit,
Ich sah Euch schön im goldnen Schmuck,
Doch nie so schön als heut.

Schau ich auf Eurer holden Stirn
Des Fleißes Perlen stehn,
Mich dünkt — auch meine Mutter wäre's
Mit Wohlgefallen sehn . . ."

Was er noch weiter zu ihr sprach,
Wer hat davon Bericht?
Was sie ihm drauf zur Antwort gab,
Erzählt die Sage nicht.

Doch als zuletzt der junge Mann
Heraustrat auf den Gang,
Um leichten Fußes, leichten Sinns,
Die Treppe hinauf sich schwang,

Trug seine Hand des Mehles Spur,
Ein köstlicher Gewinn,
Ein Liebessiegel, aufgedrückt
Von Fräulein Bäckerin!

Robert Hamerling in Graz.

Hier in dieser weiten Runde.

Hier in dieser weiten Runde
Ist kein Hügel, keine Kluft,
Die nicht eine süße Stunde
Still mir ins Gedächtniß ruft:
Ja, hier ist so steil kein Berghang
Und so tief kein grünes Thal,
Wo ich nicht geheim in Liebe
Und in Lust geschwelgt einmal.

Keine traute Stelle gibt es,
Keine Grotte, keine Schlucht,
Wo nicht Sehnsucht wonnebebend
Einmal ein Asyl gesucht;
Keine blumenreiche Stelle,
Keinen moosgen Waldesgrund,
Wo beseligt nicht mit Küssen
Ward der allerschönste Bund.

Jetzo schweif ich still und einsam
Durch die Thäler, über Höhn:
Wo die Weune süß geflüstert,
Oede Wipfel schaurig wehn;
Und es sehn die Liebesgötter,
Die umschwebten tiefen Plan,
Mit Dämonenangesichtern
Grinsend aus dem Strauch mich an.

Sonnensehnsucht.

Ach, mich fröstelt — nach dem Süden
Lockt es mich, den Sonnenmüden,
Hier im nordschen Frost verdorrt ich,
Und vor Sonnensehnsucht sterb ich!" —

Also seufzt ich lange Tage,
Und ein Ende nahm die Plage:
Sonne kam, den Berg beschreitend,
Glanz und Gluth um sich verbreitend.

Schmolz die Schneelast auf der Firne,
Schmolz in Schweiß die heiße Stirne,
Und ich fluche schon der Schwüle,
Sehne mich nach milder Kühle.

Und ich werke, nicht die Sonne,
Nicht die schöne Frühlingswonne
War'o, die fehlte meinem Triebe:
Sondern, ach, vielleicht die Liebe! —

Zu viel.

Steht ein Baum vor meinem Fenster:
In des Wipfels ewig gleiches
Sachtes Hinundwiederwogen
Bleibt die Seele mir versenkt.

Dieser Wipfel, er ist Alles,
Was ich von der Welt erblicke,
Und er ist mir nicht zu wenig,
Nein, zu viel schon ist er mir.

Störend sind mir diese tausend
Vögel, die darüber flattern,
Störend sind mir diese tausend
Wolken, die darüber ziehen,

Störend sind mir diese Tropfen,
Die auf seinen Blättern funkeln,
Störend sind mir diese Winde,
Die durch seine Tiefe brausen.

Das ist Lärm und eitel Flitter;
Und das Schönste bleibt die stille,
Hohe, heilge, schrankenlose,
Stillbewegte, zaubervolle,

Hocherhabne, wunderbare,
Weltweggehar, sonnentunkne,
Reizende Monotonie
Dieses grünen Reichs: im schönen,

Ungestörten, ewig gleichen,
Sachten Hinundwiederwogen
Dieser grünen Wipfelkrone
Bleibt die Seele mir versenkt.

Max Haushofer in München.

Liebchen Höllenbrut.

1.

Wie seltsam, daß mein Lieb nicht sagt,
Von wannen sie gekommen!
Ich habe so oft darnach gefragt
Und niemals was vernommen!

Sie hat kein Lager und hat kein Haus,
Führt kein Gebet im Munde:
Sie huscht bei mir nur ein und aus
Verschleiert in später Stunde.

Wer nähret und kleidet ihren Leib?
Kann sie vom Nachtthau leben?
Ich glaube, sie ist des Teufels Weib
Und mich liebt sie daneben!

2.

Es standen ihrer Zweie
Im Mondschein auf einem Platz;
Das eine war wie ein Schatten,
Das andere war mein Schatz.

Drei Tage noch, so hat sie,
Drei Tage noch laß ihn mir!
Drei Tage noch muß ich ihn küssen,
Dann, Schwarzer, gehört er dir!

Zwei Tage sind vergangen,
Wie lieb war sie mit mir!
Der dritte geht zu Ende —
Nun sucht er mich bei ihr.

3.

Unzählige Küsse hab ich ihr,
Der süßen Hexe gegeben;
Da hob sie den Finger und sprach zu mir:
Hab Acht, es kostet dein Leben!

Nur neunundneunzig sind erlaubt
Zu küssen von meinem Munde,
Bei hundert aber verfällt dein Haupt
Dem Schatten im dunklen Grunde.

Hab Acht, er lacht schon hinter dir,
Der Schatten will dich verderben!
Du dummer Mensch, laß ab von mir,
Du erküssest dir Fluch und Sterben!

Franz Hirsch in Leipzig.

Der Geliebten.

Des Mannes Geist gleicht lichtem Tage,
Des Weibes Herz der Mondennacht.
Der Tag hat seine Gluth und Plage,
Doch lindernd kühlt der Thau der Nacht.
So eint auch uns im Weltgetriebe,
Wie Tag und Nacht im Wechsellauf,
Des Lebens Kleinod, treue Liebe,
Die Liebe höret nimmer auf!

Und ob sie höhnen, weltverachtend
Des Fühlens altes gutes Recht,
Ob sie, die Welterkenntniß pachtend,
Behaupten, alles Sein sei schlecht:
Die Weisheit dieser Welt wird schwinden,
Die Zeiten enden ihren Lauf,
Das aber laß uns laut verkünden:
Die Liebe höret nimmer auf!

Des Mädchens Sehnsucht.

(Im älteren Volkston).

Verblichen ist der grüne Wald,
Mein Herze thut mir weh,
Das thut mir an ein Winter kalt,
Dazu der weiße Schnee.
Wenn ich doch die Wege wüßt,
Da die Nachtigall geflogen ist,
Ich zöge über die See.

Erblichen ist eur lichter Schein,
Ihr Blumen, grauer Klee!
Da mich umfing der Liebste mein, —
Nun thut er's nimmermeh.
Von hinnen ritt er alsobald,
Seines Hifthorns Ton mir immer schallt:
Ade, du Maid, ade!

Der aller Welt ein Meister ist,
Macht, daß mein Leid vergeh!
Er fügt, trotz Winters arger List,
Daß ich ihn wiederseh.
Uns kommt ein schöne Sommerszeit.
Horch! Freude lacht nach Herzeleid,
Singt's Vöglein in der Höh.

Ferdinand Hoefer in Seehausen in der Altmark.

Vor einer Büste Alexanders.

Du Riesengeist voll Sehnsucht, Alexander!
Erobrer einer Welt voll Licht und Pracht,
Auch du, auch du mit ungestilltem Trieb
Dem Staub, von dem du kamest, zugesellt?
Ja, ich erkenn in deinem hohen Antlitz,
In deinem Auge, das der Welt befahl,
Den Schmerz, den nur die Hand des Todes löscht.
Mit Ruhm gedachtest du den Durst der Seele,
Der Seligkeit verlangenden, zu stillen.
Er ward dir: fern im hindostanischen Ost,
Unsterblich gleich der Fluth des Indus, gleitet
Dein Name von Geschlechte zu Geschlecht;
Es lauscht mit offnem Mund der Araber
Dem Märchen, das von deinen Thaten spricht;
Und wenn sich über den ägyptischen Sand
Der Glanz der Morgensonne hebt, erklingt
Im wunderbaren Ton der Pyramiden
Gewaltige Sprache von dem Göttersohn,
Der hier den Weg zu Ammons Tempel zog.
Du warfest Reiche nieder und erhobst sie,
Du mischtest Völker, Sprachen, Sitt und Kunst,
Du tratest Königsstädte in den Grund,
Und im Vorüberschreiten, in der Wüste,
Erschufst du neue mit dem Wink der Hand —
Und hattest nicht genug, du stolzes Herz?

Ja dir entgegen trug das Morgenland
Nicht Macht und Gold und Specereien nur,
Es bot dir Liebe, heiß wie seine Sonne,
Du bargst dein Haupt, das welterschütternde,
Verlangend an Roxanens süßer Brust,
Der schönsten Frau, von der die Zeiten melden.
Und auch die Liebe brachte nicht das Glück?
Warum denn wärst du weiter sonst gestürmt,
Bis du an Indiens Grenzen umgekehrt?
Auch dort war nicht das Paradies: du gingst.
Doch nur, um deinen mächtigen Geist zu werfen
Rastlos und friedelos nach Westen hin,
Die Inseln dir der Seligen zu erobern,
Glück und Unsterblichkeit zu finden dort,
Daß du den Tod auch wie das Leben zwängst.

Glück und Unsterblichkeit! der Sterblichen
Hat Keiner noch sie beide je erlangt.
Auch du, bevor du aufbrachst gegen West —
Da brachen deine jungen Augen schon.
Bei deinem Tode hat die Welt gebebt,
Und jetzt — vor welchem Winde treibt dein Staub?
O vanitatum vanitas! o Staub,
In den das Leben und die Welt zergeht.

Friedrich Hofmann in Leipzig.

Die köstliche Zeit.

Der deutschen Jugend ein Lied!

Was winken die fröhlichen Augen sich zu
Und langt nach dem Glase die Hand?
Wir eilen mit jubelndem Geiste im Nu
Zurück in der Jugend Land.
So lang im hochwogenden Lebensgedräng
Dem Jüngling allorts auf der Welt es zu eng
Und im stürmischen Herzen zu weit —
Das ist eine köstliche Zeit!

Und siehe, da legen die Pflicht und die Ehr
Dem Strammen den Waffenrock an;
Er schultert als Krieger des Kaisers Gewehr
Und wird mit der Waffe zum Mann.
Und donnert es wider den Feind, der da naht,
Und führet das blühende Leben zur That,
Dem Vaterlande geweiht —
Das ist eine köstliche Zeit!

Gewehr an die Wand! Wenn vom himmlischen Thron
Der Friede die Völker begrüßt,
Sucht unter den Töchtern des Landes der Sohn
Die, so ihm das Leben versüßt.
Da lernen sie, was sie zuvor nicht gewußt:
Wie mächtig der Liebe unendliche Lust
Aufjubelt im Herzen zu Zweit!
Das ist eine köstliche Zeit!

So steiget der Jüngling zum Manne empor
Und gründet den eigenen Herd
Mit eigener Kraft, wie im Kampfe zuvor
Die eigene Kraft er bewährt.
Wenn so sich der Deutsche in Reihe und Glied
Die Bürger des Staats und des Reiches erzieht,
Daß Recht und daß Freiheit gedeiht —
Das wird eine köstliche Zeit!

Drum winken die Augen in höherem Glanz
Und greifet zum Becher die Hand:
Es lebe der Jugend aufblühender Kranz
Zum Heile dem Vaterland!
Was die Alten errungen im geistigen Kampf,
Und erfochten die Jungen im Pulverdampf,
Das krone die Ewigkeit!
Hoch lebe die köstliche Zeit!

Karl von Holtei in Breslau.

Zwei Träume.

Wird noch einmal Mai mir lächeln
Durch der jungen Blätter Grün?
Werden laue Lüfte fächeln,
Wo die Knospen sanft erblühn,
Mich noch einmal zu erwecken
Mit der Lebensfreude Macht,
Ehe Tod sammt seinen Schrecken
Mich versenkt in Grabes Nacht?

Also seufzt ein müder Frager,
Den gar manches Leiden quält,
Wenn auf düsterm Krankenlager
Einsam er die Stunden zählt.
Ihn erhören milde Mächte,
Und sie führen ihn sogleich
Aus dem dunklen Graun der Nächte
In der Träume lichtes Reich.

Ha! da sieht er sich umfangen
Von gewaltger Wunderpracht,
Ueppig reiche Blumen prangen
Sonnen-goldig angelacht;
Düfte reizen, Farben blenden . . .
Doch der arme Kranke spricht:
Diese Fülle stolzer Spenden
Lügt mir, sie erfreut mich nicht.

Täuschung ist's; nur wie im Fieber
Zeigt sich solche Zauberei;
Nein, da wach ich wirklich lieber,
Ob es noch so traurig sei.
Dieser Traum gibt keinen Segen;
Daß er schwinde will ich mich
Auf die andre Seite legen,
Dann vielleicht verzieht er sich.

So geschieht's. Ihm zu vergelten
Seinen muthigen Entschluß,
Haucht die Gnade höhrer Welten
Auf die Stirn ihm ihren Kuß,
Drückt die heißen Augenlider
Kühlend, liebevoll ihm zu . . .
Still entschlummernd findet wieder
Er in andrem Traume Ruh.

Seiner Heimath Waldes-Wiesen
Steigen fröhlich auf. Sie sind
Was sie waren, und auf diesen
Wird der Greis noch einmal Kind.
Nur Feldblümchen schuldlos schauen
Aus der Hoffnung Grün hervor,
Frisch erzeugend ein Vertrauen,
Das im Leben er verlor.

Nun auch lindert sich der Kummer,
Der den Kranken erst bedrückt,
Denn der blüthenreine Schlummer
Hat verjüngt ihn und erquickt.

Frühling bleibt nicht aus. Es waltet
Aus des Menschen Kinderzeit
Eine Kraft, die sich entfaltet
Auf dem Weg zur Ewigkeit.

Breslau, April 1875.

Hermann Hölty in Hannover.

Paltars Tod.

1.

Es wohnt der Gott des Lichtes im schimmernden Palast,
Hoch zu den Wolken raget der Silbermauern Glast;
Doch Paltars Haar ist lichter, sein Antlitz Sommerlicht,
Wie seine Hand nur segnet, sein Mund nur Segen spricht.
Aber Loki, der Unhold der Nacht
In unterirdischem Felsenschacht
Er brütet Paltars Verderben.

Es schläft der Gott des Lichtes im hehren Götterhaus;
Da ziehet ihn ein Traumbild in Nacht und Todesgraus.
Er fährt empor erschrocken aus dunkler Traumesqual;
Er macht es kund, da beben die Götter allzumal.
Wehe! Loki, der Unhold der Nacht
In unterirdischem Felsenschacht
Er brütet Paltars Verderben.

Den Weltenlenker, Wuotan, ihn bangte ob dem Sohn;
Er ist auf Wolkenrossen zur Nornenschlucht geflohn;
Er hat ins Grab gerufen, durch Runenspruch verstört
Den Schlaf der Schicksalskundgen, er hat ihr Wort gehört:
„Hüte dich! Loki, der Unhold der Nacht,
In unterirdischem Felsenschacht,
Er brütet Paltars Verderben."

2.

Und Wuotan ruft die Götter: „Auf! haltet euch bereit,
Zu binden alle Schöpfung durch einen theuren Eid,
Das Element, die Kräfte, die Kinder der Natur;
Den Gott des Lichts zu schonen, gelobe uns ihr Schwur.
Fort! Paltars Leben gilt es! und leisten sie den Eid,
Dann ist der Gott des Lichtes vor Lokis Grimm gefeit."
Aber still im Eichenwald
Sproßt die zierlichste Pflanzengestalt,
Die zarte Mistelstaude.

Und alle Götter eilen zum Werke lichtesschnell,
Besprechen sich mit Feuer, mit Erde, Wind und Well;
„Dem Paltar droht Verderben, dem Liebling der Natur!"
Und alle Elemente, sie leisten gern den Schwur.
Es schwören alle Thiere, die Erze, das Gestein;
Die Götter ziehn die Pflanzen auch in den Eid hinein.
Aber still im Eichenwald
Sproßt die zierlichste Pflanzengestalt,
Die zarte Mistelstaude.

„Welch Flüstern, welch Besprechen im wunderschnellen Lauf?
Was ist's?" so fährt im Schachte vom Brüten Loki auf.
„Horch! Paltar hat vereidigt zum Schutze Meer und Land;
Erspäh ich noch ein Wesen vom Eide nicht gebannt?"
Auf Feuerwolken fährt er empor und späht und lauscht
Und hört die Götter jauchzen von Sicherheit berauscht.
Aber still im Eichenwald
Sproßt die zierlichste Pflanzengestalt,
Die zarte Mistelstaude.

Gott Wuotan lächelt heiter: „Das Werk ist fast vollbracht!
Nur dort die wengen Bäume noch nehmt zum Eid in Acht!"
Gott Paltar lachet freudig: „Nachtfürst, ohnmächtiger Wicht!
Nun ist das Werk vollendet, nun beuge dich dem Licht!"
Und Loki, ungesehen, er raunt in Hohnesgluth:
„Den Mistelsproß vergaßt ihr in eurem sichren Muth.
Weh euch! still im Eichenwald
Sproßt die zierlichste Pflanzengestalt,
Die zarte Mistelstaude."

Die Götterschaar erhebet nun frischen Siegsgesang,
Die Becher methgefüllet sie geben hellen Klang;
Die Lieder, so da singen von Licht und ewgem Glück,
Bringt dort vom Fels, vom Meere der Widerhall zurück.
Und Loki, ungesehen, er schnitzt in Zorneseil
Aus zarter Mistelstaude den allerschärfsten Pfeil.
Hüte dich, Paltar! still im Wald
Sproßt die zierlichste Pflanzengestalt,
Die zarte Mistelstaude.

3.

Es wogt im goldnen Saale Gesang, Kurzweil und Spiel;
Die Götter nehmen heiter den Paltar sich zum Ziel.
Sie schleudern Speer und Lanze, sie schlagen mit dem Schwert,
Sie werfen Fackelbrände, und nichts hat ihn versehrt.
Aber, Paltar, es schützt dich nicht
Der Schwur der Natur, du Friedenslicht,
Du Liebling von Himmel und Erde!

Es jubeln laut die Götter und lachen allzumal;
Da steht urplötzlich Loki im goldnen Göttersaal;
„Was gilt es? Blinder Hadu, hier nimm den zarten Pfeil,
Und gib zu Paltars Ehre auch deinen schwachen Theil!"
Hüte dich Paltar! es schützt dich nicht
Der Schwur der Natur, du Friedenslicht,
Du Liebling von Himmel und Erde!

Mitleidig schaun die Götter den blinden Hadu an;
Es fliegt, gelenkt von Loki, der Pfeil: da ist's gethan,
Da beben alle Götter vor Schreck und Schmerz zugleich;
Den Paltar hat entsendet der Wurf in Hellias Reich.
Wehe dir Paltar, es schützte dich nicht
Der Schwur der Natur, du Friedenslicht,
Du Liebling von Himmel und Erde!

Drei junge Gesellen ritten miteinander die Straß entlang.
Es hatten ihre Namen in Frankreich hellen Klang,
Wie Saiten Einer Harfe, wenn Meisterhand sie schlägt,
Wie Perlen Einer Krone, vom goldnen Reif umhegt.

Drei Reiter, gleich an Jugend und doch an Ehren reich,
Drei Namen, gleichen Schalles und an Bewundrung gleich,
Beseelet und verbrüdert durch gleichen Muts und Blut,
Drei stolze Sprossen, wachsend in Frankreichs Königshut.

Lothringens Herzog, Heinrich von Guise zur Linken ritt,
Heinrich Bearn zur Rechten hielt mit ihm gleichen Schritt,
Navarras Thronerbe, und hoch auf schwarzem Roß
Heinrich Anjou inmitten, der Capetingersproß.

Mit Frohsinn und Gelächter, den Falken in der Hand,
Allein zur Jagd ausgezogen sie in das waldige Land;
Sie jagten immer weiter durch dunklen Tannenforst,
Der Wolf entwich der Höhle, der Adler floh den Horst.

Sie schlugen in die Weiche den Rossen scharfen Sporn,
Sie jagen immer weiter durch Dickicht und durch Dorn,
Sie haben keines Weges und keines Zeichens Acht —
Wie Geierflügel rieslig umrauscht den Wald die Nacht.

Der Wind, ihr kalter Bote, durchschauert jäh mit Frost
Der Reiter Leid, ihr Magen murrt nach vergessener Kost,
Es durstet ihre Kehle, vom heißen Ritt verdorrt —
Heinrich Anjou bricht zögernd das Schweigen mit dem Wort:

„Schön ist die Jagd, doch wollt ich, ich säß am warmen Herd"
Laut lacht Heinrich Navarra: „Ein Trunk wär Gottes werth"
„Für guten Imbiß gäb ich die ganze Beute gern,"
Murrt Heinrich Guise verdrossen — da blitzt ein Licht von fern.

Es schimmert durch die Stämme und näher kommt es bald,
Einsame Hütte ladet, weit offen, tief im Wald,
Lebles, nur grellen Scheines, die Wände wie mit Blut
Umgießend, auf dem Herde loht riesige Kohlenglut.

Doch aus dem Sattel schwingen die Reiter sich mit Hast,
Sie treten in die Hütte, sie laden sich zu Gast;
Wie einem einzigen Gaste gerüstet, steht bereit
Ein Mahl auf hartem Tische, ein Becher ihm zur Seit!

Es steht demselben Gaste ein Stuhl bereit am Herd —
Was plötzlich greifen feindlich drei Hände nach dem Schwert?
Es wogt so schwül bedrückend herab vom niedern Dach,
Es webt so sinnberückend Dunstkreise durchs Gemach.

Anschürend aus den Flammen, da lacht's wie Geisterhohn —
Mit irrem Blick die Freunde sich gegenüber drohn;
Sie kämpfen um die Speise, bis sie des Feuers Raub,
Sie kämpfen um den Becher, der Wein zerfließt im Staub.

Und todesmüde rasten sie an die Wand den Leib —
Da springt herein zur Thüre ein riesenhaftes Weib,
Den sturmzerwühlten Scheitel zornfunkelnd aufgereckt,
Das Haar von lohem Scheite wie Asche überleckt.

Und wimmernd nun und gellend kreischt's in die Nacht hinaus:
„Was kommt ihr drei Gesellen aus eurem Fürstenhaus
Und kämpft um meine Hütte, vernichtet mir das Mahl,
Zerbrecht den Sitz am Herde, verschüttet den Pokal!

Wärt friedlich ihr gekommen, wie es geziemt dem Gast,
So bot der Stuhl am Feuer euch allen warme Rast!
Mit immer neuer Speise hätt euch der Tisch begabt!
Mit immer neuem Trunke hätt euch das Glas gelabt!

Nun aber treffe mein Fluch euch: Wie hier um diesen Herd,
Den eure Gier zerschlagen, so sollt ihr mit dem Schwert
Dereinst, ihr Heinriche, kämpfen um Frankreichs Königsherd,
Und Keinem von euch Dreien sei Ruh an ihm gewährt!"

Und hoch den Brand aufschwingend ob ihrem greisen Leib,
Den Tannenbau der Hütte mit Gluth umleckt das Weib;
Von Flammen überlodert, bricht das entweihte Haus,
Wehklagend stiebt die Funken Sturm in den Wald hinaus.

Die Wipfel knistern und sausen von wilder Gluth erfaßt,
Die drei Heinriche jagen von dannen in grausender Hast;
Ob ihren Häuptern wölbt sich das wogende Flammendach,
Wie blutige Rächerarme streckt es sich ihnen nach.

Sie reiten stumm und düster und blicken nicht auf vom Roß.
Gespenstisch aus der Ebne taucht auf das Königsschloß;
Wie Glockenklänge summt es und reißt die Hand ans Schwert —
Und Karls des Neunten Stätte ist leer an Frankreichs Herd.

Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M.

Standhaft.

Laß die praktisch klugen Leute
Kreuzend mit dem Winde segeln;
Willst du ein Charakter heißen,
Steure nach Bekenntnißregeln.

Wenn die Unschuldsengelfreiheit
Für den Menschen dein Princip ist, —
Feile durch, was Zähmungskette
Um den schlimmsten Raubthiertrieb ist.

Ob dein Volk mit seinem Blute
Leidvoll schweißen diesen Riß muß,
Folge nie dem Strom der Dinge,
Sondern deinem Katechismus.

Frage nicht, ob deine Weisheit
Und für sie die Welt schon reif ist,
Wenn dein Rücken in der Schnürbrust
Nur unbeugsam stolz und steif ist.

Denn um selber was zu gelten
Mußt du strenge consequent sein
Und genau derselben Meinung
Als Minister und Student sein.

Spruch.

Folge niemals gutem Rath:
Lieber irre, leide,
Als verdanke deinen Pfad
Gnädigem Bescheide.

Besser frommt's, aus Mißgeschick
Rettung selbst ersorgen,
Als ein faules Schimmerglück
Fremdem Witz entborgen.

Eh die Hütung ganz und gar
Herz und Hirn erweiche,
Büße lieber mit Gefahr
Hundert dumme Streiche.

Starke Beine wirkt die Last,
Schwächung jede Krücke;
Was du bist, nicht was du hast,
Ist die Kraft zum Glücke.

Folge niemals gutem Rath!
Dieser auch ist müssig:
Wenn er taugt, dem Mann der That
Ist er überflüssig.

Woldemar Kaden in Neapel.

An Amalfis Küste.

Die Krone im Netze. Eine Malaniellosage.

Im Sommerleuchten drängt die klare Fluth
Vom hohen Meer herüber nach der Küste
Amalfis, athmend wie der holde Friede,
Der, unter Oelbaum- und Orangenhainen,
Und unterm Epheu längstentschwundner Tage
Gelagert, Glück und süße Ruhe lächelt.
Und Glück und Ruhe schweben ob den Fluren
Und strahlen aus den Fenstern all der Häuser

Und Fischerhütten, die im dunkeln Grün
Wie Schwalben- oder Taubennester hangen
Von Tauben und von Schwalben sanft umflogen.
Ein rührig Volk — gebrannt vom heißen Tage,
Gestählt in harter Arbeit, der seit hundert
Und tausend Jahren ihre beste Kraft
Gewidmet sie, da sie dem Meer, dem Fels
Die Stadt ob ihrem Nacken abgerungen,

Da sie den Kampf mit wilden Seitern führten,
Die fern her kamen auf Piratenschiffen;
Voll Kraft und Trotz besiegten sie das Meer,
Den Feld und alle Feinde, schrieben selbst
Den fernen Bogen die Gesetze, stolz
Des eignen Namens, der voll edlen Klangs war,
Soweit Amalfis rothe Flagge wehte,
Deß reiche Bürger kühn in Freiheit schwelgten.
Wie regt's auch heute sich in allen Gassen
Amalfengleich, als gelt es gestern Gaben
Des reichen Abend, Purpur, Elfenbein,
Und Griechenlands gehäufte Marmorsäulen
Zu bergen in den hohen Prunkgemächern.
Und doch liegt jene Zeit des Glanzes fern.
Kein, was man heute kommt, in Bürgerhäusern
Zu beinhen und zu bergen in den Barken:
Der Erde Schätze sind es und des Meeres.
Die goldne Frucht der Ceres lantet hier,
Gewachsen auf der Nordlande fernen Küsten,
Und diesen sendet man, was Südlands Sonnen
Gereift an edler Süßfrucht, was die Gärten
Am Bergeshang in Ueberfülle spenden;
Und schickt der fernen Napeli die Beute
Des reichen Meeres, die von hoher Jagd
Durch Wind und Wogen der Amalfischer
Im braunen Netze heimwärts hat gebracht.
Doch wie auch Land und Meer die Hände öffnen —
Die Stadt ist arm und wird es ewig bleiben;
Die goldnen Schätze sanken in die Tiefe,
Dort leuchten sie zu hohen Sommertagen,
Die Wellen rings mit Glanz, verführerisch
Dem Aug des Fischers, und mit Purpur Sammt.
Doch kehren nimmer sie zurück zum Tage: —
Arm bleibt die Stadt und arm der Küstenfischer,
Dem Schönheit nur zum Erbe ist geworden.

Sieh ihn! Dort lehnt er an der Barke Rand,
Ein Sultanssohn, gebraunt von Sonn und Winden,
Mit Gliedern, die gewandt im Dienst des Sturmes
Und muskelhart im Dehnen des Ruders wurden.
Kaum blickt sein schwarzes Auge auf die Flath,
Sieht drüben fremde Segelschiffe gleiten,
Schaut nach dem Flug der Mittagswolken, die
Des Wetters Spiel für diese Nacht ihm kunden.
Stolz reckt sein Haupt die rothe phrygische Mütze,
Aus der das wirre dunkle Haar hervorquillt.
Er preßt die schmalen Lippen wie voll Hohn
Zusammen, sieht er, wie der Erste Kinder
Dort unter Früchte- und Getreidelasten
Vom Land zum Meer, vom Meer zum Lande keuchen.
Frei fühlt er seinen Nacken, der gebeugt
Sich noch vor seiner Macht der Welt, den nur
Das frühe Alter einstens beugen wird.
Anicllo ist sein Name, und zum Ruderer,
Der mit Gewandtheit Wogen weiß zu schneiden
Und jeden Windhauch listig zu fangen weiß,
Zum Barkenführer hat ihn lange wie erkiest,
Bin ich sein Freund, ist meiner er geworden.
Denn schon erlebt ich bei der ersten Fahrt,
Die uns nach Pästums Tempelstätten führte,
Daß er ein Nachkomm des Anuelle, jenes
Tommale, dessen Wiege einst Amalfi
Und dessen Sarg die Sammetkirche
Neapels barg, wo Lange er jetzt vergessen.
Und Masaniello's Bild — seit jenem Tage
Hub's mehr und mehr sich aus der Zeiten Fluthen,
Die über zwei Jahrhundert es betecken.
Doch forscht ich auch in Hütten und in Häusern
In den Revieren, wo noch seines Namens
In Menge wohnen, keine Kunde ward mir
Hier in der Stadt. Doch „Einen Masaniello"
So nannten sie noch heute sich, den Ihnen
Hergestellt sonst, der einst die Krone tauschte
Der Fischermütze, Kreuz mit Band und seine
Gewande mit dem rauhen Wollenfisch.
Nicht eine Kunde blieb aus seiner Jugend.
Nur eine Sage schlingt sich lieblich weich,
Wie sich der Epheu um Ruinen rankt,
Um jene fernen Tage, da als Knabe
Er seinem Vater auf die Wogen folgte —
Und diese ward mir aus Anicllos Munde,
Da einst in stiller Nacht nach Positano,
Wo ihn sein Liebchen, eines Fischers Tochter,
Erwartet, wie im blauen Meerschein glitten.
Es leuchtete das Meer in goldner Pracht,
Im ungewissen Licht verschwand die Küste,
Und wie in einem Feenreich schwamm
Die Barke, wie auf Himmelswellen schwebte
Sie durch die Sterne, die im Wasser glänzten
So hell, wie an dem stillen Himmel droben.
Die geisterhafte Duftgebilde lagen
Die Inseln der Sirenen auf der Flath,
Und drüber glänzte hell der Sterne Sternbild.
Der Fischer sah sie, zog die Ruder ein
Und nahm die kurze Pfeife von dem Munde
Und sprach:

„O Herr, am Himmel steht, die einst
Der tiefe Schooß des Meeres lang geborgen,
Die Krone, die der letzte Normann trug,
Der über diesen Küsten herrschte, strahlend
Hinabgesenkt ins dunkle Reich der Fische,
Verschlungen sie und den, der einst sie hebe
Im Netze wieder zu dem Licht der Sonne.
Und unterm Volke bis Salerno hin
Und bis nach Capri geht noch heut die Kunde,
Daß wer sie hebt, vom Fluche der Sirenen,
Der Meerstadt grimmen Feindinnen, die zur Wacht
Dem königlichen Schatze sind gegeben,
Von ihrem Bier zu Tod gefangen werde,
Zu Tod gehetzt durch Lockung und Verlockung.
Doch Herr, (hier kreuzt' er sich) gelogen wir
Und andre, schuf uns die Madonna, keiner
Noch hob sie, außer Einem, dem das Reich
Des alten Meerestönigs auf zehn Tage
Gehorchen, den die Vier zum Kreuze brachte,
Den der Sirenen Sang und Glanz lockte —
Mein Urahn ist's, o Herr, der Masaniello."

Er schwieg und warf aufs Neue sich ins Ruder,
Und als die Inseln plötzlich hell, wie lebend
Im Schein des Mondes herzuschwammen schienen,
Schlug wieder er das Kreuz, ein leises Gebet
Murmelnd, um dämonischen Spuk zu bannen. —
Doch als der Morgen, der von Pästums Tempeln
Die ersten bleichen Schimmer herwärts sandte,
In lichter Safranfarbe auf den Bergen
Zu blühen anhub, rang die schlanke Barke
Uns, die wir eine stille Sommerfeier
In Pästanos Rebengrün gehalten,
Amalfi zu. Ein leichter Nebelschleier
Lag tief auf den Wellen, die verschlafen
Zum Ufer glitten, noch schon drang das Gold
Durch diesen Duftgewebe, kränzte lieblich
Die leichten Wellenhäupter wie mit Flittern,
Die noch geblieben aus dem alten Traum.
Und jetzo, angebeten, hub er lächelnd
Die alte Masaniellosage an.

„Er war ein Knabe noch, als mit dem Vater
Zur Meerfahrt er oft hinausgezogen,
Weil traumerisches Murren, wenn die Wogen
In glatter Fläche sich im Spiel ergehen,
Von seinem Winterhaupt vertrieb, daß oft
Der ängstliche Vater schelten mußte
Ob seines trägen Träumens. Doch wenn Sturm,
Wenn der Tornado auf die Tramontana
Mit hochgeschwungnen Flügeln auf die Wellen
Sich stürzten, daß die wildzerfetzten Brandung
Den harten Fels umbrausend, nach dem Mantel
Der Wolken, der durch graue Wasser schleppte,
Mit Furienhänden beichten, da erwachte
Der Knabe Malaniello aus dem Traum.
Da soll sein schwarzes Auge heller flammen,
Gefunkelt haben in unheimlich wilder
Und heißer Pracht. — Ein Mann, trotz seiner Jugend
War da der Knabe; und der greise Vater,
Erstaunend rief er: In dem Jungen da
Verbergen sich an hundertmaltausend Teufel,
Und Capitän ist er der tollsten Herrscher,
Doch schütz ihn die Madonna! — Malaniello,
Er lachte nicht ob solchem Wort des Vaters,
Er nahm es ernst, es ward ihm Glaubensregel.
Wenn andre darum spotteten ihn sich nahmen,
So war's genug, denn flugs Rache nahm
Er manchesmal, weil, wie das theure Vater
Er auch die Waffe in dem Wetterspiele
Gewandt zu führen wußte, wie kein andrer.
Ihr wißt, daß unterm spanischen Regimente
Noch kein Gesetz dem freien Mann verbot,
An Waffen sich zu gürten mit der Straße
In reihen sich dem goldgestickten Adel.
Jetzt ist das anders, Messer, die zu klein,
Um eine junge Taube abzuschlachten,
Die sind den Häschern, die der neue König
Uns ahnen Hals geschickt, schon arg verdächtig.
Doch hört, o Herr, vom Malaniello weiter.
Oft, schon gar oft, hatt' er gehört die Mär
Von jener Krone, wenn am Sommerabend
Die Fischer, bei des Abendmahles Feier
Auf sandger Küste rubsam hingelagert,
Am warmen Herde auch in Winternächten,
Geplaudert von dem Spuk auf fernen Meeren,
Von alten Helden und von tollen Streichen,
Von Teufelszeug und allen Liebeslagen —
Und jedesmal, wenn dann die Rede kam
Auf jene Krone, schwur er hoch und theuer,
Verlacht wohl von dem altbrächtigen Volke,
Die Krone aus dem Grunde sich zu holen,
Sie sich auf tollverwirrte Haupt zu legen.
Und wahrlich, mancher Neumerk insgeheim,
Von Andern unbeachtet, in der Nähe
Der Heroinseln ward von ihm gethan,
Ob ihm dies Kleinod in den Meiden bliebe.
Auch den Curate, seinen Beichtiger, pflegt er
In sein Geheimniß; daß ihn dieser warnte
In Freundlichkeit, dann ernster ihn bestrebend,
Wie Tod und Hölle — hat ihn nicht geschreckt:
Er warf das Netz und schaute nach der Krone.

Da fuhr er auch hinaus am Tag Johannis
Zur Zauberei, einem Traum, der ihm die Nacht
Vorher gestraunt, geheißen, da die Stätte
Ihm deutlich war erschienen; und so senkte
Diesmal in seinen Glauben er das Netz
In die geheimnißvolle Tiefe — senkte — — zog —
Und zog — und brachte Schreck sehr rasch das Ding ihm:
Die Krone war's, die er heraus zog, hell
Sah durch die hellen Wasser er sie schimmern —
Und immer heller; endlich tauchte sie auf
Von Wasser triefend, wie von Thränenperlen.
Mit beiden Händen, zitternd, aufwärts traumfend
Faßt er danach, faßt sie — ein Schlag
Aus Wasser, daß es hoch emporspringt, ihm
Mit salzgem Schaum die bittern edlen Augen
Verblendet — und sausend — unaufhaltsam schwindet
Der goldne Schatz in dunkle Nacht zurück.
Ein Schrei, wie ihn der Tyrann ausstößt, wenn
Die aus empörter Fluth nach hartem Hunger
Und tollem Toben schwer gerankte Beute
Dem hohen Schnabel wiederum entschlüpft —
Ein Schrei, und mit der wilden Hast der Meere
Stürzt er der Krone nach — taucht athemlos
Sich wunde Stunde. Eitle Müh, die Tiefe
Hat, was ihr angehörte, wieder. Muscheltiere,
Sie halten fest, verbergen in Korallen
Und dichtem, dunklem Blätterwerk den Schatz,
Der ihrer Hut sie ewig war vertraut.
An jenem Tage kam er nimmer heim.
Die Schiffer von Arani sahen traurig
Auf hohem Meer die entenlose Barke,
Und in der Barke, still wie todt, den Knaben,
Den wohlbekannten. Andern Tages brachten
Sie ihr dem Vater wieder. Als der schaute
In diese Augen, die, voll Leidenschaft,
Verschleiert bergen wollten das Geheimniß,
Das rächer, hat er bald erkannt, daß die
Sirenen seinen Knaben heller Kraft
Betrogen. Sorg und Mitleid faßten da
Sein Herz, und weinend zog der greise Alte
Den Sohn, der trotzig seine Rede stand,
Ans Herz und traut zum Bilde der Madonna,
Das troffend von der Kammermand herabblickt,
Der gütigen Gottesmutter Perlenschmuck
Gelobend, Opferkerzen und von Silber
Ein Herz, wenn heiter das der Zukunft,
Das nur noch in der Tiefe bei der Krone,
Dem falschen Gold, jetzt weilt, sie wieder bricht
Das Himmelslicht, und zur Besinnung den Knaben.
Doch Alles eitel. Eitel auch der Zuspruch
Des frommen Priesters, denn der Junge war
Verloren und zu nichts mehr zu gebrauchen.
Da legte sich der Vater hin und starb,
Der Gram hatt' ihm das Herze abgefressen.
Malaniello — Herr, wie sind an Tanke —
Den Schatz sinnt ihr in euern Büchern lesen.
Malaniello zog es nach Neapel;
Dort sieht' er sich die goldne Herzogskrone,
Fand dort den Purpur — und den blutgen Tod."
Er schwieg und trieb die Barke in den Kiel.

Im Sommerleuchten drängt die klare Fluth
Dem hohen Meer herüber nach der Küste,
Und in dem Sand, der Fremdlings Ankunft harrend,
Steht armes Volk und sieht mit Bettlerblicken
„Herr, ein Geschenk den Kindern Manielles!"

Druckerei Kindler Altona.

Max Kalbeck in Breslau.

Heimkehr.

Mein Herz, nun fasse dich zum Wiedersehn!
Nur kurze Zeit noch, und die Thürme ragen
Mit goldnen Kränzen durch der Nebel Wehn,
Die dich gegrüßt seit deiner Kindheit Tagen!

Nur kurze Zeit noch, und es hebt mein Schritt
Mit Zögern schwankend durch die langen Zeilen!
Die Steine klingen unter jedem Tritt,
Bekannte Thüren winken zum Verweilen. —

Gemach, gemach! Gebiete deiner Hast!
Die Thürm und Häuser stehn an ihrem Orte, —
Du aber kommst, ein fremder, später Gast,
Und herrschst umsonst nach einem Liebesworte!

Und siehe: schon zum Ende kommt die Fahrt,
Doch trüber ist's, wohin die Blicke spähen,
Hoch über meinem Haupte, dicht geschaart,
Streicht krächzend hin ein Zug von schwarzen Krähen.

Sie fliegen wohl vom nahen Friedhof her, —
Ich sah sie oft versammen auf der Mauer, —
Sie steigen langsam auf und ruhern schwer
Zum Himmel, der sich senkt in stiller Trauer.

Im Kreise ziehn sie um den alten Thurm, —
Dort hat man ihre Botschaft wohl vernommen,
Durch alle Glocken fährt ein wilder Sturm,
Und tief betrieben trübt mir ein Willkommen!

Der Einsiedler.

An des Ufers Felsenrand
Zwischen Erd und Himmelszelt
Hab ich mein Geschick gebannt.

Selber schuf ich meine Welt:
Dieses schlichte Brettershaus
Ist zur Wohnung mir bestellt.

Sonnenbrand und Sturmgebraus
Sind als Freunde mir vertraut,
Gehen gern hier ein und aus.

Die Natur ward meine Braut,
Ewig jung und immer schön
Hat mein Auge sie geschaut.

Ueber Berge fort und Tern
Dehnt sich meines Blicks Revier
Bis zu reinsten Aetherhöhn;

Unbetreten bleibt es mir:
Was ich sehe, das ist mein,
Und so bin ich dort und hier. —

Fern aus duftgem Nebelschein
Dämmert auf die dunkle Stadt,
Und mein Fenster schließt sie ein.

Ihrer Freuden ward ich satt,
Denn wo fand ich dort ein Glück,
Das sie nie zu geben hat?

Doch ich horche gern zurück
Nach dem lauten Marktverkehr,
Und ich segne mein Geschick.

Klang der Glocken schwingt sich her,
Der dort ungehört verhallt,
Botschaft bringt er, ernst und schwer.

Dann belauscht ich, weltentwohnt,
Den geheimen Schritt der Zeit,
Mit mir selber freimm versöhnt.

Abgethan ist alles Leid,
Hinter jedem Morgenroth
Leuchtet mir die Ewigkeit,

Und so wart ich auf den Tod.

Hermann Kletke in Berlin.

Mondnacht.

Wandle nur mit gedrucktem Blick
Glanzerfüllt die Bahn!
Keines Menschen Traumgeschick
Hält dich zögernd an;

Nicht, was still dem Hauch der Nacht
Wonnig sich erschließt,
Nicht, was, heimlich kaum gedacht,
Wieder scheu zerfließt;

Nicht, was bang mit Scherz und Last
Hier ein Herz beschwert,
Nicht, was ungestüm in Hast
Thöricht es begehrt;

Was erfüllt sich oder nicht
Von des Menschen Traum —
Leuchtend gehst du doch im Licht
Durch der Welten Raum.

Dort der Sonne zugewandt,
Hier der Erde Rund,
Gilbst du, was dein Aug empfand,
Nur dem Auge kund!

Vor Jahrtausend sah zu dir
Sehnsucht schon empor,
Nach Jahrtausend träumen hier
Andre wie zuvor.

Doch dich führt dein hohes Ziel
Nur hinauf, hinab,
Ueber all dies Fluthgewühl,
Ueber Traum und Grab!

Zu spät.

Ich wollt ein Wort nach sagen,
Ein Wort nur, doch zu spät;
Die Uhr hat ausgeschlagen,
Der Zeiger steht.

Ich schwieg — o allzulange!
Nun, da ich reden will
Zu dir aus Herzensdrange, —
Dein Mund ist still.

Wenn ich die Hand dir drücke,
Kein Druck begegnet mir,
Nie spricht zu meinem Blicke
Ein Blick von dir.

O, daß von deinem Leben
Kein Tag mir tröstend blieb,
An dem mein Herz mit Beben
Dir sprach: vergib!

Herbsttage.

Ueberall die Gräber offen,
Wolken jagen, sturmgetrieben —
Und ich wage noch zu hoffen,
Und ich wage noch zu lieben.

Thorheit ist's, wenn schon zur Erde
Herbstlich dürr die Blätter rauschen,
Noch am ausgebrannten Herde
Still der Flamme Licht zu lauschen.

Doch es folgt dem innern Zuge
Treu das Herz, wie oft betrogen —
Wie die Sehnsucht zieht im Fluge
Ueber sturmgepeitschte Wogen.

Josefine Freiin von Knorr in Wien.

Die rechte Stunde.

Das ist die rechte Stunde,
Die uns das Rechte gibt:
Dem Harrenden die Kunde,
Die Hoffnung dem, der liebt;

Dem Dichter, der da sinnet,
Das Wort, das er gesucht,
Eh lautlos es entrinnet
Mit der Gedanken Flucht;

Dem Meister, der da malet,
Den rechten Farbenschein,
So daß sein Bildniß strahlet
Bis in das Herz hinein;

Die auf ein Wallen schüttelt
Zum richtigen Entschluß,
Die an der Knospe rüttelt,
Daß sie zerspringen muß.

Hermann Küchling in Elberfeld.

Zwei Lenze.

I.

1874.

Glück mich nicht, du junges Wiesengrün,
Du Frühlingshain mit deinen Sängerchören;
Ich kann und darf auf euren Ruf nicht hören,
Ich muß vergessen, daß die Veilchen blühn!

Du goldnes Licht, o störe nicht mein Mühn,
Mein eigen Ohr und Auge zu bethören,
Daß unterm Reif die Blumen noch erfrören, —
Blick hin auf die, die noch in Hoffnung glühn!

Sie glauben dir vielleicht, was du versprichst,
Sie öffnen dir die sehnsuchtsvollen Herzen,
Bis du auch sie sammt deinem Worte brichst.

Laß mich's nicht schaun, laß mich, was mir geraubt,
Im Lenz genommen, einsam still verschmerzen,
Spar mir das Weh, das gar kein Glück mehr glaubt!

II.

1875.

Nun bist du mein, du holder Lenz, geworden,
Und alle Pracht und Frühlingsfreude mein;
Nun singt auch mir, nun singt mein Glück allein
Die Nachtigall in schmelzendsten Accorden!

Heran ihr Stürme, weht aus West und Norden
Und hüllt in Reif den Schmuck der Fluren ein;
In meiner Brust der lichte Sonnenschein
Weckt Duft und Glanz an tausend Blumenborden!

Mein Lenz, mein Licht! Wie blühen ringsumher
In sonnigem Glanze goldne Wunderauen,
Wohin mein Blick, von ihr beseligt, fällt!

Mein Lenz, mein Licht! Du unerschöpftes Meer
Von Güte, Liebe, heiligstem Vertrauen,
Verschönst, verklärst sogar die Frühlingswelt!

Marie Landmann in Neutompfl.

Herbstfeier.

Laß mich, vom Sonnenschein umglüht,
Den durstig tief die Seele trinkt,
Vergessen, daß vom Baume müd
Schon Blatt um Blatt zur Erde sinkt.

In diesem goldgen Sonnenschein,
Trüb Gram und Leid vergessen schwinden,
Bleibt tiefbeglückend mir allein
Der Schönheit mächtiges Empfinden.

Ringe athmet um mich süßer Duft,
Und Blumen strahlend sich erschließen
In wonnig blauer Sommerluft —
O, laß die Stunde mich genießen!

Mag morgen Nebel hüllen ein
Die Flur mit herbstlich trüben Schleiern, —
Heut will ich noch im Sonnenschein
Vergessend und genießend feiern!

K. G. Ritter von Leitner in Graz.

Der Brautring.

Der Glanz, der aus dem Brautring bricht,
Verklärt die Welt mit neuem Licht,
Und wie verzweifacht fühlt das Herz
Nun doppelt Lust, nun doppelt Schmerz.

Er lockt und winket hell und blank
Und macht das Herz vor Sehnsucht krank;
Doch heilt er's, reicht der Liebe Hand
Fürs Leben ihn als Unterpfand.

Geheimnißvoller Kräfte reich,
Wirkt dann er vollends wundergleich
Und fesselt hold auf immerdar
So Leib als Seele ganz und gar.

Er diene, bräutlich Paar! fortan
Auch dir als treuer Talisman,
Der allem Leid schon ferne wehrt
Und alles Glück dir bringt und mehrt.

Der Kampf des Rechtes.

Willst du das hehre Schwert des Rechtes schwingen
Im großen Weltstreit über Mein und Dein,
So fasse Muth zu lebenslangem Ringen;
Denn vollends Sieger wirst du niemals sein.

Die Welt verschmäht, das Huldgebot zu ehren,
Das Menschen sich als Brüder lieben heißt,
Und nur ein eisern Machtgesetz kann wehren,
Daß Brüder seinen Bruder nicht zerreißt.

Das Recht nur hält, das strenge, noch in Schranken
Der liebeleeren Selbstsucht Saus und Braus;
Drum wohl dem Reiche, wo noch sorger Wanken
Es heilig aufrecht steht in Staat und Haus.

So halte sorgsam denn und treulich Wache,
Wo sich das Unrecht schleichen will ins Thor;
Erschrick nicht, wenn sich's bäumt, ein grimmer Drache,
Und streck ihm tapfer deine Lanze vor.

Reich höflich nicht zur Seite, wenn's mit Bitten
Dich artig lirkt, dich lockt mit reichem Sold;
Bleib mannhaft stehn, wenn's naht mit falschen Schritten,
Und käm's im Purpur mit dem Reif aus Gold.

Du bist in Gottes Dienst, o Mann des Rechtes!
Was kümmert dich der kleinen Menschen Zorn?
Was recht ist, thu, und gilt es, so verfechte es,
Und sei den Augen stets im Aug ein Dorn.

Die Erschaffung der Preiselbeeren.

Eine Salzburgische Sage.

Als Gott der Herr im Gebirg und Thal
Erschaffen hatte die Pflanzen, zumal
Die köstlichen Trauben, die goldenen Aehren,
Die Früchte der Bäume und allerlei Beeren,
Und mitten hinein in die üppige Welt
Als ihren Beherrscher den Menschen gestellt,
Gewahrte der Teufel mit argem Verdruß
Daß jener, erfreut durch all den Genuß,
Dem gütigen Schöpfer die Ehre gibt
Und dankbar als seinem Vater ihn liebt.
Da sann er sich gleich ein Plänchen aus,
Und humpelte vor das Himmelshaus
Und seufzte herzlich zum Herrn empor:
„Wie glücklich ist doch der Engel Chor!

Die dursten der heißen Tag für Tag,
Was nur ein Helfer zu helfen vermag,
Bis keine Sehnsucht ganz und gar
Zur schönsten Vollendung getrieben war.
Nur gegen uns, uns arme Teufel,
Bewahrst du noch stets mißtrauische Zweifel
Und lässest vor deines Thrones Stufen
Das Winzigste nicht ins Leben uns rufen."
„Nun denn" — entgegnet der Herr mit Milde, —
„Versuch es einmal, erschaff und bilde!"
Da jubelt der Böse im Stillen sehr,
Macht gleich sich übers Erschaffen her,
Und, weil er vielliebes zugeschaut,
Wie Gott gestaltet das Schwarzbeerkraut,

So schmunzelt er listig und denkt: das mach
Ich schleunig dem alten Pfuscher nach.
Er brachte fürwahr so ziemlich gewandt
Ein Kräutlein von ähnlicher Form zu Stand;
Er hängte auch zierliche Beeren daran
Und strich sie gar stattlich mit Scharlach an;
Damit der Mensch durch die gleißende Pracht
Von Weitem schon werde lüstern gemacht
Und dran sich begierig nasche zu todt,
Weil Gift verborgen im lockenden Roth.
„Hör!" sprach er zum Kraut, durch Erfolg schon dreister, —
„Ich bin nun dein Schöpfer, dein Herr und Meister.
Genießt dich ein Mensch, — merk, was ich befehle!
So jag ihm flugs aus dem Leibe die Seele,
Daß, drüber ergrimmt auf den Wüthrich da oben,
Sie fahre zur Hölle mit Fluchen und Toben."

„Nun, Satanas!" — fragt der Herr ihn jetzt, —
„Was hast du mir denn in die Welt gesetzt?"
„Ein Stäudlein" — erwidert der Schwarze leise
Und schwenkt den wedelnden Schweif im Kreise, —
„Nur deinen lieben Menschen zum Trost
Mit heilsamen Beeren zur leckeren Kost."
Da lächelt der Herr: „Du schlauer Kunde!
Wie lieblich fließt dir die Rede vom Munde!
Doch soll es geschehen, daß, was du gelogen,
Statt mich und die Menschen, nur dich betrogen.
Es sei, wie du gleißnerischfromm mir berichtet.
Was Leben gewonnen, wird nimmer vernichtet;
Doch will ich nun segnen die Säfte der Frucht,
Daß fromme sie dem, der verschmachtend sie sucht.
Da sah man sofort die Preiselbeeren
In Fülle von Land zu Land sich vermehren

Und mühsam sogar auch klettern zu Hauf
Von Felsen zu Felsen die Alpen hinauf,
Um hoch, wo kein Labsal mehr zu erblicken,
Noch Wanderer liebevoll zu erquicken
Dem Teufel zum Trotz und Gott zu Ehren.

In einer Sternennacht.

Wie ist mir wohl, erhabne Sternennacht,
In deinem tief geheimnißvollen Dunkel,
Bei deinem wunderbaren Lichtgefunkel,
Im hehren Frieden deiner stillen Pracht!

Der Tag beschränkt den Blick auf diesen Ball
Und zeigt uns rings nur frische Todtenhügel;
Du erst entfaltest unsers Geistes Flügel
Zum kühnen Flug ins weite Schöpfungsall.

Befreit von des Vernichtungsgrauens Pein
Wagt kindlichfroh vom Neuem er zu hoffen;
Ihm stehn ja Millionen Welten offen
Und laden heimisch den Verstoßnen ein.

Und fänd er dennoch nirgend für sich Raum
Auf all den Sonnen, die sich leuchtend drehen,
So ist vielleicht, was dort wir schimmern sehen,
Vom Kleid des Unsichtbaren nur der Saum.

Dem Menschenwitz und Weisheitswahn zum Hohn
Umkreisen wohl auf ungemessnen Pfaden
In nie geahntem Lichtglanz Myriaden
Von Sternenschwärmen noch des Ewgen Thron.

Und wären, durch der Allmacht Hauch beseelt,
Auch sie schon übervoll des eignen Lebens,
So zage nicht und glaube, nicht vergebens
Hat dich der eine heiße Wunsch gequält.

Wo noch kein Nebelstern mit Urweltzeit
Sich dämmrig durch die alte Nacht gerungen,
Wo noch kein Irrstern schweifend hingedrungen,
Da ist ja Gott noch und Unendlichkeit.

Ernst Eduard Lemcke in New-York.

Vanezza gioconda.

So ist der holde Traum vernichtet,
Zurück gescheucht zum nächtgen Styx;
Kaum daß zum Liede sich verdichtet
Der Widerhall geträumten Glücks,
Das Echo, das vorweg erklungen,
Eh noch der Schall den Felsen traf,
Die Melodie, die ungesungen
Erwacht zum ewgen Todesschlaf.

So stirbt die Blüthe, eh erschlossen
Sie die verheißne Pracht geschmückt,
Vom frühen Mehlthau übergossen,
Vom Hauch des Morgenwinds zerpflückt,
Die sonst, von einem Strahl der Sonne
Erwärmt zu schöner Lebenslust,
Süß duftend ihres Daseins Wonne
Verhaucht an einer stolzen Brust.

Sei glücklich du! — Ich kann nicht grollen.
Was mir bewegt das tiefste Herz,
Ich hab es dir nicht sagen wollen,
Du hast kein Recht an meinem Schmerz.
Daß du mich mächtig angezogen,
Kann dir und mir nicht Vorwurf sein.
Mein Hoffen hast du nicht betrogen,
Dir schuf mein Werben keine Pein.

In eines andern Glückes Rahmen
Seh ich dein holdes Bild fortan.
Ich nenne dich mit anderm Namen,
Dir drum nicht minder zugethan,
Und weiß nun kaum: Soll ich im Stillen
Hadern mit meinem Liebesleid?
Segnen, um deines Glückes willen,
Des Wunsches holde Nichtigkeit?

Hermann Lingg in München.

Weinlese.

Winzer, schwerbeladne, schütten
Ihre Trauben aus den Butten,
Und wir stampfen tüchtig ein:
Auch ein Bruchen mitgefangen,
Daß am süßen Saft gehangen,
Wird mit eingestampft zum Wein.

Daß kein Beerchen wir vergeuden,
Stark's im Todtett seiner Freuden,
Das Unsterblichkeit ihm gibt.
Ja dem Wein, o Diene, leben
Wird dein emsig Honigweben
Mit dem Thun, den du geliebt!

Werde dann ein goldner Funken,
Wie du selbst von Freude trunken
Schwärmtest einst im Sonnenlichte!
Auch dein Stachel soll zu Scherzen,
Geisterblitzen in den Herzen,
Auferstehen aus dem Wein!

Landsknechte und Schweizer.

Im Rheinthal gegen die Schweizer
Hielt der Landsknechte Schaar,
Des Feindes fester Stellung
Nahmen sie ungern wahr;

Sie fuhr aus ihrem Lager
Mit Grimm die Hohn hinauf,
Stiefirten in rothen Wämsern
Und hielten die Faust am Knauf.

Der Krug lag bei der Trommel,
Darauf das Würfelspiel,
Sie sangen, tanzten und trieben
Der argen Kurzweil viel.

Vor Altmoos hielten ihrer
Zweitausend an der Zahl,
Die Eidgenossen sahen
Vom Berg hinab ins Thal.

Gescholten und vergolten
Ward manches Schimpf und Hohn,
Und manches Schuß gewechselt,
Und manches kecke Trohn.

Da fiel es eines Tages
Den guten Gesellen ein,
Sie wollten zur Hochzeit laden
Die Hirten auf dem Stein.

Sie hingen Brautgewande
Mit Fließ um eine Kuh
Und liehn ihr um die Klauen
Auch nette Schnabelschuh.

Sie wanden um die Hörner
Ihr einen dicken Kranz
Und führten sie mit Bändern
Hervor als wie zum Tanz.

Es stund die Kuh und brüllte
Zurück nach ihrem Haus,
Da lachten sie und sagten:
Sie stoßt schon Seufzer aus.

Nun wird wohl Einer kommen
Und freien um die Maid,
Hei, wie sie prächtig schreitet
In ihrem Schweizerkleid!

Sie riefen zu den Hirten
Nach Altmoos in den Ort:
„Kommt doch und haltet Hochzeit!“
Da sagten die: „Aufs Wort!“

Sie schwangen ihre Kolben,
Der Spaß vertrieb sie fast,
Und als es dunkel wurde,
Da kamen sie zu Gast.

Sie brachen wie ein Waldstrom
Herab mit Sturmgetos,
Sie stürzten wie die Stiere
Auf ihre Feinde los.

Sie rannten an und nahmen
Den Lagerwall im Lauf,
Noch eh aus ihren Zelten
Die Landsknecht' sprangen auf.

Die schlugen wie die Bären
Um sich in ihrer Noth,
Doch war von hellen Bränden
Das Lager schon entlobt.

Da sank manch wackrer Landsknecht
Hin in den rothen Klee,
Und die gelobt, ertranken
Im Rhein und Bodensee.

Die Schweizer aber trieben
Das Rudlein mit nach Haus
Und sagten zu einander:
„Gewonnen ist den Strauß!“

Am Seeufer.

Zufrieden still vor ihrem Haus
Schaun arme Fischerleute
Ins Wogen auf die See hinaus
Und horchen aufs Geläute.

Dieß Weib betrauert ihren Sohn,
Und jenes ihren Gatten,
Es weckt der Glocke dumpfer Ton,
Was sie gelitten hatten;

Doch über ihre Lippen geht
Kein Ach, kein leises Klagen,
Ergebung nur und still Gebet,
Und schweigendes Entsagen.

Ins Schicksal blicken sie hinaus,
Zehn Schiffe ziehn und landen
Und deren immer um ihr Haus
Die wilde Woge branden.

Errungenschaft.

Wie manchem Unstern hab ich Trotz geboten,
Wie viel ging Rauhes über mir dahin,
Wie Viele sind hinunter zu den Todten,
Und ich, den sie verderben wollten, bin.

Zerbröckelt seh ich schon die Felsen rollen,
An die gejagt, mein schwankend Lebensboot
In Trümmer schien, zu Grunde gehn zu sollen;
Wo sind die Klippen, die mir einst gedroht? —

Zu Schanden ist die Weisheit auch schon lange,
Die unsern Jugendglauben irrgeführt,
Die Schranken sind gestürzt vor unserm Drange,
Gesprengt die Bande, die uns einst umschnürt;

Ach! daß auch die Erinnrung mitverschwindet
So vieler Theuren, selbst Gestalt und Laut,
Und unser Blick die Züge nicht mehr findet,
In die vertrauend, liebend wir geschaut.

Julie Ludwig in Düsseldorf.

Parkthor im Winter.

Nach einem Gemälde von Carl Ludwig.

Schnee, nichts als Schnee — der Weg, die Welt verschneit —
Schlaf — Schlaf und Traum — so weit du siehst — so weit! —
Das gleiche Zwielicht hüllt so Nacht als Tag —
Kein Menschentritt, kein ferner Stundenschlag;
Stumm, reglos ruht die Zeit am Waldessaum —
Und nur das alte Thor stöhnt wie im Traum.

Ob Alles schläft — die Träume schlafen nicht:
Da regt sich's wimmelnd durch das Dämmerlicht, —
Kein Dämmern mehr — mit einmal Licht und Grün.
Lenz ist es, Sommer, und die Rosen blühn —
Siehst du den Zug? viel Ritter, edle Fraun, —
Manch süß Gesicht, manch trutziges zu schaun!

Das süßeste — was kreischt die Angel auf?
Sie rostete in langer Jahre Lauf —
Das süßeste, das je die Welt erblickt,
Dem alten Thore hat es zugenickt.
Zu sorglos wohl — aufbäumte sich ihr Roß —
Sie schwankte, lacht' und flog dahin im Troß.

Dahin — dahin — die Andern flogen mit:
Nie sah der alte Park solch tollen Ritt.
Nur Einer bleibt zurück, das Aug voll Gluth,
Und wo am Pfosten ihre Hand geruht,
Er küßt das Holz, ein Blättchen auch zugleich —
Der Knabe, da er aufsah, war er bleich.

Und Abend ward es, milde Sternennacht;
Feruher vom Schlosse dämmert Lichterpracht —
Musik, Gesang, verlornen Tones haucht —
Ein weiß Gewand aus dunklem Wege taucht —
Ein selig Grüßen flüstert durch die Nacht —
Nun, altes Parkthor! halt getreue Wacht!

Wohl hielt es Wacht, doch wacht es nicht allein:
Zwei glühe Augen geben sondern Schein;
Und wo die Liebenden den Gruß getauscht,
Aufblitzt die Klinge, und der Blutstrom rauscht —
Ein Schrei! dann wird es stille, wie zuvor — —
Einsam durch Jahre steht das alte Thor.

Schnee, tiefer Schnee — der Weg, die Welt verschneit —
Schlaf — Schlaf und Traum — so weit du siehst, so weit! —
Das gleiche Zwielicht hüllt so Nacht als Tag —
Kein Menschentritt, kein ferner Stundenschlag!
Stumm, reglos ruht die Zeit am Waldessaum —
Und nur das alte Thor stöhnt wie im Traum.

Friedrich Marx in Graz.

Drei Wünsche.

Nur einmal, eh ich scheiden muß,
In Nacht mein Geist versank,
Von deinem Mund den Feuerkuß
Als vollen Lebenstrank;
Worein der Erde Lust und Pein
Allmächtig sich ergoß,
Gewittersturm und Sonnenschein
In Eins zusammenfloß!

Den Kuß, der in des Nordlichts Pracht
Das Firmament durchglüht,
Elektrisch in der Sommernacht
Aus Blumenkelchen sprüht;
Der von der Allmacht Sternenthron
Ausströmt im Werdedrang,
Den Kuß, mit dem Pygmalion
Sein Liebchen einst umschlang.

Des Kusses volle Seligkeit,
Der je ein Herz durchflammt,
Der in der Menschenbrust befreit,
Was uns von oben stammt.
Vom Golde deines Haares licht
Umwallt, als Himmelsgruß,
Nur einmal, eh mein Auge bricht,
O Schönste, solchen Kuß!

Nur einmal eh in goldnem Dunst
Die Lebenssonne schied,
Nur einmal mir als höchste Gunst
Ein gotterfülltes Lied!
Wie es der Bach in Schluchten grollt,
Der Sturm den Tannen rauscht,
Der Donner durch die Wolken rollt,
Dem Erd und Himmel lauscht.

Ein solches, das der Berge Schacht
Seit Anbeginn durchklingt,
Wie es in heiliger Osternacht
Ein Stern dem andern singt.
Das Sehnsuchtslied, den Jubelruf,
So lieb- und andachtsvoll,
Wie er, als Gott die Engel schuf,
An seinem Thron erscholl.

Ein Lied, das stumme Sprache war
Im Auge der Natur,
Als Weltgeheimniß süß und klar
Durchblinkt die Sternenflur;
Das vor der jüngsten Erdennacht
Die Kreatur vernimmt,
Wenn sterbend ihr „Es ist vollbracht!“
Die Menschheit angestimmt.

Nur einmal, eh mein Leben schwand,
Auf blutgetränktem Feld
Den heilgen Kampf fürs Vaterland
Und für das Heil der Welt!
Wie rings, dem Untergang geweiht,
Was morsch in Flammen steht,
Der Schauer einer bessern Zeit
Von unsern Fahnen weht.

Wenn Freiheit, Recht und das Vertrauen
Zu Tod getroffen wankt,
Die Zucht und Sitte deutscher Frauen,
Des Mannes Ehre krankt;
Wenn hoch von ihrem Götzenthron,
Mit Flitterprunk geziert,
Als Moloch nur die Million
Die blinde Welt regiert;

Wenn Poesie, die Sternenbraut,
Sich nach Mänadenart
In Pöbels Lust, vor der uns graut,
Mit Faun und Satyr paart;
Wenn Afterweisheit ohne Rath
Zum Hohn dem Menschengeist
Als einzige Erlöserthat
Die Selbstvernichtung preist:

Dann schreite, wie Giganten schwer,
Des Krieges Strafgericht
Durchs Graun der Erdennacht einher,
Auf seinem Pfad das Licht!
Vielleicht, daß, wenn wir gut bestellt
Die Kugelsaat der Schlacht,
Auch wieder der verjüngten Welt
Ein neuer Morgen lacht!

Mit einem Lied aus Herzensgrund
Wie stirbt es sich so schön,
Wie selig an der Liebsten Mund,
Wie leicht im Kampfgetön!
So schenk mir, hohe Schicksalsmacht,
Als allerbesten Schluß
Ein Lied noch in der letzten Schlacht
Und traut den letzten Kuß!

Karl August Mayer in Karlsruhe.

Die Weihnachtsschachtel.

Der Winter hält, der rauhe Greis,
Schildwache draus, umwallt von Flocken,
Im Panzerkleid von blauem Eis,
Und schüttelt seine struppigen Locken.
Vor meinem Fenster Speer und Schild
Erhebt er, daß es blitzt und flimmert; —
Ja, dräue nur und blicke wild
Auf meine Beste, wohlgezimmert!

An meine Pforte rüttle nur
Und thürme Schnee auf meiner Schwelle!
Hinweg! und draus in Wald und Flur
Beraube, was du magst, Geselle!
Sattle den Sturm und brause fort,
Zerraus den Hag, zerbrich die Eichen!
In meiner Wohnung stillen Port
Kann deine grimme Faust nicht reichen.

Vom Fenster fällt der Vorhang schwer
Und dämpft der müden Sonne Schimmer;
Nothanzig schaut der Ofen her
Und gießet sanfte Gluth durchs Zimmer.
Doppelt zur Dämmerzeit gegrüßt
Sei, Winters Sonne, trautes Feuer!
Indeß du, launisch zuckend, prühst,
Träumt sich so süß manch Abenteuer.

Jetzt am Klavier mein Frauchen hebt
Die liebe Stimme zum Gesange;
Auf Vaters Knie das Jüngste schwebt
Und wiegt das Köpfchen bei dem Klange.
Im Winkel dort die Andern beid,
Umspielt vom Schein des Feuers, sitzen;
Sie flüstern von der Weihnachtszeit,
Und ihre braunen Augen blitzen.

Da pocht es an die Thür. Herein!
Schafft Licht! Was mag der Bote bringen?
Bitte, eine Schachtel, und nicht klein!
Fort, Kinder, und genug mit Singen!
Die Weihnachtsschachtel ist es, Frau,
Die fernher uns die Eltern schicken.
Welch bunter Markt von Sachen, schau,
Die aus der offnen Rundung blicken!

Seltsam — Preußen stramm und kühn,
Und Bilder, Farben auch zum Malen,
Zwei Hirschlein unter Waldes Grün
Und Puppen, die von Scheuheit strahlen;
Tellerchen, Töpfchen allerhand,
Direkt aus Liliput verschrieben!
Zum Kinde wird ich bei dem Tand,
Und rufe Dank den fernen Lieben.

Den ganzen Reichthum thu ich kund,
Und preisen soll die Schachtel Jeder.
Gebettet hier auf Tüchern bunt
Schaut Robinson und Strumwelpeter;
Und Strümpfchen schwanenweiß und -weich,
„Gestrickt von Mütterchen,“ da steht es,
Und Kragen, Kleidchen, warm und reich;
Denn kalt von Osten jetzo weht es.

Handschuhe fein für Frauchens Hand,
Nastücher für des Doctors Nase,
Spitzenmanschetten, Schleier, Band
Und Dieß und Jenes noch zum Spaße;
Dann ein Pack Briefe, schwer und groß —
Zur Herzensweide für den Abend —
Und etwas kalifornisch Moos,
Des Haushalts schmalen Säckel labend.

Zu viel, ihr Lieben! Welche Pracht
Wird unsre Weihnachtstafel zieren!
Die Kinder in der neuen Tracht,
Wie Prinzchen werden sie stolziren.
O, auch mit wenig wär's getban;
Das Beste doch von Allem bliebe:
Der Heimath Zauber haftet dran,
Der Zauber, ach, der Mutterliebe!

Du Fremdling, der von Vaters Haus
Nicht mehr den Rauch sich sieht erheben,
Deß Herz in Sehnsucht noch hinaus
Zur fernen Heimat mag entschweben:
Bescheer dir Gott, wie uns, zum Christ,
Wär's auch von diesem nur ein Achtel,
Und laß dich lesen, was es ist:
Von Eltern eine Weihnachtsschachtel.

Alfred Meißner in Bregenz.

Vor der Venus von Milo.

Von deinem Postamente siehst du nieder
Mit einem Lächeln, entlos wundervoll,
Im Götterhultreiz deiner weißen Glieder
Das schönste Weib, dem je der Busen schwoll.

Ich aber weile wie an heiligem Orte,
Und tief empfind' ich: du bist mehr als Stein,
Zu einem Wunder ging's durch diese Pforte:
Hier glüht noch vom Olymp der letzte Schein.

Zum Staunbist selber wird man, dich betrachtend,
Und eine Stimme ruft mit Sehnsuchtston
Im Herzen, heiß nach deiner Schönheit schmachtend:
O, um das Wunder des Pygmalion!

O, um das Wunder, daß in diesem Busen
Ein Herz erwachte, daß der starre Mund
Des Auges erglühte, klangreich wie die Musen
Homeros gesprochen, sprächte dieser Mund.

Doch nein! Steig nie vom Postamente nieder.
Lebendig da sein, heißt ja sterblich sein.
Du bist nur einmal, nimmer kannst du wieder,
So wirst zu niemals Asche! Bleibe Stein!

Zerrissenheit.

Wenn nichts gelingt, wenn jedes Ziel uns hohnt,
Wenn keine Spur von allem Mühlal bleibt,
Als Schwielen an der Haut, am Herzen Wunden,
Beginnt ein grauenvoller Wüstengang,
Der tiefes Mitleid, krizen Schimpf verdient.
Man haßt nicht, man verzweifelt auch nicht mehr;
Was man erwartet, kommt gewiß: das End.
So sigt man lebend auf dem eignen Grab.

Das Meisterwerk.

Werke der Meister, sie stehn inmitten der Zeit, die sie zeugte,
Wie im Gewirre der Stadt mächtige Dome zumeist.
Ringsum lärmet der Markt, die Räde hindern den Aufblick,
Und manch windiger Bau schlägt, so erscheint es, den Dom.
Aber entferne dich nur, verlasse den Ort, da erhebt sich
Ueber das Chaos rings feierlich mächtig das Haus,
Reckt die Riesengestalt stolz über die kämpfenden Essen
Und gebietet dem Aug lange und lange aufs Neu.

G. von Meyern-Hohenberg in Coburg.

Wie die Rosen entstanden.

Den Wellen entstiegen,
Grüßt Venus das Licht,
Schaumflocken umschmiegen
Die Göttliche dicht;
Ob Zephyr, der lose,
Hinweg sie auch leise —
Er eilt sich nicht! . . .

Da beugt sie sich nieder
Und hilft mit der Hand,
Wo hin und wieder
Der Schaum noch stand;
Die Perlen, sie hält sie
Am Finger und schnellt sie
Mit Lächeln aufs Land.

Und sieh, wo sie fielen,
Da keimt es im Kreis
Und sprießt, wie im Spielen,
Zu Rosen weiß.
O, wie sie dem Schaume
Im roſigen Traume
Noch ähneln leis!

Wie bebt sie erblaßen
Vor ihrer Huld!
Sie kann es nicht lassen,
Es treibt sie zur — Schuld,
Sie kniet, sie zu brechen,
Doch webe, sie stechen —
Ein Schrei! — Nur Geduld,

Sie ist noch nicht muthig
Und hält sich bedrebt,
Ihr Finger ist blutig,
Und Blut scheint ihr Tod;
„Zwei Tropfen schon fließen:
Ha, Wunder, entsprießen
Zwei Rosen rotb.

Sie sieht es erbebend,
Sie sieht es entzückt,
Und hat (weil sie lebend)
Sich nochmals gebückt:
„Laß sehn, ob die rothen,
Vielleicht nicht verboten"
Sie ruft es und pflückt.

So steht es geschrieben
Und wird es gelehrt,
Daß Venus zum Lieben
Die Rosen bescheert,

Die weißen zum Schmücken,
Die rothen zum Pflücken —
Nicht umgekehrt.

Stephan Milow in Ehrenhausen.

Werdende Liebe.

Wir sitzen beisammen und sprechen gar viel
Von Dingen, alltäglich und nichtig;
Das hat nicht Gehalt und hat nicht Ziel,
Und dennoch, wir nehmen es wichtig.

Du lächelst wie selig bei jedem Wort,
Das scherzend mein Mund dir verkunder;
Mich reißt dein kindliches Wesen fort,
Und weiter plaudr' ich entzündet.

Was ist's, daß wir mit Wichte so hold
Die siebenten Stunden uns schmücken?
Woher um uns nur Sonnengold?
Und in uns nur Entzücken?

O laut aus der Brust uns der Jubel schon bricht,
Und eh's an die Stirn uns geschrieben:
Mein Kind, wir wissen's noch beide nicht,
Daß wir einander lieben.

Freigesprochen.

Rasch geliebt und rasch vergessen,
Froh geherzt, ob kurz besessen!
Ist der Wahlspruch, der dich lenkt.
Sicher lieblichen Gewinnes,
Lebst du ewig heitern Sinnes,
Da auf mich der Gram sich senkt.

Scheu ich dir? Im weiten Ringe
Schaun wir ja die Flucht der Dinge;
Scheust ich deine Liebe schlechter?
Rasch geliebt und rasch vergessen,
Froh geherzt, ob kurz besessen!
Kannst du's nur, so hast du Recht.

Paul Möbius in Gotha.

Ver aeternum.

Ah, es sind die alten Lieder,
Sind die süßen Melodein,
Und der Frühling zieht wieder
Mir in Herz und Seele ein.

Und es sprießt und grünt und blühet,
Milde weht und weich die Luft,
Erd und Himmel rosig glühet
In dem goldnen Abendduft.

Und ich denk der alten Zeiten
In der neuen Frühlingsluft,
Und die alten Seligkeiten
Füllen wieder mir die Brust.

Altes Herz, was soll das Schlagen,
Bist du immer wieder jung?
Laß dir doch in deinen Tagen
Genügen an Erinnerung!

Nein, ach nein! laßt mich auch hoffen!
Nur weil jung das Herz mir bleibt,
Zieht es auch den Himmel offen,
Wo es neue Blüthen treibt.

H. H. Rosenthal in Wien.

Romanze von Quintin Messis.

(Aus dem Altniederländischen.)

Dem nächtgen Himmel gab der Herr die Sterne,
Den Vogellang der öden Au,
Dem Fels das Echo, das ihn grüßt von ferne,
Dem dürren Gras den Morgenthau,
Den süßen Veilchenduft dem März,
Daß Keines ohne Trost verbliebe.
Was gab er dir, mein armes Herz?
Mehr als dies Alles: deine Liebe!

Die Sterne leuchten sichtbar durch die Nacht,
Der Vogel schmettert seine Lieder,
Das Echo klindet laut, was ihm gebracht,
Thautröpfchen spiegelt Alles wieder,
Duft sich auch Veilchen niederwärts,
Verrathen's doch die duftgen Triebe.
Doch du verräthst dich nicht, mein Herz,
Verbergen hältst du deine Liebe!

Auf weiter Bahn entschwinden uns die Sterne,
Der Vogel fliegt in fernes Land,
Das Echo stirbt verhallend in der Ferne,
Der Thau verdaucht im Sonnenbrand,
Das Veilchen scheidet mit dem März,
Doch ob auch Alles rings zerstiebe,
So lang du schlägst, mein treues Herz,
Bewahrst du ewig deine Liebe!

Romanze von Charles d'Orléans.

1400.

(Aus dem Altfranzösischen.)

Wie fängt man's an, sein armes Herz zu schützen
Vor zweien Augen, die es gern verlebt?
Sie sind zu Zwein, bewaffnet mit den Blitzen,
Das Herz ist Eines nur und unbewehrt.
Und Amor selbst kommt sie zu unterstützen,
Den scharfen Pfeil leiht ihnen seine Hand.
Ach, armes Herz, was soll der Kampf da nützen?
Vor solcher Macht gibt's keinen Widerstand.

Da heißt es: Sterben oder Sich ergeben!
Zu schmählich wär es, aus dem Kampf zu fliehn;
Hilft du den Schild auch gegen sie erheben,
Die Zauberblicke, ach, durchbohren ihn!
Du sinkst und suchst dich wieder aufzuraffen,
Und wieder fällt das Schwert dir aus der Hand;
Am besten ist's, du streckst gleich die Waffen:
Vor solcher Macht gibt's keinen Widerstand.

Wohlan, so sei's! du Schöne ohne Gleichen,
Gesteh ich's nur, dein Ritter unterliegt.
Kein Palatin brachte jemals ihn zum Weichen,
Den deinem Augenpaar ward er besiegt.
Kann solch ein Fall zur Schande ihm gereichen?
O nein! den Preis reicht mir die schönste Hand,
Ihr lächelt mir, ihr Augen ohne Gleichen, —
Vor solcher Macht gibt's keinen Widerstand!

Albert Woeser in Dresden.

Das Meteor.

Mit dir vereint im Abendscheine
Hinschreit ich durch die grüne Flur,
Da leuchtet durch die Luft, die reine,
Aufflammend feurgen Lichtes Spur.

„Sieh dort das Meteor sich neigen!“
So spricht dein wunderfüßer Mund,
Ein Blitz, ein Knall! kann kaum mit Schweigen
Der Stein sich in der Erde Grund.

Ich seh es stumm mit ernstem Blicke,
Der Stein verräth — wohl weiß ich's klar —
Daß gähnend einer Welt Geschicke
Das Nichts verschlang für immerdar.

Denn täglich neu entstehen Welten,
Und andre sinken hin im All,
Und Trümmer neigen der zerschellten
Sich niederwärts zum Erdenball.

Der Ball, der jetzt aus Himmelszonen
Verschwindend sich im Nichts verlor,
Vielleicht hat er durch Jahrmillionen
Den Raum durchsaust im Sternenchor.

Vielleicht — an Seufzern reich und Sorgen —
Trug er ein kämpfendes Geschlecht,
Dem, gleich wie uns, von heut auf morgen
Natur verlieh des Daseins Recht.

Vielleicht rang Sehnsucht hehrer Geister
Nach Wahrheit sich die Seele wund,
Doch Tod blieb stets des Lebens Meister,
Die Sehnsucht starb im Grabesgrund.

Vielleicht allein im Kampfgedränge
Schuf Liebe süße Seligkeit,
Ruhles durch Thaten und Gesänge
Rang Inbrunst nach Unsterblichkeit —

Nun schwand, zu enger Nacht erlesen,
Ihr Ringen, Schaffen, Schmerz und Lust,
So todt, als wär es nie gewesen,
Von keinem Geist bewahrt, genutzt.

Und also herbgefügtes Ende
Es mahnt mich an der Erde Loos,
Die einst, wann nahet der Zeiten Wende,
Hinsinkt in der Vernichtung Schooß.

Wie bald sie grünt, im Weltenraume
Ist sie ein winziges Atom,
Der Mensch gleicht eines Schattens Traume,
Und Alles tilgt der Zeitenstrom. —

So denk ich, und in hellern Gluthen
Auflammt mein Herz, dich preß ich fest
Und schweig in trunknen Glücksminuten,
Die das Geschick mich schauen läßt.

Abschied.

Das schnaubende Dampfroß
Trägt dich von hinnen,
Mit blutendem Herzen
Blick ich dir nach,
Und das schnöde Gefährt
Es mahnt mich voll Grauns
Wie der Leichenwagen
Gestorbener Liebe.

Traumhaft betäubt
— Ein einsamer Mann —
Heimschreit ich zur Wohnstatt
Mit zögerndem Fuß.

Wo dein göttliches Lachen
Jüngst noch erscholl
Und der plaudernden Lippen
Melodischer Laut,
Da waltet nun schaurig
In engen Wänden
Fürchterlich lastende
Oede Stille.

Oh laut mich umlärmen
Des Frühlings Stimmen
Und jubelnder Vögel
Schmetternde Lieder,
Mir tönen sie nicht,
Die Welt ward mir stumm,
Seit stumm mir geworden,
Der magisch mich zwang,
Der eine, der süße,
Holdlockende Mund.

Grimmig wie Alpdruck
Faßt mich der Schmerz;
Ich küsse das Band,
Das den Busen dir schmückte;
Ich küsse die Locke,
Die jüngst du mir gabst;
Doch sind es nur todte,
Verdorrte Reste
Des traurig-entschwundenen
Blühenden Lebens,
Sie schauen mich an
Gespensterhaft fahl,
Und ich schleudre entsetzt sie zur Seite.

Und mein Auge sucht gierig
Im Rahmen dein Bild,
Das einst mich entzückt
Als ein Wunder der Kunst,
Doch mumienhaft todt
Anstarrt es mich heut,
Wie ein höhnender Schatten
Der hehren Gestalt.

Das Herz sucht dich selbst;
Traum schweift es dir nach
Und durchmißt in Gedanken
Den flaffenden Raum;
Doch zu weit ist die Welt;
Und dem Kranich gleich,
Dem fern vom Ziele
Der Fittich erlahmt,
So müht sich umsonst
Und senkt sich ermattend
Und sinket dich nimmer
Der Sehnsucht Flug.

Und das Herz verzweifelt,
Und fesselloswild
Ergießt sich der Gram
In strömende Zähren.

Franz Alfred Muth in Dombach (Nassau).

Nach Jahren.

Es rauscht der Strom, der grüne Rhein,
Ein Schifflein fährt zu Thal,
Am Maste lehnt ein Knabe fein
Im rothen Morgenstrahl.

„Gruß dich, du Welt, du schöne Welt,
Ich grüße dich, grüner Rhein,
Ihr Berge, so treu zu einander gesellt,
Ihr Burgen im Sonnenschein!

Jung ist mein Herz und blond mein Haar,
Weit dehnt die Welt sich aus;
O hätt ich Schwingen wie der Aar
Zu die goldene Ferne hinaus!

Was Heimathsthal, was enges Haus!
Meine Seele ist viel zu weit,
Sie sehnet nach Liebe, nach Leben hinaus,
Nach Glück und Seligkeit." —

Und wieder rauscht der grüne Rhein,
Verrauscht ist manches Jahr,
Es steht ein Mann im Schifflein drein,
Greis ist Gesicht und Haar.

„Ich habe gerungen, ich habe gelebt,
Und habe kein Glück erfaßt,
Gib Heimath mir, der viel gestrebt,
Ein Grab zur langen Rast!"

Ihr grünen Wipfel.

Ihr grünen Wipfel
So regenschwer,
O junges Auge
Voll Thränen sehr!

Es schüttelt leise
Ein Wind den Zweig,
Die Tropfen fallen
Ins Moos so weich.

So möcht die Wimper
Am Auge mein
Auch aller Thränen
Wohl ledig sein!

Clara Nebe in Metz.

Göttlichkeit der Natur.

Natur ist kalt, sie schwelgt nicht in Gefühlen,
Sie liebt nur sich, nur Stoff und wieder Stoff,
Ist wie ein Fels im Meere hart und schroff,
Den keine Wogen klagend weichen spülen.

Ob tausend Qualen deine Brust zerwühlen,
Ob Thrän auf Thräne schmerzvoll niedertroff,
Nicht Heilung oder Trost von ihr erhoff,
Sie weiß die Herzenswunde nicht zu kühlen.

Wie kommt es, höre zweifelnd ich dich fragen,
Daß göttlich heißt sie, die empfindungsleere,
Darin sich Stoffe nur mit Stoffen jagen?

Und doch ist mit der Gottheit sie im Bunde:
Sie schuf das Herz, das Menschenherz, das hehre,
Und was du suchst, sie barg's auf seinem Grunde.

Wintertraum.

Es fällt der Schnee, — schon ruht der Wald,
Kein Leben rings, kein Laut,
Als hätt des Todes Auge kalt
Ihm in das Herz geschaut.

Es fällt der Schnee — wie kommt die Nacht
So sternenleer! Es scheint,
Als ob der dunkle Himmel sacht
Den stillen Wald vereint.

Es fällt der Schnee — und leis mich faßt
Der Tod, der bleiche Hirt . . .
O daß ich von dem Einen wüßt,
Ob er jetzt weinen wird.

E. Neubürger in Frankfurt a. M.

Lied.

„Nun Liebster ist genug gejagt,
Nimm Stab und Hut zur Hand
Und such nach Ros und Lilien
Dich nun, die blühn im Land!"

„Die Rosen und die Lilien,
Die blühn noch manche Stund,
Doch darf nicht immer kosen
So süßen Rosenmund.

Die Rosen und die Lilien
Thun offen jedem Wind,
Doch du sollst mir gehören
Allein, du lieblich Kind!

Wenn Wettern da und Baisen,
Und Alles stürmt ins Haus,
Dann schicke du nach Rosen
Mich und nach Lilien aus!"

Reinhard Neuhaus in Cleve.

So schnell dein Aug nicht wende.

Der Sommer zog von hinnen,
Die Luft ist worden kalt,
Nicht rühret mehr mein Sinnen
Ein Röslein wohlgestalt.
Hätt gestern ich erwogen,
Wie bald der Winter ruft,
Viel tiefer eingesogen
Hätt ich den süßen Duft!
Ich kennt ja nicht erfassen,
Daß schon so bald erblassen
Die duftgen Blümlein all im Thal.

Ich hör viel Stimmen klagen:
Die liebe, holde Maid,
Die noch vor wenig Tagen
Voll Scherz und Fröhlichkeit,
Deckt heute schon im Schreine
Des Todes kalte Nacht!
Ich aber klag: Du Reine,
Ach [illegible] ich das gedacht,
Hätt langer ich gedrücket
Die Hand dir, und erquicket
Mich an der süßen Augen Strahl.

Ach, allwärts Tod und Trümmer! —
Mein Herz, gedenk daran:
Erloschen bald für immer!
Bei jedem Glück fortan.
Entzückt dich Blatt und Blüthe
Und Duft und Sonnenlicht,
Durchleuchtet dein Gemüthe
Ein liebes Angesicht:
So schnell dein Aug nicht wende,
Nimm jeden Trunk der Hände,
Als wär's zum Allerletztenmal!

An eine fromme Freundin.

Dein Christenthum hält dich gefangen,
Ein Vöglein harrst im Käfig du
Und schaust mit Zagen und mit Bangen
Dem buntbewegten Treiben zu.
Aus Dogmen und verworrnen Lehren
Hat man den Kerker dir erbaut,
Indessen über goldne Aehren
So schön ein heitrer Himmel blaut.

Zerbrich die Stäbe! Aus dem engen,
Verdumpften Raum schwing dich hinaus!
Waldvöglein du! mit frohen Klängen
Begrüß des Waldes luftig Haus.
Flieg weiter! wo die Taube leise
Sich wieget auf des Oelbaums Ast,
Da schüttle ab den Staub der Reise,
An Jordans Ufer halte Rast.

Und schau, zur Linken wie zur Rechten
Vom Volk umringt, das er belehrt,
Ihn, den dein Herz in dunklen Nächten
So oft und sehnsuchtsvoll begehrt.
O hör den Meister lächelnd fragen:
„Um Nichtigkeiten so viel Schmerz?
Mir schafft dein Grübeln kein Behagen
Denn ich will nur ein reines Herz.

Du hast es! Laß es fröhlich schlagen,
Austönen nur so laut es will.
In diesen schönen Lenzestagen
Mit Klagen nicht die Seele füll.
Nur eine Sorge mag dich drücken:
Erhalt dein Herz so gut und rein.
Und vor des Allerhöchsten Blicken
Wirst du sein liebes Kindlein sein!"

Hermann Neumann in Neisse.

Musik.

1.

Du siehst mich an und weißt sogleich,
Warum ich sinnend steh gelehnt;
Leis öffnest du der Töne Reich,
Nach dem sich meine Seele sehnt.

Leicht rührt die Tasten des Klaviers
Dein zarter Finger mehr und mehr, —
O Tochter, ach wie dank ich dir's,
Daß du verstanden mein Begehr.

Ja, mit den Tönen, die du mild
Aufsteigen läßt, umwallend mich,
Erhebt der Sonne golden Bild
Aus düstren Nebelschleiern sich.

Und heller, reiner wird der Tag
In meiner Seele, trüb und bang, —
Erblühend wird die Hoffnung wach
Und rankt sich auf im Jubelklang.

Was David vormals Saul verhieß,
Das, o mein Kind, gewährst du mir; —
Der grimme König griff zum Spieß,
Ich aber dank im Kusse dir.

2.

Wenn mich der Gram zu Boden drückt,
Und meine Seele trostlos ringt,
Wie fühl ich mich so mild erquickt,
Wenn's leis zu mir herüber klingt.

Sei's einer fernen Leier Ton,
Sei's meines Kindes Lustgesang; —
Ist die Verbitterung entflohn,
Musik, Musik mit deinem Klang.

Hinhorchend zieht der Töne Schwung
Mich zu dem klaren Aether fort.
Erfrischend wie ein kühler Trunk
Bist du, o Lied, o tönend Wort!

Musik, Musik, — gepriesen sei,
Du wunderbare Trösterin;
Du machst von Erdenleid uns frei
Und führst zu Gottes Thron uns hin.

Wilhelm Norwald in Berlin.

Einst und Jetzt.

Einst war mein Herz ein pfadlos wilder Hain
Voll trotzger Stämme, dichtverwebter Ranken.
Da spielten harfend über Moos und Stein
Gleich Reh'n und Hirschen jubelnde Gedanken.

Da reiften keine Früchte Jahr um Jahr,
Nur manchmal warf der Sturm das Laub hernieder;
Und manchmal rauschte reich und wunderbar
In tiefer Nacht der süße Strom der Lieder.

Längst sind des Waldes Bäume nun gefällt,
Zerrissen sind die Ranken längst, die grünen;
Geebnet ist der Boden und bestellt,
Und Jahr um Jahr sind Früchte drauf erschienen.

Schwermüthelnd schleppen die Gedanken dort
Den Pflug durchs weite Blachfeld auf und nieder;
Des Waldes muntre Thiere zogen fort,
Und längst versandet ist der Strom der Lieder.

Nur manchmal tönt es aus der Ferne weit
Wie Waldesrauschen: Stimmen alter Tage!
Dann braust der Sturm in meine Einsamkeit
Und heult durchs Blachfeld seine wilde Klage.

Im Abendschein.

Wir saßen beide am Fenster allein;
Die Wolken glühten im Abendschein,

Die Wolken jagten im Abendwind;
Wir träumten von Tagen, die nicht mehr sind,

Von alter Liebe, vom goldenen Leid,
Von blühenden Blumen, von Lust und Leid,

Von den Tagen der Jugend, die nimmer sind. —
Die Wolken jagten im Abendwind,

Die Wolken glühten im Abendschein;
Wir saßen beide am Fenster allein,

Und hinter uns stand grau und hart
Die stumme, kalte Gegenwart.

Ein Adler werde!

Wie schwach und gläubig bist du, armes Herz?
Hat einmal dir des Lebens Luft gelächelt,
Gleich flatterst du voll Hoffnung himmelwärts
Dem Lenzwind nach, der deinen Traum umfächelt.

Und wenn dich dann des Sturmes jäher Stoß
In seiner Urkraft grauenvoll umwettert,
Dann stürzest du zu Boden hoffnungslos,
Dann liegst du da, gebrochen und zerschmettert. —

Mein armes Herz, dem Schmetterlinge gleich,
Gesäugt von Blumen an der Erde Grüften,
Ein Adler werde, der im Wolkenreich
Sich labt am Urquell aus des Aethers Lüften!

Der auf den Ruf der Freude nimmer hört,
Und den des Grames Welle nie umnachtet,
Ein Adler, den der Lenzwind nicht bethört,
Und der des Herbststurms wilde Wuth verachtet!

Friedrich Oser in Basel.

Regennacht im Frühling.

So viel Tropfen fallen nieder,
So viel Knospen brechen auf:
Nun getrost, ihr frischen Lieder,
Nehmet durch die Welt den Lauf!

Nun getrost, wer müßte sorgen!
Regnet's auch Dukaten nicht,
Stehn die Aun doch früh am Morgen
Grün und voller Blüthen licht!

Hei! wie wird die Sonne strahlen,
Wenn sie überm Strom erwacht,
Und der Lenz in allen Thalen
Tanzet, jubelt, glänzt und lacht!

Hab Dank, du rauschend Blatt!

Hab Dank, du rauschend Blatt,
Für deinen letzten Gruß,
Da Alles, müd und matt,
Sonst schweigen muß!

Hab Dank, wie traurig auch
Und bang dein Rascheln klingt
Und durch den Nebelbauch
Ans Ohr mir dringt.

Hab Dank, trotz aller Pein!
Wer hegt nicht fort und fort
Auf in des Herzens Schrein
Ein Sterbenswort?

Seliger Tod.

Nach auf die Lerche, mitten im Singen,
Hoch in den Lüften stürzet der Weih!
Fliegen und Wiegen, Jauchzen und Klingen,
Leben und Streben — Alles vorbei!

Mitten im Danken, mitten im Leben,
Hell schon vom ewigen Schimmer umlobt,
Höher und höher gen Himmel entheben:
Alle zu sterben — seliger Tod!

Wilhelm Osterwald in Mühlhausen i. Th.

Abendlied.

Die goldnen Sterne lauschen
Dem Herrn am Himmelszelt,
Und wie im Traume rauschen
Die Bäume in Wald und Feld.
Des Herren Hände gleiten
Sanft über die Natur,
Und rings in allen Weiten
Weilt seines Friedens Spur.

Herz, wolle dich bereiten:
Der Finger Gottes will
Auch über dich hingleiten,
Daß er dich mache still.
Ich will dem Herren lauschen
Im stillen Nachtgebet,
Bis sanftes Friederauschen
Mir durch die Seele zieht.

Mein Haupt, Herr, will ich legen
Da, wo es sanfte ruht,
Nimm mich in deinen Segen,
Nimm mich in deine Hut;
Laß schlummern mich, bedecket,
Gott, von der Gnade dein,
Bis mich dein Morgen weckt
Zu einem neuen Sein.

Adolf Peters in Meißen.

Lessing.

Ein Festgesang.

Chor und Einzelstimmen.

Er stand vor Gott. Frei zu des Lichtes Schöne
Hat er den Blick gelenkt;
Ihm klangen aus dem Aether Töne,
Die Gott im Menschen denkt.
Er stand vor Gott.

Und Gottes Stimme sprach:
„In meiner Rechten aller Wahrheit Tag,
In meiner Linken
Der einzge Trieb, des Tages Licht zu trinken.
Nimm Lichtdurst oder Licht,
Nur sie zugleich begehre nicht."

„Laß, Höchster, mich in deine Linke fallen!
Im Kampf nur wächst die Kraft, da reißt sie Allen,
Ich lämpfe freudig mit dem Schein;
O Vater, gib
Den einzgen Trieb,
Die reine Wahrheit ist für dich allein!"

Männergesang mit Chor.

Was bergt ihr euch in Dämmrungsgrauen? —
Schon ringt der Held;
Sein Falkenblick aus strengen Brauen
Klärt Wort und Welt.

In Scharen finstern Angesichtes
Stürzt er, ein Mann;
Mit dem Köcher Apolls, ein Bote des Lichtes
Fliegt er voran.

Sieg, Sieg! — Den Feind noch, den ihn gebunden,
Zerbricht sein Spott;
Da sinkt er, lämpfend mit offnen Wunden —
Er steht vor Gott.

Ein Stück der Ketten, von ihm zerrissen,
Hält noch die Hand,
Die eitlen Sitten und Gewissen
Den Schild entwand.

Stimmen in der Höhe.

Hinweg die Wollenhülle! —
Der Dornen abgemäht,
Hat Samen goldner Fülle
In alle Zeit gesät.

Stimmen im Thale.

Schaut um euch! — Dort des deutschen Geists Gewalten,
Von seinem Arm befreit,
Hier, die er schuf, die ewigen Gestalten
Der schönen Menschlichkeit;
Und der sie führt, er selbst, der Hehre,
Der größte seiner Charaktere!

Die Muse winkt: auf seine Bühne steigen
Zwei Dichterfürsten schon,
Und unabsehbar ist ihr Dichtungsreigen
Und Aller Herz ihr Thron.
Welch ein Gefolg! — Ein göttlich Leben
Seh ich im Zukunftsnebel weben.

Geisterchor.

So ist er der Herrlichen Einer im Licht,
Sie schwanken der Erde, doch starben ihr nicht
Und schlingen mit endlos schaffender Hand
Um Freiheit und Liebe der Schönheit Band.
So schwebt' er mit zeugendem Blick empor,
Willkommen, du Seliger, im himmlischen Chor!

Duett und Schlußchor.

Das Kind, deß unschuldvoller Blick
Den Himmel abgeglänzt
Gestrahlt ins Mutterherz zurück,
Von Engeln wird's bekränzt.

Der Mann, der streitend Bahnen wies
Zum neu errungnen Paradies,
Der doch die Welt gedenkt,
Er steht vor Gott in Ewigkeit.

Th. Renaud in Rappoltsweiler im Ober-Elsaß.

Unser See.

Im Sommer trug der grüne See
Mein Lieb und mich im Kahn,
Es weiß allein die Wasserfee,
Was wir darin gethan.
Die Sonne schien vom Himmel warm,
Wir ruhten selig Arm in Arm
Und ließen mit Behagen
Uns von den Wellen tragen.

Heut liegt die Welt in Eis und Schnee,
Der Wald steht altersgrau,
Es huschert im gefrornen See
Die arme Wasserfrau.
Die Sonne scheint vom Himmel matt,
Jedoch die Bahn ist spiegelglatt,
Und zum Tanz sich stellen
Auch die erstarrten Wellen.

Wohl laufen hundert auf dem See
Und manch verliebtes Paar,
Doch ist ihm weder lieb noch weh
Die ganze bunte Schaar.
Nur mich und sie mit alter Lust
Begrüßt er aus erstarrter Brust.
Wir haben, uns zum Freudenton,
Im Ring den Gruß vernommen:

„Glück auf, ihr Zwei, die Wasserfee
Ist euch in Gnaden hold,
An ihrer Hand ich blitzen seh
Zwei Ringelein von Gold.
Sie gibt sie alle hundert Jahr
Dem treusten erfundnen Menschenpaar,
Und sieht aus Maienglocken
Den Brautkranz in die Locken."

Und wie das Wort gesagt der Ser,
Da tracht die Eisbahn laut.
„Mein Lieb, mein Lieb, die Wasserfee
Nennt Bräutgam uns und Braut!
Mein Lieb, mein Lieb, in kurzer Frist
Der Lenz des Winters mächtig ist
Und wandelt Eis und Flocken
In bunte Maienglocken!"

Da lehnt Sußlieb in Lust und Weh
Das schöne Haupt an mich,
Und selig fliegen übern See
Zum Ufer sie und ich.
Verwundert schaut der Leute Schwarm
Das beste Kind in meinem Arm,
Und schnell beginnt das Schnattern
Der Basen und Gerattern.

Daß zwischen uns sich auf dem See
Etwas ereignet hat,
Noch weiß es bloß die Wasserfee,
Doch bald die ganze Stadt.

Zu rathen macht es wenig Noth,
Mein Liebchen ist so purpurroth!
Gottlob, wie treu ich's meine,
Weiß sie nur ganz alleine!

Emil Rittershaus in Barmen.

Geh hinaus!

Reiß an ein fröhlicher Gesell
Bei dir, thu auf die Pforte schnell,
Reich ihm die Hand, heiß ihn willkommen,
Laß Beste sei er aufgenommen,
Denn Frohsinn ist wie Sonnenschein,
Der dringt tief in das Herz hinein,
Läßt Blumen in die Seele fallen,
Bringt Lerchen dir und Nachtigallen.

Doch wenn in Thränen stumm verdrießt
Ein Gast vor deiner Hütte sitzt,
Da geh hinaus — verschämter Jammer
Hebt zaghaft nur den Pferdehammer:
Setz ihn auf deinen Ehrenplatz
Und biet ihm deinen reichsten Schatz,
Biet ihm dein Herz in Brudertreue
Und, kannst du's, mach ihn froh aufs Neue.

Und thatst du so, dann wisse du:
Wenn einst du gehst zur engen Ruh,
Dann wird an dir verherrlichet
In letzter Stund dein ganzes Leben,
Und jede Thräne, die du hast
Getrocknet, nimmt dir eine Last
Vom Herzen, wird mit leisem Segen
Ein Ceiblatt auf die Stirne legen.

Meinem Weibe.

Sie brangen mir den Saft der Reben,
Im Becher schwimmt der Traube Duft —
Doch zwischen meinem innern Leben
Und ihrem Leben, welche Kluft!

Ich kann die Hand hinüberreichen
Zum Druck den Menschen, gut und lieb,
Doch bleibt es ihnen Runenzeichen,
Was Gott in meine Seele schrieb!

Da schaum, den die Gedanken werfen,
Das ist's, daran sie sich hoch erbaun,
Doch Keiner will die Blüte schärfen
Und kann im Grund die Perle schaun.

Sie geben in ihrem engen Ringe
Und pflanzen Korn und Kohl und Kraut. —
Was wissen sie von jener Schwinge,
Die sich dem Sturme anvertraut?

Was ahnen sie in ihrem Gleise
Von meines Geists gewaltgem Drang?
Sie lauschen wohl des Liedes Weise,
Doch nicht dem Sinn und nur dem Klang!

Was fühlen sie von jenen Gluthen,
Die des Poeten Brust umspannt?
Sie sehn die Flammen leuchtend flattern,
Und halten's nur für Spiel und Tand! —

Ich dachte dein, mein Weib, und leise
Entstieg der Grillen dunkle Schaar.
Sich trug in meines Schaffens Kreise
Empor der Liebe Flügelpaar.

Sie lehrte dich mein Sein verstehen!
Das höchste Glück, das ich gewann,
Ob, daß ich dir zur Seite gehen,
Mit dir vereinigt leben kann.

Du gehst nicht in der Bahn, der niedern,
Drin sich's die Welt behaglich macht!
Es schlägt dein Herz in meinen Liedern,
Und du, du fühlst, was ich gedacht!

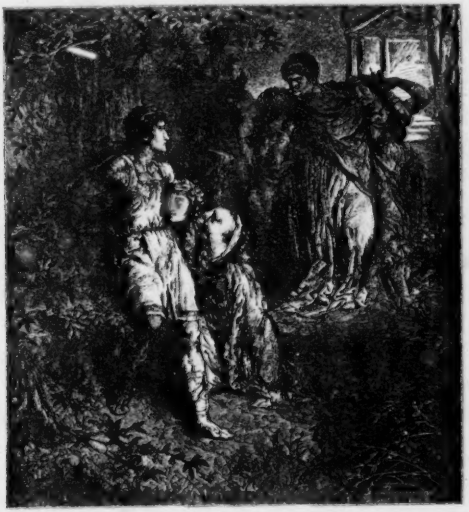
Friedrich Roeber in Elberfeld.

Die Tänzerin.

Abendumfangen, mit dem aufgedunsenen,
Ueberfatten Antlitz saß der Caesar
In dem Kreis verbuhlter römischer Weiber,
Schöner Knaben, feiler Senatoren
An der vollen Tafel. Vor ihm zeigte
Lydia, die Tänzerin aus Chios,
Zu der Flöten weichem Klang die schönsten
Ihrer Künste. Tiefaufathmend tanzte
Sie der Psyche heimlich Liebessehnen,
Und solch reine Gluth entströmte ihrer
Heitern Kunst, daß wundersam ergriffen
Sich der Caesar fühlte, gleich als wollte
Sich in ihm ein längst gestorbner Funke
Neu entzünden. Da herein, in goldner
Schale Früchte tragend für den Nachtisch,
Trat ein junger Sklave, in den Locken
Einen Kranz von Rosen, doch sein Antlitz
Wie von einem Schleier tiefer Schwermuth
Ueberdeckt. Den Gott, den sie in ihrem
Spiel gesucht, sie glaubte ihn zu sehen;
Ihre Füße steckten, und die Arme
Blieben in der schwebenden Bewegung
Wie erstarrt; das Blut entwich den Wangen,
Daß sie stand in ihrer Marmorschöne
Wie hervorgegangen aus der Werkhatt
Eines griechischen Künstlers. Doch der Caesar
Voll von jäher Eifersucht griff einen
Henkelkrug und schleuderte mit aller
Wucht des Arms ihn auf das Mädchen. Tausend
Flog das Weingefäß, und schwer getroffen
Sank die Tänzerin blutend auf den Boden.
Eilend drang herzu die Schaar der Sklaven,
Sie hinwegzuschleifen, wie ein todes
Thier man wegschleift; aber von dem Sturze
Raffte sie sich auf und schnellen Fußes
Floh sie aus dem mörderischen Hause
In den Garten. Sommernacht war draußen;
An dem dunkeln Himmel schmalt und glänzend
Stand die Mondessichel. In des Gartens
Schwalen, duftbelaubten Gängen lagen
Tiefe Schatten. Wie im Fieber irrte
Lydia durch sie hin, bis schimmernd vor ihr
Stand das weiße Marmorbild der Venus.
Auf die Kniee warf sie sich und flehend
Hob die Arme sie empor zur Göttin:
„Himmlische, der meine jungen Tage
Ich geweiht, du hilf der Schutzbedürftigen!
Bleib ein jammervolles und elendes
Dasein ward mir! Ach, statt in der Fülle
Deiner Freuden, geh ich in des Todes
Bleicher Furcht, gleich einem kranzgeschmückten
Opferthiere! — oder willst durch Schmerzen
Du auch meine, wie der Psyche Seele,
Läutern zur Verklärung? War's dein Sohn nicht,
Nicht der schönste aller ewgen Götter,
Der mir dent entgegentrat, in nieerer
Sklavenhülle seine Gottheit bergend?
O dies Feuer, das er mir entzündet
Unauslöschlich! Du, hilf meinen Flammen,
Du, hilf meiner Todesfurcht und neige,
Bist ergrimt du, gnädig und versöhnend
Mir dein Antlitz." — Vor ihr statt des weißen
Marmorsteines stand sie selbst, die Göttin,
Und die Pinien strahlten in dem Schimmer
Ihres holden Leibes. Doch voll Unmuths
Sprach sie zu der Tänzerin: „Was ruft du
Mich herab, was kümmert uns, die Ewgen,
Ach und Weh der erdgeborenen Menge?
Trage, wie du kannst und magst, dein Elend!
Hat mein Sohn, der Schalk, dein Herz verwundet —
Auch das meine ist von ihm getroffen!
Nicht mehr lauf ich dem Kronis länger
Nach durch dern'ge Hecken, düstre Wälder,
Noch dem Mars, — ein junger Faun mit kurzen
Hörnern und mit krausen Ziegenlöckchen
Hat mir's angethan. Er ruft, ich komme." —
Und entschwunden war sie, wie in einem
Rosgen Nebel, aber voll Verzweiflung
Rang die Tänzerin empor die Arme:
„Sende du mir Trost, der Götter Vater
Und der Menschen, der du Jedem zumissest
Sein Geschick, und laß auf meiner Seele
Es nicht schwerer lasten, als zu tragen
Sie vermag. Willst du empor sie ziehen,
Daß Unsterblichkeit aus geläuter Schale
Sie an deinem Göttertische trinke
An der Seite des Geliebten, sende
Mir ein Zeichen, und getrultig will ich
Dulden alles Leid, das mir verhängt ist."
Und den Donnrer sah auf seinem hohen
Stuhl sie sitzen, müde und verschlafen,
Wirr vom Scheitel auf die Schulter fielen
Die ambrosischen Locken, — seinen Händen
War der Blitz entsunken, und zur Seite
Mit gesenktem Kopfe stand sein Adler.
Finster aber zog der Gott zusammen
Seine Brauen: „Kleinen und den allen
Sterblichen sah ich mit seinem Troste
Je zufrieden, denn es brennt in dieser
Menschenbrust das Feuer, das Prometheus
Mir gestohlen. Mag er ewig lechzen
An dem Felsen, dran er ist geschmiedet!

Schrein und Klagen ſeiner Thorgeſchaffnen
Störet den Schlummer mir, — mit meinem Blitzſtrahl
Will ich ſie zerſchmettern!“ — Und die Hand griff
Nach dem Blitz, der ihm entſunken, aber
Müde war ſie, und der Donner hüllte
Sich in eine Wolke, die dem Auge
Lydias ihn entzog. — Da wie mit letzter
Todesbange ſchrie ſie: „Will mich Keiner
Hören? — Höre du, geheimnißvolle
Göttermutter, mich! Gib Troſt dem Herzen;
Ach ich ſteh um Nichts, als um die arme

Zitterte, ſprach leiſe: „Suchſt du einen
Gott, der Troſt dir ſpende, alles Leiden
Mit dir fühlt, der mit dir weint, des Tode
Herbe Schmerzen mit dir trägt und immer
Weit geöffnet hat die Vaterarme
Für verlorne Kinder? — ſprich, o ſuchſt du
Dieſen Gott?“ — Es war der Griechenſklave,
Der genaht ihr war mit leiſen Schritten.
Tiefer preßte ſie ihr glühend Antlitz
In das Gras und mit dem Nachthau miſchte
Sich die Thränenflut aus ihren Augen:



Bettlergabe Troſt!“ — Ein wüſtes Lärmen
Traf ihr Ohr, — ein Jauchzen, Schreien, Singen,
Klang metallner Becken, Pfeifen, Trommeln,
Und inmitten eines tollen Reigens
Trunkner Weiber lag die altgewohnte
Greiſe Göttermutter ſchamlos hadernd.
Durch den Lärm drang leiſes Irrſchen Stimme —
Und verzweifelnd auf die Erde ſtürzte
Lydia und grub ihr brennend Antlitz
In das feuchte Gras. Verſchwunden waren
Die Geſtalten, aber eine holde
Stimme, die bis in die Tiefen ihrer
Seele drang, daß ſie in Wonneſchauern

„Dieſen Gott, ihn ſuch ich!“ — Und der Sklave
Sprach aufs Neu: „Weiß auch dein Herz den dorn'gen
Pfad, der zu ihm führt? Ach, werden deine
Füße, nur gewohnt zu heitern Tänzen
In des Cäſars goldnen Marmorſälen,
Schon zurück nicht beben? Alle Schrecken
Wirſt du finden, denen du noch eben
Haß entliehen geweiht: Verfolgung, Trübſal,
Spott und Hohn der Welt, grauſamen, blutgen,
Martervollen Tod! — Dann aber winken
Enge Wonnen dir des Paradieſes!“
„Wurde Piſche nicht vereint mit Eros,
Da ſie ihre Leiden überſtanden,

An des Paradieses ewgen Bronnen?
Bist du Eros nicht?" — „Dir will ich's werben,
Komm, ich zeige dir des Heiles Pfade
Zu dem Gott der Christen." Er erhob sie

Und auf ihre weiße Stirne drückte
Er die Lippen. Hinter ihnen aber
Scholl ein kurzes heiseres Lachen: „Bindet
Sie mit Rosenkanden," rief der Caesar,

„Und in der Arena werft sie morgen
Den gefleckten Panthern vor und Tigern,
Daß die römischen Weiber Beifall jauchzen!"

Otto Roquette in Darmstadt.

Der fahrende Schüler aus dem Paradies.

In jenem Tage, glühend heiß,
O Wanderschaft, du harte Zeit!
Die Straße, flaubig, schattenlos,
Macht Durst und Mühsal doppelt groß."
So seufzend schreitet an dem Stab
Ein junger Bursch die Straß hinab.
Zwar unterm Strohhaar, dick und kraus,
Gar blitzblau schaut sein Aug hinaus,
Und keck und schlau sein Antlitz sagt,
Daß er sich wohl zu helfen wagt.
Ein fahrender Schüler alter Zeit
Mußt halten die Gelegenheit,
Und war der Beutel leer und ed,
That das Gewissen auch nicht spred,
Zu nützen auf der Wanderfahrt
Der lieben Dummheit Weis und Art,
Und so zu üben Witz und Kraft
Zu Gunsten hoher Wissenschaft.
Dieweil die Leut so glauben dran,
Verstand er manchen Spruch und Bann
Mit schwarzer Kunst und Teufelei,
Ein wenig Zaubern auch dabei.
Doch hier in schwüler Mittagshitz
Was hilft ihm schwarze Kunst und Witz?
Kein Wirthshaus läßt sich zaubern her,
Schnell bleibt der Weg, der Magen leer.
Doch wie er fürbas hebt den Stab,
Senkt sich der Weg ins Thal hinab,
Und, heida! winkt zur guten Stund
Ein schmucks Dorf im Wiesengrund.
Nun geht dir, fahrender Gesell,
Der müde Fuß noch Eins so schnell!

Da schau, ein wohnlich Bauernhaus!
Gehegt und Stall sehn stattlich aus,
Doch Alles wie verlassen stand.
Der Bauer selbst war über Land.
Die Bäurin nur am Fenster saß,
Beim Spinnen Alles rings vergaß.
Sie hatte, wie sie manchmal pflag,
Nachdenklich heut so ihren Tag,
Und dacht an ihren ersten Mann,
Den sie nicht gar vergessen kann,
Bliewohl sie bald seit einem Jahr
Schon angetraut dem zweiten war.
Der zweit ist eben wohl nicht schlimm,
Nur sanft er häufig, jäh und grimm,
Hält sich für klug und sie für dumm,
Sie sinnt und weiß doch nicht warum?
Sie war ein gut einfältig Weib,
Mit freundlich wehlgemahrtem Leib,
Und kannt sich manchmal wundern sehr,
Wie's auf der Welt so eigen wär.

Und wie sie still so saß und spann,
Der Hund zu bellen laut begann.
Sie schreckt nicht auf, doch blickt hervor,
Ein fahrender Schüler steht am Thor,
Der bettelt: „Mutter Bäurin gut,
Ich bitt, an mir ein Liebes thut!
Ich bin so müd vom heißen Tag,
Der Durst zu reden kaum vermag."
Die Bäurin gern holt aus dem Schrein
Dem Wegemüden Brod und Wein,
Und wie er trinkt in durstger Hast,
Beschaut sie sich den fremden Gast.
„Ei wo denn her, und wo denn hin?"
So fragt sie mit neugierigem Sinn
Und ahnt, das fahrend Schülerlein
Mocht gar wohl was Bedeutens sein.
Der Gast hat seinen Durst gestillt,
Und wie der Wein ihm frisch durchquillt,
Fühlt er auch wieder Witz und Kraft
Zu Gunsten hoher Wissenschaft.
„Ich reise," spricht er schnell bereit,
„Auf allerlei Gelehrsamkeit,
Und weil der Wind zurück mich blies,
Komm ich gerade von Paris."

Die Bäurin schaut dem jungen Wicht
Halb starr und selbst ins Gesicht,
Hat nie vernommen von Paris
Und meint, er spräch vom Paradies.
„Vom Paradies kommt Ihr daher?"
So ruft sie aus, verwundert schwer.
„Vom Paradies! Du meine Zeit,
Daß ich wohl überschrecklich weit?"
Der schlaue Gast in Eile merkt,
Daß sie an Geiß nicht sehr gestärkt,
Und thut mit Haltung, Wort und Mien,
Als wär's nur Kleinigkeit für ihn.
„Ich," fragt sie weiter, „sagt mir an,
Habt Ihr nicht meinen seligen Mann
Tatrin im Paradies gesehn?
Wie mag's ihm ohne mich ergehn?"

Der Schüler drauf: „Ei, gute Frau,
Da treben hat man reiche Schau,
Da ist's von Seligen überhuut,
Daß ich nicht Aller gewahren kunnt.
Doch sagt, was zagt Ihr Eurem Mann
Für Kleider zum Gedächtnis an?
Vielleicht, daß ich daran gedenkend
Ihn im Gedächtnis wiederkend.
Ihr gabt ihm doch sein Sonntagsleid
Zur Reise in die Ewigkeit?"
Da meint die Frau: „Ach nein, ich gab

Ein leinen Hemd ihm nur ins Grab!
Das Sonntagskleid däucht' mir zu neu,
Nun bricht das Herz mir schier vor Reu!"

„Ei, ist es der im bloßen Hemd?"
Spricht Jener: „Der ist mir nicht fremd!
Den kenn ich gut. Doch, Frau, Ihr habt
Den armen Mann nur schlecht begabt.
Die andern Seligen, weblagiert
Von ihren Weibern ausstaffirt,
Gehn mit vergnüglich frohem Sinn
Zum Fest und Spiel der Engelein hin,
Hingegen Euer armer Mann
Sich nirgends sehen lassen kann,
Und schämt sich, sucht in jeder Eck,
Um sich zu bergen, ein Versteck.
Dazu, wenn bös der Wind regiert,
Ist Noth, daß Euer Mann erfriert."

Die in der Stille sie gepaart,
Die dacht sie frohen Herzens ein,
Ihr Seliger soll nicht kläglich sein,
Und wenn die Andern gehn zum Schmaus,
Sich Gutes gönnen wie zu Haus,
„Das Bündel ist doch nicht zu schwer?"
— „Nein, gar nicht. Gebt nur immer her." —
„Ich thäte gern noch was hinein,
Der Schinken dort! Kann's Käs auch sein?"
— „Ja, ja! Der Allem, wie ich hört,
Ist Wein im Paradies begehrt." —
„Den Herzen gern sei's ihm gegönnt!"
— „Doch mehr ich nun nicht tragen könnt!
Drum laßt uns Abschied nehmen, Frau,
Bis ich aufs Jahr Euch wieder schau!"

Die Bäurin hält ihn noch zurück:
„Ach, lieber Herr, es ist ein Glück,

Die Bäurin in ein Schluchzen fällt,
Der Gast sich an das Krüglein hält,
Das sie ihm willig überließ.
„Ach," ruft sie, „kehrt ins Paradies
Eur Weg noch einmal wohl zurück?"
Der Alte drauf: „Zum guten Glück
Mach ich dahin mich eben fort.
Kann ich Euch was bestellen dort?"

Die Frau springt auf: „Ach, Herr, ich bitt,
Nehmt mir ein gutes Päckchen mit,
Auf daß mein lieber seliger Mann
Mit Fug sich trösten mögen kann!"
Gleich holt aus Kasten sie und Lad
Des zweiten Mannes Sonntagsstaat,
Und Wäsch und Stiefel, sunkelneu,
Packt sie zusammen, ohne Scheu,
Daß der es krumm und übel nähm.
Denn, wenn auf ihn ein Dritter kam,
Der Zweite könnt's nur heißen gut,
Daß sie ihm einst ein Gleiches thut.
Auch dreißig Gulden, wohl verwahrt,

Daß ich so guten Boten fand:
Nehmt die drei Gulden noch zur Hand
Als Botengeld, Ihr trägt gar schwer.
Und dann noch Eins! Ich bitt Euch sehr,
Sagt doch von meinem zweiten Mann
Dem lieben Seligen gar nichts an.
Sagt nur, daß ich ihn grüßen ließ
In seinem schönen Paradies!"
— „Schon gut, schon gut!" Der Bote rennt,
Als eb's ihm unter den Sohlen brennt',
Und ist mit seinem Bündel bald
Verschwunden hinter Dorf und Wald.

Die Bäurin aber nicht mehr ruht,
Ihr ist so leicht, so frohgemuth,
Sie kann nicht sitzen und spinnen mehr,
Läuft in dem Hause krenz und quer,
Und rührt' am liebsten auf das Best
Einen Kuchen ein, als ging's zum Fest
Und so mit Lichts und Allerlei
Vergeht ein Stündlein oder zwei.

So kommt der Bauer auch nach Haus.
Die Bäurin plaudert Alles aus,
Vom Boten aus dem Paradies,
Und was sie all ihn tragen hieß
Im Bündel: Schinken, Sonntagsrock,
Und Brod und Wein, und Hof und Sock,
Und ist so glücklich und geschwind,
Daß sie der Red kein Ende findt.
Der Bauer hört's und starrt sie an,
„Weh!" ruft er, „ich geschlagner Mann!"
Fährt mit der Faust sich an die Stirn:
„O Weib, o Weib! O Spatzenhirn!"
Reißt's Fenster auf und ruft dem Knecht:
„He! Jochem, auf! und sput dich recht!
Den Braunen sattle! — Bei St. Veit,
Und wär er auch schon Stunden weit,
Ich faß ihn noch!" — „Was soll's denn nun?"
So ruft die Frau: „Kannst denn nicht ruhn?

Gar ungestört war hier die Rast,
Drum warf er ab die süße Last
Und schnürt schon an dem Band herum —
— Horch! Pferdgetrapp! — Er kehrt sich um,
Und aus der Ferne jagt wie toll
Ein Reiter, daß der Wald erscholl.
Der Schüler hurtig sich besann
Und ahnt, das ging ihn etwas an.
Wirft ins Gebüsch Hut, Bündel, Rock,
Und sitzt und wühlt mit seinem Stock,
Als sucht' er etwas in dem Sand.

Der Gaul kommt schnaubend angerannt.
„He, Büblein, weg!" der Bauer schreit.
„Hast nicht im fahrenden Schülerkleid
Ein Diebsgesicht hier laufen sehn?
Krieg ich ihn, soll's ihm übel gehn!
Ein schweres Bündel trägt er hin,

Willst du schon wieder über Land?
Sitz erst zum Essen mit Verstand!"

„Schweig still! Ich muß (und brennt's im Dach)
Dem Paradiesesboten nach!
Und pack ihm, daß er's gut bestellt,
Ins Bündel noch ein Reisegeld!"
Der Bauer auf den Gaul sich schwingt
Und reitet, daß das Pflaster klingt.
Die Bäurin aber spricht: „Gottlob,
Brav ist er, wenn auch etwas grob!"

Der Paradiesesbot derweil
War auf dem Weg in großer Eil.
Das wackre Bündel war wohl schwer,
Doch meint' er, drückt' es gar nicht sehr
Zumal so schattig kühl der Wald,
Ein angenehmer Aufenthalt.
Da dacht er, könnt's nicht übel sein,
Sich zu beschaun den guten Wein,
Und auch zu prüfen seine Kraft
Zu Gunsten hoher Wissenschaft.

Mein halbe Wirthschaft steckt darin!"
Der Andre drauf: „Ja! Uebers Moor,
Da, wo am Wald beginnt das Rohr,
Da sprang vor keiner Viertelstund
So Einer fort, mit einem Bund,
Grad wie Ihr sagt. Ich dacht es wohl,
Daß ihm die Angst saß in der Sohl.
Doch kam er übers Moor gar leicht,
Macht zu, daß Ihr ihn noch erreicht!"

Der Bauer kratzt sich hinterm Ohr:
„Zum Teufel auch! Da übers Moor?
Mein schwerer Gaul versinkt mir drin,
Ich muß zu Fuß darüber hin.
Ihr haltet mir derweil das Pferd,
Sechs Kreuzer ist der Dienst mir werth,
Da, nehmt's voraus, und wartet mein,
Ich denke bald zurück zu sein."
Der Schüler dankt vergnügt und schaut,
Wie jener sich dem Moor vertraut,
Erst hastig laufend, langsam bald
Den Fuß bemühend mit Gewalt,

Bis an die Knöchel sinkend ein,
Aus weichem Schlamm sich zu befrein,
Und bald, als wär er eingerammt,
Laut fluchend seinen Weg verdammt.

Der Schüler sich ins Fäustchen lacht
Und denkt: Den hätt' ich festgemacht!
Holt aus dem Busch Rock, Bündel, Hut,
Schwingt auf den Gaul sich wohlgemuth.
„Gab mir das Weib das Päcklein werth,
Gibt mir der Mann dazu das Pferd,
Daß mir's gedeih in beßrer Kraft
Zu Gunsten hoher Wissenschaft!
Adjes, mein Baur! Die Bäurin grüß!
Heidi, jetzt geht's ins Paradies!"
So jagt er lachend durch den Wald,
Ist auf dem Weg verschwunden bald.
Ob er ins Paradies noch kam,
Oder was sonst ein Ende nahm,

Hans Sachs thut davon kein Bericht,
Der uns zuerst gab die Geschicht.

Dagegen noch vor Abend sprach
Im ganzen Dorf man von der Sach.
Die Bäurin selber hat den Fall
Froh mitgetheilt den Nachbarn all,
Und wie ihr Mann, so brav bedacht,
Dem Boten noch was nachgebracht.
Die Bauern lachten laut sie aus
Und sammelten sich um das Haus.
Bald kam der Bauer aus dem Moor,
Bespritzt und schwarz bis übers Ohr,
Und ward empfangen von Geschrei,
Gelächter, Jubel, Narrethei.
„He, Hans! Kommst du zu Fuß zurück?
Vom Paradies der Galgenstrick
Mag jetzo reisen unversehrt,
Du gabst dazu dein bestes Pferd!

Dein Weib ist klug, doch du bist schlau,
Sind gleicher Art drum Mann und Frau!"
— Der Bauer tobt vor Wuth und Scham,
Sein Weib sich's doch zu Herzen nahm,
Und wenn er sie einfältig hieß,
Sprach sie nur: „Denk ans Paradies!"

Max Schaffrath in Bedburg.

Heilige Versicherung.

Auf dich nur will ich ohne Wanken schauen,
Die Seele still an deinem Bilde weiden;
Auf dich allein, ob Alle treulos scheiden,
Mit frohem Muth unwandelbar vertrauen!

Du bist mein Licht in öder Nächte Grauen,
Mein linder Trost in jedem Erdenleiden!
So mag ich nie den Sohn des Glücks beneiden,
Auf den die Götter ihre Gaben thauen.

In deiner Liebe find ich Allgenüge;
Sie ist der Inhalt meines stillen Lebens;
Nichts wünsch ich sonst, nichts miß ich mehr auf Erden.

Kein Mißgeschick, das ich nicht freudig trüge
Als süße Hoffnung meines ewgen Strebens,
Ach, deiner Liebe würdger stets zu werden.

Pauline Schanz in Dresden.

Der Genius.

Aufgepeitscht von Sturmes Toben,
Wächst der Eiche knorrig Holz,
Und auf kahlem Felsen droben
Blüht der Cactus öd und stolz.

Unter Frösten und Entsagen,
Wetterhart und blitzumloht,
Färbt die Haide sich mit Zagen
Und die kleine Beere roth.

Manche Tugend mag erblühen
In dem Schatten dieser Welt,
Unter Mangel, unter Mühen
Reift der Dulder und der Held.

Aus des Elends grauen Gassen,
Aus der Armuth düsterm Thor,
Tritt, vom Sonnenschein verlassen,
Edle Größe oft hervor.

Aber Einer braucht die Sonne,
Braucht des Glückes heißen Kuß,
Freiheit, Liebe, Lebenswonne,
Einer nur — der Genius.

Gebt ihm Licht, daß er erschließe
Seiner Himmelsblüthen Glanz,
Daß er durch die Welt ergieße
Seine Strahlen reich und ganz.

Denn zu seinen vollen Rechten
Braucht Der Licht, der lichtentstammt,
Nicht zu dunklen Erdennächten
Sei vom Schicksal er verdammt.

Aus der Glanzwelt Regionen
Hat sein Funke sich verirrt
Niederwärts, wo Menschen wohnen,
Nicht daß er geknechtet wird.

Nicht daß er die Fesseln trage,
Niedern Menschenelends Pein;
Daß die Welt er überrage
Göttergleich im Sonnenschein.

Hat, von Erdennoth umrungen,
Hat aus Dunkel sich und Weh
Mancher auch emporgeschwungen
Zu der Auserwählten Höh;

Doch wer zählt Die, deren Schwingen
Im gemeinen Kampf zerschellt,
Unbeklagt verloren gingen
Unterm Straßenstaub der Welt?

Die zum Blühn nie Sonne hatten
Und, dem goldnen Licht verwandt,
Hingewelkt in Nacht und Schatten,
Namenlos und unbekannt?

Ernst Scherenberg in Elberfeld.

Einst.

Ein Thurm einst ragte
Auf Vaters Haus,
Da lugte so gern ich
Als Knabe hinaus;

Da sah sich mein Auge
An Wundern nicht satt:
An Küsten rothschimmernd
Die Dächer der Stadt,

Grünwogende Wälder
Auf hügligem Land,
Weißleuchtende Dünen
Am Inselstrand;

Der Strom fluthend
Vom Süden daher,
Blanklänzend im Norden
Das ewige Meer,

Drauf stattliche Segel,
So golden besonnt,
Als Wölkchen verschwimmend
Am Horizont;

Und klar überm Haupt nie
Des Himmels Gezelt:
Welch seliges Schauen
Hinab auf die Welt! — —

Ein Thurm einst ragte
Auf Vaters Haus —
Der Thurm ist gebrochen
Im Sturmesgebraus,

Vernichtet des Knaben
Hochhimmlische Ruh,
Er selber vom Strome
Des Lebens erfaßt.

Die Küsten der Heimath
Fern grüßen sie her,
Er aber, er steuert
Ins endlose Meer;

Sein Segel, bald dunkel,
Bald golden besonnt, —

Ein Wölkchen, verschwimmend
Am Horizont.

An Karl von Holtei.

Antwort auf einen Brief des großen Dichters.

So freilich hat auf Erden
Der März noch nie gelarvt:
„Wird's wohl noch Frühling werden,
Bevor ich eingesargt?"
O, wie mich rührt Dein Fragen
Im tiefsten Herzensgrund:
Wo blieb aus sonnigen Tagen
Der lustge „Vagabund"?

Im schlesischen Krankenzimmer
Der Lenz dich darben läßt,
O brächte leisen Schimmer
Von ihm mein Lied aus West!
Es möcht Dein Leid versüßen,
Aus jüngerm Zängermund
Vom rheinischen Lenz Dich grüßen,
Treu deutscher „Vagabund"!

Getrost! die Frühlingslüfte,
Bald wehn sie Dir ins Haus
Licht, Leben, Klang und Düfte
Statt Winters Gram und Graus;
Lenz läßt auch Dich genesen,
Sein Hauch küßt Dich gesund,
Du weißt, was Du gewesen:
Ein wackrer „Vagabund".

Und geht's doch einst ans Sterben,
Wardst Du des Wanderns satt:
Wir alle sieht als Erben
An Deiner Ruhestatt!

Dein Volk in mächtgem Kreise
Grüßt weinend Dich zur Stund:
Fahr wohl auf letzter Reise,
Herzlieber „Vagabund"!

6. April 1875.

Max Schlierbach in München.

Römische Oden.

1.

Du Braut der Welfin, herrlich noch wandelst du
Durch deiner Ahnherrn trümmerbelebte Stadt:
Der stolze Gang, die Gluth des Auges
Kunden die Söhne der Weltbeherrscher,

Doch von der hohen dunkelumlockten Stirn,
Wie von den Marmortafeln am Kapitol,
Hat längst die Zeit gelöscht die Inschrift,
Welche die Thaten der Väter nannte.

Neugierig schaut den nordischen Gast das Volk,
Der lehnend an zerbrochener Säule Schaft
Der alten Siege denkt und jener
Ahnend vergessenen Thränen Scipios.

2.

Deine Hügel, o ewges Rom,
Und von ihnen auf dich zu schaun,
Schlürfend reinen Himmels Luft,
Anderes nimmer begehr ich.

Denn ich nenne dich Vaterstadt;
Eh mein Auge dich noch geschaut,
Flog unruhigen Fluges um dich
Mir die sehnende Seele.

Hier nun weil ich, wo ihr gewellt,
Deren göttliche Stirn umblüht
Mit der Myrte der Lorbeerzweig,
Mahlgenossen Mäcenas,

Hier, wo unter des Cäsars Schirm
Aus den Trümmern der Bürgerzwist
Gleich Spätrosen im Herbst erblüht
Neu die Tage von Hellas.

3.

In den Columbarien.

Die Gunst wie Ungunst theilet das Schicksal aus
Wahllos: hier schonend, haucht es Vernichtung dort
Und häufet Schmach mit vollen Händen
Ueber die Häupter der einst Gewaltigen.

Entweihet stehn die Gräber der Julier
Und Hadrianus fürstliche Ruhestatt;
Die leeren Grüfte der Scipionen
Schändet der Pöbel mit frecher Inschrift.

Vom Rebgelände freundlich umgeben ruhn
Die Sclaven Cäsars, denen die Niedrigkeit
Ein Schutzwall war, daß ihrer Asche
Frevelnder Hände Berührung fernblieb.

4.

Sophoklesstatue im Lateran.

In stiller Ehrfurcht grüß ich dich, hehres Standbild.
Die edle Stirn hebst frei du, nicht drückt der Lorbeer
Das Haupt, das einst, dem Haupte des Zeus vergleichbar,
Götter geboren.

Nicht braucht der Macht Abzeichen der echte König:
Ihn nennt des Mundes stolzer Zug, ihn kündet
Des Wesens Hoheit, kündet die schlichte Anmuth
Jeder Geberde.

Doch ach, es schweigt die Lippe, von welcher tönend,
Wie über Felsen rauschet der klare Bergquell,
Melodisch floß, gesellt zu der Flöte Wohlklang,
Herrliches Chorlied.

5.

Trinklied.

Störe nimmer die Todten heut,
Laß die klagende Lyra ruhn;
Sieh wie lieblich aus Trümmern blüht
Duft entsendend die Rose.

Duft auch spendet der Wein, der klar
Dir im blitzenden Becher blinkt;
Leuchtend über den Himmel wallt
Mild erwärmend die Sonne.

Froh am morschen Gemäuer schwebt
Buntgeflügelt ein Falter dort,
Sorglos, ob ihm der nächste Tag
Lähmt die schimmernden Schwingen.

Richard Schmidt-Cabanis in Berlin.

Ein neues Mährlein vom Champagnerwein.

Kennt Alt wohl und Jung, und Groß und Klein
Die Mähr von den durstigen Teufeln,
Die einstmals lüstern nach gutem Wein,
Unter Kork und Draht nun verzweifeln:
Vom Champagnerwein die lustige Mähr,
Der ein infernalischer Strafwein wär,
Nur ein höllisches Thränen-Träufeln.

Ich aber will melden ein ander Wort
Vom Schaumestrank, der Weine Meister,
Und wie er entstand und an welchem Ort:
Es haben's die durstigen Geister
Des Rebensaftes mir selber entdeckt;
Und da doch im Weine die Wahrheit steckt,
So glaubt es nur fester und dreister!

Einst zog auf die Brautschau der Gott des Weins,
Von prächtigem Heerbann umgeben:
Voran zu Roß die Ritter des Rheins
In güldener Rüstung; daneben
Vom Moselstrande die Junkerschaar,
Der duftig das blonde, wallende Haar
Waldmeisterreiche Kränze durchweben.

Hispanische Granden trabten einher
Im Helme, dem silberblanken,
Mit stolzen Wappen im Schilde schwer;
Drauf folgten die zierlichen, schlanken
Hofherrn, die Zecher von Borg und Roth,
In Wämsern, so leuchtend, so purpurroth —
Die fröhlich gemutheten Franken.

Hier brausten Magnaten aus Ungarland —
Gleich dunkelschäumigen Wellen, —
Die zeigten in Zügen, braun und verbrannt,
Asiatischen Ursprungs Quellen;
Aus Böhmens Gauen dort Helden, stark
Und stolz, da Erle aus Steyermark,
Breitschultrige, derbe Gesellen.

Und Mauren vom Tajo, die schwarzes Blut
In den schwellenden Adern hegen,
Und im Menschenherzen flüssige Gluth,
Unauslöschlich flammende, regen;
Dort Griechen von Chios, und Vagen da
Aus dem Wunderlande Italia —
Den Falernum und allerwegen! —

Um den Weingott gar manche Schöne minnt,
Doch will sich die Keusche nicht zeigen;
Zu manchem Hof manch Fürstenkind
That huldreich sich zu ihm neigen
Bei Tanz und Spiel, Bankett und Turnei:
Des Unsterblichen Herz blieb kühl und frei,
Und der Liebe Stimmen, sie schweigen.

Einst zieht er spät noch durch Fluren und Hain;
Schon tönen der Nachtigall Klagen,
Schon leuchtet des Mondes silberner Schein,
Da sieht auf der Haide er ragen
Ein Rosengelände, der Blüthen voll,
Und daß ihn der Duft erquicken soll,
Entsteigt er dem goldenen Wagen.

Und sieh: gebettet auf blumigem Grund,
Ruht traut eine Jungfrau in Ehren;
Da kniet der Herrscher, er küßt ihren Mund,
Er weckt sie in heißem Begehren,
Und ob ihrer Schönheit heiliger Gewalt
Entströmen seinem Aug' alsbald
Krystallhelle Freudenzähren!

Im Kreise der Ritter jubelt es laut:
„Die Rechte, die Rechte ist funden!
Gefunden ist endlich die holde Braut
Und geschlossen der Sehnsucht Wunden.
Heil, König Wein! Dir werde noch heut,
Die du erkoren, die liebliche Maid
Für ewig in Treuen verbunden!"

Und also geschah es gewiß und wahr,
Und so blieb es für alle Zeiten:
Daß die Poesie und der Weingott ein Paar,
Nur die Thoren mögen's bestreiten!
Und daß der Kuß, mit dem er geküßt
Ihre süßen Lippen, das Trinklied ist:
Kein Weiser wird anders es deuten.

Das aber hat Niemand noch gewußt,
Nicht lebende Forscher noch todte:
Daß die Tropfen, geflossen in Liebeslust
Ueber weiße Rosen und rothe, —
Daß die Freudenzähren, so klar und rein,
Des Rebengottes: Champagnerwein
Sind worden nach seinem Gebote!

Des Oceans Perlen gelten zumal
Als Zähren: der Muschel, der schönen,
Sind sie erpreßt durch die Trennungs-Qual,
Durch das schmerzlichste Heimath-Sehnen;
Des Champagners Perlen bis heutigen Tag
Sie bedeuten beim frohen Festgelag
Des Weingottes Freudenthränen!

Und was ich soeben hier machte kund,
Mir thäten's die lustigen, schlauen —
Des Schaumes Elfen auf Kelches Grund
Als tiefes Geheimniß vertrauen.
Drum, daß das Geheimniß bleib' unverletzt,
Erzähl' ich es Dem nur, der's nicht verschmäht,
Vor Allen — den lieblichen Frauen.

Carl Schönhardt in Stuttgart.

Heimführung.

Sie ist mein, o süßes Wort!
Süßes Wort und süße Schwüre!
Du vernahmst sie, stiller Ort,
Dem sein Bestes ich entführe.

Zu der Höh am Waldesrand
Führt ein Pfad, vertraut vor allen.
Laß noch einmal, Hand in Hand,
Theure! diesen Pfad uns wallen.

O beglückter Abendgang!
Hand in Hand und Seit' an Seite,
Lauschend fernem Glockenklang,
Eh wir ziehen in die Weite.

Dunkle Höhen, grünes Thal,
Siebenfach durch Wald gewunden,
Nun zum Abschied noch einmal
Grüßt sie, die sich mir verbunden!

Zweite Heimath ward ihr ja
Ihr seit ihren Kinderträumen;
Nun, verwandelt, tritt sie nah
Diesen Quellen, diesen Bäumen.

Aber immer hüpfest du,
Muntrer Bach! auf deinen Pfaden,
Heut wie einst der Fläche zu,
Wo des Flusses Wellen laden,

Der von Abend her im Duft
In den alten Ufern immer,
Widerspiegelnd Wolk' und Luft,
Wandelt mit dem Silberschimmer.

Halle schäumend überm Wehr!
Zu des Waldes sanftem Rauschen
Fern erbrause wie ein Meer,
Dem die stillen Höhen lauschen.

Ruhig überm Fluthgebraus
Stehen Fichten und umsäumen
Fluß und Thal und jenes Haus
Mit den waldesnahen Räumen.

Waldesnähe! freundlich Dach,
Das so gastlich ihr begegnet,
Haus und Höhen, Fluß und Bach,
Thal und Wiese, seid gesegnet!

Aber wie ein Opferrauch
Leise steigt von Festaltären,
Erde! weht um uns dein Hauch,
Diese Stunde zu verklären.

Würzgeruch von Feld und Au
Füllt des Abends klare Kühle,
In die Wälder fällt der Thau;
Voller strömen ihre Düfte.

Josef Schrattenholz in Bonn.

Reiterlied.

Im heulenden Schneesturm, auf wieherndem Pferd
Ueber Haiden und Weiden getragen,
Von den trommelnden Hufen aus eisiger Erd
Ein berauschender Csardas geschlagen,
Ueberm Kopfe die Sterne, im Gurt das Gewehr,
Das Luftmeer so hell und die Haide so leer —
O Gott, wie schön ist der Winter!

Weit dehnt sich die Brust und zersprenget den Strick,
Den die nüchterne Stadt ihr gesponnen;
Es klärt sich die Seele, es schärft sich der Blick,
Was mich drückte, ich bin ihm entronnen.
Unterm Huf liegt das ganze gehaltlose Sein,
Allein bin ich, frei, frei nur allein!
O Gott, wie schön ist der Winter!

Im Gesichte das Gebirg, im Gebirge ein Haus,
Ein traulichs, lindenumhängtes,
Und weit in die funkelnde Nacht hinaus
Ein Fenster, ein lichtdurchglänztes,
Und hinter dem Fenster der Herzensdieb,
Das blühende, blonde, geliebte Lieb —
O Gott, wie schön ist der Winter!

Was schiert mich der Graben, der mangelnde Steg,
Die schwindelnden Klüfte zur Seiten!
Und stellte der König sich mir in den Weg —
Ich würde ihn niederreiten!
Wer das Glück nicht erjagt, der holt es nicht ein,
Und das Glück ist die Lieb, und die Liebe ist mein!
O Gott, wie schön ist der Winter!

C. Schultes in Wiesbaden.

Reiters Abschied.

(Im Volkston.)

So lebe wohl, mein trauter Schatz,
Ich mache einem Andern Platz!
Erwarte keinen Brief von mir;
Denn nimmer schreiben kann ich dir!

Die Feder mein, sie ist das Schwert,
Nach dessen Schrift der Feind begehrt!
Das ist der rechte Gänsekiel,
Doch von der Lieb schreibt er nicht viel!

Mein Sekretär, das ist der Tod,
Und seine Tinte Blut, so roth;
Sein Siegel ist gar schwer und breit: —
Ein einsam Grab auf oder Haid!

Wir müssen auseinander gehn
Und werden nie uns wiedersehn!
Die Luft ist aus, nun kommt die Qual —
Ade, ade! viel tausend Mal! —

Heinrich Seidel in Berlin.

Dornröschen.

Scenen für Solo, Chor und Orchester.

(Komponirten gegenüber als Manuskript gedruckt.)

I.

Gemischter Chor.

Frühling! Frühling! über die Hügel
Kam er von Süden in schimmerndem Kleid,
Singend, klingend, trägt er die Flügel,
Jubelt und jauchzet weit und breit!
Er ist willkommen,
Der uns genommen
Alle des Winters lastende Qual!
Treibt euch im Reigen
Bei Pfeifen und Geigen —
Frühling! Frühling! willkommen im Thal!

Der Prinz.

Durch weite Länder bin ich gezogen,
Ueber des Meeres wallende Wogen
Bin ich geschifft auf schwankem Kiel.
Was ich ersehnt zu allen Stunden,
Ewig gesucht und nimmer gefunden
Hab ich der Sehnsucht stillendes Ziel;
Nicht in der Menge
Buntem Gedränge,
Nicht in der Wälle einsamem Brand. —
Durch Ringen und Kämpfen
Nimmer zu dämpfen,
Trieb mich die Sehnsucht von Land zu Land!

Chor der Männer.

Nun die Reben jung sich regen,
Trinket frisch den alten Wein;
Frühling bringt uns neuen Segen! —
Seht, in goldig grünem Schein
Funkelt es in dem Pokal —
Trinkt einmal!

Laßt uns froh die Gläser schwingen,
Eh die goldne Zeit entflieht!
Sänger, laß die Harfe klingen,
Denn zum Wein gehört das Lied!
Sieh, schon lauscht das ganze Thal:
Sing einmal!

Der Sänger.

Im Walde, tief und stille,
Im dichten Dornenhag,
Da liegt ein Schloß verborgen,
Vergessen Jahr und Tag.
Die wilden Rosen ranken
Und überblühn's mit Duft:
Kaum schaun die höchsten Zinnen
Hervor in blaue Luft.

Im grauen Schloß, verborgen
Im stillen Kämmerlein,
Da ruht die schönste Rose,
Des Königs Töchterlein.
Zum Schlafe einst verzaubert,
Liegt sie schon hundert Jahr. —
Bis nieder auf die Füße
Hinfließt ihr goldnes Haar.

Viel schöne Ritter suchten
Zum Schloß den Weg hinein —
Nun hanget in den Dornen
Ihr bleichendes Gebein.
Und dringt der Rechte nimmer
Empor und küßt sie wach,
Muß sie verzaubert schlafen
Bis an den jüngsten Tag.

Gemischter Chor.

Seht den Jüngling, fremd und schön,
Wie ihn bewegt des Sängers Lied!
Es glüht sein Auge, es hebt sich die Brust,
Und seine Hand umspannt das Schwert!

Der Prinz.

Blankes Schwert an meiner Seite,
Mußtest allzu lange ruhn! —
Halt nun aus in diesem Streite —
Harte Arbeit gibt's zu thun!
Ja ich fühl's, daß ich gesunden,
Was mein Herz mir hat entbrannt,
Was mich trieb zu allen Stunden
Ruhlos über Meer und Land! —
Sie will ich erringen!
Zu ihr will ich dringen!
Ich fürchte nicht Tod, nicht Schrecken und Pein!
Gefahren veracht ich!
Zu kämpfen tracht ich,
Dornröschen, das holde, im Sieg zu befreien!

Der Sänger.

Halt ein, o Jüngling,
Furchtbar ist, was du begehrst,
Noch Niemand kehrte lebend zurück
Aus jenem Walde.

Chor der Mädchen.

O lasse dich warnen, du Jüngling, schön!
Hörst du der Pfeifen und Geigen Getön?
Komm mit uns zum Reigen
Auf blumigem Feld,
Die Schönste im Kreise
Sie sei dir gesellt!
O komme zum Tanzen und Rosen!
Wir wollen dich kränzen mit Rosen!
Mit Rosen!

Gemischter Chor.

Nur Schrecken und Grauen
Wohnt dort im Walde!
Die rankenden Dornen
Mit scharfen Klauen,
Sie greifen und packen
Mit spitzigen Haken
Und drängen und zwängen
Und schließen dich ein!
So mußt du verschmachten
In hülfloser Pein!

Der Prinz.

Die spitzigen Klauen,
Es soll sie zerhauen
Mein gutes Schwert mit blitzendem Schein!
Sie will ich erringen!
Zu ihr will ich dringen!
Ich fürchte nicht Tod, nicht Schrecken und Pein!
Gefahren veracht ich!
Zu kämpfen tracht ich,
Dornröschen, das holde, im Sieg zu befreien!

Der Sänger.

O Schrecken! er geht, der herrliche Jüngling!
Dem sichern Tode geht er entgegen!

Gemischter Chor.

Schau du vom Himmel auf ihn nieder,
O Gott, und sei ihm hold gesinnt!
Und gieße Kraft in seine Glieder,
Daß er den goldnen Sieg gewinnt!

2.

Gemischter Chor.

Wem hold ist die Gottheit,
Dem blüht der Vollendung
Herrliche Blume!
Er ist gekommen,
Der Auserwählte!
Vor seines Schwertes
Blitzendem Sausen
Zersprangen die Bande!
Die giftigen Bruten
Der Bibern und Molche —
Vor seines Schwertes
Schimmerndem Glanze
Flohn sie zum Abgrund!
Wem hold ist die Gottheit,
Dem blüht der Vollendung
Herrliche Blume!

Der Prinz.

Nun hab ich errungen
Im Kampfe den Eingang,
Wo sind ich die Holde,
Die Herrliche nun?

Hier schläft das Schweigen
In grauen Mauern.
Stumm schaun die rankenden
Rosen hernieder.

Wohlan, zu des Thurmes
Ragender Höhe
Steig ich hinauf
Die gewundene Bahn!

Gemischter Chor.

(In der Ferne.)

Wem holde ist die Gottheit,
Dem blüht der Vollendung
Herrliche Blume!

Der Prinz.

Da liegt sie, hold dahingesunken,
Die Lider sanft im Schlaf gesenkt —
Die Rose selbst bebt schönheitstrunken,
Die selig ihr zu Häupten hängt.
Ich kam, vom Bann sie zu befreien,
Und muß nun selbst in Banden sein.
(Er küßt sie.)

Dornröschen.

Welch schöner Traum! —
Was ist geschehn?!
Von glänzendem Lichte
Bin ich umflossen.
Gelöst die Fesseln,
Die drumpf mich umschlossen!
Und schimmernd strahlt es
Auf mich hernieder;
Du goldne Sonne,
Ich seh dich wieder!
Ein leuchtender Cherub,
Er hat mich befreit!
Es blitzet sein Schwert,
Und Gold ist sein Kleid!
Der Tag ist gekommen,
Versunken die Nacht!
Vom furchtbaren Schlafe
Bin ich erwacht!

Erster Halb-Chor.

Halloh! Halloh!
Ihr Schläfer erwacht!
Der Tag ist gekommen,
Versunken die Nacht!

Zweiter Halb-Chor.

Ein Regen und Rühren
In allen Ecken,
Verschlafene Recken
Richten sich auf!

Erster Halb-Chor.

Nun öffnet sich neu
Das rosige Thor,
Nun strömt es in buntem
Gedränge hervor!

Zweiter Halb-Chor.

Es wiehern die Rosse
Und stampfen den Grund,
Es klingt der Trompeten
Erzener Mund!

Gemischter Chor.

Die Tor'en all zerfließen
Wie Nebel in die Luft,
Die Rosen all verwehen
Mit wundersüßem Duft,
Und weit in alle Lande,
Zu neuem Glanz erwacht,
Leuchtet das Schloß hernieder
In seiner alten Pracht.

Der Prinz.

Was schaust du denn, du Holde,
Mich also träumend an,
Als hielte dich noch immer
Der alte Zauberbann?!

Dornröschen.

Gar oft in meinen Träumen
Hab ich dein Bild gesehn;
In glänzendem Gewande
Sah ich dich vor mir stehn!
Und breitete ich sehnend
Nach dir die Arme aus,
Da schwand dein holdes Bildniß
Hinweg in Nacht und Graus!

Doch heut zu dieser Stunde
Gar seltsam ist's geschehn,
Wie wenn nach Wintermonden
Die linden Lüfte wehn!
Dann war's, wie wenn aus Nebel
Die goldne Sonne bricht,
Da öffnet' ich die Augen
Und sah dein Angesicht!

Der Prinz.

Ich seh in deinen Augen
Des Himmels selgen Schein!
O sprich es aus, du Holde,
Willst du mein eigen sein?!

Dornröschen.

Mein Denken und mein Leben,
Es ward mir nur von dir;
Du hast es mir gegeben,
So nimm es nun von mir!
Und wolltest du es nimmer,
Was küßtest du mich wach?!
Da wollt ich lieber schlafen
Bis an den jüngsten Tag!

Der Prinz.

So hat der Kampf im Sieg geendet,
Der Schönheit goldner Preis ist mein!

Dornröschen.

Du, kühner Ritter, hast's vollendet,
Und dir gehört mein ganzes Sein!

zusammen.

Gemischter Chor.

Auf Wald und Hügeln schimmernd liegt
Der heitre Strahl der Sonne;
O süßes Leben, o goldnes Licht,
Wie grüß ich dich mit Wonne!

Ein neuer Tag ist held erwacht,
Der Retter ist gekommen!
Heil ihm, der uns das Licht gebracht
Und uns die Nacht genommen!

Heil ihm, vor dessen Herrlichkeit
Des Zaubers Kraft zersprungen!
Heil ihm, er hat in Kampf und Streit
Den goldnen Preis errungen!

Fr. Jav. Seidl in Neuburg a. d. Donau.

Pastoral song.

(Nach dem Englischen.)

Ich ging zu einer Mühle,
Vorbei am Bachesrand,
Nicht hörte ich sein Rauschen,
Das Mühlrad stille stand.
Auch keiner Vögel Stimme
Erklang an diesem Ort —
Das Pochen meines Herzens
Nur hört ich fort und fort.

So saß ich bei der Alme
Und wachte lang und lang,
Doch ward mir um die Seele
In Einsamkeit nicht bang.
Ich horcht auf einen Tritt nur,
Ich horchte auf ein Wort —
Das Pochen meines Herzens
Nur hört ich fort und fort.

Er kam nicht, ach, er kam nicht,
Die Nacht nur kam allein,
Mit ihr auf goldnem Throne
Viel tausend Sternlein.
Der Abendwind zerstreute
Die Blätter hier und dort —
Das Pochen meines Herzens
Nur hört ich fort und fort.

Da fing ich an zu weinen;
Doch wie ich trauernd stand,
Da fühlt ich plötzlich leise
Den Druck von einer Hand.

Sie zog mich näher, näher,
Wir sprachen nicht Ein Wort —
Das Pochen unsrer Herzen
Nur hörten wir fort und fort.

August Silberstein in Wien.

Das Krücken-Mütterchen.

Im Dorfe, wohl unter der Linde
Streichen die Fiedler die lustigen Geigen.
Mit manchem rothbackigen Kinde
Tanzen die Burschen den schwungvollen Reigen.

Und Jauchzen steigt über die Lieder,
Wie Lerchen über das Wogen der Saaten.
Der Dirn zucht das Herzlein am Mieder,
Ist sie in die Arme des Rechten gerathen!

Und in dem umringenden Kreise
Sitzen die Alten lustlachend und scherzen,
Gedenken, daß einstmals die Weise
Auch ihnen berücket die sorglosen Herzen!

Nur Eine der fröhlichen Runde
Vermag nicht zu nehmen das trübe Besinnen;
Es zucket der Greisin am Munde,
Als sollt ihr ein Thränlein vom Auge rinnen.

Mit Ehrfurcht zur Seite ihr rucken
Die Andern, um ihrem Behagen zu nützen;
Sie wanke herbei doch auf Krücken,
Und muß nun im Alter die Glieder so stützen!

Vergeblich sie starrt in die Ferne,
Damit sie den einzigen Sohn dort erblicke —
Nachzeg er dem leckenden Sterne,
Willkommt in die Welt und pflückt zum Glücke!

Wohl waren viel Jahre gekommen
Und wieder geschwunden ins maßlose Meere;
Sein Name ward nimmer vernommen,
Noch Botschaft, wo er am Leben wäre!

Die Andern scherzen und singen
Und prangen gemeinsam, wie Knospen und Rosen —
Ihr aber möchte zerspringen
Das Herz voll vom Sehnen, dem hoffnungslosen!

Da jauchzet die Fiedel gar helle,
Trotzdem manch Pärchen im Kreise flocht. —
Umrungen ein fremder Geselle,
Den wohl das Kirchfest herbeigelocket!

Die Andern fragen und narren,
Die Alte doch bleibet nimmermehr sitzen —
Ein Schrei! und nimmer ein Harren,
Sie eilet zum Sohne, vergessend der Stützen!

Wohl wollte die Hand noch erfassen
Im Zittern die alten gewohnten Krücken,
Doch nimmer den Augenblick lassen
Die Mutter, den Sohn und Herz zu drücken!

Sie hängt bald am Halse dem Einen.
O Himmel! ihr Sohn ist gekommen, gefunden!
Ihr heilen die Thränen im Weinen
Alle die alten entkräftenden Wunden.

Was nimmer der Balsam der Aerzte
Vermochte der schwachen Greisin zu spenden —
Genesung — indem sie herzte
Den Sohn mit ihren bedeuten Händen!

Und Alle staunen gesunder,
Als ob's noch immer unglaublich verbliebe —
Doch wahrlich, stets neue Wunder
Vollbringet die alte Mutterliebe!

Karl Simrock in Bonn.

Jugendliebe.

Nur einmal hatt ich dich gesehen,
Gehört der lieben Stimme Laut:
Wie ward mir da, wie ward mir da,
Als ich zuerst dich hört und sah!

Der frisch dem reinen Bad entsteigt,
Wie dem die Welt sich schöner zeigt,
So ward mir da, so ward mir da,
Als ich zuerst dich hört und sah.

Der Wald war nie so grün wie heut,
Die Wolke hatt ein Hauch zerstreut,
Die Luft war rein, der Himmel nah,
Als ich zuerst dich hört und sah.

Friedrich Spielhagen in Berlin.

Wundersames Glänzen.

Was war das für ein wundersames Glänzen
Aus deiner dunklen Augen wilder Nacht?
Will es in meinem Herbst noch einmal lenzen?
Bin noch einmal zum Leben ich erwacht?

Hab ich noch immer, immer nicht gezwungen
Zur Unterwerfung dieses trotze Herz?
Hab mir die Ruh, den Frieden nicht errungen
Durch so viel Luft, und ach! durch so viel Schmerz!

Und du, du selbst! so anmuthvoll, ermuthigt
Dein Thun, Dein Sprechen! — Was dich auch umgibt,
So ungesucht-gefällig, einfach schicklich —
O dreimal selig, wer von dir geliebt!

Geliebt von dir! ein wonnevoller Schauer
Durchrieselt mir die Seele und den Leib —
Geliebt von dir! der hehen Troja Mauer,
Sie fiel, beim Himmel, um kein schöner Weib!

O kühner Lanzensplittern, Schwerterschlagen,
Wenn solcher Preis dem heißen Sieger winkt!
O lustig Hörnerschmettern, fröhlich Jagen,
Wenn um solch Wild das Halali erklingt!

O kluges Bieten, wohlbedächtig Wägen
Um solcher Perle makellosen Glanz;
Und in die volle Schaale stolz zu legen
Des Dichters vielumwerbnen Lorbeerkranz!

Einst war die Zeit! — o Thor! die bange Klage
Bringt nimmer dir, was dein einst war, zurück:
Die rosenduftumwehten Frühlingstage
Der Jugend und der Liebe rasches Glück!

Traumgesicht.

Das war ein holder Traum! — auf wirren Wegen,
Wie sie das wache Auge nimmer schaut,
Traust du auf einmal lächelnd mir entgegen
Im keuschen Liebreiz einer jungen Braut.

Und, eh ich noch die süße Angst bezwungen,
Sankst du, wie Zephyr leicht, an meine Brust;
Ich trank, von deinen Armen weich umschlungen,
Des ersten Kusses ungemischte Lust.

War es denn nur ein Traum? woher die Wonne,
Die mir aus tiefbewegter Seele quillt?
Warum strahlt heute allerhellste Sonne?
Ist mir die Welt mit Rosenduft erfüllt?

Warum noch jetzt auf meinem stummen Munde
Fühl ich den reinen Athems sanftes Wehn?
Kennt auf dem Geisterreich uns dennoch Kunde?
Kann unser Ohr das leise Wort verstehn?

Hab ich's verstanden? dachtest du voll Sehnen
In jenem selgen Augenblick an mich?
Es wäre kein leeres Wünschen, eitles Wähnen:
Du liebst mich treu und innig, wie ich dich?

Ach nein, es war ein Traum! das Zauberlächeln,
Das eben jetzt um deine Lippen schwebt —
Es kennet nicht des Frühlingswindes Flehen
Die Blume, die in seinem Hauche bebt.

Es war ein Traum! das stille, tiefe Glänzen
Der dunklen Augen — so blickt Liebe nicht,
Wenn Rosen sie und Lilien hold umkränzen —
Ein Traum im Traum — ein Dichtertraumgesicht!

Heinrich Stadelmann in Speyer.

Unsterblichkeit im Lied.

Nach Horaz.

Was am Strand des Eurotas geboren
Zu des Herzens weibervollem Drang,
An der Lyra Ton der Sänger sang,
Glaube nicht, es gehe je verloren!

Thront Homer gleich auf dem höchsten Throne,
Klingt doch hell Alkaus träumend Lied,
Und mit ewigjungem Glanz umgiebt
Pindars Haupt die volle Lorbeerkrone.

Nicht verstummt im Zeitenlauf die Laute,
Die so süß dem Tegergeis erscholl,
Und noch lebt, was heißer Sehnsucht voll
Lesbos Maid dem Saitenspiel vertraute.

Nicht allein vom Liebesarm umfangen
Ward bereuet die schöne Helena,
Da sie Paris holden Reiz erfah
Und der goldnen Locken lichtes Prangen;

Teucer spannte nicht den ersten Bogen,
Nicht nur einmal bebte Ilion,
Nicht allein Evadnes kühner Sohn
Stürzte sich in wilde Schlachtenwogen;

Nicht allein voll edlen Heldendranges
Bot im Kampf für Weib und Kind und Herd
Hektor seine Brust dem blutgen Schwert,
Würdig eines ewgen Musensanges.

Edle lebten viel vor dem Atriden,
Aber klanglos sanken sie hinab;
Keine Thräne netzt ihr dunkles Grab:
Ihnen war kein Sängermund beschieden.

Nahe grenzt an thatenloses Leben
Ein Verdienst, das Dunkelheit begräbt;
Selig, wer von seinem Hauch belebt
Darf, o Muse, ewge Jugend leben!

H. Steinßener in Lindlar bei Köln.

Vom Walde herüber.

Vom Walde herüber kommt Hörnerklang
Von schmeichelnden Winden getragen,
Die Seele ergreift es sehnsuchtsbang,
Wie heimliche Liebesklagen.
Und wiederum kommt es wie Jugendgruß,
Wie goldener Zeiten Gedenken,
Erinnerungsvoll das Herze muß
Sich in alte Träume versenken.

Verschollene Märchen, sie kehren zurück
Und längst vergessene Lieder,
Der Liebe Leid, der Liebe Glück,
Noch einmal kommen sie wieder. —
Verklungen ist längst die Melodie,
Der Klang ist längst verschollen,
Das Echo aber verhallet nie
Aus dem Herzen, dem übervollen.

Karl Stelter in Elberfeld.

Am Silberfestag.

1.

Weinen.

Sie ich, nach Jahren
Des Hoffens und Harrens,
Endlich im Brautkranz
Sah die Geliebte,
Als am erlebten
Ziel wir die Hände
Kreuzten fürs Leben —
Weinten wir Beide.

Waren's der Freude
Leuchtende Thränen,
Waren's der Wehmuth
Perlende Zähren? —
O, es verstanden
Sich unsre Blicke,
Und ohne Worte
Weinten wir Beide.

Zähren der Neue
Sind nicht geflossen,
Thränen der Trauer
Nimmer gefallen.
Doch wenn im Wechsel
Glückliche Stunden
Still uns beglücken,
Weinten wir Beide.

Weinten, als silbern
Die Myrte geworben,
Als, uns begrüßend,
Töne erklangen,
Und als die Blumen
Vom Frühling erzählten,
Der nun vorüber —
Weinten wir Beide.

Und drum ihr Thränen,
Die ihr des Herzens
Sprache bedeutet,
Die ihr, mitfühlend,
Stets uns begleitet —
Seid mir gesegnet! —
Denn wo das Glück kam,
Weinten wir Beide!

2.

Blumen.

Blumen, denen ich im Lenze
Manches Lied gesungen,
Als mein Lied aus ihnen Kränze
Mir ums Haupt geschlungen,
Kommen nun im Herbst ins Haus
Mit der Jugend Grüßen,
Silberkranz und Silberstrauß
Legend uns zu Füßen.

Und die frischen, formenreichen,
Farbenbunten, duftgetränkten
Blieben, die als welke Leichen
Sie die jungen Knöspchen senkten.
Traurend haben aus dem Haus
Wir sie dann getragen,
Silberkranz und Silberstrauß
Mußten mir uns klagen.

Klagen, daß die lieben Gäste
Solchen Abschied nahmen,
Sie, die zu dem Jubelfeste
Als die Schönsten kamen.
Brachten sie doch auch ins Haus,
Daß es hell erglänze,
Silberkranz und Silberstrauß
Und den Gruß vom Lenze! —

Wie die Blumen, ging die Jugend
Hin nach kurzem Grüßen,
Blieb das Herz, nach Herzem lugend,
Durch Enttäuschung büßen.

Und so blieb nur, was ins Haus
Sorgend Fleiß getragen,
Ihm sind Silberkranz und Strauß
Lohn in alten Tagen.

Adolf Stöber in Mülhausen im Elsaß.

Nachtigallserlchen.

Ach ich dich einmal recht nah
Hier auf dem blühenden Zweige,
Liebliche Sängerin, da
Hell geht die Sonne zur Neige!

In dir jed Fiberchen singt,
Vöglein, so bist du ganz Kehle!
Lauter Gefühl dich durchdringt,
Vöglein, so bist du ganz Seele!

Vöglein, wie bist du so klein
Und von so grauem Gefieder!
Niemand wohl achtete dein,
Aber — o himmliche Lieder!

Himmelan, wie eine Braut,
Jubelst du selig von Herzen;
Aber dein klangender Laut
Dringt aus der Tiefe der Schmerzen.

Zittern schon seh ich dein Herz,
Busen und Kehle dir schwellen:
All deinen Jubel und Schmerz
Schaffst du in tönenden Wellen.

Seelchen, wie hab ich dich lieb,
Und wie verstehst ich dich innig!
Mir aus dem innersten Trieb
Singst du so geistvoll und sinnig.

Mir auch im Herzen — o Lust!
Sitzt eine Nachtigall drinnen,
Singend aus schwellender Brust
All mein Verlangen und Minnen.

Friedrich Storck in Elberfeld.

Mein Rheinland.

Mein Vaterland lieb ich, im jubelnden Lied
Das Herz es verkündet und preist;
Doch heißer noch lieb ich mein heimisch Gebiet,
Mein Rheinland lieb ich zumeist.
Euch, Thäler im sonnigen, wonnigen Schein,
Euch, blühende Hügel, dich, goldener Wein,
Dich, Perle der Heimath, o Rhein!

Noch thronen auf deinen gesegneten Höhn
Die Trümmer verschollener Zeit,
Noch trägt dein Gelände, so prächtig und schön,
Der Rebe bezauberndes Kleid.
Noch tönt deiner Lurlei verlockender Reihn,
Noch lässest die Blumen der Kunst du gedeihn,
Du wonnige Heimath am Rhein.

Wohl gibt es da draußen des Herrlichen viel,
Manch reiches Prangen und Blühn, —
Doch du bleibst mein höchstes, mein einziges Ziel,
Mein Rheinland, so wonnig, so grün.
Und lädt mich die Fremde süßschmeichelnd auch ein:
Nicht folgte ich drum dem verlockenden Schein,
Treu bleib ich der Heimath am Rhein.

Drum grüß ich vor allen und preis dich zumeist,
Du heimathlich rheinisches Thal,
Mein rheinisches Liebchen, gegrüßet du seist,
Gegrüßet viel tausendmal! —
Dir will ich, o Rheinland, in Treue mich weihn,
Und sterb ich, so mag ich begraben nur sein
Im Schooße der Heimath, am Rhein.

August Sturm in Berlin.

Dein süßes Lied vergeß ich nie!

Die Mondnacht ruht auf lenzesfrischen Blüthen,
Durchs Fenster weht mir Frühlingsluft zu;
Vergangner Zeiten denk ich! denkst wohl du
Den Lenzes noch, wo wir in Lieb erglühten?
Im Hain ertönt der Nachtigallen Schlag,
Mir ist's, ich hör die süße Melodie,
Die du mir sangst an jenem Maientag:
Dein Lied, dein süßes Lied vergeß ich nie!

Ob du noch treu? Oft hab ich's bang gefragt,
Wenn heimlich sich des Hauses Laub gerothet,
Hab um verlorne Liebe wohl geklagt,
Wenn Winterfrost die Blumen all getödtet.
Doch wenn der Lenz sich auf die Erde senkt,
Tönt mir zurück die holde Melodie:
Ich weiß, daß treue Liebe mein gedenkt! —
Dein Lied, dein süßes Lied vergeß ich nie!

Julius Sturm in Köstritz.

Neue Fabeln.

Bär und Eichhörnchen.

Eichhörnchen hüpfte vergnügt umher,
Da brummelte ein verdrießlicher Bär:
„Leichtfertiges Ding, ich rathe dir,
Wüßt du im Wald geachtet sein,
So stelle Springen und Gaukeln ein
Und lerne geziemenden Ernst von mir."

Eichhörnchen sprach: „Den heitern Sinn
Gab mir mein Schöpfer zum Gewinn,
Und wollte, wie du, ich sauer sehn,
So müßt ich unter die Heuchler gehn;
Nicht gleicher Sinn ist Allen gemein,
Brumm du — und mich laß fröhlich sein."

Tulipane und Distel.

Es prangte wie ein königlich Geschmeide
Der Thau auf einer Tulpe bunkem Kleide,
Und dennoch wollte sie voll Zorn vergehn,
Denn unweit sah sie eine Distel stehn,
Die, während noch im Schlummer lag die Au,

Nicht wen'ger schön geschmückt der graue Thau.
Und eilernd rief sie: „Komm, o Morgenwind,
Und schüttle mir den Thau vom Kleid geschwind;
Denn was als Schmuck gemeine Disteln tragen,
Kann einer Tulipane nicht behagen."

Die zufriedene Kuh.

Im Stall an kurzer Kette mußt ein Rind:
„O wie so liebreich doch die Bauern sind!
Sie machen mir das Leben froh und leicht,
Denn täglich wird mir frisches Stroh gereicht,
Mich näßt kein Regen, trifft kein Sonnenstrahl,
Mein Trank ist lecker, reichlich ist mein Mahl,

Und wird das Euter mir zu voll und schwer,
Melkt mir die gute Frau es freundlich leer."
Das hört der Kettenhund und knurrt voll Wuth:
„Wie hat's die liebe Dummheit doch so gut!
Hat sie den Eimer und den Trog nur voll,
So trägt sie Schmach und Knechtschaft ohne Groll."

Dachs, Pincher und Fuchs.

Einst stritt ein Dachs und Pincher um ein Bein,
In seinem Rechte wollte Jeder sein,
Und als sie tüchtig sich das Fell zerfetzt,
So klagten vor dem Fuchs sie noch zuletzt.

Der zog die Stirn in Falten, dachte nach,
Beschnupperte das strittge Bein und sprach:
„Dem Dachs gehört es, wie ich deutlich spür,
Doch für den Spruch behalt ich's als Gebühr."

Uhu und Rabe.

Der Uhu rief: „Verwu..chtes Licht!
O wie das blendet, beißt und sticht!
Und ach! wohin ich fluchten mag,
Allüberall wird's um mich Tag;
Im ganzen Walde findet kaum
Sitz noch ein dunkler Höhlenraum,
Und wo ein alt Gemäuer stand,

Da pflügt der Bauer jetzt das Land.
Die Zeit ist schlecht, grundschlecht, uhu!"
Ein Rabe stimmte krächzend zu:
„Die Zeit ist bös, landaus, landein
Kein Galgen mehr, kein Rabenstein,
Kein Rad, auf das man Leichen flicht;
Ich glaub, es naht das Weltgericht."

W. Tangermann in Cöln.

Wintersturm.

Da saß ich im Wetterstturme am Rhein,
Verloren in glühenden Träumen;
Es pfeift der Wind um den Uhlenstein,
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ums Fenster stürmen so mächtig wild
Verbitterte Sturmmelodien
Sie möchten wohl gar mein Traumgebild
Wie Sternenfunken verspritzen.

Und, wie ein gräulicher Kobeldbauf,
Mit Lärm und Gebeul und Pochen
Stürmt's über mir wild zum Dach hinauf,
Bis Sparren und Ziegel zerbrechen.

Ihr wilden Gesellen, was tobt ihr so arg,
Als wollt' ihr das Pfarrhaus zertrümmern,
Tief unten im Rhein mir den Tortenfarg
In Sturm und Wogenbraus zimmern.

Versucht es nur immer mit grimmigem Blick
Das alte Gemäuer zu sprengen:
Nicht sollt ihr das stille Schwärmerglück
Mir je aus der Seele verdrängen.

Und nimmer vermag des Truges Macht
In Nacht und Graus zu verschlingen,
Was sinnend der Geist erforscht und gedacht
Von hehren und himmlischen Dingen.

Die ewige Wahrheit, ihr göttliches Licht
Bedarf der muthigen Zeugen,
Die auch vor dem Throne der Mächtigen nicht
In Ehrengesinnung sich beugen.

Mag Alles erzittern nah und fern,
Erbangend und angstbetroffen:
Es glänzt, wie am Himmel der Morgenstern,
Wie getriegenes Gold, das Hoffen.

Karl von Thaler in Wien.

Was ist das Glück?

Als ich ein kleiner Knabe war,
Fragt' ich: „Was ist das Glück?"
Da strich aus der Stirn das lockige Haar
Eine weiche Hand mir zurück,

Und die Mutter sprach: „Du thörcht Kind,
Du fragst nach dem, was du hast.
Schnell kommt und geht das Glück wie der Wind
Und ist ein seltener Gast.

Wer es verdient, nennt's selten sein,
Verloren ist's, ehe man's denkt;
Du aber hast es noch voll und rein,
Denn Kindern wird's geschenkt." —

Nun bin ich ein Mann; des Lebens Harm
Und Lasten kenn ich genau, —
In den Garten wankt an meinem Arm
Eine alte kranke Frau.

Ich frag sie nicht mehr: „Was ist das Glück?"
Wohl mir, daß ich's besaß!
An die selige Jugend denk ich zurück,
Und die Augen werden mir naß.

Albert Traeger in Coelleda.

Marie.

Es war mein letzter Frühlingstag
Und meines Glückes Scheidegruß,
Als deines Herzens ersten Schlag
Ich fühlt in deinem ersten Kuß;
Das Morgenroth der Liebe stand
Auf deinem flammenden Gesicht,
Du drücktest zitternd mir die Hand —
Marie, Marie, vergiß mich nicht!

Ach, trügerisch ist Frühlingsschein —
Eh noch der Tag gedämmert kaum,
Weinst du schon bitterlich allein
Um deines Herzens ersten Traum;
Du selber sprachst der Trennung Wort,
Ich beugte mich der rauhen Pflicht
Und ließ dich trauernd wieder fort —
Marie, Marie, vergiß mich nicht!

Ich wußte wohl, in meinem Arm
Kann blühen dir kein dauernd Glück,
Du dürftst ins Leben voll und warm,
Ich scheue rüstet schon zurück;
Daß ich nicht kalt und fühllos blieb
Bei deiner Augen hellem Licht,
Daß ich mich lieben ließ, vergiß —
Marie, Marie, vergiß mich nicht!

Nur schöner bricht die Knospe auf,
Wenn früher Regen sie bethaut,
Du findest in der Zeiten Lauf,
Was ahnend du in mir geschaut,
Und wenn bewußt dein Herz einst sprach,
Den schönsten Kranz dir Liebe flicht,
Denkst lächelnd du dem Traumbild nach —
Marie, Marie, vergiß mich nicht!

Und wie ich Vieles schon verwand,
Will ich auch diesen Schmerz bestehn,
Zerrissen bleibt das flüchtge Band,
Leb wohl auf Nimmerwiedersehn!
Doch wenn der Tod mir Ruhe gab,
Die meinem Leben stets gebricht,
Leg eine Blume auf mein Grab —
Marie, Marie, vergiß mich nicht!

Adolf Ritter von Tschabuschnigg in Wien.

Eine Schicksalsstunde.

Wär nur ein Stern in jener Nacht erschienen,
Es wär mein Herz nicht hoffnungslos verzagt;
Ein leichtes Lächeln nur in deinen Mienen,
Und Alles hätt ich für dein Glück gewagt.

Hätt nur ein Ton ins Schweigen rasch geklungen,
Ein Laut der Hoffnung, nur ein Seufzerhauch,
Mit blankem Schwerte wär ich vorgesprungen,
Ich hätt gekämpft, — das Fliehn ist nicht mein Brauch.

Ein Mißverständniß war's, — du hast geschwiegen,
Wie grollten, und es fiel kein Liebeswort;
Da sind die finstern Nebel aufgestiegen,
Der Mond verlosch, die Blüthe war verdorrt.

Zwei Herzen hätt ein einzig Wort gerettet;
Bloß wurdest du, ich sah's, — dein Mund blieb stumm;
Um unsre Zukunft hatten wir gewettet,
Wir schwiegen, — da versank Elysium.

Der Mittag.

Heiter ist der Himmel und klar,
Wohin das Auge schaut,
Der ewige Zeus
Liegt auf der blauen Fläche
Ausgestreckt und beauem,

Müßig die Erde beschauend.
Der prächtige Aar
Schwebt ihm zur Seite
Mit langsamem Flügelschlage
Im Sonnenschein;

Und der hohe Kronion
Lächelt gemüthlich
Ihre bläß leichte Welten
Zum Spiel durch den Himmel
Mit lindem, ambrosischen Hauch.

Gisbert Freiherr Vincke in Freiburg in Baden.

Kaiser Otto III.

Der letzte Tag verrinnt, die letzte Stunde
Des Jahrs Eintausend. In der Kaiserpfalz
Zu Aachen sitzt der Kaiserjüngling Otto;
Die Ampeln brennen trüb, ihr Schein ist matt,
Und dunkle Schatten theilen das Gemach.
Des Kaisers banger Blick, erwartungsvoll,
Starrt auf des Stundenmessers Zifferblatt;
Der Zeiger wandelt langsam seine Bahn —
Jetzt zeigt er Mitternacht: die ehrne Kugel
Fällt nieder in das Becken aus Metall,
Eilf andre Kugeln folgen nach einander,
Da klingt es zwölfmal hell von ihrem Fall.
Zugleich ertönt des Münsters mächtge Glocke,
Ein neu Jahrtausend grüßt ihr voller Schall.

Der Kaiser athmet auf: „Verronnen also
Dies lange Jahr der bittern bangen Angst,
Darin gesammte Christen Stund auf Stunde
Entgegensahn dem Weltenuntergang —
Und nun verrann es still! Vor deinem Auge,
O Herr, sind tausend Jahre wie ein Tag,
Uns schaffst jeder Tag die neue Sorge;
Schwer drückt das Haupt der Krone goldne Last'
Ich trage sie, sie hat mich nie gelockt,
Mich zog der Sinn zu enger Klosterzucht —
Da, Kaiser Karl, erschienst du mir im Traum,
Du sprachst: ‚Entzieh dich nicht dem höchsten Amt!
Wohl schwindet Raum und Zeit vor Gottes Auge,
Der Kaiser lenkt die Welt in Zeit und Raum!' —
Und ich gelobt' es dir mit treuem Schwur,

Auf deiner Spur zu wandeln, großer Ahn.
So ruh mir bei und leuchte mir voraus
Als heller Leitstern meines Herrscherpfades,
Noch einmal zeig dich mir und gib mir Kraft!" —

Er schweigt und starrt ins Leere traumverloren,
Da tötet im Haupt des Jünglings ein Gedanke,
Die bleiche Wange flammt von tiefer Gluth,
Das Auge fruht, den Dienern gibt kein Ruf.
„Auf, zündet Fackeln an! Ihr — eilt voraus
Zum Sacristan des Münsterß, öffnen soll er
Alsbald die Gruft des großen Kaisers Karl!
Und spurtet Euch!" —

Schon tummelt sich die Pfalz.
Nur kurze Frist, da wallt ein ernster Zug —
Erhellet bald vom Schein, verdunkelt bald
Vom Qualm der düsterrothen, tanzigen Fackeln —
Durch Gänge, steingepflastert, öde Flure,
Abwechselnd wieder durch gewölbte Hallen
Der alten Pfalz, ein ernster Zug zur Gruft.
Voraus der Kastellan, Trabanten folgen,
Die weingeröthet, jene schlummertrunken,
Sodann der Kaiser mit verklärtem Auge,
Und abermals Trabanten zum Beschluß.
Nach rückwärts wehen jetzt die Fackelflammen
Vom kühlen Lufthauch, der entgegenströmt:
Auf steht die Pforte, so ins Münster führet,
Hier harrt der greise Kastellan des Zugs.
Das Haupt entblößet Kaiser und Trabant
Beim Eintritt durch die Pforte, ringsum schallt
Der Männertritt zurück im öden Raum,
Als bräch den Frieden eine reisige Schaar.

Und bis zur Mitte schreitet Otto rasch
Des Gotteshauses vor, dort weilt sich stolz
Die hohe Kuppel ob dem Octogon,
Deß Bogen eine Doppelreihe stützt
Von Marmorsäulen und granitnen Säulen,
Dort ruhet, in des Berges Stein gefugt,
Ein Gitterthor, voll Kunst aus Erz gegossen.
Otto gebeut mit Hand und Mund: „Schließ auf!"
Wohl weiß der Sacristan das hehre Wort:
„Herr Kaiser, störe nicht des Todten Schlummer,
Der hier — fast sind's zweihundert Jahre — ruht!" —
„Schließ auf!" ruft Otto. Zitternd hebt der Alte.
Das Thor, seit man es abschloß, blieb verschlossen,
Den Eingang sucht der Schlüssel mühsam nur —
Jetzt knirscht im Erz sein Bart mit schrillem Klang.
Des Alten Kraft erlahmt, Trabantenhand
Wirft beide Flügel auf, die Kirche bebet.
Man schaut der Stiege Stufen, aus dem Schlund
Gähnt Finsterniß empor und Moderduft.

Der Kaiser schreitet ungesäumt voraus,
Es geht hinunter tief — da stemmt den Fuß
Ein andres Thor, gefügt aus ehernen Platten.
Noch einmal steht mit stummberedtem Mund
Der Sacristan, auch dieses Mal unfroh.
So schließt er seufzend auf — die Angeln stöhnen,
Ein warmer Hauch weht aus dem Grabgewölb.
„Voran die Fackelträger!" — Sie gehorchen,
Schon nächst den Wand getränkt, nicht um sich schauend,
Und Otto tritt in der Rotunde Raum.

Da sitzt ihm gegenüber Kaiser Karl
Vom falt'gen Kleid umhüllt auf goldnem Stuhl,
In voller Kaiserherrlichkeit: das Haupt
Umschließet der Krone Reif, es hängt vom Gurt
Das Schwert zur Linken, rechts die Pilgertasche
Und Goldgehäuse, den Leib umfaßt die Haar,
Auf seinen Knien das Evangelienbuch,
Und Schild und Zepter zu des Herrschers Füßen.
Da — im Gebet den Mund bewegend, stumm, —
Liegt vor dem Kaisergreis der Kaiserjüngling.
„Hier laß mich dir's geloben, Karl, mein Ahn!
Ich will mein Reich erneun, das von Neuzeit
Die Völker einte bis zum Eidesstrom,
Im Macht und Glanz erstehn soll abermals
Wie einst das Abendländer Kaiserthum!
Und Friede, Friede werde dem Jahrtausend,
Dem zweiten, das in dieser Nacht begann.
Doch wurzle nicht mein Thron im rauhen Nord,
Wo kalt nur durch die Adern rollt das Blut,
Wo Frost der Prüfung jede That erstarrt, —
Ich wähle mir den lebenswarmen Süden,
Da gehn die Herzen auf bei Blüthen, Düften,
Da zeugt ein freier Wille frische That:
Der Sitz deß Kaisers sei die ewge Roma!"

Das Kreuz aus Gelte von des Todten Brust
Nimmt Ottos Hand und hängt sich's um den Hals;
Mit Inbrunst küßt er's zur Besiegelung
Des Jünglingsschwures. „Folgt mir — schließt die Gruft!"

Der Kaiser zog gen Rom, sein harrten dort
Der Römer Dolche; zwar das Leben wahrt er,
Doch sind ihm zugezählt des Lebens Stunden.
Und Otto starb, als kaum das Jahr verrann,
In seiner Brust der Zukunft reiche Saat;
Die Blüthe ward gezeitigt im warmen Süden,
Nur seiner Deutschen treuem Schwert gelang's,
Des Kaisers Leib gen Deutschland heimzuführen
Im Kampf und Mühsal wider wilde Schmach,
Rom aber wurde nimmermehr das Haupt
Des abendländisch deutschen Kaiserthums.

Robert Waldmüller-Duboc in Dresden.

Das tanzende Mönchlein.

In der alten Kathedrale
Zu Sevilla ist große Feier,
Denn die Pest verzog sich spurlos,
Und man athmet wieder freier.
Wie schon oft hat die Madonna
Ihre gute Statt behütet;
Sei ihr alle Huld und Mühe
Jetzt durch Sang und Dank vergütet.

Die fünf Centner-Glocke läutet,
Daß die Dohlen angstvoll schwirren,
Und die Orgel braust dazwischen,
Daß die Scheiben ängstlich klirren.
Vielen blauen Weihrauchs wirbeln
Am Altar und um die Pfeiler,
Daß die dreimal hundert Kerzen
Nur noch schwelen wie ein Meiler.

Im Gedränge steht ein Mönchlein,
Das in seinen alten Tagen
Erst die Kutte hat genommen
Und der Weltlust sich entschlagen.
Und der Weltlust sich entschlagen.
Sehr betrübt's ihn heute, daß er
Weder singen kann, noch lesen,
Höchstens etwas tanzen, springen,
Denn er ist Jongleur gewesen.

Traurig schlurrt er auf die Seite;
Möcht zu der Madonna Ehren
Irgend etwas doch verrichten,
Wenn es selbst nur Sprünge wären.
Und die Krypta-Treppe leise
Stiehlt er sich hinab, zu spähen,
Ob nicht unten wo ein Plätzchen,
Wo die Leute ihn nicht sehen.

Einsam dort in einem Winkel
Liegt ein Bild der Gottesmutter;
Holzern ist's, und schief seit Langem
Dient's den Würmern nur als Futter.
Mühsam stellt er's auf die Füße
Und befreit's von Spinngeweben
Und beginnt die eignen Füße
Fleißig dann davor zu heben.

Ach, er ist recht steif geworden,
Garnichts will ihm mehr gelingen;
Aber Kutte und Tanzlen
Tangen freilich noch zum Springen.
Und er streift sie ab. Nun kommen
In die ungelenken Glieder,
Während er sich ehrlich mühet
Schwung und Biegsamkeit ihm wieder.

Mit dem Meyer Sprung begann er, —
Etwas hohl klingt's auf den Brettern,
Doch wer hört ihn hier! — Und weiter
Geht's, die Fäuste auf den Hüften.
Nun auf einem Bein den Treber
Der Auvergne, der Provence,
Dann den Plattfiß der Bretagne
Und das Rat, den tour de France.

Auf den Händen jetzt, die Zehen
In der Luft, den tour d'Espagne,
Ganz rücküber dann gebogen,
Nicht ganz leicht, le pont d'Allemagne.
Nun am Kinn die beiden Knöne,
Und so rund im Kreis, la boville,
Und dann, mit gespreizten Beinen
Auf und nieder, la grenouille.

Ja, so weit ist er gekommen,
Aber jetzt muß er verschnaufen,
Denn sein Kahlkopf tropft und rieselt,
Wie am Regentag die Traufen.
Und er seucht: „Wie gerne zeigt' ich
Bessres dir, ja, nur das Beste,
O Madonna! Doch Geduld nur!
Besser geht's beim nächsten Feste."

Und die heilige Puppe trägt er
Wieder sorglich in die Ecke,
Daß nur von den Brüdern Keiner
Sein geheimes Tun entdecke.
Da — noch hält er sie im Arme —
Hört er Poltern und Gezeter:
„Greift den Frevler, der so frech uns
Störte, packt ihn! Seht, da steht er!"

In die Krypta eingedrungen
Ist die Menge; und sie schleppen
Mit Geschrei den armen Alten
Unsanft jetzt hinauf die Treppen.
Vor den Bischof, der sein Ite
Missa kaum noch ausgesprochen,
Zerrt man ihn, und hundert Stimmen
Zählen auf, was er verbrochen.

Tiefer runzelt Der die Brauen
Und verhängt, so viel an Tänzen
Und an Sprüngen Jener beichtet,
So viel schwere Pönitenzen.
Doch gerührt in seinem Herzen
Von dem Kinder-Aug des Alten,
Ueberlegt er ganz im Stillen,
Wie er Milde lasse walten.

Und er spricht: „In Schweiß gebadet
Ist der Mann; wie mag es kommen,
Daß die Stirn ihm trocken? Nimmer
Hat man Solches wahrgenommen."
Und in seiner Einfalt Jener:
„Das mag die Madonna sagen,
Denn ich stützte mit der Stirn sie,
Als ich sie hab fortgetragen."

Da verneigt sich tief der Bischof,
Und er spricht: „Wir harrten Lange
Auf ein Wunder — hier ist einer.
Reich zum Kuß mir deine Wange.
Selbst den Schweiß ihm von der Stirne
Hat gewischt die Benedeite,
Uebel stünd's und an, zu rügen,
Was die Gnadenreiche freute.

Wie in Arras eine Kerze
Einem Epielmann sie gesendet,
Wie sie einem Andern Hülfe
Hat in Todesnoth gesendet —
— In Rochefort war's — ins Wasser
Hatte ihn der Wind geweht,
Doch sie sorgte, daß sein Mantel
Um ihn schützend sich gebläht,

So erwies auch diesem huldreich
Sich die immer Milde, Süße,
Kam sein Beten doch von Herzen,
Wenn auch freilich durch die Füße.

Nennt daraus: Nicht thun's die Formeln,
Nicht die Weise, nicht die Namen — —
Betet nur, wie ihr's verstehet,
Dominus vobiscum, Amen!"

Gustav Beck in Rawitsch.

Die Blätter fallen.

Die Blätter fallen,
Das Grün entblieht,
Und Stürme wehen
Im Herzen tief.
Wie bist du ferne,
O Lenzeszeit,
Ihr holden Sterne,
Wie zagt ihr weit!

Ihr holden Augen,
Die mir gelacht,
Deckt euch im Grunde
Schon dunkle Nacht?
Ihr gabt so hellen,
So wonnigen Schein;
Ihr Lebensquellen
Vergaßt ihr mein?

Du, lieber Schwüre
Geweihter Laut,
Ihr Herzensschläge
Der tiefsten Braut,
Ihr Lichtgestalten
So fromm und rein,
Die mich umwallen,
Vergaßt ihr mein?

Verlassen wandr' ich
In fremdem Land
Und strecke schmerzlich
Zu euch die Hand.
Ihr kennt mich nimmer,
Ihr grüßt mich nicht!
So wird für immer
Der Hoffnung Licht!

Verzichtet hab ich
Auf Ruh und Fried;
Mein Leben Trauer,
Und Schmerz mein Lied!
Aus öder Ferne
Ertönt's allzeit:
O holde Sterne,
Wie zagt ihr weit!

Feodor Wehl in Stuttgart.

Die sterbende Mutter.

In dem schwülen Krankenzimmer,
Um die stille Mitternacht,
Bei der Lampe mattem Schimmer
Ist die Mutter aufgewacht;

Sieht den Gatten mit den Seinen
Traurig sie umstehn im Kreis
Und, bewegt von ihrem Weinen,
Redet sie in Sanftmuth leis:

„Klaget nicht! Wenn ich auch schwinde,
Bleibt euch Liebe doch genug,
Die allein nur fehlt dem Kinde,
Das man jüngst zum Friedhof trug.

Käthchen, Käthchen, meine Kleine
Findet nicht im Grabe Ruh,
Das mit seinem kalten Steine
Deckt den starren Leichnam zu.

Immer hör ich aus dem Grunde,
Wie sich ringt die Klage los:
‚Küsse mich mit deinem Munde,
Mutter, nimm mich in den Schooß.

Der Geschwister frisches Leben
Ist mit Liebe reich geschmückt,
Und sie ruhen, lustergeben,
An das Vaterherz gedrückt.

Aber mir ist trüb und bange,
Und die Seele bebt in Pein.
Gute Mutter, ach, wie lange
Soll ich liegen so allein?

Soll kein Kind in Angst verzagen
In des Grabes dunkler Nacht
Und vergeblich immer fragen,
Ob nicht deine Liebe wacht?

Liebe ist der weiche Fittich,
Der die Todten selig deckt,
Bis sie sind aus ihrem Hügel
Gottes Stimme auferweckt.‘

So beständig hör ich's klingen
Mir im Ohre früh und spät,
Morgens in der Vögel Singen,
Abends in mein Nachtgebet.

Traum vergönnt mir, daß ich eile,
Zum verlassnen Kinde geh,
Tod und Liebe mit ihm theile
Und mit ihm einst auferstieh.“

Sprechend so ist sie geschieden,
Von des Morgens Hauch umweht,
Auf dem Antlitz Gottes Frieden
Und des Todes Majestät.

J. G. Adolf Weiß in Graz.

Ewiges Leben.

Es ist so mancher Sturm gerauscht
Ueber die frühliche Halde,
Im Kampfe fiel manch starker Held
Drüben im klagenden Walde.
Und König Winter in grimmer Lust
Ließ Fahnen wehn von den Föhren,
Und Wald und Halde mußten ihm
Stummen Gehorsam schwören.

Da klagte leis das junge Volk
Kaum erwachsener Bäume:
„Nun ist es wohl am letzten End,
Eitel die stolzen Träume.“
Sie beugten sich der eisgen Last
Und schliefen und dachten zu sterben —
Da warf ein Lenzgruß über Nacht
Winters Palast in Scherben.

Sie fuhren staunend aus dem Schlaf,
Alle die zagenden Bäume,
Und steckten grüne Knospen auf,
Träumten die alten Träume.
Die Eichengreise raunten sich zu:
„Da seht die jungen Fanten!
Voll Leichtsinn sind sie plötzlich, da
Winter und Schmerzen sich wandten.“

Noch ist so mancher Sturm gerauscht
Ueber die grünende Halde,
Im Kampfe brach manch junges Reis
Drüben im knospenden Walde.
Doch König Frühling im heißen Drang
Ließ Fahnen wehn allerwegen,
Und Wälder und Halden beugten sich
Jubelnd vor seinem Segen!

So lichte Offenbarung soll
Menschenherzen belehren —
Und wär die Zeit auch stumpf und dumpf:
Frühling muß wiederkehren!
Tos Lebens seliger Ueberschwang
Fortlebt in Knospen und Träumen.
Nach Tagen voll Gram und Ueberdruß
Seliges Ueberschäumen.

Und sinkt im Kampf manch starker Held,
Lenz und Herz zersplittert,
Wenn's ringt in Götterdämmerung
Untergangslustig gewittert:
Es sei: das ist ein altes Spiel.
Lange schon kennt es die Erde.
Nach jedem Niedergang und Sturz
Donnert ein fröhliches „Werde“!

Erwin Wester in Wiesbaden.

Ein alter Traum.

Je oft die Zeit des Jahres naht,
Daß in den Aehren bleicht die Saat,
Daß purpurn sich der wilde Mohn
Mit der Cyanen blauem Thron
Schmückt, ein Fürst im Pflanzenstaat:

Kommt über mich, ich weiß es kaum,
Wie Flockenschaum und Blüthenflaum,
Der auf die Steine rieselnd fließt,
Bis leise sich das Auge schließt, —
Ein alter Traum.

Du schwebst herauf, geliebtes Bild,
So jugendfrisch, so engelmild!
Ich seh dein trautes Angesicht,
Dein Lächeln, deiner Augen Licht,
Der Sonne gleich im Lenzgefild.
Ganz wie vordem du mir genaht,
Als in den Aehren stand die Saat,
Als sich erhob der wilde Mohn,
Ein Fürst auf der Cyanen Thron
Im Pflanzenstaat.

Wir schritten durch das Kornerweeg,
Traun Aehre dicht an Aehre stieg,
Auf grünem, rasenreichem Weg
Hinaus, weitab vom Dorfgeheg,
Da sonntagsstill die Erde schwieg.
Die Grille nur vom Furchenstein
Sang zirpend in das Feld hinein,
Sonst du mit mir und ich mit dir
Im weiten sonnigen Revier —
Allein, allein.

Du neigtest dich und brachst im Gehn
Der Blumen eine, die da stehn
Mit weißumstrahltem gelbem Stern
An wilden Wegen viel und gern;
Ich kannte nicht dein Thun verstehn.
Du flüstertest und zupftest leis
Blättlein um Blättlein schlossenweiß
Vom Sternenkern mit reger Hand.
O Thorheit, daß ich nicht verstand
Das Spieles Preis!

Und wie der Blättlein, zart und viel
Gepupft, das letzte niederfiel,
Da fiel aus deines Auges Blau
Zur Erde still ein Tropfen Thau.
Ich sah's und schwieg zum süßen Spiel.
Wohl sahst vom Thauglanz sich ein Schein
Mir sonnig in das Herz hinein,
Doch hastig warf ungläubger Sinn
Des Zweifels Schatten trüber hin,
Als soll's nicht sein.

Und als es drauf zum Scheiden kam,
Und deine Hand die meine nahm,
Und auf mich fiel dein großer Blick,
Bald wie verklärt von neuem Glück,
Bald wie verzehrt von scheuem Gram:
Da flog's mir durch die Seele jäh
Wie Jubel bald und bald wie Weh,
Doch bald war Alles wieder fort,
Ich hatte nur das eine Wort:
Ade, ade!

Erst als die Saat gefallen war
Und auf die Ruste ging das Jahr,
Vom blauen Thron der rothe Mohn
Gestürzt war und zertreten schon,
Ward mir's vorm Auge plötzlich klar.
Mein ganzer Sinn ward zum Gebet,
Das rennt Tag und Nacht gefleht:
Mein Lieb, mein Heiligthum, mein Glück,
O komm zurück, o komm zurück! —
Zu spät, zu spät!

So oft seitdem die Zeit sich naht,
Daß in den Aehren bleicht die Saat,
Daß purpurn sich der wilde Mohn
Auf der Cyanen blauen Thron
Erhebt, ein Fürst im Pflanzenstaat:

Kommt über mich, ich weiß es kaum,
Wie Flockenschaum und Blüthenflaum,
Der auf die Stirne rieselnd fließt
Und leise mir das Auge schließt, —
Der alte Traum.

Ernst Wichert in Königsberg i. Pr.

Kleine Anmerkungen.

Verschiedenes Urtheil.

Ob gut, ob schlecht? — ich stell's dahin;
Wer sucht, findt sicher beides drin.
Es ließe sich in der Welt schon leben,
Wollt Jeder nur stets sein Bestes geben.

Seidschritt.

Immer ist es schon ein Wagen,
Andern die Leuchte vorzutragen;
Aber der Redlichste muß verzagen,
Ueber sich selbst was Kluges zu sagen.

Nach großer Zeit.

Wir haben doch nicht umsonst gestritten,
Mit scharfen Waffen und zündenden Funken:
Es wird schon wieder so viel gerötet,
Es wird schon wieder so viel getrunken!

Der Philister:

Was mir geschehn — wie mir's zu Herzen geh —
Es ist ein Theil vom allgemeinen Weh.
Die Zeit bringt Trost: drum, bis ich ausgelitten,
Laßt mich um stilles Beileid bitten.

Der Poet:

Was mir geschehn — sei's auch der Menschheit Qual —
In mir wird jedes Leid original.
Es kann mir drum nichts übrig bleiben,
Als meinen Schmerz in die Welt zu schreiben.

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy in Wien.

Ihr rast vorüber, ihr Stunden.

Ihr rast vorüber, ihr Stunden,
Ungehemmt
Durch unser Flehen,
Durch keine Gewalten
Gehalten,
Wie Sturmeswehen!
Und reißt in des Abgrunds Schooß
Mit tollem Wüthen

Die stolzesten Blüthen
Erbarmungslos!
Und werft in den Staub,
Der Klage taub,
Viel tausend geheime
Still treibende Keime;
Und mitten im Drang
Verwirrender Streite

Zerreißt ihr die Saite,
Eh sie erklang! —
Im Ringen und Streben
Verweht das Leben!
Dich zu bereichern,
O Seele, wähnst du,
Und aufzuspeichern
Als treuer Hüter

Gesammelte Güter!
Vollendung erlebst du,
Doch Stückwerk erreichst du,
Und weinend vergleicht du,
Wenn im Schnitte die Aehren sich senken,
Im Rückgedenken
Die reiche, verheißende Saat
Der kargen Nadt!
Die Wünsche tief innen,
Verbergen den Sinnen,
Der Welt nicht bewußt,
Sie sind der Menschenbrust
Heiligster Stern
Und das Beste im Leben,
Was in ewigem Weben,
Dem Ziele fern,
Mit Schmerzen ringt nach Gestaltung,
Doch vergeblich wirbt
Und im Ringen stirbt
Vor der Entfaltung.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Priester Tod.

Wir waren getraut noch nicht ein Jahr;
Wir saßen vor einer Todtenbahr.

Ein Knäblein, ein schönes, geliebtestes Kind,
Kalt lag es, stumm und taub und blind.

So früh gebrochen, du süße Frucht,
Warst du gesegnet, oder verflucht?

Ward tausend Noth dir und Tod erspart? —
Er schwieg, er schwieg, und lag aufgebahrt.

Und stille saßen wir Hand in Hand
Und blickten ihn an, bis der Tag entschwand.

Es weinte mein Weib, ihre Thräne floß;
Ich schwieg, es wuchs mir das Herz zu groß.

Keine Thräne hinauf, keine Thräne herab;
O du Grab, eine Welt! o du Welt, ein Grab! —

Und leise, beim letzten Tagesschein,
Auf ging die Thür, und es trat herein.

Es trat herein eine stille Gestalt,
Im hohlen Auge wie Blicks Gewalt.

Mit Lippen blaß, mit Wangen bleich,
Ein Mann, und doch meinem Kinde gleich.

Im Priestertalar, wie zu jener Stund,
Da wir geschlossen den ernsten Bund.

Und es hob sich, da er nun vor uns stand,
Im schwarzen Aermel die weiße Hand.

Und segnet' uns Beide, und faßt' uns an,
Legt' Hand in Hand wie bei Weib und Mann.

Und er sprach, doch wie aus der Ferne weit:
„Nun hab ich den Bund euch geweiht und gefeit!"

Und schweigend, mit unseres Knaben Blick,
Sah er uns an, und trat zurück,

Und schwand in den Schleier der sinkenden Nacht;
Wir saßen allein bei der Todtenwacht.

Allein, wir Zwei, auf der Erde Rund;
Hand lag in Hand, und Mund an Mund.

Da stieg mir die Thräne, da floß sie herab:
Leb wohl, mein theurer, mein goldener Knab!

P. J. Villatzen in Bremen.

In der Nacht.

Silberwölkchen seh ich schweben
Himmelhoch und weitentfernt.
Droben, welch ein selig Leben!
Ach, mit ihnen zög ich gern!

Wollt mit ihnen schweigend wallen
Durch den nächtlich stillen Raum
Und, ein Geist des Friedens, Allen
Glück nur streun und süßen Traum.

Und wenn auf der Pilgerreise
Durch das weite Erdenrund
Ihr ich nahte, preßt ich leise
Einen Kuß auf ihren Mund.

Karl Woermann in Düsseldorf.

Ein Sonettenkranz

zu

Michelangelos

vierhundertjährigem Geburtstag.

I.

Vierhundert Jahre! wie viel Schönheit sehen
Sie aufblühn und verblühen, unbetrauert,
Wie viel, von kurzem Beifallssturm umschauert,
Gleich leichter Spreu zerstieben und verwehen!

Selbst was Apelles schuf, muß untergehen,
Was Phidias mit Marmor fest ummauert!
Nichts dauert ewig; aber lange dauert
Was göttlich ist, weil's menschlich zu verstehen.

So, Michelangelo, gewaltger Meister,
Bist du mit deinen viermalhundert Jahren
Ein Jüngling noch an unverwelktem Ruhme.

Denn was du schufst, erzeugt im Reich der Geister,
Geboren doch mit menschlichem Gebahren,
Der Menschheit schenkest du's zum Eigenthume!

2.

Welch Zauber-Dämmerlicht in der Kapelle,
In welcher über Marmorsarkophagen
Der Medicerfürsten Bilder ragen: —
Ein Dämmerlicht, durchflammt von Geisterhelle!

Gab ihnen Anspruch auf die heilge Schwelle,
Was Gutes sie vollbracht in ihren Tagen?
Wie, oder strahlen sie, aus Stein geschlagen,
Nur funkterklärt so hell von dieser Stelle?

Was die Geschichte von dem Paar verkündigt,
Ist nimmer fromm, ist nimmer edel freilich;
Doch ihre Schönheit macht die Herzen pochen.

Wie viel sie vor Jahrhunderten gesündigt —
Die Kunst, die Seligmacherin, spricht heilig;
Und heilig hat sie diese längst gesprochen.

3.

Es ist kein Weib zu liebendem Umfangen,
Die Nacht, die er aus Marmor aufgehauen;
Es ist kein Ideal holdsel'ger Frauen
Mit Lilienarmen und mit Rosenwangen.

Es ist auch keine Nacht, die Glutverlangen
In uns erregt, so weich und mild zu schauen:
Es ist die Nacht voll stiller, dunkler Grauen,
Geheimnißvoll und tief, voll Lust und Bangen.

Was solche Nacht an göttlichen Gedanken
Und Weltenlose-Träumen birgt im Schoße,
Gelang es hier im Marmor auszuprägen.

So fallen vor der Kunst die irdschen Schranken,
So weiß der Künstler die Natur, die große,
Besiegt zu Füßen gregrer Kunst zu legen.

4.

Ja, wo die Kunst, die aus dem Geist geboren,
Mit Schwanenflügeln schwebet durchs Gefilde,
Da neigt Natur vor ihrem Spiegelbilde
Sich freudig selbst und lauscht mit gläubgen Ohren.

Nicht, daß, wer sich die Kunst zur Braut erkoren,
Führ' Unkauf gegen die Natur im Schilde;
Von ihr, der Mutter, die so reich, wie milde,
Geht in der Kunst auch kein Atem verloren.

Der Menschengeist, dem alle Kunst entflammte,
Ist ja ein Theil nur der Natur, der mächtgen,
Ein Theil jedoch, den Fesseln nicht umwunden.

Drum kann er, was an Schönheit in ihm flammte,
In Bildern neugestalten, wunderprächtgen,
Die an die Erdenschelle nicht gebunden.

5.

Wie herrlich sie entlang stehn an den Wänden
Des hohen Saals, des Meisters Prachtgestalten,
Die, tieferregt von geistigen Gewalten,
Durch hellen Marmorglanz das Auge blenden.

Doch scheinen, unvollendet von den Händen
Des Meisters, sie den Athem anzuhalten,
Als harrten auf die Rückkehr sie des Alten,
Als müßt er kommen, um sie zu vollenden.

Sag, Buonarroti, hast du deine Werke
Nur deshalb unvollendet stehen lassen,
Weil allzuringend der Gedanken Fülle?

Wir, oder wolltst du, daß mit ganzer Stärke
Der Schmerz uns Nachgeborne sollte fassen,
Der Schmerz, daß sterblich war auch deine Hülle?

6.

Hebst, Meister, du in bessren, höhren Sphären
Und schaust herab auf unsre Erdenzonen
Und lächelst unsrer wingen Leidenstronen,
Die, wenn du wolltest, dir bescheiden wären?

Wie, oder sind es abgethane Mähren,
Was man erzählt von Himmelsregionen,
In denen Abgeschiedne selig wohnen,
Von Thaten, welche nach dem Tod verklären?

So fragen Thoren! doch wir alle wissen,
Wie du lebendig weiterwirkst auf Erden,
Noch Söhne zeugst, noch schaffst das Ewigschöne.

Denn alle Jünger, weiter fortgerissen
Von deiner Größe, große Künstler werden,
Sind deines Geistes jüngstgeborne Söhne.

7.

Einsame Steige, die zum Gipfel führen,
Warst du dein Leben lang gewohnt zu gehen;
Die Winde, die um Felsenstirnen wehen,
Sie wehten, deines Geistes Glut zu schüren.

Wenn meine Stirn nun Bergeswinde rühren,
Wenn meine Augen Gletscherwände sehen,
So mein' ich, Meister, erst dich zu verstehen
Und deiner Größe Nähe zu verspüren.

Im Hochgebirg auf schwarzer Wetterwolke
Erscheint dein Moses, hehr und majestätisch,
Ein Held, wie nur dein Geist ihn konnt erkennen:

Mit Donnerstimme spricht er zu dem Volke
Und zeugt, halb urtheilsprechend, halb prophetisch,
Von Geistesallmacht über Lüstegrimmen.

8.

Hört ihr der Engel furchtbare Trompeten?
Seht ihr die Todten aus den Gräbern steigen?
Tag ist der Tag, zu spät, sein Haupt zu neigen,
Zu spät zum Fluchen und zu spät zum Beten!

Ein Schreckbild, wähnt ich, voller Brantrabten
Aus Höllenschlünden, würd das Bild uns zeigen, —
Und seh bewundernd einen stolzen Reigen
Gewaltger Helden mir entgegentreten.

Die Pfaffen sahn die menschlich hehre Größe
Des Weltgerichtbildes mit entsetztem Staunen
Und legten Kleider um der Steinen Blöße.

Entstellt ist so das Bild durch Priesterlaunen;
Doch scheinen bei Gerichts Trompetenstöße
Drum auch der Narrheit Urtheil zu posaunen.

9.

Nur wo zum Himmelsdom hinauf ich schaute,
Dem hochgewölbten, dacht ich zu verehren;
Statt allen Messen, sollten mich belehren
Nur der Natur geheiligt fromme Laute.

Doch als im Dom, den Buonarroti baute,
Zur Kuppel ich emporgeblickt, der hehren,
Fühlt meinen Geist ich sich zur Andacht kehren,
Daß kaum der Wahrheit des Gefühls ich traute.

Denn, wie der Himmel, wölbt des Petersdomes
Gewaltge Kuppel sich; und ernst erquicken
Das Aug die Formen, wie Musik die Seele.

Wenn jetzt ich, fern dem Strand des Tiberstromes,
Gen Himmel schau mit andachtsvollen Blicken,
Ist's oft mir, als ob jener Bau mir fehle.

10.

Wie wirst, o Meister, würdigst du erhoben?
Soll ich den Maler mit dem Kranze schmücken?
Den Dichterlorbeer auf die Stirn dir drücken?
Als Bildner dich, als Bautenschöpfer loben?

In Allem strahlst du, wie ein Licht von oben,
Unnahbar göttlich groß in allen Stücken!
Und nimmer wird es den Zergliedrern glücken,
Zu trennen, was zum Ganzen fest verwoben.

Vielkünstig bist du, wie das Licht der Sonne
Aus vielen Farben hell sich flicht zusammen
Zu einem Ganzen wundervollen Glanzes.

Und jede Farbe glüht in eigner Wonne.
Doch volles Leben strömt in heißen Flammen
Der goldnen Sonne Licht nur aus als Ganzes.

Fr. Wilibald Wulff in Hamburg.

Kampf!

Was dir immer auch beschieden,
Halte dich zum Kampf bereit,
Schütze deines Herzens Frieden,
Schirm ihn gegen Lust wie Leid.

Kampf, um deine Ruh zu hüten,
Mag die stete Losung sein,
Draußen Schnee und Sturmeswüthen,
Drinnen Frühlingssonnenschein.

Wahre dich vor dem Gekose,
Das die Sommernacht dir beut;
Hüte dich vor einer Rose,
Die auf deinen Weg gestreut.

Wintersturm bewahrt die Rechte
Mit dem Schild von starrem Erz,
Doch der Hauch der Sommernächte
Oeffnet allzuleicht das Herz.

Heinrich Zeise in Altona.

O, klage nicht!

Schon sind die Felder abgemäht,
Doch blühend prangt die Haide,
Und jeder Baum im Walde steht
Im bunten Farbenkleide.
O, klage nicht, daß die Natur
Des reichen Schmucks entbehre,
Sie wechselt die Gewandung nur
Zu ihres Schöpfers Ehre.

Da, wo im Mai sich Blüth an Blüth
Zum goldnen Lichte drängte,
Und wie ein jauchzendes Gemüth
Die engen Fesseln sprengte,
Da hanget jetzt am schwanken Ast,
Den sie herniederdrücket,
Der Früchte segensreiche Last,
Die Strauch und Bäume schmücket.

Nicht minder schön ist die Natur,
Liegt sie erstarrt im Eise,
Verfolge du ihr Wirken nur,
Sie schafft in andrer Weise.
Und Blumen läßt sie, sonder Zahl,
Vom Himmel niederfallen,
Die glänzen in der Sonne Strahl
In blitzenden Krystallen.

Schön ist die Flur im Frühlingskleid,
Von Blüthen reich umwunden,
Schön ist die goldne Jugendzeit
Mit ihren Weihestunden.

Fern liegt dir jeglich Leid und Weh,
Du mußt, ein Gott, frohlocken, —
Doch klage nicht, wenn sich der Schnee
Einst senkt auf deine Locken.

Karl Zettel in Regensburg.

Einer Braut.

Du hebst am laubgeschmückten Kirchenthore
Und bist doch nur von Liebe zart umwacht?
Du zitterst vor der neuen, süßen Pracht?
Dein Auge trübt sich mit dem Thränenstore?
Es gluthen doch, mein Kind, aus milder Ferne
In rosgem Licht die langersehnten Sterne!

Doch weine nur; denn Spiel und Traum muß weichen,
Wenn dich gebannt das heiligstarre Wort;
Es zieht manch goldenlichte Freude fort,
Wenn dir den Myrtenkranz die Schwestern reichen:
O weine nur vor deinem Traualtare!
Die Thräne, hier geweint, ist eine wahre.

Denn ungesehen ruht auf ehrnen Stufen
Des Lebens Ernst mit strenge kaltem Blick,
Und heimlich seitab kauert das Geschick,
Das dir der Zukunft stille Mächte schufen.
Wird es empor mit hellem Antlitz steigen,
Wenn längst verklang der laute Hochzeitreigen?

Doch fürchte nichts; du bringst des Vaters Segen,
Du bringst der Mutter stillen Weiheluß
Dem Gatten als den besten Ehegruß,
Als reichste Mitgift heute noch entgegen:
O fürchte nichts; in tausend Lichtgestalten
Wird dieser Doppelsegen dich umwalten! —

Ernst Ziel in Leipzig.

Phantasieen aus einer Großstadt.

(1868.)

1.

Was willst du mir sagen, steinernes Wunder,
Riesenstadt?
Was blickst du mich an, geheimnißvoll,
Mit tausend Augen,
Als wolltest du längst Verklungnes verkünden?
Ja, es gehen durch deine Gassen
Und flüstern aus Abendwinden
Die Geschichten der Vorzeit.
Doch heißer wallet in deinen Adern
Das siedende Blut der Gegenwart:
In dir sitzt nieder und harret der großen
Geburten die zukunftschwangere Zeit.

Oft, wenn ich auf deinen Märkten
Durch tönende Hallen schreite,
Dann wehet wie Ahnung um meine Stirn
Ein leiser Hauch,
Und ein Leben erwächst vor meinen Blicken,
Gestaltenreich und nimmer geschauet
Und erhaben groß, wie das Hoffen der Völker.
Bist du's, heiliger Geist der Zukunft?

2.

In der Mansarde welche Stille!
Durchs offene Fenster schwimmen herein
Die Düfte der Sommernacht,
Und des Thurmes Wächterlieder
Umklingen mich märchenhaft.
Dazwischen schallt an mein Ohr
Und schläfert die müde Seele mir ein
Das Wogen der Stadt,
Von unten an Giebeln und Erkern
Heraufgetragen,
Leis — ein verhallendes Echo.
Da rauscht mir ums Haupt der Flügel des Schlafes;
Träume umwehen mich bedeutungsvoll:

Mir scheint's, durch schweigende Gassen ging ich
In dämmernder Nacht mit fröhlichen Freunden.
Sie lachen und scherzen;
Mir aber nagt im Busen —
Ich weiß nicht was —
Ein dumpfer Schmerz.
Doch spottend ziehn mich die Freunde ins laute,
Leuchtende Ballhaus,
Mir Freude verheißend.

Bin ich im Haus der Semiramis,
Die Reichthum häufend herrschte zu Babel?
Weithin dehnen sich breite,
Gewölbte Corridore,
Marmorgetäfelt, fontainengeziert.
Doch in der Mitte des Riesengebäudes
Liegt mit cyklopischem Leib
Eine steinerne Sphinx.
Ein entführtes Kind der starren Wüste,
Trägt sie der Wölbungen lastende Wucht
Auf dem trotzigen Haupte.

„Seht ihr sie lächeln mit großen Augen,
Spöttisch und räthselhaft?
Auf der gigantisch ragenden Stirn,
Die einst sich gespiegelt im gelben,
Wüstenerquickenden Nilfluß,
Trägt sie vorweltlich Erinnern.
Aber es wettert ein Groll ihr ums Haupt —
Mir ist, als müßte wie Samum der Wüste
Ein furchtbar Orakel
Aus ihrem ägyptischen Sehermunde
Menschenvernichtend daherwehn."

Mich verlacht die Schaar der Genossen.
Aber wir treten ein
In den leuchtenden Saal.
Welch üppige Pracht!
Von Gold und Silber strotzen die Wände;
Langarmige, schlanke Kandelaber
Empfangen aus mächtigen Spiegeln
Ihr leuchtendes Strahlenlicht
Vertausendfacht zurück.
Schalkhafte Amoretten —
Und verlockende Frauengestalten,
Meisterwerke des Pinsels,
Grüßen herab von den Bildern der Decke,
Und würzige Düfte,
Wie Athem des Mandelbaums,
Wehen betäubend durch hohe Arcaden.
Siehe! da sitzen in prächtigen Roben
Zarte Mädchen ringsum.
Sie blicken umher verführerisch,
Und doch — welch Weh in Aug und Mienen! —
Sie blicken sich an, reumüthig und ernst,
Wie Magdalenengesichter.

Aber inmitten des Saales
Steht prüfenden Auges,
Wie Sklavenkäufer auf Märkten Marokkos,
Der Cavaliere gaffend Geschlecht.

„Auf meiner Mutter Grabe,
Da blüht ein Weidenbaum",
So seufzt eine bleiche Schöne,
„O, wär ich begraben tief unter ihm!"
Hei! da rauscht in wilden Accorden
Plötzlich bacchantische, tolle Musik:
Es tanzen die Herren und Fräulein
In rasenden Tacten dahin.

Ich aber, ich wende mich abseits,
Gedankenvoll;
Denn ich sehe im Geiste
Des Vorsaals riesige Göttin,
Die steinerne Sphinx mit dem höhnischen Lächeln.
Nicht duldet's mich länger im rauschenden Saale —
Ich eile hinaus.

Da blickt sie mich an, so wüstenheiß,
Die finstere Tochter der grauen Sahara,
Des stolzen Gebäudes
Stolzere Trägerin.
Auf einmal lacht sie — o Gott! —
Lautgellend aus steinerner Kehle.
Sie lebt; sie bewegt sich — o Himmel — —
Es bersten krachend die Wände;
Zusammen bricht das ganze,

Ragende Haus der Freude.
Fernab erdröhnt es wie Weltsturz.
— — — — — — — — —

Ich erwache. „Wo bin ich?"
Hoch über der lärmenden Stadt,
In der stillen Mansarde,
Vereinsamt,
Den Sternen benachbart.

3.

Matt ist meiner Seele
Schweifender Flügelschlag —
Der Sehnsucht Eiland wie ferne, wie fern!

Ich weiß eine alte Mähr:
Gen Süden zog eine einsame Schwalbe
Ueber die weite, weite Meerfluth.
Kalt gingen die Lüfte und schlugen grausam
Den verspäteten Wandervogel.
Da sank die Schwalbe erstarrt und krank —
In die blaue Fluth? O, nein!
Die Blumen des Meeres lösten die Wurzeln
Und fingen die sinkende auf
Und bauten ihr freundlich ein blühendes, weiches,
Schwimmendes Bett
Und trugen sie schaukelnd
Ueber das athmende Meer
Zum warmen, blumigen Süden.
Da schlug sie die Augen auf
Und regte die Schwingen
Und flog in den blauenden Himmel der Tropen.

Was zaudert ihr, Blumen der Fluth?
O tauchet auf aus dem Meere des Lebens
Und tragt mich über die Tiefen
Zu meiner Sehnsucht sonnigem Süden,
Denn matt ist meiner Seele
Schweifender Flügelschlag.

4.

Unferne der Stadt,
In der schattigen Stille breitäßigen Gesträups,
Liegt ruhevoll der flüsternde Waldsee.
Sein Wasser ist klar und spiegelhell,
Und unten von schilfiger Tiefe
Dämmern zerbrochene Säulen
Und Götterbilder und Schwerter der Helden,
Versunkene Trümmer der Vorzeit, herauf.
Schneeweiße Wolken, wie Schwanenzüge,
Wandeln darüber hin
Auf azurnem Grunde des Himmels
Und grüßen hernieder und halten Zwiesprach
Heimlich und abendlich
Mit weißgefiederten Schwestergeschlechtern,
Die unten gleiten auf blauen Fluthen,
Stolzhalsig und weichbeschwingt.

Die Kapelle steht am Uferrande,
Von keinem Pilger besucht,
Ein vergessenes Heiligthum.
Nur oben auf hohem Glockenstuhle
Wohnt noch ein träumerisch Erinnern
Vergangener Zeit,
Und wenn der Wind die Glocke küßt,
Durch das Gewölbe des Thurmes schleichend
Zur Nachtzeit,
Dann seufzen elegische Klagen hernieder
Ins Waldgrün.

Gern weil' ich am See
Zur Zwielichtsstunde, wenn durch die Lüfte
Ein Ahnen der Nacht geht.
Dann kommt es über mich,
Wie Nähe der Gottheit,
Und meine Seele hält Einkehr
In ihrer eignen Tiefe.

Gibt es ein schöneres Loos,
Als nach den Thaten des Tages
Im Zauberkreis der Natur zu rasten
Am stillen Abend
Und, entfernt vom Weltgeräusch,
Tiefernste Sabbathgedanken zu denken?

5.

Der Abend webt seine dunklen Schleier,
Nebeldurchwirkt und schattend,
Ueber die ragenden Dächer der Stadt.

Neu streckt des Tages eitele Mühsal
Ermattete Glieder aufs Lager,
Und rings in lau durchwärmten Gemächern
Erlöschen die Lichter allmählig.

Alles schläft.

Auch du, Natur, entschlummertest längst schon
Die kleinen Vögel träumen im Nest,
Das Haupt ins weiche Gefieder gebettet.
Der Bote Apollons aber, der Adler,
Schwingt sich auf in das Meer der Lüfte,
Und, sich im Aether traumvoll wiegend,
Mißt er das Unermessne.

6.

Das Chaos war,
Und es war der Geist,
Und neben dem Geiste war die Sehnsucht.
Und es schuf der Geist die Welt,
Und er schuf den Menschen —
Und die Sehnsucht blieb.

Und die Welt war herrlich und gut,
Und Geschlechter kamen und gingen —
Und die Sehnsucht blieb.

Neu klagt in Rhythmen der Dichter,
Neu seufzt in Tönen der Sänger,
Neu weint in Farben der Maler;
Denn die Sehnsucht blieb.

Selig, wer minutenlang,
In das Auge des Freundes versunken,
Sich selbst vergißt!
Dreimal selig,
Wer ein Leben hindurch ein theures,
Edles Weib sich in Liebe gesellt weiß!

Glückliche sagen:
Dann sterbe die Sehnsucht.

Eine Locke der Lorelei.

Novelle

von

Victor Blüthgen.

Dort wallt er her, der Vielbesungene und Vielumrungene und — Vielbesuchte, der „Vater Rhein". Nicht mehr das tiefgrüne, lachende Kind der Gletscher, das die Hochalpen durchspielt unter saftigen Matten, düstern Gebirgstannen, nackten, zackigen, zerklüfteten Felsenhäuptern, bald übermüthig strudelnd, daß die weißen Schaumperlen emporzischen, bald anmuthig tändelnd, wie der kleine Schelm, der sein Wäglein zieht und sein Steckenpferdchen reitet; nicht mehr der Knabe, der, durch des Bodensees blonde Fluthen schwimmend, neugierig verständig die altehrwürdigen Städte mit finstern Mauern und Giebelhäusern und ragenden Domen mustert, noch der blühende Jüngling, der mit stolzer Wagethat über die Felsklippen zur Tiefe tost, um dann, ruhig wachsend an Kraft, durch gesegnete Fluren zu wallen und lächelnd zu träumen von der „Pfaffengasse des heiligen deutschen Reiches", welche noch immer nach Weihrauch duftet, von Verrath an deutschen Landen, vom Blutgeruch der Guillotinenrevolution und von der großen Sühne. Er ist zum Manne gereift im schönen Rheingau, mildkräftig wie der Duft der Rebenblüthe droben auf den Bergen, durch die er sich nun zwängt wie der starke Mann durch die Engen und Hindernisse des Lebens, und noch sieht's ihm Niemand an, daß auch er einst alt und lebensmüde wird und langsam gehen lernt auf ebenen und stillen Wegen, bis er zerfließend die Wasser im Ocean verströmt, wie der alte Mensch seine Seele im Meere des Unendlichen. —

Unterhalb St. Goar fährt der Dampfer mit plätschernden Rädern stromaufwärts durch die gelbgrüne, glitzernde Fläche. Es ist Mittag vorüber. Hell und heiß strahlt die Julisonne vom tiefblauen Himmel auf die Landschaft, und die Passagiere, welche nicht noch beim Diner in dem Salon drunten sitzen, suchen die innersten Plätze unter dem schattigen Zeltdach des Verdecks. Damenhände regen die Fächer, um den wenig kühlenden Luftzug zu verstärken, welcher den Fluß herauf streicht, während ein behäbig dicker Herr, der mit zwei Damen, offenbar Frau und Tochter, und einem jungen Manne in der Mitte der Zwanzig die Gruppe um den einen Tisch bildet, neidvolle Blicke auf jenes für die Damenwelt privilegirte Schutzmittel wirft und mit seinem rothseidenen Taschentuche vergebliche Anstrengungen macht, die perlende Stirn trocken zu erhalten.

„Verteufelte Hitze", stieß er endlich hervor, nachdem er wiederholt die Backen aufgeblasen; „der Junge dort kann seinem Schöpfer danken, daß er an brasilianische Temperatur gewöhnt ist. Aber am Ende ist's mir hier doch noch wohler als zwischen Affen, Mohren und Kakadus."

Der junge Mann jenseits des Tisches, welcher bald dem olitzenden Schaukelspiel der Wellen zusah, bald die Augen über die Berglehne gleiten ließ, an welcher oberhalb des kleinen Welmich mit seinem gothischen Kirchlein die Reste des verfallenen Thurnberges herabschauten, verzog den Mund zu leichtem Lächeln, das dem tiefgebräunten, gutmüthigen, doch energischen Gesicht gar nicht übel stand. Wenigstens schien dies das junge Mädchen zu finden, welches im lichten Mousselinekleide ihm schrägüber saß, und dessen hübsche blaue Kinderaugen ihn mit dem Aus-

druck unverhehlener Hingebung und schweigenden Entzückens musterten. Sie holte langsam und tief Athem und sagte dann rasch:

„Du solltest bei uns bleiben, Eduard. Was hast du davon, daß du auf die alte Gemse dumme Lurlei steigst. Du wirst sehen, daß du vor Hitze fast umkommst. Kein Mensch findet ein Vergnügen daran, hinaufzuklettern, wenigstens kenne ich keinen, der jemals oben gewesen wäre."

„Ebendarum setze ich einen Stolz drein, liebste Lucie, mich dort oben einmal umzusehen. Ich will doch wissen, wie der Stuhl aussieht, auf dem das schöne Gespenst gesessen hat, welches so süß zu singen wußte und soviel Schiffer in das Verderben gelockt hat. Unter den Palmen von Rio de Janeiro habe ich das Lied von ihr klingen hören und es mitsingen lernen, und zur Nacht, wenn die Leuchtfliegen um mein Fenster strichen und die dicken Fledermäuse daran vorüber flatterten, habe ich sie im Traum gesehen, wie sie das goldene Haar strählte und die weißen Zähne zeigte."

„Es steckt wahrhaftig ein Dichter in dem Jungen," sagte der Papa und wedelte mit dem rothseidenen Taschentuche. „Immer romantisch; immer romantisch! Nun, solange du auf dem Comtoir deine Schuldigkeit thust, mag's dein Bewenden haben, und dein Vater in Rio de Janeiro soll nichts davon erfahren."

„Er würde nicht schelten, Onkel," lächelte der Brasilianer.

Sie waren um den Vorsprung gebogen und fuhren rasch unter über den Fluß auf St. Goar zu. Zur Rechten dräunte die Sonnengluth auf der sauberen, mauerbesäumten Landstraße, daß ihr Staub wie Silber glänzte; regungslos lagen die laubigen Weingärten mit den hellen Wingerthäuschen. Hufen und Reben zeichneten sich die farbigen Tücher der Schwesterorte St. Goar und St. Goarshausen scharf gegen das Grün des welligen Berggeländes ab, während hoch thronen zu Häupten die lichten Mauerreste von Rheinfels und der Katz ragten, gleich Adlern, welche vom Felsvorsprung spähend Wache halten über dem Neste, und während weiterhin die in das Blau des Himmels getauchte Fluth sich im geheimnißvollen Lurleifelsel verlor, wo die wilde Strömung des Gewirrs strudelt und der nervige Flößer mit stiller Sorge steuert.

Die Glocke klang, der Dampfer legte sich rauschend vor die Landungsbrücke, und das Fallbrett klappte auf das Verdeck nieder. Die vier Reisenden stiegen aus und wanderten langsam zum Ufer.

„Kinder, vorläufig legen wir uns hier irgendwo vor Anker, am liebsten in einer schattigen Laube," sprach mütten Tones der Papa. „Ich brauche Schatten, Kaffee und mein Mittagsschläfchen. Gegen Abend können wir Natur genießen."

„Und ich nehme, mit eurer Erlaubniß, einen Kahn und lasse mich übersetzen," meinte der junge Mann mit Festigkeit. „Vielleicht habe ihr die Güte, mein Plaid in Verwahrung zu nehmen; ich verlasse mich auf meinen Stock und steige über die Katz aufs Plateau. In ein paar Stunden bin ich zurück."

„Nimm sich aber um Gotteswillen in Acht, Eduard, daß du uns nicht zu Schanden kommst," schärfte die kleine würdige Tante ein, indem sie unter dem breiten, braunen, langhändrigen Strohhut hervor mütterlich besorgte Blicke auf den Eigensinnigen warf und ihm das Plaid abnahm. „Willst du nicht lieber einen von unsern Sonnenschirmen mitnehmen? die Sonne wird dich doch sehr molestiren?"

„Ich danke Tante. — Bist du mir böse, Lucie?"

Das niedliche Mädchen hielt beharrlich das Gesicht von ihm abgewendet, daß er nichts als die erhitzte Wange und die Spitze des reizenden Stumpfnäschens erblickte. Deste deutlicher hatte er die dicken blonden Flechten vor Augen und die flimmernden Goldhärchen, die sich über den Schatten des Hutes in den Sonnenschein verwagten.

„Ja," sagte sie trotzig und senkte den Sonnenschirm, daß sie ganz hinter der lichtklaren Seide verschwand.

Er kniff ein wenig die Augen zusammen und lächelte mit Behagen. Aber es war ihm doch nicht recht, im Unfrieden von ihr scheiden zu müssen.

„Gib mir Urlaub, Liebste," sprach er mit leicht bittendem Tone. „Wenn ich wider deinen Willen gehe, so nehme ich die Furcht vor einem Unglück mit."

Das Ehepaar warf sich verständnißvoll vergnügte Blicke zu. Der blaue Sonnenschirm wyhte sich langsam auf die Seite, ein thränenverklärtes Märchenauge schielte vorwurfsvoll zu dem Ungehorsamen, Rücksichtslosen herüber, — dann fuhr sie rasch mit dem Batisttuch über das Gesichtchen und sagte mit schmollender Gewährung: „Lauf, du bist garstig. Geh zu deiner Lorelei und laß dir etwas versingen. Mir ist's ganz einerlei."

„Ich will einen Gruß von dir bestellen. Vielleicht bringe ich dir ein Andenken von ihr."

„Aber es muß eine Locke sein, damit ich erfahre, ob sie wirklich blond, oder ob sie brünett ist. Du hast ja ohnehin immer eine Scheere in der Tasche."

Der junge Mann hielt ihr die Hand hin, und sie schlug muthwillig mit dem Fächer hinein; dann ließ sie diesen fallen, legte ihre Rechte in die seine, reichte sich um und ging den Uebrigen voraus. „Auf Wiedersehen," rief der Brasilianer den Dreien nach, „und die Locke bringe ich mit."

Er schnippte mit dem Finger und ging den Strand hinunter, wo eine Anzahl Kähne über dem kaum regungslosen Wasser träumte. Ein Fischer, der eben im Begriff war, einen derselben vom Pflock zu lösen, erklärte seine Bereitwilligkeit, ihn mit über den Fluß zu nehmen. Bald glitt der Nachen, feuerlindes Silber hinter sich lassend, über die nasse Fläche; immer weiter öffnete sich in sonniger Ferne der Lurleifelsel, bis endlich die klarisse des fablen, zerklüfteten, massig aufgethürmten Vorbergeb sichtbar wurden, den der Zauber der Sage verklärt und — die Eisenbahn durchbohrt hat.

Der junge Brasilianer betrachtete ihn aufmerksam, dann wandte er sich flüchtig nach dem verlassenen Ufer um und lächelte wieder.

Er gedachte an die Locke der Lorelei und an das anmuthige schmollende Gesichtchen, dem die Thränen so hübsch standen.

Traben lohnte er den Fährmann ab und ließ sich von ihm den Anfang zur Burg beschreiben. Er stieg langsam den Abhang aufwärts, über dem schattenlos die Gluth brütete. Die Luft zitterte; dürr und vergilbt schliefen die Brombeerbüschel auf beiden Seiten; aber der wilde Thymian duftete, und die rothen Felsnelken und die Scabiosen hielten die Köpfe hoch. Er horte

mit seinem Stocke die Hummeln von den Disteln; Fliegen summten mit kurzem Fluge auf, und weiße Schmetterlinge jagten vorüber, und dann und wann flatterte auch der graue Nessfalter aufgeschreckt um die Bergfante. Schweigend staunte sich der blaue Himmel oben, drunten aber glitzerte der Wasserstreifen, weithin sichtbar.

Er umging den Felsen, auf dem das alte Gemäuer sich erhob, und rastete im Schatten desselben ein paar Momente aus. Dann stieg er schwerfällig den steilen Pfad weiter, durch niederes Unterholz und nackten Grasrain bis auf das Plateau. Er überblickte hier eine weite, wellenförmige Hochebene, meist in gleicher Höhe mit ihrem Rande liegend und mit hellellen Feldern überdeckt. Von einer überragenden Felsklippe, durch welche sich seiner Vermuthung nach die Lurlei maskiren mußte, war nichts zu sehen. Aber er wollte zu ihr gelangen und mußte auf sie stoßen, wenn er auf dem Grasrain an den Felsen entlang wanderte.

In Hebungen und Senkungen wechselte der Weg. Stumpf von der Hitze und nur durch seine Willenskraft aufrecht gehalten, schritt er vorwärts, bis der Blick auf einen seltsamen Vorsprung in der Ferne, welcher durch eine Einsattelung mit dem Plateau zusammenhing, ihn belebte. Das mußte die Lurlei sein. Aber was war das? In der Einsattelung schimmerte etwas wie eine weiße Frauengestalt, und sein Ohr suchte ihn zu überreden, daß die Luft ihm abgerissene Laute eines Gesanges zutrage!

Daß sein Auge ihn nicht betrogen hatte, sah er nun so deutlicher, je näher er kam; aber von einem Singen hörte er nichts mehr.

Er war etwa fünf Minuten von dem Zielpunkt seiner Wanderung entfernt. Plötzlich erblickte er, in eine Senkung hinabsteigend, links in üppigem Klee eine kleine Gesellschaft, welche sich daneben gelagert hatte. Als Schutz gegen die Sonnenstrahlen waren eine Anzahl Plaids über Stöcke gespannt, so daß eine Art niedriges Zelt entstanden war. Leere Weinflaschen lagen umher und einiges Zeitungspapier, ein Beweis, daß man hier gefrühstückt hatte.

Zwei Damen richteten sich aus ihrer liegenden Stellung auf und musterten flüchtig den Ankömmling, welcher sich durch eine Frage zu vergewissern suchte, daß jener Vorsprung der Lurleifels sei.

„Wandern Sie nur hin, die Zauberin erwartet sie," erwiderte pathetisch ein Herr, mit dem Finger zur Seite deutend, ohne den Kopf zu erheben.

Die Damen kicherten, und der junge Mann warf einen befremdeten Blick auf die Gesellschaft. Dann nahm er eine gleichgültige Miene an und schritt um ein Kornfeld, dessen hoch mannshohe Aehren sich zwischen sie und ihn schob. Auch der Fels war auf einige Zeit seinen Blicken entzogen.

Jetzt aber vernahm er deutlich in der Nähe den schwermüthigen Klang einer wundervoll weichen und vollen Altstimme, daß der Schlag seines Herzens einen Augenblick stockte und er stillstehend lauschte. Genau unterschied er die Worte der Brentano'schen Romanze:

„Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von mir gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben wie ein Christ,
Denn Alles muß verschwinden,
Weil er mir treulos ist."

So leise wie möglich schritt er auf dem Rasenteppich vorwärts, bis er vor der Vertiefung stand, welche ihn von dem scharfklippigen Gipfel des Lurleifelsens trennte. Da hatte sich, bald sitzend, bald liegend, eine Dame im Grase, über welches ein Plaid gebreitet war, niedergelassen, eine blühende, geschmeidige, jugendliche Gestalt in sommerlich hellem Kleide, den Kopf aufgestützt und die Hand in eine Fülle schwarzbraunen Haares vergraben, welches zu einer der kleidsamen modernen Frisuren aufgesteckt war. Neben ihr lag ein gelber Strohhut und ein Sonnenschirm. Das keck geschnittene Profil ihres lebhaft gefärbten Gesichtes war unbewegt nach der Seite gerichtet, auf welcher man den Fluß von Oberweiel her in den Lurleikessel strömen sah, und ihr braunes Auge träumte verschleierten Blicks in die Ferne.

Erst als der Schritt des Brasilianers anhielt, wandte sie ihm das Antlitz zu und hob blitzschnell den Oberkörper empor, da sie einen Fremden vor sich sah, während ein süßfeuchtes Glühen über ihre Wangen lief.

„Schöne Lorelei," sagte der junge Mann mit rascher Fassung, „verzeihen Sie einem Unbekannten, der hierher kam, Sie zu suchen, freilich ohne die begründete Hoffnung, Sie wirklich zu finden."

Die Schöne lachte hell auf. „Das ist köstlich! Wissen Sie nicht, daß ich eine gefährliche Person bin, mein Herr?"

„Auch für diejenigen, welche Ihnen von der Landseite nahe kommen?"

„Für Alle."

Der melancholisch sinnende Ausdruck in ihrem Gesicht war völlig verschwunden, und ihre dunklen Augen blitzten übermüthig zu ihm auf. Als sie die greifbaren, stahlenten Augen des kräftigen, ruhig rasch denkenden jungen Mannes wie verzaubert auf sich gehetzt sah, bückte sie heimlich vor sich hin, legte zwei schlanke weiße Finger auf die blühenden Lippen und wandte sich einen Moment ab. Dann aber drehte sie den Kopf langsam wieder herum; ihre Lider waren halb geschlossen, und um ihren Mund spielte ein trauriges Lächeln.

„Ich kann ja nichts dafür, ich arme Hexe, daß ich Sie so unglücklich machen muß! Ich habe ihn so lieb gehabt, so lieb! Wir hatten um die Linke getanzt zu Bacharach am Rheine, und er war ein feiner Knabe mit einem goldblonden Wammse und der Reiherbeize auf dem Hut. Und als der Abend dämmerte, fuhr wir den Rheinweg entlang gegangen, wo die Wellen tauschten und die Silberschuppen der Salmen aufglänzten, wie sie im Mondscheine aus dem Wasser sprangen. Da haben wir einander geküßt: ach, es ist schon lange her, so sehr lange!"

Sie legte sich langsam zurück, streckte die Arme auf dem Boden aus und vergeud, wie in stillem Weinen, ihr Gesicht hinein.

Der junge Mann sah tief betroffen und wunderbar bewegt diesem Spiele zu, ohne ein Wort zu sprechen.

Endlich erhob sie den Kopf und schüttelte ihn unmuthig, als ob sie trübe Erinnerungen verscheuchen wollte; ihre Augen waren

in der That ein wenig geröthet. Sie blickte noch eine Weile in malerischer Stellung, auf beide Hände gestützt, wie müde vor sich hin; die Sonne überstrahlte sie mit flimmerndem Licht. Die Bergschluchten rauschten heraufwärts, es war so wundersam still, nur drunten vom Rheine herauf klang es wie durch seltsamen Zufall:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin!"

Sie hob ihr Auge auf zu dem stummen Zuschauer mit dem sonnengebräunten Gesicht und dem goldblonden Haar, der athemlos herüber lauschte. „Fliehen Sie," sprach sie mit gedämpfter Stimme. „Sie gefallen mir, ich will Ihnen nichts zu Leide thun."

Ein plötzlicher Einfall gab ihm seine Gedanken wieder. Er lockerte zögernd ein Portefeuille in der Seitentasche seines Rockes, öffnete dasselbe und zog eine kleine Schere daraus hervor.

„Gewähren Sie mir ein Andenken, schöne Lorelei; ich habe Jemandem versprochen, ihm eine Ihrer Locken mitzubringen."

„Auf Ihre Gefahr!"

Sie griff nach ihrem Scheitel und zog ein paar Nadeln daraus. Als sie ein wenig den Kopf bewegte, flatterten die krausen braunen Wellen üb über den Rücken nieder. „Nun schneiden Sie."

Während ihr Antlitz sich wieder von ihm abwandte, kniete der Brasilianer zu ihr nieder und schnitt, und dann erschrak er heimlich, daß es so viel war, was er abgetrennt hatte, darum, weil er statt des seidenfeinen Haares ihren weißen Nacken im Auge gehabt und nachgesonnen hatte, was für Parfüm er einathme. Er riß hastig ein Papier aus dem Portefeuille, faltete es und legte seine kostbare Erwerbsbeute hinein: dann barg er Alles wieder in der Tasche des Rockes.

Sie blickte ihn starr über die Schulter an. „Unglücklicher," sagte sie dumpf, „Sie werden an mich denken!"

Noch einmal beugte sich der junge Mann in rascher Wallung des Augenblickes zu ihr nieder, ergriff ihre Hand, die sie ihm willenlos überließ, und preßte einen Kuß darauf. „Ich weiß, schönste Zauberin," stammelte er verwirrt und trat auf das Plateau zurück, ohne Umsehen sich entfernend. Hinter sich aber vernahm er ein silberhelles Lachen, so übermüthig lustig, daß er über die tiefe Erregung, in welche er gerathen war, ärgerlich ward. Die Gesellschaft weiter unten, die sich zum Aufbruch rüstete, warf ihm spöttische Blicke zu, wie ihm schien.

„Da mag die Sterbe wieder einen schönen Streich angegeben haben," sagte sie zu den Damen halblaut.

Der Brasilianer grüßte flüchtig und eilte vorüber. Nach einiger Zeit kannte er dem Verlangen nicht widerstehen, sich umzublicken. Da lag der Felsen, aber leer und tot. Das helle Kleid in der Vertiefung war verschwunden. Später lag er rechts in das anmuthige Schweizerthal hinab und wanderte eine Weile durch die grünen, luftigen Anlagen. Die Luft hatte sich ein wenig abgekühlt, die Sonne stand schon zu tief, um hier mehr als eine Thalwand beleuchten zu können. Erst als es dämmerte, ging er thalabwärts zur Ueberfahrtsstelle.

Wieder schwamm er auf dem Rhein. Vor der Lurlei lag nächtlicher Nebelduft, und das Wasser war einförmig grau wie flüssiges Blei. Er zog das Portefeuille hervor und betrachtete noch einmal die Locke, und sein Herz bewegte sich, als er den feinen Duft einsog, der ihr entströmte. Wer war jenes wunderbare Geschöpf, das eine anmuthige Sage vor seinen Augen verkörpert hatte?

Drüben suchte er den Gasthof auf, in welchem er die Familie des Onkels wußte. Lucie trat ihm mit glänzenden Augen entgegen.

„Wo hast du die Locke für mich, Eduard?"

Er blickte zur Seite. Sollte er sie behalten oder ihr abgeben? Er empfand ein innres Widerstreben, das ihm von der Begegnung zu berichten verwehrte, die ihm geworden war, aber nur wenn er die Locke behielt, konnte er dem entgehen; und er erwiderte mit angenommenem Gleichmuth:

„Sie läßt dich grüßen, liebe Cousine, aber die eine Locke zu schicken sei sie diesmal außer Stande; sie hätte schon alle verschwenden an reisende Engländer verkauft. Uebrigens war sie alt und häßlich und hütete zwei Ziegen, und als ich sie zum Singen brachte, war ihre Stimme zitterig und sie klagte hinterher, daß sie an Asthma litte!

2.

Sie waren schon vor unsres Tages nach Bonn zurückgekehrt, der reiche Handelsherr Sigmund Wolters mit Gattin und Tochter und mit seinem Neffen Eduard Wolters, dem Sohne seines einzigen Bruders, welcher Letzterer einst nach Brasilien ausgewandert war und in Rio de Janeiro Schätze auf Schätze gesammelt hatte in ehrlicher Arbeit. Und der junge Brasilianer, der zu seiner weiteren Ausbildung nach der alten Welt gesandt worden, arbeitete wieder im dunkeln Comtoir mit den vergitterten Fenstern wie zuvor und schrieb Zahlen in das große Hauptbuch des Onkels, so sauber und pünktlich, als hänge der Ruf der Firma Sigmund Wolters von der sollgenauen Tadellosigkeit der Zahlen im großen Hauptbuch ab. Er bewegte sich in der kleinen Familie wie immer, schweigsam, ruhig und sicher, und die nichtige Cousine hatte keine Ursache zu klagen, daß er ihr weniger vertraut gegenüberstehe nun ihre lachenden Blicke weniger herzlich erwiderte als früher. Herr Sigmund Wolters aber rieb sich die Hände und sagte befriedigt zu seiner Gattin: „Manachen, noch ein paar Wochen, dann können wir die Sache richtig machen und Herrn Edgar Wolters in Rio de Janeiro melden, daß sich die Firma Eduard und Lucie ins Handelsregister eintragen zu lassen beabsichtigt."

Wenn der würdige Handelsherr hätte voraussehen können, welche Folgen jenes Concert haben würde, dessen Programm er eben ungetrogen bekommen, er würde sich gehütet haben, die vier Billete holen zu lassen, deren Besorgung er dem Comtoirdiener anbefahl, — obschon er ungern fehlte, wenn es, wie in vielem Falle, galt, ein Unternehmen zum Besten der Armen durch seine Theilnahme zu unterstützen.

Aber die Billete kamen, und die Damen machten große Toilette, und die kleine Lucie sah wie eine Elfe aus in dem blumigen weißen Tullüberwurf über dem blauen Unterkleide. Stolz schwebte sie, nachdem man beim Theater den Wagen verlassen, am Arme des Vetters durch die kahlen Räume in die Loge hinauf, und er legte ihr bereits so sorglam das blaue gestickte Tuch um die Schultern, als ob er und nur er die Verpflichtung hätte jungen Damen in Verantwortung habe.

Die Ouvertüre mit dem geisterhaft süßen Adagio und dem jauchzenden Allegro war verklungen. Da präludierte der Flügel, und eine wundervoll weiche, metallische Altstimme sang:

„Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Die war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin."

Der Brasilianer, welcher kaum die Erscheinung der Sängerin auf der Bühne beachtet hatte, machte bei den ersten Tönen eine hastige Bewegung. „Lorelei!" murmelte er und beugte sich mit seltsam funkelnden Augen weit über die Brüstung.

„Ja, die Lorelei von Brentano," sagte ruhig die hübsche Lucie, indem sie auf den Zettel blickte.

Der junge Mann faßte an die Brust, wo das Portefeuille steckte. Dann ließ er sich das Programm geben. „Sophie Mancini" stand hinter der Nummer.

„Wer ist das?" fragte er, seine Bewegung bemeisternd.

„Eine Schauspielerin, welche im vorigen Winter in der Oper gastirt hat. Die spielt reizend, Ernest!"

Er wandte das Auge an, als wollte er dessen Sehkraft vervielfachen, er trank die süß traurigen Melodiengänge mit durstigem Ohr, und in die Erinnerung an jene wunderliche Szene auf dem Felsen strömte aufs Neue Blut und Leben.

„Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt" —

Das war's, das Nämliche, was sie ihm droben vorgesungen hatte auf der einsamen Felsenkuppe, ohne es zu wissen, daß sie noch einen anderen Zuhörer hatte, als die blaue Sommerluft und den starren Schiefer und die Bergblumen.

„Wer hat dies Lied gelungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein;
Und immer hat gesungen
Vom hohen Felsenstein:
Lore Lay
Lore Lay
Lore Lay
Als wären es meiner drei!"

Wie ein Echo verklang das dreimalige „Lore Lay" leiser und leiser in der Stille der weiten, glänzenden Räume. Nichtsnutzes Klatschen veranlaßte die Wiederholung des Schlußverses; Ernest Wolfert lachte nicht mit; er lauschte den Ton in die Haut und horchte auf das Echo in seiner Brust, das jenen Namen wie ins Endlose wiedergab. Er wußte ja Niemand, wie lange er heimliche Sehnsucht gehegt, noch einmal den geheimnißvollen Zauber jener Altstimme zu empfinden, wie oft er, selbst wider Willen, in schweigsamer Nacht die Locke hervorgezogen und betrachtet hatte. Nun hatte er sie wieder gehört, und die Saiten seines Herzens zitterten davon so eigen, wie vor wenig Wochen zum ersten Male. Er kam sich vor wie im Traume, und es dünkte ihn, als tauchten die Töne, welche sie gesungen, wie kleine Geister in seiner Brust auf, nickten ihm zu, schelmisch-verständnißvoll; sie blickten aus großen Narcissen mit schmalen Kraute, dunkle Kinderlocken und griffen mit festen Händchen in die Saiten: „Lore Lay, Lore Lay, Lore Lay!"

Sie sang noch zwei Lieder, und das war das Einzige, was er von dem Concert vernahm.

„Sehr schön," sagte der Onkel, als sie die Treppe hinabstiegen; „und die Mancini muß im Winter wieder singen, ich muß einmal mit Hembrandt und Compagnie sprechen, wo sie eingeführt ist."

Der junge Brasilianer horchte auf. War sie dort eingeführt, dann konnte er mit ihr zusammentreffen. Er erinnerte sich plötzlich, daß der junge Hembrandt ein sehr angenehmer Mann sei, ein ganz ungewöhnlich angenehmer Mann. Er hatte ihn zwar bisher immer für einen schwachköpfigen Dandy erklärt, aber das war entschieden zu hart geurtheilt. Er wollte doch, was er bisher versäumt, nähreren Umgang mit ihm suchen.

Er war recht zerstreut heute und ging bald auf sein Zimmer. Dort saß er vor der seidenen, braunen Locke und versank in stummes Brüten. Das war ein Theil von ihr, wenn ihr Leben gewußt hatte. Er betastete die Locke, nur es war, als sei das Leben noch nicht erloschen darin und ströme elektrisch in seine Finger über. Wie gleichmäßig lagen sie da nebeneinander, die feinen schwarzen Schlangeln! Aber da äußerte das weibliche Temperament ihren ihnen; — und war es da nicht, als bewegten sie sich und züngelten zu ihm empor, zu den Augen und durch die Augen ins Herz, rasch und glatt, wie das die Art der Schlangen ist? Wie seltsam! Warum hatte er noch nicht daran gedacht, sich ein Medaillon für die Locke zu kaufen? Nun, es war ja noch Zeit dazu. Er wollte morgen zum Juwelier gehen. Jedenfalls war die Locke ein ausnehmend Anderen.

Und er ging zum Juwelier und kaufte; er ging auch zu dem jungen Hembrandt, und dort geschah es, daß er mit ihr zusammentraf. Es war an einem kühlen Septembernachmittag in dem Garten der Firma Hembrandt und Compagnie; er trug trotzdem Anzug von hellgrauem Zwirnstuch, den er auf jener Rheinfahrt angehabt, worauf sein Panamahut, — absichtlich; er hatte Herrn Hembrandt junior vorhergesagt, daß er in vielen Kleidern eine Abwechslung bewerkstelligen würde. Plötzlichen wanderte er durch die von Jelängerjelieber, Geißblatt und Kletterrosen eingefaßte Rotunde, und als er an die Hecke kam, wo die Bogen der Gebüsche sich zu einem engen Durchlaß in den hinteren Garten einander näherten, vernahm er ihre Stimme über dem absichtsvollen Strauch der einen Seite und stand athmend vor dem einen der dunkelgrünen Laubwände still, welche die Hecken den Eingang in den übrigen Garten flankirten. Vier Schritt war sie von ihm entfernt, und er konnte sie doch nicht sehen. Aber dann stand er plötzlich vor ihr.

„Er!" rief sie in lebhafter Ueberraschung und erröthete bis zu den Schläfen.

„Herr Ernest Wolfert aus Rio de Janeiro, mein Freund, — Fräulein Sophie Mancini," sagte der junge Hembrandt.

„Wir haben uns eilig auf der Durlei getroffen und ein wenig Comitie zusammen gehäuft," meinte die Sängerin lachelnd. „Ich hätte nie nicht träumen lassen, daß ich Ihnen jemals wieder begegnen würde, um von Ihnen zur Rechenschaft gezogen werden zu können. Es ist schade, daß die Lorelei nun zum einfachen Meerschaumkopf wird und Ihre Absichten getrieben muß, mein Herr!"

„Ich weiß noch nicht, ob ich mich darum beklagen oder beglückwünschen soll," entgegnete der Brasilianer, welcher seit nur

kerzengrade vor ihr stand, ohne daß er doch vermocht hätte, ihrem Blick mit festem Auge zu begegnen; dies war das einzige Zeichen, durch welches er die Unruhe seines Innern verriet. Die schöne Sophie Mancini aber erzählte nun das Abenteuer so lebhaft und drollig, daß der kleine glatzköpfige Herr Heydrandt sowohl, der eifrigste Musikmäcen der Stadt, vor Vergnügen den graumelirten Zwickelbart strich, und selbst der junge Herr Heydrandt einen mißlungenen Versuch machte, zu lächeln und lebhaft aufzusehen. Sie verschwieg nichts, nicht einmal das Abschneiden der Locke, und endlich fragte sie den Besitzer derselben, welches Schicksal ihr zu Theil geworden sei. Der Brasilianer war ein wenig vertrieflich über diese Art, wie sein sorgsam gehütetes Geheimniß von ihr profanirt wurde, und antwortete mit krauser Stirn, er wolle sich mehr dergleichen Andenken sammeln und dann ein Schlummerkissen damit ausstopfen lassen.

Er war fast ernsthaft durch diesen Beginn seiner verfänglichen Bekanntschaft mit ihr, aber das dauerte kaum eine Stunde. Es zeigte sich ein Zauber ganz eigner Art, über den sie verfügte, jenes unaussprechbare Etwas, das die alte Mythologie in den Gürtel der Venus verschloß. Wie ein Glanz floß es um ihre graziöse Gestalt, die weder zu voll noch zu mager, weder zu groß noch zu klein war. Sie war lebhaft, ja ausgelassen, und doch hatte alles das ein künstlerisches Maß; sie sprudelte von Geist und Laune und besaß doch zugleich die Gabe gemüthlich, um nicht zu sagen sinnlich zu erregen, jene reizende Koketterie des Suchens und Versagens, wie sie jungen Frauen eigen ist. Dieser frauenhafte Zug an ihr hätte dem jungen Brasilianer auffallen müssen, hätte er sich jemals die Mühe gegeben, Frauen zu studiren.

Oben feuerte man und trank Champagner; im kleinen Salon nebenan war der Kronleuchter angezündet und der Flügel geöffnet. Der junge Heydrandt mit einer halb erwachsenen Schwester spielte vierhändig, und die Mama mit falschen wackelnden Locken, ein weites, weißes Tripentuch mit vielen Fransen angeschlagen, setzte die Brille auf und commandirte das Tempo. Wer nicht mitwirkte, saß im Nebenzimmer. Nachher wollte Sophie Mancini singen und erbat sich den Brasilianer zum Notenumschlagen. Er stand ganz allein bei ihr in dem eleganten Raume und blickte wieder wie einst auf ihre weißen Schultern nieder, über welche das Licht des Kronleuchters flutete, und auf die schwarzbraunen Lockenkinder, welche zu vieren hinter dem Scheitel nebeneinander lagen. Er mußte sich zusammennehmen, um seine Aufgabe nicht zu vergessen.

Als sie das erste Lied geendigt hatte und unschlüssig schien, was sie wählen sollte, bückte er sich zu ihr nieder und fragte: „Wollen Sie nicht die Lorelei singen? Sie haben mir neulich im Concert viel Freude damit gemacht."

Sie wandte sich um, und er erschrak ein wenig, als er die glänzenden, lachenden Augen so nahe erblickte und das verhaltene Kichern wieder hörte, welches er von dem Fensten her kannte.

„Waren Sie im Concert? Wissen Sie auch, warum ich das Lied gewählt hatte? Kurz zuvor hatte ich wieder lebhaft an unsre Begegnung da oben gedacht; es war eine nächtliche Erscheinung. Am häufigsten ist der Schluß: „Vere Lan, Vere Lan, Vere Lan" — sang sie leise mit ihrer silbernen Stimme und schlug ein paar Tasten dazu an. „Nun! ich singe das Lied für gewöhnlich doch nicht gern: ich werde melancholisch davon. Sie bekommen es ein ander Mal zu hören. Hoffentlich sehen wir uns noch öfter; wir müssen gute Freunde werden."

Sie sah lächelnd zu ihm auf und reichte ihm die kleine Hand, die er schon einmal geküßt hatte. Warum sollte er es jetzt nicht auch thun? —

Sie sahen sich in der That noch öfter, bei Heydrandt und Compagnie und anderwärts. Anfangs erfuhr im Hause des Onkels Niemand ein Wort davon. Aber liebende Mädchenaugen sehen scharf, und die kleine Lucie Wolfers hatte eine eifersüchtige Aere. Sie fühlte, daß er, als dessen Braut sie sich in Gedanken zu sehen gewohnt war, kaltsinniger und zerstreuter wurde. Warum ging er jetzt soviel aus, was er doch früher nicht gethan hatte? Und warum schwieg er so hartnäckig darüber, wohin er ging? Als später eine Freundin ihr erzählte, daß er bei einem Ausfluge, welcher von Heydrandts arrangirt worden, in einer Chaise ganz allein mit Sophie Mancini gesessen habe, schloß sie sich in ihre Stube ein und weinte einen Nachmittag lang. Dann wollte sie, daß Papa und Mama öfter zu Heydrandts gehen sollten, denn sie wünschte mit Helene Heydrandt zu verkehren. Aber Papa Wolfers schlug es ihr rund ab; er könne die Musikschwärmerei nicht vertragen, und das abendlange Musiciren mache ihm Kopfschmerz und störe seine Nachtruhe.

Sie wurde wortkarg und schnippisch gegen den Ungetreuen, aber er schien es nicht zu bemerken; sie machte gegen den Papa Andeutungen, aber dieser verstand sie nicht, weil er unfähig war, den Gedanken zu fassen, daß der Sohn seines Bruders einer Sängerin halber die Hand der Erbin von Sigmund Wolfers ausschlagen könne. Selbst dann, als er erfuhr, daß sein Neffe zu denjenigen Personen gehöre, von denen die schöne Sängerin Sophie Mancini Besuche empfing, sagte er blos zu ihm: „Ich habe nicht genußt, daß zu solch ein Musikaar bist, Junge. Nun, sie muß doch wenigstens eine anständige Person sein, denn sonst würde sie nicht in gute Familien gelaten werden." —

So kam der Spätherbst. Die Oktoberwinde pfiffen und jagten das falbe Laub von den Bäumen der schmucken Alleen und Gärten, und die weißen Rheinnebel stiegen Tag für Tag und wälzten sich durch die engen Gäßchen am Flusse bis weit in das Thal hinein. Und wenn die Sonne dann höher stieg und die weißen Schleier zerfloßen, dann lag es auf den weißen Grabsteinen und an den grauen Mauern weißkörnig und glitzernd — der Oktoberreif.

Aber als nun Heydrandt und Compagnie eines Abends die erste große Fete gaben, merkte doch Niemand, daß draußen im Garten das Gebüsch um die Rotunde nackend stand wie Besenreis, und daß selbst Astern und Georginen schon altjüngferlich vergibt die Köpfe hängen ließen. Denn die Gesellschaft saß an langer Tafel im großen Salon, und der stieß an das riesige Gewächshaus mit seiner exotischen Pflanzenpracht, voll ragender Palmen und Tracänen und was es sonst gab, durchsetzt mit farbig schimmernden Blüthen, und mit einem plätschernden Springbrunnen in der Mitte und lockenden rothen Sammetdivans in den Nischen. Was konnte man sich Schöneres erdenken, als diesen Feengarten beleuchtet von bunten Lampions, die zwischen den mächtigen saftgrünen Pflanzenblättern glänzten, während die Fontaine im Scheine eines kleinen Kronleuchters glitzerte? Man wandelte in einem Licht, welches die Mitte hielt zwischen Mondenglanz und Lampenschimmer. Milde Wärme floß durch

die dämmerklare Märchenwelt, deren Schöpfung ebenso für die unbegrenzten Mittel der Firma, wie für den Geschmack und die Phantasie ihrer künstlerischen Freunde Zeugniß ablegte.

Hier erging sich, wem das grelle Licht drinnen die Augen blendete, oder wem das lange Sitzen bei duftigem Rheinwein und perlendem Champagner unbequem wurde, oder wer einem Nachbar entfliehen wollte, der ihn langweilte. Und es gab genug solche Nachbarn in der großen Zahl Menschen, welche sich dort um die lange Tafel reihte; verknöcherte Professoren und solche, deren Gedanken dem saftigen Erntewipfel zustrebten und deren Daumen sich immer so unwillkürlich gegen den Zeigefinger rieb, als ob sie blanke Goldstücke dazwischen durchgleiten ließen; gemüthliche Rentiers, welche sehr viel tranken und sehr wenig sprachen, und wer sonst dazu zählte.

Auch die Firma Sigmund Wolfers war unter den Geladenen, und die kleine Lucie sah wohl und in sich gekehrt aus, daß der besorgte Hausarzt einmal zu ihr kam und scherzend sagte, er wolle nicht hoffen, daß das Goldstückchen ihn nöthigen würde, seine alten Glieder um ihretwillen zu strapaziren. Er ging darauf rasch weiter, als er das gesprochen hatte, und das war ihr lieb, denn er brauchte es nicht zu sehen, daß ihre blauen Augen mit Thränen kämpften. Kein Mensch brauchte es zu sehen, am wenigsten er, der so warmherzig und trocken neben ihr saß, als wäre er von Holz, und dessen Blicke verstohlen den Tisch hinunter streiften, wo die abscheuliche Kokette, die Sophie Mancini, welche nun richtig wieder im Theater sang, ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

„Anstoßen, anstoßen!“ sagte es plötzlich zwischen ihnen beiden, daß sie erschraken und sich die Gesichter zukehrten. Da stand Herr Hendrandt senior mit dem grauesten Zwickelbart und kniff die Augen zusammen. „Trinken ja so wenig; auf die Union der Firmen Wolfers!“ — und er hielt sein Glas so herausfordernd hin, daß die Beiden wohl oder übel die übrigen ergreifen und anklingen mußten. Aber der Brasilianer wandte den Kopf rasch wieder ab, und die arme kleine Lucie streifte ihn mit so verächtlichem Blick, als wäre sie seine erbittertste Feindin.

Die Bewegung aus dem Salon in die weitgeöffneten Flügelthüren des Gewächshauses flutete immer stärker; immer mehr leste sich die Ordnung des Tisches. Bekannte suchten einander und wanderten plaudernd in das Grün und die farbige Dämmerung nebenan. Lucie wurde von zwei Freundinnen entführt, und der Brasilianer ging allein hinunter, hier und dort stille stehend, wo bekannte Gewächse ihm die Erinnerung an die Heimath wach riefen. Man mußte sich nicht nothwendig begegnen, denn drei Gänge führten durch den Raum, und der oberflächliche Blick vermochte Niemand im Nebengange zu erkennen, so dicht waren die Pflanzenwände dazwischen. Später wurde musizirt, wozu der Flügel heraufgeschafft worden war, und die Töne zogen die Lustwandelnden wieder in den Salon zurück. Er ging nicht.

Er stand vor einer mächtigen Banane und spielte wie unbewußt mit dem Medaillon an seiner Uhrkette.

Da schlug ihm eine Hand leicht auf die Schulter. „Ei, wer die Geheimnisse wüßte, die da drinnen verborgen sind!“ — Es war Sophie Mancini, im dunkelgelben Seidenkleide mit schwarzem Spitzenstreif um den Hals und eine gelbe Rose im Haar, das Antlitz geröthet und die Augen blitzend vor Lebenslust.

„Wollen Sie das Innere sehen?“

„Ja!“

Er drückte an der Feder, und hinter der aufspringenden Platte erschien die Locke ihres eigenen Haares. „Sie wird Ihnen bekannt sein?“

Die Sängerin erröthete tiefer; er konnte es sehen, denn sie standen beim Kronleuchter. Als er das Auge brennend auf sie richtete, schlug sie das ihre zu Boden. Dann reichte sie ihm mit ungezwungener Herzlichkeit die Hand und sprach: „Ich danke Ihnen; es ist hübsch, daß Sie diese Erinnerung an mich in Ehren halten.“ Plötzlich sprang wieder der Uebermuth des Weines in ihr auf. „Sie sollen sich eine Belehrung dafür wünschen.“

Sie verstand ihn, als er verlangend in ihr Antlitz blickte, sah sich flüchtig um und hielt ihm lächelnd ihre rothen Lippen hin.

„Vorelei!“ stammelte er trunken und riß sie einen Moment an sich. Aber sie wand sich rasch aus seinen Armen. „Die Ungestüm,“ sagte sie, „das ist mir die Verabredung.“ — Sie berichte, denn es war, als höre sie etwas draußen die Blätter streifen. Ihr Auge wurde ernst, und sie drohte ihm langsam mit dem Finger. „Ich bin die Lorelei, und Sie wissen es,“ sprach sie leise; „ich will Ihnen etwas verrathen, darüber denken Sie einmal nach!“ Und sie summte, daß er eben Melodie und Worte verstand:

„Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich vor mir gewandt,
Ist fort von mir gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

Und nun adieu, ich muß drinnen singen.“

Sie bog elastischen Schrittes in den Mittelgang, während er wie geblendet die Hand über die Augen legte. Er schloß das Medaillon und ging rechts bis ans Ende des Gewächshauses und im Bogen auf der entgegengesetzten Seite zurück. Auf dem Divan der einen Nische lag etwas wie hellrothe Gaze, und als er zögernd hinzuschritt, sah er Lucie Wolfers auf dem Divan liegen, leichenblaß und mit geschlossenen Augen.

Das Herz klopfte ihm wie von schwerer Schuld. „Bist du unwohl, liebste Lucie?“ fragte er so weich wie möglich. Sie schlug hastig die thränentrüben Augen auf und sprang empor. „Was willst du? Nein, es ist nur von der Musik. Geh voraus! Was kümmert du dich um mich? Ich will allein sein!“

Sie stieß die Worte mit Heftigkeit hervor und wankte abwehrend und fast ängstlich mit der Hand.

Er ging, bestommen und unruhig. Er wußte jetzt, daß die kleine Eifersüchtige gelauscht hatte. Sein Geheimniß war in der Hauptsache wenigstens verrathen. Was wußte der Onkel dazu sagen, dem er soviel Liebe schuldig war und dessen liebste Wünsche er so rücksichtslos durchkreuzte. Ach, sie waren wohl auch die seinen gewesen, — einst; aber nun lagen sie hinter ihm, und das war's eben. Ein verlorenes Ding! Aber was hat schließlich das Herz mit den Wünschen eines Onkels zu schaffen, und wer will den Menschen verpflichten, wiederzulieben, wenn er geliebt wird? —

3.

Was er gesuchtet hatte, traf ein. Das im Tiefsten verwundete Mädchen wußte sich nicht zu beherrschen, und es gelang

dem Herrn Sigmund Wolfers, welcher einsah, daß hier Sachen vorlagen, welche ihn selber sehr bestimmt angingen, unschwer, ihr das, was sie selbst in Wahrheit gern verborgen getragen hätte, zu entlocken. Nun kamen drei Tage in dem grauen Schlosse mit der hohen Thoreinfahrt trauten am Rhein. Der junge Brasilianer war ein Starrkopf und der Onkel, einmal gereizt, schwer zu besänftigen. Es kam zu Auseinandersetzungen, welche schließlich dahin führten, daß der junge Mann in raschem Entschlusse eines Abends die nothwendigsten Sachen zusammenraffte und am andern Morgen Bewohner eines Miethhauses war.

„Schön", sagte Herr Sigmund Wolfers im ersten Zorne; „gehen kann er, aber wiederkommen nicht. Und ich werde der Firma Edgar Wolfers nach Rio de Janeiro melden, wie die Sachen stehn. Meinethalben mag sie diesen Herrn wieder holen oder nicht, wie sie will, ich lasse meine Hand aus dem Spiele."

Acht Tage später gestand er sich heimlich, daß er wohl gleich zu hitzig geworden sei und mit seiner Heftigkeit Alles verdorben hätte. Der Entsetzene war doch der einzige Sohn seines einzigen Bruders, und er hatte die Verantwortung für ihn übernommen. Was hatte er begangen? Sich in eine Schauspielerin verliebt und sie geküßt. Wie viele hatten das gethan in ihrer Jugend, die er kannte, und waren doch ehrbare Handelsherren geworden, die bei ihm unbeschränkten Credit genossen, und Keiner hatte die Gebeirathet, welche er geküßt hatte. — Er erzählte auch nirgends, warum der junge Mann eine Wohnung außerhalb des Hauses bezogen hatte; ja er deutete sogar an, daß er es unter gewissen verliegenden Umständen für schicklich erachte, wenn Vetter und Cousine vorläufig nicht länger dasselbe Haus bewohnten, und man verstand ihn und gratulirte mit dem feinsten Lächeln von der Welt.

Auch der Brasilianer schwieg über seinen Auszug. Selbst Sophie Mancini wußte die ersten Tage nach dem Ereignisse noch nichts davon, erblickte er sie täglich sah, und als sie aus dritter Hand darüber Kunde empfing und ihn zur Rede stellte, gab er ausweichende Antworten.

Er kam zu ihr mit einer Frage auf den Lippen und trug vielerlei weiter fort, unausgesprochen; sie erriet viele Frage, und es schien, als vermeide sie geflissentlich die Gelegenheit herbeikommen zu lassen, an welche er eine Aussprache knüpfen konnte. Sie fragte nicht einmal, wo er das Medaillon gelassen habe, welches von der Uhrkette verschwunden war.

Vierzehn Tage waren seit seinem Auszuge aus der Familie des Onkels verflossen, nur noch immer war in der Lage der Verhältnisse keine Aenderung eingetreten. Aber das Wetter war immer häßlicher geworden; Schnee und Regen lösten sich ab, und tief hing der düster graue Himmel über den Straßenzinnen. Da kam es, das Unerwartete, Entsetzliche —

In der Dämmerung wandelte der junge Brasilianer, tief in das Plaid gewickelt, zu ihrer Wohnung. Er sah das Gitter vor sich, und das verdeckte Gärtchen davor, und darin das gelbe, von der Feuchtigkeit mißfarbene Haus mit den grünen Jalousien, und er fühlte den mächtigen Zug in der Tiefe des Busens, der ihn vorwärts riß. Vor ihm her ging ein Mann, eine hohe Gestalt, mit einem Calabreserhut auf dem Kopfe, einen Mantel umgeschlagen, langsam und zögernd. Einen Augenblick wandte derselbe sich um und zeigte ein edles, dunkelfarbiges Gesicht mit krausem, schwarzem Vollbart; im Arm trug er ein halb vermummtes Kind, einen Knaben. Er durchschritt die angelehnte Thür des Gitters und betrat nach ihnen Beiden auch das Haus. Der Brasilianer folgte.

Als er im Hausflur stand, vernahm er, wie der Mann mit seiner Last droben an ihre Thür klopfte, sie öffnete und eintrat. Ein Gefühl des Verdrusses überkam ihn, und noch auf dem Corridor schwankte er, ob er nicht lieber umkehren sollte, da er nicht darauf rechnen könnte, sie allein zu treffen.

Noch nährte er heimlich die Hoffnung, daß der Fremde sich in der Wohnung geirrt haben möchte, die er suchte. Aber da legte es sich plötzlich wie Schlingen um seine Füße, und er wankte und griff taumelnd nach dem Geländer. Ein Aufschrei drinnen, — ein aus tiefster Menschenkraft aufbrechender Schrei namenlosen Entzückens: „Mein Gatte, mein einziges süßes Kind!" — dann erstickte Küsse, zwischen Lachen und Schluchzen gegeben, und die tiefe schwere Stimme eines Mannes: „Sophie, ich komme wieder zu dir, ich weiß es jetzt, daß die Welt für mich nur ein Glück hat, und das bist du, nur du, Sophie! Ich war ein Elender, als ich dich verließ, und habe das gefunden, was mir gebührt, — Elend! Sei mein Weib, wie du es vor Gott und Menschen bist, mein guter Engel, mein Gegenbild, o Sophie! Ich bete dich an, wie in den Tagen, da wir die ersten Küsse tauschten, und ich will verflucht sein vom Scheitel bis zur Sohle, wenn ich je wieder Träber essen gehe, statt deiner süßen Küsse!"

Immer noch stand Herr Eduard Wolfers aus Rio de Janeiro draußen auf dem dunklen Corridor und lauschte mühsam athmend, wie in der Stube da drinnen zwei Herzen sich wiederfanden und wieder aneinanderflossen in rückhaltloser Selbstanklage und seligem Vergeben. Das also war die Lösung des Räthsels jener Strophe aus dem Vorleitliede, welches sie ihm in dem Feengarten von Hedvaant und Compagnie aufgegeben! Eine verlassene Gattin und Mutter hatte er geliebt, und nun war Der wieder heimgekehrt zu ihr, der sie betrogen hatte und in die Ferne gezogen war, und es war eine Sünde gewesen, als er ihre rothen Lippen geküßt hatte vor der Banane beim plätschernden Springbrunnen! Um eines Weibes willen, die einem Anderen gehörte, hatte er jene Herzen von sich gestoßen, in denen er eine traute Heimathstätte besessen! Und sie, — sie, was hatte sie denn gethan, um ihr Leben so furchtbaren Schlage zu bewahren? Räthsel aufgegeben, die er nicht zu deuten vermocht. Und doch mußte sie es wissen, daß er verzaubert war, daß das Schiff seiner Seele steuerlos in die Wirbel der tiefen, geheimnißvollen Lustleidenschaft trieb, derthin, wo unter der glitzernden Fluth die dunkle Klippenreihe starrte und die gebrochene Stimmung murmelte.

„Verdet!" dachten seine erblassenden Lippen, das Blut tobte nach seinem Herzen und die Sinne verliefen ihm.

Niemand hörte es, wie er zu Boden schlug. In der Stube daneben jauchzte das Glück weiter, reizende Kinderlippen sprachen den holden Muttersnamen wieder und immer wieder wie etwas lang Entbehrtes, wenn sie nicht durch Küsse verschlossen waren, und Augen, deren Frühlingsglanz den Nachtfrost überwinden mußte, lasen von den geliebten Zügen Runen der Zukunft, glückverheißende, zauberkräftige. —

* * *

Sie hatten ihn gefunden und in die Wohnung des alten Herrn Sigmund Wolfers gebracht, auf die Stube, welche er

trotzig verlassen hatte. Die kleine Lucie hatte um seine Aufnahme gebeten und der Papa nur zum Schein sich ein wenig gesträubt. Und der alte lustige Schalk, der Hausarzt, hatte nun noch kommen müssen, sehr oft, manche Woche hindurch. Denn der junge Brasilianer war besinnungslos gekommen und lag noch immer besinnungslos in schwerem Nervenfieber. Der Arzt hatte bald den Kopf geschüttelt, bald Hoffnung gegeben; aber wer wußte, was jene Stunde bringen würde, wo das Leben mit dem Tode die unheimliche Schachpartie zu Ende spielte, deren Ausgang für den einen oder den anderen Theil das „Matt" brachte? Wer konnte sagen, wieviel Chancen hüben und drüben sich entgegenstanden? Niemand, nicht einmal der Arzt.

Die alte Pflegerin aber wußte gar mancherlei zu erzählen, was sie herausgehört hatte aus seinen wilden Phantasieen, von der tuftenden Locke, die aus lauter winzigen Schlangen bestand, und wie die unheimlichen sich in sein Herz gebohrt hatten und darin herumkrochen wie Grabwürmer in einem Leichnam; von dem Lorelei-Lied, aus dem er mit heiserer Stimme Strophen gesungen hatte, von dem Felsen, an dem er geklammert hing mit verzweifelndem Hallo-rufen, denn unten gähnten die Klippen und brausten die Strudel; von süßen Liebesklagen und tobenden Verwünschungen. Sie wußte auch noch Anderes, von einer kleinen, reizenden Elfe, mit blauen verweinten Augen, welche so manche Nacht zu ihr gekommen war, ohne daß Jemand im Hause weiter davon Kenntniß hatte, und sie hatte helfen wach erhalten, wenn die Müdigkeit über sie gekommen war wie ein gewappneter Mann; die dem Kranken so zart die weichen Kissen zurecht gelegt hatte und ihn so traurig angeblickt und dann geküßt hatte auf den stummen, bleichen, zuckenden Mund.

Wieder war es Nacht, und das kleine, stille Nachtlicht warf seinen trüben Schein in die Krankenstube. Draußen wüthete der Sturm und schlug heulend die Regenmassen gegen das Fenster und die prickelnden Hagelkörner dazwischen, und von der Straße herauf vernahm man das Klappern loser Fensterläden und das Rieseln des Wassers. Sie saß wieder vor dem Bett, die kleine Else, im übergeworfenen Morgenmäschen und die blonden Flechten um den Kopf gelegt. Niemand war bei ihr, denn die alte Ursula war draußen, wo der Kaffee brodelte, der ihr den Schlaf vertreiben sollte. Wie blaß sie aussah und wie übermüdet! Und doch war sie froher heute, als je, denn er schlief, tief und fest, wie es schien, und milde Schweißtropfen perlten über seiner Stirn, hinter der die tollen Phantasieen ruhten. Und wie sie so niederblickte in sein Gesicht, war es, als athme er plötzlich leiser und als zucke seine Wimper ein wenig; und mit einem Male schlug er die Augen auf.

„Lucie," sagte er matt, „du hier? Wo bin ich denn?"

Sie floh nicht davon, sie lächelte ihn glückselig an; er hatte die Besinnung wieder. „Ja, Ernest," flüsterte sie und streichelte seine Stirn mit ihren weichen Händchen, „du bist bei uns und du sollst gesund werden."

Da kam ihm die Erinnerung zurück an das, was mit ihm vorgegangen war, und er deckte schweigend die Hände über das Gesicht. Dann griff er nach seiner Brust. „Wo ist das Medaillen?" fragte er hastig, indem er sich aufrichtete.

„Aengstige dich nicht, es ist da; es liegt dort auf dem Tische."

„Gib es her!" — „Zu, nun rücke mir das Nachtlicht näher an das Bett."

Während sie seinem Verlangen entsprach, versuchte er das Medaillon zu öffnen, aber die Kraft versagte ihm.

„Oeffne du es, aber vorsichtig!"

Sie blickte scheu hinter den offenen Deckel, wo ein dichter Ringel dunkelbraunen Haares sich in die runde Vertiefung schmiegte. Er nahm das schimmernde Gebilde aus ihrer Hand, zog das Haar hervor und hielt es mit zitterndem Arm in das Lichtflämmchen. Ein Zischen und Flackern, — dann war es leer zwischen den schmalen weißen Fingern des Kranken, und er athmete tief auf.

Sie wagte nicht zu fragen, was er da der Flamme geopfert hatte, aber sie ahnte es.

„Lucie," sagte er, indem er in die Kissen zurücksank, „weißt du noch, daß ich dir damals eine Locke der Lorelei mitzubringen versprach, als ich zu ihr hinaufkletterte? Ich hatte sie mitgebracht, aber für mich behalten, und das da war sie. Sie hat mich elend gemacht und mich meinem lieben Herzen entfremdet. O Lucie, wirst du mir vergeben? Ich bin keiner nicht werth, ich weiß das; aber du bist ein Engel, und die haben mehr Freude über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte. Hast du mich lieb, Lucie? Jetzt noch?"

Da strömte es unaufhaltsam über ihr Antlitz; all die Bitterkeit und das Weh, das sie gequält hatte Monden lang, brach nun mit einem Male hervor. Es mußte heraus aus dem Herzen, denn das Glück wollte einziehen, und das verträgt sich nicht mit Kummer und Herzeleid. Und wieder beugte sie sich, wie manche Nacht schon, über sein blasses Gesicht und küßte ihn, und er umschlang sie zum Zeichen, daß sie ihm gehöre. Aber dann ließen die Hände los und glitten seitwärts an ihr nieder, schlaff und müde.

„Lege deinen Arm unter meinen Kopf, Liebste; ich will nun schlafen."

Liebesschuld.

Märchen

von

Ferdinand Kürnberger.

Ein junger Wandersmann saß auf der Steinbank vor dem Kloster. Das Kloster war ein grauer melancholischer Steinhaufen und lag am Ende des unermeßlichen Schuttfeldes vor den ersten Abhängen des großen Gebirges. Recht lag es da, als ob es die Ebene aus Ufer gespült, oder der Berg vor sich her geschoben hätte. Es war ein trauriges Land. Im ganzen Umkreis keine Menschenwohnung, kein Heerdeblöcken, kein Hahnschrei. Dürr hörte die Ebene auf und dürr fingen die ersten Schutthalden des Gebirges an. Das Kloster hatte sich angesiedelt, wo die einzige Quelle unter dem Berge hervorkam, aber, lebensmüde schon an der Geburt, in einem sandigen und moorigen Sumpfwasser sich ausbreitete. In diesem Sumpfgerinn war eine Aue von Weiden emporgeschossen, und tief in dem Weidericht lag das Kloster. Es schien, als habe es nicht das Grün gesucht, sondern bloß den Schleier, den Vorhang, der ihm die Aussicht ins Weite und den Anblick der verachteten Welt verbarg. So düster lag es da in dem grämlichen Weidenschatten, welcher vom Walde nichts hatte, was ihn lustig macht, sondern bloß das tagscheue Dunkel, das herzerkältende Schweigen.

Der Bruder Guardian hatte dem Pilgrim ein Brod und einen Wasserkrug vorgesetzt und mit einem knappen Segenswort sich wieder entfernt. — „Ihr solltet doch meinen Dank abwarten," sagte der Wandrer, der ein Gespräch suchte. — „Wozu?" murrte der Guardian; „jedes Wort, das gesprochen wird, ist werth daß es ungesprochen bleibt." — „Da habt Ihr Recht," antwortete der Fremde; „Worte sind's, welche das Ohr der Weiber bethören und aus ihren Herzen die Treue hinweglisten." — Der Bruder schoß einen Feuerblick aus seinen aschgrauen Augenhöhlen. „Nichts von Weibern an diesem Orte!" grollte er finster. — Tief auf seufzte der junge Wanderer. „An diesem Orte? Sagt, an keinem Orte! Gott, Gott, warum hast du sie erschaffen?" rief er mit einem Weheblick gegen den Himmel. — Der Klosterbruder stand aufmerksam. Er war selbst noch ein junger Mann, aber sein Haar ergraut, seine Züge erloschen. — Jener fuhr fort: „Also nichts von Weibern! Laßt uns von euren Bergen reden. Acht Tage, sagen die Leute, pilgert man durch, eh man ans Ende kommt?" — „So ist es. Wollt Ihr hinüber?" — „Wenn Gottes Segen dabei ist, ja!" — „Den wünsch ich Euch!" rief der Bruder bedeutungsvoll. — „Und kann ich mich nicht verirren?" fragte der Wanderer. — „Nein; wenn Ihr den Alpenpaß haltet, welchen schon die alten Heiden gebahnt haben, und keine neuen Heidenwege sucht." — „Neue Heidenwege? wie versteht Ihr das?" fragte Jener. — Der Bruder sah ihn scharf an. Der junge Fremde blickte zu Boden. Nach einer Weile fuhr er fort: „Es könnte doch sein, daß links oder rechts manch ein feiner Ort läge, welcher der Ausbeuge werth wäre. Die Leute nannten mir solche Orte. Der stille Grund, König Nechos Brunnen, die Elfenwiese, das Gaden der Bertha, zuletzt der Trojanerberg." — „Ihr wollt auf den Trojanerberg?" rief der junge Mönch. — „Warum nicht," sagte der Pilger, „nennt mir den Weg dahin." — „Ihr wollt auf den Trojanerberg?!" wiederholte der Klosterbruder. — Da war's mit der Verstellung des Jünglings zu Ende. Sein Herz wallte über, er schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte laut: „Ich will auf den Trojanerberg!"

Der Guardian setzte sich neben ihn auf die Steinbank. „Wer hat Euch den Berg verrathen?" fragte er mit Theilnehmung des Herzens. — Der Jüngling, noch immer im Schluchzen, antwortete: „Heiliger Mann, ich schäme mich vor Euch. Hätte ich gewußt, daß Ihr daß Geheimniß kennt, nie wäre der Name aber meine Lippen gekommen." — „Wer hat Euch den Berg verrathen?" — wiederholte dringender der Mönch. — „Es ist gewiß keine Sünde," betheuerte der Jüngling, indem er seine blauen Augen von Thränen trocknete. „Es ist nichts wider Gott und den Glauben. Fern von diesem Lande, wo ich zu Hause bin, da lebt ein alter hundertjähriger Schäfer; ein frommer Mann, ein Dienstmann des Klosters, welchen der Bischof selber um Rath fragt. In der Furcht des Herrn bewahrt er alte ver-

gessene Kunde, hütet sie vor Spott und Unglauben und spendet nur Jenen davon, welche kindlichen Herzens sind. Und als ich nun heimgekehrt war von meinem Wandern und das Weib, das ich über Alles geliebt, in Schuld fand, die nicht mehr zu tilgen; als ich zu Gott schrie um ein Wunder und mit meinen Knieen die Kirchenstufen zerrieb und meinen Kopf an die harten steinernen Altäre schlug und ein Tag um den andern verging und keiner, keiner das Geschehene ungeschehen machte: da verzweifelte der Bischof selbst an meinem Erretten und sagte in der neunten Beichte: ‚Mein Sohn, du bist noch nicht reif für das Manna des Himmels. Wie ein Kindlein, welches vor der Zeit entwöhnt wird, nach der Mutterbrust schreit und keine Kost schmecken will, denn diese, und lieber verhungert und abstirbt; so brauchst du noch eitlen Erdenglücks, ehe du eingehen kannst in das mystische Glück der Entsagung. Die Natur überspringt keine Stufe und die Natur ist Gottes sichtbare Offenbarung. Gehe hin, mein Sohn, und bitte Gott, daß er dich finden läßt, wessen dein Herz begehrt, eine neue und bessere Liebe.‘ Als ich dieses gehört, da ging ich nicht mehr zum Bischof, denn ich dachte bei mir: Der Mann hat nicht Einmal geliebt, der eine zweite Liebe mir anrathen kann. Er versteht seine heiligen Dinge, aber den süßen schmerzlichen Eigensinn des Herzens versteht er nicht.“ — „Das sagte der Bischof; und was sagte der alte hundertjährige Schäfer?“ — „Geht, Ihr wißt es ja selbst,“ antwortete der Jüngling verschämt. Er blickte scheu um sich her, denn überall zwischen den Weiden sah man braune Kutten sich regen und erdgelbe Gesichter in grauen Bärten: es waren die Mönche, welche im Weidengrund ihre abgesonderten Wurzgärtlein gruben. Flüsternder fuhr er fort: „Viel frommer Sprüche sagte der Schäfer. ‚Willst du erlöst sein, so mußt du selbst wieder erlösen. Siehe, mein Söhnlein, daran merke, daß es kein sündliches Werk ist, was ich dir rathe. Der Teufel thut Gutes mit falscher List, da er mit der Sprache niemals herausrückt, was du ihm wieder thun sollst. Aber die arme Peralba auf dem Trojanerberg wird dir mit offenbaren Worten sagen, was du thun sollst und was gewinnen. Die Peralba ist ein Geist, welcher viel hundert Jahre auf dem Trojanerberg haust, verbannt, im Fluch einer Liebesschuld. Erlösen soll sie Einer, der ohne Liebesschuld kommt, aber durch Liebesschuld ruhlos und unglücklich, wie sie. Kann er sie erlösen, so hat er selber sein Heil gewonnen und ein Glück kommt über ihn — wenn alle Blätter der Bäume Zungen wären, sie würden es die Zungen nicht aussprechen.‘ Das sagte er und noch viel hohe und geheime Sachen, die ich nicht verstand, aber ich fühlte in meinem Herzen, daß ich glaubte und hoffte. Und ob ich liebe? fühl ich denn was anders als das? So hab ich mich aufgemacht und bin gewandert, gewandert, — und wie ein Vogel fliegt mit der Luft in seinen Federn, so spüre ich schon die Geisterluft in meinem Gebein und sterbe vor Sehnsucht, von dem Geiste Peralba zu hören, was mein und sein Erlösungswerk ist. Guter Bruder, bei der Barmherzigkeit die unser ewiges Erbtheil: ich stehe jetzt vor dem wilden und fremden Gebirg an der Pforte; nennt mir den Weg hinauf!“

Der Mönch schüttelte den Kopf. „Soll ich Euch das Beste und Theuerste rathen, so kehrt Ihr um und wandert heim ohne Aufenthalt. Im guten Wahne geht Ihr hinauf, wahnlos mögt Ihr zurückkommen! Deutet Euch, was Ihr thut, noch so gütlich, es ist ein Frevel! der Mensch soll nie seinen letzten Schritt thun. Was Ihr auch verloren habt, Ihr könnt noch das Letzte verlieren: Euren Wahn! Euren Wahn! Wißt Ihr, wie viel Euch übrig geblieben an diesem Gute? Ihr wisset es nicht. Aber wenn Ihr es wisset, so ist es auch schon zu spät. So ist es dahin und kommt nicht wieder, das letzte Glück des Unglücklichen, — Euer Wahn, Euer Wahn!“

Und jetzt war es seltsam. Der Mönch und der Fremde schienen fast Altersbrüder, aber der Mönch stand da, wie ein Vater vor seinem Kinde, wie die weise und graue Ewigkeit vor einem zuckenden Augenblick. Wäre der Laie nicht in sein eigenes Herz vertieft gewesen, es hätte ihm schaudern müssen vor dem Klosterjüngling im grauen Haar, und er wäre geflohen, wie vor seinem eigenen zweiten Gesicht. So aber lächelte er nur und sprach: „Heiliger Bruder, Ihr kennt die Liebe nicht, wenn Ihr so sprecht. Wer liebt, hat nichts für sich selbst. Alles wagt er, auch seinen Wahn. Weh dem, der nach Liebe geht und seine ganze Habe nicht dransetzt!“

Als der Mönch dieses hörte, hob er die Hand auf und sagte: „Ja, Ihr dürft auf den Trojanerberg gehen! Geht hin, Ihr dürft es.“ — „Mit Fleiß bitte ich Euch abermals, nennt mir den Weg hinauf.“ — „Das ist kein Weg wie ein anderer. Ihr werdet Zeichen sehen und in Eurem Innern wissen, daß Ihr auf dem Wege seid.“ — Mit freudevollem Ahnen schüttelte sich der Jüngling, ergriff seinen Stab und stand auf. Sinnend betrachtete ihn der Klosterbruder. „Sollte es wahr sein,“ murmelte er; „es lebte Einer, der auserwählt ist?“ Und als der Andere schon fortging, ergriff er ihn beim Arme und sagte: „Verweilet noch einen Augenblick. Ihr sagtet, neunmal habt Ihr Eurem Bischof gebeichtet. Thut es zum zehntenmale, ehe Ihr diesen Weg antretet. Beichtet auch mir.“ — „Was, ehrwürdiger Bruder?“ — „Was habt Ihr Eurem Bischof gebeichtet?“ — „Versuchungen. Aber sie sind vorüber, Mann Gottes. Als ich's mit Augen sah, wie das Weib meiner Liebe das Weib eines Andern war, da war es mir schwarz vor den Augen. Ein Rachestrom um den andern siedete über mein Herz, ich wollte bald ihn, bald sie tödten, meine Gedanken schwindelten, mein Fuß wankte auf der Leiter, die zwischen Himmel und Hölle hängt. Da hielt ich mich fest ans Kreuz, denn der Abgrund lag überall unter mir.“ — „Und eine Schuld hattet Ihr nicht zu beichten?“ — „Eben der alte hundertjährige Schäfer fragte mich so. Aber glaubt, ehrwürdiger Bruder, ich habe mein Gewissen erforscht, wie ein Bergmann, der in den tiefsten Schacht fährt. Aber je tiefer ich forschte, desto leuchtender wurde es darin. That ich ihr doch nichts als Liebes und Gutes! Hätte ich doch alle Freuden der Welt zu einem Thurm Babel aufbauen mögen und sie darein setzen! Wie hätte ich mein Unglück verschulden sollen? Zu den Sonnenstrahlen sagte ich: wärmet sie! und zu den Weltlüften: kühlet sie! Wie die Bienen ihre Zellen mit Honig anfüllen, so war ich in allen Winkeln meines Herzens angefüllt mit Liebe für sie. Meine Liebe schien mir kein Menschenwerk, oft dachte ich mir, ein Engel wohne in mir zum Vorbild, wie Menschen lieben sollen. Ach, mein Gewissen erforschen! Ich konnte nur stolzer werden, wenn ich es that, oder böse vor Zorn über ihren Undank und ihre Untreue.“

Der Mönch sah seinen Gast mit einem langen Blicke an. Er wollte was sagen, da erblickte das Glöcklein im Kloster. Der Mönch erhob seinen Arm, deutete und sagte: „So geht mit Gott, Jüngling! Da hinaus geht Euer Weg, da hinein der meinige. Wer von uns geht besser?“ — Er wandte sich und verschwand in die Klosterpforte. Unter den Beiden hervor kamen die Mönche, jeder sein Grabscheit über der Schulter, und zogen schnurstracks in ihr Heiligthum.

Der Wanderer ging. Gleich hinter dem Kloster erhob sich der Weg in die Hochgestreckten Berge. Im Kloster verstummte das Glöcklein und ein Ehorgesang tönte dem Wanderer nach:

Caro mendax debet cruci,
Amor sit aeternae luci.

Der Wanderer murmelte für sich: „Lug des Fleisches sei zu nichte, euer Herz gebührt dem Lichte!“ Nachdenklich schritt er weiter. Da sah er das erste Grün über den dürren Halden, und ein Luftstrom voll Waldgeruch kam ihm entgegen. Mit voller Lunge athmete er in die Luft hinein und wie von einer Begeisterung ergriffen rief er aus: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!“ Die Welt ist voll von ihnen, nicht bloß die Klöster. Ihr Schwarzen dort unten, ihr habt das Licht nicht allein. Umfanget mich, freie Lüfte der Berge, auch hier weht der Odem Gottes! Anweht du schon die Nähe deines Erlösers, arme Peralta? Ich komme, ich komme! Ich spüre den Hauch deiner Sehnsucht in diesen sternberen Lüften und dringe mit Wonneschauern dem süßen Unbekannten zu, das mich in Geisterarmen erwartet!“ — Er schritt muthiger aus, und pumpf hinter ihm verhallte der Hymnus:

Caro mendax debet cruci . . .

Die Hügel verengerten sich und theilten sich auf an den Seiten. Gras überzgrünte sie und auf dem Rasen stand Eichengebüsch und einzelne Birken. Bald traten die Bäume zu einem vollern Wald zusammen und überzogen alle Berge und Thäler. Der Weg ging da mitten durch. Er ging in die Furche eines langgewundenen Thales, aber das Thal strebte aus sich selber hinaus, und ein Schritt war höher als der andere.

Der Wanderer pilgerte so vor sich hin. Eine wunderbare Stille erfüllte das Gebirg. Er hörte keinen Menschen, keinen Vogel, und zuletzt hörte er auch seine Gedanken nicht mehr. Aber wenn ihm so die Besinnung seiner selbst ausgegangen und der harte schneidende Faden, der das „Ich“ mit der Welt verbindet, wie abgerissen war, so war er am glücklichen. Erwachte er dann wieder zum Schmerze seines Lebens, so war die giftige Kraft desselben verraucht, und er spürte sie kaum. Es däuchte ihm kaum, als ob Alles, was er erlitten, nur Traum und Einbildung und leer an Wahrheit sei. Er vermunterte sich, was er hier suche, und glaubte, er könne umkehren. Erst wenn er das wollte, besann er sich wieder seines vollen Zustandes, und wie Messerstiche fielen die Erinnerungen über ihn her. Er durchlebte dann Alles wieder, vom ersten Augenblick seiner Liebe bis dahin, wo ihm die Menschenwelt in Schutt und Jammer zusammenbrach und sein Weg auf den Geisterberg ging. Dann kam er sich verloren vor, wie keine der erschaffenen Seelen. Ach, sie können alle leben und wohnen mit der Sünde, aber das ist ja sein Unglück, daß er die Sünde als Sünde empfindet und keine Brücke zu ihr hat. Er ist unglücklicher, weil er reiner ist. Er reizt sein Gewissen, ob es denn gar sein muß, ob er nicht auch sich versöhnen könnte, wie andere Menschen, und den Apfel, der so süß war, genießen bis auf den Kern mit dem Wurme. Ach, das kann er nicht! Aber er ist stolz, daß er's nicht kann. Sein Schmerz wird zur Würde, und die Würde schmeichelt ihm und wird zum Genuß. Es ist die Wollust des Schmerzes. In diesem Umkreis bewegt sich sein Wehegefühl. Vom Erschrecken über das ewig Verlorene, vom Verzweifeln über das Unwiederbringliche, bis zum sanften Weinen des Selbstmitleids. Ueber diesem Weinen schläft er dann ein, wie ein Kind, das sich ausgeweint hat. Er verliert das Bewußtsein, der harte schneidende Faden, der das „Ich“ mit der Welt verbindet, reißt ab, und er pilgert dahin, — eine lange Zeit wieder schmerzlos, selbstlos.

Auf seinem Wege folgte er den Dingen nach, die ihm den Trieb dazu eingaben. Wo war die Thalstraße? Wo die gemauerte Bahn, welche die alten Heiden über die Jöcher geführt? Er wußte es nicht. Er wanderte bald durch Farrenkraut, bald über Moose, bald durch Büsche bis an die Brust. Er wanderte ziellos. Und doch ängstigte es ihn nicht, und es fiel ihm keinen Augenblick ein, daß er im wildfremden Gebirge dem Zufalle nachging. Bald war es ein Eichhörnchen, das ihn ins Dickicht lockte, oder ein Schmetterling, dem er durchs hohe, ewig ungemähte Gras folgte, oder ein schöner farbiger Vogel, dem er neugierig zulief, als wäre er an sein Fliegen wie mit einem unsichtbaren Faden gebunden. Einmal sah er ein Mädchen im Walde, welches Schwarzbeeren pflückte. „Gib mir, liebes Kind, von deinen Beeren!“ rief er ihr an — sie wußte ihm, er folgte, sie sammelte immer vor ihm her und doch erreichte er sie niemals. Zuletzt war sie verschwunden. Da pflückte er sich selber die Beeren und ging ihnen nach, so lang er sie fand.

Einmal überkam ihn ein Durst, da hörte er ein Wasser unter sich rauschen, aber in einer tiefen und jähen Felsrinne, der er nicht beikonnte. Geduldig ging er dem Tone nach, um zu dem schäumenden Schwall eine wegsame Stelle zu finden. Durch Klippen und verwachsenes Gestrüpp ging's im Zickzack abwärts: da kam er in ein hohes, dicht umwaldetes Kesselthal, und drin lag der Quell des Baches, ein heimlicher, stillgrauer Alpensee. Er vergaß seinen Durst über dem schönen Anblick und erst später trank er. „Wenn das Königs Reches Brunnen ist,“ rief er, „so habe Dank, guter Geist, und ewiger Friede sei mit seiner glücklichen Wohnung! Möge ihr immer der Anblick meines friedlosen Geschlechtes erspart bleiben. Laß mich das erste und letzte Menschenantlitz sein, das in diesen Fluthen sich spiegelt.“ — Indem er fürbaß schreiten wollte, umschloß ihn die Seebucht wie mit gemauerten Wänden. Er spähte nach einem Ausweg umher, da sah er in der Ferne ein Reh, welches dem Scheine nach mitten in eine Felswand am Ufer hineinwechselte. Das reizte ihn. Er kroch mühsam um den Bogen des Sees herum, und das Ufer war oft so abschüssig, daß er mit beiden Händen sich an den Tannischeiden festhalten mußte. Aber er erreichte die Felswand. Und als er vor ihr stand, da fand er einen Spalt, durch welchen das Reh hinein spaziert war. Auch er ging hinein. Der Spalt erweiterte sich, und siehe, seine Augen sahen jetzt ein herrliches,

Schauspiel. In einem süßgedämpften, blaulichen Dämmerlichte umgab ihn eine Grotte von Krystallen, welche in blauen, violettnen und purpurnen Farben spielten und dabei so überaus zierliche Figuren bildeten, daß tausend selige Kinder Putz und Spiel daran gehabt hätten. „Das könnte das Gaden der Bertha sein," dachte er im staunenden Schauen. Aber im Hintergrunde der Höhle lag es aufgehäuft wie Silber und Gold, welches funkelnd vom Schneefelsen kommt, daß es ihm die Augen anblendete, und sein Fuß sich kaum vorwärts wagte aus Furcht vor dem Geist oder Drachen, der diesen Schatz hüten möchte. Als er aber hin kam, da war es nichts als der Sonnenschein, welcher hereinfiel, denn die Grotte war hier zu Ende und er stand auf der andern Seite des Berges wieder im Tageslicht.

Auf dieser Seite war die Welt wie verwandelt. Ein Chaos von Gebirgen lag vor ihm, wüst und wild und tannschwarz, als hätte sie die Hölle ausgeworfen wie einen Schlackenhaufen ihrer ewigen Urweltsfeuer. Unter den übrigen Bergen ragte einer heraus, wie ein gothischer Dom aus Häusern oder ein Kriegsschiff unter Fischernachen. Groß und schwarz war sein Riesenleib, und seine Zinken starrten in den Himmel hinein wie die gesträubten Stacheln eines borstigen Ungeheuers. „Ist es die Trojanerberg?" sagte dem Jüngling eine innere Stimme. „Das ist der Thron eines Geistes!" Sein Herz schlug ihm, sein Auge maß zaghaft die nie gesehenen Schrecknisse. Er verlor den Muth seines Abenteuers. Da taumelte mit kurzem, wimmelndem Flug ein Schmetterling um ihn her, und er schämte sich, eine Welt nicht anzuhalten, welche das winzige Thierchen anbiethet. Sein Geist ermannte sich, er bud an und stürmte mit großen Schritten in seinen Weg hinein.

Drei Tage und drei Nächte wanderte er noch. Das Gebirge streckte sich unermeßlich. Sein Weg ging durch lange Wälder, an Bächen und Wasserfällen vorbei, in finstere Bergthäl, über blumige Wiesen, auf felsigen Klettersteigen — hinauf, hinab, durch Schatten und Sonne. Der strenge Waldgeruch der Harzbäume und das süße Gewölk der Waldblumen ward seinen Sinnen zur lieben Gewohnheit, sowie das Rauschen und Brausen der Wildbäche, welche von hohen Felswänden herabstürzten oder in schlachtigen Abgründen wühlten. Es war ihm, als ginge er wie ein Kind an der Hand der Ewigkeit, die ihm einen Schlaftrunk gegeben und ihm schlafwandelnd zusummte: „Nur die Zeit ist lang, aber die Ewigkeit ein Augenblick!" Wenn er auf den Bergspitzen ein glimmendes Purpurlicht zu seiner Rechten sah, so hieß es das Abendroth, und wenn er's zu seiner Linken sah, so hieß es das Morgenroth. Aber wozu das? Wozu die wechselnden Namen? Bald fragte er so wenig darnach, wie die Bergspitzen selbst, welche das Purpurlicht auffingen von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Den Trojanerberg sah er nicht mehr, er sah ihn je weniger, um so mehr er ihm näher kam.

Am vierten Tage hatte er sich in einer steinigen Bergalpe verstiegen. In der Ferne sah er einen Wald, aus welchem Rauch aufwirbelte. „Dort mag ein Köhler sein," dachte er, — „wenn ich den Weg zu ihm finde, so wird er mich wohl weiter weisen." Er schlug die Richtung des Rauchzeichens ein, aber er gerieth nur tiefer in die scharfen Steine und in die spitzigen Dornen des Krummholzes. Bald mußte er's aufgeben, dem Rauche nachzugehen, und bald sah er ihn gar nicht mehr. Da stand er und seufzte in seinem Herzen: „An welchen Zeichen soll ich wohl jetzt meinen Weg merken?"

In diesem Augenblicke hörte er eine singende Mädchenstimme. Auf seiner ganzen Wanderung der erste Menschenlaut! „Was ist das?" rief er voll Staunen und Freude. Mit geschwinden Blicken überflog er die Bergseite. Da sah er zwischen den Steinen ein rothes Röckchen sich regen und rücken. Hurtig wie eine Gemse flog er drauf zu, voll Furcht, es könne ihm wieder verschwinden. Aber es verschwand nicht. Das Mädchen blieb stehen, und wie seine Schritte herantasselten, so hob sie das Köpfchen auf, sah als erwartete sie ihn. Er sah in ein Gesicht, welches so schön und in seiner Schönheit so neu war, als habe die Nacht einen ihrer Träume am Licht des Tages vergessen. Es war ein Gesicht voll sonniger Offenheit, offen wie der Himmel und tief wie das Meer und doch wieder so unergründlich und geheimnißvoll, so fremd und unverstanden, als ob der Menschen zum Adlerauge sich am Himmel emporblickte, oder der Adler die gligernde Fischoberfläche im grünen Meergrunde vorbeihuschen sähe. Er sah und staunte und begriff nicht, daß solch ein Anblick da sein könne. — „Was machst du da?" fragte er in seiner Verwirrung. — „Ich sammle Brombeeren," antwortete die Jungfrau. — „Brombeeren?" rief der Jüngling. „Das begreife, wer kann! Dort draußen pflückte ein Mädchen Schwarzbeeren, und hier willst du Brombeeren lesen? So lang ich denke, reifen doch diese Beeren nicht mit einander." — „Wie lange denkt der Herr?" spottete das Mädchen mit spitzem Mündlein. Aber der Jüngling betrachtete sie auf merksam. Er schüttelte den Kopf und murmelte: „Möchte ich doch schwören, jenes Kind war dein Schwesterchen; so ähnlich seht ihr einander." — „War sie schön?" fragte die Jungfrau rasch. — „Wie ein Engel!" — „Ah, du kannst artig sein, wertziger Knabe. Da!" Sie schob ihm eine Brombeere in den Mund und lächelte ihn mit Freundlichkeit an. — „Welch eine Süße!" rief der Jüngling. „Hab ich doch nie solch wonnigen Wohlgeschmack gekostet!" — „Und wenn's nur ein Vergeschmack wäre?" sagte das Mädchen, halb sinnend, halb schelmisch. — „Dann müßtest du ja den Himmel in deiner Nacht haben! Wer bist du, liebes Kind? Wie kommst du hierher?" — Das Mädchen antwortete: „Ich bin die Tochter des Köhlers dort unten im Walde und weide meine Ziegen hier oben." — „Ziegen? Wo sind sie?" — „Sie schlafen zwischen den Steinklippen." — „Ich glaube, du scherzest," sagte der Jüngling. „Das Alles däucht mir eine Fabel." — „Warum?" — „Du bist kein Köhlerkind. Nimmermehr sind Köhlerkinder so schön." — Das Mädchen lächelte und knixte sehr anmuthig. „Wer sollte ich sonst sein?" — Der Jüngling sah ihr tief in die Augen und antwortete ernsthaft: „Wenn du nicht so freundthätig wärest, ich wüßte wohl, was ich dächte." — „Ach was," sagte sie leicht hin, „ich bin immer vergnügt, wenn ein Fremder wie du ins Gebirge kommt."

Bei diesen Worten lief ein Schauder über das Herz des jungen Jägers. Sollte das Mädchen die Peralda sein? Er hatte sich einen Geist, einen verkannten, friedlosen Geist als unheimlicher vorgestellt. Aber war ihre Erscheinung nur eine Maske? Können es Frauen selbst als Geister nicht lassen, sich zu verstellen, ihre wahre Gestalt zu verbergen und mit Trug

und Mummenschanz Männer zu necken, welche ihr Wesen ergründen wollen? Er wußte nicht, was er denken sollte.

„Wohinaus mit der Wanderschaft?“ fragte das Mädchen in sein Grübeln hinein. — „Auf den Trojanerberg,“ antwortete er verdutzt und sah sie scharf an. Aber als ob es nichts wäre, sagte sie harmlos: „Dacht' ich es doch! Nun dann komm; unser Weg ist der gleiche.“ Sie schritt voraus, er folgte.

Nach und nach erholte er sich von den Geisterschauern. Wie sie so leicht vor ihm herschritt und in den Hüften sich wiegte und das Spiel ihres Leibes die schöne Eigenthümlichkeiten ihres Wanderns veranschaulichte, so schien es ein Bergmädchen, bei Reben und Ziegen aufgewachsen. Er sah auf ihr Füßchen, er sah den nackten zierlichen Knöchel unter dem kurzen Röcklein, — und sah es mit Wohlgefallen. „Es wäre ein seltsamer Geiß!“ dachte er und fing an, sich zu belachen.

Da gewann er den Muth, das Gespräch mit ihr selbst anzuknüpfen. „Du dachtest die's, daß ich auf den Trojanerberg gehe, sagtest du. Woher dachtest du das?“ — Das Mädchen sah sich um nach dem Jüngling. Er erschrack und erblaßte vor ihrem Blicke. Es war, als wenn ein fremdes Wesen aus ihr herausgeschaut hätte. Es war ein Geisterblick. Es war ein Blick, wie wenn der Schleier der Welt zerrissen wäre und Jeder wüßte, warum er da ist, woher er kommt und wohin er geht.

Und siehe, in demselben Augenblicke bemerkte er auch, daß der Körper des Mädchens keinen Schatten warf in der Sonne.

Jetzt hatte er Gewißheit. Er fing heftig zu zittern an, es wurde ihm schwarz vor den Augen, und der Boden unter ihm wars Wellen. Er sank in die Knie.

Als wüßte sie, was hinter ihr vorging, wandte das Mädchen sich um. Sie kniete neben den Jüngling, trocknete ihm den kalten Schweiß von der Stirne, nahm ihn lesend und schmeichelnd in ihre Arme. Da wurde er ruhig. Sie blickte so menschlich, so mitterlich! Sie war ganz Weib. In diesem Blicke ließ sich Alles vergessen, er sah hinein, und Trost und Vertrauen kam in sein Herz. Er sah lange hinein, er sangte sich fest in diesem Augenblick von Güte und Zärtlichkeit. „Scheinchen, was siehst du mich so an?“ lächelte sie in seine Augen zurück. — „Du bist so schön!“ sagte er. — Sie gab ihm einen leichten Schlag auf den Mund. „Schalk, das ist es nicht. Ich sehe noch einen andern Sinn in deinen Blicken. Was denkst du? gleich sagst du es mir.“ — „Nun wohl,“ antwortete er. „Jetzt weiß ich, daß du die Peralda bist. Aber die Peralda, sagen sie, soll ein schuldiger Geist sein. Ich stelle sie mir ganz anders vor. Du bist so kindhaft, so unschuldig! Du scheinst es wenigstens. Und ist man nicht das, was man scheint? Woher käme der Schein, wenn nicht vom Wesen? Ja, du bist unschuldig! Ich forsche und forsche in diese Augen hinein und siehe, ich finde die Schuld nicht.“ — Ihr Mündchen zuckte, ihr Antlitz verschattete sich. Nach einer Weile antwortete sie: „Das sagst du, weil ich nicht schuldig bin gegen dich.“ Und dann fuhr sie fort: „Sieh mich genauer an, forsche tiefer, du Seelenkenner.“ — Der Jüngling sah sie an, lange und lange. Kopfschüttelnd sagte er: „Ich sehe nur, daß du unsäglich liebenswerth bist. Es schwimmt in deinen Augen und schwimmt und wallt, wie ein Meer von Liebe.“ — „Aber sie nennen das Meer ein wankelmüthiges, ja ein treuloses Element!“ — „Es ist wahr, diese Welt von Tropfen hat keine Beständigkeit. Das zuckt und blitzt in tausend beweglichen Lichtlein, an der Sonne und im Munde ist's Gold und selbst im Sturme noch prächtiger Silberschaum. Das gaukelt und schwankt, irrt hin und her, ist in einem ewigen Suchen. Und wenn mir am blumigen Ufer eine Schmeichelwelle zu Füßen rollt und ich denke, sie kommt zu mir, so rollt an einem andern Ufer auch einem Andern die Schmeichelwelle zu Füßen. Aber wie schön ist das Alles! Wer hat sich am Wallen des Wassers je satt gesehen? Und weißt du, mein Kind, — wenn Frauenliebe ein Meer ist, so sollte Mannesliebe das Land sein, das ganze Land, nicht bloß eine kurze sandige Uferstrecke. Der Mann sollte sie umarmt und umfest halten, überall und von allen Seiten. Wo wollte sie hin, wo seine Liebe nicht wäre?“

Bei diesen Worten that die Peralda einen Freudenschrei. „Ja, du bist's!“ rief sie, „du bist's! So wie du hat noch Keiner gesprochen. So wie du hat noch Keiner die Liebe gefaßt. Der Tag meiner Erlösung ist da! Höret es fern und nah, Berge und Thäler, jubelt mit mir, alte Gefährten meiner traurigen Einsamkeit. Er ist da, mein Erlöser ist da! Gott der Herr hat mir seinen Auserwählten entlich geschickt!“ Sie jauchzte vor Freude wie eine Rose im Morgenlicht. Ja, sie war anzusehen wie eine Stabillinge im Sonnenglanz. Es war ein jaches, fackelloderndes Leben, an Muth und Vertrauen wie an einem Blitze entzündet.

„Auf, mein Geliebter!“ rief sie, „ich brenne vor Begierde, daß deine Probe abgelegt wird. Entlich wird sie bestanden werden! Komm, komm, ich kann den Augenblick meines Glückes nicht erwarten!“

Sie sprang auf, der Jüngling mit ihr. Sie nahm ihn an der Hand und schwebte mehr als sie ging. Er fühlte sich getragen, gehoben, — er wußte nicht, war das noch Gang oder Flug. Es war Alles Schwung an dem Mädchen, ein Schwung, der ihn unbegreiflich mit sich riß.

Auf einmal bogen sie um einen Felsschroffen — und da war's fürchterlich! Sie standen auf einem schmalen handbreiten Rand vor einem Felsenspalt, welcher in eine unermeßliche Tiefe des Berges hinabreichte. Schwindelnd hoch standen sie auf dem Rande, und sah ab stürzte der Abgrund, tief, tief ins Bodenlose. Wenn man an den steilen Wänden hinab sah, so hörte die Grenze des Augenlichts auf und verlor sich in eine schwarze Leere. Kein Sonnenstrahl, kein Widerschein eines Scheins tagte hinein. Von den Wänden troff eine sickernde Feuchtigkeit, und trumm tonnerten Wasserstürze. Wer es anblickt, länger hinab zu sehen, der sah etwas Weißes, Schäumendes auf dem Grunde, welches fußweite emporspritzte.

„Wohin führst du mich?“ rief der Jüngling erschrocken, indem er zurückprallte und die Hand des Mädchens losließ.

„An die Pforten des Paradieses,“ antwortete Peralda. „Leben und Tod liegt zu unsern Füßen, aber nicht, wie draußen in der Welt eurer Täuschungen, wo sie einander ihre Masken abtragen, sondern aufrichtig geschieden wie Ja und Nein.“

„Ich meine, es ist der Tod allein,“ stammelte der Jüngling.

„Kleinmüthiger! sind wir nicht in der Hand Gottes? Und steigt nicht der Reiher hinab nach der Forelle und kommt mit einem Freudenschrei wieder herauf an die Sonne, die ihm die nasse Spitze seiner Fittige trocknet? Und weißt du in welcher Schutzmächte Geleit du den Weg auf den Trojanerberg gefunden und gewandelt? Jehnmal wäre ein Anderer verunglückt, denn nur der Alpenpaß der alten Romanenstraße führt sonder Fähr

durchs Gebirge. Aber dein Auge war verhüllt, daß du durch Schrecknisse hindurch, wie ein Geist über Schlachtfelder. Dein Wille nach mir hat dich mir gleich gemacht. Hier sind deine Augen zum erstenmal offen, denn hier mußt du deine Probe bestehen."

„Was muß ich thun?" fragte der Jüngling.

„Du mußt da hinabspringen."

Er sah sie erschrocken an. Sie lächelte ihn an — wie eine Mutter über ein Kind lächeln würde, das sich vor einer Neuschrecke fürchtet. „Sei ruhig," sagte sie, „seit vielen hundert Jahren bist du der Erste, der diesen Sprung nicht zu fürchten hat. Du, dessen Liebe das Ufer des Meeres ist! Wer wäre der Auserwählte, wenn nicht du?"

Sie nahm ihn bei der Hand und fuhr fort: „Höre mich an, Mann der Verheißung; das ist die Probe: Du mußt da hinabspringen, wenn du dich und mich erlösen willst. Aber hast du den Sprung gemacht und kommst du auf dem Grunde an, so liegst du in meinen Armen und ich in den deinigen. Und der Boden des Abgrunds verwandelt sich in einen Blumenteppich, und der Trojanerberg ist verschwunden und ringsherum ist die Erde ein Lustgarten. In diesem Garten steht unser Haus, mit Reben umhängt und beschattet von Mandeln und Feigenbäumen. Ein silberner Bach durchschlängelt den Blumengrund und winkt uns zum Bade und ist uns ein Spiegel unsrer ewigen Jugendschöne. Unsre Heerden weiden und unsre Bienen schwärmen auf dem geblümten Rasen, Milch und Honig umfließt unser Haus. So leben und lieben wir viele Menschenalter hindurch, und erst unsere Kinder werden wieder sterblich sein. Und der Schein unsrer Augen verändert sich, und das Gedächtniß unsrer Leiden verschwindet, und du siehst in mir das Weib, das du geliebt, die sie schuldig geworden, und ich sehe in dir den mannlichen Gottessürchten, der mich ermordet und der mich verflucht. Ach, er hat mich im Romanerland, wo die Lüfte lieben und die Wellen kühlen, nicht geliebt, wie er sollte! Er sprach nur von meiner Pflicht, und als der glutbängige Romanerjüngling süßer gesprochen, da erhellte er ihn mit dem Schwerte, und mir stieß er den Dolch in die Brust und versluchte meine Seele mit der ganzen Kraft seines neuen Christenglaubens. Sie war noch scharf, diese Kraft, denn der Christengott eiferte für seine Bekenner, die er erst werben mußte. Seitdem ist er sanfter geworden, höre ich, und die Frauen Antigen sind los. Und hätte ich im letzten Augenblicke, da mein Blut schon zu Ende ging, nicht schnell noch die heilige Jungfrau Maria und die hohl anflehende Kyrie angerufen, — ich war so verwirrt, daß ich selbst nicht mehr wußte, welche die rechte, — so wäre ich verflucht geblieben in Ewigkeit. Aber die alten und neuen Götter erbarmten sich meiner und bewilligten mir eine Erlösung. Kannt' ich sie's auch genau, das Geheimniß dieser Erlösung? Mir däuchte, ich sagte dir, du würdest mein mannlicher Gottessürst und ich das Weib deiner Liebe sein vor ihrer Schuld. Das ist nicht ganz so. Es ist besser. Wir werden nicht sein, wie ein einzelnes Liebespaar, nicht wie Hero und Leander, Hedin und Helgi, sondern wie vom Anfang der Welt alle Liebespaare zusammen. Wir werden die Liebe selbst sein. Die Liebe des Mannes zum Weib, des Weibes zum Mann. Liebten wir wie ein einzelnes Paar, so blieben wir vom Menschenleiden kaum frei, denn der Einzelne geht in sich selbst wie ein Gefangener herum, und es schmerzt ihn die Scheidewand zwischen ihm und dem Ganzen. Wir aber werden die Liebe haben, welche das Ganze der Liebe ist. Die kann nie an sich selbst zweifeln, noch ermüden am eignen Sein. Aber folgst du auch dem Sinn meiner Worte? Höre sie mit dem Herzen und nicht mit dem Ohre. Ich sage nur, so viel du als Sterblicher fassen kannst. Es ist ein gar hohes Geheimniß" — „Armer Geist!" sagte der Jüngling lächelnd und stolz, „du hast schon vergessen, wie viel ein Menschenherz fassen kann. O wie verstehe ich dich!"

Er sah in den Abgrund hinein, er sah auf das Mädchen zurück. Er sagte feierlich: „Schwöre mir beim Namen des allmächtigen Gottes, daß du kein Diener des höllischen Feindes bist."

Das Mädchen kreuzte die Hände über die Brust, hob den Blick zum Himmel und sagte: „Ich schwöre beim Namen des allmächtigen Gottes!".

„Gott mit uns," rief der Jüngling, „ich springe hinab."

„Halt ein!" begehrte das Mädchen. „Noch darfst du es nicht. Noch hast du die Worte der Verkündigung nicht zu Ende gehört. Das Werk, das du vor hast, ist nicht wie der verwegene Wurf eines Spielers, dem ein großer Gewinn für eine Entschlossenheit zufällt, welche ein Frevel ist. Es ist an der Schwelle, wo du stehst, kein giftiges Verdienst, den Schauder der Natur, den Schwindel des Auges überwinden. Ach wie schon längst wär ich erlöst, wenn die Pilger nach dem Trojanerberg weitlicher Wagemuth sich als Tugend zurechnen dürften! Nein, Jüngling, nur ein schuldloser Mann erlöst das schuldige Weib. Das ist Gottes Bestimmung: Wer Stelle und Leib diesem Sprunge vertrauen will, muß an der Liebesschuld, die ihn unglücklich gemacht, selbst unschuldig sein. Er muß glauben und überzeugt sein, daß er Alles gethan, die Treue bei ihr selbst zu erhalten, und Alles unterlassen, was Raum den bösen Versuchungen gibt. Er muß glauben und überzeugt sein, daß er der Liebe ein Gärtner geworden, nicht bloß ein Gast und Genießer des Gartens. Denn der Mann ist stark, das Weib aber schwach. Deßhalb ist der Mann dem Weibe nicht bloß Liebe um Liebe schuldig, sondern er ist ihrer Liebe Schutz, Hilfe, Pflege, Wachen und Sorgen schuldig. Und hätte er bis an den Rand dieses Abgrunds die süße Täuschung seiner Gerechtigkeit mitgebracht, hier muß er sie ablegen und die Gerechtigkeit muß eine Wahrheit sein. Denn wehe, wenn er den Sprung macht, von der Schuld eine Mitschuld im Herzen! Wehe, wenn er den Tod wagt, nicht zum Sühnopfer für fremde Schuld, sondern in Blindheit für eigene! Wehe und aber wehe! Er wird zerschellen und zerbrechen an allen Gliedern des Leibes, und sein Geist wird heulend um die blutigen Trümmer seiner Leiche flattern. Er hat nicht bloß sein Leben verspielt, das ihm vielleicht werthlos und lästig ist, er hat sich schuldig gemacht der ewigen Verdammniß. Denn verruchter und verstockt hätte er mit seinem Blute beflegelt, was Gott der Herr vom Anbeginn der Welt verflucht hat, die Selbstsucht. Er wäre ein Blutzeuge des Teufels geworden. Und wenn der barmherzige Gott am jüngsten Tag Legionen gefallener Engel erlöste, ihn wird er nicht erlösen!

Aber verzeihe mir diese schrecklichen Worte. Ich muß verkünden, was mir aufgetragen ist, ich muß Jedem, der hier steht, die ernste Warnung verkünden. Der ewige Vater der Liebe weiß, wie sie dein Herz beleidigen muß. Wer so liebt wie du, der kann keinen Theil an Liebesschuld haben. Und nun mit Gott! Auf, springe in deinen Himmel hinein!"

Das Mädchen nahm ihn bei der Hand und sah ihm freudig

ins Antlitz. Er aber wendete sich ab von ihr, erblaßte und stammelte tonlos: „Ich wage es nicht!“

In diesem Augenblicke gellsah ein Schrei und die Heralda zerriß von oben bis unten. Der Himmel verfinsterte sich, ein Nebel sank herab, — die Tonne, der Berg, der Abgrund, die ganze Welt verschwand mit dem Verschwinden des Geistes.

Der Jüngling brach zusammen, wie die todte Hülle seiner selbst. Das Leben zog aus ihm aus, wie aus einem erkaltenden Leichnam. Er fühlte sein Leben nur noch an einem zammernden Bewußtsein von Scham und Selbstverleugnenheit. Er erbrach bei dem Gedanken, das Leben eines Menschen zu Ende zu leben mit dem Martergefühl dieser Zerknirschung. Es fiel ihm ein, sich in den Abgrund zu stürzen, den ihm der Nebel zwar verhüllte, aber dessen Rand so eben noch zu seinen Füßen gelegen. Da erkannte er, daß sur sein Elend auch der Tod sein Ende sei, daß die Seele eines Menschen nicht sterben könne und warum. Er erkannte, daß er das Leben vernichten habe — um es abzubüßen.

Er kniete nieder und betete. Betend wollte er abwarten, bis die traurige Nebelnacht sich zertheilt hätte und sein Weg wieder sichtbar wäre. Aber das geschah nicht. Der Nebel blieb, er hing wie ein graues schwebendes Blei unveränderlich zwischen Himmel und Erde. Zuletzt stand er auf und ging auch in den Nebel hinein.

Er tastete mit den Fußspitzen, er kroch auf den Händen, und noch weniger als schrittweise war es, wie er von dem gefahrlichen Berg sich herunterhalf. War es möglich, in diesem Nebel den ganzen Weg wieder zurückzufinden? Er schwindelte bei dem Gedanken, aber er erschrak nicht. Er hatte für sein Heil seine Sorge und seine Empfindung mehr. Einen Augenblick freute er sich sogar, daß er in dieser unheimlichen Dunkelheit sich zu Tode stürzen könne, und dann hatte es's doch nicht selbst gethan. Aber gleich bereute er den Gedanken. Eine innere Stimme sagte ihm, daß der Nebel ein Wunder, ein Verhängniß Gottes sei, und daß seine Buße damit den Anfang nehme.

Mit leidender Geduld unterwarf er sich seinem Schicksale. Aber traurig über alle Maßen war es, daß im Schooße des Nebels Stimmen verwirrten, welche ihn zu Angst und Entsetzen aufschuchten, so oft er in die Ruhe der Hülflosigkeit versinken wollte. Lange Zeit begleitete ihn ein wimmernder Ton, so klaglich, so wehevoll, daß es das Herz des bethlehemitischen Kindermörders hätte zerschmettern können. Er ging dem Tone nach, er suchte im Nebel umher, aber umsonst. Das Wimmern und Weinen war immer da, und doch ließ sich nichts Lebendes spüren, von dem es ausging. Die Luft weinten, die Welt selbst weinte. Das dauerte lange und sein Herz zerfloß tropfenweise in Jammer.

Einmal ging sein Weg in die Tiefe hinab, seine Schritte hallten von eingengten Wänden zurück, und der bleierne Nebel war hier schwarz wie ein Rauchfchlot. Voll heimlichen Grauens spürte er sich, denn obwohl er nichts sah, so ahnte ihm, daß er durch einen Ort des Entsetzens wanderte. Auf einmal wurde die Luft von einem grasslichen Angstgeschrei zerrissen, welches sich nach einander in verschiedenen Tonen erscholl, wie wenn ein Mensch unter die Mörder gefallen ist, einen Todesstoß um den andern empfängt und sich noch immer mit der Kraft der Verzweiflung gegen das aufgehobene Messer wehrt. „Ich bin da,“ schrie er entsetzt und rannte blindlings den Lauten nach, aber er stieß überall gegen Felsen, welche ihn wie Mauern umzingelten. Da gellsah ein Schrei, greller als die andern, — dann war's still. Sein Haar sträubte sich, er drückte sich an die Felswand, sank in die Knier und faltete sprachlos die Hände.

Als er aus dem gräulichen Hohlweg heraus war, frich's über seinem Haupte mit einem lieblichen Vogelpfiff, wie von einem Goldammer hin. Außer sich vor Freude, rief er in den Nebel hinein: „Gottswillkumm, frommes Vögelein, habe Dank für den süßen Gruß deiner Stimme!“ Da scholl es aus dem Nebel zurück: „Brunne, du hättest mir doch verzeihen können. Selbst damals war es noch Zeit, als ich mein Schwesterlein zu dir schickte. Du hast nicht gesagt: Gottswillkumm!“ Er schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

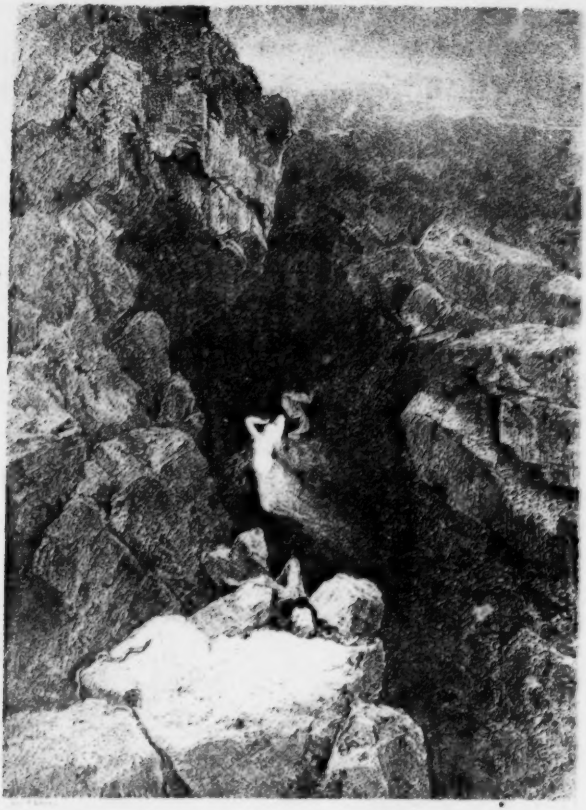
So wanderte er fort und fort. Wenn ihn die Kräfte verließen, so legte er sich zu schlafen hin, unfundig, ob es Tag oder Nacht sei, denn von der Sonnenscheibe drang nicht der blasseste Wasserschein durch den Nebel. Einmal lag er am Bühel und seine Hand lag im Krummholz einer verkrüppelten Legföhre, da däuchte es ihm, daß die Legföhre ein Arm wurde und ihre Zweige Finger, und Arm und Finger waren warm und weich und drückten sich fest in die seinen, und an sein Ohr kam der warme Hauch einer Stimme, die seufzte so traurig: „Armer Brunne, was machst du hier auf dem Trojanerberg? Ich war schwach, du aber hart; du hast mir hart gebettet, hart, armer Brunne!“ Er sprang auf und lief, was er konnte, von der traurigen Schlafstelle weg, aber das Weib in den Legföhren hatte Flügel, und wie der Wind in den Lüften ging ihre Stimme hinter ihm her: „Du warst hart, armer Brunne!“

Nach langem Wandern schien es ihm endlich, als spüre er einen gebahnten Weg unter den Füßen. „Sollte das die alte Romanerstraße sein?“ dachte er. Er freute sich über den glücklichen Fund, denn nun hoffte er in die Gesellschaft von Menschen zu kommen. Nicht lange, so hörte er auch wirklich ein Klatschen und Knallen in der Luft, wie vom Schwung einer Peitsche, dazu Räderlnarren und Pferdeschnauben. „He, Fuhrmann, sind wir auf dem Heidenweg?“ rief er in den Nebel hinein. Aber aus dem Nebel scholl es zurück: „Geh mit Gott, Brunne, das Wandern war dir noch lieber als ich!“ Dem Fuhrwerk war kein Laut mehr zu hören und der Weg so menschenleer wie zuvor.

Der Nebel fing zuletzt zu gerinnen an und rieselte als feiner Sprühregen nieder. Die Luft wurde ein wenig durchsichtiger, und die Gegenstände ließen sich hin und wieder als schwärzliche Flecke erkennen. Dem Pilger schien es, als ob ihn nicht mehr das Steile und Finstere umgäbe, sondern flachere Rundungen und ein freierer Luftraum. Aber noch war Alles schwankend und räthselhaft. Er wanderte in den Regen, wie in den Nebel hinein, ergeben — ergeben bis zum Tode.

Der Regen rieselte ununterbrochen fort. Die kalte Nässe drang ihm bis aus Mark. Seine Glieder bebten von Frostschauern und seine Seele erfror in allen ihren Empfindungen. Dachte er jetzt an Konig Nebeds Brunnen zurück und an das Gaben der Bertha, so war es ihm wie Strahlen von Gottes Thron. Er war nicht glücklich, kaum hoffnungsvoll, als er jenen Ort betrat, und doch! Die durchleuchteten ihn wie Bilder der Seligkeit. Wie viel hat er seit jenen Stunden verloren! Er hat das letzte Glück des Unglücklichen verloren, — seinen Wahn! seinen Wahn! ●

Bei diesen Betrachtungen entkam ihm der Rest seines schwachen Muthes. Als ihn die Stunde des Schlafens anwandelte,



gab er sich willig darein und legte sich nassen Leibes auf die nasse Erde hin. Er hoffte krank zu werden und zu sterben.

Ein gräßliches Abenteuer schreckte ihn auf. Schneidende Windstöße fingen den Nebel zu treiben an: sie zerrissen in Wallen und Wanken. Durch die Nebelrisse blickten Stücke der traurig verwirrten Erde. Er sah ein Weiden- und Sumpfland vor sich, welches ihm bekannt däuchte. Indem er sinnend drauf hin sah, um das Bild sich zurückzurufen, stieg aus dem Sumpfe unter den Weiden ein Weib herauf, mit einem Kinde im Arme. Sie ging auf ihn zu, und hinter ihr her schleifte ein langer Guß von Schlammwasser nach. Ihr Gesicht war fleischlos bis auf den Knochen, und doch kannte er das Lächeln dieser Züge und kannte den Ton dieser Stimme, als sie zu sprechen anfing. Sie reichte ihm das Kind dar und sagte: „Küsse das Kind, lieber Brunno; ach, es sollte das deinige sein! Laß dir nicht scheu, wie übel es aussieht. Siehe, wir haben lange im Wasser gelegen. Die Fische mit ihren runden Mäulern schmatzten an uns, und die Krebse mit ihren scharfen Scheeren zupften uns das letzte Fleisch von den Knochen." Bei diesen Worten lächelte sie mütterlich und hielt ihm ein Todtenköpfchen auf einem Kinderskelett vor den Mund. Angsthemmt schrie er auf, taumte blind vor Schauder hinweg und stieß mit dem Kopfe an einen Baumstamm, vor dem er hinsank und bewußtlos zur Erde fiel. —

Als ihm die Lebensgeister wieder zurückkehrten, lag er in einer Klosterzelle. Eine Lampe brannte vor ihm, und ein Mönch, still wie ein Steinbild, saß an seinem Bette. Hastig ergriff er die Hand des Mönches und lallte im Fieber: „Es ist nicht wahr! es ist nicht wahr! Ins Wasser hat sie sich nicht gestürzt. Alles ist wahr, das Eine nicht. Glaube mir's, Bruder, ich weiß es gewiß!"

Der Mönch nickte ihm zu und lächelte wehmüthig: „Sei ruhig, Bruder, ich weiß ja, daß es dir nur geträumt hat." Er fuhr ihm sanft über die Stirne und strich ihm das Haar aus den Augen. Der Jüngling zuckte zusammen, denn der Schein seines Haares fiel ihm ins Auge, und es war — grau!

In diesem Augenblicke erbrauste das Kloster von Orgeltönen, und ein Gesang erscholl darin, daß der Kranke das melodische Beben der Wände fühlte. Er horchte auf, da vernahm er die Worte des Chorgesangs:

Caro mendax debet cernei,
Amor sit aeternae luci.

„Wo bin ich?" rief er plötzlich, indem durch das irre Licht seines Fiebers ein Strahl der Besinnung aus seinem Auge blickte. „Bruder, ich erkenne dich wieder! Ja, du bist es, der Gute, der mich gewarnt hat. O, welch ein fürchterlicher Ort ist der Trojanerberg! Mög er versinken in den Abgrund der Erde, es ist ein Ort der Versuchung. Wir sind ungerecht gerecht, als wir beten und bekennen unser Unrecht bekennen!"

Der Klosterbruder nickte mit tiefem Ernste.

„Höre, ehrwürdiger Bruder," fuhr der Kranke fort, „laßt mich immer bei euch sein. Ich will diesen Gesang künftig auch mit singen, ich will nie mehr zurückkehren in die Welt."

Der Bruder antwortete: „Die Zelle, darin du liegst, ist dir bereitet von Anbeginn. Sie hat keine andere, als diese Bestimmung."

„Dank, Dank," lispelte der Kranke, und ein bleiches Freudenlicht ging über sein Antlitz. Im nächsten Augenblicke aber errötete er, winkte den Mönch an sein Ohr und lispelte schamhaft: „Noch eine Bitte, theurer Bruder. Laß es meine künftigen Mitbrüder, die heiligen Mönche dieses Klosters, nicht wissen, daß ich auf dem Trojanerberg war. Ich schäme mich."

Der Mönch aber lächelte schmerzlich und antwortete: „An seiner Schwelle liegt dieses Kloster, vor Alters gegründet und für die Zukunft gestiftet, als der Friedenshafen Derer, die dieses Wegs zurückkommen. Beruhige dich, Bruder, denn du wohnst unter Brüdern. Wir waren alle auf dem Trojanerberg!"

Inhaltsverzeichniß.

I.

Artistischer Theil.

Scheuren, C., Professor in Düsseldorf: Titelbild. (Farbendruck.)
Jordan, R., Professor in Düsseldorf: Die Schwestern.
Tuß, C., in Düsseldorf: Entenleben am Starnbergersee. (Farbendruck.)
Sonderland, F., in Düsseldorf: Ein verkanntes Genie.
Gendemann, R., in Berlin: Heimkehr von der Arbeit.
Terschau-Baumann, Elisabeth, in Kopenhagen: Dolce far niente.
Oelker, C. F., in Düsseldorf: Wilde Katze. (Farbendruck.)
Roeber, Ernst, in Berlin: Neobule.
Weyser, R., in Düsseldorf: Motiv aus Straßburg: der Gerbergraben.
Leisten, F., in Düsseldorf: Dankend erhalten —
Gehrts, C., in Weimar: Ophelia.
Sell, Chr., in Düsseldorf: Feldwache Marly vor Metz. (Farbendruck.)
Wichmann, P., in Düsseldorf: Indiscret.
Roeber, Fritz, in Düsseldorf: Jeanne d'Arc im Gefängnisse zu Rouen.
Gosch, E., in Düsseldorf: Tick-Tack.
Remy, Marie, in Berlin: Wer die Wahl hat, hat die Qual! (Farbendruck.)
Günther, Otto, in Weimar: Am Taglöhnertische.
Lüderitz, C., Professor in Stuttgart: Montenegrinischer Rhapsode.
Woltze, G., in Weimar: Nach der Kirmes.
Herzog, G., in Düsseldorf: Norwegischer Fjord. (Farbendruck.)
Pichler, Th. von, in Atzgersdorf bei Wien: Unter dem Schutze der Presse.
Fikentscher, O., in Düsseldorf: Illustration zu dem Gedicht: Graf Finkenstein von Ludwig Bauer. (Holzschnitt.)
Roeber, Fritz, in Düsseldorf: Illustration zu dem Gedicht: Die drei Heinriche von Wilhelm Jensen. (Holzschnitt.)
Roeber, Ernst, in Berlin: Illustration zu dem Gedicht: Die Tänzerin von Friedrich Roeber. (Holzschnitt.)
Klimsch, Eugen, in Frankfurt a. M.: Zwei Illustrationen zu dem Gedicht: Der fahrende Schüler aus dem Paradies von Otto Roquette. (Holzschnitt.)
Henseler, E., in Weimar: Illustration zu dem Gedicht: Kaiser Otto III. von Gisbert Freiherr Vincke. (Holzschnitt.)
Scheuren, C., Professor in Düsseldorf: Illustration zu der Novelle: Eine Locke der Lorelei von Victor Blüthgen. (Holzschnitt.)
Schindler, E., in Wien: Peralta. Illustration zu dem Märchen Liebesschuld von Ferdinand Kürnberger.

II.

Literarischer Theil.

1. Dichtungen in Versen.

	Seite
Aar, Alexis, in Dresden: Schön Hildgard	1
Auerbach, Ludwig, in Pforzheim: Herbstblätter	2
Barthel, G. Emil, in Halle a. S.: Der Muse Segen	3
Bartsch, Karl, in Heidelberg: Das Vöglein	3
Morgengang	3
Bauer, Ludwig, in Augsburg: Lied der Verlassenen	3
Bauernfeld, Eduard, in Wien: Bruder Felix	4
Bellhaus, Max, in Aschaffenburg: Versailles	5
Berke, Philipp, in Frankfurt a. M.: Leopoldine	5
Brinon-Eno, in Salomia in Ober-Schlesien: Schein	6
Eine alte Geschichte	6
Blanckarts, Moritz, in Düsseldorf: Dichters Lohn	6
Blüthgen, Victor, in Marburg in Hessen: Sei kühl und schweige	6
Die Nacht	7
Bomitsch, Ludwig, in Wien: An eines Jünglings Bahre	7
Brandstetter, A., in Speyer: Dornröslein	7
Brunold, F., in Joachimsthal: Nach Jahren	8
Buchwald, Otto, in Fürstenwalde: Unvergänglich	8
Herbstlied	8
Bund, Ludwig, in Düsseldorf: Graf Finkenstein	9
Cerri, Cajetan, in Wien: Lieder aus Reichenhall. 1. Vor dem „Gradirhaus"	10
2. Am „Königsweg"	10
Constant, W., in Gerchtesgaden: Aus dem Buche des Lebens	10
Dahn, Felix, in Königsberg i. Pr.: Der Gast von Dreux	11
Dahn, Therese, in Königsberg i. Pr.: Einsam	11
Dickmann, Hermann, in Wiesbaden: Liebesbeten	12

Seite

Dittfurth, Franz W. Freiherr v., in Würzburg: Traum auf dem Friedhofe 12
Dreixler-Manfred, in Darmstadt: Bei Jahren 13
Dyhern, George Baron, in Herzogswaldau: Verblühe bald . . 14
Nachtidyll 14
Ebert, Carl Egon Ritter von, in Prag: Ruh 14
Ebner-Eschenbach, Marie Freiin von, in Wien: Das Blockhaus 16
Eckstein, Ernst, in Leipzig: Die Verlassene 17
Jeder Glanz verglüht 17
Die blauen Augen 17
Ehe, Carl, in Halle a. S.: Jung Douglas 18
Engelhardt, Helene, in Metz: An den Sturm 19
Engels, Helene, in Barmen: Ein Grab 19
Fischer, J. G., in Stuttgart: Lieder aus Wald und Flur. Aus Ost 20
Kundbar Geheimnis 20
Mittag 20
Im Schleier 20
Morgenreich 20
Der Sonne 20
Duft und Seele 20
Blüth und Knospe 21
Narcissus poeticus 21
Allen genug 21
Mainacht 21
So zusammen 21
Dem Greise 22
Foglar, C., in Wien: Das verlassene Nest 22
Förster, Ernst, in München: Rhein 22
Frankl, Ludwig August, in Wien: Thorwaldsen. 1. Künstlerfest in Rom 23
2. Das Sterben 23
3. Das Grab 23
Freudenthal, August, in Bremen: Die Haideleche 23
Gleichnis 24
Friedrich, Friedrich, in Eisenach: An dem Meere 24
Gethei, Emanuel, in Lübeck: Sommerfrühe 24
George-Hausmann, Amara, in Werlisheim: Aus jungen Tagen. 1. Auf mich zurück 25
2. Lied 25
Gerok, Karl, in Stuttgart: Zur Sommersonnenwende 25
An einem Wintervesttag 26
Greif, Martin, in München: Auftrag der Muse 27
Grieben, Hermann, in Köln: Tannenbaum 27
Des Deutschen Vaterland 27
Grosse, Julius, in Dresden: Mitternachtsstürme 28
Jagenbergen 28
Groth, Klaus, in Eisl: Marie Kreis Gesundheit 28
Grün, Anastasius, in Graz: Jagerle 29
Seebild 30
Günther, Nina, in Neu-Ulm: Der Fremde 31
Hartlieb, Ludwig, in Berlin: Zur Nacht 31
Erkennnis 32
Hackenschmidt, Karl, in Jägerthal bei Niederbronn im Elsass: Die Bäckerin von Neu-Finstein 32
Hamerling, Robert, in Graz: Hier in dieser weiten Runde . . . 33
Sonnenfinsternis 34
Zu viel 34
Hausshofer, Max, in München: Lichten Höllenbrut 34
Hirsch, Franz, in Leipzig: Der Geliebten 35
Des Mädchens Sehnsucht 35
Hofer, Ferdinand, in Seehausen in der Altmark: Vor einer Büste Alexanders 35
Hofmann, Friedrich, in Leipzig: Die schöne Zeit 36
Holtei, Karl von, in Breslau: Zwei Träume 36
Holty, Hermann, in Hannover: Palmas Tod 37
Jensen, Wilhelm, in Eisl: Die drei Heinrichs 38

Jordan, Wilhelm, in Frankfurt a. M.: Standhaft 39
Epruch 39
Kaden, Waldemar, in Leipzig: An Amalfis Küste. Die Krone im Netz 39
Kalbeck, Max, in Breslau: Heimkehr 42
Der Einsiedler 42
Kletke, Hermann, in Berlin: Mondnacht 42
Zu spät 43
Herbsttage 43
Knorr, Josefine Freiin von, in Wien: Die rechte Stunde . . . 43
Küchling, Hermann, in Elberfeld: Zwei treue 43
Landmann, Marie, in Neukomstf: Herbstfeier 44
Lettner, C. G., Ritter von, in Graz: Der Brautring 44
Der Kampf des Aechers 44
Die Erschaffung der Preisselbeeren 44
In einer Sternennacht 45
Lemcke, Ernst Eduard, in New-York: Vaneren giocondo . . . 45
Lingg, Hermann, in München: Weinlese 46
Landschaft und Schweizer 46
Am Scestor 46
Errungenschaft 47
Ludwig, Fulda, in Düsseldorf: Vorher im Winter 47
Marr, Friedrich, in Graz: Drei Wünsche 47
Mayer, Karl August, in Karlsruhe: Die Weinachtsschnee . . . 48
Meissner, Alfred, in Gregny: Vor der Venus von Milo 49
Zerstörbarkeit 49
Das Meisterwerk 49
Meyern-Hohenberg, O., von, in Coburg: Wo die Rosen entstanden 49
Milow, Stephan, in Ehrenhausen: Verbrenne Liebe 49
Freigesprochen 50
Möbius, Paul, in Gotha: Ver aeternum 50
Mosenthal, S. H., in Wien: Romanze von Quintin Metsis . . . 50
Romanze von Charles d'Orleans 50
Mosler, Albert, in Dresden: Das Retter 51
Abschied 51
Muth, Franz Xaver, in Dombach-Hassau: Nach Jahren 52
Ihr grünen Wipfel 52
Ude, Clara, in Metz: Göttlichkeit der Natur 52
Winternacht 52
Neubürger, C., in Frankfurt a. M.: Lied 52
Neuhaus, Reinhard, in Elend: So schnell kein Aug nicht wende 53
An eine fremde Freundin 53
Neumann, Germann, in Neisse: Rast 53
Norwald, Wilhelm, in Berlin: Einst und Jetzt 54
Im Abendschein 54
Ein Aber werde 54
Oser, Friedrich, in Basel: Regennacht im Frühling 54
Had Dank, du rauschend Blatt 54
Seliger Tod 55
Osterwald, Wilhelm, in Mühlhausen i. Th.: Abendlied 55
Peters, Adolf, in Meiskau: Frühling 55
Renaud, Th., in Rappoltsweiler im Ober-Elsass: Unser Ecc . . . 56
Rittershaus, Emil, in Barmen: Geh hinaus 56
Meinem Heide 56
Rocher, Friedrich, in Elberfeld: Die Tänzerin 57
Roquette, Otto, in Darmstadt: Der fahrende Schüler aus dem Paradies 59
Schaffrath, Max, in Oedburg: Heilige Verschwörung 62
Schanz, Pauline, in Dresden: Der Genius 62
Schrenberg, Ernst, in Elberfeld: Gust 63
An Karl von Holtei 63
Schlierbach, Max, in München: Römische Oden 63
In den Columbarien 64
Seybelitztatue im Lateran 64
Trinklied 64
Schmidt-Cabanis, Richard, in Berlin: Ein neues Mährlein vom Chimsagenwein 64

Seite

Schönhardt, Carl, in Stuttgart: Heimführung 65
Schrattenholz, Josef, in Bonn: Reiterlied 65
Schultes, C., in Wiesbaden: Reiters Abschied 66
Seidel, Heinrich, in Berlin: Dornröschen 66
Seidl, Fr. Xav., in Neuburg a. d. Donau: Pastoral song . 69
Silberstein, August, in Wien: Das Krücken-Mütterchen . . . 69
Simrock, Carl, in Bonn: Jugendliebe 69
Spielhagen, Friedrich, in Berlin: Wunderfames Glänzen . . 70
Traumgesicht 70
Stadelmann, Heinrich, in Speyer: Unsterblichkeit im Lied . . 70
Steinheuer, H., in Lindlar bei Cöln: Vom Walde herüber . 71
Steiler, Carl, in Elberfeld: Am Silberfesttag. 1. Weinen . 71
2. Blumen 71
Stöber, Adolf, in Mülhausen im Elsaß: Nachtigallseelchen . 72
Storck, Friedrich, in Elberfeld: Mein Rheinland 72
Sturm, August, in Berlin: Dein süßes Lied vergeß ich nie . 72
Sturm, Julius, in Cöstritz: Neue Fabeln. Bär und Eichhörnchen 73
Tulipane und Distel 73
Die zufriedene Kuh 73
Dachs, Pincher und Fuchs 73
Uhu und Rabe 73
Tangermann, W., in Cöln: Wintersturm 73
Thaler, Carl von, in Wien: Was ist das Glück 74
Traeger, Albert, in Corlleda: Marie 74
Tschabuschnigg, Adolf Ritter von, in Wien: Eine Schicksalsstunde 75
Der Mittag 75
Uncke, Gisbert Freiherr, in Freiburg in Baden: Kaiser Otto III. 75

Seite

Waldmüller-Duboc, Robert, in Dresden: Das tanzende Mönchlein 76
Weck, Gustav, in Rawitsch: Die Blätter fallen 77
Wehl, Feodor, in Stuttgart: Die sterbende Mutter 78
Weiß, F. G. Adolf, in Graz: Ewiges Leben 78
Wester, Erwin, in Wiesbaden: Ein alter Traum 78
Wichert, Ernst, in Königsberg i. Pr.: Kleine Anmerkungen.
Verschiedenes Urtheil 79
Selbstkritik 79
Nach großer Zeit 79
Der Philister 79
Der Poet 79
Wickenburg-Almásy, Wilhelmine Gräfin, in Wien: Ihr rast vorüber, ihr Stunden 79
Wilbrandt, Adolf, in Wien: Priester Tod 80
Willatzen, P. T., in Bremen: In der Nacht 80
Woermann, Carl, in Düsseldorf: Ein Sonettenkranz zu Michelangelos vierhundertjährigem Geburtstag 80
Wulff, Fr. Wilibald, in Hamburg: Kampf 82
Zeise, Heinrich, in Altona: O, klage nicht! 82
Zettel, Carl, in Regensburg: Einer Braut 82
Ziel, Ernst, in Leipzig: Phantasieen aus einer Großstadt . . . 83

2. Dichtungen in Prosa.

Glüthgen, Victor, in Marburg: Eine Locke der Lorelei. (Novelle) 85
Cürnberger, Ferdinand, in Wien: Liebesschuld. (Märchen) . 94

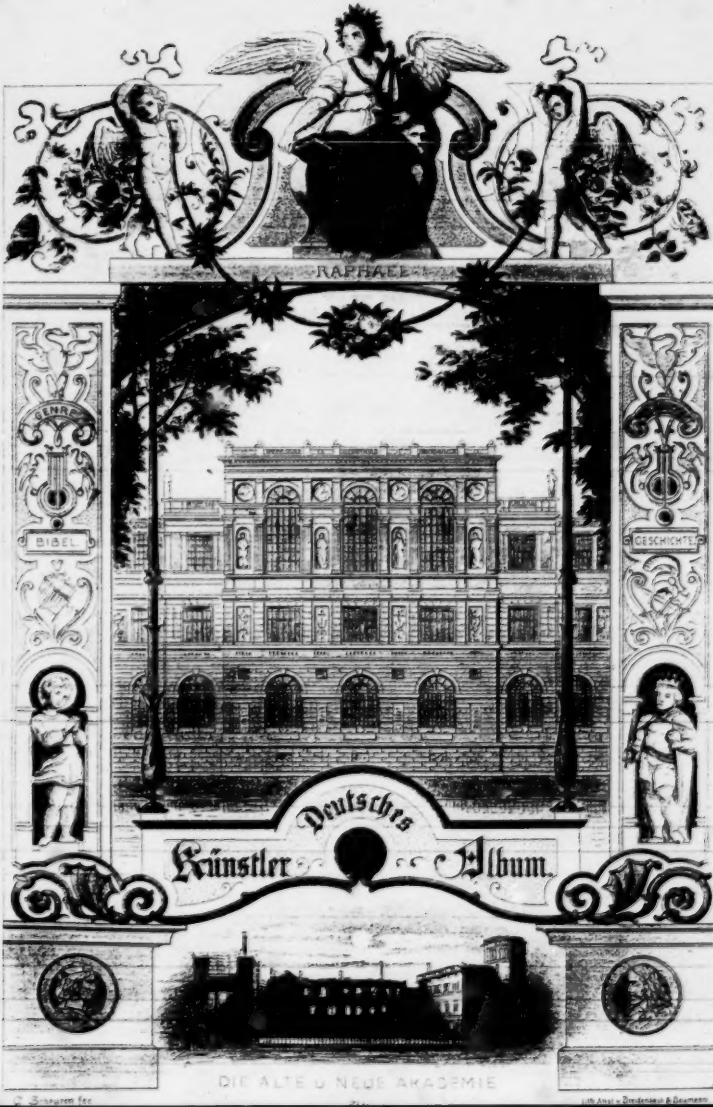
Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Deutsches Künstler-Album.

X.

1877

...idenbach & Baumann in Düsseldorf.


RAPHAEL
GENRE
BIBEL
GESCHICHTE
Deutsches
Künstler Album
DIE ALTE U. NEUE AKADEMIE

Deutsches

Künstler-Album.

Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter.

Neue Folge des „Düsseldorfer Künstler-Album": Zehnter Band.

Der ganzen Serie sechsundzwanzigster Jahrgang.

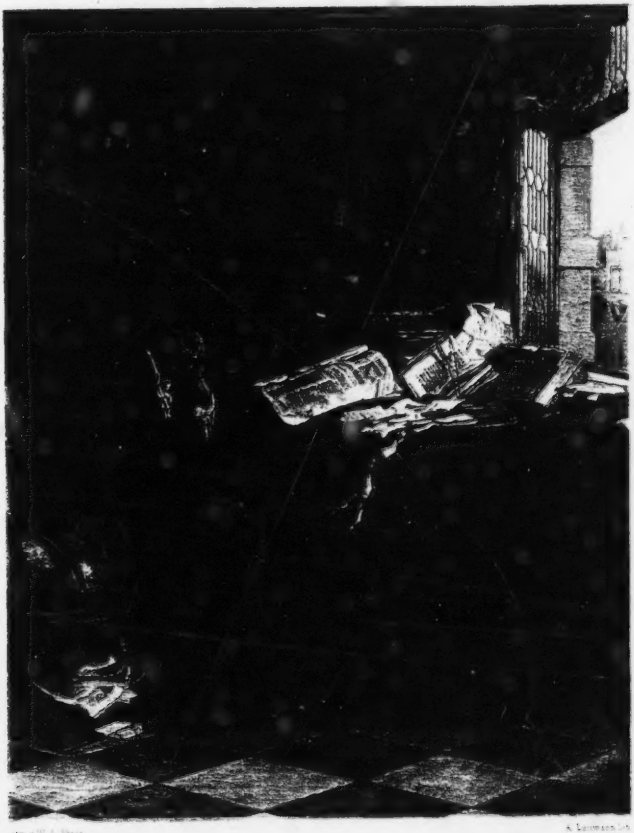
Der Text gesammelt und herausgegeben

von

Ernst Scherenberg.

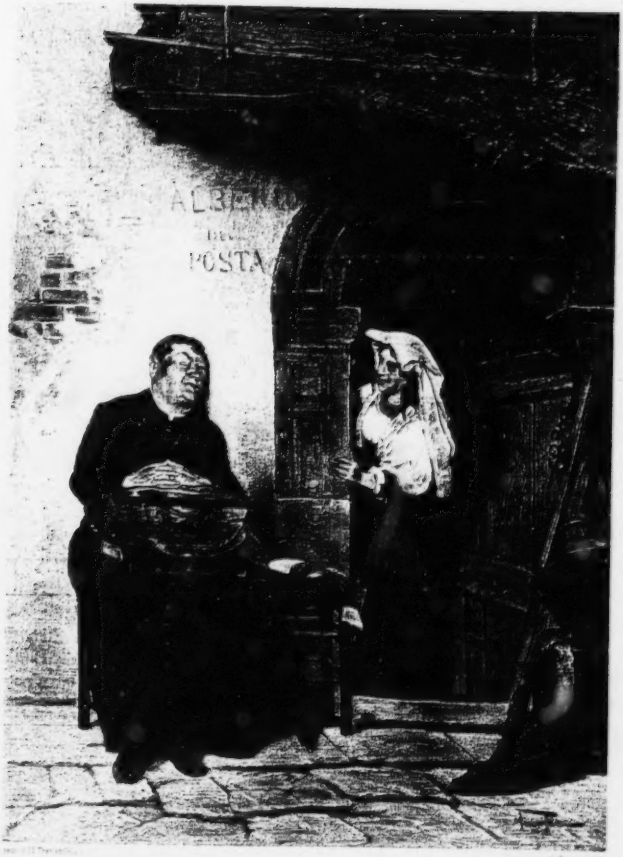
Düsseldorf.
Verlag von Breidenbach & Baumann.
1877.

Der Pilger von St. Just.



In dunkeln Träumen.

Der Konstantinsbogen bei Mondschein.



Vor dem Posthause.

Zum Andenken Ferdinand Freiligrath's.

Die Stunde kommt — sie ist gekommen,
Wo ihr am Grabe steht und klagt
Um ihn, der, jäh hinweggenommen,
Für immer dieser Welt entsagt;
Um ihn, der viel um euch gelitten
Auf seines Lebens rauher Bahn;
Ihr hattet viel ihm abzubitten,
Nun klagt, daß ihr es nicht gethan.

Ja klaget, daß ihr ihn im Leben
An seiner Liebe nicht erkannt,
Die, treu dem Vaterland ergeben,
So reich in Laub und Blüthen stand.
Ihr stauntet wohl die Pracht der Bilder,
Die lohe Gluth der Farben an;
Doch immer blieb er euch ein wilder,
Ein leidenschafterregter Mann.

Ihr hörtet Brausen nur und Schnauben,
Wo wir vernahmen Lenzeshauch;
O was er pries als seinen Glauben,
War unser aller Hoffen auch.
Er stand auf einer höher'n Warte,
Als auf der Zinne der Partei,
Selbst als er mit der Sturmstandarte
Kampflosung gab und Feldgeschrei.

O, daß ihr seiner Herzenstreue
Nacheifrer nicht gewesen seid!
Nun erst erkennt ihr tief in Reue,
Wie Liebe zürnt und doch verzeiht.
Denn ob er auch in heißen Liedern
Den Zorn gesungen und den Haß:
Er hat geliebt auch ohn' Erwiedern,
Er hat geliebt ohn' Unterlaß.

Da habt ihr ihn hinausgetrieben
Und ihn gewehmt als bösen Feind,
Weil euch zu stürmisch war sein Lieben; —
O Gott, es war nicht bös gemeint!
Zur Themse floh der treue Ritter,
Vor Thränen schwieg sein Liedermund: —
Da gab sich endlich im Gewitter
Der alte Gott der Deutschen kund.

Da kam der Sohn der rothen Erde
Ins theure Vaterland zurück,
Im Schwabengau an stillem Herde
Erwuchs ihm neues Lebensglück.
Da hat er seinen Groll bezwungen,
Als neue Wunderthat geschah:
Wie Siegsgeschmetter ist erklungen
Sein Lied: „Hurrah Germania!"

Wenn wieder zu der Freiheit Thaten,
Mein deutsches Volk, du dich ermannst,
Laß dich von Freiligrath berathen:
O lieb' so lang' du lieben kannst!
Was hilft es euch, wenn im Getriebe
Des Kampf's ihr auch die Welt gewönnt
Und hättet nicht ein Herz voll Liebe? —
O liebt, so lang' ihr lieben könnt!

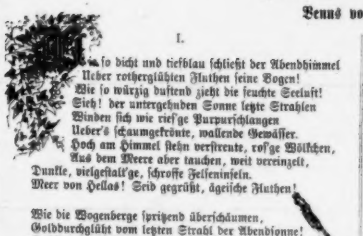
Köln, im März 1876.

Hermann Grieben.

F. FREILIGRATH.
Die Palme dort,
Der Wüstenstaub verweht! –
Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein Anderer und doch derselbe.
geb. d. 17 Juni 1810. † 18 März 1876
England.

Alexis Aar in Dresden.

Venus von Melos.



I.

So dicht und tiefblau schließt der Abendhimmel
Ueber rothergläht'en Fluthen seine Bogen!
Wie so würzig duftend zieht die feuchte Seeluft!
Sieh! der untergehenden Sonne letzte Strahlen
Binden sich wie rief'ge Purpurschlangen
Ueber's schaumgekrönte, wallende Gewässer.
Hoch am Himmel stehn verstreute, roſ'ge Wölkchen,
Aus dem Meere aber tauchen, weit vereinzelt,
Dunkle, vielgestalt'ge, schroffe Felseninseln.
Meer von Hellas! Seid gegrüßt, ägeische Fluthen!

Wie die Wogenberge sprühend überschäumen,
Goldburchglüht vom letzten Strahl der Abendsonne!
Solchem zaubervollen Schaum bist du entstiegen,
Aphrodite, ein Geschenk der Welt zu bringen,
All dem Reiz der Erdengüter unvergleichbar,
Ein Geschenk voll Götterseligkeit, — die Liebe,
Die, entbrannt am süßen Reiz holdsel'ger Formen,
Sinnig-tiefe Menschenherzen trieb, zu träumen
Von der menschlichen Vollendung Glanzidolen.

II.

Das ist Melos' Küste! Tief ins Meer hernieder
Hangen seine schwarzen Felsen, wild zerklüftet.
Fern hin zieht des Ufers Rand sich, reich an Buchten.
Steig aus deinem Schiffe, Wandrer, denn du nahtest
Hier auch gastlichen hellenischen Gestaden!
Steile Bergespfade führen auf zur Höhe.
Weicher Rasen deckt den Boden, dunkler Lorbeer
Schmückt mit dichten Büschen sonn'ge Felsenlehnen.

Auf dem grünen Abhang sitzt ein schlankes Mädchen,
Daidalos, der schwarzgelockte, ihr zu Füßen.
Seine Augen leuchten von der Gluth der Seele,
Seine Hand schuf künstlerischen Meißelschlages
Aus dem Stein, dem kalten, todten, lebenswarme
Leiber einst, vollendet schöne Huldgestalten.
Aber müßig ward er jüngst, da er das Mädchen,
Das an seiner Seite sitzt, gesehn, — Melitta,
Sie, das schönste Kind von Melos mit den großen,
Wunderlichen Augen und den blonden Locken.
Aus dem kleinen, kindlich ernsten Mädchenantlitz
Schaut sie ihm verwundert fragend in die Augen:
„Fremder Mann, was hast du mir gethan? Was hast du
Selbst an mir gefunden?“ — O die stolzen Lippen!
Dieses Kinns entzückendes Oval! Erröthend
Blickt sie nieder, — ist's das Roth der Abendsonne?
Ist es, weil der bleiche Jüngling voll Begeistrung
Seinen Arm um ihren Nacken schlingt und flüstert:
„Meines Herzens Flammen lodern heiß begehrlich
Nach der Schönheit höchstem Ziel! Vollendung such' ich,
Als am Marmor bildend meine Hand sich regte.
Doch — wär's auch vollendet noch, was ich schaffe, —
Kalt und leblos immer starrt mich's an, der Marmor
Bleibt Gestein, das Ideal ist ohne Leben.
Da erblickt' ich dich, Geliebte, und mich faßten
Sehnsuchtsvolle Liebesschauer: dir zu folgen,
Rieth das Herz mir, und an deiner Brust zu bergen
Vollbeseligt dieses Haupt, das sinnenmüde,
Und im Glücke deiner Liebe Ruh zu finden!“

Feuchten Schmelz im Auge spricht sie leis und innig:
„Was du sagst, nicht ganz erfaß' ich's, aber wenn du
Liebe willst am Liebe tauschen, treue Liebe, —
Nimm mich hin, ja nimm mich hin zu deinem Weibe!“
Volle, blühnde Rosenzweige beugt von ihrem
Antlitz er zurück und küßt sie, tieratemend,
Und ihr holdes Köpfchen senkt an seine Brust sich.
Brütend über ihnen girrt die wilde Taube,
Fernher klingt des Meeres dumpf-eintönig Rauschen,
Und des Mondes bleiches Horn erglüht und leuchtet.
In den dichten Büschen singt ein Brautlied schluchzend
Voller Gluth die Nachtigall, — doch schweigt sie lauschend,
Tönt vom Meer der irren Möve ängstlich Schreien.

III.

Die Geliebten birgt von Stund' an eine Hütte,
Und Melitta waltet drinnen stillen Sinnes.
Singend wahrt sie auf dem Herd des Feuers Gluthen,
Singend wandelt sie am Webstuhl auf und nieder,
Zarte, schimmernde Gewänder kunstvoll wirkend,
Die sich an die schönen, jugendlichen Glieder
Ihres Leibes schmiegsam legen, in den Hüften
Leicht und faltenreich geschürzt mit seidnem Gürtel,
All die Anmuth ihres Weibes unverhüllend.

Leise singt sie: „Alle Freuden dieser Erde
Nehmt zusammen, nehmt sie alle tausendfältig,
Ach, sie geben noch kein Glück! Sie stillen nimmer,
Nimmermehr die Sehnsucht, die im Herzen lodert.
Nur wen Liebe mit dem Füllhorn ihrer Freuden
Ihrer Leiden überschüttet, der ist glücklich!“

Auf dem Sessel sitzt der Künstler, lauschend lächelt er
Auf die Weisen seines Weibes; aber seufzend
Runzelt er die Stirn in Falten, seufzend spricht er:
„Kann die Lieb' allein beglücken? Wird sie allen
Drang und Schaffenstrieb in meiner Brust geschwiegen?
Tag für Tag lahmzuträumen, süß-beseligt, —
Diese muß'ge Ruh in weichen Liebesarmen,
Ist sie einer edlen Menschenseele würdig?“

IV.

Sieh, da nahen auf der Schwelle seines Hauses,
Weißgelockt, mit weißen Bärten, würd'ge Greise,
Melos' Aeltste, die Hüter der Gemeinde:
„Daidalos, du Liebling der allmächtgen Götter,
Sie verliehen dir zu schaun ihr ew'ges Antlitz,
Ihrer Leiber ewig-reine, holde Hoheit,
Daß den Sterblichen du wieder sie verkündest,
Mit den frommen Händen weisen Marmor bildend.
Ein Vermittler scheinst du, Künstler, uns der Gottheit,
Und wir ehren glaubensvoll in deinen Werken
Jener Ew'gen Abbild, die auf Wolken thronen.
Hör', was wir im Rath beschlossen, und vernimm es:
Einen Tempel werden fromm auf Melos' Scholle
Wir der goldenbekronenden, der schaumentstiegnen
Cypria, der Göttin aller Huld, erbauen.
Schaffe, Künstler, du ihr Bildniß, bilde schaffend
Ernst-gewissenhaften Eifers voll die Formen
Der unsterblichen Gestalt in ew'ger Anmuth!
Höre wohl! Was du im tiefsten Herzensgrunde
Für das höchste Sinnbild aller Lieb' erkannt hast,
Banne seine Züg' in Marmor, und wir werden
Nicht mit Gold und nicht mit edlem Lorbeer geizen.“

Fern ist längst der Greise Schaar. Der Sonne Strahlen
Sind entflohen, Nachtluft zieht durch die Cypressen,
Und der Pappeln zitterndes Geäste schauert.
Tief versunken bis zur Stund' in Sinnen, rafft sich
Daidalos empor, — sein Auge flammt wie Feuer,
Und in nerv'gen Armen hält er die Geliebte:
„Eine Liebesgöttin, Mädchen, soll ich dichten,
So wie mir im tiefsten, reinen Herzensgrunde
Aller Liebe höchstes Sinnbild eingeprägt ist.
Kann ich andre Züge wählen, als die deinen?
Heiß entzückt mich deiner Glieder holde Anmuth,
Die ich jetzt umarme: dürft' ich's Liebe heißen,
Wenn mein Sinn ein liebenswerth'res Bildniß wüßte?
Bist nicht du, Melitta, meiner einz'gen Träume
Süßeste Vollendung? Mag die ew'ge Göttin
Mir verzeihn: soll ich ihr Tempelstanddild meißeln,
Deine Formen muß es haben, deine Züge!"
Freudevoll vernimmt's Melitta, Stolz und Wonne
Schwellen ihr den Busen. Ach, wie heißberauschend
Sind die Worte des Geliebten! Seelig klammert
Um sein Haupt die Hände sie und küßt es weinend.

V.

Auf dem Sessel sitzt der junge Künstler, vor ihm
Steht ein schneeig-weißer, hoher Block von Marmor,
Starr behaun schon von des Meißels Stahl. Doch sinnend
Ruht vom Werke Daidalos, die Hand ist müßig,
Nur die Augen schweifen rastlos, wie voll Sorgen,
Prüfend nach Melitta. Harmlos wandelt diese
Auf und ab am Webstuhl, singend, die Gewandung
Von den Schultern abgestreift und niederhängend,
Lose in den Hüften nur vom Gurt gehalten.
Kindlich-ernst, als wär' sie nimmer ihrer Schönheit
Sich bewußt, so wandelt sie; es wogt ihr Busen
Leise nur und leise singt sie ihre Lieder,
Daß sie den Geliebten nicht im Sinnen störe.
Doch der schüttelt stumm das Haupt, die wirren Locken
Wirft er in den Nacken und verläßt den Sessel.
Aus der Thür entweicht er langsam, seine Schritte
Tragen ihn zum fluthgeweihten Meeresstrande.
Einen Felsblock nimmt er sich zum Sitzplatz, seine
Nackten Arme benetzen laue Wogenschläge,
Spritzen schäum'ge Tropfen ihm ins heiße Antlitz.
Stets einton'ger brandet Well' auf Welle, — langsam
Ueberwältigt leiser Schlaf den Mann, den müden.
Da — im Traum — sieht schauernd er das Meer sich theilen:
Aphrodite schwebt einher auf roſ'gen Bogen.
Doch nur eine Ahnung ward ihm ihres Anblicks,
Denn gewaltsam hat ihr Blick sein Aug' geschlossen.
Ach, sie dünkt ihm seitsam ähnlich der Geliebten,
Von verklärend süßem Himmelsglanz umwoben,
So wie er zur Göttin sie zu bilden dachte.
Feierlich ertönen ihres Mundes Worte:
„Mag' es nicht, mich anzublicken! Mag' es nimmer,
Deines Weibes göttlich Ebenbild zu schauen!
Götterzorn trifft den Verweg'nen, ohn' Erbarmen
Nehm' ich deine fromme Liebe dir von hinnen.
Sie, die dir in holder Neigung glüht, ist sterblich,
Ist gezeichnet mit den Zeichen dieser Erde.
Freu' dich, Erdgeborner, deiner ird'schen Liebe, —
Doch die Göttin wage niemals anzuschauen!
Hat dein Auge schönheitsdurstig meinen Anblick
Voll Erschrecken eingesogen, — nimmer duld' ich
Dann Melitta's unvollkomm'nes Schweiterbildniß
Noch als Nebenbuhlerin in deiner Seele!"
Die Erscheinung ist zerflossen, und der Künstler
Schreckt empor: „O nimmer! Eher in die Fluthen
Mit dem Meißel, in die Winde mit den Träumen,
Die von Ruhm mir sangen und von Schaffensfreude!"

VI.

Wieder vor dem Marmor sitzt am nächsten Morgen
Daidalos, und wieder rasten seine Hände.
Halbverwundert über seiner Arbeit trägen
Fortgang, doch nicht ungeduldig, schaut Melitta
Oft mit stillem Liebesblick zu ihm hinüber.
Sorgt sie sich um seiner Brauen finstre Wölbung,
Seiner Schaffensdrang kämpft, immer neu auflodernd,
Mit der ängstlichen Besorgniß seiner Liebe.
Plötzlich aus den Händen wirft er wild den Meißel,
Mit dem Ellenbogen stößt er um den Marmor,
Der in Stücke bricht mit krachendem Getöse.
„Weh! was thust du?" ruft Melitta, tieferschrocken.
„Sink' in Staub, mein Ruhm. Ich kann es nicht vollbringen!
Alle meine Sinne sträuben sich dagegen!"
Aus der Hütte stürzt er eilig, flieht zur Meeresfluth,
Auf des Strandes Felsenklippen rastlos irrend,
Seines Herzens widerregten Gram zu stillen.
Eh des Abends Nebel fallen, kehrt zur Hütte
Er zurück, die müden Glieder auf des Sessels
Polster anzuruhen, ernst, verstimmt und schweigsam.
Schweigend trägt Melitta auf den Tisch die Speise,
Doch er rührt die Hände nicht, sich dran zu laben.
Stumm verharren Beide eine Weile, endlich
Faßt Melitta seine Hand und schluchzend fragt sie:
„Was ist dir geschehen? Bin ich schuld, Geliebter?"
„Nein, Melitta, keiner Schuld kann ich dich zeihen.
Schuld ist nur des Ird'schen Fluch, der ew'ge, große,
Daß es ewig muß, behaftet von Gebrechen,
Seinen Zauberreiz verlieren, wenn ein Lichtstrahl,
Aus den Welten der Vollendung niederfallend,
Seines Wesens blaß-hinfrankend Bild beleuchtet!"
„O, so bin ich nicht mehr deiner Seelenwünsche
Höchstes Ziel? Nicht mehr die Göttin deines Herzens?"
„Laß die Götter, und begehre übermüthig
Nicht, was ihnen, ihnen nur allein beschieden!
Wie sie wandeln im Olymp, von ew'gem Lenze
Weich umfächelt, stille Klarheit in den Blicken,
Makellose, reinste Bilder der Vollendung,
Sie allein sind meines Herzens höchste Träume,
Sie allein vermöchten meine trunk'nen Augen
Mit unsterblichem Entzücken zu erfüllen.
Du bist Mensch! Auf deinen Wangen lacht ein kurzes,
Unvollkommnes Roth nur, Gram und Alter werden
Bald das Antlitz dir entstellen, — geh und weine
Heiße Thränen über dieses Daseins Jammer!"
Schmerzlich zuckt das Weib zusammen, wie vorm Bisse
Einer Natter. Ihre thränenlosen Augen
Sind erfüllt von starrem Schmerze. Leise schleicht sie
— Seinend merkt er's nicht — hinaus ins nächt'ge Freie.

VII.

Mit dem frischen Lufthauch fächelnd, fängt zu dunkeln
Schon die süße, sternenglanzerfüllte Nacht an.
Längst erloschen ist des Meeres violenfarb'ner
Schimmer mit dem untergehenden Sonnenballe.
Schwarz und endlos liegt des Oceans Gewässer,
Und die Sterne tanzen auf den ruhelosen
Wogen ruhelos. Brandend an Klattern kreischend,
Wie im Traume mit den weißen Schwingen schlagend,
Ueber's dunkle Feld der Nacht. Am Horizonte
Steigt der Mond aus dem Gewässer. Blitzschnell laufend
Zieht sein Licht die breite, strahlengold'ne Brücke
Ueber's spritzende Gebraus der Wogen, blitzschnell
Hat sein Strahl mit hold-verführerischer Dämm'rung
All die rege Luft erfüllt, die düftschwang're.

In die Fluthen springt ein rauhes Vorgebirge,
Dessen Spitze wie ein hoher Felsenaltan
Uebers Meer hinausragt, kühn und schwindelnd enge.
Schluchzend sitzt ein Mädchen dort, — die Hände bergen
Höhe, thränenmüde Augen, und das Antlitz
Ist herabgesunken in den Schooß. Von ferner
Rauscht's wie Abschiedsgrüße durch die hohen Pappeln,
Und das Meer tiefunten plätschert so verlockend . . . . . .
Wenn sie's hörte! — O, sie hat es schon vernommen!
Bitterste Verzweiflung in den Mienen, richtet
Sie sich auf, ganz aufrecht steht sie da und schaudernd
Birrt sie einen Blick voll Angst hinab zum Abgrund.
Schmerzlich schaut ihr Aug' noch einmal rückwärts, ferne
Wo den Hütten Rauch entsteigt, und Herdenfeuer
Einsam lodern auf den nachtumhüllten Matten:
„Ach, wie schnell zogst du vorüber, Glück der Liebe!
Sel'ge Tage, da ich wähnte, seines Herzens
Auserkor'nes Weib zu sein, — wie seid entschwunden!
Da ich wähnte, alle seine Tage hätten
Ruhe und Befriedigung in mir gefunden!
Ach, sein Herz fühlt kein Genügen nicht mehr hin ich
Seiner Augen liebste Weide, seine Sinne
Denken schon an hold're Bilder als das meine!
Seine Liebe ist verloren! Rauscht, ihr Wellen!
Frag' euch nicht, warum ihr wandert ohne Ende,
Frag' euch nicht, warum das schönste Glück so flüchtig.
Seht, zum letzten Male löst' ich diesen Gürtel,
Diesmal, mich an deine Brust, o Meer, zu stürzen
Und in deinen unermeßnen Schooß zu sinken!"
Von den Hüften fällt der Gürtel, die Gewande
Sinken nieder wie ein Flor, — so steht sie droben
In des Mondes Schimmer einen Augenblick lang —
Und im nächsten hat die Meeresfluth tief aufschluchzend
Sie verschlungen, und die Wellen plätschern weiter.
Fern mit Klagetönen aus den Rosenbüschen
Ist die Nachtigall zum Vorbeerhain geflattert.
Sonst ist Alles ruhig wie zuvor. Verloren
Hat Natur, die Mutter, keines ihrer Kinder,
Nur zurückgenommen in den Schooß, den tiefen.

VIII.

„Wißt, Melitta ist ertrunken!" schallt's am Morgen.
Die Gewänder sind gefunden auf dem Felsen.
Suche länger nicht in bangen Aengsten, armer
Daidalos! Zum Tode hast du sie getrieben! —

Wie die Zeit verrauscht! Schon ist der Herbst gekommen,
Und die dunkle Traube wird zum Most gekeltert.
Auf den Wiesen und am Waldrand welches Leben!
Lust'ge Reigen, Herbstesreigen führt die Jugend
Tändelnd auf; beim Most versammelt schaun die Aeltern
Heitren Sinnes auf die einst gepflog'nen Spiele.
Daidalos allein sitzt einsam, grumgebrochen.
Hohl und bleich sind seine Wangen, hohl die Schläfe.
Süße Lieder hört er klingen, Mädchen singen:
„Aphrodite, schaumgebor'ne Liebesgöttin,
Zwinge du die trotz'gen Knaben, daß sie ruhlos
Unterr Füße Spuren folgen, grambewältigt!"
Und der Knaben Reigenchor entgegnet singend:
„Aphrodite, schaumgebor'ne Liebesgöttin,
Zwinge du die spröden Mädchen, daß sie nimmer
Den Verfolgenden entfliehen, gluthbewältigt!"
Jauchzend fallen Alle ein zum lauten Hymnus:
„Aphrodite, schaumgebor'ne Liebesgöttin,
Zieh in unsre Tempel ein, in unsre Herzen!
Komm und nimm das schöne Melos dir zum Wohnsitz!"
Da tritt Daidalos hervor und spricht zum Volke:
„Aphrodite soll in Melos' Tempel wohnen.
Harrt noch einen kurzen Mond lang, dann vollend' ich
Aphrodite's Standbild, wie ihr's euch ersehnet!"
Jubelnd hört's die Menge, und sie singt aufs Neue:
„Aphrodite, schaumgebor'ne Liebesgöttin,
Zieh in unsre Tempel ein, in unsre Herzen!
Komm und nimm das schöne Melos dir zum Wohnsitz!"

IX.

Kaum verläßt der Künstler jetzt noch seine Hütte.
Jehrend Siechthum reibt ihn auf, ein Schatten scheint er,
Wenn er mühsam seine Glieder vor die Thür schleppt.
Doch sein Aug' strahlt stille Freude, mondelose.
In der Hütte aufgerichtet steht das Standbild,
Die Gestalt im Umriß deutlich schon erkennbar.
Rastlos rührt er jetzt die Händ' in fieberhaftem,
Ahnungsvollem Eifer. Die die Kräfte schwinden,
Wird sein Werk stets fertiger und stets vollkomm'ner.
Speis' und Trank und Schlaf verschmähend feilt im klaren
Mondlicht er sogar, das starre Bild liebkosend:
— Und die Bürger scheuen ihn und flüstern traurig,
Wahnsinn habe seinen edlen Geist zertrümmert —
„Darf dich jetzt zur Göttin bilden, todes Liebchen,
Deine Huldgestalt verklären, wie im Traume
Ich dich immerdar gesehn, seit du den Wogen,
Die dich einst verschlungen, wieder bist entstiegen,
Schaumgeboren! — Wie verklärte, schöne Leiber
Haben die Berstorbnen! Wie viel holder kommst du
Jetzt, Melitta, mich im Traume zu besuchen!
Meine Liebe zu der Todten wächst, je reiner
Je vollkomm'ner ich sie denke. Als sie lebte,
War es anders: — Tod, dein Grauen liegt dazwischen!
Liebchen, über eine kleine Weile führ' mich
Zu den sel'gen Inseln, wo ein ew'ger Lenz ist.
Schade, daß mein müder, kranker Arm gelähmt ist,
Und ich deinen lichten Leib nicht kann umschlingen,
Wenn im Traume du mir nahst! denn ach, mich dürstet
Nach den Küssen deines Mundes, todes Liebchen!"
Also schmeichelt er und meißelt ohne Rasten. —

's ist des Monats letzter Abend, und der Künstler
Steht betrachtend vor dem fert'gen Götterbilde.
Noch ein Meißelschlag, — jetzt ist's vollendet! Eben
Fällt der Mond durch welke Zweige auf das Standbild,
Und in seines Strahles zitterndem Gefunkel
Scheint die süße, marmorne Gestalt zu leben.
Grauen faßt den Künstler, seine Kniee wanken:
„Du, Melitta, bist gekommen, mich zu rufen!
Schlich den ganz Unsichtgen in deine Arme!
Sühnen will ich, was ich einst an dir verbrochen."
Da durchrinnt ihn kalter Schauer, schwindelnd stürzt er
Nach der Göttin, bricht zusammen ihr zu Füßen,
Seinen Arm um rare Kniee krampfhaft schlingend. —
Als das Frühroth aufgestiegen, fand die Menge
Ihr vollendet Götterbild und, vor ihm liegend,
Einen Todten, kalt wie der umschlung'ne Marmor.

X.

Schmückt den Todten ewig stummes Haupt mit Lorbeer
Und mit Rosen! Gebt sein Grab ihm in den Fluthen! —
Meer von Hellas, lebe wohl! Schon grüßen wieder
Mit dem bleichen, stumpfen Antlitz die Gestalten
Glanzlos düstrer Gegenwart die bange Seele.
Doch ich fliehe, rette mich aus ihrer Liebe
In der stillen Stätte, wo vor deinem Bildnis,
Melos' Aphrodite, dem zweitausendjähr'gen,
Weltvergessen, schönheitstrunken meine Sinne
Von vergangner Zeiten süßem Zauber träumen.

Ludwig Auerbach in Pforzheim.

Wildschützenlaune.

Ueber'm Walde glühender Abendschein!
In die Lichtung fluthet er voll herein,
Um das Jagdhaus, vor dem die Linde rauscht
Und heimlich durchs off'ne Fenster lauscht,
Wo der Förster mit seinem Kinde sitzt,
Glorienhaft sein Leuchten blitzt.

Zitternd stiehlt sich ein schwaches Licht
Auch auf des Mannes Angesicht,
Der dort am Waldsaum lauernd steht,
Finsteren Blickes um sich spaht,
Sorgsam prüfend von Zeit zu Zeit
Den alten Stutzen, sein treu Geleit.

„Dem Teufel mag ich verfallen sein,
Vergäß ich je der Schmach und Pein,
Die du, Herr Förster, auf mich gebracht,
Als höhnend die Waise du verlacht,
Die an der Leiche des Vaters geklagt,
Dem du die Kugel durchs Herz gejagt.

Heut sind es gerade fünfzehn Jahr!
Ich seh' noch den Alten mit blutigem Haar;
Mit zerschmetterter Brust und mit zuckendem Mund
Lag er im stillen Föhrengrund.
Und konnt' er nicht sprechen, sein Leiden schrie:
Junge, vergiß der Stunde nie!

Am Steinkreuz in der Felsenschlucht
Begrub ich den Vater, da hab ich verflucht
Mein jungfrisches Leben, bis daß ich gerächt,
Was der Herr gesündigt am armen Knecht,
Der nur für die hungernde Kinderschaar
An fürstlichem Ueberfluß Frevler war.

Wer wagt's, uns zu richten? — Kennt ihr die Noth,
Die tödtlich das Leben der Liebsten bedroht?
Der Hunger, der wie ein finsterer Geist
Auch jegliche Freude von uns weist,
Den müden Fuß nur noch Nahrung hetzt
Und das karge Mahl nur mit Thränen netzt?

Hermann Eckert

Und draußen — da ladet der freie Wald
Den Armen in seine Schatten bald
Und zeigt ihm in seinem luft'gen Gefild
Das fröhlich sich tummelnde Edelwild:
Und wir sollten hungern mit Weib und Kind,
Weil wir in Armuth geboren sind!? —

Ihr kennt das Gesetz des Mächtigern nur,
Seid nicht barmherzig wie die Natur,
Gönnt nicht mal den Abhub vom Ueberfluß!
So leb denn die Rache und — Schuß um Schuß! —
Ja tändle nur Graubart mit deinem Kind:
Ich weiß, wo die Wunden gefährlich sind!

Ich hab es erfahren!" — Und fiebernd empor
Reißt er den Stutzen — da trägt an sein Ohr
Ein Wort des Kindes die Abendluft,
Wie zärtlich es „lieb Vater!" ruft:
Und reglos ruht seine Hand am Hahn —
Lang starrt er Kind und Vater an:

Wie der immer finstere Jägersmann
Heute so huldreich lächeln kann!
Auf des Kindes lieblichem Angesicht,
In der blauen Augen sonnigem Licht
Ruhet sein Blick so verklärt und mild,
Als stimm' ihn zur Andacht das liebliche Bild.

Sein Herz ist heiliger Liebe voll:
Des Hasses Dämonen und jeglicher Groll
Zogen dahin wie Schatten der Nacht,
Wann das Frühroth über den Firnen lacht;
Seines Kindes trauliches Schmeichelwort,
Scherzen und Kosen trieb sie fort.

Freudig in süßer Vaterlust
Zieht er das Kind an die wogende Brust,
Küßt es in innigem Liebesdrang,
Möchte für seinen Lebensgang
Im stummen Gebet seines leuchtenden Blicks
Glühend erfleh'n alle Huld des Geschicks.

Plötzlich ein Schuß! und sieh! in die Wand,
Nah an dem Förster vorübergesandt,
Schlägt eine Kugel pfeifend ein.
Bleich wie im Sturme des Mondes Schein
Springt er empor und birgt geschwind
Zitternd am Herzen das theure Kind.

„Vergebung, wenn ich dich aufgeschreckt,
Zu rauh dich aus deinem Spiel geweckt,
Doch wir kennen uns ja — heut jährt sich's, Mann!
Daß du mir den Vater erschossen im Tann!
Als Knabe schon schwur ich dir gleichen Tod,
Und niemals hab ich vergeblich gedroht!

Wie zu treffen ich weiß, bewies ich im Scherz —
Doch hat dein Kind mir bezwungen das Herz.
Leb wohl! ich vergebe die sündige That,
Frei wandelst du künftig deinen Pfad,
Hoch halte dein Kind — dein Kind allein
Beschützte dein Leben und hieß mich verzeih'n!" —

Und eh sich der Förster dem finstern Traum
Entrissen, war hinter Strauch und Baum
Der Wildschütz entschwunden, auf seiner Spur
Nachklang das Rauschen des Waldes nur
Wie Worte des Segens für den, der im Drang
Brennenden Hasses sein Herz bezwang.

G. Emil Barthel in Halle a. S.

Am Sterbebett.

Aus dem Englischen des Thomas Good.

Wir lauschten bang die ganze Nacht,
Ihr Athem war so matt,
Nur leise hob und senkt' die Brust
Sich auf der Lagerstatt.

Nur schweigend sprachen wir, verstummt
Und wankend, so erschlafft,
Als sei zur Stärkung ihr geliehn
Ein Theil von uns'rer Kraft.

Und Furcht und Hoffnung, wechselnd oft
Mit Täuschung uns umwarb —:
Sie schien uns sterbend, da sie schlief,
Und schlafend, da sie starb.

Denn als der Morgen trübe kam
Mit Frost und Hagelschlag,
Brach ihr ein and'rer Morgen an,
Derweil ihr Auge brach.

Das Gebiet der Seele.

Groß ist die Erde, die Welt, doch größer die menschliche Seele,
Denn das Unendliche selbst ist ihr unendlich Gebiet:
Rosen erblühen darauf, doch umzüngelt von giftigen Nattern,
Neben der Feige gedeiht Wermuth und wuchernder Lolch;
Aber verborgen darunter inmitten der Blüthen und Schlangen
Ruht ein gewaltiger Schatz: tief in der Seele ruht — Gott.

Karl Bartsch in Heidelberg.

Mein Hort.

Ich weiß in einem Schachte
Gar einen edlen Hort,
Der mich wohl selig machte,
Wüßt' ich das Zauberwort;

Das Zauberwort, das eine,
Das alle Schätze hebt,
Das aus dem Felsgesteine
Die goldnen Adern gräbt.

Ich sah es heimlich leuchten
Aus deiner Seele Grund,
Aus deinem Blick, dem feuchten,
Dem Wort aus deinem Mund.

Ich meint', ich hört' es klingen,
Das eine, süße Wort;
Doch will ich es bezwingen,
Tragen's die Lüfte fort.

Ich mein', ich hör' im Traume
Den lieben, süßen Klang;
Es rauscht von jedem Baume
Beim stillen Abendgang.

Fort tragen es die Winde,
Ich irr' danach umher;
Doch ach! umsonst — ich finde
Das Zauberwort nicht mehr!

Ludwig Bauer in Augsburg.

Du weinst um goldner Tage Flucht!

Du weinst um goldner Tage Flucht,
Fern hinter dir liegt Lieb' und Glück,
Dein glanzgewohntes Auge sucht
Umsonst den Weg dahin zurück.

Dereinst schloß ich dir auf mein Herz
Und bot dir eine Heimat drin,
Du gingst — und ließest mir den Schmerz,
In dem ich heut noch selig bin.

Mir lebt doch, ob ich dich verlor,
Ein holdes Bildniß in der Brust,
Das schmück' ich bald mit Trauerflor,
Bald mit den Rosen stiller Lust.

Und weinst du nun, gemahnt mich's still,
Daß es, wie nie zuvor, dir gleicht,
Daß es mich liebend grüßen will
Und flehend mir die Hände reicht.

Ob auch die kluge Welt dich höhnt,
Tritt in mein Heiligthum nur ein,
Und ganz mit dir- und mir versöhnt,
Lern' auch in Thränen glücklich sein!

Eduard Bauernfeld in Wien.

Von Alexander dem Großen.

I.

Kam der große Alexander
Mit dem Kriegszug an das Meer,
Doch der Weise, der Hornsper,
Stille halten heißt das Heer.

„Seht den Vogel! Ruhig sitzt er,
Und so ruh'n auch wir, ihr Streiter;
Fliegt er rückwärts — wir desgleichen!
Fliegt er vorwärts, zieh'n wir weiter!" —

Dieses Vogelkund'gen Deutung
Gilt den Kriegern als Befehl;
Nur der Leibschütz Alexanders
Blickt bei Jenes Worten scheel;

Spannt den Bogen in der Stille,
Zielt mit seinem Pfeile munter
Nach dem Baume, wo der Vogel
Saß, und schießt ihn flugs herunter.

Ob der grausen That Entsetzen
Faßt das ganze Heer — „Verlor'n
Sind wir Alle, uns verfolgen
Wird der hohen Götter Zorn!" —

Und sie dringen auf den Schützen
Mit Verwünschungen, mit Waffen,
Doch der droht mit seiner Armbrust,
Weiß sich Ruhe zu verschaffen.

„Hätte dieser Vogel," — sagt er —
„Von der Zukunft je gewußt,
Nie kam er hieher geflogen,
Nie durchschoß ich seine Brust!" —

Alle schwiegen, wie betroffen,
Vogelflugs Prophet nicht minder;
Alexander aber lachte:
„Laßt den Vogel! Vorwärts, Kinder!"

II.

Wer zählt die Thaten, die vollbracht
Der stürmische Titane?
Der Nachwelt hat sie übermacht
Curtius in seinem Romane.

Nach Persien und Indien rast
Der Held mit seinen Streitern,
Es schien bei seiner wilden Hast
Die Welt sich zu erweitern.

Doch waren was er im Geist ersann,
Nicht leere Heldenthaten;
Ein Volk — das war sein großer Plan —
Die Griechen und Asiaten.

In Indien aber da ging es schief,
Die Truppen wurden schwierig,
Ein Murmeln durch die Reihen lief,
Sie waren der Heimkehr begierig.

Wer dürstet auch gern im Sonnenbrand
Für eines Helden Rasen?
Wer, fern vom lieben Vaterland,
Wagt Arme und Beine und Nasen?

Wenn sie erst freudig für den Herrn
In wilde Kämpfe rannten —
Wird's gar zu toll, wer läßt sich gern
Zerstampfen von Elephanten?

Und Alexander weist nach dem Port,
Weist nach den gefenkten Fahnen —
„Ich gönn' euch Rast, wir ziehen fort!" —
Es jubeln die Veteranen.

Und kam der Künig nach Babylon,
Der große Weltbesieger,
Da schaarten sich um seinen Thron
Die narbenreichen Krieger.

Sie betteten sich weich und warm
Und frenten sich beim Becher,
Und willige Mädchen hielten im Arm
Die nimmer müden Zecher.

Und Alexander, der große Held,
Der Völkerüberwinder,
Der sich zu den hohen Göttern zählt,
Er liebte und trank nicht minder.

Ihm fehlte schon in Griechenland
Nie eine reizende Lust,
Und hat er Persepolis verbrannt,
Geschah's auf den Wunsch der Thais.

Doch hielt er die treue Kriegerschaar
Dabei in Ehren und Hulden,
Reichte' ihnen seine Rechte dar
Und zahlte ihre Schulden.

Den Clitus und Parmenio,
Er nannt' sie seine Brüder;
Im üblen Sinne, im Rausch, und so,
Gelegentlich hach er sie nieder:

Ward melancholisch und irrt' umher
Mit wild verstörten Mienen,
Und seine Träume wurden schwer,
Auch sind ihm Gespenster erschienen.

Der Held war krank. Fragt nur nicht, wie's
Gekommen, da er der Starke;
Es ist die Krankheit des Genie's,
Die fraß an seinem Marke.

Wohin er seine Schritte lenkt,
Ist nichts mehr zu erobern;
Der Halbgott jetzt den Götter gedenkt,
Der unten und der obern.

Er hält sich den Olympiern gleich,
Die sitzen am Göttermahle;
Er glaubt sich schon in Jovis Reich —
So greift er zum Pokale.

„Hoch Vater Jovis!" so ruft er aus, —
„Hoch meine Schwester Cythere!
Ich trinke beim Familienschmaus,
Ich trinke zu eurer Ehre!

Vom Weltkrieg ruh' ich aus indeß,
Drum hat die Welt jetzt Frieden;
Ich bin was größer als Herkules,
Als alle die Titaniden!

Füllt mir den mächtigsten Pokal,
Füllt ihn mit süßem Weine,
Ich trinke zu dem Weltenall,
Ich bin fein Herr alleine!" —

Den großen Humpen stürzt der Held
Hinunter im Uebermuthe,
Dann taumelt, hart auf den Boden fällt,
Wälzt sich in seinem Blute.

Bald ist die Welt des Zwingers los
Und seiner Machtbefehle;
Sein Leib ruht in der Erde Schoß,
Im Orkus irrt die Seele.

Und Charon redet ihn an mit Spott,
Hilft ihm in seinen Nachen!
„Komm' nur, du kleiner, besoffner Gott,
Ich will dich überwachen!"

Max Beilhack in Aschaffenburg.

Scipio Africanus.

„Der Sohn gefangen im Barbarenland!"
So steht's auf Wachs geschrieben in den Zeilen,
Darüber hin die Augen unverwandt
Im neuen Rücklauf immer wieder eilen.
Leis bebt die Hand — 's ist eine Römerhand,
Die nie gebebt vor Speeren und vor Pfeilen.
Heut aber fesselt Feder das Lager
Den Scipio, den Schrecken der Karthager.

„Mein Sohn, in Haft des syrischen Barbaren,
Ich seh' dich stehen vor Antiochus!
Wie er mich haßt, an dir zu offenbaren,
Dem Asiaten welch ein Hochgenuß!
Wird er der Martern eine dir ersparen?
Erträgst du so sie, wie ein Römer muß? —
Und ich bin fern. Mit dieser Stunde Qualen
Muß ich dem Glück für schöne Stunden zahlen.

Des Glücks verwöhnter Liebling bin ich nicht.
Dies mußt' ich einmal lernen schon wie heute:
Mit Neukarthago ging ich ins Gericht;
Als der erstürmten Stadt sich jeder freute,
Da brachten sie mir vor das Angesicht
Ins Feldherrnzelt als Herrlichstes der Beute
Ein Mädchen, hold'sten Liebreiz auf den Wangen,
Erglühend bald vor Scham, bald bleich vor Bangen.

Ich sah sie an, im Anblick wie verloren;
So unschuldvolle Schönheit sah ich nie.
Von meinem Herzen war sie rasch erkoren:
Ins Haus der Scipionen führe sie!" —
Da nahte sie dem Stuhle des Prätoren;
Die Hände faltend mit gebeugtem Knie
Und feuchten Augenaufschlags einen Laut
Voll süßen Schmelzes sprach sie: „Ich bin Braut!" —

Ancillus, junger Fürst der Celtiberen,
Dem diese Fleckenlose sich geweiht,
Dir gab ich sie zurück. Mit deinen Heeren
Bezeigtest du beim Römer Dankbarkeit.
Von meinem Herzen, meinem sehnsuchtschweren,
Hat auch in Rom mich kein Triumph befreit. —
Kalt glänzt mein Ruhm, der Sonne gleich im Norden, —
Zur Sonnenwärme wäre sie mir worden.

Und ob mein Geist dann zwischen Epikur
Und herbentsagend zwischen Stoa schwankte,
Was sucht' ich anders als Betäubung nur
Vor der Erinn'rung, dran mein Fühlen krankte,
Bis zwischen mich und ihre ferne Spur
Mein theurer Sohn sich glückverheißend rankte.
Doch soll auch jetzt verwaist ich wieder wohnen,
Dann fahre hin, du Glück der Scipionen!" —

Vor seine Augen preßt er beide Hände,
Aufstöhnt die Brust. Eintritt, ihm an die Seite,
Lälius sein Freund: „Feldherr, die Blicke wende
Nach diesem Mann, ich gab ihm das Geleite,
Ihn schickt Antiochus. Der wünscht ein Ende
Dem männermordenden, ziellosen Streite.
Er hat, vermittelst du ihm günst'gen Frieden,
Dir deinen Sohn zu schenken sich entschieden."

— „Nein, nein, als Sieger nur verhandelt Rom
Um Frieden mit befriegenden Barbaren.
Noch ward uns nicht die Ehre zum Phantom,
Wir werden sie als Bätererbtheil wahren,
So lang die Wogen wälzt der Tiberstrom
Vorüber an den Herden unf'rer Laren.
Dem Feinde Frieden, will er sich ergeben!
Ich marke nicht, selbst um des Sohnes Leben."

Drauf der Gesandte: „Hör' mich, Scipio!
Nicht unverhoffte Worte hör' ich klingen.
Antiochus verehrt als Gegner so,
Nicht anders dich, der du ihn wußt bezwingen.
Er hörte, daß dich Siechthum schwer bedroh',
Und — dich zu heilen — mög' es ihm gelingen:
Damit das Leiden eines Helden endet,
Hat er entgeltlos dir den Sohn gesendet!" —

Jetzt wird der Vorhang zum Gemach getheilt,
Ein Jüngling stürzt herein in Scipio's Arme.
Leuchtenden Angesichts — „Ihr Freunde, eilt,"
Ruft Scipio, „mit einem Reiterschwarme
Zum König hin und kündet ihm, geheilt
Sei ich von Vorurtheil und bittrem Harme;
Bringt ihm des Vaters Dank, dann als Legaten
Des Feldherrn sollt ihr ihm zum Frieden rathen!" —

„Der König ehrt den Helden nicht allein,
Er ehrt in dir den Jünger der Heilenen."
— So sprach der Surer — „welcher im Verein
Den Charitinnen huldigt und Kamenen.
Antiochus schlägt gleiche Pfade ein,
Die nach des großen Alexander Plänen
Hinleiten sollen zu der Allgemeinheit
Durch aller edlen Menschen Geisteseinheit."

Und Scipio sprach, gestützt auf seinen schlanken,
Lieblichen Sohn: „Ich will das Glück nicht schelten,
Seitdem vor meinem Geist jetzt niedersanken
Die zwischen Römer- und Barbaren-Welten
Von eitler Selbstsucht aufgestellten Schranken.
Wir bleiben aufrecht, Sohn, wenn auch nur selten
So wahrhaft edle Menschen uns begegnen;
Die Menge mag uns dann mit Undank segnen!"

Philipp Berke in Frankfurt a. M.

Evoe.

Schäumend magst du übergarben,
Becher meiner kurzen Lust!
Bin ich doch der Narrenschellen
Wie nur Einer mir bewußt!

Heute trag' ich Rosenketten,
Rosen dienen mir zum Pfühl,
Morgen schatten die Cypressen
Ueber mir gar tief und kühl.

Morgen tönt ein stilles Läuten,
Und ich folge seinem Ruf: —
Heute will ich drum erbeuten,
Was ein Gott in Liebe schuf!

Moritz Blanckarts in Düsseldorf.

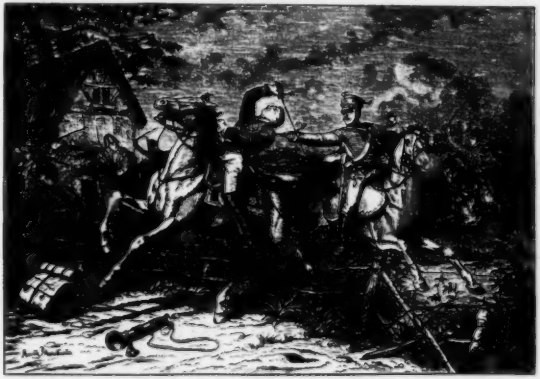
Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen

(gefallen im Gefecht bei Saalfeld, den 10. Oktober 1806).

Zertreten und zerschlagen
Das theure Vaterland:
Das konnte nicht ertragen
Prinz Ludwig Ferdinand.

Er sucht den Schmerz zu fühlen
In wildem Lustgelag',
Um tiefer nur zu fühlen
Die allgemeine Schmach.

Er sucht den Trost in Tönen,
Im Reich der Harmonien:
Es kann ihn nicht versöhnen,
Ihn nicht dem Gram entziehn.



Da treibt es ihn zum Kriege
Gen wälsche Uebermacht:
Er träumt von Ruhm, von Siege,
Von neuer Ehrenpracht.

Er will sie blutig rächen,
Des Vaterlandes Pein,
Der Knechtschaft Joch zu brechen,
Will er der Erste sein.

Was hilft das klages Mahnen,
Daß noch zu früh die Zeit:
Ihn treibt der Geist der Ahnen,
Der Thatendrang zum Streit.

Und vorwärts mit dem Heere
Stürmt er in wilder Lust,
Für Preußens, Deutschlands Ehre,
Voll Kampfbegier die Brust.

Doch mußt' er bald erfahren
Der Täuschung herbe Qual,
Als Frankreichs stärkre Schaaren
Besiegt der Seinen Zahl.

Da opfert er sein Leben
Für seines Landes Noth
Und krönt sein Heldenstreben
Durch schönsten Heldentod!

Victor Blüthgen in Marburg i. Hessen.

O scheide nicht mit heitrem Wort —

O scheide nicht mit heitrem Wort,
Wenn's eines Theuren Scheiden gilt,
Und spotte nicht die Thräne fort,
Die schmerzlich dir entgegen quillt.
Tauch' tief und ganz die Seele ein
Ins bitter-süße Abschiedsweh,
Und schreis' in deinen Heil'genschrein
Den trüben Liebeslaut: Ade!

Mit Schauern nimm das Brieferkleid
Und schling die Binde dir ins Haar;
Dem Herzen, dem du dich geweiht,
Bring fromm dein Herz noch einmal dar;
Und ob es hart, und ob es rauh, —
Bind es mit Opferstricken fest
Und salz' es mit der Thränen Thau,
Wie schen sie auch das Auge näßt.

Denn heilig muß die Stunde sein,
Wo Lieb' von Liebe wandern geht,
Wie jene, da in heißer Pein
Der Tod ein Herz von deinem weht.
Die Maske ab, die sonst verhüllt,
Wie tief dein Stolz sich beugen kann!
Den Schmerz, der hier die Seele füllt,
Den fällt der Spott der Welt nicht an.

Und ob du sprichst, daß Monde blos
Sich legen zwischen Brust und Brust: —
Es löst ein Stück von dir sich los,
Das du im tiefsten dein gewußt;
Bald fühlst du bang den Platz geleert,
Nach dem 's in dir sich drängt so warm,
Und wenn die Gegenwart entbehrt,
Dünkt ihr die reichste Hoffnung arm.

Und ob die Monde rasch entflohn, —
Auch eine Hoffnung knickt sich bald:
Wie manches Herz zog heiß davon,
Und kam zurück so winterkalt.
Wie leicht zerbricht des Lebens Rohr!
Den lächelnd jetzt dein Abschied grüßt: —
Was weißt du denn, du blöder Thor,
Ob du ihn jemals wiedersiehst?

O süßer Trost, wenn abschiedswund
So brünstig Herz an Herz sich legt,
Stumm schwörend Mund sich preßt auf Mund
Und lodernd Flamm' in Flamme schlägt!
Vielleicht das bald der Morgen tagt,
Wo's keinen Trost sonst für dich gibt,
Als die Erinnrung, die dir sagt,
Wie tief dich fern ein Herze liebt.

Frag' mich nicht um mein [illegible]nniß.

Frag' mich nicht um mein Geheimniß,
Laß mich's tragen ganz allein,
Bis es wie ein stiller Funke
Wird erstickt in Asche sein.
Rein und klar ist dein Gemüthe,
Und der Himmel lacht es an, —
Laß mir meinen trüben, wilden,
Sturmgepeitschten Ocean.

Frag' mich nicht um mein Geheimniß,
Senke deiner Augen Strahl;
Nimm von meiner armen Seele
Der Versuchung süße Qual.
Mehr als alle Lorbeerkränze,
Die der Weise sich erwirbt,
Gilt dem Himmel eine Thorheit,
Die noch ungeboren stirbt.

Friedrich Bodenstedt in Hannover.

Poetische Kleinigkeiten.

1.

Sie schmähen dich, weil du nicht bist wie sie:
Wir flehn dich an: o werd' es nie!
Denn machtest du dich mit ihnen gemein,
So würdest du nicht du selbst mehr sein.

2.

Selbst der Thorheit Offenbarung
Dient dem Weisen zur Erfahrung:
Steht er häufig auch betroffen,
Wenn ihm schlecht dabei zu Muth ist,
Hält er doch die Augen offen,
Denkt: wer weiß, wozu es gut ist!

3.

Der Blasirte.

Unter freien Ueberdrussed
Bürde sucht er Glück vergebens,
Und im Leben des Genusses
Fehlt ihm der Genuß des Lebens.

4.

Du magst die ganze Welt durchstreifen,
Und wirst doch Nichts von dem begreifen,
Was sie bewegt und trägt und hält:
Nur der sieht tief ins Herz der Welt,
Der ihrem Lärmen sich entwindet,
Still in sich selbst sie wiederfindet.

5.

Thu, was du willst, nur Nichts, was Andre schädigt,
Das ist der Inhalt meiner Tugendpredigt.

Ludwig Bowitsch in Wien.

Der Trompeter.

Wie zieh' ich so lustig von Land zu Land —
Das Schwert an der Seit', die Trompet' in der Hand!

Ich grüße, wenn Keiner sich regen noch mag,
Mit hellem Geschmetter den grauenden Tag.

Ich blas' ihm ein Ständchen voll Kraft und Gluth,
Bevor er sich senkt in die dunkle Fluth.

Ich rufe zum Mahle, ich rufe zur Wacht —
Ich ruf' zur Parade, ich rufe zur Schlacht.

O Leben voll Freude, o Leben voll Lust:
Die Trompet' in der Faust und ein Herz in der Brust!

Ich schmett're ins Horn, und der schmetternde Ton
Fährt wie Wetter hinein in die ganze Schwadron.

Und die Weiber vernehmen's von nahe und fern, —
So kecken Gesellen, den haben sie gern.

Herr Wirth, noch ein Glas, meine Kehl' ist im Brand,
Und schreibt's zu der übrigen Zech' an die Wand!

O Leben voll Freude, o Leben voll Lust:
Die Trompet' in der Faust und ein Herz in der Brust!

Will blasen am Morgen, will blasen bei Nacht —
Zum fröhlichen Marsche — zur blutigen Schlacht!

Und ist mir verronnen die letzte Stund',
So legt die Trompete mir nach in den Grund.

Am jüngsten der Tage zum ehrlichen Strauß
Da ruf' ich, Kam'raden, euch wieder heraus!

Otto Buchwald in Fürstenwalde.

Im Walde.

1.

Frühroth, deine Strahlenfinger
Hebst du, sanft den Hain zu streicheln,
Den vom Traum umfangnen Schläfer
Leise kosend wach zu schmeicheln.

Und erweckt aus sanftem Schlummer
Schallt der Hain von tausend Liedern,
Deine holden Morgengrüße
Frisch und dankbar zu erwiedern.

Und den Sängen lauschend schau ich
Trunken in die goldnen Flammen,
Und in meinem Herzen fließen
Eure Grüße mild zusammen.

2.

Wie weht die Luft so wonnig kühl!
Nun laßt die Flaschen uns entpfropfen
Und faßt in kel'gem Lustgefühl
Die Herzen frei und fröhlich hopfen.

Und schlürft den goldnen Labetrank
Aufs deutsche Land und seine Gauen,
Den deutschen Hain, den deutschen Sang
Und auf die holden deutschen Frauen.

Doch welcher Maid den Trunk ihr weiht,
Verschließet tief im Herzensgrunde! —
Am Abend lohnt die Schweigsamkeit
Ein holdes Kind mit rosigem Munde.

3.

Schon rollt der Donner, und regenschwer
Droht über dem Haine das Wetter;
Schwarz breitet die Nacht sich rings umher,
Unheimlich flüstern die Blätter.

Sie flüstern die Sprache der alten Zeit:
So warnend rauschten die Eichen,
Als der Römer genaht, um im blutigen Streit
Zu erliegen den deutschen Streichen.

4.

Es schweigt der Sturm, der Sonne Schein
Umsäumte noch, eh' sie geschieden,
Mit hellem Gold den grünen Hain;
Nun athmen alle Zweige Frieden.

Und dieses Friedens stiller Hauch
Weckt mir den Wunsch in tiefster Seele,
Daß nach den Lebensstürmen auch
Ein heitres Abendrodt nicht fehle.

5.

Schlaft wohl, ihr alten Eichenbäume,
Schlaft wohl in guter Ruh!
Das Mondlicht strahlt in eure Träume
Und winkt euch freundlich zu.

Und weil ich jung, glänzt mir zur Wonne
Ein holdres, schönres Licht:
Mir strahlt in meinen Traum als Sonne
Ihr süßes Angesicht.

Ludwig Bund in Düsseldorf.

Graf Finkenstein.

Die Sonne sank, von schwerem Dampf verhüllt,
Jedoch der wilden Schlacht Dämonen,
Sie hatten immer noch nicht ausgebrüllt
Ihr Jauchzen bei dem Donner der Kanonen.
Hinauf, hinab die blut'ge Waage stieg,
In ihren Schalen lag das frische Leben
Von all' den Kriegern, die es um den Sieg
Aus rothen Wunden sterbend hingegeben. —

Das war am großen Tag von Mars-la-Tour,
Das war im Kampf für Deutschlands Ehre,
Als, einzulösen einen heil'gen Schwur,
Sich fest verbanden alle deutschen Heere;
Von blauer Ostsee bis zum Alpenland,
Ein Denken nur, das jeden Mann durchdrungen:
Nun halten wir dem alten Erbfeind Stand,
Bis er geschlagen und sein Stolz bezwungen. —

Die Macht erkennend, die ihn schwer bedroht,
Stand fest der Feind in heldenkühnem Ringen,
In seine Reihen schmetterte der Tod —
Vergebens seine Mauer zu durchdringen!
Die rothen Rosen glühten auf dem Plan,
Denn bleiche Helden sanken um die Wette;
Verderben lag weit auf der Stürmer Bahn,
Durch Ströme Blutes rings geweiht die Stätte.

Entsetzlich Werben zwischen Muth und Kraft,
Verzweifelt Ringen, das der Trotz geboren!
Schon Bataillone sind dahin gerafft —
Hier nichts gewonnen, drüben nichts verloren.
Und doch, und doch, es muß entschieden sein,
Bevor die Nacht sich senkt auf dunklen Schwingen!
So breche denn der Reitersturm herein,
Den Feind zerstampfend wird den Sieg er bringen. —

Zum Angriff heil die Sturmfanfare gellt;
Dragoner sind's, der Garde stolze Schnitter,
Im Sattel fest, ein jeder Mann ein Held,
Ihr Führer Finkenstein, der edle Ritter.
Sie rasen fort, dem Wirbelwinde gleich,
Dahinter Trümmer in Vernichtung modern;
Das Schwert umflammert zu dem Todesstreich,
Die Herzen pochen und die Augen lodern.

„Hurrah! Hurrah!" So braust es voll empor,
Der Boden bebt vom schnellen Huf der Rosse;
Doch drüben starrt des Todes ehr'nes Thor,
Aus seinem Schlunde sausen die Geschosse.
Hier bäumt ein Roß, dort neigt ein Reiter sich,
Der schon am Ziele seiner jungen Ehre,
Dann kracht ein Anprall jäh und fürchterlich:
Es treffen sich die Reiter beider Heere. —

Ha, welch ein Schauspiel, das den Mannesmuth
Erhaben zeigt, in kriegerischer Schöne!
Doch schnell zerrinnt es, denn in Kampfeswuth
Umarmen wild sich zweier Völker Söhne.
Da brüllt es auf in einem letzten Schrei,
Dort dröhnt der Schlag in furchtbar stummem Blinken,
Dazwischen wirft der Tod das heiße Blei;
Ein Chaos ist's, ein Fallen, Steigen, Sinken!

Da wo der Kampf am heftigsten entfacht,
In Feindes Mitten tönt des Führers Stimme.
So denkt man sich den stolzen Gott der Schlacht,
Es mäht der Arm, das Auge loht im Grimme.
Wie Viele auch schon hingestreckt sein Stahl,
Kühn dringt er weiter in die dichten Massen:
„Hindurch, hindurch! — Sonst gibt es keine Wahl!
Zum Sieg, ihr Braven, bahn' ich euch die Gassen!" —

Doch horch, was schallt von rechter Flanke her!
Welch eine Fluth seltsam bewegter Laute?
Es stutzt der Feind, gleich aber drängt er mehr;
Er will nicht glauben, was er schrecklich schaute.
Mit Löwenmuth nur hält ihn Finkenstein,
Den wilden Schwall, der sich ergießt von oben;
So sehn die Seinen ihn im Abendschein,
Doch bald versinkt er in des Kampfes Toben.

„Sieg!" schallt es, „Sieg!" von deutscher Seite nun,
Jedoch die Reiter wollen sich nicht lassen.
Zum Knäul geballt, will Zorn und Haß nicht ruhn —
So mögen Leu und Tiger sich umfassen.
Und Schlag auf Schlag, dem Schrei und Stöhnen wild
Das Zeugniß gibt, wie tödtlich er getroffen;
So steht der Kampf, ein grausig Schlachtenbild,
Drin, die da sterben, noch verklärt das Hoffen. —

„Zurück, zurück!“ mahnt klagend das Signal
Des Frankenheers, das endlich überwunden;
„Gewehr in Ruh!“ so über Berg und Thal
Der Ruf der Deutschen nach den schweren Stunden. —
Doch weh der Ruhe, die da nach dem Streit
Zu neuem Schaffen drängt die müden Krieger:
Den Wunden gilt's, den Todten — weich ein Leid!
Wie heiß die Thränen in dem Aug' der Sieger! —

Der Odem Gottes küßt die Wahlstatt sind,
Die todten Helden liegen stumm beisammen;
Um ihre Stirnen mit dem Abendwind
Flicht goldnen Strahl der Sonne letztes Flammen. —
Das Haupt zerspalten und den Leib zerfetzt,
Von Feindesleichen wie ein Wall umgeben,
So fand den kühnen Ritter man zuletzt —
In deutschen Liedern wird er ewig leben!

W. Constant in Berchtesgaden.

Aus vergilbten Blättern.

1.

Das Blättchen, das vom Baume fiel,
Wird kaum ein Auge noch vermissen:
Es hat ein Wurm daran genagt,
Dann hat's der Sturm herabgerissen.
Die Narbe, wo das Blättchen fehlt,
Wohl unbemerkt, klafft noch zur Stunde — —
Nur eine Thrän', im Schmerz geweint,
Sie schlägt für's Leben eine Wunde.

2.

Was mit des eig'nen Geistes Macht
Du durchgeforscht und durchgedacht,
Nur das in Wahrheit, das ist dein —
Und alles Andere ist Schein.

3.

Ich will mich gern dir fügen,
So stolz ich ehdem war,
Denn wiß' es: Lieb' und Demuth
Sie sind ein Zwillingspaar:
Der Lieb' ist es zu Eigen,
Daß sie sich völlig gibt:
Nun, und die Demuth? Wahrlich,
Die weiß nur, daß sie — liebt.

4.

Ob es wohl besser wär' auf Erden,
Würden wir alt geboren werden
Und würden jünger jeden Tag? —
Wer mir darauf antworten mag?

5.

Ein Augenblick, in welchem still
Das Herz sein Glück empfunden,
Viel köstlicher mir scheinen will
Als durchgeschwelgte Stunden.

6.

Ein Centner Armuth läßt leichter sich tragen,
Als ein Pfund ungewohntes Behagen.

7.

Ja, das ist die geheimnißvolle Drei!
Geboren werden, leben, endlich sterben.
Der Mensch weiß nicht, daß er geboren sei;
Das Sterben ist ein qualvolles Verderben:
Nun und das Leben? Unter stetem Sinnen,
Wie man es leben soll, fließt es von hinnen,
Man hat gedacht, gekämpft, man hat gestrebt,
Ja, man hat Alles, nur nicht Eins — gelebt!

Felix Dahn in Königsberg i. Pr.

Wieder im Vaterhause.

Jugendbeschwingte Jünglingsträume,
Seid ihr wieder mir genaht,
Seit die herzvertrauten Bäume,
Seit die Heimat ich betrat? —

Ihr umschwebt die heiße Stirne
Keusch und zagend, kühl und lind,
Wie von meines Hochlands Firne
Heilend grüßt der Morgenwind.

Fesseln fallen, — Ketten springen, —
Rings der Nebel weicht und reißt: —
Und befreit, auf Aarschwingen,
Hoch zur Sonne schwebt der Geist.

An die Geliebte.

Seht ihr im Teich die stolzen Schwäne schweben,
Mit leis gewölbtem Bug? das ist ihr Schritt!
Seht ihr im West die weißen Rosen beben?
So wogt ihr Busen — ihre Seele mit!

Seht ihr im Blau die ew'gen Sterne schreiten,
Treu, stät und still, nach gottbestimmtem Ort?
Das ist ihr Lieben: durch die Ewigkeiten,
Ein schweigend Wunder, leuchtet's fort und fort.

Therese Dahn in Königsberg i. Pr.

Rothkehlchens Lieder.

1.

Rothkehlchen ruft man mich,
Meine Flüglein schwing' ich leise:
Ich sing' eine süße Weise
Und singe sie nur — für dich!

2.

Roth ist mein Kehlchen,
Schön — braun mein Gefieder:
Ich hab' ein scheu Seelchen
Und sing' scheue Lieder.

3.

Ich fand zwei Veilchen blühen,
Von Thränen naß —
Ich sah zwei Herzen glühen,
Weißt du von was?

Im Wald bin ich geflogen,
Als da ein Mägdlein schritt,
Ein Mann sprang ihr entgegen —
Mich sah'n sie beide nit.

Er fing sie an den Händen
Und zog sie an die Brust:
„Nun muß ich lang dich lassen! —
O, bittre Abschiedslust!"

Er küßte die rothen Lippen,
Er nannte sie all sein Glück
Und hielt sie noch lange — lange —
Dann huschte das Kind zurück.

Er aber stand und spähte
Ihr traurig nach — und stand,
Bis fern, im Waldesdämmer
Die lichte Gestalt verschwand.

O weh, du sehr verlass'ner,
Einsamer, armer Mann!
Wir schreitest du nun so traurig
Und langsam durch den Tann!

Katharina Diez in Düsseldorf.

Die „heilige Vehme".

An dem Bilde von Direktor Dr. A. von Kreling.

Westfalenland! aus deiner Wälder Nacht,
Aus deinem Spiegel der vergang'nen Zeiten —
Wie seh'n wir in geheimnißvoller Pracht
So manche Bilder groß und mächtig schreiten!
Vor allen ist's der „heil'gen Vehme" Recht,
Die strenge, düstre, deutsche Eumenide,
Das Schmerzenskind aus kräftigem Geschlecht
Das selbst gesichert sich des Herdes Friede.

Wer kennt „der Uebel allergrößtes" nicht?
Die Sünde, welche Ruh' und Glück zerstöret,
Die jede Schranke frevelhaft durchbricht
Und nicht die Stimme des Gewissens höret,
Die Schuld, die tückisch im Verborgnen schleicht,
Doch offen auch zu drohn, zu frevln waget,
Wo ihr das Recht des Unterdrückten weicht,
Das vor der ungerechten Macht verzaget.

Doch wehe dem, der ihr verfallen war
In jener Zeit, wo mit dem Richterschwerte
Erschien der „heil'gen Vehme" dunkle Schaar
Und Sühne für der Unschuld Mord begehrte!
Wo ihr von Gottes Gnaden ward die Macht,
Die stärker war als die der Fürstenthrone,
Und schreckender als selbst des Papstes Acht
Klang ihre Losung aus der ernsten Frohne.

Sie scheute nicht der Sonne hellen Strahl,
Kühn schritt sie durch der Nächte tiefstes Dunkel,
Es galt kein Widerstand und keine Wahl
Vor ihres Schwertes drohendem Gefunkel.
Du armer Knecht der Sünde, zittre nur!
Wo du dich auch verbirgst, sie wird dich finden,
Kein Jäger kennt wie sie des Wildes Spur,
Das sie mit ihrem Netze will umwinden.

Weh dir, wenn in der Leidenschaften Drang
Dein böser Geist gesiegt in schwacher Stunde!
Ein rascher Blitz erhellte deinen Gang,
Die dunklen Wächter halten schnelle Runde,
Der Tod're schweigt, den deine Hand erschlug,
Doch nicht verhehlten seine Klageworte:
Ob auch hinweg der flücht'ge Fuß dich trug —
Gebannt bist du an schauervollen Orte.

Sieh, wie die Hand der Rache schon empor
Die Finger reckt zum Schwur, der dich vernichtet,
Der Spahn ragt aus des Baumes Stamm hervor,
Das Kainszeichen steht — du bist gerichtet! —
Des Todes Fackeln leuchten durch die Nacht,
Und senken sich, wie sich dein Leben senket,
Ob auch des Morgens Schimmer dort erwacht —
Die Vehme kam, die keinen Tag dir schenket.

Aus einem ewig göttlichen Gefühl
Ist ihre ernste, strenge Macht erstanden,
Auftauchend aus dem wirren Weltgewühl,
Das Recht erfassend in Tyrannenbanden.
Sie hielt ihren kräftig kurzen Brauch
Nicht aus des Bücherlaubes dunk'ger Wolke,
Ihr Spruch war frischer, herber Waldeshauch,
Ihr Richterstuhl stand mitten in dem Volke.

Wohl trat der Zug der schwachen Menschlichkeit,
Der Irrthum auch in ihre heil'gen Hallen,
Und in dem Sturme einer wilden Zeit
Ist sie dem eignen Strafgericht verfallen.
Doch ihres Ursprungs Quelle bleibt uns stets
Ein Spiegel echter, kräft'ger Menschentugend,
Aus ihrer alten Linden Zweigen weht's
Noch jetzt wie Schildklang aus des Volkes Jugend.

Und mag verfallen auch des Freistuhls Herd,
Verloren sein der Stein, die Weidenschlinge,
Verrostet Karls des Großen Richterschwert
Im raschen Umschwung aller ird'schen Dinge,
Hat doch die Vehme der Gerechtigkeit
Entrungen morschen Formen sich und Banden:
Es ist ihr Geist in einer großen Zeit
In offnen Freiheitskämpfen doch erstanden.

Da holt' er wieder aus der Menschenbrust
Mit unerschrocknem Muthe unsre Rechte:
Er ward des heil'gen Ursprungs sich bewußt,
Der ihn nicht schuf zu einem Sklavner-Knechte:
Auf daß der Wahrheit göttliches Gericht
Stets neu des großen Dichters Wort uns künde:
„Das Leben ist der Güter Höchstes nicht,
Der Uebel Größtes aber ist die Sünde."

Franz W. Freiherr von Ditfurth in Nürnberg.

Kalanus.

Vor dem Königsschlosse droben,
Auf des Marmorhofes Grunde,
Steht ein Scheiterhauf erhoben,
Frei, inmitten der Rotunde.

Aus der Ceder trocknem Stamme,
Und mit dürrem Rohr durchschichtet,
Ist er künstlich, jeder Flamme
Leichtes Spielzeug, aufgerichtet.

Doch von Myrten, Lorbeerzweigen,
Baut sich eine Lagerstätte
Trüber auf, und Blumen neigen
Um das Bette sich zur Kette.

Aus krystall'nen Opferschalen
Wirbelnd Ambradüfte rauchen,
Die nun in die letzten Strahlen
Goldner Abendsonne hauchen.

Still ist's, ob in ehrnem Kranze
Der Phalangen schlachtgewöhnte
Reihen stehn im Waffenglanze,
Elephanten, thurmgekrönte:

Denn herab vom Königsschlosse,
Unter hohem Baldachine,
Schaut Philippus' großer Sprosse
Schweigend und mit düsterer Miene.

Seine Feldherrn, die im Kreise
Den Gewaltigen umstehen,
Winken heimlich, flüstern leise,
Ernst, wie er, hinunter sehen.

Leichten Spott am feinen Munde,
Thais überblickt, die schöne,
Aus des Zeltes Mittelgrunde,
Die verstummten Ruhmessöhne.

Aber nun, aus dumpfem Schweigen,
Das gelagert auf der Menge,
Hebt sich feierlicher Reigen,
Tönen heilige Gesänge.

Aus dem Königshause schreitet,
Fest und ruhig, ein Bramane,
Rings vom Priesterchor geleitet,
Ernst mit heiligem Päane.

Seine Glieder sind umflossen
Weit vom schneeigen Talare,
Auf der Stirne Blumen sprossen,
Nieder rollen seine Haare.

Und Kalanus naht, Geführte
Alexanders, lang verloren
An die Welt, bis der Bekehrte
Nun den Opferod erkoren.

Weil er Brama's Dienst verlassen
Und gefolgt dem Erdenkönig,
Sollen jetzt die Flammen fassen,
Was den Erdgelüsten frönig.

Ungern sieht den frohen Inder
Alexander von sich scheiden,
Den Genossen und Erfinder
Schwelgerischer Lebensfreuden.

Und er kommt zur Opferstätte,
Hat sie dreimal noch umschritten;
Steigt empor zum Myrtenbette,
Kniet gelassen drauf inmitten.

Betend hebt er seine Hände
Zu der Sonne goldnem Lichte,
Die mit letzter Strahlenspende
Spielt auf seinem Angesichte.

„Brama, zu dir gehn zwei Wege:
Weisheit und der Tod. Den einen
Gab ich thöricht auf und träge:
Laß den andern mich dir einen!

Denn von deinem Geist entnommen
Ist mein Geist, wie du unsterblich;
Ob im Erdenstaub verkommen,
Bleibt der Keim doch unverderblich.

Laß dein Himmelsaug' den Matten,
Deine Sonne mich begleiten,
Wenn ich durch des Todes Schatten
Will zur alten Heimat schreiten.

Und nun, sonnenlichtensprosne
Flamme, diesen Leib verzehre,
Daß der Geist in das erschloßne
Gottesurlicht wieder kehre!"

Und er schweigt. Wie eine Krone
Glühn der Sonne letzte Funken
Auf der Stirne Brama's Sohne,
Der verklärt und gottestrunken.

Dann zur Ruhestätte nieder,
Die zum Opferherd bereitet,
Streckt er königlich die Glieder,
Den Talar um sich gebreitet.

Unten aber auf dem Plane,
Schlingt sich wiederum der Reigen,
Und die heiligen Päane
Von der Priester Lippen steigen.

Und sie legen ihre Brände,
Feierlich im Kreis geschwungen,
An des Scheiterhaufens Wände,
Bis die Gluthen ihn durchdrungen.

In die leichten Rohrossprossen
Wühlen gierig sich die Flammen;
Schon, zum Haupt empor geschossen,
Schlagen drohend sie zusammen.

Als sie Brama's Sohn umfangen,
Tuba und Drometen schmettern,
Und der ehernen Phalangen
Donnerschlachtruf hört man wettern.

Schwert- und Schildgeklirr durchtönend,
Wiehern hell die muthentbrannten
Rosse bäumend; erderdröhnend
Schallt der Tanz der Elephanten.

Wie der Sturm tobt überm Meere,
Wogt es brausend durcheinander.
Dreimal so mit letzter Ehre
Grüßt den Freund noch Alexander.

Ruhig doch sieht der Bramane
Schon die Funken ihn umzücken,
Und die blut'ge Flammenfahne
Näher stets und näher rücken.

Ob die Blumen seiner Haare,
Ob ihm weggelenkt die Locken,
Flammen lodern im Talare —
Ruhig liegt er, unerschrocken.

Ob sie gierig ihn umdringen
Ihn umschlingen, tödtlich fassen,
Keinen Schmerzlaut kann's erzwingen,
Ruhig bleibt er und gelassen;

Bis zuletzt die Altarflammen
Wirbelnd sich zum Himmel kehren,
Und den Opferherd zusammen
Mit dem Opfer drauf verzehren.

Dann, zum wirren Trümmerstoße,
Liegt der Scheiterhauf verfunken;
Brama's Sohn in seinem Schoße,
Staub nun unter Schutt und Funken.

Schweigen ruht auf allem Volke,
Düster kommt die Nacht gegangen;
Düster hält die Trauerwolke
Alexanders Stirn umfangen.

Doch die listige Hetäre
Sinnt mit lächelndem Gesichte,
Wie sie diese Schatten kläre,
Durch ein kühnes Wort zernichte.

„Soll des Lichtes Erbe gehen,
Dunkel so auf halbem Pfade?
Kann der Phönix neu erstehen
Aus dem Niederflammenbade?

Eine Fackel will ich heben,
Einen Opferherd bereiten,
Die ihn besser neu zum Leben,
Und an Brama's Tisch geleiten."

Und sie greift zum Feuerbrande,
Der dem Trümmerhauf entnommen,
Stößt ihn in die Zeltgewande,
Daß die Flammen hell entglommen.

Angeweht vom Abendhauche
Faßt die Gluth mit gierem Munde,
Ueberwältigt mit dichtem Rauche
Bald des Daches weite Runde.

Kaum der König Alexander
Aus dem Schlosse niederschreitet,
Als es, wie ein Riesenbrander,
Weiter schon die Flamme leitet.

Doch das flammenüberlohte
Sinkt dem Feuermeer zum Raube,
Und beim nächsten Morgenrothe
Liegt Persepolis im Staube. —

Fechten mit Hindernissen.

In dem Stile von C. Stermann.

Ei, Fechten, lieber Freund, ist ja
Längst überall verboten!
Wenn hier auch Polizei nicht nah,
Es liegt ein schlimmer Wächter da,
Dem treue Hut geboten.

Er schaut nicht eben freundlich drein,
Knurrt ärger, als dein Magen;
Da mußt du schon behutsam sein,
Und nicht zu nah dich stellen ein,
Sonst könntest du's beklagen.

Du traust auch wohl dem Frieden nicht
Trotz deiner Hände Locken:
Der Wächter macht ein bös Gesicht,
Und was aus seinen Augen spricht,
Läßt deine Füße stocken.

Sei aber drum nicht gleich verzagt,
Die Thür steht ja doch offen,
Da ist es eher schon gewagt:
Vielleicht bis man „Herein!" dort sagt,
Läßt eine Gabe hoffen.

Wär es auch nur ein Stücklein Brot,
Ein Pfennig, so desgleichen —
Man hat ja überall jetzt Noth —
So nimm in Frieden, was man bot,
Wird man's nur freundlich reichen. —

Dräxler-Manfred in Darmstadt.

Der Siebziger.

Manches Weib in früher'n Tagen
Lohnte mir mit holdem Blick,
Eines doch blieb im Versagen
Strenge gegen mich — das Glück.

Was dem Jungen nicht gelungen,
Ist dem Alten ganz entfernt,
Der das Eine nur errungen,
Daß entbehren er gelernt.

Wie ich seiner auch begehrte,
Wie darum ich warb und lief,
Immer nur den Rücken kehrte
Mir es, taub, wenn ich ihm rief.

Und von seinem ganzen Leben
Blickt das Resultat zurück:
Redlich wollen, emsig streben,
Aber leider — ohne Glück.

Geheimes.

In des Herzens tiefstem Grunde
Hat wohl Jeder, der da lebt,
Ein Geheimniß, dessen Kunde
Sorgsam er zu wahren strebt.

Aber rührt des Zufalls Finger
Hin, wo das Geheimniß ruht,
Regt sich's in dem dunklen Zwinger,
Und die Wangen färbt das Blut.

Wie ein Räthsel, das errathen,
Schiebt beiseite dich die Welt
Und durchwühlt mit ihrem Spaten
Dann ein andres Rengierfeld.

Liebe, Habsucht, Ehrbegierde,
Rache oder sünd'ge That,
Bald sein Glück, bald seine Bürde,
Wohlgeborgen vor Verrath.

Noch ein Ruck, und von den Lippen
Fliegt, was streng verschwiegen war,
Und die Fremden und die Sippen
Sehen nun dein Inn'res klar.

Darum du dem Acker gleiche,
Der wohl oben grünt und sprießt,
Doch die innern Bereiche
Vor dem Bauer tief verschließt.

Nur ein Bergmann darf es wagen,
Teuf' und schürfe mit Bedacht:
Hat er glücklich eingeschlagen,
Trifft er wohl auf Gold im Schacht.

Georg Freiherr von Dyherrn in Herzogswaldau.

Weihnacht auf dem Friedhofe.

Durch die Straßen der Stadt
Im schwarzen Kleid
Wandelt ein Weib
Zur Weihnachtszeit.
Schneelicht umher,
Hell ist die Nacht;
Droben flimmert
Der Sterne Pracht.

Auf die Straßen der Stadt
Fällt flackernder Schein,
Zu hellen Fenstern
Blickt sie hinein:
Der Christbaum brennt — —
Ach! im letzten Jahr
Wie jauchzte das Kind,
Das ihr Leben war!

Nun liegt es draus
Unter'm Schnee verscharrt;
Das kleine Grab
Ihr Liebstes ward.
Wer mag die Todten
Besuchen heut,
Wo Freude dem Leben
Die Liebe beut!

Einer Mutter Liebe
Begräbt man nie,
Ueber Tod und Grab
Noch reichet sie.
Die Welt kein Fest,
Keine Freude hat;
Sie suchet ihr Kind
An stiller Statt. —

Da knarrt das Thor,
Da steht sie still:
Ihrem lieben Kind
Sie bescheeren will;
Um den kleinen Baum
Mit zitternder Hand
Hat sie die Lichter
Angebrannt.

Und Thränen fallen
Langsam herab,
Und Gebete legt sie
Aufs kleine Grab.
So steht sie lange
Und träumt und sinnt,
Und lebendig lächelt
Das todte Kind.

Es hebt die Händchen,
Wie lieb es lacht!
Sie herzt es und küßt es
In heiliger Nacht,

Bis erloschen der Traum
Und der Lichter Schein — —
Sie hatte ein Grab —
Sie war nicht allein!

Fechten mit Hindernissen.

Karl Egon Ritter von Ebert in Prag.

Gesinnung.

Wie auch toll die Welt es treibe,
Wie sich Alles auch verkehre,
Daß sich selbst er treu verbleibe
Ist des Mannes Stolz und Ehre.

Was da glitzert, schillert, flimmert,
Staunend mag's der Markt begaffen,
Doch du sollst drum unbekümmert
Immer nur das Rechte schaffen.

Ernst Eckstein in Leipzig.

Irma.

Sie schritt im Rosenkleid zu Thal,
Den Tannenpfad entlang;
Dort sah ich sie zum ersten Mal
Am schroffen Felsenhang.
Es strahlten licht und klar, wie nie,
Die schneegekrönten Höh'n:
Doch lichter, klarer strahlte sie,
So hold, so engelschön!

O Schloß voll Glanz und Herrlichkeit,
O stolzer Fürstensaal!
Dort sah ich sie im gold'nen Kleid
Beim Fest zum zweiten Mal.

Ich sah der Locken dunkle Pracht
Im flücht'gen Tanze weh'n.
Sie glich der sternbeglänzten Nacht,
So hold, so engelschön.

Vom Kirchhof klingt, wie bittres Leid,
Voll Wehmuth der Choral.
Dort sah ich sie im weißen Kleid, —
Es war das letzte Mal!
Bleich war ihr Antlitz, bleich ihr Mund,
Ich blieb in Thränen stehn.
Schlaf wohl, schlaf wohl, im kühlen Grund —
So hold, so engelschön!

Am Quadalquivir.

(Lied der Morisko.)

Cordoba, du heißgeliebte,
Du mein Himmel, du mein Alles!
Herrlich trugst du Stab und Krone
Bis zur Stunde deines Falles!

Wenn vom Blau die stillen Sterne
In den Strom herniederschimmen,
Regt sich neu der Schmerz der Liebe,
Knie' ich nieder, um zu wimmen.

Weh', der Halbmond ist gesunken!
Weh', die Säulen sind gefallen!
Einsam geht der Geist der Klage
Durch die ausgestorbnen Hallen.

Cordoba, du heißgeliebte,
Fromme, Stolze, Edle, Starke!
Trotzig durch der Fluth Gebrande
Lenktest du die goldne Barke.

Doch des Kreuzes dunkle Klippe
Traf der Kiel in dunkler Stunde,
Und die Barke brach in Splitter,
Und der Schiffer ging zu Grunde.

J. G. Fischer in Stuttgart.

Neujahrsnacht.

Wie kräuselndes Leben
Ueber Gewässern,
So wandelt ein Lichtstreif
Um das Nachtgewölke
Von Berg zu Berge.

Dort keimen wie Saaten,
Eh sie der Erde geboren werden,
Voraus die Stunden des kommenden
Jahres,
Die Himmelskinder,
Ein Dehnen und Wirken,
Ein Recken und Streben
Wie springender Knospen
In Frühlingsgärten;
Und hoch in Lüften
Gleich Knabenstimmen

Singen von Zukunft
Werdende Seelen.

Aber ein Riß jetzt
Zertheilt das Gewölk,
Und schüttender Lichtguß,
Ein breites Stromband,
Fließt herab an das Bette der Erde.

Hier regen im Schlaf sich
Athmende Menschen,
Oeffnen die Arme
Und schließen die Arme,
Wie man voraus an's liebende Herz
Drückt, was erst ein Gehofftes ist.
Jetzt nahe dich nur,
Goldtreuender Sämann
Der Morgenträume,

Du findest die Herzen
Wie weichen Boden;
Deine Saaten treiben
Und reifen Gewißheit.

Schon steht er gewärtig,
Des Jahres erster
Aufblühender Tag,
Und, auf Erden gepflanzt
Wie seit Jahrtausenden,
Greift der Mensch noch immer
Mit Händen empor,
Um das Band zu fassen,
Dessen eines Ende
Der Himmel hält,
Dessen andres Ende
Die Welt nicht läßt.

Ohn' Ende.

Bring nur ein ganz und voll Gemüth,
Ein treues Auge her,
Und wo ein erstes Veilchen blüht,
Erblühen leichtlich mehr.

Ein Abendstern ist aufgewacht —
Und eine Stunde kaum,
Wie tief entzündet ist die Nacht
Im ganzen Sternenraum!

Mit deines Auges erstem Strahl
Fing mir der Zauber an:
Nun thust du Wunder ohne Zahl,
Seitdem du eins gethan.

Schöpfungslegende.

Die Seele war zu groß für einen Leib,
Drum bei der Schöpfung hat sie Gott getrennt,
Daß erst im Aug' des Mannes sich das Weib,
Der Mann im Aug' des Weibes erst erkennt,
Daß die getrennten und verwundungsvollen
Sich selber, eins im andern, suchen sollen,

Dem Zuge nach, der mit der Wunderhand
Vor Ewigkeiten sie in Eines band.
Dann erst hat diese Schöpfung aufgelebt,
Wenn nicht das eine mehr zum andern strebt;
Und eine neue Welt erbaut sich dann,
Schon vorgedacht, als diese Welt begann.

Beim Scheiden.

Wir küssen uns — du wanderst weit,
Und deine Augen weinen;
Das ist der Liebe hohe Zeit,
Wenn Qual und Lust sich einen.

Dein Aug' ist unsrem Schicksal gleich,
Es leuchtet unter Zähren,
Denn keine Liebe war so reich,
So bang ist kein Entbehren.

Des Glückes und des Schmerzes Höh'n
In Einem zu erleiden —
Kein Wiedersehen ist so schön,
So schwer wie dieses Scheiden.

So schwebe vor mir allezeit
Dein süßes Aug' in Thränen,

Ich will mich bis zur Ewigkeit
Nach dieser Stunde sehnen.

Ludwig Foglar in Wien.

Eine Morgenwanderung im Pinzgau.

Reich' mir, o Greis, die harte Schwielenhand,
Sie hat sich nie befaßt mit Spiel und Tand,
Sie schwang die Axt, sie zog den Karren nur,
Vom Kampf mit Noth aufweist sie jede Spur.
Dein Aug' ist heiter, muthig und gesund,
Dein Herz ist nicht an einer Stelle wund.
Vor Sonnenaufgang wandelst du empor
Den steilen Wald, hast Nichts als Arbeit vor,
Dich labt der Quell, die magre Krume Brot;
Und spät erst kehrst du heim im Abendroth.
Dann sprichst du dein Gebet und schlummerst ein
Und träumst zu deinem Brote dir den Wein.
Du siehst mich an, und du verstehst es nicht,
Daß Einer so beneidend zu dir spricht,
Du wiegst das Silberstück und stammelst Dank
Und sagst mitleidig: „Herr, Ihr seid wohl krank?"
Heilmittel nennst du mir für dies und das
Und meinst, daß Mancher schon dadurch genas.

Was an der Seele Tiefen krank sein heißt,
Du guter Greis, wohl freilich noch nicht weißt.
Der Wunderbalsam, den du mir gereicht,
Hat keine Herzenswunde noch erweicht.
Doch nehm' ich ihn, ungläubig innerlich,
Treuherzig als Erinnerung an dich.
Sie präge mir die Lehre in die Brust:
Erkenntniß ist der Tod der Kindeslust,
Und wer vom Leben fordert Rechenschaft,
Legt seine Freuden in die engste Haft!
Dir sind sie stumm: der Baum, der Bach, die Flur;
Den Wald betrittst du wie dein Zimmer nur,
Worin du frohnen mußt von früh bis spät,
Und dankbar erntest du, wo du gesä't.
Nicht weiter laß uns gehen ins Gericht:
Mir die Entzückung, dir das Gleichgewicht,
Mir das Verzichten, dir die Schwielenhand,
Dir den Bestand und mir — den Unbestand!

Ernst Förster in München.

Raphaels Traum.*)

Ein Sonntag war's im schönen Monat Mai —
Ich fühlte mich so glücklich, froh und frei:
Mein erstes Muttergottesbild hatt' ich vollbracht;
— Viel, gute Mutter, hatt' ich dein gedacht,
Wie du in meines Lebens ersten Tagen
Mich liebevoll in deinem Arm getragen;
Wie heil'ge Sprüche du mich früh gelehrt,
Und sorglam Schmerz und Schaden abgewehrt. —
Zur Gräfin Staffa war es heut gekommen.

Wie hat sie es so gütig aufgenommen,
Als hätt' es ihr das Bild selbst anvertraut,
Mit welcher Seligkeit ich's aufgebaut.
Voll war das Herz, und viel zu eng das Haus;
Ins Freie zog es mich, zur Stadt hinaus.
Des Himmels Dom, der Appeninen Höhn,
Ich sehnte mich, weit in die Welt zu sehn.
Vor Porta della Pela, fernab nicht,
Das Kloster liegt der Jungfrau von dem Licht; **)

*) Ein Jugendbild Raphaels, aus der Zeit von 1500, abgebildet im Atlas zu Passavants „Raphael" beschrieben in „Raphael" von C. Förster, 1. Bd., S. 150. Es befindet sich in der National-Gallery zu London. Aus derselben Zeit ist das reizende Madonnenbildchen aus dem Hause „Conestabile-Giosta", jetzt in der kaiserlichen Sammlung zu St. Petersburg.

**) Das Kloster der Madonna della Luce bei Perugia, von wo man links die Aussicht nach Assisi, rechts ins Tiberthal hat.

Nah einem Hügel ist es aufgebaut,
Von dem man rings in Näh' und Ferne schaut.
Wie reizend ist der Platz! wie herrlich diese Welt,
Von linder Luft durchweht, von Himmelslicht erhellt!
Es schweift der Blick durch das Topinothal,
Wo an dem Bergabhang das ew'ge Mal
Kampffroher Selbstverleugnung steht im Sonnenglanz,
Die hohe Gottesburg des heil'gen Franz,
Der, ird'schen Glückes bar, allein im Seraphscheine
Begründet einst die mächtige Gemeine,
Die weltverachtend, bettelarm und bloß
Gerettet hat der Kirche schwankend Loos. —
Und nun gewendet nach der andern Seite —
Was zieht das Herz allmächtig in die Weite?
Wo geht er hin, der Fuß, wohin? wohin?
Kann ich nicht auch mit seinen Wellen ziehn?
Wie lacht die Flur, wie leuchten Thal und Höh'n!
Dort ist das Glück! das Leben hold und schön!
Der Fluß ist's, dessen Well' in kurzer Frist
Den Fuß der hoheitreichen Roma küßt. —
Ich setzte mich. Es schweiften die Gedanken
Im Wechsel rechts und links in stetem Schwanken:
Ein sanfter Schlaf schloß mir die Augenlider;
Ein seltsam Traumbild senkte sich hernieder.
Ich sah mich plötzlich ganz wie umgeschaffen.
Gleich einem Kriegsmann war ich ganz in Waffen;
Ein glänzend Erz umgab mir Brust und Glieder.
Ein blanker Schild gab mir mein Bildniß wieder,
Und in die Hand war mir für Tod und Leben,
Zu Kampf und Wehr ein scharfer Stahl gegeben.
Und alsbald sah ich auf der steilen Bahn
Zwei himmlische Gestalten lichtumflossen nahn.
Zur Rechten stellte sich die Eine, wie zur Linken
Die Andre mir, und Jede schien zu winken,
Daß ich ihr folge, da nur ihr Geleite
Des Lebens Glück mir sicherlich bereite.
„Sieh, wie die Blume blühet," — sprach die Eine, —
„Genährt von Himmelsthau und Sonnenscheine!
So vollgenießend ohne Kampf und Mühen
Kann auch dein Leben leicht und froh erblühen.
Komm, folge mir! Sorgloje Heiterkeit
Auf meinem Wege steht sie dir bereit!"
Die Andre sprach: „In deiner Hand das Schwert
Sagt, daß der tapfre Mann sich gegen Feinde wehrt.
Kein ärgrer Feind des Menschen, als Genuß,
Wenn sklavisch er sich ihm ergeben muß.
Komm, folge mir! Nur in des Lebens Mühen,
In Kampf und Sieg nur kann das Glück erblühen!"
„Es gibt kein Glück auf Erden," — sprach die Eine —
„Als in der Liebe glühendem Vereine!
In der Geliebten Arm, mit ihrem Kuß
Erwartet dich des Lebens Hochgenuß!
Komm, folge mir! In süßer Liebe Ketten
Werd' ich vor Qual und Trübsinn dich erretten."
„Wie trügrisch" — gab die Andre ihr zurück —
„Ist dein verführerisches Erdenglück!
Der Himmel nur allein ist ohne Wanken,
Auf ihn, o Jüngling, richte die Gedanken!
Es zieht die Welt dich in ihr Nichts zurück:
Komm, folge mir! Ich will dein ewig Glück!"
Und was ich hörte, hat mich tief erregt
Und bald mich links, bald wieder rechts bewegt;
Und wie ich sinnend schwanke, nach wie vor,
Wächst hinter mir ein schlanker Baum empor.
Und wie er sich in Zweig um Zweig, in Blatt um Blatt
In voller Frühlingspracht entfaltet hat,
Umschattet mich — o märchenhafter Traum! —
An Blüthen reich ein mächt'ger Lorbeerbaum,
Der weithin seine schatt'gen Aeste streckt
Und schützend mich und beide Frauen deckt.
„Wie könnt' ich folgen Einer nur von Beiden,
Da über Beide sich die Aeste breiten
Des Baumes," — sprach ich — „dessen Laubgewinde
Den Sieger ziert als Ruhmes-Angebinde,
Ob er in heißem Kampf den Feind erdrückt,
Ob er zu Himmelslust die Welt entzückt.
Der Schönheit Zauberreich zu offenbaren,
Nicht widerspricht's dem Heiligen und Wahren,
Das früh mir ward in meine Brust gelegt,
Und das ich einer Blume gleich gehegt;
Und ruht' ich einstens in geliebten Armen,
Wird Gott sich gern des Glücklichen erbarmen.
Wie möcht' ich Einer folgen, Eine meiden?
Ich fühl' es: im Geleit nur von Euch Beiden
Wird mir's gelingen, mit der Schönheit Gaben
Sinn' und Gemüth im reichsten Maß zu laben,
Und dabei heilig, keusch und rein,
Ein Streiter Gottes immerdar zu sein:
Auf daß, werd' einstens ich der Welt entrückt,
Des Lorbeers Reis den kalten Scheitel schmückt,
Und daß man noch nach vielen späten Jahren
Euch Beide preist, die mein Geleite waren."

Noch schwebten die Gestalten mir verschwindend vor,
Da drang Geläut der Vesper an mein Ohr;
Und ich erwacht'. Entschwunden war der Traum,
Die Frauen beide, mit dem Lorbeerbaum.
Und dennoch mußt' ich alles Sinnen, Denken
Auf dieses Traumgesichtes ernste Wahrheit lenken.
Im klaren Bilde ließ der Herr mich sehn
Den Weg des Heils. Wohlan! Ich werd' ihn gehn!

Ludw. Aug. Frankl in Wien.

Tanzsaal.

Musik und Lachen scholl im Spiegelsaale,
Viel hundert jugendliche Paare wanden
Im Tanze sich zu blühenden Guirlanden
Wie schön im tausendfachen Kerzenstrahle!

Es klangen Hörner, leuchteten Pokale,
Bis Einzelne, sich lösend aus den Banden
Und müd geworden, Paar um Paar verschwanden:
Wie ist es schaurig still mit einem Male!

Herabgebrannt sind düster alle Lichter,
Die Diener löschen stumm sie aus und schleichen
Im Saal umher, verdrossene Gesichter.

Die Musikanten hörten auf zu streichen,
Es fröstelt in dem Saale — und der Dichter
Mag mit dem Leben dies Gespenst vergleichen.

Eine Bestattung.

Ich habe tiefsten Lebensschmerz gesehen
In Thränen sprechen und in lauten Klagen,
Verzweifelnd lachen und mit Schweigen sagen,
Wie einem Menschenherzen weh geschehen.

Ein Bild wird nie vor meinem Blick vergehen:
Ein Vater half gebeugt die Bahre tragen,
Traut mit dem Sohn des Lebens Freuden lagen,
Er betete und weinte still im Gehen.

Ein letzter Trost schien ihm die Last des Kindes;
Genommen jetzt von dem gebeugten Nacken
Schien erst der herbste Jammer ihn zu packen.

Das letzte Erdenglück geht vor ihm unter,
Und Schollen wirft er schonend sanft hinunter,
Es fliegt sein graues Haar im Hauch des Windes.

Emanuel Geibel in Lübeck.

Nächtlicher Ueberfall.

(Zu einem alten Holzschnitt.)

Im Monde hin streichen
Die Wolken im Flug;
Auf der Haide, der bleichen,
Geht leise der Zug.

Nur ein heimliches Rufen
Läuft sacht durch die Reih'n,
Dumpf stirrt's wie von Hufen
Und Harnischen drein.

Schwer zwischen den Reitern
Die Narthaune hinfährt,
Mit Pechkranz, mit Leitern
Sind sie bewehrt.

Sie ziehen zur Beste,
Entgegen der Schanz,
Ungeladene Gäste
Zum blutigen Tanz.

Hintan reitet Einer
Auf dürr, dürrem Thier;
Sein Antlitz grinst deinern
Aus dem rost'gen Visier.

Um das Panzerhemd schlottern
Grablinnen ihm her,
Seine Zügel sind Ottern,
Eine Sens' ist sein Speer.

Jetzt lauscht er vom Rosslein,
Jetzt spornt er's zum Lauf —

O daräußen im Schlößlein,
Ihr Schläfer, wacht auf!

Amara George-Kaufmann in Wertheim.

Verlorene Träume.

Bin wieder stundenlang
Verlor'nen Träumen nachgehangen,
Weit fern ein Posthorn klang
Und auf dem Bacher Burschen sangen.

O weißt du noch? Zur Zeit,
Als rosenroth die Liebe blühte,
Die Nachtigall ihr Leid
Hinschmelzend klagte dem Gemüthe;

Die Linde blüthenschwer
Ins Bächlein ihre Zweige tauchte,
Und Alles ringsumher
Der Liebe heißen Odem hauchte —

O weißt du noch? Im Wald,
Wo Reh' und Hirsche munter sprangen,
Wo Ave-Glocken bald
Und bald Schalmeien traulich klangen;

Dort, wo in tiefem That
Der Jüngling ein Schlößlein sich erbaute,
In dessen stolzem Saal
Ich nichts als meinen Liebsten schaute;

Im Erkerfenster dort,
Von dichtem Epheu grün umsponnen,
Da tauschend deinem Wort
Nicht wehrt' ich mehr der Liebe Wonnen.

Ein Posthorn klang — sein Ton,
Er weckt' uns aus dem Rausch der Minne.
Lang, lang, mein Lieb, ist's schon;
Nie kommt der Ton mir aus dem Sinne.

Und traumbefangen schritt
Zur Seite dir ich Waldeswege;
Der sanfte Mond ging mit
Und leuchtet' uns auf schwankem Stege.

Wir gingen Arm in Arm,
Da klang Gesang und frohes Lachen
So jugendfrisch und warm
Vom Flusse her aus einem Nachen.

Ich hör' es noch, das Lied —
Wie lang, o Liebster, ist's verklungen?
Wie lange, daß ich schied'
Von dem, der mir das Herz bezwungen?

O Postillon — dein Klang,
Er weckt mir alte Lust und Sehnen,
Doch bei der Burschen Sang
Entströmen meinem Auge Thränen.

Karl Geroß in Stuttgart.

Waldmärchen.

Wo der Wald am tiefsten schattet,
An des dunklen Teiches Rand
Saß der Sänger, süß ermattet,
Mit dem Saitenspiel zur Hand;
Ihn vergnügt es, still zu lauschen,
Wenn ein Fisch den Teich bewegt,
Wenn die Vögel Grüße tauschen,
Wenn ein Rauschen
Sanft sich in den Wipfeln regt.

Und vom Waldeszauber trunken
Sank sein Haupt ins weiche Moos,
Und, der lassen Hand entsunken,
Glitt die Zither ihm vom Schooß;
Die Gedanken sich verwirren,
Er entschläft und merkt es kaum,
Hört der Vögel muntres Schwirren,
Süßes Girren
Nur von Weitem noch im Traum.

Mücklein schwärmen um den Schläfer,
Aus den Büschen lauscht das Reh,
Ihn beklettern goldne Käfer,
Horch! da plätschert's leis im See:
Aus der Wellen Silberkreise
Taucht ein junges Wasserweib,
Lauscht und hebt verstohlenweise
Leise, leise
Aus der Fluth den weißen Leib.

Und sie blickt mit scheuer Miene
Nach dem schönen Jüngling hin,
Und die schmucke Mandoline
Lockt der Nixe muntern Sinn,
Und sie hebt die Hand vom Weiten,
Denn der Schläfer macht ihr bang,
Läßt die Finger durch die Saiten
Prüfend gleiten:
Ach! das gab so süßen Klang!

Wie sie nochmals um sich schaute,
Steigt der Muth und wächst die Lust;
Kecklich greift sie nach der Laute,
Drückt sie an die feuchte Brust;
Läßt die Saiten stärker beben,
Von der eignen Kunst entzückt;
Läßt die Töne bald sich heben,
Bald verschweben,
Leise lächelnd, still beglückt.

Doch der Jüngling seufzt im Traume —
Husch! die Laute liegt im Riee;
Flüchtig rauscht's am Ufersaume,
Schweigend ruht der dunkle See.
Und der Schläfer reckt die Glieder,
Hebt sich von dem holden Ort —
Doch ihm klingt's wie Zauberlieder
Immer wieder
In der tiefsten Seele fort!

Julius Grosse in Dresden.

Märchen und Wahrheit.

Die Wolken, sie lichten sich morgenwärts —
Wie lieb ich dich habe, du süßes Herz,
Kein Menschenmund kann es sagen!
Die Stürme, sie wissen es lenzbeschwingt,
Die Wellen, sie rauschen's; das braust und klingt
Wie ein Märchen aus alten Tagen.

So träumt' ich wohl jahrelang süß und schwer,
Das Horn an der Seite, am Gürtel die Wehr,
Zu Sattel auf milchweißem Rosse —
So ritt ich aus in den dämmernden Wald,
Da rauschten die Wipfel und Quellen bald
Von einem begrabenen Schlosse.

Dornröschen mocht' ich im Schlaf befrein,
Der stolzen Fjold' mein Leben weihn,
Den Himmel erringen mit Wunden.
So trug ich im Sinne wohl manches Jahr
Ein Bildniß, so schön, so wunderbar,
Eh' ich in dir es gefunden.

Wohl sah ich der Frauen manche Art,
Holdselig und trotzig und blumenzart
Und junonische Wolkenschönen.
Ich focht für sie, und ich sang um sie
Manch süße und traurige Melodie
In kühnen und schüchternen Tönen.

Doch ob ich im Traume sie hielt so werth,
Im Wachen hab' ich noch keine begehrt,
Sie mögen es mir verzeihen.
Für Sonnenschein und für Ungemach,
Für lebenslang Lieben, für Ruhm und Schmach
Kann ich mich dir nur weihen!

Du warst mir zum Leben angetraut
Vom Anbeginn als die einzige Braut,
Du holdes, athmendes Leben!
Im tiefsten, innersten Herzensgrund
Ward mir die träumende Seele gesund
Zu frischem Kämpfen und Streben.

O laß deine Thränen rinnen nur,
Noch hört der Himmel den Treueschwur
Und wahrt ihn den kommenden Tagen.
Die Wolken, sie ziehen morgenwärts —
Wie lieb ich dich habe, du süßes Herz,
Kein Menschenmund kann es sagen!

Klaus Groth in Kiel.

Den Manen Ferdinand Freiligrath's.

Der Milo.

Auf des Mississippi Fluthen
Ein Cano schießt hin in Eil',
Wie vom Bogen des Kumantscho
Abgeschnellt ein lust'ger Pfeil.

Zwei Gestalten sieht man, wiegend
Wie ein Pendel, ab und zu,
Und bei jedem Ruderschlage
Blinkt die Woge auf im Nu.

Dämm'rung mit den kühlen Schwingen
Haucht in Duft die Ferne an,
Lange Schatten wirft das Mondlicht
Auf die trübe Wasserbahn.

Dann vorüber braust ein Dampfer
Wellenschäumend stromhinauf,
Losgespülte moosge Stämme
Folgen sacht des Flusses Lauf.

Grüne Alligatorschuppen
Glitzern in verdächt'ger Gluth,
Ochsenfrösche nah dem Ufer
Brüllen klagend aus der Fluth.

Dort schon ist das Boot hinüber.
Wie ein Reh, im weiten Satz
Springt der Eine leicht zum Strande,
Zieht es dann zum sichern Platz.

Langsam und mit ernster Würde
Hebt der Zweite sich empor:
Dieser wie die graue Eiche,
Jener wie das schlanke Rohr.

Braun die nackten alten Glieder,
Brust und Schultern wie Metall,
Tiefe Falten im Gesichte,
Tiefe Narben überall.

Kaum gebeugt vom Druck der Zeiten,
Kaum gebleicht das straffe Haar,
Stirne niedrig, breit und finster,
Doch das Auge leuchtend klar.

Und als wär's ein großer Kummer
Zuckt es um den strengen Mund.
Feierliche wilde Hoheit
Thut der Blick zum Himmel kund.

Trägt die Linke um die Schultern,
Einen Stab in seiner Hand,
Und ein Kätzchen, leicht, aus Rinde
Vor der Brust an einem Band.

Mit dem Stabe winkt er schweigend
Nach dem manderhellten Wald,
Nickt zum Abschied, geht — und spurlos
Ist sein leichter Schritt verhallt.

Hingekauert ruht der Jüngling,
Blickt dem Alten grübelnd nach:
„Was Manittu dem im Traume
Wohl geboten haben mag?“

Zwanzig Sonnen sind verblichen,
Seit den Wigwam man verließ,
Seit das Kalumet man rauchte
Mit den rothen Creeniss.

Sonnenwärts zum fernen Osten
Zogen sie den stummen Pfad
Zu den Haufen falscher Blassen,
Durch den Wald und Dorf und Stadt.

Bis zum breiten gelben Wasser,
Wo der Urwald einst geragt,
Wo vor vielen dichten Monden
Einst die Creeniss gejagt . . .

Dort nach Indianerweise
Schleicht der Miko waldeinein,
Prüft die Rinde an den Bäumen
Bei des Mondes schwachem Schein,

Tritt das Moos mit sicht'ger Sohle,
Biegt das Rohr mit kund'ger Hand,
Dringt durch Reben und Lianen
Bis zu eines Hügels Rand. —

Jenseits dehnt sich vor den Blicken
Eine reiche Landschaft aus,
Halb versteckt in dem Palmetto
Blinkt herauf ein Farmerhaus.

Korn und Mais und Cottonstauden
Ziehen sich bis an den Fuß,
Pfirsichen- und Orangenbäume
Laden lockend zum Genuß.

Doch der Alte schaut mit Grimm:
Auf den Menschenfrieß herab,
Prüft und sucht in wilden Ranken
Emsig mit dem Wanderstab.

Endlich hat er es gefunden,
Was er sehnsuchtsvoll begehrt,
Plötzlich bricht sein finstres Schweigen,
Heulend wirft er sich zur Erd'.

Unter Jauchzen oder Fluchen
Reißt er Zweig und Wurzel los,
Und mit gierigkrummten Händen
Wühlt er in der Erde Schooß.

Wie ein Biber mit den Tatzen
Eilig gräbt auf wilder Flucht,
Wenn des Tschippawäers Spitzer
Lechzend seine Fährte sucht;

Achtet nicht die scharfen Steine,
Kratzt die Nägel von der Hand,
Sieht nicht, wie von Blut und Schweiß
Klebt der ausgeworfne Sand.

Stunden ungemerkt verrinnen,
Schon verstrich die Mitternacht,
Bis zur Hüfte reicht die Grube,
Immer tiefer wird der Schacht.

Wie gewirbelt vom Tornado
Fliegt die Erde aus dem Schlund.
Ganz bedeckt von Schweiß und Staube
Taucht er endlich auf vom Grund.

In den blutbedeckten Händen
Hält er menschliches Gebein,
In das kleine Rindenkästchen
Thut er langsam es hinein.

Und nachdem sein Werk vollendet,
Steigt er schwankend aus dem Grab,
Und es fließen stumme Thränen
Mit dem Staub und Schweiß hinab.

Dann, bewältigt von Gefühlen
Sinkt er nieder zum Gebet.
Lächelnd blickt der Mond hernieder,
Wie er zum Manittu fleht:

„Großer Geist der rothen Männer!
Ja, es war die höchste Zeit,
Eh' die blassen Europäer
Meines Vaters Grab entweiht.

Deine Bäume von der Erde
Trägen sie mit scharfem Beil,
Deine Kinder mit den Wäldern
Fliehen fort in Wehgeheul.

Vor den scharfen Feuerröhren
Fallen Hirsch und Reh und Schwein,
Ach, und mit dem Feuerwasser
Sengen sie uns Mark und Bein.

Gar mit ihren glatten Zungen
Binden sie uns Kraft und Muth,
Pflücken unsre Wigwamsblumen
Und verwüsten unser Blut.

Hast du dein Gesicht umhüllet?
Schließt du die Ohren zu?
Nicht das Volk des großen Miko,
Nicht sein Grab mehr schützest du!

Unser Herz hast du verschlossen,
Nur die Blassen werden klug.
Ihre todten singen Väter
Reden aus Papier und Buch.

Doch ihr Hals ist ihr Manittu,
Gelber Staub ihr großer Geist,
Ach, sie schonen nicht die Gräber,
Wenn ihr Gott sie graben heißt.

Großer Geist, ich hab' gesprochen!
Doch dem Vater auf der Jagd
Sage, daß des Sohnes Auge
Nun für seine Ruhe wacht.“

Seines Vaters morsche Reste
Drückt er murmelnd an den Mund,
Und mit vorgebeugter Stirne
Sinkt er auf den feuchten Grund.

Floh sein Geist zum großen Geiste?
Flüstert ihm Manittu zu?
Stunden liegt er ohne Regung,
Wie ein Leib in Todesruh;

Bis des Morkirds Orgelstimme
Kündet, daß der Morgen naht. —
Würdig hebt er sich vom Boden
Und betritt den Waldespfad.

Zum Cano steigt er hernieder,
Wo noch thum, der Jüngling weilt,
Winkt ihm, steigt hinein und legt sich,
Und das braune Paar entteilt.

Ueber Flüsse, durch die Bottoms,
Durch die Wälder geht der Weg,
Nie von Menschenfuß betreten,
Ohne Spuren, Steig und Steg;

Ueber brennende Savannen,
Ohne Grenzen wie die See,
Blau in Blumen wellenschlagend,
Ohne Baum und ohne Höh'.

Wo der Rasselwurm sich windet
Unter männerhohem Kraut,
Wo die Büffelherde donnert,
Der Prairiehund Dörfer baut;

Oder wo der schwarze Tiger
Hoch vom Ast nach Beute brüllt,
Oder wo die schlanke Hindin
Lockend ihre Jungen stillt.

Ohne Wandel nach dem Westen
Wie der Wandertaube Flug,
Wie Tornado's, wenn zum Wasser
Geht ihr stiller grader Zug.

Durch den schwärzlichen Arkansas
Nieder zu dem rothen Fluß;
Schon des Raricas flaches Ufer
Tritt ihr nie gekrümmter Fuß. —

Sieh, hier dehnt sich eine Wiese
Ueber viele Sonnen hin,
Glatt wie eines Knaben Stirne,
Rein wie frommer Kinderſinn.

Als noch nie ein Blatt verwelkte,
Nie verwittert noch ein Baum,
Wie der Lilie erste Blume,
Wie des Jünglings Liebestraum,

Wie im Augenblick erschaffen
Ruht die saubre Erde da;
So wie einst der Menschenvater
Seine Athensik sah.

Millionen Blumenkelche
Schwanken buftend ab und auf,
Millionen Schmetterlinge
Banken honigsuchend drauf.

Käfer, blühend wie Geschmeide,
Colibris wie Licht und Duft,
Und die Ferne, mild umflossen
Wie von blauer Lebensluft.

Inseln dunkler Burzelbäume,
Andre von Platanengrün,
Wieder andre aus Palmetto
Zeichnen sich in Blumen hin.

Beißliche Magnolienwäldchen,
Mädchenroth ein Pfirsichwald,
Wechselnd so an Duft und Farbe,
Wie am Klang, der drinnen schallt.

Ueber Alles ragt zum Himmel
Eine Lebenseiche hehr,
Einzeln steht sie in dem Graise,
Wie ein Felsen steht im Meer.

Von der ungeheuren Krone
Glänzend grün und lieblich rund,
Hanget Moos, wie weißes Barthaar
Fließt um eines Greisen Mund. —

Zu dem Patriarchen lenket
Unser Paar den müden Fuß,
Und in seinem Schatten knieen
Nieder sie zu frommem Gruß.

Und der Miko löst sein Kätzchen
Um den Nacken von dem Band,
Trägt es in den Dom aus Moose,
Setzt es hin mit sanfter Hand;

Gräbt ein Grab im kühlen Boden,
Bettet Blätter rings umher,
Schließt die Oeffnung, hockt sich nieder,
Und zum Jüngling murmelt er:

„Geh, jetzt will der Miko schlafen!
Manitta ruft mich zur Jagd.
Geh, und sag' den rothen Männern,
Daß wir unser Werk vollbracht!"

Dreimal neiget sich der Andre —
Sinnbetäubt von grimmem Schmerz —
Dreimal legt er seine Hände
An die Stirne, an das Herz:

Traurig stumm sieht man ihn wandeln
Zu den rothen Cconnies. — —
Doch den Miko nahm Manitta
In sein rothes Paradies.

Anastasius Grün in Graz.

Im Herzogsschlosse.

(Aus einem größeren Gedichte.)

Unter gold'nem Sonnendache,
Das der Frühling ausgespannt,
Waldumrauscht und duftumfächelt
Ruht Tirol, das gute Land.

Fröhlich blühe, freudig schaffe,
Was da blühn und schaffen mag!
Alles tönt des Frühlings Mahnen
Leis' und laut in Hof und Hag.

Aengstlich fragend taucht die Primel
Schlüchtern aus dem Riesenbord:
„Fürchte nichts!" sagt ihr der Lenzhauch,
„Nur heraus! ich halte Wort."

An die Bergwand pocht der Hutmann,
Glimmernd blinkt des Erzes Hort:
„Nur herein!" antwortet's innen,
„Müh'n bringt Lohn! ich halte Wort."

Von der frisch ergrünten Alpe
Rauscht geschmolz'ner Winter fort,
Speis' und Trank zeigt sie dem Zennen:
„Nur herauf! ich halte Wort."

Das vom Mund gesparte Körnlein
Zaghaft sä't's der Baumann dort:
„Mir vertraut es!" spricht die Scholle,
„Nur hinab! ich halte Wort."

Saat und Ernte, Thun und Hoffen
Trau' und bau' auf Eines nur:
Im Gesetz lebt die Bestellung,
Und ihr Wort hält die Natur. — —

Hoch zu Berg ragt dort die Veste,
Schloß Tirol, ein Brief von Stein:
„Nur wer mich nach Recht gewonnen,
Kann des Landes Herrscher sein."

Von der Burg weht Habsburgs Banner,
Herzog Friedrich waltet drin,
Sonnegebräunt die Jünglingswange,
Mannigestahlt den Jugendsinn.

Selt'ne Waffen birgt die Halle,
Hierrath auch geformt von Kunst;
Silber, Gold, gemünzt, in Barren,
Häuft' um ihn des Glückes Gunst.

Flüchtig eilt des Herzogs Auge
Ueber den metall'nen Tand;
Lange doch im Schaun und Sinnen
Ruht es auf dem theuren Land.

Tief im Thale rauscht der Eisack,
Tobt und schäumt mit wildem Braus;
Doch wo Fels und Berg sich hemmen,
Weicht er hübsch im Bogen aus.

„Ei, ihr Ritter und Prälaten,
Seht hier mein und euer Bild:
An den Härtern wollt gerathen,
Ihr auch werdet weich und mild.

„Laß, Natur, von dir mich lernen,
Ew'ge Lenkerin der Welt,
Daß man mir, wie dir, vertraue,
Die Gesetze gibt und hält.

„In dem Gleichmaß deines Waltens
Leuchter Pfad und Ziel der Pflicht.
Reift der Hoffnung gold'ne Ernte,
Harrt des Frevels sein Gericht.

„Stolze Tannen, schlichte Gräser,
Wenn dein weißer Flaum sie deckt,
Wissen, daß dein Lenz mit Liedern
Sie zur rechten Stunde weckt.

„Wolkenflüge, Sternenzüge,
Blätter- und Lawinenfall,
In dem Banne deiner Satzung
Willig ruht und kreist das All.

„Selbst der Blitz, der trunk'ne Wilde,
Jüngelt nur durch ihr Geleis';
Selbst der Freiheit Bild, der Adler,
Schwingt sich nur in ihrem Kreis'." — —

Auf dem mächt'gen Marmortische
Liegt's von Schriften dicht gedrängt,
Bücher viel, auch Pergamente,
Dran die Silberkapsel hängt.

Eines nach dem andern prüfend
Nahm der Herzog sie zur Hand,
Allzuerst die mächt'ge Rolle,
Drauf der Schweizer Wappen stand.

Einer Wolke finstrer Schatten
Um des Fürsten Antlitz floß,
Sennvoch's dacht' er und des Vaters,
Auch des eignen Kampfs am Stoß.

„Daß sie Frieden wollen halten,
Wir und sie durch künftig Jahr,
Hier verbrieft sieht's und besiegelt;
Schweizerwort, o werde wahr!"

Ihrem Schirm- und Landesherren
Huld'gen Brixen und Trient;
Ei, wer in den Bischofsmänteln
Nicht das „Wenn und Aber" kennt!

Auch der mächt'ge Rottenburger
Schwört Urfehde tief gebückt;
Auf das Blatt hat er als Pfeilschaft
Seines Schwertes Knauf gedrückt.

„Habt geklirrt mit Schwert und Zunge,
Habt mit Stich und Schlich gekämpft;
Traft doch Einen, der den Hochmut
Trotziger Vasallen dämpft!"

Hier, von Fürstenhand bekräftigt,
Winkt der Freidrief von Tirol,
Schutz und Huld gelobt der Herzog,
Landesrecht und Landeswohl.

Landgemein' und Ritter fügten
Ihr Siegill an den Vertrag,
Maßen ihm solch Maß von Treue,
Wie er Freiheit messen mag.

An das Fenster tritt Herr Friedrich,
Blickt zu Berg und Thal in Rund,
Macht ge Tannen sieht er ragen,
Doch auch ärmlich Moos am Grund;

Sieht mit Fracht den Säumer fahren,
Und zur Jagd den Junker ziehn,
Sieht im Korn den Baumann schreiten,
Und zu Berg den Zennen fliehn.

Fern den Kirchthurm und das Biddum,
Hier die Stadt, die Weiler dort,
Felsenhöhn, dran Burgen kleben:
„Traun, euch Allen halt' ich Wort!"

Mit dem strindbeschwerten Dache
Einsam und verfallen liegt
Vor dem Fenster eine Hütte,
An den Burgfels angeschmiegt.

Zwei Gespenste: Armuth, Arbeit,
Wohnen in dem Haus allein;
Schweigend sitzt die Schaar von Sorgen,
Ihr Gesind', am Schwellenrain.

Aus dem Schornstein steigt es spärlich,
Als ein schwacher Lebenshauch;
Wie ein schmaler dünner Faden
Ringelt sich empor der Rauch,

Wie ein großes Fragezeichen,
Das bis in den Himmel ragt
Und vielleicht für diese Hütte
Auch um ihren Freibrief fragt.

Auf dem dunklen Wolkengrunde
Liest der Fürst die Frage dort,
Doch sein Herz gibt schnell die Antwort:
„Wahrlich, dir auch half' ich Wort!"

Unheimliche Gäste.

Das war der Dechant von Haselbach,
Der gastfrei und ehrenfeste;
Er segnet im Kirchlein Brot und Wein,
Doch ißt und trinkt er nicht gern allein
Und denkt schon der heutigen Gäste.

Da steht mit dem Käunlein der Ministrant
Und flüstert ins Ohr ihm leise:
„Sie kommen nicht: denn der Eine sagt,
Der Ande' erwartet die neue Magd,
Der Dritte rüstet zur Reise."

Dem Alten entgleitet der Kelch fast,
Des heiligen Orts vergessen:
„Der Tachs im Bau nur schmaust allein;
Da lad ich mir lieber drei Teufel ein!"
So schwört er im Schmerz vermessen.

Doch kaum gesprochen, bereut er's schon —
Im Pfarrhaus sitzt er jetzt betend;
Da klappert im Hofe Pferdegetrab,
Drei seltsame Junker springen ab,
Klirr in die Hausflur tretend.

Er seufzt: „Aha, da sind sie schon!"
Doch artiglich grüßen die Andern:
„Wir hörten vom gastlichen geistlichen Herrn
Und luden auch uns zu Tische gern
Mit Hunger und Durst vom Wandern."

Der Gute, gefaßt, schlägt still sein Kreuz
Und nickt sein Ja gelassen,
Doch reicht er den Gästen nicht die Hand,
In ihrem Handschuh glimmt ja der Brand,
Drum wagt er nicht, ihn zu fassen.

Er mustert sie vom Scheitel zur Zeh',
Ein Büchlein am Hut trägt Jeder:
Das Schuhwerk ist von verschobenem Bau,
Den Pferdfuß unten erkennt er genau,
Wie oben die Hahnenfeder.

Er denkt: „Die Mahlzeit verleid' ich euch,
Soll euch nicht zweimal behagen!"
Dann winkt er den Meßnerjungen herbei:
„Anzieh dein Chorhemd als Livrei,
Den rothen Talar und Kragen.

„Ins Salzfaß streu' Sankt Stefanssalz,
Ein Kruzifix begleit' es;
Gieß Weihbronn in die Kannen ein,
Die Krüge füll' mit Kirchenwein,
Zum Imbiß bring nur Geweihtes.""

Meßglöcklein rief die Junker zum Mahl,
Doch tafeln sie unerschrocken,
Sie ließen den Weihbrunn Wasser sein
Und tauchten den Gaum in Opferwein,
Ins heilige Salz die Brocken.

Und Abend wird's. Vom Altare holt
Der Knabe geweihte Kerzen:
Sie zünden am Licht die Pfeifen an,
Verschwunden in Nebeln und Wolken dann,
Draus hört man ihr Singen und Scherzen.

Wie er sie schmausen und zechen sah,
Den Dechant begann zu bangen:
„Die Zeiten werden gar schlimm und schwer,
Die Teufel selber glauben nichts mehr,
Mein Mittel will nicht verfangen.""

Da wünschen die Junker ihm: „Wohl bekomm's!"
Und danken für Trank und Speisen:
„Wenn wir dereinst im eignen Haus,
Vergelten wir gern den köstlichen Schmaus,
Dann wollt' uns die Ehr' erweisen."

„Schön Dank, ihr Herrn, mir thun nicht gut
Die überheizten Gemächer:
Auch schmeckt verbrannter Braten nicht fein,
Hab lieber den eignen sauern Wein,
Als Pech und Schwefel im Becher."" —

Der Gute, von einem größeren Herrn
Zum Freudenmahle geladen,
Langt, niederblickend von seinem Stern,
Erkannt' er in jenen Gästen gern
Studenten auf Wanderpfaden.

Und der euch gesungen diesen Reihn
War selbst auch bei der Geschichte,
War Einer von den fahrenden Drei'n,
Er hat getrunken des Dechants Wein,
Gekitzt des Dechants Nichte.

Karl Hackenschmidt in Jägerthal b. Niederbronn i. Elsaß.

Das Försterm ädchen von Schöneck.

Eine elsässische Geschichte.

Das ist des Försters irrsinniges Kind!
Sie ist ihren Leuten entkommen
Und hat den jähen Felsen geschwind
Mit blutenden Nägeln erklommen.

Dort haust sie auf schmaler, schwindelnder Höh',
In altes Gemäuer gekauert,
Umpeitscht vom Sturme, durchnäßt vom Schnee,
Von des Fiebers Gluthen durchschauert;

Dort sitzt schon drei Tage das arme Weib
Und nähret sich durch Wurzeln und Blätter;
Kaum decken noch Fetzen den schönen Leib,
Die Haare flattern im Wetter.

Es eilten die Eltern, die Nachbarn herbei,
Sie riefen, sie lockten, sie drohten;
Die droben achtet nicht das Geschrei,
Blickt fixieren Auges zum Boden.

Nun wird die Leiter zur Leiter gebracht,
Man bindet Stricke an Stricke,
Zehn Männer richten empor mit Macht
Die lange, schwankende Brücke.

Das merkt die Irre, sie springt an den Rand
Des Felsens mit flammendem Grimme,
Sie schwingt einen Stein in sehniger Hand
Und ruft mit gellender Stimme:

„Zurück ihr Räuber! ihr Mörder weicht!
Hinweg, Gesindel der Höllen!
Wag's Einer, daß er die Sprossen besteigt!
Ihm werd' ich den Schädel zerschellen!"

Und wie sie so schreit, und wie sie so spricht,
Ergreift sie Alle Entsetzen,
Und Keiner traut, selbst der Vater nicht,
Den Fuß auf die Sprossen zu setzen. —

Da tritt in den rathlosen Kreis herein
Vom Dorf ein schmucker Geselle.
Er schaut, er schmunzelt: „Ihr Leute, laßt sein!
Ich schaff' euch die Närrin zur Stelle!

Luischen, ich bin's! Erkennst du mich nun?
Ich komm', dich, mein Schatz, zu erlösen!
Ich komme! Es soll dir Keiner was thun
Von all den Menschen, den bösen!

Luischen, was schaust du so ängstlich mir zu?
Ich komm', dich zu küssen und herzen!
Du bist ja mein Mädchen, mein Liebchen nur du!
Es soll uns kein Abschied mehr schmerzen!

Luischen, mein Schätzchen, sag', weißt du nicht mehr,
Wie damals wir kosten im Fieder?
So laß mich hinauf, reich' die Hände mir her,
Dann küß ich und drück ich dich wieder!"

So schmeichelt, so lockt er, so steigt er hinan,
Und droben horchet die Dirne;
Sie staunt, sie traut, sie lächelt ihn an,
Es schwindet der Zorn von der Stirne!

So naht er. Sie bietet in seliger Lust
Ihm die wehrlosen Hände zum Gruße,
Sie schmiegt sich wonnig an seine Brust,
Sie küßt ihn mit glühendem Kusse.

Sie ordnet erröthend ihr nasses Gewand,
Sie windet sich Zweige zum Kranze,
Bis endlich der Jüngling sie sanft und gewandt
Umfaßt, als ging' es zum Tanze.

Er hebt sie, er trägt sie sicher und leicht,
Sie läßt wie ein Kind sich's gefallen.
Schon hört man, wie er die Leiter besteigt,
Der Menge Beifall erschallen.

Da ruft er im Uebermuth: „Seht! ich versteh'
Die Närrin fürre zu machen!" —
Sie hört's, sie zuckt, — sie schaut in die Höh'
Und sieht sein höhnisches Lachen, —

Sie reißt sich los aus seinem Arm, —
Ihn umschließt sie mit wilder Geberde, —
Sie zerrt, er wankt . . . Daß Gott sich erbarm'!
Sie liegen zerschellt auf der Erde.

Robert Hamerling in Graz.

Das Nordvolgrab.

Vier Nordmeerjegler schreiten stumm,
In Rennthierfell gehüllt,
Mit einem Bretterlarge
Hin übers Eisgefild.

Sie höhlen in den Gletschergrund
Mit Spaten still ein Grab
Und senken den Genossen
Zur ew'gen Rast hinab.

Auf seinem Thron der Fürst des Pols
Wird bleicher noch als bleich:
Ein unbekanntes Grauen
Geht durch sein weites Reich.

Ringsum die Firnen endlos stehn
Im Glanz des weißen Lichts:
Stumm ruht auf hochgethürmtem,
Krystall'nem Thron das Nichts.

Hier thront es, von den Stürmen
Der Polnacht nur umschnaubt,
Und schlingt den fahlen Nordlichtschein
Als Krone sich ums Haupt.

In ew'ger Oede schaurig klang
Der Seufzer letzter Noth:
Das Nichts erblaßt und schaudert —
Es schaudert vor dem Tod.

Es thront, wo sich begegnet
Die Blöcke mit Gekrach,
Doch nie ein Menschenherz noch schlug,
Und nie noch eines brach.

Jetzt aber schaut die Firne
Zum letzten Mal herab
Auf ein gebrochnes Aug' und Herz
Und auf ein offnes Grab.

Suchte lange dich im Walde . . .

Suchte lange dich im Walde,
Wähnte schon dein Kleid zu sehen:
Doch es war nur einer Taube
Weißer Flügel im Gebüsch.

Wähnte deinen Gruß zu hören:
Doch es war nur das Geflüster
Eines Bächleins, das mit Blumen
Plaudernd, über Kiesel rann.

Zwischen Zweigen sah ich blendend
Deine goldnen Haare blinken:
Doch es war ein Sonnenblitz nur,
Der sich durch die Wipfel stahl.

Und ich glaubte schon zu wittern
Deines Mundes wonnig Beben;
Ach, ein Hauch nur, duftbeladen,
War's, der von den Linden kam.

Sank zuletzt in süße Träume,
Träumte deinen Kuß zu spüren:
Aber ach, es war der Lenz nur,
Welcher lächelnd mich umfing.

Die Kindlein wissen's . . .

Wie's aussieht im ewigen Freudenheim,
Im Himmel, dem hohen, da droben,
Das wissen die Kindlein, die kleinen, allein,
Die kommen ja grade von oben.

Doch sie können's nicht sagen, unmündig und klein
Sie müssen's verschweigen indessen;
Und wachsen heran sie und plaudern sie fein,
Dann — haben sie's leider vergessen.

Max Hansbofer in München.

Im Gemach der Todten.

Abends, wenn die Kinder schliefen,
Ging ich oftmals nach dem Zimmer,
Wo die arme todte Mutter
Dieser Kinder einst geschaltet,
Wo ihr kleines Arbeitszeischen
Jetzt verlassen steht und ruhig.
Und den Schrein erschloß ich wieder,
Wo noch ihre Kleider hangen,
Auch das rosenfarbne, das sie
Trug als sechzehnjährig Mädchen,
Als ich ihr im grünen Walde
Meine Liebe einst gestand.
In den rosenfarbnen Falten
Hab' ich meine heißen Augen
Oft geborgen, damit Niemand
Sehen könne, wie ich weinte,
Als die Kleider meiner Todten.
Nimmer schließ' ich jetzt den Schrein auf;
Denn als ich zum letztenmale
Spät in schwüler Betterstunde
Seine Thüre auftat, fand sie
Da im rosenfarbnen Kleide
Mit den langen braunen Locken,
Aber maden Tod im Antlitz.
Langsam stieg sie aus dem Schreine,
Starr den Blick auf mich geheftet,
Und mit aufgehobnem Finger
Sprach sie flüsternd wie der Nachtwind:
„Ruhig, daß die Kinder schlafen!
Wenn sie ihre Mutter schauten,
Würden sie vor Schrecken sterben.
Du bist nicht so furchtsam, Schatz,
Darum höre, was ich heute
Und zum letztenmal dir sage.
Weißt du, als ihr mich begraben
Hattet, ging ich kalt und traurig
Vorwärts auf der langen Straße,
Die zum Himmel aufwärts führt.
Keiner kannte mich und grüßte,
Nur die kleinen todten Kinder,
Die darunter waren, hielten
Aengstlich sich an meinen Kleidern.
Endlich kam ich fremd und müde
In den Himmel; — sei nicht böse —
Einen seiner schönsten Engel
Gaben sie mir zum Gemahl,
Und ich wurde seine Gattin,
Denn dich hatte ich vergessen,
Weil du nur ein armer Mensch bist.

Aber neulich — wehe, wehe,
Daß er sich in mir betrog!
Neulich zeigt' er mir die Erde
Ferne als ein winzig Sternchen
Und erzählte mir von dir
Und von meinen kleinen Knaben.
Da erfaßt' es mich auf einmal,
Daß ich dich verlassen hatte,
Dich und meine kleinen Knaben.
Oede war seither der Himmel.
Meinem Engel ward ich unterm
Und entfloh auf Sternenstügeln.
Aber mitten unterwegs
Kam er mir wie Sturmeswehen
Nachgelaust planetengleich,
Und mit Donnerstimme schrie er
Mir in die entsetzte Seele:
„Sei verflucht, weil du dem Wurme
Deiner Erdenliebe nachliefst!
Sei verflucht und habe fürder
Keine Stätte mehr im Himmel,
Keine Heimat auf der Erde!
Sei verflucht und geh' von dannen
Nebelgleich und wesenleer!'"

Also sprach sie. Und noch einmal
Brach aus ihren todten Augen
Leuchtend heiß ein Blick der Liebe;
Und noch einmal schlang sie schluchzend
Ihre weißen, weichen Arme
Innig mir um Hals und Schultern.
Und die schwüle Nachtluft wehte
Durch's Gemach; im Blitzesstrahle
Spielten fremde Geistermächte
Draußen, und der Donner grollte,
Während sie mir tausend Küsse
Weinend auf das Antlitz drückte.

Aber plötzlich wand sie hastig
Sich aus meinen armen Händen,
Ihre Augen wurden lichtlos;
Trübe graue Schleier flogen
Hastlich über ihre Wangen,
Und zu Nebelstreifen wurden
Ihre schönen weißen Arme —
Noch ein kaltes, todes Lachen
Ging durch's Fenster, dann verschwand
sie;
Nur im Garten draußen hingen
An den Blumen noch zerrissne
Dünne Nebel eine Weile,
Während fern am Horizont,
Wo der junge Tag herauftieg,
Groß und fahl die Wetterwolke
Wie ein Rachedämon stand.

Ferdinand Hoefer in Seehausen in der Altmark.

Frage.

Du ewig-gleiche, zier
Wandelnder Nachtgestirne,
Wie oft, wie oft zu dir
Kehr' ich die heiße Stirne;

Sternbild am hohen Pol,
Leuchtender Himmelswagen,
Ward ihre Seele wohl
Zu dir emporgetragen?

Eh' sie von unserm Stern
Für immerdar enteilte,
Auf deiner Pracht nie gern
Ihr schönes Auge weilte!

Oft schieden länderweit
Uns unbarmherzige Fernen,
Dann sahn zur selben Zeit
Wir auf zu deinen Sternen,

Du Steg ob tiefem Fluß
Für sehnende Gedanken,
Du Born, daraus wir Kuß
Und Wechselblicke tranken!

Nun irrt von Pol zu Pol
Mein Blick durch alle Zonen —
Mag ihre Seele wohl
In deinem Lichte wohnen?

Von deinem Sphärenlied,
Dem brausenden, umwittert —

Ob sie die Thräne sieht,
Die mir im Auge zittert?

Friedrich Hofmann in Leipzig.

Die Königsglocke und der Taucher.

Ein Blatt auf Wilhelm Gauer's Grab.

Es fuhr ein König über den See
Die Glocke in schwingender Hand;
Durch Nacht und Sturm, durch Nebel und Schnee
Hell dringet ihr Laut zum Land.
Und jedem Schiffer ist sie vertraut,
Gar sonders gemahnet ihr Ton.
Auch wenn kein Auge den König schaut,
Die Glocke verkündet ihn schon.

Da tönet sie einst durch den grausen Orkan
Der Nacht wie ein Klageschrei. —
Schwarz führt es gegen den König heran,
Sie mahnet: Vorbei! Vorbei! —
Zu spät! Zu spät! Mit Donner und Brans
Zerschmettert der tückische Bug
Des irrenden Schiffes das Wasserhaus,
Das König und Glocke trug.

Still steht der Wogen Sturm davor,
Sie schlingen im Kreise den Reihn
Und schmücken mit Schaum zur Tiefe das Thor:
Dort zieht der König ein.
Der Seegott grüßt, für das Jahr beglückt,
Den Gast auf seinem Grund.
So ist der König dem Licht entrückt,
Verstummt der Glocke Mund.

Und der Tag erwacht und die Sonne lacht
Auf die friedlich spielende Fluth.
Da ist am Gestade das Weh erwacht:
Wo König und Glocke ruht?
Die Klage steigt zu den Bergen hinan
Und dringt durch die Thale ins Land:
Wo ist der Held, der zur Tiefe die Bahn
Aufschließt mit der siegenden Hand?

Wer die Glocke erlöst und den König befreit
Aus des Seegotts Bann, dem sei
Zu des Meeres Schätzen und Herrlichkeit
Allzeit die Pforte frei, —
Dem sei der Tiefe Geheimniß bescheert,
Daß dort er das Scepter führt:
Doch nur so lange sein Volk es werth,
Daß ihm solch Heil gebührt. —

Und sieh, da kommt ein kecker Gesell,
Zum Seegott kennt er den Pfad,
Und lenkt sein Schifflein zur rechten Stell',
Und staunend lauscht das Gestad'.
Dort schleicht auch der Geist der Tücke herzu,
Der des Muthigen That gern hemmt,
Derweil sich, die Beute umklammernd im Nu,
Der Seegott entgegenstemmt.

Wohl zittern die Perlen der Müh' auf der Stirn
Dem Ringer im Wasserreich;
Ihn bekämpfen die Stürme der See und der Firn
Und der menschlichen Tücke zugleich
Doch stärker als Firn und Tücke und Fluth
Ist dem Kühnen das Herz und der Geist;
Der Gedanke ist's und der Zorn und der Muth,
Der dem See das Opfer entreißt.

O Sonne des Jul, wie glänzte dein Strahl
Auf den Jubel die Ufer entlang,
Als der König wieder zum ersten Mal
Die tönende Glocke schwang,
Als ehrengeleitet im festlichen Zug,
Umjauchzet zu See und Land,
Auf seines „Ludwig" geretteten Bug
Der glückliche Taucher stand!

Jetzt steigt der Triumph zu den Bergen hinan
Und dringt in die Lande so weit:
Ein Deutscher hat siegreich erschlossen die Bahn
Zu des Meeres Herrlichkeit!
Ihm ist der Tiefe Geheimniß bescheert,
Daß dort er daß Scepter führt:
Doch nur so lange sein Volk es werth,
Daß ihm solch Heil gebührt. — —

Von des Meeres Schätzen — wo ist nun sein Theil?
Hat Undank sie gerandt?
Hat das deutsche Volk verschmäht solch Heil,
Blindheit es nicht geglaubt? —
Still ruht bei seinem todten Kind
Der Taucher von Müh' und Weh'. —
Die Blindheit und der Undank sind
Viel tiefer als der See!

Karl von Holtei in Breslau.

Späte Reue.

Des Jünglings Augen üben eine Kraft,
Die, während er empfangen will, auch schafft;
Die ihn begabt mit kindlichem Vertrauen,
Was ihm erscheint froh gläubig anzuschauen.
Da ist's natürlich, daß ihm wohlgefällt
Buntfarb'ger Wechsel dieser Erdenwelt.
Kein Wölkchen macht den Blick ihm jemals trüber,
Denn seiner Seele Stimmung trägt er über,
Indem er sie auch fremden Bildern leiht,
Auf jedes Bild im Treiben seiner Zeit.

Drum kann's geschehn, daß er in bester Meinung,
Getäuscht von irgend blendender Erscheinung,
Im Jugendwahne eine Größe nennt,
Was er, herangereift, für klein erkennt.

Ein Jeder hat das, wurd' er alt von Jahren,
Im Lauf des Daseins wohl an sich erfahren,
Lächelnd gesteht er: was mich einst entzückt,
Hatt' ich mir kindlich selbst nur ausgeschmückt,
Hatt' es umkleidet mit getrümmter Größe;
Ich bin erwacht, nun zeigt es seine Blöße,
Es stellt sich dar wie ein erdorgter Ruf,
Den längst verschollne Modethorheit schuf.
Hab' ich die Namen doch beinah' vergessen,
Seit ich gewöhnt, mit anderm Maaß zu messen:

Und was dem Jüngling Ehrfurcht abgewann,
Wie wenig gilt es jetzt dem strengern Mann,
Der rückwärts schaut vom nun betret'nen Pfade.
Vor seinen Augen findet selten Gnade
Die Poesie, die eifrig kämpft und ringt,
Deren Bestreben kaum noch an ihn dringt! –
Am Lieblos möcht' er gar sich von ihr wenden
Voll Zweifelsucht, die skeptisch ihn erfüllt.
Die nebelgrau ihm Haupt und Herz umhüllt.
Ja, wäre nicht „Erwerb" dabei im Spiele,
Wie gern entsagt' er sonst erstrebtem Ziele!
Ihm unerreichbar bleibt ja doch der Preis;
Das fühlt er nun.

So wird der Mann zum Greis.
Die Zukunft gab er auf. Sie sind verklungen,
Der Hoffnung Stimmen. Nur Erinnerungen
Beleben noch einsame Winterzeit
Durch klange sanft-wehmüth'ger Heiterkeit.
Die sind der Lohn dankbar gehegter Treue;
Doch ach, nicht ohne Nachgefühl von Reue!

Sie kam zu spät, wie Reue immer thut.

Und dennoch macht aufrichtige Reue gut,
Was Unbedacht leichtsinnig hat verschuldet:
Wer willig trägt, wer liebevoll erduldet,
Dem Schmerz gestattend sein gebührend Recht,
Den schont der Schmerz und macht ihn nicht zum Knecht.
Beim Greise wird den Jüngling er verklagen,
Nur leise wird er es ins Ohr ihm sagen,
Wie viel doch Jener jenesmal verträumt,
Viel gute Stunden frevelhaft versäumt,
Die wirklich-große Männer gönnen wollten,
Und die so unbenützt entrinnen sollten.

Die liebe Jugend, sie erwägt ja nicht,
Weil's wildem Blut an milder Kraft gebricht.
Dann muß das Alter sich gehorsam fügen,
Entlagen lernen, schweigend sich begnügen,
Entbehren, (fall' es ihm auch noch so hart!)
Die Lockungen täuschender Gegenwart,
Und aufzuwecken aus dem Reich der Todten,
Was längstverstorbene ihm dargeboten,
Was es zu würd'gen damals nicht verstand.

Seht wie aus Gräbern winket manche Hand
Und deutet mit lebendigen Geberden,
Vernehmlich sprechend: Was nicht war kann werden.
Du hast uns einst nicht würdig anerkannt,
Hattest dich falschen Göttern zugewandt,
Hast dir von unsrer Huld nicht viel erworben.
Doch aber sind wir dir nicht abgestorben;
Wir leben fort in dir und auch für dich.
Der geistige Verkehr erneuert sich:
Ablebend noch sollst du von uns verlangen,
Was dir durch eitle Thorheit einst entgangen.
Jetzt hol' es nach! Wir sind die jetzt noch nah,
Wenn du uns aufsuchst. — Wir sind immer da! — —

Seid hochgesegnet ihr Erinnerungen!
Von Blüthenkränzen dünk' ich mich umschlungen,
Und Geisterathem weht mich mächtig an.
Die Reue schweigt, es weicht der düstre Bann,
Von trotz'gem Groll ist nichts zurückgeblieben.

Wozu mich Leidenschaften angetrieben,
Woran ich menschlich-schwach mich warm erfreut,
That's Keinem weh . . . dann sei's nicht mehr bereut.
Und ob es mir, ja mir allein geschadet . . . . . .
Wird Erden-Luft im Schmerz nicht ausgebadet?
Der Schmerz wäscht uns von allen Flecken rein,
Und statt der Reue kehret Frieden ein.

Hermann Köstlin in Hannover.

Hartmut.

Ballade.

Im Teutoburgerwalde ringen
Kühn zwei Germanen, Schwert an Schwert:
Hartmut war hold den Römerklingen,
Doch Gerhold hielt Germania werth.
Zerschmettert sinket dieser nieder,
Und Hartmut gönnt sich kurze Rast,
Erfrischt am nahen Quell die Glieder
Und fühlt der Wunde heiße Last.

Wie er verborgen unter Bäumen
Nun still ins Kampfgewoge schaut,
Erbraust Germanenlang wie Schäumen
Des Meers, bekannt ihm und vertraut:
„Gott Wuotan kommt, für uns zu streiten;
Durch Feindesreihen saust sein Speer,
Und auf schneeweißen Rossen reiten
Walküren um Allvater her.

Führt uns zum Sieg, ihr schaurig schönen
Heimjungfrau'n, sprengt und brecht uns Bahn!
O rächt die Schmach, Germania's Söhnen
Von Roma's Scherzen angethan."
Und Hartmut zucket jäh zusammen;
Der frühern Brüder Schlachtgesang
Schlägt schwer in's Herz ihm: Schamesflammen
Verzehren ihn und Reuedrang.

Er seufzet: „Der Walküren Blicke
Wie Wetter flammen sie herab
Auf den, der ehrlos fremdem Glücke
Und römischem Golde sich ergab.
Das Bist ist mir zu Eis geronnen;
Weh mir! die Nornen hehr und groß,
Sie haben längst für mich ersonnen
Beim Webelied das Todeslos.

Sterb' ich — wohin?" Und Hartmut grüßet
Des todten Gerhold Schlummerbild:
„Hat die Walküre dich geküßet?
Was lächelst du so fromm, so mild?
Die Stunde naht, wo ihn entführen,
Ihn, der für's Vaterland erblich,
Zum Goldpalaste die Walküren,
Zur Burg Walhalla's. Aber ich?

Zur Hellia werde ich verstoßen,
In Hellia's Nacht und ew'ge Pein."
Er rafft sich auf: „Nein, bei dem großen
Allvater! und ich schwöre: Nein!
Zwar frevelt' ich am Vaterlande,
Mein Blut, es rinnet; doch genug
Von Kraft noch fühl' ich, meine Schande
Zu sühnen und der Götter Fluch.

Die Walküre.

Illustration zu dem Gedichte „Hartmut“ von Herm. Holtz

O sieh mich mit den todten Jügen,
Mein Bruder, nicht so zärnend an!
Ließ dich mein Schwert dem Tod erliegen,
Verzeihe mir was ich gethan!
Ich segne dich und deine Treue,
Den Stahl selbst, der mir Wunden schlug;
Als ich sie kühlte, warf die Reue
Zu Scherben mir den Selbstbetrug.

Ich führ' es fort, was deine Waffen
Nicht mehr vermocht, du Heldenzier!
Die meinen — was hab' ich zu schaffen
Mit ihnen? Leid' die deinen mir!" —
In frischem Wagen, sonder Weile,
Löst er sich von der Römerwehr,
Mit deutschem Erz in Sturmeseile
Dringt kühn er zu Germania's Heer.

Man stutzt. „Euch Helden Heil und Segen!"
Ruft er; „nehmt mich als Bruder auf!"
Er sammelt eine Schaar; verwegen
Naht er dem Feind in hellem Lauf.
Er stürzt sich dorthin, wo Gerassel
Ertönt von Geren, blutgenährt,
Ins dichte Eisenkräu'l Gepraffel,
Wo Schild des Schildes sich erwehrt.

Zu einem röm'schen Adler bricht er
Durch dichtes Kampfgewühl sich Bahn;
Doch kaum den stolzen Aar ersieht er,
Da um ihn selber ist's gethan.
Er sinket zwischen Farrenblätter,
Zu Tod verwundet; um ihn her
Allüberall tobt Schlachtenwetter,
Rauscht Kampfesringen, heiß und schwer.

Hehr kommt die Nacht herangezogen.
„Sieg! Sieg!" erbraust's im Jubelschall,
Wie sturmgeschwellte Meereswogen,
Wie wachsender Lawinen Fall.
Und als der Siegesruf verklingt
Und still sich naht die Mitternacht,
Da horch! von Opferfeuern dringet
Ein Singen durch die Waldespracht.

Dazwischen tönt der Schrei des Hähers,
Des neuerwachten Sturmes Schall,
Des Wolfs Geheul, des Wildersphäres,
Des Berges dumpfer Wasserfall.
Und Hartmut hört durch all die Töne
Der Opferpriester Sang und Spruch,
Der Heil für Deutschlands Heldensöhne
Erfleht, auf die Verräther Fluch:

„Fahrt wohl, ihr treuen, tapfern Streiter!
Gepriesen seid uns allzumal!
O ziehet fröhlich, schreitet heiter
Ein in Walhalla's Freudensaal!
In Frieden sollt ihr dort erladen
Nach heiß durchkämpfter Todesschlacht
An duft'gen Speis- und Trankesgaben
Der Glieder ew'ge Götterpracht.

Durch eure lichten Reihen schwingen
Walküren schnell sich, wie der Wind,
Vom saft'gen Eber Fleisch zu bringen,
Das Horn voll Meth dem Götterkind.

Ja Wuotan nennet euch die Seinen,
Und nimmer stirbt ein Wuotanssohn;
In goldnen Burgen, heil'gen Hainen
Erfreuet euch der Treue Lohn.

Fluch aber dir, Verrätherbande!
Du sprachst der deutschen Ehre Hohn.
Fort! fort! verfallen Hellia's Lande,
Empfange den Verrätherlohn.
Ruhlos in kalten Schattenreichen,
Verzehrt von Gram und bitt'rer Qual,
Schwach wie der Nebel wirst du schleichen,
Der bleich entflucht beim Morgenstrahl.

Und Neueflammen wirst du trinken,
Verräther, ohne Rast und Ruh;
Du lebst nicht, stirbst nicht; nimmer sinken
Zum Schlummer dir die Augen zu.
Die Mitverbrecher alle schauen
Nach dir; sie trifft dein todter Blick;
Da faßt sie namenloses Grauen,
Du bebst vor ihrem Blick zurück.

Stets hörest du im Ohre gellen
Den Fluch der Nornen, Bösewicht!
Verklingt er in der Zeiten Wellen
Auf Erden, dort verklingt er nicht."
Und Hartmut zerrt, verstörter Miene,
An Helm und Panzer, und er spricht:
„Hört es, Walküren! ich verdiene
Walhalla, eure Heimat, nicht.

Mein Tod sühnt nie den Tod der kühnen
Getreuen, die erschlagen hat
Mein Schwert. Kann eine That wohl sühnen
Ein langes Leben voll Verrath?
Fahr wohl, du warst mir nicht beschieden,
Walhalla!" — Und es steigt empor
Der späte Mond in stillem Frieden,
Und Hartmut's Thräne quillt hervor:

„Nehmt, Götter, mir, den ihr verstoßen,
Trost, Hoffnung, Friede, Sonnenlicht;
Nur die Erinnerung an den großen,
Den heut'gen Tag vertilgt mir nicht!
Denk ich in Hellia's Reich des Tages,
Der Heil dem Vaterland verschafft,
Dann wird — Herz, zu bekennen wag' es —
Mir zur Walhalla Hellia's Haft."

Da dünkt's ihn, daß sich leise biege
Zurück das hohe Farrenkraut,
Daß sanft sich ihm entgegenschmiege
Ein Mädchen, hold wie eine Braut.
Und an den Mund, den welken, bleichen,
Fühlt er ein Methhorn sanft gewandt,
Und wie den Saft, den wunderweichen,
Er trinkt, stillt sich der Wunden Brand.

Mit einer Stimme, bräutlich, milde
Wie Lerchenklang beim Morgenlicht,
Spricht jetzt zu ihm das Huldgebilde:
„Und kennest, Hartmut, du mich nicht?
Ahnst du nicht, wohin ich dich führe?
Sei ruhig! nimmer zum Gericht.
Hold ist dir Wala, die Walküre;
Der Hellia verfällst du nicht."

Da sieht er, wie Gestalten ziehen —
Es schärft sich ihm des Auges Licht —
Auf Wolken durch des Frühlichts Glühen,
Das lieblicher Gesang durchbricht.
Von den Walküren sanft umfangen,
Ziehn still sie nach Walhalla's Glück,
Und unter ihnen kommt gegangen
Auch Gerhold. Hartmut senkt den Blick.

Er hebt ihn. Nein, er kann's nicht lassen,
Zu Gerhold wieder aufzuschau'n,
Die Kniee möcht' er ihm umfassen;
Und fern aus lichten Himmelsau'n
Grüßt Gerhold freundlich zu ihm nieder;
Auch Wala lächelt holden Gruß.
Verklärt senkt er die Augenlider;
Sanft reicht sie ihm den Friedenskuß.

Wilhelm Jensen in Freiburg im Breisgau.

Aus früher Zeit.

1.

In Abendruhe; kaum ein Sonnendämmern
Fiel durch die Stämme. Lautlos lag der Wald;
Fernab nur Habichtsschrei und Spechteshämmern —
„Hörst du's?" — Sie sah mich an und machte Halt.

Wir hatten uns verspätet, und die Andern
War'n weit voran. Durch Waldeslücke her
Sahn wir den Fußweg schon hinauf sie wandern,
Verschlungen dann im hohen Aehrenmeer.

Nun hielt sie athemlos. Deutlich erkannte
Des Herzens Schlag man durch das Florgewand;
„Du bist ermüdet", sprach ich; doch sie wandte
Sich schweigend ab und schloß auf's Herz die Hand.

„Woll'n wir nicht ruhn?" — „„Die Mutter würde sorgen"" —
„Und du —?" „„Du weißt es wohl, ich stürb' vor Angst.""
Sie lachte; doch im Lachen lag's verborgen
Wie leises Zittern. „Gehn' wir, wenn du bangst —"

Nun saß sie schon. Rings um die alte Buche
Wie grüner Teppich zog das tiefe Moos,
Die Grillen zirpten; mit dem seidnen Tuche
Lag still das weiße Händchen auf dem Schooß.

„„Ich bin nicht warm."" — „Und wirst dich doch erkälten,"
Ich glaub', ich sprach's; sie sagte achtlos: „„Ja,
Was läg' daran?"" — „Die Mutter würde schelten."
Sie sah mich an: — „„Sie würd' es, wenn sie da.""

„Und da sie's nicht, vertret' ich ihre Stelle —"
„„Meinst du?"" — „Und drum muß ich dir —". „„Du? Ade!"" —
Sie hüpfte lachend durch die Abendhelle,
Ich folgt' ihr nach, doch flog sie wie ein Reh.

Zuletzt verwirrte sich am Tannenzacken
Ihr leichtes Kleid; dann hielt ich ihre Hand
Und schlang das Tuch um ihren weißen Nacken — —
Es war in meiner Jugend Heimatland.

2.

Ich schritt zwischen stummen Bildern
Versunkener Tage dahin,
Am Stein und Kreuz verwildern
Sah ich das Sommergespinn;
Es spann seinen bunten Flitter
Aus Gruft und Moder empor
Und wölbte mit grünem Gitter
Sich über des Todes Thor.

Daneben meine Kinder,
Blondlockig mit blauem Aug',
Durchhüpften als Wegesfinder
Die Wildniß von Busch und Strauch;
Sie fanden aus dichtem Moose
In tief verborgener Ruh'
Noch weiß erblühende Rose
Und zogen mich fröhlich herzu.

Und unter der Rose nicken
Sah ich das dunkle Haar,
Und unter den Steinen blicken
Das süße Augenpaar,
Das mich zuerst mit allen
Traumbildern des Lenzes umschwebt,
Das, drunten erloschen, zerfallen,
In mir allein noch lebt.

Woldemar Kaden in Neapel.

Auf Pompeji's Gräberstraße.

Nun endlich hat der lange Sommertag
Die heiße Stirn der Erde müdgeküßt,
Ermattend senkt sie, träumerisch, die Lider
Der feuertrunknen dunkeln Gluthenaugen
Und wirft mit rosenrothem Angesicht
Noch einen letzten Blick der Sonne zu,
Die drüben, hinter der Minerva Cap,
Sich jetzt ins leisaufwallende Meer versenkt,
Das traumessehnend nach dem Ufer gleitet.
Welch tiefer Friede! Nur vom nahen Oelbaum,
In dem des Abendwindes Schwinge rauscht,
Zirpt, wie sie einst Anakreon belauscht,
Die sonnenmüde schüchterne Cicade
Eintönig, scheuen Flügels, noch ihr Lied.
Das braune Gras, die lichten Purpurnelken,
Die kleinen Rosen drüben an dem Strauche,
Die bei des Frühlings Scheiden erst geboren
Auf zarten, bald dahingewelkten Zweigen
Und jetzt im Hauch, der sich vom Meer erhoben,
Voll leichten Sinnes sich zum Kusse neigen:
Sie ahnen nicht der trüben Trümmer Sinn,
Die sie mit flücht'gem Leben überkleiden;
Nicht ahnt ihn auch die alternde Cypresse,
Die sich so stolz in dunkelm Sterbgewande
Noch aus dem Grau gebrochner Säulen hebt.
Wohl rauscht's wie Seufzen leis durch ihre Nadeln,
Wohl flüstert es wie tausend Märchenstimmen —
Doch welch ein Tönen deiner Phantasie
Gerührter Harfe immer mag entsteigen:
In Wirklichkeit ist Alles Schweigen — — Schweigen!

Doch — dort huscht gleitend es durch dürre Halme,
Schlüpft über jenen inschriftreichen Stein,
Und schaut dich an mit fremden, klugen Augen:
Lacerten sind's die auf der Vorwelt Resten,
Dein unbewußt, ihr kleines Leben führen — —
In Wirklichkeit ist Tod nur Alles — Tod!

Und doppelt Tod! Der Ort dort heißt Pompeji,
Und dieses hier ist seine Grabesstraße.
Hier — wo schon einst, als wildes Römerleben
Das Forum und die Straßen noch erfüllte,
Der Tod allein die Schattenflügel schwang, —
Wo nicht die tempelstille Oede störte
Der grimme Tag, der blutroth niedersticg
Mit Feuerbrand und Lava vom Vesuv,
Mit Donnerstimme dräuend und verfluchend,
Und der, das Leben auf der Flucht noch suchend,
Um es zu morden, in die Kammern drang
Und stickte und erwürgte, wo er's fand —
Wo dieser Tag selbst seinen Schläfer weckte,
Und keinem Unrud brachte in das Haus:
Hier tönte leiser der Sandale Tritt,
Der üpp'gen Toga Falten rauschten leise,
Der Fechter hemmte seines Schwertes Klirren,
Des Wanderers Stab, er rührte nicht den Boden;
Und rohes Schrein, das die Arena füllte,
Wenn laut das Volk im tollen Beifall brüllte,
Wenn Staub und Blutdampf wolkendicht sich mehrte
Und wilder Kampf die wilde Gier begehrte —
Nicht drang's vom andern Ende her der Stadt
In diese todtbewohnte Einsamkeit,
Den Schatten nur geweiht. — —

Auch deine Stadt, die du dir einst erbaut,
O Herz, in deiner hoffnungskühnen Jugend
Aus stolzer Tempelsäulen lichtem Marmor,
So groß und weit in griechisch heitrer Schöne,
In der du jauchzend deinen Thyrsus schwangst
Und himmelstürmend dein Evoe sangst —
Auch deine Stadt, sie liegt in öden Trümmern,
Begraben unter trüben Aschenwolken,
Die niederfielen, Reste deiner Gluthen,
In denen du voll Grimm erst wie der Berg,
Und dann — so einsam grauvoll dich verzehrtest,
Jetzt spärlich glimmend, todter Lava gleich.
Zerbrochen liegt der Thyrusstab am Boden,
Der goldgezierte Becher liegt zerbrochen —
Geneigt die Stirn, steht, der ihn einst geschwungen — —
Was sieht er aus des Traumes Nebel steigen?
Was hascht nach jenem flatternden Gewand
Von Purpurseide trampfhaft deine Hand?
Was lauscht dein Ohr ins nächt'ge Nichts hinein?
Wach auf! Wach auf! Hier herrscht nur Tod und Schweigen.
Von all der alten Götterherrlichkeit
Blieb, so wie hier, nur deine Grabesstraße,
Und was da leise rauscht vor deinen Füßen
Sind dürre Kränze, welke Blüthenreste
Die vom dem letzten Blumentodtenfeste
Dich heimlich grüßen. — —

Doch sei nur still! Lauscht in die Welt hinaus,
Hinaus nach der Arena dort des Lebens:
Von dorther schallt ein trostlos wirres Tosen,
Ein Fluchen und ein heiseres Bravorufen,
Dann Sterbegeseufze und dann Beifallklatschen — —
Dort lebt es noch und kämpft's noch auf der Bühne,
Dort schreitet es durch blutgetränkte Schranken
Und schreit zum Zeus auf, mit erborgter Kühne
Frech grüßend: Morituri te salutant!

Max Kalbeck in Breslau.

Einer Frau.

Ich kenne dich! In deines Lebens Buche
Weiß ich Bescheid bis auf das letzte Blatt,
Da ist kein Tag, der nicht mit einem Fluche
Sich unauslöschbar eingezeichnet hat:

Vom ersten Fehler, den mit blassen Wangen
Du abgebüßt in mancher Thränennacht,
Bis zu der Sünde, die du frech begangen,
Und die du schamlos in den Wind gelacht.

Zu spät erfuhr ich's! Die geheime Kunde
Erkaufte ich theuer mir mit Grimm und Pein,
Denn arglos schrieb ich zu vertrauter Stunde
Ins Schuldbuch meinen guten Namen ein.

Nun ist's geschehn: Ein dunkler Schicksalswille
Schwebt, uns verkettend, über mir und dir,
Daß dein Verhängniß furchtbar sich erfülle,
Unsel'ge, hat es dich geführt zu mir.

Denn, ob ein Engel Gottes dir vergäbe,
Was du gefrevelt hast im blinden Wahn, —
Du weißt: die Rache lebt, so lang ich lebe,
Und nie vergißt sie, was du mir gethan!

Sie wob dir ein Gewand von scharfen Nesseln,
Das brennt und klebt! Das trennt kein Stich noch Schnitt!
Du stiehst, — jedoch mit unsichtbaren Fesseln
Hängt bleiern sich die Furcht an deinen Schritt.

Ich liebte treu, nun haß ich um so treuer,
Dir nahe bleib' ich, wärst du noch so fern;
So glühn wir: du der Rauch, und ich das Feuer,
Du bist die Nacht! Ich bin dein böser Stern!

Hermann Kletke in Berlin.

Nachts.

Schauernd draußen die Winde ziehn,
Vor mir die müde Gluth im Kamin,
Sterbend ein letzter Schein —
Nacht soll es sein!

Rückwärts sinn' ich, gramversunken —
War denn Alles Traum und Asche? —
Plötzlich seh' ich, wie der rasche
Windzug heftig treibt die Funken:

Und schon lodert's sonnenheiter,
Züngelnd flattern, Funken sprühn, —
Und durch halberloschne Scheiter
Flammt das Leben heiß und kühn!

Hinab.

Es winkt der dürre Zweig: hinab!
Hinab! der blätterlose Baum
Was sich den Schein des Lebens gab,
Was hier geblüht, war nur ein Traum.

So fällt vom Leben Stück um Stück
Gleichwie ein fremdes Dasein ab;
Traum ist der Erde Gunst und Glück,
Doch auch ein Traum nur ist das Grab.

Marie Landmann in Neutomischel.

Brot und Wein.

Reicht mir das Brot, geweihte Gabe,
Dran sich der matte Leib erquickt;
Den Becher füllt mit heilger Labe,
Die Kraft mir in die Seele schickt.
Ich falte andachtsvoll die Hände,
Mit Dank genieß ich fromm und rein
Der Erde schönste Lebensspende,
Die höchste Gabe — Brot und Wein!

Die Kraft des Brotes, erdgeboren,
Der Wein, drin Sonnenfeuer quillt,
Vom Höchsten, das mein Wunsch erkoren,
Sind sie ein Zeichen nur und Bild.
O Schicksal! Meinem Leben fehle
Das ernste Brot der Arbeit nie,
Und ewig glühend mich beseele
Der Feuerwein der Poesie!

St. Goar.

Noch einen Blick hinüber
Ins felsumhegte Thal!
Nun, Fährmann, komm, hol über!
Leb wohl zum letzten Mal!

Von muntern Wogen helle
Umtanzt im Sonnenschein,
Treibt unser Schiffchen schnelle
Thalab den grünen Rhein.

Noch einmal grüßet dorten
Die Lurlei ernst hervor,
Dann schließet seine Pforten
Das mächtge Felsenthor.

Wohl scheide ich mich Schmerzen
Von dir, du trauter Ort,
Und trage tief im Herzen
Ein heimlich Sehnen fort.

Ihr Städtlein, hell und heiter,
Du graues Burgenpaar,
Lebt wohl! — Das Schiff zieht weiter —
Leb wohl denn, Sankt Goar!

Hermann Lingg in München.

Der Schwan.

Es liegt ein einsam Thal
Von Felsen eingeschlossen,
Im letzten Sonnenstrahl,
Vom breiten Strom durchflossen.

Es zieht die Wellenbahn
Ein Schwan herab, und leise
Fragt ihn die Nacht: Sag an,
Wohin geht deine Reise?

„So mut den Wellen fort,
Hinab zu tiefern Auen,
Um bei den Sternen dort
Im Stillen zu verbluten."

Der Magier.

In des Magiers Bücherkammer
Tritt ein holdes Mädchen ein,
Prächtig blinken Spang und Klammer
An den Bänden tief im Schrein,
Und des alten Nekromanten
Größten Folianten
Schlägt sie auf und liest darin.
Wie der Worte dunkler Sinn,
Ihre Seele wirr umfreist —
Plötzlich steht vor ihr ein Geist.

Achtlos hatte sie gelesen,
Bis zum Wort, dess Zauberkraft
Allem, auch was längst gewesen,
Wieder neues Leben schafft.
Und so las sie denn das Zeichen,
Das den Schattenreichen,
Das der Geisterwelt befiehlt;
Als sie schaudernd innehielt,
Wär dem Grund der Tiefe schon
Einer jener Schaar entflohn.

Schlank und hoch mit Speer und Horne,
Schöner als sie je was sah,
Schon wie einst Achill im Zorne,
Stund der Dämon vor ihr da.
Schrecken und zugleich Entzücken
Fesseln und bedrücken
Ihrer bangen Sinne Gluth,
Doch sie faßt sich endlich Muth
Und beginnt, nach ihm gewandt:
„Sprich, wer hat dich hergesandt?"

Finster schießen seine Blicke:
„Du, du selbst," erdröhnt sein Wort.
„Ich?" versetzt sie, „nun ich schicke
Dich sogleich nicht wieder fort!" —
„Wehe dir, du thöricht Kind," —
Spricht der Geist zum Kinde,
„Mein Gebot der Liebe rief
Mich hervor aus Gradesruh,
Haß und Fluch nur, höllentief;
Aber dir gehorch ich nun.

Sprich, was soll ich dir verschaffen,
Willst du Gold, ich hol' es her,
Schlösser, Diener, Pferde, Waffen;
Nichts ist deinem Knecht zu schwer.
Willst du Zauberkünste lernen,
Leben in den Sternen?
Willst du ferne Länder schauen?
Meer, Gebirge, Wälder, Auen,
Schiffahrt, Jagd, ein Königreich,
Alles diene dir sogleich." —

„Tich," ruft jetzt die Maid, „erlösen
Dich, möcht' ich durch Himmelshuld,
Dich erretten von dem Bösen;
Denn ich bin noch ohne Schuld!" —
Doch mit drohendem Bewegen
Tritt es ihr entgegen,
Eine wilde Schreckgestalt.
„Folge! bei des Fluches Gewalt!""
Herrscht es donnernd auf sie zu,
„Dem ich diene, dien' auch du!" —

„Ach," so ruft sie jetzt erbebend,
„Sprich, was ist es nach dem Grab,
Sagt die Seele, jenseits lebend,
Aller Liebe dort sich ab?" —
Aber schon sie anzufallen,
Reckt es Satanskrallen;
„Nun denn, weil du das verlangst,"

Ruft sie voller Seelenangst —
Vor Entsetzen todesbleich: —
„Eine Blume hol' sogleich!"

Kaum daß sie dies Wort gefunden,
Da geschah ein Donnerschlag,
Und der Dämon war verschwunden,

Durch die Fenster brach der Tag.
Hingesunken auf die Decken,
Halbentseelt vor Schrecken,
Lag die Maid, und leuchtend schien,
Leuchtend in des Thau's Rubin,
Eine Lilie rein und hold
Neben ihr im Morgengold.

Hieronymus Lorm in Dresden.

Liebesgedichte.

1.

Galathea.

Ich kniete vor dem regungslosen Steine
In Liebe hin; — o wollt' der Tod sich fügen
Zum Weib in diesen ehern kalten Zügen,
Daß er als Schönheit meinem Blick erscheine?!

Vergebens, daß ich glüh'nde Thränen weine!
Gebet und Wunsch und Flammenworte trügen,
Das Tiefste meiner Brust will nicht genügen,
Wenn ich den Marmor zu beleben meine.

O hätt' das holde Loos auch mich getroffen,
Daß ihr, entflammt von meiner Liebe Lust,
Das Auge plötzlich für das Dasein offen!

Verkehrten Schicksals bin ich mir bewußt:
Mein Herz wird Stein, und all mein Glück und Hoffen
Erstarrt zu Tod an ihrer todten Brust.

2.

Die neue Jugend.

Preis dem Geschick, das mich zu dir gezogen!
Es lehrt, daß meine Jugend nicht verflogen:
Nicht ihre Wonnen sind's und nicht ihr Zauber,
Woran mein Herz sich glühend festgesogen;

Auch sprach dein Aug' zu keinem meiner Träume
Mit mildem Strahl, er hätte nicht gelogen;
So oft mein Wunsch zum Himmel stieg, da sandtest
Du einen sichern Schmerzenspfeil vom Bogen.

Du gabst Verlagung nur und Weh für Alles,
Was je ein Weib zur Liebe hat bewogen.
Und doch erkannt' ich meine Jugend wieder: —
Dann wieder hat das Leben mich betrogen!

Julie Ludwig in Düsseldorf.

Die Mutter geht — die Mutter kommt!

Zu dem Bilde von C. Wagner.

Die Mutter ging — o Schmerz!
Aus goldnen Kindertagen!
Wie hat nicht Herz an Herz
Im Abschiedskuß gelitten!
Lang hielt in stummer Pein
Ihr Jüngstes sie umfangen —
Es mußte wohl so sein,
Sonst wär' sie nicht gegangen.

Sanft löste sie die Hand
Aus all der Händchen Klammer —
Die Mutter ging — es schwand
Die Sonn' aus Stub' und Kammer —
Noch einmal fiel ein Strahl
Zurück mit Gruß und Nicken,
Dann dunkel ward's zumal
Vor ihren Kinder Blicken.

Dumpf hörten sie den Fall
Der Wagenthüre dröhnen,
Des Kutschers Peitschenknall,
Der Räder rollend Stöhnen —
Durch ihre Seele fuhr
Ein plötzliches Erbangen,
Als sei die Wagenspur
Darüber hingegangen.

Als sei des Lebens Fest
Mit einem Schlag ernüchtert,
Gleich Vögelchen, die krank,
So saßen sie verschüchtert:
Gleich Vögelchen, die krank,
Verstummt die Flügel hängen —
Nicht wundet' Spiel und Tanz,
Nicht Lust an Lied und Klängen.

Noch manche Thräne floß
Tag über ihrem Kummer:
Da kam die Nacht und schloß
Das wunde Aug' mit Schlummer;
Da kam der Morgen neu
Und brachte neues Leben,
Der Mutter Lieb' und Treu,
Die bracht' er nicht daneben.

Wohl waren Tag und Nacht
Die Kinder allerwege
Behütet und bewacht
In guter Wart' und Pflege —
Wohl lernten sie zur Frist
Auch wieder Spiel und Scherzen —
Ein süß Vergessen ist
Ja Vorrecht junger Herzen.

Doch war's ein Tag ohn' Licht,
Ein' Nacht ohn' Mond und Sterne:
Der Mutter Angesicht,
Es leuchtete der Ferne —
Ihr Auge gab nicht Schein,
Ihr Mund gab keine Süße —
Es kamen nur allein
Der Mutter Brief' und Grüße.

Der letzte kam: sie war,
Die Mutter war genesen!
Ein Mond? ihr deucht's ein Jahr,
Daß sie entfernt gewesen.
Sah sie doch Nacht für Nacht
Im Traume ihre Kleinen,
Und hört', wenn sie erwacht,
Ihr Rufen noch und Weinen!

Die Mutter kommt! herbei,
Ihr Kindlein in der Runde!
Sie kommt! ein Jubelschrei
Erschallt aus Aller Munde.
Vergessen ist mit eins
Der langen Trennung Jammer —
Voll goldnen Sonnenscheins
Erglänzen Stub' und Kammer.

Die Mutter kommt — o Lust!
O Wonn' in Kindestagen!
Schier hört man in der Brust
Die kleinen Herzen schlagen.
Die Augen leuchten hell,
Aufblühen Mund und Wangen —
Und horch! ob nicht zur Stell'
Schon Posthorntöne klangen?

Hast jemals du dem Fest
Gelauscht, den Zwischenchören
Der Vöglein, die im Nest
Die Mutter kommen hören?
Die kleinen Schnäbel all
Sich strecken nach dem Futter —
O Glück allüberall:
Die Mutter kommt, die Mutter!

So lauscht die Kinderschaar
Gedrängt am Fensterborde
Und sieh! rollt nicht fürwahr
Ein Wagen vor die Pforte?
Am Schlage ein Gesicht —
Zwei Arme, die sich breiten —
O Mutteraugen Licht,
Das leuchtet schon von Weiten.

Und nun, du zarte Frau!
Behüt' dich Gott in Gnaden!
Schier kämen der feste Bau
Des Hauses selbst zu Schaden;
Erfliegen müßt' das Tür
Vor dieses Sturmes Beben,
Wär's nicht ein Jubelchor,
Wär's nicht ein Wiedersehen. — —

Und sie? o Mutterherz!
Im Leuchten all der Sterne
Nicht wünschte sie sich zurück,
Nicht in die schönste Ferne!
Und ob sie kaum erträgt
Des Willkommgrußes Schallen,
Ihr Mutterherz, es schlägt
Als seligstes von allen.

Friedrich Marx in Graz.

Das Jugendland.

Wenn hinter dir das Jugendland
Geschlossen seine Pforten,
Da scheinst du flüchtig fast, verbannt
Und fremd dir aller Orten.

Wie Hochgebirg' in blauer Fern'
Mit Kuppen und mit Zinken,
Darüber mancher goldne Stern,
So scheint es dir zu winken;

Da rosig noch im Morgenkuß
All seine Gipfel glühen,
Aus dem Gerölk um seinen Fuß
Noch leise Blitze sprühen.

Die Thäler, wo am Waldesquell
Du Labung dir getrunken,
Das Haus der Liebsten blütenhell, —
Sie bleiben dir versunken.

Manch hoher Dom, der ahnungsreich
Dein junges Herz erhoben,
Manch lustig Schloß, vom Wetterstreich
Getroffen und zerstoben.

Der Bruderherzen lautres Gold, —
Wo weilt ihr, traute Scharen?
Ihr Frauen wo und Mädchen hold,
Die uns Gespielen waren?

Den Kuß, den uns die Lieb' gelehrt,
Manch weises Wort der Alten,
Ein deutsches Lied, ein gutes Schwert,
Das haben wir behalten!

Und schaft manch goldner Morgentraum
Schon unter Grabeshügeln,
Und will kein Ziel im weiten Raum
Die Schritte uns beflügeln:

Doch fühlen wir, o Jugendland,
Im Herzen deinen Segen,
Noch will es sich wie Geisterhand
Auf unsern Scheitel legen,

Daß wir nach heißem Lebensstreit
In sonnenhellem Prangen
Als zaubervolle Herrlichkeit
Das Ideal umfangen!

Das Ideal der Jugendzeit
Von Treue, Recht und Sitte,
Von Freiheit, Licht und Menschlichkeit
In ans'res Weltalls Mitte:

Vom einig großen Vaterland,
Das auf dem Erdenrunde
Als Hort des Friedens uns erstand,
Und aller Völker Bunde!

Alfred Meißner in Bregenz am Bodensee.

Höllenfahrt.

Erwacht von grausem Sturz in jähe Tiefen,
Sah am Gestad' des Styx sich Don Juan.
Halbdunkel war es — irre Stimmen riefen
Von allen Seiten den Gesunkenen an.

Ein Riese, wie ihn Buonarotti malte,
Lud Charon ihn in seinen Nachen ein,
Und über Wellen, phosphorlicht bestrahlte,
Ging's in den sturmgepeitschten Strom hinein.

Von hundert Frau'n war angefüllt der Nachen,
Und jede kannte ihn in diesem Schwarm.
Die hört man wimmern, jene fluchen, lachen,
Noch andre nahen, Kinder auf dem Arm.

Auch Leporello kam hervorgekrochen
Und klagt' dem Herrn, wie doch sein Beutel leer,
Sonst guten Muths: es sei'n ihm zugesprochen
Drei Tag: Fegefeuer, und nicht mehr!

Ein kleines Eiland tauchte aus den Fluthen;
Und als das Floß ihm näher kam vorbei,
Erschien ein Standbild drauf in Flammengluthen —
Es zeigt' sich, daß der Commandeur es sei.

Ein fahles Licht, wie fern auf dem Saturne,
Beleuchtete weitum die Welt von Stein,
Aus Wolken, wie aus einer schwarzen Urne,
Fiel Gluth auf dieses düstre Bild hinein.

„Ziel dorthin", rief es, „wo man Flammen schichtet!"
Doch Don Juan blieb unbewegt und kalt
Und hatte ruhig seinen Blick gerichtet
Auf jene Stätte, der die Reise galt.

C. Wagner

Gustav von Meyern in Constanz.

Die Perle im Bodensee.

I.

Perle du im Schwäb'schen Meere,
Kleinod einer Kaisertochter:
Wie viel Thränen sahst du rinnen,
Wie viel Leid um treues Minnen,
Eh' in deiner stillen Seebucht
Dich so hoch das Schicksal hob! —

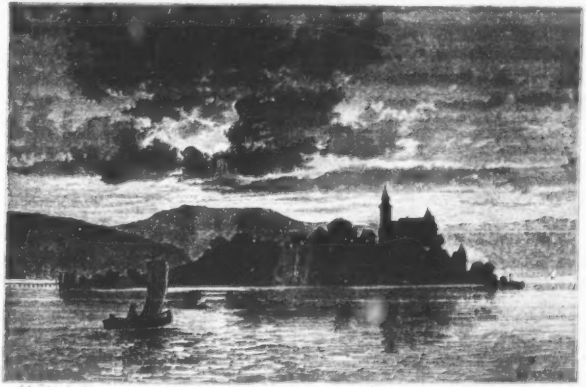
Schautest auf die Alpenfirnen,
Die Gebilde ird'scher Größe,
Wie auf ferne Zauberlande;
Bargst dich noch im dichten Rebland,
Still verglühend gleich der Traube
Vor der holden Minne Gluth.

Aber kamm nur, komm nur! Heute,
Heute werden sie dich nerden,
All' die stolzen Nachbargrafen,
Die da prunkvoll ausgezogen,
Um die Sprödе zu gewinnen
Mit der Perl' im Bodensee!

Wie der gold'ne Tagesfalter
Wellengleich gestreifte Schwingen
In zwei Segelspitzen rückwirft,
Also liegt im Sonnenglanze,
In zwei goldnen Buchten endend,
Faltergleich der Bodensee.

Ja, es war die Zeit der Minne,
Und du selbst mit der Gebietrin,
Mit der jungen, schönen Herrin
All' der Burgen um die Seebucht
Und des hohen Schlosses Bodman
Warst der Minne unterthan.

Und er naht. Sein weißes Segel
Weht dem Eiland schon entgegen,
Aber langsam, gar so langsam!
Lässig, ja fast widerstrebend,
Taucht sein Ruder in die Fluthen —
Also scheint's der Liebenden.



Und sowie der Falter naschend
Mit dem Tropfen kost, der perlig
Sich auf seiner Schwinge spiegelt,
Also spielt die goldne Welle
Dort im West mit leisem Kosen
Um ein Eiland in der Bucht.

Dort im Lindgang war's. Die Herrin
Spähte aus nach dem Geliebten,
Nach dem ahnungslosen Freunde
Ihrer Kindheit, ihm, dem edlen
Sohne eines edlen Vaters,
Hugo Graf von Langenstein.

Harrt sie doch mit offnen Armen
Schon des Landenden am Ufer!
Er gewahrt es wie betroffen,
Und sinkt hin zu ihren Füßen;
Und sie neigt sich zu ihm nieder:
„Hugo, weiß dein eigen sein!"

Herrlich Eiland, vielbewundert
Von den Großen dieser Erde,
Vielumschwarmt von kleinen Faltern:
Eine Perle in der Muschel,
Lagst du einst in deinem Becken,
Unerschlossen noch der Welt;

Reich an Herzen, reich an Ahnen,
Doch an Schätzen unbeneidet,
Barg er keine stille Liebe
Tief verschlossen. Konnt' er träumen,
Daß die vielumworbne Erbin
Ihm, dem Freund, ihr Herz geschenkt?

„Du mein eigen? . . . O da kränkst mir
Einen Himmel; doch der Himmel,
Wenn wir ihn zu greifen wähnen,
Flieht er weit, weit in die Ferne!"
„Hugo, fliehst du mich?" — „Du sagst es,
Denn der Himmel flieht vor mir!

Kaiser Rothbart ruft zum Kreuzzug,
Rief daheim mir auch den Vater —
Ach, der sieche Greis, der theure,
Ihn empfehl' ich deiner Liebe:
In die Pflicht des Reichsvasallen
Treu' ich für den Vater ein."

„Hugo!" . . . „Alles will's der Himmel,
Trüben harren schon die Meinen!
Kurz das Glück, und kurz der Abschied,
Kurzer Abschied, ew'ge Treue —
Lebe wohl! . . . Und du auch, Eiland,
Perle du im Schwäb'schen Meer!"

Perle du im Schwäb'schen Meere,
Kleinod einer Kaisertochter:
Wie viel Thränen sahst du rinnen,
Wie viel Leid um treues Minnen,
Eh' in deiner stillen Seebucht
Dich so hoch das Schicksal hob! —

Kaiser Rothbart war gestorben,
Seine Heermacht war gebrochen,
In der Mauren Ketten lagen
Tausende von Christenrittern,
Mit den Tausenden lag schmachtend
Hugo Graf von Langenstein.

Jahre waren hingeflossen,
Er, der jugendschöne Ritter,
War gebleicht im langen Siechthum,
Nur die Sehnsucht lief im Herzen
Und der Minne Gluth im Auge
Blieb ihm ewig jung und neu.

Und er träumt, im Kerker schlummernd;
Träumt von ihr, der Ferngeliebten,
Sieht sie, die dem theuren Vater
Sanft im Tod die Augen zudrückt,
Sieht sie, die, an ihm verzweifelnd,
Sich dem Himmel angelobt.

Und er weint im Traum, und: „Ich auch,
Himmel meiner Heimath" — schwört er —,
„Angelobe mich auf ewig
Deinem Dienst im Dienst des Ordens,
Wenn du gnädig mich erlösest
Und die Heimkehr mir vergönnst!"

Und im nächsten Schlummer hört er,
Wie die Riegel leise knarren,
Und ein Frauenbild — er fühlt es —
Neigt die Lippen zu ihm nieder:
„„Schöner Ritter, sollst nicht sterben,
Nimm mich mit zur Heimath — flieh!""

Aber er: „Du Engel Gottes,
Laß mich, laß mich" — widersteht er —!
„Treu der Liebe, treu dem Schwure,
Ird'schem Glücke zu entsagen,
Laß mich einsam hier verschmachten —
Kannst nicht mit zur Heimath ziehn!"

„„Ich denn du ... und nimm mein Herz mit!"" —
Leise hört er es noch seufzen
Und erwacht von einem Kusse —
Und den Kerker sieht er offen
Und zwei Rosse stehn gesattelt,
Und er flieht zum Meeresstrand.

Und die Heimath sieht er wieder,
Doch im weißen Ordensmantel
Mit dem schwarzen Kreuz, dem Zeichen
Der Entsagung und des Kampfes —
Und er sieht die Gruft des Vaters,
Aber die Geliebte nicht.

Ach, auf ihrem stillen Eiland,
Als die Liebespflicht erfüllt war,
Harrte sie noch immer, immer —
Hatte ja die Perl' im Meere,
Wenn ihm Gott die Heimkehr schenke,
Ihm zu eigen angelobt.

Hatte immer ja und immer
Noch gehofft! — Nun kehrt er wieder,
Kehrt — o jammervolles Schicksal —,
Ein vom Himmel ihr Geschenkter
Und auf ewig doch Entrissner,
Zu der Liebenden zurück!

Und er meidet ihren Anblick
Und entflieht zum fernen Norden,
Um im Kampf mit wilden Heiden
Heißer'n Kampf mit sich zu kämpfen
Aber sie: „Was ich gelobte" —,
Spricht sie — „soll mir heilig sein!"

Und in wohlverbriefter Schenkung
Wird die Perl' im Schwäb'schen Meere
Comthurei des deutschen Ordens;
Doch der Schenkung Vorbedingniß
Lautet: Erster der Comthure
Sei Graf Hugo Langenstein!

Denn die Nähe des Geliebten
Soll der Himmel ihr noch gönnen,
Und die Lüfte, die er athmet,
Sollen ihr die Stirne kühlen,
Sollen ihr den Frieden senken
In das arme Herz hinein! —

Und vom hohen Schlosse drüben
Fährt sie täglich aus zum Eiland,
Und vom schönen Eiland drunten
Fährt er täglich auf zum Schlosse,
Und der Trost des Minnesanges
Schlingt um sie sein keusches Band;

Und wo sonst des Sees Perle
Still verschlossen lag im Dunkel,
Da erschlicht sie sich im Lichtstrahl
Edler Kunst für alle Welt jetzt,
Bis im Wechsellauf der Zeiten
Sie zum Schmuck der Fürstin ward.

Perle du im Schmuck der Fürstin,
Kleinod jetzt der Kaisertochter:
Wie viel Thränen sahst du rinnen,
Wie viel Leid um treues Minnen,
Eh' in deiner stillen Seebucht
Dich so hoch das Schicksal hob! —

Stephan Milow in Ebrenhausen.

Was ich ersehne.

Du lächelst, wie ich deb' und glühe
Und dennoch so genügsam bin;
O sieh, was immer schlicht mir blühe,
Ich sah es mit begierdem Sinn.

So voll mein Herz, so leicht ich schwärme,
Ich streb' und dränge nicht zu heiß;
Genug, wenn nur lebendige Wärme
Mir stets den Puls durchzieht leis.

Gewiegt in träumerische Regung,
Beschwicht' ich mich und halte still;
Nicht such' ich stürmische Bewegung,
Es ist nur wenig, was ich will:

Nicht solche Fülle, daß ich trunken,
Nein, um zu schwellen nur ein Lied,
Für meine Freude einen Funken —
Und eine Thräne, wenn sie schied.

Albert Moeser in Dresden.

Einer Bühnenkünstlerin.

Ferienepistel aus Rügen.

Vorbei schon zog die Sommersonnenwende,
Und ob den Landen brütet Julihitz;
Thaliens Haus verschlossen Pförtnerhände,
Der Bühne buntes Flitterleben ruht;
Du zogst hinweg zu Böhmens Berggelände
Und schlürfst heilsamer Quellen reine Fluth;
Und statt des Beifalls freud'gem Schall zu lauschen,
Hörst du den Wald in Sommerlüften rauschen.

Mich aber trug mein Wanderdrang nach Norden,
Ich lechzte heiß nach stiller Einsamkeit:
Wer liebte des Touristenschwarmes Horden,
Durch die der Firnen Schnee selbst wird entweiht?
Drum fernhin zu der Ostsee Kreideborden
Entfloh ich sonder Freundschaft und Geleit;
Und froh des Raums, der von der Welt mich trennte,
Schwelg' ich in süßem Dolce far niente.

Du suchst den Ort vergebens auf der Karte,
Wo dein Poet vergessen lernt die Welt;
Du weißt: ich schwärmte immer für's Aparte,
Ein Dörfchen ist's, wo kaum ein Wagen hält;
Traut liegt es, wo Arcona's Felsenwarte
Hinüberweißt zum stürmereichen Belt;
Beleckt von der Cultur ward es mit nichten,
Nicht Kirche kennt's und nicht der Schule Pflichten.

Des Morgens, wenn ich kaum entrieg dem Bette,
Blaut grenzenlos vor mir die weite See;
Ein holdes Kind — sie paßte zur Soubrette —
Bringt in den Garten flink mir den Kaffee;
Sie hat noch keinen Mann geküßt, ich wette,
Und schen schwebt sie davon gleich einer Fee;
Ich aber, ringe von wildem Weh umwunden,
Verdämmre in der Laube lange Stunden.

Indeß die Saaten leis im Winde beben
Und Lerchenjubel laut wird fern und nah,
Seh' ich die Dampfer flotz ins Weite streben
Zum Strand von Hamlet und Ophelia;
Und so, indeß Minuten rasch verschweben,
Ist unvermerkt die zehnte Stunde da;
Dann, leicht bedeckt mit Joppe und Sombrero,
Mach' ich mich auf, gefolgt vom Hausband Nero.

Hernieder wärts zum freidigen Gestade
Trott' ich gemächlich hin durch's Weizenfeld
Und stürze in die Fluthen mich zum Bade
Und jauchze, wenn ihr Braus an mir zerschellt;
Dann schreit' ich hin auf stein'gem Uferpfade,
Vom schrillen Schrei der Möve laut umgellt;
Und wo am Abhang grüne Buchen hangen,
Lausch' ich des Meers urewigen Gesängen.

Das alte Lied! Wer es zu deuten wüßte!
Raunt es uns zu der Dinge Räthselwort?
Strich's von der Zeit, da hier an heller Küste
Die Saurier sich zerfleischt im Wechselmord?
So tönt' es schon, als wildes Kampfgelüste
Normannen trieb aus fernem Friedensort;
Und so in fernsten Zeiten wird's noch schallen,
Indeß Geschlechter rasch zu Grabe wallen.

Der Mittag naht; aus lichtem Blau die Lerchen
Die fliegen stumm im Weizenfeld zu Nest;
Die Rinder rasten träge in den Pferchen,
Nun heim! das Bad macht mir das Mahl zum Fest;
Des Wirthes Kind, das wunderhübe Närrchen,
Die zürnt, wenn sie der Fremdling warten läßt;
Und froher als Lucullus einst Falane
Schmaus' ich gebottnes Ei und Milch mit Sahne.

Siesta dann halt' ich in Buchenhallen,
Am Herthatee lang hingestreckt auf's Plaid;
Pan schläft, kaum sieht man leis die Wellen wallen,
Kaum daß ein Windhauch durch die Blätter geht;
Von fern nur hör' ich Posthornklang erschallen,
Der in den Lüften lauten Hauchs verweht;
Der Sonne Strahl schießt heiß vom Himmelsbogen
Und bricht sich grell in Blinken und in Wogen.

Und aus des Busens tiefgeheimen Schachten
Steigt lautlos auf der Träume bunte Schaar;
Die Stunden, die mir freudenreich einst lachten,
Erstehn; mir winkt, was jemals hold mir war;
Und mag auch Tod manch theuren Bild umnachten,
Neu taucht's empor lebendig, mild und klar;
Und auch manch Glück, das schnöd' mich stets gemieden,
Verschmerzt sich leicht in heil'gem Waldesfrieden.

Und in das Herz zieht jene selige Stille,
Die holder ist als selbst des Glückes Besitz;
Die Sehnsucht stirbt, beschwichtigt ist der Wille,
Es flammt nicht mehr der Leidenschaften Blitz;
Gemach schläft ein der Ehrsucht nicht'ge Grille,
Womit sich plagt der Menschen armer Witz;
Die Seel', entrückt des Lebens falschem Scheine,
Verliert sich ziel- und wunschlos ins All-Eine.

Der Abend naht; am Meer schreit' ich noch lange
Und schau', wie Sternen um Stern heraufwärts zieht;
Und bei der Fluth geheimnißvollem Sange
Erwacht im Innern manch melodisch Lied;
Nun weht es kalt her von Arcona's Hange,
Von dem schon längst der letzte Lichtstrahl schied;
Stets ferner mir verhallt des Meers Gedrause,
Und bald umfängt mich Schlaf in trauter Klause. —

So geht, vielliebe Freundin, mir zur Neige
Hier Tag um Tag in schönem Wechselspiel;
Bald kommt — daß ich mir's selber nicht verschweige —
Der Muße Zeit zu unerwünschtem Ziel;
Die Stunde naht, wo ich das Schiff besteige,
Das heim mich führt mit fluthumrauschtem Kiel;
Und bald wird mich mit Dampfeskraft der Wagen
Zur fernen Hauptstadt hastend südwärts tragen.

Und wieder wird verschlungen mich ihr Strudel,
Neu zwingt Convenienz mich und ihren Ton;
Der Herbst zieht ein, der Virtuosen Rudel
Erfüllt die Welt von Hamburg bis Honglong;
Und marternd qualt Gesänge und Gedudel
Des Hörers Ohr im schimmernden Salon;
Und fern liegt mir, die jetzt in Waldesstille
Am Meer mir lacht, die liebliche Idylle.

Dann, wenn verblüht die Kinder sind der Flora,
Zieht neu du ein ins Heiligthum der Kunst;
Umdüftet naht Medea uns mit Gora
Und wirbt entbrannten Sinn's um Jasons Gunst;
Mich freut's, wenn um den Eintritt zu Teborah
Das Volk sich drängt und zankt in toller Brunst,
Wenn in des Maientempels weiten Hallen
Des Beifalls laute Donnerstürme schallen.

So oft du stolz in gottgeweihter Stunde
Erschallen läßt der Rede Zauberton,
Hängt jedes Ohr an deinem schönen Munde,
Wie kühn entzückt des Auges Blitze lohn;
Erschüttert bebt das Herz im tiefsten Grunde
Und naht mit die in Sehnsucht, Grimm und Hohn;
Und wenn du schweigst in Liebesflüsterlauten,
Ahnt es ein Glück, wie's Menschen niemals schauten.

Und sieh! nicht blos ein Liebling der Camonen,
Du bist als Weib auch des Geschlechtes Zier;
Nicht blos dah tausend Reize dich verschönen,
Ein edles Herz auch schlägt im Busen dir;
Indeß die Vielen schnöder Falschheit röhnen,
Erschienst du wahr und treu und lauter mir;
Der Frauenschönheit wunderholde Blume
Schau' ich verklärt von edlem Menschenthume.

Und froben Scheitts in deine Künstlerklause
Eintret' ich oft, wenn still der Tag sich neigt;
Wie lieb' ich's, wenn beim Winterstarmgebrause
Der Freundin Hand den duft'gen Thee mir reicht!
Indeß der Schnee zerstiebt am hohen Hause,
Bemerk' ich kaum, wie Stund' um Stund' entweicht;
Der Samowar summt traumhaft-stille Lieder,
Und manches gute Wort geht hin und wieder —

So mag ich gern der Winterfreuden denken,
Indeß mein Fuß noch schweift im Waldrevier;
Und minder soll der Abschied drum mich kränken,
Ins Zimmer tret' ich neu bald ein bei dir;

Doch eh' sich Aug' in Aug' darf wieder senken,
Vertrau' ich diesen Gruß hier dem Papier;
Wo kühl am Strand sich Buchenschatten breiten,
Schrieb ich ihn dir im Julimond am zweiten.

Reinhard Neuhaus in Cleve.

Gemüth.

Wenn ich ein Unrecht habe noch zu sühnen,
So ist es jenes, daß ich dich verkannt,
Gemüth, und hab' im allzuraschen, kühnen
Unwillen eine Krankheit dich genannt;
Damals, als ich, erzürnt, was Deutschland duldet,
Daß Einheit und die Freiheit noch so weit,
Oft zornig rief: Das Alles hat verschuldet
Des Deutschen Erbtheil: die Gemüthlichkeit!

O Unverstand! das Herrlichste zu tadeln,
Das, wie der Duft die holde Blume schmückt,
So auch den Menschen: kann ihn Schön'res adeln,
Als daß ein Herz aus jeder Regung blickt?
Daß selig, nicht im Nehmen, nur im Geben,
Ganz ungehindert, keines Zwangs bewußt,
Ausströmt ein reiches, tiefes Innenleben,
Das Echo einer reinen Menschenbrust?

Verzeiht, verzeiht, ihr Geister jener Stunden,
Wo das Gemüth die Gaben ausgestreut,
Wo ich so recht im Innersten empfunden,
Daß es allein beseligt und erfreut!
War's bei dem Duft der weingefüllten Bowle,
War's plaudernd hinter'm wärmenden Kamin,
Ach! keine Zeit labt so mit inner'm Wohle,
Läßt solch Erinnern durch das Herz mir ziehn.

Ich sühn' es heut'. Des täuschungsreichen Lebens
Erfahrung lehrt mich einen andern Ton.
Ich frag: was ist die Summe stolzen Strebens?
Für den, der Frieden sucht, nur eitel Hohn!
Was bringt Verstand, was Fülle der Gedanken?
Ach! ungelöste Räthsel als Gewinn!
Nur du, Gemüth, kennst Täuschung nicht und Schranken,
Und wo du weilst, da bist du Herrscherin!

O bleibe ewig, ewig unverloren
Dem deutschen Volk, Gemüth, so tief und reich!
Du Himmelslicht, in Menschenbrust geboren,
Und auch der Frühlingssonn' an Segen gleich!
Strahl' deinen Reichthum aus in Haus und Hütte,
In jedes Wort, in jeden Händedruck.
Weh, Deutschland! Wenn, bestrickt, dein Sinn je litte,
Daß dir entfall' dein schönster, reichster Schmuck!

Ohn' ihn des Geistes Funken schnell erbleichen;
Wie bald verhallt ein unempfund'ner Sang!
Es bleibt nur schön und wahr, was trägt das Zeichen,
Daß es dem innigsten Gefühl entsprang.
In tausend Wirrungen, von Kampf umflogen,
Das Menschenleben ab sich härmt und müht:
Wohl dir! Wahrst treu du in den Lebenswogen
Dir rein ein tiefes, kindliches Gemüth!

Hermann Neumann, gestorben in Neiße

am 8. November 1875.

Aus dem Nachlasse des Dichters.

Eile mit Weile.

Alles rennet rastlos weiter,
Ich nur stehe lächelnd still;
Auf des Ruhmes schwanker Leiter,
Die auch ich ersteigen will,
Seh' ich klimmen hoch und höher
Manchen, der mir einst so fern;
Alle sind dem Gipfel näher,
Und ich gönn' es Jedem gern.

Zürnend meine Freunde sprechen:
Auf, dich hat der Gott geweiht,
Keine Staffel wird dir brechen,
Hebe nur den Fuß zur Zeit!
Und ich geh' zwei Schritte weiter,
Neu erfaßt's mich, wunderbar,
Und vorüber nach der Leiter
Laß ich stürzen Schaar auf Schaar.

Rennet nur, ich habe Weile
Bei den Blumen, in dem Klee —
Ueberstürzt euch nicht die Eile,
Faßt euch Schwindel auf der Höh'!
Ruhe ziemt dem ernsten Streiter,
Denn der Weg ist nur zu weit:
Einst wohl steh' ich an der Leiter
Und erheb' den Fuß zur Zeit.

Eine Staffel, wieder eine,
O wie klar ist's in dem Raum!
Vor dem lichten Sonnenscheine
Schwindet nun mein langer Traum.
Höher, höher, stets mit Weile,
Denn die Aussicht ist zu schön,
Doch wo sind, die ich in Eile
Zu der Leiter rennen seh'n?

Ach sie schwanken, wie geblendet,
Schwindel hat ihr Haupt erfaßt; —
Wohl dir, daß du rückgewendet
Noch zur Zeit die Schritte hast!
Viele stürzten zu der Erde,
Kraftlos von dem jähen Lauf,
Langsam steig' ich ohn' Beschwerde
Zu dem goldnen Gipfel auf.

Auf der Höhe werd' ich stehen
Einst, ein segnender Prophet,
Zu der Tiefe niedersehen,
Wo das Volk versammelt steht.
Wie Gewitter wallen dröhnend
Meine Worte durch den Raum —
Heute noch auf Blumen lehnend
Träum' ich meiner Jugend Traum!

Wer dankt?

Wenn Hunderte, ja Tausende sich haben
An meinem Herzblut inniglich erfreut,
Und meine Kunst mit auserwählten Gaben
Als Balsam milderte die Traurigkeit,
So dachte Keiner, daß der tiefe Schmerz,

Aus dem die Blüthen meines Sangs geflossen,
Auch Balsam suche für des Dichters Herz,
Aus dem das Blut der Poesie geflossen,
Nicht Eines, das mit Reichthum war gesegnet,
Nicht Eines, dem ein Blumfloren gegeben,

Gedachte, wie's dem Dichter oft begegnet,
Daß Gold und Blumen fehlten seinem Leben.
Kein Ehrenjoch, kein Kranz! Nicht eine Blüthe
Hab' ich empfangen aus der großen Welt,
Kein Dank ward meinem klagenden Gemüthe. —
Doch reichlich hat die Mißgunst es vergällt.
Mit Armuth kämpfte ich, so reich an Liebe,
Mit Krankheit stets, mit Sorge, Leid und Noth;
Mein Dasein war — glückselig — ach, und trübe:
Ich liebte, litt und darbte bis zum Tod!
Wie ein Verbrechen schien man zu betrachten,
Was ich vom Kreuz zu kunden mir erlaubt,
Und weil die Thoren mein Gebet verlachten,
Schlang man zum Dank mir Dornen um das Haupt.

Wilhelm Norwalk in Berlin.

Lieder.

1.

Ich kenne kaum wohl noch dein Angesicht;
Ob ich dich je geliebt, ich weiß es nicht.
Ob mein du warst, ich hab' es längst vergessen;
Und Jahr auf Jahr verrauschte unterdessen.
Nur manchmal tönt's in mir so weh, so bang,
Wie eine Saite, die im Wind zersprang.
Dann blick' ich auf, mein Aug' ist naß, und trübe
Wie Nebel zieht vorbei die alte Liebe.

2.

O könnt' ich an deine Wange
Mich lehnen in trüber Stund',
Mein krankes, vergessenes Herze,
Vielleicht noch würd' es gesund!

Vielleicht noch einmal blickt' ich
Lächelnd hinaus in die Welt, —
Vielleicht noch einmal erschlickst sich
Die Blüthe, ehe sie fällt.

3.

Der Freundschaft und der Liebe süßen Trank,
Ich hab' ihn leichten Sinnes längst vergossen;
Da ward des Lebens Bahn mir wüst und lang,
Und durstig bin ich worden und verdrossen.

Ach, wandern will ich weit, unendlich weit,
Auf Glück verzichten, ringen nach dem Ruhme:
Und träume stets doch von der alten Zeit
Und stehe weinend still bei jeder Blume.

4.

Ich bin nicht elend, Mädchen, wie du denkst!
Und wär' ich elend; deinetwegen nimmer!
Verzichtet hab' ich und vergessen längst,
Und längst erloschen der Liebe letzter Schimmer.

In meinem Herzen ward es still und leer;
Nichts hoff' ich mehr, und habe nichts zu klagen.
Doch ob ich glücklicher geworden wär'? —
Allmächt'ger Gott, das laß mich niemals fragen!

Friedrich Oser in Basel.

Die drei Schwestern.

Fern, einsam wandelte die Poesie,
Die Sonne sank so zaubrisch schön wie nie,
Die Rosen dufteten, die Amseln schlugen,
Auf sanften Fittichen die Weste trugen
Den süßen Hauch den Sängerinnen zu,
Und, wie erwacht aus ihrer starren Ruh,
Die Marmorbilder sahn auf's goldne Grün
Und fühlten warmes Leben in sich sprühn:
Des Mondes Sichel von dem Himmel schaute,
Der durch die schwanken Aeste niederblaute,
Die Blumen wollt' er grüßen hoch am Dom,
Die schlanken, die sich spiegelten im Strom,
Die Blüthenbäume drunten noch am Strand,
Und fern im Duft das weite, weite Land.

Doch ob der Strom nun rann wie flüssig Gold,
Von fern die Amseln sangen zwiefach hold,
Tiefraunig stund am Strand die Poesie,
So blaß, mit mattem Blick und müdem Knie,
Muthlos zur Brust hinabgebeugt das Haupt,
Als wär' ihr ewig jeder Trost geraubt,
„Ach," hauchte sie, „was sing' ich länger fort,
Der Welle gleich zerrinnt mein flüchtig Wort!
Wie lang schon irr' ich auf und ab durch's Land,
Vergessen, unbegrüßt von treuer Hand!
O wär beschieden mir ein hold Geschick
Wie meiner Herzensschwester, der Musik,
Die weiß mit einem Klang in süßem Ahnen
Zu allen Tiefen sich den Weg zu bahnen,
Für jede Lust ersinnt den Jubellaut,
Und Trost für jede Pein, so mild, so traut!
O wär beschieden mir des Himmels Gunst,
Der glücklich sich die Schwester freut, die Kunst,
Die in den Rahmen Raum den Abendschimmer,
Des Waldes Pracht, des Mondes Goldgeflimmer,
Für fernste Zeit, in seligem Beruf,
Und was nur Schönes die Natur ersinnt;
Die haucht dem Erz, dem Marmor Leben ein,
Zum hohen Dome wölbet das Gestein,
Daß nach Jahrtausenden steht andachtstrunken
Die weite Welt in seine Pracht versunken!" —

Da klang ein Ton der Poesie an's Ohr:
Sie hob das Haupt und lauschte sah empor:
Wie durch des lichten Himmels offne Pforte
Vernahm zu ihrem Trost sie diese Worte:
„Verzage nicht, ward auch die gleiche Gunst
Dir nicht gewährt wie der Musik, der Kunst!

Dien' ihnen demuthsvoll! Ein schönes Loos,
O glaub's! wird dir auch fallen in den Schooß!
Mit einem Worte wirft den Abendschimmer
Hinzaubern du, des Mondes Goldgestimmer;
Lang eh' ein Denkmal ist erbaut dem Helden,
Wirft seinen Ruhm du allen Zeiten melden,
Und eh' ein Dom ragt bis zum Himmelsplan,
Hebst alle Herzen du zu Gott hinan,
Und eh' zum Reim sich fügt der Saitenklang,
Durch Berg und Thal wird fliegen dein Gesang."

Hochselig lächelte die Poesie,
Thaufeucht das Haar, und flüchtig eilte sie
Hinan vom Strande durch den dunkeln Wald,
Von brünstigem Lied noch immerfort durchhallt,
Bis daß im grünen, mondbeglänzten Grund
Sie bebend vor dem Ahnenschlosse stund.
Vom Erkerzimmer tönte Saitenklang,
Der Schweizer harrten Alle drinnen lang,
Sie ahnten längst ihr Lied; da tritt sie ein,
Das Haupt umstrahlt als wie von Glorienschein;
Und mit Erröthen, Zittern und Erblassen
Die Schwestern fletig schluchzend sich umfassen,
Und dienen all' in holdem, trautem Bunde
Dem Schönen einzig nur seit jener Stunde.

Wilhelm Osterwald in Mühlhausen in Thüringen.

Sechs Frauenbilder aus Shakespeare's Dramen.

1. Viola („Was ihr wollt.").

War ich Mann, wie ich muß scheinen,
Könnt' ich für mich selber werben,
Litt' ich keinen Stolz der Schönen:
Mit der Liebe Zaubertönen
Wollt ich machen sie zur Meinen
Oder ohne Zagen sterben.

Wo sie weilte, würd' ich weilen,
Daß sie stets mich schauen müßte
Und im Traume selbst mich hörte,
Bis sie endlich sich bekehrte
Und, sich selbst wie mich zu heilen,
Liebend meine Lippen küßte.

Doch für ihn, den theuren Einen,
Muß ich Liebesbotschaft tragen
Und mein eignes Elend bauen,
Muß, getreu dem Loos der Frauen,
Schweigend so mein Selbst verneinen,
Muß verzichten, muß entsagen.

2. Julia („Romeo und Julia.").

So soll ich denn wirklich dich schon entlassen
Vom Herzen so warm in die kalte Welt?
Ich kann es nicht glauben, ich kann es nicht fassen,
Daß so früh schon der Morgen den Himmel erhellt.
Die Sonne, Geliebter, erwachte noch nicht,
Der Stern ist's der Liebe, der strahlet so licht.
Und das Lied, das erklinget mit schmetterndem Schall,
Nicht singt es die Lerche, ich müßte sie hassen,
Nein es singt vom Granatbaum die Nachtigall.

O weile, Geliebter, o weile, mein Leben!
Und wär's nur ein einziger Augenblick,
Den deiner Geliebten du könntest noch geben,
Ich dankt' es auf ewig dem milden Geschick.
Ach! Alles ist Augenblick, was uns beglückt
Und über die Schranken der Erde entrückt.
Und wäre mein Leben ein Kuß allein
Von deinen Lippen, geliebtes Leben,
Es würde so kurz als ein Augenblick sein!

3. Desdemona („Othello.").

Gnade mir, Schlummer, und löse mir leis
Das Herz vom herben Leide:
Mir zürnet der Gatte, dem ich, Gott weiß!
Doch nie was that zu Leide,
Mein Herz schlug in Freuden stets ihm allein
Und will in Treuen nur ihm sich weihn
Auch im Leid, im herben Leide.

Einst kannt ich ein Mädchen, am Ufer saß sie,
Sang: „Weide, grüne Weide!"
Die Hand auf dem Herzen, das Haupt auf dem Knie,
Sang: „Weide, grüne Weide!"

Heiß rollt' ihre Thrän' und erweicht' das Gestein,
Die rauschende Welle stimmt' schluchzend mit ein,
Sang: „Weide, Weide, Weide!"

O Himmel, sei gnädig zu ihm und zu mir,
Hilf uns vom Herzensleide,
Daß nicht in Thränen ich auch gleich ihr
Muß singen: „Weide, Weide!"
Komm, holder Schlummer, und zeige sein Bild
Im Traum mir wieder wie früher so mild,
Heil mich vom Leid, vom Leide.

4. Miranda („Der Sturm.").

Wie ein Geist aus rein'ren Sphären
Bist du, Holder, mir erschienen,
Dessen Augen, Mund und Mienen
Himmelswunder selbst verklären:
Laß, o laß aus deinen Augen
Meine Augen Wonne saugen,
Wie in allen Lebensstunden
Nie zuvor ich sie empfunden.

Wie als ich zuerst dich schaute,
Meine Seele dir entgegen
Flog mit nie geahntem Regen
Und dir ohne Hehl vertraute,
Werd' ich stets nach dir verlangen,
Nach dir bangen, an dir hangen,
Der du meinem halben Leben
Vollen Sinn erst hast gegeben.

Ach! vor Freude könnt' ich weinen,
Wenn aus deinem lieben Munde
Mir ertönt die sel'ge Kunde,
Daß mich deine Wünsche meinen;
Und doch darf ich lachend wagen,
Ohne Zagen dir zu sagen:
Dir zu dienen, dir zu leben,
Will ich ganz mich dir ergeben!

5. Ophelia („Hamlet.").

Sie pflückte die wilden Blumen der Au'
Und wand sie zusammen zum Kranze
Und sang irr lachend: „Als seine Frau
Führt Hamlet dich bald zum Tanze;
Und ist es zum Tanz nicht, so ist es ins Grab,
Wie deinen Vater den Tod er gab.
Set lustig, Ophelia, weine nicht,
Wenn des Vaters Mörder von Liebe spricht."

Sie ging bekränzt an den Fluß wie im Traum,
Viel Blumen im Arm noch tragend;
Am Ufer dort stand ein Weidenbaum,
Mit den Zweigen die Fluth überragend:

Da stieg sie hinauf und bekränzte den Baum
Der trauernden Liebe, noch immer im Traum,
Sang Wiegenlieder und weinte dazu,
Als säng sie, ein Kind noch, ihr Püppchen in Ruh.

Da brach der Zweig, auf welchem sie ruht',
Da sank sie hinab von der Weide
Und schwamm stromab mit der sinkenden Fluth,
Getragen von ihrem Kleide:
Noch sang sie ihr Lied und lachte dazu,
Als säng sie, ein Kind noch, ihr Püppchen in Ruh:
„Und geht es zum Tanz nicht, so geht es ins Grab!" —
Und die Singende zogen die Wellen hinab.

6. Rosalinde („Wie es euch gefällt.").

Immer dacht' ich's mir gar lustig, wenn ich einen Liebsten hätte,
Ihn zu necken und zu lenken an der losen Liebeskette.
Alle tollen Herzenslaunen lachend an ihm auszunähen,
Ihn zu schrecken, ihn zu necken und doch herzlich ihn zu lieben.
Ach! nun hab' ich's, wie ich wünschte, und mein Liebster muß alltäglich
Nun um meine Liebe werben höchst beweglich und gar kläglich,

Und doch ist's mir nicht zu Danke, solchen Liebesdienst zu haben,
Da er mich als Rosalinden nicht erkennt im Kleid des Knaben.

O du tolle Liebeslaune, rächst dich an mir selbst nun herrisch:
Ihn zum Narren wollt' ich haben, und ich werde selber närrisch!
Lieber heut als morgen möcht ich ihn als Rosalinde herzen —
Ach! ich fühl's: wir Mädchen sollen nimmer mit der Liebe scherzen!

Th. Renaud in Rappoltsweiler (Ober-Elsaß).

Ein „Törperlied".

Macht Platz Meinem Schatz
Und mir, ihr Leut'!
's ist Kirmeß im Dorf und Hochzeit heut!
Da kommen die Mädel aus ihren Stub'n,
Da singen und springen die lustigen Bub'n:
Wille, walle, lustig alle,
Alle, alle, wille, walle!

Macht Platz Meinem Schatz
Und mir, ihr Leut'!
Wir zwei sind im Dorfe die ersten heut!
Mein Schatz ist geputzt wie eine Prinzeß,
Und ich hab' den Kopf voll lustiger Späß':
Wille, walle, lustig alle,
Alle, alle, wille, walle!

Macht Platz Meinem Schatz
Und mir, ihr Leut'!
Uns hat unser Lieblein noch niemals gereut.
Wir zwei sind wie Eins, und wie Eins sind wir zwei,

Und der Pfarrer sagt auch, daß es richtig so sei:
Wille, walle, lustig alle,
Alle, alle, wille, walle.

Macht Platz Meinem Schatz
Und mir, ihr Leut'!
Musikanten spielt auf! 's ist Kirmeß heut!
Dem schmucken Grethel sein lustiger Hans
Will tanzen zuerst einen Extratanz:
Wille, walle, lustig alle,
Alle, alle, wille, walle.

Macht Platz Meinem Schatz
Und mir ihr Leut'!
's ist Kirmeß im Dorf und Hochzeit heut!
Ihr Mädel, was soll das Gered' und Geschau?
Die Greth' hat 'nen Mann und der Hans eine Frau:
Wille, walle, lustig alle,
Alle, alle, wille, walle!

Emil Rittershaus in Barmen.

Unter dem Eichbaume.

1

Hoch überm Haupt des Laubes dichtes Dach,
Zu Füßen mir ein Maienglockenstrauß. —
O grüner Wald! Im schattigen Gemach
Da ruht so gern der müde Dichter aus.

Erzähle mir, du milder Maienwind,
Die Märchen wieder, die du mir vertraut,
Als ich's belauscht, ein frühlingsselig' Kind,
Wie hier die Vöglein sich das Nest gebaut.

Die Meise trug zum Baue Halm an Halm;
Ich sah's, gelagert an den Ginsterstrauch,
Und hoch im Wipfel sang den leisen Psalm
Des frischen Windes duftgewürzter Hauch.

Und ich verstand es, was das Säuseln sprach!
Das Waldgeheimniß ward mir offenbar:
Bevölkert ward der maiengrüne Hag
Von braunen Gnomen, lust'ger Elfenschaar.

Der kleine Sänger, der sein Häuslein schuf
Aus Halm und Flocken an dem kühlen Bach,
Er rief mit seiner Stimme hellem Ruf
In meinem Herzen tausend Stimmen wach.

Da war's, als ob ein Engelhändlein weich
Mir kosend über meine Stirne glitt, —
Und meine Seele blühte blumengleich,
Frei aller Schmerzen, in dem Frühling mit!

Und keine Blüth', die nur vergehens sproß,
Und jeder Ton fand Echo in der Brust,

Drin leuchtend sich der Sonnenglanz ergoß —
O, nur noch einmal solche Maienlust!

Ich möcht' hier Stund' um Stunde träumen
Bei dieser Eiche, stark und breit!
Es weht mich an aus diesen Räumen
Der Geist aus meiner Jugendzeit.

Im Stamme noch die Namen stehen,
Die ich hinein vor Jahren schnitt;
Der alte Baum, er hat's gesehen,
Was einst der blonde Träumer litt!

O Liebestraum aus Jugendstunden,
Im Alter zwischen „Du" und „Sie"!
Was einst des Knaben Brust empfunden,
Vergißt das Herz des Thörters nie!

Sie ging vorbei mit den Gespielen,
Sie ging vorbei und sah mich nicht —
Der Sonne gold'ne Lichter fielen
Auf's unschuldsvolle Angesicht.

Sie sprach von mir mit lichem Worte
Und lachte, als man sie geneckt.
Hier hinter'm Baum, am sichern Orte,
Da war der Lauscher schlau versteckt.

Mein Auge folgt' dem schönen Kinde,
Bis mir's zuletzt verbarg der Hain;
Dann grub ich in die Eichenrinde
Ein Herz und auf're Namen ein.

Ich schlich ihr nach auf allen Wegen,
Von stiller Sehnsucht stets beseelt,
Doch kam mein Röslein mir entgegen,
Dann hat mir jedes Wort gefehlt!

Da war des Nachbars Heinrich dreister,
Der sprach so deutlich, fest und klar,
Und ach, er ward des Herzleins Meister
Und küßte bald das Lippenpaar.

Und das ist auch im Wald geschehen —
Zu Ende war mein süßer Traum —
Und ich, ich hab' es angesehen,
Versteckt hier hinter'm Eichenbaum.

Dahin des Liebeslenzes Reimen!
O süßer, blonder Jugendschmerz!

Ich weint' und schrieb in schlechten Reimen
Ein Liedlein: „Das gebroch'ne Herz".

Friedrich Roeber in Elberfeld.

Roggentrude.

An dem Waldrand schlief der junge Friedel;
Blühendes Haidekraut dient' ihm zum Kissen,
Und die rothen Blüthenglocken drängten
Sich durch seine Locken wie zum Kranze;
Zierlich aber wölbten Farrenwedel
Ueber seinem Haupt ein grünes Zeltdach.
Unter Sorgen war er eingeschlummert
Um den Acker, der voll gold'ner Aehren
Bis zum Dorfe vor ihm hin sich dehnte,
Daß kein böses Wetter ihn verwüste;
Ach, und unter Sorgen auch um einen
Holden Schatz zum nahen Erntefeste.
Alle Dirnen waren ihm gewogen,
Leicht auch hätt' er jede mögen tragen,
Eben bis auf eine, seines Pfarrherrn
Schöne stolze Tochter. Weit und breit
Zuit die schönste war im ganzen Dorfe,
Und weil er bei dieser sich scheute,
Mocht auch keine and're er zum Schatz.
Und so saßen nun die Sorgen lustig
Und tumorten ihm den ganzen lieben
Langen Tag in allen Herzenskammern.
Ach, und recht erst in den stillen Nächten.
Immer höher stieg die Sommersonne,
Bis sie stand am höchsten, grade überm
Gold'nen Wetterhahn des alten Kirchthums.
Da begann es in der roth'gen Thurmuhr
Laut zu rasseln und mit schrillem Schlage,
Rief sie übers Dorf die Mittagsstunde.
Jählings von dem Schlag erwachte Friedel,
Hörte ihn von fernher wiederklingen,
Vom Gehöft und vom Gehölze, bis er
Zitternd hinfuhr. Dann war ringsum Stille
Wie in tiefer Mitternacht. Nicht eine
Kinderstimme drang vom Dorf herüber,
Nicht das leise Rascheln eines Käfers
In dem Haidekraute drang ins Ohr ihm,
Nicht ein Vogel sang, nicht eine Fliege
Surrte in dem Strahl der Mittagssonne.
Schlafend an dem Faden hing die Spinne,
Auf der Buche schliefen Meis' und Amsel,
Und der Haide rothe Blüthenglocken
Hatten schlummermüde sich geschlossen.

Eh'rn' Glutbunger aber war der Himmel
Und von lauter Licht die Luft durchgossen,
Daß sie wogt' und zitterte im heißen
Glanz; und Glast. — „Das ist die Mittagsstunde."
Flog's ihm durch den Sinn, „wo auf den Feldern
Umgeht aller Spuk, die Unterird'schen,
Kleines Volk, Kobolde, Wichtelmännner,
Die der Wurzeln lange Fasern tränken
Und sie schützen vor dem Fraß der Mäuse,
Engerlinge, Maulwurf". — Voll Erregung
Hefstete sein Aug' er auf den Acker,
Ob der Sonnenstrahl ihm nicht ein glühend
Eisen zeige. Aber unbemerklich
Stand vor ihm der Aehren lange Reihe,
Denn kein Lüftchen rührte sie. Der fette
Morgenwind, der sie vorhin geschüttelt,
War entschlummert wie der Fink im Laube,
Wie die Spinn' an ihrem feinen Faden.
Da auf einmal an dem fernen Ende
Seines Ackers sah er leicht' Gekräusel
Wie ein Wässerring im Teich, — und aufwärts
Flog ein Wirbelchen Staubes. — Was nur war es?
Hoch'ger schlug sein Herz, und immer näher
Kam es auf ihn zu. Die hohen Halme
Beugten sich, und zwischen ihnen tauchte
Ein verschleiert' Haupt empor, mit einem
Kranz von rothem Mohn, Sternblumen, Maßlieb,
Wie sie wachsen an dem Ackerrande.
Immer näher kam es. Eine hohe
Frauengestalt sah durch das Korn er schreiten,
Weißgewandig, und die Arme hob sie
Wie zum Segnen. Schreckgelähmt stand Friedel,
Hastig athmend an dem Stamm der Buche.
Leise sprach er vor sich hin: „Sie ist es,
Ist die Huldin, ist die Roggentrude.
Wem sie übel will, dem wirft sie Korn sie
Schlimmen Roggenbrand, Mehltau und Wurmfraß,
Goldner Aehrlein aber wachst, dem gütig
Sie gesinnt ist." — Und es war, als hätten
Sich geneigt vor ihr die schlanken Halme
Und dann ihre schweren Aehrenhäupter
Wie voll Lust geschüttelt. Immer hefstger
Hört' in seiner Brust das Herz er pochen,

Denn die hohe Frauengestalt schritt näher,
Immer näher auf ihn zu, — schon war sie
An dem Rand des Ackers, — sieh, da trat sie
Grade vor ihn, und ein Laut des Schreckens
Flog von Beider Lippen. Von der Huldin
Scheitel löste sich der weiße Schleier,
Und nun stand des Pfarrherrn stolze Tochter
Zitternd vor ihm. „Bist du's wirklich?" sprach er.
Und sie flehte: „Schilt mich nicht, — von uns'rer
Alten Magd vernahm ich es, die all die
Alten Mährchen weiß und alten Lieder;
Wenn die Sonne Mittags steht am höchsten,
Grade überm Wetterhahn des Kirchthurms,
Sind des Himmels Thore weit geöffnet
Und hinein dringt jede fromme Bitte.
Weil du nun um deinen Acker sorgtest,
Ach, ich flehte, daß vor bösem Wetter
Er bewahrt dir bleibe, Sturm und Regen,
Schwerem Hagelschlag, — und nimmer ahnt' ich
Daß ich hier dich träfe, — nein, du solltest
Nimmer wissen, daß ich gern dich habe."
Was ihr Herz verschlossen wollte halten,
Sprang in der Verwirrung ihrer Sinne
Von den Lippen, — ihre Kniee wankten,
Aber starken Arms ergriff sie Friedel:
„Einen Schatz nun hab ich," rief er jubelnd,
Und von seinem lauten Ruf erwachte
Auf dem Baum die Amsel, in dem Haidekraut
Schmetterling und Käfer, in den Lüften
Der entschlaf'ne Sommerwind. Es wachten
Alle Blüthenglöckchen auf und sandten
Ihren Duft empor, die Amsel aber
Sang in die Musik von zwei beglückten
Herzen ihre schönsten Liebeslieder.

Otto Roquette in Darmstadt.

Das Eselslehen.

(Melodie: „Es steht ein Wirthshaus an der Lahn".)

Zu Darmstadt in der Ochsengaß
Da schrei'n die Buben, was ist das?
Man rennt von allen Seiten.
Das frankensteiner Eslein kommt,
Ein Weib sitzt drauf zu reiten.

Was hat das Biederweib gethan?
Geprügelt hat sie ihren Mann.
Ich kann ihn nicht beklagen,
Vom Weib erwirb dir Zärtlichkeit,
Dann wird sie dich nicht schlagen!

Doch anders denkt der hohe Rath,
Der Mannesehr' zu wahren hat:
Ihr Müthlein abzubüßen,
Soll sie zu Esel durch die Stadt
Mit Schanden reiten müssen!

Doch weil die Esel noch so rar,
Wer leiht zur Buß' uns einen dar?
Des Bürgermeisters Pathe,
Der edle Herr von Frankenstein,
Der lehnt' ihn gern dem Rathe.

Und weil das ging jahrein, jahraus,
So ward ein Eselslehn daraus,
Und ward für Manneswürde
Zwölf Malter Korn im Jahr bezahlt,
Und für des Eseleins Bürde.

Die alte gute Zeit ist aus,
Dahin der Frankensteiner Haus.
Verjährt ist auch das Lehen,
Die Esel sind nicht mehr so rar,
Und zärtlicher die Ehen.

In Sommerzeit zum Frankenstein
Geht Arm in Arm zu Bier und Wein
Jetzt Weiblein hold und Männlein,
Und denkt nicht mehr der alten Zeit
Und leert vergnügt sein Kännlein.

Adolf Friedrich von Schack in München.

Der Grieche im Norden.

An Cuonavenkura Genelli.

Gerne glaub' ich an die Mythe,
Freund, daß aus der Nymphen Schaar
Im Gefolg der Amphitrite
Eine deine Mutter war,
Daß am Klippenstrand von Delos,
Bald in Grotten, meerumschäumt,
Bald auf Halden, ewig schneelos,
Du die Kinderzeit verträumt.

Dort auf eines Felshangs Rasen
Lagst du bei der Fluth Geroll,
Wenn das Muschelhörner Blasen
Der Tritonen um dich scholl
Und der Nereiden Lachen,
Die in des Poseidon Zug
Auf gezäumten Meeresdrachen
Hin und her die Welle trug.

In den immer lauen Lüften,
Drin ihr Haupt die Palme wiegt,
Hat um Brust dir und um Hüften
Keine Hülle sich geschmiegt.
Aber welcher Dämon war es,
Welches bösen Gottes Fluch,
Der an unser unwirthbares
Eis'ges Ufer dich verschlug?

Aus den Nebeln, drin wir siechen,
Ward von dir seitdem die Flucht
Nach dem Sonnenland der Griechen
Fort und fort umsonst gesucht,
Und, der du vordem im Süden
Blühtest, den Olympiern gleich,
Nun in unserm Frost mit müden
Gliedern welkst du krank und bleich.

Nein! nicht so im Winterkleide
Kau're fort am Flammenherd!
Nimm den Trank hier, theurer Heide,
Drin des Südens Feuer gähet!
Selbst ihn durch die Purpurwogen
Bracht' ich dir von Hellas her,
Wo er seine Gluth gesogen
Aus der Sonne des Homer.

Trink, den Frost des Bluts zu thauen,
Und verklärt in lauter'm Glanz
Wieder dir zu Häupten blauen
Wird der Himmel Griechenlands!
Auf den Hügeln, auf den Hängen
Liegt des Herbstes goldner Schein,
Und bei jubelnden Gesängen
Keltern Jünglinge den Wein;

Und, umbraus't von wuthentbrannter
Thyrsusschwinger Evoe,
Naht mit dem Gespann der Panther
Selbst der Sohn der Semele,
Satyrn folgen mit den Schläuchen,
Frauen, trippelnd auf den Zeh'n,
Und, voll süßen Wein's, mit Keuchen
Schleppt sich hinterdrein Silen.

Polyphem läßt seine Lämmer
An des Westens Ocean,
Der Cyklope sein Gehämmer
In der Werkstatt des Vulkan;
Ihrer Jeder drängt zur Kelter
Sich heran in wildem Lauf,
Fängt die Güsse saftgeschwellter
Trauben mit den Lippen auf.

Und der Jubel braust gedoppelt;
Aus dem Kreis der Andern tritt,
Mensch und Roß in Eins gekoppelt,
Ein Centaur im Taumelschritt,
Und zu dir, ein halb Bezechter,
Spricht er: „Alter Freund! so stumm?
Ein homerisches Gelächter
Laß doch hören wiederum!"

Ja, der Sorgen trüben Heerrauch,
Drin dein Leben welkt und dorrt,
Mein Genelli, ob dich schwer auch
Deutschland kränkte, scheuch ihn fort!
Die Olympier selber grämen
Sich, daß so dein Pinsel ruht;
Drunten irren, blaße Schemen,
Sie um des Kocytus Fluth.

Ach! das Naß der Griechenreben
Weckt sie kurz nur, halb zum Sein;
Dich, es ihnen ganz zu geben,
Fleh'n sie an, die Macht ist dein.
Auf! all deine Lebensgeister
Sammle, von dem Trank durchglüht,
Daß durch dich, geliebter Meister,
Neu die Götterwelt erblüht!

Max Schaffrath in Bedburg.

Dein!

Das ist ein Wort so schlicht und klein:
Dem leisen Seufzer gleich verhaucht es;
Doch aus der tiefsten Seele taucht es,
Und einen Himmel schließt es ein.

Ja, einen Himmel schließt es ein
Auf jene Seele, die's vernommen,
Ist leuchtend er herabgekommen
Gleich einem Lenz voll Blüthenschein.

Gleich einem Lenz voll Blüthenschein
Verklären sich des Herzens Räume,
Einzieht die Schaar der holden Träume;
Die Hoffnung führt den lichten Reih'n.

Die Hoffnung führt den lichten Reih'n:
Sie schwebt voran im grünen Kranze,
Es hüpft ihr nach in leichtem Tanze
Das Heer der goldnen Phantasei'n.

Das Heer der goldnen Phantasei'n,
Hellleuchtend schwebt es auf und nieder
Und singt beständig Jubellieder
Zum Preis des kleinen Wortes „Dein."

Pauline Schanz in Dresden.

Erlösung.

Die Tage verschleichen einförmig dahin,
Es dehnt sich das Heute zum Morgen.
Trübselig zernagen Leben und Sinn
Die kleinen Schmerzen und Sorgen.

So schwül, so dumpf und so hoffnungslos,
Wie die Blume im engenden Scherben.
Das Leben so klein und die Welt so groß —
Ein langsam, verzweifelndes Sterben!

Da plötzlich ist dröhnendes Wetter erwacht,
Aufbrausen die Lüfte mit Beben;
Das Schicksal stürmt aus der Wolke Nacht
In dein verschlafenes Leben.

Es rüttelt dich auf aus dem Einerlei
Der kleinlichen Werkeltagsplagen;
Unter rollendem Donner aufathmest du frei:
Es erhebt dich, was dich zerschlagen!

Und Blitz auf Blitz, der zerschmetternd trifft:
Es wachsen im Kampfe dir Schwingen:
Ein andres ist Sterben an schleichendem Gift,
Ein andres im blutigen Ringen!

Und mußt du erliegen, erlahmt dir die Kraft
Auf der Wahlstatt glühender Schmerzen —
Wenn ein flammendes Schicksal dahin dich rafft,
So preis' es mit brechendem Herzen!

Ernst Scherenberg in Elberfeld.

Späte Heimkehr.

Noch ragen Höh'n und Wälder
Wie einst so stolz und hehr;
Noch schimmern rings die Felder,
Noch braust und schäumt das Meer;

Noch strotzt voll frischen Lebens
Wie sonst die Heimatflur —
Doch such' ich, ach, vergebens
Verwehten Glückes Spur.

Im fremden Menschenschwarme
Kein trautes Augenpaar,
Kein Herz, dran ich erwarme
Nach ödem Trennungsjahr.

Die heiß für mich geschlagen
In blüh'nder Jugendzeit,
Sind längst hinausgetragen,
Verschlafen Freud' und Leid.

Von Grab zu Grabe schreitend,
Grüß' ich die Theuren all',
Ruf', leere Arme breitend,
Geliebter Namen Schall.

Nicht Antwort hör' ich geben,
Still bleibt's im Todtenschrein —
Fernab jauchzt fremdes Leben —
Mir graust's: Ich bin allein!

Da greif' in dumpfem Grämen
Ich neu zum Wanderstab;
Mir ist, ich ging' als Schemen
Ueber das eigne Grab.

Mädchenlied.

Ich lag auf weichem Pfühle
In gaukelndem Morgentraum;
Ein Vöglein sang von Liebe
Auf unserm Flieder baum.

Es sang vor meinem Fenster
Mit lockend süßem Laut:
„Ich grüße dich, trautes Liebchen,
Ich grüße dich, holde Braut!"

Da sprang ich jäh vom Lager,
Das Vögelchen zu schaun —
Doch weh! — erschreckt entfloh es
Und schwand im Morgengraun.

Und ferner klang's: „Die Liebe
Ist nur ein Frührothtraum,
Willst du sie sehn und fassen,
Zerflattert sie wie Schaum!"

Max Schlierbach in München.

An die Jugend.

Gleich wie ein Morgenroth
Ueber des Berges Gipfel
Sanft entschwebt,
So fliehest du, Jugend,
Mit dem letzten zärtlichen Kuß
Die Stirn mir küssend,
Von meinem Haupte.

Dank dir, Freundin,
Für jene Thräne,
Die in dem treuen,
Dem blauen Auge dir blinkte,
Als du scheidend
Dein Antlitz wandtest.
Dank dir!

Noch einmal kehrst du,
Traute, mir wieder,
Wenn diese Locke
Zu Schnee gebleicht,
Den Namen ändernd
In Erinnerung,
Und doch dieselbe,

Wie Morgen- und Abendroth
Der gleichen Sonne Abglanz,
Noch einmal kehrst du
Und rührst mir leise
Die müden Augenlider
Und bettest mich liebend
Zu ewigem Schlummer.

Schöpfung.

Ewige Götter,
Auf deren Stirnen —
Wie sonnig glühende
Morgenwolken
Um Felsenhäupter —
Schöpfergedanken
Lächelnd schweben!
Als ihr mit segnender Hand
Aus blindem Urstoff
Welten formtet,
Und zu melodischer Eintracht

Fügtet das Ungefüge,
Da klang an euer Ohr
Die donnernde Botenbrandung
Des beseelt gewordenen Chaos
Jungfräulich wildes Jubellied.

Und halb noch träumend
Lauschte dem Hochgesang,
Aus dämmerndem Schlaf
Empor sich ringend zum Licht,

Eurer Liebe liebstes Geschöpf,
Das sprachbegabte
Geschlecht der Menschen.
Und wie die Muschel
Des mütterlichen Meeres
Heimathlich Brausen
Erinnernd bewahrt,
So klingt in der Seele der Menschheit,
Von Dichterzungen verkündet,
Wieder das uranfängliche
Jauchzende Schöpfungsmorgenlied.

Lina Schneider in Köln.

Ich klage nicht.

Hab' niemals eine Sonne gehabt,
Die hell in mein Leben geschienen,
Die lichterweckend den stolzen Geist
Mir zwang zu dankbarem Dienen.

Hab' niemals eine Seele gehabt,
Die ganz die meine verstanden,
Die selbstlos-treu mich an sich zog
Mit unauflöslichen Banden.

Was mir von Licht auf Erden ward —
Ich selber entzünd' die Herzen!
Und was von Liebe ich genoß —
Ich nahm's aus dem eigenen Herzen!

Und ist das Herz nun öd' und leer,
Und sind die Herzen verglommen —
Ich klage nicht! Was ich gewollt,
Das Ziel, ist doch erklommen!

Frühlingswunsch.

Da ist kein Fels so starr und steil,
— Er wird sein Zweiglein tragen,
Das lustig Blüth und Knospen treibt
Zu diesen Maientagen.

Da ist kein Herz so hart und kalt,
Es muß doch einmal glühen,
Muß, frei vom langen Winterschlaf,
Dem Lenz entgegen blühen.

O neigte doch ein guter Geist
Sich mild auch dir hernieder
Und schenkte deiner kalten Brust
Den alten Frühling wieder.

Dürft' ich dir doch verschwiegen nahn
Und Liebessaat dir streuen,
Und mich an deiner Seele Blüh'n,
Dem herbstlich-späten, freuen!

Kein Mensch sollt' wissen, wie der Lenz,
Der frische, dir gekommen,
Und daß aus blutendem Herzensherz
Das Saatkorn ich genommen!

Carl Schönhardt in Stuttgart.

Der Chasseur.

(August 1870.)

Vom Schlachtfeld fern, auf die Bahre gestreckt,
Gebettet in blutige Rosen,
Das Blei in der Brust, das Antlitz bedeckt,
Tragen sie einen Franzosen.

Die Mütze liegt ihm zu Häupten nur,
Die Waffen, die musst' er lassen,
Da ihm die Kugel ins Leben fuhr:
So tragen sie ihn durch die Gassen.

„Zum Lazareth!" wenn's reichen mag!
Zu spät kommt dem die Pflege!
Der zwei Tag' und zwei Nächt' auf dem Schlachtfeld lag,
Es geht mit ihm aus unter Wege.

Du reitender Jäger! die Jagd ist aus,
Der Ritt, er geht zu Ende:
Hast den Tod erjagt, nun reit' nach Haus —
Am Zügel starren die Hände.

Auf der Straße halten die Träger an
Und setzen die Bahre nieder
Und lüften das Tuch: dem sterbenden Mann
Geht ein Zucken durch die Glieder.

Durch der halberloschenen Augen Flor
Noch einmal brechen die Flammen;
Er wälzt sich herum, er richt't sich empor:
„Warum haut ihr mich nicht zusammen?

Man sagt, ihr thut's. Wohin tragt ihr mich jetzt
Aus der Schlacht? Ich will es wissen.
Ihr riefet: Sieg! ich hört's noch zuletzt,
Wie mich's vom Pferde gerissen.

Wofür sterb' ich nun? ich weiß es nicht.
Frag' den Kaiser, du heulende Waise,
Du bleiches Weib!" — und sein Auge bricht —
Nun legt zu den Unsern ihn leise!

Josef Schrattenholz in Bonn.

Gefunden.

Gefunden! Gefunden! Ich halt' sie umschlungen
Die liebliche Knospe, nach der ich gesucht
Bei Tage und Nacht, bei Sonne und Regen,
Nach der ich mich sehnte im Wachen und Träumen,
Auf die ich schon hoffte, als ich noch Knabe,
Nach welcher ich strebte als Jüngling und Mann.
Dank euch, ihr Götter, ihr guten Gewalten,
Die ihr geleitet mein forschendes Auge,
Die ihr geführt meine zweifelnde Hand!
Dank euch, ihr Götter! Schon öffnet die Zarte
Sittig erröthend die duftenden Blätter,
Labt mir das Auge und stärkt mir den Geist.
Dank euch, ihr Götter! Ich will sie bewahren,
Die Schönbegeschmückte, die Anmuthbeglückte.

Ich will sie behüten, wie's eigene Herz! — —
Das Ufer des Stromes schritt ich hinunter.
Sonniger schien mir der strahlende Himmel,
Bunter die rothbewimpelten Schiffe,
Klingender, voller das Rauschen der Wellen,
Frischer die Lieder der munteren Lerchen,
Freundlicher, lust'ger die wandelnden Menschen,
Lieblicher, schöner die herrliche Landschaft.
Strom und Bäche, Thäler und Berge,
Dörfer und Städte, Vögel und Blumen,
Menschen und Bäume, ja selbst die Steine:
Himmel und Erde schien mir zu rufen,
Schien mir zu singen: Gefunden, gefunden!
Schien mir zu danken, ihr Götter, wie ich!

Carl Schultes in Wiesbaden.

Einem jungen Freunde auf den Lebensweg.

Geh' fest auf deinen Füßen,
Recht wie ein deutscher Mann;
Dann will ich „Freund" dich grüßen,
Dich lieben, wie ich kann!

Der Freude sollst du geben,
Der Jugend den Tribut,
Der lebt ein halbes Leben,
Der jung schon altklug thut!

Doch „wissen" gilt, nicht „glauben",
Drum sei stets kühl dein Kopf!
Laß nicht das Herz dir rauben,
Doch sei kein herz'ger Tropf!

Dein Denken sei bedächtig,
Dein „Wollen" frisch, gesund;
Dann wird dein „Handeln" mächtig,
Und fest bis auf den Grund.

Dem „Jungen" beut das „Alte"
Die Schultern willig dar;
Schwing' dich hinauf, doch halte
Dich nicht für größer gar!

Die Wurzel uns'res Lebens
Naht nur in früh'rer Kraft!
Es lebet der vergebens,
Der neuen Keim nicht schafft!

Nicht hilft ein tolles Hasten,
Bei dem so Mancher fiel;
Es muß der Wand'rer rasten,
Will kommen er ans Ziel!

Laß Narren ihre Kappen
Bewundern, groß und klein.
Beug' nicht vor bunten Lappen,
Dich nicht vor äußer'm Schein!

So handle nach dem Rechten,
Bewahr dir frisches Blut,
Und gilt es einst zu fechten:
Schlag' drein mit deutschem Muth!

Heinrich Seidel in Berlin.

Sommerabend.

Sommerabend — süße Ladung,
Wenn der heiße Tag verglühte.
Stille Gärten blühn im Mondschein,
Athmen Kühlung, hauchen Düfte,
Froh befreit vom Sonnenbrand.
Unter Linden, welch ein Flüstern,
Heimlich Wispern und Gekose —
Aus den Lauben glänzen Lichter,
Grün durchleuchten sie das Blattwerk —
In die süße Abendstille
Tönt Gelächter und Gesang.

Friedlich sitzt der brave Bürger
Wohlbehaglich auf der Hausbank,
Raucht sein Pfeifchen — spricht verständig
Noch ein Wörtchen mit dem Nachbar —
Mutter strickt und nickt dazu.
Doch der schönen blonden Tochter
Drückt der blonde Sohn des Nachbars
Heimlich, heimlich und verstohlen,
Still die kleine weiße Hand.
Und sie sprechen sehr verständig,
Bald von Diesem, bald von Jenem,

Nur von Dem nicht, was mit Beben
Durch die jungen Herzen geht.
Doch dem jüngsten Sohn des Hauses
Gibt ein Gott, es auszusprechen
In der fremden todten Sprache,
Die zur Marter unsrer Kindheit
Kunst der alte Römer sprach:
Denn gesehrt zum Mond das Lehrbuch
Lernt und lernt er laut und eifrig,
Lernt er: „amo, amas, amat!“

August Silberstein in Wien.

Orpheus' Nachfolger.

Mit Trompet' und Fiedelbogen
Drei Zigeunerburiche zogen
Ueber Ungarns Haideland.
Eisig war's, und schneebedecket
Lag die Erde hingestrecket
Bis zum fernen Nebelrand.

Plötzlich bei dem Weiterreiten
Sehn sie's fern wie Kohlengluthen,
Und Gebell dringt herbei.
Herrgott! diese graue Stimme!
Wölfe sind's im Hungergrimme —
Angst erstickt den Todesschrei.

Da — schon war' er matt gesunken,
Zuckt's dem Geiger wie ein Funken
Ins Gehirn, das Nacht umfing.
Und er leget blos die Fiedel,
Streicht darauf gar fein ein Liedel,
Daß es durch die Lüfte ding'!

Keine warme Schenke rauchte,
Nur der böse Nordwind hauchte
Rastlos seinen Athem aus.
Singt er auch sein Lied den Ohren,
Eilen heißt es unverfroren,
Denn es harrt das Hochzeitshaus.

Starr gewurzelt auf den Plätzen
Stehn die Spielleut vor Entsetzen,
Blaß wird selbst ein braun Gesicht!
Und stets eng're Kreise ziehen
Jene Grimmen — ein Entfliehen
Gibt es für die Opfer nicht.

Eilig folget der Trompeter
Mit dem Blasen — und nicht später
Stimmt der andre Geiger ein —
Wölfe, derlei ungewöhnt,
Steh'n und bringen's nimmer fertig,
Was da nun zu machen sei.

Schnuppernd mit der scharfen Nase
Prüfen sie Gegend, Gehäfe,
Halten auch die Ohren steif. —
Endlich wie zum Schluß gekommen,
Wenden sie sich um, zum Frommen,
Mit tief eingeklemmtem Schweif.

Immer fort mit Melodeien
Die Zigeuner sich befreien,
Bis die Wölf' auf ferner Fahrt —
Nur beim spätern Hochzeits-Essen
Jene sich mit Völken messen,
Und trinken nach Musikanten-Art!

Karl Simrock, gestorben in Bonn
am 18. Juli 1876.

Aus dem Nachlaße des Dichters.

Das beste Theil.

Nur keinen Kummer, keine Klage:
Die Welt wird junger alle Tage,
So geht es bis zum jüngsten fort.
Du kennst nicht Alter, nicht veralten,

Nur suche Schritt mit ihr zu halten
Und wirf die Sorgen über Bord;
Denn du bist selbst ein Theil der Welt,
Und das beste, wenn es Gott gefällt!

Elbenborn bei Honnef.

Unter Felsen und Gebüsch,
Thauig frisch,
Ein Silberquell,
Durchsichtig hell
Bis auf den Grund,
Lechzender Wandrer welch ein Fund,
Welche Labe!
O, habe Dank
Für solche Gabe,

Solchen Trank!
Du gibst noch mehr:
Schattigen Sitz und welchen Blick umher!
Drei Bergen nejest du den Fuß,
Und dankbar lächelt dir ihr Gruß.
Dem Städtlein drunter
Schickt die lautre Fluth hinunter
Leben, Segen und Gedeihn.
Wie mag dein Name sein?

Sieh, in die Rinde
Dieser Linde
Schnitt man ihn ein —
Ja sicherlich,
Der schuldert dich gar meisterlich:
Gütige Geister schufen dich;
Du spendest Heil aus vollem Horn,
Elbenborn!

Friedrich Spielhagen in Berlin.

Ein Tropfen Blut.

Du hattest dich am harten Gras geschnitten,
Das nickend in dem Tannenwalde stand:
Und hast gar hold und gnädig dann gelitten,
Daß ich den schlanken Finger dir verband.

Ein wenig feierlich und langsam freilich —
So Großes will gethan sein mit Bedacht!
Und dann, gesteh ich's nur: ich hatt's nicht eilig,
Bis du mir spöttisch einen Kuß gemacht.

„Sie haben sich geschickt genug benommen,
Wenn ich bedenke ihre Laienschaft,
Und daß das Blut so stürmisch wollte kommen,
Und Blut ja auch ein ganz besondrer Saft."

So sprachst du lächelnd, seitwärts halb gewendet,
Und schautest in der Abendsonne Gluth.
Bin denn auch ich von ihrem Strahl geblendet?
Ist das auf meiner Hand ein Tropfen Blut?

Ein Tropfen rothen Blutes von dem deinen! —
Und wie ein Blitzstrahl hat es mich durchzuckt,
Ein Tropfen des geliebten Bluts, des reinen! —
Und meine Lippen hab' ich drauf gedrückt.

Den Tropfen hab' ich gierig aufgesogen;
Ich thät's noch einmal, wär' die Strafe Tod.
Und ist's ein Raub, hab' ich dich drum betrogen —
Ein Tropfen deines Bluts und meine Noth!

Die Noth des Herzens, seine bittern Qualen,
Jedoch dein Aug' sein Blut in Strömen trinkt!
O könnte wägen man die beiden Schalen,
Glaub mir: die deine sinkt, die meine sinkt!

So stand ich düstern Sinns, in hangen Träumen,
Da weckt mich deiner Stimme süßer Klang:
„Die Andern sind schon hinter jenen Bäumen,
Wir müssen heim und — nochmals schönsten Dank!"

Poetenliebe.

Du sagst: ich liebte dich nur als Poet!
Und wär es so, lieb' ich dich darum minder?
Sollt da, wo scheitelrecht die Sonne steht,
Bedächtiger das Blut der Menschenkinder?

Sei froh, daß du die Gluthen nie gefühlt
Der Sonne Poesie im Dichterherzen!
So weißt, so ahnst du nicht, wie es durchwühlt,
Wie es gefoltert wird von wilden Schmerzen!

Wie es in namenloser Angst erschrickt
Und hundertfachen, bittern Tod erleidet,
Wenn Aug' in Aug' zum letzten Male blickt,
Das holde Glück auf immer von uns scheidet.

O holdes, holdes Glück: zur Mittagszeit
Mit dir zu schweifen in dem schatt'gen Walde:
Nur deine süße Stimme — weit und breit
Kein Laut sonst im Gebüsch und auf der Halde!

Mit dir zu segeln über Meer und Land
Auf rosigen Wolken in die blaue Ferne,
Bis lauter rauscht die Woge an den Strand
Und aus dem Aether blinken ew'ge Sterne!

Es war zu hold und lieb — ich wußt' es ja!
Zu wunderlieb, zu köstlich, um zu dauern.
Wie lange noch, dann ist die Stunde da,
Dann kommt das Scheiden, Meiden, Sehnen, Trauern;

Dann kommt die lange, bange, öde Nacht,
Drin keine Sterne unserm Kummer leuchten,
Und man so übermüthig scherzt und lacht,
Indeß die Thränen uns're Wimpern feuchten;

Dann komme — doch still! ich bin ja ein Poet!
Poetenliebe währt nur eine Stunde!
Poetenschmerz verrauschet und verweht!
Poetenherzen schlägt man keine Wunde!

Karl Stelter in Elberfeld.

Herbstsonne.

Kein frisches Gefühl, keinen frohen Gedanken! —
Nichts will sich empor aus der Seele ranken
Und doch dringt hinein
So warm und so wohlig der Sonnenschein!

Wie hat bei dem Schein in vergangenen Tagen
Das Herz mir so freudig im Busen geschlagen! —
O du Sonnenschein —
Warum kann der Frühling nicht ewig sein?

Und doch ist er eben vorbei noch gegangen
Mit blühenden Rosen auf Mädchenwangen,
Bei dem Sonnenschein
Stürmt's er lustig ins Leben hinein.

Mir fallen die herbstlichen Blätter zu Füßen
Vorüber die Jugend und ohne zu grüßen! —
O du Sonnenschein,
Warum kehrst du nimmer beim Alter ein?

Adolf Stöber in Mülhausen im Elsaß.

Die Schlacht bei Türkheim.

Im Jahre 1675.

Im Elsaß, im herrlichen Jllrevier,
Da halten die Deutschen ihr Winterquartier;
Sie haben es wieder in blutigem Streit
Aus Frankreichs eiserner Hand befreit.

Bei Kolmar lagert, umstarrt von Schnee,
Der große Kurfürst mit seiner Armee;
Sie haben bestanden den heißen Strauß,
Nun ruhen sie auf den Lorbeern aus.

Neujahr ist vorüber, der Nordwind saust,
Auf eisgen Feldern der Frost noch haust,
Da fährt wie vom Himmel der Schlachtenblitz
Und schreckt die Deutschen vom Ruhesitz.

Aus Lothringen bricht durch Belforts Thor
Auf einmal der Marschall Türenne hervor.
Er fliegt mit seinen Schwadronen daher,
Mit Fußvolk und mit Geschützen schwer.

Schon trieb er den Feind mit wachsendem Glück,
Den kaiserlich-deutschen, bis Colmar zurück:
Hier aber behauptet wacker das Feld
Der Brandenburger Fürst und Held.

Bis Türkheim hinüber erstreckt der Aar
Zum Kampfe bereit sein Flügelpaar:
Den Elsaß zu schirmen, den deutschen Rhein,
Setzt muthig der Kurfürst sein Leben ein.

Zur Mittagsstunde, was funkelt dort
Im Ferndust zwischen den Reben fort?
Dem Feind in den Rücken zu fallen, schleicht
Ins Thal sich Türenne mit Reitern leicht.

Das Fußvolk rückt in gedrängten Reih'n
Ihm nach zu Winzenheims Reben ein;
Da drüben an Hohlandsbergs Fuß
Empfängt sie der deutsche Kanonengruß.

Und hüben und drüben am Ufer der Lech
Entbrennt stets heißer das wilde Gefecht;
Lang schwankt der Sieg von Armee zu Armee,
Und blutroth färbt sich der hohe Schnee.

Jetzt donnern gegen Türkheims Wall
Französische Bomben, Knall auf Knall;
Die Bresche gähnt, mit der Vorderhut
Erstürmt sie der Marschall voll Todesmuth.

Manch Opfer kostet der theure Sieg,
Der Obersten manche fallen im Krieg:
Die Plünderer kühlen indeß die Wuth
An Türkheims purpurnem Traubenblut.

Schon dämmert der Abend, das deutsche Heer
Ermattet und wankt in lässiger Wehr;
Da hauen in ihre gelichteten Reih'n
Türenne's Dragoner mit Ingrimm ein.

Die Schlacht ist gewonnen für Frankreichs Kron',
Als Beute trägt's wieder den Elsaß davon;
Der trauert am Deutschlands Niederlag',
Wie Kurfürst Friedrich beklagt den Tag.

Doch scheidend hat er sich umgewandt
Und spricht, von prophetischem Geist entbrannt:
„Einst wird aus unserm Gebein erstehn
Ein Rächer der Unbill, die uns geschehn!"

Und seitdem, so oft sich jähret die Schlacht,
Vor Epiphania, um Mitternacht,
Da regt sich's an den Ufern der Lech
Zu einem schaurigen Geistergefecht.

Gewappnet aus ihren Gräbern erstehn
Gefallene Krieger beider Armeen;
Sie schwingen die Waffen, sie tummeln sich wild
Auf mondbeleuchtetem Schneegefild.

Wenn müde zuletzt die Todten ruhn,
So steigen sie murmelnd in ihre Truhn:
„Einst wird aus unserm Gebein erstehn
Ein Rächer der Unbill, die uns geschehn!"

Zweihundert Jahre lang, jedes Jahr
Erzeigte sich raulos die Todtenschaar;
Doch aus ist die Schlacht der Geister jetzt,
Der Rächer, der Rächer erschien zuletzt.

Des Kurfürsten Enkel hat siegesreich
Den Elsaß errungen dem deutschen Reich,
Und seitdem dürfen im Frieden nun
Die Krieger in Türkheims Gräbern ruhn.

Julius Sturm in Köstritz.

Heimat.

Viel fremde Länder sah ich reich und schön,
Ich stand am Meer und hoch auf Alpenhöh'n,
Und wanderte durch duft'ges Myrthengrün,
Und sah Granaten und Magnolien blühn.

Aus fremden Landen wieder heimgekehrt,
Fühl' ich erst recht, o Heimat, deinen Werth.
Und ruf' von leichtgeschwungnen Hoth'n dir zu:
Willkommen mir! o, wie so schön bist du!

Grüß' mir das Meer, mein wellenreicher Fluß,
Ihr Wolken, bringt den Alpen meinen Gruß,
In meinem Garten würze dich, o Luft,
Und trage südwärts meiner Rosen Duft.

Wie schenkt die Fremde und an Schätzen reich,
Dir traute Heimat kommt sie doch nicht gleich:
Vom Himmel fiel mir zu als schönstes Loos
Der Liebe Glück auf deinem grünen Schooß.

Sommerabend.

Die Glocken lauten sanft zur Ruh
Den müden Sommertag,
Die Blume schließt sich schlafbereit zu,
Das Vöglein träumt im Hag.
Beladen reich mit Honigseim
Summt ein verspätet Bienchen heim.

Nun rauscht allein der Abendwind
Im nachtumhüllten Hain,
Und mit ihm wacht ein müdes Kind,
Das weint und schläft nicht ein.
Komm, Mutter Nacht, und bringe du
Mein Herz, das müde Kind, zur Ruh.

W. Tangermann (Victor Granella) in Köln.

Burg Stolzenfels.

Sonnenglanz lag auf den Wäldern,
Golden floß ins Land der Tag;
Ueber thaubedeckten Feldern
Tönte stiller Lerchenschlag.

Mit den Liedern der Provence
Zog ein Harfner durch das Land,
Und dem Sänger der Turaine:
Drückte mancher warm die Hand.

Frühlingshoffnung, Lenzesschimmer
War ihm längst hinabgeglüht,
Doch der Nachglanz ihm noch immer
Lieblich durch die Seele sprüht.

Sonnenträume ließ er rauschen
Durch die Seele wunderlich,
Und er lehnte voll Gedanken
Auf die goldne Harfe sich.

Um die alten Heldenmale
Goldner Abendpurpur floß,
Bis die Sonne tief im Thale
Ihre letzten Strahlen goß.

Durch des Burgthors off'ne Halle
Tritt er ein im Fackelschein,
Und die Ritter laden alle
Zum Bankett ihn fröhlich ein.

Deutscher Männer Freiheitsringen,
Festturniere, Kampf und Streit,
Weiß er herrlich zu besingen,
Wie der Liebe Lust und Leid.

Aus vergang'nen Jugendzeiten
Die Empfindungen erblühn,
Und mit ihren Seligkeiten
Durch die goldnen Saiten ziehn.

Wie's aus nächt'gem Wellenschäumen
Oftmals silbern aufwärts quillt,
So aus dunkeln Zukunftsträumen
Manches Sternbild sich enthüllt.

„Hohe Burgen seh' ich fallen
Und die Ritter sterben aus;
Bettenstürme durch die Hallen
Ziehen kriegrisch ein und aus.

„Wenn im Feigenzweig zertrümmert
Bergesvesten weit und breit,
Diese Felsenburg noch schimmert
In der alten Herrlichkeit.

„Und die spätesten Geschlechter
Werden sie erneuert sehn:
Deutschem Volk ein treuer Wächter,
Waldumkränzt auf Felsenhöh'n."

Rauschend schallen Lustgesänge,
Und man sah durchs dunkle Grün,
Wie im bunten Festgedränge
Nach der Burg die Ritter ziehn.

Einsam auf verschlung'nem Pfade
Lenkt auch er den Schritt hinauf,
Niederblickend zum Gestade
In des Stromes Silberlauf.

Schiffe segeln, Wolken fliegen,
Und es glänzt das weite Thal;
An den Rebenhügeln liegen
Bunte Häuser ohne Zahl.

Alt' und neue Jugendträume,
Zukunft und Vergangenheit,
Tiefgeblaute Himmelsräume
Machen ihm das Herz so weit.

Doch auch von zukünft'gen Tagen
Regt sich's tief in seiner Brust;
Sie in Klängen anzuschlagen
Ist wohl auch des Sängers Lust.

Heil'ge Dichtung, nachtentzünder,
Darf in dunkle Zukunft schaun;
Ihren Ahnungen entschwindet
Manches trübe Traumesgraun.

Was erst spät sich ausgestaltet,
Tief in Spalt und Kluft versteckt,
Wird, durch Phantasie entfaltet,
Zu bereitem Klang erweckt.

Reicher nun die Töne schwellen,
Die sein Seherblick umfloß;
Fröhlich jubeln die Gesellen
Auf dem alten Ritterschloß.

So erklang's in jenen Tagen
Rauschend im prophet'schen Lied,
Das nur noch in dunkeln Sagen
Traumverloren hin sich zieht.

Frührot glomm, aus Bergesklüften
Rief das Waldhorn schon zur Jagd,
Und es freit mit Rebendüften
Noch der Becher von Smaragd.

Als die Sonne sank hernieder
Andern Tags am Waldesrand,
Zog der fremde Sänger wieder
Heimwärts in sein Vaterland.

Seitdem sah die Zeit vertrauern
Manche Burgen alt und grau;
Doch es prangt mit Thürm' und Mauern
Noch der prächt'ge Felsenbau.

Stolz sich spiegelnd in den Wogen
Glänzt das kunstgeschmückte Haus,
Und es pfeifern sich die Bogen
Fest und kühn ins Land hinaus.

Karl von Thaler in Wien.

Heinrichs des Löwen Sterbelager.

In Braunschweigs Schlosse seit manchem Mond' und Tag
Auf seinem Siechbette Heinrich der Löwe lag:
Der Arm war lahm geworden, der fünfzig Schlachten schlug
Und sturmkühn den Sachsen voraus der Welfen Banner trug.

Der goldbraune Lockenschmuck, der einst entenoll
Dem schimmernden Eisenhelme, wo Schwerterschlag erscholl,
Er war vom Frost des Alters gebleicht und silberweiß,
Schneeflocken gleich umwallt er den kranken Fürstengreis.

Am hohen Bogenfenster sein letztes Lager stand,
Daß er weit hinaustah ins schöne Sachsenland,
Das treue Land der Väter mit Waldern tief und grün,
Mit Frauen hold und sittig, mit Männern rauh und kühn.

Die Sommerlüftchen wehten fächelnd zu ihm herein
Und brachten Waldesgrüße vom Harz, vom Elbenstein;
Auf ihren Schwingen schwebte dem alten kranken Mann
Der Jugend Bild vorüber aus Goslars dunklem Tann.

Doch trübe verschwamm die Ferne; der Sonne Leuchte barg
Ihre Gluthstrahlen im schwarzen Wolkensarg.
Wenn Helden sterben sollen, fühlt der Himmel Leid
Und hüllt sich unter Grollen in ein finst'res Trauerkleid.

Der sterbende Löwe blickte hinaus und seufzte schwer:
„Mein Leben geht zur Neige, heilt mir die Pfaffen her,
Doch holt auch meine Löwen, die Treuen allzumal,
Noch einmal will ich sie schauen hier in diesem Saal."

Da kamen die Vasallen und standen trüb und stumm;
Er blickte mit Wohlgefallen in ihrem Kreise herum.
„Lebt wohl, ihr Wassergefährten, denkt an mein letztes Wort:
In euch laß ich den Meinen den rechten Sachsenhort."

Da bogen die bärtigen Recken das erzumschiente Knie,
Es murmelten Gebete, die sonst gebetet nie:
Indessen zog am Himmel ein schwerer Wetter auf,
Leuchtende Blitze zuckten um der Thürme ragenden Knauf.

Im Saale sangen die Priester fromme Litanei'n,
Dumpfe Donnerschläge stimmten rollend ein:
Die Glocken klangen traurig, der Regen rauschte im Ried
Und heulend tönte dazwischen des Sturmes Klagelied.

Heinrichs Seele lauschte nicht dem Priesterlang,
Er horcht' auf des Ungewitters Toben schmerzlich bang
Und dachte zwanzig Jahre der flüchtigen Zeit zurück,
Wo zu der Macht Gipfel ihn gehoben das Glück.

Dem starken Staufenkaiser zum schönen Süden war
Im Römerzug gefolgt er mit seiner Ritterschaar
Und hatte dort gebrochen der Pflicht und Treue Gebot,
Den Rothbart verlassen in seiner höchsten Noth.

Vergebens bat der Kaiser: „Heinrich, wanke nicht!
Gedenke deiner Ehre, gedenke deiner Pflicht.
Des Reiches willen harre bei meinen Fahnen aus,
Bis wir den Sieg errungen, — dann zieh' mit Gott nach Haus."

Er weigert' sich zu bleiben; da kniete der Kaiser vor ihm,
Den allmächtigen Herzog, demüthig flehend hin;
Vergessend seiner Krone, vergessend seiner Macht,
Heischte Deutschlands Herrscher auf Knieen Hilfe in der Schlacht.

Und während er so kniete, rang aus der Wolken Schooß
Ein furchtbar Gewitter mit Blitz und Sturm sich los,
Als zürnten Erde und Himmel, — doch blieb des Welfen Herz
Bei Friedrichs heißen Bitten hart wie seines Panzers Erz.

Er ging — und bei Legnano versank in Staub und Blut
Das deutsche Reichsbanner vor der Lombarden Wuth:
So viele treue Herzen der grimme Tod da brach,
So viele Flüche flogen dem treulosen Welfen nach.

Nun mußt' er daran denken in Zorn, Schmerz und Gram,
Und tiefe, bittere Reue den Sterbenden überkam.
„Von Hochmuth geblendet beging ich die That,
Meinen Namen schändet der undankbare Verrath.

„Wird er mir je vergeben? Jeder Donnerschlag,
Der laute grollt, mahnt mich an jenen schlimmen Tag,
Wo ich des Kaisers, des Freundes Flehen nicht erhört
Und thöricht meines Hauses alte Macht mir selbst zerstört!"

So ächzte der kranke Löwe, — da flammt ein Wetterstrahl
Aus schwarzer Trotwolke bläulich schlängelnd zu Thal;
Das Thurmkreuz des Domes traf der Donnerkeil,
Und zürgelnd leckten die Flammen empor in geschäftiger Eil'!

Der Burg alte Mauern wankten bis zum Grund;
Ein Schrei des Schreckens tönte aus der Vasallen Mund
An Heinrichs Krankenlager: er aber bebte nicht,
Hin zum Fenster blickt' er mit Augen hell und licht.

Im Blitzstrahle hatt' er den Rothbart gesehn
Mit Krone und Purpurmantel unter dem Bogen stehn,
Den mildem Glanz umflossen, ein Bote vom Geisterland,
Versöhnt und freundlich lächelnd ihm winken mit der Hand.

Da ruft er: „Mir ist vergeben; seht ihr's? er hat verziehn!
Nun mag das zögernde Leben dem müden Leib entfliehn!"
Dann sinkt er in die Kissen, die Rechte ausgestreckt,
Von des Todes schwarzem Fittich das brechende Auge bedeckt.

Als sich die Treuen drängten rings um das Bett in Hast,
Da war vom Welfenstamme gehaun der beste Ast.
Ihn beweinend standen die Sachsen still im Kreis,
Von dem in deutschen Landen manch Lied noch heut zu singen weiß.

Albert Traeger in Nordhausen.

Elvire.

I.

Mit den Gedichten von Moritz Graf Strachwitz.

Ein stolzes Herz, ein trotziges Herz,
Das mit sich und der Welt gerungen
Und seiner Liebe verzehrenden Schmerz
In glühenden Liedern gesungen.

Gebrochen ist's, in Frieden ruht,
Der rastlos umher getrieben,
Doch seiner Lieder flammende Gluth
Bewahrt unsterblich sein Lieben;

Und so lang' ein Herz zum andern sich neigt,
Wird auch sein Leid noch getragen —
Was dir der lebende Dichter verschweigt,
Laß es vom todten dir sagen.

2.

Bei Rückgabe eines Buches.

Ein Frühlingsgruß voll Duft und Frische,
Mit holder Anmuth Reiz geschmückt,
So lag dies Buch auf meinem Tische
Und hat mein tiefstes Herz beglückt,

Und mit geheimnißvollem Beben
Ergriffen mich und leiser Gluth,
Als sei ein Stück von deinem Leben,
Als sei'st du selbst in meiner Hut.

Ob ich durchblättert auch die Seiten,
Zu lesen hab' ich stets versäumt,
Blick ließ ich darüber gleiten,
Mein Herz hat still von dir geträumt.

Wie oft hat in verschwieg'nen Stunden
Dies Buch geruht in deiner Hand,
Wie viel hast du darin gefunden,
Was ahnend schon dein Herz empfand.

Und höher färbten sich die Wangen,
Wenn durch des Dichters fremden Mund
Dir ward das eigene Verlangen
Und deines Herzens Räthsel kund.

Dein Denken, Fühlen, Sehnen, Lieben
Und manch' geheimer Kummer auch,
Sind in dem Buch zurückgeblieben
Wie eines Kusses zarter Hauch.

Und nun ich dir es wieder sende,
Durchzuckt mich wehmuthvolle Pein,
Als ging' ein schöner Traum zu Ende,
Als blieb' ich einsam und allein.

Nur Eins wollt' ich von ihm erfahren,
Um Eines nur hab' ich gefragt,
Doch, dein Geheimniß zu bewahren,
Hat's mir dies Eine nicht gesagt. —

Gisbert Freiherr Vincke in Freiburg im Breisgau.

Das Schwertlied Thorstein Raudi's.

Von

William Motherwell.

Aus dem Englischen.

Nicht der Falk, der sich schwingt in die Wolken hinauf,
Nicht der Hund, der den Hirsch überflügelt im Lauf,
Nicht der Hengst mit des Hufes hindonnerndem Schlag,
Wenn die Sonne des Sommers verlängert den Tag —
Keins mißt mir das Land, das ich fordert' als mein:
Nur mein tapferes Schwert,
Das nach Arbeit begehrt,
Es umzirkt mir die Stätten und Marken allein.
Landbringer, dich küß' ich!

Ihr Narr'n, die ihr seßhaft behauet das Land,
Wollt wissen, worin denn mein Erbe bestand? —
Und ich recke das Schwert — ihr verstummt, ihr erbleicht:
Herr bin ich, soweit nur die Klinge mir reicht!
Das Gestad' und die Stadt und der Thurm und das Thal
Sie erkennen die Macht
In der grimmigen Schlacht,
Wenn da funkelt, als Stern des Geschickes, der Stahl.
Machtbringer, dich küß' ich!

Wohl hört' ich der Harfen gewaltigen Klang,
Wohl trank ich von rosigem Mund den Gesang,
Wohl jagt' ich im Forst bei der Vögelein Chor —
Doch es freut sich an solcher Musik nur der Thor!
Mir behaget der Ruf, der von Kriegern erbraust,
Und der Fliehenden Schrei'n
Und der Sterbenden Pein,
Wenn die Sichel des Todes mir liegt in der Faust.
Lustbringer, dich küß' ich!

Weit über die Wogen hin blitzest du hell,
Weit über die Lande, mein schneid'ger Gesell;
Du dientest dem Vater auf ruhmlichem Pfad
Und schriebst ihm den Namen auf fremdes Gestad
Und gewannst ihm Ruhm in unsterblichem Lied,
Du Panzerbedränger,
Du Helmezersprenger,
Du Geißel der Männer, der Keiner entfleucht.
Ruhmbringer, dich küß' ich!

In den Herzen der Knaben mag Leidenschaft glühn
Für die Mägdelein, welche wie Knospen erblühn —
Dich lieb' ich noch treuer, ich lebe nur dir:
Du manzest in sonnigen Tränen mit mir,
Wir fliegen dahin durch des Kampfes Gefild,
Wo die Waffen erklingen,
Blutquellen entspringen —
Zerschmettert der Helm und zersplittert der Schild'
Todbringer, dich küß' ich.

Das Lächeln des Mägdleins ist flüchtiger Tand,
Und die Treue des Weibes hat kurzen Bestand;
Wie die Wolke verzieht, wie sich drehet der Wind,
So wechselt das Weib die Gedanken geschwind.
Dein Glanz ist so treu wie dein eiserner Kern:
Steht's schlimmer und schlimmer,
Du liebst mich doch immer —
Je schwärzer die Nacht, um so heller der Stern!
Herzstärker, dich küß' ich.

In der Schlacht, auf der Fluth sind die Meinen erblaßt: —
Kein Sohn — und kein Herr! da verlangt mich nach Rast.
Wo der Tod uns die Grenze des Ruhmes gesteckt,
Dort harret das Grab — wo die Haide sich streckt.
Rud' mir an der Brust; wir verwesen zusammt;
Doch die Skalden sie preisen
In feurigen Weisen
Verklungene Zeit, die zur That uns entflammt!
Sangbringer, dich küß' ich.

Robert Waldmüller (Eduard Duboc) in Dresden.

Der alte Flügel.*)

Mir däucht, daß es im vorigen Jahr,
So etwa um Sommermitten war,
Als sich an einem Nachmittag,
Da ich meines Nachtisch-Schläfchens pflag,
Auf einmal lauter Damen und Herrn
— Ich hab die Damen sonst ganz gern —
In diesem meinem Zimmer hier
Zusammenfanden, als wär's ihr Quartier,
Und ohne meiner nur zu achten,
Sperrangelweit auf die Ohren machten,
Derweil meine Herrin lobesam
Dienstwillig kam und ging und kam,
Bis endlich mein Herr von einem Hahn**)
Eine lange Geschichte zu lesen begann,
Davon ich nichts weiter hab' capirt,
Als daß er viel windiges Zeug einst vollführt.

Ich weiß mich von allem Neide frei,
Doch ob es schicklich ist, derlei
Gemeines Gethier in einem Salon —
Es fehlt zwar der Teppich, doch nur um den Ton
Nicht gar zu dämpfen — ich sag', ob sich's paßt,
Daß man mir einen so bäurischen Gast,
Der sonst nur auf Düngerhaufen singt,
Ganz mir nichts dir nichts auf's Zimmer bringt. —
Ich lasse es schonend dahingestellt,
Es ist heut eine kuriose Welt.
Doch daß, wenn ich erzählen wollt',
Es anders und ziemlicher klingen sollt,
— Mit allem Respekt vor meinem Herrn —
Als jenes Gekrähe, das glaubt man wohl gern.

Zunächst, ich bin aus gutem Haus.
Ich weiß nicht, sind wir baronisirt?
Mir ist so mancherlei passirt,
Mein Gedächtniß setzt schon zuweilen aus;
Doch jene freilich plebejische Fahrt,
Die fast nach Handwerksburschen-Art
Ein Streicher einst mit Schiller'n gemacht,
(Der droben in Gyps hält am Fenster Wacht)
Dem späteren Herrn von Schiller, ich denke;
Das waren so jugendliche Schwänke,
Dergleichen passirt dem ältesten Adel;
An jedem Stammbaum klebt ja ein Tadel!
Genug, das Haus ist gut. Nun traf
Sich's aber noch, daß mich ein Graf
Für würdig hielt, sein gräflich Schloß
Zu zieren; ja daß sein gräflich' Genoß
Die hohe Ehre mir erwies,
Höchst eigenhändiglich bald Dies,
Bald Jenes — ich schweige von meinen Gefühlen —
Geruhsamst auf meinen Tasten zu spielen.

Gedenk' ich jener Tage — — doch schon
Zuviel davon. Ich kenne den Ton,
In welchem man neue Stellungen schmäht,
Indem man sich mit den früheren bläht,
So etwas liegt meiner Weise fern.
Ja wohl, ich leugn' es nicht, der Stern,
Den mein gnäd'ger Herr Graf an Gallatagen
Auf seiner gräflichen Brust getragen,
Er that mir wohl; auch die points d'Alançon
Meiner gnäd'gen Frau Gräfin — Doch nichts mehr davon!
Die Freude war ohnehin nur kurz,
Und ich selber war Schuld an meinem Sturz;
Mein Klang, so hieß es, sei magnifique,
Doch viel zu schwer meine mechanique.

So hat man mich denn weggegeben,
Jetzt werden's zwanzig Jahre eben,
Und eines schönen Tages fuhr
Man mich hier hinaus in die liebe Natur.
Aus einem Stadt-Streicher, der ich war,
Ward ich ein Land-Streicher ganz und gar.
Ich kann wohl sagen, die erste Zeit
War ich verstimmt vor schwerem Leid.
Nicht, daß man mich hätte schlecht tractirt;
Gottlob! Ich habe mich gut conservirt,
Und das sagt wohl genug. Doch aber,
Ein edles Roß frißt nicht jeden Haber.
Da hing, um Eins nur anzuführen,
Zu Füßen mir, — fast konnt mich's berühren —
Das Bildniß eines simpeln Bauern,
Hieß, glaub' ich, Burns. Wer mehr zu bedauern,
Ich, der ich zu solcher Gesellschaft verdammt,
Oder der goldne Rahmen, mitsammt
Dem prächtigen Glas? — Gar manchen Tag
Die Frage mir schwer auf den Herzen lag.
Doch diese Zeiten sind lange vorüber.
Jetzt nick' ich ihm manchmal: Wie thut's, mein Lieber?
Ich habe mich mit ihm ausgesöhnt.
Was gibt's, an das man sich nicht gewöhnt?
Geholfen hat freilich mit dazu,
Daß sich in voller Seelenruh
Just über mir ein gypserner Kopf
Als Nachbar den ehrlichen Bauerntropf
Gefallen ließ, wie den Flegel die Sens',
Der Geheimrath von Goethe, Excellenz.
Auch waren an derselbigen Wand,
Wo ich auf meinen drei Beinen stand,
— Man findet gar Manchen, wo man's nicht denkt —
Zwei Majestäten aufgehängt,
In Gypsprofilen, auf blauem Grund,
Und mit Glas darüber, die Rahmen rund.
Auf die schaut' ich oft und dachte für mich:
Wenn die hier campiren, warum nicht auch ich?
Auf einmal geht's eines Tages: klingkling.
Die Frau ruft: „Es klingelt, Hanne, mach flink!
Sieh wer an der Thür!" — Doch Springens gewohnt
— Denn ihre Bein' hat sie nimmer geschont —
Läuft selbst an die Thüre sie drauf. Und sieh!
Wer tritt herein? Die Königin Marie.
Der Schreck, der mir in die Glieder fuhr!
Von Vorbereitungen keine Spur!
Mein Herr trug, denk' ich, eine Joppe,
Die Frau, was weiß ich, eine Saloppe,
Nein, das ist freilich nicht ihre Tracht;

*) Das vorliegende Gedicht schrieb der Verfasser zur Feier des 87. Geburtstages seines lieben jugendlich rüstigen Wachwitzer Nachbars, des rühmlichst bekannten Shakespeare- und Molière-Uebersetzers Wolf Grafen Baudissin, von welchem er vor zwanzig Jahren einen damals neuen Streicher'schen Flügel erwarb, welcher wegen seiner etwas schweren Spielart zum Verkauf gestellt war. Den Inhalt des launigen Gedichts bilden die Empfindungen des noch immer leidlich aristokratisch gearteten Flügels, wie sich solche aus einer gewissen Verdrossenheit allmälig, unter dem Einflusse königlicher Promenir-Besuche und des gutnachbarlichen Verkehrs seiner neuen Herrschaft mit dem ihm vor Allem theuren gräflichen Paare, ins Versöhnliche umstimmen. Das „Bergnest", in dessen winterlicher Einsamkeit der Flügel diese Betrachtungen anstellt, ist des Dichters Sommersitz in Wachwitz bei Dresden.

**) Mörike's Thurmhahn-Gedicht.

Doch genug, mir hat's fast die Starre gebracht.
Zum Glück hat Niemand nach mir gefragt,
Der Aussicht galt der Besuch; man sagt,
Daß die durchaus nicht übel sei —
Und so ging denn Alles gnädig vorbei.
Als auch im nämlichen Sommer dann
Mit der Königin Marie der König Johann
Dem Bergnest — so nennt man's — die Ehre erwies,
Daß er hinauf sich fahren ließ,
Es waren, denk' ich, ihrer drei
Sehr schmucke Prinzessinnen dabei,
Vor Allem aber — mir wurde ganz weich —
Ein Erzherzog aus Oesterreich —
Da hat man wohl mein Zimmer passirt,
Doch mich nicht weiter regardirt,
So daß mich Niemand anging mit Fragen,
Wie ich denn hier herauf verschlagen?

Wie es mir armem Schelm ergangen,
Die Frage hat aber angefangen,
Meinem gräflichen Paar den Schlaf zu verderben,
Und so — ich glaubte vor Freude zu sterben —
Eines Tages, und ganz zu Fuße zwar,
Wer klopft bei uns an? Mein gräfliches Paar!
Die Ueberraschung! Ich fühlte ein Schwingen,
Als wollt' mir der Resonnanzboden springen.
Natürlich verschwieg man, warum man gekommen.
Ich denke, mein Herr hatte wahrgenommen,
Daß hin und wieder das gräfliche Paar
Auf unebnen Wegen gegangen war,
Und hatte sie deshalb besucht und gebeten,
Seine besseren Wege getrost zu betreten.
Das — wenn ich recht behalten hab' —
Zur Dank-Visite den Vorwand gab.
Doch konnt' der Herr Graf sich's nicht versagen,
Ich weiß nicht, war's sein Mantelkragen,
War es sein Stock, war es sein Tuch,
Genug ein Stück von dem, was er trug,
Auf keinem Stuhle legt' er's bei Seit';
Er gab mit sondrer Sorglichkeit
Es mir zu tragen. Mir ward zu Muth,
Als hört' ich ihn sagen: Wie geht dir's? Gut?

Ja gut ist mir's seitdem ergangen.
Ich kann wohl zuweilen noch Grillen fangen,
Wie ohnlängst, als jener Hahn gekräht,
Doch was so um mich geht und steht,
Ich habe — mein Gott, warum denn nicht! —
Ihm abgewonnen ein freundlich Gesicht,
Seitdem mein liebes gräfliches Paar
Hier ein und ausgeht Jahr für Jahr,
Auch jene Wand, an der ich quartiert,
Mit zweien Bildern hat dekorirt.
Daneben — daß Niemand ich trete zu nah —
Was sonst ich hier an Besuchern sah,
Ei, alle Achtung! Ich könnt' sie nicht zählen,
Doch hab' ich keinen Grund zum Schmälen.
Im Ganzen ist mein Posten nicht schwer.
Frühmorgens spielt gemeinhin Er,
— Im Fall er's verschlafen aber auch Sie —
So eine ganz simple Choralmelodie.
Da denk' ich denn heim und an's Metteläuten;
's hat jedes Land seine Eigenheiten!
Hernach hab' ich dann wieder Ruh.
Mein Herr ging seiner Klause zu,
Da draußen im grünen Nadelwald,
Derweil in Küche und Keller bald,
Und bald auf dem Boden bei Truhe und Schrank,
Die Frau scharwerkelt den Morgen entlang.
Dazwischen, wenn die Sonne recht lacht,
Ihr's auch wohl einmal Freude macht,
Um die Wette mit den Lerchen zu singen,
Daß hinein es mag bis nach Böhmen klingen.
Sie macht ihre Sache gar nicht schlecht,
Wenn's öfters geschähe, mir wär's schon recht.
Nachmittag, und noch mehr zur Nacht,
Bevor die Hanne hat Licht gebracht,
Macht wieder Er mir seinen Besuch;
Denn selten spielt er aus einem Buch;
So ist es ihm denn einerlei,
Ob's hell bei mir oder dunkel sei.
Auch scheint mir, ist er dann oft nicht bei sich;
Da denk ich wohl, was kümmert's dich?
Er wird schon wissen, was er meint!
Und so denn bleiben wir gut Freund.

Auf die Art bin ich zu Jahren gekommen,
Und hab' es selbst doch kaum wahrgenommen.
Die Winter werden mir wohl etwas lang;
Die Läden sind zu, es knarrt kein Schrank;
Kein Herr ist da, der die Blumen pflegt,
Keine Frau, die ihre Schlüssel verlegt;
Es knappert höchstens mal eine Maus,
Doch wird man's gewohnt und hält's schon aus,
Und tröstet sich mit der Sommerzeit,
Wo plötzlich Alles hell und weit,
Wo die Rothschwänze draußen Nester baun,
Und die Sonne mit hellen Augen, traun,
Ins Fenster guckt: Wie steht's, Cumpan? —
O gut! Jetzt geht's ja von Neuem an.

Sprüche.

1.

Auch selbst der Werth der reinen Lust hat seine Grenze. —
Aus Blumen ohne Stengel winden sich nicht Kränze.

2.

Das Wollen macht den Künstler nicht, nein das Gelingen;
Nur Ein Gramm wiegt der Vorsatz, hundert das Vollbringen.

3.

In Schaden komme, wer nicht ab vom falschen Schein läßt;
Den Biß hat der verdient, der sich mit Schlangen einläßt.

Gustav Weck in Rawitsch.

Aus der Ferne.

An Sidonie.

Da bist du wieder, wie ich tausend Male
Im Wachen dich gefaßt, im Traum geschaut,
Und droben blinkt des Lebens goldne Schale,
Der neue Quell, der auf dich niederthaut;
Dein Fuß durchwandelt das geschmückte Zimmer,
Dein Auge leuchtet lust- und dankbelebt —
Doch nun — ein Suchen und ein feuchter Flimmer?
So viel der Freunde — nur der Eine fehlt!

Nicht wahr, er fehlt dir? — ob dich auch erfreue,
Was Andrer Liebe dir entgegenbringt,
Ob auch dein Mütterchen, das immer treue,
Mit sanften Armen zärtlich dich umschlingt:
Ob deinem Ohr wie helle Festesweise
Die Glockentön der Kleinen Jubel sei,
Und ob dein eigen Herz dich glücklich preise,
Du wärst beglückter, wär' auch ich dabei?

Mein Weib, — mit Blumen wollt' ich dir gefallen,
Doch Stunden nur, und ihre Pracht ist blind;
Mein Liebling sollte meinen Namen lallen,
Doch — 's ist ein herzig nur und thöricht Kind!
Heb's denn empor, zu meinem Bilde füge
Hier eine Miene, dort ein Lächeln sich,
Vielleicht verkünden dir's die holden Züge:
Er denkt an dich, er liebt und segnet dich!

Mein einzig Glück! — o, nicht die Stirne senken,
Nicht ernster blicken sollst du bei dem Wort:
Mir bleibt ja nichts, als seliges Gedenken,
Als glauben, danken, lieben fort und fort!
Mein einzig Glück! — laß frei die Seele werden,
Kein Schemen finde drinnen eine Statt:
Du weißt ja doch, daß Eine nur auf Erden
Mich segnen kann und mich gesegnet hat!

Wie, oder hätte nichts mir eine Stelle,
An der ich klarheit fand zu aller Zeit,
An der ich schöpfe, wie aus reiner Quelle,
Das ewig Wahre in dem ew'gen Streit?
Wie oft hab ich in deinem Aug' gelesen,
Wie oft auf mir im Geiste ließ ich's ruhn:
Ein Thor, ein rechter, bin ich einst gewesen, —
Nicht besser wohl, doch freier bin ich nun!

Und dann — hat je in meinen Tag ein Schatten
Sich eingedrängt, in dem ich einsam stand?
Dein Arm empfing zur stillen Rast den Matten,
Des Grams Gewölk verscheuchte deine Hand,
Dein Mund erhob mich, war ein Werk mißlungen,
Das hoffend ich ersonnen und bedacht,
Derselbe Mund, der, was ich mir errungen,
Mir erst zu eigen und mir werth gemacht.

Und mehr als das — du hättest mir gehalten,
Was du in heil'ger Stunde mir gelobt,
Und hätten tausend schlimmere Gewalten,
Als Mühe nur und Sorgen mich erprobt.
Du hättest, wollten Andre mich verlassen,
Erst recht dich treu und muthig mir gestellt,
Und ich — nur deine Hände wollt' ich fassen,
Dann Welt, fahr hin — was kümmert mich die Welt?!

Ich weiß — und wär's bis in die fernsten Lande,
In eine Wüste sonder Blüth' und Strauch,
In Sturmesschrecken und in Sterbebande:
Wohin ich gehe, dahin gehst du auch!
Ich weiß, bis alle Endlichkeiten schwinden,
Du Glück mir lächelt, oder Schmerz mir droht,
Wird Glück und Schmerz dich mir zur Seite finden,
Und keine Macht uns scheiden, als der Tod!

So harre denn und laß zu Gott mich treten.
Dem ich so oft dich an das Herz gelegt,
Ihm zu vertraun mit gläubigen Gebeten,
Was meiner Seele tiefsten Grund bewegt.
Noch ist er nah mit Wundern und mit Zeichen,
Wenn Zwei der Liebe sich gegenseitig treibt —
Hörst du den Donner? — „Ob auch Berge weichen
Und Hügel fallen, meine Gnade bleibt!"

Feodor Wehl in Stuttgart.

Weland, der Schmied.

Weland, der Schmied,
War weithin geehrt;
Lustig sang er sein Lied,
Wenn er schlug auf ein Schwert.

Ein Schwert, das er schlug,
War vielbegehrt:
Ein Ritter, der's trug,
Der hielt sich was werth.

Und Weland, der Schmied,
Sah des Königs sein Kind,
Die schöne Elfried,
Und hat sie gemint.

Da ging er zum König
Und sprach ihn drum an:
„Zwar bin ich nur wenig,
Doch bin ich ein Mann."

Der König ergrimmt
Und redet mit Hohn:
„Ein König nicht nimmt
Einen Schmied sich zum Sohn.

Geh nur an den Herd
Und schwärz dich mit Ruß,
Schlag wacker dein Schwert
Und stampf mit dem Fuß.

Dein Schwert ich wohl acht'
Und halt' es in Ehr',
Du selbst wirst verlacht
Mit deinem Begehr.

Mein Kind zu begehren
Einem König nur frommt.
Ihm will ich's gewähren,
Wenn werbend er kommt."

Und Weland, der Schmied,
Ging heim an den Herd
Und sang sich sein Lied
Und schlug auf sein Schwert.

Und er prüfte die Schneid'
Wohl an einem Haar
Und sprach: „Meine Zeit
Ist die Zeit der Gefahr."

Und der Feind brach ins Land
Und den König vertrieb;
Da rief er: „O Schand,
Daß kein Ritter mir blieb!

O Tochter Elfried,
Wie hab ich gefreit,
Daß ich Weland, dein Schmied,
Dich nimmer vermählt!

So kühnliches wagen
Nicht wärd' Gemmimer;
Er hätt' ihn geschlagen
Mit sammt seinem Heer."

Und Weland, der Schmied,
— Wer hätt' es geglaubt? —
Gegen Gemmimer zieht
Und spaltet sein Haupt.

Da flichet im Grausen
Das Gemmimer Heer
Aus dem Lande hinaus
Und kehrt nimmermehr.

Und der König beschied
Vor den goldenen Thron
Weland, den Schmied,
Und rief: „Sei mein Sohn!"

Sprach Weland: „Ein Schmied,
Der macht Euch Verdruß,
Hab' Schwert nur und Lied
Und vom Herde den Ruß.

Einen Eidam begehrt
Ihr von fürstlichem Rang;
Sei er Euch beschert,
Ich sage Euch Dank!"

Und Weland, der Schmied,
Ging heim an den Herd,
Sang wieder sein Lied
Und schlug auf sein Schwert.

F. G. Adolf Weiß in Graz.

Herbstlied.

Lebt wohl, ihr duftenden Thäler all',
Ihr winkenden Alpenrosen!
Ade, du sprühender Wasserfall
Mit den Waldluft athmenden Moosen!

Dem Treulosen schauen die Berge nach
Und runzeln die steinernen Stirnen.
Auch grüßt mich schmollend der plätschernde Bach:
Gar gut versteh' ich sein Zürnen.

Und Trauer umwebet den fröhlichen Sinn:
Schon drohen des Alltages Schranken.
Das hastige Dampfroß trägt mich dahin
Mit der Last meiner trüben Gedanken.

Fort donnert's durch Tunnelgrauen und Nacht,
Ein Bild des wild hastenden Strebens.
Das hat uns um Glück und um Lieder gebracht,
Um den fröhlichen Sonntag des Lebens.

Die Jagd ist zu Ende. Im Abendstrahl
Begrüßen mich traulich die Gassen
Der Heimat. Schon dampfet das duftende Mahl,
Bald wird mich die Liebste umfassen.

Da steh' ich im Stübchen, ein viellieber Gast.
Vergessen sind Alpen und Rosen,
Vergessen die trübe Gedankenlast
Und des Dampfes prosaisches Tosen,

Der Zwiesprach' melodischer Tropfenfall,
Des Waldsees liebliches Leuchten —
Und duftende Küsse — ich habe sie all',
Und die Augen vor Freude sich feuchten.

Theodor Winkler in Frankfurt a. M.

Liebesnoth.

O bittersüße Lust! Beim Lampenschimmer,
Wenn ausgelärmt der Tag auf Markt und Gassen
Und stille Nacht sinkt auf die Häusermassen,
Mit dir allein zu sein in deinem Zimmer!

Bewacht von hundert Augen bist du immer,
Und wag' ich einmal deine Hand zu fassen,
Die Thüre klirrt, ich muß dich von mir lassen,
Denn auch das Kleinste gönnen sie uns nimmer.

So flieht die Zeit, bald tönt vom nahen Thurme
Die neunte Stunde schon und heißt mich gehen,
Damit so spät mich Niemand mehr ertappe:

Fort eil' ich dann mit meiner Sehnsucht Sturme —
Doch auf dem Heimweg hört die Nacht mich flehen:
„O fänd' ich einmal Siegfrieds Nebelkappe!"

Bekenntniß.

Ja, viel geliebt hab' ich in meinem Leben,
Und Dank dem Himmel, daß es mir geblieben!
Ob sie auch oft ihr Spiel mit mir getrieben,
Glück war die Liebe, Leben mir und Streben.

Sie ließ dem Staub des Alltags mich entschweben,
Sie war's, die mich der Poesie verschrieben,
Ich mußte dichten, wo ich mußte lieben —
Wer viel geliebt hat, dem ist viel vergeben.

O Schicksal, mögst du gnädig weiter walten
Und jung und frisch mir dieses Herz erhalten,
Fürwahr, es ist des Menschen höchste Habe!

Verfallen laß mich lieber früh dem Grabe,
Daß, ein Atom im Weltall, ich zerstiebe —
Hinweg das Leben, wenn ihm schwand die Liebe!

Julius Wolff in Berlin.

Gastmahl.

Schüret die Feuer, zündet die Kerzen,
Daß in die Nacht es strahlet und glänzt,
Streuet auch Rosen mit fröhlichen Scherzen,
Aber die Stirne mit Epheu bekränzt!
Bringet den Mischkrug, rufet die Zecher,
Blaset die Flöten, schwenket die Becher,
Lächelnd von purpurnen Lippen kredenzt!

Sehet, im Weine nahe und ferne
Sonnt sich die Freude auf goldigem Grund,
Blitzende Augen, funkelnde Sterne
Thun das Geheimniß des Glückes euch kund.
Stürzt euch hinein in die blinkenden Fluthen,
Laßt euch umwehen von lodernden Gluthen,
Trunken das Herz und durstig der Mund!

Ich bin der Spielmann, der Harfner und Sänger,
Greif' in die Saiten mit zitternder Hand,
Zitternd vor Lust, je lieber je länger,
Komme zu euch wie der Frühling ins Land,
Singe euch Bispel, Balladen, Schanzunen,
Seg'ne den Trunk euch mit Sprüchen und Runen,
Knüpfe der seligen Minne das Band.

Hoch! denn die Liebe in allen Gestalten,
Sickernde Quelle, wogender Fluß,
Schüchternes Schweigen, Sturmesgewalten,
Sehnender Blick und berauschender Kuß!
Hoch auch die Treue dem alten Kampane!
Schwuren zusammen uns, hielten zur Fahne,
Stichfest und hiebfest mit eisernem Schluß.

Fülle am nimmer erschöpfenden Bronnen,
Fülle, du Blonde, den Becher noch mal,
Und nicht der letzte sei's! träum'rische Wonnen,
Strömt wie der Gießbach vom Berge zu Thal!
Jugend und Lenz bringt leuchtende Wetter,
Springende Knospen, sprießende Blätter,
Liebe, dir leer' ich den vollen Pokal!

Karl Woermann in Düsseldorf.

Deinokrates.

Vitruv's Zehn Bücher über Architektur. Vorrede zum zweiten Buch.

Ich fuhr auf dunkelblauem Meer im Süden
Und sah die Wellen, die vorüberflogen,
Gepeitscht vom Dampfschiffs-Rad, dem nimmer müden.

Gebändigt folgten unsrem Kiel die Bogen,
Bedeckt mit breitem weißen Meerschaumbande,
Das hinter uns wir durch die Fluthen zogen.

Nicht weit vom alten Makedonerlande
Sahn wir des Athosberges mächt'gen Rücken
Wie Purpur glühn im Abendfeuerbrande.

Kahl ist sein Haupt; doch grüne Wälder schmücken
Die Schultern ihm. Des Meeres Wogen schlagen
An seinem Fuß den Felsensaum zu Stücken.

So lässt er seit Jahrtausenden sie nagen,
Die kleinen, wildbewegten Wellenberge,
Die kaum ihm bis an seine Sohlen ragen.

Für himmelhoch erachtet sie der Zerge,
Der ihnen trotzt im schwanken Bretternachen;
Doch gegen ihn, den Athos, sind die Zwerge.

Und wenn er lachen könnt', er würde lachen,
Des Zornes lachen der empörten Fluthen
Und ihrer kleinen, schaumbedeckten Rachen. —

Schon wurden blaß des Abends rothe Gluthen,
Und Grau lief auf den Rumpf des Berges nieder,
Daß leis er schien und langsam zu verbluten.

Da schloß ich meine müden Augenlider.
Auf aber fuhr ich, bis aufs Mark erschrocken,
Als ich von angefüllt sie öffnet' wieder.

Denn doppelt höher, als des Harzes Brocken,
Lag plötzlich an des Athosberges Stelle
Ein Mannskolos mit kurzen schwarzen Locken.

Der Mond ging auf. Bei seiner Silberhelle
Erkannt' ich eines Riesen Jünglings Züge.
Der opfernd kniete, wie an Tempelschwelle.

Die Kraft der Glieder sah ich zur Genüge
Und sah, gestützt von mächt'gen Felsenbeinen,
Hell glänzen seines Leibes Prachtgefüge.

Die ungeheuren Arme sah ich scheinen,
Wie Marmor weiß, umspielt vom Mondesstrahle,
Gemeißelt aus des Athosberges Steinen.

Die rechte Hand hielt eine große Schale,
Gesenkt, das Wasser aus ihr auszugießen,
Das von des Berges Höhen floß zu Thale.

Ich sah das Wasser dem Gefäß entfließen,
Tretsausend Fuß hoch oder auch viertausend,
Und senkrecht in das Meer hinunterschießen.

Das wunderhelle Meer empfing es brausend:
Und spielend, wie er spielt mit dürrem Blatte,
Fuhr in den Strahl der Wind, ihn wild zerzausend.

Doch auf der Linken, einer weiten Platte,
Hielt eine ganze große Stadt der Riese,
Mit einer Mauer, welche Thürme hatte.

Darüber wurden sichtbar Tempelfriese
Mit Marmorreliefs und mit Giebeldächern,
Geschmückt mit Bildwerk, das ein Kenner priese.

Dann sah ich Rauch, bald stärkeren, bald schwächern,
Aufsteigend auf den Häusermeere schwimmen,
Auf Leben deutend in der Stadt Gemächern.

Auch sah den Schein ich heller Flammen glimmen
Und hörte dumpfen Lärm herunterwehen,
Wie ein Gewirr von vielen Menschenstimmen. —

Kein völlig Trugbild war's, das ich gesehen.
Nicht ließen Fieber, die den Sinn umflören,
Den Riesenbau vor meinem Blick entstehen.

Ein Werk war's, aus der Phantasie geboren
Des großen Meisters, des gewaltig kühnen,
Den Alexander sich zum Freund erkoren.

Deinokrates! sie sollen ewig grünen,
Die Kränze, die gewunden dir zum Ruhme,
Für deine Tempelbauten, Burgen, Bühnen!

Du schufest in Dianens Heiligthume
Zu Ephesus das Gotteshaus, das hehre,
Der Baukunst große, lichte Wunderblume.

Du bautest, nah' der ew'gen Wüstenleere,
Die Pracht der Alexanderstadt am Nile,
Bespült vom heil'gen Strom, bespült vom Meere.

Doch diese Werke schienen Kinderspiele
Vor deines Geistes schöpferischen Feuern;
Du rangst nach neuem unerhörten Ziele.

Da schufst du jenen Plan, den ungeheuern,
Den Athosriesen plastisch zu gestalten,
Wie ich gesehn ihn beim Vorübersteuern. —

Gehüllt in seines Purpurs weite Falten
Saß Alexander auf dem goldnen Throne
Im Säulensaale, seines Reichs zu walten.

Da stand vor König Philipp's großem Sohne
Deinokrates, den Riesenplan ihm zeigend,
Voll Hoffnung, daß er seine Mühen lohne.

Verweilt in Anschaun sah der König schweigend,
Entzückt ob gleichgestimmten Geistes Glühen.
Dann sprach er, freundlich sich dem Meister neigend:

„Deinokrates, unsterblich sind deine Mühen.
Die Wunderstadt auf deinem Steinkolosse
Kann nur im Künstlerraum gedeihn und blühen.

Doch traun, der Künstler ist ein Gottessprosse,
Ist mir verwandt, der solchen Plan ersinnet.
Du sollst mein Freund hinfort sein und Genosse!"

Des Worte gedacht' ich, selbst versenkt in Wonnen.
Doch als ich nun beim Mondenschein, dem matten,
Zum Athos hinsah, war der Spuk zerronnen.

Der Berg mit Wäldern, Schluchten, Felsenplatten
Lag da, von Silberwolken hoch umflossen,
Und warf ins Meer den nächtgen dunklen Schatten.

Noch immer brandeten am Strand die Wogen.
Die keine Noth den hohen Athos schufen,
Wie eng sie auch das Roß um ihn gezogen.

Mir war's, als hört' ich von den Felsenstufen
Wie Hohngelächter und wie Hundebellen
Im Windesheulen eine Stimme rufen:

„Ihr wind'gen Menschen und ihr winz'gen Wellen,
Ihr wagt's, an Felsenmajestät zu tasten,
Und könnt doch höchstens selbst an ihr zerschellen!"

So rief's. Ich zitterte. Dann aber faßten
Gedanken meinen Geist, wie sie gebühren
Den Geistern, welche ruhen nicht noch rasten.

Erlahmt die Hand auch, Alles auszuführen,
Was Menschen planen, groß und übermächtig,
So ist's doch Lust, im Innern es zu spüren.

Schwach ist der Menschen Hand, ihr Leib ist schmächtig:
Doch in der Kunst sind sie des Erdballs Meister.
Selbst was unmöglich schien, lebt hell und prächtig

Ein ewges Leben in dem Reich der Geister!

Heinrich Zeise in Friedrichsruh (Lauenburg).

Entsagung.

Wo die Freude des Lebens sich hebt,
Darfst du, Armer, nicht weilen,
Doch wo Schwermuth den Schleier webt,
Dahin magst du enteilen.
Nicht wo im Tanz man sich lustig schwingt,
Ist dein Platz, o Geselle,
Doch wo einsam die Nachtigall singt,
Bist du an richtiger Stelle.

Nicht mit des Lebens mächtigem Strom
Sollst du kämpfen und ringen,
Unter des Himmels einsamem Dom
Magst du sinnen und singen.
Sieh, wie das Weltall in Gluthen schwimmt,
O, welch herrlich Gebäude,
Doch nicht für Jeden auf Erden bestimmt
Ist der Scherz und die Freude.

Lockt die Sirene auch flötend und weich
Durch bezaubernde Töne,
Folge ihr nicht in das schimmernde Reich,
Folge der ernsten Kamöne.
Sie auch bietet dir reichen Ersatz
Hier im irdischen Leben,
Sie auch lehrt dich den höchsten Schatz,
Glück und Zufriedenheit heben.

Nimmer, nimmer, bist du allein,
Sieh, es weben und ranken
Um dich den schimmernden Heil'genschein
Reiche und blüh'nde Gedanken.

Neige dich über den funkelnden Wein,
Und bei Kummer und Schmerzen
Trage des Weltalls Gluthen und Schein
Tief im klopfenden Herzen.

Ernst Ziel in Leipzig.

Ein Glaubensbekenntniß.

Canzone.

Im Frühroth schritt ich hin am wüsten Strande.
Das Meer war ruhig, feierlich der Morgen;
Die Stirn umfächelten mir laue Lüfte,
Die junge Stirn, noch nicht gefurcht von Sorgen.
Und wie ich weiter schritt im Küstensande,
Umglomm schon Purpurgluth die Felsenklüfte.
Wie frische Harzesdüfte
Schwamm's waldher über Wasser, die noch schliefen;
Ein Augenblick — die Sonne war im Prangen
Gluthvoll emporgegangen
Und spiegelte sich in krystall'nen Tiefen.
Da glänzten weit hinaus des Meeres Fluthen,
Die unabsehbar in sich selber ruhten.

Und staunend hingestellt mit dem Gefühle
Der Endlichkeit vor's schrankenlose Wogen
Des Wassers und des Aethers, fühlt' ich leise
Ins große All die Seele hingezogen.
Es wich von mir der Erde bange Schwüle,
Und ahnend schweift' ich durch der Schöpfung Kreise.
Wie eines Liedes Weise
Verklang, was mich bewegt in Lust und Schmerzen,
Und plötzlich kam, wie nie so ernst und innig,
Die Frage mir: Wer bin ich?
Da rief mir's Antwort mächtig aus dem Herzen:
Mensch bist du — und der Mensch, vor allen Wesen
Zu höchstem Ringen ist er auserlesen.

O, Mensch zu sein — welch Leben stolzgemuthet!
Der Schöpfung Herr, steht er ob allen Stoffen;
Der Erde Tiefen und der Erde Weiten
Stehn seinen Wünschen, seinen Zwecken offen;
Im Reich der Luft und wo das Weltmeer fluthet,
Weiß er sich siegreich Wege zu bereiten,
Und noch in späten Zeiten,
Wenn längst sein Leib verging im Sarkophage,
Grünt seines Geistes Saat; denn die Geschichte
Errettet jede lichte
Gedankenblüthe aus dem Sturz der Tage,
Und eines edlen Menschen bestes Schaffen
Kann nicht die Welle, die ihn trug, entraffen.

In Götternähe reicht des Menschen Wille:
Prometheustrotzig tritt er in die Schranken
Für seines Herzens leuchtende Gebilde.
Heerschaaren sind ihm seines Haupts Gedanken;
Die führt er glorreich aus des Geistes Stille
Zum Kampfe auf des Lebens Schlachtgefilde.
Da rasseln Schwerter, Schilde;
Da gilt's den Kampf der Massen wider Massen,
Und eh' sein Ideal ihm unterliege,
Löscht er in höherm Siege
Des eignen Lebens Fackel aus. Gelassen
Kann Größe über Sein und Nichtsein richten
Und, muß es sein, sich lächelnd selbst vernichten.

— Und doch! Bei solcher Höhe welche Tiefen!
Kannst zum Orion du das Haupt erheben?
Wo ist der Mächt'ge, der nicht Sklave wäre?
Es stehn am Ziel von allem Menschenstreben
Auf dunklem Grenzpfahl dunkle Hieroglyphen,
Und hinter ihnen gähnt für uns die Leere.
Auf's Herz fällt mir die schwere
Erkenntniß, daß auf dieses Daseins Firne
Die schmerzlichsten von allen Schmerzen wohnen:
Es sucht durch die Aeonen
Den Göttersonnenstrahl die Menschenstirne —
Die Sonne glüht zu hoch, und [illegible]nsuchtstrunken
Ist in den Staub des Helden Haupt gesunken.

Was ist das Leben? Ungewisses Hangen,
Beklomm'nes Athmen zwischen Morgengrauen
Und Sonnenuntergang, eine Wanderstrecke,
Von der nicht Anfang ist noch Ziel zu schauen,
Traumhaftes Zweifeln, tastendes Verlangen
Nach Licht, ein Irrsaal bald bewußter Zwecke,
Ein Jauchzen, drin der Tod, der leise,
Hochmüthige Vertrauen der leichte Ball ist,
Den ein Verborgner wirft, ein Zwietrachthaus
Kampfsuchender Dämonen,
Von denen jeder, bis er reif zum Fall ist,
Von einem Andern lauernd wird begleitet,
Der Schicksal heißt und unaufhaltsam schreitet.

Wer zählt die grausen Wurfgeschosse alle,
Die dir das Schicksal schleudert in die Bahnen?
Gefährlich sind des Bösen Neid und Tücke,
Und Krieg und Aufruhr nahn mit Blut gen Fahnen,
Und Pest und Siechthum bringen dich zu Falle,
Und Noth und Sturm drohn Umsturz deinem Glücke,
Und Leidt zerschellt die Brücke
Der Freundschaft, und auf schwanken Ozeanen
Schifft zarte Lieb', und Träume ach! verblühen
In Jugendmorgenfrühen,
Und Ruhm und Ehre wohnen auf Vulcanen.
Wie aber all dein Herzleid sich schichte,
Nähret nicht den Genius der Weltgeschichte.

Er wirft dich fühllos in das wüste Leben
Und kennt dir, festen Schritts die Menschheit lenkend,
Nur harte Pfade im Vorüberschreiten.
Du aber magst, bethrante Wimpern senkend,
Schmerzreich den Lüften deine Seufzer geben
Und maaßlos deine Brust in Klagen weiten.
Wozu solch Grämen, Streiten,
Wozu solch Müh'n nur um ein Bischen Leben?
Es muß dereinst, was unter dieser Sonne
Sich regt in Weh und Wonne,
Zurück der Erde die Atome geben.
Das Herz so weit, so jammend das Gedränge —
Vier Bretter nur — ein Sarg, so hell und enge.

— Wie klein bist du, o Mensch, vor deiner Größe!
Dich, Herrn der Schöpfung, doch der Weltgeschicke
Ohnmacht gen Sklaven, dich, gefeilt ins Schwanken
Der Zeit, dich, hohen Geistes, blinden Blickes,
Den ew'gen Widerspruch von Macht und Blöße,
Umspinnt mein Geist mit fragenden Gedanken:
Kann diese Welt der Schranken
Dein Letztes sein? Wirst du, entrückt dem Staube,
Der Selbstvollendung reife Früchte pflücken
Und dich mit Palmen schmücken?
Propheten schweigen mir — mich labt kein Glaube,
Und zweifelnd fühl' ich auf die Lippen schweben
Die dunklen Fragen: Gottheit? Ew'ges Leben?

O du, an den die schlichten Herzen glauben,
Zu dem die Völker in der Kindheit beten,
Vor dem in Andacht die Millionen liegen,
Wohl hab' auch ich zu dir den Pfad betreten,
Doch folgt' ich nicht der Gottheit sanften Tauben,
Des Denkens Aaren trieb mich's nachzufliegen.
Wohl weiß ich' nimmer siegen
Wird' ich auf diesem Weg: Gedankenflügen
Führt nie zu deinem Antlitz, lichtumflossen,
Der Zweifler Bahn erschlossen —
Und doch kann nur kein andrer Weg genügen,
Ein Licht zu finden in den Finsternissen.
Denn wo ich glauben soll, da muß ich wissen.

Dich wissen, dich, und ob nach diesem Leben
Ein anderes dem Menschen ist beschieden,
Wo ihm die Sonnen der Erkenntniß tagen —
Die Stunde würd' ins dämmernde Hienieden
Nichtstrahlen werfen und die Antwort geben
Auf seiner Widersprüche Rathselfragen.
Doch ewig zugeschlagen
Bleibt uns des Jenseits Buch. Erwählte lesen
In Weihestunden dunkungereiche Lettern
Auf toogeriss'nen Blättern,
Doch sie auch sehn nur Schatten, nicht das Wesen,
Und werden's satt, im Dämmerlicht zu spähen
Und sehnen sich zurück in Dunkelheiten.

Die Menschheit suchte Gott von Anbeginne:
Die Pyramidenbäter, der Hellenen
Und Romas Weise hoben kaum den Schleier,
Der stets ihn barg: Zung blieb das Volkerlehnen;
Denn was vom Gott klang in die Menschensinne,
War wie ein leiser Hauch aus ferner Leier.
Mit heilig dunkler Feier
Verehrt die Welt den Tiefgeheimnißvollen;
Ihm weihten Heide, Jud' und Christ Altäre —
Verdeutig blieb die Lehre,
Und Rauscher wandt' sich ab mit finstern Grollen.
Wort lebt ein Rathsel bis an's Ziel der Tage;
Denn alle Offenbarungen sind Sage.

Weisheit ist Stückwerk; Wissen ist nur Ahnen.
Ruh' unsrer Seele stammendurft zu stillen
Im Schauen höchsten Seins, im Gotterlassen
Ist uns verlagt durch einen hohern Willen.
Es will die Gottheit auf den Erdenbahnen
Das Sonnenhaupt sich nicht enthüllen lassen.
So ist denn — lern' dich fassen,
Mein Herz! — des Lebens Schlüssel uns verloren.
Das Suchen ewig: Nacht und ode Leere
Gleich uferlosem Meere
Umfangt uns ringe — und Weise werden Thoren:
Denn antwortlos fragt Einer hier den Andern,
Woher, wohin, weshalb, wie lang' wir wandern.

Und weil ich das erkannt, wohlan! so will ich
Das Schau'n, das nur verlagt ist, nicht ersehnen,
Mein, in Entsagung mit gerad'gen Sinnen
Als ein gelaß'ner Bürger gehn durch's Leben.
Der Menschendrust, zu guten Werken willig,
Bleibt viel auf diesem Stern noch zu beginnen.
Es acht kein Mensch von hinnen,
Der ganz vollbrachte seine Erdensendung.
Im ew'gen Rath ist uns das Loos gefallen,
Rastlos zum Licht zu wallen
Durch Weh und Quat, durch Irrthum und Verblendung.
Denn gibt's zu heißen viel und viel zu klären —
Zu trocknen bleiben uns noch tausend Zähren.

Auf hin und mannhaft — höchste Lebenskrone,
Zeibl, Bettlerstirnen königlich zu schmücken!
O, ringt danach mit ruheloem Streben,
Die Brüder all', die theuern, zu beglücken!
Fragt selbstlich nicht nach eurer Thaten Lohne —
Sich selbst verederlin, das heißt wahrhaft leben.
Warum die Schwing' erheben
In pfadlos nebelhaften Wolkenflügen?
In diesem Sein voll wehenlosen Scheines
Ist wahrheit nur Eines —
O, das ergreift, als ob's mit Flammenzügen
Ein Gott euch tatlich in die Seele schriebe: —
Des Menschen Höchstes ist die Menschenliebe.

Agave.

Dramatisches Gedicht
von
S. H. Mosenthal.*)

Pentheus, König von Theben.
Agave, seine Mutter.
Orpheus.
Tiresias.
Apollon.
Männer und Frauen von Theben. Gefolge des Tiresias.

Scene:
Das waldige Haupt des Kithaeron bei Theben. Mondnacht, Morgengrauen.

Agave.

Töchter ihr des siebenthorigen Thebens,
Kadmoskinder, die ihr der Kadmostochter
Folgt, Agave, des großen Echion Gattin,
Thebens Königs, der zu des Hades Schatten
Niedersank und den Herrscherstab dem Sohne
Ließ, dem geliebten, Pentheus, meinem Sprößling,
Töchter Thebens, schaart euch um eure Herrin
Hier auf des Kithaerons waldigem Gipfel,
Bis sich Phoebus zeigt, mit dem goldnen Rossen
Von der Hyperboraer eisigen Küsten
Steuernd zu dem lorbeerumgrünten Delphi:
Dann erhebet die Hände, mit Flehgesängen
Grüßet den Gott des Lichts, den ewig reinen
Makellosen von ird'schem Staub, den holden
Phoebus Apollon!

Chor der Frauen.

Phoebus Apollon!
Blondgelockter Gott mit dem goldnen Bogen
Sei uns gewogen!
Der aus Leto's heiligem Schooß entstammt,
Den der Strahl des himmlischen Lichts umflammt,
Das er segnend über die Erde gießt,
Sei uns gegrüßt!

Agave.

Delos' öde Klippe starrt in den Wogen,
Leto, irrend, findet dort Asyl,
Sieben Schwäne kommen herangezogen
Tragend Hermes' stummes Saitenspiel:
Da erglänzet von Gold die öde Küste,
Iris neigt die Palme der Mutter zu,
Legt den lächelnden Sohn ihr an die Brüste,
Und das himmlische Auge öffnet du!
Da erklingt die Leier, die Luft durchschallen
Süße Töne der jubelnden Nachtigallen,
Lorbeer grünet und duftige Blüthenflocken
Streut die Zephyr in die ambrosischen Locken,
Und du richtest dich auf und greifst zum Bogen
Licht verkündend der Welt, dem du entstammt;
Ha! du nahst, dein strahlendes Auge flammt!
Phoebus Apollon! Sei uns gewogen!

Chor der Frauen.

Phoebus Apollon!
Blondgelockter Gott mit dem goldnen Bogen
Sei uns gewogen!

(Die Sonne geht auf.)

Chor der Jäger.

Paean! Paean!
Im Thau der Morgenlüfte
Jaget zur frischen Pirsch!
Treibt durch Kithaerons Klüfte
Den Eber und den Hirsch!
Schmettert durch das gewundene Horn
Den schallenden Paean!
Hetzet durch Wald und Busch und Dorn
Die Meute mit scharfem Zahn,
Schnellet den Pfeil vom Bogen,
Die Beute ist uns gewiß,
Du Göttin sei uns gewogen,
Du keusche Artemis!
Paean! Paean!

Pentheus.

Der kühle Thau der Nacht
Wie stärkt er Herz und Glieder,
Die keusche Göttin lacht
Durch Wipfel auf uns nieder.
Des Mondes Silberbogen
Leuchtet auf ihrem Haupt.
Voran! und frisch gezogen,
Wo dicht der Wald belaubt,
Wo lockende Najaden
Im Mondenscheine baden
Ihr goldgewelltes Haar.
Vorüber! junge Schaar!
Die Hindin pfeift, der Eber bellt,
Den Bogen spannt, die Pfeile schnellt!
Zur frischen Jagd gezogen!
Die Beute ist uns gewiß!
Die Göttin ist uns gewogen,
Die keusche Artemis!

Chor.

Schnellet den Pfeil vom Bogen u. s. w.

Pentheus.

Dort legt die Beute auf den Rasen nieder!
Doch wen erblick ich? Hoher Frauen Chor,
Die Hände heben flehend sie empor,
Phoebus, dem Strahlenden, ertönen ihre Lieder.
Es ist die Königin, hochheilig, meine Mutter
Agave ist's! in Ehrfurcht weicht zurück!

Agave.

Ihr Töchter Thebens! Wen gewahrt mein Blick!
Pentheus! mein Sohn!

*) Alle Autorenrechte vorbehalten.

Pentheus.

Heil dir, erhabne Frau!

Chor.

Der Mutter und dem Sohne Heil und Freude!

Agave.

Sei mir gesegnet, du, mein geliebter Sohn!
Du dienst der keuschen Göttin des Mondenlichts,
Wie ich dem reinen Gott der Sonne.
Laß uns die Kinder der Leto grüßen!
Die hocherhaben über der Erde Staub
Die Seele, frei von irdischer Leidenschaft
Zu reinen Himmelssphären tragen,
Ueber der Menschheit niedres Weben!

Pentheus.

Erhabne Mutter, Tochter aus Kadmos Stamm,
Verwandt den Göttern! Sieh mich gebeugt vor dir,
Und deiner Seele reiner Klarheit,
Drin sich Apollons Auge spiegelt.
Der keuschen Tochter Leto's, dem hehren Sohn
Phoebus Apollon, himmlischen Lichtes Quell,
Sei meines Herzens ganze Ehrfurcht,
Thebens Opferaltar geweihet.

Agave.

Dem Schwure leuchtet freudig Apollons Strahl,
Erheb die Hände, Sohn, und gelob es laut:
Den Kindern Leto's sei auf ewig
Thebens Opferaltar geweiht.

Agave, Pentheus, Chor.

Hört es, Geschwister, leuchtend am Himmelszelt,
Vernehmt den Eidschwur, den euch der König heut:
Euch, lichten Göttern, sei auf ewig
Thebens Opferaltar geweihet.

Orpheus.

Halt ein, o Königin! Versuche nicht
Mit unbedacht'gem Eid die hohen Götter!
Denn furchtbar zürnen die Unsterblichen
Dem, der den Zoll der Ehrfurcht ihnen weigert,
Und rächen grausam ihr gekränktes Recht.

Ich hab die Macht der Himmlischen empfunden,
Als mir ihr Zorn das Theuerste entwandt!
Als Eurydike mir der Tod umwunden
Und sie entführte in der Schatten Land!
Gerührt durch meine Thränen, meine Lieder,
Gab sie der Hades selber mir zurück,
Frohlockend schon umfaßte sie mein Blick —
Und in das Reich des Todes sank sie wieder,
Denn unerbittlich waltet das Geschick!
Drum hüte sich der Mensch mit stolzen Reden
Der ew'gen Götter Einen zu befehden!

Agave.

Wie, edler Sänger, zeihst du mich der Schuld,
Der hohen Götter Einen zu verletzen?
Altäre rauchen ihrer ew'gen Huld
Und opfern ihren heiligen Gesetzen;
Wer von den Himmlischen entbehrte je
In Theben seine reine Opferflamme?

Orpheus.

Der junge Gott aus deinem eignen Stamme
Dionysos, der Sohn der Semele.

Agave.

Ich kenn' ihn nicht!

Chor.

Sprich, hoher Seher, sprich!
Der junge Gott, wie offenbart er sich?

Orpheus
(mit begeisterter Stimme).

Vom Götterstrahl des Lichts empfangen
Aus dunkler Erde Mutterschooß,
Ringt sich mit heißem Gluthverlangen
Der junge Gott zum Lichte los,
Der Erde Pulse sie durchbeben
Sein Herz mit wunderbarem Leben,
Es schwillt die Frucht von süßer Kraft,
Die Traube füllt der Purpursaft;
Der irdische Stoff, dem wir entstammt,
Wird von der Himmels Gluth entflammt;
Ein süßer Taumel füllt die Brust
Mit neuer Gluth und Werdelust,
Fortzaubernd Erdenleid und Schmerz
Durchlodert der Gott das Menschenherz!
Lyaeos, der Erlöser, heißt
Der Gott, den nun die Erde preist!

Chor.

Lyaeos, der Erlöser heißt
Der Gott, den nun die Erde preist!

Agave.

Mag Thracien mit seinen Söhnen
Dem neuen Gott der Erde fröhnen,
Was gilt er uns? Wir sind ihm gleich:
Ein Sohn ist er aus Kadmos Reich!
Wie Semele — so bin auch ich!
Gebar sie ihn, gebar ich dich!
Mein Pentheus, königlicher Sohn,
Du thronst auf deiner Väter Thron!
Den lichten Göttern dienen wir —
Nicht dem, der erdentstammt wie wir!
Nie wird sich dieses Knie ihm beugen,
Dem wilden Taumel sprech' ich Hohn!
Dich, Phoebus, ruf ich an als Zeugen!
Nie beug' ich mich Semeles Sohn!

Pentheus.

Dich, Phoebus, ruf ich an als Zeugen!
Den Eid, o Mutter, wahrt dein Sohn!
Nie soll sich dieses Knie ihm beugen,
Dir, Dionysos, sprech' ich Hohn!

Orpheus.

Weh euch! die Eumeniden zeigen
Sich meinem Seherauge schon!
Weh euch, die sich dem Gott nicht beugen,
Vernichtung trifft den frevlen Hohn!

Chor.

Was rauscht durch des Kithaerons Zweigen
Mit jauchzend schauderwollem Ton!
Weh uns, der Gott wird sich uns zeigen,
Es rächt sein Grimm den frevlen Hohn!

Chor der Bacchanten
(wilde bewegt).

Evoë, Evoë, preiset den Gott,
Den Freudenbringer,

Den Schmerzenbezwinger,
Lyaeos, den dunkelgelockten preist!
Kränzt euch, ihr Götter, mit Veilchen und Rosen,
Den Gott des Jubels, den Sorgenlosen,
Feiert mit uns!
Der Wonne kredenzt im ambrosischen Wein,
Pauken und Flöten, schallet darein!
Evoë! Evoë!

Dionysos.

Auf der Freude goldnen Schwingen
Staubgeborne, steigt empor!
Laßt den Dithyrambos klingen,
Mich ergötzt der Jubelchor,
Von des Indus gelben Wogen
Zu Atlantis' blauem Strand
Kommt der Freude Gott gezogen,
Schwingt den Thyrsos in der Hand!
Und gerührt von irdschem Leide
Beut er euch den goldnen Wein,
Und erfreut sich eurer Freude;
Frühlingsjubel ziehe heute
Jauchzend in die Herzen ein!

Chor der Bacchanten.

Evoë, Evoë! stimmet ein!
Preiset den Gott, den Freudenbringer,
Den Schmerzensbezwinger,
Der uns kredenzt den goldenen Wein!

Dionysos
(zu den Thebanern).

Was zögert ihr in starrem Träumen?
Erkennt ihr nicht Semelens Sohn?
Hier unter diesen finstern Bäumen,
Verhallt des Dithyrambos Ton.
Den Thyrsos schwing' ich! Dunkle Fichten
Verwandelt euch in Rebengrün,
Schmückt euch mit Trauben, purpurlichten,
Aus Epheuranken, saftig dichten,
Laßt junge Frühlingsblumen blühn!
Seht dort! Die goldne Traube schwillt!
Die Kelter preßt, die Schale füllt!
Mit Flötenspiel und Paukenklang
Stimmt an den Auferstehungsgang!

Chor der Thebaner und Thebanerinnen mit den Bacchanten,
in beschleunigter Erregung.

Seht dort! die goldne Traube schwillt,
Die Kelter preßt, die Schale füllt!
Mit Flötenspiel und Paukenklang
Stimmt an den Auferstehungsgang:
Evoë Evoë! stimmet ein!
Preiset den Gott, den Freudenbringer,
Jauchzet dem Gott, dem Schmerzbezwinger,
Der uns kredenzet den goldenen Wein!
Evoë! Evoë!

Agave.

Haltet ein!
Nimmer sollst du,
Gott des Taumels,
Kadmos' Tochter,
Thebens König
Deinem frevlen Dienste weihn!
Deinem Ahn sind
Wir entstammt:
Kadmos' Enkel
Gleich wie du!
Gott Apollon ist mir Zeuge,
Leto's lichtumfloss'ner Sohn,
Daß ich nie vor dir mich beuge,
Deiner Gottheit sprech' ich Hohn.

Orpheus.

Weh verstumme!

Dionysos.

Staubgeborne!
Zeus' Erzeugter steht vor dir!

Agave.

Kadmos' Enkel, so wie wir!

Orpheus.

Königin!

Dionysos.

Sink auf die Knie!

Agave.

Vor Semelens Sohne! Nie!

Orpheus.

König!

Pentheus.

Nein! Agave's Sohn
Spricht dem Gott des Taumels Hohn!

Orpheus.

Weh! des Gottes Brauen wettern!
Staubgeborne! Dient den Göttern!

Agave.

Fluch dem Gott der Rasereien!
Fluch dem Dienst, den er gebracht!

Orpheus und Chor.

Sohn des Zeus, kannst du verzeihen!

Dionysos
(mächtig).

Fühle denn des Gottes Macht!
(Er berührt sie mit dem Thyrsos.)

Agave.
(Dithyrambos.)
(Der immer wilder gesteigerte Gesang wird vom Chore mit einzelnen Ausrufungen: „Evoë," dann mit Wiederholung einzelner Verse und Versgruppen begleitet.)

Was zuckt durch das Herz, wie ein glühender Strahl,
Was lodert durch Hirn mir und Nerven!
Wie die Erde bebt, wenn der Feuergott
Das innerste Mark ihr erschüttert.
Was loht hellauf! mänadische Wuth!
Der verwirrende Taumel der Gottheit!
Den Thyrsos gebt, die Schale kredenzt,
Den ambrosischen Trank des Lyaeos!
Lyaeos? Nein! Gott Bromios ruft!
Die lärmende Gottheit des Taumels!
Schlagt wirbelnde Pauken und laut aufjauchzt
Dithyrambischen Jubel der Gottheit!
Auf fleckigem Pardel zieht er einher,
Auf dem Leu'n, dem mähnenumwallten,
Umtanzt von der Böcke gehörnter Schaar
Von Satyrn umschwärmt und Dryaden.
Von Jubeltönen erschallet der Wald,
Laut kündet es Echo den Lüften:
Erlöst ist die Erde vom Schlummer der Nacht,
Zeus' Urstrahl hat sie empfangen.

Aus dem Schooße springt aufjauchzend der Sohn,
Der unsterbliche Sohn Dionysos,
Der Bringer der Freude, der Spender des Weins,
Der Vergessenheit Gott und des Taumels!
Ihm nach! Ihm nach im Triumphzug rast
Mit fliegendem Haar mit Epheu bekränzt,
Schlagt wirbelnde Pauken und laut aufjauchzt:
Evoë dem Gott Dionysos!

(Der Diebstrambos, vom Chor begleitet, hat seine Höhe erreicht und verhallt, von den Bacchanten gesungen, während des Folgenden.)

Pentheus.

Halt! Mutter! halt ein! Nicht folge dem Zug
Der taumelverzückten Mänaden.
Gedenke des Eids! Mit dem ehernen Speer
Sonst hemm ich den Weg dir gewaltsam!

Agave.

Wer hemmt den Weg der begeisterten Braut
Des rebenumkränzten Lyaeos?
Ein Eber ist's, aus Aetoliens Schlucht,
Ein Eber mit dräuenden Hauern.
Den Speer gebt her! So stoß ich ihn tief
In die Brust dem zottigen Unthier;
Es raucht sein Blut als Opfer empor
Dem beleidigten Gott Dionysos!

(Sie eilt auf Pentheus.)

Orpheus.

Wehe! Rasende! was thust du?
Pentheus ist's, dein eigner Sohn,
Weh! von deinem Speer getroffen,
Unglückselige! sinkt er hin.

(Pause.)

Pentheus.

Mutter! Mutter!

Agave.

Welche Stimme!
Pentheus! Pentheus! Ew'ge Götter!
Weh mir, was hab' ich gethan!

Orpheus, Chor.

Wehe! wehe! Thebens König
Fiel durch seiner Mutter Hand!

(Pause.)

Agave.

Was steht ihr starr um mich, ihr Töchter Thebens?
Blickt her! so straft der Unnahbaren Zorn
Die Sterbliche, die ihrer Macht getrotzt!
Und nun — was nun? ihr triumphirt, ihr Götter!
Da liegt mein Alles todt, mein Sohn, mein König!
Und hilflos faß' ich seinen starren Leib
Und kann ihn nicht in's Leben wieder küssen —
Mit meinen Thränen weck' ich ihn nicht mehr!
So macht ein Ende! Du, Phoebus Apollon,
Send' einen Pfeil in dieses Mutterherz
Und laß es brechen auf dem Grab des Sohnes!

Chor
(Leise.)

Erbarmt euch ihr Himmlischen
Der unglücksel'gen Mutter!

(Pauses, beruhigendes Vorspiel.)

Apollon.

Du schwer Getroff'ne
Vom Zorn des Gottes,
Erbarmen weckt mir
Dein tiefes Weh!
Erlösend wandl' ich
Dich, o Agave,
Erspriess' als Pflanze
Aus diesen Klüften,
Die deine Thränen
Und deines Sohnes
Herzblut bethaut!
Mit starren Blättern,
Düster grünend,
Rage empor
Aus einsamen Felsen,
Und einmal nur
Im Lauf des Jahrhunderts
Erblühe dir
Die duft'ge Blume,
Grüßend das Antlitz
Des Sonnengottes!

Schlußchor.

Dienet in Demuth
Gnädigen Göttern!
Fromme Verehrer
Schirmet ihr Schutz!
Störrige Sterbliche,
Thörichten Trotzes,
Donnern sie drohend,
Grollenden Grimmes,
Zum Hades hinab!

Nachbarskinder.

Skizze

von

Elise Polko.

Sie war die glücklichste junge Mutter weit und breit, jene reizende blonde Frau des Bankiers in der breiten Straße, das verwöhnte Kind des Reichthums, — das meinten damals alle Leute, die dem großen Hause gegenüber wohnten, an dessen Spiegelscheiben sie mit ihrem Knaben auf dem Arm so oft erschien, als wolle sie ihn der ganzen Welt zeigen. — Die fleißige junge Lehrersfrau im düstern Parterrezimmerchen drüben ließ jedesmal ihre Arbeit in den Schooß sinken und gönnte ihren Augen die Erholung an jener schlanken Gestalt in Spitzen und Seide, und noch mehr an dem rosigen blonden Kinde, das immer mit den runden Händchen an die Scheiben patschte, oder gar der Mutter in die Locken fuhr und das kostbare Brüsseler Häubchen, das sie trug, unbarmherzig zerzauste. Ein paar hundert Gulden wurden oft mit einem einzigen kühnen Griff geopfert. Ueberhaupt zeigte der Kleine von allem Anfang an eine besondere Vorliebe für die Zerstörung der kostbarsten Dinge. „Ein Communist steckt in ihm," seufzte der Vater zuweilen. — Einmal hatte er gar ein Perlenhalsband zerrissen und aus der offenen Balkonthür die unschätzbaren Perlen auf die Straße hinabrollen lassen. Die junge Mutter hatte freilich nur dazu gelacht. Was kümmerte sie solcher Verlust? — Es gab andere Perlen genug in der Welt, und ihr Mann war ja jeden Augenblick bereit, ihr ein anderes, noch schöneres Halsband zu schenken. Legte er doch fort und fort Spitzen, prächtige Stoffe und blitzenden Schmuck zu ihren kleinen Füßen opfernd nieder, wie man dergleichen schon als Mädchen ihr dargebracht. Sie war eben in der Atmosphäre des Reichthums aufgewachsen — — es war ihre eigentliche Lebensluft. Wie Andere gewohnt waren zu sparen, ängstlich zu rechnen, so mußte sie verschleudern mit immer vollen Händen, — freilich zuerst für sich, dann auch — gelegentlich für Andere. Ihr Leben war „eine Reihe von schönen Tagen" gewesen, — sie fand es vielleicht eben deshalb dann und wann herzlich langweilig und suchte Zerstreuung. Eine Art von geistiger Verwandtschaft bestand wohl zwischen ihr und jenem rührenden Typus unwissender verwöhnter Frauen, der reizenden kleinen Tora des Charles Dickens, nur kümmerte sich jene doch innerlich nicht bestem Wissen und Gewissen um ihren jungen Hausbalt. Sie kaufte freilich stets das Theuerste und Unbrauchbarste, aber sie meinte doch wenigstens das Billigste und Nützlichste anzuschaffen. — Die reiche Frau aber kaufte nur, was ihr gefiel, und es gefiel ihr stets das Kostbarste. Für ihren Haushalt ließ sie ihre Birthschafterin und ihren Koch sorgen, für alles Andere ihre zahlreiche Dienerschaft. Von der Last der Armuth, von dem täglichen stillen Ringen und Kämpfen Tausender um sie her, hatte sie nur einen dunkeln Begriff und hatte gewiß, wie einst die unglückliche Marie Antoinette, wenn man ihr von dem Mangel an Brot für eine hungernde Menge erzählt, ganz erstaunt gefragt: „Warum essen denn die thörichten Leute nicht kleine Kuchen? Sie sind ja so billig" —

Die junge Lehrersfrau drüben dachte zuweilen darüber nach, wenn sie Sonnabends ihr Ausgabebuch seufzend zusammenrechnete, während ihr Mann zur Erholung Melodien suchte auf dem alten Spinett, — wie viel wohl der Haushalt gegenüber kosten könne, aber ihre Phantasie vermochte trotz aller Anstrengung keine Summe festzustellen, und das Resultat dieses Grübelns war stets ein Rechenfehler von einigen Pfennigen. Sie freute sich einstweilen, daß die vielen Feste und Bälle aufgehört hatten; ihr armer halskranker Mann, der immer bis spät in die Nacht hinein über den Schreibheften seiner Schüler saß und dann eine ungeheure Ruhe brauchte, wurde bis zum Fieber von den wirren Klängen aufgeregt. — Aber gar lange währte jene wohlthuende Pause doch nicht, das alte Treiben begann von Neuem in dem schönen Hause, und die großen Fenster wurden die Verzeichniß fast jeden Abend bis gegen den Morgen hin auf die Straße, die Wagen rasselten her und hin, und in dem brennenden Kopfe des jungen Lehrers wirbelten die lateinischen Vocabeln einen tollen Tanz bei der Musik, die da drüben aufspielte. — „Wie nur das Kind dabei schlafen kann?" fragte oft die junge Lehrersfrau. „Wenn sie mir's doch herüberschicken!"

Zu ihrem Kummer erschien die vornehme Nachbarin immer seltener und flüchtiger mit dem heranwachsenden Knaben am Fenster, — sie litt auch nicht mehr, daß seine Hände die kunstvolle Frisur zerstörten, und die Wärterin stand allezeit bereit, den wilden Buben in Empfang zu nehmen. „Wie konnte man nur solch ein Kind fremden Händen überlassen?! Wer es doch nur einmal hatte tüchtig abküssen dürfen! — Welch ein Himmelsgeschenk solch ein kleines Ding doch sein mußte!" — Das Kind war das Einzige, um das sie die reiche Frau da drüben still und heiß beneidete. Ach nein, — doch noch um ein Anderes — um das kostbare Instrument, das man eines Tages vor ihren Augen in das Haus getragen. Ein Freudenruf ihres Mannes hatte sie darauf aufmerksam gemacht. „Sieh, Clara, welch ein prachtvolles Clavier. Das wäre doch das Höchste, was ich mir auf der Erde wünschen möchte"

„Das Höchste, Adolf?! Freele nicht"

Er trat zu ihr und neigte sich, um ihr Schönes braunes Haar zu küssen —

„Du hast Recht, es gibt heiligere Wünsche — vor Allem die Gesundheit. Aber es müßte doch ein Labsal ohne Gleichen sein, ein solches Ding singen zu hören unter seinen Fingern! Ob wir's jemals dahin bringen könnten?"

„Wir werden uns ein Lotterieloos ersparen, und dann das große Loos gewinnen" tröstete sie — Und mit diesem Trosie versuchte er denn geduldig Tag für Tag den Staub und die Hitze einer engen überfüllten Schulstube und alle heimlichen Kränkungen und Aergernisse vor seinem alten Spinett zu vergessen, das eine eben so kranke Stimme hatte wie er selber. —

Am Tage nach diesem tarzen Gespräch war es, als der reiche Hausherr von dem Börsenbericht aufblickend fragte: „Hast du deinen neuen Flügel schon probirt, mein Engel?"

„Nein — ich schlug ihn nur auf, — er sieht so hübsch aus, — ich hatte noch keine Zeit!" antwortete die reizende Frau und vertiefte sich wieder in die neusten Pariser Modenberichte. —

„Apropos, Theuerster," setzte sie nach einer Weile hinzu und blickte ernsthaft zu ihrem Manne hinüber — „was soll denn unser Knabe werden? Es ist hohe Zeit, darüber nachzudenken, er wird drei Jahre alt. Er hat gewiß eine Fülle von Talenten, aber es gilt jetzt, sie zu entdecken und auszubilden. Mein Kind soll kein Kaufmann werden, der ewig rechnet und zählt. Entweder ein schöner Gardeoffizier oder ein berühmter Künstler!" —

„Nun, ich denke, es dürfte das Beste sein, unsern Sohn selber darüber zu befragen," lächelte er. —

In diesem Augenblick drang ein wirres musikalisches Gerausch aus dem Musiksaal. Schrille, mächtige unbestimmbare Accorde, ein seltsames Sausen und Brausen wogte und wallte daher. Die schöne Frau erhob sich erschreckt und öffnete die Thür. — —

Welch ein reizender Anblick: da stand der blonde Abgott des Hauses auf den Tasten des neuen Instruments, in dem leichten Costüm, in welchem er zu Hause der Wärterin entschlüpfte, die eben im Begriff gewesen war, das große Werk der ersten Toilette an ihm zu vollenden. Die beiden Händchen stemmten sich auf den zurückgeschlagenen Deckel, das Köpfchen wendete sich in übermüthigem Lachen, die rosenrothen nackten Füßchen aber machten auf den breiten weißen und schwarzen Tasten die gründlichsten und unermüdlichsten — — Pedalstudien.

Der Vater lachte: „Da hast du die Antwort, meine Theure, — unser Sohn wird ohne Zweifel ein Orgelvirtuose."

„Orgelvirtuose — wie Bach?! Nun das wäre schon etwas," antwortete sie lebhaft, noch immer in den Anblick des Knaben versunken. „Aber ich sehe Höheres in diesem Kinde: ich wette, unser Sohn wird ein Componist, ein zweiter Mozart werden. Hörst du nicht, daß es wunderbare Melodien sind, die er stammelt?! Hat man jemals Akkorde gehört?! Es ist eine Art zukünftiger Ouvertüre, lieber Richard! O wie will ich dies Talent hegen und pflegen, Niemand soll mir mein Wunderkind in das Joch des Lernens spannen. Frei und ungehindert soll er seine Flügel regen und sich entwickeln, um dereinst die Welt zu entzücken, als — Genius der Musik!" —

* *

Einem [illegible]enleben ist [illegible] Tonart und [illegible] Tempo vorgeschrieben, ein jedes Talent hat seinen bestimmten Rhythmus nach welchem [illegible] fließt dahin wie ein Andante von Bach, wie ein feierlicher Choral von Bach, — manches braust [illegible] wie des letzte Satz der Appassionata von Beethoven, ein anderes ist kurz und glänzend wie eine Melodie von Mozart, manches gleicht einem Nocturno Chopin's, manches einem lustigen Tanz — die meisten sind voll Schumann'scher Bizarrerie, die armsten voll von Dissonanzen, die sich erst in dem Todesaccord, der Todesstunde, lösen. —

Das Talent jener reichen Frau war zum Glück eine Mozart Melodie, sie endete fröhlich zur rechten Zeit. Man trug sie hinaus in den stillen Garten des Schlafes, ehe die eherne Hand des Schicksals mit schwerem Schlagen an ihre Pforte klopfte. — Ihr Grab war längst schon mit dichtem Epheu überspannen, als das reiche Haus mit einer grellen Dissonanz zusammenbrach und der stolze Herr dieses Hauses durch Selbstmord endete. Sie erlebte es nicht, daß der Abgott ihres Herzens, den sie bis zum zweiten Jahre verziehen durfte, der künftige große Componist, als der weltweite Verschwender und größte Taugenichts genannt wurde, bis er eines Tages, kurz vor dem Fall des Hauses, mit einer Kunstreitertruppe verschwand. — An den Parterrefenstern war er täglich vorübergestreift und hatte lachend hineingeschaut und gemalt, auch in vollem Uebermuth wohl einmal eine Hand voll Rosen hineingeschleudert, nach denen dann ein kleines braunlockiges Mädchen jubelnd griff. Später hatte dies Kind gar oft an der Thür gestanden, wenn er seine Pferde bestieg, um ihm bald ängstlich, bald voll Bewunderung nachzuschauen, wenn er dahin jagte. — —

Das war schon lange her. Niemand gedachte mehr seiner und des reichen Hauses, das man in eine Fabrik umgewandelt hatte; nur die kleine blasse Lehrerstochter, deren Haar schon Silberfäden durchzogen, legte zuweilen einen Feldblumenstrauß auf den vergessenen Hügel ihrer Nachbarin, wenn sie einen Kranz auf das Grab ihres Mannes trug. Ein schlankes, heranwachsendes Mädchen schwebte dann neben ihr her wie eine weiche graziöse Achtelbegleitung zu einer schlichten Melodie: das Kind der Wittwe. Viele Thränen hatte die Ueberlebende um den Heimgegangenen geweint, aber sie gönnte ihm doch im Grunde des Herzens die selige Ruhe. Brauchte er nun doch nicht mehr zu reden und mit der schwachen, kranken Stimme Tag für Tag die lärmende Schaar zu übertönen versuchen und nicht mehr bis tief in die Nacht mit den todmüden Augen über den Socalen zu hangen. — — Und das Lotterleben hatten sie sich doch trotz aller Anstrengung und heimlicher Opfer nicht erspart, und so nahm der Sterbende denn seinen großen Wunsch mit ins Grab. — „Die Ehrenschuld dort oben wird schöner sein als alle Instrumente der Welt," hatte er noch leuchtenden Blickes gesagt, — „nur ist, als höre ich sie schon aus weiter Ferne herüberklingen, — — betrübe dich nicht, daß wir das schöne Clavier nicht kaufen konnten! Unser Kind wird glücklicher sein als wir!" — — Das Kind war ja der Sonnenschein in seinem und seines Weibes Leben; ihre leichenfrohe Stimme sang ihm Wiegenlieder, und die kleinen Hände fanden sich so schnell, unter seiner Leitung, auf den schwarzen Tasten des summenden Spinetts zurecht. — „Sie wird ihr Glück machen durch die Musik!" das war sein letztes heiteres Hoffen vor dem feierlichen Ernst seines Lebens-Nocturnos. —

Eine Musikerinnen stehte in der That in dem Kinde; sie wurde nach dem Tode des Vaters die beste Schülerin des Stadtcantors, und ihr reizendes Talent und ihre anspruchslose Lieblichkeit brachte ihr auch ein „Glück" — wie es der Vater für sie prophezeit, — die Liebe eines edlen Mannes, der sein junges Weib wie ein Kleinod auf den Händen trug. Und was der Todte sich vergeblich erstrebt, es stand in dem reizenden Stübchen seines Kindes: ein schönes Clavier. Mit welchem dankbaren Entzücken spielte sie nun alle die Lieblingsmelodien des Todten, und mit welcher tiefen Erregung lauschte dann die Mutter, die bei ihrem Kinde ein trautes vergangenes Heim gefunden.

An einem Frühlingstage aber geschah etwas Wunderbares. Es war am Geburtstag des Todten, — draußen grünte und blühte der Mai, — goldener Sonnenschein lag auf allen Landen. Die junge Frau spielte eben die zauberische Frühlingssonate Beethoven's — — da schrillten von der Straße die grellen Klänge eines verstimmten Leierkastens herüber. — — Eine Weile verhielten die zierlichen Frauenhände die fremden Töne zu übertönen — immer zaghafter fielen die Blüthen der Beethoven'schen Klänge nieder — — es war vergebens, es hielt sich nichts zudecken. Immer martervoller schrie es da draußen. „Hört auf — ich bin Euch" rief zornig die Spielerin und eilte hinaus. — Da stand der musikalische Storenfried, ein kräftiger Leiermann im grauen Hut, mit Gleichmuth seine Kurbel drehend. — — Da haben sich die Bilden sehr lange und verwundert angeschaut — — längst vergangene Zeiten wurden in der Seelen Beider lebendig. — „Ritterab legte dann die junge Frau eine reiche Gabe in die Hand des wandernden Musikanten; — — die Nachbarskinder hatten sich erkannt. —

Blaß und bewegt drückte später die Tochter ihr blutendes Gesicht an die Brust der Mutter mit der Beichte: „Ich habe den wilden Hans wiedergesehen!" —

Und die Erinnerung an diese Begegnung des einst so schönen, stolzen Nachbars blieb die einzige leise Dissonanz in dem harmonischen Fluß eines glücklichen Frauenlebens.

Lachendes Leben.

Novelle

von

Ludwig Habicht.

„Du wirst mir also morgen deine Freundin mitbringen?“

„Ja wohl, Herr Professor.“

„Ich sagte dir schon, daß ich noch nicht, wie mein Oheim, diese hohe Directorleier erstiegen habe. Ich heiße einfach Otto Wellenberg. Hoffentlich wirst du mir nicht unireu, weil du dich nicht mehr rühmen kannst, einem Professor Modell zu sitzen?“ und der junge Maler stieß sein glückliches, übermüthiges Lachen aus, das sich so trefflich mit seinen vierundzwanzig Jahren und seinem frischen, von blühender Jugend und Lebenslust strotzenden Gesicht, vertrug.

Das junge Mädchen senkte nur erröthend, statt aller Antwort die langen Wimpern zur Erde, und wie es jetzt dastand, war um die hohe, schlanke Gestalt, mit dem feinen lieblichen Antlitz, etwas Madonnenhaftes gebreitet; obwohl es den scharfen Augen des Künstlers nicht entging, daß dieser madonnenhafte Ausdruck bereits etwas an Schablonenhaftes erinnerte. War doch die Kleine von seinem Oheim vorwiegend nach dieser Richtung hin als Modell benutzt worden.

„Ist aber deine Freundin so schön, wie du behauptest?“ fragte der Maler von Neuem.

„Ja wohl, Herr Pro —“

„Wellenberg,“ — schaltete der Künstler lachend ein. — „Ach, was ich noch vergaß, ist sie brünett oder ebenfalls eine Blondine?“

„Sie hat blondes Haar, wie ich, Herr Professor.“

„Das ist schade, dann muß ich doch darauf verzichten. Ich brauche des Contrastes halber eine Brünette. Sie kann weniger schön, nur voll und blühend muß sie sein. Weißt du nicht eine solche?“

„Nein, Herr Professor.“

Der junge Maler war es müde, gegen den ihm aufgebürdeten Titel noch länger anzukämpfen, und fand sich in sein Geschick. Das Modell hatte sich einmal bei seinem Oheim den „Herrn Professor“ so angewöhnt, daß es davon nicht mehr lassen konnte. „Dann muß ich sehen, wo ich hier eine solche Schönheit auftreiben kann, es wird schwer genug halten. Du kommst also morgen allein, Kind, und bringe nur ein recht fröhliches Gesichtchen mit. Ich habe ein anderes Genre als mein Oheim. Lache nur einmal, du glaubst gar nicht, wie reizend du dabei aussiehst.“

Das Antlitz des jungen Mädchens beheilt den ernsten, sinnigen Ausdruck, der darin bereits wie ausgemeißelt erschien.

„Nein, nein sieh mich einmal an und lache, das mußt du lernen.“ Wellenberg trat an die Kleine dicht heran, hob ein wenig ihren gesenkten Kopf und betrachtete sie mit seinen dunklen blitzenden Feueraugen. „Lache nur!“ und als wolle er sie durch seine Heiterkeit mit fortreißen, stimmte er sein übermüthiges Lachen an, das so jugendfrisch und glücklich klang.

Sie hob ein wenig die langen seinen Wimpern, und, war es der Gehorsam des wohlgeschulten Modells oder der Frohsinn des Künstlers, der endlich in ihrem fünfzehnjährigen Herzen ein Echo fand? — sie stimmte in das Lachen des jungen Mannes ohne Weiteres ein.

Marie Werner war die Tochter einer armen Wäscherin und für ihr Alter ungewöhnlich entwickelt. Professor Wellenberg hatte sie vor etwa einem Jahre zufällig gesehen, als sie mit ihrer Mutter in seinem Hause erschienen war, um bei der Wäsche mit zu helfen. Der Professor entdeckte sogleich in dem Mädchen das Modell zu einer Madonna, und die Mutter, eine arme aber ehrliche Frau, gab endlich dem Bitten des Malers nach und gestattete ihrer Tochter, sich auf diese Weise einen mühelosen und reichlichen Broderwerb zu suchen. War doch der Professor außerordentlich reich, und im Erfer, den schönen Kopf, die zarte jugendliche Gestalt für seine Künstlerzwecke zu verwenden, bot er eine sehr beträchtliche Summe.

Professor Wellenberg besaß freilich kein anderes Vermögen als seinen Pinsel und sein nicht gewöhnliches Talent; aber er hatte die einzige Tochter eines Fabrikbesitzer geheirathet, der es bis zu einer Million gebracht, und er konnte sich deshalb schon jeden Luxus gestatten. Leute, die Wellenberg näher kannten, behaupteten freilich, er habe nicht aus Liebe, sondern nur aus Berechnung geheirathet. Der Ehrgeiz, durch das große Vermögen seiner Frau sich in der Gesellschaft eine höhere Stellung zu verschaffen, die Sucht nach einem glänzenden Dasein, habe ihn allein geleitet. Schon als junger armer Mensch hatte ihn die Sehnsucht nach einem luxuriösen Leben förmlich verzehrt. Er beneidete Jeden, der sich einen größern Comfort verschaffen, in besserer Kleidung erscheinen konnte, und wenn ihn der Ehrgeiz aufstachelte, ein berühmter Maler zu werden und in seiner Kunst Bedeutendes zu leisten, so lag dem Allen doch der Gedanke zu Grunde, seine Gemälde auf's Höchste zu verwerthen und sich nun mit all' dem Glanz und Luxus zu umgeben, nach dem seine Seele schmachtete.

Wellenberg war darüber fünfunddreißig Jahre alt geworden und hatte noch immer nicht sein Ziel erreicht. Der Weg zum Ruhm und Reichthum war weit länger und beschwerlicher, als er geglaubt, und die tiefste Verbitterung zog darüber in seine Seele ein. — Der Mann, der vorwiegend biblische Stoffe wählte, der doch Gemälde schuf, in denen sich ein sinnlich frommer Sinn aussprägte, war mit sich und der Welt völlig verfallen und machte aus seiner finstern, atheistischen Geistesrichtung kein Hehl.

Da trat ein Wendepunkt in seinem Leben ein. Sein letztes Gemälde, eine allerliebste Scene aus Zouane's Undine, hatte auf der Ausstellung in der Hauptstadt viel Interesse erregt. Fräulein Anna Goldenzweig war davon ganz besonders begeistert. Wenige Tage später führte sie ein Zufall mit dem Maler des Bildes zusammen. Der ernste, mit seinen fünfunddreißig Jahren sehr stattliche Mann gefiel ihr, seine düstere Schwermuth fand sie außerordentlich anziehend und stellte sich augenblicklich die Aufgabe, sie zu heilen. Dem jungen geistreichen Mädchen gelang es wohl endlich; aber es hatte darüber sein Herz verloren. Ob sie wiedergeliebt wurde? — Wer mochte das behaupten. — Man sagte, Wellenberg habe seinen Vortheil verstanden und sich

von dem schönen, jungen Mädchen von seiner Schwermuth heilen lassen, um die Hand der reichen Erbin damit zu erhalten.

Der alte Goldenbach mochte dem Glück seiner einzigen Fanny nicht entgegentreten, ein reicher Schwiegersohn wäre ihm zwar lieber gewesen, aber der jetzige Millionair konnte sich schon den Luxus gestatten, seine Tochter an einen armen Maler zu verheirathen, und Wellenberg sah sich damit am Ziel seiner kühnsten Wünsche. Nun war es ihm vergönnt, ein großes, glänzendes Haus zu machen, sich mit all' der Pracht zu umgeben, nach der er stets gelechzt, und jetzt fiel ihm auch der Professor-Titel zu. —

Ob der Künstler nun glücklich war, da er Alles besaß, was seine Seele seit Jahren erträumt und gewünscht? — Er sollte auch die Erfahrung machen, die keinem Sterblichen erspart bleibt — wie wenig die Güter unser Herz noch ausfüllen, nach denen wir so heiß verlangend die Hände ausgestreckt. Nur aus weiter Ferne schimmern die Früchte des Genusses so golden und verlockend, und wenn wir sie endlich an die halb verschmachteten Lippen führen, dann lassen wir sie enttäuscht zu Boden fallen.

Professor Wellenberg hatte jetzt Alles, was nur ein Sterblicher begehren darf. — Eine schöne, geistreiche Frau, die in schwärmerischer Liebe an ihm hing, ein bedeutendes Vermögen, das ihm alle Annehmlichkeiten des Lebens in reicher Fülle bot. Er brauchte nicht mehr seine edle Kunst in Tagelohn zu geben; er konnte jetzt all' die bedeutenden Werke schaffen, die in seiner Seele lebten, an deren Ausführung ihn nur seine frühere Armuth gehindert, doch er empfand jetzt nur eine noch tiefere Unbefriedigung, die er freilich sorgfältig verbergen mußte. Jetzt, da er all' den Luxus sich wirklich verschaffen konnte, der ihn früher so gebiendet, fand er ihn werthlos und leer, und am liebsten hätte er ihn verächtlich von sich gewiesen. Noch empfindlicher litt er unter dem starken Druck, der all' die echten Künstler- und Poetennaturen quält, die sich verleiten lassen, eine sehr reiche Frau zu heirathen, und nun das peinliche Bewußtsein nicht los werden, daß sie nicht mehr auf eigenen Füßen stehen, und was sie noch sind und gelten, niemals sich selbst, sondern nur dem Vermögen ihrer Frauen zu danken haben. —

Wenn man ihm jetzt Huldigungen darbrachte, sich um ihn drängte, dann glaubte Professor Wellenberg stets, das Alles gälte dem Schwiegersohn des Millionairs, nicht dem Künstler — und dieser vielleicht auch sehr gerechte Argwohn verbitterte ihm das Leben. Der Professor war doch zu klug und scharfsinnig, um sich über diese Dinge zu täuschen. Ach, damals, wo man in ihm das vielversprechende, hoffnungsvolle Talent bewundert, war er doch am glücklichsten gewesen! —

Und noch ein Tropfen verdunkelte den hell schäumenden Becher, der einst so köstlich vor seinen trunknen Augen gefunkelt. — Ihm war das beneidenswerthe Loos zugefallen, daß er in einem Alter, wo mancher Mann auf die Eroberung eines jungen Herzens bereits verzichten muß, von einem reichen schönen Mädchen leidenschaftlich geliebt wurde, das ihm als Frau dieselben tiefen, innigen Gefühle bewahrte; aber wie jedes Glück, warf auch dies seinen Schatten. Fanny liebte eben den theuren Mann mit der ganzen Gluth ihres unentweihten Herzens, doch in ihr Gefühl mischte sich leider eine starke Eifersucht.

Wellenberg war niemals ein Don Juan gewesen, seine Freunde hatten ihm früher sogar nachgesagt, er sei ein Weiberhasser — jetzt, wo seine Frau jeden etwaigen Ausflug seines Herzens mit größter Aengstlichkeit überwachte, empfand er plötzlich sehr schmerzlich, wie viel er entbehren mußte. Ein irgendwie gefährliches Modell durfte nicht mehr sein Atelier betreten, und nur bei Marie Werner hatte die kluge vorsichtige Frau Professor eine Ausnahme gemacht, weil die „Kleine" doch gar so jung war.

Aber als ein Jahr verging und der Professor Marie noch immer als Modell kommen ließ, als die junge Frau Wellenberg sah, wie sehr sich das Mädchen entwickelte, ja bereits mit ihrem Manne zu coquettiren anfing, da hielt es die Frau Professor für gerathen, der Sache ein Ende zu machen. Ihr Gatte hatte ja schon immer von einer italienischen Studienreise geträumt, und es war ihr ebenfalls zufällig, daß er in nächster Zeit gar nicht mehr an die Verwirklichung seines Traumes dachte. Um so energischer betrieb sie die Sache. Sie redete beständig in ihn hinein: „Dort in Italien holst du dir erst die rechte Weihe für deine Kunst, wie jeder Maler!" — und was wäre einer Augen, schönen Frau nicht möglich, wenn sie ihren ganzen Willen und ihre ganze Liebenswürdigkeit einsetzt?!

Seit wenigen Tagen befand sich Professor Wellenberg mit seiner Gemahlin auf dem Wege nach dem sonnigen Italien. Dem jungen Neffen und mitstrebenden Kunstgenossen, der sich seit Kurzem studienhalber in der Hauptstadt befand, war vom Professor großmüthigst sein prächtig eingerichtetes Atelier eingeräumt, so wie einige Zimmer der Wohnung zur Verfügung gestellt worden. Auch das schöne Modell hatte der Professor seinem Neffen überwiesen. Das Alles war nicht ohne den Einfluß und die bestimmte Absicht der jungen Frau geschehen. In das Wohlwollen gegen den Neffen ihres Mannes mischte sich eine kleine weibliche Berechnung. Vielleicht verliebte sich der junge Künstler in Marie, und dann war wenigstens auf immer das gefährliche Modell ihrem Gatten entrückt, denn sie wurde den Argwohn nicht los, daß in dem Herzen ihres Gemahls bereits etwas für die Kleine aufzusammen begann, das sie glücklich noch im Keime ersticken mußte.

Heut' hatte zum ersten Male das Modell des Professors sich bei dem Neffen eingefunden, und auch dieser hatte es sofort bemerkt, daß Marie, trotz ihrer großen Jugend, bereits ein recht gereiftes Herz besaß, das sie freilich hinter madonnenhafter Unschuld sorgfältig verbarg. Diese schien bei der Kleinen auch nur eine Art Draperie zu sein, eine Verkleidung ihrer Seele, die gewiß schon ihre Tiefen hatte. — Eben wollte sich Marie entfernen, da klopfte es an die Thür, und ein junges Mädchen trat schüchtern und befangen herein. Es war sehr sauber, doch beinahe ärmlich gekleidet. Die Fremde trug nur einen Rock von Kattun, darüber ein schwarzes Jäckchen, um den Kopf ein Tuch geschlungen, aber in dieser ärmlichen Hülle weich' eine Gestalt! Die blühenden Formen schienen dies dürftige Gewand wie eine Fessel zu sprengen, und doch dabei welch' prächtiges Ebenmaß, welch' vollendete Schönheit in der ganzen Erscheinung! — Und dieses Antlitz, das aus dem dunklen Kopftuch wie eine Rose aus dichter Blätterfülle hervorschaute! Welch' blühendes Leben, welche Jugendtrunkenheit sprühte aus diesen Zügen, den dunklen, wunderbar schön geschnittenen Augen. Da war das zweite Modell, das der junge Künstler für sein Gemälde nothwendig brauchte und bereits eifrig gesucht hatte. — Und die Fremde kam schon seinem augenblicklich sich regenden Wunsche entgegen, als wolle ihn das Schicksal in guter Laune aus seiner Verlegenheit reißen.

Das junge Mädchen war ängstlich auf der Schwelle stehen geblieben, hatte einen flüchtigen Blick über das prächtige Atelier geworfen, auch Marie sogleich bemerkt, und die Anwesenheit derselben schien seine Verlegenheit noch zu erhöhen. „Ich komme mit einer Anfrage, Herr Professor," stammelte es leise und unsicher.

Der junge Künstler war von der plötzlichen Erscheinung der Fremden so überrascht und geblendet, daß er diesmal nicht, wie bei Marie, gegen seine Standeserhöhung lebhaft protestirte, sondern sogleich mit einer artigen Verbeugung fragte: „Was steht zu Ihrem Befehl, mein Fräulein?"

„Ich wollte fragen, ob Sie mich zum Modellsitzen verwenden können?"

„O gewiß, mein Fräulein," entgegnete der Maler sehr eifrig; „Sie kommen mir sogar wie gerufen. Ich brauche des Contrastes halber noch ein zweites junges Mädchen, und in Ihnen bringt mir ein günstiger Zufall, was ich wünsche." —

„Aber Herr Professor, ich würde mich niemals entschließen, Ihnen für antike Stoffe als Modell zu dienen," sagte die Fremde zwar zögernd, aber mit ungewöhnlich fester Stimme.

„Das forderst ich auch nicht," erwiderte Wellenberg. „Ich bin eben mit einem einfachen Gentrock beschäftigt. Sie haben nichts weiter nötig, als sich als italienisches Landmädchen anzuziehen" — und als er von ihren schönen, blühenden Lippen schon wieder eine besorgte Frage abfing, setzte er hinzu: „Es ist dabei wirklich nichts Bedenkliches. Sehen Sie, dort ist das Garderobenzimmer, wo Sie sich ungestört ankleiden können" — und er wies auf eine Thür: „Ich werde Ihnen sogleich die Tracht hervorsuchen, die Sie anzuziehen hätten, wenn Sie in meine Bitte einwilligen. — Adieu, liebes Kind, also auf morgen, zu derselben Stunde," wandte er sich verabschiedend zu Marie, die noch immer nicht das Atelier verlassen hatte und höchst neugierig mit ihren wilden Madonnenaugen die Fremde betrachtete. Mehr noch als seine Worte brachte die energische Handbewegung des Künstlers die Kleine zu der Ueberzeugung, daß sie sich zu entfernen habe, obwohl sie es nur sehr ungern that. „Ich empfehle mich, Herr Professor," mit diesen Worten ging sie langsam und zögernd hinaus.

Wellenberg kramte bereits eifrig unter den massenhaft aufgestapelten Garderobe-Gegenständen und entdeckte mit raschem Blick die Kleider, die ihm passend schienen: „Sehen Sie, ein einfacher wollener Rock, ein Mieder, Kopf- und Halstuch, das ist Alles, und damit werden Sie sich leicht in eine echte Süditalienerin verwandeln." Er blickte dabei mit seinen scharfen dunklen Malerangen prüfend über ihr Antlitz. Sie erröthete und schlug die Blicke zu Boden. Wollen Sie also mit der Kleinen, die eben fortgegangen, mir Modell stehen, dann werden Sie mich sehr glücklich machen, denn ich will Ihnen ehrlich bekennen, daß ich bereits in größter Verlegenheit war."

„Ich muß es wohl, denn mich treibt die Noth dazu," sagte die Fremde leise, und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

„Das thut mir herzlich leid," entgegnete der junge Künstler theilnahmvoll, „nun ich hoffe, daß ich die Stunden, die Sie mir widmen, so honoriren kann, daß Sie —"

„Ich habe mich nur schwer dazu entschlossen," sagte sie mit gepreßter Stimme und wagte dabei den Blick nicht zu erheben. „Freilich hätte ich mir niemals träumen lassen, daß ich mir einmal auf diese Weise einen Gelderwerb suchen müßte."

„Sie sind hier fremd, sind eine Oesterreicherin, nicht wahr?" fragte Wellenberg, der in ihrer Aussprache die süddeutsche Klangfarbe bereits entdeckt hatte.

„Mein Vater war Beamter in Wien. Der allgemeine Zusammenbruch hat auch ihn ruinirt und wie so Viele in den Tod gejagt. Meine Mutter mochte an einem Orte nicht bleiben, wo all' unser Lebensglück gescheitert, und ist vor Kurzem mit mir in ihre norddeutsche Heimath zurückgekehrt. Nun ist sie plötzlich krank geworden, ich habe nichts gelernt, womit ich mir eine Existenz schaffen könnte, finde auch nicht sogleich Gelegenheit, meine Arbeitskraft zu verwerthen. Sie, Herr Professor, wurden mir als Ehrenmann gerühmt, und so kam mir der Gedanke — und jetzt" — sie stockte und mochte die plötzlich von Neuem in ihr aufsteigenden Bedenken doch nicht aussprechen, und ihre dunklen Augen blitzten eine Secunde über den Maler hinweg und ergänzten, was sie verschwieg, daß ihr die Jugend des vermeintlichen Professors bedenklich erschien.

Sie war gewiß nur gekommen, weil sie sich bei einem verheiratheten Manne sicherer fühlte. Sollte er ihren Irrthum schon jetzt aufhellen? Dann scheuchte er wahrscheinlich das prächtige Modell auf der Stelle fort. Nein, nein, das durfte er nicht. Wenn sie endlich sah, daß ihr auch bei ihm keine Gefahr drohte, daß er echte Weiblichkeit zu achten wußte, dann konnte sie immer noch erfahren, wer er eigentlich war. „Seien Sie ohne Sorge, mein Fräulein", entgegnete er deshalb rasch: „Ich war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß ich eine Dame der besseren Stände vor mir habe, und Sie werden von mir stets die Ihnen schuldige Rücksicht erfahren."

„Ich danke Ihnen", sagte sie freudig aufathmend, wie von einer rechten Last befreit. „Wann soll ich mich also einfinden?"

„Wenn möglich morgen schon. Ist es Ihnen um neun Uhr noch zu früh?"

„Durchaus nicht. Ich werde zur bestimmten Stunde pünktlich erscheinen."

„Ich plädire also darauf. Und wenn Sie mir ein recht glückliches Gesicht mitbringen, sollen Sie mir ganz besonders willkommen sein."

„Muß ich das? Ich will es wenigstens versuchen," und ein Lächeln glitt über ihr blühendes Antlitz. „Leben Sie wohl, Herr Professor." Sie verbeugte sich mit ebenso viel Anstand, wie Grazie.

„Leben Sie wohl, Fräulein," und der junge Künstler gab ihr bis zur Thür das Geleit und empfahl sich in einer Weise, als ob er von einer Dame der höhern Stände Abschied nähme.

Vor Wellenberg stand die Fremde noch immer wie ein entzückendes Traumbild, als sie längst gegangen war. Er konnte den andern Morgen kaum erwarten, und wirklich, mit dem Glockenschlage Neun, noch eh' sich Marie eingefunden hatte, erschien sie auf der Schwelle. Sie war wieder so einfach gekleidet, wie gestern. „Ah, das ist prächtig, daß Sie so pünktlich Wort halten!" rief er hoch erfreut.

„Zweifelten Sie daran?" fragte sie, und ein Lächeln flog über ihr schönes, blühendes Antlitz, das den jungen Künstler noch mehr entzückte. „Offen gestanden ja," antwortete er, „es war mir zu märchenhaft, daß mir plötzlich ein freundlicher Zufall das zuführen sollte, was ich sonst mühsam und gewiß vergeblich gesucht hätte."

„Werde ich wirklich Ihren Anforderungen genügen?" fragte sie von Neuem, mit einer Unbefangenheit, die nur ganz flüchtig an Coquetterie streifen mochte.

„Vollkommen, mein Fräulein, sonst würde ich nimmermehr Ihr Anerbieten so lebhaft und dankbar angenommen haben," und die Künstleraugen des jungen Mannes ruhten voll Befriedigung, ja voll rückhaltloser Bewunderung auf dem Antlitz seines neuen Modells. Die Fremde senkte diesmal nicht verlegen ihre langen seinen Wimpern über die dunklen Sterne, sondern nahm mit einer gewissen Befriedigung die bewundernden Blicke des Malers auf. Es schien doch ihrer weiblichen Eitelkeit zu schmeicheln, daß der Künstler sie schön und als Modell passend fand.

Jetzt traf auch schon Marie ein und begrüßte so demüthig madonnenhaft wie gestern den „Herrn Professor." Wellenberg nahm heut, aus Rücksicht auf die Fremde, den ihm aufgebürdeten Titel ohne Widerspruch hin.

Nach dem Austausch weniger Redensarten verschwanden die beiden jungen Mädchen im kleinen Nebenzimmer, wo bereits die für sie passenden Kleidungsstücke bereit lagen, und nach kurzer Zeit kamen sie in der Nationaltracht italienischer Bäuerinnen heraus.

Wellenberg vermochte kaum einen Ausruf des Entzückens zu unterdrücken. Da hatte er den prächtigsten Gegensatz, wie er ihn für sein Gemälde bedurfte! — Nun erst traten die vollen und dennoch von schönstem Ebenmaß beseelten Formen der Fremden überraschend hervor. Das war wirklich ein Kind des Südens, das vor ihm stand und um das Sonnenschein und lachendes Leben sich zu breiten schien. Und neben dieser bereits erblühten Rose gewann auch die knospenhafte Schönheit Mariens noch einen erhöhten Reiz. Es konnte kaum trotz, ja gerade wegen seiner Verschiedenheit, ein anmuthigeres Paar gefunden werden, als diese Blondine, mit dem überirdischen Ausdruck im Antlitz, und die dunkeläugige Fremde, deren sinnenfesselnde Schönheit doch wieder ein solch durchgeistigtes Leben hatte.

Der Entwurf von Wellenbergs Gemälde war sehr einfach und dennoch nicht ohne Poesie. In einem italienischen Weinberge, der eben in seinem schwellendsten Fruchtreichthum prangt, stehen zwei junge Mädchen an einen Mauerfims gelehnt, am Fuße des Weinberges zeigt sich der Kopf eines jungen Mannes, und ihm wirft lachend das eine Mädchen eine Weintraube zu, während

die Andere übermüthig eine kostbare, sonnenfunkelnde Frucht verlockend in die Höhe hält, dem jungen Wanderer es mehrfach überlassend, nach welchen Trauben er am meisten verlangen möchte.

Jetzt hatte der junge Künstler die für seinen Entwurf gewünschten Modelle und wies ihnen ihre Stellungen an. Marie war für das junge Mädchen wie geschaffen, das in kindlichem Frohsinn ihrer Traube dem Wanderer zuwarf; für ihre Gefährtin hatte der Maler sich eine bereits erblühte Schönheit gedacht, die mit einem gewissen Raffinement ihre verlockende Frucht im Sonnenschein funkeln läßt, und die Fremde fand sich mit wunderbarer geistiger Beweglichkeit in die ihr zugefallene Aufgabe. Wie viel Uebermuth und sachendes Leben, und doch wieder wie viel seelische Anmuth und Liebenswürdigkeit prägte sich in diesen blühenden Zügen aus! — Auch Marie begriff allmählich die ihr zugefallene neue Rolle, die fromme Demuth verschwand aus ihrem Gesichtchen, ebenso der Heiligenschein, der sonst förmlich ihren blonden Kopf zu umgeben schien. Sie war doch auch eine echte Evastochter und wollte hinter ihrer Kollegin nicht zurückbleiben, mit deren übermüthigem, glücklichem Lächeln der Maler so zufrieden war. Nun strengte sie sich ebenfalls an, zu lachen und so heiter wie möglich zu sein, und ihre große Jugend kam ihr dabei zu Hülfe. Wohl hatten ihre Züge durch das Modellstehen beim Professor einen beinah stereotypen, aus Ueberirdische streifenden Ausdruck erhalten, aber im Wetteifer mit der Fremden gelang es ihr doch sehr rasch, auf eine ganz entgegengesetzte Seite zu springen.

Der junge Künstler war über die Anstelligkeit seiner Modelle in der glücklichsten Laune, und während er mit wahrer Begeisterung an seinem Gemälde arbeitete, plauderte er in der harmlosesten Weise, erzählte allerhand lustige Geschichten, daß die beiden jungen Mädchen aus dem Lachen nicht herauskamen und nun vollends erst in jene übermüthige Stimmung geriethen, die der Maler für sein Bild bedurfte und dort festhalten wollte.

Für alle Drei verflogen die Stunden wie Minuten, und der Maler war überrascht, als er nach seiner Uhr sah und bereits die Zeit verstrichen war, die ihm seine Modelle zu widmen hatten. Er durfte die Sitzung nicht noch weiter ausdehnen und mußte sie zu seinem Bedauern abbrechen, denn sein Oheim hatte ihm bereits mit dem Verlangen der Frau Werner bekannt gemacht, wie sehr ängstlich diese darauf hielt, daß ihre Tochter zur bestimmten Stunde nach Hause kam. Die besorgte, wackere Frau wollte auch sicher sein, daß Marie nicht etwa die Gelegenheit zu Nebenwegen benutzte. Als daher Wellenberg ankündigte, es sei gleich zwölf Uhr und damit die Sitzung zu Ende, flog Marie hastig in das Seitenkabinet, um sich rasch umzukleiden. Die Fremde schien weniger Eile zu haben, sie blieb noch im Atelier zurück.

„Wollen Sie nicht Marien folgen?“ fragte der Maler besorgt. „Ich darf Sie doch nicht länger Ihrer Mama entziehen?“ —

„O, ich werde noch nicht zu Hause erwartet“, entgegnete sie ruhig: „Ich hatte geglaubt, die Sitzung würde noch länger dauern,“ und sie sah sich dabei unbefangen im Atelier um, als mache es ihr besonderes Vergnügen, jetzt einmal eine Malerwerkstatt näher in Augenschein zu nehmen. Daß sie nicht augenblicklich voll Neugierde das angefangene Gemälde musterte und ihr eigenes Abbild suchte, fand Wellenberg besonders taktvoll. Er ließ sie gewähren, wie sie mit süddeutscher Lebhaftigkeit die einzelnen Gegenstände musterte, und fand den höchsten Genuß darin, ihre Fragen zu beantworten, mit denen sie sich ohne Weiteres an ihn wandte, sobald ihr der Zweck des hier Aufgestapelten dunkel war.

Marie hatte sich inzwischen schon umgekleidet und mit ihrem gewohnten: „Leben Sie wohl, Herr Professor,“ entfernt.

„Ich habe gar nicht gedacht, daß ein Maler einen so kostbaren Apparat zur Ausübung seiner Kunst bedarf,“ rief sie endlich ganz verwundert aus. „Was denn, wenn er nun arm ist?“ und ihre dunklen Augen blitzten fragend auf den jungen Künstler.

„Dann behilft er sich so gut er kann,“ entgegnete der junge Maler lachend: „Es sind sehr bequeme Requisiten, aber nothwendig sind sie nimmermehr.“

„So dachte ich auch,“ erwiderte sie lebhaft: „Die alten Künstler haben ja mitten in ihrer Armuth das Höchste geschaffen. Freilich in unserer Zeit“ — sie stockte und verbesserte verlegen ihrem Wieder. Erst jetzt schien sie sich zu besinnen, daß sie noch nicht umgekleidet war, denn sie wollte sich nun rasch ins Seitenkabinet entfernen.

„Muß man reich sein, um frei und sorglos schaffen zu können,“ — ergänzte Wellenberg in der Absicht sie noch zurückzuhalten: „Wollten Sie das nicht sagen, Fräulein?“

„Das glaubt ich nicht“, entgegnete sie rasch: „Der echte, wahre Künstler findet den höchsten Stolz darin, sich selbst aus Armuth und Niedrigkeit emporzuarbeiten.“ — Kaum hatte die Fremde diese Worte geäußert, da schien sie selbst über ihre Unbesonnenheit zu erröthen und verschwand rasch im Nebenzimmer.

Wellenberg sah ihr ganz verwundert nach. Sie hatte das Alles so rasch und heftig gesagt, als verberge sie dahinter einen Vorwurf, und erst nach einigem Besinnen wurde ihm ihr Benehmen klar. Sie hielt ihn ja für den Oheim Professor, hatte gewiß von dessen reicher Heirath gehört und grollte nun heimlich dem kühlen Rechner. Der junge Künstler war entzückt über die Kühnheit, mit der sie ihre innersten Gedanken preisgegeben, wie über den schönen Idealismus, der sich darin aussprach. Nun, er konnte schon einige Zeit ihre versteckten Vorwürfe, die sie an den Mann der Millionärin richtete, ruhig ertragen.

Die Fremde kam jetzt zurück, empfahl sich aber ungewöhnlich rasch und kurz. Es war, als ob der Sonnenschein plötzlich aus ihrem Antlitz verschwunden, der so lange darauf geruht hatte.

Auch als die Fremde am andern Morgen erschien, war sie weit ernster und zurückhaltender und erst während der Sitzung fand sie allmählig ihre glückliche Laune wieder. Die geniale Sorglosigkeit und Frische des jungen Künstlers riß sie unwillkürlich mit fort, und bald schallte wieder ein lustiges Gelächter von den Lippen der beiden jungen Mädchen. Eine gewisse Zurückhaltung wollte Wellenberg dennoch an seinem zweiten Modell bemerken. Er hatte endlich im Lauf der Unterhaltung ihren Vornamen erfahren: Elsbeth. Wie sie mit ihrem bürgerlichen Namen hieß, mochte er nicht erforschen und war ihm auch gleichgültig: es genügte ihm, ihren Vornamen zu wissen, für den er längst eine besondere Vorliebe gehegt.

Als die Sitzung zu Ende war, blieb auch heut' wieder Elsbeth noch eine Weile zurück und ließ Marie ruhig allein hinweg gehen, obwohl diese sie eingeladen hatte, mit ihr zu kommen. „Ich habe es nicht so eilig“, entgegnete sie, „und wenn der Herr Professor es gestattet, seh' ich mich gern noch ein wenig im Atelier um, das ist mir doch höchst interessant.“

Wellenberg beeilte sich natürlich, zu versichern daß ihm ihr längeres Bleiben nur angenehm sei, und es klang durchaus nicht wie eine gewöhnliche Redensart.

Marie ward ihrer Collegin einen sehr vorwurfsvollen, beinah verächtlichen Blick zu und eilte dann, sich umzukleiden, während Elsbeth ruhig zurückblieb, ohne nur den Blick der Andern zu beachten. Unbefangen betrachtete sie dann die einzelnen Gegenstände, auch angefangene Gemälde, die der Professor noch zurückgelassen; aber sie stellte heut' keine Fragen, und Wellenberg ließ sie gewähren, ohne sie durch ein Wort in ihrem harmlosen Herumstöbern zu stören.

„Wie glücklich ist doch ein Künstler!“ begann sie endlich, „er kann sich eine Welt schaffen und braucht nichts Anderes.“ Ihre dunklen Augen leuchteten, doch wagte sie den Maler nicht anzusehen. Er merkte nicht die versteckte Absicht, die in ihren Worten lag, und entgegnete mit jugendlicher Begeisterung: „Sie haben Recht. Die Ausübung einer Kunst ist ein namenloses Glück und trägt uns über alle Abgründe des Lebens leicht und spielend hinweg.“ —

Elsbeth erhob rasch den Kopf und sah ihn verwundert an. Wie stimmten diese Worte zu der rechnenden Ueberlegung, mit

der er bei der Wahl seiner Gattin zu Werke gegangen? Oder hatte er doch seine Frau aus wahrer Liebe geheirathet, und die böse Welt that ihm Unrecht, die darin nichts weiter gesehen, als den heißen Wunsch des Künstlers, ein glänzendes, luxuriöses Leben zu führen? — Sie mußte darüber Gewißheit haben, und ihr südländisches Temperament drängte sie wieder einmal aus den Schranken hinaus, die so ängstlich die gute Gesellschaft zieht und die ihr ohnehin so lästig waren. „Die bewundere ich Ihren schönen Idealismus, den man jetzt bei den Söhnen Apoll's nur noch selten findet!“ Sie wagte ihn wieder mit anzusehen, denn aus ihrem Tone klang nur zu deutlich die Ironie heraus, und sie wollte sich nicht völlig verrathen.

Er sah nur auf ihr Antlitz, das eine Flammenröthe bedeckte, und empfand von Neuem das höchste Entzücken über diese blühenden Züge, in denen sich eben so viel Geist wie Leben ausprägte. „Ja, ich hab auch all' mein' Sach' auf Nichts gestellt,“ entgegnete er lachend, „und kann deshalb auch mit Goethe ausrufen: Drum ist so wohl mir in der Welt.“ In seiner jugendlichen Begeisterung vergaß er völlig, daß er noch immer die Rolle seines Oheims zu spielen hatte und das junge Mädchen deshalb über seine Antwort nicht wenig erstaunen würde.

„Heuchler!“ klang es auch wirklich durch die Brust Elsbeths. Sie vermochte ihre Empörung kaum zu unterdrücken; unter dem Vorwande, daß sie nach Hause müsse, eilte sie in das Ankleidekabinet und noch kälter und zurückhaltender als gestern empfahl sie sich.

Erst als Elsbeth verschwunden war, kam es Wellenberg völlig zum Bewußtsein, wie sonderbar all' seine Reden ihr erscheinen mußten, da sie ihn für den Professor hielt. Er rieb sich sinnend die Stirn und suchte nach einem Ausweg, um aus dieser Verlegenheit herauszukommen. Wenn er bekannte, daß er weder Professor noch der Gatte einer reichen Frau und überhaupt nicht verheirathet war, dann scheuchte er sie gewiß auf immer hinweg, und spielte er den Oheim weiter, dann verwickelte er sich doch bei jeder Gelegenheit in die auffälligsten Widersprüche, und das junge ideal gesinnte Mädchen strafte ihn endlich mit ihrer Verachtung. Er beschloß, fürstig wenigstens vorsichtiger zu sein und wie es einmal das Verhängniß wollte, mehr die Ansichten seines Oheims zu vertreten, um dadurch die nöthige Harmonie mit demjenigen hervorzurufen, den er darzustellen hatte.

Wellenberg vermochte kaum zu ahnen, wie gewaltig der Conflict war, mit dem das Herz des jungen Mädchens zu kämpfen hatte. Elsbeth mußte die Frische und Genialität des Künstlers bewundern, und wenn sie sah, mit welcher Lust und Liebe er an seinem Werke schuf, wie er sich so ganz in seine Malerträume versenkte und darüber die Welt vergaß, dann konnte sie nicht begreifen, daß derselbe Mann der kalte, kluge Rechner gewesen und, wie Alle behaupteten, sehr hastig nach der reichen Erbin die Hand ausgestreckt. — Und wie sie sich auch in einen rechten Groll hineinsteigerte und den schönen Realismus Wellenbergs tief verachten wollte, immer wieder unterjochte sie der Zauber seines Wesens, und wenn sie gegangen war, blieb ein ganz anderes Bild von ihm in ihrer Seele, und sie sah nur den jungen, hochstrebenden Künstler, in dessen Brust so viel Glück und Sonnenschein lachte. Wohl sagte sie sich: „Er ist für dich verloren, eine Andere hat bereits von ihm Besitz genommen; du darfst nicht mehr hingehen, wenn du nicht den Pfeil noch tiefer in dein Herz drücken und an dieser Wunde verbluten willst“ — und am andern Morgen konnte sie kaum die Stunde erwarten, wo sie ihn wiedersah und seine dunklen Feueraugen bewundernd auf ihr ruhten, oder sein harmloses Geplauder, sein herzliches Lachen wie die köstlichste Musik an ihr Ohr schlug.

Und ihr schien es, als ob sie dem jungen Maler ebenfalls nicht ganz gleichgültig sei. Während der Sitzung wandte er ihr allein seine Aufmerksamkeit zu, unterhielt sich beinahe nur mit ihr. Was hätte er aber auch mit Marie sprechen sollen? — Sie war doch nur ein einfaches Naturkind, das nichts besaß als seine jugendliche Schönheit und dem alle Geistesbildung abging. Das übermüthige Geplauder, bei dem sich Marie wenigstens durch Lachen betheiligen konnte, machte oft den ernsthaften Gesprächen über die verschiedenartigsten Dinge Platz, und dann war sie zu völligem Schweigen verurtheilt.

Es entging Elsbeth nicht, daß Marie voll Neid auf sie sah und mit ihr um die Gunst des Professors zu rivalisiren suchte. Ob sie ihn liebte? Elsbeth mochte nicht weiter darnach forschen, sie bemerkte nur, wie Marie trotz ihrer großen Jugend alle kleinen Mittelchen der Coquetterie anwandte, um ihre glückliche Nebenbuhlerin zu verdrängen. Die kleine fügte sich so willig in die Wünsche des Künstlers; sie zwang sich, alles Madonnenhafte abzustreifen und so glücklich übermüthig zu lachen, wie es der Maler verlangte. Und wie wußte sie ihre blauen Augen zu gebrauchen, wenn Wellenberg sie zufällig ansah! —

Es war Elsbeth doch kein kleiner Triumph, daß sie über die jugendliche und wirklich ungewöhnliche Schönheit der Andern den Sieg gewann, denn sie konnte nicht mehr daran zweifeln, daß der Künstler ihr allein seine Huldigungen darbrachte. Ihre weibliche Eitelkeit flüsterte ihr sogar zu, daß er nicht allein von ihrem Geist angezogen wurde. — Dann kamen wieder andere ruhigere Vorstellungen, und sie wollte den Mann streng verurtheilen, der sich so leicht und sorglos von Wege der Pflicht ablenken ließ und im Begriff war, sich kopfüber in eine sträfliche Leidenschaft zu stürzen. Aber war er nicht ein Künstler? Seine Frau besaß gewiß nichts weiter als ihre Million — konnte man es ihm verargen, wenn er dem lachenden Leben nicht völlig sein Herz verschloß? — Wenn sie dann gewahrte, wie seine Seele wenigstens hier, in seinem Atelier, den schönen Idealismus wiedergewinnen suchte, den er einst in reicher Fülle gehabt, wie er im süßen Selbstbetrug sich in die Tage zurückträumte, wo er noch nichts besessen als seine Kunst, und sich oft selber einreden mochte, daß er noch immer der arme Maler sei, der aus eigner Kraft sich emporringen werde, dann konnte sie ihm ihr Mitleid, ihre warme Theilnahme nicht versagen.

Mehr als acht Tage waren unter diesen eigenthümlichen Kämpfen, diesem Auf- und Niederwogen der leidsamsten Empfindungen vergangen. In Beiden däumerte das Bewußtsein dessen, was in dem Andern aufblühte und nach dem letzten belebenden Sonnenstrahl schmachtete und zu gleicher Zeit im tiefsten Innersten davor zurückbebte.

Als unter dem anregendsten Geplauder wieder eine Sitzung zu Ende neigte, in der Elsbeth von Neuem ihre reiche Geistesbildung wie ihre feinen Verständniß für die schönen Künste an den Tag gelegt hatte, rief Wellenberg lebhaft: „Aber ist es nicht Unrecht, daß ich Ihnen so lange meinen Entwurf vorenthalten habe! Ich hätte längst Ihr Urtheil einholen sollen, das mir von Werth ist.“ Diese Worte waren nur an Elsbeth gerichtet, dennoch trat auch Marie sofort neugierig an die Leinwand heran, die der Maler bisher sorgfältig verhüllt hatte, sobald die Sitzung vorüber war.

Elsbeth vermochte kaum einen Schrei der Ueberraschung zu unterdrücken. Es jubelte und jauchzte etwas durch ihre Brust, was sie noch nie gekannt. Wie oft hatte sie sich nach Mädchenart im Spiegel betrachtet, bald zufrieden mit dem Bilde, das ihr das Glas zurückwarf, bald zweifelmüthig, ob es nicht dennoch trüge und ihr schmeichele. In jedem neuen Spiegel war sie sich stets anders vorgekommen, und ebenso hatte die Photographie ihr stets ein neues, ihr beinah fremdes Gesicht geliefert. Wie sie den Andern wirklich erschien, hatte sie nie gewußt. Nun hatte eine begeisterte, glühende Menschenseele ihr Bild aufgefangen und spiegelte es in voller, blühender Lebendigkeit wieder. War sie denn wirklich dies lachende, von Glück und Frohsinn strahlende Mädchen, das da von der Leinwand voll jugendlichem Uebermuth dem Wanderer dort unten die glänzende Frucht verlockend hin hielt? — Und durch ihr Herz zuckte es noch seltsamer, als sie jetzt die Züge des jungen Mannes erkannte. Der Maler hatte sich selbst porträtirt und das Geheimniß seiner Brust damit vollends bloß gelegt, — denn er hatte keine Augen für die lachende

Blondine, die ihm die Traube gewarf, seine Blicke tranken mit voll schwärmerischer Bewunderung auf der Andern, die übermüthig ihre Frucht im Sonnenlichte funkeln ließ. Wie bort auf dem Bilde, senkten sich jetzt die dunklen Augen des Malers in traumer Seligkeit in das Antlitz Elsbeths, das ihm niemals schöner, entzückender erschienen war, als in diesem Moment, wo sie selbstvergessen sich in das Anschauen ihres eigenen Bildnisses verlor.

Endlich wollten aus ihrer stürmischen, tiefinnere Bewegung die ersten unsichern Worte hervor: „Wie wunderbar ist das Alles! Es ist mir, als fühlte ich von jetzt ab ein doppeltes Leben und doch —" sie vollendete nicht und preßte nur beide Hände auf ihre hochwogende Brust.

„Sind Sie damit zufrieden?"

„Ich kann, ich darf ja nichts darüber sagen, und doch ist es mir wie verkörperter Sonnenschein, der sich vor mir ausbreitet, und als ob das lachende Leben vor mir nie wieder aus meinem Herzen schwinden könne." „Das soll es auch nicht!" rief der Maler voll Wärme. „Aber ‚lachendes Leben', so will ich das Bild nennen, denn das wollte ich damit in Farben sagen."

„Ja, lachendes Leben!" wiederholte Elsbeth sinnend, und ihre Blicke ruhten wieder auf dem Gemälde, von dem sie sich gar nicht wegwenden konnte.

Ein lautes Schluchzen ließ sich plötzlich hören. Es war Marie, die, völlig in Thränen aufgelöst, in einem Winkel des Ateliers kauerte und die Schürze vor dem Gesicht, noch immer heftig weiter weinte.

„Was ist dir, Kind?" fragte der Maler ganz verwundert.

„O, ich mag nicht mehr lachen, da seh' ich nur häßlich aus."

„Das bildest du dir nur ein."

„Ich mag nicht mehr lachen", wiederholte sie. „O, ich bin so unglücklich!" und sie wollte wie eine Verzweifelte fortstürzen.

„Du mußt sich doch erst umkleiden."

Nun schien ihre Besinnung so weit zurückzukehren, daß sie bemerkte, wie sie in diesem Anzuge nicht das Atelier verlassen konnte, und, noch immer laut weinend, verschwand sie im Seitenkabinet.

„Was hat nur die Kleine?" wandte sich Wellenberg zu Elsbeth.

„Soll ich es Ihnen erst sagen? Wissen Sie es nicht bereits selbst?" fragte diese zurück.

„Durchaus nicht," antwortete der junge Künstler.

Elsbeth hatte schon etwas von ihrem fröhlichen Uebermuth wiedergewonnen. „Das ist seltsam!" entgegnete sie lächelnd. „Ich glaubte, Ihre scharfen Malerangen hätten das Räthsel bereits entdeckt."

„Sie sprechen wirklich in Räthseln."

Jetzt stürzte schon Marie an ihnen vorüber und zum Atelier hinaus, ohne wie sonst sich mit ihrem: „Leben Sie wohl, Herr Professor," zu verabschieden.

„Marie liebt Sie, Herr Professor."

Wellenberg blickte Elsbeth ganz betroffen an: „Unmöglich!"

„Doch! und ich begreife Ihr Erschrecken. Ach, und wie glücklich würde manch' Anderer an Ihrer Stelle sein, dessen Herz und Hand noch frei wäre. Ein so bildschönes, eben erst aufblühendes Mädchen —"

Weiter kam sie nicht. Der Maler stieß ein helles, übermüthiges Lachen aus: „Ja, nun muß ich doch endlich die Maske fallen lassen. Verzeihen Sie mir, Fräulein Elsbeth, daß ich Sie so lange in ihrem Irrthum gelassen habe, aber ich fürchtete, das ‚lachende Leben', das Sie mir gebracht, könne plötzlich wieder verschwinden, wenn ich mit meinem Bekenntniß herausrückte, und diesen Gedanken vermochte ich nicht zu ertragen. Nicht wahr, Elsbeth, Sie werden wiederkommen und mir den gewohnten Sonnenschein bringen, den ich nicht mehr entbehren kann, auch wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht der Professor Wellenberg, sondern nur sein Neffe Otto Wellenberg bin?" — Er hatte ihre Hand ergriffen, als fürchte er, sie könne ihm nach dieser Beichte wie ein aufgescheuchtes Reh rasch entfliehen.

Elsbeth stand eine Weile sprachlos vor Verwirrung. Die so grenzenlose Ueberraschung war zu groß. Sich rasch zu gleicher Zeit wollte eine nie gekannte Seligkeit zu ihrem Herzen dringen. — War es denn möglich?! Der junge Mann, der vor ihr stand, war nicht durch frühere Bande schon auf immer von ihr getrennt, es traf sie keine Schuld, wenn sie dem wogenden Liebesgefühl in ihrer Brust den Eingang verstattete? O das war ein unbeschreibares, wunderbares Glück, für das sie keine Worte fand! Sie hätte in die Kniee sinken und dem Schicksal danken mögen, daß es ihr die Verwirklichung des schönsten, süßesten Lebenstraumes freundlich gönnen wollte.

„Sie schweigen!" fuhr der junge Maler fort, und seine Augen ruhten mit noch größerer Beredsamkeit auf ihrem Antlitz. „Können Sie mir nicht verzeihen, daß ich Sie in Ihrem Irrthum ließ? Ich wollte Sie nicht absichtlich täuschen; Anfangs achtete ich nicht auf den „Herrn Professor," ich war bereits durch Marie daran gewöhnt, die sich davon einmal nicht abbringen ließ, und dann quälte mich die Sorge, daß ich durch mein Bekenntniß Sie auf immer verscheuchen könnte."

„Sie hatten nicht so Unrecht", stammelte Elsbeth verwirrt, mit niedergeschlagenen Augen, während ihr Busen unruhig auf und niederging. „Denn ich gewann hätte — es war ohnehin ein Wagniß, eine Unweiblichkeit — Sie werden mich verachten." —

„Elsbeth, wie können Sie das denken!" rief der junge Künstler in leidenschaftlicher Erregung: „Ihnen Sie nicht länger, daß es all' mein Glück ausmacht, Sie zu sehen, und daß meine Seele vor Ihrer wunderbaren Schönheit anbetend niederkniet." Er faßte ihre beiden Hände und wollte die schöne, blühende Gestalt an sein stürmisch klopfendes Herz drücken.

Sie zog sich scheu und erschrocken zurück. „Nein, nein, Sie thun mir Unrecht," sagte sie leise und unsicher: „Ich muß bei Ihnen freilich im falschen Lichte erscheinen — denn es war" —

„O Mädchen, wie darfst du das sagen!" unterbrach sie Wellenberg, der nicht länger den Sturm seiner Gefühle beschwichtigen konnte: „Mir erscheinst du als das Ideal echter Weiblichkeit, als die verkörperte Poesie, und jeder Athemzug meiner Brust gehört dir allein."

Sie stand einen Moment regungslos, dann schlang sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals und ruhte in seliger Trunkenheit eine Secunde an seiner Brust. Willig bot sie ihm die blühenden Lippen zum Kusse hin, und wie er sie, berauscht von Glück, noch fest halten wollte, hatte sie sich schon wieder von ihm losgerissen. „Leb wohl, leb wohl! Wir dürfen uns nie wiedersehen!" hauchte sie, und eh' er sie noch festzuhalten vermochte, war sie in der Seitenthür verschwunden.

Ihr zu folgen, wagte er doch nicht. Sie mußte ja bald zurückkommen und dann sich Alles entscheiden. In fieberhafter Erregung wartete er auf ihr Wiedererscheinen. Jetzt trat sie endlich heraus, mit thränenüberströmten Augen, die sie vergeblich zu verbergen suchte.

„Elsbeth, was ist dir?" fragte er, auf sie zu eilend, innigst. „Mir will es vor unaussprechlichem Glück die Brust zersprengen, und du kannst weinen? Liebst du mich nicht? War es nur eine flüchtige, übermüthige Laune von dir, und bist du bereits erwacht."

„Wir müssen uns auf immer trennen. Ich darf Sie nicht mehr in Ihrem Atelier aufsuchen," entgegnete sie mit bebenden Lippen und wagte den Blick nicht zu ihm zu erheben.

„Nicht mehr als mein Modell, aber als meine theure, geliebte Braut!" rief Wellenberg und breitete nach ihr die Arme aus. „Kunst du denn nicht, daß ich dich nicht mehr verlieren mag, nun ich dich einmal für mich gewonnen?! Nur an meiner Seite, nur durch mich allein sollst du auf ewig festhalten. Du Brust ist dein Platz, und ich will dich auf ewig festhalten. Du Brust ist dein Platz, und ich will dich auf ewig festhalten. Du mein Sonnenschein, mein lachendes Leben!" — Er wollte sie stürmisch an sich ziehen, sie wehrte ihn mit einem treiben, schmerzlichen Lächeln ab. „Ich darf nicht den Zing Ihres Genius beirren, Sie haben noch eine große Zukunft vor sich, und denken Sie an Ihren Oheim, wie wenig er das Glück gefunden, das er gesucht; denn man sagt —"

„O er hat eine reiche Frau geheirathet und auch nur seinen Irrthum bezahlen, daß er Geld und Gut über seine Kunst gestellt. Sorge auch nicht, Geliebte, daß ich nichts wollen besitze, als mein Talent. An deiner Seite wird mir die Kraft werden, für uns Beide ein sorgenfreies, aufruhrloses Dasein zu erringen, und was mein Glück noch erhöht, ist es ja eben, daß wir Beide vorläufig nichts besitzen als uns selbst und unsere Liebe; denn du glaubst es nicht, Elsbeth, wie stolz ich bin, ich möchte ein Mädchen nicht mein nennen, das an Rang und Reichthum über mir stände, selbst wenn ich es liebte." —

Er hatte sie zärtlich in seine Arme geschlossen, sie lehnte den schönen Kopf an seine Brust und lauschte in stiller Bewunderung auf das, was er sprach. Bei den letzten Worten zuckte sie leise zusammen, ihre Lippen entfärbten sich, und dennoch suchte sie zu lächeln: „Auch wenn du es bist?" wiederholte sie fragend und ihre Augen ruhten erwartungsvoll auf seinem Munde.

„Auch dann," entgegnete er fest: „Ich könnte es nicht ertragen, daß man in mir ebenfalls den Glücksjäger sehen und sagen würde: ‚Er ahmt ja trefflich das Beispiel seines Oheims nach.' Nein, Elsbeth wir wollen und unser Glück selbst schaffen, und welch' andere Seligkeit wird einmal unsere Herzen schwellen, wenn wir uns sagen können, Alles was wir sind und haben, verdanken wir uns ganz allein. O, in diesem Gedanken tauscht' ich nicht mit einem Krösus!"

Elsbeth antwortete nicht: aber der junge Maler überlah in seiner überströmenden Seligkeit ihr seltsames Schweigen. Er entwarf bereits mit glühender Phantasie die lachendsten Zukunftsbilder. Schien es doch, als ob jetzt erst, mit dem Besitz des schönen Mädchens, der rechte Schwung in seine Seele gekommen wäre und mit ihm die Zuversicht, die leuchtenden Ziele zu erreichen, die an seinen traumkranken Künstleraugen vorüberzogen.

Plötzlich bemerkte er ihre Schweigsamkeit: „Warum bist du so still? Traust du mir nicht die Kraft zu, schon jetzt für uns Beide ein Heim zu schaffen? Habe ich dir nicht das Gelingen meines ‚Lachenden Lebens' zu verdanken? Ich will mich nicht mit Illusionen tragen, aber ich denke wohl, das Bild wird gefallen, und ist erst einmal mein Ruf gegründet, dann erwerbe ich spielend so viel wie wir bedürfen. Oder fürchtest du die Besorgniß deiner Mutter, die das Glück ihres Kindes nicht den Händen eines armen Malers anvertrauen will? Sage mir, wie und wann ich sie sprechen kann, und ich will ihr meine Wünsche und Hoffnungen offen darlegen, und das noch heute, wenn du es wünschest."

„Nein, nein," entgegnete Elsbeth. „Warten wir den Erfolg deines Bildes ab, er wird nicht ausbleiben, wenn mich nicht Alles trügt, und dann hoffe ich wohl —"

„Du hast Recht, Elsbeth, du bist ja mit all' deinem kindlichen Uebermuth so wunderbar klug. Wenn mein ‚Lachendes Leben' nur ein wenig Beifall findet, dann kann ich doch mit weit größerer Sicherheit vor deine Mutter hintreten und um deine Hand werben. Nun will ich mich beeilen, das kleine Werk zu beenden, damit es noch für die nächste Ausstellung fertig wird."

„Vortrefflich! und wenn dein ‚Lachendes Leben' Aufsehen und Bewunderung erregt, dann hoffe ich, daß auch uns, trotz all' deines Künstlerstolzes, ein lachendes Leben winkt." — Sie hatte ihren glücklichen Frohsinn bereits wieder gewonnen, der doch ihr eigentlos Element zu sein schien.

„Ich habe es ja bereits und halte es auf immer fest!"

„Leb wohl, Geliebter, ich darf nicht länger zögern!" Ein letzter inniger Kuß, und Elsbeth schlüpfte rasch hinaus.

Am andern Morgen harrte Wellenberg in gespanntester Erwartung auf ihr Erscheinen. Er hoffte, sie würde sich zur gewohnten Stunde wieder einfinden, obwohl es freilich für sein Bild nicht mehr nöthig war. Sie war sonst regelmäßig eher gekommen, als Marie; heute lauschte er vergebens auf ihr leises Klopfen, mit dem sie sich gewöhnlich anmeldete. Statt ihrer kam ein Brief, in dem Elsbeth schrieb, sie hielte es besser für Beide, wenn sie eine Zeit sich nicht wieder sähen. „Die Ausstellung sei ja schon in den nächsten Wochen, dann werde sich Alles entscheiden. Wie aber auch sein Schicksal sich gestalten möge, ihr Herz werde auf ewig ihm angehören, selbst wenn er noch so lang ihre Hände zurückweisen wolle. Ich schreibe dir," schloß der Brief, „sobald Alles geordnet ist und du zu mir kommen und um meine Hand werben kannst. Sie gehört schon jetzt dir, und nichts auf Erden soll uns trennen. Deine Elsbeth."

Das räthselhafte Schreiben versetzte den jungen Maler in die höchste Aufregung. Wenn auch die Versicherungen ihrer unerschütterlichen Liebe ihn beglückten, empfand er doch ihr plötzliches Fernbleiben wie einen harten Schlag, der die schönsten Blüthen seines Innern vernichtete. Wußte sie nicht, daß sich all' sein Leben nur noch in die Stunden zusammendrängte, wo sie erschien und ihre strahlenden Augen die Szenerie warfen, die ihn begeisterten? Nun verlor plötzlich für ihn der Himmel seinen Glanz, das Leben seine Poesie. — Als Marie erschien, hatte er Mühe, seine tiefe, furchtbare Niedergeschlagenheit ein wenig zu verbergen.

Dennoch raffte sich Wellenberg gewaltsam auf. Die Geliebte stellte ihn auf eine schwere Probe, aber er mußte sie bestehen. Er durfte nicht jetzt in müßige Schwermuth versinken, sondern mußte sein Werk vollenden, um damit die Entscheidung herbeizuführen und die Hoffnungen zu rechtfertigen, die Elsbeth auf sein Gemälde setzte.

Auch Marie war heute schweigsamer als sonst. Wohl versuchte sie wieder zu lächeln und die gewohnte biegsame Stellung einzunehmen, die ihre feinen zierlichen Formen noch mehr hervorhob; aber ihr Lachen war so gezwungen, daß es den jungen Maler störte und er ihr endlich sagen mußte, er verlange heut' ihr übermüthiges glückliches Lächeln nicht. Nun hatte sie Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten; aber das junge Mädchen schluckte sie doch mit einem gewissen Trop hinunter. Plötzlich wandte sie sich Wellenberg mit den Worten zu: „Fräulein Elsbeth kommt heut' nicht, ich dachte mir es schon", und ein triumphirendes, beinahe boshaftes Lächeln spielte um ihre Lippen.

Als sie sah, daß der junge Maler eifrig weiter pinselte und nicht einmal eine Frage an sie stellte, fuhr sie mit eigenthümlicher Betonung fort: „Ich sah gestern Nachmittag zufällig Fräulein Elsbeth und hätte sie kaum wiedererkannt, so fein sah sie aus. Ein graues Seidenkleid mit drei mächtigen Volants hatte sie an, und erst der Hut! der war prachtvoll."

Jetzt erst wurde Wellenberg auf die Plauderei der Kleinen aufmerksam. „Da hast du Fräulein Elsbeth sehr verkannt."

„Bewahre! Ich ging gerade über den Damm, und der Wagen fuhr so dicht an mir vorüber, daß ich sie ganz nahe vor mir hatte. Ich war ganz versteinert, aber ich grüßte sie, da wurde sie über und über roth und beugte sich rasch auf die andere Seite."

„Du wirst trotzdem Elsbeth verkannt haben."

„Ich denke nicht dran", eiferte Marie, die nun doch nicht die Tochter der Bäckerin verleugnen konnte. „Fräulein Elsbeth würde ich unter Tausenden herauserkennen; ich habe ja so lange dicht neben ihr gestanden."

„Es ist ja völlig unmöglich!" erklärte Wellenberg von Neuem: „Du hast dich doch getäuscht. Elsbeth hat ja kein Heft daraus gemacht, daß sie in dürftigen Verhältnissen lebt."

„Ach, das war nur eine Finte", entgegnete Marie lachend. „Die hat das Modellstehen gar nicht nöthig, darauf möchte ich schwören."

Wellenberg schwieg; er mochte noch immer den Reden Mariens keinen Glauben schenken. Es war ja offenbar Tollheit, was sie aussagte. Elsbeth, seine Elsbeth, die zuerst durch die Noth getrieben und noch einem schweren Kampfe zu ihm gekommen war, sollte in prächtigster Kleidung in einem Wagen gesessen haben? — Nein, nein, die Kleine wollte gewiß nur in blinder Eifersucht ihre Nebenbuhlerin verleumden.

Als Wellenberg nicht mehr antwortete, fuhr Marie lebhaft fort: „Ja, die hat es nicht nöthig. Sie saß noch mit einer jungen Dame, die ebenso gepunt war, in der eleganten Equipage, und

den beiden Damen gegenüber saß ein Herr, der Elsbeths Hand gar zärtlich zu drücken schien."

Es war ja gar nicht möglich! Was die Kleine zusammenschwatzte, konnte unmöglich Wahrheit bergen. Sie mußte sich geirrt, Elsbeth verkannt haben, und doch schlich ein leiser Argwohn über seine Brust und drohte alles Blütheneben darin zu ersticken. Wenn Marie dennoch recht gesehen, wenn Elsbeth wirklich in jener Equipage gesessen hätte? Ein wilder Verzweiflungsschrei gellte durch sein Herz, und das sich unaufhaltsam heranbrängende Wehe benahm ihm den Athem.

Ahnte die Kleine, was in ihm vorging, und wollte sie vollends ihr Werk krönen? Welch Bild der Unschuld, das durch ihr Modellstehen die höchste Vollendung erreicht hatte, und Marie äußerlich war, in ihrem Innern sah es doch ganz anders aus. Sie war bereits weit über ihre Jahre gereift und konnte bei Gelegenheit eine Schauspielt entfalten, die man bei dem madonnenhaften Wesen am wenigsten gesucht hätte. Ohne auf seinen Schmerz zu achten, ja, mit der Absicht, ihn zu vermehren, begann sie nach kurzer Pause von Neuem: „Warum ist sie heut nicht gekommen? Da haben Sie es deutlich. Sie scheut sich, weil ich sie erkannt habe. Ja, wenn sie noch allein gewesen wäre —"

Weiter kam Marie nicht; sie hielt erschrocken inne, denn der Maler hatte mit einer heftigen Bewegung seinen Pinsel fortgeworfen, daß er auf der Diele weit hinschoß. Er schlug jetzt die Hände vor das Gesicht und neigte den Kopf, um die Verzweiflung zu verbergen, die durch seine Brust stürmte.

Durfte er noch an ihrem falschen Spiel zweifeln? — Warum war sie heut nicht gekommen, und warum wollte sie für die nächste Zeit jedes Wiedersehen vermeiden? — Dann ihr räthselhafter Brief! — Das Alles stimmte zusammen. Die Kleine hatte nur zu gut gesehen, und Elsbeth war für ihn verloren. —

Wellenberg richtete langsam den Kopf wieder in die Höhe; sein halb verstörter Blick fiel auf das Bild. Dort lachte voll Uebermuth Elsbeth auf ihn herab. — Nein, nein, diese Züge konnten nicht lügen! In diesem herrlichen Antlitz jubelte und jauchzte der göttlichste Frohsinn, aber es zeigte auch einen Himmel voll Anschuld, und er hatte das Alles nur dem lebenden Original entnommen. . .

Nein, nein! Elsbeth war nicht so schlecht, um ein solch' schändliches Spiel mit ihm zu treiben. — Nein, er durfte nicht an ihr zweifeln, wollte er sich nicht selbst verlieren, und der Gedanke, daß sich Marie dennoch geirrt, wirkte förmlich befreiend und erlösend. Nun vermochte er wieder seine Kunst auszuüben, und ohne Weiteres griff er, zum Erstaunen des jungen Mädchens, von Neuem zu seinem Pinsel, um sein Werk zu vollenden.

Marie konnte dies Benehmen des Malers nicht begreifen. Er mußte wohl doch in Elsbeth nicht so verliebt sein, wie sie geglaubt, sonst würde er die Sache weit ernster genommen haben. Jetzt, da ihre Nebenbuhlerin fort war, durfte sie weit eher hoffen, den jungen Künstler für sich zu gewinnen. Er war freilich nicht Professor, konnte es aber noch werden, und dafür war er schöner und jünger als sein Oheim. Längst hatte sie mit dem größten Neide gesehen, daß Wellenberg all' seine Aufmerksamkeit nur dem andern Modell zuwandte und für dies allein Augen hatte. Und Elsbeth war doch nicht so schön, wie sie selbst. Hatte ihr nicht der Professor oft gesagt: „Kind, du wirst in einigen Jahren Alle übertrahlen" — und sie glaubte dies schon jetzt erreicht zu haben. Eine maßlose Eitelkeit hatte sich ihrer bemächtigt, und durch ihr Modellstehen hielt sie sich für etwas ganz Besonderes. Die Bilder, die der Professor nach ihr malte, wurden ja allgemein bewundert, und so hatte sie früh gelernt, sich ihrer Schönheit völlig bewußt zu werden. Je mehr ihr Madonnengesichtchen Aufsehen erregte, je leerer war ihr Inneres geblieben. Auch zu dem jungen Maler war nicht die rechte, Alles überwältigende Liebe in ihr Herz eingezogen; aber sie konnte es nicht ertragen, daß er Elsbeth den Vorzug gab, und war ganz unglücklich darüber. — Nun glaubte sie selbst und bildete es sich ein, daß sie Wellenberg liebe, und empfand den tiefsten Schmerz über seine Gleichgültigkeit. — Mensching wurde ihr die Beobachtung, daß sich der junge Künstler in Elbeck gründlich gelangweilt hatte. Vielleicht war er noch immer nicht davon überzeugt; aber der Beweis mußte ihm schon endlich in die Hand kommen.

Früher als sonst schloß Wellenberg die Sitzung, und zur größten Bestürzung Mariens erklärte er dann, daß er vorläufig ihre Dienste nicht weiter brauche und sie in etwa vierzehn Tagen wieder einmal anfragen könne. Er zahlte ihr eine für seine Verhältnisse sehr anständige Summe aus und war froh, als er sich endlich allein befand. Jetzt konnte er wieder seinen Gedanken nachhängen und weiter grübeln, was an dem Geschehen Wahrheit sei. —

Das Bild war vollendet, die Ausstellung wurde in den nächsten Tagen eröffnet; er hatte inzwischen freie Zeit, um das Geheimniß zu ergründen — Wenn wirklich Marie sich nicht geirrt, dann mußte ihn doch einmal der Zufall begünstigen und er Elsbeth irgendwo treffen. Wie er aber auch in den belebtesten Straßen der Hauptstadt zu allen Tagesstunden herumwanderte, wie aufmerksam er auch überall umher spähte, er konnte sie nirgends bemerken. Keine Equipage, in der Damen saßen, entging seinen scharfen Maleraugen. In diesen stillern Tagen des Angust, wo die vornehme Welt noch in den Bädern und auf Reisen weilte, hätte er sie weit leichter entdecken müssen; doch blieb all' sein eifriges Forschen und Spähen vergebens. Weder die in eleganter Equipage fahrende Elsbeth, die Marie gesehen haben wollte, noch seine einzige theure Elsbeth, im einfachen Katunkleidchen, begegnete seinen rathlos suchenden Augen.

Die Ausstellung wurde eröffnet. — Die hätte somit Wellenbergs Herz der Entscheidung entgegengeschlagen, jetzt fand er nicht einmal den Muth hinzugehen. — Selbst die Nachricht, daß sein Bild vom Kunstverein angekauft worden, ließ ihn gleichgültig. Was hatte das Alles noch für ihn zu bedeuten, seitdem Elsbeth für ihn verloren war, denn vergeblich wartete er auf die Erfüllung ihres gegebenen Versprechens. Das Schicksal des Bildes sollte ja auch ihr beiderseitiges Geschick entscheiden, und sprach nicht der Ankauf des „Lachenden Lebens" dafür, daß es Beifall gefunden hatte? — Ach, für ihn war das „Lachende Leben" zu grenzenloser Qual geworden, er mochte es nicht wiedersehen, denn er fürchtete, daß dann die Verzweiflung ihn völlig überwältigen würde. —

Von seinem Glück hatte er damals sogleich seinem Oheim Mittheilung gemacht, und heute erhielt er bereits die Antwort. Die Worte seines Verwandten klangen ihm jetzt wie die bitterste Ironie. Der Professor hatte ihm zu seiner Herzenswahl aufrichtig Glück gewünscht, und aus jeder Zeile ging deutlich hervor, an welcher Wunde der seltsame Mann langsam verblutete. „Wie exquisit mich dein genialer Leichtsinn, der nichts weiter bedeutet, als sein Herz", schrieb der Oheim: „und zuletzt hilft du doch der Glücklichere. Wenn du Etwas erreichst, dann kann dir Niemand nachjagen: Ach, ohne das Vermögen seiner Frau wäre er nichts geworden,' während es so klar wie das Sonnenlicht ist, daß nichts so sehr das Ringen und Streben des Künstlers lähmt, als eben dies Vermögen. Wie hoch oder wie niedrig das Ziel, das du erlangst, du wirst immer mit Befriedigung darauf blicken und jedes Glück ganz anders genießen, weil es deine eigene Schöpfung ist. — Deine Elsbeth ist also wirklich so wunderschön, schöner noch als Marie! — Und sie ist arm; sie wird Alles aus deinen Händen empfangen, du Glücklicher! Selbst hier im ewigen Rom bleibt mir nichts Anderes übrig, als dich um dein „Lachendes Leben" zu beneiden, das du auf immer haben sollst."

Wie anders hätte Wellenberg diese Zeilen aufgenommen, wenn er an seine arme Elsbeth noch hätte völlig glauben können; jetzt berührten sie ihn doch wie Hohn und erhöhten noch die düstere, zerrissene Stimmung, in der er sich befand. — Zu seiner Verwunderung erhielt Wellenberg am andern Tage vom Grafen Löwenberg einen Brief, worin dieser ihn in der verbindlichsten Weise zu einem Besuch einlud, um mit ihm über eine Bestellung zu sprechen. Sollte sein Oheim, der Professor, gemeint

sein? Aber ein Irrthum war nicht möglich, denn die Adresse lautete ausdrücklich: „An den Maler Otto Wellenberg."

Obwohl der junge Künstler durchaus nicht in der Laune war, einen solchen Besuch abzustatten, wollte er doch nicht unhöflich erscheinen und ging deshalb zur bestimmten Stunde hin.

Graf Löwenberg bewohnte eine prächtige Villa in einer der abgelegensten Straßen am Rande des Thiergartens. Er war als eifriger Kunstmäcen bekannt und durch seine Robiesse und große Liebenswürdigkeit allgemein beliebt. Da Wellenberg seine Studien in Düsseldorf zurückgelegt und dort bis vor wenigen Monaten gelebt hatte, so war er freilich mit dem Grafen noch nicht persönlich in Berührung gekommen, obwohl er durch seine Kollegen bereits über den Namen gehört hatte.

Schon der Empfang der Dienerschaft sagte dem jungen Maler, daß in diesem Hause Künstler zu den geachtetsten Leuten gehörten. Er wurde mit größter Höflichkeit in ein Zimmer gewiesen und gebeten, nur einen Augenblick zu verweilen.

Das ziemlich große Gemach war mit Gemälden von jetzt Lebenden gefüllt, und zu seiner höchsten Ueberraschung erblickte er an hervorragendster Stelle und in bester Beleuchtung eines seiner frühesten Bilder, mit dem er sich zuerst Anerkennung errungen und bei Kennern gewisse Hoffnungen erregt hatte. Das unerwartete Wiedersehen seines Jugendwerkes an diesem Orte berührte ihn eigenthümlich, und noch im Anschauen des Bildes versunken, hatte er nicht bemerkt, daß sich die Thür leise geöffnet und eine Frauengestalt eingetreten war. Erst das Rauschen ihres seidenen Kleides machte ihn aufmerksam; er wandte den Kopf und „Elsbeth!" fuhr es von den bebenden Lippen, aber er suchte sich von seiner Bestürzung rasch zu erholen und stammelte sich tief verbeugend: „Verzeihen Sie, Frau Gräfin! — Eine seltsame Aehnlichkeit — ich glaubte —"

Statt aller Antwort schlang sie die Arme um ihn. „Und du willst mich nicht wiedererkennen, du böser einziger Mensch?! Oder willst du wirklich deine Elsbeth von dir stoßen, weil sie zufällig das Unglück hat, nicht ganz so arm zu sein, wie du es wünschest, du stolze, hochmüthige Künstlerseele! Aber sieh' immer die Stirn kraus und sieh mich fremd und finster an", fuhr sie lächelnd fort und ihre Augen strahlten, „ich lasse doch nimmer von dir, und du magst mein Herz zertreten, du kannst mich nicht zwingen, dich nicht mehr zu lieben. —"

„Du — Sie — Elsbeth, wäre es möglich?! —"

„Ich bin deine Elsbeth, dein lachendes Leben!" und auf ihrem Antlitz zeigte sich wieder jener helle Sonnenschein, der ihn so sehr beglückt und bezaubert. „Aber du brauchst nicht so stolz und starr drein zu schauen, wenn du auch plötzlich durch dein neuestes Gemälde ein gefeierter und berühmter Künstler geworden bist; aber trägst du nun schon den Kopf so hoch, um dein Lachendes Leben' zu beachten, das zu dir demüthig emporschaut?" Mit dem glücklichsten Uebermuth blickte sie ihn an, und jetzt wußte er, daß es seine Elsbeth war, die er in den Armen hielt und deren dunkle, leuchtende Sterne sich mit alter Zaubermacht in seine aufjauchzenden Seele senkten. „Elsbeth, wie kommst du hierher? Welch' neues Märchen willst du mir dichten, du wunderbare Märchenfee?!"

„Du hast's getroffen, das war von je der heißeste Wunsch meines Herzens, den Mann, den ich liebe, einmal wie eine Märchenfee zu umgeben. Er soll nicht müde werden durch das Glück, das ich ihm schaffe, sondern nur an meiner Seite immer neue Kraft gewinnen, um das Höchste zu erstreben, und so darfst du nicht klagen und vor mir scheu zurückweichen, daß ich nicht zufällig blutarm und gezwungen bin, Modell zu stehen, sondern Comtesse Löwenberg heiße, die aber bis zu ihrem letzten Athemzuge dein lachendes Leben bleiben soll."

„Aber so erkläre mir wenigstens das Räthsel —"

„Du sollst Alles erfahren, setze dich hier an meine Seite und höre mir achtsam zu." In ihren Worten, ihrem ganzen Wesen spiegelte sich der übermüthige, glückliche Frohsinn wieder, der ihr eigen war. „Ich bin leider, wie ich dir schon bekannt habe, eine geborene Gräfin und habe mich als solche gründlich gelangweilt. Meine Eltern starben früh, ich wurde bei einer alten Tante in Wien erzogen, die als ehemalige Oberhofmeisterin der Kaiserin die Förmlichkeit und Etiquette selbst war. Wie die alte gute Frau mich gehofmeistert hat, kann ich dir gar nicht sagen," fuhr Elsbeth mit einem komischen Seufzer fort. „Mein lebhaftes, fröhliches Temperament hat schwer darunter gelitten; aber vielleicht hatte die alte Tante ebenfalls mit dem jungen Blut einen sehr schweren Stand; denn es gelang ihr nicht, dasselbe in die gewöhnlichen gemessenen Schranken zu bringen. Vor einigen Monaten starb die Tante. Mein in Berlin wohnender Oheim, ein jüngerer Bruder meines Vaters, bot mir sein Haus als Zufluchtsstätte an, und hier konnte ich endlich von dem Druck der Etiquette aufathmen. Ich fand in dem gesellschaftlichen Grafen und seiner Tochter wahlverwandte Naturen, und nun mußte mein lange niedergehaltener, jugendlicher Uebermuth um so mächtiger emporschwellen. Eine heiße Sehnsucht nach irgend einem kleinen, romantischen Abenteuer verzehrte mich förmlich. Man hatte mir schon in Wien oft gesagt ich sei das prächtigste Modell irgend einer Göttin. Ob das wirklich wahr sei, ob ich die Aufmerksamkeit eines Malers erregen würde, wußte ich wissen. Mein Oheim war auf einige Tage verreist und nun entwarf ich mit meiner Cousine den Plan, mich bei einem Maler als Modell anzuwenden. In ihrer romantischen Neigung suchte mich Cäcilie nach Kräften darin zu unterstützen. Sie empfahl mir, mich an Professor Wellenberg zu wenden, der sei reich verheirathet, ein Gentleman, und male meist Heiligenbilder und dergleichen, da habe es gar keine Bedenken. Ach, du hast gar keine Ahnung, wie wir Beide, Cäcilie und ich über die Maskerade gelacht und im Voraus uns das Vergnügen ausgemalt haben, wenn der Professor einmal sein Modell, die arme Beamtentochter, im Hause des Grafen Löwenberg wiedersehen würde. Alles ging nach Wunsch," erzählte Elsbeth in ihrer heiteren, übermüthigen Weise weiter. „Mir klopfte wohl etwas unruhig das Herz, als ich in meinem Kattunkleidchen das Haus des Professors betrat, aber es sah Alles so solid und ehrbar aus. Was hatte ich da zu fürchten! Man wies mich in das Atelier. Der alte Diener klärte mich nicht auf, daß der Herr Professor in Italien und an seine Stelle ein sehr gefährlicher Mensch, sein Neffe, getreten sei."

„Ach, wie danke ich jetzt dem alten, schweigsamen Mann, daß er mit den Worten so kargt, als ob sie einen besonderen Werth hätten!" rief der junge Künstler und schlang zärtlich seinen Arm um Elsbeths Nacken.

„Du lässest mich ja nicht ruhig auserzählen," scherzte sie: „Doch was soll ich noch sagen? Ich erfuhr den Irrthum zu spät. Nur zu einer Sitzung hatte ich erscheinen und dann auf immer verschwinden wollen; aber ich vermochte es nicht. Die mit Zauberbanden zog es mich immer wieder zu dir hin. Ach, was habe ich damals gelitten in dem Gedanken, daß du für mich verloren warst."

„Und glaubst du wirklich, daß ich jetzt mein Vorurtheil gegen Rang und Reichthum aufgeben werde?" Während er sie noch fest umschlungen hielt, blickte er ihr sehr ernst ins Antlitz.

Sie erschrak. „Ah, du wärst nicht die große Künstlerseele, die du bist, wenn du durch ein solches Vorurtheil unser Glück zertreten könntest. Und bist du mir nicht ebenbürtig durch deine Kunst?" fuhr Elsbeth lebhaft und mit stürmischer Beredsamkeit fort: „Hat nicht dein ‚Lachendes Leben' dich mit einem Schlage in die Reihen unserer ersten Maler gestellt? Denke doch, welch' einstimmigen Beifall dein Bild bei der Kritik und dem Publikum gefunden hat."

„Du malst mir kein Trugbild vor, das wäre wirklich?"

„Und wo hast du diese Zeit über gelebt, daß du es nicht weißt?" entgegnete sie verwundert.

„Ich habe mich um nichts gekümmert, denn ich war seit deinem räthselhaften Verschwinden zu unglücklich." Welch' thörichte eifersüchtige Gedanken sich in seiner Seele umhergewälzt,

mochte er nicht bekennen, aber mit ihrem gewohnten Scharfblick errieth sie wenigstens die Ursache seiner Unruhe: „Ach, meine Kollegin hat die unsere Begegnung ausgeplaudert. Gerade an dem Tage kehrte mein väterlich liebevoller Oheim von seiner Reise zurück, wir holten ihn im Wagen vom Bahnhof ab und freuten uns des Wiedersehens. Da wollte es das Unglück, daß mich Marie sehen mußte und wie ich leider bemerkte, auf der Stelle erkannte, trotz der großen Veränderung, die mit ihrer Kollegin vorgegangen war. Nun wagte ich gar nicht mehr das Haus meines Oheims zu verlassen, weil ich dir nicht eher begegnen wollte, als hier, wo ich dir Alles ruhig und ungestört erklären konnte. Hab' ich dies nun redlich gethan? Bist du mit mir zufrieden?"

Er drückte nur, statt aller Antwort, einen heißen Kuß auf ihre blühenden Lippen.

„Und nun komme zu meinem Oheim, daß wir uns als glückliches Brautpaar vorstellen können."

Selbst der empfindlichste Künstlerstolz wäre vor der Liebenswürdigkeit zusammengeschrumpft, mit der Wellenberg von dem hochgebildeten Grafen und seiner Tochter empfangen und als völlig Gleichstehender behandelt wurde. Die Begeisterung für die schönen Künste wob bald um diese edlen, nachbegabten Menschen ein inniges Band. —

Nun hatte freilich Wellenberg seinem Oheim zu bekennen, daß sich das arme Modell zu seinem „Lachenden Leben" in die reiche Comtesse Löwenberg verwandelt habe. Der Professor, der für immer in Italien bleiben wollte, hielt mit einigen sarkastischen Bemerkungen nicht zurück und warnte zugleich vor den weichen Polstern, die ihm die Frau Gräfin zurechtlegen werde, und vor dem zu großen Glück — das immer entnerve; aber der sonst so scharfblickende Mann und kühle Rechner sollte diesmal nicht Recht behalten. Wellenberg blieb seiner Kunst getreu, und das liebende Weib an seiner Seite wußte die Flamme des Genius stets von Neuem in ihm zu schüren, so daß er immer Höheres und Vollendeteres zu schaffen vermochte, und zu gleicher Zeit sorgte sie mit wahrhaft bewundernswürdiger Hingabe dafür, daß sein ganzes Dasein — ein lachendes Leben blieb.

Sommerfrische.

Novelle

von

E. Bely.

In allen großen, eleganten und in sämmtlichen kleinen Badeorten klagte man über die Hitze; selbst diejenigen Sommerfrischler, welche sich in die Berge geflüchtet hatten, seufzten und waren längst müde geworden, zu klettern und zu steigen, und gingen einen ungewohnt gemäßigten Schritt. Es wurde ein allgemeiner Nothschrei endlich unter der reisenden Welt laut: „Wohin gehen wir, um frische, erquickende Luft zu athmen?“ Von Nord und Süd und Ost und West dieselben Klagen, und die Zeitungen trugen sie gewissenhaft überall hinaus, zum Verdruß der Badewirthe und zum Schrecken der reisefertigen Städter.

Solch ein vereinzelter Nothschrei hatte sich auch in den „Anzeiger“ des kleinen Harzfleckens S. verloren, der wöchentlich einmal erschien und zwar am Sonnabend Nachmittag, wo er, mit allerhand veralteten Nachrichten beladen, die Druckpresse verließ. Das Exemplar, auf welches sich an einem Julitage ein Paar wunderschöner, tiefblauer Mädchenaugen hefteten, war noch feucht und roch stark nach Druckerschwärze, was aber die Leserin nicht störte, denn sie hatte gerade die Klage der Sommerfrischler gefunden und schüttelte lächelnd den Kopf über dieselbe.

„Nein,“ sagte sie halblaut vor sich hin, „wie die Menschen klagen und sich ängstigen — frische und gesunde Luft fänden sie Alle hier in unserm Oertchen und unsern Bergen. Bei uns ist's noch Niemand den Sommer über zu warm geworden, selbst denen nicht, die draußen in Wies' und Feld arbeiten müssen. Sie sollten hierher kommen, die armen Leute aus den engen, dumpfen Städten, das würde einmal bunt und lustig!“

Sie lachte silberhell auf, warf den „Anzeiger“ ohne jeden Respect für das klexartige Ortswappen, das er an der Stirne trug, neben sich auf die Steinbank, stützte die Arme auf die uralte, graue Mauer und sah hinüber auf die Berge. Dieselben stiegen in der Entfernung von etwa zweihundert Schritten hoch und felsig empor, von den Tannen, mit welchen sie bewachsen waren, drang würzige Luft hinunter in das enge Thal, in dem der kleine Landflecken S. lag. Derselbe bestand fast nur aus einer einzigen Straße, welche sich lang an dem klaren Bergflüßchen hinzog, das im Sommer so unschuldig dahinfloß und im Winter zum reißenden Strom anzuwachsen pflegte, der entwurzelte Stämme und ganze Erdschollen mit sich fortriß. Die Häuser waren meistens aus Holz mit grauen Schindeldächern, klein und dürftig, denn die Bevölkerung des Orts bestand nur aus Waldarbeitern und Köhlern. Der Kirchthurm ragte nicht hoch empor, und das Pfarrhaus und daneben die Försterwohnung waren die einzigen Häuser, welche sich eines „Obenauf“, wie man ein zweites Stockwerk im Oertchen nannte, zu rühmen hatten. Mit dem grauen Gebäude, welches innerhalb der dicken Steinmauer lag, an welcher das junge Mädchen lehnte, konnten sie freilich nicht wetteifern. Dasselbe war hoch und spitzgiebelig, unten mit fünf Fenstern in der Front beginnend und bis auf eins in der Höhe auslaufend, hatte dicke Mauern und war altersschwarz. Zehn Schritte davon lag ein runder Thurm, einer Barte ähnlich, aber wohlerhalten. Auf der Spitze trug er einen mit der Zeit seines Goldglanzes beraubten Wetterhahn. Haus und Thurm machten einen absonderlichen, beinahe vornehmen Eindruck und hoben sich malerisch von dem grünen Hintergrund der Berge ab, die das Thal zu schließen schienen. Links an die Steinmauer stieß der Lattenzaun des kleinen Friedhofs, auf welchem nur wenige Kreuze und einige angepflanzte Tannen als dürftiger Gräberschmuck zu sehen waren.

Die Sonne kam spät über die Berge und ließ das Thal früh wieder im Schatten; Blumen gediehen dort kaum; die Leute hatten auch keine Muße, sie zu pflegen, und der größte Flor, der dann und wann in irgend einem kleinen Gärtchen zwischen Küchengewächsen aufkauchte, bestand aus Rosmarin und Goldlack; nur vor dem einen Fenster des Thurmes waren auf einem Blumenbrett viele bunte Nelken und einige Rosenstöckchen sichtbar. Ganz im Hintergrund, dort wo der Fluß das Thal verließ, ragte ein anderes Thurmdach empor, das eines Schlosses, welches, auf dem Berg gelegen, die Ebene jenseits beherrschte. Im Thal von S. war außer der höchsten Spitze aber nichts von dem interessanten und malerischen Bau zu erblicken. —

Ueber der Steinbank an der Mauer reckten zwei hohe, düstere Fichten ihre Häupter in die Luft, sie mochten ebenso wie die grauen Steinwände manchem Sturme getrotzt haben. Gegen den einen der Stämme hatte die Leserin des „Anzeigers“ jetzt ihr blondes Köpfchen gelehnt und sah einem Vogel zu, der in den Zweigen hin und her sprang; aber obwohl ihre Blicke dort gefesselt schienen, ihre Gedanken waren mit ganz Anderm beschäftigt, und zwar mußten es heitre Dinge sein, mit denen sie sich beschäftigten, denn sie lachte aufs Neue hell auf:

„Es wäre lustig! Wie anders würde es in unserm stillen Thale dann aussehen!“ wiederholte sie nach einer Pause. „Es wäre wie auf den Bildern aus der Schweiz, welche mir der Eugen im vorigen Jahre brachte, überall bunte Kleider zwischen den grünen Bäumen, Herren mit Brillen und Damen mit Bergstöcken in den Händen; ach, wenn solch ein Schwarm einmal den Tierkeskopf — ihre kleine Hand zeigte dabei nach dem höchsten, kegelförmigen Berge — hinaufkletterte, das müßte von hier spaßig aussehen!“

„Nein,“ unterbrach sie sich dann, „ich wüßte doch nicht, ob ich das möchte. Der Eugen sagt, die Fremden bringen die Poesie um, die in den stillen Wäldern ihr Asyl aufgeschlagen, er möcht's nicht, so wenig wie eine Eisenbahn durch unser Thal keuchen und rasseln sehen — und — ich möcht's auch nicht!“

„Lotte, Lotte!“ rief eine laute Frauenstimme aus dem grauen Hause. Das Mädchen wandte den Kopf.

„Ach ja, ich habe mein Zimmer und den Sonnabend und Alles vergessen über dem dummen „Anzeiger“ da, meinetwegen mögen die Städter .... ach, was kümmert's auch mich!“ Sie sang die Anfangsstrophe eines Liedchens lustig wie eine Lerche

und wollte in das Haus eilen; noch vor der Schwelle blieb sie jedoch wieder stehen und lauschte. Ganz schwach klang es aus der Ferne wie Wagengerassel. Sie legte, um deutlicher zu hören, die Hand an das Ohr und ging an den früher innegehabten Platz zurück.

„Das muß ich erst sehen," sagte sie heiter, „gewiß der alte Doktor aus H., oder der Amtmann von dort, welcher irgendwo Gerichtstag hält, meistens nimmt er seine Frau auf der Fahrt mit, und die sitzt so köstlich steif in der alten Kutsche mit den lahmen Gäulen, oder . . . ."

Das Rollen kam näher, jetzt sah man die Pferde, den Postillon auf dem Bock . . . „Extrapost! — das wäre doch!"

In dem langsam fahrenden Wagen saß eine Dame. Sie hatte sich nachlässig zurückgelehnt und sah rechts und links an den Bergen empor. Jetzt mußte sie das graue Haus gewahren, das ihr augenscheinlich auffiel, denn sie hob die Lorgnette. Das junge Mädchen blickte erstaunt auf die zierliche, in leichte Sommergewänder gehüllte Gestalt und — jetzt wurde auch auf sie das Glas gerichtet. Heiße Röthe stieg in ihr lieblichtes Gesicht; sie hätte, wäre es ihr selber nicht kindisch vorgekommen, scheinung ins Haus fliehen mögen wegen des forschenden Blicks, den sie auf sich ruhen fühlte. Nun war der offene Postwagen ganz nahe, die Dame berührte mit dem spitzenbedeckten Sonnenschirm die Schulter des Postillons, und derselbe hielt die Pferde an — blickte unter der Mauer, auf welche Lotte ihre Arme gestützt hatte und sprachlos und erstaunt herabblickte.

Die Fremde neigte mit leichtem Gruß ihr Haupt.

„Mein Fräulein, darf ich eine Bitte an Sie richten? Sie sehen so freundlich aus und werden mir sicher ein Glas Milch reichen lassen. Ich bin dem Verdursten nahe, sah nirgends ein Wirthshschild und die Häuser erschienen mir wie ausgestorben; zudem verstand der plattdeutsch redende Kutscher mich auch nicht."

Die Angeredete erglühte wieder, verbeugte sich, war im Nu an der eisenbeschlagenen Holzthür, welche auf die Landstraße führte und öffnete dieselbe.

„Soll ich aussteigen?" fragte die Dame ein wenig zweifelnd, erhob sich dann aber schnell, sprang ohne Hülfe aus der Kalesche und rauschte wie eine lila Duftwolke auf das in der Thür stehende junge Mädchen zu. Sie war klein und zierlich; unter dem weißen Hute, welchen Fliederblüthen schmückten, schaute ein feines Gesichtchen hervor, in dem lebhafte, grüngraue Augen blitzten. Die Nase war fein, der Mund schwellend und frisch, die Wangen leicht von Röthe angehaucht. Sie trug ein lila Seidenkleid mit durchsichtig weißem Ueberwurf.

„Ah, endlich einmal kein Staub!" sagte sie, auf den Fahrweg zurückblickend und tief aufathmend, „und welche Luft, wie frisch und herrlich, und welche Ruhe!" dann ging sie schnell die Stufen hinauf; oben aber blieb sie wieder mit einem Ausruf der Verwunderung stehen:

„Mein Gott, das ist ja reizend! Der Thurm, das Haus, das sieht ja wahrhaft romantisch aus! — Fräulein, wie —"

Sie redete nicht aus, denn das junge Mädchen war oben ins Haus gegangen. Sie musterte wieder mit der Lorgnette das alte Gebäude, sah hinüber nach den Bergen und setzte sich auf die Steinbank unter den Fichten nieder. Jetzt kehrte auch Lotte zurück, den gewünschten Trunk auf einem zierlichen Brett tragend. Die schöne Frau griff danach und leerte das Glas bis zur Hälfte.

„Vortrefflich!" — aber sagen Sie, mein Fräulein, das ist ein uraltes Gebäude, wie heißt es, und was ist es?"

„Sie nennen es im Ort das graue Haus!" war die Antwort.

„Und seine ursprüngliche Bestimmung?"

„Es war einst ein Ordenshaus, so viel ich weiß — der Eugen wird es besser wissen!"

„Der Eugen? Wer ist das?"

Das Mädchen erröthete nochmals unter dem forschenden Blick, aber sie wagte nicht, den Fragen des so energisch redenden Mundes auszuweichen.

„Der Eugen ist — der Schullehrer!"

„So — und der weiß es natürlich! Schullehrer sind oft mal Ortsgelehrte und Autoritäten. Es ist ein interessantes Gebäude, besonders der Thurm!"

„Dort ist mein Stübchen!" sagte Lotte, auf das Fenster mit den Rosen zeigend.

„Prächtig! wissen Sie, daß ich Sie um dasselbe beneiden möchte, um diese Luft, um diese Stille; ja — um diese Stille," wiederholte sie dann noch einmal leiser.

„Sie?" sagte das Mädchen. Ihre tiefblauen Augen öffneten sich staunend, und die Blicke wanderten vergleichend von dem eleganten Modegewand der Fremden auf ihr eigenes, einfaches Kattunkleid. „Sie? O, unmöglich!" setzte sie dann rührer hinzu.

„Doch," entgegnete Jene und fuhr mit dem Spitzentuch über ihren Mund, „ich möchte hier sein, hier gleich bleiben, nicht im Dorf, dort im Thurm!"

„Ach!" sagte Lotte. „Nun weiß ich!" sie lächelte dabei ganz zutraulich und blickte verständnißvoll auf den „Anzeiger" mit dem liegartigen Wappen. „Sie kommen auch der Stahl, oder einem Badeort, wo es so schrecklich heiß ist. Ich habe davon gelesen, es muß schlimm sein, so ohne Luft und Frische. — Ja, wenn wir nur . . . . aber im Ort das Wirthshaus ist solcht und . . . . . dann wandte sie sich schnell und deutete nach der Thür, „da ist die Tante!"

Den Weg vom Hause herab kam eine ältliche, hochgewachsene Frau, ganz grau gekleidet, in seltsam strammer Haltung. Sie richtete streng forschend die Blicke auf die elegante Fremde, verbeugte sich aber im Näherkommen mit fast höfischer Gewandtheit. Es lag etwas Gebietendes, Vornehmes in der Erscheinung der alten Frau, und die Fremde stand unwillkürlich auf, als dieselbe herangetreten war.

„Ich war eine Dürstende, welche Ihre Nichte erquickte, Madame!" sagte sie lächelnd und sank auf den Steinsitz zurück.

„Mein Name ist Ulrike Rebenstein — und ich war nie vermählt!" erwiderte die Grane und schien zu erwarten, daß sich auch die Fremde nun vorstellen werde; dieselbe beachtete diese stille Aufforderung aber nicht, sondern fuhr in dem Plaudertone eines fröhlichen Kindes fort:

„Es ist bezaubernd hier, wunderbar — und ich wollte, ich könnte hier bleiben!" —

„O," fiel Lotte ein, indem sie die eine dicke Flechte, welche sich verschoben, wieder auf den Hinterkopf zurechtlegte, „so einsam im Winter, Alles verschneit, zu einsam!"

„Im Winter — o nein, ich meine einige Wochen Sommerfrische! Wie herrlich müßten sich dieselben vertrümen lassen. Ich bin in Baden gewesen, in Kissingen, zum Sterben vor Hitze! Und in L., dem kleinen Harzbade, ist's entsetzlich, keine rechte Ruhe, aber langweiliges Philisterthum, hier kann man allein sein, so recht allein, nicht wahr?"

„Wir sind es immer, Sommer und Winter," sagte das graue Fräulein, „wir sind daran gewöhnt."

„Ganz allein?" wiederholte die lebhafte Frau erstaunt, „und das erträgt das junge Mädchen?"

„Sie kennt es nicht besser!"

Es trat eine Pause ein, die Fremde sah sinnend vor sich nieder und zeichnete mit dem Sonnenschirm Figuren in den Sand. Die Polsterfede unten wiederten und stampften ungeduldig mit den Füßen; ihr Führer saß auf der Erde und hatte den Kopf gegen die Steinwand gelehnt und die Augen geschlossen. Im Oertchen war kein Laut vernehmbar; das Wasser rauschte an den Felswänden hin, und ganz in der Ferne klangen Axtschläge durch den Wald.

Endlich hob die junge Frau das hübsche Haupt, ein Lächeln spielte um ihren Mund; sie sah wie ein bittendes Kind aus, das der Erfüllung seines Wunsches sicher ist. Mit einer schnellen Bewegung legte sie die feinbehandschuhten Finger auf die knöchernen der alten Jungfer und sah ihr ins Gesicht:

„Ich bin eine Wittwe aus B., mein Name ist Helene Alten. — Sie sind allein in dem großen Hause dort; haben Sie für

einige Wochen Platz darin für mich — Sie verstehen, als Pflegerin?"

Ein Freudenschein flog über das frische Gesicht des jungen Mädchens.

„Ich gebe mein Thurmzimmer her, — nicht wahr Tante?" rief sie schnell und hätte fast lustig in die Hände geklatscht. Das alte Fräulein richtete sich steif auf, löste die Hände im Schooß, so daß die Freunde gewungen war, die ihrigen zurückzunehmen, hustete, verschlang die dürren Finger wieder ineinander und erwiederte endlich langsam und mit scharfer Betonung:

„Frau Helene Alten, leidem ich das graue Haus bewohne, es sind nun schon sechzehn Jahre, habe ich Niemanden von der schillernden und glänzenden Welt da draußen über meine Schwelle gelassen — wenn ich eine Ausnahme heute mit Ihnen mache, so kann ich mir zwar keine Rechenschaft geben, warum ich es thue — vielleicht weil Sie ein so hübsches Gesicht haben und ich die Schönheit von Jugend auf liebte, vielleicht auch um des Kindes willen, das wie in der Klosterstille hier lebt — genug, ich sage: Ja!"

„Tante, Tante!" rief Lottchen entzückt und beugte sich küssend auf die kalten Finger.

Frau Helene Alten lächelte fein und sagte: „Ich hoffe, Sie werden um der Ausnahme willen, welche Sie mit mir machen, nie Reue empfinden! — Aber ist es denn wahr, Kleine, das Thurmzimmer?"

„Gewiß, gewiß," jubelte das junge Mädchen, „die alten Mauern werden sich freuen, solch schönen Gast beherbergen zu dürfen!"

Frau Alten stand auf. „Schon morgen bin ich da," sagte sie, beiden Bewohnerinnen des „grauen Hauses" die Hände drückend. „Ich werde so glücklich sein hier, so recht glücklich!"

Ob der Postillon, erfreut über das fröhliche Gesicht seines schönen Fahrgastes, beim Hinausrollen aus dem kleinen Orte so lustige Weisen blies? Die hübsche Frau lehnte sich behaglich in die Ecke:

„Das ist idyllisch, reizend — ein ganz romantischer Aufenthaltsort, und man ist einmal frei von allem Zwang, allen Formen und — allen Anbetern! Gott sei Dank, das war eine Spazierfahrt so recht ins Blaue und — ein köstlicher Fund!"

Das junge Mädchen stand noch an der Mauer, als der Wagen längst durch das Thal gerollt war, auf dem kindlich schönen Gesicht lag's wie Sonnenschein.

„Wie prächtig sie aussah, feenhaft — und ich werde sie nun einen ganzen Monat lang alle Tage sehen — und was er wohl sagen wird, der Eugen, es ist ja ein förmliches Abenteuer — was er wohl dazu sagen wird?" —

* * *

Es war am Sonntag Morgen unter der Linde.

Die schöne Wittwe — welche, wie Lotte meinte, eigentlich gar nicht „Trauernde" außer ihrer im letzten Stadium befindlichen Halbtrauertoilette an sich hatte, eine Stimmung, auf welche das junge Mädchen nur ein Achselzucken ihrer mütterlichen Erzieherin als Antwort erhalten — die schöne Wittwe war gleich nach dem Kirchenläuten eingetroffen. Bebend wie ein Kätzlein war sie die Steintreppe des Thurmes hinaufgeflettert, hatte die Plätze für Koffer und Kisten in dem Gemach angewiesen, welches Lotte mit Blumen feierlich und freundlich geschmückt, hatte einige Kleinigkeiten verrieret, die sich seltsam zu den steiflehnigen, geschnitzten Stühlen und Tischen ausnahmen — elegante Schmuckkatter, Cassetten, Handschuhkasten, einige Bücher mit Goldschnitt und mehrere Photographien in Juchtenetuis — und war dann hinuntergegangen zu Fräulein Ulrike. Sie hatte sich das graue Haus vom Keller bis zum Giebel zeigen lassen und hier und da Ausrufe des Entzückens oder der Verwunderung gehabt über ein altes Möbel, eine dicke Mauer, ein finsteres Verlieh, und saß jetzt unter den Fichten auf der Steinbank und sah ins Grüne. Ein zufriedener Ausdruck lag auf ihrem feinen Gesicht, zuweilen sprach sie halblaut mit sich selber, lachte und sah erstaunt auf, wenn sie ihre Stimme so hell durch die klare Morgenluft klingen hörte.

„Es ist einmal so ganz, ganz anders — originell ohne geschraubt, pikante Bosheit. Wie wird man staunen, wenn ich's später einmal erzähle, und wie mag man sich die Köpfe zerbrechen, wo ich blieb — verschollen und wie ich verschwand!"

Sie nahm die feuergrothe Nelke aus dem Gürtel ihres weißen Kleides und sog begierig den Duft derselben ein, legte die Blume dann neben sich und hatte sie bald mit einer zufälligen hastigen Bewegung in den Sand gesteckt; als sie sich weiter hinausbog, zertrat ihr kleiner Fuß dieselbe achtlos.

„O, es müßte köstlich sein, die langen Gesichter heute an der Tafel zu sehen, wie sie fragen werden, die Einen dumm verdutzt, die Andern zweifelnd .... und Niemand trifft das Rechte, trotz aller Vermuthungen. Die Gnädige hat Migräne, o, Dorette? Sie will uns zeigen, wie unentbehrlich ihre Gesellschaft uns ist! — und die Damen erst! Ach, es ist köstlich! Doris rang die Hände — allein? allein ohne ihre geschickten Finger, in einem Orte, dessen Namen sie nicht einmal kruhr .... Ich kann nicht umhin, mir ein Lob zu spenden, der Einfall ist genial!"

Drunten spielten zwei Kinder im Sonntagsstaat, ein Knabe und ein Mädchen. Er kam sich sehr prächtig vor in dem reinen Hemdchen und den rothen Hosenträgern und hatte gewiß die besten Vorsätze, sich der mütterlichen Weisung gemäß vor jedem Flecken zu hüten, und die Kleine dachte und wendete beständig das aschblonde Köpfchen, um nach den winzigen Zöpfen zu blicken, welche heute eine ebenso winzige Schleife erhalten hatten. Lange währte indessen die Rücksicht des Buben auf seinen Staat nicht, er holte einen Bindfaden hervor und winkte der kleinen Nachbarin:

„Wiecken, willst du Pferde spielen?" „Ach ja" — und die sonntäglich frischgeflochtenen Zöpfe mit den „Dupen" waren vergessen, ihr Gesicht wurde roth vor Freude, und sie ließ es sich gar nicht aus, daß der „Krischan" die Zäden so fest zog, daß es schmerzte.

Die schöne Frau oben im Garten sah sinnend auf das kindliche Treiben; ein seltsamer Zug spielte um ihren Mund, ihre Augen schillerten und blitzten, während sie vor sich hinsprach:

„Das Mädchen ist schon die Mutter der Frau, — wie hier von dem Knaben läßt sie sich einst tyrannisiren vom Liebhaber, vom Mann! Os ist die alte Geschichte vom Dulden und Dienen."

Der junge Harzer schlug im Eifer mit seinem Stecken fest auf die Spielgefährtin, und als sie sorglich an einer kleinen Blüte ausbog, rief er zornig: „Du mußt gehen, wohin ich will, sonst ist's kein Pferdespiel! Hörst du, dahin, wohin ich dich treibe!"

Die eine „Dupe" lag bereits auf der Landstraße, und das Köpfchen fing an, sich aufzuleben; die Kleine hatte es nicht bemerkt, sie fragte nur ängstlich: „Aber wenn wir an das Wasser kommen, Krischan? soll ich auch in das Wasser gehen?"

„Versteht sich!" rief der Knabe und hatte sausend durch die Luft, „alle Pferde gehn in die Schwemme, hott, hott!" und schnell rannte das Pärchen über die Wiese dahin.

Die neue Bewohnerin des grauen Hauses schlug mit dem großen Fächer nach einem unschuldigen Schmetterling, der dicht an ihr vorüberschwebte; zornige Falten zogen sich auf ihrer weißen Stirne zusammen. „So sind sie Alle, Alle!" — flüsterte sie — „Dulden und Dienen! Nein, nein, und tausendmal nein! ich schwimme gegen den Strom. Eine Närrin wäre ich! — das einzige Geheimniß ist, das Herz fühl zu halten, und wenn meine Hand die Zügel fassen kann, so soll sie dieselben auch halten!"

Von dem Kirchlein, das etwas erhöht lag, klang das Ausläuten des Gottesdienstes, und die Leute kamen die Stufen herab: die Männer, die Waldarbeiter in sauberen weißleinenen Kitteln über den schwarzen Hosen — so zahlreich beisammen, sah es aus, als trügen sie eine Art von Uniform — die Frauen in dunklen Kleidern, die Hände mit dem Gesangbuch über den großen, schwarzen Schürzen zusammengelegt. Hier und dort

blieben noch Einige in Gruppen stehen, die Männer holten die kurzen Pfeifen unter dem Kittel hervor und zündeten sie an, und die Weiber sprachen über die Wirthschaft und die Kinder und die schöne Predigt des Herrn Pastors. Wenn sie an der Mauer vorüberkamen, flog wohl ein fragender Blick über die neue Erscheinung daselbst zugleich mit dem singenden „Gun Dag!“ hinauf.

Ganz zuletzt trat Lotte aus der Kirchenthür, sie sah frisch und lieblich aus in dem Waschkleidchen und dem runden Strohhut, welcher über ihren Flechten lag, grüßte mit herzgewinnender Freundlichkeit die Leute und reichte den Kindern, welche sich an sie drängten, geduldig die Hände. Noch war sie nicht die letzten Stufen hinunter, als ein junger, schmächtiger Mensch sie einholte und, während sie unbefangen plauderten, mit ihr den Weg nach dem grauen Hause einschlug. Nur wenige Schritte von demselben entfernt, blieben sie stehen. Die schöne Frau bemerkte deutlich, wie sich ein Ausruf des Erstaunens auf die Lippen des jungen Mädchens drängen zu wollen schien, als ihre Augen unerwartet früh die neue Hausbewohnerin entdeckten. Dann ließ sie, unbekümmert, ob ihr Begleiter ihr folge oder nicht, denselben stehen, eilte auf die Pforte zu und stand in wenigen Sekunden mit strahlendem Gesicht vor der Fremden.

„Sie sind da, wirklich da — und — fast hätte ich's nicht geglaubt; ich meinte noch immer, es sei nur ein Scherz; selbst dann noch, als ich heute die Blumen für Sie ins Thurmzimmerchen stellte, dachte ich, sie müßten verwelken, ohne daß Sie .... aber nun ist es gut!“

Helene Alten lächelte. „Ist's wahr, daß es gut ist?“ sie legte dabei ihre feine Hand mit leichtem Druck in die volle, weiche des jungen Mädchens. „Und wie soll ich Ihnen danken für die schönen Blumen? Sie sind ein gutes, freundliches Kind!“

„Ist's denn so recht, ganz recht droben?“ fragte Lotte, glücklich lächelnd.

„O, wundervoll! Ich bin schon völlig Burgfrau! Der Blick von dort ins Grüne ist herrlich — und selbst der kleine Friedhof ist eine hübsche Staffage. Nur thut es mir weh, die Gräber so gesunken und schmucklos zu sehen! Sie müssen nicht böse sein, liebe Lotte, aber ich löste einen Ihrer schönen Sträuße auf und streute ihn hinunter, nicht wahr, das erzürnt Sie nicht?“

„O nein, o nein, Frau Alten, — welch gutes Herz Sie haben!“

„Glauben Sie, Kleine?“ fragte sie, etwas spöttisch den schönen Mund verziehend. „Sie halten mich am Ende für besser, als ich wirklich bin; aber es thut mir wohl, daß ich Ihnen als Hausgast willkommen bin! Bei Fräulein Ulrike hege ich noch immer Zweifel!“

„Bewahre“, sagte Lotte bestimmt, „sie würde sonst nicht Ja gesagt haben, — sie ist immer ernst und schweigsam, sie muß einen großen Kummer im Herzen tragen, den Niemand kennt; aber sie meint es gut und ehrlich!“

„Einen Kummer“, — sprach die junge Wittwe vor sich hin, wie es schien, ganz gedankenlos. Dann zog sie das junge Mädchen neben sich und fragte: „Und wer war Ihr Begleiter, und wo blieb er jetzt?“

„Ach“! rief Lotte, „nun sehn Sie, das kommt, weil ich Sie so unerwartet früh erblickte. Es war ja der Herr Eugen. Ach, da ist er!“

Der junge Schullehrer war der flüchtigen Gestalt langsam gefolgt und lehnte jetzt in der offenen Pforte, zu den beiden Frauen hinüberschauend. Auf dem hochgewachsenen, doch schmalen Körper saß ein wunderschöner, beinahe mädchenhaft zu nennender Kopf. Blonde, fast zu lang herabhängende Haare umrahmten das bleiche, regelmäßige Gesicht, das eine rein classische Bildung zeigte; große braune Augen strahlten in demselben.

Die Dame schien von der ganzen Erscheinung des jungen Mannes frappirt; sie sah ihn sekundenlang fest an; verwirrt zog er den Hut, ohne jedoch — war es Befangenheit oder Trotz? — seine Stellung zu verändern. Lotte, die ihren runden Hut auf den steinernen Tisch gelegt hatte, besaß zu wenig weltgewandte Formen, um den Schullehrer und die schöne Wittwe einander vorzustellen, sie stand, roth und befangen, zwischen dem Paar, ohne eine Bewegung zu machen.

Wer weiß, wie lange sich die Pause zur Belustigung Helenens ausgedehnt hätte, wenn nicht das graue Fräulein plötzlich aus der Thüre getreten wäre. Ihre scharfen Augen mochten schnell die Situation erkannt haben.

„Guten Morgen, Herr Eugen“, rief sie nun schon von Weitem, „nun, warum treten Sie nicht näher? Sie wissen doch das Ereigniß schon? Sollte mich wundern, wenn die Lotte es auf dem Herzen behalten hätte. Das ist“, wandte sie sich zu der jungen Frau, „Herr Wandermeyer, unser Freund, Lotten's Musiklehrer, und diese Dame unsre neue Hausgenossin, Frau Helene Alten aus B. Hätten Sie es für möglich gehalten, daß in S. einmal Gäste aus B. einkehren könnten?“

Jedes Wort des alten Fräuleins war gut und freundlich gemeint, aber Ton und Miene blieben dabei so unverändert kalt, daß man ebenso gut denken konnte, sie habe im Augenblick als Staatsanwalt einen Strafantrag verlesen. Der Schullehrer zog aufs Neue seinen Hut und trat etwas näher heran. Helene schlug den Fächer zu und nickte herablassend mit dem Kopfe.

„Also die musikalische Autorität von S., wenn ich recht verstand — und Sie, Fräulein Lotte, Sie musiciren auch?“

„Im Thurmzimmer steht mein Flügel, aber er ist alt und“ ....

„Und ich habe Sie davon vertrieben? Nein, das darf nicht sein!“ ....

„O, ich bin ungeschickt“, sagte das junge Mädchen bescheiden, „aber Herr Eugen begleitet mein Spiel oft mit der Geige, und er ist ein Künstler auf derselben.“

„Dann müssen Sie Beide mir einmal ein Concert geben, ja?“ fragte die schöne Frau schnell — „sagen Sie Ja, Herr — Wandermeyer!“ Der Name kam etwas zögernd, als müsse sie vorher ein Lächeln unterdrücken.

„O, ich, ich — bin in der That nur ein Stümper!“ sagte der junge Mann hastig; seine Stimme klang hohl und tief aus der Brust herauf und zwei dunkelrothe Flecken zeigten sich auf seinen Wangen.

„Nein, nein!“ fiel Fräulein Ulrike bestimmt ein, „er ist nur bescheiden, der Herr Eugen, in ihm liegt Alles, was einem großen Künstler nöthig; ich habe selten berühmte Männer schöner spielen hören!“

Helene Alten pflegte schnell alles Neue aufzufassen.

„Sie lebten also in der Stadt, Fräulein Rebstein? Das dachte ich gleich, Ihr Wesen und Sprechen läßt schließen, daß Sie sich einst in der Welt bewegten!“ Die Frage wurde von der Grauen so kurz als möglich beantwortet: „Einst!“

„Und Sie, Herr — Wandermeyer, wo bildeten Sie Ihr Talent?“

Der Lehrer bog den schönen Kopf näher, seine schmale weiße Hand stützte sich auf die Tischplatte:

„Ich hatte wenig Unterricht, bei meinem Vater. Er war früher ausübender Künstler, aber das Glück war ihm nicht hold, er erkrankte und fand nach vielem Mißgeschick hier seine Stellung als Lehrer“ — er stockte und schwieg.

„Das Glück war ihm nicht hold!“ wie traurig das in Ohr und Herz der schönen, eleganten Frau klang, die in weiße, gestickte Gewänder gehüllt, dort graciös lehnte und mit den blitzenden Brillantringen an ihren Fingern spielte. Glück? Sie hatte oft der Bedeutung des Worts nachgedacht — Glück! Der Eine versteht dies, der Andere jenes darunter ... sie? ... Sie seufzte und drehte den Stein des Rings, welcher Tausende werth war, plötzlich nach innen. Sie mochte nicht denken, daß um den Werth dieses einen Schmuckstückes am Ende die Gesundheit des Künstlers hätte gerettet und sein Leben ein anderes sein können — und daß vielleicht der junge Mann da vor ihr .... Sie warf den Kopf zurück, lächelte und sagte:

„Ich werde Sie hören, ja? das müssen Sie mir versprechen — es wird reizend sein, dort in dem Thurmzimmer, die Fenster offen, Mondschein, Waldluft — o, herrlich!" — Dann ging Hut und Gesangbuch ins Haus und kam zurück.

„Herr Eugen spielt auch so schön die Orgel, oft bis zu Thränen rührend, und Gedichte macht er" . . . .

„Fräulein Lotte!" unterbrach der Geliebte, und wieder zeigten sich die beiden rothen Flecken auf seinen Wangen.

„Ach was", rief das kindliche Mädchen, „was man kann, dessen braucht man sich nicht zu schämen. Ist's nicht so, Tante? Der Pastor Wilkens sagt's auch, der hat den Herrn Eugen lieb, wie einen Sohn — er selbst hat keine Kinder. Und wenn der Herr Eugen nur seine Mutter verlassen wollte, um in die Stadt zu gehen, so würde man bald weit und breit von ihm hören und schreiben!"

Die Besitzerin des grauen Hauses nickte! Die Fremde sah sinnend vor sich hin:

„Sie müssen einmal zu uns in die Stadt kommen, gewiß!" sagte sie, ohne aufzusehen, und setzte fragend hinzu: „Warum aber wollen Sie die Mutter nicht verlassen, wenn es Ihr Glück betrifft?"

„Glück", wiederholte der Lehrer, „das ist ein so weitdeutendes Wort. Ob es mein Glück wäre, hinaus zu kommen in die Welt? Ich weiß es kaum! Die Menge ist so wandelbar, sie jauchzt heute Dem Beifall zu, und morgen einem Andern. Hier lebe ich still und bedürfnißlos — zufrieden, ja zufrieden!" Und das klang so aufrichtig und wahr, daß die blitzenden, graugrünen Augen sich erstaunt auf den Sprechenden richteten. „Meine Mutter ist krank, gebrechlich", fuhr derselbe leiser fort, „ich bin ihre einzige Freude und verließe ich sie — — nein, das ginge nicht; ich mag kein undankbarer Sohn sein!"

Niemand antwortete, nur das graue Fräulein nickte beifällig.

Die Uhr auf dem Kirchthurm schlug die Mittagsstunde, und der junge Mann griff nach seinem Hut. Er verbeugte sich tief vor der Fremden; sie stand auf und legte ihre kleine Hand zutraulich in die seine und sah ihm in die ehrlichen braunen Augen mit ihren flimmernden Sternen:

„Also auf Wiedersehen mit Ihrer Geige, nicht wahr? Ich liebe gute Musik."

Der Lehrer erröthete und stotterte einige undeutliche Worte; Lotte jagte ein Huhn fort, das die Grenzen des Hühnerhofes respectwidrig überschritten, und kam ganz athemlos und mit geröthetem Gesicht zurück.

„Es ist Sonntag — da pflegt der Herr Eugen des Abends zu kommen, und wir musiciren!"

„Also — heute Abend!" wiederholte Helene bestimmt, und der junge Mann verbeugte sich nochmals. Ein heiteres Lächeln lag auf seinem schönen Gesicht; er reichte den beiden Bewohnerinnen des alten Hauses die Hand und schritt der Pforte zu. Die Frauen sahen ihm nach, bis er ihren Blicken entschwunden war; Helene schlug ihren Fächer zu und sagte gleichgültig und ein Gähnen unterdrückend:

„Also der Gelehrte und das Genie von S. in einer Person, er ist übrigens hübsch — blos dieser Name Wandermeyer, mein Gott, ein Künstler „Wandermeyer", das greift die Lachmuskeln an, nicht wahr?" Ulrike suchte sorgsam die Fichtennadeln ab, welche ein leichter Windstoß auf ihr Gewand gestreut hatte und sagte ernst:

„Und doch würde er ihn, selbst wenn er seinen Abschen, vor dem Publikum zu spielen, jemals überwände, nie ablegen. Sein Vater — ach, das ist eine traurige Geschichte." . . .

„Erzählen Sie", bat die schöne Frau mit ihrer lieblichen Stimme; sie wußte es ja, man konnte, wenn sie einmal zu bitten sich herabließ, ihr kein Nein erwidern. Ulrike machte ein Zeichen mit den ernsten Augen und nahm ein Schüsselbund aus der Tasche, um es dem jungen Mädchen zu reichen.

„Mein Kind, du vergißt, daß die Essensstunde geschlagen und dich deine hauswirthlichen Pflichten rufen!" Lotte nickte lachend und sprang davon. Ihre Pflegemutter sah ihr nach, bis sie im Hause verschwunden war.

„Junges Ding von achtzehn Jahren soll noch nicht viel Leid erfahren, heißt's im Verse eines alten handschriftlichen Buches, das ich oben fand", nahm dann Helene sie nach dem Hause. „Ich räume ihr aus dem Wege, was ich kann; wozu junge, unbefangene Gemüther wissen lassen, daß es so viel Weh auf der Welt gibt!" . . .

Die stolze Frau an ihrer Seite seufzte leicht, und Fräulein Ulrike fuhr fort, gegen ihrer Gewohnheit einmal weitschweifig und länger redend:

„Traurig — ja, war's mit seinem Vater. Der hatte den „Wandermeyer" daheim gelassen und war unter einem wohlklingenden Namen in die Welt gezogen, und man hatte ihn seines schönen Spiels wegen mit Beifall überschüttet. Da kam's, daß er über seinen Stand hinausgriff — und sich in eine Dame der vornehmen Gesellschaft verliebte."

Sie machte eine Pause. Helene Allen schien die kleine Erzählung zu interessiren. Sie hob die Augen nicht mehr von dem gleichmäßig kalten Gesicht und wartete gespannt auf die Fortsetzung. Als diese nicht sogleich erfolgte, warf sie sogar ein:

„Eine Dame der großen Welt — das war allerdings etwas thöricht, denn es ist" . . . .

„Ja", fuhr Ulrike fort, „sehr thöricht, denn es ist selten, daß unter ihnen sich Eine findet, die so etwas wie ein Herz in der Brust trägt. So lange der Künstler jene Dame nur mit den Blicken anbetete und sie anlach, wenn er spielte, ihre seine Compositionen widmete, ließ man sich's gefallen. Als er aber eines Tages wagte, sie zu seinem Bilde begehren zu wollen, da — sagte man ihm mit Schimpf und Schande davon. Sein Auftreten in der Stadt, in welcher der Skandal erfolgte, wurde ihm unmöglich gemacht, seine Gönner wandten sich von ihm ab; er erkrankte; seine Mittel schwanden, und er blieb krank, weil ihm nicht zu rechter Zeit Hilfe wurde."

Helene fuhr mit dem Spitzentuch an ihre Augen. „Entsetzlich, der Arme!"

Ulriken's Ton war so unbewegt wie immer.

„So kam er hier in den Ort; im Wirthshause dort unten lag er dem Tode nahe. Sehen Sie, das kleine graue Haus dort mit dem weißen Schornstein! Die jüngste Tochter des Lammwirths pflegte ihn, und als — es war damals noch nicht so streng wie heute mit der Anstellung der Lehrer und ihrer besonderen Ausbildung — man ihm das Amt hier gab, denn concertiren konnte und wollte er nicht mehr, heirathete er sie. Und glücklich war die Ehe mit dem einfachen Mädchen, glücklicher sicher, als . . . . Nun, sie hat ihn getreu bis zum Tode gepflegt und er seinen halberwachsenen Knaben schwören lassen, der Mutter alle Liebe und Treue zu vergelten — das ist die Geschichte, und eigentlich eine recht einfache!" — —

Die Pforte in der Mauer war aufgesprungen, und Ulrike ging hinüber, um dieselbe wieder anzulehnen.

„Eine sonderbare Frau", sagte Helene sinnend vor sich hin, „auch in ihrem Wesen liegt der Schimmer einer Vergangenheit. Man sollte doch nicht denken, daß auch ein so verschlossener Erdenwinkel wie dieser kleine Harzflecken seine Romantik hat. Und der Sohn dieses Künstlers — er ist hübsch und gescheidt — und man könnte etwas für ihn thun . . . . vielleicht . . . . nun, ich werde sehen!"

Draußen auf der Straße wurde ein Jammergeschrei laut. Von der Wiese herüber waren die kleinen Spielgefährten, welchen sie vorher zugeschaut, zurückgekommen, aber in welchem Zustande! Das reine Sonntagshemd des Knaben war schmutzbespritzt, und die Flachszöpfe des Mädchens hingen zu Strippen aufgelöst um das thränenbesuchte Gesicht. Kreischen und Wimmern hatten in der That beide Ursache zu weinen, denn dort am Steg, welchen sie nothwendig überschreiten mußten, stand schon die Mutter des Mädchens bereit, die eine Hand verbändig, als hielte

Sie irgend ein Strafinstrument, hinter dem Rücken verborgen, mit der andern auf die triefend nassen Fäße der kleinen Bagabundin deutend. Krischan wußte, daß es von der Frau Nachbarin sicher auch Etwas für ihn setzen würde, und schrie noch lauter als seine gedultige Freundin, blieb aber stets zehn Schritte hinter ihr zurück. Frau Helene lächelte, wieder flog der Zug um ihren Mund, der etwas dämonisch Spottendes hatte:

„Wie im Kleinen, so im Großen", sagte sie halblaut, — „in dem Buden dort steckt ein Mann, der seinen Kummer einmal im Wirthshause vertrinken wird — und Frau und Kinder daheim hungern läßt. Die Welt ist einmal schlecht und . . . Ja, das Herz fühl halten, das ist ein großes Wort, und wer ihm folgen kann" . . . Sie nahm den Fächer, zupfte die Falbeln ihres Morgenkleides zurecht und ging mit dem grauen Fräulein in das Haus.

* * *

Schon zwei Wochen war Helene Alten die Bewohnerin von Lottens Thurmzimmer, aber gleich in den allerersten Tagen so in die Sitten und Gebräuche des grauen Hauses eingelebt, daß man sie kaum noch als Fremde daselbst betrachtete, ja, daß weder Fräulein Ulrike noch das junge Mädchen an eine Zeit denken mochten, wo die lichtvolle, bewegliche Gestalt nicht mehr durch die dunkeln Gänge huschte, oder im Garten zwischen den Büschen und Beeten auftauchte. Wenn sie auch der Ersteren mit ihren Scherzen und ihrer liebenswürdigen Plauderei gerade kein Lächeln abgewann, — lächeln sehen hatte noch Niemand das graue Fräulein in den vollen sechzehn Jahren, die sie im Orte war — so konnte man doch aus der ganzen Art und Weise, wie jene für den schönen Gast sorgte, gewahren, daß sie ihn gern hatte. Und Lotte war heitrer und lebendiger als früher; die beiden jungen Wesen — Helene Alten konnte höchstens fünf und zwanzig Jahre zählen — waren bald überall mit einander zu sehen. Im Hähnerhofe, dessen Sorge Ulrike dem jungen Mädchen anvertraut hatte, war die feine Stadtdame kühn auf eine Leiter geklettert, um die Eier aus den Nestern zu nehmen, ein andermal war sie sogar, Feldblumen in den schwarzen lockigen Haaren, hoch oben auf dem beladenen Heuwagen thronend, eingezogen; kurzum sie suchte alle ländlichen Freuden und kleinen Beschäftigungen kennen zu lernen.

Im Cercichen war sie bald eine bekannte Erscheinung, sie redete mit den Leuten in ihrer gewinnenden Weise, wo sie dieselben bei der Arbeit fand, und hatte oft eine ganze Schaar von Kindern um sich versammelt. Ihren Namen wußte man nicht und fragte auch nicht darnach, man nannte sie „de Frue", wenn man von ihr sprach. — Sie selber sah frischer und blühender aus, als an dem Tage, an welchem sie zuerst nach S. gekommen; ein müder Zug, der auf ihrem Gesicht gelegen, war gänzlich geschwunden, und das sonderbare, spöttische Lächeln, das etwas Unheimliches an sich hatte, huschte nur noch selten um ihren schönen Mund. Sie war zufrieden und fröhlich wie ein Kind in dem kleinen Harzflecken. —

Obwohl Lotte, trotz aller Bitten von Frau Helene nicht zu bewegen gewesen war, ihre Musikstunden fortzusetzen, kam der junge Schullehrer doch häufig, ja öfter als sonst, ins graue Haus. Er brachte dann seine Geige mit, auf welcher er wirklich Meister war, und spielte, wenn man unter den Fichten saß, zuweilen bis zum späten Abend.

Die Leute in den Nachbarhäusern saßen auf den Thürschwellen und lauschten andachtsvoll den Klängen, welche durch die Luft zu ihnen herüberzogen — sie wußten nicht warum, aber die Männer behaupteten allemal, heute habe die Pfeife besser geschmeckt als je, und die Frauen und Mädchen sahen ihre Strümpfe unter den Fingern mit Riesenschnelle wachsen. —

Die schöne Frau hatte unter den Fichten das Kirchlein skizzirt, legte den Stift nieder und wollte eben das Buch schließen, als Ulrike zu ihr trat. Sie hatte auch etwas Herrisches in ihrem Wesen, wie die junge Fremde, dem man selten zu widersprechen versucht war, und sie wußte es nicht einmal, wie Jene, unter Liebenswürdigkeit zu verbergen.

So streckte sie auch jetzt die Hand nach dem Buche aus und sah prüfend darauf nieder.

„Es liegt etwas darin!" sagte sie nach einer Weile, „Sie haben Talent und könnten etwas erreichen — wenn" . . . .

„Nun", fragte Helene, mehr belustigt als beleidigt über den nachfolgenden Zweifel, „wenn, Tante Ulrike?"

„Sie mehr Stillen und Wollen hätten zu wirklicher Arbeit. Sie spielen mit Ihren Talenten, wie das Kind mit der Puppe; so lange dieselbe es belustigt, ist's gut, hernach fliegt sie in die Ecke" . . . .

„Und zerbricht sich den Kopf!" vollendete die hübsche Frau lächelnd. „Sie mögen Recht haben, Tante Ulrike, Sie haben es sogar! — Wenn hinter mir das Muß stände, so hätte ich auch in irgend einer Weise Etwas erreicht. Ich bin, was man so gewöhnlich ein Kind des Glücks nennt, Noth und Sorge traten nie an mich heran, ein Unterwerfen kannte ich nicht, und" . . . .

„Und Ihre Ehe?" warf das graue Fräulein ein.

„Ach — ich spreche nicht gern darüber! Sie war nicht glücklich!"

Ulrike antwortete nichts, sie setzte sich neben Helene und blätterte ruhig in dem Skizzenbuch weiter. Nach einer Weile hob die Andere den Kopf, legte ihre Hand in die Ulrikens und sagte mit kaltem Ton:

„Sie könnten nach meinen früheren Worten denken, ich hätte Etwas im Herzen, das schmerzt, wenn ich's berühre — dem ist nicht so!"

„Ich weiß es. Sie tragen kein Weh in demselben, sondern — eine Leere!"

„Eine Leere, ja — aber ich will sie nicht ausfüllen", rief die schöne Frau leidenschaftlich, „wissen Sie, warum nicht? Ich will herrschen — und das Weib, welches liebt, wahrhaft liebt ist — Sklavin! Ich hasse die Sklaverei, sei es, welche es wolle — alle, alle!"

„Still!" sagte Ulrike flüsternd und beruhigend. „Ein Jeder nach eigenem Willen und Bestimmen, so ist auch mein Grundsatz — schließlich kann man doch nicht gegen den Strom!" Helenens grüne Augen schillerten in eigenthümlichem Glanze.

„Es war leer in mir, schon in früher Jugend. Ich heirathete ohne Liebe, aber ich glaubte, Achtung sei genügend. Ich mußte sie verlieren, noch eh ich sie voll und tief besaß, denn der Mann, welcher die Hand nach meiner Jugend, meiner Schönheit und meinem Reichthum ausstreckte — war ein Unwürdiger — das ist Alles!"

„Es ist genug!" nickte Ulrike, während sich nicht eine Miene in ihrem kalten Gesichte verzog.

„Ja — ja", sagte Helene mit fieberischer Hast. „Nun begann ein Kampf — auf Leben und Tod — aber das Schicksal war barmherzig, ich verlor den Gatten, eh die Welt wußte, daß — — das ist Alles!"

„Es ist genug für ein ganzes Menschenleben!" wiederholte die Graue in ihrer einförmigen Weise; dann schwiegen sie Beide.

Fröhlich lärmend zogen unten die Schulkinder vorbei, deren Erlösungsstunde geschlagen hatte. Die Knaben balgten sich, und die Mädchen drückten sich scheu, ihre Bücher zum Schutz vorhaltend, an ihnen vorbei.

Die junge Frau deutete hinunter: „Kann es befriedigend für Herrn Lugen sein, dort diese wehende Schaar zu bändigen?"

„Warum nicht? Er hat den Frieden des Herzens!" —

„Den Frieden, — wie schön das klingt — sind Sie aber gewiß, daß er ihn besitzt?"

„Ganz gewiß, und ich möchte, daß er ihm bliebe!"

„Was sollte ihm denselben denn rauben in dieser ländlichen Einsamkeit?" fragte die schöne Wittwe zweifelnd.

„Wer kann von heute auf morgen denken — Zufälle und Schicksale sind wunderbar", sagte Fräulein Ulrike und wischte ein widerspenstiges graues Haar aus der faltenreichen Stirn. „Aber er ist ein guter Mensch, und ich vertraue ihm."

Frau Helene Alten lächelte fein: „Verstehe ich recht?"

Die grauen, ehrlichen Augen heftete sich auf ihr schönes, bewegliches Gesicht:

„Warum soll ich's nicht sagen, da auch Sie offen waren! Ja, ich denke an das Kind, ich sähe es gern, wenn sein Leben fern ab von der bösen Welt still dahinfließe. Sie haben sich lieb, das sehe ich täglich. Ich bin froh, daß er nicht nach dem Beifall der Menschen draußen ringt — er ist ein gutes Gemüth. Seine Gesundheit freilich . . ."

„Ja", sagte die schöne Frau, „er sieht leidend aus, fast möchte ich sagen . . ."

„Nein, nein, so arg ist's nicht", fiel die Graue hastig und abwehrend ein, „das ist's nicht. Die Aerzte rathen zu einem Winter im Süden, er hat zwar die Mittel nicht, aber ich habe sie und werde ihn hinsenden! Noch weiß er's nicht; zum Herbst, denke ich, haben sich die Kinder ausgesprochen. Sehn Sie, das ist meine Freude, ich warte darauf — und wenn ich die Kinder glücklich sehe, — das ist vielleicht die einzige Freude, welche ich im Leben gehabt."

Der Ton war kalt wie immer gewesen, aber in den grauen Augen hatte es feucht geschimmert! Helene war sonderbar bewegt und drückte unwillkürlich die kalten Finger ihrer unschönen Nachbarin. Wieder saßen die beiden Frauen eine Weile still nebeneinander, bis Lottens leichter Tritt über den Kiesweg kam und ihre helle Stimme fragte:

„Ist noch immer Nichts zu sehen?"

„Was denn?" erwiderte Frau Alten.

„Nun, der Schnellläufer! Haben Sie's denn heute in aller Frühe nicht ausschellen hören? Er will in fünf Minuten von hier aus bis zum Brunnen am Markt und nach hier zurücklaufen — wie das nur sein kann?"

„Ich verstehe nicht!" sagte Helene.

„Wie ist das aber möglich, wir sehen das oft hier, und die armen Menschen dauern mich stets, es ist doch schrecklich!"

Die schöne Frau schüttelte erstaunt den Kopf: „Ein Schnellläufer? Ach, Herr Eugen," rief sie dann über die Mauer, „gut, daß Sie kommen, Sie müssen mir hier eine Erklärung geben! Eilen Sie!"

Ein freudiger Schein war über das Gesicht des jungen Mannes geflogen, als er den Klang der Stimme vernahm; er war mit wenigen Sprüngen oben an der Steinbank, reichte Fräulein Ulrike und Lotte die Hand und verbeugte sich vor der jungen Frau. Sie nickte vertraut-freundlich.

„Ein Schnellläufer? was ist das?" fragte sie lachend.

„Sie werden das sogleich sehen, Frau Alten, — ein armer Mensch, der seine Lungen anstrengt, um die Jugend des Orts zu amüsiren. Dergleichen bedrembliche Schau-Rennen überläßt man jetzt in den Städten den Pferden — nur in kleinen Ortschaften wie die unsrige taucht noch dann und wann solch ein armer Schelm auf, welcher kärglich: Gaben erndtet — eigentlich Almosen."

„Hei kümmt, hei kümmt!" schrien die Kinder unten an der Mauer und drängten und knufften einander, um einen bessern Platz zu erhalten.

Und dann sauste es im schnellen Lauf über die Straße dahin, ein leuchtender Mann im Seiltänzertrict, mit Schellen an Händen und Füßen, und hinter ihm drein die klirrten der Buben, schreiend und jubilirend und endlich Einer nach dem Andern unter Hohngelächter und Spott zurückbleibend.

„Entsetzlich!" sagte die junge Wittwe, „und das duldet die Polizei — unbegreiflich!"

„Der Arme!" rief Lotte, „wenn er zurückkommt, so geben wir ihm zu essen, nicht war, Tante Ulrike?"

Das graue Fräulein nickte bejahend, der junge Mann hob das feine Taschentuch auf, welches Helenens zierliche Hand hatte zu Boden gleiten lassen und erröthete unter dem freundlichen Blick, welchen er dafür erndtete.

„Hei kümmt, hei kümmt all wedder!" schrie der wilde Chorus aufs Neue.

Und herrlich zeigte sich am Ende der langen Straße, welche man vom Platz an der Mauer fast gänzlich mit den Blicken beherrschen konnte, die hagere Gestalt des Läufers bereits wieder. Immer näher und näher kam er seinem Ziel; schon von Weitem heftete er die Blicke auf die Zuschauer an der grauen Steinbalustrade, vielleicht dachte er daran, daß ihm aus ihrer Hand eine erquickende Gabe zufließen würde — — näher und näher kam er, keuchender und rasselnder wurde sein nach Luft ringender Athem, ... jetzt mußte er vorüber, noch immer war der Blick auf die Gruppe dort oben gerichtet, auf die schöne Frau im lichten Kleide, und stehender und immer ängstlicher wurde derselbe, und jetzt taumelte die lange Gestalt, die Arme reckten sich hülfesuchend in die Luft. . . . und jetzt brach er dicht unter den Augen der Frauen, hart an der Steinwand, gegen die er schwankte, zusammen.

Ein gemeinsamer, entsetzter Schrei!

Die Jugend floh angstvoll auseinander und drängte sich scheu im Kreise um den Bewußtlosen — aus Lottens lieblichem Gesicht war alle Farbe gewichen; sie faßte nach dem Arm des jungen Mannes und suchte ihn mit sich zu ziehen. Das graue Fräulein rief den neugierigen Mädchen, die unter dem verschnörkelten Portal gestanden, nun von da aus den Schnellauf anzusehen, einen hastigen Befehl zu und griff nach dem Bunde an ihrer Seite, an welchem der Schlüssel zum Weinkeller hing. Helene hatte ebenfalls einen leisen Schreckensruf ausgestoßen und schwankend nach einem Halt gegriffen. Schon waren Lotte und der Schullehrer an der Pforte und nur noch wenige Schritte von dem Unglücklichen entfernt, da warf der junge Mann einen Blick zurück nach der erbleichenden, schönen Frau, die eine Ohnmacht anwandelte, und sofort ließ er die kleine Hand Lottens los, um Jener beizuspringen.

Das junge Mädchen hatte in der Erregung keine Frage; sie flog auf den Liegenden zu, hob sein Haupt vom Boden und wischte den blutigen Schaum von seinen Lippen; dann erst suchte ihr Blick den Freund und traf ihn, verwundert genug, an der Seite der schönen Fremden, die sich leicht wieder von ihrer Schwäche erholt hatte.

„Gehen Sie hinab", sagte sie jetzt freundlich, ohne auf seine besorgte Frage Antwort zu geben, „nein, warten Sie, ich komme ebenfalls!"

An der Gartenthür trafen sie mit Ulrike zusammen, die dem jungen Manne eine Flasche voll stärkenden Weines nebst einem Becher in die Hand schob und Helene zunickte:

„Da haben Sie den Unterschied zwischen unsern Nerven und denen einer Dame aus der großen Welt — sehen Sie nur, wie tapfer sich das Kind hält!"

Noch einmal drehte sich Eugen bittend um.

„Bleiben Sie zurück — es ist kein Anblick für Sie!"

Mechanisch gehorchte die schöne Wittwe, faßte in die Tasche und zog ihre Börse hervor.

„Bringen Sie ihm das!"

Ulrike griff nach ihrem Arm und hielt ihn zurück:

„Nicht jetzt — sobald er sich erholt hat! Jetzt thut's kein Geld!"

Helene sah erstaunt auf, aber sie erwiderte Nichts und ging auf ihren früheren Platz. Der Läufer war zum Bewußtsein gekommen und wurde jetzt vom Lehrer und Lotte ins Haus geführt; erst nach einer Weile, in der sich die Neugierigen verlaufen hatten, kamen die Beiden zurück.

„Was war's?" fragte die schöne Frau.

„Ueberanstrengung," entgegnete der junge Mann, „er wird keinen neuen Lauf mehr unternehmen können!"

„Was bleibt ihm dann?"

„Die ehrliche Arbeit!" antwortete das graue Fräulein.

Lotte wischte über ihr bleiches Gesicht. „Er spricht so gebildet, so gar nicht roh — ach, er muß wohl sehr unglücklich sein! Wer weiß, wie sorglam ihn Vater und Mutter einst erzogen haben!"

— „Um sich Künstler zu nennen — erst vielleicht im Tirrus, dann auf den Messen und endlich in den armen, entlegenen Dörfern!“ sagte Ulrike hart.

„Die Kunst — welche es auch sei, geht nach Brot“, warf Eugen düster ein — „auch er mochte sein Glücksfund sein!“

Ueber das Gesicht der schönen Frau flog ein unwilliges Lächeln. „Was sind das für Vergleiche, Herr Eugen — Sie sollten sich nur einmal draußen bei uns hören lassen — ein echter, rechter Künstler macht immer seinen Weg!“

Die Augen des jungen Mannes leuchteten auf, aber er senkte sie, als die tonlose Stimme Ulrikens sagte: „Ja! — Die Frage ist nur, wo der Weg endet!“

Helene hatte ihr Augenglas genommen, es auf die Thurmspitze über die Berge gerichtet und fragte jetzt:

„Was ist das dort — es liegt zu hoch, um eine Kirche sein zu können!“

„Das ist das Herzberger Schloß, Frau Alten!“

Sie machte eine lebhafte Bewegung. „Das Herzberger Schloß — unmöglich! — ach, nein, ich dachte an ein Schloß gleichen Namens, das — das im Schlesien liegt, dieses hier? . . . . .

„Ist Besitzthum der Grafen Endreff, Majorat.“

„Ganz recht, Majorat, — das heißt, also Endreff —

„Ein großes Besitzthum, der reichste Adel des Landes! Alle Waldungen dort rechts sind dazu gehörig, und wir haben oft das Vergnügen hier, an großen Jagdtagen die Herren jagen zu hören.“

„Ah — das muß . . . . also Schloß Herzberg!“ sie richtete noch immer das Glas auf die entfernte Spitze.

„Denken Sie nur“, fiel Lotte ein, „der Graf wollte uns hier aus dem grauen Hause vertreiben, aus unserm lieben Thurme. Es sollte ein Jagdschloß für ihn werden, aber solch hohe Summen er bot, die Tante willigte nicht ein!“

„Ein Jagdschloß — der Thurm, ah“ . . . die schöne Frau war plötzlich sehr zerstreut.

„Ja“, sagte das Fräulein und erschien dabei noch steifer und unbeugsamer als sonst in ihrer Haltung, „die denken, weil sie reich und angesehen sind, — hätte ihnen gepaßt hier das alte Ordenshaus. — Aber sie mögen nur voll Aerger von ihrem Thurm herabblicken, sie bekommen's nicht, und wollen sie mir für jeden Mauerstein einen silbernen geben. Ich mache den Adelsgeschlechtern niemals Concessionen!“

Die schöne Frau lächelte, ließ das Glas sinken und fragte: „Sie wohnen dort öfter, die Endreffs?“

„Es ist nur ein junger Graf, das heißt, sie nennen ihn den jungen, er zählt schon vierzig — und seine alte Mutter dort. Er lebt im Winter in der Residenz“, erwiderte Eugen.

„Natürlich, — im Winter . . . . und jetzt?“

„Gestern ist er angekommen, viel zu früh für die Jagden, aber er hat sonderbare Gewohnheiten und unberechenbare Einfälle!“

„Glaubt, sie haben zu dürfen, weil er ein Graf ist“, sagte das alte Fräulein, „und nun ist's genug von denen da drüben!“

Die Fremde lächelte, wurde aber sofort wieder nachdenklich, und das Gespräch begann immer mehr und mehr zu stocken. Als sich der junge Lehrer verabschiedete, reichte sie ihm die kleine Hand:

„Kommen Sie mit der Geige wieder?“

Es er jedoch bejahen konnte, freudig, wie es schien, sagte die Besitzerin des grauen Hauses:

„Heute nicht, diesmal müssen Sie mir ein Nein gestatten, Sie und der Eugen selber! Der Unfall des armen Menschen hat uns Alle erregt — es ist besser so. Nicht wahr, Sie geben mir Recht?“ wandte sie sich zu Helene.

„Gewiß! — Da sehn Sie, wie schlecht ich bin, den unangenehmen Vorfall schon vergessen zu haben, und andererseits, welch süßes Bedürfniß mir schon Herrn Eugen's singendes Holz geworden — wollen Sie nicht mehr böse sein?“

Sie streichelte die Hände Ulrikens und diese nickte. Lotte ging mit dem jungen Manne, der sich schweigend dem Machtspruch des grauen Fräulein unterwerfen, bis zur Pforte.

„Aber morgen, Herr Eugen, nicht wahr?“ fragte sie sanft.

„Ja, morgen“, sagte er zerstreut und sah noch einmal nach der schönen Dame hinüber, „morgen!“

Die Thür fiel hinter ihm zu — Lottens kleine Hände sanken schlaff herunter; es war das erste Mal, daß Eugen sie-ihr nicht zum Abschied drückte.

Spät Abends, als Alles im grauen Hause schlief und nur im Thurmgemach, welches die Fremde bewohnte, noch Licht schimmerte, klang leise, leise ein Wiegenlied durch die Stille — Eugen's Geige.

Die schöne Frau richtete in den Sophakissen den lockigen Kopf von einem französischen Romane auf und lauschte eine Sekunde:

„Der kleine Lehrer, wahrhaftig, er spielt dort unten — mein Gott, wie dankbar er ist für die wenigen, freundlichen Worte, welche man ihm gesagt hat.“

Dann las sie das Kapitel zu Ende.

* * *

„Nun, Fräulein Lotte, was liest man denn so eifrig?“ fragte in aller Morgen-Frühe und -Frische, denn der Nebel lag noch über den Wiesen und dem Flusse, die helle Stimme der Frau Alten.

Das junge Mädchen hatte sie nicht nahen hören und zuckte jetzt erschreckt zusammen, während sie beide kleinen Hände hergend auf ein blaues Heft legte; sie errötete tief.

Die schöne Frau lächelte und zeigte die weißen Zähne, hüllte sich etwas fröstelnd in einen grauen Shawl, den sie um die Schultern geschlungen, legte ihre behandschuhten Finger auf die Lottens, beugte sich noch näher zu ihr und sagte:

„Das müssen sehr feurige Poesien sein, die Sie alle Morgenfrische vergessen lassen. Mich fror heute in dem Thurm; ich will hinaus in den Wald, mir Bewegung zu machen. Aber was haben Sie denn, Kleine, wozu diese Befangenheit — oder“, sie drohte scherzend mit den Blicken, „Lotte, Lotte — sind sie selber eine Sünderin in Poesie, ein kleines dichtendes Waldhüttchen? Lassen Sie einmal sehen, ja?“

„Nein, nein“, stotterte Lotte, „nicht ich, nicht ich“ . . .

„Und Tante Ulrike auch nicht . . . . Lotte, Sie können mir doch nicht eine Unwahrheit sagen?“

„O nein, o nein — es sind Gedichte von Herrn Eugen.“

„Ah, an Sie?“

Das hübsche Mädchen schüttelte den Kopf.

„Wie sollte das sein — er machte mir nur eins zum Geburtstage — diese andern . . . . ach, sie sind sehr hübsch, und ich habe sie, wie er sie brachte, einzeln abgeschrieben, er weiß es nicht einmal, aber — wollen Sie sie lesen?“

„Ja — indeß jetzt nicht, Kleine. Legen Sie mir das Heft hinauf, wollen Sie? — gelegentlich! Jetzt möchte ich hinaus. Und wissen Sie, wohin? Ich will das Herzberger Schloß etwas näher ansehn, selber ungesehn. Welches ist der nächste Weg?“

„Soll ich Sie begleiten, Frau Alten?“

„Danke, nein! Ich habe es, wie Sie wissen, allein herumzustreifen, und will auch nicht, daß Tante Ulrike zürnt, wenn ich Sie in Ihren häuslichen Beschäftigungen störe.“

„O, die“, sagte Lotte, „ist plötzlich so sonderbar. Ich soll einige Tage ausruhen, sagt sie. Ich sähe bleich aus und müsse mich kräftigen — finden Sie auch?“

„Bleich, o nein, Kind, Sie blühen ja wie eine Rose. Was sollte denn auch Ihre frischen Farben bleichen? — und nun ade, ich will einmal sehen, ob ich ein Abenteuer erlebe, ade, Kleine.“

Sie wickelte sich fester in ihre graue Hülle und trippelte davon. Wie zierlich sie die in eleganten, hohen Stiefelchen steckenden Füße setzte, wie graziös eine jede ihrer Bewegungen war, selbst jetzt der Sprung über den Graben. Wie kleidsam das graue Hütchen mit dem Taubenflügel auf ihren schwarzen Locken lag! —

Lotte schlug das Heft zu, rollte es zusammen und blickte darauf nieder:

„Ob ich's ihr gebe? Sie war — so lieb und doch sind die Gedichte so schön, und ich möchte gern, daß sie wüßte, wie prächtig er dichtet. Die Leute haben gar keine Ahnung davon! Er war neulich so trübe, vielleicht machte es ihm auch Freude, wenn die feine, kluge Frau seine Verse lobt. Er sieht immer glücklich und stolz aus, wenn sein Spiel sie entzückt — gestern that ihm Tante Ulrike wehe, sie wollte es nicht, daß er spielte, aber ich fühlte es, er ging verstimmt. Die Nacht träumte ich von seinem Spiel — es war nix, als hörte ich leise, leise in der Ferne das Wiegenlied — wie schön es klang!"

Sie schob die Rolle in die Kleidertasche und stand auf.

„Was Tante Ulrike nur hat, daß sie mich bleich aussehend findet; warum sollte ich denn bleich sein? — das sagt auch Frau Alten!"

Eben wollte sie hinter dem Fichtenstamm hervortreten, als sie wieder zurückwich; heiße Röthe flog ihr über's Gesicht, sie legte mit einer unwillkürlichen Bewegung die Hand aufs Herz.

Seitwärts vom Hause herüber, unter dem Thurm vorbei, kam der junge Lehrer, seine Hand trug einen Riesenstrauß von zierlich und geschmackvoll zusammengestellten Feldblumen und Farrenkräutern; er mußte denselben in aller Frühe in Wief' und Wald gepflückt haben, denn seine Stiefel und Kleider waren naß und zeugten von dem Herumstreifen im Morgenthau. Eine fieberhafte Erregung lag auf seinem schönen Gesicht, seine Wangen waren dunkel gerötet, und er blieb, tief Athem schöpfend, stehen. Wie er die Blicke auf die offenen Fenster des Thurmzimmerchens heftete, flog ein Lächeln über seine Züge, er hob den Strauß und . . . .

„Guten Morgen, Herr Eugen!" sagte Ulrikens ruhige Stimme, „so früh schon — ah, und mit einem großen Paket Waldpflanzen? Schon wieder botanisirt? Das ist ja prächtiges Farrenkraut, und der Wegerich so hübsch, wie ich ihn hier bis jetzt nicht sah. Sie sind auch ganz athemlos und erschöpft, kommen gerade recht zum Morgenkaffee. Er steht schon im Gartenzimmer auf dem Tisch! Wenn ich nur die Lotte fände, drinnen ist sie nicht und droben auch nicht, denn die unruhige Frau ist schon draußen im Walde."

Ulrike war in einem nonnenhaften Morgenkleide; eine große, weiße Strickhaube verbarg ihre grauen Haare gänzlich. Der junge Lehrer hatte ihr die eine Hand gereicht und die andere, welche die Blumen trug, sinken lassen, sodaß die Blätter und Gräser, noch thaufeucht, auf den Sand hingen, der sich sofort an sie heftete.

„Ja," sagte er, „botanisirt! Aber ich habe keine Zeit, die Mutter wartet auch zu Hause . . . . ich danke, Tante Ulrike, ich muß wirklich danken!"

„Nun, das kann später geschehen" — sie legte den Arm um seine Schulter und drängte ihn vertraulich vor sich in die Hausthüre. „Lotte, Lotte!" noch einmal zurück in den Garten rufend.

Langsam schob sich, während die Beiden im Hause verschwanden, die schlanke Gestalt der Geraubten hinter den Bäumen hervor, zaghaft machte sie einige Schritte und blieb dann wieder, mit der Hand über die Augen fahrend, stehen. Sie sah jetzt sehr bleich aus, ein unendlich trauriger Zug lag auf ihrem lieblichen Gesichte, sie schüttelte langsam den blonden Kopf und flüsterte:

„Was ist denn das nur, was mir die Brust so beengt und zusammenpreßt, wie noch nie — ich glaube — nein, nein, das macht die frische Morgenluft, mich friert nur!"

Willenlos hatte sich Eugen in das Zimmer schieben lassen und ebenso an dem Kaffeetische Platz genommen. Noch stand indessen die Tasse mit dem dampfenden Trank, welchen das gute Fräulein stets eigenhändig zu brauen pflegte, unberührt vor ihm, und seine schlanken Finger spielten mechanisch mit dem silbernen Löffel.

„Endlich!" rief Ulrike dem jungen Mädchen zu, das jetzt in der Thür erschien.

„Das ist ja heute ein toller Morgen. Die Frau ist gar nicht zu sehen, schon früh ins nasse Gras hinausgelaufen, sich rufe und suche ich überall vergebens, und der Herr Eugen ha ist auch nicht geschehen und läuft um der elenden Pflanzen willen in die scharfe Luft hinaus, die ihm gar nicht gut ist. Setzen Sie sich nur mal den Wetterhahn an, wer der sich gedreht hat, wir haben ja Ostwind — und daß der Ihnen schadlich ist, wissen Sie doch!"

„Ostwind, in der That, Ostwind," sagte der Gescholtene und sah nach dem Thurm hinüber, „ich dachte" . . . . ein heftiger Hustenanfall ließ ihn nicht ausreden.

„Da haben wir's," rief die Graue streng, „da ist schon der Beweis — und du, Lotte, hättest auch . . . mein Gott, Kind ist wohl Alles verkehrt, du hast dem Eugen nicht einmal die Hand gereicht."

Die bebenden Finger des Mädchens legten sich in die kalten des jungen Mannes:

„Guten Morgen, Herr Eugen!" —

„Guten Morgen, Fräulein Lotte!"

Dann griff Jedes hastig nach seiner Tasse.

Tante Ulrikens scharfe Augen bemerkten sofort die Befangenheit des Paares; ein befriedigter Ausdruck erglänzte in ihnen und sie nickte vor sich hin, als müsse sie den sie erfassenden Gedanken Beifall zollen.

„Der Husten, Eugen," — sagte sie, nachdem sie ihre eigene große Tasse zurückgeschoben, „der böse Husten, das heißt, er ist ja nicht gefährlich, aber sehr unangenehm . . ."

„O, o," wandte der Angeredete ein, konnte aber, eines neuen heftigen Anfalls wegen, nicht ausreden.

„Sehr unangenehm," fuhr das Fräulein fort, „und ich meine, es wäre gut, Eugen, wenn wir einmal eine recht ordentliche Kur um seinetwillen durchmachten."

Der junge Mann lächelte trüb.

„Es könnte gut sein, Tante Ulrike, aber . . . . der alte Kreuzpinkkus in H. hat kein Mittel. Luftveränderung, sagt er, und die, welche er meint . . . . nun, die kann ich mir eben nicht gestatten."

„So — — er meint, Sie sollen nach dem Süden, so nach Meran oder . . ."

„Ja," nickte Eugen. „Und daran ist ja doch nicht zu denken, die Mutter allein lassen, — meine Stellung, ein so langer Urlaub, nein, nein, es ginge nicht."

„Die Mutter, die besuchen Lotte und ich, der Urlaub wird gewährt, und für das Andere sorgt Tante Ulrike!" sagte die alte Jungfer bestimmt.

Der Lehrer fuhr zurück, glühend roth, er wollte sprechen, aber Ulrike duldete es nicht, sie faßte nach seinem Arm und zog ihn näher zu sich herüber.

„Ja — das ist meine Sache — und zwar ein für allemal. Wenn der Herbst kommt, so wird das Bündel geschnürt, und es geht fort nach Meran. Der Winter wird und zwar einsam sein, aber er geht auch hin. Die Lotte muß allein singen und spielen, wir holen die Alte aus dem Schulhause ganz zu uns herüber . . . . und im Frühjahr kommen Sie munter und frisch zurück . . . . und dann? nun, dann werden wir ja weiter sehen, was dann wird!" und halb sah es wie ein Versuch zum Lächeln aus, den sie machte.

„Nein, Tante Ulrike, nein, das darf nicht sein!" rief Eugen erregt und drückte einen Kuß auf die welken Finger der alten grauen Jungfer. „Aber ich danke Ihnen für Ihre Liebe, Ihre Sorgfalt, als . . . als" — er wußte und die Thränen traten in seine schönen, braunen Augen. Er wehrte sie schnell fort: „Nein, das — ist der Lotte bestimmt, und die ist Ihr Schwesterkind, und ich bin nichts als ein Fremder, der schon zu viel Freundliches von Ihnen genoß, — aber ich danke Ihnen von Herzen!"

„Später, später," wehrte Ulrike — „und bei dem, was ich gelagt habe, bleibe's. Die Lotte — nun, ich meine, die hat genug, ohne . . . Sie ist versorgt und wird es sein, wenn sie auch gestern

dem Oberförster drüben in X. einen Korb gegeben hat. Denke doch, mein Junge, der alte Knabe — die junge Blüthe — o nein, sie hatte Recht. Aber freie Wahl hatte ich ihr gelassen .... ist's recht, daß sie nein gesagt hat, eh?" ....

Lotte senkte das blonde Köpfchen tief auf den Busen.

„Gewiß," — rief der Lehrer zerstreut, „aber — es wird ihm weh gethan haben, nicht wahr? Und eigentlich ist er ein angesehener Mann, der Oberförster, der . . ."

„Spitzbube!" erwiderte Ulrike — „ein Wittwer mit vier Kindern, o Spitzbube! Na, na, was kommen soll, kommt und was sein muß, muß sein!"

Sie stand auf und deutete nach der großen, altmodischen Standuhr, die wie ein Thurm im Gemach aufragte und ihr Tiktak laut und einförmig wohl schon an die hundert Jahre gesagt hatte.

„Wir vergessen Zeit und Stunde an diesem verkehrten Morgen; gleich sieben Uhr. Sie müssen hinüber. Nun," sie drückte ihm die Hand zum Abschied, „es bleibt dabei: Eigentlich sollten Sie's noch nicht wissen, weil's aber mal so kam, ist's auch gut! Laß, laß, Junge," damit wehrte sie einem neuen Handkuß und ging in das Nebenzimmer.

„Ich muß in die Luft, Lotte, ich mag nicht an das enge Schulzimmer denken, so voll ist mir die Brust!" sagte Eugen zu dem jungen Mädchen. „Die unverdiente Güte" ....

Lottens blaue Augen strahlten. „Sie ist ein Engel, unter ihrer kalten Außenseite schlägt das wärmste Herz. O, Eugen, ich bin so froh darüber, daß der böse Husten . . .

„Er ist eigentlich gar nicht so schlimm!" sagte der junge Mann leichthin. „Aber die Welt, die ferne — — ich sah so wenig von ihr und es klingt so lockend .... Nur — Sie möchte ich nicht berauben, Lotte!"

„Still!" erwiderte diese und legte den Finger auf die Lippen, „sind wir nicht wie Bruder und Schwester erwachsen, Eugen?" Er nickte. „Kein Wort mehr darüber also. Gehen Sie gern, Herr Eugen?"

„Wenn es nicht um die Mutter wäre — so herzlich gern!"

„Ja, um die Mutter!" wiederholte das Mädchen mit einem wehmüthigen Tone.

Sie standen jetzt draußen, wo auf der hohen Steintreppe Eugen's prächtiger Feldblumenstrauß lag.

„Da," sagte Lotte, „vergessen Sie nicht, was Sie für Ihr Herbarium suchten!"

Der Lehrer warf einen Blick hinüber nach dem Thurme und sah dann auf die Blumen:

„Sie sind staubig geworden — und ich brauche sie nicht mehr. Auf Wiedersehen, Lotte, ich muß mich erst in das Neue finden!"

Lotte nahm die Blumen auf und strich wie liebkosend über dieselben.

„Das Neue — ja, ja," flüsterte sie, — „ach, ich weiß nicht warum, aber ich möchte, daß gar nichts Neues mehr in unser stilles Thal käme, ich habe das Alte so lieb."

Dann ging sie schnell bis an die Mauer drüben, an welche der kleine Kirchhof stieß, und warf den Strauß hinüber. Er fiel auf ein gesunkenes Grab.

„So hadt ihr wenigstens einen Zweck!" sagte sie, nochmals zurückschauend, und eilte ins Haus. —

Die Sonne stand schon hoch; sie hatte alle die blühenden Thautropfen in Brief und Wald aufgetrunken und wärmte jetzt die Fluren mit ihrem goldenen Schein. Fröhliche Vogelweisen klangen durch den Wald, und hier und dort sang ein Arbeiter, während er die Art mit schallenden Schlägen gegen einen Baumstamm führte.

Den Waldweg, der steil und abhängig vom Berge rechts niederlief, kam die schöne Bewohnerin des Thurmzimmers in fliegender Eile. Ihr Gesicht war gerötbet, die Locken hingen wirr um dasselbe und der Shawl, welchen sie über ihrem Arm liegen hatte, schleppte lang auf dem Boden nach, dürre Zweige und Dornen hatten sich in seine Franzen geheftet. Zuweilen blieb sie stehen und blickte rückwärts, ihre Athem ging schnell, ihre Augen blitzten, und dann und wann entglitt ein lebhafter Ausruf ihren Lippen. Erst in der Nähe des grauen Hauses mäßigte sie ihre Schritte und ihre Eile, welche mit der einer Fliehenden Aehnlichkeit hatte. .

„So," sagte sie, als die Gartenpforte erreicht war, „da hätte ich ja das Abenteuer, ungeahnt und interessant. Ungeahnt?" sie lächelte über das Wort, „eigentlich sollte ich doch gegen mich selber aufrichtig sein — so ganz ungeahnt oder ungesucht war's — wohl nicht. Wie sagt doch Schopenhauer über die Ehrlichkeit, wie ist es doch?" dabei hatte sie sich auf die Steinbank geworfen und stützte den Kopf. „Ehrlichkeit — ja, so ist's: So eng auch Freundschaft, Liebe und Ehe Menschen verbinden, ganz ehrlich meint Jeder es am Ende doch nur mit sich selbst und höchstens noch mit seinem Kinde."

Die schöne Frau hatte das Citat halblaut gesprochen und setzte jetzt ebenso hinzu: „Freundschaft, Liebe, Ehe und Kind — das fehlt mir Alles — so bleibe nur ich, und selbst mir gegenüber suche ich so etwas wie Verstecken zu spielen — das ist eigentlich nicht hübsch! Bah! — es war Neugier, welche mich trieb; ich wollte den Ort sehen, wo — nun, endlich will ich aufrichtig sein" — —

Sie unterbrach sich mit einer haftigen Bewegung selber, schwieg, schob die Locken vor einem winzigen Handspiegel, welchen sie aus der Tasche gezogen, zurecht und sagte dann:

„Ein närrischer Zufall ist's doch gewesen, welcher mich hier in die Nähe des Herzberger Schlosses geschleudert — — und dumm war ich selber heute. Nun ist's aus! — So!" sie hatte die letzte widerspenstige Strähne befestigt, „damit die gute Tante Ulrike nichts von meinem Flucht abenteuer merkt! Am besten, ich gehe so schnell als möglich hinauf, denke nach, ordne und entwerfe meinen Plan, denn die Zeit drängt .... ja, wahrhaftig, ich muß eilen, will ich nicht . . . nein, nein, überlegen wir so schnell als möglich!"

Nach Verlauf einer Stunde trat Frau Helene Alten zu den beiden Bewohnerinnen des grauen Hauses, welche nähend und strickend auf dem gewohnten Plätzchen saßen.

Sie erschien sonderbar feierlich, ernste Mienen und langsamen Gang war man sonst nicht an der schönen Frau zu sehen gewohnt. Sie hatte ein graues Reisekleid an und sah überhaupt so reiselustig und reisewillig aus, daß die Frauen erstaunt aufblickten, als sie dem Tische nahte.

„Ah," sagte sie, statt jeden Grußes, „ah, mein Gott, bedauern Sie mich!"

Tante Ulrike schob ihre Brille etwas anders und fragte: „Warum?"

„Ja, wie können Sie das eigentlich wissen, warum," es zuckte dabei um ihren Mund — „ich muß es Ihnen also sagen. Nicht wahr, liebe Lotte, Sie legten mir die Briefe oben auf das Zimmer — Gott, es war so schön draußen im Walde, und ich ahnte nichts!"

„Eine unangenehme, — eine traurige Nachricht?" fragten Ulrike und Lotte zugleich. Helene nickte mit tragischem Ernst.

„Ja — denken Sie doch! Ah," sie lauschte aufmerksam, „da höre ich schon den Wagen — ich schickte nämlich den Friedrich sofort um Extrapost" . . .

„Sie gehen?"

„Sagte ich denn das nicht schon, meine Damen? Aber so ungern, so ungern! Es war reizend hier, obwohl — sehen Sie, das Thurmzimmer hatte doch eine böse Seite; der Blick auf den Friedhof störte mich, Sie werden begreifen. Fräulein Lotte, wollen Sie sorgen, daß man meine Koffer herabbringen läßt? Ah, da biegt schon der Wagen in die lange Straße ein! Darf ich meine Rechnung begleichen, Tante Ulrike?" —

„Bitte", wehrte dieselbe. Die junge Frau legte eine Börse auf den Tisch. „Den Ueberschuß vertheilen Sie an die Mägde und Ortsarmen, wenn ich bitten darf!"

„So schnell sollen wir Sie verlieren, und wir wissen noch gar nicht, was Sie zwingt?“ . . . .

„Zwingt!“ — sie knüpfte den letzten Knopf ihrer weit über das Handgelenk hinaufreichenden Handschuhe zu, „sagte ich's denn nicht . . . es ist eine dumme Geschichte! Ah, danke Ihnen, liebes Kind!“ wandte sie sich lebhaft zu den jungen Mädchen, welches zurückgekehrt war.

„Sie sind immer so freundlich gewesen! Nicht wahr, ich darf Ihnen die Bücher zurücklassen, Sie lesen ja gerne Gedichte!“ dabei drohte sie mit dem Finger.

„Und für Sie, Tante Ulrike, ist das große Bild von mir. Nicht wahr, Sie behalten es, damit ich nicht ganz vergessen bin, im grauen Hause. Der kleine Lehrer mag die Karte, das Brustbildchen von mir, bekommen; er darf doch auch nicht übergangen werden, dieser freundliche kleine Herr — Wandermeyer, richtig, so ist da dieser komische Name — Wandermeyer!“ sie lachte silberhell und sprang auf.

Tante Ulrike und Lotte hatten sich noch immer nicht von ihrem Erstaunen erholt.

„Ohne Mittagessen?“ fragte Erstere mit großen Augen und „Soll ich Ihnen nicht ein Sträußchen pflücken?“ die Andere, weil ihr sonst nichts in den Sinn kam, was sie der Eilenden geben könnte.

„Nein, nein!“ wehrte diese ab, „es ist die höchste Zeit, die allerhöchste Zeit. Schade, schade, es war doch lieblich hier — bis auf den Kirchhof, der langweilte mich, gab mir trübe Gedanken, und die liebe ich nicht. Leben Sie wohl, meine Damen!“ sie drückte der alten Jungfer die Hände, umarmte Lotte und berührte ihre klare Stirn mit einem flüchtigen Kusse:

„Werden Sie mich auch nicht gänzlich vergessen, meine kleine Waldblume — gewiß nicht?“

„Gewiß nicht, gewiß nicht!“

„Und vielen Dank für Ihre Güte — Ihnen Beiden“! sie saß schon im Wagen, die Pferde zogen an, ihr Spitzentuch flatterte lustig durch die Luft, — dann war sie verschwunden.

Tante und Nichte sahen einander erstaunt an; die Alte rieb sich die klaren Augen; es war ihr plötzlich wie ein Nebel vor denselben gewesen.

Lotte hatte die Hände im Schooß gefaltet, sah dem Wagen nach und lauschte, bis das Rasseln und Rollen desselben verklungen war. Dann sagten Beide:

„So plötzlich!“ — „Und warum eigentlich?“ setzte das junge Mädchen hinzu.

„Ja — ich verstand Sie nicht! Sie ist und war wie ein Traumgesicht, auftauchend und verschwindend! Weißt du, Kind, ich hätte damals nicht Ja sagen sollen, als sie so plötzlich ins Haus kam; ich habe jetzt ein so beklommenes, unerklärliches Gefühl. Sie war ein liebliches Geschöpf und dennoch . . . . es ist besser, wir hüten uns vor allem Fremden und bleiben in unsrer Ruhe!“

Lotte nickte; ihre Augen füllten sich plötzlich mit Thränen, sie wußte nicht, warum, aber sie beugte das bübsche Gesicht tief, tief über die Arbeit, damit die Tante dieselben nicht gewahrte.

„Wenn der Eugen erst geht“, sagte Ulrike nach einer Weile, „dann wird es freilich noch einsamer sein, er wird uns fehlen. Sobald er jedoch wiederkehrt, soll Lust und Freude in unsre dicken, alten Mauern einziehen. Glaubst du es, mein Kind? Dann sollst du die Rosen pflücken, welche dir das Leben beut — bis dahin sei geduldig, mein Kind!“

Sie drückte in festsamer Bewegung einen Kuß auf die Wange des blonden Mädchens, wandte sich ab und ging hinein. —

Am Abend kam der junge Lehrer, wie sonst, mit seiner Geige. Es war stürmisch geworden und die beiden Frauen saßen bei der Lampe im Wohnzimmer. Wie heiter er aussah, als er über die Schwelle trat. Er stellte flink seinen Geigenkasten mit dem sorglältig gehüteten Instrument seines Vaters nieder und kam auf die alte Jungfer zu.

„Tante Ulrike!“ rief er freudig, sich zu ihr neigend und sie fröhlich anblickend, „es wird nicht so schlimm sein, mit dem Scheiden im Herbst. Die Mutter ist übergläcklich, daß ich die lang gewünschte Kur gebrauchen kann, sie will's mir leicht machen. Ach, welcher Liebe und Selbstvergessenheit ist doch ein Mutterherz fähig!“

Lotte wußte wieder einmal nicht, warum — aber sie mußte ihm für diese warmen Worte die kleine, weiche Hand reichen.

Tante Ulrike nickte beifällig.

„'s ist recht, — also hat man sich an den Gedanken gewöhnt, mein Herr Eugen?“

„O gewiß, und ich denke und freue mich jetzt schon darauf, wie ich in aller Muße werde spielen können, während der langen Freiheit!“

„Ja, ja, aber bis dahin wollen auch wir nicht vergessen sein! Nicht wahr Lotte? Wir sprachen noch soeben davon — besonders, da Frau Alten fort ist.“

Die großen, braunen Augen blickten ihr erstaunt ins saltige Gesicht. „Fort?“ — fragte er tonlos, „so — ohne Abschied!“

„Sie kam aus dem Walde und fuhr davon, wir wissen nicht wohin und weshalb — sie war wie ein Irrlicht. Wenn ich jetzt über sie nachdenke, so . . . nun, es ist gut.“

„Fort?“ wiederholte der Lehrer nochmals zweifelnd. „Aber sie kommt wieder, nicht wahr?“

„Wer weiß es! — Klagt hat sie nichts davon. Lotte, gib dem Eugen das Bild!“

Gehorsam reichte dieselbe ihm die Karte; er sah lange darauf nieder.

„Das ist sie — und ist's doch wieder nicht! Es ist ein todtes Bild, — wer konnte auch wiedergeben, wie sie blickt, lacht, spricht — das wäre unmöglich, besonders das Lachen; nicht wahr, Lotte?“

„Sie war schön — aber ein Irrlicht!“ wiederholte Tante Ulrike in einem Tone, als wolle sie nun nichts mehr über den flüchtigen Gast hören.

Man sprach darauf von diesem und jenem den langen Abend hindurch, aber der junge Lehrer blieb zerstreut, und trotz Ulrikens Wunsch berührte er seine Geige nicht, ein plötzliches Kopfweh vorschützend.

Als er gegangen war und Lotte wieder in ihrem Thurmzimmer stand, war's ihr, als sähe der gewohnte Raum sie mit fremden Augen an, als könne sie nie mehr so heimisch darin sein, wie zuvor. Ueberall lagen und standen die zurückgelassenen kleinen Andenken Helenens, hier eine Nippessache, dort ein Buch mit Goldschnitt, ein zerknitterter Fächer, welke Rosen — und das Gemach durchduftete ein feines Parfüm, das die kühl hereindringende Abendluft nicht zu vertagen vermocht hatte.

Sie trat zum Fenster. Der Sturm hatte sich gelegt, der Mond stand mit halber Scheibe am Himmel; hell und klar war der kleine Friedhof unter ihr beleuchtet; sie erkannte deutlich den Strauß auf dem eingesunkenen Grabe. Am Morgen hatte ihn Eugen gepflückt, jetzt lag er welk dort . . . . Sie mußte an den plötzlichen Abschied denken, welchen Helene Alten vor dem stillen Orte hatte, — und begriff ihn nicht, es war eine so friedliche Stätte, sie mußte noch lange auf das eingesunkene Grab herniederschen. — —

* * *

Die Sommerwärme war vorüber. Die Morgen und Abende waren schon empfindlich kalt im Harzthale, ja, die Blätter, welche sich hier früher färben, in Folge des oft plötzlichen Witterungswechsels, hatten bereits nicht mehr das volle, saftige Grün; nur die Tannen standen unverändert in ihrem Sommer- und Wintergewand.

Tante Ulrike aus dem grauen Hause hatte man noch nie in der Kirche erblickt; desto gewissenhafter sorgte sie dafür, daß ihre Nichte dieselbe besuchte, sogar dem Nachmittagsgottesdienst

durfte Lotte beiwohnen — eine Concession, die Ulrike dem schönen Orgelspiel des jungen Lehrers machte.

So auch heute; das junge Mädchen hatte allerhand sonderbare Gedanken gehabt, als die mächtige Orgelstimme unter Eugens Händen erklang. Es war Lotte, als läge eine tiefe Wehmuth, eine Klage in den Tönen und dann wildaufbrausende, leidenschaftliche Bewegung, und dabei tauchte neben ihr in dem weißangestrichenen, hölzernen Kirchenstuhle das neckische Gesicht der Frau Alten auf. Ja, so hatte sie einst neben ihr gesessen, als sie plötzlich den Einfall bekommen hatte, auch einmal in die Kirche zu gehen. Wie ernst sie erst war, dann gähnte sie und flüsterte Lotten allerhand lustige Bemerkungen zu, zeigte auf die dicke Bäckerfrau vom Markt und den alten, tauben Oberst, der eingeschlafen war, aber das Gesangbuch noch in der Hand und den Mund weit offen hielt — kurzum, daß junge Mädchen war froh und athmete erleichtert auf, als der letzte Orgelton ausklang und sie ihre Plätze verlassen konnten. Draußen, im dürftigen Treppenhaus war Helene zwar wieder stehen geblieben und hatte erstaunt auf die wunderlichen, bedruckten Atlasschiffen und blechernen Schilde gedeutet, welche, von welken Kränzen umschlungen, dort zahlreich über einander hingen — die einen, mit Marthenkränzen geschmückt, Andenken an verstorbene Jünglinge und Jungfrauen des Orts, die andern an sonstige Verblichene.

Sie las eine Inschrift, ließ sich von Lotte den alten Brauch erklären, schüttelte den schönen Kopf, las eine andere, sagte schaudernd: „Huh" und flog die Treppe hinab.

„Das ist entsetzlich" hatte sie unten gesagt, „ein ganz barbarischer Brauch! Eine arme Mutter, welche traurig zur Kirche geht, wird immer unwillkürlich die Blicke dort hinauf richten und sich aufs Neue betraubt fühlen — eine abscheuliche Sitte. Mich schaudert! Und andere, die froh sind, daß Mancher endlich den letzten Schlaf schläft, sollen immer wieder durch solch ein grausames Blech daran erinnert werden, daß — sie einst den Tod als Erlöser in ihr Haus riefen — es ist eine Unsitte und keine pietätvolle Scele kann sie erdacht haben!"

Heute ging's Lotten allein so wunderlich; eine Lust fiel ihr vom Herzen, als Eugens Finale verklungen war. Sie schritt hastig hinaus, warf einen bösen furchtsamen Blick auf die Todtenkissen und eilte die Treppe hinunter. Dort mußte hatte sie meistens den Lehrer getroffen und er sie nach dem grauen Hause geleitet, heute war sie froh, ihn nicht zu sehen. Sie erinnerte sich auch plötzlich eines Weges, den sie für die Tante machen sollte; einer armen kranken Taglöhnersfrau war aus Helenens Börse eine reichliche Summe bestimmt, denn Tante Ulrike hatte sich nicht für die kurze Gastfreundschaft bezahlt machen wollen und den ganzen Inhalt für die Armen bestimmt.

Unzählige freundliche Grüße mußten erwidert werden auf dem Hinweg wie auf dem Heimgange. Sie kam fröhlicher zurück, denn die Freude der armen Frau hatte ihr wohlgethan, und als sie jetzt plötzlich neben sich den Ruf hörte, „Mamsell Lotte, o, einen Augenblick, Mamsell Lotte!" blieb sie geduldig stehen und wartete auf die schlotterige Männergestalt, welche auer über die Straße zu ihr eilte.

Es war der Ortsbarbier, der höflich seine Mütze zog und eine Entschuldigung stotterte:

„Mamsell verzeiht, aber Unsereins hat so viel zu thun, daß es jede Gelegenheit beim Schopfe ergreifen muß. Sehen Sie, Mamsell, wenn ich Sie jetzt nicht zufällig sah, — ich stand in der Hausthür und sprach mit Meister Müller, dem Tischler; dort, sehen Sie, wo die Becken sind, wohne ich, na, das wissen Sie ja — so hätte ich wahrhaftig den weiten Weg nach dem grauen Hause machen müssen. Und Sonntags ruht sich Unsereins doch gern, denn man hat an Wochentagen genug zu arbeiten; ich muß die Chirurgidienste thun, Blutigel setzen, und Feldarbeit hat man auch noch in seiner kleinen Wirthschaft, da will die Zeit nicht immer langen."

„Was ist es denn, Meister Usbeck?" fragte das junge Mädchen, welches geduldig die lange Auseinandersetzung angehört hatte.

„Ja, nämlich, Mamsell Lotte, — sehen Sie, vorhin ging Fräulein Ulrike hinauf ins Schulhaus, nach der Schulmeisters-Wittwe; die hätte ich nicht anzureden gewagt, vor der hat der ganze Ort einen heidenmäßigen Respect, obwohl sie eine ganz wohlthunliche Frauensperson ist — mit Ihnen ist das was Anderes, da faßt man sich schon ein Herz."

Lotte lächelte: „Nun, so thut's also, Meister!"

Der Barbier nickte und wenn Sie mich bis an die Ohren auf:

„Ich bin ja dran, Mamsell Lotte. Es ist aber eine verwickelte Geschichte, und wenn Sie wollen . . . ja, ich kann sie nicht kürzer machen, als sie ist. Das war nämlich immer Vater Lorenz', des alten Holzhackers Redensart, wenn . . ."

„Also die Geschichte, Meister Usbeck!"

„Ja, sehen Sie, da hatten Sie doch so ne fremde Person im grauen Hause, so ne feine, aus der Stadt, nicht wahr?"

Er sah mit offenem Munde und großen Augen das junge Mädchen so lange an, bis er ein bejahendes Nicken erhalten hatte.

„Nun, also, da wußte keiner, wie sie hieß! Sie kam und war freundlich mit den Leuten und ging auch wieder fort, nicht wahr?"

Erneutes Anstarren und erneutes Nicken.

„Sehen Sie, Mamsell Lotte! Sie fuhr eines Tags in einer Extrapost hier durch; aha, denke ich, die reist ab — und richtig, sie reist ab. Na, das erfuhr ich nun erst später, weil man sie nicht mehr im Orte sah. — Nun war sie noch keine zwei Stunden hier durch, so kommt der Graf vom Herzberger Schloß hier angesprengt, was sieht da, was hält da, hält dort, wo Sie die Backen sehen, dicht unterm Fenster, klopft an die Scheiben, ruft mich und fragt nach ihr."

„Rauft mich und fragt nach ihr," wiederholte der Barbier mit besonderer Betonung, „und ich, Mamsell Lotte, kannte ihn noch nicht einmal persönlich und sie, die fremde Person, auch nicht!"

„Er fragte?" sagte Lotte, „und was, Meister?"

„O Jesus, ein ganzes Becken voll. Wo sie gewohnt hätte, wie lange sie hier gewesen wäre — da sagte ich natürlich, was ich wußte, und eigentlich wußte ich ja nichts. Wie ich aber andeutete, daß sie wohl fort wäre, mit Extrapost, da drehte er sein Pferd, wurde fuchswild, bot mir weiter keine Tageszeit und sprengte davon. Hm, hm! Was sagen Sie nun?"

„Ich?" erwiederte Lotte, „ja, Meister, er mochte sie gesehn haben."

„Eh — ja! aber nach ihrem Namen hat er nicht einmal gefragt, und das Beste kommt noch! Ich werde auf das Schloß gerufen, drei Tage sind es her; denken Sie, ich nehme Blutigel mit, Rasirzeug und Schröpfköpfe, denke, daß irgend Etwas passirt ist. — Prosit! da saß eine Eule! Er selber will mich sprechen, er, der Graf. Was denken Sie sich nun? Daß ich ihm vielleicht rasirt hätte? — O, ne! da saß die zweite Eule. Er hat auch einen Bart und braucht keinen Barbier! Aber was thut er? Ohe, pfiffig ist er und meint, Unsereins kommt in alle Häuser und hört Alles! Fragt nach der Fremden, trägt mir auf, im grauen Hause in Erfahrung zu bringen, wohin sie gereist ist und — na, Alles, was sie dort gethan und gesprochen hat, just, als wenn er ein Polizeirichter wäre. Aber, Mamsell Lotte, Unsereins hat auch seine Ehre, so gut wie so'n Herr Graf, der Einen ohne Umstände rufen läßt; man läuft mit Schröpf- und Rasirzeug und Blutigel, was sieht da, was hat du — und findet weiter nichts als ungereimte Fragen! Denn, Mamsell Lotte, was geht das ihn an, was in dem grauen Hause vorgeht, he? Na, so dumm, wie er glaubt, ist man aber Musje Usbeck nicht, da sitzt ihm 'ne Eule, wo er meint, Musje Usbeck gemalt zu haben. Ich habe zu Allem Ja gesagt — aber ich dachte: Usbeck, das thust du nicht' — und ich thu's auch nicht. Ich wollte es Ihnen nur erzählen, Mamsell Lotte, und nun nehmen Sie es nicht für ungut!"

Die blauen Augen sahen den Schwätzer erstaunt an. „Es ist besser, Ihr redet mit der Tante, Meister —"

„O, der Leibe nicht! Aber dem Schullehrer habe ich's gesagt!"

„Dem Eugen — und er?“ fragte das junge Mädchen erleichtert. Der Barbier lachte verschmitzt.

„Eh, der ist auch luchswild geworden, hat über Spionieren und Adelsvolk gebrummt und gesagt: Meister, Ihr seid ein Ehrenmann, und der kann schweigen. Ihr wißt von nichts, hört ihr, von nichts!‘ Eh, — hehe! das ist ein Kunststück, habe ich mir gedacht, ich weiß ja auch von nichts! Und nun, nehmen Sie's nicht für ungut, Mamsell Lotte, und wenn Sie's der Tante sagen wollen, Gott befohlen.“

Er nahm wieder ehrerbietig seine Mütze ab.

„Ich will sehen, Meister! — Guten Tag!“ damit schritt Lotte, in Gedanken versenkt, weiter. Sie konnte die Erzählung des geschwätzigen Babiers nicht recht begreifen, sie mußte doch erst den Eugen fragen.

Als sie das Haus erreicht hatte, war Ulrike noch nicht heimgekehrt; sie ging in ihr Thurmzimmerchen hinauf, dessen Thüre sie nur angelehnt fand — und wie sie dieselbe schnell öffnete, gewahrte sie mit einer Art von freudigem Schreck den jungen Lehrer, der, ohne ihr Eintreten zu bemerken, in der Nische am Fenster lehnte. Sie kam leise bis in die Mitte des Gemachs, legte das Buch nieder, den Hut, die Handschuhe, ohne daß sich Eugen, von dem Geräusch gestört, umgewandt hätte. Ihre blauen Augen ruhten mit einem seltsamen Ausdruck, halb freudig, halb wehmüthig auf ihm. Als er noch immer nicht seine Stellung veränderte, sagte sie halblaut und zaghaft: „Herr Eug...“

„Lotte, Fräulein Lotte!“ rief er und sprang auf, ihr beide Hände reichend, „endlich, endlich sind Sie da! Wissen Sie, daß ich schmerzlich, schuldsüchtig auf Sie wartete? Tante Ulrike ist bei der Mutter, welche heute wieder sehr von den bösen Gichtschmerzen geplagt wird — und die Zeit verstrich, und ich mußte und wollte Sie allein sprechen, schon seit Tagen . . .“

Sie fühlte, daß es glühendheiß in ihre Wangen stieg; sein aufgeregtes Wesen hatte etwas Beängstigendes, so hatte sie ihn nie gesehen; dunkler als sonst brannten die rothen, abgezirkelten Flecken auf seinen hagern Wangen. Sie ließ ihm die kleinen Hände und sah ihn bewegt an.

„Was ist's denn, Herr Eugen?“ stammelte sie.

Er zog sie an das Fenster auf den hohlehnigen Sessel und ließ sich halb zu ihren Füßen auf dem erhöhten Tritt nieder.

„Sie wollen mich hören, Lotte — Sie wollen geduldig und mitleidig sein? O Mädchen, wissen Sie, daß Sie ein barmherziges Werk damit thun! — Sie wollen meine Beichte hören?“

Lotte zitterte, sie mußte die Hand auf's Herz pressen; seine Blicke waren mit so innig warmem Ausdruck, mit solch strahlendem Glanze auf sie gerichtet — sie wünschte plötzlich, so, so sterben zu dürfen, daß dieser seligsüchende Herzschlag der letzte sein möge.

„Reden Sie, Herr Eugen — Sie wissen, daß . . .“

„Daß Sie ein Engel sind, Lotte!“ rief er ekstatisch und drückte einen Kuß auf ihre Fingerspitzen. „Nein, kein Engel, meine Schwester, nicht wahr, die mir helfen und mich trösten wird?“

Das Gesicht des jungen Mädchens wurde um einen Schatten bleicher, und sie sagte mühsam: „Reden Sie, Herr Eugen!“

„Ja, ja!“ erwiderte er hastig, „und je eher Sie es wissen, Lotte, um so besser! Sehen Sie, ich war kein Mensch mehr, ich bin wie im Traume herumgegangen, verzehrt von Qual und Sehnsucht; ich glaubte sterben zu müssen, Lotte! Sie kennen das Gefühl nicht, Sie können es nicht ahnen!“

Sie schüttelte langsam das blonde Haupt.

„Mag es Ihnen erspart bleiben — es ist ein namenloses Weh, es verzehrt Einen — o die Sehnsucht, wer beschreibt sie, die Sehnsucht nach ihr, Tag und Nacht, jede Stunde, jede Minute!“

„Nach ihr“ . . . wiederholte Lotte tonlos.

„Sie mußten es, Lotte?“ fragte er hastig.

„Nein, nein,“ stammelte sie, „aber jetzt, — Sehnsucht nach ihr?“

„Und nun, nun begreifen Sie mich. Ich habe sie überall gesucht, laut ihren Namen ‚Helene, Helene‘ im Walde gerufen und Nachts in stiller Stunde. Ich kann nicht mehr leben, wenn ich sie nicht wiedersehe. Und ich will's! ich will hin und sie suchen!“

„Sie suchen — ja!“ flüsterte das bleiche Mädchen.

„Und ich finde sie, nicht wahr, Lotte? Ich muß sie ja finden! Sie sollen mir bei Tante Ulrike helfen; ich sage ihr Alles, gleich jetzt — sie ist so gut! Denn auch er sucht sie!“ setzte er düster hinzu.

„Der Graf? Ja, wohl!“ nickte Lotte.

„Sie wissen es?“ fragte Eugen und fuhr hastig durch seine blonden Locken, ein heftiger Ausdruck ernstickte die Verwünschung, welche er auf den Lippen hatte.

„Der Barbier“ — sagte Lotte.

„Ja, ja — den wollte er als Spion dingen — aber mir ist Alles klar; er sah sie im Walde, sie floh vor ihm, nun sucht er sie — o, Lotte, wenn er sie eher fände als ich!“

„Armer Eugen — wir wissen ja nicht einmal, wohin sie ging!“

„Und wäre sie am Ende der Welt, ich fände sie dennoch. Nur hinaus muß ich, sobald als möglich — und Tante Ulrike...“

„Nein, nein!“ wehrte das Mädchen angstvoll, „sie darf es nicht wissen, jetzt noch nicht, Eugen!“ —

„Noch nicht?“ fragte er, und eine finstre Wolke bildete sich auf seiner Stirn — „Sie will mich ja in den Süden senden; B. ist zehnmal so nahe, sie wird es mir nicht wehren, wenn ich ihr sage, daß ich Helene liebe. Lotte, Lotte — helfen Sie mir, ich will nicht in den Süden, ich will nur den Sonnenstrahl ihrer Augen wieder auf mir ruhen fühlen!“ —

„Lassen Sie mich einmal nachdenken, Eugen,“ bat sie sanft. „Es darf nicht so plötzlich die Tante überraschen, sie . . . . könnte andere Pläne . . . gehabt haben!“

„Andere Pläne“ — rief er heftig, „was kümmern die mich. Ich nehme meinetwegen meine Geige und zieh' von Haus zu Haus, bis ich sie finde. Ich kenne sie sofort an ihrem Lachen, o, so lacht Niemand weiter:

Sie lacht so gesund, so glücklich, so voll,
Und mit so weißen Zähnen . . . .

Lotte, Lotte, ich darf nicht daran denken, sonst geht es mir wie dem armen Tannhäuser:

Wenn ich an dieses Lachen denke,
So weine ich plötzliche Thränen . . . .

Nichts in der Welt soll mich halten, sie nicht zu suchen — und Lotte, wenn Sie, meine Schwester, mein Vertraute . . .“

„Doch, doch,“ sagte sie sanft und legte die Hand betheuernd auf seinen Arm, „ich will — denn ich will Alles, Alles, was zu Ihrem Glücke ist, Eugen, gewiß . . . . wir müssen nur die Tante vorbereiten.“

„Aber gleich, heute noch!“ drängte der junge Mann.

Sie nickte, holte tief Athem und flüsterte halblaut:

„Es muß — muß sein! — Eugen,“ wandte sie sich dann wieder an ihn. „Die Tante spricht davon, daß Sie bald, sobald als möglich die Reise antreten sollen, wenn wir ihr sagen, daß Sie bereit sind . . . . Sie gehen nach B. und von dort aus . . . . schreiben Sie ihr, ich bereite sie vor — sie nimmt's dann leichter, weil's so sein muß!“

Zuerst schüttelte er den Kopf: „Darum nicht offen sein?“ Als aber Lotte beschwörend die Hände hob, sagte er zustimmend: „Mag's so sein — vielleicht hat meine kluge Schwester Recht!“

Sie lächelte wehmüthig; er setzte sich zu ihren Füßen, zog das Bild der schönen Frau hervor und blickte darauf nieder.

Lotte wandte sich ab, die Thränen traten ihr in die Augen, sie bedeckte dieselben; es war lange, lange still im kleinen Thurmzimmer.

„Eugen,“ sagte endlich die sanfte, heute wie gebrochen klingende Stimme des Mädchens — „wenn Sie — Helene nun gefunden haben . . . . dann?“

„O, ich finde sie, und müßte ich Mauern und Thürme stürmen, ich finde sie, denn ich liebe sie ja!“

„Und dann?“ — wiederholte Lotte.

„Dann?" — er riß die braunen Augen weit auf.

„Ich meine" — wie ihre Stimme zitterte — „ob Sie Beweise haben, daß — daß Sie auch ihr — nicht gleichgültig sind?" sie hatte es endlich über die Lippen gebracht.

Noch immer lag das Staunen auf seinem fieberhaft gerötheten Gesicht.

„Nicht gleichgültig — darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht .... O, meine gute Lotte, Sie verstehen nichts von der Liebe! Ob sie mich gerne hat, wollen Sie sagen? haben Sie denn nie gehört, wie sie mit mir sprach, wie weich ihre Stimme klang, wie ihr Auge mich anblickte, wie sie mein Spiel lobte — ach, — und wenn sie lachte, so gesund, so glücklich, so toll! — Gewiß, gewiß ist sie mir gut."

Er flüsterte das Folgende beinahe: „Und, Lotte, sie wollte ja, daß ich in die Stadt käme, daß ich meine Kunst draußen zeigte, wie oft sagte sie das. Und — wenn ich sie nun gefunden habe, dann trete ich auf, und — wenn ich ein gefeierter, berühmter Künstler bin, — wird sie dann nicht mit Freuden mein Weib werden?"

„Ja — gewiß!" Ein jedes Wort hatte sich tief wie ein Dolchstich in das Herz des Mädchens gebohrt. Jetzt stand sie auf. „Eugen, es wird dunkl., wollen wir zur Tante hinabgehen?"

„Ja, ja," sagte er hastig, „damit ich bald Gewißheit habe!" —

Das graue Fräulein hatte gar nichts gegen eine beschleunigte Reise einzuwenden gehabt, und leuchtenden Auges war der junge Lehrer an diesem Abend aus dem grauen Hause geschieden. Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen, hatte Ulrike das junge Mädchen zu sich auf's Sopha gezogen.

„Du siehst bleich aus, Kind," sagte sie mit herzlicherem Tone, als sonst, „thut es dir so weh, daß er geht?

„Ja, ach ja!" flüsterte Lotte und sank mit lautem Schluchzen in die Arme ihrer mütterlichen Pflegerin.

* * *

Das Ende des Septembers war herangekommen, die Blätter, vergilbt und trocken, wehten durch die Luft und raschelten auf der Erde unter den Tritten der Wanderer. Regengüsse hatten den Fluß stärker anschwellen gemacht, so daß er lauter an den Felsenwänden hinbrauste, und der Wind fegte oft mit heftigen Stößen durch das Thal, sauste heulend um die kleinen, schindelgedeckten Häuser und brach sich an den dicken Mauern des grauen Hauses.

Ulrike und Lotte saßen in dem Wohngemach, wo das Fenster mit einer Epheuwand halb verstellt war, welche sich über einen kleinen türkischen Divan, das einzige bequeme Möbel, welches das Haus barg, zu einer Art Laube gestaltete — nebeneinander.

Ulrike verdiente mit vollem Recht nicht mehr den Namen des grauen Fräuleins, denn ihr Haupthaar zeigte jetzt die Weiße des Schnee's — und Lottens blühende Gesichtsfarbe war völlig gewichen; die blauen Augen schienen allen Glanz verloren und die frischen Lippen das Lächeln verlernt zu haben. Sie blickte zu dem alten Fräulein auf, dessen Wesen in dem Maße an Herzlichkeit und Wärme gewonnen hatte, in welchem das Lottens ernster und scheuer, weltmüder geworden war. Ulrike strich liebkosend über den blonden Kopf:

„Weißt du, daß ich dich gerufen habe, um lange und ernst mit dir zu reden, Kind? Es geht nicht mehr so mit dem Kopfhängen, Lotte — was soll endlich daraus werden? Und ich möchte so gern meine muthige Kleine wieder haben!"

Das junge Mädchen seufzte: „Ach, Tante — es wird ja auch kommen, so nach und nach, und es ist schon viel besser, als damals, wie ...." sie stockte und das alte Fräulein vollendete den Satz:

„Wie damals, als der Eugen ging, sag's nur muthig heraus, Lotte. Mit mir und vor mir gibt's keine Heimlichkeiten!"

„Ja, ja, Tante — damals wurde es mir hart!"

„Natürlich! hattest ja den ersten Ausbruch des Aergers allein zu tragen, nahmst auch alle Schuld auf dich, du gutes Kind, und littest nicht, daß dem Eugen nur das Geringste vorgeworfen wurde. Mein Auges, liebes Kind! die Alte hatte sich ganz den Kopf verloren — bis sie einsah, daß alles Wollen nichts ist gegen das Müssen! Aber nun darfst du auch nicht mehr grübeln und denken; halt tapfer gegen das Weh angekämpft, wie eine jede frische, unverdorbene Natur! — Was sie da in den Büchern faseln von Herzbrechen und Sterben um unglückliche Liebe wissen, — daß ist Unsinn, Kind, nichts als Unsinn!"

Lotte seufzte. „Ach, Tante, es ist nicht um meinetwillen!"

„Weiß wohl — aber er hat's nicht anders haben wollen und können; er muß tragen, was kommt!"

„Und wenn sie — ihn verachtend abweist .... o, Tante, der Gedanke" .... rief das junge Mädchen zitternd.

„Nun — so wird's wohl nicht werden, und sollte es sein, wird auch sein Gemüth endlich heilen und geläutert werden!"

„Er ist krank, fieberhaft erregt und leicht gereizt!"

„Und du?" fragte die Alte warnend und hob den Finger.

„Ich zitẗere, bis ich Nachricht von ihm habe —"

„Die du nicht ertragen wirst! Täusche dich nicht, Lotte — wenn sie schlecht lautet, so hangt sich dein Herz um ihn; ist sie glücklich für ihn, so friist sich dennoch der Gram hinein!"

Lotte senkte den Kopf und antwortete nicht.

Nach einer Weile fragte die alte Jungfer: „Kind, kannst du dir denken, daß auch ich einmal jung war — und — liebte?"

„Liebte?" wiederholte Lotte, fast erstaunt, „du, Tante Ulrike?"

„Ich — und heiß und innig wie du — und doch nicht, wie du, denn der, welchen ich liebte, gab mir seine volle Liebe zurück."

Das Mädchen faßte nach ihrer Hand und fragte schnell: „Und — dennoch?"

„Dennoch entsagte ich!"

„Entsagen!" flüsterte Lotte — „wie traurig das klingt!"

„Ich entsagte und nicht — um meinetwillen!"

„O Tante — lehre auch mich das — lehre mich ertragen, weiter leben, wie du! Nicht glücklich, aber — zufrieden und gut!"

„Nicht glücklich! — Kind, das ist eine lange Geschichte — und zugleich die — deiner Mutter!"

„Zu sprachst nie von ihr!" sagte das junge Mädchen, als erwache es aus einem Traume, „sie war auch — nicht glücklich?"

„Sie war weit, weit unglücklicher als — du, als ich!"

„Aus mich wissen, warum?"

Die Alte sann nach, endlich sagte sie:

„Ja! denn es kann dir heilsam sein, jetzt und immer — und du lernst die alte Tante Ulrike verstehen und Manches an und in ihr begreifen, was dir sonst wunderlich erscheinen mochte!"

Sie richtete sich kerzengerade auf und erzählte:

„Wir waren fünf Schwestern, ich die Aelteste, meine Mutter die Jüngste — Töchter eines reichen Kaufmanns in einer nordischen Handelsstadt. Die Mutter starb früh, auch die andern Schwestern, und ich war Mutter und Erzieherin der Jüngsten. Sie war des Vaters Liebling und mein Glück und wuchs auf, hold und lieblich und arglos. Ich dachte nie an mich, ich lebte nur in ihr. Noch eh' sie völlig erwachsen war, starb auch der Vater. Wir Waisen waren sehr reich; Mancher hatte um meine Hand geworben, sie alle vielleicht nicht um mich, sondern um meine Mitgift. Nur Einer nicht — und dieser Eine war ein bescheidener Dorfprediger; ihm gab ich, was ich außer der Liebe zu Lotte, deiner Mutter, noch an Liebe zu geben vermochte. Und — wenn sie mich nicht mehr brauchte, wenn sie den Mann ihrer Wahl gefunden haben würde — dann, erst dann, wollte ich die Seine werden. Er wartete geduldig. — Deine Mutter lohnte meine Liebe, indem sie heimlich ein Liebesverhältniß mit einem Aristokraten anfing."

„Arme Mutter!" sagte Lotte halblaut.

„Heimlich! Vertrauensseligkeit gegen mich, das war's, womit sie meine Sorge, meine Liebe lohnte. Als ich's entdeckte ... war's zu spät. Da hatte schon der Gram begonnen, am Herzen meines Lieblings zu nagen ... Der Elende scheute sich, eine

Bürgerliche zu seiner Gattin zu machen — er hatte die Stadt verlassen."

Das junge Mädchen richtete sich bleich und starr auf: „Das war mein Bater!" Ulrike nickte dumpf.

„Als Neue, Herzlosigkeit und Elend über meinen verwöhnten Liebling hereinbrachen, gewann ich erst Lottens Vertrauen wieder. Empört, rasend vor Zorn schwur ich, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis ich den Pflicht- und Ehrvergessenen zurückgeführt — — und ich hielt den Schwur!"

„O Tante Ulrike!"

Die alte Jungfer hörte die klagende Stimme des Mädchens nicht; ihre grauen Augen funkelten wie zwei blitzende Sterne, ihr Gesicht war geröthet, leidenschaftlich erregt.

„Ja, ich hielt meinen Schwur! Ich war zur Furie geworden, zur Rachegöttin! — Am Krankenbett der Armen — wir wußten, daß es ihr Sterbebett sein würde — wurde der Segen über die Ehe gesprochen .... Der Segen! — und als das letzte Amen verklungen war, wies ich dem Elenden die Thüre. Drei Tage später ruhte das brechende Auge deiner Mutter auf dir — empfahl dich mir ihre erlöschende Stimme" ....

Noch immer saß das Mädchen starr und bleich da, auch die Alte schwieg, lehnte das weiße Haupt zurück und sah hinüber auf die entlaubten Baumgruppen.

Endlich beugte sich Tante zu ihr — ihre Stimme klang fest und klar:

„Es war gut, Tante Ulrike — nun weiß ich erst, was ich dir schulde und — was mir, und — daß kein Segen auf meinem Dasein ruhen kann, kein Glück!" —

Ulrike schüttelte energisch den Kopf: „Nein, Kind, fest soll es dich machen, dich stählen — das ist meine Absicht!"

„Bin ich nicht ruhig?" fragte das junge Mädchen ernst, „aber — meine Mutter starb, und was wurde aus Ihm?"

„Die Hand deiner Mutter hielt ihn nach in das Grab! Es war gut für ihn — für mich und dich! Ich hatte geschworen, daß er nie von seinem Kinde Vater genannt werden solle, — änderte meinen Namen und zog hier in die Einsamkeit mit ihr. Das große Vermögen deiner Mutter fiel der Kirche zu — mir blieb ein Rest — ich bestimmte ihn dir ...."

„Und entsagest dem eigenen Glück, um meinetwillen, o arme Tante!"

„Nein, nein," wehrte die alte Jungfer. „Glück ist ja nur ein Begriff. Ich hätte auch nicht mehr beglücken können. In jenen fürchterlichen Stunden habe ich das Lächeln verlernt und alle Heiterkeit für immer verloren. Das ist meine Geschichte! Sie ist nicht so außergewöhnlich, als die mancher Anderen. Jedes Menschenleben hat seinen dunklen Punkt. Bin ich altjüngferlich und sonderbar geworden, was thut's, und wem schadet's? Deiner Mutter hielt ich, was ich in ihre erkaltende Hand gelobt — so hatte ich eine Lebensaufgabe."

Lotte kniete neben Ulrike nieder und legte den Kopf in ihren Schooß; die Alte beugte sich zu ihr herab und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Es bleibt noch eins, Kind, willst du den Namen deines Vaters wissen? Du hast ein Recht, ihn zu tragen!"

„Nie, nie!" erwiderte Lotte, sich entrüstend — „niemals!" — und wieder ihre Hände in die Ulrikens legend, setzte sie feierlich hinzu: „Ich werde dir nie vergelten können — aber ich will dir einen Beweis meiner Liebe geben — ich kann und will entsagen, wie du es konntest!"

Die Alte seufzte.

„Wer kennt und weiß, was das Morgen bringt; es kann hell und licht sein, so dunkel auch das Heute ist. Und nun" — sie zog ein Papier aus der Tasche, „wollen wir gemeinsam einen Brief lesen, den ich vor beinahe acht Tagen von B. erhielt. Jetzt kannst du die Nachricht ertragen, denn nun bist du wieder mein muthiges Kind geworden!"

„Alles, Tante, Alles!" — sagte sie betheuernd.

Die alte Jungfer reichte ihr mit einem forschenden Blicke langsam den Brief. Lotte entfaltete ihn und las, ohne zu suchen:

„Meine liebe Schwester!

Tante Ulrikens eigene Zeilen haben mir also bewiesen, daß sie unsern kleinen Schachzug aufgenommen, wie ich ahnte — ich küsse ihr die Hände und danke ihr auf den Knieen; und Sie, liebe Lotte, Sie werden's ihr sagen; schreiben kann ich heute nur Ihnen, meiner Schwester, meiner Vertrauten, denn mein Herz ist übervoll!

Ich habe sie gefunden! O, Lotte, wie klopft mein Herz, indem ich das niederschreibe. Ich habe sie gefunden! — das möchte ich in alle Welt hinausjubeln!"

Lotte blickte auf und faltete wie dankend die Hände. Ulrike winkte ungeduldig, daß sie fortfahren möge.

„Wie ich sie fand, Lotte? — das ist eine lange, lange Geschichte. Schon verzweifelte ich. Fremd, unbehilflich, wie ein Kind, so war's mir in dem lauten, lauten Treiben der großen Stadt; verloren kam ich mir vor, fast hatte ich Heimweh nach unserm stillen Thal, unsern grünen Bergen, wenn der Gedanke an sie mich nicht gehalten und getragen hätte. Aber ich fand sie nicht die drei ersten langen, langen Wochen hindurch. Kein Adreßbuch zeigte den Namen Alten', kein Mensch wollte ihn kennen. Ich war in allen Theatern und Concerten, auf allen Promenaden, tagelang durchwanderte ich die Straßen — meine Geige lag unbeachtet, die innere Unruhe trieb mich von Ort zu Ort, in der Frühe des Morgens und bis spät in die Nacht!"

„Der Aermste," warf Lotte ein — „an seine Gesundheit hat er nicht gedacht!"

„Nein" — erwiderte Tante Ulrike — „hätte er aber auch alle Pflege der Welt gehabt — auf die Ruhe des Gemüths allein kommt es an!"

Lotte las weiter:

„Was ich litt — kein Mensch beschreibt's und denkt's — doch ich gab die Hoffnung nicht auf, daß ich sie endlich in B. finden müsse — ich glaube an Ahnungen des Herzens, Lotte! Ja — und ich fand sie, ich sah sie wieder, hörte ihre Stimme, ihr Lachen! — An dem Lachen erkannte ich sie, Lotte, an den silberhellen, freudigen Tönen.

In einer Allee war's. Ich saß matt und erschöpft auf einer Bank — da kam eine Cavalcade Damen und Herrn geritten, dicht vor mir lachte es auf, und die Eine sprengte voraus und schlug lustig auf ihr Pferd.

Das Lachen! es fuhr mir durch die Seele, — sie ist's. Und wie ein Rasender sprang ich auf, ihr nach. Wenige Schritte, da hielt sie ihr Pferd an, drehte sich zu den ihr Folgenden um — und ich sah ihr süßes, neckisches Gesicht. Sie ritten Alle langsam zur Stadt hinein, und ich folgte. Ich sah nur sie, jede ihrer graziösen Bewegungen. Sie sah so stolz und prächtig zu Pferde! Wie keck das Hütchen auf ihren dunklen Locken lag, wie lustig der blaue Schleier in der Luft flatterte! Sie schwatzte und lachte mit ihren Begleitern — o Lotte! Ich folgte immer angelehnt. Wie hätte sie's auch wissen sollen, daß ich hinter ihr verschwand — und endlich hielt man vor einem prächtigen Hause an. Diener sprangen herzu, sie wehrte sie und die Herren ab, welche ihr Hülfe leisten wollten, und glitt leicht vom Pferde herunter. — Dann trat ich heran. Was ich sagte, Lotte, ich weiß es nicht, ich sah nur ihr holdes Gesicht, sie lächelte — sie kannte mich sofort und reichte mir die kleine Hand.

Ah, Herr Eugen, da sind Sie ja richtig in B — sagte sie's nicht? Nun, das ist hübsch — und — wie haben Sie mich gefunden — gewiß ein Zufall?" —

Lotte, wie hätte ich jetzt sagen können und dürfen, daß ich nach B. kam, um sie zu sehen, sie — und nie mehr zu gehen! Ich hielt nur immer noch ihre Hand fest und starrte in das geliebte Antlitz; sie war noch schöner als draußen bei uns, im grauen Hause.

Die Andern mochten wohl erstaunt auf uns blicken; sie rief

lachend: „Ja, meine Herrschaften, das ist eine Bekanntschaft aus meiner Hardibolle! Nicht wahr?“ nickte sie mir zu. „Aber Sie müssen mir von Allem dort erzählen, auch spielen müssen Sie mir Etwas! Wollen Sie morgen Abend zu einer kleinen Soirée kommen, ja? Aber mit Ihrem singenden Holze.‘ Hier wohne ich — Sie kommen, also auf Wiedersehen.“

Damit raffte sie die Schleppe ihres Reitkleides zusammen und stieg die Stufen hinauf. Ich weiß nicht, ob die Andern ihr folgten, ob nicht — ich sah ihr nach, bis der Saum ihres Gewandes verschwunden, und stand noch lange vor dem Hause und starrte an demselben hinauf, ob ich nicht ihren Schatten sähe. So wurde es Abend, und ich schlich in meine Wohnung — um Ihnen, Lotte, zu schreiben — Sie nehmen ja Theil an mir armen — glücklichen Burschen. Es ist Mitternacht, Sie schlafen längst, und der Mond sieht über dem Thurm; ich sehe deutlich die Berge, das graue Haus, den kleinen Friedhof in der Heimath. Ach, Lotte, — die große, laute Stadt ist mir keine Fremde mehr, ich habe sie gesehn, sie lachen hören — und morgen! —

Gute Nacht, Lotte! In meine Augen kommt kein Schlaf; vor ihnen gaukelt die liebliche Gestalt auf und nieder, und in meinen Ohren klingen die silbernen Töne — — heute greife ich zum ersten Male nach meiner Geige.

Eugen.“

Lotte ließ das Papier sinken, ihre blauen Augen blickten ungetrübt in das saftige Antlitz des grauen Fräuleins, ein erleichternder Seufzer hob ihre Brust:

„Er ist glücklich!“

„Glaubst du, mein Kind?“ fragte Ulrike zweifelnd, „ich fürchte, daß die Frau . . . o nein, man soll nicht an allen Menschen zweifeln! Der Brief ist über acht Tage alt, nun wird es sich bald entscheiden, ob . . . . Ich denke, er wird schreiben . . . . den nächsten Brief enthalte ich dir nicht vor, mein Kind — du kannst nun jede Nachricht ertragen, nicht wahr?“

Lotte nickte und legte ihr blondes Haupt gegen die Schulter der Tante. So blickten sie eine Weile hinaus in den Garten, Jede mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, deren Mittelpunct doch ein Gleiches war.

Die Dämmerung kam.

„Ich will Licht holen,“ sagte das Mädchen halblaut und richtete sich auf. „Ja!“ nickte Ulrike, und als Lotte gegangen war, flüsterte sie: „Licht — ach wer wüßte, wann und wo das rechte Licht Noth thäte! Sie ist standhaft, gefaßt und dennoch . . . . ja, wer weiß, ob man mit dem besten Willen, Recht thun zu wollen, es gethan hat!“ —

* * *

„Nein,“ sagte Tante Ulrike am folgenden Tage um dieselbe Stunde und trat, mit grauem Tuch und grauer Kapuze angethan, ins Wohnzimmer, wo Lotte eben ihre Nähsachen des hereinbrechenden Abends wegen zusammen legte, „nein, wie früh es bereits dunkelt. Ich muß doch wahrhaftig die Kathrine mit der Laterne mitnehmen, meine Augen werden so schlecht und der Regen ist noch nicht verlaufen. Bis ich halbwegs zum Schulhause bin, ist die pechschwarze Nacht vollends da — die alte Wandermemer hätte auch nicht so eigensinnig sein sollen. Statt daß wir sie gemüthlich hier im grauen Hause haben, sitzt sie droben, und man muß jeden Tag den weiten Weg machen, denn sonst ist's nicht recht. In einer Stunde bin ich wieder da, Kind, laß dir die Zeit nicht zu lang werden.“

„Nein, Tante,“ sagte Lotte. „Du hast doch auch nicht den Geburtstags-Kuchen vergessen?“

„Bewahre, der liegt wohleingepackt im Korb; die Alte muß ja wissen, daß wir heute einen Festtag hatten!“ — damit schritt sie aus der Thüre.

Lotte blieb am Fenster stehen und sah der hohen, schlanken Gestalt nach. Die Magd ging vor ihr her, jede Pfütze gewissenhaft mit der großen Laterne, in welcher drei Talglichter brannten, — denn das graue Fräulein gab etwas auf Repräsentation — beleuchtend.

Kleiner und kleiner wurde das Licht, bis es endlich in der Ferne ganz verschwand.

Das junge Mädchen zündete die Lampe an, setzte sich nieder und zog den zerknitterten Brief des jungen Lehrers hervor. — Sie hatte ihn seit gestern schon oft gelesen, konnte ihn fast auswendig und dennoch senkte sie die Blicke wieder auf die fieberhaft flüchtige Schrift.

„Er ist glücklich,“ sagte sie vor sich hin und lächelte schmerzlich, „und was will ich denn mehr für ihn. Sie — sie muß ihn ja lieben, sie kennt sein schönes, reiches Gemüth, seine Talente — und — er ist auch ein stattlicher Mann . . . Jawohl, sie muß ihn lieben und dann, dann bleibt ja nichts für ihn zu wünschen — nichts mehr!“

Sie glättete langsam das Papier auf ihrem Schooße. „Ich — ich will mich seines Glückes freuen, recht, recht von Herzen . . . und still sein und — die gute Tante Ulrike . . .“

Ein tastender Schlag gegen die Hausthüre.

Sie schrak zusammen. Laut und schrill klang die Glocke an derselben beim Zuschlagen durch's Haus; dann war's wieder still.

„Es wird eine Magd gewesen sein!“ sagte Lotte und schob den Brief in die Tasche, griff nach einem Nähzeug, ließ es aber wieder sinken und setzte ihr Selbstgespräch fort: „Heute, vor einem Jahre, ja — da brachte er mir das Gedicht; ich freute mich sehr darüber . . . , sinnig hatte er's in den Blumenstrauß verflicht, und Abends spielte er . . . ich glaubte, so recht besonders schön um meinetwillen!“

Draußen wurden tappende Schritte laut; es klang, als suche eine Hand nach dem Thürgriff und finde ihn im Dunkeln nicht.

Lotte horchte, erfaßte die Lampe und trat auf den Hausflur hinaus.

„Richtig, noch Alles dunkel,“ flüsterte sie, „o, die Nachlässigkeit der Mädchen!“ dann trogte ihre klare Stimme ohne jede Anwandlung von Schreck und Furcht: „Ist ein Fremder da?“ und zugleich hob sie die Lampe höher.

Ein dumpfer Laut neben ihr; sie wandte sich — und stieß einen gellenden Schrei aus.

„Eugen!“

Die zusammengekauerte Gestalt hob das Haupt:

„Ja, ich konnte nicht mehr weiter, Lotte! ich bin auf dem Wege zur Mutter — und er wurde mir zu lang!“

Sie sprach kein Wort, ergriff den Arm des jungen Mannes, um dessen Stirn das Haar wirr hing und dessen Haupt keine Bedeckung hatte, führte ihn ins Zimmer und ließ ihn auf dem kleinen Divan niedersitzen.

Er gehorchte willenlos. Im Ofen stand noch Etwas von Tante Ulrikens Lieblingstrank, dem Kaffee. Sie führte die Tasse an die Lippen des halberstarrten, und er trank sie in gierigen Zügen aus.

„Das thut wohl, Lotte!“ sagte er, lehnte den Kopf an die Wand und schloß die Augen.

Das Mädchen blieb vor ihm stehen, erschreckt die Hände über der Brust gefaltet, die Augen auf das hagere Gesicht gerichtet, auf welchem die hochrothen Flecken grell hervortraten. Ein unendliches Weh malte sich in ihren Mienen, sie kniete lautlos an seiner Seite nieder und legte die bleiche Wange an seine kalte Hand; er ließ es ruhig geschehen.

Nach einigen Minuten öffnete er die Augen und sah mit den fieberglänzenden, braunen Sternen auf die Knieende herunter.

„C. Lotte — du bist gut!“ kam es von seinen zuckenden Lippen.

Sie winkte ihm, daß er schweigen solle, rückte ihm ein Kissen unter dem Haupte zurecht, schob einen Schirm vor die Lampe auf dem runden Tische und nahm ihre frühere Stellung wieder ein. Nichts war hörbar in dem Gemach als das laute Ticken der Wanduhr; sie schlug halb, dreiviertel und voll — nichts rührte sich.

Dann und wann hob das Mädchen die Augen und sah empor, sie wußte nicht, ob der junge Mann schlafe oder ruhe, aber sie bewegte sich nicht.

Die Hausthür ging auf und fiel anklatend wieder zu; Schritte klangen auf dem Gange, Stimmen — und nach einigen Minuten trat durch den Vorhang, welcher den Eingang zum Nebenzimmer verdeckte, das graue Fräulein. Sie hatte eine unhörbare Weise, zu kommen und zu gehen, und nur Lotte gewahrte ihren Eintritt.

Mit einer erstaunten Bewegung blieb Ulrike stehen; ihre grauen, scharfen Augen überflogen die Gruppe, sie schien die Situation sofort erklannt zu haben. Ein schmerzlicher Ernst kam über ihre Züge, sie winkte dem jungen Mädchen, ruhig neben dem Ankömmling zu bleiben, und setzte sich geräuschlos auf einen Stuhl nieder, die Hände im Schooß gefaltet, die Blicke auf die Beiden gerichtet. Jetzt machte der junge Mann eine Bewegung und schlug die Augen auf.

„O, Lotte, ist es wahr, bin ich daheim? — nicht mehr unter all den lachenden Menschen, welche ihre spöttischen Blicke auf mich gerichtet haben?"

„Gewiß, Eugen," sagte Lotte sanft, „Sie sind wieder bei uns, im grauen Hause, zwischen den Bergen!"

„Ja, ja — und das ist gut, o sehr gut!" klangs hohl und röchelnd aus seiner Brust empor, „denn draußen — Lotte, gehn Sie nie nach B., da ist's schrecklich — schrecklich!"

Er strich das Haar aus der Stirn, rieb dieselbe, als müsse er sich besinnen, und lächelte traurig.

„Ich spreche wohl recht unsinnig, Fräulein Lotte — Sie müssen das aber verzeihen. Ich war schwer krank und bin noch matt und will mich nun erholen und ausruhen in der Heimath. Ach ja, ausruhen, denn es war eine recht anstrengende Reise, Lotte — Mancher hätte den Verstand dabei verloren, aber ich dachte an Sie, an meine Schwester, die mich trösten würde, und das hat mich bewahrt. Ich muß Ihnen Alles erzählen, Lotte, Alles!"

Das junge Mädchen zerdrückte eine Thräne und sagte, seine Hand streichelnd: „Nicht heute, lieber Herr Eugen, ein andermal!"

„O doch, doch!" bat er, „gleich, denn sonst hätte ich keine Ruhe. Sie haben ja schon eine Beichte von mir gehört, wollen Sie nochmals Geduld haben?"

„Gewiß — und ich bin froh, daß Sie hier sind," entgegnete sie mit einem Versuche, ihn aufzumuntern und auf andere Gedanken zu bringen. „Wissen Sie, daß heute mein Geburtstag ist?"

„Ihr Geburtstag? Ach nein, Lotte — ich hatte das ganz vergessen über all den dummen Gedanken, aber . . . ja morgen sollen Sie ein Gedicht haben . . . ich weiß noch, wie sehr Sie sich im vorigen Jahre freuten!" . . .

„Ach, Eugen!"

Er holte tief Athem und zog sie neben sich auf den Divan.

„Ich muß es erst los sein, das Alpdrücken von der Brust, damit wir wieder fröhlich sein können, wie früher — nicht wahr? Ich sehne mich sehr danach, wieder zu lachen — ah!" — Er preßte die Hand gegen die Brust, als fühle er dort einen heftigen Schmerz, und lächelte dann mühsam. „Ein neues Leben wollen wir anfangen, Lotte, und nie, nie mehr aus unserm stillen Thale fort. Ich bin die drei Stunden von der Eisenbahnstation her zu Fuß gekommen; nicht für eine Welt hätte ich mich in den Postwagen zwängen können!"

„Um Gotteswillen!" rief Lotte, „bei dem Regenschauer und Sturm, da müssen sie doch ganz durchnäßt worden sein!"

„Ach, das trocknete auch wieder; weit war's, ich brauchte wohl die doppelte Zeit, denn ich muß langsam gehen: es ist, weil mir immer die Luft fehlt . . . aber ich war doch im Freien! In der Stadt wogt und schreit und lärmt es; hier ist Ruhe, hier kann ich genesen, hier allein nur! — Damals, als ich den Brief schrieb, war ich noch nicht krank — haben Sie ihn gelesen, Fräulein Lotte?"

Sie nickte.

„Es war ein großer Unsinn, der in demselben stand. Sie müssen recht gelacht haben."

„O nein, Herr Eugen!" sein sarkastischer Ton that ihr weh.

„Gutes Kind! Die ganze Comödie war zum Lachen! Den folgenden Morgen, Sie wissen doch — — schlich ich in aller Frühe an ihr Haus, ich hätte den Boden küssen mögen, welchen ihr Fuß den Tag zuvor betreten hatte. Ich wollte nicht eher kommen, bis zu der Zeit, welche sie mir bestimmt hatte — aber ich stand wie eine Schuldwache draußen; vielleicht, daß ich den Saum ihres Gewandes im Vorbeirauschen sah. Sie fuhr auch mit einer Dame aus, ein Herrritt neben dem Wagen her. Mich gewahrte sie nicht, sie lachte und tändelte mit Jenem; wie konnte sie auch denken, daß der dumme Dorfnarr seit Stunden an ihrer Schwelle lauerte. Die Nacht hatte ich componirt — eine Harzidylle, sie hatte sie Tags zuvor gelegt, und darum hatte ich die Composition so genannt. O, kein Mensch wird sie je wieder hören!"

Lotte sah wie hülfesuchend nach Tante Ulrike hinüber, welche der Lehrer immer noch nicht bemerkt hatte; Jene winkte, ihn ruhig weiter reden zu lassen.

„Endlich kam der Abend," fuhr er fort, nachdem er neuen Athem geschöpft hatte.

„Wie mein Herz pochte, als ich die teppichbelegten Stufen hinaufschritt, mein Instrument wie einen Talisman im Arme. Diener rissen die Flügelthüren auf; ein mißtrauischer Blick streifte mich, als ich meinen Namen nannte; zum Glück wies ich auf die Geige: Ah, richtig, die Frau Baronin erwartet Sie."

„Baronin?" wiederholte Lotte staunend, „Helene Alten nannte sie sich hier."

„Hier — in der Harzidylle, allerdings, Baronin Altenbrook in B. — Reiche und vornehme Leute gehen oft incognito auf die Reise, liebe Lotte; ach freilich, wie können Sie unschuldsvolles Kind das wissen! Mir klang das ungewohnte Wort in den Ohren, und dennoch dauchte ich in dem Augenblicke nicht den Muth, es nicht gethan, wäre sie mir als Kaiserin genannt; für mich war sie ja das Höchste, das Schönste!

Endlich sah ich sie, ganz in lichtgrüner Seide, mit Spitzen, weißen Rosen und Brillanten geschmückt. Ich ging gerade auf sie zu, unbekümmert darum, daß ich einen Kreis von Herrn durchbrechen mußte, der sie umringt hatte. Ich trat vor sie hin und streckte ihr meine Hand entgegen. Sie lächelte, sonderbar belustigt, aber sie reichte mir die ihrige.

„Es ist schön, daß Sie da sind — und ich denke, wir werden Sie bald hören. Meine Herrschaften, bald ist ein Protegé von mir, ein Talent, welches ich entdeckte — Herr Wandermeier." Ich gewahrte es deutlich, wie sich die Gesichter bei dem Klange des Namen spöttisch verzogen — es kränkte mich nicht — sie war hold und freundlich — alles Andere mir gleichgültig.

„Ich hoffe, daß ich Sie sämmtlich überrasche mit meiner Entdeckung," fügte sie hinzu, nickte noch einmal und ging am Arme eines Herrn in den großen Saal."

Lotte und Ulrike hatten Beide erstaunt dagelauschen und keine Unterbrechung gewagt — dann und wann nur bewegte Ulrike leise nickend das Haupt, als habe sich erfüllt, was sie vorausgesehen.

„Lotte," sagte der junge Mann und schlang seine mageren Finger in einander — „es ist wie in einem der Romane, über welche ich oft den Kopf schüttelte. Ich begriff nicht, wie man sie schreiben konnte: sie leben, erleben ist schlimmer! — In den Zimmern wogte und drängte es durcheinander; ich stand verloren dazwischen, unbeachtet, wie ein hingeschleuderter Ball. Man plauderte und spottete über eine neue Verlobung — ich hörte den Namen Endreff nennen.

Er ist total blind vor Leidenschaft, und sie wird ihn beherrschen, denn sie liebt ihn nicht, läßt sich nur anbeten.'

Was kümmerte mich das Geschwätz — ich dachte an sie! Endlich kam ein Diener:

„Frau Baronin läßt bitten, man hat im Saal bereits Platz genommen."

Sie — ich griff nach meiner Geige. Was war mir ihr Adelstitel und mein lächerliches „Wandermeyer"! — Wie ich das Instrument in den Händen hielt, vergaß ich Alles, sah ich nicht die fragenden Blicke und hörte nichts von den halblauten Bemerkungen, welche sich die Damen hinter den Fächern zuraunten. Dicht vor mir saß sie — — sie lächelte mir ermuthigend zu — und ich spielte die Harzidylle."

Er konnte nicht gleich weiter reden, dann aber richtete er sich erregt auf:

„Wie ich spielte? — O, mein Herz zitterte und weinte und jubelte in den Tönen; alles Weh, alles Glück, das ich um sie erduldet, durch sie genossen, lag darin . . .

Das Flüstern war verstummt, und als ich geendet, klatschten sie Beifall. Ich legte die Geige nieder — was kümmerten mich Jene! — Sie hatte mich nicht gerufen, dennoch mußte ich zu ihr treten. Sie reichte mir die Hand:

„Wunderschön, Herr Eugen — bravo, bravo!" dann wandte sie sich zu ihren Gästen, „hatte ich nicht Recht, kann ich nicht stolz auf meine Entdeckung sein?" Sie war so lebhaft wie damals, so eidechsenhaft geschmeidig in ihren Bewegungen; die Seide an ihr rauschte und schillerte, duftig wie Wolken flatterten die Spitzen um sie her, die Diamanten blitzten — ich mußte an eine Libelle, eine Wassernixe denken.

Ein Herr neben ihr beugte sich vor und flüsterte Etwas. Sie lachte: „In S. war's, ja, im grauen Hause, wo ich die Sommerfrische genoß in reizendster Verborgenheit — ungeahnt dem Herzberger Schlosse so nah! Die kleine Idylle ist ja jetzt publik. — Ich wich damals noch immer zögernd aus, nicht wahr, Anno? . . . Aber wenn ein Verbrecher so hartnäckig ist wie du, — was bleibt uns armen Frauen übrig, als uns endlich fangen zu lassen! Graf Kuno hatte meinen Schlupfwinkel gefunden — freilich durch eine Unvorsichtigkeit von mir."

Sie berührte mit dem Fächer leicht den Arm ihres andern Nachbar: „Lieber Herr Wandermeyer — ich muß Sie doch über die Metamorphose der Frau Helene Aiten aufklären — hier bin ich, wie Sie schon wissen werden, Baronin Altenbrook, und dies ist mein Verlobter, Herr Graf Endreff!" — Ich werde im nächsten Sommer wieder am Harz sein, auf dem Herzberger Schlosse — zur Sommerfrische!"

Ich sah, wie der Graf sich lächelnd und herablassend verneigte, ich hörte jedes ihrer Worte klar und deutlich, ich habe sie seitdem alle Stunden wachend und schlafend gehört — ich habe nicht aufgeschrieen, nur gelacht, gellend, wahnsinnig und bin hinausgestürzt aus dem Saale — über die Straßen hin, bis ich in meiner kleinen Stube war, dort erst brach ich zusammen".

„Armer Eugen!" sagte Lotte unter Thränen.

„O, kein Mitleid, nur das nicht!" wehrte er ab. „Weshalb? weil ich ein thörichter Mensch war, der sich einbildete, schöne Frauen der Aristokratie könnten einmal den Einfall haben, einen armen Schullehrer zu lieben! Die Dummheit verdient — höchstens ein Lächeln des Spottes! Jetzt bin ich aus dem Traum erwacht und viel, viel klüger geworden; gewiß!"

Tante Ulrike war leise aufgestanden und an seine Seite getreten:

„Krank sind Sie jetzt, lieber Eugen, recht krank — aber Sie sollen schon in der Heimathluft genesen!"

„Ja — in der Heimath — nicht wahr? Nur nicht mehr fort in den Süden und die Weite; ich hatte großes Heimweh, bis ich mich nach hier gefunden. Ich weiß nicht warum, aber ich mußte Lotte erst sehen und ihr beichten — eh' ich zurückging ins kleine Schulhaus am Berge!"

Er stand auf und ließ es geschehen, daß Ulrike ihm ihr wollenes Tuch um die Schultern legte, dann faßten beide Frauen, wie wenn es Verabredung wäre, nach seinen Händen und führten ihn durch den Ort. Es war jetzt Tante Ulrike völlig gleich, ob sie in eine Regenpfütze trat oder nicht.

* * *

Der erste Schnee fiel am ersten Novembertage; flockig und dicht kam er vom Himmel herunter; bald trugen die kahlen Bäume und die grünen Tannen einen gleichen Schmuck, und ein leichter weißer Flor breitete sich über die Wiesen aus. Die Kinder jauchzten und sprangen auf der Straße herum und haschten nach dem Flockengewirr; solch ein erster Schneefall ist immer ein Ereigniß, etwas Neues, Schönes. „Frau Holle macht ihr Federbett" riefen sie lachend; und Frau Holle, diese Sagengestalt des Harzes, mußte heute einen besondere großen Federvorrath haben, denn immer dichter kamen die „übergeschüttelten und ausgeklopften" herunter.

Der erste Schnee fiel auch auf einen frischen Grabhügel, welcher am Mittag auf dem kleinen Friedhof von S. gewölbt worden war, und durch die bleigefaßten Scheiben des Thurmzimmers blickte ein blaues Augenpaar auf ihn herab und gewahrte, wie sich langsam dichter und dichter die weiße Decke über die Tannenkränze und letzten spärlichen Blumen legte, mit welchen man den Hügel geschmückt hatte. Die Augen waren heiß und thränenlos; sie hatten in den letzten Wochen so viele Thränen vergossen, daß sie keine mehr fanden, um dem stillen Schläfer dort unten damit die Ruhe zu neiden. Lotte hatte sich plötzlich, als der Tod die braunen, schönen Augen gebrochen, des Märchens erinnern müssen, in welchem das Kind zur Mutter zurückkommt und sie bittet, nicht mehr zu weinen, denn „wenn noch eine Thräne in das Krüglein fällt, so fließt es über, und der todte Liebling hat keine Ruh' im Grabe" — und von der Stunde an weinte die Mutter nicht mehr. Wie eine Mutter ihr krankes Kind, so hatte sie ja den Eugen gepflegt, hatte ihm Lieder gesungen, fröhliche Weisen, während ihr Herz weinte und blutete — bis er eines Tages sanft unter solch lustigem Lied eingeschlafen war — um nicht mehr zu erwachen. Dann hatte sie ihn Haupt in die letzten Blumen gebettet, welche sie im Thurmzimmerchen gepflegt hatte, die letzte Blüthe ihres Rosenbeetes zwischen seine erstarrten Hände geschoben — und war bleich und still durch den Ort heimgegangen.

Es war das erste Mal, daß sie der Gräfin nicht achtete, die ihr gespendet wurden — und daß die Kinder, welche ihr mit ausgestreckten Händchen nahten, scheu wieder zurückwichen. —

Heute, als sie ihn dort unten betteten, hatte sie sich geweigert, mitzugehen, und Tante Ulrike sie ruhig gewähren lassen. Sie lehnte in ihrem schwarzen Wollkleide am offenen Fenster; noch war der Zug nicht sichtbar — nur das hohle, gähnende Grab. Sie hatte in der Ruhe den Todtengräber eine Schaufel nach der andern herausheben sehen — es war das eingesunkene, alte Grab, auf welches sie einst den Blumenstrauß geworfen, den — Eugen nicht für sie gewählt hatte! —

Dann kam man mit dem Sarge. Um die Stunde war noch kein Schnee gefallen, der Himmel grau bedeckt, sonnenlos; alle Kinder hatten Kränze in den Händen; sie sangen. Die alte, lahme Mutter wankte, von Tante Ulrike geführt, hinterdrein — dann sprach der Pastor . . . . sie mußte auf Ulriken sehen, ja . . . . sie weinte — —

Nun lag das Grab so still da, so feierlich mit dem ersten Schnee umhüllt — der Anblick that ihr wohl — und dennoch, wie gepreßt und gedrückt war ihr Herz. Sie hätte noch einmal weinen mögen, so recht, recht aus tiefster Seele — und fand keine Thränen. Und sie hätte auch zu Tante Ulrike gehen mögen, die drüben allein saß, um ihr zu sagen . . . . aber sie fand keine Worte. Langsam trat sie vom Fenster zurück und schritt im kleinen Gemach auf und nieder. Zufällig blieb sie an einem Seitentisch stehen, dort lagen die Bücher mit Goldschnitt . . . . sie hatte noch keins aufgeschlagen; ein Zeichen hing in dem einen. Gedankenlos öffnete sie es — ihr Blick fiel auf die Endstrophen eines Geibel'schen Gedichts:

„Mein Frühling ging zur Rüste —
Ich weiß es wohl warum!“

Mechanisch sprach sie's vor sich hin. Das Buch in der Hand setzte sie sich auf den Holztritt am Fenster —

„Mein Frühling ging zur Rüste“ . . .

ihr Kopf sank herab, sie weinte laut auf.

Leise öffnete sich die Thüre. Tante Ulrike, nicht mehr grau, sondern auch tief schwarz gekleidet, als betraure sie ein eigenes Kind, trat geräuschlos ein und schritt zu ihr hin. Sekundenlang betrachtete sie das weinende Mädchen, dann beugte sie sich herab, las die Zeilen, legte das blonde Haupt an ihre Brust und küßte die reine Stirn.

„Der Frühling ja — deiner, wie einst meiner!“ sagte sie sanft. „Aber noch kommt der Sommer für dich, und der Herbst bringt einst Früchte. Was wir in der Jugend erlitten und lernten, trägt seine Früchte sicher.“ —

Lotte trocknete die Thränen.

„Ich weinte, Tante Ulrike, weil ich wußte — nicht aus Schmerz um ihn, es waren Thränen um dich und mich — — und nun, Tante Ulrike, laß uns ein neues Leben anfangen! — Ich habe auch eine Aufgabe, die, dein Leben zu verschönen und zu sühnen, was einst meine Mutter an dir verschuldete. Von dieser Stunde an bin ich wieder dein muthiges Kind und — wenn es sein kann — auch ein fröhliches! Ich habe auch eine Bestimmung, wenn ich sie auch nicht gleich erkannte. Glück ist — Zufriedenheit; und zufrieden will ich sein, was mir auch das Leben bringen mag. So bin ich ja glücklich!“

Die alte Jungfer antwortete nicht; aber das junge Mädchen erblickte, was seit Jahren Niemand gewahrt hatte: — sie lächelte; und das sah aus, als umglänze sie ein Heiligenschein. Denn es war kein gewöhnliches Lächeln. Der Stolz einer Mutter über ein gutes Kind und die sichere Hoffnung auf ein zukünftiges, glückliches Loos für dasselbe, trotz alles vergangenen Leids, lag darin.

Wilde Rosen.

Novelle

von

Emmy Winkler-Palleske.

An der Landstraße, die von Hirschfeld durch den Wald in die sonnige Schönau führt, steht längs des Waldsaumes, ein wenig in die Straße gerückt, ein hoher alter Buchenbaum, dessen bemooste Aeste sich in weitem Umkreis über die Straße ausbreiten. Im flüsternden Blätterdache wohnen Vögel traulich eingenistet zwischen den üppigen Zweigen, und die Morgensonne wie die Abendsonne gießt ihre goldige Fluth leuchtend über die glänzenden Blätter. Dann sieht der greise Buchenbaum aus, als sei er von purem Golde. Und daher mag die Bezeichnung des „goldnen Buchenbaumes" im Volk entstanden sein.

Im dunklen Schatten des goldnen Buchenbaumes steht eine Bank. Dieselbe ist aus altmodisch gearbeitetem Sandstein gemacht, und Moos und Schlingpflanzen haben sich in den Fugen zwischen den Steinen angesetzt. Darin haben sich Spinnchen und Käfer ihre Wohnung eingerichtet, und auch eine metallisch schillernde Eidechse hat dort ihr verstecktes Heim und gleitet manchmal über's graue Gestein, wenn es todtenstill ist. Neben der einsamen Bank blüht zur Sommerszeit eine wilde Rosenhecke, so üppig und schön, so duftig und zart, als sei sie aus einem sinnigen Märchen genommen, als habe die Hand einer übergroßen seligen Liebe sie an diesen stillen, heimlichen Ort gesetzt und bis heute gepflegt. Falter, buntfarbig und citronengelb, wiegen sich wohlig darüber hin und her und naschen ungestört den süßen Saft aus tausend duftigen Kelchen. Der Wohlgeruch der blaßrothen Blüthen athmet zur Sommerszeit betäubend in die Mittagsstille, kein Blättchen zittert — nur wenn ein Bienchen oder ein schwerfälliger Käfer eine Blume verläßt, schwankt das zarte Reis ein wenig oder flattert lautlos ein Blatt zur Erde. Die zauberhaft schöne Stelle liegt immer verlassen, nur Vögel fliegen auf und nieder, und dann und wann verirrt sich bei Mondschein ein flüchtiges Reh bis zur duftenden Hecke. Es hat seinen guten Grund, daß die Hirschfelder und Schönauer diese Bank vermeiden und nur gar ungern unter dem Schatten des goldenen Buchenbaumes verweilen; ja, eine Schönauer Maid wird bei Leibe nicht von dem verlockenden Rosenflor pflücken — denn sie meint, sie würde sonst unglücklich lieben müssen. Sie schaut ängstlich nach dem schwarzen Holzkreuz, das, hinter der Hecke versteckt, so umblüht und umwachsen ist, daß es kaum noch hervorlugt — und denkt der dunklen That, die hier geschehen sein soll vor mehr als hundert Jahren. —

Die ganze Landstraße liegt einsam und menschenleer. Manchmal nur klingt das Hämmern von Steinklopfern durch die sonnige Stille, oder die Glocke von Hirschfeld läutet aus der Ferne herüber. Der schlanke rothe Kirchthurm ist weithin sichtbar, und die weißen Mauern des Dorfes schimmern durch's dichte Buschwerk. Droben auf dem höchsten Berge, von melancholischen Fichten und Tannen umrauscht, leuchten die Zinnen einer alten, verödeten Burg, und in der funkelnden Mittagsluft kreisen Raubvögel langsamen Fluges über dem altersgrauen steinernen Bau. —

Die Landstraße daher kam ein verstaubter Reisewagen, dessen müde Gäule langsam den ansteigenden Pfad verfolgten. Ein Steinklopfer, der arbeitend am Wege stand, richtete sich aus seiner gebeugten Stellung auf und schaute dem heranrasselnden Gefährt entgegen. Im Schatten des goldenen Buchenbaumes hielt der Kutscher still.

„Der Weg nach Tannenhorst?" fragte er.

„Gradaus," entgegnete der Steinklopfer, „bis zur nächsten Biegung der Straße, dann geht's durch den Wiesengrund und dort, wie Ihr seht, den höchsten Berg hinan."

Gleich darauf beugte sich eine junge Dame aus dem Wagenschlag. Ihre heiteren braunen Augen schauten sich unter Ausrufen des Entzückens in der paradiesischen Gegend um, dann rief sie:

„Juchheisa, Johann! da winkt's ja über dem Walde! Wie freue ich mich! Aber sieh, sieh, Tante Minette, welch' wunderbarer Rosenflor hier, hier ganz dicht am Wagen!" Sie reichte mit ihrer feinen Hand, die eine schmale Spitzenmanschette umkleidete, verlangend nach einem der ihr zu nächst blühenden Zweige. Aber erschreckt fuhr die kleine Hand zurück.

„Es sticht," sagte sie leise, und erst einem zweiten Versuche gelang es, eine der schönsten und duftigsten Blüthen vom Zweige zu brechen.

„Wie schön, wie wunderbar schön!" flüsterte sie und schaute in den zarten duftenden Kelch, in dessen gelben Staubfäden sich ein kleiner blauer Käfer verkrochen hatte, der jetzt, erschreckt ob der plötzlichen Bewegungen, seine kleinen Flügel unruhig spreizte und mit einem Male davon flog. Die junge Dame steckte die Blüthen an ihren Busen und beugte sich in den Wagen zurück: „Ist unsere alte Heimath nicht zauberhaft schön, Tante Minette?"

Jetzt erst kam ein älteres kränkliches Antlitz zum Vorschein, ein Paar graue, verblaßte Augen schauten sich flüchtig nach allen Seiten hin um — da knallte der Kutscher, und der Reisewagen setzte sich wieder schwerfällig langsam in Bewegung.

Der goldene Buchenbaum schüttelte flüsternd seine Zweige, denn ein Windhauch hatte sich aufgemacht und zitterte leise seufzend durch die Rosenhecke. Eine Menge zarter Blättchen sanken von ihren Kelchen in den heißen Staub. —

Der Steinklopfer blieb eine ganze Weile stehen und schaute unverwandt dem seltenen Gefährt nach, als müßte er sich erst seine Gedanken und Schlüsse über das außergewöhnliche Begebniß im Kopfe zurecht legen. Er stützte die Hand gegen ein Paar ergraute Bartstoppeln und schüttelte bedächtig das Haupt. Sollte das etwa die junge Gräfin sein, die vor einigen Jahren auf der Burg Tannenhorst mit ihrem Manne ein förmliches Hoflager aufgeschlagen hatte? — Ja, ja! Es dämmerte ihm eine ferne Erinnerung herauf, als habe er gehört, sie sei kurz nach der Rückkehr in die Hauptstadt Wittwe geworden. „Du lieber Gott, noch so jung und schön!"

Eine leichte Staubwolke wirbelte dem verschwindenden Wagen nach — dann war's wieder todtenstill auf der einsamen Landstraße.

* * *

Gräfin Marie war wirklich Wittwe. Sie hatte vor einigen Jahren ihren Gatten an einer plötzlichen Krankheit verloren und

war dadurch, obgleich sie ihn in strengster Zurückgezogenheit ein Jahr lang betrauerte, in den Augen der Welt von einem Manne befreit, mit dem sie, noch gänzlich unerfahren, auf Zureden ihrer Verwandten mehr eine Convenienzehe eingegangen war, als daß der philegmatische, alternde, dabei vergnügungssüchtige Graf es jemals verstanden hätte, das Herz der eben so reichen wie schönen Frau wirklich zu gewinnen. Sie hatte das ihr Zeitlende bald empfunden. Die rauschenden und glänzenden Zerstreuungen ihres Standes waren deshalb das Gegengewicht, das sie gebrauchte, um sich die Einsamkeit ihres Herzens weniger fühlbar zu machen. Das paßte wiederum ganz mit dem Geschmack ihres an Zerstreuungen jeder Art gewöhnten Gatten zusammen, und es ging nur selten ein Abend hin, ohne daß die hohen Bogenfenster des gräflichen Hauses in der Residenz ihr blendendes Licht weit über die Straße geworfen hätten, so daß die Vorübergehenden ihre Schritte hemmten, um der rauschenden Musik zu lauschen, die sich Nächte hindurch bis über die schweigenden Giebel des Parkes verirrte. —

Des Grafen unerwarteter Tod verödete die eleganten Salons auf die Dauer von einem Jahre. Die junge Witwe hat eine alte, ferne Verwandte ihres Hauses, die Tante Minette von Sonnenfels-Ried, eine wunderliche Matrone, zu ihr zu kommen, um ihr die so plötzlich Vereinsamung ihres Daseins etwas zu erleichtern. Die alte gute Tante kam auch sofort, denn es war ihr selbst erwünscht, ihre Einsamkeit unterbrochen zu sehen, — aber so verändert an Jahren und Sinn, so umgewandelt in ihrem ganzen Wesen, daß die junge Gräfin fast erschrak. Das kränkliche, scheue Wesen der alten nervösen Tante bedurfte der größten Geduld und unaufhörlichen Nachsicht, sodaß es einzig dem gutmüthigen, weichen Herzen der jungen Gräfin zu danken war, daß sie nicht eine abermalige Trennung verzog. —

Das Trauerjahr war zu Ende, und der Winter klopfte anbrandend an die gefrorenen Fensterscheiben.

Die Bäume des Parkes standen kahl und leer und streckten bettelnd ihre dürren Arme zum Himmel auf. Wiese und Blumenflor lagen unter dem weißen Leichentuche traumlos begraben.

Wie es nun draußen so todt und freudlos war, da erblühte wieder wie alle Winter in den luxuriösen Salons der Großen ein glänzend erdachtes Sommerleben. Zerstreuungen und Feste aller Art begannen einen heißen Wettlauf mit einander, und auch die junge Witwe konnte es, Dank ihrer gesellschaftlichen Stellung, nicht länger umgehen, ab und zu die Thüren für ihre Getreuen zu öffnen. Sie konnte auch nicht verhindern, daß zahlreicher als je die Bewerbungen des Ortes bei ihr vorsprachen. Sie wurde noch mehr umworben und verwöhnt als zu Lebzeiten ihres Mannes, und bald bemächtigte sich Mancher ernstlich, der Neigung und Hand der schönen Frau zu gewinnen. Die Zerstreuungen thaten ihr nach der gehabten Einsamkeit im Anfang doppelt wohl. Ihr etwas bleich gewordenen Wangen färbten sich wieder hoher, und das ihr eigene feine, nervöse Wesen kam wieder zum Vorschein. Das Natürliche, Einfache und Heitere ihrer Seele bemächtigte sich wieder Alt und Jung, und es ward förmlich ein Wettstreit unter der Männerwelt, wer die Gunst der reizenden Witwe gewinnen würde. Die Gräfin selbst schien von Neuem in ihrem Element zu sein; sie erblühte schöner als je — und allmählig ward der Gedanke an eine abermalige Heirath in ihr lebendig. Schon dachte sie darau, dem Baron von Feldern, einem ihrer glänzendsten und treuesten Verehrer, ihre Hand zu reichen, als ihr unerwartet bei einer selbstgefälligen, fadithen Erklärung seiner Liebe die Augen über das eigentliche, flache Wesen des Barons aufgingen, das nur hinter einer vollendet gesellschaftlichen Tournüre verborgen war. Es kam ihr noch zu rechter Zeit zum Bewußtsein, wie wenig ihre Erwartungen auf sein ihr bevorzugt erscheinendes Innere gerechtfertigt wurden, eine Erkenntniß, die natürlich ihren Sinn — wohl etwas betrübt über ihre Täuschung — sofort veränderte. Kurz entgegnete sie auf seine eitle, selbstbewußte Werbung ein plötzliches „Nein," das den jungen siegesbewußten Baron nicht wenig überraschte.

Verstimmt und übernächtig kehrte sie nach dieser Erklärung vom Balle heim, voll von den inneren Wandlungen, die des Barons junkerhaftes Wesen in ihr hervor gebracht hatte. Sie fuhr durch den in winterliche Trübnebel gehüllten Park, über dessen dunklen starren Wipfeln der Mond mit Wolken rang. Die weißen Marmorstatuen schauten wie bleiche Gespenster aus dem schwarzen Hintergrunde der nur wenig beschneiten Taxushecke zu ihr herüber, drohend die Arme erhoben oder die blassen Hände gefaltet. Der kleine See war eingefroren, und wenn der Mond einmal durch die Wolkenschleier brach, spiegelte er sich wie ein silberner Kahn auf der erharrten, glasigen Eisfläche. Im Winterwalde wisperte es, als sei dort geheimes Leben verborgen, das sich traumhaft in der Frühe zu regen beginne. — Sie hatte das Fenster im Wagen geöffnet und während der ganzen Fahrt hinausgeschaut.

Sie fuhr bei ihrem Gärtner vorüber — im kleinen Hause waren zwei Fenster erhellt. „Das kranke Kind," dachte die Gräfin, ihre inneren Gedanken gewaltsam ablenkend. Eine sonderbar weiche Empfindung bemächtigte sich ihrer. Ja, ein Schmerz, ein Wehe zitterte in ihrer Seele herauf — das sie freilich nur leiser schon zu oft empfunden. — Hort hatte sie es mit aller Gewalt überkommen — zur Zeit, wo sie brennende Thränen in ihrem Herzen auf. Hatte sie nicht für einen Moment — wenn auch nur für einen kurzen Moment an ein wahrhaftiges, beglückendes Ideal geglaubt — und war es ihr nicht plötzlich auf die allergrausamste Weise wieder genommen worden? Abermals lenkte sie gewaltsam ihre Gedanken ab — schaute noch einmal zurück nach dem kleinen Hause und flüsterte kaum hörbar vor sich: „Die arme Mutter!" — dann schloß sie die Augen, bis der Wagen hielt.

Sie war in ihrem Heim angekommen. Mit Wehmuth legte sie ihr Bouquet zur Seite, das sie zu Anfang des Balles mit so ganz andern Empfindungen entgegengenommen hatte, und dachte noch einmal an die schönen Augen des Gebers. Wie nachtässig und vornehm wußten sie zu blicken! — wie voll und tief war ihre Farbe! — doch dahinter — dahinter?' Das Nichts der Aeußerlichkeit, der innere Leere und Hohlheit blickte sie mit einem Male erschreckend ode an; sie dachte an die ernsten, still getragenen Schicksal, und sie schauderte vor dem Gedanken, wie nahe sie gewesen war, sich zum zweiten Male ein ähnliches Loos aufzubürden.

Hastig entledigte sie sich der rauschenden, duftigen Gewänder, entlich, noch ehe sie ihr reiches braunes Haar von seinem blitzenden Brillantschmucke befreit hatte, ungeduldig ihre Füße und sank, halb entkleidet, müde und unruhig, traurig auf den purpurnen Divan. Die großen braunen Augen, deren heiterer Glanz heut Abend abermals so viele Herzen entzückt hatte, schauten ernst und schwermüthig drein — die bewegte Seele war nach innen gekehrt, und Gedanken und Bilder wogten unentschieden auf und nieder wie ein vom Sturm erregtes Meer. Eines war ihr vom ersten Anfang an klar geworden: — sie wollte fort, sie wollte für einige Zeit der Umgebung und den Verhältnissen sich entziehen, und gern nahm sie die Gelegenheit wahr, einer wiederholten Einladung ihrer kränklichen Mutter zu folgen, die auf ihren Gütern in der Mark ein sehr bewegtes Leben führte. Die nächsten drei Monate konnte sie dort zubringen, und dann? —

Noch an demselben Morgen erklärte sie Tante Minette, daß sie, sobald die heißere Jahreszeit käme, vorhabe, vielleicht in ihrer Gesellschaft einige Monate auf der Burg Tannenhorst zuzubringen, um in größter Einsamkeit, nur von einem Diener und ihrer Zofe begleitet, eine Zeit lang sich auf edlere, höhere Zwecke des Daseins zu besinnen, als es das zerstreute, exaltirende Gesellschaftsleben zuließ.

Tante Minette war zum Tode erschrocken. Auf einem verlassenen Raubschloß, tief im Walde versteckt, einige Monate wohnen! Fern von der Stadt und ihrer Bequemlichkeit, fern von einem helfenden Arzt, wenn sie ihre nervösen Zufälle be-

käme — vielleicht in einem zugigen, öden Ritterzimmer wohnen, wo einst schauerliche Scenen gespielt. — —

„Marie,“ rief sie außer sich, „gib diesen Entschluß auf! Du hältst es selbst nicht aus! Es hieße ja deine Schönheit und Jugend lebendig begraben!“

„Und doch geschieht es,“ entgegnete die junge Gräfin fest, und um ihre vollen Lippen spielte heute nicht das gewohnte neckische Lächeln. — —

Drei Monate waren in dem heißen trockenen Sande der Mark auf den verschiedenen Gütern der alten Gräfin unter allerlei Zerstreuungen schnell verstrichen. Der Rosenmond war dahin, und der heiße Juli sendete seinen reifenden Sonnenschein über die Erde — da, eines Mittags war es, auf der glühenden, schweigenden Landstraße, die von Hirschfeld in die sonnige Schönau führt, als die uns wohlbekannte kleine Hand aus dem verstaubten Reisewagen jubelnd nach dem wilden Rosenflor unterm goldenen Buchenbaum langte, die keine Schönauer Maid auch nur leise berührt.

* * *

Die hohe Mittagssonne leuchtete durch ein hohes Bogenfenster in ein alterthümliches Schlafgemach, das durch seine dunklen, schweren Vorhänge einen noch düstereren Eindruck machte, als es schon an sich durch den fremden, schwerfälligen Bau bedingt war. Eben ging die Thür auf, und Gräfin Marie trat ein, in leichtem Morgengewand, den schmucklosen Sommerhut in der Hand. Heller, freundlicher Sonnenschein lag auf ihren Zügen. Der Tante Windspiel sprang ihr zierlich entgegen, und sie streichelte schmeichelnd über den glatten Kopf des klugen Thieres.

„Aber Tantchen, du schläfst noch wie ein Murmelthier, das seinen trübseligen Winterschlaf hält, und vergißt ganz die lachende Sommerwelt da draußen! — Hier!“ sie legte einen Strauß frischer Walderdbeeren auf die weiße Decke des Bettes. „Du siehst, ich bin schon wieder weit im Walde herumgelaufen. Es war zu schön!“

Tante Minette richtete sich schläfrig auf und begann die schönsten Beeren aus dem Strauß zu naschen. Sorgsam schob sie ihren Roman zur Seite, in dem sie gewohnheitsmäßig schon einige Stunden gelesen hatte, ließ dann prüfend den Blick über die vor ihr Sitzende streifen und äußerte kaum hörbar: „Habe Dank! Was soll ich zeitiger aufstehen in dieser entsetzlichen Einöde, wo ein Tag wie der andere schläfrig dahinstreicht?“

„Weil du nicht hinausgehst, Tantchen! O, bitte, bitte, erschwere mir hier den Aufenthalt nicht! Glaube mir, es thut dir für deine Nerven auch gut, und mir — mir,“ setzte sie mit einem leichten Seufzer hinzu, „es ist ein wahres Labsal, einmal allein, frei, ohne verhaßte fremde Gesichter zu sein! Du glaubst gar nicht, wie wohl mir die Stille thut und der göttliche Frieden. O glaube mir, ich hatte diese kleine Ausspannung nöthig. Vielleicht nöthiger, als du denkst,“ setzte sie langsamer und leiser hinzu.

„Dir ist die kurze Zurückweisung, die du Feldem ertheiltest, doch näher gegangen, als du dir selbst eingestehen magst,“ entgegnete Tante Minette wohlwollend.

„Nein Tantchen! Bei Gott nicht! Glaube mir, das ist überwunden. Liegt es nicht klar auf der Hand? Zuerst schmerzte mich die Täuschung; aber da es eben nur ein Schein, eine Täuschung war, löste es sich in Nichts auf. Ich kann doch die pure Hohlheit und Leere nicht verehren. — Es ist etwas Anderes, was mich zuweilen drückt.“ —

Tante Minette gähnte mit dem gehörigen Anstand und sank in die weichen Kissen zurück.

„Wie kann dich nur überhaupt Etwas drücken, Marie? Du bist durch deine glänzenden äußeren Verhältnisse so ungewöhnlich glücklich gestellt in deinem Leben, wie wohl selten eine andere Frau sich rühmen kann.“

„Das ist es ja gerade Tantchen! Wenigstens ist es mit Schuld daran. Ich lerne in meiner Weltstellung nirgends inneres Leben oder wahrhaftige Menschen kennen und habe doch ein so brennendes Bedürfniß, mit tiefer angelegten Naturen zu verkehren. Sieh, gerade die Täuschung mit dem Baron ist mir ein neuer Beweis gewesen, unter welchen Larven ich lebe, unter welcher Leere und erbärmlichen Hohlheit ich mich bewege! Ich bin überzeugt, der Baron liebte mich, so weit er überhaupt Gefühle hegen kann, wirklich — und wie angekränkelt und hohl kam diese Leidenschaft zum Ausdruck, wo sie noch in feurige Worte gesetzt war! Wie mag sie erst im verborgenen Innern ausgesehen haben? Mir ist der Muth, jemals wieder an eine Ehe zu denken, durch alle Erfahrungen gründlich genommen!“

„Bis der Rechte kommt,“ hüstelte Tante Minette.

„Du scheinst zu glauben, ich mache mir wie ein phantastischer Backfisch ein Ideal zurecht, das ich sehnsuchtsvoll mit allen glaublichen und unglaublichen Tugenden und Wundern behänge und ausputze, wie ein Kind den Weihnachtsmann — du irrst dich! — Doch lassen wir das; weißt du, was ich vorhabe?“

„Nun?“

„Ich denke daran, wenn ich in die Hauptstadt zurückkehre, ein verwaistes oder armes Kind zu mir zu nehmen!“

„Was?“ rief Tante Minette fast entsetzt.

„Ganz gleich, ob Knabe oder Mädchen, auch wie alt; es kann selbst häßlich sein, denn das Kind braucht es sicher am ersten.“

„Aber Marie! Welche Schrulle! Welcher Einfall! Das kommt von der Einsamkeit! Siehst du?“ —

„Aber was ist denn nun dabei so entsetzlich oder schrullig? Ich habe das unabweisbare Bedürfniß, für Etwas zu sorgen. Ich habe Sehnsucht, einem lebenden Wesen unentbehrlich, ihm werth, ihm lieb zu sein, und dazu thue ich noch bei allem Egoismus ein gutes Werk!“

„Ich sage nichts mehr! Aber so viel steht fest, Marie, die Einsamkeit taugt nichts, gar nichts, und damit Basta!“

„Gut — schweigen wir darüber! Aber willst du nicht aufstehen, Tante?“

„Wozu denn? Soll ich für den alten Kastellan, für die Zofe, oder gar für die Bäume im Walde erst Toilette machen?“

„Nun, so bleibe liegen! Ich kleide mich um und“ — hier machte sie eine kleine neckische Kunstpause, als wollte sie ihren Worten ein ganz besonderes Gewicht geben — „steige in den Thurm hinauf und ordne die Chronik! Vielleicht entdecke ich ein neues Familiengeheimniß oder gar einen verborgenen Schatz unter einem der wunderlichen Hügel vergraben, deren ich bereits zehn um die Burg herum entdeckt habe.“ —

„Familiengeheimniß?“ Tante Minette hatte aufgehorcht. „Wenn es nur im Thurm nicht so entsetzlich zöge. Man riskirt wahrlich seine Gesundheit!“

„So schlimm ist's nicht!“ rief die Gräfin wieder vollkommen heiter. „Wenn du nur aufstehst und mitkommst, stopf ich alle Mauerluken zu; in jede unverschämte Spalte wird ein kostbares Tuch gesteckt, jedes Fenster, das wir passiren, wird verhängt. Wir nehmen eine Laterne und steigen leise, gespensterhaft die dunkle Wendeltreppe hinan. Du mit der Lampe voraus, und ich —“

„Ach! Um Gotteswillen! Ich mit der Lampe voraus? Wenn nun eine der morschen Stufen bräche — eine Fledermaus aufschwirrte — eine Eule schriee — es könnte ja auch ein Stein herabfallen — ich wäre des sicheren Todes!“

„Das glaube ich, Tantchen!“ lachte nicht ohne Ironie über die ihr längst bekannte Furchtsamkeit der Tante, die junge Gräfin. „Aber denke dir ein neues Familiengeheimniß! Denke dir, wenn wir die entseelten Gebeine des Grafen zu Tannenhorst fänden! Wenn wir den vor zweihundert Jahren Verschwundenen plötzlich aufstöberten!“ setzte sie neckend hinzu.

Doch Gräfin Marie wurde nicht mehr gehört. Ein Rascheln und Rauschen wurde laut, und Tante Minette begann sich wirklich mit unerwarteter Eile in ihre blendend weißen, gestärkten Unterkleider zu werfen, ohne deren starres Geraschel sie undenkbar war!

„Nun, endlich ist sie wenigstens aus dem Bette!“ dachte die junge Gräfin und verließ, um auch ihre Toilette zu ordnen, das Zimmer. —

In ähnlicher Weise begann beinahe jeder Tag. Die alte schwächliche Tante schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, die Zeit, welche sie verdammt war, in dieser Verbannung hier oben zuzubringen, lieber gleich ganz im Bett zu verschlafen. Die junge Gräfin war fast immer allein und mußte sehen, wie sie auf die Dauer in dieser ungewohnten Einsamkeit mit sich fertig wurde. Und eigentlich hätte das stille Schloß droben auf seinem grünbewaldeten Berge allen Grund gehabt, sich darüber zu verwundern, wie so plötzlich sich zu seiner schweigenden Verlassenheit zwei Menschen gesellt hatten, so verschieden an Temperament, wie nur Alter und Jugend sein können. Die Eine bereits am Ende des Lebens, morsch und unansehnlich wie eine verödete Ruine vergangener Zeiten, beschaulich und ruhig das Dasein fristend — die Andere heiter und froh wie eine duftige Frühlingsblüthe, die heller und frischer als je in der sonnigen Waldnatur prangte. Noch mehr Grund zum Staunen hätte der greise Burgwart gehabt, der bereits seit fünfzig Jahren unausgesetzt still und verschollen in einem der unteren Zimmer sein einförmiges Leben hinvegetirt hatte, mit seinen achtzig Jahren mehr einem wandelnden Schatten gleichend, als einem fühlenden Menschen. Sein weißer Bart hing bis auf die Brust herab. Das spärliche Haar war von einem schwarzen Käppchen bedeckt, und Sommer und Winter trug er einen grauen Schafpelz. Seine braunen, klaren Augen waren der Spiegel einer redlichen Menschenseele, die bereits lange hier unten ausgekämpft hatte. Wahrscheinlich in Folge seiner gänzlichen Abgeschiedenheit von den Menschen sprach er wenig, ja fast nie. Man hätte meinen können, er habe es ganz und gar verlernt, und diese Sprechfaulheit hatte sich sogar auch auf die lange Tine mit übertragen, die das Schweigen ursprünglich nicht zu ihren Tugenden zählen konnte, und die nun gealtert an Jahren und Sinn, da oben in der verödeten Schloßküche wie ein eingesperrter Burggeist hauste. —

Es war noch gar zu still droben auf Tannenhorst. Im Sommer ließ es sich noch ertragen. Da saßen die beiden Alten draußen im sonnigen Burghof, und der Greis freute sich über die Sonnenstrahlen, die Morgens und Abends die waldigen Berge in eine goldige Fluth tauchten — er gab auf den Flug der Wolken Acht — auf das Rauschen des Waldbachs und prophezeite danach das Wetter für den kommenden Tag.

Er konnte so stundenlang schweigend an einer Stelle sitzen, lauschend auf den Schrei der Raubvögel — auf das Sausen in den Fichten, die ihren harzigen Geruch in die Luft sendeten — und auf das Knistern im Buschwerk des Buchenwalds, der zur anderen Seite der Burg sich hinzog, wenn ein scheues Wild durch die Zweige brach. Schweigend betrachtete er einen Tag wie den andern die halb verwitterte hohe Schloßmauer, auf deren oberem Theil Gras und Blumen wuchsen, die sich leise im Luftzug schaukelten. Roth-graue Feldmäuse lugten mit ihren klugen Augen zwischen den Spalten hervor und huschten furchtlos vor ihm von Stein zu Stein. Die beiden steinernen Löwen lagen im heißen Sonnenschein und wärmten unbeweglich seit vielen Jahrzehnten ihren moosbewachsenen Rücken. Hier und da war ein Stückchen vom Sandstein herabgebröckelt; zwischen den mächtigen, tiefgefurchten Mähnen hatten sich ebenfalls allerlei Pflanzen, Geißbart und Moos angesiedelt — und manchmal kam ein bunter Falter und spreizte seine Flügel über's warme Gestein. An Regentagen zogen die beiden stillen Bewohner sich in des Burgwarts niedrige Stube zurück, durch deren buntes Fensterglas ein rosig gedämpftes Licht nur zaghaft hereindrang. Dort saßen sie still, als sei es wieder Winter geworden, und als prasselte der Hagel ans Fenster oder rieselte der Schnee gegen die seufzenden Fensterladen. Die lange Tine stäubte ihr Spinnrad ab, sobald der erste Herbstwind durch die Bäume strich, und bald knisterte ein lustiges Winterfeuer in dem weiten, verrußten Kamin. Sie saß und spann — und spann die halbe Nacht; der greise Burgwart aber legte Holz in die rothen Flammen und schwieg dazu, so heut wie morgen.

Manchmal kam ein Junge von Hirschfeld herüber; der brachte die Bedürfnisse für die lange Tine herauf und erzählte oft wunderbare Geschichten von den Menschen da unten im Thale, die sich sorgten und mühten, haßten und liebten — das klang dem alten Mann wie aus einer anderen Welt. Im Anfang hatte er noch bekannte Namen nennen hören und hatte aufgehorcht, was wohl mit ihnen geschehen — doch fremder und fremder wurden sie ihm — und zuletzt kannte er Keinen mehr unter Allen, von denen der Bursche erzählte; — die Leute, deren er sich aus seiner Jugendzeit erinnerte, waren wohl fortgezogen oder lange schon gestorben. —

Nahte der Winter, kam seltener und seltener Botschaft von Hirschfeld, und wenn dann der hohe Schnee den Pfad durch den Wald vollends verbot, wurden die beiden Alten auf der einsamen Burg gänzlich vergessen — bis der Thauwind wehte und Primeln und Veilchen neugierige Kinder in die Nähe der Burg gelockt hatten — dann erfuhr man erst wieder drunten in Hirschfeld, daß die Beiden oben in dem verlornen Burgnest noch lebten.

Diese Einförmigkeit und beinahe wesenlose Oede wurde dem Burgwart nur dann und wann durch den Besuch seines Stiefsohnes Ludwig Grunow unterbrochen, der zuweilen einige Sommermonate hier oben zubrachte, um, da er Maler war, seine künstlerischen Studien in der herrlichen Waldnatur zu bereichern. Mit eigenthümlich anheimelnden Empfindungen trat der junge Künstler oft nach längeren Jahresfristen in das einsame, veraltete Zimmer des Greises, dessen Insassen und Ausstattung einer begrabenen Zeit anzugehören schienen. Wenn er auch nur wenig Jugendjahre hier oben bei seinem alten Vater zugebracht hatte, so bewegte ihn doch bei jedem neuen Besuche das Gefühl, daß es die Heimath seines Kinderherzens war, die er wieder begrüßte. Das einfache, natürliche Gemüth fand hierin eine neue Freude und lebte in der Waldnatur und der friedlichen Einsamkeit in dichterischer Fülle auf. Der klare Geist, der trotz seines männlichen Selbstbewußtseins dennoch frei von jeder vordrängenden Eitelkeit war, schien zu tief zu sein, um sich so recht mit anderen Menschen befreunden zu können; wenigstens war der junge Maler ein Charakter, der sich schwer an Andere anschloß. Durch diese Sprödigkeit ging er der großen Gefahr einer inneren Vereinsamung entgegen. Von einem Vater erzogen, der ihn eigentlich nie verstand, der ganz das Gegentheil der freien Künstlerseele seines Sohnes war — von der Mutter etwas streng gehalten — hatte er von früh auf gelernt, sich trotz seiner genialen Phantasieen und Bestrebungen so zu bescheiden, daß Alles sich auf sein abgeschlossenes Innere beschränken mußte. Vielleicht wurde dadurch in ihm der Keim gelegt zu jener ausnahmsvollen Zurückhaltung, die ihn in gewissem Sinne gesellschaftlich fast unverkehrbar machte. Von seinem Talent, das sich schon in frühester Jugend Bahn zu brechen suchte, hatte man anfangs nichts wissen wollen, und nur mit der ihm eigenen Ausdauer und Festigkeit setzte er es endlich durch, die Künstlerlaufbahn zu betreten. Sein Fleiß wurde bald durch glänzende Erfolge gekrönt, und Das natürlich söhnte die erzürnten Eltern wieder aus; der alte Stiefvater hatte sogar seine Freude daran. Schon die großen schwermüthigen Augen des jungen Künstlers verriethen die reichen Tiefen eines dichterischen Gemüthes, dessen verborgene Falten die edelsten Blüthen einer Menschenseele bargen. Kein Wunder, daß einer solchen Natur der einsame Aufenthalt doppelt behagte, und daß Grunow sich jedesmal schwerer von dem alten Gemäuer trennte, dessen sonniger Burghof mit dem uralten Nußbaum und den steinernen Löwen am Thor ihm noch lange träumerisch im Sinne blieb, wenn bereits die Wogen des Alltagsleben ihn längst wieder in ihr schnell wechselndes Reich gezogen hatten. —

* * *

Die junge Gräfin weilte nun bereits drei sonnige, heitere Wochen auf der Burg, ohne daß auch nur eine Stunde gekommen wäre, die ihr durch ihre übergroße Stille lästig gewesen. Freilich, ganz verschieden wirkte der zurückgezogene Aufenthalt auf die verschiedenen Menschen. Tante Minette blieb in ihrem alten gleichgültigen Schlendrian — die Zofe Sophie hatte oft verweinte Augen und meinte, sie gräme sich noch zu Tode hier oben — der Diener ward mürrisch, und der Kutscher kokettirte mit der alten Tine zur Belustigung aller Uebrigen; nur der alte Burgwart schien von all dem nichts zu merken, war kaum sichtbar und schwieg für sich so heut wie morgen.

Die Gräfin war die Einzige, die mit ihrem neckischen Uebermuth einen Lichtstreif von Heiterkeit in die melancholische Gesellschaft brachte, um so mehr, da sie sich nicht ganz enthalten konnte, sich über ihre Umgebung in harmlosester Weise zu belustigen. Sie wußte recht gut, daß die Thränen ihres Kammermädchens etwas ganz Anderem galten als der unerträglich staubigen Hauptstadt, die sie plötzlich mit einer Inbrunst und Schwärmerei erwähnte, von der man vorher nie Etwas wahrgenommen. Das vereinsamte Mädchen that ihr leid — und doch, sie hätte sie beinahe beneiden können. Glaubte und schwor sie nicht auf ein Ideal, ganz gleich welcher Art? War es doch etwas für sie Wirkliches — ja Beglückendes! Es kam dies der jungen Gräfin im wahrsten Sinne beneidenswerth vor, selbst jetzt noch, wo sie anscheinend mit allen Hoffnungen des Lebens abgeschlossen. Der Gedanke, ein fremdes Kind anzunehmen, war jetzt ihre liebste Beschäftigung. Sie sah sich schon als treue Mutter über ein kleines hülfloses Wesen wachen mit all der Fülle ihrer tiefen Natur, ihres guten Herzens; und diese Hoffnung stimmte sie heiter und ruhig.

Eines Morgens, während Sophie die braunen, glänzenden Haare der Gräfin unter ihren kunstfertigen Fingern in schöne, regelmäßige Locken ordnete, und letztere im Spiegel abermals die gerötheten Augenlider ihrer Zofe wahrnahm, jammerte sie dieselbe, und sie fragte, um ihr das bedrückte Herz zu erleichtern, in anscheinender Unwissenheit: „Sag, Sophie, hast du noch nie daran gedacht, zu heirathen?"

Fast erschrocken über die Frage entgegnete das über und über erglühende Mädchen: „Daran gedacht? O ja, gnädige Frau, aber — aber — —"

Die Finger in den seidenweichen Haaren der Gräfin begannen heftig zu zittern.

„Nun? Hast du noch keinem Manne gefallen, oder er dir?"

Der kleine, schmale Fuß der Gräfin bewegte sich anscheinend gleichgültig auf dem Schemelchen auf und nieder, obgleich sie wohl wußte, was kommen würde.

„O ja gnädige Frau, das hätte schon seine Richtigkeit, aber —"

„Nun?" fiel hastig die Gräfin ein, „wenn du ihn liebst, so bist du ja glücklich, und es ist Alles gut!"

Das Mädchen schüttelte niedergeschlagen das Haupt: „Das ist bei Ihnen so, gnädige Frau, aber bei uns ist das anders. Der Friedrich hat mich schon gern, und auch ich hab' ihn von ganzem Herzen gern; aber seine Eltern, die auf dem Lande eine kleine Oekonomie haben, wollen es nicht zugeben, daß er eine Städtische nimmt, die nichts von der Wirthschaft und dem Felde versteht."

Das schluchzende Mädchen wendete sich ab.

„Und du kannst nicht von ihm lassen?" fragte mit theilnahmsvoller Stimme die Gräfin weiter.

„Das ist es ja eben. Auch er will mich nicht gehn lassen, aber es wird uns schließlich doch nichts weiter übrig bleiben, und das — das" — die hervorbrechenden Thränen erstickten ihre Stimme.

Die Gräfin schwieg einen Augenblick. Der aufrichtige Schmerz ihrer Zofe, die ihr stets den Eindruck einer einfachen Durchschnittsnatur gemacht hatte, ging ihr nahe. Dennoch entgegnete sie ziemlich ruhig:

„Da haben die Eltern deines Versprochenen freilich recht, Sophie. Du passest nicht aufs Land."

Man brauchte allerdings nur die auffallend kleinen Hände der Dienerin zu sehen, um sich zu sagen, daß sie nicht für die derbe Landarbeit geschaffen sei.

„Meinen Sie, gnädige Frau?" erwiderte halb unter Thränen, halb mit geschmeichelter Eitelkeit Sophie; denn sie stellte die Landarbeiten entschieden einige Grade unter ihre Würde.

„Gewiß, gutes Kind! Doch wer weiß, es wird sich noch Alles gut machen. Das Heirathen, Sophie, ist nicht das einzige Glück!"

Damit war die lästige Toilette beendet und das Gespräch abgebrochen. Die Gräfin legte ihre Robe an und dachte dabei voll Mitleid an ihre Kammerjungfer, die entschieden im Augenblick wahrhaft litt.

„Ich könnte sie beneiden um ihren Schmerz; wie zauberhaft muß darauf eine unerwartete Freude wirken. Ist sie nicht tausend Mal reicher als ich, da sie verehren und lieben kann, wenn auch in Thränen?" — Es kam der Gräfin wieder doppelt zum Bewußtsein, was ihr in all ihrem Reichthum fehle, wie arm sie war — und verstimmt und unzufrieden trat sie in den Speisesaal, um in Gesellschaft von Tante Minette das einsilbige Mittagsmahl einzunehmen. Dazu trat noch am selben Tage Regenwetter ein, und die junge Gräfin saß plötzlich wie ein gefangenes Vöglein in ihrem hohen, düsteren Zimmer und schaute mit ihren schönen Augen sehnsüchtig durch's Fensterglas nach dem verhüllten Walde hinüber. So blieb es vier lange Tage hindurch. Ach, es war doch mit einem Male gar so still! Sie saß am Flügel — sie begann zu sticken — sie las — sie ordnete allerlei Unnützes in den Zimmern — aber dennoch — dennoch, der Tag wollte nicht enden! — Als es noch einmal vier volle, gleiche Tage so fort ging, ward sie mit den Andern traurig. Eine unbezwingliche Sehnsucht stieg in ihrem Herzen auf nach irgend einem neuen Element, nach irgend einem Menschen, mit dem sie sich geistig austauschen könnte, mit dem sie, wenn auch nur von den gewöhnlichsten Dingen, reden könnte — dessen Denken und Fühlen sie wahrzunehmen vermochte, ganz gleich welcher Art es auch sei — nur etwas Anderes — endlich etwas Anderes als die melancholischen, larmoyanten Gesichter ihrer nächsten Umgebung! Mit aller Gewalt ward es ihr offenbar, daß sie sich abermals und zwar in sich selbst getäuscht hatte, daß die Einförmigkeit des einsamen Lebens ohne jede Anregung so wenig für sie geeignet sei wie für andere. Das machte sie in gewissem Sinne recht unzufrieden mit sich und unglücklich, denn es zeigte ihr, daß sie sich selbst doch nicht genug sei, daß sie Andere brauche zu ihrem Dasein — und diese Anderen? —

Unmuthig legte sie ihre Stickerei seitwärts, die sie bereits einige Minuten, ohne einen Nadelstich zu thun, lässig im Schooß liegen gehabt, und trat zum Fenster. „Was ist das? Welch' Wunder! Ein Wagen?" rief sie überrascht aus und öffnete das hohe Bogenfenster. Und fast in demselben Augenblick hörte es auf zu regnen. Zu ihren Füßen breiteten sich die Waldeswiesen im sommerlich duftigen Grün hin, das, da es naß war, seltsam glänzte.

Die Waldwiese leuchtete unten im vollsten Sonnenschein, während bereits drüben tiefe abendliche Schatten sich herniedersenkten. Es war, als sei die Sonne neu erstanden und schaue nach langer, öder Frist einmal wieder neugierig auf die Menschenkinder da unten und die regennasse Erde herab. Wie that dieser lang ersehnte Anblick der Gräfin wohl! — In demselben Moment aber kam, die helle Landstraße herauf, ein fremdes Gefährt auf die Burg zu. Wer konnte das sein? — Die Gräfin legte sich auf den breiten steinernen Fenstersims und schaute den langsamen Bewegungen des Wagens mit einer ihr gänzlich fremden Spannung entgegen. Es kam ihr vor, als beuge sich eine Gestalt heraus und winke mit einem Tuche zu ihr hinauf! Zu ihr? O, wer sollte ihr hier zuwinken! Nein! Auch hätte man sie unmöglich

von unten wahrnehmen können — und doch, es durchzog sie ein seltsames Gemisch von Wehmuth und Freude bei diesem unbekannten fernen Gruße — konnte es nicht ein Mensch, ein warm fühlender, edler Mensch sein, besser und höher stehend als alle Anderen? — und ohne eigentlich zu wollen, winkte sie wieder hinab und winkte so lange, bis das Gefährt sich allmählig hinter den Bäumen verlor. —

Ihr schönes Haupt neigte sich sinnend gegen den kühlen Fensterrahmen, während ihre Augen träumerisch auf dem im scheidenden Sonnengold schweigenden Walde ruhten. Von den Zweigen tropfte es leise, und die Nachtluft des Waldes stieg wie ein Meer von würzigen Düften herauf. Schwager Postillon blies in den Abend in langgezogenen, wehmüthigen Tönen hinaus:

„Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann!“

Eine flammende Röthe stieg ihr ins Antlitz — dann schien Todtenstille ihr lautloses Reich aufgeschlagen zu haben, nicht einmal der Schrei eines Vogels störte den Traum. —

Das Abendroth war von den letzten Zinnen der Burg erloschen, als ein junger Mann die Thür zum stillen Gemach des greisen Burgwarts öffnete.

Der Alte schaute diesmal lebhafter, als es sonst seine Art war, wenn auch Jahresfrist zwischen ihrem Scheiden und Wiedersehen lag, den Eintretenden an, reichte ihm zwei Mal die Hand, und indem er sich schon wieder in seinen alten Lehnstuhl setzte, sagte er langsam: „Die Frau Gräfin ist da und die Tante Minette; weiß nicht, ob du so lange als sonst da bleiben kannst!“

„So? Vater? Ist freilich eine wenig angenehme Ueberraschung! Grade diesmal hoffte ich, meinen Aufenthalt bis in den Spätherbst ausdehnen zu können.“

Der Alte schwieg. Es war so seine Art, seinen Sohn zu begrüßen, grade als hätte er ihm erst gestern Adieu gesagt; und der Sohn war's gewohnt. Schweigend lehnte auch er sich ans Fenster und schaute mit seinen schönen, tiefen Augen, von weichen Gefühlen bewegt, in das ihm lange bekannte Thal hinab, bis das letzte Licht drunten im fernen Hirschfeld erloschen war und das Sternenzelt sich märchenhaft über die schweigende Welt gebreitet hatte. —

Der goldene Buchenbaum unten an der Landstraße stand schweigend und dunkel, von den verzauberten Rosen nächtlich umduftet, und zwei Vögel hatten sich traulich ein Nest im blühenden Hag gebaut. —

* * *

Eines Tages hatte sich Tante Minette wirklich nach etlichen für sie durchaus nothwendigen Umschweifen einmal in den kühlen Wald hinausgetraut. Die junge Gräfin, in einer lichten Seidenrobe, folgte ihr, das zierliche kleine Sommerhütchen am Arme tragend, da es ihr in der drückenden Wärme, wie es schien, lästig gewesen war. Das braune, glänzende Haar leuchtete fast goldig gegen das Sonnenlicht, und eine dunkelgrüne Epheuranke, die sie sich, launig aufgelegt in der sonnigen Waldnatur, um den Kopf geschlungen hatte, gab ihr ein wunderlich phantastisches, aber über alle Maßen anmuthiges Aussehen.

„Aber Tantchen!“ rief sie heiter, „du läufst ja heute, als ob du das Glück, wenn's gilt, erjagen wolltest. Sieh doch, was „Lady“ für ein erstauntes Gesicht macht. Der Hund sucht dir nicht einmal nachzueilen, aus Furcht, die seltene Erscheinung könne unerwartet schwinden.“

Sie bückte sich dabei bald hier, bald dort herab und pflückte eine üppige Waldblume oder betrachtete sinnend den Flug eines Schmetterlings, der sich aus dem glühenden Augustsonnenschein, der auf der Wiese draußen brütete, in den kühlen Waldesschatten herüber gaukelte.

Tief aufathmend hielt endlich Tante Minette ein. Sie berührte mit ihrem feinen Spitzentuch mehrmals die erhitzte Stirn und schob die grauen Locken, die zu beiden Seiten des schmalen Antlitzes sorgsam festgesteckt waren, so gut sie es mit ihren zitternden Fingern vermochte, in die regelrechte Ordnung. Eine Haarnadel war aber tückischer Weise zu Boden gefallen und spießte, für alle Zeiten verloren, im feuchten Waldesmoos. Deshalb war alle Mühe umsonst. Die eine Locke mußte frei und zwanglos den leichten Sommerlüften überlassen werden, welche sich galant beeilten, die gerötheten Wangen schelmisch zu kosen.

Gräfin Marie erreichte die Fliehende. „Aber Tantchen! Mit flatternden Locken im geheimnißvollen Waldesdunkel! Da zu flammend rothe Wangen und so jugendliche Sprünge, als fliehe ein scheues Reh vor den Verfolgungen eines schrecklichen Wilddiebes! Was jagt dich in solcher Angst dahin? Hast du eine Eidechse gesehen oder sonst ein entsetzliches Ungeheuer, deren es ja so viele für dich im Walde gibt?“

Tante Minette hatte sich athemlos auf einen Rasenhügel niedergelassen, wobei ihre blendend weißen gestärkten Unterkleider zum Vorschein kamen und ihr starres Geraschel vernehmen ließen. Sie schob einen Bonbon zwischen die bebenden Lippen.

„Ich sah einen fremden — einen fremden Mann“ — stammelte sie angstvoll. „Es sah aus, als lauere er auf Etwas — als ich durch das Buschwerk wollte. Mein Gott, wie ich zittere! — Marie — ich glaube, ich werde ohnmächtig!“ —

Sie neigte ihr Haupt und sank anscheinend bewußtlos in die Arme der jungen Gräfin.

Diese, dergleichen Zufälle bereits zur Genüge kennend, wendete wenig mehr als ein freundliches Wort an, um die Ermattete zu beruhigen. Als ihr jedoch der Anfall zu lange dauerte, fuhr sie fort: „Aber Tante! Das ist ja heut' schon Ohnmacht Numero Zwei. Beruhige dich! Sieh, wir sind ja ganz dicht am Schlosse. Du sitzest bereits auf einem der zehn Hügel, unter denen Schätze oder schreckliche Dinge begraben sein sollen“ — fügte sie nicht ganz ohne Absicht hinzu.

Tante Minette fuhr auf, als habe sie eine Tarantel gestochen.

„Auf einem Grabe sitze ich? O Entsetzen, Entsetzen!“ Sie faßte ihre raschelnden Kleider zusammen und eilte, so schnell sie vermochte, auf das Burgthor zu. Die junge Gräfin konnte sich des Lachens bei diesem wunderlichen Wechsel kaum enthalten. Als habe ihr heller Silberton „Lady“ beleidigt, stürzte derselbe zitternd seiner Herrin nach, und Beide verschwanden. Gräfin Marie sah nicht mehr, wie die Tante an dem alten Burgwart vorbeiflog, den sie sonst mit zarter Aufmerksamkeit und stillen Blicken einer Art von Einverständniß zwischen ihrem Alter gewürdigt hatte — sie vernahm auch nicht mehr die hastigen Schritte auf den rauhen Sandsteinstufen, die ins stille, kühle Bereich der herrschaftlichen Wohnung führten. Sie wendete sich um und wäre beinahe selbst erschrocken gewesen — denn vor ihr stand ein junger Mann, der geräuschlos auf dem weichen Moos des Waldes genaht sein mußte.

Anscheinend verlegen zog er den gelben Strohhut, wobei momentan eine flüchtige Röthe seine interessanten, blassen Züge überflog.

Vornehm überschaute die junge Gräfin die unerwartete Erscheinung, und indem sie sich leicht verneigte, rief sie auch schon in ihrer ungetrübten, heiteren Laune:

„Also Sie sind der Raubmörder, der eben meine gute Tante so entsetzt hat? Denken Sie sich, die Arme ward ohnmächtig!“

Der Fremde bemerkte, wie es schien, das komische Pathos nicht, mit dem sie das Letzte hervorgebracht hatte. Er bewegte leise die Lippen, entschieden in der Absicht, sich passend zu entschuldigen; dann verneigte er sich abermals, um sich wieder zu entfernen.

„Wie ungeschickt!“ dachte die Gräfin. „Er scheint noch weniger umgänglich zu sein, als ich aus seiner gänzlichen Zurückhaltung in der Woche, die er bereits hier ist, vermuthete. Wie schade!“ —

„Nein, nein!“ rief sie im nächsten Augenblick lebhaft, indem sie ihm graziös den Weg vertrat, „keinen Schritt von der

Stelle! So leichten Kaufes kommen Sie mir nicht davon. Vorerst bitte ich freundlichst um Ihren Namen."

„Ludwig Grunow, gnädige Frau!"

„Ludwig Grunow?" wiederholte sie anscheinend überrascht, „derselbe Grunow, von dem die schönen Waldbilder auf der Winterausstellung der Residenz waren?"

Er verneigte sich. „Sehr gütig, Frau Gräfin!"

„Sie sind bereits einige Tage hier?"

„Vor einer Woche traf ich ein, ahnte allerdings nicht, gnädige Gräfin, daß ich vielleicht diesmal hier stören könnte!"

„O durchaus nicht, Herr Grunow, im Gegentheil! Daß ich es gestehe: ich hoffe Sie bald einmal bei uns zu sehen!"

Er verneigte sich und wollte sich wieder entfernen; aber die Gräfin rief abermals mit graziösem Lächeln:

„Nein, nein, verehrter Herr! Keinen Schritt von der Stelle! Vergessen Sie so leicht, daß Sie sich vergangen haben? Sie müssen zunächst bestraft werden, und diese unerbittliche Strafe soll sein — daß Sie mich sofort zu Ihrer Arbeit führen!"

Grunow schüttelte bestimmt das Haupt und versuchte, Einwendungen zu machen.

„Keine Widerrede! Sie sind unrettbar in meiner Gewalt!" lachte sie liebenswürdig. „Vergessen Sie nicht, daß Sie der Châtelaine als treuer Unterthan Gehorsam schulden. Sie wissen vielleicht, daß die Schloßherrinnen von Tannenhorst nach alten Sagen im Rufe standen, schreckliche Tyranninnen zu sein? Also?" —

Sie erhob neckisch drohend den Zeigefinger und trat einige Schritte vor.

Ueber sein ernstes Antlitz glitt in diesem Moment ein Zug, der beinahe wie Stolz oder Geringschätzung aussah. Er verharrte schweigend, den Hut in der Hand, in seiner genommenen Position.

„Nun?" —

„Wenn Sie mich bitten" — hatte er unwillkürlich auf den Lippen, aber der Unterschied des Standes übte auf den weniger Weltgewandten doch eine drückende Macht aus, und er schwieg.

Gräfin Marie hatte sein Antlitz beobachtet; sie hatte das kaum merkliche Zucken seiner Augenbrauen wahrgenommen. Ein unerklärlich fremdes Gefühl bemächtigte sich ihrer, und sie mußte unwillkürlich daran denken, wie er es also gewesen sei, der an jenem langen, öden Regentage gerade in dem Moment ins Thal einfuhr, als die Sonne den ersten Blick wieder auf die nasse Erde warf. — Mit sonderbarer Empfindung stand es ihr plötzlich vor der Seele, wie sie einander fremd und unbekannt zugewinkt hatten — wie sie dabei gedacht hatte: „Vielleicht ist es ein Mensch, ein fühlender, edler Mensch, besser als Alle!" — Von derselben unverstandenen Empfindung getrieben, fügte sie leiser, als sie es sonst that, hinzu:

„Wenn ich Sie bitte, Herr Grunow!" Die Stimme klang seltsam weich, sie hatte die großen, ernst gewordenen Augen ruhig auf ihn gerichtet. Sie fühlte, von vielen Ahnungen durchweht, dieser lockende, neckische Ton passe nicht für den ernsten, gebräunten Fremden; ja, es kam ihr sogar vor, als sei er ein greller, schneidender Mißklang zu diesem melancholischen Blick. Mit einer Art von innerer Freude ordnete sich die Gräfin dieser Wahrnehmung unter und als er galant den Weg zu seinem Studienplatz bedeutete, folgte sie still und etwas in sich gekehrt.

Im dichtesten Waldesdunkel angekommen, hielt er inne.

„Hier, gnädige Gräfin!" sprach er freundlich, indem er auf eine angefangene Waldstudie deutete, die auf einer kleinen Feldstaffelei, von Fliegen und Mücken umschwirrt, ganz heimlich, verborgen im Dickicht stand.

„Ah!" rief sie überrascht, „warum haben Sie sich keine freiere Aussicht gewählt?"

„Es soll nur eine Tonstudie sein," erläuterte er. „Sehen Sie weniger auf die Zeichnung, als auf die Farbentöne, wie sie auf einander folgen und von einander abhängen."

Sie betrachtete sinnend die grünen Baumsilhouetten.

„Wie viel geheimnißvolle Poesie liegt in der Waldnatur!" sagte sie leise.

Grunow nickte stumm.

Eine schwerfällige Hummel summte vorüber — eine große schwarze Waldmeise kroch über den Saum ihres Gewandes — das Gras, welches sich unter ihren Tritten niedergebeugt hatte, richtete sich in elastischer Bewegung wieder auf — sie zertrat einen kleinen rothen Fliegenpilz, der sein prunkendes Köpfchen aus den dürren, glatten Fichtennadeln neugierig emporhob, — vom schlanken Hirschfelder Kirchthurm aus dem sommerlichen Thal herauf läuteten die Glocken. —

„Es muß schön sein," begann sie, von der momentan sie träumerisch umwehenden Stimmung getragen, „in solcher Einsamkeit den ganzen Tag mit der Natur zu verkehren und dabei zu schaffen, zu streben. Ein verlockender Zauber liegt für mich in dem Gedanken. Wie müssen Sie glücklich sein!"

Es kam ihr vor, als zittere eine leichte Röthe über sein Antlitz.

„Ich freue mich das ganze Jahr immer auf diese Zeit," entgegnete er.

„So sind Sie öfter hier gewesen?"

„Ja, gnädige Gräfin, beinahe jedes Jahr."

„Aber vor — nun etwa vier Jahren — als ich mit meinem verstorbenen Manne hier war — erinnere ich mich doch nicht, Sie gesehen zu haben," fragte sie, und ihre schönen Augen schauten ihn ruhig beobachtend an.

„Nein!" entgegnete er. „Mein Stiefvater, gnädige Frau, ließ mich damals benachrichtigen, damit ich nicht störte; jedoch diesmal — — ich hatte keine Ahnung, daß gnädige Frau hier seien," setzte er, sich halb entschuldigend, hinzu.

„Wie gut, daß Sie diese Ahnung nicht hatten. Es hätte mir leid gethan, wenn Sie meinetwegen um ihre schönste Zeit gekommen wären. Aber offen gestanden, ich wußte gar nicht, daß der alte Krauß ihr Stiefvater ist. So sind Sie jedenfalls auch als Kind hier gewesen?"

„Ja, gnädige Gräfin!" —

„Nein, diese abscheulichen Mücken!" unterbrach Gräfin Marie das Gespräch. „Da sehen Sie nur!"

Sie hielt ihre kleine Hand hin und zeigte auf der weißen, durchsichtigen Haut einen dunkelrothen, schnell anschwellenden Stich.

„O," rief er bedauernd, „darf ich Ihnen etwas Ammoniak geben?"

Sie nickte leicht.

Während er sich herabbeugte und das Fläschchen aus seinem Malkasten hervorsuchte, ruhte der Gräfin Blick auf dem dunklen, reichen Haar, das die Sonne leuchtend umspielte. Die durchsichtige Farbe der Stirn hob sich fein davon ab, und der dunkle Bart warf kleine zitternde Schatten der einzelnen Härchen auf die wohlgeformte Hand. Als er aufblickte, traf sie wieder sein ruhiger, ernster Blick, der sie bereits zweimal so seltsam berührt hatte.

Mit der größten Einfachheit übergab er ihr das Mittel, noch einige flüchtige Worte, die er in seiner fast kargen Art erwiderte — und man trennte sich nach diesem ersten Begegnen in förmlicher Weise.

* * *

Von seltsamen, unbefriedigten Empfindungen war bei der Gräfin der Eindruck begleitet, welchen der stille Mensch hervorrief, der [illegible] Art ihre Einsamkeit zweimal wieder unterbrochen hatte. Fremd berührte sie die gesellschaftliche Ungelenkigkeit, die aus allen Worten und Wendungen des jungen Malers sprach. Die ängstliche Schweigsamkeit, die beklemmende Einsilbigkeit hatten ihr das unbehagliche Gefühl eines ungelösten Räthsels hinterlassen, vielleicht sogar eines nicht einmal interessanten Problems. Sie hätte sich, obgleich sie nicht wußte warum, gern Meilen weit hinweg gewünscht, und doch

konnte sie dem Urheber dieser Stimmung, so sehr sie nachdachte, keine eigentliche Schuld dafür geben. Er war anscheinend so ganz das Gegentheil von dem, was sie bewegte, sie im Leben interessirte, daß sie sonderbarer Weise eine Art von Zurücksetzung ihm gegenüber empfand, eine Wahrnehmung, die ihr einem anderen Menschen gegenüber noch niemals begegnet war. Daher mochte es auch kommen, daß sie bei den darauf folgenden Zusammenkünften, bei welchen die Verschiedenheit ihrer Naturen noch deutlicher zu Tage trat als das erste Mal, unwillkürlich ihm gegenüber eine besondere Zurückhaltung entwickelte. Wenn sie im Walde zufällig zusammentrafen, gingen sie wohl ein Stück des Weges gemeinschaftlich und sprachen von den gewöhnlichen Vorkommnissen des Tages und der Gegenwart, aber keiner sprach auch nur ein Wort von seiner Vergangenheit, Zukunft, Stimmung oder sonst von Dingen, die ein persönliches Interesse hätten erwecken können; im Gegentheil, es schien bald, als sei das erste Zusammentreffen noch das angenehmste und vertraulichste gewesen. Diese Wahrnehmung erschien der jungen Gräfin als ein Beweis, wie wenig Sympathie man innerlich für einander in Zukunft hegen würde, wie wenig man sich gegenseitig abgewinnen könne, und seltsamer Weise — es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie nicht gleichgiltig über diese Beobachtung werden konnte. Ein unbestimmtes Etwas drängte ihr ein ihr unklares Interesse für diesen gehaltenen, stillen Mann auf, der sich so wenig bemühte, ihr zu gefallen, wie es ihr noch niemals begegnet. Waren es diese schwärmerischen, tiefen Augen, die eine reiche Seele mit all ihren verhüllten Tiefen ahnen ließen, welche sie fesselten und bestachen? — waren es die einfachen, ruhigen Worte — oder das blasse Antlitz, auf welchen stets Schatten einer inneren, von Frieden verklärten Trauer gelagert waren? Sie konnte sich selbst nicht Rechenschaft darüber geben; ein gewisser innerer Stolz bäumte sich sogar gegen diese Gedanken und Empfindungen auf. Wie konnte sie, die Vielumworbene, Interesse hegen für Jemand, der sie so total ignorirte, der die kühlste, fremdeste gesellschaftliche Haltung sich verlangend gleichmäßig aufrecht erhielt? Wie kam sie überhaupt dazu, diesen Menschen, bevor sie ihn noch gesehen, mit einer Art von Spannung zu erwarten — zu begrüßen — und nun zu beobachten? Sie wurde ein wenig roth bei diesen Gedanken. Sollte es doch die Folge der Einsamkeit hier oben sein? Sie erinnerte sich der langen trüben Regentage, ihrer dadurch herauf beschworenen Stimmung — sollte es möglich sein, daß ein solcher Turn nach Menschen in ihr geweckt hätte, daß sie nun ihre eigenen Wünsche und Empfindungen mit dem wirklichen Werth des Individuums verwechselte? Sie strich sich mit der weißen Hand über die heiße Stirn. „Nein, nein," flüsterte sie kaum hörbar, „ein solches Kind bin ich nicht" —

Abends, wenn sie mit der alten schwatzenden Tante, dem Greise und Grunow zusammen im dämmernden Burghof saß, bis der Mond aber den rauschenden Fichtenstämmen heraufzog, sprachen sie nur wenig zusammen, und es ging oft recht still her. Wäre die alte Tante nicht gewesen, hätte man meinen können, es sei Alles stundenlang stumm. Wenn Grunow jedoch wirklich sprach, klangen seine Worte so ernst, so satt dürfen, daß die junge Gräfin ganz erstaunt aufhorchte, als er eines Abends, vielleicht durch die wundervollen Stimmungen der Natur erwärmt, lebhafter als sonst von seinen Studien im Hochgebirge und seinen weiteren Reisen nach Italien zu erzählen begann und nebenbei anbemerkte allerlei wunderte Illustrationen über Personen und Begebnisse einflocht, die doch alle von einem frohen Leben und heiterem Sinn Zeugniß gaben. Daß er dies Alles so unabsichtlich und fast zufällig berührte, eröffnete für die seinsühlende Gräfin eine neue tiefere Perspective seines Charakters, als wenn er es in geistreicher, formgewandter Rede hervorgebracht hätte.

Sie stand entschieden, wie es sich ihr mehr und mehr bestätigte, hier einem Manne gegenüber, der schwerer zu ergründen und zu erfühlen war, als ihre bisherigen Erfahrungen in der Männerwelt es ihr gelehrt hatten, — und seltsamer Weise, das beunruhigte sie. Um Klarheit zu erhalten, erbat sie ihn jetzt öfter an. Sie fragte nach diesem und jenem — jedoch er nahm eben nur so viel Notiz von den Fragen, als es die gesellschaftliche Rücksicht erforderte. Eine räthselhafte Empfindung verbot ihr, nach den persönlichen Lebensverhältnissen des Fremdlings bei dem greisen Burgwart oder ihm selbst zu forschen, obgleich es sie bereits in hohem Maße reizte. Auch naheliegende Fragen künstlichen seiner Künstlerlaufbahn zu stellen, vermied sie aus einer gewissen Scheu, da sie nicht wußte, ob dieselben ihm angenehm seien. So drehten sich nach wie vor alle Worte um das Aeußerliche und Gegenwärtige, und wenn sich Abends die kleine Gesellschaft mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete, wußte man sich abermals sagen, daß auch heute das Eis des Fremdseins noch nicht geschmolzen sei.

So blieb es eine geraume Weile. Eines Abends jedoch war es, als man sich nach einem majestätischen Gewitter wieder im Burghof zusammen fand. Eine wonnige Kühle, eine würzige berauschende Abendluft strich durch die regennassen Fichten, und der Waldbach, durch den Regen angeschwellt, klang lauter als je herauf. Die junge Gräfin, der schweigsame Greis und die alte Tante harrten ihres vierten Gesellschafters, der länger als sonst auf sich warten ließ; da wollte es die Gräfin selbst beherrschen, daß eine zitternde Unruhe in ihrem Herzen bebte — daß sie häufiger als gewöhnlich nach dem grauen Thor mit seinen steinernen Löwen schaute — daß sie stiller als sonst auf das leiseste Geräusch des Waldes lauschte — ja, daß sie schleunigst nahe daran war, den greisen Burgwart nach dem Verbleiben seines Sohnes zu fragen, aber es doch vorzog, nach dem Thor zu schreiten und den Eingang des Waldes zu überspähen; denn zu Hause konnte er nicht sein.

Der Mond stand schräg über dem Burghof, und sein silbernes Strahlengewebe glitzerte auf den nassen, glänzenden Zinnen. Der alte Nußbaum ragte wie ein dunkles Gespenst an der schwarzen Mauer heraus, nur oben die äußerliche Krone erhellt, als sei sie in Silber getaucht. Der Wald vor ihr schien noch nicht zu schlummern, denn es rauschte leise in seinen Bäumen auf und nieder. Von Hirschfeld herüber blickte ein einsames rothes Licht, wie ein heller, schöner Gedanke in der nächtlichen Welt. — Gräfin Marie schaute den Pfad hinab, der zwischen schlanken Fichtenstämmen sich hinzog. Der Mond warf seine breiten Streiflichter zwischen den Stämmen hindurch über den Weg, als fiele Licht zwischen die Säulen einer Kirche. Da unten bewegte sich Etwas — sie vernahm deutlich Schritte, und in demselben Augenblick stand Grunow unerwartet schnell vor ihr. Sie streckte ihm beide Hände entgegen.

„So spät" sagte sie.

„Haben Sie gewartet?" fragte er, und sie fühlte eine innere Spannung aus seiner Frage heraus. Seine Hände hielten die ihren umschlossen; es war, als zitterten Beide.

„Ja" hauchte sie leise. Er drückte die kleinen, feinen Hände noch fester — es war, als wolle er sie leidenschaftlich an seine Lippen ziehen — da mit einem Male ließ er sie los — und trat in den dämmerigen Burghof. —

Die Gräfin bebte bis ins innerste Herz hinein. War das der sonst so formelle, kühle Fremdling? War das der gewinnende ruhige Ton seiner weichen Stimme? War das die Haltung, die er so consequent ihr gegenüber bewiesen? — War das überhaupt noch derselbe ängstlich verschlossene, sich stets gleichbleibende Mann? — Sie preßte die Hand auf das laut pochende Herz, und wie von Thränen umflorten sich ihre Augen. Ein Glück zitterte in ihrem Herzen herauf, dessen Berlust Tod und Verzweiflung, dessen Besitz Seligkeit des Himmels! Das war kein getraumtes, eingebildetes Ideal — das war etwas Wirkliches, Wahrhaftiges — sie fühlte es mit jeder Faser ihres Herzens. —

Die Gräfin hatte sich durch Grunow inzwischen zu den Anderen gesellt, aber sie stand abgewandt von ihrem Sitze wieder auf — sie hatte in diesem Moment nicht ruhig in dem kleinen Kreise der

weilen können; noch einmal schritt sie vor nach dem grauen Burgthor, verschwand hinter den weißlich leuchtenden Steinen und lehnte sich draußen an den nassen, kühlen Pfeiler, die heiße Stirn gegen den gefühllosen Stein gepreßt, als müsse das Kühle, Fremde den Aufruhr in ihrer Seele beschwichtigen. „Gott, Gott!“ flüsterte sie, mehr brachte sie nicht über die bebenden Lippen, gewaltsam raffte sie sich zusammen und kehrte zu den Uebrigen zurück.

Grunow sprach in gewohntem ruhigen Ton mit der alten Tante.

„Ich war in Hirschfeld,“ sagte er, „und wohnte einem ländlichen Konzert bei.“

„Und waren Sie egoistisch, uns nichts davon mitzutheilen?“ entgegnete die Tante.

„Hätte ich eine Ahnung gehabt“ —

„So verstummen Sie es ein andermal nicht,“ fuhr Tante Minette fort.

„Aber Tantchen, wir wissen ja gar nicht, ob es Herrn Grunow angenehm ist“ — fiel Gräfin Marie ein, den Ton ihrer Stimme gewaltsam zur Ruhe zwingend.

„Sehr angenehm!“ versetzte Grunow mit einer förmlichen Verbeugung.

Marie war es, als fühle sie einen Stich in ihrem Herzen. Das war ja der alte, gleichgültige, kalte Ton, das war ja ganz das höfliche, conventionelle Wesen. Während sie noch im glühendsten Kampf war um den ersten, erschütternden Augenblick — war der ihm schon die matte Gleichmüthigkeit zurückgekehrt — oder war er vielleicht gar nicht betheiligt gewesen an diesem innigen, beseligenden Vorgang? — Nein, nein! Das war sicher, das stand fest. Sie fühlte noch den leidenschaftlichen Druck seiner Hand, noch hörte sie die bebende Spannung in seiner Frage, noch empfand sie die innere Bewegung, die sich von ihm auf sie übertragen — das war keine Täuschung, kein Traum! —

Später als sonst hatte man sich getrennt. Der Mond war unterdessen weiter gewandert und drohte hinter den nächsten Bäumen des Waldes zu verschwinden. Die Nachtvögel schwirrten auf, und die häßlichen Fledermäuse schossen wie dunkle Schatten huschig um die alte Mauer.

Ein Fenster der Burg aber blieb trotz des vorgerückten Abends noch lange hell. Die Zofe erbrach der Gräfin Haar für die Nacht und schaute nicht als einmal von ihrer Arbeit auf in den gegenüberstehenden Spiegel. Welche ungewöhnte Unruhe in ihrer Herrin, die sonst grade darin ein Muster war? Welch hoch gerötete Wangen und welch Blitzen in den Augen? Die Zofe schüttelte ihr verschlafenes, müdes Haupt. Das war doch nicht der Gräfin gewohnte Art, und die kleine Neugierde begann sich den Kopf zu zerbrechen, was vorgefallen sein könnte, das eine solche Veränderung erzeugt hätte. Gewiß, gewiß, in dem gerlichen schönen Kopf war nicht Alles in gewohnter Ordnung. Aber was sollte hier in der Einöde passirt sein? — Als jedoch die Gräfin, noch bevor die Zofe ihre Aufgabe an ihr beendet hatte, plötzlich mit dem rathlosen Ton, den man freilich das Erzwungene wohl anmerkte, begann: „Ich mich allein, gutes Kind, du scheinst müde zu sein“ — da richtete die Angeredete ihre schlaftrunkenen Augen gespannt fragend auf ihre Herrin.

„Sind gnädige Frau nicht wohl?“

„Mir fehlt nichts, Sophie!“ — und mit plötzlichem Instinkte den Gedankengang ihrer Zofe erfassend, setzte sie, vielleicht um jeden Preis auf eine falsche Fährte zu bringen, hinzu: „Es kann sein, daß wir früher, als ursprünglich meine Absicht war, abreisen. Die Langeweile ist unerträglich!“

Die Zofe sah die Augen weit auf: „Selten gnädige Gräfin, ich sagte es immer!“

Jetzt erinnerte sich die Gräfin an Sophiens Liebeskummer. Das arme Mädchen kam ihr mit einem Mal so bemitleidenswerth vor, daß sie hatte weinen können. Doch sie schwieg.

„Schlaf wohl, Sophie!“

Bald glitt das Mondlicht über ein liebliches Antlitz, dessen weiches Lächeln verrieth, daß die Traumfee freundliche Bilder über die Schlummernde ausstreute.

Der goldene Buchenbaum unten an der Landstraße schüttelte sein dunkles Haupt, und Rosenblüthen begannen leise herabzufallen: das schwarze, ernste Holzkreuz hinter der Hecke aber lugte mahnend hervor. —

* * *

Zwei Wochen waren seit jenem Abende wieder verstrichen. Die Gesellschaft war wirklich einmal in Hirschfeld gewesen, und die junge Gräfin hatte sich bei dieser Gelegenheit der Frau Pastorin und ihrem greisen Gemahl vorgestellt. Sie hatte auch den rothhaarigen, glaubensseligen Oscar kennen gelernt, dessen wasserblaue Augen aus einem gelbrothen Himmel von Sommersprossen mit lebhaftem Wohlgefallen in ihren Zügen hingen. Der blondlockige, blutjunge Cantor war bis in das Weiße der Augen erröthet, als er ihr vorgestellt wurde, er hatte einen abgetragenen Rock angehabt, dessen Weite und Größe durchaus nicht auf ihn zugeschnitten schien. Seine rothige Zwecklerei aber brachte der erstaunten Gräfin eine ganze Weltgeschichte von Milchhandel und Kälberzeugung zu Gehör, wobei das Brüllen des Viehes aus den benachbarten Ställen der jungen Gräfin ein anmuthenderer Ton war als die breite Sprache ihrer Besitzerin.

So schön und herrlich der heile Sonntag gewesen war, so verödet und niedergeschlagen kehrte die junge Gräfin heim. — Was konnte sie nur gethan haben? Was konnte nur vorliegen? Der junge Grunow stellt sich in der gesellschaftlichen Weise seit jenem verhängnißvollen Abende im Burghof von ihr fern. Auf schmerzende Art vermied er sie ängstlich, und vorsichtig und er einem Begegnen mit ihr allein aus das Sorgsamste aus. Er vermachlässigte, wie es ihr erschien, in auffallendster Weise die gewöhnlichsten Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten ihr gegenüber, und was das Schlimmste dabei war — dies Alles that ihr bis in die tiefste Seele weh.

Wie war sie oft in ihrem Leben mit diesen kleinen Dingen förmlich gequält worden, wie hatte man sie mit Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten in den glänzendsten Gesellschaften überschüttet! Sie hatte man sich an jeden Blick ihrer Augen, jedes ihrer Worte förmlich gerissen, und jetzt — jetzt — wo sie so viel darum gegeben hätte, war die kleinste dieser Auszeichnungen zu empfangen — war das Geringen derselben wirklich so ganz unmöglich?

So waren Wochen in dieser peinvollsten Unruhe hingeschlichen. Der Stolz des Verletzten trat an die Stelle anderer, weicherer Empfindungen. Sie erwiderte in derselben, ja in noch schärferer Weise sein Verhalten. Die Wunde ihres geheimen, dumpfen Schmerzes verbarg sie unter kalter Kälte. So schien, als habe die strenge Zurückhaltung endlich alle die wogenden Wünsche und Hoffnungen eingelullt und in Vergessenheit gebracht, als plötzlich ein unerwarteter Zwischenfall die mühsam unterdrückten Pulsschläge neu empor schnellte zu raschestem Entzünden. —

Tante Minette und die junge Gräfin hatten es eines Tages wirklich wahr gemacht und waren die enge, staubige Wendeltreppe bis zu einer schmalen Thür im Thurm empor gestiegen. Ein enges, düsteres Gemach, dessen runde Wände mit alten Gemälden geziert waren, aus denen verblaßten Rahmen seltsame Gesichter gleich grauen Gespenstern, verwundert über die Eindringlinge, hervorstarrten, nahm sie endlich auf. Alte, dicke Folianten standen auf gleichmäßig vertheilten Brettern, die aber einem altmodischen Schreibtischchen, gegen Feuchtigkeit so vorsichtig durch einen kleinen Vorbau geschützt, angebracht waren. Die verschlossenen klaffen Ueberzüge des Möbel, die verblichene, rothe Tapete und Portieren verbreiteten einen dumpfigen, sehr behaglichen Geruch von Moder. Das runde Fenster, welches seit vielen Jahren den einzigen Besucher, das goldgrüne Sonnenlicht, durch die roth und blau schillernden Gläser einlich, war theilweise verbrochen, und nicht überall hatte der große Baumwart es für seine Pflicht gehalten, die schlanken Scheiben wenigstens mit Holzplatten oder

Papyrstreichen zu versehen. So kam es, daß die junge Gräfin beim Eintreten selbst zusammenfuhr, als ein Schwalbenpaar auffing und pfeilschnell durch eine der Luken verschwand. Alles zusammen schien wie gemacht, den Stoff zu einer romantischen Schauerscene zu liefern, was ganz besonders Tante Minette empfand. Denn sie hielt sich immer haarscharf an der Gräfin Seite, klammerte sich unverwandt an ihre Aermel an und schaute zitternd über ihre Schultern, wenn die Gräfin dies oder jenes betrachtete. Die spitze Nase erschien dann noch einmal so spitz, und die Bläße auf ihren Wangen verdoppelte sich. Die junge Gräfin fand zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Chronik aufgeschlagen. Die vergilbten Blätter schienen jemand dafür zu sein, als läge sie schon Jahrzehnte so und habe sich Staub auf den Buchstaben gesammelt. Freilich, vor vier Jahren hatte man nicht Zeit gefunden, hier oben in dem stillen, zurückgezogenen Zimmer Nachsuchungen zu halten. Sie entsann sich, nur einmal flüchtig hineingeschaut zu haben, und ob da das Buch so gelegen wie heute, war ihr ganz unerinnerlich. Mit scheuen Empfindungen betrachtete sie dasselbe. Wer weiß, wie lange es so unberührt lag, und welche Hand es aufgeschlagen! Eine Hand, die wohl längst schon vermodert unterm Rasen! Ohne die Blätter anzurühren, beugte sie ihr jugendlich frisches Antlitz herab und las:

„Des jung Grafen Edwin schönes Eingemahl war bleich worden, als sie dies vernommen, nahm ein Täflein hervor und schrieb darob die vier kurze Wort: Nimm aber nit blind.' Als dem jung Rittersmann das Täflein vor's Angesicht kam, ward er darob zornig und ungerecht und verspottete die Wort. Auch sprach er: ‚Du Teufelsanen.' Aber sie ließe sich jedoch nichts merken und sprache blos lächelnde: ‚Es lieber Ritter, was haber Ihr doch für Mutt!' Am andern Morgen sagete sie zu ihm heuchelnd:

‚Edwin wüßt du mit zur Jagd. Die Sonne leuchtet roth. Dein Rößlein wartet.'

Er aber schüttelte die zarten Haar und vermeinete: ‚Das Roß kann warten.'

Da sprach Richilde und drohete zu ihm lächelnde:

‚Der Troß harret deiner an der Jagdbrucken!'

Er aber vermeinete: ‚So laß sie harren.' Da ward des Grafen schönes Eingemahl zornig und rief:

‚Seht Ihr droben auf Marksjammen das Täblein wehn?'

Der Ritersmann sprang auf und schrei hinab zu der Jagdbrucken.

Da lachte Richilde teuflisch, denn das Täblein gehörete dem Frewelin Huberta, das war der jung Ritterssmanns Liebsin, die er liebete . . . . ."

Bis hierher hatte die Gräfin gelesen, als ein lauter Schrei der alten Tante Minette sie heftig erschreckte. — Eine harmlose Maus raschelte durchs Zimmer, und gegen die erblindeten Fensterscheiben streifte ein vom Winde bewegtes junges Birkenstämmchen, das sich da oben angepflanzt hatte, so daß es einen häßlichen, freischenden Ton gab. — Das war zu viel! Tante Minette schrie, schrie entsetzlich und sank weinend und bebend in die zitternden Kniee.

„Das wird eine Thumacht" — dachte die junge Gräfin und schaute sich mit ihrem erblaßten Antlitz im Zimmer nach Hülfe um. Ihr selbst war es in der modrigen Luft bedrückt und schwül geworden. Sie eilte, nach Athem ringend, zum Fenster und versuchte, es zu öffnen, um mehr Luft einzulassen; jedoch der eigensinnige Riegel wankte nicht aus seinem Rost, sondern seufzte und ächzte nur bei ihren Versuchen mit der erschreckten Tante um die Wette.

Sie gab ihren Versuch auf und eilte zur gegenüberliegenden Thüre, durch die sie vor einigen Minuten eingetreten waren. Ein leichter Ruck — und sie hatte beinahe selbst einen leisen Schrei ausgestoßen — denn in's Zimmer fiel der sich bewegende Schatten eines vorwärts schreitenden Mannes. — Die Sonne spielte durch eine Mauerluke im Treppenhaus über die Windung der Thurmtreppe herüber grade in das eben geöffnete Zimmer hinein und ein funkelndes Heer von brillantenen Sonnenstäubchen wirbelte heraus und herein, hatte so farbig gebrochen wie ein Regenbogen. —

„Herr Grunow!" stammelte nicht ohne Verlegenheit und Ueberraschung die junge Gräfin. „Was führt Sie hierher? Meine arme Tante hat sich eben heftig erschrocken. Ja sehen Sie!"

Grunow war eingetreten. „Kann ich vielleicht behülflich sein, gnädige Gräfin?"

„Gewiß, Herr Grunow! Wenn Sie so gut sein wollen und mit mir mein armes Tantchen herab führen. Aber sagen Sie, wie kommen Sie hier in den öden Thurm?" fragte sie, ihn mit ihren großen Augen ruhig und freundlich betrachtend.

„Ich hatte — ich wollte — Wenn gnädige . . ."

„O kommen Sie, helfen Sie mir", seufzte Tante Minette und streckte Grunow ihren Arm entgegen.

Der Gräfin Blick ruhte mit einem sonderbaren Gemisch im Ausdruck auf Grunow's Zügen.

Er sah verlegen aus und dabei schien, wie er so im gebrochenen Sonnenlicht ernst doch freundlich in der niederen Thür stand. Einen Augenblick ruhte auch sein stiller, tiefer Blick auf der Gräfin Antlitz. Wie zitternd stand ihr das schwarze, ernste Gewand zu den jugendlich zarten Zügen, die doch bereits einen Schimmer von schmerzlicher Entsagung um den kleinen zuckenden Mund verrieten. Sie zitterten die schmalen Nasenflügel in leidenschaftlicher, unterdrückter Erregung, und welch weicher Flug von innerer Zimmermath sprach aus den dunklen, flaren Augen! Die rothe Schleife an ihrem Busen leuchtete im Sonnenlicht wie ein zitternder Blutstropfen auf ihrem Herzen — und als sie jetzt die Augen zu ihm erhob, um ihn noch einmal um Hülfe für ihre arme Tante zu bitten, senkte er hastig die seinen und leistete eilig der Bitte Folge.

Beide führten die Zeufzende langsam die enge Stiege hinab. Die Gräfin hatte das Haupt gesenkt — aber sie fühlte, wie der tiefe, bannende Blick Grunow's auf ihrem Antlitz ruhte — sie fühlte die Gewalt seiner Augen mit heimlich erdrückender Macht in ihrem ganzen Wesen. Das war derselbe warme Blick wie damals — wenn er jetzt sprach, mußte es der weiche, sympathische Ton sein, dessen Klänge sie empfand — sie empfand es mit jeder Faser ihres klopfenden Herzens. Und bei der Enge des Raumes mochte es kommen, daß die warme Hand Grunow's elektrisch kalt und weich die Hand der Gräfin faßte — daß er sie einen Moment innig drückte, ganz, ganz wie an jenem seligen Abende! — Da fuhr sie hastig zurück und ertrug ihm leise die zitternden Finger. Er aber wandte sich betroffen ab. Sie sah ihn an. Fassungsvoller, ruhiger Stolz beherrschte ihr Wesen. Sie wollte nicht zum zweiten Mal sich in jene leidenschaftliche Stimmung versetzen, die vielleicht abermals einen so verhängnisvollen Schluß für sie haben konnte. Mit fremdem, kaltem Blick maß sie Grunow's ganze Gestalt in erhabener Ruhe. Sie sah sein blasses Antlitz unter diesem Blick noch mehr erbleichen. Er senkte die Augen zur Erde, die edle Stirn schien sich etwas zu umwolken — der jugendlich trotzige Mund zuckte wie vor innerer Verletzung. —

Man war unten an Tant Minettens Zimmerthür angelangt. Grunow hatte sie geöffnet und die Ermattete zum Sopha geführt. Gegen seine Gewohnheit sicher und bestimmt, wendete er sich darauf zur Gräfin. „Darf ich noch ein Weilchen mit Ihnen plaudern, gnädige Frau?" fragte er in unbefangenem Tone.

Die Gräfin schaute ihn erstaunt an. War das derselbe Grunow, dessen peinliche Zurückhaltung sie in den vergangenen Wochen schwer verletzte.

„Sehr angenehm," erwiderte sie freundlich, aber in einem Tone, der die Befremdung über seine Worte entschieden verrieth.

Beide traten in einen anmuthig ausgestatteten Raum, dessen Fenster alle geöffnet waren und die Sommerluft nach Wohlgefallen aus- und einhatten ließen.

Einen Moment schien der junge Maler unentschlossen. Röthe und Bläße wechselten auf seinen Zügen; er sah mit er

regtem Ausdruck die Gräfin wiederholt an. Frei und ungewohnt energisch durchsieht er zwei Mal das Zimmer.

Die Gräfin fühlte, was in ihm vorging. Mit weiblichem Takt versuchte sie, auf gleichgültige Dinge des Tages zu kommen, ohne daß es ihr gelang, ihn durch ein längeres Gespräch zu fesseln.

„Doch was, Herr Grunow, wollten Sie eigentlich im Thurme?“ fragte sie endlich, froh, einen Stoff gefunden zu haben, der Anklang finden mußte. Sie ließ sich dabei auf den Divan nieder und schmiegte ihr reizendes Köpfchen in nachlässiger Stellung gegen die purpurnen Kissen. Er erhob seinen Blick frei und zwanglos zu ihren Augen. Die Ruhe und Haltung in ihrem Wesen, ja die Art von Zurückweisung, die in ihren Augen lag, schienen ihn schmerzlich zu berühren. — Er schwieg eine Weile.

„Ich habe mich seit einiger Zeit bemüht, eine Aeolsharfe dort oben anzubringen“, erwiderte er langsam, den Blick wie abwesend zur Erde gesenkt. —

„Welch' reizende Idee“ rief Gräfin Marie. „Ich könnte Sie beneiden, nicht selbst darauf verfallen zu sein. O, sehen Sie zu, daß Sie das Werk bald vollenden“

„Es würde schon fertig sein, gnädige Frau,“ entgegnete er, „aber ich habe aber drei Wochen gewartet, da ein Eulennest in dem oberen Fenster war mit zwei häßlichen Jungen. Ich wollte sie erst aussliegen lassen. Gestern warf ich den alten Meisjahn erbarmungslos hinunter und hoffe nun, schnell vorwärts zu kommen.“

„Sie haben viel Herz!“ rief die Gräfin unwillkürlich warm.

Jetzt hatte sich Grunow gesammelt. „Wieso?“ fragte er kühl. — Es blieb einige Secunden still. Nur das Gezwitscher der Waldvögel verlor sich bis in das traulich Zimmer. Die Gräfin war bleich geworden.

„Sie sind musikalisch?“ unterbrach sie, nur um Etwas zu sagen, die peinliche Stille.

„Etwas, gnädige Frau.“ Sie rauschte in ihrem schwarzen Seidenkleid an ihm vorüber und öffnete die Portieren zu einem kleinen darunter Salon, in dessen Mitte ein Flügel stand. Einfach und ungezwungen bat sie den jungen Maler einzutreten, öffnete den Flügel und setzte sich selbst davor nieder.

„Lieben Sie Beethoven?“ fragte sie und wendete ihre zierliche Gestalt zu ihm herum.

„Ja, gnädige Frau. Wer könnte ihn kennen und ihn nicht lieben?“ Das war wieder der kalte, förmliche Ton, mit dem er dies sprach, der Ton, der sie so tief verletzte, sie wußte selbst nicht, warum. Ihre Stirn umwolkte sich, flammende Röthe trat in ihr Antlitz. Sie hatte die ersten Accorde angeschlagen, aber nicht eine ernste majestätische Sonate Beethovens klang unter diesen feinen Fingern hervor, dessen Spitzen, leise gerothet, die zierlichsten Nägel zeigten. „Das Meer ergänzte weit hinaus“, begann sie in einer Clavier-Composition von Hermann Friedrich nach dem Schubert'schen unvergeßlichen Liede. Die Töne rollten von ihren Fingern wie klingende Perlen. Das leidenschaftliche Presto begann! Wildschäumend schienen die Tonwogen übereinander zu fluthen, um allmählig sanft und sanfter in eine weiche, schmelzende Melodie überzugehen, deren Töne schmachtevoll unter den stillen Wald hinüber getragen wurden in ein Reich ferner, duftiger Poesie. Plötzlich brach die Gräfin, über sich selbst erschrocken, ab. Sie war in schwermüthige Volksweisen hineingerathen, ihrem innersten Triebe ahnungslos folgend, und hatte die ersten Töne zu dem Volksliede: „Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann“ angeschlagen — da — eine heftige Bewegung hinter ihr, und verstummt über sich selbst war sie aufgestanden.

„Warum brechen Sie ab, gnädige Gräfin?“ fragte Grunow, und der weiche, warme Ton seiner Stimme machte sie erst recht erschrocken.

„Lassen wir die leidige Musik!“ Sagen Sie mir lieber in welchem Fenster, Herr Grunow, wollen Sie das musikalische Märchen erklingen lassen?“ Er schwieg einige Momente. „Natürlich im höchsten Fenster,“ entgegnete er. „Das liegt rechts!“

Wieder war Alles still, und man vernahm einige Secunden das Rauschen des Waldbachs vom Thal herauf.

„Wollen Sie mich ein wenig in den Wald geleiten, Herr Grunow? Es ist recht schwül im Zimmer, nicht wahr?“

„Wie Sie wünschen.“

„So treten Sie mir, bitte, dort meinen Sonnenhut!“

Sie traten hinaus in den Burghof. Die Sonne dachte bereits an den Abschied und neigte sich goldig schräg gegen den Wald. Die Gräfin blieb stehen.

„Herr Grunow,“ begann sie mit Verzagt im Tone, „Sie haben mir vorhin nicht die Wahrheit gesagt“

Er stand einige Augenblicke in sichtlicher Verwirrung. „Wie so?“ fragte er dann.

„Das Bibliothekzimmer liegt ja auf der linken Seite des Thurmes, während Sie mir sagten, daß Sie die Aeolsharfe im höchsten Fenster rechts aufhängen wollten. Sie hatten also einen andern Grund, als mir uns vorhin dort oben trafen!

„Gnädige Gräfin . . . .“

„Nun?“

„Es ist so. Ich hatte einen anderen Zweck“

„Das muß ja etwas Entsetzliches gewesen sein,“ meinte sie, „daß Sie es vor mir verbergen mußten!“

„Nein' gnädige Gräfin“ begann er mit gänzlich unbefangenem Freimuth. „Ich wußte nur nicht, ob es Ihnen angenehm sein würde“

Ein leises „Ah“ von den halb geöffneten Lippen der Gräfin verhallte.

„Nun! Wollen Sie nicht beichten?“ drängte sie, als er wieder schwieg.

„Ich habe seit einiger Zeit mit großem Interesse die Chronik Ihres Hauses studirt, gnädige Frau. Sie lag offen und, wie es schien, für Jedermann zur freien Benutzung da, und weil es mich sehr interessirte, besonders seitdem ich die Ehre habe, Sie, gnädige Frau, zu kennen . . .“

Ein helles, fröhliches Lachen der Gräfin unterbrach ihn. „Da sieht man, welchen Eitelkeiten der Mensch unterworfen ist! Alle die hehren die vergilbten Blätter der Chronik aufgeschlagen, während ich mit Pietät und achtungsvoller Scheu mich nicht getraute, das Stammbuch meiner Väter zu berühren aus reinem Respect vor der längst im Grabe ruhenden Hand irgend eines romantischen Vorfahren, der das Buch in dieser Verfassung liegen ließ! Und nun“ — sie lachte herzlich weiter.

„Ich hoffe nicht, Sie verletzt zu haben, gnädige Gräfin“

„Keineswegs, Herr Grunow, doch nun erzählen Sie mir auch Etwas davon. Kennen Sie den Schluß der Geschichte des Grafen Erwin und seiner Geliebten?“

„Ich kenne ihn, gnädige Gräfin“

Die Sonne schied bereits aus den engen Bergthälern und lagerte sich goldig auf den Höhen und Waldeswipfeln. Die schmale Mondsichel stand schon am Himmel und flocht das silberne Horn noch luftlos in die grünen Baumkronen, in denen schwingenden Zweigen die Vögel ihr Abendlied sangen. In dem dichteren Buchenlaub begann es zu dunkeln, und geheimnißvolles Rauschen schien von Baum zu Baum, von Blume zu Blume zu gehen. Der Waldbach schickte wieder sein eintönig Lied heraus und verwebte seinen weichen Sang geschwätzerisch mit dem wogenden Nebelflor, der herbstlich abwend die Berge herauf zog. Die Burg hinter ihnen glühte im Abendschein, und ihre Fenster schimmerten wie flammendes Feuer.

Und immer noch schritten sie vorwärts. In seinen Augen flammte es vor innerer Leidenschaft.

„Ist schon“ meinte er und trat mit ihm hinaus aus dem Wald auf die einsame Landstraße unter den goldenen Buchenbaum, der noch leuchtend von der scheidenden Sonne angeglüht war. Ihr Strahlenmeer blendete ihre Augen.

Marie setzte sich auf die graue Steinbank. Da begann der Baum seltsam zu rauschen, und es war, als sänken goldene Lieder wie in leisen Traum aus seinen Zweigen herab. Mit

den Nebeln zogen verhüllte Melodieen herauf, ein Vogel zwitscherte im Rosenhag — und sie schauten sich an. — Eine sonderbar fremdartige Stimmung umfing plötzlich Beide. Sie hätten weinen mögen — und wußten doch nicht warum.

„Wie glücklich," flüsterte Marie, „ist das Leben, wenn es sich kindlich an Gott und die Natur schmiegt!"

„Und doch! Es muß oft schwer sein," meinte er. „Bleibt nicht schon jeder tiefe Schmerz ein fremder Eremit auf Erden?"

Im Rosenhag flüsterte es sonderbar. Ein Windhauch hatte sich aufgemacht, und Blatt auf Blatt rieselte von den letzten Blüthen hernieder. Das schwarze Holzkreuz lugte mahnend zu ihnen herüber — die Vögel waren alle verstummt. —

Er bückte sich und brach eine blutrothe Nelke, die vor ihm im Grase stand — dann sah er sie an. Sie hatte die schönen Augenlider gesenkt, und der breite Sommerhut brachte ihr ganzes Antlitz in tiefe Schatten. Er war ihr näher getreten.

„Wie wunderbar schön!" hob er an.

„Denken Sie?" fragte sie, wie aus einem fernen Traum erwachend, zurück. „Mich dünkt, das Sausen des vernichtenden Herbststurmes laure in diesem leisen Geflüster! Mich dünkt, die schönsten Blüthen würden hier aus dem Kranze des Glückes geknickt!"

Sie stand aufgerichtet, eine dunkle Silhouette gegen den Abendhimmel. Ihre Stimme klang fremd. Es war, als fielen die Flügel der Freude von ihr herab, und die dunkle Angst eines tiefen Leides trat in die zitternde Seele. Er ergriff ihre Hand.

„Ich war wohl kindisch?" meinte sie, sich über ihre wunderlichen Worte schämend. „Halten Sie es der sonderbaren Stimmung zu Gute. Es muß das Scheiden des Tags und das Nahen der Nacht hervor bringen. Wenn ich an Zaubermächte glauben könnte, würde ich zu dieser Zeit unter ihrem Banne stehen!"

Er ließ ihre Hand los, hatte die rothe Nelke zerpflückt und warf sie verächtlich in's Gras. — Es war todtenstill, als nahe unsichtbar und leise der Geist unglücklicher Liebe, der schweigend über die Erde zieht. Vom goldenen Buchenbaum fiel ein Blatt herab — und die erste Ahnung nahenden Todes zog über die müden Gefilde. —

Sie hatten lange geschwiegen und ihren Gedanken im Stillen gelauscht.

„Und wollen Sie mir nicht Etwas aus der Chronik erzählen?" sprach sie, eigentlich nur um Etwas zu sagen; denn das unheimliche Schweigen begann sie zu drücken.

Grunow erblaßte. „Wie kommen Sie jetzt darauf, grade jetzt?" fragte er sonderbar drängend.

„Es fiel mir grade ein; weiß ich selbst warum? Erzählen Sie mir den Schluß der Leidensgeschichte vom Grafen Edwin. Bitte!"

„Nein, nein!" rief er heftig.

„Wie sonderbar Sie sind? Doch wie Sie wollen. Ich dachte mir nur die Mühe zu ersparen, noch einmal die enge, häßliche Stiege empor zu klimmen. Doch kommen wir auf etwas Anderes. O sehen Sie, da blüht noch eine verspätete, blasse Rose! Dort, dort, ganz unten am Holzkreuz!" Sein Blick war ihrer Bewegung gefolgt. Mit zitternder Unruhe trat er hastig davor.

„Als ich ankam, stand hier Alles in einem wahrhaft bezaubernden Flor, Herr Grunow. Ich konnte nicht widerstehen und raubte ein paar der herrlichsten Blüthen." „So?" sagte er wehmüthig leise. „Sie haben hier von diesen Rosen gepflückt?" Die Gräfin betrachtete sein bleiches Antlitz, über das eben die Sprache eines stummen Wehes zitternd glitt.

„Und es knüpft sich für Sie etwas Trauriges daran, Herr Grunow?" fragte sie leise.

Der goldene Buchenbaum begann plötzlich heftig zu rauschen; das Gras zu ihren Füßen wogte säuselnd auf und nieder.

Er hatte stumm genickt und wandte sich ab.

Und wieder fuhr die Gräfin, um die drückende Stille zu kürzen, fort: „Was bedeutet das schwarze Holzkreuz eigentlich hier unter den Rosen versteckt? Ist hier einmal Jemand verunglückt?"

„Ermordet, Gräfin!"

„Ermordet! O entsetzlich! Und wer?"

„Wie kommen Sie, gnädige Gräfin, grade jetzt auf die Frage? — Wie eigen," sprach er dann mehr für sich. „Ist es nicht, als sei wirklich Wahrheit an dieser alten Mär?" —

„Wer also? Herr Grunow?"

„Graf Edwin!" entgegnete er finster.

„Graf Edwin ward hier an dieser einsamen Stelle an der Landstraße ermordet? O erzählen Sie weiter!" bat sie.

Er sah sie seltsam an. Beider Seelen schienen in diesem Blick mit einander zu reden. Wieder ergriff er leidenschaftlich ihre Hand — und ohne den Blick aus ihren Augen zu wenden, entgegnete er mit weicher, inniger Stimme:

„Sie sollen es wissen. Doch nicht hier und nicht aus meinem Munde. Ich schrieb die Sage ab, da sie mir von echt dichterischem Werth erschien, weiter nichts. O freilich," fuhr er schmerzlich fort, „wie konnte ich damals ahnen, welch anderen Werth, welch' sonderbares Schicksalsspiel sie mir enthüllen würde!"

„Sie sprechen in Räthseln. Ich verstehe Sie nicht. Was kann Ihnen nur so schmerzlich sein, was mit dieser alten, verklungenen Sage zusammen hängt?"

„Freilich," rief er plötzlich nüchtern, „wie sollten auch Sie zu meinen Gefühlen und Gedanken kommen! Verzeihen Sie! Hier sind die Blätter," begann er wieder und reichte ihr einige Seiten aus seinem Portefeuille.

„Sie zittern" — sprach er, als die kleine weiße Hand etwas unsicher danach langte.

Sie sah ihn lange schweigend an. Ein Meer von stillem Schmerz und innerem Unglück lag in dem Blick. Seine zitternden Hände umschlossen noch einmal die ihren. „O," rief er leidenschaftlich, und seine dunklen Augen schienen die ihren bis auf den Seelengrund durchdringen zu wollen — „o Marie! dieser Blick gibt mir den Muth, Ihnen zu gestehen: — — auch ich habe hier einst eine Rose geknickt!" —

„Aber um Gottes Willen, Herr Grunow?"

Sichtlicher Schrecken lag in dem Blick, mit dem sie ihn betrachtete.

Ferne Posthornklänge weckten Beide aus ihren Gedanken. Der Wald rauschte lauter als vorhin — der Bach schwatzte vom Wiesengrund herüber — die Sonne war fort. — Gräfin Marie stand noch aufgerichtet. Das schwarze Seidenkleid hob die ungewohnte Blässe ihrer Züge hervor, die einen leidenden Ausdruck zeigten. Die rothe Schleife am Busen leuchtete wieder wie ein einziger großer Blutstropfen auf ihrem Herzen. Näher und näher kamen die Posthornklänge. Jetzt hallte es deutlich die Straße hinab:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Gräfin Marie wendete sich einen Moment hastig zur Seite — dann rief sie anscheinend vollkommen heiter:

„Nun, Herr Grunow, es ist Zeit zum Heimweg!" —

Und wieder fiel ein Blatt herab vom goldenen Buchenbaum; die Ahnung nahenden Todes stieg immer mahnender herauf und strich über die müden Gefilde. — —

Abends las Gräfin Marie, nachdem sie bereits einmal Alles gelesen hatte, noch einmal:

„Mathilde hatte aber den treuesten Diener gedingt, daß er den jung Rittersmann Edwin auf selbiger Jagd ermorde. Sie vermeinete noch einmal vor sich: Gewann aber nit Huld."

Darob ward neben an der Landstraßen unter einem mächtigen Buchenbaum der zerhauene Leichnam des jung Grafen gefunden, und auf Verlangen des Fräulin Huberta Rosweim an Ort und Stell unter einem schwarzen Holzkreuz verscharret. Sie selbsten aber kam in schwarze Nonnenkleider all Morgen und Abend an des jung Edwin Grab und begoß die Rosen, die sie ihm zum Zeichen der Lieb und Treu gepflanzt hatte, mit ihren Thränen. Und an ein Morgen, da sie

wieder dort weinen wollte, fand sie all die rothen Rosen abgeschnitten und zerstört. Sie ahnete, wer ihr den Schmach angethan hätte, und rief in ihrem großen Schmerze: „Eine jede Hand soll dasselbe Unglück unglücklicher Lieb erfahren, die hier jemals von mein Garten eine Rose bricht!" —

Seitdemen aber geht ein fester Glaube durch das stille Land und kein Schönauer Maid pflückt sich ein Strauß von dem verzauberten Rosenhag." —

Die Gräfin konnte sich eines feinen Lächelns nicht enthalten als sie dies noch einmal gelesen. Dann aber saß sie still und flüsterte nur einmal kaum hörbar: „Auch ich habe hier einst eine Rose geknickt!" — „Aber er soll nicht unglücklich werden!" sprach sie weiter. „Er soll glücklich werden, so glücklich, wie es nur ein Mann vermag durch die Liebe eines Weibes! — O warum hattest du nicht den Muth, mir Alles, Alles zu sagen? Weiß ich doch lange schon, wie es um uns steht! — Ich könnte mir wünschen, all den Schimmer meines Standes abzustreifen, damit du dem einfachen, ebenbürtigen Weibe unbefangen das Geheimniß deiner Seele anvertrauen könntest — so, ganz so — wie du es fühlst! — Ich begreife nicht — wie kannst du nur noch vor mir zaudern? — Sollte man mir so wenig mein Empfinden anmerken? — O, du sollst glücklich werden — unendlich glücklich — du Süßer, Theurer!" —

Die Nachtvögel riefen zum Fenster hinein. Ein Falter irrte ums brennende Licht und versengte die grauen Flügel. Der herbstliche Nachtgesang der Grillen tönte bis Mitternacht fort. Am Himmel wandelte der stille Mond, und sein bleiches, irrendes Licht küßte statt der rothen Rosenblüthen an der wilden Hecke die keimende Frucht.

* * *

Seit jenem Begebnisse waren Tage verstrichen. Tage voll zagender Unruhe für Gräfin Marie — Tage inneren, schweren Leids für den jungen Grunow, der sich umsonst bemühte, die Unruhe und Angst seines Herzens durch seine Arbeit zu zerstreuen, denn ein kalter, endloser Regen strömte herab, und das einsame Leben ward unerträglich. —

Sophie wie die Tante drängten unaufhörlich zur Abreise, und allerdings mahnte das düstere melancholische Wetter an die traulichen Zimmer der Hauptstadt. — Von Tag zu Tag zögerte die junge Gräfin mit ihrem Entscheid. Von Tag zu Tag harrte sie in stiller, banger Hoffnung. Umsonst! Umsonst! Der Regen schien endlos zu währen — und Grunow? —

Seit jenem Abende hatte sie nichts von ihm gehört, ihn nicht gesehen, und ihre Seele lebte in innerer Unruhe bei jedem kleinen Geräusch, das sie vernahm, bei jedem Wort ihrer mahnenden Umgebung, deren Ungeduld sie entsetzlich quälte. Sie war wie verwandelt. Blaß und unsicher ging sie in ihrem düsteren Zimmer umher: in fieberhafter Spannung harrte sie nun volle vier Tage täglich, stündlich seines Anblicks. Wie war ein solches Verhalten möglich nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen. Eine quälende Angst bemächtigte sich ihrer. Gedanke auf Gedanke bebte siedend heiß durch ihr Gehirn — sie hatte sich bis auf den letzten Blutstropfen zermartern mögen — wo blieb er? —

„Aber, gnädige Gräfin", begann eines düsteren, öden Nachmittags die Zofe, „Sie werden blaß und krank in dieser herbstlichen Einöde. Wir sehnen uns Alle so in die Stadt zurück. Es wäre gewiß an der Zeit — ich —"

„Ja, ja, wir gehen; wir kehren bald zurück!" entgegnete die Gräfin.

Die Zofe lächelte ob dieser Antwort, als habe sie einen ganz besonderen Grund, und schaute forschend zu ihrer Herrin hinüber, deren bleiche Wangen seltsam zuckten, während ihr Blick sich scheinbar ruhig nach dem Fenster wandte.

„Sie sind ernstlich krank, Frau Gräfin?" fuhr Sophie fort.

„O nein", entgegnete Marie. „Ich bin nicht krank. Der öde Raum und das Wetter" — sie sprach nicht weiter. Sie hatte die großen Augen wieder zum halb geöffneten Fenster gewendet, und ein fieberhaftes Flammen veränderte plötzlich ihren Blick.

Im Burghof stand Grunow. Der Bursche aus Hirschfeld stand auf der Schwelle der Küche, für die er neue Bedürfnisse herbei geschafft hatte — da hörte sie Grunow's Stimme: „Sage dem Postillon, daß er pünktlich ist. Ich denke — morgen, Mittwoch, früh zu reisen."

Der Gräfin schwindelte — doch nur einen Moment, einen kurzen Moment. Sie preßte die Lippen heftig zusammen, schloß einen Augenblick die sich verdunkelnden Augen — dann wandte sie sich zu Sophie. Das Mädchen stand in der Mitte des Zimmers und ordnete an einem Kleide für sie.

„Wir können schon morgen reisen, mein Kind", sagte sie fast tonlos leise. „Ich werde mit meiner Tante sprechen."

„Gott sei gelobt! O Frau Gräfin! Ich habe eine Sehnsucht nach Hause — ich kann's gar nicht sagen!"

Die Gräfin nickte. Wieder zuckte es schmerzlich in ihrem Antlitz. Sie schaute mit großen, ruhigen Augen die Zofe an: „Ich glaub dir's, Kind!" hauchte sie dann und verließ das Gemach.

Es war Abend geworden. Kalter Wind peitschte den strömenden Regen gegen die Fenster. Mit aller Macht schien ein früher Herbst ins Land zu brechen, und der große Raub begann auf der Erde. Es war eine dämonisch finstere und wilde Nacht, die frühzeitig das Tageslicht verdunkelt hatte. Die aufgeregten Elemente schienen, entfesselt wie ein wildwogendes Meer, förmlich zu rasen. — Gräfin Marie saß allein. Die Blässe auf ihren Wangen verrieth den schmerzlichen Kampf ihrer Seele. Wenn sie sich unbeobachtet fühlte, schien aller Stolz aus ihrer gewohnten Haltung zu schwinden, alle Widerstandskraft aus ihrem Wesen zu weichen. Sie richtete das starre Auge nach innen, und nur mechanisch blieb es hier und da an den sie umgebenden Gegenständen haften. Sie horchte, wie abwesend mit ihren Sinnen, auf den Regen, der noch immer hastig gegen die Fenster schlug, dann und wann von einem brausenden Windstoß unterbrochen, der dann den Takt der fallenden Tropfen beschleunigte. Dann und wann seufzte die Aeolsharfe, die wirklich in Gang gekommen war, dazwischen, wenn die flüchtigen Finger des Windes in ihre Saiten griffen, und ein wehmüthiger Accord verhallte wie ein schmerzliches Sehnen in der aufgeregten Natur. Eine Eule hatte unter dem Vorbau ihres Fensters gegen die Nässe Schutz gesucht und rief ihren melancholischen Gruß in den Wald. In dem Mauerwerk seufzte und stöhnte es unheimlich bald hier, bald dort — es war, als gäben sich unsichtbare Geister die Zeichen zu einer gespenstischen Zusammenkunft.

Mehr als einmal fuhr die Gräfin bei diesen Tönen aus ihrem dumpfen Brüten auf und schaute weitgeöffneten Auges nach einer der Thüren. Denn es war ihr als würde sie sich im nächsten Moment unter unsichtbaren Händen öffnen. Ein Glück, daß Tante Minette schlief, fest schlief. In solcher Nacht hätte man ihr das Grauen verzeihen müssen. Die Zofe saß auf ihrem Zimmer und schrieb, schrieb die frohe Nachricht ihrer baldigen Rückkehr heim — und Gräfin Marie? —

Kein Wort, kein Laut entrang sich den zitternden Lippen. Bleich wie eine geknickte Rose trat sie zum Fenster. Sie hatte die Hände aufs laut klopfende Herz gepreßt. Die weißen Zähne bissen auf die rothe Unterlippe, daß sie blutete. Sie suchte draußen in der dunklen Nacht irgend einen hellen Punkt, an den sie die unruhige Seele anschmiegen könne zu neuem Halt und neuem Muth — sie schaute so lange hinaus, als läge die schönste Sommernacht vor ihren Blicken und der silberne Mond tauche ihre Seele in Frieden und Ruhe. —

„O daß er scheiden konnte!"

Da klopfte es leise. Sie fuhr bei dem Laut zusammen, als müsse ein Geist auf ihr leises „Herein" erscheinen. Die Thür sprang auf. Er war es.

Es war trotz der bereits lange eingetretenen Dunkelheit

noch zeitig. Sie hatte sich davon keine Rechenschaft gegeben, denn die Rechnung der Stunden hört in solcher Stimmung in der Einsamkeit völlig auf.

„Darf ich eintreten?" fragte er mit einem Blick, der ihr ganzes Wesen erbeben machte. „Ich sah Ihre Fenster erhellt, und da ich . . . ."

Er sprach nicht weiter. Sie hatte stumm seine Hand gefaßt und geleitete ihn durch die andere Thüre in den nur matt erhellten Salon. Beide standen sich, nach Worten suchend, einige Secunden still gegenüber. Der Regen klopfte leise ans Fenster — die Aeolsharfe klang in weichen Accorden herein, bald wie eine zürnende Stimme, die Töne schnell und wild durcheinander werfend — bald leise verendend in weiter, nebliger Ferne.

„Der Sommer ist schlafen gegangen," sagte Marie, zuerst sich erinnernd, welche Rücksicht sie ihrem Gaste schuldig sei. „Ja," entgegnete er langsam, und seine Stimme hatte einen matten Klang: „Vorüber! Vorüber!" —

Sie sah ihn von der Seite an. Sie sah, daß auch er schwer gelitten haben mußte. Seine Augen lagen tiefer — er schien ihr älter geworden — und wie klang dies „Vorüber! Vorüber!" —

Doch warum „vorüber"? Warum so trostlos? Mitten in ihrem Schmerz barg die Gräfin ein leises Lächeln über die Hoffnungslosigkeit und Muthlosigkeit des leidenden Mannes. Sie schüttelte leicht das Haupt und blickte schweigend zur Erde.

Er sprach nicht von seinem Abschiede, auch sie sagte kein Wort — aber die drückende Schwüle eines fremden Schmerzes lag über Beiden. —

Sophie hatte den Thee servirt und war wieder verschwunden.

Sie hatten reden wollen. Ein Jeder begann — aber sie wußten nichts — sie fanden nichts — und blieben abermals stumm.

In dem alten Nußbaum auf dem Burghof seufzte und wüthete der Sturm, zürnend die Zweige unter einander schüttelnd, seines Raubes gewiß.

Grunow stürzt ein Glas rothen Burgunder hinab. Noch eines — und noch eines — die Gräfin erschrickt ob der Hast. Zitternd setzt auch sie das Glas an die Lippen. Sein Antlitz röthet sich vor innerer Erregung. Sein Auge sucht das ihre frei und rückhaltlos. Er erhebt sich. Er faßt ihre Hände — — Was soll werden?" —

Jetzt sitzt er am Flügel. Ton auf Ton rollt herab. Seine Hände gleiten fiebernd über die Tasten. Bald rauscht ein jubelnder Chor heran, und die stürmischen Pulse der Leidenschaft schlagen gleich Feuerflammen empor. Die junge Gräfin ist aufgestanden. — Dort lehnt sie hinter seinem Stuhl. Mehr und mehr neigt er willenlos das Haupt nach ihr hinüber. Jetzt berührt sein Haar ihren Busen — eine weiche, sanfte Melodie gleitet sehnsuchtsvoll wie vom Himmel nieder; dann geht er leise zu dem Liede über:

„Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann —"

Was sagen ihr in diesem Augenblick seine Töne? — Ihre Seele ist übervoll — und sie neigt sich herab und berührt ihn rasch mit den Lippen.

Die Töne werden matter und matter, erlahmt sinken seine Hände herab — und betäubt schließt er einen Moment die Augen.

Erschrocken ist Marie zurück getreten. Dunkle Röthe färbt ihre Wangen. Tiefathmend sinkt sie in den Sessel.

Da springt er auf. Wie ein greller Schrei der Verzweiflung klingt sein „Leben Sie wohl!" Er hat das Schloß der Thür gefaßt —

„Grunow!"

Welche Welt in diesem schmerzlich weichen Tone! Nicht mehr seiner mächtig liegt er zu ihren Füßen. — Kein flüsternder Laut — keine leise Bewegung — es ist, als wären die Beiden in ihrem Kusse gestorben. —

Im goldenen Buchenbaum an der Landstraße rauscht es düster. Blatt auf Blatt flattert seufzend herab, und die Rosen sind lange schon verblüht! —

* * *

Das war ein herbstlich trüber October-Morgen. Dichter, undurchdringlicher Nebel rieselte wispernd durch die dürr gewordenen Blätter. Die Erde schien hinabgesunken ins trostlos düstre Todtenreich; der weite Luftraum war ein einziges erstickendes, einengendes Grab.

„Vorüber! — vorüber!" Es war, als wenn das schmerzliche Wort auf allen Schwingen der Lüfte durch die Öde jammerte. Auf jedem kleinen Grashalm stand es, auf jedem erstorbenen Blumenkelch. — Der Wald hielt noch mühsam sein buntes Blätterwerk an den ermüdeten Zweigen — ein Weilchen noch — ein kurzes Weilchen — dann kommt der letzte Sturm und tanzt mit ihm den Todtentanz: auf ewig „vorüber!" — Auf Nimmerwiedersehen? —

Der Morgen war es, wo Grunow reisen wollte. Es rieselte noch im nebligen, todten Frühlicht von den Bäumen. Was gestern als bange Ahnung über der Schöpfung gezittert hatte — heut war's erfüllt.

Kein Jubel, keine Freude lag auf den blassen Wangen der jungen Gräfin. Kein Glück verklärte den trüben, schmerzlichen Blick. Sie streifte im Vorbeigehen mit den feinen Fingern das Laub von einem Zweige. Wie kalt, wie todt! —

Das schwarze Seidenkleid rauschte über den welken Rasen — hier und da flatterte ein müdes Blatt raschelnd hernieder — die Blumen lagen leblos am feuchten Boden; — ein kecker [illegible] aber rief in die kalte Frühluft hinaus.

Sie fröstelte. Aber sie mußte vorwärts. Sie mußte! Es drängte sie, als habe sie eine Mission zu erfüllen. — Seltsamer Einklang der Natur mit der verödeten Menschenseele! Sie mußte ja auch einen Herbst betrauern — aber einen anderen — einen Herbst, der nie wieder schwindet — dem kein Frühling neues Blühen verheißt!

Sie war den ganzen Berg hinab geschritten und stand unten an der einsamen Landstraße. Der undurchdringliche Nebel verhüllte den goldenen Buchenbaum, als sei er verschwunden — nur in der Nähe glänzten die nassen, rothleuchtenden Früchte am wilden Rosenhag, und es tropfte wie Thränen von ihnen herab im Nebelgeriesel. — Auch die alte Buche trug seltsamen Thränenschmuck in ihrem bunten Blättergewinde, und dann und wann tropfte es auf die graue Steinbank. An dem Rose hing ein Spinngewebe; auch in seinen feinen Fäden hingen Tröpfchen, wie kleine Perlen hineingewebt. — Das alte Grab mit dem schwarzen Holzkreuz war im welken Blättergewirr, wie es schien, noch einmal begraben. —

Der Gräfin blasses Antlitz erhob sich; die schwermüthigen, müden Augen funkelten auf — im lichten Nebel dunkelte es — es war, als nahe eine Gestalt; — da stand er — er! —

Sie faßte mit ihrer Linken wie hülflos in den weichenden Nebel hinaus — dann sank sie stumm auf die Bank. — Ein Vogel flog auf — ein Schuß fiel dumpf in der Ferne, der verendende Schrei eines Wildes hallte jammernd herüber — dann war es draußen still.

„Muß ich Sie hier finden?" sagte er tonlos — die schmerzerfüllten Augen zur Seite gewendet.

Sie entgegnete nichts. Blaß und zitternd rüstete sich Jeder, in sich selbst verloren, auf seine schwerste Stunde. Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart schien in einem Augenblick hinabgesunken in das Reich endlosen Nebels — das Reich des Todes.

Die Rosen der Wangen nahm der Herbst für immer dahin — eine andere Blüthe blühete auf den bleichen Zügen auf — eine Blüthe, hell leuchtend durch die Todesnacht. — Sie sah ihn an. Wie litt der Arme — und durch sie!

Der stille Heldenmuth des Weibes erwachte plötzlich. Alles übersehend, in ihrer Seele und zeigte ihr deutlich und klar das Entsetzlichste — aber auch zugleich mit ruhiger Gewalt den Weg, den sie wandeln müsse, und wenn noch so erdrückender Nebel ihn ihr verhüllte.

O deshalb, deshalb still! —

Sie beugte sich sanft zu dem vor ihr Knieenden herab — Brust an Brust und Wange an Wange, hauchte sie langsam: „O sage mir kein Wort! Ich weiß Alles — Alles! Leb wohl!“ —

Er brach zusammen. Ein wildes Schluchzen entrang sich krampfhaft seiner Brust.

„Marie!“

„Denk an — dein Weib!“ entgegnete sie leise sanft — und wandte sich zum Gehen. —

„Marie!“ — Noch einmal bebte dieser Name wie dumpfes Grabesläuten von seinen Lippen — dann preßte er die heiße Stirn auf den kalten Stein und kämpfte um Fassung. —

Der Nebel rieselte widerstrebend in dem welken Buchenlaub — von der Rosenhecke fiel dann und wann eine thränende Frucht herab und knisterte verendend durch das boerige Gezweige. —

Als er endlich aufsprang — da war er allein — allein in dem Nebelmeer. —

Zwei Stunden später saß die Gräfin am Fenster. Wie bei Grunow's Ankunft blickte sie ins Thal hinab. Feucht fahler Windhauch flüsterte weiter in den herbstlich dürren Blättern. Die dunklen Augen der einsamen Frau schauten in unheimlicher Ruhe über den kalten Tod der Natur hinweg, und wandte in die Gegend hinaus, wo die Landstraße sich hinzog. Sie harrte lange — lange — die Seele voll herzzerreißendem Wehe. Aber jetzt galt es noch Fassung. Jetzt galt es noch Ruhe. —

Der Nebel ward, wie auf das Geheiß geheimer nedischer Mächte, stets sich zu lichten, dichter und dichter — sie strengte vergebens ihre Augen an. — Da — mit einem Male war es — als vernähme sie ein fernes dumpfes Rollen, wie das Geräusch von eilenden Rädern — und gleich darauf wehten leise, abgerissene Posthornklänge durch den wispernden Nebel an ihr lauschendes Ohr:

Ade, wie ich's wünsche kann,
Daß es dich stehen kann —

immer ferner — immer leiser und leiser — jetzt war 's dahin.

Thräne auf Thräne rann von den schwergeballten Augen — Thräne auf Thräne ohne Ende und Ziel. Die Koloharfe warf manchmal einen leisen Accord zwischen das einsame Schluchzen — dann war es ihr, als spräche er — er — und wollte sie noch aus der Ferne trösten. — —

Wenige Tage noch — und der alte Burgwart war wieder allein auf der verödeten Burg. Das einsame Leben des Winters kam und nahm ihn in sein stilles Reich, als sei auch er mit der Natur vergraben unter dem Schnee und seine Seele mit den besten Fenstern eingefroren — vielleicht für immer. —

* * *

Sie hatten von den verzauberten Rosen unterm goldenen Buchenbaum an der sonnigen Landstraße zwei Blüthen gepflückt, die keine Schönauer Maid auch nur leise berührt.

Friedrich der Große und Ziethen.

Von

Wilhelm Camphausen.

Es war im Feldzug von 1761 des siebenjährigen Krieges, als Friedrichs Lage keinen weit überlegenen Feinden gegenüber eine höchst kritische geworden und er genöthigt war, sich auf ein Vertheidigungssystem des Abwartens zu beschränken. Seiner kleinen Armee von kaum Mann standen die Oesterreicher unter Laudon mit Mann und die Russen unter Feldmarschall Buttarlin mit Mann gegenüber, und so bezog er vor Schweidnitz bei Bunzlau ein verschanztes Lager, welches in kurzer Zeit durch die rastlose Thätigkeit seiner Truppen zu einer förmlichen Festung umgeschaffen war. Freilich wurden die Arbeiten nicht hinreichend gegen Kanonen durch tragbare Baumstämme, welche man in die Schießscharten gelegt hatte, vervollständigt.

Während in weitem Bogen der Feind einmweilen in respektvoller Ruhe das Lager umstand, mußte der König indessen doch stündlich seinen Angriffs gewärtig sein, und so verstumte er denn nicht, während die Seinen Tag und Nacht an der Schanzarbeit und unterm Gewehr standen, in unausgesetzter Wachsamkeit den Gegner zu beobachten und unermüdlich die Anstrengungen und Strapatzen der Soldaten zu theilen.

Aber wohl einsehend, daß er auf die Dauer dem übermächtigen Feinde nicht gewachsen sein werde, war sein Sinn von den schwersten Ahnungen und Sorgen bedrückt, und er suchte dann wohl Trost und Hoffnung auf einen Umschwung des Kriegsglückes bei seinen Vertrauten, unter denen der alte Ziethen mit seinem ungebeugten Muth und Gottvertrauen seinem Herzen am nächsten stand.

So sehen wir ihn denn, wie er dies häufig that, in einer kalten Herbstnacht am Wachtfeuer der Generalen sitzen, das sorgenschwere Haupt gesenkt, und, ins Feuer starrend, mit dem Stock sich die vergänglichen Kohlen zertheilen. Ziethen mochte wohl eben in dem Bestreben, den Muth seines königlichen Herrn aufzurichten, etwas allzu derbdt gewesen sein, als ihn dieser halb spottend fragte: „Hat Er sich denn einen neuen Alliirten angeschafft?“ „Nein, Euer Majestät“, erwiderte Ziethen, „nur den alten da oben, und der verläßt uns nicht“. „Ach, der thut keine Wunder mehr“, entgegnete Friedrich, worauf Ziethen: „Deren braucht's auch nicht, er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht zu Schanden werden.“ —

Als bald nachher die feindlichen Heerführer theils aus Mangel an Lebensmitteln, theils aus eigener Unentschlossenheit und Uneinigkeit in der That den Angriff auf das entschlossene Häuflein der Preußen aufgegeben hatten und abgezogen waren, und Friedrich mit seinem kleinen Heere, jubelnd über die fast wunderbare Erlösung aus anscheinend hoffnungsloser Stellung, ausbrechen konnte, erinnerte er sich seines eben erzählten Gespräches und sagte, dem treubewährten Freunde die Hand drückend: „Na Ziethen, Sein Alliirter hat doch Wort gehalten.“

Friedrich der Grosse und Ziethen.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Artistischer Theil.

Scheuren, C., Professor in Düsseldorf: Titelbild. (Farbendruck.)
Remy, Marie, in Berlin: „Im wunderschönen Monat Mai.“ (Farbendruck.)
Achenbach, Andreas, Professor in Düsseldorf: Norwegischer Wasserfall.
Jerichau-Baumann, Elisabeth, in Copenhagen: Christliche Martyrinnen in den Katakomben Roms. (Farbendruck.)
Teschner, E., in Weimar: Beim Trödler.
Straub, F., in Düsseldorf: Der Pilger von St. Just.
Cramer, A. von, in Düsseldorf: Albaneserin. (Farbendruck.)
Sohn, W., in Düsseldorf: In dunkeln Träumen.
Baur, Alb., Professor in Weimar: Scene aus E. T. A. Hoffmann's „Märchen von der harten Nuß“.
Achenbach, Oswald, Professor in Düsseldorf: Der Konstantinsbogen bei Mondschein. (Farbendruck.)
Treuenfels, M., in Weimar: Vor dem Posthause.
Wilberg, M., in Berlin: Paracchen's Maßestante.
Hübner, Julius, in Düsseldorf: Weinlese. (Farbendruck.)
Friedrich, W., in Weimar: Scene aus Shakespeare's „Was ihr wollt.“
Scheuren, C., Professor in Düsseldorf: Gedenkblatt an Ferdinand Freiligrath. (Farbendruck.)
Goetz, Herm., in Carlsruhe: Illustration zu dem Gedicht: Wildschützenlaune von Ludwig Auerbach. (Holzschnitt.)
Blanckarts, Moritz, in Düsseldorf: Illustration zu seinem Gedicht: Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen. (Holzschnitt.)
Kreling, A. von, Dr. in Nürnberg: Die „heilige Vehme“. Mit Gedicht von Katharina Diez.
Ziermann, C., in Weimar: Fechten mit Hindernissen. Mit Gedicht von Franz W. Freiherr von Ditfurth.
Schmitz, Ad., Professor in Düsseldorf: Die Walküre. (Farbendruck.) Illustration zu dem Gedicht: Ostermut von Hermann Heito.
Wagner, C., in Düsseldorf: Mama kommt. Mit Gedicht von Julie Ludwig.
Langheim, C., in Düsseldorf: Illustration zu dem Gedicht: Die Perle im Becher von Gustav von Meyern. (Holzschnitt.)
Wille, A. von, in Bonn: Illustration zu dem Gedicht: Schloß Stolzenfels von W. Tangermann. (Holzschnitt.)
Ille, E., in Wien: Zwei Illustrationen zu dem Gedicht: Orpheus' Nachfolger von A. Silberstein. (Zinkographie.)
Kleinmichel, J. Th., in Düsseldorf: Dissonanzen. (Farbendruck.) Mit Text von Elise Polko.
Camphausen, W., Professor in Düsseldorf: Friedrich der Große und Zieten. Mit Text von demselben.

II.

Literarischer Theil.

1. Dichtungen in Versen.

	Seite
Zum Andenken Ferdinand Freiligrath's von Hermann Grieben	1
Aar, Alexis, in Dresden: Venus von Melos	3
Auerbach, Ludwig, in Pforzheim: Wildschützenlaune	6
Barthel, G. Emil, in Halle a. S.: Am Sterbebett	7
Das Gebiet der Seele	7
Bartsch, Karl, in Heidelberg: Mein Hort	7
Bauer, Ludwig, in Augsburg: Du meinst um goldner Tage Flucht	8
Bauernfeld, Eduard, in Wien: Von Alexander dem Großen	8
Beilhack, Max, in Aschaffenburg: Scipio Africanus	9
Berke, Philipp, in Frankfurt a. M.: Eros	[illegible]
Blüthgen, Victor, in Marburg i. Hessen: O schelte nicht mit heitrem Wort —	10
Frag' mich nicht um mein Geheimniß	11
Bodenstedt, Friedrich, in Hannover: Poetische Kleinigkeiten	11
Bowitsch, Ludwig, in Wien: Der Dreizehner	11
Buchwald, Otto, in Fürstenwalde: Im Walde	11
Bund, Ludwig, in Düsseldorf: Graf Finkenstein	12
Constant, W., in Berchtesgaden: Aus vergilbten Blättern	13
Dahn, Felix, in Königsberg i. Pr.: Wieder im Vaterhause	13
An die Geliebte	13

Seite

Ditfurth, Franz W. Freiherr von, in Nürnberg: Kalanus . 15
Fechten mit Hindernissen 16
Dräxler-Manfred in Darmstadt: Der Siebziger 16
Geheimes 16
Dyherrn, Georg Freiherr von, in Herzogswaldau: Weihnacht auf dem Friedhofe 16
Ebert, Karl Egon Ritter von, in Prag: Gesinnung . . . 17
Eckstein, Ernst, in Leipzig: Irma 17
Am Guadalquivir 17
Fischer, J. G., in Stuttgart: Neujahrsnacht 17
Thu' Ende 18
Schöpfungslegende 18
Beim Scheiden 18
Foglar, Ludwig, in Wien: Eine Morgenwanderung im Pinzgau 18
Förster, Ernst, in München: Raphaels Traum 18
Frankl, Ludw. Aug., in Wien: Tanzsaal 19
Eine Bestattung 20
Geibel, Emanuel, in Lübeck: Nächtlicher Ueberfall 20
George-Kaufmann, Amara, in Wertheim: Verlorene Träume 20
Gerok, Karl, in Stuttgart: Waldmärchen 20
Grosse, Julius, in Dresden: Märchen und Wahrheit 21
Groth, Klaus, in Kiel: Der Wike 21
Grün, Anastasius, in Graz: Im Herzogsschlosse 23
Unheimliche Gäste 24
Hackenschmidt, Karl, in Jägerthal bei Niederbronn im Elsaß: Das Förstermärchen in Schöneck 24
Hamerling, Robert, in Graz: Das Nordpolgrab 25
Suchte lange dich im Walde 25
Die Kindlein wissen's 26
Haushofer, Max, in München: Im Gemach der Todten . . 26
Hoefer, Ferdinand, in Seehausen in der Altmark: Frage . 26
Hofmann, Friedrich, in Leipzig: Die Römerglocke und der Taucher 27
Holtei, Karl von, in Breslau: Späte Reue 27
Hölty, Hermann, in Hannover: Hartmut 28
Jensen, Wilhelm, in Freiburg im Breisgau: Aus früher Zeit 30
Kaden, Woldemar, in Neapel: Auf Pompeji's Gräberstraße . 30
Kalbeck, Max, in Breslau: Einer Frau 31
Kletke, Hermann, in Berlin: Nachts 31
Hinab 32
Landmann, Marie, in Neutomischel: Brot und Wein . . . 32
St. Goar 32
Lingg, Hermann, in München: Der Schwan 32
Der Magier 32
Lorm, Hieronymus, in Dresden: Liebesgedichte 33
Ludwig, Julie, in Düsseldorf: Die Mutter geht — die Mutter kommt! 33
Marx, Friedrich, in Graz: Das Jugendland 34
Meißner, Alfred, in Bregenz am Bodensee: Höllenfahrt . . 34
Meyern, Gustav von, in Constanz: Die Perle im Bodensee . 35
Milow, Stephan, in Ehrenhausen: Was ich erlebte 36
Moeser, Albert, in Dresden: Einer Bühnenkünstlerin . . . 36
Neuhaus, Reinhard, in Cleve: Gemüth 38
Neumann, Herm., gest. in Neiße am 8. Nov. 1875: Eile mit Weile 38
Wer dankt? 38
Norwalt, Wilhelm, in Berlin: Lieder 39
Oser, Friedrich, in Basel: Die drei Schwestern 39

Seite

Osterwald, Wilhelm, in Mühlhausen in Thüringen: Sechs Frauenbilder aus Shakespeare's Dramen 40
Renaud, Th., in Rappoltsweiler (Ober-Elsaß): Ein „Dörperlied" 41
Rittershaus, Emil, in Barmen: Unter dem Eichbaume . . . 41
Roeber, Friedrich, in Elberfeld: Roggenernte 42
Roquette, Otto, in Darmstadt: Das Eselsleben 43
Schack, Adolf Friedrich von, in München: Der Grieche im Norden 43
Schaffrath, Max, in Oedburg: Dein! 44
Schanz, Pauline, in Dresden: Erlösung 44
Scherenberg, Ernst, in Elberfeld: Späte Heimkehr 44
Märchenlied 45
Schlierbach, Max, in München: An die Jugend 45
Schöpfung 45
Schneider, Lina, in Köln: Ich klage nicht 45
Frühlingswunsch 45
Schönhardt, Carl, in Stuttgart: Der Chasseur 46
Schrattenholz, Josef, in Bonn: Gefunden 46
Schultes, Carl, in Wiesbaden: Einem jungen Freunde auf den Lebensweg 46
Seidel, Heinrich, in Berlin: Sommerabend 47
Silberstein, August, in Wien: Orpheus' Nachfolger 47
Simrock, Karl, gest. in Bonn am 18. Juli 1876: Das beste Theil 48
Eibenborn bei Hennef 48
Spielhagen, Friedrich, in Berlin: Ein Tropfen Blut . . . 49
Poetenliebe 49
Stelter, Karl, in Elberfeld: Herbstsonne 49
Stöber, Adolf, in Mülhausen im Elsaß: Die Schlacht bei Türkheim 49
Sturm, Julius, in Köstritz: Heimat 50
Sommerabend 50
Tangermann, W. (Victor Granella) in Köln: Burg Stolzenfels 51
Thaler, Karl von, in Wien: Heinrichs des Löwen Sterbelager 52
Traeger, Albert, in Nordhausen: Gerne 52
Vincke, Gisbert Freiherr, in Freiburg im Breisgau: Das Schwertlied Theodor Körner's 53
Waldmüller, Robert, (Eduard Duboc) in Dresden: Der alte Flügel 54
Sprüche 55
Weck, Gustav, in Rawitsch: Aus der Ferne 56
Wehl, Feodor, in Stuttgart: Wieland, der Schmied 56
Weiß, F. G. Adolf, in Graz: Herbstlied 57
Winkler, Theodor, in Frankfurt a. M.: Liebesnoth 57
Bekenntniß 57
Wolff, Julius, in Berlin: Gastmahl 57
Woermann, Karl, in Düsseldorf: Demokrates 58
Zeise, Heinrich, in Friedrichsruh (Lauenburg): Entsagung . 59
Ziel, Ernst, in Leipzig: Ein Glaubensbekenntniß 59
Agave. Dramatisches Gedicht von S. H. Mosenthal 61

2. Dichtungen in Prosa.

Polko, Elise: Nachbarskinder. (Skizze) 65
Habicht, Ludwig: Lachendes Leben. (Novelle) 67
Heig, C.: Sommerfrische. (Novelle) 77
Winkler-Palleske, Emma: Wilde Rosen. (Novelle) 96
Camphausen, Wilhelm, in Düsseldorf: Friedrich der Große und Zieten 110